Friderich, C. G.

Naturgeschichte der Deutschen Vögel einschließlich der sämtlichen Vogelarten Mittel-Europas Bearbeitet nach vielen eigenen Erfahrungen und den besten Quellen für Liebhaber der Zimmer- und Hausvögel, für Ornithologen und Eiersammler, für Jäger- und Jagdfreunde, sowie zur Belehrung der reifern Jugend von C. G. Friderich. Mit 384 naturtreuen

Stuttgart (1889 -) 1891

Naturgeschichte

der

Deutschen Vögel

einschließlich der

sämtlichen Vogelarten Mittel-Europas.

Bearbeitet

nach vielen eigenen Erfahrungen und den besten Quellen

für

Liebhaber der Zimmer- und Hausvögel, für Ornithologen und Eiersammler,
für Jäger und Jagdfreunde, sowie zur Belehrung der reifern Jugend

von

C. G. Friderich.

Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 384 naturtreuen Farbendruck-Bildern auf 48 Tafeln, mehreren in den Text gedruckten Abbildungen, und 2 weitern Tafeln zur Erläuterung des Vogelfangs.

(Erster Halbband.)



Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann
1891.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort zu der vierten Auflage.

Diese neue Ausgabe hat einen solchen reichen Textzuwachs für die „Deutschen Vögel" erhalten, daß schon für „das Hausgeflügel" kein Raum mehr blieb, viel weniger für „die Ausländer"; welche beide Rubriken ausgeschieden werden mußten, um unser Buch nicht um vieles verteuern zu müssen. Statt diesem Stückwerk erhält nun aber der Liebhaber auch ein Buch, in welchem die Naturgeschichte der Vögel Deutschlands eine sehr ausführliche genannt werden darf. — Außerdem sind Aenderungen vorgenommen, welche mehr den Fach-Ornithologen interessieren, als den schlichten Liebhaber, dem die systematische Behandlung doch mehr als Nebensache gilt. Diese Aenderungen beziehen sich auf Verschiebungen in der Zusammenstellung der Familien und Arten. — Sehr bedeutende Aenderungen aber sind vorgenommen bezüglich der Nomenklatur und Synonymik. Hier weiteres über die befolgten Grundsätze mitzuteilen, kann füglich unterbleiben. Der Interessent findet näheres in der Einleitung: Seite 6, 15 und 16; sowie auch im laufenden Text: Seite 4 und 5; auch S. 871.

Aber viel, sehr viel Zeitaufwand durch Vergleichen und Nachschlagen in ältern Werken hat die Zusammenstellung der verwirrten Synonyme verursacht, und zwar mehr noch in den Werken der neuern, als in denen der ältern Autoren. Wer sich schon mit ähnlichen Arbeiten abgequält hat, weiß solche Plackerei zu würdigen! Den Laien interessieren diese Arbeiten freilich nicht. — Ohne Hilfsmittel sind solche Zusammenstellungen nicht möglich. Beim Verfasser waren es folgende: Die Werke Linnés von 1735 bis 1766; diese enthalten seine Citate, seine projektierten, und von 1758 an seine eigenen fest gegebenen binären Namen; — Gmelin ist ein Kompilator Linnés, hat aber viele neue Arten hinzugefügt; — Prof. Otto, 1781, als Uebersetzer der Buffonschen Naturgeschichte, bietet eine reiche Synonymik aus ältern Werken, sowohl von Buffon, als auch selbständige Beiträge; — Thesaurus Ornithologiæ von Dr. Giebel 1872—77; — die Synonymensammlung von Dr. E. Rey, 1872; — das klassische Werk von Keyserling und Blasius 1840; — Dr. Glogers Handbuch der europ. Vögel 1834; — Dr. Reichenow, Vögel der Zool. Gärten 1882; — A. Brehms Werke von 1882. — Noch mehrere Autoren systematischer Verzeichnisse sind zur Synonymie eingetragen, wie unser ornithologisch unermüdlicher Nestor E. F. v. Homeyer; W. Meves, und außer den genannten noch viele andere.

Dem wackern und zuverlässigen Forscher „der Schliche unseres geheimnisvollen Kukuks" Herrn Adolf Walter, sei auch an dieser Stelle für seine aufklärenden Beiträge zur Geschichte dieses Vogels warmer Dank dargebracht; möge derselbe seine fleißigen Beobachtungen noch viele Jahre fortsetzen, um — im Verein mit andern strebsamen Forschern — auch mit dem Rest der Geschichte des Kukuks ins Reine zu kommen. Es giebt ja der Natur noch unendlich vieles abzulauschen! — Insbesondere auch drückt Verfasser den Wunsch aus, daß unsere Forscher (nicht allein Naturaliensammler) in die Lage kämen, die Winterplätze unsrer Zugvogelscharen im Herzen Afrikas allmählich ausfindig machen und feststellen zu können! (Siehe auch Einleitung Seite 12.)

So möge denn auch dieser vierten Auflage eine gute Aufnahme zu teil werden und möge das Buch der schönen Vogelwelt neue Freunde und Beschützer gewinnen!

Stuttgart, Juli 1891.

Der Verfasser.

Vorwort zu der dritten Auflage.

Diese Auflage hat wie die im Jahr 1847 geschriebene erste Auflage wieder einen Zuwachs durch ein Verzeichnis der ausländischen Vögel erhalten: dasselbe ist aber reichhaltiger und vollständiger, indem es beinahe alle gewöhnlichen Vögel des Handels enthält, um der gegenwärtig so namhaft gesteigerten Liebhaberei für „Ausländer" Rechnung zu tragen.

Es war für mich sehr erfreulich, daß neben den bedeutenden Werken der Neuzeit, die unseren Gegenstand behandeln, die Nachfrage nach vorliegendem Buche nicht nachgelassen hat und dadurch Veranlassung zu dieser dritten Auflage geworden ist. Mit neuem Mute habe ich mich daher auch der wiederholten Durcharbeitung dieses Buches unterzogen, das ich auf den Standpunkt der Neuzeit zu bringen bestrebt war, und ich glaube dieser Aufgabe entsprochen zu haben, so schwierig es auch ist, neben den Leistungen eines Dr. Karl Ruß für die „Fremdländischen Stubenvögel", von denen mir 3 Lieferungen vorliegen, und neben der riesigen Aufgabe des Dr. A. E. Brehm, der die Ornis der ganzen Erde für seine „Gefangenen Vögel" hereinzieht, wovon bis jetzt 1 Band erschienen ist, — neben solchen Werken einen ehrenvollen Platz zu behaupten. Ich habe jedoch das Meinige redlich beigetragen, um dem Kreis der Vogelfreunde, dem mein Handbuch gewidmet ist, ein zuverlässiger Ratgeber zu sein, wozu mich auch vieljährige Erfahrungen befähigen.

Meine geschäftlichen Verhältnisse gestatteten mir leider nicht, mich meiner angebornen Vorliebe für die Vögel so vollständig zu widmen, wie ich es gewünscht hätte, und ich mußte mich namentlich in den letzten Jahren darauf beschränken, mit einzelnen Vögeln verschiedene Futterproben anzustellen, wie mit Rohrsängern, Strandläufern, Schnepfen, Kukuken u. a. — Auch ausländische Vögel habe ich im Käfig unterhalten. Für Vogelwirte aber, die gewöhnt sind, die empfindlichen und wählerischen Grasmückenarten zu verpflegen, ist die Fütterung ausländischer Samenvögel eine verhältnismäßig leichte. Etwas anderes ist es aber mit den Züchtungsversuchen, die selbst nach jahrelangen Proben nicht immer sichere Resultate herbeiführen. Hier konnten die Erfahrungen bewährter Züchter gesammelt werden, um für angehende Vogelhalter als reelle Grundlage zu dienen. Und für diesen Zweck bieten die Zeitschriften: Cabanis, Orn. Zentr.; — der Zoologische Garten von Dr. Noll, Frankfurt im Verlage der zoolog. Gesellschaft; — und die Gefiederte Welt von Dr. K. Ruß in Berlin, im Verlag des Herausgebers, — für diesen Zweck bieten genannte Zeitschriften ein sehr reichhaltiges Material, das Verfasser so weit verwertete, als es der spärlich zugemessene Raum für die „Ausländer" nur immer gestatten wollte. Bei wichtigeren Zitaten habe ich den Autor angegeben.

Vor allem aber muß ich die angehenden Vogelfreunde dringend ersuchen, die Einleitung nicht zu überschlagen, sondern den Fütterungsarten volle Aufmerksamkeit zu schenken, weil diese eigentlich den Kern bilden, der maßgebend für eine richtige Verpflegung der Vögel ist. Hier kann ich dem Liebhaber am gründlichsten durch eigene Erfahrungen nützen, da meine Angaben auf solchen Methoden beruhen, die sich im Laufe der Zeit als zuverlässige bewährten.

So möge denn auch dieser dritten Auflage die freundliche Aufnahme nicht fehlen.

Stuttgart, im September 1875.

Der Verfasser.

Vorwort zu der zweiten Auflage.

Für die befiederten Sänger hatte ich seit meiner frühesten Jugend eine große Vorliebe; indessen schloß ich auch andere Tiere, welche bei meinen etwas eingeschränkten Verhältnissen nur irgendwie unterzubringen waren, aus dem Kreise meiner Beobachtungen nicht aus. So sammelte ich Schnecken und Schmetterlinge; ich brachte Wasserinsekten, Fische, Frösche, Salamander, Schlangen, Eidechsen, Igel, Haselmäuse, Eichhörnchen, Hasen, Meerschweinchen, gewöhnliche und weiße Mäuse, Fledermäuse, Wiesel, Marder, Raubvögel, Tauben u. v. a. zum großen Verdruß meiner Eltern, lebendig nach Haus, wurde häufig deshalb bestraft, mindestens nicht in meinen Liebhabereien unterstützt, hatte daher nicht die nötigen Mittel zum Unterhalt mancher Tiere, und so mußte ich mich auf einige Zimmervögel beschränken, welche zu halten mir endlich erlaubt wurde. Von dieser Erlaubnis machte ich denn auch den ausgedehntesten Gebrauch, soweit ich nämlich im stande war, einige neben meinen Unterrichtsstunden selbst verdiente Groschen wöchentlich für

meine Lieblinge zu verwenden. Später, bei etwas mehr unabhängiger Lage verwandelte ich die Hälfte meines Arbeitszimmers in eine Volière, und lebte so gleichsam unter meinen Lieblingen, oder besuchte sie in Wald und Feld. Besonders gern erzog ich junge Vögel und brachte auch die zärtlichsten und seltensten meistens gut auf, denn ich basierte Futter und sonstige Behandlung auf ihre natürliche Lebensweise. Die „Naturgeschichte der Stubenvögel von Bechstein" war mein beliebter Ratgeber, obgleich er mich bei meinem Umherschweifen nach ungewöhnlichen Vögeln häufig im Stich und den Wunsch in mir auftauchen ließ, ein umfassenderes Werk um billigen Preis bekommen zu können.

Als ich später das vortreffliche Vogelwerk von Professor J. F. Naumann in die Hände bekam, schwelgte ich förmlich in diesem ornithologischen Schatze. Die genauen, verständlichen und zutreffenden Schilderungen versetzten mich oft in das heimliche Dunkel des Waldes, in die einsamen, von grünen Gehegen umrankten Feldwege, oder an das anmutige Neckarufer, wo ich manche liebliche Sänger und andere Vögel gehört und beobachtet hatte, ohne sie ihrem Namen nach zu kennen, die mir aber nun aus dem weiten Rahmen dieses unvergleichlichen Werkes als liebe alte Bekannte entgegentraten. Mein einziger Wunsch war der Besitz dieses Werkes, aber der hohe Preis machte es mir unzugänglich. So entstand der Plan in mir, selbst ein reichhaltigeres Werk als das Bechstein'sche zu verfassen, sobald es meine an den Geschäftskreis gefesselten Beziehungen gestatten würden. In dem Jahre 1847 konnte ich diesen Wunsch realisieren; ich führte das längst gehegte Projekt aus, konnte aber verschiedener Verhältnisse halber nur etwa 4 Monate Zeit (Jan. bis Anfang Mai) dazu verwenden, welche ich jedoch Tag und Nacht benützte, um mit dem Werke zu Ende zu kommen. Leider wurde das Buch nicht so, wie ich es gewünscht hatte; das Unternehmen war schwieriger, als ich voraussetzte, die Zeit viel zu kurz. Die mancherlei freundlichen beifälligen Zuschriften, die mitunter recht günstigen, kritischen Besprechungen, für die ich jetzt öffentlich danke, stellten mich nicht zufrieden, indem ich mir der Schwächen meines Werkes nur allzusehr bewußt war, und ich beschloß, wenn das Werk eine weitere Auflage erleben sollte, das Versäumte nach besten Kräften nachzuholen. Diese zweite Auflage stellte sich, dank der Nachsicht des Publikums, ein, und eine Vergleichung derselben mit der ersten möge entscheiden, ob ich meine Aufgabe gelöst habe. Zu der mühsamen Revision und gänzlichen Umarbeitung des frühern Werkes bedurfte ich einer Zeit vom Oktober 1861 bis Juli 1863. Ein besonderes pekuniäres Interesse leitete mich hiebei nicht, sondern nur der Wunsch: für die deutschen Vogelfreunde ein umfassendes, brauchbares und billiges Handbuch aller deutschen wild vorkommenden und domestizierten Vogelarten herzustellen. Die ausländischen Vögel konnten des großen anderweitigen Materials wegen nicht mehr aufgenommen werden, dagegen findet man deren Fütterung in dem einleitenden Teile bei den Fütterungsarten.

Die Grundlage zu dem vorliegenden Werke bildet die „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" von Professor Dr. Johann Friedrich Naumann, eines der besten, gründlichsten monographischen Werke, welches überhaupt eine Nation aufzuweisen hat. Der 1. Band seines Werkes erschien im Jahre 1820, der 12. und letzte Band im Jahre 1844. Aber sogleich fing er wieder an, mit Nachträgen, Zusätzen und Verbesserungen seinem bewundernswerten Bau die letzten Schlußsteine einzufügen. Es war ihm aber nicht vergönnt, die Riesenarbeit seines thätigen Lebens ganz zu vollenden. Er wurde geb. den 14. Febr. 1780 zu Ziebigk bei Köthen im Herzogtum Anhalt und starb den 15. Aug. 1857, hochgeehrt von seinen Fachgenossen und Mitglied vieler naturforschenden Gesellschaften*). Der Abschluß dieses Werkes wurde von Dr. J. H. Blasius (gest. den 26. Mai 1870) und Dr. E. Baldamus im Jahr 1860 zu Ende gebracht und bildet den 13. Band. Das vollständige Werk enthält 391 sehr naturgetreue, fein kolorierte Kupfertafeln, wovon Naumann 379 selbst, die 12 letzten aber der, 29. Jan. 1862 verstorbene berühmte Kupferstecher, Dr. Fr. Sturm in Nürnberg, gestochen hat.

Um dem heutigen Standpunkt der Ornithologie Genüge zu leisten, bedurfte ich aber noch manche anderweitige Hilfsmittel, wovon ich folgende aufführe: Naumannia, Journal f. Ornithologie, 8 Bde. 1850—58; — Cabanis, Journal f. Ornithologie, 1853 bis auf die neueste Zeit; — die Wirbeltiere Europas von Keyserling und Blasius; — die Zeitschrift: Zoolog. Garten in Frankfurt a. M. von 1859 an; — Prof. Okens allg. Nat.-Gesch. der Vögel, 1837; — die Vögel Deutschlands von Dr. Const. Gloger 1834; — der vollst. Vogelfang von Pfarrer Chr. Ludw. Brehm 1855; — Tauben- und Hühnerzeitung von Dr. D. u. H. Korth, Verlag von O. Janke in Berlin, Jahrg. 1856, 57, 58. — Die Lehre des berühmten englischen Naturforschers Charles Darwin von der Entstehung der Arten, dargestellt von Dr. Fr. Rolle,

*) Das Denkmal Naumanns in Köthen enthält die Porträts von Johann Andreas Naumann Vater, von unserem verehrten Johann Friedrich Naumann Sohn, und von dessen Bruder, Förster Karl Andreas Naumann. Dieses Denkmal wurde den 6. November 1880 feierlich eingeweiht.

habe ich mit gespanntem Interesse gelesen; aber alles was menschliches Wissen und menschlicher Verstand Neues auf den Markt bringen, ist nicht im stande, das Dunkel zu lichten, das über die Entstehung der Arten verbreitet ist. Die Hypothese dieses großen Gelehrten kann in den engen Rahmen eines dem praktischen Bedürfnis gewidmeten populären Handbuchs nicht eingezwängt werden; sie hat aber in ihrer Reflexion auf mich bewirkt, daß ich die Abänderungen und Rassen auf ein Stammtier zurückzuführen suchte, was in der ersten Auflage nicht mit Ueberzeugung geschah. — Außerdem unterhielt ich viele Jahre Tauben und Hühner in verschiedenen Rassen, teils um ihre Lebensweise und ihre zweckmäßigste Fütterung kennen zu lernen, teils auch um das spezielle Verhalten und das gegenseitige Benehmen der Rassen beobachten zu können.

Die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften wird immer mehr anerkannt, die freie Forschung erweitert ihre Gebiete fortwährend nach allen Richtungen, und in diesem lichten Reiche des geistigen Fortschritts ist Wahrheit, Schönheit, Erkenntnis; wir werden von Bewunderung für die Erhabenheit des Schöpfers hingerissen, wenn wir die Werke seiner Macht erblicken, von ihren einfachsten Gebilden im Wasser bis zu den vollkommensten organischen Formen, die durch das Menschengeschlecht repräsentiert sind. Unser Wissen wird zwar jederzeit Grenzen haben, aber so weit es reicht, wird es ein innerlich zusammenhängendes werden und sich niemals in zwei gänzlich verschiedene Hälften spalten lassen. — Obwohl nun dies Werk nur eine kleine Abteilung des großen Naturreichs behandelt, so ist der Stoff in gemütlicher Beziehung dennoch einer der reichhaltigsten und anmutigsten. So möge denn auch dieser zweiten Auflage eine freundliche Aufnahme zu teil werden.

Stuttgart, im Juli 1863.

Der Verfasser.

Ordnung bei Beschreibung der Arten.

Die Synonymik ist von der unserer früheren Auflagen ganz verschieden, und gründlich umgeändert; den wissenschaftlichen Bestrebungen — zu einer einheitlichen Nomenklatur der Ueberschriften zu gelangen — der Neuzeit angepaßt. Sie enthält zunächst die üblichen deutschen Benennungen, auch einzelne Provinzialnamen. Dann folgen die lateinischen Benennungen aus Linnés Werken gesammelt, dessen Citate der „alten Autoren" samt denen seiner „Zeitgenossen". Zuletzt steht der von Linné selbstgegebene „systematische Artname", der in vielen Fällen schon von 1746 an vorbestimmt ist, meistens aber von 1758 bis 1766 läuft. Nach dieser Sammlung aus Linnés Schriften folgen die Synonyme unserer bekannten meist deutschen, späteren Systematiker; bei sämtlichen Namen steht auch die Jahreszahl, in welcher deren Namen zuerst auftritt, soweit Verfasser dies ermitteln konnte. Daraus ergiebt sich das Recht der Priorität in den meisten Fällen von selbst. Nur die vielen Artverschiebungen der dem großen Linné nachfolgenden Pseudo-Systematiker, welche um kleiner systematischer Aenderungen willen den Namen Linnés kurzerhand beseitigten, um ihren eigenen (wichtigen!?) Namen an dessen Stelle zu setzen, haben die ältere Nomenklatur solchermaßen verwirrt. Jetzt — in der Neuzeit — wird solche Anmaßung niedergehalten; die Priorität behält ihr Recht!

Es war für den Verfasser eine sehr mühsame und zeitraubende Arbeit, diese Namen aus dem Chaos alter und neuer Bücher heraus zu blättern und zusammenzustellen, besonders wenn ein- und derselbe Name auf mehrere Arten angewendet war, und wenn keine Natur, sondern nur staubige Bücher vorlagen, welche die peinigenden Zweifel nicht klärten. Denn — leider! — ist von den vielerlei Systemen, die zur Zeit bestehen, noch keines der allgemeinen Annahme teilhaftig geworden. So möge sich denn der geneigte Leser und Vogelfreund mit dieser Zusammenstellung so lange zufrieden geben, bis wir eine solche erhalten, die der allgemeinen Annahme wert ist. Verfasser hat sein möglichstes beigetragen, um die Priorität der Autoren festzustellen. Nur darf man aber von Beschlußfassungen sogenannter „Naturforschervereine" nicht zu viel erwarten, wo in der Regel das Richtige und Richtigste überschwatzt, überschrieen und überstimmt wird. Das bewies auch z. B. die „British Association" 1842, welche sich den starken Fehler aufschwatzen ließ, alle Artnamen welche vor der 12. Ausgabe des Linnéschen Systems aufgestellt waren, zu annullieren, d. h. die Ausgabe von 1766 als **älteste Quelle** zu bestimmen. Das war nun eine Namengebung ohne Fundament, konnte deshalb auf die Dauer nicht bestehen. — Man fasse die ganze Periode, innerhalb welcher Linné sein System aus-

arbeitete, zusammen, von 1735 bis 1766, samt seinen Citaten, und man wird nicht mehr im Zweifel sein, woher die Namen stammen und wohin das Recht der Priorität zu erteilen ist.

Ich setze hier noch die denkwürdigen Worte bei, welche Dr. Schalow den 6. Sept. 1883 gelegentlich einer Sitzung der Deutschen Ornith. Gesellschaft gesprochen hat: „Die Namenverzeichnisse dürfen — um ihren Zweck zu erfüllen — keine großartig kritisch angelegten Listen sein, die durch die Fülle der Gattungsnamen nur verwirren, sondern müssen so einfach wie nur möglich hinsichtlich der Nomenklatur eingerichtet sein. Sie sind in der Hauptsache nicht zum Gebrauch für durchgebildete Ornithologen, sondern für ungeübte Beobachter (Schalow spricht hier über die Beobachtungsstationen), für Förster, Jagdfreunde, Lehrer, Liebhaber, für die Jugend, die durch derartige Verzeichnisse erst herangebildet werden sollen. Da ist es absolut notwendig, die größte Einfachheit in den Namen durchzuführen, und geradezu schädlich, die Beobachter mit vielerlei Familiennamen zu quälen. Das Verzeichnis soll eben praktischen Zwecken gewidmet sein.“ Cab. J. 1884, 232. Mit dieser Ausführung ist Verfasser vollständig einverstanden, und hat in der Praxis den Grundsatz durchgeführt, möglichst wenige Familiennamen aufzustellen, denn die Gruppennamen sind bei uns nur stille Beisitzer, nur für den wissenschaftlich gebildeten Ornithologen ein Erfordernis, nur für diesen beigesetzt. Es gilt, die getrennten Glieder wieder zu vereinigen.

Bei der Beschreibung der Arten ist die nachstehende Anordnung und Reihenfolge eingehalten:

Kennzeichen. Kurz gefaßte auffällige Anzeigen, um die Art schnell zu erkennen. Schneller als jede Beschreibung kennzeichnen gute Abbildungen, für welche der Herr Verleger mit richtigem Verständnis und namhaften Opfern bestens gesorgt hat.

Die Maße der verschiedenen Körperteile sind nach dem Metermaß angegeben; nicht selten auch noch durch Vergleichen eines bekannten Vogels in ähnlicher Größe veranschaulicht.

Beschreibung des Männchens, Weibchens und der Jungen; des Sommer- und Winterkleides; des Schnabels, der Füße und Augen.

Die Geographische Verbreitung ist viel ausführlicher gegeben, als in frühern Auflagen; ebenso die Wahl der besonderen Plätze und Lieblingsstände. Dauer des Aufenthalts, durch Angabe der Ankunft und des Abzugs.

Nest und Eier, womöglich auch Dauer der Brutzeit, d. h. wann und wo dieselben zu suchen sind. Siehe auch Anleitung zum „Suchen und Aufbewahren der Eier“.

Sitten der Vögel; ihre Eigenschaften im Freien, Charakter, Stellung, Gang, Flug, Gesang, Stimmen, Balz- und Locktöne.

Nahrung im Naturstande; Zimmerfutter und Angewöhnung an dasselbe.

Jagd, Fang; Nutzen und Schaden. Letzterer ist in manchen Fällen schwierig zu bestimmen, und es bedarf reiflicher Ueberlegung und genauer Erwägung der Thatsachen, ehe man über eine Art den Stab bricht, und sie für schädlich und vogelfrei erklärt. Lieber Schonung! auch für die scheinbar nicht nützlichen Vögel, denn sie alle sind eine Zierde in unserem Naturhaushalt!

Allgemeine Naturgeschichte der Vögel.

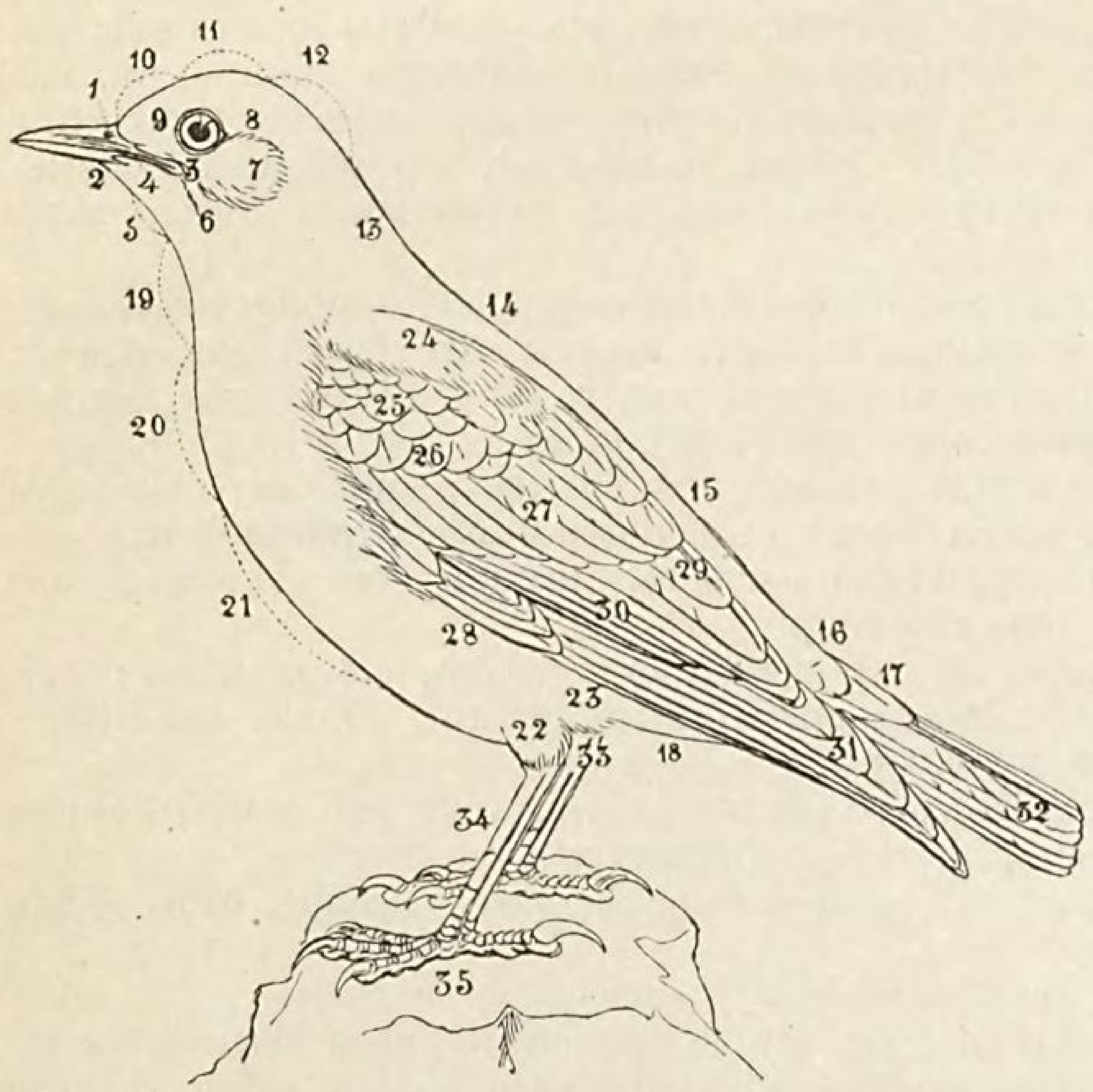
Die Vögel gehören zu den Wirbeltieren, haben ein kegelförmiges Herz mit 2 Kammern; seine Muskelwände sind sehr stark und kräftig und zum Verhältnis der Körpermaße bedeutender als bei andern Tieren. Die Arterien sind sehr dickwandig und fibrös, ebenso die Venen, und die letzteren bei den Tauchern zum Teil beträchtlich weit, wodurch es einigermaßen erklärt werden kann, wie diese Vögel das Atmen beim Tauchen solange zurückhalten können. Sie haben warmes Blut, das schneller pulsiert als bei den Säugetieren, auch röter ist und wärmer, nämlich 34 bis 38 Grad Réaumur. Durch diese hohe Eigenwärme sind kleinste Zwergvögel, wie Goldhähnchen, Zaunkönige, Meisen befähigt, bei den hohen Frostgraden des Polarkreises zu überwintern. Die Vögel bilden demnach durch Körperbau, Organisation und Lebensart eine streng abgeschlossene Klasse. Ein ganz besonderes Kennzeichen ist die Bekleidung der Vögel, das Gefieder. Den Vogel erkennt man an den Federn!

Kein Säugetier hat mehr als sieben Halswirbel, die Fische und Amphibien, mit wenigen Ausnahmen, gar keine; die geringste Zahl bei den Vögeln ist neun; es giebt aber deren mit 24, mithin ist der Kopf weiter von der Brust entfernt, als bei andern Tieren.

Was wir den Schwanz der Vögel nennen, besteht nur aus langen Federn; die Zahl der Schwanzwirbel ist vermindert und beschränkt. Die Bauchhöhle ist von Rippen und einem ungeheuren Brustbein bedeckt, also von Knochen, welche bei andern Tieren zum Brustkorb gehören. Die Lungen sind wie ein Sieb durchlöchert und die Luft hat freien Zugang in die Bauchhöhle; sogar in die Knochen, welche hohl und ohne Mark sind, mit Ausnahme einiger Sumpf- und

Wasservögel. Man kann daher sagen, der Vogelleib sei mit lauter Luftröhren durchzogen, wie bei den Insekten. Die Vögel atmen so, daß sie durch Zusammenziehung ihrer Brustmuskeln die Luft austreiben, daher ihnen das Atmen beim Fliegen keine Beschwerde macht.

Das Gehirn ist groß, deutlich in kleines und großes Gehirn geschieden; die Nerven sind dünn und fein verteilt, wie bei den Säugetieren. — Der Vogel ist aufmerksam, gelehrig und gewandt, hat ein gutes Gedächtnis, ahmt leicht nach, weiß seine luftreiche Brust nicht bloß zum Schreien zu brauchen, sondern auch melodische Töne hervorzubringen und Weisen nachzupfeifen. Diese Talente haben die Vögel besonders der Ausbildung ihres Ohres zu danken, worauf die wechselseitige Wahrnehmung und daher das Verstehen gegründet ist. Die beiden Ohren, eigentlich nur Oeffnungen, liegen seitwärts am hintern Teile des Kopfes, sind groß und von sehr feinen, elastischen, weit auseinander im Kreis stehenden Federchen umgeben. Das äußere Ohr, die sogenannte Ohrmuschel, vertritt ein großer häutiger Lappen, welcher aber manchen Eulen fehlt. Die Ohröffnung ist deutlich in einen äußern Gehörgang, in eine Paukenhöhle, in Bogengänge und in eine Schnecke geschieden. Doch ist nur ein Ohrknöchelchen von vieleckiger Gestalt vorhanden.



1 Nasenlöcher, 2 Kinn, 3 Schnabelspalte, 4, 5 Kehle, 6, 7, 8, 9 Unterkiefer-, Ohr-, Schläfen- und Zügelgegend, 10 Stirne, 11 Scheitel, 12 Hinterkopf, 13 Nacken, 14, 15 Ober- und Unterrücken, 16 Bürzel, 17, 18 Ober- und Unterschwanzdeckfedern, 19 Gurgel, 20, 21 Ober- und Unterbrust, 22 Unterschenkel, 23 Bauch, 24 Schulter, 25, 26, 27 kleine, mittlere und große Flügeldeckfedern. 28 Afterflügel, 29, 30, 31 Schwungfedern dritter, zweiter und erster Ordnung, 32 Steuer- oder Schwanzfedern, 33 Ferse, 34 Lauf, 35 Zehen.

Das Auge ist zwar im allgemeinen gebaut wie das der Säugetiere, kann sich aber nicht so selbstständig bewegen. Der Vogel sieht denselben Gegenstand nur mit einem Auge; und will er sich umsehen so kann er nicht das Auge verschieben, sondern muß den ganzen Kopf umdrehen. Eine Ausnahme hievon machen die Eulen. Das untere Augenlid ist größer und das bedeckende. Auch ist noch ein drittes Augenlid vorhanden, die durchsichtige Nickhaut oder Blinzhaut, welche unter den echten Augenlidern vom innern Winkel nach dem äußern zieht und willkürlich bewegt werden kann. Diese Nickhaut dient dazu, die Pupille vor den zu mächtigen Einwirkungen der Sonnenstrahlen, beim Flug durch dichte Gebüsche, oder beim Untertauchen zu sichern. Die Sehkraft der meisten Vögel ist ungeheuer scharf, und das Auge der Falken sprichwörtlich geworden. — Die Nasenlöcher können sich weder erweitern, noch verengern. Der Geruch ist zweifelhaft; scheint bei vielen sehr fein, bei andern nur stumpf. — Die Zunge ist recht verschieden geformt, doch im allgemeinen, die der Papageien ausgenommen, hornig, hart und steif, gespalten, auch gefranzt u. s. w., und dient bloß zum Schlucken, bei einigen Gattungen (Spechten) auch zum Anspießen der Insekten. — Die Luftröhre ist gewöhnlich sehr lang, oft in mehrere Windungen gelegt, von festen, knorpligen Ringen gebildet, welche an der Gabel der Luftröhrenäste meistens zu einer Trommel anschwellen, die den Ton verstärkt und daher unterer Kehlkopf heißt. Der Kehldeckel fehlt, wie bei allen eierlegenden Tieren. An den Seiten der Luftröhre hängen lange Muskeln, 1 bis 5 an der Zahl, mittels deren sie verkürzt und verlängert, mithin der Ton erhöht und vertieft werden kann. Bei den Nachtigallen sind die 5 Kehlkopfmuskeln stärker entwickelt, als bei jedem andern Vogel.

Der hornige Schnabel dient zum Ergreifen, Zerhacken und Benagen, nicht aber zum Kauen der Speisen. Bei einigen ist er gerade und pfriemenförmig, wie bei den Insektenfressern; bei andern kegelförmig zugespitzt, wie bei den Samenvögeln; meißelförmig bei den Spechten; hakenförmig gebogen bei den Raubvögeln; bei den Gänsen und Enten abgestumpft, vorn noch mit einem Plättchen versehen, welches Nagel heißt; sehr lang und spitzig bei vielen Sumpfvögeln; kurz und stark bei den Hühnern.

An den vordersten Gelenken der Flügel bemerkt man drei verkümmerte, überdies mit Federn bewachsene Finger, das Handgelenk. Die Federn daran sind lang und steif und heißen erste Schwungfedern (primae remiges), die am Vorderarm zweite (secundae remiges), die weniger starken am Oberarm Schulterfedern. Am sogenannten Daumen stehen noch einige besondere steife Federchen, welche man Afterflügel (alula) nennt. Die über den Flügelfedern oben und unten liegenden kleinen Federn heißen Flügeldeckfedern (tectrices). — Die Schwungfedern sind in Größe und Form fast bei jeder Familie verschieden, oft bei den Arten derselben Familie, besonders unter den Landvögeln. Diese Verschiedenheiten liefern gute Kennzeichen für die systematische Darstellung der Ornithologie. Die Anzahl der Schwingen variiert wenig zwischen 9 bis 11; die Mittelschwingen wechseln aber sehr bedeutend in der Zahl, nämlich von 6 (bei Trochilus) bis 26 (bei Diomedea exulans). — Hochfliegende Vögel haben sehr lange Flügelknochen und sehr große Schwungfedern, wie Geier und Adler. Andere haben nicht so lange Flügelknochen, dagegen sehr lange Schwungfedern, wie die Schwalben. Wieder andere haben oft sehr lange Armknochen und unverhältnismäßig kurze Schwingen wie die Wald- und Feldhühner. Bei manchen Arten sind die Schäfte der Schwingen beinah gerade, bei andern sehr stark einwärts gekrümmt. Alles dieses, Knochen-, Muskel- und Federnbau trägt zur Verschiedenheit des Fluges bei. Die Schwingen- und Schwanzfedern (Steuerfedern, rectrices) sind gewöhnlich die stärksten und längsten. Die kleinen ober- und unterhalb des Schwanzes liegenden Federn heißt man: Schwanzdeckfedern. Der ganze übrige Körper ist mit Federn bedeckt, welche manchmal am Kopfe oder Halse fehlen, wie beim Puter und bei den Geiern. — Jede Feder besteht aus Kiel, Schaft und Fahne; der Kiel ist hohl und hat ein Zellgewebe, das Seele heißt; an dem Schaft steht die Fahne oder der Bart; die Fahne bilden Fasern, welche gefranzt sind und genau ineinander greifen. Gegen den Kiel hin werden diese Fasern flaumig. Die eigentlichen Flaumfedern sind äußerst weich und zerschlissen. Die Verschiedenheit der Gruppierung und Textur des Konturgefieders ist bei den verschiedenen Ordnungen und Familien viel bedeutender, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. — Wunderbar fällt die prismatische Strahlenbrechung auf, wenn man durch eine Feder, namentlich eine Taubenfeder, in das helle Licht einer Kerze sieht.

In Beziehung auf den Flug kann man die Vögel in Ruderer, Flatterer und Segler einteilen, denn ihre Flugwerkzeuge, Knochenbau und Schwingenbildung sind außerordentlich verschieden. Kein anderes Geschöpf ist im stande, so schnell von einem Orte zum andern zu kommen, als der fliegende Vogel, denn er ist unbegrenzt in den Lüften und überfliegt Land und Meer mit bewundernswerter Schnelligkeit. Einen Maßstab hiefür hat Maler Gätke auf Helgoland erlangt. Siehe die Fußnote auf Seite 761. Sieht man eine von einem Raubvogel verfolgte Taube oder Schwalbe, so gleicht ihr reißend schneller Flug einem abgeschossenen Pfeil; diesen Kraftaufwand kann aber der Verfolger und Verfolgte nicht lange aushalten. — Die Kraft und Ausdauer des Fluges ist auch sehr verschieden. Manche fliegen nur kurze Strecken und müssen bald wieder ausruhen; andere halten tagelang in den Lüften aus, werfen sich mit den kühnsten Schwenkungen hin und her und erheben sich ohne sichtbare Flügelbewegung bis in die Wolken; andere ziehen es dagegen vor, in den tiefern Luftregionen zu bleiben. Manche werfen sich gleichsam mit kräftigen Flügelschlägen durch die Lüfte. Mit reißender Schnelle und angelegten Flügeln schießt der Sperber durch die Aeste dichtbelaubter Bäume seiner Beute nach, oder streicht mit der Schnelle des Pfeiles dicht über die Erde hin, um die kleinen Vögel in ihrer Sicherheit zu überrumpeln. Den Fregattvogel hat man 400 Meilen weit in offener See getroffen und unsere Schwalben fliegen fast ununterbrochen in den langen Sommertagen von der Frühe des Morgens bis in die Abenddämmerung herum. Welch ein großes Revier müssen nicht die Raubvögel täglich durchstreifen, um ihre Jungen mit Beute zu versehen, und doch geschieht alles mit größter Leichtigkeit, am späten Abend wie am frühen Morgen.

Aber auch sehr verschiedenartig ist der Flug, wie schon die Verschiedenheit des Baues der Flugwerkzeuge bemerken läßt. Beinahe jede Familie, fast jede Art, hat etwas Eigentümliches in ihrer Flugweise, wodurch der aufmerksame Beobachter sie schon in der Ferne unterscheiden lernt. Manche durchschneiden die Luft in gerader Linie ——— wie die Raubvögel, Raben, Tauben; andere beschreiben kürzere oder längere Bogen oder Schlangenlinien ⌒ ⌒ ⌒ wie die Bachstelzen, Finken, Spechte; manche fliegen ruckweise, beinahe hüpfend - - - - - durch die Luft, wie die Rohrammer. Bei manchen sind die Schwingungen der Flügel langsam, sie gleiten gleichsam durch die Luft, wie die Milane; andere dagegen arbeiten sich mit einem schnurrenden Gepolter fort, wie viele Hühnerarten. Bei manchen hört man während des Fluges ein Rauschen, Knarren, ein Fuchteln oder ein pfeifendes Getöne, wodurch ebenfalls wieder solche Verschiedenheiten stattfinden, daß man die Arten nach dem Gehör unterscheiden kann, wie die Wildenten, Schellenten, Schwäne, Kibitze, Rebhühner. Den leisesten Flug haben die Nachteulen und Nachtschwalben, den lärmendsten aber die Hühner. — Eine sehr

wichtige Arbeit „über die Flügel der Vögel von Prof. Sundevall“ findet sich in Cabanis Journ. 1855, 118 ff.

Nicht weniger bemerkt man große Verschiedenheit beim Auffliegen und Niedersetzen. Manche haben einen schweren, andere einen leichten Aufflug; manche erheben sich mit einem Sprunge in die Luft, andere müssen einen Anlauf auf der Erde oder auf dem Wasserspiegel nehmen. Manche senken sich beim Abfliegen zuerst abwärts, fliegen dann gerade aus und erheben sich nun wieder in einem Hohlbogen zu der Höhe, welche sie zum Aufsitz erwählt haben, wie Schmätzer, Würger u. a. Sobald sich der Vogel in Flug gesetzt hat, nimmt sein Körper eine andere Haltung an, nämlich eine wagerechte, der Hals streckt sich, die Füße werden bei Langfüßlern hinten ausgestreckt, bei Kurzfüßlern an die Bauchfedern gezogen, die ausgebreiteten Flügel schlagen auf und nieder und der Körper schießt vorwärts. Der Schwanz dient als Steuerruder. Um sich in die Höhe zu erheben, bedarf es bei schwer fliegenden Vögeln oft vieler Anstrengung und geschieht meist in schiefer Richtung und anfangs gegen den Wind, welcher hebt, dann erst mit dem Wind; bei andern leicht fliegenden Vögeln in einer Schneckenlinie. Die, welche sich zu ungemessener Höhe aufdrehen, lassen sich ebenso wieder herab. Andere stürzen in einer fast senkrechten Linie, unter stetem Hin- und Herwenden des Körpers aus der Luft herab. Beim Niedersitzen suchen sie den Sturz durch Flattern aufzuhalten und den Schwung zu mäßigen. Manche lassen sich sanft nieder, andere müssen noch einige Schritte laufen, und die Wasservögel gleiten meistenteils noch eine gute Strecke auf dem Wasserspiegel hin, oder tauchen unter.

Das Schwimmen und Tauchen ist hauptsächlich den Wasservögeln eigen, aber auch noch viele andere Vögel können sich, wenigstens einige Zeit, schwimmend auf der Wasserfläche halten. Das Gefieder aller Vögel ist gegen das Naßwerden mit einem öligen Fette überzogen, welches in der Schwanzdrüse enthalten ist, wo es der Vogel mit Schnabel und Kinn abstreift und über das ganze Gefieder verteilt. Mancher Vogel schwimmt flach auf der Wasserfläche wie ein Kork; mancher tiefer eingesenkt, daß kaum noch Hals und Rücken sichtbar bleibt; und bei Gefahr senken sich die Taucher so tief, daß nur noch der Kopf über das Wasser ragt. Im Tauchen besitzen viele Wasservögel eine große Fertigkeit. Siehe: Enten, Säger, Taucher.

Kein Vogel hat mehr als vier Zehen (ausgenommen das Dorkinghuhn, welches abnorm ist), wovon in der Regel drei nach vorn und der Daumen nach hinten stehen. Stehen zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten, so heißen sie Kletterfüße. In der Bildung und Bewaffnung der Zehen herrscht indessen eine sehr große Verschiedenheit. Das von den Zehen aufsteigende, meist nackte Fußstück ist im Vergleich mit dem der Säugetiere eigentlich das Fersenbein (ich nenne es Lauf); und das sogenannte Knie ist die Ferse, welche selten den Boden berührt. Das wirkliche Schienbein, sowie das Knie ist meist von Federn bedeckt, und der Schenkel wird äußerlich gar nicht gesehen. Der Bau der Füße selbst ist sehr verschieden, und durch die Lebensweise bedingt. Sie dienen zum Schwimmen, Klettern, schrittweise Laufen, schnellem Rennen, Hüpfen; manche, auf andere Bewegorgane angewiesen, können nur sehr notdürftig auf ebener Erde damit fortkommen, wie die Schwalben, Taucher. Das alles ist auch bei den Familien angegeben.

Bei allen Vögeln findet jährlich eine Mauser statt, welche meist im Juli beginnt und gewöhnlich über den August und September andauert. Manche sind auch einer Doppelmauser unterworfen. Bei der Hauptmauser im August und September fallen sämtliche Federn, auch Schwung- und Schwanzfedern aus. Die zweite Mauser im Februar und März erstreckt sich nur über das Kleingefieder und giebt das Hochzeitskleid. Der Unterschied zwischen dem Frühlings- und Herbstkleid ist oft so bedeutend, daß man ganz verschiedene Vögel zu sehen glaubt. Es entsprangen daraus auch viele Verwechslungen. Das frische Gefieder ist meist dunkler, als das alte; dies ist aber nur Folge des Ausbleichens und nicht des Alters. Die Federn fallen beim Wechsel nur allmählich aus; derselbe beginnt auf den Brustseiten mit dem Kleingefieder und verbreitet sich nach und nach über den ganzen Körper. Die Schwingen und Schwanzfedern fallen auf beiden Seiten gleichmäßig aus, aber nur je eine Feder, wenn z. B. ein Paar beinahe ausgewachsen ist, fällt das nächste Paar, und so fort, bis die Mauser vollendet ist, so daß nie große Lücken entstehen, welche die Vögel am Fliegen behindern. — Eine Ausnahme erleidet das aber bei Schwänen, Gänsen und Enten, weil diesen beinahe alle Schwingen zumal ausfallen, so daß sie einige Zeit gar nicht fliegen können und genötigt sind, sich während dieser Zeit ängstlich zu verstecken. Dagegen sind sie aber auch mit der Mauser in 3 Wochen völlig fertig; während andere, z. B. Spechte, ebensoviele Monate brauchen. Alle jungen Vögel mausern sich sobald sie ausgewachsen sind, wechseln aber nur das Kleingefieder. Aber auch hier giebt es Ausnahmen, denn die Hühnerarten wechseln auch die Schwingen, weil die zuerst gewachsenen Schwingen zu klein sind, und den Körper beim ausgewachsenen Huhn nicht tragen würden. — Noch andere Vögel färben sich im Frühjahr ohne Mauser durch verschiedene Vorgänge, z. B. nach Abwerfen der äußern Federränder, wodurch neue bis dahin verdeckte lebhaftere Farben hervortreten. Oder auch

durch ein höchst eigentümliches Verfärben infolge der Entwicklung des Geschlechtstriebes, wodurch das Pigment aufs neue in Wirksamkeit tritt, und die Farben des Gefieders zu höherer schönerer Potenz steigert. Auch die Farbe des Schnabels und der Beine wird durch den gleichen Vorgang bei manchen Vögeln lebhafter, wie bei den Amseln, Staren, Buchfinken und noch bei vielen andern Vögeln. — Wer ausführlicher über diese Vorgänge belehrt zu sein wünscht, möge folgende Abhandlungen nachlesen: „System der Pterylographie von Prof. Nitzsch, Halle bei Anton 1840;" — „Farbenveränderung der Vogelfedern von Prof. H. Schlegel, Cab. J. 1855, 255 ff.;" — „Farbenveränderung der Vögel durch und ohne Mauser von Dr. W. Meves, Cab. J. 1855, 230 ff.;" — und wohl das Treffendste: „Pterylogische Untersuchungen von Dr. Holland, Cab. J. 1864, 194 ff.", worin auch die chemischen Einflüsse des Lichts und der Atmosphäre auf den Farbstoff in den Federn besprochen werden. — Auf dem Bürzel liegt, wie bemerkt, eine Fettdrüse, womit sie ihre Federn einschmieren, damit sie kein Wasser annehmen. — Alte Vogelweibchen, bekommen manchmal die Federn des Männchens, d. h. man: hahnenfedrig!

Sehr interessant ist es, wie ein verliebtes Männchen um das Weibchen wirbt, wie es durch Stellungen, Bewegungen, Tänze, Flugkünste, Balzrufe, Lockstimme und Gesang seine Zärtlichkeit auszudrücken sucht, wie manche tändeln und schnäbeln, oder aus Leibeskräften schreien, rufen, locken, singen, balzfliegen, Balztänze ausführen, welche die Kriegstänze der Indianer beinahe in Schatten stellen, um der Geliebten zu huldigen und zu gefallen, und dies solange fortsetzen, bis ihre Anträge Gehör finden.

Alle weiblichen Vögel legen Eier, welche mit einer Schale umgeben sind, die aus kohlensaurem Kalk besteht. Manche sind weiß; viele aber wunderschön gefärbt, gestrichelt, getüpfelt und marmoriert. — Die Zahl der Eier, welche auf eine Brut gelegt werden, steigt von 1 bis 20, bei den Singvögeln sind es meistenteils 5. — Sie bauen zum Teil künstliche Nester, in welche sie die Eier legen, worin sie die Jungen durch ihre eigene Wärme ausbrüten und für dieselben sorgen. Es giebt nichts manchfaltigeres, als diese Vogelnester; indessen bestehen sie meistens aus Reisig, Moos, Grashalmen, Würzelchen, und sind mit feinen Stoffen, Haaren und Federn ausgefüttert und in Erdlöchern, auf dem Boden, in Gebüschen, Mauern, Baumlöchern, auf Bäumen, Gebäuden und in Felsenritzen angebracht, und meist klug versteckt. Manche Vögel, welche auf dem Boden nisten, begnügen sich indessen auch nur mit einer gescharrten Vertiefung.

Die Brutzeit dauert bei den kleinsten Vögelchen 10, 11 bis 12 Tage, steigert sich bei unsern gewöhnlichen kleinen Sängern zu 13 und 14, bei Drosseln zu 15, bei Tauben zu 17, bei Hühnern zu 21 Tagen, bei Enten zu 26, bei Gänsen zu 28, bei Raubvögeln, je nach Größe, von 20 bis 30, bei Reihern zu 26, bei Störchen zu 30 bis 32, beim Strauß sind gar 50 Tage Brutzeit angegeben. — Die Brutwärme beträgt 30 bis 32 Grad R., und wenn man Eier in einer zweckmäßigen Blechmaschine auf dieser Temperatur erhält, so entwickeln sie sich ebenfalls. Die meisten Weibchen bekommen während des Brütens die sogenannten Brutflecken, kahle Stellen am Unterleib, in welchen Lücken sich die Eier warm anlagern. Zuweilen findet man auch bei den Männchen diese Brutflecken, denn die meisten lösen ihre Weibchen in der Mittagszeit ab.

Die Jungen kommen teils nackt aus dem Ei, teils auch mit Flaum bedeckt; die ersteren haben mehrere Tage geschlossene Augen und fliegen mit 13 bis 18 Tagen aus; bei großer Hitze, welche eine rasche Entwicklung fördert, einige Tage früher, oft schon mit 10 Tagen, bei kühlem Wetter verzögert sich der Ausflug. Raubvögel, Raben, Spechte und andere hilfsbedürftige Vögel bleiben oft viele Wochen im Neste; während die Jungen von Hühnerarten und vielen Wasservögeln laufen und schwimmen können, sobald sie aus dem Ei gekrochen sind und ihrer Nahrung unter Anleitung der Alten nachgehen. Diese sind mit warmen wolligen Dunen bedeckt, und junge Hühner können bald ein weniges fliegen. Den hilflosen Nestjungen wird das Futter von den Alten bis in den Schnabel gebracht, d. h. sie werden geätzt. Nach erlangter Selbständigkeit trennen sich die Jungen allmählich ab, oder werden auch wohl von den Alten gewaltsam vertrieben. Die Jungen entwickeln sich außerordentlich schnell und sind in der Regel schon nach einem Jahre zur Fortpflanzung reif; dessenungeachtet werden manche Vögel älter, als die Säugetiere.

Wenn die Fortpflanzungszeit vorüber ist, verstummen allmählich die fröhlichen Gesänge und Balztöne. Sorgen für Erhaltung der Jungen treten heran. Sind diese erzogen, so lockern sich bei vielen Vögeln die Familienbande; wohl nicht für immer, doch auf eine längere Zeit. Nur wenige Vögel bleiben jahraus jahrein gepaart; aber man darf annehmen, daß sich die Pärchen gegen das Frühjahr wieder zusammenfinden, wenn nicht eines der Gatten in der Zwischenzeit verunglückte. Nach der Fortpflanzungszeit kommt die Mauser und dann folgt bei den meisten Vögeln die Zeit der Wanderschaft, bis der wiedererwachende Lenz und heiße Liebeslust sie wieder in die heimatlichen Fluren zurückführen. Das ist der ungefähre Kreislauf eines Vogellebens!

Ihre Nahrung ist sehr manchfaltig. Dem Vogel ist alles recht, was die Pflanzenwelt hervorbringt: Samen, junge Kräuter, Körner, Kerne, Beeren, Obst, weiche Wurzeln, Knospen,

Blüten, junges Laub, Nadeln von Tannen, kleine Triebe und Sprossen. Ebenso halten sie es mit dem Tierreich, sie verzehren Muscheln, Schnecken, Würmer, Krebse, Raupen, Larven, Puppen, Spinnen, Fliegen, Schmetterlinge, Käfer, Fische, Eidechsen, Vögel, vierfüßige Tiere und selbst Aas. — Sie trinken ziemlich viel, am liebsten reines Wasser. Auch baden sie gerne, worauf sie wieder die Federn, mit Benützung der Fettdrüse auf dem Bürzel, wie vorbemerkt, mit dem Schnabel einfetten und in Ordnung bringen.

Die Vögel findet man überall auf der ganzen Erde, von Pol zu Pol! Wie weit auch die kühnsten Reisenden gegen die Pole vordringen, südlich oder nördlich, überall noch begegnen sie den Fische-, Muscheln- und Molluskenfressenden Seevögeln, welche oft in unschätzbarer Zahl die felsigen Inseln und unbewohnten Eilande bewohnen. Ihr Federkleid, mit mehr oder minder dichtem Flaum gefüttert, paßt sich jeder Zone an.

Das Alter der Zimmervögel beträgt 6 bis 24 Jahre. Von Papageien, Schwänen, Gänsen, Raben erzählt man, sie seien über 100 Jahre alt geworden. Dies könnte denn auch den Maßstab für ihr Alter im Freien geben, obgleich sie hier meistens den mancherlei Verfolgungen unterliegen, welchen die Vögel ausgesetzt sind.

Nach vollendeter Brutzeit verfallen die meisten unserer Sommervögel dem

Wandertrieb.

Er treibt sie förmlich und unaufhaltsam mit der Gewalt eines Naturgesetzes fort nach Süden, in wärmere Länder. Sie müssen wandern, denn auch der junge — im Zimmer erzogene Vogel verfällt diesem Wandergeist so heftig, als seine freilebenden Genossen. Ja, er poltert noch stürmischer in seinem Käfig, als neben ihm hängende alte Wildfänge, welche sich noch eher zu beruhigen wissen. Dieser Trieb ist also angeboren*). Wir versuchen es nicht, denselben durch Hypothesen zu erklären, denn der Zweck desselben ist auch ohne Erklärung sehr verständlich, obwohl der Vogel sich dessen nicht bewußt ist. Der Wandergeist erfaßt — nach den Beobachtungen Gätkes auf Helgoland — die jungen Vögel, welche kaum selbständig geworden, zuerst, die auch ohne Wegweiser ihren richtigen Weg finden und so gleichsam den Zug eröffnen. — Bei uns (in Stuttgart) reisen die Turmschwalben schon zu Ende des Juli mit ihren flüggen Jungen ab, während Stadt- und Dorfschwalben noch Monate lang bei uns aushalten. Wärmeliebende Vögel kommen spät an und reisen bald wieder ab. Unsere härteren Vögel reisen spät ab und kommen frühzeitig wieder zur Heimat; oft zu früh, sodaß sie noch schlimme Nachwinter durchmachen müssen; denn wenn der Wandergeist verflogen ist, wandern sie nicht mehr zurück. Sie wandern teils in Scharen, oft in unschätzbaren; teils in Truppen, oder auch vereinzelt, ohne eigentlichen Zusammenhang mit ihresgleichen. — Die Richtung der Zuglinie ist im Herbst stets nach wärmeren Ländern gerichtet, mag diese Richtung nun südwestlich oder südöstlich, oder geradezu südlich sein. Sie ziehen über die Südstaaten unseres Erdteils und über das Mittelmeer nach Afrika. Das Ueberfliegen dieses an manchen Stellen schmalen Meeres ist für Wandervögel kein Hindernis.

In unserem Vaterlande ist die Richtung des Wanderzuges, soweit er bei hochziehenden Wanderern beobachtet werden kann, eine südwestliche**). So kommen sie in das südliche Frankreich, über Spanien und Portugal nach Nordwest-Afrika und verschwinden in diesem großen Erdteil zur Ueberwinterung. In diesem warmen Klima wissen unsere Vögel nichts von den Nöten unserer nordischen Winter. Wir Nordländer aber wissen bis jetzt auch nicht viel von dem Treiben unserer befiederten Wanderer, denn die Eingeborenen dieses großen und heißen Erdteils sind gastfreundlicher als die Süd-Europäer, d. h. sie bekümmern sich nicht um diese harmlosen Gäste. Und die europäischen Reisenden, meist Naturaliensammler, bekümmern sich nur um die wertvollere Fauna Afrikas, nicht um die unscheinbaren, für sie wertlosen nordischen Vögel. Es wird daher noch lange Jahre anstehen, bis wir die Hauptplätze der Ueberwinterung unserer Zugvögel wissen. Hellblickende Naturforscher vermuten die Gegenden um den Tsade-See, ein Sumpfsee von ca. 650 Quadratmeilen Größe***). Die Forschungen der Zukunft müssen lehren, was daran richtiges ist. Aber etwas wollen wir in Anregung bringen: „Wandern unsere Zugvögel noch weiter ostwärts in Afrika, so kommen sie in das Nilthal, und in weiterem Verlauf dieses Strom-

*) Sie haben ein angeborenes („unbewußtes") Bewußtsein der Zug- oder Weltrichtung, ohne daß dieses (zweckentsprechende) Wirken des geistigen Elements in der Natur zum Verständnis der betreffenden Individuen gelangt. A. v. Middendorf.

**) Die Zugrichtung beim Abzug der Wandervögel ist für den größten Teil unseres Vaterlandes eine westliche mit Neigung zu Süd. Schon in Frankreich muß sich diese Richtung ändern. In Spanien und Portugal aber wäre diese Zuglinie ihr sicheres Verderben, weil sie auf den Atlantischen Ozean hinausführt, wo sie nicht überwintern können. Aber das „Unbewußt-Bewußte" Medium ordnet sich an die Spitze der Zugvögel, und leitet sie sicher in das warme Afrika. Diesem Wegweiser sind die jungen Vögel (wie uns Gätke mitteilt) fast noch folgsamer, als selbst ihre Eltern.

***) Unser „Schwäbisches Meer" der Bodensee, hat 10 Quadratmeilen.

gebietes durch Egypten über Klein-Asien, die Türkei und Griechenland wieder heim auf ihre alten nordischen Brutplätze. Damit wäre eine Rundreise durchgeführt." Das ist nun freilich eine Hypothese, aber eine glaubwürdige; denn es ist eine Erfahrungssache, daß die Vögel nicht die gleichen Wege zurückfliegen, wie der Kutscher seine Reisen auf der Landstraße retour fährt, sondern daß sie verschiedene Richtungen nach der Heimat einschlagen, und man die Wanderer oft viele Jahre im Frühjahr nicht an Orten trifft, wo man sie im Spätjahr beobachtete. Ob die Wandervögel, welche aus Ost-Europa nach Südosten abziehen und durch das Nilthal in Afrika einwandern, ebenfalls als Rundreisende nach Europa zurückkehren, also nach Südost abziehen und von Südwest wieder einwandern, ist ebensowenig zu bestimmen, sondern nur zu vermuten. Doch verlassen wir das Gebiet der Vermutungen und kehren zu den bestimmteren Thatsachen zurück. Aus diesen geht hervor, daß die Wandervögel Europas, sowie ein großer Teil der Wandervögel West-Asiens den Trieb haben, in dem großen, ewig warmen Herzen Afrikas über die Zeit der nordischen Winter zu leben. Ja, wenn die Süd-Europäer nicht wären, in deren Magen viele Hunderttausende ihr Ende finden! Unsere derberen Vögel überwintern schon zu großem Teil in Süd-Europa; leider für sehr viele derselben ein großes Grab! — Es ist sehr schwierig, die Wanderzüge zu beobachten, denn bei Nacht hört man nur ihre Stimmen, die man meist nicht kennt, und bei Tag und ruhigem Wetter fliegen die meisten sehr hoch und sind so bald dem beobachtenden Blick entschwunden. Während dieses Fluges ist die Zuglinie eine gerade, fest bestimmte, so weit das menschliche Auge folgen kann. Wie weit der Flug fördert und wie lange sie aushalten, ist bis jetzt nur geschätzt. Nach Gätkes Beobachtungen kommen bei guten Fliegern auf eine Flugstunde ca. 60 Stunden in der Luftlinie, macht auf 10 Flugstunden die ungeheure Strecke von 600 Stunden in der Luftlinie. Nach diesem Maßstab kommen sie in einer Nacht von Afrika auf ihre Brutplätze in ganz Deutschland; und das Rätsel ist gelöst, daß die Ankunft mancher Wandervögel zu gleicher Zeit in Süd- wie in Nord-Deutschland verzeichnet werden kann. Daß aber die Vögel 10 bis 12 Stunden während des Zugfiebers aushalten, ist festgestellt durch unsere Zimmervögel, welche von abends 6 Uhr bis in die Frühe des andern Tages „zimmerwandern", ohne zu ermatten. Und diese Zimmerreisen bei Nacht dauern oft über 6 Wochen! (S. b. Pirol.) Doch können nicht alle Vögel soviel leisten. Diese müssen ihre Reisetouren kleiner machen. — Noch eine andere Beobachtung ist zu betonen. Daß nämlich die meisten kleinen Vögel bei Nacht wandern, die wir sonst genau nur als Tagvögel ansprechen. Es scheint nun fast, als ob dieser wunderbare Trieb auf ihr Auge derart wirke, daß innerhalb dieser Zeit die Sehkraft schärfer wird, um die Dunkelheit der Nacht durchdringen zu können. — Die meisten Sumpf- und Wasservögel sehen ohnehin bei Tag und Nacht gleich gut, daher bei diesen das Nachtwandern auch nicht auffällt. Die Nacht übt keinen Einfluß auf die Sicherheit der Richtung ihres Flugs. Sie verfehlen niemals die Richtung, und wandern ganze Nächte hindurch, so daß man sie dann in der Morgendämmerung in Gegenden sieht, wo abends zuvor noch keine Vögel bemerkt wurden. Viele Vögel wandern aber bei Tag und bei Nacht. Doch ist es Thatsache, daß die Tagraubvögel nur bei Tag wandern. Bei den Eulen versteht es sich, daß sie Nachtwanderer sind, mit Ausnahme der Schnee-Eule, welche auch am lichten Tag herumstreicht. Auch die Raben sind Tagwanderer. — In heißen Ländern eingeborene Vögel, die Afrikaner, wandern nicht, doch haben auch diese einen Trieb, in gewissen Zeiten zu „zigeunern". — Obwohl aber Zugvögel ungeheuere Strecken in einem Zug zurücklegen, wenn sie eilen wollen, so ist das doch nicht immer der Fall, denn sie haben ihre Stationen, wo sie gerne einfallen, ausruhen und sich nach Nahrung umsehen. Das nennt man ihre Raststationen. Dazu benützen sie gern gewisse Inseln, wie z. B. Helgoland, Malta, Capri u. a.; auch die Nähe der Meeresküsten, wenn sie ankommen, oder ehe sie abfliegen. — Daß die Wandervögel mit dem Winde fliegen, wird jetzt allgemein angenommen. Seitenwinde, in der Hauptrichtung der Zuglinie scheuen sie nicht. Aber heftige Gegenwinde stören, und die Wanderer unterbrechen lieber ihren Zug; fliegen oft aber auch bei widrigem Wind so niedrig, daß man sie mit Stöcken herabschlagen könnte. — Ueber die Zugrichtung der Vögel hat man schon viel geschrieben und gegengeschrieben. Beides nicht genugsam aufklärend. Die Richtung bei Tag läßt sich bestimmen. Diese ist in Deutschland, wie schon bemerkt, im Herbst südwestlich; ebenso im nördlichen wie im südlichen Deutschland, sodaß es nicht ganz zutreffend ist: Zugstraßen zu sagen, denn solche giebt es im hohen Luftraum nicht. Vielleicht wäre Zugrichtung bezeichnender. Was wir festzustellen vermögen, sind ihre Rast- und Futterstationen. Schon Buffon erwähnt solcher Raststationen, wo die Wandervögel längere Zeit verweilen, wenn ihnen die Witterung nicht paßt und genügend Futter auf dem Rastplatz zu finden ist; denn nicht alle Vögel fliegen ununterbrochen an den Ort ihres längeren Aufenthalts, wie schon vorerwähnt. Manche jüngere Vögel treiben sich besonders auf dem Frühlingszug an zusagenden Plätzen so auffallend lange herum, daß man ihnen den Namen „Bummler" aufgetrieben hat. — Es ist sehr interessant, den Zug der Vögel, welche bei Tag wandern, in hoher Luft zu beobachten

wenn sie ein Dreieck < formieren, das hinten offen ist. Voran fliegt ein Senior. So bei den Gänsen und Kranichen. Sie halten die schönste Ordnung ein, entschwinden aber bald dem beobachtenden Menschenauge. Manchmal formieren sie auch nur eine schräge Linie, wenn die Zahl der Wanderer klein ist. Wieder andere Vögel wandern in einer Front, die man sich aber nicht schnurgerade — mit dem Lineal gezogen — denken darf, denn bald ist der eine, bald der andere Teil im Vorrücken, so daß das Ganze eher einer Schlangenlinie gleicht. Siehe auch Seite 837. Andere fliegen in Truppen, wo aber jeder Vogel den eingenommenen Platz innehält, während andere Vögel wieder in losem Durcheinander fliegen. — Wenn wir die Wandervögel in hoher Luft ziehen sehen, bleibt die Zuglinie unabgeändert, in fester bestimmter Richtung; sobald sie aber niedriger fliegen, weichen sie von derselben ab, und berücksichtigen die unter ihnen liegende Landschaft. Gebirgspässe, Wälder, Felder, Flüsse, Sümpfe und Seen haben dann auf die Abweichungen von der Zuglinie einen großen Einfluß. Aber die Hauptrichtung des Zugs verlieren sie beim Weiterwandern nicht.

In dem großen Erdteil Asien liegen die Zugverhältnisse wohl anders. Nämlich ein Teil der West-Asiaten zieht zum Kaspimeer, Klein-Asien, Südost-Europa, Nordost-Afrika; die Mittel-Asiaten nach Vorder-Indien samt Inseln; die Ost-Asiaten nach China und Hinter-Indien samt Inseln. — In Nord-Amerika ist die Hauptrichtung von Nord nach Süd; in Süd-Amerika und in Australien von Süd nach Nord. Beim Frühlingszug in die Heimat*) umgekehrt. — Diejenigen, welche keine weiten Reisen machen, sondern nur soweit wandern, als das Wasser nicht gefriert und offener Boden bleibt, also etwa bis in unsere Südstaaten, nennt man Strichvögel. Und die wenigen Arten, welche den Winter nicht scheuen und bei uns aushalten, oder nur in kleinen Bezirken herum streichen um Futter zu suchen, nennen wir Standvögel. — Die Hauptzugzeit fällt in die Tag- und Nachtgleichen; ist aber vielen Abweichungen bei den einzelnen Arten unterworfen. Der Einzug (Rückzug, Wiederzug, Frühlingszug) fängt schon im März (bei gutem Wetter oft früher) an und dauert bis weit in den Mai hinein. Der Abzug (Herbstzug) beginnt schon im Juli und dauert bis weit in den Oktober hinein. — Bei der Rückkehr bemerkt man mehr Eile als beim Abzug. Die Männchen vieler Arten kommen 4 bis 14 Tage früher zurück als die Weibchen**). — Damit schließen wir diese kurzen Mitteilungen über den Wanderzug der Vögel, mit dem man ein großes Buch füllen könnte. — Wer ein warmes Interesse für den merkwürdigen Zug der Vögel hat, lese die höchst beachtenswerten Bemerkungen des Herrn A. v. Middendorf in seiner Sibirischen Reise 4. Bd., 1. Tl., S. 1115—1228.

Das Wandern der Zugvögel, welches mit der Gewalt eines Naturgesetzes auftritt, ist mit gewöhnlichen Erklärungen nicht abzumachen. Hier äußert sich eine bestimmte Zielstrebigkeit und eine bewußte Zweckbestimmung, welche klar zu Tage tritt. Diese „Zielstrebigkeit“ ist bei niedern Tieren größer, als bei höher entwickelten. Das ist Zweckbestimmung und Zweck in der Natur. Der populäre Ausdruck hiefür ist das Wort: „Instinkt“. Der scharfe Denker findet aber ebensowenig eine ausgiebige Benennung für solche Lebensäußerungen. Er nennt sie: „Das unbewußt Bewußte“. — Das Nachlesen der Schrift von Arthur Schopenhauer: „Ueber den Willen in der Natur“. Frankf. 1836, sei hiemit Allen empfohlen, welche über dieses Thema tiefergehende Belehrung wünschen!

Verfasser setzt noch den Schluß der 1. Auflage bei: denn was vor 44 Jahren hierüber geschrieben wurde, kann heute unverändert wiederholt werden.

„Es ist zwar nur ein kleiner Teil des ungeheuren Feldes, welches die Natur in den Geschöpfen bietet, worüber ich hier meine gesammelten Erfahrungen mitteilen kann, aber ein, den gemütlichen Neigungen der Menschen naheliegender, erfreulicher Teil, und ich darf hoffen, zu Ausfüllung der mancherlei Lücken, die man noch in dieser Wissenschaft bemerkt, einiges beitragen zu können. Sollte aber noch manches zu wünschen übrig bleiben, so ist in Erwägung zu ziehen, daß eigene Proben nur sehr langsam sich anstellen lassen, und oft viele Jahre erfordern, bis das ge-

---

*) Als richtige Heimat sind wohl ihre Brutgebiete anzunehmen. Aber manche Vögel verhalten sich zu ihrer Heimat fast wie Zigeuner, d. h. sie sind den größten Teil des Jahres „anderswo“ zu treffen, nur nicht „daheim!“ Wir erinnern nur an die Turmschwalben, an die Gelben Grasmücken, Pirole u. m. a.; während wiederum viele Vögel mit großer Zähigkeit in der lieben Heimat verweilen und kaum dem stürmischen Andrängen der rauhen Jahreszeit weichen, wie unsere treuen Stare, Drosseln, Lerchen und viele Samenfresser.

**) Eine große Gefahr für die Wandervögel sind die blendenden Lichtquellen der Leuchttürme, die weit über Land und Meer hinausstrahlen. Die Wanderer werden durch das Licht angezogen, schießen an die Gitter oder Scheiben und zerschellen den Kopf. Tausende verlieren dabei ihr Leben. Auch die Telegraphen- und Telephondrähte sind für niederfliegende Wanderer eine Gefahr.

wünschte Resultat erzielt wird. Wo daher etwas übergangen ist, bitte ich um nachsichtige Beurteilung.

Schließlich kann ich mein Bedauern nicht unterdrücken, daß die Geschichte der Natur, dieses Gottestempels, in vielen Volksschulen so sehr vernachläßigt wird. Es scheint mir, das dringendste Bedürfnis, die Jugend mit den Geschöpfen der Natur bekannt zu machen, mit denen sie in späteren Jahren so oft in Berührung kommt, und unter denen die Vögel eben keine unbedeutende Rolle spielen. Wie viel tausend dieser nützlichen Tiere werden durch Kinder im Unverstand hingemordet, weil sie mit denselben auch nicht im mindesten bekannt gemacht werden, daher von einer Schonung oder gar richtigen Behandlung derselben keine Rede ist. Viel ließe sich zwar noch darüber sagen, ich breche aber ab mit dem aufrichtigen Wunsche, daß eine solche Anregung an geeigneten Orten einer nachhaltigen Beherzigung gewürdigt werden möge, denn von der großen Unwissenheit im naturgeschichtlichen Fache, das der Jugend überdies Unterhaltung gewähren würde, kann man sich täglich überzeugen."

Nachwort.

Ein allgemein gültiges systematisches Verzeichnis für die Ueberschriften unserer „Deutschen' Vögel" ist zur Zeit noch nicht ausgegeben. Doch wurde „einstweilen" von einigen, hiebei interessierten Mitgliedern der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft in Berlin ein Entwurf für die Regeln beraten, nach denen ein solches Verzeichnis zu fertigen wäre. Diese Regeln stützen sich auf den Kodex nordamerikanischer Ornithologen („American code 1886"), dessen Grundregel ist: Strenge Befolgung des Gesetzes der Priorität von Linné 1758 an! Obige Beratung fand am 12. und 13. Mai d. J. in Frankfurt a. M. statt, um dem, einige Tage nachher (17. bis 20. Mai) in Budapest tagenden internationalen ornithologischen Kongreß vorgelegt zu werden. — Solche vielköpfige „internationale Beratungen und Abstimmungen" können aber niemals gründliche sein, da es bei den vielerlei — in Anregung gebrachten Fragen — wenn auch nicht an Verständnis, so doch an der nötigen Ruhe und Zeit fehlt, um alle diese Angelegenheiten gründlich durchsprechen und erwägen zu können. — Ein pures Verzeichnis für unsere „Deutschen Vögel" hätte wohl auch solcher umständlichen Behandlung nicht bedurft, das bestätigen die Namen der Herren, welche in Frankfurt an der Vorberatung teilnahmen. Zudem besitzen wir ein solches, nach obiger „Grundregel" leicht zu änderndes Verzeichnis schon seit Jahren in dem Leitfaden zum Studium der Ornithologie, betitelt: „Die Vögel der Zoologischen Gärten" von Dr. A. Reichenow 1882 bis 1884. Leicht faßlich und einfach für „schlichte Liebhaber"; übersichtlich und der Wissenschaft entsprechend, wodurch auch „gebildete Ornithologen" befriedigt sein können. — Es ist schwer zu begreifen, warum dieses systematische Verzeichnis nicht der allgemeinen Annahme empfohlen wurde. Verfasser war nahe daran, dasselbe — mit den Sängern beginnend — für vorliegende 4. Auflage zu verwerten. — In diese Zeit, 1882 bis 1885, fiel auch das Verzeichnis unseres — für deutsche Ornithologie so sehr thätigen Altmeisters E. Ferd. v. Homeyer, wodurch sich aber die Sachlage sofort änderte. Dies Verzeichnis wurde vom „permanenten internationalen ornithologischen Komitee" herausgegeben, späterhin noch für Oesterreich-Ungarn erweitert, und zu allgemeiner Annahme empfohlen. Es war aber dieses Verzeichnis für ein „populäres Werk" zu kompliziert, und konnte deshalb für unsere Ueberschriften nicht verwendet werden! — Zu gleicher Zeit ging auch ein Riß durch unsere ornithologischen Vereine in Deutschland, der zur Stunde noch nicht ausgeglichen zu sein scheint. — Außer dem genannten Verzeichnis erschienen noch einige weitere: „Farbe und Größe der Augen aller Europäischen Vögel in systematischer Ordnung, nach Carl J. Sundevall. Von Wilh. Meves 1886." (Meves † 10. April 1891.) — Ferner: „Systematisches Verzeichnis von Dr. A. Reichenow 1889." Letzteres erschien für unsere 4. Auflage viel zu spät. — Somit kam Verfasser in die Lage, selbst die Prioritäten suchen zu müssen und in der Weise zu verwerten, wie vorliegt. — Zum Schluß möchte Verfasser noch folgende Punkte zur Erwägung empfehlen: 1) Man fasse die ganze Periode (1735 bis 1767) innerhalb welcher Linné sein System ausarbeitete, doch aber mindestens von 1746 bis 1766, zusammen samt seinen Citaten, und man wird den Ursprung sämtlicher von ihm gegebenen Namen finden. — 2) Man streiche den Satz: Ein Name ist nur ein Name, und braucht keine Bedeutung zu haben. Und setze dafür: Für wissenschaftliche Zwecke soll jeder Name eine Bedeutung haben. Z. B.: Sylvia rufa für unsern Weidenzeisig (Zilpzalp) ist grundfalsch und von einem konfusen Theoretiker ein- und von vielen Ornithologen weitergeführt. Nur Dr. Gloger hat diesen falschen Namen beanstandet! Da nun unsere „Allgemeine Deutsche Ornithologische Gesellschaft" den Augiasstall gründlich reinigen will, so spare sie das Wasser nicht! Zudem hat Linné diesem Vögelchen (avicula) zwei gute Namen zur „Auswahl" gegeben: Regulus cinereus 1748, S. 31, Nr. 24. (F. suec. Nr. 237); Motacilla acredula 1758 (Ed. Lang), S. 189, Nr. 32. — 3) Man streiche die Bestimmung der nordamerikanischen Ornithologen: Personennamen wie gewöhnliche Adjektive zu nehmen und mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben und setze dafür: Personennamen, welche von verdienten Forschern für Bestimmung einer Art entlehnt sind, um denselben damit eine „Ehre" zu erweisen, machen von gewöhnlichen Adjektiven eine Ausnahme und werden (honoris causa) mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben. Das ist bei uns eine Regel des Anstandes und verstößt in nichts gegen die Regeln der Wissenschaft. — Und nun wünscht Verfasser aufrichtig, daß für unsere deutschen Vögel ein Verzeichnis geschaffen werde, das sich allgemeiner Anerkennung erfreut und der Unsicherheit bezüglich der Ueberschriften für immer ein Ende macht!

Stuttgart, im Juli 1891.

Der Verfasser.

Systematische Anordnung

der in diesem Buche enthaltenen

Ordnungen, Familien, Gruppen und Arten.

Die Singvögel bilden in unserem Buche die 1. Ordnung, um sogleich auf unsere Lieblinge eingehen zu können. — Auch Prof. Oken hat seine Naturgeschichte mit den Singvögeln begonnen, aber mit dem wundersamen Ausspruch: „Es scheint, daß die kleinen Vögel die untersten seien, die größeren dagegen die höhern; auch schließen sich diese durch ihren Verstand (?) mehr dem Menschen an, wie z. B. die Gänse, Enten, Störche, Reiher u. a.“ Diese Auffassung ist nicht begründet, soviel auch sonst des Wissenswürdigen in seiner Naturgeschichte enthalten ist. Ueberhaupt scheint schwer zu bestimmen, ob wir je in der Lage sind, die Wirbeltiere nach ihrer höhern oder niedern Begabung in Ordnungen einzureihen. — A. Brehm fängt mit den Papageien an, „ohne sie gerade für die höchstgestellten Vögel zu betrachten.“ — Dr. Reichenow fängt in seinem Werk „Vögel der Zool. Gärten“ mit den Straußen, Schwimm-, Stelzvögeln u. s. w. an, und schließt mit den Sängern ab. — Die folgenden Ordnungen nach den Singvögeln schließen wir so an, wie es sich noch mit der systematischen Aufstellung Naumanns in Einklang bringen lassen konnte. Das genannte Werk ist seiner gewissenhaften Gründlichkeit wegen ein Schatz für Ornithologie, und bildet — wie schon mehrmals erwähnt — auch die Grundlage des vorliegenden Buches. — Daß auf möglichste Einfachheit bei Aufstellung der Ueberschriften gehalten wurde, ist schon bei Besprechung der Grundsätze für die Nomenclatur dargelegt (siehe dieselbe Seite 7) und braucht hier nicht nochmals erörtert zu werden. — Für weniger belesene Freunde der Ornithologie sei hier noch bemerkt, daß man die lateinischen Ueberschriften, welche stets 2 Namen enthalten: „binäre Nomenclatur“ bezeichnet. Der erste dieser Namen bezeichnet die Familie, zu welcher die Art gestellt ist, der zweite mit kleinen Anfangsbuchstaben ist der Artname, welcher speziell für den betreffenden Vogel angewendet wird. Ist dieser zweite Name mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, z. B. Turdus Naumanni, Turdus Bechsteini, Lanius Homeyeri u. s. w., so ist das eine Ehrenerweisung (honoris causa) für eine Persönlichkeit, welche sich um Ornithologie verdient gemacht hat. Mit 3 Namen (Trinomina) bezeichnet man die Rassentiere, um sie von der Stammform nicht zu trennen.

Die Klassifikation der Vögel wird hauptsächlich durch Schnabel und Füße bestimmt, da diese am meisten geeignet sind, auf die Lebensart des Vogels schließen zu können, und teilweise ist es der Wissenschaft auch gelungen, die Hauptabteilungen genau zu begrenzen; weniger ist dieses der Fall mit der Einreihung mancher Arten, die durch die Menge der sich darbietenden Uebergangsformen öfters der verlangten Schärfe des Begriffs Eintrag thun, so daß man oft kaum weiß, wohin sie zu stellen sind. Unsere Einteilung bildet zunächst größere Ordnungen, bei deren Feststellung nicht nur der Bau des Körpers, sondern auch die Lebensweise berücksichtigt ist. Die Ordnungen enthalten die Familien, die Familien die kleineren Gruppen, und die Gruppen die Arten. Wo mehrere Familien wegen Uebereinstimmung zusammengezogen werden konnten, bildete ich Abteilungen; mußten diese Abteilungen nochmals gesondert werden, so teilte ich in Klassen ab.

Die Zahl der bekannten Vögel des ganzen Erdballs ist noch nicht genau bestimmt, da noch nicht einmal alle Arten entdeckt, von den entdeckten Arten aber sicher auch viele wieder als Dubletten zu streichen sind. Die Zahl derselben kann daher nur abgeschätzt werden. Zu Linnés Zeiten war die Zahl noch gering; im Jahr 1766 verzeichnete er 929 Arten. — Buffon schätzt die Zahl auf 1500—2000 Arten. — Gmelin 1788 beschreibt 2584 Arten, wovon aber manche wieder abgehen. — Oken schätzt etwa 6000 Arten. — G. R. Gray führt in seiner Hand-List 1871 die Zahl von 11,162 Arten auf. — Alfr. Wallace führt 1876 etwa 10,200 Arten auf. — R. B. Sharpe schätzt in seinem Catalogue of the Birds 1879 etwa 12,000 Arten. — Dr. Reichenow in seinem Werke „Vögel der Zool. Gärten“ 1882, etwa die gleiche Zahl. — A. Brehm 1882, sagt: „Wahrscheinlich schätzen wir immer noch zu hoch, wenn wir 9000 Arten annehmen.“ — Die Vögel Deutschlands, welche in unserem Buche beschrieben sind, betragen nur die bescheidene Zahl von ca 450 Arten, samt ihren Abänderungen und Rassen.

Es bleibt mir noch übrig, dem Leser möglichst klare Begriffe über die Bezeichnung der Individuen als Arten, Abänderungen und Rassen beizubringen, wie sie von mir für das vorliegende Werk aufgefaßt wurden.

Unter „Art“ (species) verstehe ich eine Tiergattung, deren Individuen unter sich im Aeußern, in körperlicher Organisation und in Lebensweise der Hauptsache nach übereinstimmen, von andern Gattungen mehr oder minder scharf, aber standhaft getrennt sind, und die sich zum Zwecke der Fortpflanzung streng nur an die eigne Art halten. Im Falle einer zufälligen oder durch Kunst geleiteten

widernatürlichen Verpaarung (d. h. Verpaarung mit einer andern Art), sind die erzeugten Bastarde unfruchtbar, oder wenigstens nie im stande, die Arten dauernd zu vermischen. — Wir könnten die Bezeichnung „Art" ebenso gut mit „Urtier, Stammtier" vertauschen, um damit die obigen Begriffe etwas schärfer einzugrenzen.

Durch veränderte, klimatische Einflüsse, Nahrungsstoffe und Lebensweise sind die meisten Urtiere mehr oder minder augenfälligen Abänderungen unterworfen, welche sich vererben und dadurch konstant werden, nichtsdestoweniger aber die Uebergangsformen zum Urtier nachweisen lassen. — Wir könnten die Bezeichnung „Abänderung" so erklären: „mehr oder minder bedeutende Veränderung eines Stammtiers, nachweisbar durch Uebergangsformen zu demselben."

Der Begriff für „Rasse" ist teilweise schon durch die vorhergehende Erklärung auseinandergesetzt, denn er bezeichnet ebenfalls eine vorgegangene, augenfällige Abänderung des Stammtiers, wird aber überhaupt mehr auf die mit dem Menschen durch Domestikation in Verkehr stehenden Tiere angewendet, und namentlich zeichnen sich die unter diesen Begriff eingegrenzten Individuen trotz ihrer äußerlichen Form- oder Farbenverschiedenheit durch eine Beständigkeit derselben, sowie durch eine solche nahe Verwandtschaft (mit dem Urtier und unter sich) aus, daß sie sich ohne Mühe verpaaren lassen und fruchtbare Junge erzeugen. — Man könnte für die Bezeichnung „Rassen" sagen: „Veränderte Abkömmlinge eines Stammtieres, die aber gegenseitig fortpflanzungsfähig bleiben." — Zucht, Stamm, Schlag, drücken ungefähr denselben Begriff aus.

Ausartung ist eine zufällige Veränderung des Farbstoffs oder einzelner Körperteile, meist vergänglich mit dem Individuum; wo nicht, so würde die Ausartung unter den Begriff „Abänderung" einzureihen sein.

Bastarde oder Hybriden sind entweder auf künstlich geleitete Zusammenpaarung zurückzuführen; oder sie entstehen auch in freier Natur durch verliebte ungepaarte Männchen und willige Weibchen, aus 2 bestimmt verschiedenen — doch aber innerlich sich nahestehenden — Arten, z. B. Birkhahn mit Auerhenne, Wildentrich mit Bisamente u. a. Zwar kommen sie „nicht so selten" vor, sind aber noch wenig beschrieben; besonders in ihrem Jugendkleide gehen viele solcher Exemplare bei Jagdliebhabern und Wildbrethändlern unerkannt für die Wissenschaft verloren. Meistens sind diese Bastarde ein Mittelding zwischen Mutter und Vater; die Männchen mehr dem Erzeuger, die Weibchen mehr der Mutter ähnlich, aber auch umgekehrt. Weitervermehrung dieser Tiere von Bastard zu Bastard findet nur schwer oder gar nicht statt, und somit sterben diese Formen wieder aus. Prof. Altum hat für die Eberswalder Forstakademie eine Sammlung von Wildbastarden, Rackelwild u. desgl. angelegt. — Ein Werk über „Auer-, Rackel- und Birkwild und seine Abarten" hat Dr. A. B. Meyer 1887 publiziert. — Einiges über Bastarde findet auch der Leser in unserem Buch auf Seite 728.

Ich fasse alles noch kurz so zusammen: Die Erfahrung lehrt, daß die Arten zwar nicht unveränderlich sind, daß sie aber zu neuen Formbildungen Jahrhunderte nötig haben, weshalb diese den Beobachtungen der in dieser Zeit lebenden Generationen verschwinden; — sie lehrt, daß die Abänderungen konstant werden, aber noch Uebergänge zu dem Stammtier nachweisen; — sie lehrt ferner, daß sich hauptsächlich bei den Haustieren Rassen abzweigen, welche mit dem Stammtier und unter sich in enger Verwandtschaft bleiben. Sie lehrt uns aber auch auf das Bestimmteste, daß es nicht die Vermischung der Arten ist, welche nach Willkür neue Zweige zu treiben im stande ist, sondern daß es die Einflüsse der Naturkräfte sind, welche in ihrer geheimnisvollen Werkstätte allmähliche Veränderungen bewirken, deren Umfang bis jetzt auch die kühnsten Hypothesen nicht zu erklären vermögen. — Es ist daher von hohem Interesse und jedem beobachtenden Naturfreunde nahe zu legen, alle Abänderungen (Schwankungen) der Arten zu verzeichnen, wie es s. Z. Pastor Brehm that, dieselben aber mit Genauigkeit zu bestimmen, und so die Nachwelt in den Stand zu setzen, die in gewissen Zeiträumen stattgefundenen Veränderungen der Stammtiere zu vergleichen und festzustellen. Das gleiche Verfahren sollte auch bei den Rassebildungen der Haustiere eingehalten werden, welche den menschlichen Beobachtungen weit näher gerückt sind als die Wildtiere.

Den Ordnungen, welche ich aufstellte, ist eine kurze Darstellung der Lebensweise, sowie der hauptsächlichsten Kennzeichen der betreffenden Familien, den Familien die Unterscheidungszeichen an Schnabel, Füßen, Schwingen, aber auch das allgemeine Uebereinstimmende ihrer Angehörigen beigefügt; die Arten haben ihre Kennzeichen und spezielle Naturgeschichte.

Für manchen Leser wird es nicht ohne Interesse sein, einiges über Linné zu erfahren. Karl Linné, geb. zu Räshult in Smäland, Schweden, den 4. Mai 1707, war der Sohn eines armen Landpfarrers, und hatte so wenig Sinn für das ihm bestimmte Fach der Theologie, daß ihn sein entrüsteter Vater einem Schuster in die Lehre gab. Ein Freund der Familie, Dr. Rothmann, der den für die Naturwissenschaften äußerst empfänglichen und hellen Geist des jungen Linné erkannte, rettete ihn von diesem Berufe, bewog den Vater, der Neigung des Sohnes Rechnung zu tragen und übernahm die Kosten auf ein Jahr. Im Jahr 1727 studierte er Medizin und Naturwissenschaften in Lund, 1728 in Upsala unter ärmlichen Verhältnissen, aber mit ausdauerndem Fleiß; 1732 machte er im Auftrage der Regierung eine Reise ganz allein zu Fuß nach Lappland. Sein großer Geist brach sich Bahn. In Holland gab er seine — später so wichtigen Werke mit überraschender Schnelle, 1735—1737 heraus, besuchte England, 1738 Paris, und kehrte über Göttingen nach Schweden zurück. Im Jahr 1741 wurde er Professor der Medizin und Botanik in Upsala, im Jahr 1747 königl. Leibarzt und 1757 wurde er in den Adelsstand erhoben. Von seinen vielen Werken sind die wichtigsten für Ornithologie in unserem Autorenverzeichnis benannt. Linné ist ein bedeutender Reformator der Naturwissenschaften, welcher das große, verwirrt daliegende Material mit klarem Geiste untersuchte, ordnete, und leitende Grundsätze aufstellte, welche auf fleißiger Forschung und tiefer Erkenntnis beruhten. Sein hauptsächlichstes, Epoche machendes Werk ist die Ausgabe von 1758. Linné hat sich über 22 Jahre abgemüht, um mit seinem Werk, wie es 1758 erschien, ins Reine zu kommen. Die Gesetze für binäre Nomenklatur hat er aber schon in seiner „Philosophia bo-

tanica" 1751 erläutert. In der Vorrede zu Systema Naturae, 24. Mai 1757, bemerkt Linné: „Nur nach langer andauernder Arbeit ist es mir gelungen, diese vorliegende, vermehrte und verbesserte Auflage erscheinen zu lassen." — Ueber diese 10. Ausgabe äußert Prof. Oken wie folgt: „Die Freude der meisten Zeitgenossen über das Linné'sche System war aber auch groß! Die Naturkundigen konnten durch die leichtfaßliche Einteilung*) die ganze Natur mit einem Blick überschauen, und Alles was darin vorkommt, mit Leichtigkeit auffinden und benennen. Das alles wirkte so mächtig, daß hunderte von Menschen — davon ergriffen — sich in alle Weltteile zerstreuten, allen Gefahren trotzten und selbst das Leben opferten, um Naturalien zusammenzubringen und sie ihrem verehrten Lehrer nach Upsala zu schicken. Andere arbeiteten rastlos zu Hause an der Untersuchung und Beschreibung der Tiere, welche nun aus aller Welt zusammenströmten, oder welche sie — bisher verachtet — in ihren Gärten, in Feld und Wald, in Bächen, in Flüssen, in Seen und Meeren fanden." Wir nennen hier nur: Réaumur, Rösel, De Geer, Frisch, Forskal, den Dänen Fr. Müller, Bloch, Brisson (Kabinetmeister des Herrn v. Réaumur), Pennant, Pallas, Latham, Fabricius, Lacépède. (Der Franzose Buffon war ein Gegner aus Ehrsucht, weil der L.'sche Stern heller strahlte als der seine). — Von seinen Schülern, welche weite Reisen unternahmen, um ihren berühmten Lehrer mit naturwissenschaftlichen Beiträgen zu unterstützen, führt Linné selbst folgende an: Ternström nach Asien 1745; Kalm nach Pennsylvanien und Kanada 1747; Montin nach Lappland 1749; Hasselquist nach Egypten und Palästina 1749; Toren in Malabar und Suratte 1750; Löffling nach Spanien und Amerika 1751; J. Berg nach der Insel Gothland 1752; Kähler in Italien und Apulien 1752; Solander nach Lappland 1753; Rolander nach Surinam 1755; A. Martin (nicht Fr. Martens) nach Spitzbergen 1758; Alströmer nach Ost-Europa 1760; J. Falk nach Gothland (schwed. Provinz) 1760.

Man darf das Linné'sche System aber nicht als eine vollständige Naturgeschichte nehmen, sondern nur für ein wohlgeordnetes, leicht übersichtliches Verzeichnis der bekannten Naturkörper. Bei dem unvollkommenen Stand der damaligen Naturaliensammlungen war es ein riesiges Unternehmen, die unzählbare, verwirrt umherliegende Menge von Naturkörpern in einem System unterzubringen und einzuordnen, und aus den vielen — zum Teil schlecht gestopften oder gezeichneten Exemplaren die bestimmenden Kennzeichen (Diagnosen) in kurzer Fassung festzustellen und mit lateinischen Doppelnamen zu versehen. Das vorliegende Material für alle 3 Naturreiche war auch ein so überwältigendes, daß sämtlichen Spezialien nicht sehr zeitraubende Betrachtungen gewidmet werden konnten, und späterhin einzelne Abänderungen benötigt waren. — Solche Aenderungen und die Aufstellung neuer Familien wurden von manchen Fach-Schriftstellern aber in einer Weise mißbraucht, daß in ihren Werken der Name Linné's ganz fehlt oder nur noch nebenbei erwähnt ist, und dafür ihr eigener (mitunter recht obskurer) Name als Ueberschrift prahlt. Diesem Treiben, welches den Namen Linné's schließlich vollständig verdrängt hätte, soll für immer ein Ende gemacht werden, indem das Prioritätsprinzip streng durchgeführt wird, d. h. der Autor, welcher den Artnamen zuerst einführte, für alle Zeiten bestehen bleibt; alle anderweitig gegebenen Namen werden nur zur Synonymik verzeichnet. Durch dieses Verfahren kommen die von Linné gegebenen Artnamen wieder zu ihrer vollen Geltung, was nur der Achtung und Verehrung entspricht, die wir dem Namen des größten Systematikers aller Zeiten schuldig sind!

Zu bemerken ist noch die große — aller Ueberhebung ferne — Bescheidenheit Linné's gegen andere Gelehrte, sowie das teilnehmende wohlwollende Benehmen gegen seine Schüler, die ihn über Alles liebten und verehrten, und — sein frommer Sinn! Sein vornehmstes Werk enthält auf dem Titelblatt das Motto: O Jehova! Quam ampla sunt Tua Opera! Quam sapienter Ea fecisti! Quam plena est Terra possessione Tua! Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter!

---

*) Linné's Einteilung für die Vögel besteht in 6 Ordnungen: 1) Raubvögel; 2) Krähen; 3) Schwimmvögel; 4) Sumpfvögel; 5) Hühner; 6) Singvögel.

Inhalt.

Systematische Reihenfolge der Ordnungen, Familien, Gruppen und Arten.

Erste Ordnung. Singvögel, Oscines.

1. Abteilung: Insektenfresser, Insectivora.

Sechste Ordnung: Raubvögel, Raptatores.

1. Abteilung: Tagraubvögel, Accipitres, Vieill.

2. Abteilung: Nachtraubvögel, Strigidae.

Siebente Ordnung: Schwimmvögel, Natatores.

1. Abteilung: Mövenartige Vögel, Laridae, Leach.

2. Abteilung. Sturmvögel, Procellaridae, Boje.

Verzeichnis der Abbildungen.

13. Tafel.

14. Tafel.

15. Tafel.

16. Tafel.

17. Tafel.

18. Tafel.

19. Tafel.

20. Tafel.

21. Tafel.

22. Tafel.

23. Tafel.

24. Tafel.

25. Tafel.

26. Tafel.

27. Tafel.

28. Tafel.

29. Tafel.

30. Tafel.

31. Tafel.

49. Tafel.

1) Hohes Stecknetz 955.
2) Niederes Stecknetz 954.
3) 4) und 5) Fang in Ackerstücken mit Leimruten, Schlingen und Sprenkeln 951.
6) und 7) Lockbüsche 950.
8) Gewöhnlicher Fang mit Leimruten 950.
9) Krähenhütte, Schuhuhütte 956.
10) a. und b. Meisenschlag 954.
c. d. e. f. g. Vogelherd mit einer Netzwand 956.
11) Vogelstich. (Taf. 50, 11 b. Federspule) 951.
12) Vogelstich zwischen Leimruten. (Taf. 50. 12 b. Hosenträger) 951. 957. Außerdem enthält diese Tafel noch 2 Bildchen, um dem Leser einen Begriff von der großen Menge Sumpf- und Meervögel auf günstigen Brüteplätzen zu geben:
Sumpfvögel im Weißen Morast 858.
Vogelberg im Norden 713.

50. Tafel.

13) 14) und 15) Vogelfährten 958.
16) Aufgehängter Sprenkel 952.
17) Vergrößerte Teile des Sprenkels.
18) Die Schlinge zu einem Sprenkel.
19) Der obere vordere Teil eines Sprenkels mit eingeschnittenem Löchelchen.
20) Das Stellholz zu einem Sprenkel.
21) und 22) Bichtelpfeife 951.
23) a. und b. Bügeldohnen 952.
24) Laufdohnen 952.
25) Laufdohnen durch Gemäsche verbunden 952.
26) a. und b. Fußschlingen 952.
27) Vergrößerte Fußschlinge.
28) Einfaches Nachtigallgärnchen 953.
29) Das Gärnchen aufgestellt. Um die Zeichnung deutlich zu halten, wurde das Netz weggelassen.
30) Das Richthölzchen hiezu.
31) Eine Klammer, die Falle auf dem Boden zu befestigen.
32) Nachtigallgärnchen mit Federkraft in gerichteter Stellung. Zugleich ist angezeigt, wie es als Nestfalle anzuwenden 954.
33) Brettchen zum Zusammenlegen.
34) Richthölzer ohne Umgebung.
35) a. und b. Das Ende des Drahtbogens, um die Federn einzuzwängen.
36) Richtholz zur Nestfalle anzuwenden.
37) Verbesserte Nestfalle mit Federkraft, woran die beiden Drahtbögen nebst den Richtdrähten im Ruhestand sind. Der Deutlichkeit wegen wurde das Nest weggelassen 954.
38) Diese Nestfalle über einem Neste gerichtet.
39) Diese Falle zugeschnappt mit gefangenem Vogel.
40) Der untere Teil des großen Drahtbogens, um zu verdeutlichen, wie die Feder befestigt und gerollt wird.
41) Die zu dieser Nestfalle gehörigen Richtdrähte, aber ohne umgebende Teile.

Fig. A und B stellt ein Bassin vor mit umgebenden Pflanzenkistchen. Siehe „Einleitung" 60.
Fig. L, M, N, O sind Nistkästchen. Siehe „Einleitung" 61.
Fig. F ist ein Vogelflügel als Muster zum Beschneiden der Schwingfedern 960.

Verzeichnis der Autornamen, welche in unserem Buche benannt sind.

Die Geschichte der Vögel bei den Alten fängt mit

Aristoteles an und hört mit Plinius, Aelian und Oppian auf. Aristoteles, einer der berühmtesten Weltweisen Griechenlands, wurde 384 v. Chr. zu Stagira am Fluß Strymon (Macedonien) geboren und starb 322 v. Chr. Er ist der Schöpfer der Zoologie und auch der vergleichenden Anatomie, wurde Lehrer Alexander des Großen, dem er später auf einem Teil seiner Kriegszüge nach Asien gefolgt sein soll, was auch recht wahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, wie viel fremde Tiere er so genau beschreibt. Sein Werk: „Historia animalium," ist ins Deutsche übertragen von Dr. Strack, Frankfurt 1816.

Plinius, der Aeltere genannt, einer der gebildetsten Römer, geb. 23, gest. 79 n. Chr. Bei einem furchtbaren Ausbruch des Vesuv, den er möglichst genau in der Nähe betrachten wollte, erstickte ihn die glühende Asche und er verschied als ein Opfer seiner Wißbegierde. Er wurde 56 Jahre alt. Sein Werk: „Historia naturalis" ist ins Deutsche übersetzt von Dr. Külb, Stuttgart 1840.

Aelian und Oppian sind Fabelsammler und haben für eigentl. Naturgesch. nicht viel hinterlassen.

Varro „De re rustica", ein Römer, gest. 26 n. Chr., und

Columella, ebenfalls Ackerbauschriftsteller, 50 n. Chr., haben nur nebenher über Vögel geschrieben.

Das sind die Schriftsteller der Alten Zeit, die für uns in Betracht kommen.

Es folgt nun eine große Pause bis nach Erfindung der Buchdruckerkunst, wo es sofort eine Menge Naturforscher in allen Fächern gab. Nach dieser Epoche machenden hochwichtigen Erfindung traten die Wissenschaften plötzlich aus ihren Verließen hervor und breiteten sich in alle Welt aus. Durch die Presse bekamen sie Flügel. Anfangs vom Aberglauben verfolgt, der alles aus Gespenstern und Wundern erklären wollte, was er nicht verstand, haben sich die Naturwissenschaften doch nicht so rasch verbreitet, als man glauben sollte. Man denke nur an den — um die Naturlehre so hochverdienten — Florentiner Galilei, geb. 18. Februar 1564, gest. 8. Januar 1642.

Naturhistoriker des Mittelalters,

allmählich bis in die Neuzeit übergehend. Aeltere Werke nur wenig bekannt.

Albertus magnus (Graf v. Bollstädt), Bischof und Rektor zu Köln, lehrte und erklärte die Schriften des Aristoteles (gegen das Verbot der Kirche) 1205—1280.

Wolton, 1552. Engl. Systematiker. Wenig bekannt.

Gesner, Conr., Prof. der Philosophie in Zürich, stellte das Studium der Naturgeschichte wieder her. Sein Werk „Historia animalium" 1555, ist mit „ungeheurer" Belesenheit und vielen eigenen Beobachtungen geschrieben. Berühmt war er auch als Botaniker. Geb. 1516 in Zürich, gest. 13. Dez. 1565.

Belon, Franzose. Sein Werk „Histoire de la nature des oiseaux" 1555, ist ein vorzügliches, sowohl wegen der vielen und genauen Beobachtungen als wegen der verhältnismäßig guten Abbildungen.

Aldrovand, Ulysses, Professor zu Bologna. „Ornithologia" 1599. Der gelehrte Pater folgte in seiner Anordnung ziemlich dem Belon. Geb. 1525, gest. 1605.

Schwenkfeld, Schlesien, 1603.

Olina, „Uccelliera Roma", 1622.

Jonston, „Hist. nat. avium", 1650.

Martens, Reise nach Spitzbergen, 1675.

Willughby und sein gelehrter Kabinetmeister Ray, London 1676.

Charleton, 1677.

Sibbald, Scotia ill. 1684.

Ray, Synopsis methodica avium. London 1713.

Rzaczynski, Gabr., Hist. nat. Polonia, 1721.

Marsili, Graf v. Danubius, (Die Donau). 1726.

Catesby, Nat. history of Carolina. 1731.

Frisch, Joh. Leonh., Rektor in Berlin. Deutsche Vögel. Prächtiges Bilderwerk, 1734—63. Frisch, geb. 19. März 1666, gest. 21. März 1743. Nach seinem Tode fortgesetzt durch seine Söhne.

Albin, Nat. history of Birds. 1743.

Edwards, Nat. history of Birds. 1743.

Pontoppidan, Natur-Geschichte von Norwegen. 1754.

Brisson, Kabinetmeister des berühmten Grafen Réaumur, Ornithologia, 1757—60, bedeutender Systematiker s. Z.

Georgi, Reise in Rußland. 1775.

Pennant, British Zoology, 1766. Dessen: Arctic Zoology. 1785.

Buffon, Graf, u. s. Mitarbeiter: Monbeillard und Daubenton. Hist. des oiseaux, 1749—88. Berühmtestes Werk seiner Zeit. — Deutsche Uebersetzung von Dr. Martini und Dr. Otto, 1772—1809. 35 Bde. — B. geb. zu Monbard 7. Sept. 1707, gest. 16. März 1788 zu Paris. B. war ein Gegner des L.'schen Syst.

Brünnich, Orn. borealis. 1764.

Tunstall, Orn. danica. 1771.

Schaeffer, J. Chr., Mus. ornith. Ratisbona (Regensburg). 1779.

Boddärt, Pet. 1779—81.

Latham, General synopsis of Birds. 1782 bis 1790, bedeutender System. s. Z. Deutsche Uebersetz. v Bechst. 1793 ff. Viel cit. v. Naum. u. Bechst.

Jacquin, J. v., Beiträge. 1784.

Sparrmann, Reisen. 1783. — Dessen: Museum Carlssonianum. Aves Holmiae. 1786.

Beseefe, Vögel Kurlands, 1792.

Siemssen, Mecklenburgische Vögel, 1794.

Le Vaillant, Hist. nat. des oiseaux d'Afrique, 1799.

Wolf, J. und B. **Meyer**, Nat. der Vögel Deutschlands, 1799 ff.

Borckhausen u. a., Deutsche Ornithologie, 1800 ff.

Shaw, Thom., 1738. Deutsche Uebersetzung. Reisen in verschiedene Teile der Berberei und Levante. 1765.

Shaw, Geo, General Zoology. 1800.

Vieillot, L. P., Vielseitiger Schriftsteller in Ornithologie, von 1784, 1802, 1816, 1820, 1821, 1823, 1826, 1830, 1834. — Cit. bei uns: Analyse d'une nouvelle Ornithologie élémentaire. 1816. — Nouveau Dict. 1819. — La Galerie des Oiseaux, 1825 ff.

Savigny, J. L. de, Observations sur le Systeme des Oiseaux de l'Egypte. 1808—1810.

Wilson, American Ornythology 1808.

Bonaparte, Charles, Fürst v. Musignano. Wird cit.: Bp. Vielseitiger Schriftsteller und Forscher. Verfasser mehrerer bedeutender Werke, darunter American Ornythology 1825 ff. — List of the Birds of Europe etc. 1838. — Conspectus generum avium. 1850 ff. — Revue critique de l'ornithologie, 1854.

Cuvier, George, Tableaux élémentaires d'hist. nat. 1798—1800. — Règne animal etc. 1817, 1820. Berühmt durch seine „Vergleichende Anatomie".

Eversmann, E., Reise nach Buchara, 1822. — Addenda zu Pall. Reisen, 1835.

Selby, Illustrations of brit. Orn., 1823.

Roux, P., Ornith. provenc., 1825.

Sturm, J., Deutschlands Vögel, 1829.

Rüppell und Cretzschmar, Atlas neuer Wirbeltiere, 1826.

Nilsson und Wright, Illum. Fig. till skand. Fauna, 1828.

Lesson, Oiseaux mouches, 1829.

Audubon, Birds of America, 1832.

Gould, Birds of Europe, 1832. — B. of Himalaya, 1836.

Dubois, Orn. Gallerie, 1835.

Landbeck, Christ. Ludw., Systemat. Aufzählung der Vögel Württembergs, 1834. Viel citiert. — L. wanderte im Jahr 1852 nach Chili aus, wo er in Santiago als Museums-Direktor noch mehr als 30 Jahre verlebte.

Reisewerke: Von **Anson** 1746; **Bougainville** 1771; **Cook** 1775; **Hawkesworth** 1773; **Forster** 1778; **Lapérouse** 1797; **Thunberg** 1792; **Pallas**, P. Sim. Reisen durch russische Provinzen, 1768—74. — Spicilegia zoologica, 1767.

Allgemeinere Werke

von Linné beginnend bis in die Neuzeit.

Linné, Karl v., Systema naturæ etc. 1735 Fol. Erster Versuch. — 2. Ausgabe 1740, mit einer kleinen Vermehrung. — Fauna suecica, 1746. Mit fortlaufenden Nummern aller beschriebenen Arten, nebst kurzen Diagnosen, auf die sich L. in nachfolgenden Werken bezieht. Die Tiere sind in Ordnungen, Familien und Arten geschieden, doch noch ohne Charaktere und Artnamen; letztere nur durch die Citate der Synonyme älterer Autoren und seiner Zeitgenossen hervorgehoben. — Systema naturæ, sistens regna tria naturæ etc., 6. Ausg. 1748. Dieses Büchlein, das 252 Seiten enthält, stellt Charaktere für die Familien auf, und führt für die Arten die Doppelbenennung ein. Die binäre Nomenklatur ist im Prinzip gegeben. Man sieht, wie Linné von Jahr zu Jahr zum Bewußtsein der Vorteile gelangt, welche sein System zum allgemeinen gemacht haben. — Endlich erscheint die Ausgabe von 1758, gewöhnlich die zehnte genannt. Diese ist ein ganz neues Werk mit einer solchen Vollendung, daß die nachfolgenden Ausgaben keine wesentlichen Veränderungen, sondern nur noch Erweiterungen erhalten haben. Die Familiennamen mit ihren Charakteren, sowie auch die Artnamen sind fest bestimmt. „Groß war die Freude seiner Zeitgenossen bei Erscheinung dieses Buches!" ruft Oken aus. Und es ist Ehrensache unserer Ornithologen, diese Namen, welche für die meisten unserer deutschen Vögel ausreichen, als Ueberschriften beizubehalten. — Es folgt nun die 2. Ausgabe Fauna suecica, 1761. — Die 12. Ausgabe: Systema naturæ etc. 1766, welche durch neue Familien und Arten vermehrt, im übrigen von der 10. Ausgabe nicht wesentlich verschieden ist.

Gmelin, Joh. **Friedr.**, Prof. Systema naturæ etc., zwei Teile, 1788. Compilator des Linné'schen

Systems, welches er durch eine Menge bis dahin neu entdeckter Arten vermehrte, wovon aber manche wieder gestrichen wurden.

Gmelin, Samuel, Reise durch Rußland, (1770 bis 84.) S. Gm. hatte das Unglück, von einem kaukasischen Häuptling für einen russischen Spion gehalten zu werden, wurde gefangen und starb aus Kummer in dieser Haft. Pallas besorgte später die Ausgabe.

Klein, Jac. Theodor, Prodromus &c., 1750. — Stemmata avium etc. 1759. Oefter citiert.

—**Scopoli,** Joa. Ant., Annus hist. nat., 1769. — Introductio ad historiam naturalem, 1777.

Fabricius, Fauna grönlandica, 1780.

Daudin, Traité d'Ornith., 1800.

Naumann, Andr., Vater, Nat. der Vögel Deutschlands, 1796—1817.

Naumann, J. **Friedr.,** Sohn, Nat. der Vögel Deutschlands, Leipzig, Fleischer, 1820—44, 12 Bde. Der 13. Bd. mit Nachträgen, Zusätzen, Verbesserungen, erschien nach dem 1857 erfolgten Tode Naumanns und wurde abgeschlossen von Prof. H. Blasius in Braunschweig und Dr. Ed. Baldamus in Diebzig. Das Naumannsche Werk ist ein klassisches, gleich mustergültig für die Biologie der Vögel, wie auch für deren naturtreue Abbildungen. Grundlage für unser vorliegendes Buch. Schade, daß dieses Prachtwerk zu „ermäßigtem" Preis immer noch 375 Mark kostet, deshalb nur für Bibliotheken und gut gefüllte Börsen zu erschwingen ist. — N. ist geb. 14. Februar 1780 zu Ziebigk (Anhalt), gest. 15. August 1857.

Bechstein, Joh. Matth., Dr., Forstrat. Unser berühmter Altmeister. — Gemeinnützige Nat.-Gesch. Deutschlands, 1789—93. Vögel in 3 Teilen, 1791, 93, 95. — 2. Aufl. 1801—09. Vögel in 3 Teilen, 1804, 07, 09. — Stubenvögel, 1. Ausgabe 1797, Neueste Auflage von Berge 1871. — Ornithol. Taschenbuch 1802—12. — Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Teilen, 5 Bde. 1818—21. — B. geb. 11. Juli 1757 zu Waltershausen (Gotha), gest. 1822.

Duméril, Zool. analytique, 1806.

Pallas, Zoographia rosso-asiatica, 1811—31.

Illiger, Prodromus systematis avium, 1811.

Leach, Will., Systematic Catalogue etc. 1816.

Temminck, Manuel d'Ornithologie 1815. — Nouveau recueil de planches coloriées. Par. 1820 ff.

Oken, Lor., Prof., Allgemeine Natur-Geschichte, 1833—41. Dessen neues System fand keinen Anklang. Sein Werk zeugt aber von außerordentlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit. Das vorliegende Bücherverzeichnis ist zum großen Teil Okens Werk „Vögel 1837" entnommen.

Brehm, Chr. Ludw., Lehrbuch von 1823. — Handbuch der Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands, 1831. — Vogelfang nebst einer vollständigen Uebersicht der europäischen Vögel, 1855. — Außerdem noch viele ornithologische Schriften. Bekannt durch seine scharfe Auffassung der Arten und Unterarten (Species et subspecies).

Boje, F., Reise nach Norwegen 1822. — Ueber Klassifikation und Generalübersicht der Vögel in Okens Isis, 1822—33.

Thienemann, F. A. L., Systemat. Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europas, 1825—38.

Faber, Das Leben hochnordischer Vögel, 1825.

Wagler, J., Prof., Systema avium 1827.

Lesson, Manuel d'Ornithologie, 1828.

Sundevall, Carl J., Prof. Bedeutender Systematiker. — Ornithol. System. Schwedisch, 1835. — Ueber die Flügel der Vögel. Cab. J. 1855, S. 118 ff. — Einleitung zu einem „Versuch natürlicher Einteilung" der Vögel. Stockholm 1872. Aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt von W. Meves. Herausgegeben vom internationalen Orn. Comité. Ornis 1886, S. 302—353.

Gloger, Const., Dr., Naturgeschichte der Vögel Europas, 1834. 1. Teil Landvögel. Nicht weiter erschienen! Viel citiert. Sehr gründliches Werk!

Keyserling, Graf und **Blasius,** J. H., Prof., Die Wirbeltiere Europas, 1840. Ein mustergültiges Werk.

Engelmann, Wilh., Verzeichnis der Bücher über Naturgeschichte, welche in den Jahren 1700—1846 erschienen sind. Leipzig 1846.

Giebel, C. G., Dr., Thesaurus Ornithologiæ. Nomenklatur sämtlicher Vögel, 3 Bde. 1872—77.

Rey, Eug., Dr., Synonymik der europ. Vögel, 1872—1875. Viel für vorliegendes Buch benützt.

Brehm, A. E., Dr., Tierleben, 2. Abteilung: Vögel, 3 Bände, 1882. Das vorzüglichste Werk der Neuzeit. Dr. Reichenow nennt ihn den „Buffon des neunzehnten Jahrhunderts". — Gefangene Vögel, 1872—76, 2 Bände.

Cabanis, Prof., Journal für Ornithologie, besteht seit 1853 bis heute (1891), jährlich erscheint ein Band, bis jetzt der 39. Band. Viel citiert in unserem Buch: Cab. J.

Borggreve, Bernh., Prof., Vogelfauna Norddeutschlands 1869. Nachtrag in Cab. J. 1871, 210.

Gray, G. R., Hand-List etc. 1871—73.

Sharpe, R., Bowdler, Dr., Catalogue of the Birds in the British Museum, 1874 ff. Enthält ein nahezu vollständiges Verzeichnis aller bis jetzt bekannten Arten. Der erste Band beginnt mit den Raubvögeln. Ein sehr bedeutendes Werk.

Altum, B., Prof., Forstzoologie, 3 Bände, 1872 bis 74. — Die Spechte, 1878.

Palmen, J., Dr., Ueber die Zugstraßen der Vögel, 1876.

Tschusi, Victor, Ritter v., Die Vögel Salzburgs, 1877.

Homeyer, Eug. Ferd. v., Wanderungen der Vögel, 1881. — Ornithologische Briefe, 1881. — Säugetiere und Vögel, nach Nutzen und Schaden, 1877. — Reise nach Sylt. — Vielfach citiert.

Reichenow, Ant., Dr., Die Vögel der Zoologischen Gärten. Leitfaden zum Studium der Ornithologie, 2 Teile, 1882—84. Ein mustergültiges Werk, auch in systematischer Beziehung.

Gätke, Heinr., Die Vogelwarte Helgoland. Herausgegeben von Prof. Rud. Blasius, 1891. — Die Beobachtungen Gätkes auf Helgoland sind in unserem Buche vielfach citiert.

Systematische Verzeichnisse

sind erschienen und in unserem Buch citiert:

Heuglin, Theodor v., Dr., Systematische Uebersicht der Vögel Nordwest-Afrikas, 1856, 1869.

Homeyer, Eug. Ferd. v., Verzeichnis der Vögel Deutschlands, 1882—1885.

Tschusi zu Schmidhoffen, Victor, Ritter, und

Eug. Ferd. v. Homeyer. Dasselbe Verzeichnis, erweitert für Oesterreich-Ungarn, 1885. Veröffentlicht in Ornis 1886, S. 149—179.

Meves, Wilh., Dr., Größe und Farbe aller europäischen Vögel in systematischer Ordnung. Geordnet nach Prof. Sundevalls „Tentamen", 1886.

Middendorf, Alex. Theod. v., Reisen in den äußersten Norden und Osten Sibiriens, 1848—1875. Vögel, vierter Band in zwei Teilen. Sehr wichtiges Werk, in unserem Buche vielfach citiert.

Reichenow, Ant., Dr., Systematisches Verzeichnis der Vögel Deutschlands und des angrenzenden Mittel-Europas, 1889.

Für **besondere** Liebhaberei,

Belehrung, Pflege oder Zucht sind folgende ältere und neuere Werke zu bemerken:

Hervieux, J. C., Der Kanarienvogel, 1712. Deutsch: Amsterdam, 1758.

Zorn, Pastor, Petenotheologie, 1742.

Aedologie, von der singenden Nachtigall, Straßburg 1752.

Brünnich, Mart. Thrane, Geschichte des Eydervogels. Kopenhagen 1763.

Lottinger, Ant. Jos., Der Kukuk. Aus dem Franz. übersetzt von König, Straßburg 1776.

Breidenstein, Jos. Phil., Der Sperling. Gießen 1779.

Dießkau, Naturgesch. der Nachtigall, 1779.

Jenner, Eduard, Dr., Natural-History of the Cuckow. Philosophical Transactions 78. 1788, Pag. 219. Bekannt als erster Impfarzt.

Kellner, Aug. Imm., Naturgeschichte der Kanarienvögel, Leipzig 1805.

Orphal, Wilh., Vögel zum Nisten in der Stube zu gewöhnen, Erfurt 1807.

Temminck, C. J., Histoire naturelle générale des Pigeons et des Gallinacées, 1813—15.

Brehm, Pastor, Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel u. s. w., Ilmenau 1832.

Lazarus, Josef, Dr. Der Sprosser.

Ruß, Carl, Dr., Die Brieftaube. — Die Weberfinken. — Die Prachtfinken. — Der Dompfaff. — Die Papageien. — Der Wellenfittich. — Der Kanarienvogel. — Das Huhn. — Bis heute (Juni 1891) in neuen Auflagen. — Die Zeitschrift: Gefiederte Welt.

Gräßner, F., Rektor, Die Vögel Mittel-Europas und ihre Eier, 1860. Neu 1891.

Die Abkürzungen der Autornamen findet der Interessent in unserem „Systematischen Verzeichnis".

Verbesserungen und Nachträge siehe am Schlusse des Buches.

Praktische Einleitung.

Fütterung der Stubenvögel in früheren Zeiten.

Ich möchte jedem Liebhaber der Stubenvögel bestens anraten, die Artikel über Fütterung nicht zu überschlagen, wie es so häufig den einleitenden Teilen ergeht, weil dieselben eine übersichtliche Zusammenstellung geben, und weil man hieraus ersehen kann, daß man in früheren Zeiten bei der Ernährungsweise der Vögel lange nicht die verschiedenartigen Futterstoffe zu verwenden wußte, wie heutzutage; daß aber andererseits die Hauptgrundlage dieser Stoffe dieselbe war, wie sie noch heute in Anwendung gebracht werden.

Ueber das Nachtigallfutter schreibt Gesner in seinem Werke vom Jahr 1555, Seite 179: Mit Ameisen und deren Eiern lockt man sie leichtlich. Die Jungen werden mit Wasserwürmlein, oder besser mit Mehlwürmlein gespeist. Sie lieben auch das Fleisch und Rinderherzen, und dies lieber ungesotten, oder gekocht, doch ohne Salz; dazu gekochte Hühnereier und Ameiseneier, füraus im Lenz.

Aus dem 17. Jahrhundert habe ich über Vögelfütterung nichts auffinden können. Es scheint, daß in Deutschland der dreißigjährige Krieg die Liebhaberei und Schriftstellerei für Vögel geraume Zeit brach legte.

Frisch schreibt 1734: Zu der Speise der Nachtigallen im Käfig sind Ameiseneier die beste. An deren statt, wenn die Ameiseneier nicht zu bekommen sind, kleingehacktes Fleisch vom Eingeweide der Tiere, sonderlich des Rinderherzens. Der Mönch (Schwarzkopf) muß mit Fleisch und Semmel und klein verdrücktem Hanf, anfänglich mit Ameiseneiern oder lebendigen Mehlwürmern ernährt werden.

Hervieux schreibt im Jahr 1758: Herz mit Mohn bestreut, Ameiseneier, Hühnereier klein zerhackt, ist das beste Futter für Nachtigallen. Butterbretzel mit hartem Ei vermengt, dient zur Ernährung der Kanarienvögel, wenn sie Junge haben.

Buffon, der bekannte französische Naturgeschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts, empfahl für Nachtigallen folgendes Futter: 1. Hammelsherz, Milchbrot, Hanf, Petersilie; oder: 2. Eierkuchen, Milchbrot, Petersilie, alles zerkleinert und gemischt. Als Kuriosum möge noch ein 3. Futter folgen: 2 Pfund mageres Ochsenfleisch, 1/2 Pfund Erbsenmehl, 1/2 Pfund Hirsemehl, 1/2 Pfund weißen Mohnsamen, 1/2 Pfund süße zerriebene Mandeln, 1 Pfund weißen Honig, 2 Unzen feines Mehl, den Dotter von 12 Eiern, 2 oder 3 Unzen frische Butter, 1 1/2 Drachmen fein zerstoßenen Safran, alles getrocknet in Pfannenwärme, indem man es beständig herumrührt und endlich durch ein feines Haarsieb gehen läßt. Dies Pulver erhält sich ein Jahr lang. Weiterhin erteilt Buffon die Belehrung: daß erhitzende Sachen und Wohlgerüche die Nachtigall zum Singen reizen, daß Mehl- und Mistwürmer zuträglich seien, wenn sie zu fett, und Feigen,

wenn sie zu mager wären; endlich, daß die Spinnen ein Reinigungsmittel seien, und daß ein halb Dutzend derselben zu einer Dosis gehören. Auch rät er, den Nachtigallen nichts Gesalzenes zu geben.

Joh. Andreas Naumann, der Vater unseres berühmten J. Friedr. Naumann, schreibt 1789 in seinem Vogelsteller, Seite 13: Alle Vögel, welche von Gewürm und Vogelbeeren leben, sind schwer zu erhalten; noch schwerer aber die, welche nur von Gewürm allein leben; diese haben mehrenteils schwache Schnäbel. Wer dergleichen erhalten will, der muß sie an ein solches Futter gewöhnen, das so viel als möglich den Eigenschaften desjenigen Futters beikommt, das die Vögel in ihrer Freiheit zu genießen gewohnt sind. Z. E. anstatt des Fleisches der Würmer nehmt Semmel, weil die Erfahrung lehrt, daß die Semmel Menschen und Tieren gute Nahrung giebt; anstatt des Schmalzes der Würmer nehmt Mohnsamen und reibt denselben klein (zu Mehl), denn der Mohn hat ein süßes und wohlschmeckendes Oel in sich; anstatt der Beeren nehmt Braunkohl, hackt denselben klein, menget alles untereinander, und wenn man Mehlwürmer und Ameiseneier haben kann, so kann man solche auch mit darunter mischen; so habt ihr das sogenannte Nachtigallenfutter, womit ihr alle Vögel erhalten könnet, die mit der Nachtigall einerlei Natur haben. Die gelben Rüben*) geben den Vögeln gute Nahrung, besonders denen, welche von Vogelbeeren leben. Man kann dieselben das ganze Jahr haben, wenn man sie in einem Keller in Sand scharret. Ich bediene mich dieses Futters für die Krammetsvögel, Stare, Plattmönche, Pfingstvögel u. dgl. Erstlich reibe ich auf einem platten und nicht hohlen Reibeisen, welches dazu gemacht ist, eine Rübe; das Reibeisen wird sogleich mit einer dazu gemachten Bürste rein abgebürstet; alsdann nehme ich für einen Pfennig Semmel, in Wasser gequellet, und zwei Hände voll zugerichtet Gerstenschrot, in welchem keine Hülsen sein dürfen: dieses wird in einem tiefen Napf mit einer Keule durcheinander gerieben, so ist es fertig.

Forstrat J. M. Bechstein, dieser ausgezeichnete Ornitholog und erfahrene Vogelhalter, schreibt 1791 in seiner „Gemeinnützigen Naturgeschichte, Deutschlands Vögel“: Ein Universalnahrungsmittel für die Stubenvögel ist: Man nimmt eine alte, gut ausgebackene Semmel, weicht sie so lange in frisches Wasser ein, bis sie ganz durchdrungen ist, drückt das Wasser wieder aus, begießt die Semmel mit Milch und mengt dann noch mehr oder weniger (bis auf zwei Drittel steigendes) griesartig gemahlenes und von allen Hülsen befreites Gerstenschrot, oder noch besser klaren Weizengries bei. — Ein anderes ist: Man nimmt eine gelbe Rübe*) (die man das ganze Jahr hindurch im Keller, in Sand gescharrt, frisch erhalten kann), reibt sie auf einem platten Reibeisen, das sogleich wieder rein abgebürstet wird, quellt eine Pfennigsemmel in Wasser ein, drückt das Wasser wieder aus, mengt beides unter zwei Hände voll von obigem Gersten- oder Weizenschrot und reibt dies alles in einem Napfe mit einer Keule recht untereinander. — Als Backwerk empfiehlt er ungesalzene gebackene Semmeln, im Ofen nochmals gedörrt und im Mörser zu Gries gestoßen; dieser Gries wird mit lauer Milch zu einem teigartigen Brei angemacht, klein zerhackt und mit Ameiseneiern und zerhackten Mehlwürmern belegt, und kann als Universalfutter für zärtliche Vögel verwendet werden. — Für die Nachtigall wird als Futter angegeben: Neugefangen: frische Ameiseneier uud Mehlwürmer; wenn es an Ameiseneiern fehlen sollte: hartgesottenes Hühnerei, Rinderherz und Semmel. Später, wenn es keine frischen Ameiseneier mehr giebt: gedörrtes oder besser gekochtes Rinderherz, gelbe Rüben, auf einem Reibeisen zerrieben, und mit dürren Ameiseneiern vermischt.

Professor Joh. Friedr. Naumann drückt sich über das Vogelfutter im ersten Teil seiner Naturgeschichte vom Jahr 1820, Seite 144, ziemlich kurz aus, da die Fütterung jeder Art in seiner speziellen Beschreibung zu finden ist. „Weil man den Vögeln oft ihr natürliches Futter nicht in hinreichender Menge und zu allen Jahreszeiten frisch reichen kann, so muß man solche an ein sogenanntes Universalfutter gewöhnen. Man hat davon mehrere, wobei sie sich, bei sonstiger guter Behandlung, viele Jahre lang wohl befinden, z. B. für Drosseln, Stare, Pirole u. a., ein aus klar geriebenen Möhren oder Mohrrüben, eingequelltem und ungesäuertem Weizenbrot und Gerstengrütze zusammengesetztes; für kleinere Insektenvögel ein aus in Milch eingeweichter Semmel oder Gerstengrütze bestehendes, dem man nach Befinden bald etwas klein gehacktes Fleisch, bald etwas von klein geschnittenen, grünen Kräutern, bald zerquetschten Mohnsamen beimischt, wozu man oft sogenannte Ameiseneier und Mehlwürmer thut. Kann man ihnen von Zeit zu Zeit etwas von ihren natürlichen Nahrungsmitteln reichen, so trägt es sehr zur Erhaltung ihrer

---

*) Ueber die Zeit der Einführung der Gelben Rübe als Futterstoff herrscht keine Sicherheit. Frisch 1734, und Hervieur 1758, erwähnen nichts von „Gelber Rübe“ als Futterstoff. Joh. Andr. Naumann 1789 und Forstrat Bechstein 1791, waren die ersten, welche das Möhrenfutter erwähnen und beide beinahe in wörtergleichen Ausdrücken. Diesem analog müßte man Andr. Naumann als denjenigen bezeichnen, der die Benützung der Möhre als Vogelfutter zuerst erwähnt, vielleicht erfunden hat.

Gesundheit bei. Die von Körnern und Sämereien lebenden sind leicht zu erhalten, weil man ihnen ihre Lieblingsspeisen immer geben kann. Die, welche Fleisch oder Fische und Amphibien fressen, können nicht leicht an ein anderes Nahrungsmittel gewöhnt werden." So viel aus der Einleitung zu Dr. Naumanns vortrefflichem Werke, mit dem wir auch die Citate aus anderen Werken abschließen wollen.

Fütterung der Stubenvögel in der Neuzeit.

Vergleicht man die vorstehenden Futtermethoden, so findet man von Gesner, 1555, bis Bechstein, 1800, keine wesentliche Aenderung der Futterstoffe, nur haben sich dieselben durch die sehr zweckdienliche Beigabe von Gelben Rüben vermehrt, die ungefähr um das Jahr 1789 als Futtergabe erwähnt werden. Eine frühere Erwähnung hat Verfasser wenigstens nicht auffinden können (S. Note S. 32). — Forstrat Bechstein hat den Vorzug, daß er in seinen ornithologischen Werken, besonders in seinem Handbuch der Stubenvögel, welches 1794 in 1. Auflage erschien, die Fütterung der Vögel eingehender behandelt hat, als andere, wobei ihm seine praktischen Erfahrungen als Vogelhalter sehr zu statten kamen. Es war dies Buch mein liebster Ratgeber, hatte aber einen allzu kleinen Rahmen, der — den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechend — notwendig erweitert werden mußte. — Als ich nun im Jahr 1847 in der Lage war, ein Vogelwerk zu schreiben, war es mein eifriges Bestreben, den bekannten Futterstoffen einige neue beizufügen, die ich als besonders zweckentsprechend mit der Zeit kennen gelernt hatte. Ich erwähne hier ein von mir zusammengesetztes Backwerk von Mehl und Eiern (Eierbrot), das sich durch mehrjährige Proben sehr gut bewährte. Ferner empfahl ich im frischen Wasser erweichte Feigen und Zibeben, und insbesondere betonte ich den bei uns längst in Gebrauch befindlichen frischen Käsequark als Surrogat für Fleisch, und bei feinsten Vögeln anwendbar. — Im Jahr 1863 konnte ich in der 2. Auflage meines Vogelbuches für Insektenfresser zehn verschiedene Futterstoffe aus alter, neuer und neuester Zeit, auch teilweise eigener Auffindung, samt einer ziemlichen Anzahl Vegetabilien anführen, und dadurch den Liebhabern eine Auswahl unterbreiten, aus welcher bei sachverständigem Gebrauch wohl für jeden, auch den seltensten, Vogel das Richtige gefunden werden kann. Gehen wir nun von diesen allgemeinen Betrachtungen über zu den verschiedenen Futterstoffen, um den Stubenvögeln ihr natürliches Futter zu ersetzen, so hat man für Insektenfresser die nahrhaftesten Stoffe zu wählen, welche uns überhaupt zu Gebot stehen, um deren leichtverdauliche animalische Kost damit auszugleichen.

Die Hauptbestandteile der künstlichen Fütterung

bestehen in folgenden Nährstoffen: 1) Ameiseneier; 2) mageres Fleisch; 3) Hammels-, Kalbs-, Rinder- und Ochsenherz; 4) auch Fleisch und Herz aller andern genießbaren Tiere, in rohem und gekochtem Zustande; 5) hartgekochte Zwerg-, Landhühner- und Enteneier (alle größeren Eier sind schwerverdaulich und unter Umständen nachteilig); 6) Käsequark, sowohl süßen als sauern; 7) Eierbrot; 8) Eierkuchen (dessen Bereitung ist angegeben bei der Fütterung der jungen Kupferfasanen S. 902), ein ausgezeichneter Stoff, für die feinsten Vögel tauglich; 9) feines Weißbrot, als: Milchbrot, Tafelbrot und Semmeln; 10) Mohnmehl; 11) Erbsenmehl; 12) feingemahlenes Mais- (Welschkorn-) Mehl.

Die vegetabilischen Stoffe,

welche man teils beimengt, teils aufsteckt, um das Fettwerden zu verhindern, sind: weiche reife Feigen, Datteln, Prünellen, getrocknete Traubenbeeren, Rosinen und Zibeben, in linsengroße verschluckbare Stückchen zerschnitten. Zarte saftige Gelbe Rüben; rote und schwarze Holunderbeeren (Sambucus racemosa und S. nigra); Vogelbeeren (Sorbus aucuparia); Aepfel, roh oder leicht gebraten; weiche Birnen; Zwetschen, Pflaumen und Kirschen; Johannisbeeren; auch Maul-, Erd-, Him-, Heidel- und Preiselbeeren. Manche Vögel fressen auch das saftige Fleisch der Gurken recht gern. Die getrockneten Südfrüchte, Feigen, Zibeben, Rosinen u. a. müssen über Nacht (6—10 Stunden) in frisches Wasser gelegt werden, damit sie aufschwellen und den Klebestoff verlieren. Dann lassen sie sich auch leicht in kleine Bissen zerschneiden. Versäumt man das richtige Aufquellen, so bleiben die Stückchen klebrig, beschmutzen den Vogel und sind dann keine richtige Zuthat. Also merke man: für alle trockenen Südfrüchte ist das Quellen unabweisbar geboten; wem das zu umständlich ist, lasse solche beiseite. Aber auch das ist

zu bemerken, daß bei längerem Quellen im Wasser (etwa den 2. Tag) die Früchte in Sauergärung übergehen. — Außerdem lieben und bedürfen die meisten Vögel, welche Sämereien fressen, auch Grünzeug. Dazu taugen: alle Sorten von Salat, feine Kohlblätter und die Kräuter, welche im Volksmund als Unkräuter gelten und weiter unten als „wildwachsende Kräuter" benannt sind.

Ehe wir zu den zusammengesetzten Mischungen übergehen, will ich die Herstellung des von mir eingeführten Backwerkes,

Eierbrot

genannt, beschreiben. Man nimmt 6 frische, gut zusammengerührte Hühnereier, dazu ½ Kilo feines Weißmehl, worunter man eine Messerspitze voll Pottasche mischt, knetet es mit Milch oder Wasser wie Nudelteig und läßt die daraus gemachten länglichen Brötchen backen. Die Pottasche bezweckt das Lockerwerden des Gebäcks; ohne sie werden die Brötchen hart und sind schwer zu reiben. Oder: Sechs gequirlte Eier, 1 Pfund feines Weißmehl, eine Messerspitze doppelt kohlensaures Natron (bekannt in den Apotheken als Zusatz zu Backwerk) tüchtig zusammengeknetet und gelb gebacken. Zu beobachten hat der Bäcker, solche sogleich in den nicht allzu heißen Ofen zu setzen, und frischweg zu backen. Will oder muß man sparen, so kann man statt des Eierbrotes auch Milchbrot oder anderes mürbes Backwerk verwenden. Alles Gebäck aber, welches auf das Reibeisen kommt, muß altbacken sein, damit es durch Reiben einen Gries bildet. — Die Bereitung des Eierkuchens ist beschrieben beim Kupferfasan, S. 902; derselbe kann aber nicht zerrieben, sondern muß fein zerhackt werden.

Die verschiedenen Futtermischungen werde ich der klaren Uebersicht wegen in möglichst gedrängter Kürze aufführen.

Gelbe Rüben oder Möhren, Daucus carota, L.,

auch Karotten genannt, müssen von feinem süßem Geschmack sein, und gelten als ein gesunder zweckmäßiger Zusatz. Zum Reiben der verschiedenen Stoffe: des gekochten Herzes, der Hühnereier, des Eier- oder Milchbrotes und der Möhren bedient man sich eines gewöhnlichen Reibeisens, das man reinlich hält. Ist die Mischung zu trocken, so durchfeuchtet man sie mit etwas Wasser, das man mit einem Löffelchen aufgießt. Außer den Möhren habe ich auch schon andere Früchte und Rüben verwendet und auch für gut befunden, z. B. das Fleisch der Weißrüben, Brassica rapa esculenta L., auch bekannt als Steck- oder Stoppelrübe; die Teltowerrübe, Br. sativa minima; das Fleisch feiner Birnen, vermischt mit Milchbrot und Herz, gerade so, wie wir es bei den Gelberüben verwenden. Von dem Fleisch der abgeriebenen Aepfel wird das Gemenge schwarz.

Die Futtermischungen, welche in diesem Buche häufig als

Weichfutter

angeführt werden, sind folgende:

Das Nachtigallfutter.

Gekochtes Herz, Eierbrot, Möhren, jedes zerrieben und zu gleichen Teilen vermischt. Beigabe: 4—6 Mehlwürmer täglich.

Grasmückenfutter.

Spezialität für die Gartengrasmücke, Sylvia hortensis. 1) Eierbrot, Möhren, Beeren und süße Früchte. Oder: 2) Eierbrot, Möhren, Quark, Beeren und weiches, süßes Obst. Oder: 3) Eierbrot, klein zerschnittene Feigen, etwas zerquetschten Hanf, nebst Beeren und Obst. Oder: 4) Eierbrot, Möhren, Quark, und etwas mageres Fleisch, selbst zerriebenes Hühnerei, wenn der betreffende Vogel magert. Beeren und süßes, weiches Obst auch in diesem Fall. Gedörrte Ameiseneier achtet diese Spezies nicht sehr, sie können aber als naturgemäßer gesunder Stoff beigefügt werden. — Zu allen diesen Mischungen kommen als Beigabe 4—5 Mehlwürmer täglich. Unter Beeren sind zu verstehen: Rote und Schwarze Holder-, Johannis-, Erd-, Heidel-, Preisel-, Brom- und Himbeeren. Holunderbeeren kann man trocknen und aufgequellt füttern.

Futter für Gelbe Grasmücken, Ficedula hypolais, und Blaukehlchen.

Eierbrot, Möhren, gedörrte Ameiseneier, ziemlich viel Hühnerei, Quark; dies verbunden mit möglichst großer Räumlichkeit, da ersterer Vogel gerne fliegt. Fehlt es an dürren Ameiseneiern, so nimmt man als Ersatz etwas zerriebenes Herz. Beigabe: 4—5 Mehlwürmer täglich.

Futter für Blaukehlchen, Lusciola suecica. Eierbrot, Möhren, dürre Ameiseneier, viel Hühnerei und zerriebenes Fleisch. Beigabe: 4—6 Mehlwürmer täglich. Die Blaukehlchen sind starke Fresser. Gelegenheit zum Baden ist ihnen zuträglich und sie machen hiervon auch fleißig Gebrauch.

Futter für Zaunschlüpfer, Laub- und Rohrsänger.

Fein zerriebenes Kalbs-, Hammels- oder Rinderherz, vermischt mit dem gleichen Teil zerquetschten Mohnsamen. Den Mohn stößt man im Mörser, und nur kleine Portionen zumal. Werden die Pfleglinge zu beleibt, so mischt man fein zerriebene Karotte bei. Die Angewöhnung an dies Futter geschieht mit aufgelegten Ameiseneiern und getöteten Mehlwürmern, wie bei allen künstlichen Futtermethoden.

Futter für Lerchen, Ammern, Finken.

Eierbrot, Möhren, etwas Herz. Beigabe: In einem besondern Geschirrchen Mohn, Hanf, Hafer mit und ohne Hülsen. Die Lerchen wissen den Hafer geschickt auszuhülsen. Fein zerschnittener Salat unter das Mischfutter beliebt. Täglich 3—4 Mehlwürmer.

Bei diesen Arten haben wir es mit einem Doppelfutter zu thun, wenn sie fröhlich gedeihen sollen, wie bei den Meisen.

Futter für Meisen.

Diese sind im Spätjahr leicht einzugewöhnen, nämlich mit Hanf, Sonnblumenkernen, zerkleinerten Hasel- und Walnüssen, süßem Käsequark, erweichten Semmelstückchen, Speck, Unschlitt, Mehlwürmern. Beiläufig sei hier bemerkt, daß die zerkleinerten Kerne der Walnüsse, bei uns schlechtweg „Nüsse" benannt, von sehr vielen Vögeln gern gefressen werden. Kohlmeisen und Sumpfmeisen gewöhnen sich ohne Mühe an; dagegen sind manchmal die Blau-, Hauben- und Tannenmeisen empfindlicher und wollen oft wegen Heimweh, das diese Vögelchen überfällt, nicht fressen. Kann man sie in Gesellschaft zu schon eingewöhnten Meisen bringen, so werden sie bald zutraulich und fressen mit den andern. Hat man keine Gesellschaft Meisen, so probiert man es mit Zeisigen, Finken oder auch Kanarien, und sucht sie mit Mehlwürmern anzugewöhnen. Ist der Vogel hartnäckig und will auch dies nicht verfangen, so gebe man ihm lieber die Freiheit, so lange er nicht zu schwach ist. — Alle Meisen müssen außer oben genannten Sämereien vom März an ein Weichfutter von Milchbrot und Herz, versetzt mit etwas frischen Ameiseneiern und einigen Mehlwürmern, haben, sonst halten sie nicht lange. Im Spätjahr herrschen dann wieder Sämereien bei der Fütterung vor. Es bedürfen also die Meisen ein Doppelfutter, wie die Finken, Lerchen und Ammern. — Erhält man aber Meisen im Frühjahr, dann sind sie wie reine Insektenfresser zu halten, und brauchen Ameiseneier, Mehlwürmer, Weichfutter und nur kleinen Zusatz von Hanf und zerkleinerten Walnußkernen.

Futter für Drosseln und Stare.

Altbackene Semmel oder gut gebackenes Weißbrot, aufgeweicht und wieder stark ausgedrückt, vermischt mit Käsequark, magerem Fleisch und etwas Möhre. Im Sommer kann das erweichte Brot mit feiner Kleie (Mehl Nr. 6) vermischt werden, was die Sauergärung, die in heißen Tagen stattfindet, abschwächt, oder man füttert in zwei Portionen täglich. Beigabe: Holunder- und Vogelbeeren, weiches Obst und einige Mehlwürmer. Alle Drosseln baden sich gern. — Dies Futter eignet sich auch für Regenpfeifer, Strandläufer u. a., nur anfänglich mit ziemlich viel Fleischzusatz. Altbackene Semmel mit Milch übergossen fressen alle diese Vögel recht gern. Wenn man aber letzteres Futter allein giebt, so macht es schmierige Exkremente und die Vögel besudeln ihr Gefieder.

Universalfutter für Insektenvögel

im Flug. Eierbrot (oder Milchbrot), Möhren, Quark, etwas Hühnerei oder Fleisch, zerquetschte Hanfkörner. Beigabe: Beeren, weiches, süßes Obst, altbackene Semmelstückchen in Milch oder Wasser erweicht und wieder (selbstverständlich) ausgedrückt. Mehlwürmer erwünscht.

Sind Gelbe Grasmücken, Laub- und Rohrsänger im Flug, so mischt man viel Hühnerei und Fleisch bei.

Einfachstes Universalfutter für Insektenfresser.

Eierbrot, Möhren, Quark, zerquetschten Hanf. Beigabe: Beeren, weiches, süßes Obst, Semmel in Milch oder Wasser erweicht. Mehlwürmer erwünscht.

Universalfutter für Samenfresser

in einem Flug. Frischen guten Hanfsamen, Rübsamen, Mohn (immer in besonderem Geschirr), Sonnblumenkerne, als ölhaltiges Gesäme; enthülste Haferkerne, Hirse, Kanariensamen, als mehlhaltiges Gesäme; daneben täglich Grünkraut im weitesten Umfange, wie es die Jahreszeit gestattet; Obst durch alle Rubriken, wie es solche Vögel lieben. Füttert man die Sämereien je in besonderen Geschirren, so läßt sich abschätzen, was am häufigsten verzehrt wird. (Siehe auch: Futter für Samenvögel.)

Als eine **Grundregel** beobachte man: Die Futtergeschirre so zu stellen, daß sie von den Kostgängern nicht **beschmissen** werden können, oder durch oberhalb angebrachte Schutzdächer davor geschützt sind. Wer hier nachlässig ist, hat eine Miststätte angelegt, sei es im Käfig oder Zimmer.

Aetzfutter für junge Insektenfresser.

Allem vorzuziehen sind: Frische Ameiseneier. Wo diese nicht beschafft werden können, füttert man Quark und rohes Herz, resp. mageres Fleisch. Ich ziehe den sauern Quark vor. Ein anderes gutes Futter: $^1/_3$ Ameiseneier, $^1/_3$ geriebenes Ei und $^1/_3$ Eierbrot, alles mit Milch zu einem sehr dicken Brei angemacht. Man giebt etwa alle $1^1/_2$ Stunden eine Portion Futter, nimmt die Exkremente weg, beseitigt sie, und deckt schwach befiederte Vögel mit Watte zu.

Aetzfutter für junge Samenfresser.

Diejenigen Samenvögel, welche von den Eltern mit Insekten geätzt werden, sind auch den Insektenfressern gleich aufzufüttern. Die Jungen, welche mit Samenbrei aus dem Kropf von ihren Eltern gefüttert werden, erzieht man mit einem Gemisch von Milchbrot, Hühnerei und etwas Grünem, dick breiartig angemacht. — Ein anderes gutes Futter: Reiner Sommerrübsamen wird abends in frischem Wasser eingequellt, morgens wasserfrei gemacht und dann mit einem Wellholz tüchtig zerquetscht. Unter dieses Gesäme kommt $^1/_4$ Hühnerei, fein gemischt und zu einem dicken Brei angemacht, und mit Hülfe eines Holzlöffelchens dem Jungen gereicht. Zerriebenes altbackenes Milchbrot kann man ebenfalls beimischen, sowie auch etwas Grünes.

Aetzfutter für junge Raben

oder rabenartige Vögel. Fleisch in allen Zuständen und von beliebigen Teilen, altbackenes Weißbrot in Milch aufgeweicht, Käsquark, Kirschen, Beeren. Es sind starke Fresser, die sich gern ätzen lassen und anhänglich werden. Man hält sie reinlich und warm im Nest, bis sie unruhig werden und dasselbe verlassen. Dann giebt man starke Stangen zum Aufsitzen. Genügen auch diese nicht mehr und suchen sie freien Lauf, so stutzt man die 6 vorderen Schwingen, damit sie sich nicht verfliegen, oder bringt sie in einen großen Käfig.

Aetzfutter für junge Raubvögel.

Das Naturfutter bei den meisten Raubvögeln besteht aus selbst erbeuteten Haar- und Federtieren, Amphibien, Fischen, größeren Insekten, besonders aus Käfern, Grillen und Heuschrecken, von welchen sie die kleinen Arten bei starkem Hunger mit Stumpf und Stiel, Haut, Haaren, Federn, Flügeldecken, Knochen und Eingeweiden verschlingen. Größere Vögel werden gerupft, auch findet man Flügel- und Schwanzfedern als Ueberreste auf einem Häufchen an der Stelle beisammen, wo sie zerfleischt wurden. Der kundige Waldläufer kennt diese Federhäufchen sehr gut, weiß auch den geschlagenen Vogel und zuweilen auch den Mörder zu erkennen. Unverdauliche Stoffe, wie Haare, Federn, Zähne, Knochenteile, Fisch- oder Schlangenschuppen, werden im Magen abgesondert und zusammengeballt, und bilden dann eigentümliche längliche Klümpchen, Klumpen, Butzen, kurz Gewölle genannt, werden vom Vogel ausgewürgt und weggeworfen. Frische Butzen sind anfangs schleimig. Kurz vor dem Auswürgen sitzen die Vögel ruhig und fressen nicht. Das geschieht bei richtigem und reichlichem Futter täglich einmal. — Nun kann sich aber aus dem Schlachtfleisch, das der Räuberbrut gegeben wird, kein Gewölle bilden, und um dem Naturfutter zu entsprechen, streut man auf die Fleischbrocken kleine Taubenfedern, die man aus Geflügelschlächtereien erhält. Uebrigens bleiben junge Raubvögel auch ohne Federnzugabe gesund, wenn sie sonst richtig behandelt werden, wie Verfasser aus Erfahrung weiß. Er besitzt gegenwärtig (27. Jun. 1891) zwei junge Steinkäuze die — vor 3 Wochen noch im Dunenkleid — heute zu prächtigen Bürschchen herangewachsen sind, ohne etwas anderes als Schlachtfleisch — tüchtig mit Ameiseneiern bestreut — erhalten zu haben.

Der Weidmann, welcher Uhu und andere Raubvögel für die Hütte unterhält, füttert gewöhnlich die Abfälle vom Wild, oder erlegte schädliche Waldvögel, und giebt demgemäß das richtige Naturfutter. Anders ist es mit dem **Städter** bestellt, der nur füttern kann, was er billig beim Schlächter erhält, weil die pekuniären Auslagen häufig dabei ihre Rolle spielen. Auch kann man sich wegen der Eingeweideabfälle an Geflügelschlächtereien halten. Das billigste Fleisch ist das der Eingeweide: Leber, Lunge, Kutteln. Diesem Eingeweidefleisch giebt man als Zusatz: fein zerstoßene Eierschale, hartgesottenes Hühnerei, besonders das Eiweiß. Das Nest, in dem Dunenjunge sitzen, muß immer **trocken** sein. Sobald als möglich, wenn sie nötige Kraft in ihren Fängen besitzen, gewöhnt man sie zum Sitzen auf starken runden Naturästen, wo sie sich dann reinlicher halten können als im Korbe hockend. — Den zarteren kleinen Raubvögeln, Turm-, Rot-, Baum- und Edelfalken, Stein- und Zwergkäuzchen, taucht man die Aetzbrocken in frisches Wasser, wälzt sie dann in frischen oder getrockneten Ameiseneiern und hält sie dem Vogel an den Schnabel, welcher sie begierig annehmen und schlingen wird. **Ameiseneier** sind auch für junge Raubvögel ein „Universal-Gesundheitsmittel“. Bei unrichtiger Behandlung werden junge Raubvögel schwach in den Fängen bis zu völliger Lähmung, und diese ist von einem unerfahrenen Liebhaber schwer zu beseitigen.

Die Hauptbestandteile der künstlichen Fütterung

bestehen, wie man sieht, hauptsächlich aus Eierbrot, Milchbrot, Hühnereiern, rohem und gekochtem Fleisch, Quark, Möhren und aufgequellten, zerschnittenen Feigen. — Gekochte gute Kartoffeln kann man ebenfalls als Futterstoff beigesellen; sie werden einfach auf einem Reibeisen zerrieben und beigemischt. Auch zerquetschter Hanf als Beigabe sei hier empfohlen. — Obige Teile kann man beliebig noch auf verschiedene andere Weisen mischen, dem Geschmack eines Vogels anpassen und dadurch sein Gedeihen befördern.

Frische Ameiseneier

sind als natürliches Futter dem künstlichen **vorzuziehen**, und wo sich Gelegenheit bietet, sie anzuwenden, ist diese Fütterung die zuverlässigste und einfachste; jedenfalls ist es sehr ersprießlich, die verschiedenen Mischungen im Sommer damit zu würzen. **Gedörrte Ameiseneier** geben kein eigentliches Futter mehr ab, da ihnen die nährenden Bestandteile größtenteils abgehen; trotzdem kann man aber die verschiedenen Fütterungen damit würzen, da auch die getrockneten Bälge noch eine gesunde Zuthat sind. Näheres über Ameiseneier siehe den betreffenden Abschnitt.

Der Käsequark,

welcher in diesem Buch sehr oft als nahrhaftes und gesundes Vogelfutter empfohlen ist, wird folgendermaßen bereitet:

1) **Süßer Quark.** Süße gesottene Milch wird an einen **warmen** Ort gestellt, bis sie gerinnt; dann läßt man sie nochmals sieden, wodurch sich der Käsestoff vom Milchwasser scheidet, das man dann mittelst feinen Seihers gut abseiht; der Käsestoff wird dann etwas beschwert, und wann er gehörig fest ist, kann man ihn verfüttern. Das Gerinnen der Milch kann man befördern, wenn man auf 1 Liter Milch zwei Tropfen Essig tüchtig einrührt, sie eine Stunde stehen läßt, und dann bei **schwachem** Feuer heiß werden läßt. Sie wird sofort süß gerinnen und zur Käsbildung verwendet werden können.

2) **Saurer Quark.** Gewöhnliche süße Milch stellt man einige Tage an einen warmen Ort, bis die Milch sauer wird, dann wird sie bei **schwachem** Feuer langsam erwärmt, worauf sich die Klumpen vom Wasser scheiden. Im Uebrigen ist die Behandlung wie oben beim süßen Quark. Alle Vögel fressen den **sauren Quark** sehr gern. Die zärtlichsten jungen Vögel habe ich mit saurem Quark und rohen Herzstückchen gesund und kräftig aufgebracht, und denselben auch alten Vögeln mit Nutzen verfüttert. Uebrigens ist der saure Käsequark eine Marktware und in kleinen rundlichen Laibchen feil. Bei uns in Württemberg unter dem Namen „Hühnerkäs“, „Lukeleskäs“ zu 12—18 Pfennig erhältlich. Man braucht sich deshalb nicht mit Selbstbereitung zu befassen.

Der Käsquark wird im allgemeinen noch viel zu ängstlich als Vogelfutter verwendet; und doch habe ich früher, versuchshalber, junge Kanarienvögel damit aufziehen lassen und gut durchgebracht. Derselbe kann als Futterstoff eine bedeutende Lücke ausfüllen und die überteuren Ameiseneier teilweise ersetzen. Er kann als Surrogat für Fleisch gelten, ist sehr nahrhaft und wird von den meisten Vögeln gerne gefressen. Besonders für Liebhaber, die auf dem Lande wohnen, wo es keine Gelegenheit giebt, Fleisch zu erhalten, ist der Käsquark eine leicht zugängliche Ware. Ich rate daher, denselben überall zu verwenden, wo er gut anschlägt.

Das Maismehl,

oder gemahlenes Welschkornmehl, wird in Italien unter dem Namen Polenta mit bestem Erfolge zu Vogelfutter verwendet und verdient deshalb ebenfalls hier erwähnt zu werden. Es wird mit Quark oder trockenen Ameiseneiern, Hühnereiern oder magerem Fleisch vermengt, angefeuchtet und sodann verfüttert.

Das Mohnmehl,

eigentlich Mohn-Oelkuchen, die Rückstände der ausgepreßten Mohnkörner, empfehle ich der Beachtung, und besonders den Züchtern ausländischer Vögel zu Versuchen als Mischfutter. Man mische: Mohnmehl, Möhren, Hühnerei. Oder: Mohnmehl, Möhren, Herz. Das Nähere siehe beim „Mohnsamen".

Wer für seine Vögel

Feigen

in Aussicht nimmt, darf von den Kranzfeigen nur die großen, weichen und süßen zur Verfütterung auswählen, da die kleinen harthäutigen nichts taugen. Frische Tafelfeigen sind jedenfalls vorzuziehen. Sie müssen, wie schon vorn bemerkt, über Nacht aufgequellt, dann mit einer Schere in linsengroße Stückchen zerschnitten, und den übrigen Stoffen beigemischt werden. Man kann die erweichten Feigen auch am Käfig aufstecken, oder in ein Geschirr legen. Schmierig dürfen die Feigen niemals sein, sonst taugen sie nichts und besudeln den Vogel.

Das Futter für Samenvögel

ist weniger umständlich und auch leichter zu beschaffen, als das für Insektenfresser. Das Hauptgesäme ist Hanf, Sommerrübsamen, Mohnsamen, Kanariensamen, weiße Hirse und enthülste Haferkerne. Die übrigen Sämereien wie Leindotter, Salat-, Rettig-, Hopfensamen sind für unsern Zweck ohne wesentliche Bedeutung. Sie können durch nachstehende Sorten, welche leicht im Handel zu erhalten und billig sind, ersetzt werden. Hat man aber Vögel, denen man Nadelholzsämereien verabreichen will und die Kosten nicht scheut, so giebt es Handlungen, durch welche man solches Gesäme erhalten kann. In den Schweizer Bl. 1887, Nr. 13, wird eine Preisliste von Konrad Appel in Darmstadt veröffentlicht, die ich hier beisetze, und zwar nach Franken berechnet. Rottannensamen pr. Kilo = Fr. 1,60; Föhrensamen pr. Ko. = Fr. 4,50; Weißtannensamen pr. Ko. = Fr. 0,90; Lärchensamen pr. Ko. = Fr. 1,70; Schwarzerlen pr. Ko. = Fr. 0,90. Stadtförster Gyr in Bischofszell, der diese Liste zur Kenntnis der Leser bringt, rät jedem Liebhaber, der Körnerfresser hält, eine Probe mit Nadelholzsämereien zu machen. Auch Erlensamen wird sehr gerne gefressen. Selbst die Redaktion unterstützt diese Empfehlung der Gehölzsamen und ist der Ansicht, daß das hinfällige Rot beim Kreuzschnabel, Hänfling, Flachsfink u. a. durch solche naturgemäße Nahrung sich vielleicht erhalten ließe. Gehen wir nun die genannten Hauptsämereien nach ihrer Beschaffenheit und ihrem Wert als Vogelfutter ein wenig durch. (Siehe auch: Universalfutter für Samenfresser).

Der Hanfsamen kommt von einer einjährigen, ca. 1 Meter hohen Pflanze, Cannabis sativa, deren Fruchtkörner den bekannten Samen liefern, der in Süddeutschland sehr häufig als Vogelfutter verwendet wird. Die Fasern dieses Gewächses dienen zur Anfertigung von Leinwand 2c. Guter Same soll nicht zu großkörnig und silbergrau von Farbe sein; er soll mandelsüßlich schmecken, oder einen Haselnußgeschmack haben. Schmeckt er herb, so ist er verdorben und als Vogelfutter schädlich. Unreifer, grüner, kleinkörniger Same taugt ebenfalls nichts. Am besten ist der Same vom gleichen Jahrgang, bis es wieder frischen giebt. — Der Hanf ist das beliebteste Futter bei allen Vögeln, welche ölige Sämereien lieben; so von Finken, Meisen, Hühnern, Tauben, Papageien, Prachtfinken. Selbst von Insektenfressern werden einige zerquetschte Körner gerne gefressen, so von Nachtigallen, Rotkehlchen, Grauen Grasmücken, Schwarzköpfchen, Zaunschlüpfern, Goldhähnchen, Braunellen, Lerchen u. a. — Im Uebermaß jedoch, d. h. das ganze Jahr ohne Abwechslung gefüttert, schadet er einigen Vögeln, z. B. den Buch- und Tannfinken, den Zeisigen, mitunter auch den Kanarien, welche augenleidend davon werden. Der Landmann sagt deshalb: es ist ein hitziger Same. Bei uns füttert man die Kanarien nicht mit reinem Hanf, sondern hälftig Hanf, hälftig abgehülste Haferkerne, nebst Grünem, wobei sie viele Jahre ausdauern. — Gewöhnlich wird dieser Same als Vogelfutter mit einer Hanfsamenmühle zerquetscht, jedoch beißen ihn die meisten Vögel ohne sonderliche Anstrengung in der Naht auf, und es kann also das Quetschen bei schnabelkräftigen Vögeln unterlassen werden. Kanarienvögel,

Finken, Stieglitze, Zeisige, Ammern, Kernbeißer u. a. schälen die Hülsen des Hanfs, sowie auch der kleinsten Sämereien, sorgfältig ab. Die Meisen picken ein Loch in die Schale und holen den Kern stückchenweis heraus; es scheint aber, daß er letztere nicht gut nährt, denn ohne andern Zusatz zehren sie schließlich aus.

Der Sommerrübsamen, Brassica rapa, wird als einjährige Oelpflanze häufig in Deutschland angebaut und liefert den bekannten wohlschmeckenden Samen für viele Vögel, besonders für Kanarienvögel. — In rauhern Lagen braucht diese Pflanze zur Samenbildung zwei Jahre, und heißt alsdann zum Unterschied: Winterrübsamen oder Winterreps, Br. rapa oleifera; er schmeckt zwar etwas herber, ist aber durchaus gesund und gut nährend, deshalb ebenfalls als Futter zu verwenden; trotzdem aber bei Kanarienzüchtern nicht beliebt. — Von finkenartigen Vögeln wird dieser Samen geschält, die äußere Haut bleibt als Abfall liegen. Man füttere immer Samen vom laufenden Jahrgang, d. h. vom zuletzt vorhergegangnen, niemals alte verlegene Ware. Je frischer desto besser.

Der Kohlreps, Brassica napus, wird ebenfalls als zweijährige Oelpflanze, Winterkohlreps, Br. n. oleifera, — und als einjährige Sommerpflanze, Sommerkohlreps, Br. n. annua, genannt, der ölreichen Samen wegen angebaut, aber für gewöhnlich nicht gefüttert, ist daher mit dem Sommer- und Winterrübsamen nicht zu verwechseln.

Der Mohnsamen, Mohn, auch Oelmagen, Magsamen, Papaver somniferum, der in großen Kapseln seine zahllosen, weißlichen oder schwärzlichen kleinen Samenkörner enthält, von mildem, süßlichem Geschmack, aus denen das bekannte wohlschmeckende Mohnöl gepreßt wird. Der Same ist ein sehr beliebtes Futter für alle Samenfresser, und wurde seines fetten Gehalts wegen in frühern Zeiten schon zur Fütterung der Insektenfresser verwendet und noch heute benutzt man die Oelkuchen, d. h. die Rückstände, aus denen das Oel gepreßt ist, anstatt des Weißbrotes oder sonstigen Gebäckes als Mischfutter mit Herz und Möhren. Diese Mohn-Oelkuchen, in Oelmühlen zu bekommen, sind von fester Konsistenz und können auf einem Reibeisen zerrieben werden. Den Züchtern von Papageien und Prachtfinken möchte ich raten, eingehende Versuche mit den Brutvögeln zu machen, dieselben an ein Weichfutter aus zerriebenem Mohnkuchen, Hühnerei und Möhren zu gewöhnen, und die Resultate in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen. Schlecht können diese Versuche nicht ausfallen, da ich früher feinste Grasmücken damit durchbrachte, die bekanntlich zu den heikelsten befiederten Kostgängern zählen. — Zum Füttern des reinen Samens wird der weißliche vorgezogen, da er etwas großkörniger, resp. ausgiebiger ist. Doch ist auch der dunkelgefärbte wohl zu verwenden. — So klein dieses Gesäme ist, wird es doch von den Finkenarten geschält. Es ist aber entsprechend, diesen kleinen sehr beliebten Samen nicht mit anderen zu vermischen, wo er gleichsam verloren geht, sondern in besonderem Geschirrchen vorzusetzen und die Hülsen öfters abzublasen.

Der Kanariensamen, Phalaris canariensis, ein mehlhaltiges hellgelbliches, glänzendes Korn, ein hauptsächliches Futter für Kanarienvögel, Prachtfinken und Papageien. Der Geruch soll angenehm, der Geschmack semmelartig, die Hülse glänzend sein. Trübe aussehender, modrig riechender Samen ist zur Vogelfütterung nicht zu verwenden, und paßt höchstens noch für einen kräftigen Hühnermagen.

Der (auch die) Hirse, Panicum miliaceum, mit 1 Meter hohem Halm, hat eine lockere, rispig überhängende Aehre, wächst in sandigem Boden, und wird überall gebaut, wo noch der Weinstock gedeiht. Es giebt weißen und gelblichen Hirse, doch ist zum Zwecke des Vogelfutters der weiße Hirse vorzuziehen, weil die Körner etwas größer und mehlhaltiger sind. Für die Prachtfinken ist der weiße Hirse das beliebteste Futter, und man hat beim Einkauf auf volle, weißfarbige und wohlschmeckende Körner zu sehen. — Kanariensamen und Hirse wird von allen Finkenarten geschält; von Lerchen, Tauben, Wachteln aber ganz verschluckt.

Der Hafer, gemeiner Hafer, Saathafer, Haber, Rispenhaber, Avena sativa, ein bekanntes, meist als Sommerfrucht gezogenes Getreide, welches sich mit dem ärmsten Boden begnügt. Er wird vorzugsweise als Pferdefutter und zur Mästung des Geflügels benützt; es dienen aber die enthülsten Kerne auch als vorzügliches mehlhaltiges Vogelfutter für Kanarienvögel, in- und ausländische Finken, Papageien, Hühner, Tauben u. a. Die Lerchen wissen den Hafer sehr geschickt zu enthülsen; sie nehmen das Korn an der Stielbasis und schlagen damit einigemale auf den Boden, bis der Kern herausspringt. Den Papageien kann man den Hafer zu ihrer Beschäftigung samt den Hülsen reichen. Gern fressen die Finkenarten den Hafer, wenn er noch grün, aber dem Reifen nahe ist; oder wie der Landmann sagt: wenn er noch in der Milch steht. Auch einzelne größere Prachtfinken beschäftigen sich fleißig mit dem Abspelzen grünen Hafers. — Man kaufe den Hafer immer vom laufenden Jahrgange und sehe auf wohlentwickelte mehlreiche Kerne. Flughafer, Avena fatua, L., und Trespen, Bromus arvensis, L., verderben als Unkräuter den Samen.

Mischung der Sämereien:

In Süddeutschland gebräuchlich: Hanf und enthülster Hafer, wie schon vorbemerkt. Oder: Hanf und Kanariensamen, zu gleichen Teilen. Oder: Hanf, Hafer, Hirse je ein Drittel. Mohn wird in besonderen Geschirrchen gereicht, weil er sich zwischen größerem Gesäme versteckt, auf den Grund fällt und als Futter fast unbenützt bleibt.

In Nord- und Mitteldeutschland: Sommerrübsamen und Kanariensamen. Oder: Sommerrübsamen und Hafer. Oder: Sommerrübsamen und Hirse, zu gleichen Teilen.

Weitere beliebige Mischungen sind zu machen mit allen oben beschriebenen Sämereien, als: Hanf, Sommerrübsamen, Mohn, Kanariensamen, Hirse und geschälten Haferkernen, von jedem das gleiche Maß. Doch hat der Futterherr darauf zu achten, ob alle Sämereien beliebt sind, oder ob eine und die andere beharrlich verschmäht wird. Diese schließt man als nutzlos von der Mischung aus.

Beigaben für Samenvögel:

Alle Salate, Hühnerdarm- und Kreuzkraut, Wegerichkolben, Holderbeeren, süße Früchte, Obstschnitzchen, Gurkenschnitze.

Das verschiedene Backwerk,

welches man zum Füttern verwendet und das auf dem Reibeisen zerrieben wird, wie Eierbrot, Milchbrot, mürbes Gebäck u. dgl. muß sehr altbacken, resp. fest sein, damit sich der Gries leicht ablöse und mischen lasse. Auch muß man überzeugt sein, daß keine schlechte Hefe zu dem Backwerk verwendet wurde. Ist die beigefügte Möhre nicht wässerig genug, den Gries zu durchfeuchten, so hilft man mit einigen Tropfen Wasser nach, das man mit einem Löffelchen aufgießt. — Milchbrot ist ein sehr feines, mürbes Backwerk für Kaffee, bei uns in Süddeutschland üblich, in altbackenem Zustande gut auf dem Reibeisen zu Gries zu reiben; aber nicht identisch mit Semmel. — Frisch gebackene Butterbretzel fressen alle Vögel sehr gern. Man glaube aber nicht, daß die Vögel wohlschmeckendes, resp. feines Backwerk, nicht von geringerem zu unterscheiden wüßten. Ich hatte Vögel im Flug, die gewöhnliche Semmel nicht berührten, dagegen feine Blechwecken, auch Milchwecken genannt, (nicht zu verwechseln mit Milchbrot) bis aufs letzte Krümchen verzehrten. — Semmel- und Weißbrot eignet sich nicht aufs Reibeisen, weil die Bestandteile zu zäh sind. Dieses Gebäck läßt man steinaltbacken werden, erweicht das Nötige in frischem Wasser, drückt es wieder fest aus und zerhackt es so fein als möglich, um es als Mischung zu Möhre, Hühnerei, Herz, Quark u. dgl. zu verbrauchen. Ein Backwerk, das nach dem Ausdrücken des Wassers schmierig wird, ist als schlechte Ware zu verwerfen. Erweichtes Weißbrot, welches man für Drosseln, Stare, Strandvögel u. a. benützt, kann man, um im Sommer die Sauergärung abzuschwächen, mit etwas Futtermehl (feine Kleie Nr. 6) mischen, und dann erst die weitere Mischung mit andern Ingredienzien vornehmen. Gewöhnliches Hefenbrot, besonders Schwarzbrot, ist zu vermeiden, weil es allen zarten Vögeln, selbst den derbern Drosseln, die Ruhr verursacht, woran sie eingehen. — Um Semmelgries herzustellen, bringe ich die Anweisung von unserem wohlerfahrenen praktischen Bechstein in Erinnerung. Man läßt sich eine Anzahl ungesalzene Semmeln backen, diese müssen altbacken werden, und wenn beim Bäcker abgebacken ist, noch einmal in den Ofen gesetzt, und mit dem Ofen kalt werden. Dann lassen sie sich im Mörser gar leicht zu Gries zerstoßen, welcher sich ein Vierteljahr lang ohne Nachgeschmack erhält. Diesen Gries nun feuchtet man mit Wasser an, und zwar auf einen Löffel voll Gries rechnet man 1½ Löffel voll Wasser, und kann nun jede beliebige Futtermischung mit demselben vornehmen. Ich halte die Mischung mit Semmelgries besser als die mit erweichter Semmel. — Ferner kann man altbackene Semmel oder Weißbrot in Wasser erweichen, ausdrücken, und als gute Beigabe für derbere Vögel in Geschirrchen verwenden. Erweicht man Weißbrot oder Semmel in süßer Milch, so wird sie nur um so lieber angenommen.

Hartgesottenes Hühnerei

wird häufig als nahrhafter Futterstoff für Grasmücken, nistende Kanarienvögel, Prachtfinken, auch wohl während der Mauser verwendet. Ein Hühnerei muß 7 Minuten im strudelnden Wasser liegen, dann ist es zum Gebrauch recht. Wenn man es verwendet, so ist es praktischer, solches vorher nicht abzuschälen, sondern samt der Schale in der Mitte zu durchschneiden, die abgeschnittene Hälfte noch einmal zu halbieren und dann erst von dem zum Gebrauch bestimmten Eiviertel die Schale zu lösen. Auf einen Vogel rechnet man ¼ Ei. Mit der Schale aufbewahrt, erhält sich ein angeschnittenes Ei weit frischer.

Grünfutter,

Grünzeug, oder einfach: Grünes (viel erwähnt) das sind alle frische Salate, welche in der Küche als gesunde Beilagen benützt werden: Lattich, Ackersalat, Kopfsalat, Endivien, Brunnenkresse, Gurkenschnitze, zarte Blätter des Kopf- und Winterkohl, Spinat. Sehr verdient für die Vogelwirte haben sich die Pariser Gärtner auf der Weltausstellung 1878 mit einer Spezialität gemacht. Sie pflanzen nämlich Gerste in kleinen Töpfen, und füttern die jungen Triebe, nachdem sie fingerslang über die Erde gewachsen sind, als feines Grünzeug, was von den Vögeln gern gefressen wird. Die Pflänzchen wachsen wieder nach, und können einige Zeit benützt werden. Diese Erfindung, sich im Winter so leicht Grünes zu verschaffen, verdient Nachahmung.

Verschiedene wildwachsende Planzen

können als gesunde, nahrhafte, erfrischende Beigaben ebenfalls verwendet werden, wie solche auch bei Vögeln in der Freiheit sehr beliebte Futterstoffe sind, besonders wenn sie Junge zum Aetzen haben. Dahin gehören der breitblätterige Wegerich, Plantago major; er trägt eine starke walzenartige Aehre, die viele kleine Samen enthält; er ist ein gemeines Unkraut und überall an den Feldwegen und freien Plätzen zu finden. Beinahe alle Samenvögel fressen den Wegerich gern, dessen Samenkolben man sammelt, wenn sie noch grün, aber dem Reifen nahe sind. — Der Löwenzahn, Leontodon taraxacum, vor der Fruchtreife zu sammeln und als beliebtes Futter für alle finkenartigen Vögel zu verwenden. Die Blüten sind schön citronengelb, und während der Fruchtreife sitzt auf dem Stengel eine befiederte Kugel, welche beim geringsten Lufthauche in den Wind fliegt, für die Kinder ein beliebtes Spiel des Lichterausblasens. Wenn man den Stengel abbricht, zeigt er eine hohle Röhre, welche einen weißen Mischsaft schwitzt. — Das Kreuzkraut, Vogelkraut, Goldkraut, Senecio vulgaris, wächst, blüht und reift allenthalben als Unkraut, hat gelbe Blüten und wird von Samenvögeln, Prachtfinken und Papageien gern gefressen. Ausländische Finken müssen durch andere Vögel mit den ihnen fremdartigen Gewächsen bekannt werden, ehe sie dieselben als Futterstoffe annehmen. — Das Sternkraut, Hühnerdarm, Vogelmiere, Stellaria media, ein lästiges Unkraut, zwischen den Gewächsen des Küchengartens und auf andern Plätzen mit lockerem Boden zu finden, mit kleinen, herzförmigen Blättchen, weißen Sternblütchen und Samenkapselchen, welche kleine, weißliche Samenkörnchen enthalten, und beinahe von allen Samenvögeln und Papageien als Grünfutter sehr gern gefressen werden. — Die Boragen, Borago officinalis, die bekannte rauhborstige Gartenpflanze mit dem auffallenden Gurkengeruch und himmelblauen Blüten, ist ebenfalls als gesundes Grünkraut verwendbar. — Die Wasserlinsen, Entengrütze, Entenflott, Lemna minor, schwimmen frei auf dem Wasser, haben Linsengröße, und nur eine kurze, fadenförmige Wurzel; sie bilden auf der Oberfläche kleiner oder großer stehender Gewässer schnell eine dicht zusammenhängende hellgrüne Decke, welche zahlreichen Infusorien, Polypen, Mollusken, Larven und Käfern, Schatten, Schutz und Nahrung giebt, und vielen Wasservögeln, Enten und Hühnern als beliebtes Futter dient.

Um schwarze Holunderbeeren als ein wohlfeiles gutes Futter für viele Grasmückenarten und Drosseln auf längere Zeit aufbewahren zu können, dörrt man dieselben. Man bindet sie zu diesem Zwecke in kleine Büschel und hängt sie in die freie Luft, wo sie trocknen können. Die dürren Beeren legt man vor dem Gebrauch über Nacht in reines Wasser, damit sie wieder quellen, und mengt sie unter das Futter oder quellt sie am Büschel auf und hängt denselben in den Käfig.

Die Winterfütterung

für freilebende Vögel, die von tierfreundlichen Menschen in der harten Jahreszeit wohlwollend ausgestreut wird, mag — um dem Zweck zu entsprechen — folgendermaßen behandelt werden. Zuerst sorgt man für einen sichern Platz, der gegen Schneefall von oben her mit einem Bretterdach geschützt sein muß, und keinem Zulauf von Katzen oder Hunden ausgesetzt ist. Zu billigem Futter verwendet man alle Brotabfälle, welche man auf einem Blech auslegt, auf dem Ofen dörrt und dann in einem Mörser zu Gries stoßt. Oder: man weicht das Brot auf, drückt es fest aus, und vermischt es hart hälftig mit Kleienmehl No. 6, bis es trockene Riebelen giebt, die in der Kälte nicht mehr gefrieren. Statt des Brotes kann man auch zerstampfte Kartoffeln verwenden. Außerdem aber verwendet man alle Futterabfälle, Abfälle aus Käfigen. Haber ist besonders den Ammern erwünscht. Talg und Speckstückchen aufgehängt gehen die Meisen an. — Prof. Liebe in Gera hat eine „Anleitung zu richtiger Fütterung der Vögel im Winter, und Auswahl der geeigneten Futterplätze“ geschrieben, welche den Interessenten dringend zu empfehlen ist.

Schalenbildende Stoffe

sind hier ebenfalls zu erwähnen, da sie für Brutvögel unentbehrlich sind, indem zu befürchten steht, daß sich bei legenden Weibchen die Eischale nur mangelhaft bildet, wenn man es an solchen Stoffen fehlen läßt. Thatsache ist, daß im Legen begriffene Haushühner und Tauben begierig kalkhaltige Stoffe als Mörtel u. dgl. aufsuchen und fressen. Die Quarzkörner, die im Mörtel enthalten sind, befördern außerdem noch die Verdauung. Gut verwendbar für diesen Zweck sind die fein zerklopften Schalen der Hühnereier, welche man in besondern Geschirrchen aufstellt, sowie Stücke von Ossa sepia, welche man zwischen die Gitter steckt. — Mörtel paßt nicht für unsere kleinen Vögel, sondern nur in Taubenschläge und auf Hühnerhöfe. — Reiner Kalk darf niemals verwendet werden, weil er durch seine ätzende Schärfe als zerstörendes Gift wirken würde. — Wenn ein Ei ohne Schale im Eileiter liegt, bekommt das Weibchen die Legenot, indem das weiche Ei durch die Pressung des Legedarms festgeklemmt wird, während das gut beschalte Ei schlüpfrig ist und, durch die Pressung des Darms vorgeschoben, leicht abgesetzt wird.

Frisches Wasser

zum Trinken und Baden ist täglich zu geben; an heißen Sommertagen zweimal des Tages. Alle Vögel ohne Ausnahme bedürfen Wasser, auch die, welche man mit frischen Ameiseneiern füttert. Den Raubvögeln gehört ebenfalls Trink- und Badwasser, denn sonderbarerweise ist die irrige Meinung verbreitet, daß diese gar nicht tränken. Zum Baden hält man größere irdene Geschirre, als zum Trinken, und stellt diese in einen Einsatz, damit der Käfig nicht allzu naß wird. Wasser und Futter soll nicht beisammen, sondern jedes in besonderem Geschirrchen sein, damit nicht Futterstoffe ins Trinkwasser geschleudert werden und letzteres trüb oder übelriechend wird. — Die englischen oder holländischen Trinkgeschirre sind sehr zweckmäßig, weil das Wasser darin frischer bleibt, als in offenen Gefäßen. Diese Geschirre sind in jeder bessern Glaswarenhandlung käuflich zu finden.

Die Zeit des Fütterns

soll stets in die Frühstunden verlegt werden, je früher, desto besser, namentlich in den kurzen Wintertagen, wo die Vögel 16 Stunden im Dunkeln zuzubringen haben, ehe sie das Fressen beginnen können. Zarte oder futterbedürftige Vögel kann man bestens damit unterstützen, daß man während der längsten Winternächte des Abends ihren Käfig auf einige Stunden beleuchtet, damit sie noch Nahrung zu sich nehmen können, sodaß ihre Futterzeit etwa die Länge eines Sommertages von 16 Stunden beträgt. Unregelmäßigkeit und spätes Füttern verursachen häufig die Abzehrung.

Beobachtet man Reinlichkeit und Pünktlichkeit im Füttern, richtet man beim Futtergeben freundliche Worte an seine Pfleglinge, so werden sie ihren Pfleger durch Anhänglichkeit erfreuen und in das einförmige Geschäftsleben die lieblichen erheiternden Töne des Frühlings zaubern.

Ameiseneier.

Was wir hier Ameiseneier nennen, sind eigentlich die Larven oder Puppen der Ameisen, nicht deren Eier, allein wegen ihrer Eierform und da sie schon Jahrhunderte lang unter diesem Namen bekannt sind, werde ich diese Benennung beibehalten.

Dieselben kommen von der gewöhnlichen Waldameise, auch Holzameise, Formica rufa, her. Sie ist etwa 6—8 mm lang, hat einen schwarzen Kopf, schwarzen Hinterleib, rostbraunes Bruststück, eben solche Füße und keinen Stachel. — Sie sind nicht selten in den Wäldern, besonders in Nadelwaldungen, wo sie Haufen von kleinem Reisig, Splittern und Erde, oft mehrere Fuß hoch und breit, zusammentragen. — Die rauhe Jahreszeit verbringen sie in der Tiefe des Haufens in einem Winterschlaf, und kommen erst in den warmen Tagen des März und April wieder zum Vorschein. Sogleich bringen sie ihren Haufen in Ordnung, und die Weibchen legen Eier; diese eigentlichen Eier sind sehr klein, weiß, und liegen in kleinen Klümpchen, wie gestoßener Zucker, im Haufen umher. In kurzer Zeit kommen die Maden heraus, welche ziemlich schnell wachsen, von den arbeitenden Ameisen gefüttert werden, sich einspinnen und dann zu den unter dem Namen Ameiseneier bekannten Puppen werden. Der Haushalt der Ameisen erinnert in manchem an die Bienen.

Es giebt dreierlei Einwohner in einem Haufen. Die gewöhnlichen Arbeiter in der Mehrzahl; die Weibchen, welche viel größer sind, 4 Flügel und einen dicken, glänzend schwarzen Hinterleib haben, und endlich die Männchen, welche nicht ganz so groß als die Weibchen sind; besonders

ist der Hinterleib nicht so dick, auch haben sie an demselben eine kleine braunrote Spitze; diese sind ebenfalls geflügelt. Diese beiden letzten Gattungen sind zur Fortpflanzung bestimmt; nach der Paarung fallen ihnen die Flügel aus und sie sterben bald. Zur Zeit, wenn die Nachtigallen kommen, also Mitte bis Ende April, findet man schon in einzelnen Haufen Puppen, welche die sogenannten Bruteier heißen. Diese sind größer als die, welche man später findet, weil aus denselben männliche und weibliche Ameisen entstehen, woraus die Geschlechtslosen erst später sich ersetzen. Man unterscheidet deshalb die großen und kleinen Eier, welch letztere von den Insektenfressern entschieden vorgezogen werden. Wenn man ihren Haufen zerstört, um Eier herauszuholen, verteidigen die mutigen Tiere dieselben mit großer Heftigkeit, und kneipen und klemmen mit ihren starken Freßzangen aus Leibeskräften, weshalb sie im Volk „Klemmer" heißen. Auch spritzen sie einen scharfen, sauerriechenden Saft aus dem Hinterkörper auf ihren Feind. Diese Säure ist so scharf, daß sie auf den Händen Entzündung verursacht und sich die Haut abschält. Man gewinnt daraus die Ameisensäure und den Ameisengeist, welche beide Mittel stärkend auf geschwächte Glieder wirken sollen. — In ihren Haufen findet man in friedlichem Verhältnis bisweilen die Larve des Goldkäfers, Cetonia aurita, L., welche graulichweiß mit braunem Kopfe, und so groß wie das Gelenk eines Fingers ist.

Die Ameiseneier bilden das hauptsächlichste und gesündeste Futter für alle Insektenvögel; ja sogar Samenvögel fressen dieselben als eine Delikatesse. Wo daher dieselben billig und in hinreichender Menge zu bekommen sind, steht dieses Futter, namentlich in frischem Zustande, obenan. Die meisten insektenfressenden Vögel verschlingen dieselben ganz. Samenvögel beißen zuerst den Saft heraus, dann erst wird der Balg verschlungen oder auch weggeworfen. Meisen zerzupfen sie zu kleinen Bissen.

Man sammelt sie auf folgende Weise. Man faßt den ganzen Haufen, samt Insekten (welches zusammen man Kutter nennt) rasch in ein Tuch oder einen Korb, und trägt sie auf einen freien Platz, etwa einen Weg, unbewachsene Heide, oder dergleichen. Hier gräbt man eine Grube in den Boden, ungefähr im Verhältnis der Eier, die sich in dem gefaßten Haufen befinden mögen, und bedeckt diese Grube kreuz und quer mit Zweigen oder Hölzchen, und legt noch Laub oder einen breiten Stein darüber; doch so, daß die Ameisen noch Raum haben, darunter zu kriechen. Hierauf streut man den Ameisenhaufen rings um dasselbe herum. Sie fangen nun sogleich an, ihre Eier in Sicherheit zu bringen, und tragen sie mit großer Sorgfalt in die Grube. Aus eben diesem Grunde, weil sie für die Eier bedeckte Plätze suchen, muß man vermeiden, daß sich ähnliche Verstecke in der Nähe befinden, denn sonst tragen sie dieselben nach allen Richtungen und man kann sie nicht ordentlich sammeln. — Von Zeit zu Zeit wendet man den Kutter um, damit die bedeckt liegenden Eier zum Vorschein kommen und so wenig als möglich verloren gehen. Nach einigen Stunden sind die Eier sauber und reinlich in der Grube zusammengetragen, wo man sie dann einfassen kann. — In Ermangelung eines passenden Platzes habe ich schon die Haufen nach Haus getragen und im Zimmer auslaufen lassen; statt der Grube muß man etliche Steine zusammenlegen, diese mit Blätterzweigen bedecken und so eine Art Höhle bilden; dann tragen sie ihre Eier ebensogut zusammen wie im Freien. Dieses habe ich auch dann gethan, wenn mir bei einem solchen Unternehmen die Nacht auf den Hals kam. Abends arbeiten sie nicht mehr, sondern lassen ihre Puppen liegen und suchen nach einem Nachtquartier; am Morgen sind sie dann im Freien verlaufen und man hat die Mühe umsonst gehabt.

Uebrigens ist das Sammeln der Ameiseneier ein mühevolles Geschäft, und es ist deshalb gut, wenn man sich seinen Bedarf kaufen kann. — In nicht allzu ferner Zeit werden die Ameiseneier zu den Futterstoffen gehören, welche man ihrer Kostspieligkeit wegen nur noch überaus sparsam füttern kann. In meiner Jugend, Anfangs der dreißiger Jahre, erhielt man leicht 1 Liter zu 18, höchstens 25 Pfennig; es war somit nicht nur das zweckmäßigste und einfachste, sondern auch das billigste Futter, welch letzteres man den Ameiseneiern heutzutage nicht mehr nachsagen kann, denn jetzt kostet $^1/_2$ Liter 60 bis 70 Pfennig und mehr, und sind solche trotz dieses hohen Preises nicht einmal genügend zu beschaffen, woran nicht einmal das Verbot des Sammelns von Ameiseneiern schuld ist, sondern überhaupt das gänzliche Fehlen von starken Ameisenvölkern, die in unsern leider so sehr gelichteten Waldungen keine ergiebigen Brutstellen mehr anlegen können.

Besitzer von Hausgärten, Wiesen u. dgl. können sich vom Mai an auf leichte Weise Ameiseneier verschaffen. Man sucht ihre Haufen auf und stülpt auf die entdeckten ganz einfach Blumentöpfe. Sehr gern benützen die Ameisen dieselben, um ihre Brut darin unterzubringen, füllen sie deshalb mit lockerer Erde aus, und tragen in die gelassenen Zwischenräume ihre Larven und Puppen. Nach wenig Tagen ist jeder Blumentopf gefüllt; man hebt ihn mit seinem Inhalte ab und kann ihn namentlich jungen Fasanen und Hühnern vorstreuen, welche nicht nur die Larven, sondern auch die entwickelten Tiere begierig verzehren. Auf diese Weise läßt sich ein Ameisenhaufen mehreremale ausbeuten.

In starker Sommerhitze werden die Ameiseneier faul und schimmelig, wenn sie längere Zeit nahe beisammen liegen, oder es entwickeln sich die Larven zu Insekten, was man daran erkennt, daß sie schwärzlich und hart werden, bei anhaltender Brutwärme auch wohl zum Ausschlüpfen kommen; da ihnen aber die Ammen zur Pflege fehlen, bleiben diese jungen Ameisen schwächlich und verkümmern meistens in Bälde. In beiden Fällen werden sie von den Vögeln nur noch mit Widerwillen gefressen. Dies zu vermeiden, muß man die Larven töten und abtrocknen, was auf folgende von mir erprobte Weise geschieht. Man läßt eine Pfanne über Kohlen heiß werden, und wirft eine Portion Eier hinein, doch nicht zuviel auf einmal; diese läßt man in einem Grade erhitzen, daß die Lebenskeime darin absterben, und schüttelt sie häufig um, damit sie nicht geröstet, sondern nur heiß werden und ihre natürliche Farbe behalten. Wenn sie etwas welk werden, schüttet man sie schnell heraus und breitet sie aus, bis sie abgekühlt sind. Dieses macht wenig Mühe, und sie sind dann mehrere Wochen, in diesem Zustande beinahe wie die frischen, aufzubewahren. Vorzüglich ist diese Behandlung zu empfehlen, wenn man keine Gelegenheit zum regelmäßigen Kauf derselben hat, und gezwungen ist, Vorrat auf längere Zeit zu halten. — Auf gleiche Weise kann man sie für den Winter dörren, nur muß man sie dann bei mäßiger Hitze wirklich dürr werden lassen, so daß sie, wenn man sie zusammendrückt, keinen Saft mehr haben. Doch muß man sehr achtgeben, daß sie dabei ihre natürliche Farbe nicht verlieren, und die Pfanne öfter vom Feuer heben, damit sie nicht gar zu heiß wird.

Bei größeren Quantitäten schickt man sie dem Bäcker auf die Dörre. Gut gedörrt halten sie wohl ein Jahr; es ist aber nicht mehr die leichtverdauliche nahrhafte Speise, wie die frischen, denn das flüssige Eiweiß ist geronnen und durch das Trocknen hornartig geworden, deshalb auch schwerer zu verdauen, als die frischen Ameiseneier. Da sie aber für die zärtlichern Vögel dennoch sehr nützlich sind, so ist es immer zu empfehlen, einen Vorrat von dürren Ameiseneiern zu halten; daher sehe man sich beizeiten vor. Im Juni und Juli ist hiezu die beste Zeit, denn im August hören die frischen allmählich auf, und es sind später keine Puppen mehr in dem Haufen zu finden. Etwa drei Liter geben ein halbes Kilo getrockneter Ameiseneier mit einem Geldwert von 4—6 Mark per Kilo. — Gedörrte Ameiseneier aus Dalmatien waren früher zu beziehen von dem Vogelhändler Zuckerkandel in Dresden, der Zentner zu 270 Mark. Diese Adresse ist aber eine alte.

Die Mehlwürmer.

Für den Liebhaber der Insektenvögel, unter denen zweifelsohne die edelsten Sänger sich befinden, sind Mehlwurmsätze unentbehrlich, denn es trägt sehr viel zum Wohlbefinden der Vögel bei, ihnen täglich einige Mehlwürmer, 3—6 Stück, reichen zu können. Ja bei manchen Krankheiten, welche die Vögel befallen, sind Mehlwürmer oft eine vorzügliche Kur. — Bei der Mühe, die es verursacht, solchen Vögeln andere Insekten zu verschaffen, und bei der Ueberzeugung, diesen befiederten Gästen ihr natürliches Futter nicht ganz entziehen zu können, ohne kränkelnde oder verstimmte Vögel zu haben, wird jeder einsehen, welche gute Dienste solche Ansätze leisten können. — Frische Ameiseneier sind oft zu kostspielig oder in manchen Gegenden gar nicht zu bekommen, daher man sich nicht zu viel auf dieselben stützen kann. Mehlwürmer kann aber jeder ohne große Mühe und Kostenaufwand in Menge ziehen; denn es ist besser, man hat zu viel, als zu wenig davon zum Füttern. Der Glaube, daß die Sänger durch Darreichung zu vieler Mehlwürmer Schaden an ihrer Gesundheit litten, ist unbegründet; ich gab besonders Nachtigallen oft 24 Stück davon in einem Tage mit bestem Erfolge, besonders zur Zeit des Gesanges. Goldhähnchen, Zaunkönige, gelbe Grasmücken und andere zärtliche Vögel einzugewöhnen und durchzubringen, ist ohne Mehlwürmer beinahe nicht möglich, da sie anfänglich deren Hauptfutter ausmachen. — Bei Vögeln, welche mit geriebenem Mischfutter auch bestehen können, ist es indessen nicht nötig, übertrieben viel Mehlwürmer zu füttern, weil sie sonst weniger Neigung zu jenem zeigen; man bemerke aber nur den Heißhunger und die Gier, mit welcher alle Insektenvögel auf die Mehlwürmer stürzen, und man wird von der Meinung, daß ihnen diese schädlich seien, wohl zurückkommen. Der Nachteil besteht nur darin, daß sie dann schwer ans Kunstfutter gehen.

Zum Fang verschiedener Vögel, wie der Nachtigallen, Rotkehlchen u. s. w. sind Mehlwürmer die beste Lockspeise.

Ich halte gewöhnliche, innen glasierte Töpfe für die zweckmäßigsten Behälter dieser Würmer, denn erstens hat man das Entwischen weniger zu befürchten, zweitens können sie die Töpfe nicht durchfressen, wie hölzerne Kistchen, auch lassen sich in solchen Töpfen weniger Schmarotzer nieder. — Die Größe dieser Töpfe soll ca. 30 cm im Durchmesser und 30 cm Höhe betragen;

man bindet sie mit Papier zu, in welches man kleine Löcher sticht; oder überzieht sie mit feinem Fliegengitter. — Man bestellt sich solche Töpfe am besten beim Töpfer nach Maß, innen sehr glatt glasiert und nach dem obern Rande etwas einwärts gewölbt, sodaß die Würmer nicht aufwärts steigen können, sondern herabfallen. Jeder Topf wird mit einer Nummer versehen, um den Gebrauch danach zu regeln.

Will man in hölzernen Kistchen ansetzen, so wähle man kleine Form, halte aber dafür mehrere Kistchen, etwa 6 bis 8, jedes numeriert. Hat man nun Nr. 1 auf ca. 14 Tage ausgebeutet, d. h. für diese Zeit den Bedarf ausgefangen, so kommt man 14 Tage später an Nr. 2 und macht es ebenso. Dann an Nr. 3 u. s. f., bis man wieder vorn anfängt. Durch solchen systematischen Betrieb können Würmer und Käfer ungestört ihrer Vermehrung obliegen, denn bei einem Besitz von 6 Kistchen oder Töpfen dauert es 12 Wochen, bis wieder der erste in Gebrauch kommt. — Die Höhe der Kistchen gebe ich an zu 25 cm, die Länge zu 40 cm und die Breite zu 25 cm im Licht. Der Ausschnitt im Deckel betrage 15 cm Länge und 10 cm Breite und wird mit einem Stückchen Fliegengitter übernagelt. Der Schiebdeckel muß gut schließen. An der obern Innenseite der Kiste setzt man Glasstreifen von 5 cm Breite an, um das Durchgehen der Würmer zu verhüten. Diese Glasstreifen halte man glatt und fette sie zeitweise mit einem fetten Läppchen etwas an, damit die Würmer, die daran aufsteigen, sofort wieder abrutschen. Die Herstellung solcher Kistchen nach Angabe übernimmt am besten der Schreiner oder Glaser. Auf 3 Vögel rechne ich 2 solcher Kistchen oder Töpfe.

Am zweckmäßigsten legt man einen Satz im Monat April oder Anfangs Mai an, im Juni und Juli verpuppen sich die Würmer und im August werden die Puppen zu Käfern, welche sich begatten und Eier legen, somit die Fortpflanzung und Vermehrung der Würmer bewerkstelligen. Die Käfer sind daher als die eigentlichen Stammhalter der Brut zu schonen.

Der Mehlkäfer, Tenebrio molitor, L., ist 12 mm lang und 4 mm breit, schmal, länglichoval, hinten abgerundet, mit kleinem Kopf, an dem sich 2 Fühlhörner befinden, kleinen, aber scharfen Freßzangen, und am Bruststück mit 3 Paar Füßen; die hornigen Flügeldecken sind seicht längsgestreift, unter denselben liegen die durchsichtigen häutigen Flügel, welche sie zu schwärmendem Umherflug befähigen, wenn sie in Freiheit leben. Die Farbe ist oben braunschwarz mit Oelglanz, unten kastanienbraun, wodurch er sich von ähnlichen Käfern unterscheidet. Der Einfluß des persischen Insektenpulvers lähmt Käfer und Würmer an den Füßen, tötet sie aber nicht; von denselben befreit, erholen sie sich nach einiger Zeit wieder. Sie halten sich vorzüglich in Mühlen und Backhäusern auf, wo man die Würmer oder Larven häufig in Kleien und Mehl findet, besonders in dem sich in den Ecken und unter den Dielen anhäufenden Mehlstaub. Aber auch in den Mistschichten der Taubenschläge findet man oft ganze Kolonien beisammen, wo sie keine andern Nährstoffe haben, als die Abgänge der Tauben. Im Sommer kann man an solchen Plätzen Käfer und Würmer leicht einsammeln, wenn man große feuchte Wolllappen auf den Boden ausbreitet und unter dieselben einige Brotstücke legt. Unter diesen Lappen sammeln sich Käfer und Würmer, und können daselbst aufgelesen werden. Die Würmer sind 25 mm lang, 2 mm breit, und haben eine harte, orangegelbe Haut, mit 12 Ringen, welche je durch einen orangegelblichen Strich abgeteilt sind; der Kopf mit den nächsten 2 Ringen, sowie die spitz zulaufende Schlußkerbe mit den letzten 2 Ringen sind dunkler orangebräunlich; ihr glänzender Kopf ist klein, mit starken Freßzangen und kleinen Fühlhörnern, ohne sichtbare Augen, sie haben an den 3 vordersten Ringen nächst dem Kopfe drei Paar kleine Füße, und können mit ihrem scharfen Gebiß Bretter durchnagen und Löcher ins Holz machen, um sich darin zu verbergen. Sie häuten sich viermal, worüber etwa ein halbes Jahr vergeht. Kurz nach dem Häuten sind sie ganz weiß und sehr weich, bekommen aber nach einigen Tagen ihre hübsche orangegelbliche Färbung wieder. Sie können — wie alle im Holz lebenden Würmer — vorwärts und rückwärts laufen. Die Puppe ist 12 mm lang und weißlich, an den Seiten gezähnt. Wenn man sie recht betrachtet, kann man deutlich die Gliedmaßen des daraus werdenden Käfers entdecken. Der Käfer schlüpft nach einigen Wochen aus, ist anfänglich gelblich und weich, und wird erst nach einigen Tagen dunkel gefärbt und hart. Die weiblichen Käfer und Würmer sind etwas größer als die männlichen. — Eine Abänderung ist der sogennnte Roßmehlwurm, fast noch einmal so groß, als der gewöhnliche, von Farbe bleicher gelb, und wird derselbe von den Vögeln nicht so gern gefressen. Der daraus entstehende Roßmehlkäfer, Tenebrio molitor major, gleicht, bis auf fast doppelte Größe, dem Mehlkäfer.

Beobachtet man die obengenannten Vorsichtsmaßregeln nicht, so hat man den Aerger, nicht nur die Würmer in Masse ausbrechen zu sehen, sondern es ziehen sich auch in solche Sätze viele Schmarotzer, namentlich die gewöhnliche Kleidermotte und das Speckkäferchen.

Die Kleidermotte, Tinea sarcitella, L., ist ein ganz kleiner, grauer Schmetterling, wie bronziert, bekannt unter dem Namen Schabe, und entsteht aus weißen Räupchen mit braunem

Kopfe, von etwa 10—12 mm Länge, die sich oft in großer Anzahl vermehren und an den Wänden und dem Deckel des Satzes herumkriechen. Vor dem Verpuppen haben nämlich diese Räupchen den Trieb, aus dem Satz zu entweichen und sich auswärts einen Versteck über die Puppenzeit zu suchen. Diese Zeit nun benützt man, um sie abzulesen und zu zerdrücken, was vom Mai an mehrere Monate stattfindet. Auch die zu Schmetterlingen entwickelten Motten suchen aus dem Satze zu entkommen, laufen an den Wänden und an dem Deckel umher, sind aber schwieriger zu töten, als die Räupchen, weil sie fortfliegen. Man nehme deshalb den angesteckten Satz ins Freie, und lasse sie ausfliegen oder suche sie zu töten, damit die Flüchtlinge sich nicht im Hause verbergen und festsetzen, wo sie den Wollstoffen schaden. Die Püppchen findet man in einer Hülse oder in einem Futteral von allen möglichen Woll- und Papierstoffen an den Wänden, und zerdrückt sie ebenfalls. Mit täglichem Ablösen der Räupchen und Zerdrücken der Motten, oft täglich 80—100 Stücke, bringt man den Satz allmählich wieder frei, aber — Ausdauer gehört dazu. Der starke Gasgeruch von Albo-Carbon, nahe hingelegt, vertreibt sie überall.

Der Speckkäfer, Dermestes lardarius, L., ist ungefähr 8—10 mm lang, schwärzlich, auf den Flügeldecken mit einem gelbgrauen, schwarzbepunkteten Querstreifen. Die Raupe, woraus er entsteht, ist 12—14 mm lang, behaart, mit braunen und blassen Ringen, und mit raschem Gang. Streng genommen schadet übrigens weder die Schabe noch der Speckkäfer dem Fortbestehen eines Mehlwurmsatzes, denn sie leben in Frieden beisammen, und man kann diese Larven und Käfer ebenfalls den Vögeln ohne Schaden verfüttern, aber sie verzehren die Futterstoffe und benachteiligen dadurch den Mehlwurmsatz. Diese Käfer werden dadurch vermindert und beseitigt, daß man keine fleischartigen Stoffe füttert, sondern nur Kleie, und sie samt ihren Larven fleißig ausscheidet.

Gefährliche Feinde der Mehlwürmer sind eine sehr kleine Gattung Schlupfwespen, vielleicht Diplolepis subcutanea. Diese sind nicht einmal 3 mm lang und gleichen winzigen Fliegen, feiner gebaut als ein Floh. Sie legen nach Art ihrer Geschlechtsverwandten Eier auf die Mehlwürmer, und kleben sie fest; aus diesen kriechen Larven, welche sich in den Leib des Mehlwurms einbohren, demselben allmählich die Eingeweide zerfressen und so das Absterben des Wurmes verursachen. Daher kommt es oft, daß man viele abgestorbene Würmer findet, ohne sich diese Erscheinung erklären zu können.

Milben, Acarus farinae, De Geer, welche sich im Mehl oder der Kleie finden, oft in solcher Zahl, daß das Mehl zu leben scheint, schaden den Würmern und den Puppen, und zerstören auch die Futterstoffe. Es ist dies ein fataler Umstand, und muß, wenn die Milben über den ganzen Satz verbreitet sind, dadurch beseitigt werden, daß man die großen Würmer und Käfer ausfängt und zu einem frischen Satz verwendet. Einige Wochen füttert man im frischen Satz nicht mit Mehl, um nicht aufs neue Milben nachzuziehen, die sich mit Käfern und Würmern übertragen haben, sondern mit gelben Rüben und Obst, die man auf die obere Lage des Satzes legt. Erst nach einiger Zeit, wenn man die Milben beseitigt weiß, giebt man wieder Kleienfutter. Den alten Satz mit der jungen Brut versieht man ebenfalls mit Möhren und Obst, stellt ihn an einen trocknen, etwas kühlen Platz, und wartet in Geduld ab, bis sich die Milben, durch Aufzehrung der Mehlvorräte, wieder verlieren. Was dann noch von den Würmern gerettet ist, verwendet man zum frischen Satz.

Milben und die andern Schmarotzer suchte ich durch Terpentinöl oder Kampher zu vertreiben, den ich, in ein Läppchen gewickelt, an einem Schnürchen in den Satz hängen ließ, jedoch so, daß er frei hing und die Schichten des Satzes nicht berührte. Man darf sich jedoch durch derartige Mittel, deren Wirksamkeit fraglich ist, nicht einschläfern lassen, sondern nehme das Sichere, d. h. man säubere den Satz durch öfteres Ausfangen von Schaben, Kerfen und Schlupfwespen; wenn aber die Milben zu stark überhand genommen, so sind diese gefährlicher als alle anderen Schmarotzer, und dann schreite man lieber zur Anlegung eines frischen Satzes.

Doch nun zur Anlegung des Satzes selbst. Die geeignetste Zeit hiezu ist, wie gesagt, der Monat April oder Anfang des Mai, weil von dieser Zeit an die Entwickelung der Puppen, Käfer und deren Eierlegen von statten geht. Jedoch kann man diese zu allen Zeiten bewerkstelligen, sogar zur Winterzeit, wenn man nur die Sätze an einem warmen, aber nicht heißen Platze, etwa in der Nähe eines Ofens oder Kamins, aufstellt; auf diese Weise wird man immer Käfer bemerken, doch geht die Fortpflanzung in außergewöhnlichen Zeiten viel langsamer vor sich.

Die Anlage geschieht mit guter Kleie und wollenen Lappen: auf den Boden kommt eine Lage Kleie, darauf ein wollener Lappen, wieder eine Lage Kleie oder Nachmehl und abermals ein Lappen; auf diese Art wird fortgefahren, bis der Topf oder das Kistchen bis auf 20 cm angefüllt ist. Noch höher zu füllen ist nicht rätlich, da Würmer so gut wie Käfer lieber die oberen

Lager bewohnen, als die tiefer liegenden. Siehe auch unten. Zur obersten Bedeckung nimmt man wieder einen wollenen Lappen. Die hiezu benötigten Lappen kann man füglich aus abgängigen Kleidungsstücken herausschneiden. Setzt man im Monat April an, so sind fünfhundert Stück ausgewachsene Mehlwürmer oder noch besser die entwickelten Käfer hinreichend, nur muß man solche außer der Fütterung nicht stören und an einem temperierten Platze ruhig stehen lassen. Da sich die Käfer durch Absetzen ihrer Eier und die daraus entstehenden Würmer sehr stark vermehren, so kann man im September schon täglich 6 Würmer verfüttern, ohne den Satz zu schwächen.

Aus eigner Erfahrung kann ich über Zucht und Fütterung dieser Kerfe und ihrer Brut Folgendes mitteilen:

Als Futterstoff ist das Kleienmehl Nr. 6, auch Futtermehl genannt, d. h. die feinste Kleie, am reinlichsten und zweckmäßigsten. Die grobe Kleie hat zu wenig Nährstoff, und reines Mehl, besonders zu viel Mehl auf einmal, befördert die Milbenzucht. Bemerkt man eine Abnahme des Futters, so wirft man zwischen die obern 2—3 Lager, welche durch Lappen abgeteilt sind, wieder einige Hände voll frisches Kleienmehl. Die Mehlwürmer begeben sich aus den untern Schichten, wo sie ausruhen, wieder herauf auf ihre Futterplätze, und es ist deshalb nicht nötig, auf die untersten Schichten Futter zu streuen. Wenn keine Störungen im Satze vorkommen, so halten sich die Würmer überhaupt lieber im obern Teil desselben auf, und nur um auszuruhen, oder bei Störungen, oder wenn die obern Schichten stark erkalten, ziehen sie sich nach der Tiefe. Puppen und Käfer sind jederzeit mehr in den obern Schichten des Satzes zu treffen. Es ist daraus zu schließen, daß flache Sätze ihrem Zweck mehr entsprechen als sehr tiefe. Läßt man die Würmer Hunger leiden, so suchen sie auszuwandern und sind deshalb beständig an den Wänden mit Aufklettern beschäftigt. Ueberhaupt ist es kein gutes Zeichen, wenn die Würmer ausbrechen wollen; entweder leiden sie Hunger oder Durst, oder suchen sie den obengenannten Schmarotzern ihres Aufenthalts zu entrinnen. Nur in einem einzigen Fall ist es ein anderer Naturtrieb, wenn sie der Kiste zu entkommen suchen, und zwar vor dem Puppenzustande, wo sie sich ein ruhiges verstecktes Plätzchen außerhalb der Kiste aufsuchen möchten. Während des Puppenzustandes ist daher möglichste Schonung der Tierchen geboten, sonst giebt es viele krüppelhafte Käfer, die zur Nachzucht nichts taugen. Das Gedeihen der Käfer kann man wesentlich dadurch unterstützen, daß man wässerige Stoffe füttert, d. h. daß man sie tränkt durch Einlegen von erweichten nur schwach ausgedrückten wollenen Lappen; auch bezweckt man dies mit dem Auflegen von nassen Brotstücken, die man aber baldigst (längstens nach 2 Tagen) wieder herausnimmt, ehe sie in Sauergärung übergehen oder schimmelig werden; durch Einlegen von weichen, saftigen Früchten, wie geriebenen Möhren, Kirschen, Pflaumen, die man ebenfalls bald wieder entfernen muß, ehe sie faul werden und den Satz verderben. Mit solcher Pflege werden die Käfer zur Fortpflanzung sehr tüchtig und hinterlassen zahlreiche Brut. Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Käfer nur wenig fressen, desto mehr aber trinken. Ihre Lebensdauer ist keine große, innerhalb weniger Wochen begatten sie sich, die Weibchen setzen ihre Eier (ich schätze etwa 200) ab, und dann ist der Zweck ihres kurzen Daseins erreicht. Der Mehlwurm braucht, wie vorn erwähnt, etwa $^1/_2$ Jahr zu seiner vollen Ausbildung; im warm gehaltenen, mit Futter gut versehenen Satz auch kürzere Zeit. Im freien Naturzustande mag die ganze Entwicklung, vom Ei an gerechnet, durch die mehrmalige Häutung der Larven, die Ruhe im Puppenstand bis zum Ausschlüpfen des Käfers wohl 1 Jahr dauern. Die Würmer, die aber auch des Wassers bedürftig sind, wie die Käfer, tränkt man zuweilen auf gleiche Weise, wie oben angegeben. Man bezweckt dadurch ein viel rascheres Wachstum. — Im ganzen genommen füttere man nicht zu viel auf einmal, dafür aber öfters; tränke zuweilen die Würmer; die Käfer aber unbedingt reichlich, und zwar alle 2—3 Tage. Giebt es im Sommer junge Brut, dann ist die Aufmerksamkeit zu verdoppeln, d. h. öfter Futtermehl aber ohne alle weitere Störung einzustreuen, als zu andern Zeiten. Auch ist während der Puppenzeit und der Zeit des Eierlegens insofern Schonung nötig, daß man nicht im Satz stört, sondern den Bedarf an Mehlwürmern für mindestens zwei Wochen auf einmal ausfängt, und dann dem Satz die nötige Ruhe läßt. Die zum Verfüttern bestimmten Mehlwürmer setzt man in ein sicheres Gefäß mit wollenen Lappen und Futtermehl versehen. — Wenn man die Würmer alle 8 Tage füttert und alle 14 Tage einmal tränkt, so wird man über die Fruchtbarkeit dieses für Vogelbesitzer so wichtigen und nützlichen Insekts staunen. — Ich halte es auch für den Betrieb einer rationellen Zucht für zweckmäßig, die oben herumlaufenden Käfer täglich auszufangen und in einen besondern, gut eingerichteten Satz zu thun, denn die Käfer suchen — dem Naturtrieb gehorchend — ihre Brut ins Weite zu tragen, sind deshalb sehr unruhig im alten Satz und stören die Entwickelung der schon abgesetzten Eier und der daraus entstehenden jungen Brut.

Viele behandeln ihre Sätze anders als in der hier gegebenen Anweisung; werfen Holz,

Leder, Vogelkadaver und alte Schuhe in die Sätze, füttern mit Abfall aus den Vogelgeschirren u. s. w., ich habe aber die beschriebene Methode als die bewährteste und reinlichste gefunden. Zwischen den Lagern kann man die Würmer ohne große Störung herausfangen, oder lagenweise herausheben, während man in einem Satz, in welchem alles durcheinander geworfen ist, weit mehr Mühe hat, die Würmer hervorzuwühlen und dadurch Käfer, Puppen und die junge Brut zerstört. Wenn man überhaupt gewillt ist, einige sauber gehaltene Kistchen im Vogelzimmer aufzustellen, so darf man nicht daran denken, Abfälle und Kadaver zu füttern, sonst entwickelt sich ein Geruch, der auf den Schindanger und nicht ins Zimmer gehört. Das gäbe Aaskisten!

Es bleibt nun noch eine andere Aufgabe übrig, nicht das Futter für die Mehlwürmer, sondern

das Verfüttern der Mehlwürmer

an die Vögel, mit dem manche Vogelhalter so ungeschickt umgehen, daß mehr als die Hälfte der dargereichten Würmer entkommen, sich in den Ecken und unter der Schublade des Käfigs verstecken und von da weiter im Zimmer auf Nimmerwiedersehen davonlaufen. Dem vorzubeugen füttere man

1) die Mehlwürmer getötet, d. h. man drückt auf dem flachen Tische dem Wurme den Kopf zusammen, daß er betäubt ist und nicht mehr entwischen kann. Wer aber zu sentimental ist, Mehlwürmer zu töten, der füttere sie
2) lebendig, indem man die bestimmten Würmer in ein glattes Glasgeschirrchen von mindestens 5 cm Tiefe legt, aus dem sie nicht entwischen können. Ist das Geschirr nicht glatt und weniger tief, so können die Würmer mit Leichtigkeit aussteigen, und während der Vogel noch den ersten Wurm abtötet und verschlingt, sind die andern entlaufen, haben sich in den abgelegensten Ecken des Käfigs in Sicherheit gebracht und der Vogel hat das Nachsehen.

Wer sich damit befassen will, findet auch Gelegenheit zum Verkauf der Mehlwürmer; denn man muß mitunter 20—30 Pfennig für das Hundert bezahlen, je nach der Nachfrage der Käufer, und der Habsucht der Verkäufer.

Wenn im Lauf von einigen Jahren der Satz so ausgefressen ist, daß man einen neuen anlegen muß, so liest man die Käfer und Würmer zur Winterzeit, wo nur wenig kleine Brut vorhanden ist, pünktlich aus, beseitigt den Abgang und verwendet die ausgelesene Brut zu einem neuen Satz.

Mehlwürmer zu erziehen, ist für den echten Liebhaber der Stubenvögel ein viel zu wichtiger Gegenstand, als daß ihm nicht ernstlich daran liegen müßte, gute Mehlwurm-Sätze zu haben. Daher scheue man kleine Auslagen nicht, um in den Besitz so vieler Sätze zu kommen, als man für seine Vögel braucht.

Die Wildfänge und die Erziehung der jungen Vögel.

Wildfang nennt man jeden frischgefangenen Vogel, und es hält oft schwer, einen solchen an den Käfig und die künstliche Fütterung zu gewöhnen, wenn man es nicht sachverständig angreift. Zuvörderst gebrauche man die Vorsicht, jedem Vogel seinen Aufenthalt möglichst naturgetreu herzustellen, wozu man Rasen, Moos, Binsen, Schilf, dürres Waldlaub, Tannenzweige oder Tannenbäumchen, Buschwerk in feuchte Erde gesetzt, Tuffsteine, Rinde u. dergl. verwenden kann. Auch mit Blumentöpfen kann der Käfig umstellt und dekoriert werden. Z. B. einer kleinen Rohrdommel, Ardea minuta, schmückt man ihren Aufenthalt mit Rohr- und Weidengesträuch (in feuchte Erde gesetzt); einem Kibitz giebt man Rasen und ein flaches großes Wassergeschirr; dem Flußuferläufer desgleichen noch mit Buschweiden geschmückt; dem Flußregenpfeifer feinen Kies, Wassersand und ein niederes aber großes Wassergeschirr. Sodann muß man dem Vogel ein Futter geben, das demjenigen entspricht, welches er im Freien zu sich nahm; sonst läuft man Gefahr, ihn durch Hungerschwäche zu verlieren. Den Samenvögeln wirft man verschiedene Sämereien vor; den Lerchen Sämereien und Hafer, auch Mehlwürmer; den Meisen Hanfsamen, Nußkerne, Sonnenblumenkerne, Mohn; den zärtlicheren dieser Gattung fügt man Ameiseneier und Mehlwürmer bei; den Insektenvögeln Ameiseneier und Mehlwürmer. Fressen sie einmal das Vorgeworfene, so kann man sie allmählich an das ihrer Natur angemessene künstliche Zimmerfutter gewöhnen. Das Wasser stellt man in einfachen braun oder grün glasierten irdenen Geschirren auf den Boden. Aber trotz dieser Vorsichtsregeln überfällt manche Wildlinge ein heftiges Heimweh, sodaß sie in sinnloser Scheu im Käfig herumflattern, gegen die Gitter stoßen und in Bälde an der Schnabelwurzel wunde Stellen haben. Das muß man verhüten, und ver-

hüllt ihnen den Käfig mit einem Tuch, das wo möglich grün sein sollte, oder durchflicht es mit Tannenreisern. Auch kann man halsstarrige Wildlinge mit beschnittenen Schwungfedern (siehe die Lähmung der Flugkraft) in einem für sie etwas eingerichteten Zimmer unterbringen und hier austoben lassen. Es wirkt sehr niederschlagend auf den Vogel, wenn er seiner Flugkraft beraubt ist und er schickt sich viel leichter in sein Los, als ohne dies Hilfsmittel. — Das Beste aber zum Eingewöhnen eines Wildlings ist Gesellschaft, besser noch, wenn die Gesellschafter schon eingewöhnte Vögel sind. Aber es geht auch mit lauter Wildlingen, weil sie sich gegenseitig die Furcht abschwächen, sich ermuntern, sogar zu dreisten Zänkereien veranlassen, und zuletzt in ruhigem Verständnis ohne weitere Umstände dem vorgeworfenen richtigen Futter zusprechen. Dann ist der Vogel für den Liebhaber gerettet. Nur der einzeln einzugewöhnende Vogel kann seinem Pfleger Mühe und Besorgnis verursachen, selten aber der in richtige Gesellschaft gebrachte Wildfang. Unsere Vogelsteller sagen zutreffend: „Sie fressen lieber ihrer zwei, noch leichter aber ihrer drei."

In Bechsteins „Stubenvögel" lesen wir Seite 15: „Ein fast untrügliches Mittel, um sie an den Käfig und ans Fressen zu gewöhnen, ist: daß man sie in frisches Wasser taucht. Nach diesem Bade sitzen sie erschrocken und still hin, erholen sich aber bald, beginnen sich zu putzen, werden nach einigen Minuten äußerst lebhaft und nehmen das vorgesetzte Futter an." — Helfen alle diese Mittel nicht, um sie ans Fressen zu gewöhnen, so ist kein anderes Mittel, als sie so lange zu stopfen, bis sie selbst fressen. Das Stopfen ist aber nur bei solchen Vögeln mit Erfolg anwendbar, welchen man den Schnabel leicht öffnen kann, und muß auch hier mit großer Vorsicht geschehen, damit man ihnen nichts am Schnabel verletze, oder diesen den Dünnschnäblern gar umknicke. Um ihnen den Schnabel zu öffnen, nimmt man ein rundes Hölzchen, das vorn zugespitzt ist; mit der Spitze dieses Hölzchens sucht man ihnen seitwärts in den Spalt des Schnabels zu kommen, und rückt mit dem dickern Teile nach, namentlich gegen den Schnabelwinkel, bis man den Schnabel mit den Fingern öffnen kann, um sie zu stopfen. Das Futter drückt man ihnen mit einem kleinen in Wasser getauchten Kolorierpinselchen so weit in den Schlund, daß sie schlucken müssen. — Die Insektenvögel stopft man mit Ameiseneiern, Mehlwürmern, rohem Herz und hartgesottenen Eiern. Bei alten Vögeln ist jedoch dieser Futterzwang höchst selten nötig; dagegen kommt er öfter bei Jungen vor, welche nicht mehr aufsperren, um sich ätzen zu lassen, und auch noch nicht allein fressen können. Siehe weiter unten. Samenvögel, Finken, Würger, Meisen zu stopfen, ist kaum möglich, weil sie den Schnabel mit solcher Kraft zusammendrücken können, daß die erforderliche Gewalt, denselben zu öffnen, den Vogel zu Grunde richtet, wenn nicht eine außergewöhnliche Gewandtheit des Futterherrn diesen Fall verhütet. Ich rate niemanden, solche Vögel zu stopfen, sondern lieber in Freiheit zu setzen, ehe es zu spät ist.

Das Stopfen der Tauben geschieht mit aufgequellten Erbsen, Wicken, Gerste. Bei entenartigen Vögeln nimmt man Fischstückchen, rohes Fleisch, erweichtes altbackenes Brot. Widerspenstige Raubvögel stopft man mit frischem Fleisch, zieht aber vorsichthalber, um Verwundungen zu vermeiden, gute Lederhandschuhe an, umwickelt die Fänge des Vogels mit einer Binde, den Körper mit einem Tuch, so daß nur der Kopf frei bleibt. Die Futterbissen bestehen aus kleinen Fleischstückchen, welche man in Wasser taucht. Man wartet ab, bis der erste Bissen tief verschluckt ist, dann erst kommt das zweite Stückchen. Sie können aber das eingestopfte Futter leicht wieder auswürgen, und machen öfters das Stopfen recht langweilig. Gewöhnlich ist aber dieser Zwang nicht nötig; auch können sie mehrere Tage hungern. Mövenartige Wasservögel füttert man mit Fleisch, kleinen oder zerstückelten Fischen; Gänse mit Hafer, Mais, Gerste, Brot, Kohlblättern; Enten mit Fleisch, Fischen, Brot; Säger anfänglich mit Fischen, später mit gutem Fleisch (weder Lunge noch Leber, welche manche Tiere nicht ertragen können); die Sumpfvögel mit Fleisch, Fischen, Käsequark; Hühner mit Waldbeeren, Ameiseneiern, Fleisch, Käsequark. Um bei gestopften Vögeln das Wiederauswürgen zu verhindern, legt man einige Minuten einen nicht zu engen Gummiring um den Hals. — Ich hatte schon Vögel gehabt, die ich mehrere Wochen durch Stopfen erhalten mußte, bis es ihnen endlich beliebte, selbst zu fressen. Das Stopfen muß täglich 4—6mal vorgenommen werden. Vögel, welche in strengen Wintern gefangen werden, bringt man nicht sogleich in geheizte Zimmer, es genügt eine niedere Temperatur, bei der aber das Wasser nicht einfriert. Zu rascher Wechsel von Kälte zu Wärme kann schädlich wirken.

Zum Aufziehen der Jungen

ist es freilich das Beste, wenn man die Alten dazu fängt. Man setzt letztere mit den Jungen in einen Käfig und verdeckt diesen anfänglich mit einem grünen Zeug, dann ziehen sie ihre Jungen gemächlich auf, wenn man ihnen das passende Futter giebt; den Insektenvögeln reicht man

Ameiseneier für ihre Jungen, oder gewöhnt sie wenigstens damit an ein anderes Futter; den Samenvögeln giebt man außer Sämereien auch noch Milchbrot und Hühnerei, gerieben und untereinander gemengt. Doch giebt es auch hierin Ausnahmen, denn es kamen mir schon Fälle vor, wo sie ihre eigenen Jungen verhungern ließen; andererseits aber, wo sich fremde Vögel gegen solche Junge so teilnehmend zeigten, daß sie dieselben fütterten; besonders sah ich dieses bei Schwarzköpfigen Grasmücken, Rotkehlchen, Pirolen, Wiedhopfen.

Kleine Vögel fliegen bei sehr warmem Wetter schon mit 10 Tagen aus, bei schlechtem Wetter sind sie noch einmal so lang im Nest; für gewöhnlich aber bleiben sie 12—15 Tage sitzen. — Junge Raubvögel und Rabenarten sitzen viel länger im Nest und bedürfen lange Zeit der Futterunterstützung. — Ganz anders ist es mit den Hühnerarten und Wasservögeln, welche schon bei ihrem Ausschlüpfen mit einem warmen Dunenkleid bedeckt sind, laufen und schwimmen können und auch ihr Futter selbst aufnehmen. Auch diese Jungen dürfen anfänglich nicht lange ohne wärmende Bedeckung bleiben, sondern müssen bald nach dem Fressen wieder in ein Nest gesetzt und leicht bedeckt werden.

In dem Falle, daß man die Jungen kleiner Vögel selbst aufziehen will, ohne die Alten zu fangen, muß man sie mit 8, längstens 10 Tagen aus dem Neste nehmen, wenn sie halbflügge sind, d. h. wenn die Federn anfangen, sich auszubreiten, und die Schwanzfedern schon etwas aufgebrochen sind. Die ausgehobenen Jungen setzt man in eine Schachtel mit Watte oder zartem Heu, das man nestartig auswölbt, und bedeckt sie mit einem wollenen Lappen, damit die ihnen nötige Wärme zusammengehalten wird. Bei gehöriger Befiederung mit etwa 14 Tagen Alter ist das Bedecken nicht mehr nötig. — Wenn die Jungen noch jünger sind, z. B. bloß 3—4 Tage alt, noch nackt im Flaum, oder kaum angehende Stoppeln zeigend, so sollten sie einige Tage auf der Wärmflasche erzogen werden, wie ich es bei der Nachtigall beschrieben habe; oder müssen sie mindestens recht warm eingedeckt werden.

Sind die Jungen aber im Alter zu weit vorgeschritten, so sperren sie den Schnabel entweder gar nicht oder nur ungern auf, müssen deshalb gestopft werden, um sie nicht ohne Rettungsversuche verderben zu lassen, und verursachen auf diese Weise nur Unlust. Vor allem schmeichle man dem Angstvogel nach besten Kräften mit freundlichen Worten, spiele mit dem Finger in den Kopffedern, halte leckere Futterbissen, Ameiseneier, Mehlwürmer, Quark u. dgl. vor, versuche auch mit einem Pinselchen etwas Milch an den Schnabel zu streichen, um den Vogel zum Schlucken zu bringen, dabei immer schmeichelredend, und man wird in der Regel das junge Tier so kirre machen, daß es den Schnabel aufsperrt und sein Futter freiwillig verlangt. Erst wenn alle Mittel erschöpft sind und Hungerschwäche eintritt, schreite man zum Stopfen, das man aber geschickt und energisch durchführt, wobei man auch nicht mehr Futter giebt, als nötig ist, um dem Verhungern zu steuern. Das Stopfen ist vorn angegeben.

Das Futter für junge Insektenfresser und Samenvögel findet man im Kapitel über „die Fütterung der Stubenvögel“.

Wenn die jungen Vögel gesund sind, so ist der Unrat, den sie von sich geben, fest und in große Klumpen geformt, wie mit einer Haut umgeben; sie misten meistens nach dem Füttern, wobei sie der Reinlichkeit wegen den Hinterleib in die Höhe über den Nestrand beugen und die Exkremente nach außen absetzen. Man muß den Kot sogleich beiseite schaffen, und nicht beim Neste liegen lassen; wie auch die meisten Vögel im Freien ihren Jungen den Unrat abnehmen, ehe er zu Boden fällt, mit demselben davonfliegen und ihn an einem entfernten Platze zu Boden fallen lassen; wahrscheinlich damit man ihre Nester nicht so leicht ausfindig machen könne. — Wird der Unrat flüssig und schmierig, so ist dies ein Beweis, daß sie nicht richtig gefüttert oder nicht in genügender Wärme gehalten werden, und man muß ihnen besseres und nahrhafteres Futter geben, d. h. frische Ameiseneier, Herz, Quark, Hühnerei; auch für eine hinreichend warme Einbettung Sorge tragen. — Auch werden sie bisweilen durch unrichtiges Futter und Erkältung lahm an den Füßen. Bei Vögeln, an denen mir viel gelegen war, habe ich diese Lähmung manchmal dadurch beseitigt, daß ich ihre Füße öfters 2—3 Minuten in lauen Wein tauchte, ein weißes Pfefferkorn einstopfte und sie in ein erwärmtes Nest setzte.

Hat man endlich die Vögel so weit aufgezogen, daß sie allein fressen wollen, so bringt man sie in einen Käfig, und setzt ihnen Wasser und das gehörige Futter, an das man sie gewöhnt, vor; doch muß man immer noch einige Zeit nachhelfen, und das kann man leicht, wenn man ihnen das Futter durch die Gitter des Käfigs mit einem langen Hölzchen oder Kiel bietet. — Wenn junge Vögel gut gedeihen sollen, so muß man sie sehr reinlich halten. Sobald sie allein fressen und noch von dem Neste her an den Füßen beschmutzt sind, so wäscht man sie vermittelst eines Schwämmchens mit lauem Wasser ab. Wenn sie dadurch naß geworden sind, so läßt man sie gut unter der Bettdecke oder in einen warmen Lappen gehüllt, abtrocknen, weil sie kalte Nässe nicht ertragen können, und setzt sie nachher in einen Käfig.

Die jungen Männchen verraten bald ihren Trieb zum Singen durch Dichten (bei uns Krägeln), wobei sie den Hals (Kragen) aufblasen und leise zwitschern. Auch die Weibchen zwitschern etwas, aber nicht so oft und namentlich nicht so anhaltend; wem es daher um die Männchen zu thun ist, der gebe genau darauf acht, um eine richtige Auswahl treffen und die Weibchen so bald als möglich in Freiheit setzen zu können; auch sind die Männchen schon dadurch kenntlich, daß sie meistens etwas lebhafter gefärbt und größer sind. — Amseln, Drosseln, Stare und dergleichen Vögel kann man mit altbackenen Semmeln in Milch aufgeweicht, mit Stückchen magerem Fleisch und Käsequark aufziehen. Man kann auch statt der Semmeln Weißbrot nehmen. — Die jung aufgezogenen Vögel werden gewöhnlich sehr zahm; besonders in der ersten Zeit, so lange sie noch hilfsbedürftig sind, und es ist nicht selten, daß sie einige Zeit zum geöffneten Fenster aus- und einfliegen. Es steht aber nicht lange an, so verwildern sie wieder, um so mehr, je selbständiger sie werden, und zuletzt vergessen sie auch meist das Wiederkommen. — Den natürlichen Gesang bekommen aber die meisten Gattungen nur verstümmelt, weil sie so vielerlei hören und das Gehörte nachsingen. Sollen sie also gut lernen, so müssen sie einen guten Vorsänger haben, und wem daran liegt, hat dafür Sorge zu tragen. — Will man sie einen künstlichen Gesang oder ihren Waldruf lehren wie Pirol und Kukuk, so siehe den Abschnitt: „Gesang".

Um die Zähmung zu fördern, wird in der Fachschrift: Schutz der Vogelwelt, 1879, Nr. 10, 147, und 1881, Nr. 1, S. 29, von einem Einsender das Anisöl als ein sehr probates Mittel empfohlen, und die Liebhaber aufgefordert, dieses einfache und billige Mittel bei Wildfängen anzuwenden, indem man mittelst Pinselchens einige Tropfen auf Kopf und Gefieder, sowie auf die Sitzstangen streicht. Des Probierens ist dies schon wert!

Es ist ein artiges, aber zeitraubendes Geschäft, Vögel zu erziehen, und Verfasser hat aus bloßer Neigung deren Hunderte erzogen, viele aber auch wieder fliegen lassen. — Die meisten Vögel haben ein gutes Gedächtnis und ein zartes Verständnis für sanfte und liebreiche Behandlung; man rede sie nur häufig mit zärtlichen Worten an und biete ihnen Leckerbissen, und jeder Vögel wird mehr oder weniger — aber gewiß — anhänglich an seinen Pfleger. Einmal angewöhnt und zutraulich ist der Vogel auch recht empfindlich und eifersüchtig, wenn man ihm keine Beachtung schenkt. Eine zugefügte Beleidigung aber vergißt ein Vogel nicht so bald oder bleibt mindestens mißtrauisch, und dies ist dann schwer wieder zu beseitigen. Es giebt aber auch eigensinnige, tückische, mißgelaunte oder übertrieben ängstliche Individuen, welche unnahbar bleiben und keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, ihre unangenehmen Eigenschaften zu bethätigen. Dies möge sich der Vogelhalter ernstlich merken, wenn er mit den wehrhaften, in der Freiheit erwachsenen Raubvögeln, Reiherarten, Raben, Würgern und Papageien zu thun hat. Hier ist Vorsicht geboten.

Der Gesang der Vögel.

Wenn die Erde froststarrend und schneebedeckt gleichsam von einem Leichentuch umhüllt ist, so werden durch den Scheintod der Natur unwillkürlich Empfindungen in uns hervorgerufen, wie wir sie schon beim Hinscheiden lieber Freunde empfunden haben. Alles ist öde und still, kein erfreulicher Ton ringsum; die Natur scheint ausgestorben. Das heisere Gekrächze der Raben, das Gezirpe eines von Hunger gequälten Vogels, erhöhen noch das Melancholische; man sehnt sich mit Wehmut nach den fröhlichen Lauten einer schönern Jahreszeit. — Der Frühling erwacht und sendet seine milden Tage; wie durch einen Zauber sprossen Kräuter und Blüten hervor; die Erde belebt sich neu und die Stimmen der Natur werden wieder laut, die Wipfel der Bäume kleiden sich in frisches Grün, auf ihren Zweigen wiegen sich liebliche Sänger und stimmen heitere Lieder an. Maiengrün, Sonnenschein und Vogelsang, neues Leben, fröhliches Werden überall. Die Brust des fühlenden Menschen erweitert sich und schlürft die Luft des Frühlings in vollen Zügen. Aber erst die Stimmen der Tiere machen dieses Regen fröhlicher, feierlicher; das frische Getön des Lebens bringt Bedeutsamkeit in dieses Gemälde; sobald dieses schweigt, ist die Natur eine Einöde, und die Pracht der lachenden Farben macht nur einen unvollständigen Eindruck. — Erst das freundliche Murmeln der Quellen, das Rauschen des Flusses, das Brausen des Waldes im lauen Luftstrom, das Summen der Fliegen, das Schwirren der Käfer, vor allem aber die heitern, erhebenden Gesänge der Vögel beseelen eine Landschaft und verleihen ihr fröhliches Leben.

Welche Schönheit liegt in den Melodien der Vögel, und wie reizend sind diese scheinbar kunstlosen Gesänge. Vom Zirpen der Grille bis zum majestätischen Rollen des Donners, hat alles teil an dem tausendstimmigen Konzert im großen Reiche der Natur; aber der hinreißende

Schmelz der Musik liegt nur in den Kehlen der Singvögel. — Der muntere Ruf der Finken, der Jubel der Lerchen, der melancholische Gesang des Rotkehlchens, das flötende Pfeifen der Amsel und all der lieblichen Sänger beginnen das Konzert des Frühlings; sie sind die Musikanten der Natur, das Orchester der Schöpfung; ihr gewaltiger Dirigent ist die Macht der Liebe und trotz der ungemeinen Verschiedenheit der kleinen Künstler und ihrer Fähigkeiten beleidigt nie eine störende Disharmonie unser Ohr. Stimmt die Königin des Frühlings, die Nachtigall, ihre Hymne an, so muß jedes fühlende Herz in Bewunderung überfließen und sich vor der Allmacht beugen, zu deren Lob alle Vögel ihre Stimmen erheben. Was Wunder, wenn wir diese holden Frühlingskinder zu Zimmergenossen machen, um die Langeweile des Alltagslebens zu verscheuchen, und uns an ihrem Gesang zu ergötzen! Kein billig denkender Mensch kann hierin etwas Anstößiges finden, denn es ist das natürlichste Recht der Menschheit, die Natur sowohl zum Nutzen, als auch zum Vergnügen auf eine erlaubte, in den Schranken der Ordnung und Billigkeit gehaltene Weise zu genießen. — Namentlich bemerken wir bei der gemütvollen Jugend eine große Vorliebe für die befiederten Geschöpfe; aber auch der ernste Mann, selbst das höhere Alter verschmäht es nicht, sich mit Innigkeit dem Genusse hinzugeben, welchen uns die gütige Natur durch die vielfach schönen Gesänge der Vögel zu teil werden läßt.

Der Gesang der Vögel ist so verschiedenartig, wie alles, was die Natur uns bietet. Doch hat man den Versuch gemacht, ihn in drei Klassen zu bringen. — Den Schlag nennt man, wenn der Vogel die Strophen seines Gesangs immer oder größtenteils in einerlei Folge hören läßt und die Stimme kräftig und angenehm ist. So schlägt die Nachtigall, der Buchfink, der Kanarienvogel, der Schwarzkopf u. a. — Gesang, wenn sich die Strophen, ohne regelmäßige Folge zusammenfließend, — untermischt mit zwitschernden, leisern Tönen hören lassen, wie bei der Lerche, der grauen Grasmücke, dem Zeisig, dem Rotkehlchen u. s. w. Das Pfeifen, wenn der Gesang aus reinen, flötenartigen Tönen besteht, welche deutlichere Strophen ausdrücken, ähnlich dem Pfeifen des Menschen. So pfeift die Amsel, der Hänfling, der Dompfaffe, der Pirol u. s. w.

In der Stimme der Vögel herrscht im allgemeinen Wohlklang, Anmut, Gesang. Aber es giebt auch hier wieder Ausnahmen, — Stimmen, welche fast unerträglich sind, die nichts mit Gesang gemein haben — diese sind aber solchen Vögeln eigen, die nicht unter die Singvögel zählen und die mitunter ein durchdringendes Geschrei ausstoßen können, das mit der Größe des Vogels in gar keinem Verhältnis zu stehen scheint und die Stimmlaute vierfüßiger Tiere gleicher Größe bei weitem übertrifft. Ein Pfau, welcher seinem Gewicht nach kaum den hundertsten Teil eines Ochsen ausmacht, kann doch um das Doppelte weiter als der letztere gehört werden. Das Balzgebrüll der Großen Rohrdommel hört man im stillen Sumpf wohl eine Stunde weit. Diese Stärke der Stimme ist ganz allein das Werk der Bildung ihrer Luftröhre.

Außer dem Gesange haben alle Vögel auch noch ihre Locktöne, welche jeder Vogelgattung eigentümlich sind. Diese Laute verändern sie, je nach ihren Empfindungen und Leidenschaften. Anders sind die Töne der Furcht, anders die Töne der Liebe. Auch auf ihren gemeinschaftlichen Wanderzügen oder wenn sie familienweise umherstreifen, wissen sie sich mit eigenen Tönen beisammen zu halten. Beim Füttern ihrer Jungen lassen sie ein zärtliches Gelispel hören, das man bei der Selbsterziehung junger Vögel durch „gs gs gs" nachahmen kann. Der Ton der Furcht, etwa beim Anblick eines Raubvogels ausgestoßen, ist aber allen Vögeln insgesamt verständlich. So verstehen es z. B. alle andern, in der Nähe befindlichen Vögel, wenn die Schwalbe ihre warnenden Töne: „ziflit ziflit", wenn der Haushahn sein „grrüüü" oder „gööck göck göck" hören läßt, und sind auf ihrer Hut. Uebrigens sind die warnenden Signale so verschieden, wie es die Vögel selbst sind. Der gemeine Rabe stößt beim Anblick eines Raubvogels, besonders des Habichts, ein kurzes von Wut halb ersticktes „korr korr" aus, und verfolgt — als vorsichtiger Vogel womöglich noch gemeinschaftlich mit andern Raben — seinen Todfeind so weit als möglich aus seinem Bezirke. Die Taube versteht die Bedeutung dieser Töne und ergreift schleunig die Flucht. Der Sperling warnt mit einem hellen, gedehnten „grüüh", und flüchtet sich eilends in dichte Gebüsche, unter Schuppen u. dgl.; ist der Raubvogel schon im pfeilgeschwinden Stoße begriffen, so läßt er nur noch ein kurzes, rasches „gä gä gä" hören, und fährt dem nächsten besten Versteck zu, um sein Leben zu sichern; der Buchfink läßt ein gedehntes, durchdringendes „zieh" ertönen; die Blaumeise ruft ängstlich und hastig „ziträrrärrärrärr"; der Hausrötling läßt ein rasches, klagendes, feines „fid dä dä dä" hören; die wachsame Bachstelze warnt mutig lockend „ziwit ziwit" und hängt noch gleichsam wie zum Hohne einen singenden Triller an, indem sie mit wogendem Fluge dem Räuber von hintenher nachbelfert, wo sie sich allerdings sicherer fühlt, als wenn der Sperber hinter ihr herflöge. Läßt das Rotkehlchen im Walde sein warnendes „schnickerikick" hören, so flüchtet der Fasan oder versteckt sich ins Gestrüpp; er weiß, daß ein Feind in der Nähe ist. Der aufmerksame Beobachter kann

aus den verschiedenen Locktönen, aus der größern oder geringern Hast, womit dieselben moduliert werden, recht gut schließen, ob die Gefahr näher oder ferner, und selbst welcher Art etwa der Räuber ist. — Ebenso ist es mit den Locktönen auf dem Zuge, welche bei manchen Vögeln durchaus verschieden von denen sind, welche man bei ihren gewöhnlichen Verrichtungen hört, so daß nur der sehr aufmerksame Beobachter zu erkennen weiß, welcher Art diese angehören.

Der Gesang ist dem Singvogel angeboren, und zwar jeder Art ihre Melodie, welche sie innerhalb gewisser Schwankungen, die aber selten bis ins Unkenntliche gehen, vorträgt. Man darf nicht von den im Zimmer erzogenen Sängern auf die in der Freiheit erwachsenen schließen; denn die erstern werden der Natur entfremdet, ihre Instinkte teilweise untergraben; sie verwenden nicht den nötigen Fleiß auf das Studium ihrer Gesangsweise, durch ihre sorgenfreie Lebensart werden sie lässig, und sie finden es bequemer, sich andere, leicht zugängliche Weisen und Töne anzueignen und einzuflechten, wodurch ihr Gesang oft sehr verstümpert wird. Ungestört und ihrer eigenen Phantasie überlassen, werden sie sogar im Zimmer, noch weit mehr aber im Freien ihre angeborne Gesangsgabe entfalten, wie ich mich schon durch Proben überzeugt habe. Von einem Neste junger Nachtigallen, welche ich mit 10 Tagen aushob und in einem hübsch mit grünen Reisern eingerichteten Zimmerflug (der Hälfte meines damaligen Geschäftszimmers) auferzog, wurden zwei recht ordentliche Schläger, so daß sie auch von Kennern nicht beanstandet wurden. Vollkommen wird allerdings der Naturgesang nicht erreicht, wozu aber vor allem die fremdartigen Verhältnisse im Zimmer beitragen. Die Vögel bedürfen im Freien keines Lehrmeisters für ihre Gesänge, so wenig als andere Tiere, die durch den ihnen innewohnenden Instinkt Dinge ausführen, welche die Bewunderung der Menschen oft in hohem Grade erregen. Müßten die Vögel einen Lehrmeister haben, so könnten die Jungen nichts lernen, wenn ihnen der Vater weggefangen würde, wie es bei bessern Singvögeln so vielfältig der Fall ist, und sie müßten dann vom nächsten besten Nachbar borgen. Auf diese Folgerung hin wären aber die Gesänge aller Vögel schon längst so verworren, daß man sie gar nicht mehr erkennen würde und nichts Eigentümliches mehr existierte. Diese Nachahmung trifft man aber nur selten im Freien bei einigen Vogelarten, die aber meistens noch einen eigenen Gesang dabei haben. — Die Fähigkeit, jede Modulation der Stimme hervorzubringen, hängt von dem Bau des Stimmorgans dieser Tiere ab, das bei den Vögeln am untern (nicht wie bei den Säugetieren und Menschen am obern) Ende der Luftröhre liegt. Wie bei den letztern, so kommt auch in dem Kehlkopf (Larynx) der Vögel der Ton so zu stande, daß die aus den Lungen hervorströmende Luft mehrere, quer in der Luftröhre ausgespannte, halbmondförmige Häute (Stimmbänder genannt) in eine zitternde Bewegung setzt; diese teilt sich der Luft mit und diese Schwingungen der Luft vernimmt das Ohr als Töne. Je nachdem nun jene Bänder mehr oder weniger angespannt sind, sind ganz wie bei einer gespannten Saite ihre Schwingungen schneller oder langsamer, also auch die Luftschwingungen, die dadurch hervorgebracht werden, schneller und kürzer, oder langsamer und länger, und so die Töne, die wir hören, höher oder tiefer. — Es kommt also allein darauf an, daß das Tier jene Stimmbänder ganz in seiner Gewalt hat, und zwar in der Art, daß es die Spannung derselben aufs feinste nach seinem Willen regulieren kann. Dies geschieht nur durch Muskeln, die zwischen den Knorpelringen des Kehlkopfs ausgespannt sind und von deren Spiel eine straffere oder schlaffere Spannung der Stimmbänder abhängt. Je mehr nun natürlich ein Vogel solcher Muskeln besitzt, um so mehr hat er die Anspannung jener Häute in seiner Gewalt, um so feiner kann er also den Ton modulieren, gesetzt, daß ihm auch Uebung genug im Gebrauch jener Muskeln und die nötige seelische Stimmung eigen ist, denn nicht alle Sänger haben dasselbe Temperament und nicht alle singen gleich gut, — wie ja auch nicht alle Menschen, obgleich sie alle gleich viele Stimmmuskeln haben. Solche Muskeln findet man von einem bis fünf Paaren. Die Nachtigall hat fünf, ebenso die Grasmücken (Sylviæ), Drosseln, Würger. Ueberhaupt alle, als eigentliche „Singvögel“ bezeichnete Arten haben diesen Singapparat, obgleich die Natur auch hierin Ausnahmen beliebt hat. Die krähenartigen Vögel, welche übrigens nur ein wunderliches Gekrakel hören lassen, sowie der Baum-, Mauerläufer und die Spechtmeise haben ebenfalls den Singapparat. Alle andern Vögel haben keine 5 Paare Muskeln am untern Kehlkopf, z. B. die Papageien, der Wendehals, die Goldamsel, der Kukuk, Wiedehopf. Die Papageien haben nur 3 Paare Stimmmuskeln; die Eulen, Reiherarten gar nur 1 Paar, und die Hühner, Gänse, Enten gar keine eigentlichen Kehlkopfmuskeln, obgleich sie kräftige Stimmen besitzen; während andere, welche mit dem sogenannten Singapparat versehen sind, nicht singen können, z. B. der Seidenschwanz, der Graue Fliegenschnäpper, der Sperling und die meisten Weibchen der Singvögel. Daraus kann man den Schluß folgern, daß die Singmuskeln zwar eine Eigentümlichkeit in der ganzen Organisation der Singvögel sind, aber nicht ein Singapparat im strengen Sinne des Wortes, wie wir soeben durch Beispiele belegten; während andere Vögel, denen diese Muskeln ganz oder teilweise fehlen, doch im stande sind, etwas Gesang-

artiges anzustimmen, oder durch Balztöne und sonstiges Gelärme die eigentümlichen Laute hervorzubringen, welche Gesang und Locktöne ersetzen, z. B. die Meerenten, einige Raubvögel, der Haushahn, die Waldhühner, die Spechte, die Wachtel, das Rebhuhn, die Schnepfenarten, sowie mehrere Strandläufer, nebst noch vielen andern Vögeln.

Es ist eine, den Vogelliebhabern bekannte Sache, daß die Vögel einander gegenseitig zum Singen anreizen. Fängt einmal einer an, so fallen bald alle im Zimmer befindlichen Vögel im Chore ein, suchen einander zu übertönen und den Rang abzulaufen, gleichsam als ob es einen Preis gälte. — Bemerkt ein Vogel während dieses allgemeinen Wettgesanges etwas, das ihn erschreckt und er läßt einen Warneton hören, so verstummen alle Vögel, was sich recht komisch ausnimmt, wenn nach solchem schmetternden Durcheinander urplötzlich eine Stille eintritt, die beinahe feierlich ist, nur hie und da unterbrochen durch einen ängstlichen, quiekenden Laut.

Die Zeit des Gesanges ist verschieden; manche singen das ganze Jahr, die Mauserzeit ausgenommen, manche nur im Frühjahr und Sommer. Einige singen des Morgens am liebsten, andere den ganzen Tag, noch andere des Abends, oder wohl gar in der Nacht. Jedoch ist der Gesang aller Vögel zur Zeit der Begattung, also Frühjahrs am fleißigsten und stärksten. — Die meisten Vögel singen, wenn sie nach der Mauser wieder anfangen, nur leise, aber von Tag zu Tag lauter, bis sie endlich ihren vollen Schlag wieder haben. Es scheint, als ob sie sich wieder einüben müßten. — Daß die Vögel, welche allein im Käfig gefüttert werden, fleißiger singen, als die im Flug oder Zimmer befindlichen, liegt in der Natur der Sache, weil sie weniger Störung und gleichsam nichts anderes zu thun haben, als an ihren Gesang zu denken. Durch fleißige Uebung verschönern sie ihren natürlichen Gesang und singen anhaltender als im Freien.

Diejenigen Vögel, welche eine breite Zunge haben, kann man auch einzelne Wörter oder kurze Sätze nachsprechen lernen, z. B. die Papageien, Stare und einige Krähenarten, wobei aber niemals notwendig ist, die Zunge zu lösen, d. h. zu verstümmeln, welches nur schadet, niemals nützt. Leider wird dieses einfältige Zungenlösen auf dem Lande noch häufiger ausgeübt, als man denkt, nämlich mit einer Schere der unter der Zunge liegende bandartige Muskel durchschnitten, und der arme Tropf von Vogel soll nun mit dieser verstümmelten Zunge sprechen. Besonders sind es die Stare, welche von Bauernschustern und Schneidern zu diesem Märtyrertum ausersehen werden. Wir bitten bei dieser Gelegenheit alle Freunde des Tierschutzes und unsre Vogelfreunde bestens, diesem grausamen Unsinn kräftigst entgegenzuwirken.

Soll ein Vogel das Sprechen erlernen, so muß man ihn an einen einsamen, stillen Platz setzen, und sogar mit einem Tuche verdecken, daß er durchaus von aller Zerstreuung abgeschnitten ist, und in diesem Zustande spricht man ihm deutlich und in öfterer Wiederholung die Worte und kleinen Sätze vor, welche er lernen soll. Sogar nachts wiederholt man diese Uebungen, bis man sich endlich überzeugt, daß der Schüler seiner Aufgabe gewachsen ist. Unsre Einheimischen lernen nur jung sprechen, verschiedene Papageien aber, wenn sie schon ausgewachsen sind.

Bei der Gelehrigkeit und dem guten Gedächtnis nehmen sie auch gern die Gesänge anderer Vögel an, was man bei manchen auf angenehme Weise benützen kann. Hängt man einen jungen Würger, einen Hänfling, einen Gimpel, eine Acker- oder Heidelerche, einen Kanarienvogel u. a. zu einer Nachtigall, oder sonstigem guten Singvogel, wo sie keinen andern Vogel hören, so lernen sie deren Schlag, wenigstens einige Strophen, und geben ihn auf eine gefällige Weise wieder. Der Zeisig lernt vom Kanarienvogel und bessert dadurch seinen Gesang.

Junge, im Zimmer erzogene Vögel, bei denen man ernstlich auf reinen Naturgesang sieht, müssen zu einem guten Sänger ihrer Art in die Schule kommen, d. h. neben einen solchen gehängt werden, damit sie ihren zuständigen Gesang hören und nachahmen lernen, sonst bleiben sie meist Stümper, und nehmen von allen sie umgebenden Vögeln mehr oder weniger an; denn — obwohl sich einzelne Vögel auch im Zimmer zu guten Sängern ausbilden — gehört es doch im allgemeinen zu den Ausnahmen, wenn dies ohne gute Lehrmeister geschieht. „Was die Alten sungen, das zwitschern auch die Jungen!" Ein altes Sprichwort, das hier seine Bedeutung hat. Die Schulzeit ist 6—12 Monate, je nach ihrer Fähigkeit.

Wenn man sie einen künstlichen Gesang lehren will, so muß man ihnen die Melodien aus einer Tonart vorpfeifen, die dem natürlichen Gesang entspricht; damit anfangen, wenn man sie noch im Neste ätzt, und fortfahren bis nach der Mauser, überhaupt so lange üben, bis man sich deutlich überzeugt hat, daß sie fest eingelernt sind, sonst vergessen sie alles wieder, namentlich während der Mauserzeit. — Auf gleiche Weise kann man ihnen auch Stückchen mit der Flöte oder mit einer kleinen Vogelorgel vorspielen, welche besonders die Gimpel, Hänflinge und Kanarienvögel ausgezeichnet schön nachpfeifen lernen. Dabei müssen sie in einem einsamen Zimmer gehalten werden, wo sie außer den vorgespielten Stückchen sonst gar nichts zu hören bekommen. Wenn man ihnen täglich dreimal, morgens, mittags und abends, das zu lernende Stückchen in der für die Stimme des Vogels richtigen Tonart, je etwa 12mal deutlich und rein

vorpfeift und damit ein halbes Jahr fortfährt, so wird der Lehrling seinen Lehrherrn durch die genaue Nachahmung der Melodien erfreuen, die man ihm vorgetragen hat. Bemerkt man, daß der Lehrling während des Vortrages nicht ruhig aufmerkt, so bedeckt man den Käfig mit einem dichten Zeug. — Junge Pirole lernen ihren melodischen Waldgesang besser und sicherer, wenn er ihnen in der richtigen Tonart vorgepfiffen wird. Gleichfalls muß man junge Kukuke und Wiedehopfe mit Hilfe eines Wildrufs an den ihnen eigentümlichen interessanten Waldruf zu gewöhnen suchen.

Es darf hier kaum nochmals angeführt werden, daß im allgemeinen nur den Männchen die Gabe des Gesanges verliehen ist, und pfeifende Weibchen zu seltenen Ausnahmen gehören.

Um den Gesang der Vögel kennen und mit andern seiner Gattung vergleichen und unterscheiden zu lernen, ob es ein guter oder schlechter Sänger sei, ist es nötig, daß man den Gesang nicht bloß im allgemeinen anhöre, sondern auf die einzelnen Teile und Partien desselben genau merke, sonst wird man nie im stande sein, eine gute Auswahl zu treffen, und den Betrügereien der Händler anheimfallen, die gern einen schlechten für einen guten Sänger verkaufen. — Bei einem Vogel, auf dessen Gesang man Wert legt, ist es daher gut, wenn man denselben, ehe man ihn an sich bringt, singen hören kann, und sich denselben nicht durch einen ähnlichen vertauschen läßt, — ein Betrug, der von unredlichen Vogelhändlern öfters angewendet wird.

Wer sich nur einige Vögel zu halten wünscht, kann den Genuß dadurch erhöhen, wenn bei der Wahl auf solche Sänger Rücksicht genommen wird, deren Gesang sich gleichsam sekundiert und so einen eigenen Wohlklang bildet. — Ein artiges Duett bilden das Rotbrüstchen und die Singdrossel, besonders wenn die Drossel noch jung ist und leise singt; was das ganze Spätjahr und den Winter hindurch der Fall ist. Sie sekundieren sich auf eine liebliche Weise, worin ein eigner, geheimnisvoller Reiz liegt, der aber allmählich verschwindet, je lauter die Drossel singt, weil dann die gezogenen klagenden Töne des Rotkehlchens nicht mehr durchdringen können. — Ein heiteres, fröhliches Duett bilden die Lerche und die Graue Grasmücke; voll Leben und Feuer führen sie ein wahres Konzert aus. — Aber ein Quartett voll Begeisterung und Kraft erheben die Nachtigall, das Schwarzköpfchen, die Gartengrasmücke und die Lerche. Diese vier Vögel im Verein gewähren alles, was der Vogelgesang Ausgezeichnetes bietet: die geläufigsten Triller, die kräftigsten Schläge, den schmelzendsten Gesang; und jeder Zuhörer, auch der für den Vogelgesang minder Eingenommene, wird gleichsam fortgerissen zur Bewunderung für diese Natursänger. — Vor allen andern bekannten Singvögeln schätze ich den Gesang der Gartengrasmücke, Sylvia hortensis, sehr hoch. Das liebliche Orgeln dieses Sängers ist von unvergleichlicher Anmut. Mag sie den Gesang auch noch so laut vortragen, so wird er dem Zuhörer nie lästig, denn dieses flötende Singspiel hat bei aller Stärke nichts Verletzendes für die Gehörorgane. Für mich ist ein Pärchen Gartengrasmücken mit ihrem süßflötenden Gesang, eine Singdrossel oder Amsel mit dem Waldgesang, erquicklicher und ansprechender als die fremdartigen monotonen Weisen der meisten Ausländer, die nur durch die Anmut ihres Wesens, durch ihre Prachtfärbung, das wieder ausgleichen, was ihnen Mutter Natur am Gesang versagte. — Außer den schon angegebenen stimmen gut zusammen: das Rotkehlchen und die Heidelerche; die Ackerlerche und der Distelfink; dann der Hänfling und der Citronenfink zu allen besser singenden Grasmückenarten. — Kanarienvögel eignen sich mehr allein für ein Zimmer, weil sie eine wahre Wut haben, alle andern Vögel zu überschreien, und daher ihr Schlag für manche Ohren zu gellend wird. Für empfindliche Gehörorgane sind die weichen und kürzer schlagenden Holländer, oder die tief trillernden Harzer Roller zu empfehlen. Wenn man einen Kanario, zwei Distelfinken, einen Zeisig, oder: zwei Buchfinken, zwei Distelfinken und zwei Zeisige in verschiedenen Einzelkäfigen oder auch im Flugkäfig hat, so erhält man ein kräftiges und lustiges Konzert. — Singdrosseln und Amseln, wenn sie einmal ausgewachsen sind und vollkommenen Gesang haben, sind auch zu laut für das Zimmer; vor dem Fenster hängend können sie den Lärmen einer ganzen Straße übertönen. — Die Wachtel mit ihrem taktmäßigen, wohlklingenden Schlag ist gleichsam der Kapellmeister für die andern Vögel; der Star aber der Bajazzo, weil er die andern Vögel nachzuahmen sucht und seine possierlichen Gebärden damit verbindet.

Obgleich sich noch sehr viel darüber schreiben ließe, so will ich mich doch mit diesen allgemeinen Andeutungen begnügen und, was sich über den Gesang der einzelnen Vögel sagen läßt, bei der Beschreibung derselben geben. Diese Ansichten wollen aber begreiflicherweise von mir nicht als Norm aufgestellt werden, denn was dem Einen gefällt, kann einem Andern mißfallen. Man nehme daher bei der Wahl der Vögel immer noch seinen eigenen Geschmack zu Hilfe, und ich wünsche nur, daß, durch Vorstehendes aufmerksam gemacht, den Liebhabern der Singvögel mittels einer passenden Zusammenstellung derselben ebenfalls der gleiche Genuß bereitet würde, wie es bei mir selbst der Fall war; denn auch die minder gut singenden Vögel können bei richtiger Zusammensetzung ein ganz artiges Konzert ausführen, sei es auch nur ein Zeisig und eine

Zaungrasmücke. Man hat bei den Sängern zweiten Ranges nebenbei noch das Angenehme, daß sie fast das ganze Jahr singen, weil ihr leichter Gesang sie nicht anstrengt, sie deshalb auch keines besonderen Triebes bedürfen, um ihre Kehlmuskeln zu kräftigen und ihre Gesangeslust zu wecken. Der Liebhaber des Vogelgesanges mag es deshalb getrost auch mit bescheidenen Sangestalenten wagen, er wird dennoch Befriedigung finden. Er entschuldige seinen minder begabten Zeisig wohlwollend und denke: „'s ist keine ganze Nachtigall, nicht einmal eine halbe, nur schlicht und einfach ist sein Schall, fast so wie einer Schwalbe! —“

Doch die Freude am Gesang ist es nicht allein, was mich zu diesen lieben Sängern hingezogen hat, ihre ganze Erscheinung nimmt für sie ein; sie haben aber auch einen edlern, höhern Eindruck auf mich gemacht, und es hat ohne Zweifel seine guten Folgen für jedermann, sich mit irgend einem Zweige der Natur recht vertraut zu machen.

Die Käfige, mit Angabe der in die Flugkäfige passenden Arten.

„Ein mangelhafter Käfig ist ein Kerker, ein wohleingerichteter eine Wohnung des Stubenvogels.“ Diese Worte A. Brehms sind von jedem Liebhaber wohl zu beherzigen, denn sie enthalten alles, was sich über Käfige in seitenlangen Abhandlungen kaum erschöpfen läßt.

Die Maße, welche unten angegeben sind, verkleinere man nicht, sondern suche sie eher zu vergrößern, um dem Vogel ein behäbiges Heim zu schaffen.

Sie zerfallen in 6 Sorten: 1) Turmkäfige, 2) Lerchenkäfige, 3) Nachtigallenkäfige, 4) Drosseln- und Kastenkäfige, 5) Flugkäfige, 6) Wachtelhäuschen.

1) Die Turmkäfige gehen mehr in die Höhe, als in die Breite, sind gemeiniglich ganz von Draht und lackiert; doch giebt es auch geringere mit hölzernem Gerippe. Sie sollen wenigstens 25—30 cm Durchmesser und 30 cm Höhe haben. Die kleineren sind eine Qual für die Vögel, da sie sich kaum darin rühren können, und sollten von keinem echten Tierfreund gebraucht werden. Die Turmkäfige eignen sich überhaupt nur für die kleineren Samenvögel. Bei dieser Gattung muß man die Futtergeschirre stets von außen hinhängen, damit der kleine Raum nicht noch mehr beschränkt werde, auch hüte man sich sehr, solche Turmkäfige der drückenden Sonnenhitze frei auszusetzen, weil sich die Vögel darin nicht schützen können und also sehr gequält werden; ebenso ist es auch bei Regenwetter. — Zu verwerfen sind die lackierten Blechkäfige in Häuschenform, welche zwei aufeinanderliegende Blechleisten haben, zwischen denen die Drahtstäbe angebracht sind. In dem Zwischenraum der Blechleisten bleiben die Vögel mit den Klauen recht leicht hängen und verdrehen sich die Beine. Es sind so gedankenlos konstruierte Käfige wahre Marterkasten für die armen Vögel!!!

2) Die Lerchenkäfige. Diese müssen mindestens eine Länge von 45 cm, eine Höhe von 20—24 cm und eine Tiefe von etwa 36 cm haben. Die hintere Seite darf 15 mm höher sein, damit sich ein nach vorn abschüssiges Dach bildet, um das Wasser abzuleiten, da man die Lerchen gern vor das Fenster hängt. Die Schublade im Boden samt der darüber stehenden Leiste 10 cm, wovon 4 cm auf Schublade und 6 cm auf die Leiste kommen. In diese Leiste werden halbrunde Löcher geschnitten, in welche man die Futtergeschirre von außen hängt, welche 4 cm Weite und 4 cm Höhe haben, damit der Vogel den Kopf bequem durchbringe. Der Käfig muß entweder mit Wachstuch oder starker Leinwand bedeckt sein, damit der Vogel beim Aufflattern nicht den Kopf beschädige. Den Ackerlerchen giebt man kein Sprungholz, dagegen kann man den Heidelerchen eines oder zwei, in der Dicke eines Daumens, einsetzen.

3) Die Nachtigallenkäfige müssen 35 cm Höhe, eine Länge von 40 cm und eine Tiefe von 30 cm haben. Die Leiste, in welche die Schublade eingefügt ist, soll 10 cm hoch sein; die Schublade soll 5 cm hoch sein, darüber kann man eine Klappe anbringen, welche zufällt, wenn die Schublade herausgezogen wird. Die Freßgeschirre werden auf beiden Seiten eingeschoben und es müssen die Oeffnungen dazu ebenfalls eine Klappe haben, welche beim Aus- und Einschieben der Geschirre zufällt. Oben wird ein Wachstuch oder ein mit grüner Oelfarbe angestrichenes Tuch aufgenagelt.

Diese Gattung von Käfigen ist für alle Vögel recht, nicht nur für die Nachtigallen allein, sondern für alle Grasmückenarten und die Samenvögel.

4) Drosselnkäfige. Diese werden gerade so gemacht, wie die vorigen, nur im größern Maßstabe, 40 cm Höhe und darüber, 80 cm Länge und 40 cm Tiefe. Sie sind für Drosseln, Amseln und Stare recht. — Hierher gehören auch die Kastenkäfige, welche man von dünnen gehobelten Brettern zusammenfügt. Sie sind nur vorn vergittert, mit einer, noch besser mit zwei leichtlaufenden Schubladen versehen. Die Einrichtung auf der Gitterseite ist wie bei den Nachtigallkäfigen, alles im größern Maßstabe, wie bei den Drosselkäfigen angegeben. Ich halte

sie für die zweckmäßigsten Käfige, welche für (weitaus) die meisten Vögel dienen können. Das Gitter vorne darf nur angeschraubt werden, damit man bequem das Innere des Käfigs reinigen kann und somit ganz in seiner Gewalt hat. Unten am Gitter ist eine Klappe von 6 bis 10 cm Breite, durch die man das Bodenblech (mit entsprechendem Rande), welches den Wassersand enthält, bequem einschieben kann. Sind Nester in einem solchen Käfig, so bringt man an der Rückwand ebenfalls Thürchen an, um bei Bedarf bequem beizukommen. Das Vordergitter hat außer der Klappe noch rechts und links je ein Thürchen, um Futter- und Wassergeschirre einstellen zu können. Hat man mehrere solche Kastenkäfige, so läßt man in die Seitenwände in gleicher Höhe und Richtung Schieberchen machen, und stellt dann die Käfige in einer Linie auf. Sind dann die Schieberchen geöffnet, so giebt das Ganze einen vergnüglichen Tummelplatz und die Vögel benützen solche Gelegenheit recht gerne, um durch die Käfige zu turnen, was sie dann sehr heiter stimmt. — Kommt in einen solchen Kastenkäfig etwa eine Wachtel oder eine Lerche, die nach oben stürmen, so nagelt man oben ein Tuch auf, belegt dieses mit einer stark fingersdicken Watteschicht und bedeckt sie mit Pappdeckel, nicht mit einem Brettchen, je nachdem man es benützen will. Dem himmelstürmenden Einwohner aber beschneidet man noch 9 Vorderschwingen hart an ihren Deckfedern, damit sie die Gewalt beim Stoß verlieren, und sich den Kopf nicht schädigen können.

5) Flugkäfig, Gesellschaftskäfig, kann man auch zum Flug für kleinere Vögel benützen. In einen von der unter Nummer 4 angegebenen Größe darf man etwa 6 Stück zusammensetzen. Es versteht sich von selbst, daß zu mehreren Stücken die Größe verhältnismäßig steigen muß.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch die gewöhnlichen heimischen

Vogelarten in Flugkäfige

angeben, welche bei gleicher Fütterung und gegenseitiger Verträglichkeit zusammenpassen.

Samenvögel: Kanario, Distelfink, Zeisig, Buchfink, Hänfling, Flachsfink, Zitronfink, Girlitz, Grünling, Gimpel, einige Ammerarten.

Insektenvögel: Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Schwarzköpfchen, Garten-, Dorn-, Zaun-, Sperbergrasmücke, Wald-, Fitis-, Weidenlaubvögelchen, diese 3 letztgenannten Arten sind vorher ans Universalfutter zu gewöhnen; Braunelle, sowie sämtliche Meisenarten, mit Ausschluß der Spiegelmeise, oder nur Aufnahme eines erprobten gutmütigen Exemplars.

Ich bringe hier nochmals eine Grundregel in Erinnerung: Die Futtergeschirre müssen stets so angebracht werden, daß sie nicht von Exkrementen beschmissen werden können, oder in angemessener Höhe durch Schutzdeckel geschützt sind. Wer Reinlichkeit vernachlässigt, möge auch keinen Flug einrichten, weder im Käfig noch im Zimmer.

Nicht passend in einen Flugkäfig sind: die Nachtigall und der Sprosser, das Blaukehlchen, Pieper, Lerchen, Wachteln, welche ihren Hauptverkehr auf dem Boden haben und von ihren oberhalb sich umhertreibenden Kameraden beschmissen werden.

Ausgeschlossen aus einem Flugkäfige müssen die Kohlmeisen, die Tannenfinken und die Würger werden, weil sie kleinen Vögeln gefährlich sind. — Die Fütterung im Fluge möge man bei den Fütterungsarten nachlesen.

Größere Käfige müssen mehrere Thürchen haben, sowie Gelegenheit zum Anhängen von Fangkästchen, wohin man die Vögel treiben und herausfangen kann, was in ungeschickt eingerichteten Flugkäfigen beinah zur Unmöglichkeit wird. Das heftige Umherstöbern in solchen fehlerhaften Käfigen wird zur Tierquälerei, und sollte von jedem Vogelfreund durch wohldurchdachte Einrichtung des Fangapparats vermieden werden. Wenn man die richtige Einrichtung nicht hat, so verdunkelt man das Zimmer oder den Käfig, bis der Fang vorüber ist, um seine Vögel nicht allzusehr zu ängstigen. — Zu allen Vergitterungen, Stäben oder Geflecht, nehme man starke Drähte, niemals dünne, an welchen sich die Vögel blutig schinden und das Gefieder zerschneiden.

6) Die Wachtelhäuschen sind so allgemein bekannt, daß sie kaum einer Beschreibung bedürfen, doch setze ich das Nötige her. Sie sind gewöhnlich ganz von Holz, haben auf der einen Nebenseite eine Oeffnung, welche ein Fenster vorstellt, mit Draht überflochten, auf der andern Seite am Boden ebenfalls eine viereckige Oeffnung, welche gerade so groß sein muß, um das Futtergeschirr aus- und einschieben zu können; in der Mitte der Fronte wird ein vergitterter Balkon angebracht, damit die Wachtel herausstehen und sich lüften kann. Da aber die Wachteln mehr und stärker in die Höhe stoßen als die Lerchen, so muß man, wenn man nicht riskieren will, die Wachtel dadurch zu verlieren, daß sie sich den Kopf einrennt, sowohl im Innern des Häuschens ein Tuch wie eine Decke ausspannen, als auch den Deckel des Balkons mit einem weichen Polster von Watte versehen.

Ferner sind hier auch noch die **Vorhäuschen** für die Nachtigallen und andere stark singende Vögel zu erwähnen. Dies sind kleine, viereckige Käfige, nur so groß, daß der Vogel bequem darin auf einem Sprungholz sitzen kann, welche man noch mit einem Bast- oder Rohrgeflecht überzieht, damit der Vogel ein trauliches, angenehmes Halbdunkel erhalte, welches vorzüglich die Nachtigallen lieben. Den untern Boden des Häuschens macht man von Draht, damit die Exkremente durchfallen können. Die Rückseite aber hat eine Oeffnung, durch welche der Vogel von dem Käfig im Zimmer nach dem außen hängenden Vorkäfig gelangen kann. Gewöhnlich bringt man bei uns diese Einrichtung am obern linken Fensterflügel an, wo die Scheibe herausgenommen und ein Brettchen eingesetzt wird. Dieses Brettchen erhält an der passenden Stelle einen geeigneten viereckigen Ausschnitt, wodurch der Vogel ins Vorhäuschen kommt. Dieser Durchgang muß aber durch einen Schieber verschließbar sein, um bei rauhem Wetter oder Wind den Vogel abschließen zu können. In einem solchen Vorhäuschen singen sie lieber, und der Schlag ist angenehmer, weil er für das Zimmer fast zu stark ist.

Einwerfkäfige behandelt man ungefähr auf dieselbe Weise, wie die Nachtigallenkäfige; doch müssen sie höher, länger und tiefer sein; auch nicht nur unten, sondern auch oben ein Thürchen haben, damit man bequem zu den Nestern gelangen könne. Will man zwei Abteilungen anbringen, so muß der Käfig natürlich doppelt so groß sein. Beide Hälften sind dann in der Mitte durch ein Brettchen abgeteilt, welches mitten eine Oeffnung mit einem Schieber hat, damit man die Vögel in die eine oder andere Abteilung treiben und wieder absperren kann. Die Nester, welche von Stroh oder Bast geflochten, aber auch von Pappdeckel oder Thon sein können, bringt man immer an der Rückseite an.

Papageikäfige haben die Form der Turmkäfige, sind aber bedeutend größer und durchaus von sehr starkem verzinntem oder verzinktem Draht, damit sie diese unverwüstlichen Nager mit ihrem kräftigen Schnabel nicht ruinieren. Am besten macht sie der Flaschner, nur müssen sie der Größe des Vogels angepaßt und nicht zu klein sein. **Messingteile**, Stäbe oder Blech, **verwende man nie** zum Herstellen eines Käfigs, weil sie Grünspan ziehen und dem Bewohner des Käfigs nachteilig, ja lebensgefährlich werden.

Es giebt vielerlei Formen der Käfige, welche mitunter sehr sinn- und kunstreich sind; selbst solche, bei welchen ein Mechanismus angebracht ist, vermittelst dessen Melodien ertönen, wenn der darin befindliche Vogel auf einen gewissen Stab hüpft. Nur vermeide man alle Zieraten, **besonders Laubsägereien**, weil sie für Milbenbrut die sichersten Schlupfwinkel bieten und nur schwer rein zu halten sind, sondern halte sie — **der Reinigung wegen** so einfach als möglich. Solche verschnörkelte Lauskasten werden eine Folterkammer für die Vögel und sind schwer zu reinigen, und dies nur durch Erdöl oder siedendes Wasser und zwar alle 14 Tage.

Die Hauptsache beibt aber immer die, daß der Käfig die richtige Größe und eine **Schublade zum Reinigen** habe, und daß die Sprunghölzer weichholzig seien und die **nötige Dicke** haben, damit sie der betreffende Vogel nur **halb** mit den Zehen **umspannen** könne, und so angebracht sind, daß der Vogel seinen Unrat weder in das Freß- noch Wassergeschirr fallen lassen kann. Dick müssen die Stäbe deshalb sein, daß der Vogel für seine Nägel einen Angriffsplatz findet, woran sie sich etwas abnützen und somit immer in natürlicher Länge bleiben. Wie schlimm es ist, wenn man diese Anweisung mißachtet, sieht man am deutlichsten, wo ein Vogel kaum strohhalmdicke Sprunghölzer hat, so daß sich die Nägel förmlich durcheinander schlingen, und das mißhandelte Vögelchen mit denselben hängen bleibt und sich schließlich die Beine verdreht. Bei flüssig mistenden Vögeln, wie Drosseln, Amseln, läßt man sich **zwei Schubladen** machen, um die herausgenommene abtrocknen lassen und die ausgetrocknete dafür einschieben zu können. Dadurch vermeidet man unangenehmen Geruch im Zimmer. Die Schubladen müssen aber leicht aus- und eingeschoben werden können, weil das Gerassel hierbei den Vogel sehr ängstigt. Den Boden des Käfigs muß man fleißig mit frischem **Wassersand**, in Ermangelung desselben mit **Rasen-**, **Garten-** oder **Walderde** versehen, nicht allein um der Reinlichkeit willen, sondern auch weil alle Vögel die im Sande oder in der Erde befindlichen Quarzkörner **behufs der Verdauung verschlucken**. — In der Neuzeit werden auch **Torfplatten** als weiche Grundlage auf den Boden des Käfigs empfohlen, darauf kommt Walderde und etwas Moos. Beim Reinigen läßt sich der Torf abwaschen und somit längere Zeit verwenden. Ich empfehle diesbezügliche Proben bei Lerchen, Piepern, Bachstelzen u. a. zu machen und das Resultat in Fachschriften mitzuteilen.

Reinhalten der Käfige ist nicht genug zu empfehlen. Die Füße der Vögel leiden ohnehin oft, was um so mehr der Fall ist, wenn sie beständig auf schmutzigen rauhen Sprunghölzern umherhüpfen müssen. Sie schwellen dadurch oft schmerzhaft an und bekommen böse Geschwüre. In einem solchen Zustande mag kein Vogel singen. Man reinige ihnen daher alle 8 Tage den Käfig; bei flüssig mistenden Vögeln, wie Amseln, Staren u. a., muß man öftere Reinigung vornehmen, stets nach Bedarf, und wenn dies täglich wäre. Vögel, welche während des Reinigens

sehr scheu sind, treibt man schonend in einen anderen Käfig, bis die Reinigung vorgenommen ist; oder fängt sie heraus und bindet sie so lange in ein Tuch, oder aber man verhüllt sie mit einem dichten Tuch, weil sie in Stockfinsternis ruhig bleiben müssen, mindestens weniger geängstet sind. Wenn ihre Füße beschmutzt sind, reiße man nicht den Schmutz mit Gewalt weg, sondern halte eine Zeitlang die Füße in laues oder kaltes Wasser, und wasche sie dann mit Vorsicht. Ich bediene mich hierbei eines kleinen, weichen Zahnbürstchens oder Schwämmchens. Auch die Sprunghölzer wasche man reinlich ab, indem man sie einige Stunden ins Wasser legt, wodurch Rinde und Holz rein wird und sich auch erweicht. Für fußkranke Vögel ist eine Einlage von frischem zartem Moos auf den Boden sehr zu empfehlen; der fleißige Wechsel aller Materialien, welche den Bodenbelag bilden, ist aufs dringendste anzuraten. Reinlichkeit ist unerläßlich.

Da man nicht überall Gelegenheit hat, schon fertige Käfige zu kaufen, und man dieselben oft beim Handwerker bestellen muß, so habe ich wenigstens einen Maßstab für die richtige Größe angegeben, wonach man sich richten kann; andere Einrichtungen, Verbesserungen oder sonstige Abänderungen bleiben immer dem Anfertiger derselben überlassen. — Zum Anstrich wähle man grüne Oelfarbe, mehr ins Blaue als ins Gelbe, hälftig mit Zinkweiß vermischt, innen und außen gleich, was sich schön ausnimmt.

Flug in Zimmern und die zu diesem Zwecke passenden Vogelarten.

Ein zu diesem Zwecke bestimmtes Zimmer sollte täglich einige Stunden von der Sonne (womöglich von der Morgensonne) beschienen werden, weil die Vögel dadurch viel munterer und vergnügter werden; Licht ist ihnen notwendig. Auch soll ein solches Zimmer nicht tapeziert sein, sondern nur vergipst, damit das Unziefer nicht zu viele Schlupfwinkel finde. Der Anstrich sei ein lichtes Grün.

Die Fenster läßt man von außen vergittern, so, daß man die Fensterflügel innen nach Belieben öffnen und schließen kann; letzteres empfiehlt sich bei Regenwetter und ist im Winter ohnehin notwendig. Hat das Zimmer einen Ofen, so ist es um so besser, um nötigenfalls heizen zu können; doch ist dieses nur bei zärtlichen Gattungen nötig, die gewöhnlichen Arten halten eine ziemliche Kälte aus, wenn sie gehörig gefüttert sind und das Wasser nicht gefriert. Der Ofen muß aber mit einem Drahtgeflecht eingemantelt werden, damit kein Vogel auf demselben sitzen und sich die Füße verbrennen kann.

Auf dem Boden, längs den Wänden des Zimmers, legt man Rabatten von Moos an, welche man mit Steinen einfaßt, damit sie dasselbe nicht überall herumschleudern können; in der Mitte läßt man einen freien Platz für die Futter- und Wassergeschirre, und bestreut denselben mit Flußsand oder sandiger Walderde.

In die Moosrabatte setzt man eine beliebige Zahl Tannengipfel, hoch und nieder, sodaß die Vögel ab- und zufliegen können. Will man ein Zimmer mit Topfpflanzen verzieren, so hat man ins Auge zu fassen, daß die Finken häufig das Laub oder die Knospen benagen und mit Kalkschmiß verunreinigen, so daß man zu vielfachem Wechsel gezwungen ist, um die Vegetation frisch zu erhalten. Alle im Zimmer ausdauernden Gewächse sind aber verwendbar, besonders die Epheustöcke. Häufiger Wechsel ist aber nicht wohl zu vermeiden, wenn die Gewächse rein und gesund bleiben sollen. Schmuck mit Muscheln, Tuffsteinen und Moos trägt zur Verschönerung bei, wenn jemand daran Gefallen findet. Weil die Vögel gerne an das Fenster fliegen, so bringt man vor demselben einige Stäbe an, worauf sie sich setzen können; doch gehört kein Tannenbäumchen vor das Fenster, weil dasselbe die Helle nehmen würde. Auch kann man einige offene Käfige an den Wänden umherhängen, da die Vögel, wenn sie aus dem Flug kommen, schon an dieselben gewöhnt sind. Das Futter setzt man in irdenen Geschirren vor, das Wasser aber in einem solchen Geschirr mit einem Deckel, welches Gefäß aber außen 2 Schnauzen oder Nasen haben muß, in die das Wasser aus dem Geschirre dringt, so daß sie daraus trinken können. Zum Baden giebt man ihnen ein niederes, hölzernes Kübelchen. Die gewöhnlichsten Vogelarten in einem Zimmerflug sind: das Rotkehlchen, die Braunelle, die Gemeine Bachstelze, die Ackerlerche, die Heidelerche, die Haubenlerche, der Seidenschwanz, die Mistel-, Wachholder-, Ring und Rotdrossel, die Singdrossel, die Amsel, der Star, die Blaumeise, die Tannenmeise, der Buchfink, der Haussperling, der Feldsperling, der Hänfling, der Zitronenfink, der Girlitz, der Kanarienvogel, der Gimpel, der Zeisig, der Stieglitz, der Flachsfink, der Ringelspatz, die verschiedenen Ammergattungen; der Fichtenkreuzschnabel, ein Pärchen Turtel- oder Lachtauben, kleine schnepfenartige Strandvögel und die Wachtel, letztere mit gestutzten Schwingen. Diesen giebt man auf einem Teller ein Universalfutter: Weißbrot, Möhre, Quark und etwas Fleisch; auf einem anderen Teller für die Samenvögel gemischte Sämereien. Siehe Rubrik Fütterungsarten. — Für Vögel, welche gern

in Höhlen übernachten, wie Stare, Wiedehopfe, Meisen, Baumläufer, Zaunschlüpfer, hängt man Schlafkästchen auf mit rundem Einschlupf, einem Sitzstab im Innern und einem Sitzstab außen neben dem Einschlupf, sowie mit einer abnehmbaren Hinterwand, um eine Reinigung und Visitation zu ermöglichen. — Für viel- und weitfliegende Vögel, wie Kukuke, Goldamseln, Racken, Bienenfresser, Fliegenschnäpper, Schwalben, hat man eine andere Einrichtung nötig, welche ich beim Bienenfresser kurz angedeutet habe. — Manche dieser Vögel können nur in einzelnen Exemplaren gehalten werden, weil sie gegen ihresgleichen bösartig sind. Man lese deshalb die Rubrik: Laufende Zimmervögel, wo ich die schlimmsten der Unverträglichen benannt habe.

Dasselbe gilt auch für einen Flug, der aus lauter Kanarien besteht; nur braucht man in demselben keine Moosrabatten anzulegen; die Tannenbäumchen aber bleiben, oder man muß ihnen dafür Stäbe im Zimmer anbringen, worauf sie sitzen können. An die Wände nagelt man ihnen eine Anzahl Nester; auf ein Weibchen rechnet man deren zwei. Die Nester müssen wenigstens 1 m auseinander stehen, damit die Brütenden einander nicht stören können; oder man setzt Brettchen dazwischen, sodaß sie einander nicht sehen.

Als Futter giebt man ihnen, außer den bekannten Sämereien, Obst und Grünzeug, noch ein Gemische von hartgesottenem Hühnerei und Milchbrot, mit welchem sie die Jungen füttern. Darüber weiteres bei der Zucht der Kanarienvögel.

In der Neuzeit wurden auch gelungene Nistversuche mit Ausländern bekannt gemacht und in Fachblättern darüber berichtet; so mit Wellensittichen, Nymphen, Singsittichen, Grauköpfchen, größeren Papageien; ferner mit Japanesischen Mövchen, Zebrafinken, Elsterchen, Bandfinken, Amaranten, Kardinälen, Sonnenvögeln und noch vielen andern Prachtfinken. Weiter mit Dompfaffen, Zeisigen, Hänflingen, Stieglitzen; mit Nachtigallen, Schwarzköpfchen, Drosseln, Amseln, Rotkehlchen u. a. Solche Versuche gelingen am besten, wenn der Liebhaber die richtige Einrichtung trifft, Nistmaterialien verschafft, nahrhaftes entsprechendes Futter reicht, gewaltthätige, störende und zeternde Vögel ausschließt und einsam brütende Vögel auch in vereinzelten Pärchen absondert. Die Nistmaterialien bestehen aus langen Waldgräsern, Waldheu, Bastfasern, trockenem Herbstlaub, Moos, Flechten, Baumwollflöckchen, Kälberhaaren, Federn u. a. — Liebhaber, welche sich, um pekuniären Nutzen zu erlangen, mit Züchtungsversuchen in- oder ausländischer Vögel befassen wollen, müssen sich durch spezielle Fachschriften des genaueren instruieren, um die nötigen Kenntnisse zu erlangen.

Vogelbehälter im Freien (Volière).

Ein solcher wird an einem freundlichen Platze angelegt, wo er Sonne und freien Zugang der Luft hat, ohne dem Zug ausgesetzt zu sein. Eine Abteilung bildet das Gebäude oder eigentliche Vogelhaus, welches große, mit Drahtnetz überzogene Fenster hat, die nach Belieben auf- und zugemacht werden können; vor demselben ist die zweite Abteilung, ein geräumiger, mit Draht überzogener Platz, in welchen man die Vögel durch Oeffnen eines Fensters oder einer Thüre herausfliegen läßt. Die Einrichtung des Vogelhauses ist wie ein Zimmerflug; auch unter das äußere Drahtgitter bringt man einige Bäumchen, worauf die Vögel sitzen können, und setzt in den Boden ein Wassergefäß zum Trinken und Baden. Hat man wertvolle Vögel, so hält man sie den Winter über in dem Vogelhaus zurück, welches geheizt wird. Der Ofen muß ebenfalls mit Draht überflochten sein, damit sie sich an demselben nicht die Füße verbrennen, obgleich nicht stark geheizt werden darf. Die Thüre, welche in die Volière führt, macht man nicht größer, als daß gerade ein Mensch hindurchkann, hängt auch aus Vorsicht einen Vorhang von innen vor dieselbe, damit nicht ein Vogel beim Oeffnen entwischen könne. Je natürlicher und ihrer Lebensweise entsprechender man die Einrichtung zu treffen sucht, desto heimischer werden sich die Vögel befinden, und je größer der Raum ist, desto mehr und desto größere Vögel sind in demselben zu halten; z. B. Gold- und Silberfasanen, Tauben, seltene Enten, Teichhühner, Schnepfenarten u. dgl., für welche aber schon ein größeres Wasserbassin angebracht werden muß, um welches man etwas Salweidengebüsch pflanzen kann. Hat ein solches Bassin 4—5 m im Durchmesser, so lassen sich schon verschiedene Sumpf- und Wasservögel halten, welche noch interessanter zu beobachten sind, als die bekanntern Landvögel. Der Boden des Bassins, der aber nicht glatt sein soll, senkt sich allmählich vom Ufer nach der Mitte, wo es 6 dm tief Wasser halten kann, das man sich durch Zulauf von einem Brunnen verschafft. Die Fig. A auf Taf. 50 kann die Anlage noch besser verdeutlichen. A ist das Wasserbassin, welches mindestens 4,5 m im Durchmesser haben sollte; um dieses stehen hölzerne, längliche Kistchen herum, von etwa 1 m Länge, 30 cm

Breite, 12—15 cm Höhe, und der Rundung des Bassins angepaßt, wenn es nämlich rund ist, denn es kann ebensowohl im Quadrat sein. Diese Kistchen werden ungefähr 15 cm vom Rande des Bassins, rings um dasselbe, in der Art in zwei Reihen aufgestellt, daß die Zwischenräume der Kistchen verschiedenartige, halbdunkle Gänge, von 10—12 cm Breite, je nach der Größe der zu haltenden Vögel, bilden. Die Kistchen selbst werden mit Erde ausgefüllt, und zum Teil mit Rohr, Schilf und hochwachsenden Grasarten, ein anderer Teil aber mit Salweidengebüschen bepflanzt und so verteilt, daß die schattierten: Salweiden, die nicht schattierten: hochwachsende Gräser enthalten. Weil aber Kistchen mit lauter Salweidenbepflanzung von unten zu licht wären, so müßten diese noch mit Grassamen bestreut werden. — Haben die Pflanzen einige Höhe erreicht, so können die versteckt lebenden Sumpfvögel, ihrer Lebensweise angemessen, bequem dazwischen umhergehen oder sich nach Bedürfnis dem Wasser nähern. Wo es Raum und guter Wille erlaubt, statt zwei Reihen Kistchen, deren drei anzubringen, wäre der Flug nur um so zweckmäßiger eingerichtet. B ist ein freier Platz, und, wie die Gänge zwischen den Kistchen, mit Wassersand bestreut; er könnte als Futterplatz verwendet, auch könnten noch einige Futtergeschirre in die Gänge verteilt werden. Zärtlichen Vögeln mit kostspieligem Futter, wie etwa den Rohrsängern, müßte man es auf hohen Gestellen anbringen. — Ein so hergerichtetes, in der Mitte etwa 6 dm tiefes Wasserbassin, mit Netz überflochten, daneben noch mit einigen Bäumchen zum Aufsitzen für andere Vögel, und einem daranstoßenden Vogelhaus, worin sämtliche überwintern können, wäre geeignet, bei den verschiedenartigsten Vögeln wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen; es ließen sich darin die Rohrsänger, verschiedene Meisenarten, Wasserschwätzer, Rohrammern, jung erzogene Eisvögel, Lappentaucher, Strand-, Ufer-, Wasserläufer, Regenpfeifer, Schnepfenarten und Rohrhühner unterbringen. Eine solche Beobachtung müßte bei manchen Arten sehr erfreuliche Resultate liefern, daher zu ungestörter Einsicht ein Observationshäuschen errichtet werden könnte. — Die Vorsicht dürfte jedoch nicht außer acht gelassen werden, störrische Vögel vor dem Aussetzen in den Wasserflug an das künstliche Futter zu gewöhnen, und tückische Vögel, welche andere überfallen, sofort wieder zu entfernen.

Als zweckmäßige Verbesserung könnten die äußern Seiten der Pflanzenkistchen mit erdgrauer Oelfarbe angestrichen, dann, so lang diese noch frisch, mit klein geschnittenem Moos und Schilfsplittern bestreut und mit der Farbe festgetrocknet werden, wodurch die Natürlichkeit der Gänge sehr unterstützt würde. Auch sind in den Boden der Kistchen kleine Löcher anzubringen, damit bei nachherigem Begießen der Pflanzen das Wasser einen Ablauf habe, weil andernfalls die Pflanzenwurzeln abfaulen würden.

Eine künstliche Vegetation auf ebenem Boden läßt sich deshalb nicht anlegen, weil die Vögel die jungen Kräuter teils abweiden, teils zertreten, teils durch ihre scharfen Exkremente töten; in den Kistchen kann aber der Pflanzenwuchs schon vorher an einem ungestörten Platze erstarken, dann erst als rabattenähnliche Einfassung an dem Bassin aufgestellt, und durch fleißiges Begießen mit Wasser erhalten werden. Vögel, welche der Vegetation schaden, d. h. die Pflanzen abfressen, wie manche Enten u. dgl., müßte man aus derartigem Fluge weglassen.

Gewöhnliche Volièren im Freien, welche nur aus einem Drahtgeflecht mit einem einfachen Dach bestehen, taugen nichts, weil die Vögel zu schutzlos den Einflüssen des Wetters preisgegeben sind, und es ihrer Natur überhaupt zuwider ist, ohne alle Verstecke zu sein. In der Regel ist in solchen Käfigen nur ein ängstliches Geflatter, das man nicht ohne Mitleid ansehen kann.

Laufende Zimmervögel.

Manche finden Vergnügen daran, einen oder einige Vögel frei in ihrem Wohnzimmer umherlaufen zu lassen. Dies zu bewerkstelligen, wird, nachdem man Vorstehendes gelesen, nicht schwierig sein; es handelt sich auch hier mehr um eine passende Auswahl der Vögel, welche sich zu diesem Zwecke eignen.

Die Futtergeschirre stellt man ihnen immer an einen ruhigen, stillen Platz, wo sie ungestört fressen können. Solche Vögel, welche im Freien auf Bäumen leben, müssen auch im Zimmer Gelegenheit zum Aufsitzen haben, daher man in der Nähe ihres Futters einige Sprunghölzer anbringen muß.

Passende Vögel hiezu sind folgende: das Rotbrüstchen, die Gemeine Bachstelze, die Braunelle, die Pieperarten, die Ackerlerche, die Heidelerche, die Haubenlerche, die Singdrossel, die Amsel, der Star, der Buchfink, Haus- und Feldsperling, die Goldammer, der Tannenfink, Turtel- oder Lachtauben paarweise, Wachtel, ein jung aufgezogenes Rebhuhn und verschiedene Vögel, wie sich aus der speziellen Naturgeschichte derselben ergiebt, Rotbrüstchen, Blaukehlchen, überhaupt sämtliche Arten, welche wir in der Familie: Erdsänger zusammengestellt haben, ebenso Drosseln

einschließlich der Amseln, auch Buchfinken, hält man nur in einzelnen Exemplaren, da sie — namentlich in der Brütezeit — sehr bösartig gegen einander sind, und auf Tod und Leben mit einander kämpfen. Die Buchfinken und noch manche andere, hier nicht genannte Vögel werden im Flug kampflustig gegen ihresgleichen, sodaß der besorgte Vogelwirt sich genötigt sieht, durch Trennung Ruhe zu schaffen. Nicht selten bemerkt man auch zwischen Amsel und Singdrossel eine Feindschaft, indem die stärkere Amsel herrisch auftritt, so daß dann keiner der beteiligten Vögel zu rechtem Singen kommt. Der Wachtelkönig, der in früheren Auflagen für den Flug passend angegeben ist, muß gestrichen werden, da er sich als ein bösartiger Vogel zeigt. — Auf der andern Seite giebt es wiederum so gesellige und verträgliche Vögel, daß man sie zu Dutzenden beisammen halten kann. Hierher gehören die meisten Grasmücken, Laubsänger, viele (doch nicht alle) Finkenarten, Zwergtauben.

Diesen Vögeln muß man die Flügelfedern schneiden, wenigstens teilweise abschwächen, damit sie nicht viel in die Höhe können; wenn man sie aber nur kurze Zeit laufen läßt, kann man auch die Flügel zusammenbinden. Siehe auch: „das Lähmen der Flugkraft". Will man sie frei fliegen lassen, so finden sich noch mehr Sorten dazu; dies ist jedoch nicht rätlich, weil sie zu viel im Zimmer beschmutzen. Das Futter ist dasselbe, wie bei den Vögeln im Zimmerflug. Sehr in acht zu nehmen hat man sich, daß sie die Füße nicht in Haare oder Fäden verstricken, welche einschneiden und ihnen große Schmerzen verursachen oder gar ihre Zehen durch Abhaltung des ernährenden Zuflusses zum Vertrocknen bringen. Man befreie sie sogleich vermittelst einer Schere von diesen schmerzhaften und gefährlichen Fesseln, und sehe überhaupt darauf, daß sie immer reinlich an den Füßen bleiben, sonst hat es mit dem Laufen bald ein Ende, weil der Vogel davon krank wird, und dann traurig in einer Ecke sitzt.

Wohl ist es sehr angenehm, Vögel auf diese Weise zu halten, und meistens lohnen sie die größere Freiheit durch artiges Benehmen und fröhlichen Sang. Doch ein Besuch, der zufällig einen Hund mitbringt, eine eingeschlichene Katze u. s. w., können der Freude ein bitteres Ende bereiten.

Künstliche Nistplätze.

Taf. 50, Fig. L, M, N, O, Nistkästchen.

Die fortschreitende Kultivierung des Bodens schmälert den Vögeln mehr und mehr die Plätze ihres Aufenthalts und namentlich ihre Nistplätze, teils durch das Ausroden der verwilderten, mit Buschwerk besetzten Plätze, teils durch das allmähliche Abkommen der natürlichen grünen Hecken und Einfriedigungen, teils auch durch das häufigere Fällen alter, mit Höhlungen versehener Bäume. Diesem Uebelstande kann bei gutem Willen doch einigermaßen abgeholfen werden, wenn man in gebüscharmen Baumgärten kleine Brütremisen anlegt, d. h. Hecken, von 1¼—2 m Breite und etwa 15 m Länge, als: Geißbart, Spiraea filipendula, Geißblatt, Lonicera periclymenum, L. caprifolium, L. tatarica, Haseln, Corylus avellana, Hainbuchen, Carpinus betulus, niedrig gehaltene schwarze und rote Holundergebüsche, Sambucus nigra und racemosa, Liguster, Ligustrum vulgare, Schlingstrauch, Viburnum, Faulbaum, Rhamnus frangula, Syringen, Syringa vulgaris, persica und sinensis, untermischt mit Jungferreben, Ampelopsis quinquefolia, und Waldreben, Clematis vitalba. Hauptsache ist, das Gebüsch mit Dornbüschen reichlich zu durchsetzen, welches die Haartiere wirksam abhält, den Nistvögeln aber am meisten Schutz gewährt, z. B. Schwarzdorn, Prunus spinosa, Weißdorn, Crataegus oxyacantha, Wilde Stachelbeerbüsche, Ribes grossularia, verschiedene Hecken- oder Wildrosen, Rosa canina, rubiginosa, tomentosa, arvensis; Gemeine Brombeere, Rubus fruticosus; Kratzbeere, R. cæsius; Sauerdorn, Berberis vulgaris (diesen Strauch aber nicht in der Nähe von Fruchtfeldern, wo er das Getreide mit Brandpilzen ansteckt). Eine solche Hecke nimmt noch nicht einmal 24 qm in Anspruch, und wenn eine genügende Anzahl an geeigneten Plätzen angepflanzt wurde, so werden sich bald auch die nützlichen Sänger einfinden, um sich häuslich niederzulassen. Ausführlich hat Naumann im 6. Band S. 540 ff. die Anlage einer Feldremise gründlich besprochen. Auch in unserem Buch, Seite 916, findet der Interessent einige Belehrung.

Für die Vögel, welche in Baumhöhlen brüten, können Nistkästchen an die Bäume gehängt werden. Taf. 50, Fig. L und O. Sie werden aus 1 cm starken Brettern gemacht, sind vorn 17 cm breit, 13 cm hoch und 10 cm tief. Damit das Dach ein Gefäll nach vorne bekomme, ist die hintere Rückenwand 1 cm höher, auch muß das Dach nach vorn und seitwärts 3,5 cm Vorsprung haben. Das Schlupfloch hat im Licht 3,5 cm Weite, und kann rund oder viereckig, in der Mitte oder seitwärts angebracht sein. — An die Rückwand, aber mehr nach oben, werden geglühte Drähte befestigt, von einer Länge, daß sie um den Baum herumreichen, an welche das

Kästchen gehängt wird; diese werden hinten zusammengedreht und sind die Träger des Kästchens. Will man sie an glatte Wände hängen, so macht man Träger von Blech, wie es Fig. 9 zeigt, für welche Nägel eingeschlagen werden müssen. An der Seite des Kästchens nagelt man ein kurzes Sitzholz von einem naturwüchsigen Schößling an. Das Dach wird mit Stiften aufgenagelt. Zum Anstrich der Kästchen nimmt man eine graubraune Farbe, die der Rinde ähnelt, reibt sie mit Milch und Käsequark zu einem flüssigen Teig, bestreicht damit den Käfig und streut auf den noch nassen Anstrich klein geschnittenes Baummoos und Baumflechten. Diese Farbe trocknet schnell und wird, durch die Beimischung von Käsequark, haltbar. Oelfarbe kann jedoch auch verwendet werden. Man hängt die Kästchen am zweckmäßigsten auf die östliche Seite der Baumstämme oder auch an starke Aeste. — Noch einfacher sind die Nistkästchen aus einem Aststücke verfertigt, welches die Rinde noch hat, Taf. 50, Fig. M und N. Ist dasselbe im Querdurchschnitt 10—12 cm breit und 14—19 cm lang, so wird es auf 7—10 cm ausgedreht (oder gebohrt), oben und unten mit Deckel versehen und auf der Seite, 5 cm vom obern Deckel entfernt, ein Schlüpfloch von ungefähr 3 cm Weite gemacht. Für Stare müssen die Aststücke größer sein, nämlich 14 cm im Querdurchmesser, und ca. 20 cm Länge haben. Die Ausbohrung des Astes beträgt dann 12 cm, die des Schlüpfloches $4^1/_2$—5 cm. Alles im Licht gemessen. Um den aufgenagelten Deckeln die Farbe der Rinde zu geben, werden sie mit graubrauner Milchfarbe angestrichen und mit Baumflechten bestreut. Ein solches Nistkästchen ist wohlfeil und leistet die gleichen Dienste. Nur muß ich konstatieren, daß diese Brutkästchen nicht bei allen Vögeln solchen Anklang finden, wie man wünschen möchte. Ich selbst hatte 4 Jahre im Hausgarten ein grün angestrichenes Nistkästchen an einem Holunderbaum angebracht, und trotz dieser Einladung wurde dasselbe von keinem Vogel benützt. Ich glaube, daß die vielen daselbst verkehrenden Katzen die Vögel abhielten. Alle Kästen, die am Haus hängen, werden aber sofort von Spatzen besetzt. — Gegen Katzen kann man die Vogelnester, welche auf Bäumen stehen, dadurch schützen, daß man dorniges Geniste in solcher Höhe um den Baum mit dünnem geglühtem Draht befestigt, daß die Katze dasselbe nicht überspringen kann. — Uebrigens sind die Nistkästen ein Handelsartikel und von mehreren Fabrikanten billig zu beziehen. (S. auch das Adressenverzeichnis.)

Noch durchgreifender aber wäre es, wenn sich die Oekonomen veranlaßt fühlten, lebendige Hecken um oder in ihre Baumgüter anzulegen, und die nützlichen Sänger einzuladen, ihr Heim wieder in größerer Anzahl zu suchen und durch Vertilgen des blütevertilgenden Ungeziefers ihren Dank für die verliehene Brutstätte abzutragen. — Noch besonders mache ich alle Freunde der befiederten Sänger, insbesondere aber die Mitglieder der Vereine für Vogelschutz darauf aufmerksam, den Schwarzen und noch schönern Roten Holunder auf die Friedhöfe als Zierbäume zu verwenden. Diese Bäume bieten unsern nützlichen Vögeln, den Grasmücken, Schwarzköpfchen, Laubsängern, Finken, Drosseln, Amseln u. a. eine reichbesetzte willkommene Tafel, die bis in den Winter nicht ganz versiegt. Setzt man auf jeden Friedhof 10—12 Holunderbäume, so macht das im ganzen deutschen Reiche mehrere Hunderttausende aus, auf denen sich ganze Armeen unsrer nützlichsten Vögel sättigen können. Ebenso nützlich für die Drosselarten ist der schöne Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia, und verdient derselbe ebenfalls mehr in Gärten kultiviert zu werden. — Das Auftreten der Reblaus und der Blutlaus, Phylloxera vastatrix, sind bedenkliche Zeichen des gestörten Gleichgewichts im Naturhaushalt. Mit den gesellig wachsenden Kulturpflanzen, im Uebermaß auf großen Strecken beisammen, sind auch zugleich die Brutstätten für ihre Vernichter angelegt. Es ist deshalb hohe Zeit, mit Ernst auf die Vermehrung aller für die Landwirtschaft nützlichen Vögel hinzuwirken, auch namentlich deren Fang für Küchenzwecke abzuschaffen, und dafür lieber Tauben, Hühner, Enten und Gänse zu verspeisen. Zum wirksamen Schutz der Insektenfresser gehört aber auch möglichste Beseitigung der Edelfalken, Sperber, Habichte, Häher, Elstern, Würger und der Feld- und Gartenkatzen. Besitzer, resp. die Eigentümer solcher Raubkatzen sollte man unnachsichtlich mit empfindlichen Strafen belegen, wie in Biberach, wo jeder Eigentümer eines feldstrolchenden Hundes oder einer wildernden Katze mit 60 Mark oder entsprechender Haft bestraft wird.

Sehr verdient um den Schutz nützlicher Vögel hat sich der am 30. Dezember 1863 in Berlin verstorbene Dr. Constantin Gloger gemacht, welcher den Abschluß seiner thätigen Laufbahn noch dazu benützte, um die nützlichen Tiere, besonders aber unsere Lieblinge, die Vögel, der umfassendsten und weitgehendsten Schonung aufs wärmste zu empfehlen. Ehre seinem Andenken! Eine Reihe von wohlwollenden Tierfreunden hat die gleichen Ziele angestrebt. Wie lange aber wird es anstehen, bis die armen Wandervögel, die über vieler Herren Länder ziehen und den unsäglichsten Verfolgungen preisgegeben sind, durch internationale Gesetze oder Verträge wirksam geschützt sind?! — Im März 1877 haben die städtischen Behörden in Berlin einen wichtigen

und richtigen Beschluß für den Schutz der Garten-, Park- und Feldvögel gefaßt, welcher Nachahmung verdient: Es werden an geeigneten Plätzen überall Brut- und Schlafkästen für dieselben angebracht. Ferner ist das Wegschießen herumstrolchender Katzen und andern Raubgesindels dem Aufsichtspersonal eingeschärft, und erhält solches auch für das Anzeigen von Vogeldieben angemessene Belohnungen. — Viele Vögel büßen ihr Leben an den blendenden elektrischen Lichtern oder Feuern der Leuchttürme ein, gegen deren Scheiben sie anstürmen und die Hirnschale verletzen. Auch an den Telegraphendrähten gehen viele zu Grunde, wenn sie auf ihren nächtlichen Wanderungen in gleicher Flughöhe sind und den Kopf anstoßen oder die Flügel beschädigen. (S. auch Einleitung S. 14.)

Wir wünschen durch eine weise Gesetzgebung einen wirksamen und verständigen Schutz der Nutzvögel, aber keine gedankenlose Unterdrückung der Liebhaberei durch blasierte Theoretiker!

Die Krankheiten der Zimmervögel und Heilmittel dagegen.

Es ist eine, auf die sichersten Beobachtungen gegründete Thatsache, daß Vögel, welche ihrer Freiheit nicht beraubt sind, von wenigen oder fast gar keinen Krankheiten befallen werden, während die im Zimmer gehaltenen mit mancherlei Uebeln zu kämpfen haben, welche noch dadurch vermehrt werden, daß ihnen häufig der Genuß der frischen Luft entzogen wird, die keinem Tiere so unentbehrlich ist, als eben diesen Kindern der Luft. Den öfters unrichtig gefütterten und unreinlich gehaltenen glaubt man noch durch Zustecken von scharfwürzigen Leckereien Gutes zu erweisen, und bewirkt gerade das Gegenteil.

Die gewöhnlichsten Krankheiten der Zimmervögel, und die dagegen bewährtesten Heilmittel sind folgende.

1) Die Mauser. Während dieser Periode, welche meist in dem Spätsommer, oder vom Juli bis in den September, bei manchen Arten auch im Januar und Februar, stattfindet, sind sie still, aufgedunsen, singen nicht, oder magern wohl gar dabei ab. Diese wichtige Katastrophe ist zwar keine Krankheit, sie erfordert aber einen großen Aufwand von Körperkräften, daher vorzügliche Nahrung, frische Luft und womöglich Sonnenwärme notwendig ist. Den Insektenvögeln giebt man täglich einige Messerspitzen geriebenes Hühnerei und einige in Baumöl ersäufte Mehlwürmer. Den Samenvögeln ebenfalls Hühnerei und Brunnenkresse als Zusatz.

2) Die Dürrsucht, Abzehrung, Schwindsucht. Man vermehre den Vögeln, welche mit geriebenem Futter gespeist werden, die nahrhaften Substanzen, als: Eierbrot, Herz, Ameiseneier und Mehlwürmer. Mit gutem Erfolge kann man auch täglich einige Tropfen Provencer- oder süßes Mandelöl unter ihr Futter mengen. Den Samenvögeln giebt man zum Hanfsamen noch Rübsamen, Hirse, Mohn, Kanariensamen und hülsenfreie Haferkerne, auch täglich Semmel in Milch erweicht und etwas Grünes. Mangel an Wassersand, wodurch sie schlecht verdauen, ist auch bisweilen Ursache der Dürrsucht.

3) Fettsucht. Zuweilen werden Vögel so fett, daß sie ka[illegible] mehr von einer Sitzstange zur andern hüpfen können, keuchen, den Schnabel aufsperren, dem Ersticken nahe kommen, wobei von Singen keine Rede mehr ist. Man muß bei geriebenem Futter die vegetabilischen Stoffe, als: gelbe Rüben, Feigen und Holunderbeeren vorherrschen lassen, eine mäßige Portion Futter geben, und den Vogel in einen geräumigen Käfig zu einigen muntern Vögeln stecken oder in einen Zimmerflug bringen, damit er sich mehr Bewegung machen könne. Bei richtiger Behandlung läßt sich die Fettsucht jedesmal kurieren, während sie den Vogel erstickt, wenn man keine Maßregeln dagegen trifft. Den Samenvögeln giebt man wenig Körner und sehr viel Grünes.

4) Der Pips, Pfiffi, Katarrh, Schnupfen. Sie sperren den Schnabel öfters auf und keuchen sehr stark. Man giebt dem Vogel, statt des Trinkwassers, Ehrenpreisthee, oder legt ein Stück rostiges Eisen zum Abführen ins Trinkwasser. Sehr empfohlen wird: ein wenig Safran ins Trinkwasser gelegt, welches davon gelb gefärbt wird. Auch geräucherter Speck, den Patienten zum Benagen aufgesteckt, soll helfen. Speck fressen übrigens auch gesunde Vögel gern. Künstliche oder Sonnenwärme befördert die Heilung dieser Kranheit sehr. Einiges über den Pips siehe auch: Krankheiten der Fasanen, S. 907, wo die Quälerei beim Kurieren des Pips besprochen ist.

5) Durchfall. Ihre dünnen Exkremente sind weiß und kalkartig, kleben die Afterfedern zusammen und entzünden den Mastdarm. Die beschmierten Afterfedern reinigt man mit einem Schwämmchen, trocknet sie nachher mit einem Fließpapier und mischt einige Tropfen Provenceröl in ihr Futter; die 4 Mehlwürmer, welche sie täglich bekommen, ersäuft man im gleichen Oel, und läßt sie einige Stunden darin liegen, damit sie recht angefüllt werden. Den Samenvögeln

giebt man Rübsamen, Mohn und Hirse; auch etwas in Milchrahm getauchte Semmel. Opiumtinktur wird als gutes Mittel gegen Durchfall empfohlen. (Gef. Welt 1876, Nro. 14.)

6) Die Verstopfung. So oft der Vogel seine Exkremente auswirft, schnellt er stark mit dem Schwanze, als ob er noch etwas hinauszudrücken hätte. Den Insektenvögeln giebt man unter ihr Futter einen starken Teil von einer süßen, frischen, gelben Rübe oder auch Feigen, und legt ins Trinkwasser ein Stück rostiges Eisen. Spinnen befördern auch gelinde den Exkrementenabgang. Den Samenvögeln giebt man Brunnenkresse, Rübsamen und gleichfalls rostiges Eisen ins Trinkwasser.

7) Gelber Kropf. Eiterung der Schleimhäute im Rachen und in der Nase bei Tauben, Hühnern und andern Vögeln. Zuerst bemerkt man eine rotzartige Ansammlung im Rachen, in Schnabelwinkeln und in der Nase, desgleichen im höhern Stadium einen rotzartigen Ausfluß; dann folgen käsige Vereiterungen und harte gelbe Geschwüre äußerlich um die Augen und im Rachen bis in die Speiseröhre. Ein röchelndes Atemholen, auch Niesen, um den Rotz loszuwerden, begleiten diese eklige Krankheit. Schließlich mögen die kranken Tiere nicht mehr fressen und verfallen dann dem Tode. Jedenfalls sperre man den Patienten ab (obgleich ich damit nicht behaupte, daß diese Krankheit eine ansteckende sei, denn nur bei vereinzelten Individuen bemerkte ich diese Krankheit), wasche die rotzigen Stellen mit einem Schwämmchen außer- und innerhalb des Rachens mit Salzwasser ab, gebe reines Trinkwasser mit Kochsalz- oder auch Sodalösung (wo Mineralwasser leicht zu haben, thut auch dieses gute Dienste), und füttere jeden Vogel nach seiner Art mit leichtverdaulichem nahrhaftem Futter; die Samenvögel mit Speck, altbackener Semmel in Milch erweicht, Salat und Grünem; den Insektenfressern gebe man Käsequark, Mehlwürmer in Mohnöl ertränkt, Semmel in Milch geweicht; den Tauben stark gequellte Wicken und Erbsen, Gerste, altbackenes Brot in Wasser erweicht; den Hühnern Speck oder Schmalz, welches eingestopft werden kann; auch Brotstückchen mit Milch übergossen, Hirse und viel Salat.

8) Erkältungen, durch Baden in kalten Zimmern, besonders im Winter nicht selten vorkommend. Badlustige Vögel machen sich bis auf die Haut naß, bringen ihr Gefieder nicht mehr trocken und werden dann allmählich starr und gehen — wenn man nicht rechtzeitig zu Hilfe kommt — meistens in dieser nassen Starre zu Grunde. Die Hilfe besteht darin, daß man sie rasch in geschlossener Wärme abtrocknet, z. B. unter der, vorher warm angehauchten Bettdecke; man deckt den Vogel gut zu bis an die Naslöcher, welche des Atems wegen frei bleiben müssen. Man kann ihn auch in erwärmte Watte, sowie in wollene oder auch nur baumwollene Tücher einhüllen. Schließlich, wenn alle diese Hilfsmittel fehlen sollten, nimmt man den starren Vogel zwischen die flachen Hände und haucht ihn solange warm an, bis der gute Erfolg eintritt. Hat man eine Wärmflasche (bei uns Bettflasche) zur Hand, so ist die Erwärmung ausgiebiger.

9) Die Verhärtung der Fettdrüse. Auf dem Hinterteil oder Bürzel eines jeden Vogels befindet sich eine kleine, mit Fett gefüllte Drüse, nach welcher man den Vogel öfters mit dem Schnabel langen sieht, wenn er gebadet hat; in der Gefangenschaft, wo diesen Tierchen oft die Gelegenheit zum Baden benommen ist, schwillt diese Drüse zuweilen auf. Man erkennt dieses Uebel daran, daß die Vögel ihre Federn auf dem Bürzel aufsträuben, den Schwanz abwärts hängen und öfters nach der Drüse beißen. Um sie zu heilen, benetze man den Vogel in den Vormittagsstunden, stets aber nur bei warmer Luft, mit reinem Wasser, das man in den Mund nimmt und ihn damit, einem Regen ähnlich, bespritzt. Der Vogel wird genötigt, sich zu reinigen, bedient sich des Fettes in der Drüse, und verringert dadurch deren Ueberfüllung auf die natürlichste Weise. Kann man dem Vogel einen großen Käfig mit geräumigem Wassergeschirre geben, das an einem sonnigen Platze steht, so badet er von selbst, und das Bespritzen mit Wasser ist überflüssig. Einen wertvollen Vogel in einen zweckmäßigen Zimmerflug zu bringen, ist noch das sicherste und einfachste. Im Ganzen ist diese Krankheit nicht von Bedeutung und immer leicht auf angegebene Weise zu heben. — Man hüte sich aber ja, jene Drüse aufzudrücken oder zu zerstechen, sonst geht der Vogel verloren. Auch das Ausrupfen von Federn taugt nichts, denn die Federn werden nicht vom Fettdrüsenstoffe gebildet, sondern von guten Säften, die das Blut zuführt. — Weil die fragliche Drüse einige Aehnlichkeit mit einem Geschwür hat, so wird leider von unerfahrenen rohen Menschen dieselbe ohne viel Umstände auch im gesunden Zustande aufgedrückt und zerstört, sogar mit einer Schere ausgeschnitten, was dem Vogel sehr nachteilig ist und nutzlose Schmerzen verursacht. Siehe auch oben: der Pips.

10) Fußübel. Diese befallen häufig solche Vögel, welche zarthäutige Füße haben. Man gebe ihnen weiche Sprunghölzer, z. B. die weichen Schößlinge des schwarzen Holunders oder ähnlicher Gewächse, welchen man nachher beim Reinigen die Rinde nicht abschabt, sondern abwäscht; halte den Käfig reinlich, damit sie nicht stets von ihren Exkrementen an den Füßen beschmutzt sind und gebe Gelegenheit zum Baden. Ist eine Zehe schon wirklich angefressen und wund, so beschneide man nichts, sondern wasche die Zehen mit einem lauen Absud von Eichen-

rinde ab, und bestreiche sie nachher mit Kollodium. Auf den Boden des Käfigs legt man frisches Moos. Die kranken Zehen, welche nicht mehr heilen, trocknen ein und fallen von selbst ab, ohne daß man sie mit einer Schere abzuschneiden braucht. — Lähmung der Füße, vom Erkälten oder auch von heftigem Schreck herrührend, ist schwer zu beseitigen. Ein Baden der Füße in einem warmen Absud von Eichenrinde ist sehr stärkend. Nach dem Bad kann man den Vogel etwa eine halbe Stunde in Watte erwärmen. — Lange Nägel beschneidet man mit einer scharfen Schere, reduziert sie auf ihre natürliche Größe, und sorgt namentlich dafür, daß die Stäbe die richtige Dicke haben, nämlich so, daß sie der Vogel nur halb umspannen kann, wodurch lange Nägel vermieden werden, indem sie sich abnützen. Durch allzulange Nägel bleiben sie nicht selten an den Sprunghölzern hängen und verdrehen sich die Füßchen. Auch in schlecht konstruierten Blechkäfigen kommt dieses vor, welche man deshalb nicht verwenden sollte.

11) Beinbruch. Man bringt das gebrochene Glied in seine natürliche Lage, legt es zwischen zwei glatte Hölzchen, umbindet es mäßig fest mit einem ziemlich dicken Baumwollenfaden, und bestreicht den ganzen Verband mit zähem arabischem Gummi oder Tischlerleim. Danach läßt man den Vogel an einem ruhigen Platze, entweder in der Hand, indem man den Verband gegen die Sonne oder an den geheizten Ofen hält, oder unter der Bettdecke abtrocknen läßt, steckt ihn in seinen Käfig, den man mit außergewöhnlich dicken Sprunghölzern versehen hat, und verhüllt denselben mit einem Tuche. Hat der Vogel einen wankenden Sitz auf den Sprunghölzern, so kann man dieselben einige Zeit ganz abnehmen und legt dafür Moos auf den Boden, auf das sich der Vogel gern legt und ruhig bleibt. Die Heilung dauert je nach Größe 10—21 Tage, worauf man den Leim oder Gummi im warmen Wasser abwäscht und den Verband recht vorsichtig ablöst. Gewöhnlich ist der Fuß einige Wochen steif, was aber wieder vergeht, sofern die Knochen richtig zusammengewachsen sind. — Schenkelbruch läßt sich nicht wirksam einschindeln, und muß man die Heilung der Natur überlassen. Man setzt den Kranken in einen verhüllten Käfig ohne Sprunghölzer, den Boden tief mit Wassersand belegt, und hält ihn etwa 3 Wochen bei nahrhaftem Futter in Ruhe. Je ruhiger sich der Vogel hält, desto sicherer seine Heilung, während unruhige Vögel kaum zur Heilung gelangen können, sondern fast immer zu Grund gehen. Doch habe ich schon einigemal recht gute Kuren erzielt.

12) Die Windsucht. Sie scheint von gewissen, verdorbenen, blähenden Futterstoffen herzurühren, auch von heftiger Anstrengung, wodurch die Luft, welche bei dem Vogel ohnehin überall freien Zugang hat, unter die Haut getrieben wird. Es entsteht über einen großen Teil des Leibes eine feste Luftblase, welche man mit einer Nadel aufsticht und durch die gemachte Oeffnung die Luft ausdrückt. Wiederholt sich diese Luftblase noch einmal, so hilft man abermals durch Einstechen und Ausdrücken; auch giebt man dem Patienten abführende Stoffe, als: aufgelöstes Kochsalz oder Soda ins Trinkwasser, Salat, oder Beimischung von gelber Rübe unter das Futter. — Dringt die Luft aber durch eine zerrissene Membrane, so erfolgt der Tod.

13) Fallende Sucht, Epilepsie. Der Vogel fällt plötzlich vom Sprungholze, flattert auf dem Boden, sperrt den Schnabel auf und bleibt einige Minuten steif liegen. Heftiges Erschrecken, Furcht, Zorn, bei schwachem Nervensystem, sind die Ursachen dieses Uebels. Man beschneidet dem Vogel die Klauen so kurz, daß sie bluten, und taucht ihn einigemal mit dem Kopf in kaltes Wasser. Ein Zimmerflug hebt diese Krankheit am sichersten.

14) Die Drehkrankheit. Diese befällt gewöhnlich die Vögel, welche in den leidigen Turmkäfigen untergebracht werden, indem sie sich gewöhnen, den Kopf über den Rücken zu drehen, von dem obern Gittergewirre taumelnd werden, und dann gar überpurzeln. Man überdeckt den Käfig mit einem dunkeln Tuch, oder noch besser: man bringt den Vogel in einen viereckigen größern Kastenkäfig, wodurch dieses Uebel sich gewöhnlich bald verliert.

15) Heimweh. Dies ist eine Krankheit, welche die frischgefangenen Vögel befällt, namentlich solche, welche grausamerweise von ihren Jungen weggefangen wurden. Die letzteren sterben gewöhnlich, wenn man sie nicht wieder schleunig in Freiheit setzt. Ist dieses aber nicht der Grund ihres Trübsinns, so suche man sie durch Gesellschaft zu erheitern, und ihnen ihre Gefangenschaft dadurch zu erleichtern, daß man ihren Käfig mit grünen Tannenreisern und anderem Laube zwischen den Drähten durchflicht, und den Boden mit Moos und Laub belegt, was immer einen sehr günstigen Eindruck hervorbringt. Im April und Mai bemerkt man zuweilen auch eine Verstimmtheit und Niedergeschlagenheit, was um so mehr auffällt, als dieses die Zeit ist, wo sie am fleißigsten singen. Dies sind gewöhnlich alte Vögel, bei welchen der Fortpflanzungstrieb zu stark vorherrscht. Das Hängen vor ein Fenster zum Genuß der frischen Luft, welches auch zugleich eine Zerstreuung ist, wird sie wieder aufheitern und zum Singen veranlassen. Auch versäume man namentlich nicht, grünes Futter, Salat, Kohl, Vogelkraut zu geben, besonders den hühnerartigen Vögeln, den Wachteln und Rebhühnern. Während der Zugzeit sind sie manchmal so unruhig und lärmend bei Nacht, daß man glaubt, sie hätten am andern Tag keine

Feder mehr auf dem Leibe. Die gewöhnlichen Folgen davon sind eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und aufgedunsenes Wesen, was aber wieder vergeht, sobald der Trieb zum Wandern erloschen ist. Ein Zusatz von gutem Futter ist bei so anstrengenden, holperichten Käfigreisen sehr zu empfehlen. Oder man setze sie bei Nacht in einen geeigneten Schrank, wo sie sich frei bewegen können, ohne sich zu beschädigen. Starke Polterer, an denen mir viel gelegen war, habe ich mit gestutzten Flügeln bei Nacht im Zimmer umherhüpfen lassen, um ihren Drang nach dem Fortzug zu befriedigen. Am Morgen kamen sie wieder in den Käfig.

16) Ratten und Mäuse. Hundszunge, Cynoglossum officinale, ist den Ratten so zuwider, daß sie lieber auswandern sollen, als dies Kraut in ihrer Umgebung ertragen. Man steckt es in ihre Röhren und legt es auf die Futterplätze. Sicherer ist es, Fallen zu stellen, welche man mit gerösteten Speckschwarten ködert. Auch Käse lockt sie an. Nach jedesmaligem Fang einer Ratte muß die Falle mit heißem Wasser ausgebrüht werden. — Mäuse schafft man mit vergiftetem Hanfsamen ab, der aber mit großer Vorsicht in Verstecke zu legen ist, wohin keine Vögel kommen. Stückchen von Waschschwamm, im Schmalz gebraten, ist Mäusen, Ratten und selbst Katzen tödlich. Außerdem sind für Mäuse alle bekannten Fallen anzuwenden. Chlorkalk in ihre Löcher zu streichen und den Eingang mit Gips zuzumauern, ist ebenfalls ein sicheres Mittel auf längere Zeit, aber nicht für immer.

17) Läuse und Milben. Die Vogellaus, Pediculus avium, L. Diese halten sich im Gefieder des Vogels auf und setzen auch ihre Eier an die Wurzeln der Federn, besonders auf Kopf und Bürzel ab. Sie sind mit bloßem Auge leicht zu entdecken. Man bestreicht die infizierten Stellen mit Erdöl, und streut gutes Insektenpulver nach. Die Wiederholung nimmt man etwa nach 8 Tagen wieder vor, und gewöhnlich ist der Vogel nach 3maliger Anwendung von den Schmarotzern befreit. — Gefährlicher sind die winzig kleinen Vogelmilben, Dermanyssus (Gamasea) avium, L., wegen ihrer ungeheuren Vermehrung. Sie leben nicht direkt auf den Vögeln, wie etwa die Krätzmilben unter der Haut, sondern sie haben ihre Brutstätten in der Nähe, wo die Vögel schlafen, in Ecken, Ritzen, Spalten, Hohlräumen, an den Wänden, in Vogelnestern, Sitzstäben, kurz in allen nur denkbaren Verstecken, von wo aus sie ihre Opfer überfallen, aussaugen und sich dann wieder in ihre Brutstätten zurückziehen. Durch ihre zahllose Menge und Kleinheit werden sie den gequälten Vögeln lebensgefährlich, denn sie laufen nicht nur auf den äußern Teilen des Vogelkörpers, sondern kriechen mit Leichtigkeit in Naslöcher und Ohrenhöhlen, wo sie dann bei fortgesetzter Quälerei zuletzt Auszehrung und den Tod der armen Tiere verursachen, wenn nicht schleunige rettende Hilfe erfolgt. — Zuvörderst sucht man die Brutstätten der Milben, welche man an den weißen Häutchen und schwarzen Schmitzchen, an dem widerlichen Geruch, und an dem Vorhandensein der vielen kleinen vom Blut dunkelrot gefärbten Milbentierchen leicht auffindet. Sämtliche Vögel setzt man in einen anderen frisch zugerichteten reinlichen Käfig. Jeder Vogel aber wird zuvor mit kleinem Kolorierpinsel auf Kopf, Nacken, unter den Flügeln und auf dem Bürzel mit Petroleum leicht bestrichen. Wer es vorzieht, kann auch die besagten Stellen mit Insektenpulver bestreuen. Jetzt geht es zur Reinigung des Käfigs, und zwar pinselt man die Verstecke und Brutstellen, überhaupt den ganzen Käfig mit Petroleum aus, und stellt dann den Käfig ins Freie. Nach 2 Tagen wiederholt man die gleiche Procedur, und nach abermals 2 Tagen, wenn der Käfig mit Sitzstäben und Wassersand wieder hergerichtet ist, kann man die Vögel einsetzen. Zeigen sich im Verlauf der Zeit wieder die Schmarotzer, so wird das gleiche Verfahren nötig, denn Petroleum tötet nur die Lebewesen, nicht aber die Eier. Brüht man den Käfig mit siedendem Wasser aus, so ist die Reinigung auf längere Zeit nachwirkend.

Das Persische Insektenpulver wird aus verschiedenen kamillenartigen Pflanzen bereitet. Das wirksamste Pulver giebt die rosenfarbige Kamille, Pyrethrum roseum, und die fleischfarbige Kamille, P. carneum, von denen man die gut getrockneten Blüten zu Pulver reibt und sodann in den Handel bringt. Beide besitzen die Gestalt unserer großen „Maßlieb" (Wunderblume), Chrysanthemum leucanthemum, L., haben aber kleinere Blüten. — Ein gutes Pulver besitzt ein gelbgrünes Ansehen und angenehmen Geruch, der, wenn man lange daran riecht, ein prickelndes Gefühl in der Nase verursacht. — Ist es scharf riechend, so ist es verfälscht. Diese Fälschung geschieht mit unserer inländischen Kamille, die wenig wirksam sein soll. Man kann diesen Betrug bei einer mikroskopischen Untersuchung des Blumenstaubes erkennen; bei den echten Kamillen ist der Blumenstaub mit breiten und stumpfen Stacheln besetzt, bei den unechten Kamillen aber mit spitzen Stacheln. — Mit verfälschten Pulvern sind die Resultate nur wenig wirksam. In eine Kapsel, welche mit solchem geringen Pulver gefüllt war, warf ich ½ Dutzend Hundeflöhe; den andern Tag waren noch sämtliche am Leben, wenn auch etwas starr. — Es genügt, das echte Pulver dem Vogel zwischen das Gefieder zu streuen, um die Schmarotzerinsekten zu töten. Dasselbe ist nur den Insekten gefährlich, für den Menschen und für warmblütige Tiere aber durchaus unschädlich. — Ein vorzügliches Mittel gegen Insektenplage ist das Creolin,

ein neues Mineralöl, das sich für diesen Zweck als ein sehr wertvolles Produkt auszeichnet und daher alle Beachtung verdient. (Siehe Schweiz. Bl. 1889, Nro. 14, 203.)

1 Kilo Alaun in 4 Liter Wasser gekocht und die mit Insekten behafteten Stellen abgepinselt und durchspritzt, ist ein sehr gutes Mittel und vertreibt Wanzen und Milben auf längere Zeit. — Das sicherste Mittel aber, um die Käfige, Volièren oder Vogelzimmer von schädlichem Ungeziefer frei zu machen, ist jedenfalls unser gewöhnliches Erdöl, womit man die verschiedenen Behausungen der Vögel, sowie auch Hühnerställe tüchtig auspinselt und die mit dem Pinsel nicht zugänglichen Löcher, Spalten und Risse mit Hilfe eines Spritzchens ausspritzt.

18) Außer diesen Schmarotzerinsekten, welche ihr Gefieder oder ihre Käfige bewohnen, hausen in den Eingeweiden der Vögel auch verschiedene Arten von Würmern, als: Bandwürmer (Taenia), Egelwürmer (Distoma), Spulwürmer (Ascaris), Fadenwürmer (Filaria), Kratzer (Echinorhynchus) und vielleicht noch mehrere unbestimmte Arten. Um diese innerlichen Feinde zu vertilgen, weiß ich kein zuverlässiges Mittel anzugeben; dagegen ist mir auch kein Fall bekannt, daß diese Schmarotzer so sehr überhand genommen hätten, um der Gesundheit der Vögel nachteilig werden zu können, denn gewöhnlich fanden sie sich bei den von mir geöffneten Vögeln nur in geringer Zahl vor. Bandwürmer vertreibt man mit einem Thee aus abgekochter Granatwurzel. Das Gleiche bezweckt man mit der abgekochten Wurzel des männlichen Farnkrautes, Filix mas. Auch die Frucht der Arekapalme treibt Bandwürmer ab. (Schweiz. Bl. 1883, Nro. 12.) Knoblauch, dem Patienten eingestopft, ist ebenfalls ein Mittel wider die Würmer.

Bei allen Krankheiten suche man indessen durch gutes, natürliches Futter, frisches Wasser, Reinlichkeit, frische Luft und Sonnenwärme mehr zu wirken, als durch erkünstelte Arzneimittel, deren Erfolg immer ein zweifelhafter bleibt, da nicht selten die wirkliche Krankheit gar nicht einmal erraten wird.

Erste Ordnung. Singvögel, Oscines.

Wir beginnen mit unseren Lieblingen, welche durch ihre anmutigen Gesangsweisen die Wälder und Gärten, Fluren und Felder beleben. Welcher Naturfreund fühlte sich nicht besonders hingezogen zu jenen zierlichen Vogelgestalten, deren melodische Stimmen so eng mit dem poetischen Reiz und der festlichen Stimmung verknüpft sind, welche an schönen Frühlings- und Sommertagen das Menschenherz mit unwiderstehlichem Zauber ergreifen und beseligen. Aber nicht allein in der herrlichen, freien Gottesnatur bereiten uns die lieblichen Sänger einen köstlichen Genuß, sondern auch als liebwerte, heitere Zimmergenossen verschönern sie uns das Leben, gewähren uns Freude und Zerstreuung, und bringen mit ihren fröhlichen Liedern eine willkommene Abwechslung in den eintönigen Gang des Alltagslebens.

Professor Oken beginnt seine Naturgeschichte der Vögel ebenfalls mit den Sängern, aber aus ganz anderen Gründen, als die oben angeführten, denn er hält diese kleinen Vögel für die untersten, d. h. für die am wenigsten begabten, und hat hierin sicherlich nicht recht, weil sie sich bei näherer Beobachtung im Zimmer, besonders aber bei wohlwollender, richtiger Behandlung nicht nur als sehr liebenswürdige, zutrauliche Zimmergenossen zeigen, sondern auch ebensoviel Verständnis bekunden, wie ihre großen Verwandten, die Gänse, Enten, Hühner, Kraniche u. a., welche Oken als höhergestellte Tiere betrachtet, die sich durch ihre Zähmbarkeit, mithin durch ihren Verstand, mehr dem Menschen anschließen sollen u. s. w., was wir aber — trotz der Achtung, die wir diesem genialen Gelehrten zollen — nicht anzuerkennen vermögen, wie sich auch bei der speziellen Geschichte dieser Vögel herausstellen wird.

In umgekehrter Reihe stellt Dr. A. Reichenow in seinem Werke: „Die Vögel der zoologischen Gärten, 1882—84" die Ordnungen auf und betrachtet die Singvögel als die vollendetsten Vogelformen. Er beginnt mit den Kurzflüglern (Straußen), dann folgen die Schwimmvögel, Stelzvögel, Tauben, Hühner, Raubvögel, Paarzeher (Papageien, Turakos, Kuckucke, Spechte) und Baumvögel. Die letzte Familie der Baumvögel schließt mit den Sängern, als mit den vollendetsten Formen ab.

Die zu unserer Ordnung gehörigen Vögel sind ziemlich klein; die Lerchen zeigen etwa die mittleren, die Zaunkönige die kleinsten und die Drosseln so ziemlich die größten Maße. — Die Anatomie weist die Raben ebenfalls den Singvögeln zu, weil sie den Singmuskelapparat aufweisen; mit der grobgeringelten Gurgel bringen sie aber nur grobklingende, rauhe Töne hervor und werden hier den Singvögeln nicht angeschlossen, sondern bilden eine eigene Ordnung.

Alle Singvögel haben einen mehr oder weniger entwickelten Singmuskelapparat am unteren Kehlkopf, welcher sie befähigt, die verschiedenen Töne, welche ihren Gesang bilden, zu modulieren. Während bei anderen Vögeln nur 1, 2 oder 3 Muskelpaare vorhanden sind, haben die Singvögel 4 bis 5 Muskelpaare, welche sich auf die vordere und

hintere Seite der Verbindungsstelle von Luftröhre und Bronchien verteilen und *dementsprechend eine vielfachere Modifizierung der Töne ermöglichen*[*]). Neben diesem Singapparat sind — nach Prof. Sundevall (Cabanis, Journ. f. Ornith. 1885, 127 ff.) die Singvögel auch durch eine eigentümliche *Bildung der Flügel* charakterisiert und unterscheiden sich auch hierdurch von anderen Vögeln, welchen jener Apparat fehlt. — Die Verschiedenheit in der *Flügelbildung* besteht darin, daß ohne Ausnahme *bei den Singvögeln die 1. Schwinge verkleinert* ist, bisweilen so sehr, daß man sie kaum bemerkt, wie bei der Nachtigall; oder auch ganz verschwindet, und in diesem Fall finden sich nur 9 Handschwingen statt 10. Diese Reduktion der ersten Feder ist *nur den Singvögeln*[**]) eigen, aber bei ihnen sehr gewöhnlich. Die 1. Feder fehlt in unserem Erdteil besonders bei den Familien Anthus, Motacilla, Hirundo und ungefähr der Hälfte der *Samenfresser*. Man kann nämlich annehmen, daß bei 1/4 der bekannten Arten die 1. Feder fehlt; 1/4 haben sie nur verkümmert; 1/4 haben kurze, gerundete Flügel mit 10 Schwungfedern, unter denen die 3. oder 4. die längsten sind; und das letzte 1/4 hat ziemlich lange Flügel, in denen die 1. und 2. Feder die Flügelspitze bilden. Diese Verschiedenheiten liefern *gute Kennzeichen* für die systematische Unterscheidung der Arten. Dagegen ist die Zahl der Arm- (mittleren) und Schulterschwingen keine bestimmte, sondern wechselt sehr bei den verschiedenen Ordnungen. So zählt man z. B. bei einem Haussperling nur 6 Arm- und 3 Schulterschwingen (mit 9 Handschwingen); bei den Raubvögeln bis 15 Armschwingen (mit 10 Handschwingen), und bei dem Singschwan steigt die Gesamtzahl bis zu 36 Schwingen.

Aber auch *die Füße* der Sänger bilden, nach Keyserling und Blasius, anderen Vögeln gegenüber — *ein besonderes Merkmal*; denn die *Hinterseite der Läufe* ist größtenteils von einer *ununterbrochenen Horndecke* bekleidet oder nur durch schwache Quereindrücke in Schilder geteilt, welche dann ungefähr den Tafeln der Vorderseite entsprechen. Bei einigen Formen sind diese Tafeln *vollständig verwachsen*, so daß die ganze *Vorderseite eine glatte Fläche* bildet, wie bei den *Drosseln*. Die Hinterschienen stoßen (auf der Sohle des Laufs) mit ihrem hinteren Längsrande aneinander, wo die Verbindungsnaht sichtbar wird. Von den 4 Zehen ist die hintere die kräftigste, auch mit dem größten Nagel versehen; die mittlere und äußere ungefähr bis zum ersten Gelenke verwachsen; die Zehen sind oben, von der Wurzel an, fein geschildet. Der *Schwanz* ist zwölffederig.

Ausnahmen bilden einige schwalbenartige Familien, nämlich die *Segler* und die *Nachtschwalben*, welche — äußerlich betrachtet — sehr den Schwalben ähneln, deshalb auch bei den Schwalben belassen und angeschlossen sind; denn bei einer so kleinen Anzahl, wie die Vögel Mittel-Europas ergeben, läßt sich nicht leicht ein System aufstellen, in welchem diese Familien *besser* unterzubringen wären. Durch eine übergroße Zersplitterung wird auch das Studium, resp. die Aufsuchung der Arten nicht erleichtert, sondern erschwert.

Die Ordnung der *Singvögel* ist ungemein reich an Arten. Unter dem Sammelnamen „*Sperlingsvögel*, Passeres" wird mehr als die Hälfte aller bis jetzt bekannten Vögel der Erde (in runder Summe etwa 12000) zusammengefaßt und in „*singende*" und „*nichtsingende*" geschieden. Der englische Ornitholog G. R. Gray zählt in seiner „Hand-List, 1869—71" (Verzeichnis aller bis jetzt bekannten Vögel) gegen 6000 Arten zu den „Passeres". Diese Liste ist aber keine abgeschlossene, sondern noch mancher Revision bedürftig.

Unsere in Mittel-Europa vorkommenden Singvögel betragen etwa 150 bis 160 Arten und machen auch den größten Teil der europäischen aus; sie werden hier in 38 Familien untergebracht, für die wir 2 Abteilungen aufstellen.

---

[*]) Wer sich des weiteren für den wunderbaren Bau des Kehlkopfs interressiert, lese: „Beiträge zur vergleichenden Anatomie des unteren Kehlkopfs der Vögel von Lud. Wunderlich, Separat-Abdruck, groß 4°, 80 p., mit 4 Tafeln. Halle 1884."

[**]) Doch ist hier einzuschalten, daß der Singapparat einer Menge von Familien fehlt, welche sonst ganz den Singvögeln gleichen, wie z. B. die amerikanischen Ampelidinae, Piprae, Tyranninae, Thamnophilinae u. a. (Siehe auch die ausgezeichnete Abhandlung von Carl J. Sundevall, Ornis 1886, Seite 302—354, übersetzt von W. Meves.)

I. Abteilung: Insektenfresser, Insectivora.

Diese Abteilung hat den Vorzug, die begabtesten Singvögel nicht nur unseres Erdteils, sondern der ganzen Erde zu enthalten. Sie nähren sich — wie schon die Ueberschrift andeutet — von geflügelten und ungeflügelten Kerbtieren, deren Eiern, Larven, Raupen und Puppen, Käfern, Fliegen, Schmetterlingen, Beeren, weichen Früchten, einige mitunter auch von Sämereien, welche sie ganz verschlingen und die unverdaulichen Ueberreste dieser und der Kerfe als kleine Butzen, dem Gewölle der Raubvögel entsprechend, wieder auswürgen. Sie brüten in der gemäßigten Zone, halten sich aber meistenteils nicht über 6, manche nur 4, und verschiedene Arten, wie die Mauersegler und Gelbe Grasmücken, sogar nur 3 Monate bei uns auf; deshalb rechnet man sie zu den Zugvögeln, welche in den Herbstmonaten wärmere Länder aufsuchen, wo sie keinem Nahrungsmangel ausgesetzt sind. Die Einwanderung beginnt bei harten Vögeln schon im März, bei milder Witterung sogar schon im Februar und setzt sich bei den anderen wärmeliebenden Vögeln bis in den Mai hinein fort. Der Abzug fängt zu Mitte und Ende des Juli an und dauert bis in den Oktober hinein. Träge Nachzügler müssen und harte Arten können die Drangsale des Winters durchmachen, welche ihnen aber leider oft verderblich werden.

Die Nester sind sehr verschieden, es sind bald einfache, bald sehr gutgebaute Machwerke, oft so leicht und durchsichtig, daß man von unten die Eier liegen sieht; aber auch dicht und dickwandig geflochten, zuweilen wie gefilzt; sie sitzen auf dem Boden, im Gras, Laub, Gestrüpp, im Röhricht, Schilf, in Binsen, in Gebüschen, auf kleinen, mittleren, hohen und höchsten Bäumen, in Erdlöchern, unter Rainen, Baumwurzeln, in Mauerlöchern, in Baumhöhlen, in Felsspalten und Gebäudewinkeln, oft leichtsinnig freigestellt, in den meisten Fällen aber gut versteckt. Die Eier sind bei Höhlenbrütern weiß, bei anderen bunt gefärbt; bei einer ersten Brut meist 5 bis 6, bei einer zweiten Brut etwa 4 an der Zahl. Doch machen die Meisen stärkere Bruten mit 8 bis 12 Eiern. Die Brütezeit ist 13 Tage bei kleineren, 14 bis 15 Tage bei den größeren Vögeln. Frühzeitig ankommende Vögel brüten zwei-, selbst dreimal, andere aber nur einmal, und nur, wenn sie um die erste Brut kommen, schreiten diese zu einer zweiten. Die Jungen kommen mit einzelnen schlaffen Dunen zur Welt, oder sind völlig nackt, haben mehrere Tage geschlossene Augen und es steht wohl eine Woche an, bis sie dieselben hellauf öffnen. Während dieser Zeit sind sie auch meistens — der unentbehrlichen Wärme wegen — von den Eltern bedeckt. Sie fliegen bei günstiger, trockener und warmer Witterung schon mit 12 Tagen, gewöhnlich aber mit 14 bis 16 Tagen aus; bei kühler Witterung dauert es einige Tage länger; aber bei lange anhaltender naßkalter Witterung, derzufolge auch noch Futtermangel eintritt, gehen viele Bruten gänzlich zu Grunde. Die Mauser verläuft nicht rasch, sie beginnt im Juni und Juli, zieht sich durch den August bis in den September hinein und ist im ganzen bei unseren kleinen Vögeln wenig bemerkbar. Sie wiederholt sich bei manchen Arten (vielleicht bei allen) im Februar und März, also wenn sie von uns abwesend sind. Diese zweite Mauser erstreckt sich meist nur über das Kleingefieder.

Der Nutzen, den die Vögel dieser Ordnung durch das Vertilgen schädlicher Insekten gewähren, macht sie für die Landwirtschaft sehr wichtig; es ist deshalb von großer Bedeutung, diesen nützlichen Vögeln das Nisten nicht nur zu erleichtern, sondern sie auch durch wirksame Maßregeln während der Brütezeit vor den Verfolgungen und Störungen der Menschen und des Raubzeuges zu schützen. Dahin gehören Verbote gegen das Ausnehmen der Nester nützlicher Vögel, Vertilgung und Abhaltung der Raubtiere, Anlagen von künstlichen Hecken und Aushängen von praktischen Nistkästen in Gegenden, wo es an wilden Hecken und alten hohlen Bäumen fehlt.

Als Raubzeug sind zu betrachten: die Hauskatzen, welche aufs Feld gehen oder unsere Gärten, öffentliche Anlagen und buschreiche Friedhöfe entvölkern, ein für die Vögel um so gefährlicheres Tier, als es unter dem Schutze des Menschen steht; mehr als die Hälfte der uns umgebenden Vögel verblutet unter den Klauen der Hauskatzen; besonders

verfallen ihnen die kurz ausgeflogenen Jungen, wenn sie um Futter rufen, denn diese Töne sind den Katzen genau bekannt und locken sie herbei. Das Jammern und Warnen der Eltern, welche die Gefahr kennen, nützt nichts, denn mit großer Beharrlichkeit lauert die Katze, bis sie ihren Zweck erreicht hat. Es gäbe nachzudenken, ob dem Halten dieser Raubtiere nicht gesetzliche Grenzen zu stecken wären. Einstweilen sorge jeder Vogelfreund für die Verminderung solcher Räuber innerhalb seines zugänglichen Kreises und suche namentlich durch Wort und Schrift dahin zu wirken, daß weniger feldstrolchende Katzen unterhalten werden. Weiteres Raubgesindel sind die Füchse, Haus- und Baummarder, Iltisse, große Wiesel, Edelfalken; Sperber, Habichte, Weihen, die Raben (aber nicht die Saatkrähen), Elstern, Häher, der große und der rotrückige Würger. Unsäglich viele Bruten werden durch diese Tiere zerstört, viele Tausend alter und junger Insektenfresser durch sie vernichtet; sie sind deshalb wahre Geißeln für die unsere Obstbäume, Felder und Gärten belebenden und von Insekten befreienden Sänger. Es läge gewiß im Interesse der Landwirtschaft, durch Aussetzen von namhaften Prämien den zuverlässigen Flurschützen die Jagd auf obiges Raubzeug zu belohnen und dadurch dessen Vermehrung so viel als möglich einzuschränken. Anderseits sind aber die nützlichen Eulen (den Uhu ausgenommen) nicht in die Kategorie schädlicher Tiere einzuschließen, sondern zu schonen, und der Nutzen dieser Schonung, der im Vertilgen vieler Mäuse besteht, in weitesten Kreisen bekannt zu machen.

In anatomischer Beziehung bemerkt Prof. Dr. Nitzsch: „Die Sylvien besitzen den Singmuskelapparat am unteren Kehlkopf, welcher meist mit 5 Paar Muskeln auf der Vorder- und Hinterseite verstärkt ist. Diese Einrichtung hat denn auch — wie oben bemerkt — eine ganze Reihe ordnungsmäßiger Bildungen zur Folge. Insbesondere aber kommen die Sylvien anatomisch so vollkommen mit den Drosseln überein, daß aller gegebenen Mühe unerachtet noch kein namhafter anatomischer Unterschied zwischen beiden von mir aufgefunden werden konnte u. s. w. — Bezeichnend für alle Sperlingsvögel ist eine besondere knöcherne Röhre, welche die Luft aus der Paukenhöhle in die Lufträume des Unterkiefers führt. Die Wirbelsäule besteht aus 10 bis 14 Hals-, 6 bis 8 Rücken-, 6 bis 13 Kreuzbein- und 6 bis 8 Schwanzwirbeln. Die Zunge, deren horniger Ueberzug am Rande und an der Spitze oft gezahnt oder zerfasert sein kann, entspricht in Form und Größe dem Schnabel. Die Speiseröhre erweitert sich nicht zu einem Kropfe, der Magen ist fleischig, Gallenblase und Blinddarm sind stets vorhanden" u. s. w.

Die Insektenfresser haben meistens einen dünnen und geraden (pfriemenförmigen) Schnabel, die Basis desselben mit einem gleichmäßigen, doch verkleinerten Gefieder, bei den meisten Familien aber mit Borsten umgeben; doch gibt es hierin sehr verschiedene Abweichungen, nach welchen sie in Familien oder Gruppen geschieden werden. Die besten Sänger dieser Abteilung haben eine enorme Biegsamkeit ihrer Stimme und entwickeln eine Kraft in der Kehle, die bei einem so kleinen Geschöpfe beinahe an das Wunderbare grenzen.

Beschrieben sind hier: 116 Arten in 28 Familien, welche letztere zu genauerer Kennzeichnung häufig noch in Gruppen abgeteilt sind. Die Namen der Gruppen werden aber nicht für die Ueberschriften benützt, sondern der Familienname bleibt vorangestellt. Zum besseren Verständnis verweise ich den geneigten Leser besonders auf die unten angehängte Note über die in unserer neuen Auflage eingehaltene Nomenklatur und Synonymik *).

---

*) **Vorbemerkungen über Nomenklatur und Synonymik.**

Gründlich geändert gegen unsere früheren Auflagen wurden die Ueberschriften und lateinischen Synonyme. Diese sind in chronologischer Reihenfolge gesammelt und stützen sich auf die Namengebung Linnés, nebst seinen Citaten, welche er sowohl zeitgenössischen Naturhistorikern, als auch den sogenannten „alten Autoren" entnahm. Daß die Citate angegeben sind, wird der sich hiefür interessierende Leser würdigen, wenn er findet, daß spätere Ornithologen solche nicht selten als Ueberschriften verwendeten, ihre Namen als Autoren beisetzten und dadurch den Namen Linnés — welcher die Benennung doch zuerst wissenschaftlich einführte — kurzerhand beseitigten.

Diese Sammlung von Synonymen reicht zurück bis zur Fauna suecica, von Linné ausgegeben im Jahre 1746; weiter benützt ist das systematische Verzeichnis, welches die Fauna ergänzt, betitelt: Systema Naturae, sistens etc. 1748. Das bedeutendste Hauptwerk aber ist das im Jahre 1758 erschienene (editio X),

Erste Familie: **Erdsänger**, Lusciola, *Keys. u. Blasius* 1840.

Humicola, *Naum.* 1822; — Erithacus, *Reichw.* 1884.

Die Arten dieser Familie haben ziemlich hohe Beine, große, glanzvolle Augen, ziemlich aufrechte Stellung; der Schnabel ist dünn und ziemlich mit fast gleichen Kinnladen (pfriemenförmig), vor den unbedeckten Nasenlöchern höher als breit; die Nasenlöcher mit einer weichhäutigen Schwiele am oberen Rande; lockere Vorstenfedern, die aber die Nasengrube nicht überragen; die Flügel ziemlich kurz, die 3. oder 4. Schwinge am längsten; der 12federige Schwanz mittellang und bei den meisten durch rostbraune Färbung ausgezeichnet; die Läufe gestiefelt; Zehen von der Wurzel an oben fein getäfelt. Sie bewegen sich gewandt auf der Erde, meistens hüpfend, suchen auch daselbst ihr Futter und legen — ausgenommen die Hausrötlinge — auch derselben nahe ihre Nester an, was den Familientitel: „Erdsänger" rechtfertigen kann. Sie alle kennzeichnen sich durch lebhafte, eigentümliche Bewegungen mit dem Schwanz, den sie in verschiedener Weise auf und ab schnellen, oder sehr rasche, fast zitternde Bewegungen damit machen, weshalb auch Linné für eine größere Abteilung die Bezeichnung: Motacilla (Wedelschwanz) aufstellte. Die Engländer Pennant und Latham gaben in ihren Werken einem großen Teil der Singvögel den lateinischen Familiennamen: Sylvia, zu deutsch „Sänger oder Sylvien", welche Benennung noch bis in die Neuzeit herein volkstümlich geblieben ist.

Eine auffallende Uebereinstimmung findet bei den Jungen dieser Familie statt, welche bei flüchtiger Schau bis zum Verwechseln führt; sie sind einander ähnlich gefleckt, gleichen aber nicht den Alten. — Die Gesamtzahl beträgt ungefähr 30 Arten, von denen bei uns vorkommen: 7 Arten, welche, einiger kleinen Unterschiede wegen, in 4 Gruppen eingeteilt sind.

Erste Gruppe: **Edelsänger**, Luscinia, *Linné** 1735.

Schwenkfeld 1603; *Ray* 1713; *Klein* 1750; *Möhring* 1752; *Brisson* 1760; *Sundev.* 1836; — Sylvia, *Penn.* 1866; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1803; — Curruca, *Koch* 1807; — Philomela, *Selby* 1836;

---

nebst dem im Jahr 1766 ausgegebenen (editio XII) sehr vermehrten Werk mit dem Titel: Systema Naturae per regna tria naturae etc., welche als Grundlage dieser Sammlung von Synonymen gelten können.

Die binäre Nomenklatur hat Linné in seiner 10. Ausgabe 1758 als Prinzip durch das ganze Tierreich eingeführt; die Arten sind gut bestimmt, viele besser als in der 12. Ausgabe, woselbst zuweilen unrichtige Synonyme und Beschreibungen hinzugekommen, oder auch gute Arten ganz ausgelassen sind. (Siehe auch Sundevall: Versuch natürlicher Einteilung der Vögel, 1872; — Ornis 1886, 344.) Hauptsächlich aus dieser 10. Ausgabe stammen also die Artnamen, welche in unserer neuen Auflage für die Ueberschriften gewählt sind.

Die Sammlung von Synonymen aus den Linné'schen Werken ist aber nur ein kleiner Teil und weit überholt durch die Flut der nachfolgenden Werke neueren Datums, so daß bei der weiter fortschreitenden Sammlung der Synonyme, bis in die neuere Zeit herein, aus naheliegenden Gründen nur diejenigen Ornithologen eingereiht werden konnten, welche in unserem Vaterland als Förderer dieser Wissenschaft allgemein anerkannt sind.

Aus dieser chronologischen Reihenfolge ergeben sich die Ueberschriften, deren richtige Autoren und das Recht der Priorität in den meisten Fällen von selbst. Eine ausführlichere Besprechung ist diesem Teil der Ornithologie in der später nachfolgenden Einleitung unter der Rubrik: „Systematische Behandlung" gewidmet, worauf ich den geneigten Leser verweise. Uebrigens gibt diese Sammlung, welche im Verlaufe dieses Werkes dem Leser vorgelegt wird, selbst hierüber den besten Aufschluß.

Die Klassifikation der Vögel ist — einige Verschiebungen der Familien abgerechnet — dieselbe geblieben, wie in den früheren Auflagen. Dagegen ist für die „Sitzfüßler" eine besondere Ordnung gebildet. Durch Beibehaltung der Familiennamen für die Ueberschriften wurde möglichste Einfachheit angestrebt, während durch die Einteilung in Gruppen die feineren Unterschiede hervorgehoben sind und einer strengeren wissenschaftlichen Teilung Rechnung getragen ist. Die Gruppennamen wurden aber nicht als Ueberschriften verwertet, um das Gedächtnis des schlichten Liebhabers nicht mit zu vielen Namen zu belasten, die nur den eigentlichen Systematiker interessieren. Auch hierüber gibt wieder die Durchsicht des systematischen Teiles den besten Aufschluß. Ein Verzeichnis der angeführten Autoren samt den Jahreszahlen ihrer citierten Werke folgt am Schlusse unseres Buches.

In Anbetracht der großen Schwierigkeiten, mit welcher diese Zusammenstellung von Synonymen verbunden war, bittet um milde und, wenn nötig, um nachsichtige Beurteilung   Der Verfasser.

Sw. 1837. * Linné hat in dem ornithologischen Verzeichnis von 1735 die Nachtigall mit: „Luscinia uscinia“ aufgeführt; späterhin mit Motacilla vereinigt.

Die Familienkennzeichen gelten auch für diese Gruppe. Die erste Schwinge ist nur verkümmert und klein; die 2. Schwinge weit länger als die 6.; die 3. am längsten; der Schwanz einfarbig rotbraun. Die Geschlechter gleichen sich im Alter, das gefleckte Nestkleid ist aber verschieden. Diese Gruppe enthält die edelsten Singvögel der Erde; ihre Luftröhre ist sehr ausgebildet und am unteren Kehlkopf finden sich 5 Paare kräftig entwickelter Muskeln. 2 Arten.

Die Nachtigall. Lusciola luscinia, *Linné*.

Taf. 1. Fig. 1, alte Nachtigall; Fig. 2, nestjunge Nachtigall.

Aechte-, Gemeine-, Kleine-, Wald-, Berg-Nachtigall; Philomele, Dorling, Rotvogel. — Die Nachtigall war schon bei den Alten ein hochgeschätzter Singvogel und hat demnach eine Synonymik, die bis ins graue Altertum hinaufreicht. — Aëdon, et Progne, benannte sie der Grieche Aristoteles 344 v. Chr. Geb.; Luscinia, Lusciola, et Philomela, der Römer Varro 70 v. Chr. Geb.; ebenso Plinius der Aeltere, 50 n. Chr. Geb. Unsere alten Autoren — von Gesner an gerechnet — behielten diese Namen bei; die späteren machten aber Unterschiede zwischen großer (Sprosser) und kleiner Nachtigall. — Luscinia minor, *Aldr.* 1603; *Schwenkf.* 1603; *Rzcaczynsky* 1721; *Frisch* 1736; *Klein* 1756; *Br.* 1831; *E. F. v. Homeyer* 1885; — Motacilla luscinia, *L.** 1746—66; — Sylvia luscinia, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; — Mot. philomela, *Pall.* 1811; — Luscinia peregrina, et Okeni, *Br.* 1831; — Philomela luscinia, *Selby* 1833; — Luscinia vera, *Sunder.* 1836; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886; — Lusciola luscinia, *K. & Bl.* 1840; — Erithacus luscinia. *Rchw.* 1884. — * In Fauna suec. 1746 erwähnt Linné die Luscinia minor des Aldrovand, dann aber nicht mehr, da er beide Nachtigallen für Varietäten einer Art hält.

Einen würdigeren Vogel, die Reihe der Sänger zu eröffnen, gibt es nicht. Sie ist von der Größe eines Haussperlings, aber schlanker, edler gebaut und von einfacher aber angenehmer Färbung.

Kennzeichen der Art. Die Oberseite ist rötlichbraun, wie abgefallenes Eichenlaub; der Schwanz rostfarbig; die unteren Teile trüb weißlich. Die 3. Schwinge die längste; die 2. kürzer als die 4., kaum länger als die 3.; die 1. Schwinge verkümmert, sehr klein und stumpf, so daß sie beinahe übersehen wird, und reicht nur so weit als die oberen Flügeldeckfedern, oder höchstens 2 mm weiter. Länge 16 cm, wovon auf den Schwanz 6,6 cm abgehen; Flügelbreite 25 cm; Schnabellänge 1,4 cm; Fußrohr 2,8 cm.

Beschreibung. Oberseite gelblich rotgrau, etwas ins Rötliche spielend, Unterseite gelblichgrau, Kehle und Brustmitte am hellsten; die langen unteren Schwanzdeckfedern einfarbig trüb rotgelblich weiß (beim Sprosser sind diese unteren Schwanzdecken leicht quer gebändert); der Bürzel ist dunkelrostfarben; die zugerundeten Schwanzfedern sind angenehm rostrot, die beiden Mittelfedern etwas dunkler. Die zusammengelegten Flügelfedern haben die Farbe des Rückens. Der Schnabel ist oben dunkelbraun, auf den Seiten blaß fleischfarben; die großen lebhaften Augen sind dunkelbraun, mit weißlichen Wimpern; die Füße blaß fleischfarben. — Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich und ungemein schwer zu unterscheiden, doch will ich einige Kennzeichen angeben, welche dem aufmerksamen Beobachter einige Sicherheit gewähren. Das Männchen hat eine aufrechtere Haltung, der Hals ist gestreckter, namentlich der Kopf gegen Stirn und Schnabel mehr zugespitzt; die Beine scheinen wegen der aufrechten Haltung höher. Zur Zeit des Frühjahrs, gleich nach ihrer Ankunft, ist der äußerlich sichtbare Teil des Afterkanals, welchen die Liebhaber in der Kunstsprache das Zäpfchen nennen, merklich länger als beim Weibchen, und dies ist auch das sicherste Kennzeichen, solange die Geschlechtsorgane in stark entwickeltem Zustande sind, denn nach Ablauf der Fortpflanzungszeit verschwinden diese Kennzeichen wieder vollständig. Beim Weibchen ergibt sich folgendes: Die Stellung ist nicht so aufrecht, der Hals mehr eingezogen, besonders der Kopf an der Stirne rundlicher, die Form des Leibes erscheint kürzer und gedrängter. Die Jungen siehe unten.

In Färbung, Körpergröße, Schnabellänge, selbst beim Gesang kommen bei unsern Nachtigallen ebenfalls Spielarten vor, wie überhaupt anzunehmen ist, daß jede Tierart innerhalb einer gewissen Skala abändert, was den Einflüssen des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der verschiedenen Nahrungsstoffe u. s. w. zuzuschreiben ist. Man trifft daher etwas größere oder kleinere, etwas mehr ins Graue oder ins Rötlichbraune spielende Exemplare, ohne daß sie deshalb spezifisch verschieden wären. Ich kann dem geneigten Leser aus Erfahrung mitteilen, daß unter 2 Dutzend Nachtigallen keine der anderen vollkommen gleich war. Wir hatten Graubraune, Rotbraune, Gelblichbraune, Große, Kleine, welche 4 cm kürzer waren; gute und geringe Schläger. Die sämtlichen Vögel wurden auf ca. 2 Geviertmeilen in Feldhölzern unseres württembergischen Unterlandes in 1 ½ Tagen gesammelt.

Dagegen zweigen sich in Turkestan und Persien einige sehr nahestehende Arten ab, die man auch zum Sprosser stellen könnte. Die Steppen-Nachtigall, Lusciola Golzi, *Cabanis* 1873. Etwas größer als unsere heimische Nachtigall; die 2. Schwinge etwas kürzer; die Rückenfarbe eintönig rostfarben. In Turkestan. — Die Hafiz-Nachtigall, L. Hafizi, *Severzow* 1875. Ebenfalls größer als unsere Nachtigall und blässer gefärbt, hat auch einen längeren, abgerundeten Schwanz. In Persien und Turkestan. In den Dschungeln, welche teilweise das Kaspimeer säumen, hier vornehmlich durch die Stachelgebüsche von Rubus fruticosus *L.* gebildet werden, lebt und brütet der Hafisfänger, ist aber in dem dichten Gewirr dieses Gestrüpps, lebend oder tot, schwer zu beschaffen (Radde). — Auch eine neue Art erwähnt Dr. A. G. Fischer, welche derselbe im Massailand (im Innern des äquatorialen Ost-Afrika) entdeckte und von Dr. Reichenow beschrieben wurde. Die Afrikanische Nachtigall, Lusciola africana, *Fischer* und *Rchw.* 1883. Sie ist etwas größer, oben gleichförmig dunkelbraun; der Schwanz zieht nur schwach ins Rostbräunliche. Länge 160, Flügel 87, Schwanz 75, Firste 19 mm. Gefunden in Klein-Aruscha am Kilimandjaro (Cab. J. 1884, S. 12). — Die Kakoma-Nachtigall, L. Böhmi, *Rchw.* 1886. Oberleib fahler als beim Sprosser, insonderheit die obern Schwanzdecken, auch etwas kleiner, Flügel etwas kürzer, Schwingen in der Spitze etwas breiter, die 3. Schwinge die längste. Flügel 82, Schwanz 62, Mundspalte 17, Lauf 35 mm. Vorkommen in der Landschaft Kakoma, östlich vom Tanganika-See, von Dr. Böhm und Paul Reichard gesammelt (Cab. J. 1886, S. 115).

Unsere echte Nachtigall ist als Brutvogel eine Spezialität für Europa, denn sie überschreitet dessen Grenzen nirgends weit und dies zumeist nur zum Ueberwintern. Sie bewohnt Mittel- und Süd-Europa, die westlichen Länder häufiger als die östlichen; so Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, besonders die Fruska-Gora in bedeutender Häufigkeit, Kroatien, die Türkei, Griechenland, sowie auch Klein-Asien, und ist in den gebüsch- und wasserreichen Gegenden nicht selten; auch alle dazwischen liegenden Länder; nordwärts bis Süd-England, Dänemark; bei Store Hebbinge (Seeland) sind beide Arten überaus zahlreich, es findet sich daselbst kaum ein Wäldchen, in dem nicht mehrere brüten (Ornis 1885, S. 111); aber nur selten in Süd-Schweden, von wo an der Sprosser auftritt und auch weiterhin nach Osten die Nachtigall allmählich ablöst. — Ueber das häufige Vorkommen der Nachtigall in Spanien sagt A. Brehm: „Die Menge der Nachtigallen, welche einen und denselben Landesteil und Garten bewohnen, hat mich in Erstaunen gesetzt. Man sagt kaum zu viel, wenn man behauptet, daß in Spanien, geeigneten Orts, in jeder Hecke oder in jedem Busche ein Nachtigallenpärchen herbergt. Ein Frühlingsmorgen auf dem Montserrat, eine abendliche Lustwandlung innerhalb der Ringmauern der Alhambra wird jedem unvergeßlich bleiben, welcher ein Ohr hat, zu hören. Man vernimmt 100 Nachtigallen zu gleicher Zeit; man hört überall das eine Lied. Die ganze große, grüne Sierra Morena darf als ein einziger Nachtigallengarten angesehen werden, und solcher Gebirge gibt es noch viele &c." In unserem Vaterland ist sie in manchen Gegenden häufig, während sie in anderen auch wieder gänzlich fehlt, obwohl sämtliche Bedingungen für ihren dauernden Aufenthalt geeignet erscheinen. Bei Greifswald und Danzig, wo der Sprosser häufig wohnt, kommt die echte Nachtigall ebenfalls nicht vor. In Vorpommern bildete früher die Peene eine Art Grenze zwischen Sprosser, der nordöstlich, und Nachtigall, die südwestlich dieses Flusses wohnte. In der Schweiz beschränkt sich ihr Brutgebiet auf deren südliche und westliche Kantone. — In Nordwest-Afrika, Marokko und Algier ist die Nachtigall ebenfalls noch als Brutvogel verzeichnet, nicht aber in Nordost-Afrika, denn sie besucht, nach Heuglin: „Egypten, Nubien, und Arabien nur auf dem Zuge; sie wandert im September ins Innere, im März und Anfangs April zurück nach Europa."

Zu uns kommt sie einzeln in der zweiten Hälfte des April und verläßt uns wieder von Ende des Juli an bis in den September hinein, und wie es scheint — Alte und Junge zumal, obwohl später gefangene meist junge Vögel sind. Sie überwintert in Afrika, und da es in Spanien so viele brütende Nachtigallen gibt, so ist wohl auch anzunehmen, daß sie in den Stromgebieten West-Afrikas vom 15. Gr. n. Br. bis zum Kongostrom

häufiger überwintert als in Ost-Afrika*). In Griechenland und Klein-Asien kommt sie im Anfang des April an, auf der Insel Kreta um die gleiche Zeit und bleibt daselbst sehr häufig an den Flüssen als Brutvogel zurück; die Insel Malta benützt sie nur zur Rast auf ihrer Reise nach Norden oder umgekehrt zur Südreise, also jährlich zweimal, ist dann aber einige Tage gemein. Dagegen kommt sie nach Cetti auf der Insel Sardinien schon in der ersten Hälfte des März als Brutvogel an und läßt auch sofort ihren Schlag ertönen. — Zu uns kommen die Männchen gewöhnlich 4 bis 8 Tage früher, was den Vogelstellern bekannt genug ist; auch trifft man sie in dieser Zeit manchmal in einzelnen Feldhecken an, wo sie aber nur kurze Zeit verweilen und dann wieder weiter reisen.

Sie lieben milde Wälder, aber weder die alten, düsteren Hochwälder, noch reine Nadelwaldungen. In Gebirgsgegenden bewohnen sie nur die Vorwälder, besonders wenn sie lichte, aber buschreiche Plätze haben, mit Wiesen und Aeckern zusammengrenzen, mit größeren und kleineren Gewässern durchschnitten sind oder doch wenigstens teilweise feuchten Boden haben. In den dichten Weidenböschungen der Flußufer trifft man sie ebenfalls, wenn sie noch mit anderen Holzarten bewachsen sind, doch nicht in der Niederung des Wasserlaufes, sondern erst, wo das Ufer schon zu einer gewissen Höhe emporgestiegen ist. In ebenen Waldungen, wo Eichen, Birken, Ulmen, Eschen und andere Laubholzbäume nicht zu dicht stehen, unter diesen aber recht viel dichtes Unterholz aus Haseln, Hartriegeln, Faulbaum, Liguster, Salweiden, Schlingbaum, Schwarz- und Weißdorn und anderem Gesträuch bestehend, ein schattiges Gebüsch bildet, welches eine reichliche Grundlage von altem Herbstlaub hat, dazwischen wieder freie, lichtere Stellen oder Waldungen zum Futtersuchen, sind sie ungemein gern. Dagegen trifft man sie auch noch in kleineren Feldhölzern, in Parkanlagen, in großen Ziergärten, in größeren Baumanpflanzungen, oft in geringer Entfernung von bewohnten Orten, selbst auf alten, gartenähnlichen Friedhöfen, wenn es nur nicht an größeren Hecken und niederem Gebüsche fehlt; denn sie werden niemals ihren Standort an einem Platze nehmen, der nicht durch dichtes Buschwerk verwachsen und wenigstens teilweis mit abgefallenem Herbstlaub bedeckt wäre. Je dichter das Buschwerk ist, desto lieber ist es der Nachtigall, denn in solchem Gestrüppe ist sie vor den Verfolgungen der Raubvögel am besten gesichert. Daß sie dieses als Zufluchtsort zu schätzen weiß, kann man leicht erproben; wenn sie nämlich auf einem Baum sitzt und man wirft neben ihr eine Mütze, ein Taschentuch oder einen Stein in die Höhe, so stürzt sie sich pfeilgeschwind herab und ins dichteste Gewirre, um vor dem vermeintlichen Feinde sicher zu sein.

Sind sie einmal in der Gegend angekommen, wo sie ihren Stand behaupten wollen, was meistens in der Nähe ihres Geburtsorts der Fall ist, so fangen sie sofort an zu schlagen, leiden daselbst keinen Nachbar ihrer Art und führen deshalb hitzige Kriege, die sich dem beobachtenden Auge häufig darbieten; die stärkeren vertreiben die schwächeren, und wo wenige angetroffen werden, meinen Unerfahrene, es sei dies eine Folge des Wegfangens. Wo aber viel Nahrung und ein günstiges Terrain ist, findet man sie näher beisammen.

In unserem Württemberg kommen die Nachtigallen mit anderen Sängern zuerst im Unterlande auf dem Frühlingszuge an; eine sehr milde, fruchtbare Landschaft, welche mit vielen Feldhölzern besetzt und von größeren und kleineren Gewässern durchschnitten ist; in den rauheren Teilen des Schwarzwaldes und der Alb, bei uns das Oberland oder auch die Rauhe Alb genannt, fehlt sie ganz. Das Unterland liegt fast einen Breitegrad nörd-

*) Nimmt man die neueren Karten Afrikas zur Hand, so drängt sich fast unwillkürlich die Frage auf: ob wohl alle unsere Wandervögel, die westwärts abziehen, an den Mündungen dieser großen Wasserstraßen dauernden Aufenthalt nehmen, oder etwa die Reise weiter durchs Innere fortsetzen, und so ohne besondere Schwierigkeiten allmählich nach der Ostseite Afrikas gelangen, um auf einer Art Rundreise wieder ostwärts (Nil abwärts) in unserem Erdteil einzuwandern? Ein Teil unserer ostwärts abziehenden Vögel vielleicht in entgegengesetzter Richtung?! Bei unseren guten Fliegern scheint das möglich. — Manche schwer zu lösende Erscheinungen bei unseren Wandervögeln könnten eine befriedigende Erklärung finden, wenn es dereinst durch unsere kolonialen Versuche gelingt, das Innere des Schwarzen Erdteils genauer zu durchforschen. Daß Nachtigallen auch im Innern Afrikas getroffen werden, scheinen die beiden gesammelten Arten: Lusciola africana, *Fisch.—Rchw.* und die Kakoma-Nachtigall, Lusciola Böhmi, *Rchw.*, zu bestätigen.

licher als das Oberland, ist trotzdem aber sehr viel milder und hat eine weit üppigere Vegetation, ist daher an geeigneten Plätzen von Sängern aller Art, auch von Nachtigallen, sehr belebt. Auf dem Westabhange des Schwarzwaldes, in der Rheinthalebene in Baden trifft man sie ebenfalls häufig an. — In den schönen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens traf man noch in den dreißiger Jahren viele Nachtigallen, und ich überschätze nicht, wenn ich die ganze Zahl auf 24 Pärchen anschlage. Auch außerhalb der „Anlagen“, in großen Feldhecken und Ziergärten, selbst auf den alten Kirchhöfen wurden Nachtigallen gehört und gefangen. Aber nachdem die Eisenbahn (1846) links und die Bauten einer neuen Straße rechts den Königl. Park („Anlage“ benannt) schmälerten, verminderten sie sich bis auf 8 bis 10 Paare. Endlich wurde auch aus Sanitätsrücksichten für den hochbetagten König Wilhelm (etwa 1860) das Unterholz ausgerodet, um den Park besser austrocknen zu lassen. Als nun auch der Boden unter den Bäumen mit Haue und Schore bearbeitet und damit kahlgelegt wurde, da war es um die Heimat der Nachtigallen hier im Stuttgarter Thal geschehen. Von den hier ausgetriebenen haben sich einige Paare in dem ganz nahegelegenen Badeort Cannstatt angesiedelt, und zwar in einem kleinen, aber äußerst anmutig angelegten Gehölze des Kursaales, der Sulzerrain genannt. Es mögen etwa 4 Pärchen sein. Diese werden aber sehr geschützt und über die Zeit ihres Aufenthalts mit Argusaugen bewacht. Ich möchte niemandem raten, eine solche Sulzerrainer Nachtigall wegzustibitzen.

In den günstigen Teilen unseres Unterlandes gibt es in den anmutigen Feldhölzern zwischen Ludwigsburg, Bietigheim, Sersheim, Freudenthal, Besigheim, Löchgau, Lauffen a. N., Güglingen, Brackenheim, Stockheim, Neipperg, Klingenberg, Heilbronn, Schwaigern, Neckarsulm, Weinsberg u. a. noch viele Nachtigallen, welche oft nahe beisammen wohnen, manchmal mehrere Pärchen auf einem Morgen Waldung. Diejenigen, welche am Fuße der Alb (Umgegend bei Tübingen) gefangen werden, sogenannte Albvögel, werden für bessere Schläger gehalten; der Unterschied liegt aber nur in der Einbildung. So ist bei uns auch allgemein der Glaube verbreitet, diese Albvögel seien in der Regel Nachtschläger; doch kann Verfasser aus Erfahrung versichern, daß dies nicht der Fall ist. Nachtschläger findet man überall, wo Nachtigallen getroffen werden, aber überall selten. Es sind ausnahmsweise lebensfrische, feurige Vögel, welche ihren Nachtschlag auch im Käfige fortsetzen.

Sie nisten bei uns besonders gern da, wo Eichen mit Haselsträuchern abwechseln, an Stellen, wo das Gebüsch nicht gar zu hoch ist; wo niedrige, stark verwachsene Baumstümpfe stehen; auf etwas freieren Stellen, wo das niedrige Gebüsch mit hohem Gras verwachsen ist; in dichten Hecken, in dornigem Gestrüppe der Waldränder, in Grasbüscheln, in Reisig- und Laubhaufen; sie benützen auch noch viele andere Gelegenheiten, immer am liebsten da, wo abgefallenes Laub teils die Erdschicht bedeckt, teils sich in das Buschwerk eingelagert hat. Abgefallenes Laub schützt durch seine Farbe die Nachtigall, ihre Eier und Brut, es ist das Telephon, welches herannahende feindliche Schleicher anzeigt und die rechtzeitige Flucht begünstigt; denn die brütende Nachtigall wälzt sich langsam flatternd auf dem dürren Laub fort, erscheint den Störenfrieden eine leichte Beute, und diese werden durch die List des flüchtenden Vogels meist sicher vom Neste abgeleitet. Ist dieser Zweck erreicht, so ergreift der Vogel die richtige Flucht und überläßt dem getäuschten Feind das Nachsehen. Immer aber ist das Nest so gut versteckt, daß man es beim Aufsuchen eher zertreten als wahrnehmen kann, wozu auch hauptsächlich das unansehnliche Material beiträgt, woraus es gebaut ist. Es steht meistens dicht auf dem Boden oder nicht weit von demselben entfernt, höchstens bis zu $^2/_3$ m, und nur ausnahmsweise hat man es auch schon höher gefunden. Die äußere Grundlage des Nestes besteht aus viel dürrem Laub, welches der Umgebung entnommen ist, besonders von Eichen und Haseln, dann folgt das eigentliche Geflechte, welches aus Graswurzeln, Hälmchen, Rispen und bisweilen noch aus Tierhaaren besteht; innen ist es gut ausgerundet, ziemlich tief und bildet im ganzen einen großen Klumpen. Die 4 bis 6 Eier, welche man im Mai findet, sind zart und glattschalig, glänzend und auf blaß olivengrünem oder auch olivenbraunem Grunde mit graubrauner Farbe getüpfelt und gewölkt, so daß sich die Flecken in der Grundfarbe ver-

schmelzen, daher sie meistens einfarbig grünlichbraun erscheinen. An entleerten Eiern treten die Flecken deutlicher hervor. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 20,8 + 15,1 mm*). Die Brütezeit dauert 14 Tage, und die Jungen werden mit Spinnen, Fliegen, kleinen Schmetterlingen, Räupchen u. dgl. auferzogen, gehen aber schon mit 14 Tagen aus dem Neste, oft noch früher, ehe sie nur fliegen können, und lassen sich dann, auf dem Boden umherhockend, noch lange von ihren Eltern füttern. Wenn sie sich ins Laub niederdrücken, so sind sie durch Menschenaugen nicht mehr oder fast nicht mehr zu entdecken.

Die Jungen sind getüpfelt und sehen im Kleingefieder den Alten nicht ähnlich; oben sind sie dunkelbraungrau, mit hellrostgelben Schaftflecken; unten sind sie bräunlichgelb überlaufen und dunkelbraun gesprenkelt, Kehle weißlich; große Flügel- und Schwanzfedern wie bei den Alten.

Weil das Nest einer Nachtigall nicht ohne große Schwierigkeiten zu entdecken ist, so will ich dem eiersammelnden Liebhaber einige Regeln angeben, wodurch dessen Auffindung wesentlich erleichtert wird. Man geht in den ersten Wochen des Mai in die Nähe des Platzes, wo man ein Pärchen weiß, am besten in den Vormittagsstunden, und verhält sich so ruhig als möglich. Die Nachtigallen, welche den Menschen nicht scheuen, werden ihre Baumaterialien nach dem Platze tragen, wo sie das Nest anlegen, und so kann man dasselbe vollends leicht auffinden; man muß aber nicht dabei verweilen, sondern sich gleich wieder entfernen, sonst lassen sie das Nest liegen und fangen einen anderen Bau an. Wenn dann später Eier in dem Neste sind, so findet man manchmal einige dürre Blätter darüber gelegt, ich weiß nicht, ob absichtlich oder aus Zufall, da es nicht bei allen Nestern vorkommt, und in diesem Falle ist das Nest kaum noch zu entdecken; man lasse sich aber hierdurch nicht irre machen, sondern sehe nur aufmerksam nach und man wird es wieder auffinden. Ebenso schwierig ist das brütende Weibchen auf dem Neste zu entdecken, weil dessen Färbung dem dürren Laube gleicht, welches gewöhnlich das Nest umgibt. Auf ähnliche Weise muß man suchen, die Jungen zu entdecken, wozu es aber erst im Juni Zeit ist; man begibt sich vor Sonnenaufgang auf den Platz, wo man das Männchen öfters schlagen gehört hat, und wartet mit Ruhe und Geduld, bis man die heißhungrigen Jungen schreien hört, was dem Beobachter bald den Nestplatz anzeigen wird. Ueberhaupt sind die Alten sehr ängstlich, wenn sie Junge haben, und verraten ihre Brut durch das unaufhörliche Angstgeschrei, wobei man die Männchen an dem reineren flötenderen „wid, wid" vom Weibchen unterscheiden kann, dessen Stimme weicher oder feiner ist. Will man die Jungen ausnehmen und die Alten dazu fangen, so kann dieses ohne große Mühe mit einem Schlagnetze oder mit Leimruten geschehen, wenn erstere etwa 8 bis 10 Tage alt sind. Siehe „Fang der Vögel". Katzen, Igel und Wiesel sind Todfeinde aller kleinen Vögel und müssen daher überall vertilgt werden, wo man Nachtigallen hegen und schützen will.

Nach meiner Erfahrung ziehen die Nachtigallen des Jahres nur einmal Junge; der Fall ist aber nicht selten, daß sie zweimal Eier legen, wenn sie von ihrem ersten Neste vertrieben oder der Eier beraubt worden sind.

Was das künstliche Hecken im Zimmerflug anbelangt, so muß hier erwähnt werden, daß in den letzten Jahrzehnten schon mehrfach über gelungene Bruten in Fachblättern berichtet wurde, welche bei Nachtigallen, Rotkehlchen, Schwarzköpfchen, Singdrosseln, Amseln, Steinröteln, Staren, Spottdrosseln, Spiegelmeisen u. a. das zeitweilige Gelingen solcher Nistversuche bestätigen. Die Herstellung eines solchen Brutraumes erfordert aber mancherlei Zurichtungen, um guten Erfolg zu erzielen. Man richtet für Nachtigallen ein eigenes Lokal her, belegt und bestreut den Boden mit Walderde, Moos, dürrem Waldlaub, Grashälmchen, auch mit Rasenpolstern, stattet dasselbe mit frischgrünem Gebüsch, nämlich Setzlingen von Birken, Weiden, Tannenbäumchen, Johannisbeersträuchen, blätterreichen Geranien und anderen geeigneten Pflanzen aus, welche in Kistchen und große Töpfe versetzt sind. Man kann auch Gerste in Kistchen einsäen, welche rasch grüne Rasen bildet. Das Futter für die Brutvögel bilden frische Ameiseneier mit nicht zu viel Mehlwürmern; daneben aber

*) Gemessen von Dr. Schalow in: Ornis der Mark Brandenburg. Cab. J. 1876, Seite 1 ff.

noch das gewöhnliche Kunstfutter, dessen Grundlage zerriebenes Kalbs- oder Hammelsherz ist. Ist auf diese Weise eine möglichst getreue Kopie ihres Aufenthalts im Freien eingerichtet, so darf man nicht weiter als ein Pärchen Nachtigallen als Brutvögel einsetzen. Ein Paar Schwarzköpfchen könnte man den Brutraum ebenfalls mitbenützen lassen, aber keine Rotbrüstchen, welche von den Nachtigallen befehdet werden. Zum Nestbau gibt man Eichen-, Weiden- und Haselaub, feine Hälmchen und Würzelchen, Reh- und Kälberhaare. Auf diese Weise kann mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg gerechnet werden. (G. Göller: Brütende Nachtigallen im Zimmer. — Zool. G. 1863, 174; 1865, 417.)

Der Eiersammler kann durch solches künstliche Hecken zu den Eiern gelangen, indem er die Nester und Gelege wegnimmt und sie der Sammlung einverleibt; mit dem Erziehen der Jungen hat es aber bei Vögeln, welchen man das zum Aetzen richtige Futter nicht immer genügend herbeischaffen kann, seine Schwierigkeiten, und man darf sich keinen Illusionen hingeben, sondern muß auch auf das Mißlingen gefaßt sein; denn nicht selten gehen die ausgebrüteten Jungen nach einigen Tagen zu Grunde. Sind die Jungen 4—6 Tage alt und man merkt, daß die Alten im Füttern oder anhaltenden Erwärmen nachlassen (was beides den Tod bringt), so kann man die Erziehung selbst übernehmen. Für die kleinen, nackten Jungen ist Wärme die erste Bedingung, um sie am Leben zu erhalten. Man setzt eine auf 30 Grad Reaumur erwärmte Wärmflasche in ein mit Spreu oder Stroh gefülltes Kistchen, das Nest darauf und bedeckt Junge samt Nest mit einer Schicht Baumwolle, damit die Wärme zusammengehalten werde, und füttert die Jungen vom frühen Morgen bis späten Abend etwa alle $1\frac{1}{2}$ Stunden reichlich mit frischen Ameiseneiern, Käsequark und klein zerschnittenen Stückchen rohen Kalbsherzes. Wenn die Wärmeflasche auf 26° Reaumur erkaltet ist, muß sie wieder auf die Höhe von 30° gebracht werden; deshalb muß der Wechsel mit einer schon bereitgehaltenen zweiten Wärmflasche stattfinden. Sind die Jungen 10 Tage alt, so läßt man die Wärmflasche weg, und mit 15 Tagen werden sie auch nicht mehr mit Baumwolle bedeckt, es müßte denn das Wetter kühl sein. Nach jedesmaligem Füttern entledigen sich die Jungen ihrer Exkremente, welche in eine gallertartige Haut gehüllte feste Klümpchen bilden, wenn sie gesund sind, und sogleich entfernt werden müssen. Auf diese Weise gelingt das Erziehen nackter, junger Vögel bei diesen und anderen Arten zuweilen, aber, wie man sieht, nicht ohne sorgfältige Abwartung. Was hier für die Nachtigall gesagt ist, möge der „Liebhaber für Zimmerbruten" auf alle Vögel ausdehnen, jedoch mit der nötigen passenden Herrichtung für die jeweiligen Brutvögel.

Wenn alte Nachtigallen ihre Jungen im Käfig aufziehen sollen, so gibt man Ameiseneier und Mehlwürmer in genügender Menge; mit etwas anderem füttern sie nicht leicht.

Hat man Lust, die Jungen selbst zu erziehen, so spießt man die Ameiseneier an eine Stecknadel oder an ein spitziges Hölzchen und schiebt den aufsperrenden Jungen angemessene Portionen in den Schnabel, wobei es sich aber von selbst versteht, daß man beim Gebrauch dieser spitzigen Instrumente die nötige Vorsicht anwenden muß, um die Vögel nicht zu verletzen. Auch kann man ohne Bedenken ebensoviel rohe Herzstückchen füttern, als man Ameiseneier gibt; es ist überhaupt nicht schwierig, sie so zu erziehen.

Die jungen Männchen sind schon im Neste zu erkennen, sie sind heller, lichter von Farbe; doch hat mich dieses Kennzeichen mehrmals getäuscht, und um recht sicher zu gehen, ziehe man lieber sämtliche Junge auf und die Männchen werden sich bald durch ein leises Singen verraten, welches der Vogelfänger ihr Dichten nennt (bei uns Krägeln, von den gurgelnden Bewegungen des Halses oder Kragens so benannt), und obwohl die Weibchen auch hier und da zwitschern, blasen sie doch die Kehle bei weitem nicht so auf, wie die jungen Männchen, auch ist der Ton abgebrochener und kürzer; es müßte überhaupt ein ganz ungeübter Neuling sein, der den Unterschied hierin nicht bald bemerkte, denn, kommen die Männchen in Eifer, so lassen sie auch laute, wohlklingende Töne mit einfließen, welche dann bezeichnender sind. Sie fangen schon an zu dichten, ehe sie ausgewachsen sind, und setzen solches fort bis zur Mauser. Während und nach der Mauser verstummen sie und setzen dann aus bis in den Monat Dezember, manchmal fangen sie auch früher an, manchmal später, und dann wird ihr Gesang entschiedener, bis er sich endlich dem der alten

Nachtigallen vollständig genähert hat. Ein guter Vorsänger ist auch für die aufgezogenen jungen Nachtigallen sehr zu empfehlen; doch verstümpern sie ihren natürlichen Gesang weniger als andere Vögel; ja sie werden mitunter leidliche Schläger, wenn man sie auch jung aus dem Neste genommen hat, nur dürfen sie dann nicht bei anderen Singvögeln hängen, sondern müssen ihren Gesangsstudien recht ungestört nachhängen können; befriedigt wird aber das Ohr eines Kenners nicht wohl werden; doch gibt es in der Regel fleißige Sänger, deren Gesangszeit sehr umfangreich ist.

Mit den jungen Weibchen ist nichts Klügeres anzufangen, als sie wieder in Freiheit zu setzen, wenn sie groß genug sind, um ihre Nahrung selbständig zu suchen; es wäre grausam, sie früher auszusetzen, da man sie ihrer Eltern beraubt hat, welche sie ernährt hätten; es hilft nichts, wenn man sie wieder an den gleichen Platz trägt, wo man sie holte; wenn sie auch nur kurze Zeit von den Alten weg sind, werden sie nur selten wieder von denselben angenommen und gefüttert.

Vor der Mauser haben die jungen Nachtigallen große Aehnlichkeit mit einigen anderen Vögeln ihrer Familie, mit welchen sie daher leicht verwechselt werden können; dahin gehören: der junge Sprosser, das junge Rotkehlchen, sowie das junge Garten- und Hausrotschwänzchen. Doch haben sie auch wieder ihre bestimmten Unterscheidungszeichen, welche ich anführen will. Der junge Sprosser ist dunkler, gedrungener von Gestalt, hat einen dickeren Kopf und die Wellenlinien an der Brust sind dichter und näher beisammen. Die jungen Rotkehlchen sind kleiner, nicht so langbeinig, die braune Grundfarbe zieht sich mehr ins Orangegelbe, besonders haben sie keinen rostroten, sondern einen braunen Schwanz. Die Jungen des Garten- und Hausrötlings sind ebenfalls kleiner, die zwei mittleren Schwanzfedern sind dunkel gefärbt, besonders ist die ganze Färbung der jungen Hausrötlinge rußiger; auch zittern sie mit dem Schwanz beständig nach unten, was die Nachtigall nicht thut. — Man hat auch schon das alte Weibchen des Feldrotschwänzchens mit einer Nachtigall verwechselt, jenes hat aber ganz andere Manieren, und schon in der Ferne unterscheidet es sich, wie seine Jungen, durch das Zittern des Schwanzes, in der Nähe aber durch die grauere Leibfarbe, durch die schwarzbraunen Mittelfedern des Schwanzes und durch seine kleinere Figur.

Nach der Mauser, welche in den Juli fällt, sehen die jungen Nachtigallen den Eltern ganz gleich und sie sind dann kaum mehr voneinander zu unterscheiden, es müßten denn am Kopf, um die Augen oder am Hals noch einige von den Nestfedern stehen, was sie als Junge bezeichnet. — Im Zimmer werden die Farben meistenteils dunkler.

In ihrem Betragen zeigt die Nachtigall ein würdiges, ernstes Wesen, ihre Bewegungen geschehen mit Ueberlegung und einer gewissen Bedachtsamkeit, ihre Stellungen haben etwas Edles und sie scheint sich gleichsam ihres Ranges unter den Sängern bewußt zu sein. Sie ist zutraulich gegen den Menschen, wohnt auch gern in seiner Nähe und zeichnet sich durch ein ruhiges, friedliches Benehmen gegen andere Vögel aus. Die Flügel trägt sie nachlässig, so daß die Spitzen derselben öfters etwas unter den Schwanz herabhängen, schnellt letzteren bei jeder Veranlassung, welche ihre Aufmerksamkeit reizt, kräftig und taktfest in die Höhe und wiederholt dieses Schnellen pausenweise. Wenn sie auf die Erde kommt, so sieht sie hochbeinig aus, weil sie die Kniee wenig biegt, hüpft in großen, schnellen Sprüngen dahin, hält dann wieder inne, schnellt den Schwanz einigemal in die Höhe und sieht sich bedächtig um, gleichsam um zu überlegen, was nun zu thun sei. Sieht sie ein Insekt, so hüpft sie schnell darauf zu und macht vor demselben Halt, um es vorher genau zu betrachten, ehe sie es ergreift.

Ihr Flug in die Ferne ist schnell und leicht, bogenartig, vor und in Gebüschen aber flatternd; reißend wie ein Pfeil, wenn sich die Männchen Frühjahrs um die Standplätze streiten und sich durch die Büsche jagen. Oft stürzen sie jählings von dem Gipfel eines Baumes einander nach und schießen ebenso schnell wieder hinauf, indem sie bei diesen Kämpfen stets ein Gezwitscher hören lassen.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Räupchen, Maden, Larven, Puppen, Fliegen, kleinen Schmetterlingen, Käfern u. s. w.; wenn die Beeren reifen, fressen sie bisweilen auch solche, namentlich Johannisbeeren, die roten Beeren des wilden oder Traubenholders

(Sambucus racemosa) und die des schwarzen Holders (Sambucus nigra). In großen Anlagen, Parken, Lustgärten u. dgl. kommen sie beim Aufsuchen ihres Futters oft nahe zu den Spaziergängern heran, nehmen ungescheut ihr Futter auf und setzen sich wohl auch ins nahe Gebüsch, um ihren weitschallenden schönen Gesang bewundern zu lassen.

Im Zimmer füttert man sie, wenn sie noch im wilden Zustande sind, anfänglich mit frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern; sollten aber aus Zufall noch keine Ameiseneier zu haben sein, so muß man so gut als möglich nachhelfen und sie so lange hinzuhalten suchen, bis es solche gibt. Man gibt ihnen 12 bis 16 Mehlwürmer in 4 bis 5 Portionen je zu 3 Stücken täglich; gedörrte Ameiseneier, gekochtes Herz, Käsequark und hartgesottenes Hühnerei klein geschnitten, weil es so einige Aehnlichkeit mit weißen Larven hat. In der Regel wollen sie aber nichts fressen, als Mehlwürmer. Ist man nun in der Lage, täglich etwa 40 Stück in ca. 10 Portionen verbrauchen zu können, so kann man sie allmählich an gehacktes Fleisch gewöhnen, indem man unter dies Futter die toten Mehlwürmer einmischt. Ist aber auch Mangel an Mehlwürmern, so würde die Nachtigall verkümmern; daß dieses nun nicht geschehe, muß man öfters nachsehen, ob sie wirklich frißt, welches auch an den Exkrementen zu bemerken ist; frißt sie beharrlich nicht, so ist in diesem Falle kein anderes Mittel, als sie zu stopfen, und dazu sind alle oben angegebenen Ingredienzien recht, auch rohes Herz dem gekochten noch vorzuziehen. Man lasse sich nicht beirren, wenn aus übergroßer Sentimentalität das Stopfen von unerfahrenen Menschen schief beurteilt wird. Wer selbstgefangene wilde Vögel anzugewöhnen hat, kann wissen, mit welcher Hartnäckigkeit manche oft das Futter verschmähen; da nützt kein Eintauchen, kein gewaltsames Bad, keine Mehlwürmer, keine Gesellschaft; der Vogel wird schwach, beginnt das Gefieder aufzublähen und zu schlafen, um — nicht mehr aufzuwachen, wenn man jetzt noch mit der einzig möglichen Hilfe zögert. Und leicht ist diese Hilfe bei einer Nachtigall, weil sich ihr Schnabel leicht öffnen läßt, um ebenso leicht einige Bissen rohes Herz einzuschieben. Es müßten ungelenke Hände sein, die ein solches Geschäft nicht gewandt auszuführen vermöchten. Man darf den seiner Freiheit beraubten Vogel nicht Hunger sterben lassen, denn sobald er einmal aus Schwäche längere Zeit zu schlafen beginnt, nützt das Aussetzen ins Freie nichts mehr, es müßte denn der geeignete Platz vor der Hausthüre sich befinden, und so keine Zeit durch Forttragen verloren gehen. Beim richtigen Stopfen stehe ich ein für die Erhaltung des Vogels; vielleicht schon den anderen Tag frißt der wider Willen kräftig bleibende Vogel, oder man ist im stande, inzwischen Ameiseneier zu bekommen. Bei solchen Vögeln, welche den Schnabel kräftig zuhalten können, wie Würger, Meisen, Finken ꝛc., darf man sich keine Mühe mit Stopfen geben; man lasse sie, sobald sich die erste Schlummerschwäche einstellt, sofort wieder ins Freie, wo sie möglicherweise sich wieder aufraffen. — Daß bei einem solchen Notfutter eine Nachtigall nicht singt, wird jedermann einleuchten, da man schon Mühe genug hat, sie durchzubringen. Sie gewöhnt sich freilich auch nach und nach an das künstliche Futter, ohne frische Ameiseneier gesehen zu haben, aber das Stopfen ist doch eine gar mühevolle Arbeit, und deshalb sollte jeder, ehe er sich mit einer frischgefangenen Nachtigall versieht, vorher für frische Ameiseneier besorgt sein, weil ohne solche die Eingewöhnung ein recht unangenehmes Geschäft ist.

Hat man aber solche, so ist die Eingewöhnung leicht; man stellt dies Futter nebst Wasser in offenen Geschirren in den Käfig, verhängt diesen mit einem grünen Zeug oder auch mit Papier völlig, daß die Nachtigall zu keinem Spältchen heraussehen kann; gleichwohl darf das Zeug oder das Papier nicht so dicht sein, daß sie förmlich umnachtet wird, ein Schimmer muß immer noch durch die Verhüllung in den Käfig fallen. Grünes Papier kann man deshalb vorher einölen, damit es transparent wird und zu diesem Zwecke besser taugt. Ich rate aber aus alter Erfahrung zu einem grünen Zeuge, weil die frischgefangenen Nachtigallen gern an die Wände anspringen; das Zeug nimmt diesen Sprung ohne Geräusch auf, das Papier aber rauscht sehr stark und die Nachtigall wird davon erschreckt, beängstigt und mag längere Zeit nicht singen, was jedem Liebhaber doch die Hauptsache ist. So verhüllt und mit hinreichendem Futter versehen, hängt man sie an einen stillen Platz, entweder an das Fenster oder an einen oberen Fensterflügel, und man wird schon nach kurzer Zeit, oft schon nach 2 Tagen, spätestens aber nach 8 Tagen, ein

Männchen seinen Gesang anstimmen hören, anfänglich nur leise und schüchtern, aber allmählich stärker und beherzter, je mehr es an seine neue Umgebung gewöhnt wird. Bei eigensinnigen alten Vögeln hat es übrigens schon länger gewährt, ehe sie sich hören ließen; dies ist aber schon selten. — Sollte aber wider Erwarten eine Nachtigall längere Zeit störrisch sein, das Futter nicht in genügender Menge annehmen und zu schlimmen Befürchtungen Anlaß geben, so probiere man es mit Gesellschaft und hänge einen eingewöhnten Vogel von anderer Art neben den etwas aufgedeckten Käfig. Sicherlich wird die Zufriedenheit des neuen Genossen auch sie mit ihrem Schicksal aussöhnen.

So lange die Nachtigall schlägt, was bis in die Mitte des Juni stattfinden kann, darf man mit ihrem Futter nicht wechseln, sie würde sogleich verstummen; man gibt fortwährend Ameiseneier und Mehlwürmer, ja man sollte auf diese Weise bis nach der Mauser, welche meist im Juni beginnt, füttern, weil sie dabei gesünder und kräftiger bleibt; nach Beendigung ihres Schlages jedoch macht man Anstalt, sie aufzudecken, indem man das Zeug nicht weiter öffnet, als daß sie gerade zu einem Spalte hervorsehen und ihre neue Umgebung betrachten kann; diese Oeffnung erweitert man wöchentlich mehr, je nachdem sich der Vogel zutraulicher oder scheuer benimmt, bis man endlich die ganze Verhüllung ablösen kann; dabei fange man schon an, den Vogel durch vorgehaltene Mehlwürmer und sanftes Zureden an sich zu gewöhnen.

Die Gewöhnung an das künstliche oder sogenannte Nachtigallenfutter darf nur allmählich vorgenommen werden, man sollte hierzu eine Zeit von mindestens 3 Wochen anwenden. Anfänglich mischt man unter die Ameiseneier nur kleine Quantitäten, steigert diese so lange, bis sie endlich das Hauptfutter ausmachen und jene nur noch als Leckerei beigegeben werden.

Das künstliche Futter besteht aus gekochtem Herz, Milchbrot und gelber Rübe, zu gleichen Teilen gemischt, oder auch je nachdem der Vogel Behagen daran findet, aus rohem Herz und Milchbrot; unter beide Fütterungsarten muß man noch einen halben Monat frische und gedörrte Ameiseneier mischen. Auch ist es gut, wenn man die gedörrten Ameiseneier als bleibende Futtergabe einführt. Manche Liebhaber fügen dem Futter ein Kaffeelöffelchen voll zerquetschten Hanf bei und empfehlen diesen Zusatz als zweckentsprechend, da die Schalen der Hanfkörner eine Gewöllbildung erzeugen, was ich ebenfalls gutheiße. Mehlwürmer, 3 bis 6 Stücke täglich, sollen das ganze Jahr hindurch gefüttert werden. Sie tragen viel zur Munterkeit der Vögel bei und befestigen ihre Gesundheit; auch gewöhnen sie sich dadurch am leichtesten an ihren Futterherrn, den sie oft durch jene eigentümlichen rätschenden Töne, welche man ihr Krähen nennt, darum angehen. Zur Hauptzeit des Gesanges werden sie durch Mehlwürmer weit mehr zum Singen gereizt, als durch bloße Ameiseneier; man übersehe also diese, den Nachtigallen so leckere Speise nicht, wenn man fröhliche Vögel haben will. Manche füttern auch statt Milchbrot sogenannten Oelkuchen, welcher durch die ausgepreßten Mohnkörner gebildet wird, auch Brötchen, von Erbsenmehl und Eiern angemacht und dann gebacken; über letzteres habe ich zwar keine Erfahrung gesammelt, es ist aber anzunehmen, daß diese nahrhaften Substanzen anderes Backwerk ersetzen und anstatt dessen verwendet werden können. Wer seinen Sängern in dieser Art etwas Gutes zukommen lassen will, der gebe ihnen von dem in der Einleitung beschriebenen Eierbrot, welches ich schon vor vielen Jahren für meine Vögel eigens zusammensetzte und fütterte; dies kann ich aus eigener Erfahrung empfehlen. Auch Käsequark bekommt ihnen gut, wenn sie daran gewöhnt werden. Zerriebene Eier unter das Futter zu mischen, empfiehlt sich namentlich für leibarme Vögel.

Im ganzen ist die Nachtigall mehr ein fleischfressender Vogel; sie frißt mancherlei, wenn es nur reichlich mit Fleisch vermengt ist, welches aber stets mageres sein muß. Ohne dieses darf man sich keine Hoffnung machen, sie ernähren zu können; daher muß man auch vorsichtig mit dem Füttern der gelben Rübe zu Werke gehen; sobald man bemerkt, daß sie abmagert, lasse man diese weg und setze nahrhaftere Lebensmittel als Futter vor. Auch gewöhne man die überwinterten Nachtigallen im Frühjahr nicht zu schnell an die frischen Ameiseneier, welche doch stets ihr Lieblingsfutter bilden, nicht als ob sie schädlich wären, sondern weil diese Nahrung durch die Einflüsse übler Witterung u. s. w. öfters nicht her-

beizuschaffen ist und die Vögel dann durch das schnelle Abbrechen derselben unzufrieden werden und nicht singen mögen.

Wenn die Nachtigallen im Winter nicht recht gedeihen wollen, so kann man dieselben während der langen Nächte auch noch abends bei Licht füttern; Mehlwürmer nehmen sie ohne Verzug, und wenn an diese gewöhnt, auch kleine Fleischstückchen aus den Händen ihres Futterherrn. Sie fressen überhaupt ohne Umstände ganze Abende hindurch, wenn man für nötige Beleuchtung sorgt. Ein solcher Zusatz erweist sich als unentbehrlich, wenn man bedenkt, daß sie während der kurzen Wintertage oft 16 Stunden, bei unpünktlicher später Fütterung sogar noch länger zu fasten haben, falls man ihre Freßzeit nicht durch helle Beleuchtung verlängert, und daß es Vögel gibt, welche lange Zeit mit einem gewissen Widerwillen das künstliche Futter fressen und sich nur notdürftig davon erhalten. Namentlich daraus entsteht die Dürrsucht, welche vielen so oft rätselhaft vorkommt, während sie meinen, ihre Vögel ganz richtig gefüttert zu haben. Dies sei im allgemeinen für alle zarteren Vögel gesagt, welche man als starke Fresser kennt; man denke dabei z. B. an Garten-, Gelbe-, Zaungrasmücken, an Laubvögelchen, Widhopfe, Kukuke u. a. Auch öftere Abwechslung des künstlichen Futters, soweit sie zu üben, ist zu empfehlen; wenn sie gegen eines Widerwillen zeigen, fressen sie es oft lieber mit einer kleinen Abänderung. Dabei beobachte man die größte Reinlichkeit und spüle stets die Freßgeschirre säuberlich aus; denn das angemachte künstliche Futter geht oft schon nach wenigen Stunden im geheizten Zimmer in Gärung über, wird sauer und zuletzt stinkend, was die Nachtigall verabscheut; zu diesem Uebelstand geben die gläsernen Geschirre mit Blechdeckel mehr Veranlassung, als die langen irdenen. Täglich verlangt die Nachtigall frisches Wasser, sowohl zum Trinken, als manchmal zum Baden.

Der Käfig soll eine hinreichende Größe haben, etwa 56 cm Länge, 35 cm Höhe und 30 cm Tiefe; Leiste, in welche die Schublade eingeführt wird, 10 cm; die Sprunghölzer müssen so gesteckt werden, daß die Exkremente nicht in die Futtergeschirre fallen; hauptsächlich aber hat man bei dieser wie der folgenden Nachtigall darauf zu sehen, daß die Sprungstäbe und also beziehungsweise die Füße immer reingehalten werden, weil sie im anderen Fall mehr als irgend ein Vogel dem Wundwerden der Zehen ausgesetzt sind und dadurch viel auszustehen haben. Man wähle zu Sprunghölzern geradwüchsige Schößlinge, etwa daumendick, damit die Nachtigall sie nicht ganz umspannen kann, eher zu dick, als dünn, am liebsten solche, welche eine weiche Rinde haben; hierzu passen namentlich die markvollen Schößlinge des schwarzen Holders mit ihrer weichen Rinde am besten und sind auch überall zu bekommen, da der Holunderbaum allgemein gepflanzt wird oder wild vorkommt. Die Reinigung solcher Stäbe geschieht durch Waschen, die Rinde erweicht sich wieder aufs neue, und so hat der Vogel immer einen weichen Sitz. Dabei muß ich bemerken, daß in Gegenden, wo Wassersand schwierig zu bekommen ist, statt desselben zerbröckelte Garten-, Rasen- oder trockene Walderde verwendet werden kann; es hat mir immer geschienen, als ob ihnen Erde lieber wäre, als Sand, besonders Walderde mit Laubbrückständen, wo sie sich sogleich zu schaffen machen. Auch sind zwei Schubladen von Zink zum Reinigen nicht genug zu empfehlen; wenn die eine herausgenommen wird, kann die andere mit Sand oder Erde gefüllt sogleich wieder eingeschoben werden. Diese Schubladen sollen aber leicht aus- und eingeschoben werden können, ohne den Vogel zu ängstigen. Am zweckmäßigsten ist es sicherlich, wenn man den Vogel von einem Käfig in einen anderen treibt, die Reinigung vornimmt, und nachdem dieselbe vorüber, wieder zurück in den alten Käfig treibt.

Um eine frischgefangene Nachtigall einigermaßen zu zähmen, hängt man sie, wenn die Zeit ihres Gesanges vorüber ist, im Zimmer etwas tief, unter die Höhe des Gesichts, spricht oft freundlich mit ihr, reicht mit einladenden Gebärden Mehlwürmer und macht sich überhaupt viel mit ihr zu schaffen, ohne sie aber scharf anzusehen. Es ist schon der Mühe wert, sie auf diese Weise kirre zu machen, weil der gezähmte Vogel weit weniger Scheue im Zimmer zeigt, ungezwungener singt und durch sein zutrauliches Benehmen seinem Herrn mehr Freude macht, als ein ängstliches, menschenscheues Tier.

Den Platz im Zimmer, an welchen die Nachtigall durch das Hängen des Käfigs gewöhnt ist, darf man nicht leicht verändern. Wie sie im Freien sich gewisse Gebüsche

oder Bäume als Lieblingsplätze ausersieht, ebenso sehr gewöhnt sie sich im Zimmer an den ihr eigenen Platz, und sie zeigt eine große Unruhe und Niedergeschlagenheit, wenn sie von diesem weg und an einen anderen versetzt wird. Durch eine stete Veränderung des Platzes wird die Nachtigall gemütlich stets gestört werden. Ist man aber nicht in der Lage, der Nachtigall einen beständigen Platz einräumen zu können oder zu wollen, so muß man sie eben durch öfteres Verhängen des Käfigs daran zu gewöhnen suchen.

Die meisten Vögel lieben einen freundlichen Platz, der von der Sonne beschienen wird, so auch die Nachtigallen; man muß daher für einen solchen besorgt sein; bemerkt man aber, daß sie Dunkel lieben, so kann man den Käfig leicht durch Ankleben von grünem Zeug an einzelnen Stellen, etwa den Seiten, verdunkeln, oder noch besser, mit grünen Tannenreisern durchflechten.

Sind mehrere Nachtigallen in einem Zimmer und man nimmt wahr, daß eine abgetrieben wird, d. h. aus Trotz, Furcht oder Eifersucht das Singen unterläßt, indem eine rätscht, wenn die andere zu singen beginnt, so ist kein anderes Mittel, als eine oder die andere fortzuschaffen, um dem Krieg ein Ende zu machen; im übrigen lieben sie die Gesellschaft anderer Singvögel im Zimmer, wie ich bisher noch stets erfahren habe.

Die Nachtigall hat verschiedene Locktöne, womit sie ihre Leidenschaften zu erkennen geben kann. Ihr gewöhnlichster Lockton ist ein sehr hoch und fein gepfiffenes fid! fid! fid! oder härter wit witt! manchmal füd füd! die zweite Silbe merklich leiser als die erste; daran hängt sie in einem tiefen Absprung gleichsam als Baß eine knarrende Silbe krrrrr! Diese beiden Locktöne sind so weit auseinandergestellt, daß sie beinahe den ganzen Umfang ihrer Gesangstöne einschließen; in der Höhe setzt sie wohl noch einige Töne an, nicht aber in der Tiefe. Den tiefen Lockton, den man mit krrrr bezeichnet, nennt man ihr Krähen. Wenn sie über etwas stutzig sind, rufen sie oft hintereinander „fid fid fid"; diese Töne lassen sie aber auch in der Frühe hören, ohne besondere Veranlassung dazu zu haben; überhaupt hört man dieses „fid fid" öfters, ohne genau zu wissen, was sie bezeichnen wollen; dazwischen bringen sie auch die Silbe „krr!"; auch leiten sie mit diesen Locktönen häufig ihren Schlag ein, wie schon bemerkt. — Pfeifen sie aber einfach „fid — krr", so sind das die Locktöne, womit das Männchen das Weibchen, oder das Weibchen das Männchen herbeizulocken pflegt. Das Weibchen hat aber nicht die durchdringende Schneide in seinem Lockton, sondern dieser ist weicher und leiser, und es ist schon dadurch der geschlechtliche Unterschied für den Kenner bezeichnet. Weiter haben sie einen schnalzenden Ton, den man mit „tak" bezeichnen kann, und der leicht nachzuahmen ist, wenn man mit der Zunge am Gaumen schnalzt; man hört ihn oft, wenn die Nachtigall etwas erregt ist, auch scheint sie eine gewisse Zufriedenheit damit ausdrücken zu wollen, und besonders hört man sie bei einem Pärchen Nachtigallen, wenn sie einander ihre Zärtlichkeit und Liebe zu erkennen geben wollen. — Aber einen Ton oder eigentlich ein Geschrei, worin man die süßflötende Stimme der Nachtigall nicht mehr erkennen kann, lassen sie hören, wenn sie in einer großen Aufregung sind, und Zorn, Eifersucht oder sonst heftige Begierden ausdrücken wollen. Es ist ein rauher, rätschender Ton, man kann ihn ausdrücken mit „rää rää", und er hat große Aehnlichkeit mit dem bekannten Geschrei des Holzhehers. Wenn sie sich schon so lange im Käfig befinden, daß sie gehörig gezähmt und ihrem Fütterer zugethan sind, so werden sie diese Töne stets hören lassen, wenn sie gefüttert werden, namentlich aber, wenn sie ihre Portion Mehlwürmer erhalten; ihre Gier und ihr Eifer nach dieser Lieblingsspeise läßt es ihnen nicht zu, dieselbe ruhig abzuwarten, sondern unter immerwährendem „rää — rää"-schreien stehen sie am Gitter des Käfigs, bereit, diese sogleich in Empfang zu nehmen und ohne den mindesten Aufschub zu verzehren.

Der Gesang der Nachtigall ist wohl das Unvergleichlichste, was die Natur in dieser Art geschaffen hat. Welche Kehlenfertigkeit, welche Kraft und Fülle, welche gewandten, mit der Schnelle des Blitzes dahineilenden Läufe und Triller, und welche schöne, kräftige, beinahe sprechende Endstrophen! Jetzt zieht sie langsam und silberhell auf, allmählich wächst der Ton und steigt beinahe um eine Terz, wird zuletzt klagend hingezogen und endigt dann plötzlich in einem raschen Akkord. Scharf, aber glockenrein entströmen nun ihrer Kehle eine lange Reihe hastig vorgetragener Töne, die sich zuletzt in einen Triller auflösen, der

an Geläufigkeit alles übertrifft, was man hierin sich vorzustellen im stande ist. — Wohl setzt sie von einer Strophe zur anderen ab, aber eigentliche Pausen treten nicht ein, indem sie die Strophen durch feine, kaum hörbare Töne zusammenzieht, wie edle Perlen an eine Schnur aufgereiht sind. So hält sie den aufmerksamen Zuhörer durch ihre reinen, mit größter Gewandtheit vorgetragenen Melodien stundenlang gefesselt und bereitet ihm den innigsten Genuß. — Man muß erstaunen über die Fülle und Mannigfaltigkeit dieser Töne und über die außerordentliche Kraft solcher nicht zu ermüdenden Kehle. In der That hat die Nachtigall auch nebst dem Sprosser unter allen Singvögeln die stärksten Kehlmuskeln.

Man nennt sie mit vollem Recht die Königin der Singvögel, denn wenn alle Singdrosseln, Amseln, Lerchen, Grasmücken und Finken zusammen singen, die Nachtigall übertrifft sie alle, sie setzt ihrem Gesange die Krone auf.

Eine gute Nachtigall hat 20 bis 24 verschiedene Strophen, ohne die Modulationen, die sie noch mit Geschmack anzubringen weiß.

Ich will den Versuch machen, ihren Gesang durch artikulierte Buchstaben auszudrücken, wie ich es von den vielen Nachtigallen, die ich schon besaß, aufgefaßt habe; häufig beginnt sie mit ihren Locktönen:

Fid! fid! fid! krr, krr! tzi, tzi, — dorido riridcrit
Tzi tzi tzi — lololo ly
Fid! a zquo zquo zquo — tirrirrirri
Lü lü lü lü — lollollolly
Datzi datzi datzi — rrrrrrrr a tzurrurrurrurrtzi
Hüdrrrrrr a drr a drr — zorrre zorrre zorrre tzi
Lü lü lü lü ly ly ly ly li li li li — orrorrorrwid
Zack zack zack zack zack zack zack zack zack — zirrirrirr zirrhadi
djo djo djo djo djo djo djo djo djo djo — gürrürrürr gü
Tz krr tz krr tzkrr tzkrr tza tza tza — arrarrarr hüid
Tief tief tief dief dief dief dief dief — gio tirrirrirritz
Tzri tzri tzri tzri — dorrorrorrorrhüid
Lololololololololololololololo — gia hadadadadoi
Doridoririderit
Tza tza tza — gürrürrürr gui
Li li li li ly ly ly lü — lüü — lüü — dorr dorr dorr diridadi
Hezezezezezezezezezezezez — orrorrorrhid
Wid wid wid id id id id — dörredörrezi
Tzratn tzratn tzratn tzratn tzratn — gorrorr gär gipi
Dri dri dri dri — hollehollehid
Gollollollollolloll — trrrrr a tzi
Dazn dazn dazn — querrehoi däridi doridi gorrorrorrgi
Didididididididididididididi — gi horr diadissississi
Zia zia zia — dorrorrorrdi
Lilililililili — dörradörradörra zazazazaza zwid!

Man darf aber nicht glauben, daß alle Nachtigallen in einer solchen Ordnung, wie die angegebene, schlagen, es hat diese Anführung keinen anderen Zweck, als den Charakter des Gesangs der Nachtigallen einigermaßen zu bezeichnen, um dem, welcher damit nicht bekannt ist, wenigstens einen Begriff davon zu verschaffen, wozu Vater Bechstein die Anleitung gab. Ein anderes Mittel, als Buchstaben, gibt es hierfür nicht, und es bleibt immer ein gewagtes Unternehmen, den Gesang der herrlichen Philomele durch schnöde, tote Silben ausdrücken zu wollen. — Die Bemühungen, welche man anwendet, den Schlag der Nachtigallen durch Instrumente (z. B. die kleinen, hohlen, mit einem Loche versehenen Blechpfeifen, die man ganz in den Mund nimmt, — oder durch helltönende Pfeifchen, die man ins Wasser steckt, wodurch dann die Töne quirlen, welches den Triller vorstellen soll) — nachzuahmen, bleiben nur stümperhafte, höchst unbefriedigende Versuche.

Wenn dieser liebliche Sänger im Freien singt, sitzt er gewöhnlich auf dem Gipfel eines Busches, dem Zweige eines Bäumchens oder auch auf den untersten Aesten größerer Bäume ziemlich frei da, läßt den Schwanz nachlässig herabhängen, bläst seine Kehle auf und öffnet den Schnabel weit, um die Töne ohne Anstoß durchlassen zu können, die nun auch in ihrer ganzen Fülle und Kraft hervorströmen und weithin hörbar die Gegend mit ihrem wohltönenden, kräftigen Schlag (mit ihrer himmlischen Musik, schreibt Buffon)

erfüllen. Dabei ist es nicht der kleinste Vorzug dieser herrlichen Sänger, daß sie so zutraulich gegen die Menschen sind; wenn man dem sitzenden Männchen vorsichtig naht, so läßt es sich lange Zeit in der Nähe betrachten und im Gesange nicht stören, nur muß man es durch starres Ansehen nicht ängstlich machen, sondern die Augen seitwärts richten. — Mit nichts zu vergleichen aber ist der Genuß in einer stillen, mondhellen Mainacht, wo alle übrigen Vögel schweigen, die Sängerin der Haine zu belauschen; kein Ton des seelenvollen Liebesgesangs geht jetzt dem sie bewundernden Zuhörer verloren, und es gewährt dies in der That ein erhabenes, begeisterndes Vergnügen; denn wie der Mensch zum Ausdruck der höchsten Empfindung die Poesie, das Lied, hat, am liebsten im Gesang redet, wenn er liebt, so auch die Vögel. Es sind die Empfindungen der Liebe, welche die Nachtigall ausdrückt; daher sagt unser Schiller so treffend als schön: „Willst du nach den Nachtigallen fragen, die mit seelenvoller Melodie dich entzückten in des Lenzes Tagen? Nur so lang sie liebten, waren sie.“

Im Frühjahr, so lange noch die Einwanderung dauert, kann man diesen Genuß öfters haben, weil zu dieser Zeit sich mehrere Nachtigallen, nicht bloß die eigentlichen Nachtschläger, hören lassen, um die bei Nacht vorbeistreichenden Weibchen auf ihren Standpunkt aufmerksam zu machen und herbeizulocken; haben sie diesen Zweck erreicht, so hört man sie allmählich weniger schlagen und zwar die meisten nur zu gewissen Tagesstunden, während die wirklichen Nachtvögel dauernd bei Nacht fortsingen. — Gewöhnlich erheben sie ihren Schlag mit der Morgendämmerung und schlagen mit größtem Eifer, bis es vollkommen Tag ist, etwa eine Stunde lang ohne Unterbrechung fort; dann suchen sie ihr Frühstück, welches aber nicht lange dauert, und schlagen wieder, jedoch mit vielen Unterbrechungen, bis gegen 8 Uhr; nun tritt eine große Pause ein, bis etwa gegen 3 Uhr mittags, während welcher Zeit sie sich nur selten und in unbestimmten Zwischenräumen hören lassen; gegen Abend schlagen sie wieder fleißiger bis in die Dämmerung hinein, doch nicht mehr mit demselben Eifer, wie in der Frühe. Zu bewundern ist die Stärke der Stimme, welche man am frühen stillen Morgen wohl eine Viertelstunde weit vernehmen kann.

Diejenigen Vögel, welche ausschließlich und dauernd bei Nacht singen, nennt man Nachtvögel; übrigens kann man für dieselben keine bestimmten Stunden angeben, sie schlagen zu allen Zeiten: vor, um und nach Mitternacht, wie es gerade die Individualität des Vogels mit sich bringt; der eine wählt diese, der andere jene Zeit, wobei aber begreiflicherweise diejenigen, welche abends anfangen und bis gen Mitternacht fortschlagen, am meisten Wert haben; denn die Schläger, welche erst nach Mitternacht kommen, predigen sozusagen tauben Ohren, da um diese Zeit beim Menschen, sei er auch noch so sehr Liebhaber, die Natur ihre Rechte behauptet; — immer aber sind entschiedene Nachtvögel selten. Der eigentliche Schlag bei Nacht beginnt erst Ende April oder Mai, wenn die Nächte warm werden.

Dann gibt es auch sogenannte Repetiervögel, welche nur einzelne, oft nur abgebrochene Strophen schlagen; diese sind weit häufiger und können im Käfig, wo ihre Naturtriebe mehr gesteigert werden, auch förmliche Nachtvögel werden, was zahlreiche Beispiele zur Genüge darthun. Ja, es gibt einzelne Beispiele, wo sogar die Tagvögel, welche nicht einmal repetierten, sich endlich bequemten, durch gute Wartung angefeuert, auch bei Nacht zu schlagen, und somit auch in den Rang der Nachtschläger traten.— Ich meine übrigens, man sollte keinen gar zu großen Wert auf die Nachtvögel legen, denn wenn eine Nachtigall bei Tag ihre Schuldigkeit thut, und ein fleißiger, guter Sänger ist, so kann sie ihrem Ernährer eben so großes Vergnügen und den gleichen Genuß bereiten, wie jener.

Daß sich übrigens die Nachtvögel als eigne Rasse fortpflanzen, streitet gegen meine Erfahrungen. Ich habe schon von förmlichen Nachtvögeln Junge aufgezogen, jahrelang erhalten und keinen Nachtschläger erzielen können. Wahrscheinlich wird es in andern Gegenden auch so sein. — Ein sinnreiches Mittel, aus Tagvögeln der Nachtigallen und Sprosser Nachtschläger zu machen, gibt Herr Hofpostsekretär Elten in Berlin an (siehe Brehms Wartung 2c. der Vögel, S. 86). Die schon vom vorigen Jahre her angewöhnten Vögel werden auf drei Seiten in ihren Käfigen mit Wachsleinwand eingeschlossen, und nur die Seite bleibt frei, von der aus man füttert. Im April werden die Vögel

auf ein Brett vor das Fenster gestellt, so daß die offene, freie Seite nach dem Zimmer gerichtet ist. Abends kommen die Käfige wieder herein, und damit wird solange fortgefahren, bis die Nächte zu Ende April wärmer werden; dann bleiben die Käfige auf dem Brett stehen, frisches Futter wird gereicht, und ins Zimmer — nahe vor die außen stehenden Käfige — werden einige Lichter gestellt, welche dieselben hinreichend beleuchten, wodurch die Vögel nicht nur wachend erhalten, sondern auch zum Fressen und Schlagen gereizt werden. Schon in der ersten oder zweiten Nacht lassen sie ihre Lockstimmen hören, bis nach und nach der vollständige Gesang folgt. Sind die Vögel durch die nächtliche Beleuchtung endlich recht fest eingeschlagen, so wird zuerst ein Licht, dann einige Nächte später auch das andere, entfernt, und man hat durch die geringfügige Ausgabe für Lichter oft das Vergnügen, einen wertvollen Nachtschläger gewonnen zu haben.

Der Gesang der Nachtigallen dauert von ihrer Ankunft, also etwa von der Mitte des April bis in die Mitte des Juni; bei den im Zimmer gehaltenen Nachtigallen ist die Gesangzeit ausgedehnter, etwa vom Januar an bis zur Mauser im Juni, doch kann die Singzeit bei den Zimmervögeln nicht so genau bestimmt werden, weil sich diese auch nach dem Temperament des Vogels richtet, und selbst die Mauserzeit nicht bei allen gleich ist, daher auch die Gesangszeit oft früher oder später beginnt und ebenso wieder aufhört. Manche fangen schon vor Weihnachten an und singen bis Ende Mai; sogar außerhalb der gewöhnlichen Singzeit, vor, während oder nach der Mauser lassen sich einzelne Vögel hören, dies muß aber schon als Seltenheit betrachtet werden. — Ich hatte vorzeiten eine Nachtigall, wahrscheinlich einen alten Vogel, der sich im Februar vollständig mauserte, was als eine wahre Seltenheit zu betrachten ist, da ich einen ähnlichen Fall noch von niemand erwähnen hörte.

Der Gesang im Freien läßt aber schon bedeutend nach, wenn einmal die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, denn da müssen sie sich schon zu viel mit der Ernährung derselben befassen, und so verstummt er nach und nach gänzlich.

Nicht alle Nachtigallen singen gleich gut, wie man hierin überhaupt bei allen Vögeln Unterschiede bemerkt, deren Beurteilung man durchaus dem Geschmack der Liebhaber überlassen muß. Vielfache praktische Erfahrungen und stetes Aufmerken auf den Gesang der Vögel geben eine Sicherheit in der Beurteilung des Gesanges derselben; wer einmal mehrere Singvögel mit Aufmerksamkeit belauscht hat, wird wohl im stande sein, den wohlklingenden, kunstvollen Gesang von einem minder guten, geringen zu unterscheiden. Folgende Regeln will ich indes aufstellen, welche man für alle Vögel anwenden kann: die Stimme muß angenehm sein, weder zu hoch oder grell, noch zu tief oder rauh, die Strophen müssen sicher und deutlich vorgetragen werden, die Triller geläufig sein und einen guten Schluß haben, und endlich dürfen namentlich die Endstrophen nicht zur Hälfte verschluckt oder weggelassen werden. Man merkt es gleich, wenn sie stecken bleiben, denn sie wissen sich dann auch nicht gleich in die folgende Strophe zu finden. — Die Reihenfolge der einzelnen Strophen ist aber nicht zu bestimmen, weil diese bei den verschiedenen Individuen wechselt; doch ist die Strophe „tü tü tü tü tü tü tü tü tü tü ti ti ti di di di" eine bei uns sehr beliebte, und ich glaube auch wegen ihrer Schönheit eine allgemein beliebte Partie aus dem Gesang einer Nachtigall, besonders reizend aber, wenn sie die vier oder fünf letzten Silben etwa um eine Terz steigen oder fallen läßt, beinahe bis ins Unhörbare zieht, und dann plötzlich mit einem kräftigen Schlußakkord endet. — Je mehr also eine Nachtigall von den angegebenen Gesangseigenschaften aufzuweisen hat, desto mehr wird sie ihrem Futterherrn Genuß bereiten!

Schon im Altertum hat die Nachtigall durch ihren schönen Gesang die Bewunderung der Menschheit errungen. Der gelehrte Grieche Aristoteles, 384—322 vor Christi Geburt, der älteste uns bekannte Naturhistoriker, beschreibt die Nachtigall sehr gut. Einige Jahrhunderte später auch der Römer Plinius der Aeltere, 23—79 nach Christi Geburt. Beide Schriftsteller erwähnen dieselbe auf die rühmendste Weise. Die ältesten Dichter besangen sie als Philomele, welcher Name ihr in der Dichterwelt bis auf die neueste Zeit geblieben ist. Daß sich einige berüchtigte römische Schwelger des Altertums, namentlich Caligula, Vitellius und Heliogabal, durch ihre übermütige Verschwendung verleiten ließen, Pasteten

aus Nachtigallen- und Pfauenzungen bereiten zu lassen, verdient hier ebenfalls erwähnt zu werden.

Besitzer großer Lustgärten, Parke, Anlagen u. dgl., welche des Gesanges wegen Nachtigallen anzusiedeln wünschen, können diesen Wunsch realisieren, wenn das Terrain zu dieser Ansiedlung günstig und vorauszusehen ist, daß es den Vögeln genügende Nahrungsmittel, Schutz vor Menschen und Katzen bietet, und daß dasselbe außer vielem Gebüsch auch noch abgefallenes Herbstlaub aufliegen hat, denn kahlen laublosen Boden wählen sie nicht zu dauerndem Aufenthalt. — Am sichersten geschieht die Ansiedlung durch junge Nachtigallen; man zieht die Jungen einiger Nester auf, und nachdem sie gelernt haben, allein zu fressen, setzt man sie in einen warmen Zimmerflug, und ernährt sie auf bekannte Weise den Winter durch. Frühjahrs, aber nicht vor dem Monat Mai, wenn die Büsche schon stark ausgeschlagen haben und anfangen dicht zu werden, setzt man sie an den geeigneten Plätzen in Freiheit. Ihre Schwingen müssen jedoch in brauchbarem Zustande sein, damit sie gut fortkommen können. Sie werden nun nicht aus einer passenden Gegend wegstreichen, da der Trieb des Wegziehens für dieses Frühjahr bei ihnen vorüber ist. Bleiben sie nun vor Verfolgungen gesichert, so werden sich die hier ausgebrüteten Vögel das nächste Jahr wieder auf ihrem Geburtsorte einfinden und die Gegend durch ihren herrlichen Gesang beleben. — Eine leichtere Ansiedlung dünkt mir eine solche mit frischgefangenen Nachtigallen, wenn man sie der Mittel beraubt, weiter zu streichen. Man beschneide ihnen (aber nicht auszupfen, wie in einem Handbuch unerklärlich citiert ist), zu diesem Zweck die fünf äußeren Schwingen eines jeden Flügels hart vor ihren Deckfedern, füttere sie etwa vierzehn Tage, paarweis, d. h. Männchen und Weibchen, in geräumigem verhülltem Käfig, wie beim gewöhnlichen Eingewöhnen, setze sie dann in der Mitte des Mai paarweis in das für sie passende, mit dem dichtesten Gebüsche versehene Terrain, wo außer den nötigen Hochstämmen, namentlich Eichengebüsch, Haseln (Corylus avellana), Schwarzdorn (Prunus spinosa), Weißdorn (Crataegus oxyacantha), Salweiden (Salix caprea) und andere Büsche dicht wachsen, doch aber auch kleine freie Plätze einschließen, auf denen sie Futter suchen. Das Herbstlaub der vergangenen Jahrgänge muß sorgfältig liegen bleiben, denn ohne diese Grundlage wird eine Nachtigall kein Nest bauen. Die ausgelassenen Nachtigallen werden sich gut durchzubringen wissen, und vor den Verfolgungen der Raubvögel sind sie ohnehin gesichert, da sie immer in Gebüschen leben; vor dem Weiterziehen hindert sie die Flugschwäche, während sie für die Gebüsche hinreichend fliegen können, und sonst zu allen weiteren Verrichtungen geschickt sind, also auch ihren Brutgeschäften obliegen können und sie auch nicht versäumen werden. Die Mauser stellt ihre Schwingen wieder her bis zum Abzug. Ich glaube, daß eine solche leicht und mit wenig Kosten auszuführende Probe einen günstigen Erfolg herbeiführen könnte. Eine Bestätigung meiner Annahme finde ich in Cab. J. 1872, S. 237; im Orn. Centr. 1879, Nr. 13, S. 94; Nr. 16, S. 124; mitgeteilt von Ph. Köppen in Koburg. Es ist sehr erfreulich, daß diese Anregung durch gemachte Proben ein günstiges Resultat erzielt hat.

Die gewöhnlichsten Krankheiten der Nachtigallen sind geschwollene Füße, welche sie durch Unreinlichkeit und zu harte Sprunghölzer sich zuziehen; verdoppelte Reinlichkeit, Einsetzen weichrindiger, 2 cm dicker Holunderstäbe, vorsichtiges Abwaschen und Bestreichen der Füße mit Mandelöl, kann dieselben wieder in Ordnung bringen. — Während ihrer Mauser sind sie ebenfalls empfindlich; gutes Futter, namentlich ein Zusatz gesottenen Hühnereies, dann und wann eine Spinne, deren es um diese Zeit eine Menge gibt, sowie Freihaltung des Vogels von Luftzügen werden den Federwechsel unterstützen. Verdorbener Magen, Dürrsucht u. s. w. siehe Rubrik: „Krankheiten".

Gefangen werden die Nachtigallen im Frühling, gleich nach ihrer Ankunft, und zwar ist hierzu die beste Zeit in der Frühe von fünf bis neun Uhr, weil sie um diese Zeit noch hungrig sind und begieriger auf die Lockspeise fallen. In der Nähe des Platzes, wo man sie singen hört, lockert man die Erde auf, etwa in einem Umkreis, dessen Durchmesser $^2/_3$ Meter hält; ist Gras, Laub oder Moos auf dem Boden, so schafft man dieses beiseite, so daß nur die kahle Erde hervorsieht. Dazu sucht man einen solchen Platz,

der etwas frei, nicht vom Gebüsche verdeckt und so gelegen ist, daß er von der Nachtigall bald bemerkt werden kann. Will man seiner Sache recht gewiß werden, so kann man sie beizen, d. h. man legt auf die offen gemachte Erde einige Mehlwürmer, welche aber noch einiges Leben haben und nicht völlig getötet sein dürfen; diese Würmer auf unverdächtigem Platze wird die Nachtigall gleich holen und sich den Ort merken, wieder aufsuchen und um so gewisser in die nachher gestellte Falle gehen. Die bequemste und leichteste Art hierzu ist ein Schlaggärnchen, welches mittels Federkraft zuschnappt, das in der Rubrik „Vogelfang" genau beschrieben ist, und welches ich jedem, der Liebhaber des Nachtigallenfangs ist, als die beste Methode empfehle, um so mehr, als es nur unbedeutende Kosten verursacht. Dieses Gärnchen legt man auf den von lockerer Erde entblößten Platz, richtet es haarscharf, und bedeckt alle Teile mit der weggenommenen Erde, Gras und Moos, daß das Gärnchen nicht mehr, wohl aber noch die zappelnden Mehlwürmer gesehen werden können. Wer gut zu richten versteht, bedarf keiner vorherigen Beize. Es wird nicht lange dauern, so wird die Nachtigall gefangen sein. Beim Richten der Falle ist sie so wenig scheu, daß sie nicht selten demjenigen mit Aufmerksamkeit zusieht, welcher ihr die Falle stellt, und kaum kann sie den Augenblick abwarten, um hinzuzufliegen und die Mehlwürmer zu speisen. Auch werden sie nicht gewitzigt, wenn sie einer solchen Falle entwischt sind; zwar vorsichtiger und scheuer, doch auf die Dauer können die meisten nicht widerstehen. — Ferner werden sie mit dem Meisenschlag, mit Sprenkeln oder auch nur einfach mit einem Brettchen, welches man vermittelst drei Richthölzchen über eine Grube stellt, gefangen.

Hat sich die Nachtigall während des Richtens entfernt, so sucht man sie wieder zurückzutreiben, indem man behutsam ihren neuen Platz umgeht, um sie nach der Gegend zu drängen, wo die Falle steht; wenn sie auf einem Baume sitzt, so darf man nur die Mütze in die Höhe werfen, und sie wird gleich wieder in die Büsche ziehen. Es ist immer gut, wenn man mit einigen solcher Gärnchen versehen ist, um an mehreren Plätzen stellen zu können; oft ist aber auch das Terrain ungünstig, und dann gehört schon eine größere Geduld dazu. Durch List und Ausdauer wird man aber seinen Zweck doch erreichen.

Wenn die Nachtigall gefangen ist, so steckt man sie in einen Beutel von dunklem leichten Zeug, der durch Einsetzen eines rauhen Pappebodens, worauf sich die Nachtigall festhalten kann, eine Ausspannung erhält, und worin man sie auch nach Hause tragen kann. Wie man sich bei ihrer Eingewöhnung zu benehmen hat, ist schon erwähnt. Nicht selten ist der Geschlechtstrieb schon so stark entwickelt, daß sie mehrere Stunden nach dem Fang im Beutel oder im dunkeln Transportkäfig zu locken anfängt, ja daß sie ganze Strophen durchschlägt. Auf solche Vögel habe man besonders acht und suche sie, wenn ihrer mehrere beisammen sind, durch Kürzen einer Schwing- oder Schwanzfeder zu bezeichnen. Es sind gesangeslustige Vögel, die auch meistens im Käfig diese Eigenschaft bewähren. Sollte man einen weiten Weg von mehreren Stunden nach Hause haben, oder gar verhindert sein, am gleichen Tage nach Hause zu kommen, so muß die Nachtigall einigemal mit Mehlwürmern, Ameiseneiern oder rohem frischen Fleisch gestopft werden. Ich pflege ihnen gleich nach dem Fang die Spitzen der beiden Flügel auf dem Rücken zusammenzubinden, um ihnen das Entwischen während des Stopfens unmöglich zu machen. Durch das Zuschnappen des Gärnchens werden sie vor Schreck oft wie gelähmt, erholen sich aber meistens bald wieder; doch kam mir einmal ein Fall vor, daß der gehabte Schrecken so heftig auf den Vogel wirkte, daß ihn eine Starrsucht überfiel und er den andern Tag starb, ohne sich seiner Füße oder Flügel nur im mindesten bedienen zu können, obgleich er ohne alle sichtbare Verletzung war. — Kurz vor ihrem Wegzug, zu Anfang des Monats August, kann man die schon abgemauserten Jungen fangen, und die um diese Zeit erlangten jungen Männchen werden in der Regel fleißige und gute Schläger; freilich ist es schwer, Junge und Alte zu unterscheiden, es müßten denn noch einige Nestfedern im frischen Kleid zu entdecken sein; auch sind die Schnabelwinkel in der Jugend noch etwas gelber und weicher als im Alter. Noch schwieriger aber ist um diese Zeit der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen zu erkennen, daher mag es wohl kommen, daß der Fang im Spätjahr nicht so beliebt ist, wie in den Frühlingsmonaten.

Der Fang der Nachtigallen ist in allen deutschen Staaten, auch in einigen andern Ländern, bei schwerer Strafe verboten; vielleicht werden sie durch diesen Schutz noch zutraulicher, als sie es schon von Natur aus sind, und es ist auch recht, diesen herrlichen, harmlosen Sänger auf jede mögliche Weise zu beschützen. — Dem wirklichen Verehrer derselben ist es nicht allzu schwer, in den Besitz einer Nachtigall zu kommen, und für solche, welche sie aus bloßem Mutwillen fangen, ohne ihren Wert zu schätzen, ist keine Strafe zu hoch. In manchen deutschen Staaten ist übrigens die Einrichtung getroffen, um doch dem Liebhaber den Erwerb einer Nachtigall zu erleichtern, daß die Forstbeamten solche unter gewissen Bedingungen fangen dürfen.

Man kann bei guter Behandlung die Nachtigallen 10 bis 12 Jahre erhalten, ja man erzählt Beispiele, daß sie 20 bis 25 Jahre ausgehalten hätten: gewiß ein hohes Alter von einem Tierchen, das mit 6 Wochen seine vollständige Größe erreicht hat.

Der Sprosser. Lusciola philomela, *Bechstein.*

Taf. 1, Fig. 3.

Große-, Wiener-, Ungarische-, Polnische-, Russische-, Schwedische-, Dänische Nachtigall, Nachtphilomele, Aunachtigall, Sproßvogel. — Luscinia major, *Schwenkf.* 1603; *Rcacz.* 1721; *Frisch*; *Klein*; *Briss.* 1760; — Motacilla luscinia major, *Gm.* 1788; — Sylvia luscinia major, *Lath.* 1790; — Mot. (später: Sylvia) philomela, *Bechst.* 1795, 1807; *Naum.* 1825; *Glog.* 1834; — Mot. aëdon, *Pall.* 1811; — Luscinia philomela. *Br.* 1831; *Sund.* 1836; *A. Br.* 1882; *E. v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Philomela major, *Bp.* 1838; — Lusciola philomela, *K. & Blas.* 1840; — Arundinax aëdon, *Blyth* 1842; — Erithacus philomela, *Rchw.* 1884; — Daulias philomela, *Radde* 1887 (Cab. J. 486).

Dieser Vogel steht in nächster Verwandtschaft zur Nachtigall, mit welcher er in Beziehung auf Aussehen, Betragen und Lebensart viele Aehnlichkeit hat; er wurde daher auch lange Zeit nur für eine Rasse derselben gehalten, hat indessen wieder viel Eigentümliches für sich, namentlich einen ganz anderen Schlag und auch äußerliche Merkmale, wodurch er sich von der Nachtigall beständig unterscheidet.

Kennzeichen: Oben dunkel rötlich graubraun, der Schwanz schmutzig rostbraun; die Kehle weiß, undeutlich grau eingefaßt; die Oberbrust dunkelgrau gewölkt, ebenso die trübweißlichen unteren Schwanzdeckfedern auf der Außenfahne olivengrau quer gebändert; die dritte Schwinge die längste; die zweite länger als die vierte; die erste noch verkümmerter als bei der Nachtigall, kaum bemerkbar, schmal und spitz, endet 5 mm vor der Spitze der oberen Flügeldeckfedern, und sollte eigentlich nur als Afterschwinge zählen.

Länge gegen 18 cm, wovon der Schwanz stark 6,5 cm wegnimmt; Flügelbreite 26 cm, Schnabellänge 1,5 cm, Höhe des Fußrohrs 3 cm. Etwas stärker als die Nachtigall.

Beschreibung. Der ganze Oberleib ist rötlichgraubraun, auf dem Kopfe am dunkelsten; Kehle weiß, graulich eingefaßt; unter der Kehle bräunlichweiß, braungrau besprengt oder deutlich dunkel gewässert; Seiten des Halses graulich; der Bauch ist weiß; die langen unteren Schwanzdeckfedern trübweißlich, etwas rostgelblich überflogen, auf den äußeren Fahnen deutlich olivengrau gewölkt. Der ganze Flügel ist rostbraungrau, die größten Federn etwas heller gekantet; die Federn des abgerundeten Schwanzes sind matt rostbraun, dunkel rostgelb gesäumt. — Der Schnabel ist stärker als bei der Nachtigall, oben hornbraun, unten gelblich; die Augensterne sind groß und dunkelbraun; die Füße sind bleich schmutzig fleischfarbig. — Das Weibchen ist so schwierig zu unterscheiden, daß sich auch der geübteste Kenner hierin täuschen kann; die unterscheidenden Merkmale sind dieselben, wie sie bei der Nachtigall angegeben wurden. — Die Jungen siehe unten.

Von der Nachtigall unterscheidet sich der Sprosser dadurch, daß dessen Farbe dunkler, die Brust gefleckt oder dunkler gewässert, überhaupt dessen ganze Figur größer und gedrungener ist; beides Merkmale, wodurch der Geübtere in den Stand gesetzt wird, diese Vögel schon aus der Ferne unterscheiden zu können. — Anfang der Mauser gewöhnlich im Juli.

Auch beim Sprosser finden sich Abänderungen wie bei der Nachtigall, die aber nicht so bedeutend sind, um Arten darauf gründen zu können. Pastor Brehm charakterisiert diese Rassen folgendermaßen: der Ungar-Sprosser, Lusciola philomela, var. eximia, *Br.* Er hat die vorn angegebene Größe; im Frühling ist der ganze Oberleib rötlich-graubraun, mit einem äußerst matten Stiche ins Olivenbräunliche; Vorderbrust und Seiten mit dunkelgrauen Muschelflecken dicht gewellt. In Ungarn. — Der Polen-Sprosser, L. philomela, var. major, *Br.* Er ist bedeutend größer als der Ungarsprosser, oben rotgraubraun, das Grau etwas vorherrschend, unten nicht so deutlich dunkelgrau gewölkt als

beim vorigen. In Polen. — Der Zweischaller, L. philomela, var. hybrida, *Br.* Oben wie Sprosser, unten fast ganz wie Nachtigall; er hat Schlag- und Lockton von beiden. An der mittleren Donau, in Galizien, Mähren, Polen, Pommern.

Was nun diese verschiedenen Farben- und Größenunterschiede anbelangt, so hat das seine vollkommene Richtigkeit. Man wolle deshalb meine Bemerkungen zu den Spielarten der Nachtigall nachlesen. Unter den Exemplaren der Händler, welche die Sprosser zu vielen Dutzenden hierher brachten, waren alle Nationalitäten vertreten. Sie boten Wiener, Ungarn, Siebenbürger, Polacken, Pommern, Schweden, Dänen und Russen feil. Aber von diesen Namen auf den Gesang schließen zu wollen, halte ich für reine Finten der Händler, um den Preis zu steigern. Gut schlagende Sprosser müssen eben auch von Kennern ausgesucht und abgehört werden, gleichviel welcher Landsmannschaft sie angehören. Dabei kommt viel auf das Verständnis, die Ansprüche und auf die Erfahrungen an, die man im Laufe der Zeit macht. Wie sehr verschieden lauten die Urteile, bis ein sogenannter Kenner 25 Strophen oder Touren findet, unter denen die feinsten „wie in Stahl gesägt, dreifach und zauberisch schön verschlungen sind, eine crescendo langtiefende und eine schmetternde Tour enthalten u. s. w. u. s. w."

Die Hafiz-Nachtigall, Lusciola Hafizi, *Severz.* 1875, in Persien; ebenso Böhms-Nachtigall, L. Böhmi, *Rchw.* 1886, von Dr. Böhm in Simbile bei Kakoma, auf der Ostseite des Tanganika-Sees im zentralen Afrika gesammelt. Beide sind schon bei der Nachtigall verzeichnet, scheinen aber dem Sprosser näher zu stehen.

Der Sprosser bewohnt die östlichen Länder von Europa; in westlicher Begrenzung etwa von der Oder an nach dem mittleren Donaugebiet bis in die Dobrudscha; nordwärts bis Dänemark, Südschweden, das mittlere Rußland bis in die Strom- und Flußthäler des südlichen Urals; er bewohnt auch die Kaukasischen Provinzen, Nord-Persien und Turkestan. Er ersetzt teilweise die Nachtigall nach Osten hin, wird aber auch in manchen Bezirken gemeinschaftlich mit der Nachtigall getroffen. In unserem Erdteil bewohnt er: Dänemark nur teilweise, so Seeland und Bornholm, aber nicht Jütland; Südschweden bis zum 59. Grad; Süd- und Mittel-Rußland, nordwärts bis ins Gouvernement Petersburg, wo der Sprosser noch als „zahlreicher Brutvogel" aufgeführt wird; Ostpreußen, Polen, Galizien samt der Bukowina; Ungarn samt Siebenbürgen, der Herzegowina, Dalmatien; das Donaugebiet von Wien abwärts der Donau entlang, samt Nebenflüssen, bis in die Dobrudscha hinein, mit dem Bemerken: daß der Sprosser in der Dobrudscha „häufig" vorkommt, — an der mittleren Donau aber, von Wien abwärts, wegen gewerbsmäßigen Wegfangens nur noch „sehr einzeln" zu finden ist. Von Deutschland bewohnt der Sprosser als Brutvogel nur einen kleinen Teil seiner nordöstlichen Ausdehnung, in der Provinz Preußen, Pommern, Mecklenburg schon selten, aber Schleswig-Holstein „sehr selten". An den Ufern mancher Flüsse streichen sie oft auch tiefer in die westlichen Gegenden, aber westwärts an Zahl immer abnehmend, so daß ihr Vorkommen im eigentlichen West- oder gar Südwest-Deutschland und in der Schweiz zu den großen Seltenheiten gehört. Bei Stettin und Stargard kommen beide, die Nachtigall aber häufiger, vor, während nördlich der Peene der Sprosser jetzt nicht mehr vorkommt, vermutlich durch den Eifer der Händler beseitigt. Auch in Seeland gibt es Gegenden, wo beide Arten vorkommen. Im Frühling des heißen Jahrgangs 1834 war ein Sprosser etwa 8 Tage im Stuttgarter Schloßgarten, nach dieser Zeit verschwand er wieder — wahrscheinlich im Schnappgärnchen eines Sprosserfreundes — und seitdem hat Verfasser hier nie mehr einen Wildfang im Freien gehört. — Er ist ein Zugvogel, der Ende April kommt und im August wieder abzieht. In Griechenland wird der Sprosser nur auf dem Durchzuge im Frühling und Herbst, nicht als Brutvogel, angetroffen. Im Frühjahr in Egypten. Wo der Sprosser seinen Winteraufenthalt hat, ist bis jetzt nicht genau festgestellt, vermutlich aber in Ost-Afrika und Südwest-Asien. Solche versteckt hausende Vögel, die in ihren Winterquartieren ein stilles Leben führen und sich nicht durch ihren Schlag bemerklich machen, wie auf ihren Brutplätzen, sind in ihren Winterverstecken beinahe unsichtbar und nur sehr schwierig zu entdecken.

Der Sprosser hält sich, ganz ähnlich wie die Nachtigall, in waldigen und buschreichen, von Gewässern durchschnittenen Ebenen, an Hügeln, aber niemals in hohen Gebirgswäldern

auf; namentlich in den großen dichten Weiden- und Erlenböschungen längs der Flüsse, in welchen sich viel dürres Laub gelagert hat. So beschaffene Fluß- und Stromthäler bedecken in Galizien, Polen, Rußland und West-Sibirien viele hundert Quadratmeilen. Hier ist das Eldorado für die Sprosser, hier haben sie sich „die volle Reinheit des Schlages" bewahrt. In den Auwäldern bei Wien kommen die Sprosser meistens nur noch auf dem Zuge vor, werden aber — da sie dort beliebte Sänger sind — des Gewinnes wegen sofort gefangen, so daß an ein zahlreicheres Aufkommen nicht mehr zu denken ist. Die Kleine Nachtigall gehört in den Auen zu den gewöhnlichen Brutvögeln, wird aber nicht sonderlich wert gehalten, deshalb auch nur wenig behelligt. — Ueber das Vorkommen des Sprossers bei der Stadt Czernowitz am Pruth (in der Bukowina) sagt Dr. Lazarus — der ein eigenes Büchlein (1876) über Sprosser geschrieben —: „Unsere Stadt liegt auf einer bedeutenden Anhöhe am rechten Ufer des Pruthflusses. An den Ufern desselben erstrecken sich meilenweit dichte Weidenpflanzungen, welche an manchen Stellen einen waldartigen Charakter annehmen. Die Stadt selbst ist reich an vielen Baum- und Obstpflanzungen. Auch in diesen finden sich jährlich regelmäßig manche Sprosser ein; es bleibt nur eine merkwürdige Thatsache, daß der Gesang der Weidensprosser sich merklich von den in dem Weichbilde der Stadt nistenden unterscheidet, und zwar in dieser Weise, daß der Weidensprosser jedenfalls ein vorzüglicherer Sänger zu nennen ist. Diese Weidenpflanzungen werden um die obengenannte Zeit von einer solchen riesigen Zahl der Sprosser bezogen, daß fast in jedem zweiten Weidenbusche ein Sprosserpaar sein Nistgebiet sich erwählt, und bei einem Spaziergang über die Pruthbrücke um eine späte Abendstunde kann man ein tausendstimmiges Sprosserkonzert hören." Ein anderer Beobachter, Dr. Schauer, äußert sich über das massenhafte Vorkommen der Sprosser in Galizien: „Bei Tage überschreien die Sprosser alle anderen Vögel, so daß ihr Schlag, im großen Chorus vorgeschmettert, geradezu unangenehmer wird, als die Nähe eines starkbevölkerten Froschteiches." Eines besonderen Umstandes mag noch (von Dr. Schauer) erwähnt sein: „Wo die Sprosser so massenhaft auftreten, wie in Galizien, verstummen sie eine Stunde nach Sonnenuntergang plötzlich, als wäre das Zeichen hiezu mit dem Taktstock gegeben, und stellen an solchen Orten ihre Nokturnen ein. Wahrscheinlich ermüden sie sich bei Tage durch gegenseitige Aneiferung so, daß sie genötigt sind, nachts zu schlafen. Nur einzelne strengen sich bei Tag viel weniger an und singen nach Belieben auch noch bei Nacht."

Im Frühjahr 1870 kamen in eine Stadt Ost-Sibiriens, Ussola genannt, einige Paare Sprosser und belebten sogleich mit kräftigem Schlag die Gegend. Sämtliche Einwohner waren darüber so erfreut, daß in dem städtischen Garten, wo die Sänger sich aufhielten, eine Wache aufgestellt wurde, um die interessanten Fremdlinge zu schützen. Sie kamen aber trotzdem das nächste Jahr nicht wieder. (Cab. J. 1872, 363.) Es ist demnach möglich, daß die Sprosser noch weiter nach Osten hin verbreitet sind, als vorn angegeben.

Ihr Nest legen sie gerne in der Nähe des Wassers an und setzen es, der Nachtigall gleich, entweder ganz auf den Boden, oder doch diesem nahe auf einen niedern, verwachsenen Baumstumpf, oder auf die kurz abgehauenen und wieder mit neuen Zweigen umgebenen Stämme der Weiden, Erlen, Ulmen, auch ins Gestrüpp oder in Grasbüschel, immer aber gut versteckt; sie verfertigen es aus dürrem Laub, besonders von Eichen, Weiden, Erlen, Pappeln, das der Umgebung entnommen die Grundlage bildet, nach innen mit Hälmchen, feinen Würzelchen und Tierhaaren gefüttert ist. Das Gelege enthält gewöhnlich 5 bis 6 Eier, die auf matt braungrünem Grunde dunkel gewölkt und etwas größer und runder als die der Nachtigall sind. Sie messen 23+16 mm. Nach 14 Tagen schlüpfen die Jungen aus. — Die noch ungemauserten Jungen sehen denen der Nachtigall überaus ähnlich, und haben die gleichen Zeichnungen und Flecke, sind aber von Farbe etwas dunkler, auf der Brust dichter gestrichelt und von einer wenig größeren, untersetzteren Gestalt. — Die Erziehung und Behandlung derselben im Zimmer, deren Eigenschaften und Kennzeichen sind ganz so, wie es bei der Nachtigall angegeben wurde. Ebenso wird auch ihre Brut von mancherlei Raubtieren heimgesucht und zerstört, auch wohl das zu fest auf der Brut sitzende Weibchen von denselben erwischt.

In seinem Betragen zeigt sich der Sprosser gemessen und ernst, mit einer Art von

Stolz; seine Bewegungen sind überlegt und kräftig. In schnellen, weiten Sprüngen hüpft er über die Aeste, ebenso auf dem Boden, macht öfters Halt, besinnt sich, schnellt den Schwanz in die Höhe und hüpft und fliegt nun erst weiter. Die Flügelspitzen hängen etwas nachlässig herab, und den Schwanz schnellt er pausenweise ebenso in die Höhe, wie seine nahe Verwandte, die Nachtigall. Er zeigt sich auch so zutraulich gegen den Menschen, wie diese, weshalb man ihn bei seinem Schlage längere Zeit belauschen kann, ehe er seinen Platz verläßt.

Seine Nahrung besteht in allerlei weichen, auf der Erde kriechenden Tieren, als: Räupchen, Maden, Larven, Puppen, Fliegen, kleinen Käfern und Schmetterlingen; besonders gern nimmt er Ameiseneier und den Mehlwürmern ähnliche Larven. Selten sieht man ihn indessen ein Insekt von den Büschen wegnehmen oder nach den fliegenden schnappen. Zur Zeit der Beerenreife frißt er auch rote und schwarze Holderbeeren, vermutlich auch noch andere Waldbeeren, die um die Zeit seines Aufenthalts gereift sind. — Im Zimmer behandelt man ihn bei der Fütterung wie die Nachtigall, nur ist es bei diesem Vogel notwendig, solange als möglich frische Ameiseneier zu füttern, und wenn diese aufhören, auch das Mischfutter mit gedörrten zu bestellen. Mehlwürmer bekommt er täglich 6 Stück in 2 bis 3 Portionen. Während der Mauser gibt man ihm täglich einige Messerspitzen hartgesottenen Hühnereies, was diese wesentlich erleichtert.

Was den Käfig anlangt, ist zwar die bei der Nachtigall angegebene Form und Einrichtung dieselbe, dieser muß aber für den größern Sprosser auch größer sein; ebenso das Vorhäuschen, da sein starker Schlag nicht wohl im Zimmer zu ertragen ist. Vor den Einflüssen übler, rauher Witterung hat man ihn, als einen wärmeliebenden Vogel, mehr als die Nachtigall zu schützen, wenn er derselben nicht unterliegen soll. Er scheint bei uns überhaupt zart und minder ausdauernd im Käfig zu sein, als letztere.

Charakteristisch bei dem Sprosser ist sein Gesang. An Stärke übertrifft derselbe den der Nachtigall bei weitem, auch unterscheidet er sich durch einen anderen Rhythmus; er erinnert an eine Singdrossel. Der Ton des Sprossers ist tiefer, stärker, schmetternder, die Strophen sind kürzer und feierlicher, das Tempo im ganzen langsamer, mit längeren Pausen zwischen den einzelnen Partieen; es fehlen zwar die ziehenden, sanft klagenden und verschmelzenden Töne, welche den Gesang der Nachtigall so anziehend machen, aber die kühn schmetternden Läufe, die Stärke und Abwechslung der Strophen, welche mit unbegreiflicher Leichtigkeit seiner Kehle entströmen, machen ihn zu einem würdigen Nebenbuhler, und es wird derselbe von Liebhabern, welche kräftige Effekte lieben, der Nachtigall noch vorgezogen. Kein Vogel von gleicher Größe hat eine so außerordentliche Gewalt in den Stimmorganen. Im Freien hört man den Schlag in größerer Entfernung, als den der Nachtigall, und es hat derselbe viel ausgezeichnete Eigenheiten. Es ist in der That unglaublich, welche ungeheure Fülle dieser kleine Vogel in seinem Schlage entwickelt, und in der Stärke des Schlages übertrifft er, wie schon bemerkt, die Nachtigall; letztere hat die sentimentalen, ziehenden und schmelzenden Töne voraus, der Sprosser die unbegreifliche Kraft des Tons, der dabei doch einen Metallklang behält. Ueber den Gesangeswert kann nur der Geschmack des Liebhabers entscheiden. In Oesterreich, Ungarn und Polen werden die Sprosser den Nachtigallen vorgezogen, und ich wundere mich darüber nicht, seitdem ich selbst die Freude hatte, einige zu besitzen und den kraftvollen Schlag zu bewundern. Ein guter Sprosser beginnt seinen Gesang mit „David, Judith“ oder sonst einem schönen Anrufe, und um dem Nichtkenner einen Begriff von der Modulation zu verschaffen, mögen folgende Sätze dienen, welche ich nach der Angabe des Dr. Lazarus hier einschalte:

Fi lip Fi lip Fi lip
Tarack Tarack Tarack
Diderot Diderot Diderot
Tack Tack Tack

Tjr Tjr Tjr
Taterack Taterack Taterack
Bol Bol Bol
Tezeret Tezeret Tezeret

David David David
Wat Wat Wat
Dahier Dahier Dahier
Dschijeh Dschijeh Dschijeh

Dyjih Dyjih Dyjih
Trrr Trrr Trrr
Zrtztrrtz — — —

Anders faßte ich von meinen Sprossern den Schlag auf; etwa wie folgt:

David, David, David!
Quepicktjaz zerrrrrrrrrrrtez
Jakob, Jakob, Jakob,
Quoark, Quoark, Quoark,
Tott, tott, tott, tott, tott,
Zorr orrrrorrr orrorrr tzi!

Filipp, Filipp, Filipp,
Zerrrrrrrrrrrrrretz
Glock, glock, glock, glock
Tschererk, tschererk, tschererk, tez.

David, David, David
Filipp Filipp
Quawawawawawawawawawat
Gocörk, gocörk, gocörk
Zozozozozozozozozo
Tarrack, tarrack, tarrack
Querrrrrrrrrrer tizeck.

Opidd per tui
David, apick, dlipick, dlipick
Tilitz, tilitz, quorrrrrrrrror
Wat, wat, wat, wat, wat, wat,
Zicka, zier, zier, zierip, zierip
Tziob, tziob, dakob, we—litz.

Diese oder ähnliche Strophen werden langsam, feierlich und taktfest, man möchte sagen, sprechend, vorgetragen und zwar mit einer Stärke, daß es schwer hält, den völlig entwickelten Schlag im Zimmer auszuhalten. Der Gesang unserer kehlkräftigen Singdrossel wird weit überflutet. Namentlich schien einer der meinigen seine ganze Kraft in einer Strophe: „zorrorrorrorrorrortzi!" zusammengedrängt zu haben; diese sprudelte er in einer solchen Fülle hervor, daß man im geschlossenen Zimmer wirklich ganz betäubt davon wurde.

Ueber den Schlag der verschiedenen Landsmannschaften, der Ungarn, Polacken und Russen will ich mich nicht weiter auslassen, da mir der Glaube fehlt, daß ganze Länderstriche mit lauter guten Schlägern bevorzugt seien. Dr. Lazarus, ein tüchtiger Kenner, sagt: Ein guter Sprosser muß folgende Eigenschaften haben: 1) er muß alle Nüancen seiner Gesangsstrophen inne haben; 2) muß er kräftig schlagen; 3) muß er einen reinen, metallisch klingenden Ton haben; 4) muß er fleißig schlagen. — Ein Sprosser im allgemeinen zeigt sich folgendermaßen: 1) die Kraft des Schlages haben die meisten Vögel inne; 2) die Reinheit des Tones ist bei einer geringeren Zahl vertreten; 3) der fleißige Gesang ist einer noch kleineren Anzahl eigen; 4) alle möglichen Tonschattierungen in den Gesangsstrophen sind bei der geringsten Zahl der Sprosser zu finden. — Dieser Lehren möge jeder Liebhaber, der Sprosser einstellt, eingedenk sein.

Die Zeit des Gesanges ist wie bei den Nachtigallen; im Freien nach ihrer Ankunft bis zum Füttern der Jungen. Im Zimmer fangen sie etwa um Weihnachten an und schlagen bis Ende Mai; doch dehnen manche ihre Gesangszeit mehr aus, oder schlagen auch nur kürzere Zeit. Es kommt dabei viel auf das Alter der Vögel und darauf an, ob sie frühzeitig oder spät in die Mauser kommen. — Im Anfang der Singzeit ist der Gesang leiser und hastiger, bis sie ihre Touren wieder einstudiert haben; je lauter der Gesang wird, desto leichter lassen sich diese durch Pausen unterscheiden. Die meisten Sprosser schlagen erst im zweiten Jahr, nachdem sie gefangen sind, wie im Freien, und lassen erst dann ihre Güte richtig beurteilen; nur junge Vögel schlagen im ersten Jahr fleißig, aber nicht vollkommen. Echte Nachtvögel sind bei den Sprossern so selten, als bei den Nachtigallen. Die meisten Sprosser werden aber, wenn sie im Käfige sind, allmählich Nachtvögel. Wie sie durch künstliche Mittel dazu gebracht werden können, ist bei der Nachtigall angegeben.

Ihre Locktöne sind ziemlich verschieden von denen der Nachtigall; das „fit" oder „wit" ist durchdringender, schneidender als bei derselben; und das „krr", beim Sprosser eigentlich „arrr", noch rauher und tiefer; sie lauten also „fit — arrrr", auch schnalzen sie wie die Nachtigall und drücken ihre Begierden mit ähnlichen Tönen aus, wie diese, was etwa mit „tack" bezeichnet werden kann. Auch das Rätschen „rää rää" ist dem Sprosser zum Ausdruck seiner Aufregung oder seines Zornes eigen.

Zu uns kommen sie nur auf dem Wege des Handels durch die Vogelhändler, und zwar werden sie um den Preis von 10 bis 18 Mark feil geboten, aber selten gebracht. Auch sind sie, möchte ich hinzufügen, hierzulande weniger beliebt als die Nachtigall, welcher man den Vorzug gibt. Einem hiesigen Vogelfreunde kam der Sprosserschlag so schmetternd vor, daß er ihn mit dem scharfen Gehämmer eines Kupferschmieds verglich. Freilich war auch der Schlag des betreffenden Sprossers nichts weniger als musterhaft.

Gefangen werden sie wie die Nachtigall mit den Schlaggärnchen; auch gelten dieselben Regeln für die Eingewöhnung in den Käfig. Der Fang mit Leimruten ist wenig zu empfehlen, noch weniger aber der Fang mit Sprenkeln, weil diese, wenn sie nicht ganz leicht gestellt sind, dem Vogel die Beine verletzen oder gar die Knochen abschlagen. Pastor Brehm erzählt uns aus vergangenen Zeiten nach den Berichten eines Grafen Gourcy: „Früher fuhren die Liebhaber mit den Fischern, welche die Hauptsprosserfänger an der Donau sind, an die Inseln dieses Stromes und ließen sich die Sprosser fangen, welche den schönsten und reinsten Schlag hatten. Jetzt aber hat das Wählen aufgehört, denn die Sprosser sind so selten, daß man nimmt, was man bekommt. In Oesterreich, an dem Flusse Taya, gibt es starke, tiefschallige Vögel, welche das Wort ‚Brabant!‘ rein hervorbringen. In Mähren an der March sind auch gute Sprosser die ‚Judith‘ und ‚Brief!‘ schön schlagen. Bei Tuln, 7 Stunden oberhalb Wiens, an der Donau, sind ebenfalls gute Schläger. Alle diese Reviere gehören den Vogelfängern Wiens, welche den Schutz der Jäger und sogar der Grundeigentümer genießen, durch langjährigen Besitz erb- und eigentümlich, so daß ein Fremder ohne Erlaubnis daselbst keinen Zutritt hat. Ferner werden sie in allen Auen der untern Donau, vorzugsweise aber in den bei Preßburg, Komorn und Pest gelegenen, wie auch bei Eperies im Mai ziemlich häufig gefangen, doch muß man schon Anfang Mai an Ort und Stelle sein“ u. s. w. Wie es aber jetzt aussieht, ist vorn geschildert.

Krankheiten hat der Sprosser mit der Nachtigall gemein. Häufig bekommen sie die Abzehrung; bei uns sterben die meisten an dieser Krankheit. Im Sommer 1858 wurden durch einen reisenden Händler einige Dutzend Sprosser in Stuttgart an Liebhaber verkauft, von denen viele dieser Krankheit unterlagen, so daß man gegen das Halten des Vogels so mißtrauisch wurde, daß der im nächsten Jahre wiederkehrende Händler nicht einen mehr verkaufen konnte. Ich bekam im November desselben Jahres einen sehr abgezehrten Sprosser, um den Versuch zu machen, ob derselbe wieder hergestellt werden könne. Dies Tier war aber so schwach, daß es nicht mehr stehen konnte; dennoch gab ich nicht alle Hoffnung auf. Zuerst stopfte ich ihn mit einigen Stückchen Kalbsherz und steckte ihn sodann zum Erwärmen in ein Bett. Dann erhöhte ich die Temperatur durch eine auf 30 Grad Réaumur gebrachte, mit Lappen umwickelte Wärmflasche, auf die ich den Sprosser setzte und leicht bedeckte. Der Vogel konnte noch verdauen, und ich stopfte nun regelmäßig alle Stunden einmal, wenn auch nur wenig; Käsequark wandte ich ebenfalls als Stopfmaterial an. Den andern Tag war er so gekräftigt, daß er auf das Sprungholz hüpfen konnte. Ich setzte aber die Behandlung mit der Wärmflasche 3 Tage fort, und setzte ihn dann erst in den Käfig. Indessen war ich gezwungen, den Vogel 4, sage vier, volle Wochen zu stopfen, ohne daß er selbst fressen wollte, ausgenommen Mehlwürmer, die er aufnahm, die ich aber absichtlich nur sparsam gab, 6 Stück täglich in 3 Portionen, weil er sich sonst noch mehr der künstlichen Fütterung entfremdet hätte. Endlich bequemte sich der wider seinen Willen zu Körperfülle und Lebenslust gestopfte Vogel doch, zu fressen, nahm am liebsten rohes Herz und Käsequark, aber nur ungern dürre Ameiseneier, und blieb von da an gesund bis zur Zeit der frischen Ameiseneier, wo es nun keine Not mehr hatte. Durch mein Stopfen wurde der Vogel beleibt, und bekam sogar einen Ansatz von Fett, der aber wieder schwand, als er aus freien Stücken Ameiseneier fraß. Seinen Käfig durchflocht ich mit Tannreisern, den Boden desselben bestreute ich mit zerbröckelter Walderde und Moos; seine Sprunghölzer waren frische Holunderschößlinge. Zum Schlagen kam er gegen Ende Februar, doch war er weder ein fleißiger noch ein guter Schläger. Weil diese Vögel überhaupt erst im zweiten Jahre ihrer Gefangenschaft anfangen, gut zu schlagen, und ich für das Spätjahr fürchtete, wieder stopfen zu müssen, so setzte ich ihn Mitte Juni — nebst noch einem Genossen, den ich später in einem ebenso kläglichen Zustande wie den ersten erhielt und mit Mühe wieder zurecht stopfte — im hiesigen Schloßgarten in Freiheit. Von einer Rückkehr im nächsten Frühjahr jedoch keine Spur. Abwechslung des Futters ist jedenfalls ein Reizmittel für wählerische Vögel; bei seinem früheren Besitzer bekam er das geriebene Futter von gekochtem Herz, Eierbrot, gelben Rüben und dürren Ameiseneiern, was er ungern fraß und welches ihm die Dürrsucht zuzog. — Bei der Fettsucht ist Versetzung in eine mit passendem Futter und einigen muntern Vögeln unterhaltene Volière zweckmäßig, weil sie da eher

gezwungen sind, sich Bewegung zu machen. Einen meiner Sprosser verlor ich durch eine Erkältung, welche ihm eine Frostnacht zuzog, der ich ihn ausgesetzt ließ, da sie sich unerwartet nach vorangegangenen warmen Mainächten einstellte. Im kräftigsten Schlag unterbrochen, verstummte von da an sein Gesang, und er kränkelte hin, bis er endlich zu meinem Bedauern starb. Vielleicht hätte auch in diesem Falle das oben erwähnte Stopfen und Erwärmen gute Dienste gethan, doch hielten mich damals dringende Berufsgeschäfte ab, dieses Verfahren anzuwenden. Andere Uebel siehe bei den „Krankheiten".

Zweite Gruppe: **Rotkehlchen,** Rubecula, *Briss.*, 1860.

Erithacus, *Cuv.* 1800; *Swains.* 1831; — Dandalus, *Boje* 1826. — Der Schnabel drosselartig, an der obern Kinnlade etwas gebogen, mit einer seichten Kerbe vor dem kurzen Haken; die Augen besonders groß; in dem etwas kurzen Flügel die 4. und 5. Schwinge die längsten, die 3. Schwinge kürzer als die 6.; Schwanz ausgerandet, seine Federn am Ende zugespitzt; das Gefieder strahlig und locker. Die Geschlechter gleichen sich im Alter, das Nestkleid aber verschieden. Diese Gruppe enthält nur wenige Arten, bei uns nur eine Art.

Das Rotkehlchen. Lusciola rubecula, *Linné.*

Taf. 2, Fig. 4.

Rotbrüstchen, Rotkröpfchen, Rötelein, Waldrötel, Rotbart, Rotbrüstle. — Rubecula, et Erithacus, alte Autoren; — Motacilla rubecula, *L.* 1746—66; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1795; — Sylvia rubecula, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; — Erithacus rubecula, *Cuv.* 1817; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886; — Dandalus rubecula, *Boje* 1826; *v. Hom.* 1885; — Rubecula pinetorum et septentrionalis, *Br.* 1831; — Rub. rufigularis, *Landb.* 1834; — Rub. familiaris, *Blyth* 1840; — Lusciola rubecula, *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen der Art. Die ganze Oberseite olivenbraun; die längsten Flügeldeckfedern mit matt rostgelben Spitzen; die Alten haben eine gelbrote Kehle; die Augen sind groß, das Gefieder weitstrahlig, die Schwanzfedern zugespitzt. Die Jungen sind gefleckt, ohne Gelbrot.

Länge 13 cm, die Schwanzlänge 5,5 cm, die Flügelbreite 22 cm, die Schnabellänge 1 cm, die des Fußrohrs 2,6 cm.

Beschreibung. Das Gefieder des Rotbrüstchens ist weich, groß und locker; der ganze Oberleib samt Flügeln und Schwanz ist dunkel olivenbraun oder matt grünlichbraun; Flügel und Schwanz nur wenig dunkler, etwas lichter gesäumt; auf den großen Deckfedern der Flügel trifft man rostgelbe dreieckige Fleckchen (Spiegel), wodurch mitten auf den Flügeln eine nicht sehr in die Augen fallende Fleckenbinde hergestellt wird; die ganze Brust, Kehle, Wangen und Stirn sind von schönem Orangerot oder einer feurigen Dotterfarbe, welche sich der Mennigefarbe nähert. Zwischen diesem Orangerot und der Rückenfarbe spielt ein aschblauer Anflug; der übrige Unterleib schmutzig weiß, in den Weichen olivenfarbig angeflogen. — Der Schnabel ist mattschwarz, an der Wurzel mit vorwärts gerichteten Bartborsten besetzt, der Rachen gelblich, die Augen groß und dunkelbraun glänzend, die Füße etwas dünn und schmutzig dunkelbraun, auch dunkel fleischbraun. — Die Weibchen erkennt man daran, daß sie auf den größern Deckfedern der Flügel keine oder nur ganz kleine rostgelbe Fleckchen oder sogenannte Spiegelchen haben, auch ist die Farbe der Füße niemals so dunkel, als bei Männchen, sondern mehr fleischbraun als schwarzbraun. — Junge Männchen, welche man im Frühjahr fängt, haben auch mitunter kleine Spiegelchen, aber stets dunklere Füße, ein breiteres orangerotes Stirnband und einen deutlicheren aschblauen Anflug an den Seiten des Halses als die Weibchen. — Nestjunge Vögel sind oben olivenbraun mit hell rostgelblichen Flecken, Kehle und Brust gelblichbraun mit olivenbraunen Fleckchen; der Bauch schmutzigweiß, die Füße fleischfarben. Nestjunge Männchen sind kenntlich an der durchschimmernden schöneren Orangefarbe auf der Brust und der Stirne, sowie an den größeren Spiegelchen auf den Spitzen der großen Flügeldeckfedern. Der Schwanz ist olivenbräunlich, bei der jungen Nachtigall rötlich, woran die sich sehr ähnlichen Jungen zu unterscheiden sind.

Ausartungen sind ziemlich selten, man kennt eine weiße oder grauweiße, eine weißgefleckte und eine weißbrüstige. — Die Mauser beginnt im Juli.

Das Rotbrüstchen findet sich in ganz Europa als Spezialität, vom Polarkreis bis ans Mittelmeer, im Süden aber als seltener Brutvogel; ostwärts bis zum Kaspischen Meer und nicht über den Ural hinaus. Dagegen kommt es auf dem Zug in größter Mehrzahl in die südeuropäischen Staaten und noch südlicher bis Nord-Afrika samt Madeira und Klein-Asien. Viele überwintern auch im Süden Europas, was auch schon in Süd-England der Fall ist, wo durch den Einfluß des Ozeans ein mildes Klima herrscht; einzelne Nachzügler trifft man wohl auch noch bei uns, welche sich dann in der Nähe menschlicher Wohnungen umhertreiben. In den Auen bei Wien trifft man sie in Unzahl, auch die ganze wald-

umsäumte Donau entlang bis in die Dobrudscha hinein sind sie häufig. In Griechenland auf dem Zuge und während der Wintermonate ein beliebter Vogel, der in den Gärten der Städte und Dörfer im Dezember seinen Gesang hören läßt. Nur ein kleiner Teil bleibt dort in den Waldgebirgen zum Brüten zurück. Im Februar und März trifft man es in Unter-Egypten.

Sein Aufenthalt ist am liebsten da, wo das Unterholz so enge steht, daß der Boden unter demselben nur wenig Gras und niedrige Pflanzen hervorbringen kann, wo sich selten ein Sonnenstrahl durch die dichtbelaubten Zweige stiehlt und den feuchten Boden bescheint, und besonders, wo mit solchem dichten Buschwerk einzelne freie Plätze abwechseln und mit freistehenden Bäumen besetzt sind. Dies ist ihr Lieblingsaufenthalt in unsern Laubwäldern, sie mögen hoch im Gebirge oder in der Ebene liegen, besonders auch wenn ein Wasser in der Nähe fließt. Auch sind sie gern im hohen Stangenholz, das unten Buschwerk und alte, bemooste, faule Baumstümpfe hat. In alten Hochwaldungen, denen das Unterholz fehlt, findet man sie nicht, noch weniger in solchen Nadelholzwäldern. — Während der Zugzeit sind sie jedoch in allen Feldhölzern, in Hecken und Gesträuch, im niedern Gebüsch zwischen Wiesen und Aeckern, in den mit Gebüschen besetzten Gärten der Städte und Dörfer, kurz allenthalben, wo niederes Buschholz, besonders Beerensträucher wachsen, zu treffen; auch in den Weidenböschungen der Gewässer halten sie sich auf, und man kann daraus auf die Menge dieser Vögel schließen. — Die Rotbrüstchen sind Zug- und Standvögel. Sie kommen etwa in der Mitte des Monat März je nach der Witterung früher oder später an, und müssen deshalb von spät eintretenden FröSten oft noch viel leiden. Im Herbste begeben sie sich Anfang September auf die Reise, ziehen aber so langsam, daß man noch spät im November welche antrifft. Einzelne werden bei diesem langsamen Reisen nicht selten von Fröſten und Schnee überrascht, und auf diese Weise gezwungen, als Standvögel das Frühjahr geduldig zu erwarten. Wenn es ihnen nicht an Nahrung fehlt, so können sie mäßige Kälte ertragen. Als beerenfressende Vögel findet sich auch immer etwas für ihre Tafel, auch stöbern sie alle Winkel durch, um überwinternde Insekten zu finden; wenn aber Beeren fehlen, oder die Kälte gar zu heftig wird, kommen sie auch wohl, wie die andern Vögel, auf die Miststellen und Höfe, wie vor die Ställe der Ortschaften und die Fenster der Wohngebäude, und wenn ihnen nicht von mitleidigen Tierfreunden Futter, wenn auch nur Brotkrumen, gestreut wird, müssen sie nicht selten der Härte des Winters erliegen, oder fallen, beim Umherstöbern nach versteckten Insekten, in Katzenklauen. — Ihre Reisen geschehen des Nachts, und obgleich man ihre Stimmen nur einzeln hört, so scheinen sie doch in Gesellschaft zu fliegen, weshalb man des Morgens die gewöhnliche Lockstimme vieler derselben in Gebüschen hört, wo man des Tags zuvor noch keine bemerkt hatte. Abends in der Zugzeit erschallen ihre fröhlichen Locktöne aus jedem Strauche, zuerst nahe an der Erde, wo sie einander mit großem Eifer zurufen, dann immer höher und zuletzt auf den höchsten Baumgipfeln; sobald der letzte Schein des Tages am Horizonte verschwindet, wird alles still, und man hört nunmehr ihre lockenden Stimmen hoch in den Lüften, wie sie einander hie und da zurufen. An diesen Stimmen in der Luft kann man bemerken, daß sie, wie Naumann meint, ihren Zug der untergehenden Sonne zu richten.

Ihr Nest bauen sie in den Gegenden ihres Aufenthaltes immer nahe an die Erde oder ganz auf dieselbe. Es steht in alten Baumstöcken, die recht dicht verwachsen sind; in der Höhle eines ausgefaulten alten Strunkes; zwischen den dicken Wurzeln der Stämme; unter dichten Grasbüscheln an den Stöcken; in kleinen Erdhöhlen; in Mauerlöchern; Steinritzen, zuweilen auch in Erdlöchern, die irgend ein Tier grub, sogar im Moose auf der Erde. Das Nest muß oben immer eine Decke haben, und wenn diese nicht von dem Gegenstande gebildet wird, in den sie das Nest gesetzt haben, so überwölben sie das Nest künstlich und lassen zur Seite einen ziemlich weiten Eingang. Weite Löcher füllen sie mit Laub aus, sodaß nur für das eigentliche Nest Raum bleibt. Dasselbe verstecken sie so gut, daß trotz der Menge dieser Vögel nur wenige Nester entdeckt werden; es ist immer schwierig, diese aufzufinden. Der äußerste Teil besteht aus mehr oder weniger dürren Baumblättern, das Hauptmaterial bilden aber verschiedene Moosarten, besonders Baumflechten, Stengelchen, Halme, Würzelchen, die nach innen immer feiner gewählt werden, besonders aus den schwarzen der Farnkräuter, welche die Borsten ersetzen müssen; ferner aus Moosfrucht-

stengeln, Haaren, Tier- und Pflanzenwolle oder Federn. Man findet auch Nester äußerlich aus Haidekraut und Stengeln, inwendig gefüttert, wie angegeben. Die Nester, welche außen aus bloßem Erdmoos gebaut sind, haben Aehnlichkeit mit denen der Heckenbraunelle. Das Nest ist gewöhnlich tiefer als eine Halbkugel, bald locker, bald dicht gebaut. Die der zweiten Brut sind gewöhnlich lockerer. Ende April oder Anfang Mai findet man den ersten Satz mit 5 bis 6, selten 7 Eiern; den zweiten Satz zu Ende des Juni mit 4 bis 5 Eiern. Diese sind auf gelblichem, rötlichem oder auch grünlichweißem Grunde mit gelblicher Rostfarbe bespritzt und punktiert, die am stumpfen Ende nicht selten einen Fleckenkranz bildet; zuweilen zeichnen sich jedoch in demselben Neste ein Teil der Eier durch Größe und dunkle, fast rostrote Farbe aus, die von den blässern abstechen. Die Eier sind etwas kurz geformt und zartschalig. Die Maße märkischer Eier betragen: 19,3 + 14,7 mm. — Bei uns benützt der Kukuk sehr oft das Nest, um ein Ei abzusetzen.

Die Jungen gehen bald aus dem Neste, wenn sie kaum notdürftig fliegen können, und sehen, wie vorn beschrieben, ganz anders aus, als ihre Eltern. Nach der Mauser sehen sie den Alten gleich, die Brust färbt sich aber nur bottergelb. — Diese erzieht man, auch ohne die Alten, mit Käsequark, rohem, in feine Längsstreifen zerschnittenem Herz oder andern zarten Fleischstückchen und Ameiseneiern ohne Mühe, denn sie gehören zu den dauerhafteren dieser Familie. Hat man die Alten zum Aufziehen, so muß man sie mit Ameiseneiern versehen, da sie, um ihre Jungen zu füttern, anfangs anderes Futter unberührt lassen. Sind diese noch halbnackt, so läßt man sie in dem Neste beisammen, oder macht ein künstliches von Watte in ein Cigarrenkistchen. Muß man das Aufziehen ohne die Eltern besorgen, so bedeckt man sie mit Watte und füttert sie alle zwei Stunden reichlich mit den oben angegebenen Stoffen, beseitigt ihre Exkremente und deckt sie wieder zu, bis sie die nötige Befiederung haben und selbst ihr Futter aufnehmen können. Unter den in dem Zimmer erzogenen kommen nach der Mauser öfters Varietäten mit weißen Federn vor, was man im Freien seltener trifft.

Das Rotbrüstchen hat in seinem Betragen einige Aehnlichkeit mit der Nachtigall und Singdrossel, nur legt es eine größere Lebhaftigkeit an den Tag; es ist ein keckes, gewandtes und munteres Vögelchen, seine Bewegungen sind etwas abgemessen, aber doch schnell und leicht. Auf den Beinen steht es hoch wie auf Stelzen, hängt die Flügel etwas nachlässig herab, schnellt den Schwanz bei jeder Veranlassung in die Höhe und macht dazu so taktfeste Bücklinge, wie der gewandteste Kammerdiener. Auf dem Boden hüpft es in weiten Sprüngen, hält aber bald wieder inne; in den Gebüschen flattert es mehr und hüpft weniger, als die eigentlichen Grasmücken. Sein Flug ist rasch und gewandt, doch fliegt es bei Tag nicht gern weite Strecken; geschieht dieses einmal, so sucht es so viel wie möglich nahe am Boden hinzustreichen und setzt sich gleich wieder ins Gebüsch; auf längere Strecken beschreibt es im Fluge eine Schlangenlinie. — Sind zwei Männchen in einem Revier, so jagen und beißen sie sich unaufhörlich herum, fliegen miteinander kämpfend oft senkrecht in die Höhe, bis endlich eines das Feld räumt. Auch gegen andere kleinere Vögel erlauben sie sich Neckereien, und zeigen überhaupt einen zanksüchtigen Charakter.

Ihre Nahrung besteht im Freien im Frühling und Sommer meistenteils aus Insekten, die sich am Boden bewegen; umherhüpfend suchen sie Räupchen, Larven, Käferchen und andere Kerbtiere, selbst kleine Regenwürmer, sogar kleine, nackte Schnecken, die sie zwischen halbverfaultem Laube hervorzuziehen wissen; auch wenden sie dieses öfters mit dem Schnabel, um leichter zu Kerfen zu gelangen. Schwarzköpfchen, Grasmücken und Nachtigallen rühren die Regenwürmer nicht an. Auf dem Gipfel eines Busches oder Baumes sitzend, sieht man sie oft plötzlich herabfliegen, ein Insekt aufnehmen und auf einem Aste verzehren; doch gehen sie nicht leicht ins hohe Gras, nur an den Wiesenrändern sieht man sie nach Insekten suchen. Hier holt das Rotkehlchen Spinnen, Motten, Ohrwürmer, Heuschrecken und sonstige Insekten. Mit dem Fangen fliegender Insekten beschäftigt es sich nicht viel, und nur was es in kurzem Flug erbeuten kann, nimmt es mit; lieber schnappt es die sitzenden und kriechenden. Zur Zeit der Beerenreife frißt es Heidel-, Johannis-, Holunder- und Faulbaumbeeren, besonders gerne frißt es die mit einer markigen orangegelben Haut umgebenen Kerne aus den Kapseln des Spindelbaumes, Evonymus europaeus, *L.*, weshalb

man diese zierlich geformten Beeren in manchen Gegenden „Rotkehlchenbrot" nennt. Sie wechseln überhaupt gern mit dem Futter ab. Naumann bemerkte, daß sie im Freien sogar Pflaumenmus und Butter naschten, wenn ihnen Gelegenheit dazu geboten war. Ebereschbeeren sind für ihren Schlund zu groß, deshalb kostet es viel Anstrengung, dieselben hinabzuwürgen. Die Flügeldecken, Füße und saftlosen Köpfe der Käferchen, die Kerne und Hülsen der Beeren, auch andere unverdauliche Dinge geben sie, wie viele andere Vögel, in ein Klümpchen geballt, durch den Schnabel wieder von sich.

An Zimmerfutter kann man sie ziemlich leicht gewöhnen, besonders im Frühjahr nach ihrer Ankunft. Zuvörderst verhüllt man den Käfig mit leichtem grünen Zeug solange, bis sie die Umgebung gewöhnt sind, der Boden wird mit Wassersand oder Gartenerde bestreut. Als Futter gibt man frische Ameiseneier. Sind diese nicht erhältlich, so gibt man Nachtigallfutter, unter das man etwa 3 getötete und zerschnittene Mehlwürmer nach oben hin einmischt. Dazu stellt man frisches Wasser. Gewöhnlich gehen sie ohne viele Umstände an das Futter. Ebenso verhält sich's mit den Nachzüglern, welche zur Winterszeit gefangen werden. Werden sie aber im Mai von der Brut weggefangen, so bekommen sie das Heimweh, wollen nichts fressen, und sterben nicht selten aus Gram. Diese lasse man sofort ins Freie fliegen, ehe sie zu entkräftet sind. — In allen andern Fällen aber, wo sie aus irgend einem Grunde nicht freiwillig ans Futter gehen und die eingemischten Mehlwürmer nicht beachten, unruhig hin- und herflattern und zuletzt aufgedunsen aussehen, stopfe man sie unverweilt mit kleinen, in Wasser getauchten Fleischstückchen oder mit den bei den Jungen angegebenen Futterstoffen, und zwar solange, bis sie sich zum Selbstfressen bequemen.

Da sie sehr muntere und auf dem Boden gewandte Vögel sind, so kann man sie auch frei im Zimmer laufen lassen; durch ihr artiges zutrauliches Wesen machen sie da viel Vergnügen. Sie hüpfen ungescheut überall umher, suchen nach Fliegen, die ihnen aber oft entwischen, nach Spinnen und anderen im Zimmer befindlichen Insekten; steht ein Mehlwurmsatz im Zimmer, so haben sie ihn gewiß bald ausfindig gemacht und lauern bei demselben auf die delikaten Bissen, die sie aus dem Satze erhalten, und somit dessen Inhalt kennen lernen. Mit Mehlwürmern kann man sie gewöhnen, daß sie auf die Hand fliegen, um sich dieselben abzuholen. Ihrem Pfleger kommen sie dann oft sehr nahe und man glaubt die Bitte um Mehlwürmer in ihren Augen lesen zu können. — Wenn sie aber entwischen können, so versäumen sie dieses nicht, denn hierin sind sie so flink, wie die Mäuschen, werden aber dann häufig eine Beute der Katzen. Deshalb ist der Aufenthalt im Käfig sicherer. Sowohl im Zimmer als im Käfig verlangen sie frisches Wasser zum Trinken und Baden; sie machen sich dabei so tropfnaß, daß man sie kaum noch erkennt. — Ihren Gesang lassen sie überall hören und sitzen dabei bald unter bald auf den Möbeln des Zimmers; doch singen die im Käfig gehaltenen fleißiger. Noch ist zu bemerken, daß die Rotkehlchen gegen ihresgleichen bösartig sind, und weder im Zimmer noch im Käfige sich miteinander vertragen; sie fallen so lange übereinander her, bis eines getötet ist. Ueberhaupt spielen sie in einer Volière auch andern Vögeln gegenüber gerne den Einsamen und bleiben am liebsten für sich. Trotzdem kann man Züchtungsversuche machen, wenn man ein verträgliches Pärchen hat, und im Zimmer oder in einem geräumigen Käfig die nötige Einrichtung trifft. Siehe auch die Züchtungsversuche bei der Nachtigall. Das Aezfutter sind frische Ameiseneier, sehr kleine Regenwürmchen und Mehlwürmer. Nachdem die Jungen einige Tage alt sind, fügt man auch süßen oder sauern Quark und zerriebenes Kalbsherz bei, damit die Alten einige Auswahl haben.

Sein Gesang ist sehr beliebt; ernsthaft trägt es seine melancholischen, aber wohlklingenden, flötenden und trillernden Strophen vor, worunter namentlich einige schön gepfiffene besonders auffallen, und bleibt dabei oft stundenlang auf einer Stelle. Noch am späten Abend läßt es sein feierliches Lied vernehmen, bis der Eintritt tiefster Dunkelheit auch dieses Vögelchen schweigen heißt. Hat man dazu eine Haidelerche, so erheben diese beiden ein wahres Trauerkonzert, denn eines bemüht sich immer mehr, als das andere, seine wehmütigen Weisen vorzusingen. Wenn es einmal eingewöhnt ist, so singt ein fleißiger Vogel das ganze Jahr bis zur Mauser. Auch die Weibchen singen etwas, doch so leise, daß man es eher „Zwitschern" nennen muß. Ihre Lockstimme ist „zisrizizerizi", oder wie

Naumann sagt, „schnickerickikik"; dann hört man noch einen leisen, aber durchdringenden Ton, „tziii", womit sie warnen. Der Ruf auf der Wanderschaft ist ein scharfes: „tritsch!"

Ihre Krankheiten sind gewöhnlich die Dürrsucht und Verstopfung. Deren Kur siehe „Krankheiten". — Gefangen werden sie mit Leimruten, am leichtesten aber im Schlaggärnchen, in welches sie als beutegierige Vögel eben so leicht gehen, wie die Nachtigallen; mit den Jungen kann man sie auch im Nestgarn fangen. Siehe „Fang". Diese Vögel werden in Italien auf ihren Spätjahrsreisen zu vielen Tausenden mit dem Käuzchen gefangen und verspeist.

Dritte Gruppe: **Blaukehlchen**, Cyanecula, *Briss.* 1760;

Br. 1828; — Pandicilla, *Blyth* 1833. — Der gestreckte Schnabel vor den Nasenlöchern zusammengedrückt, etwas hochrückig, vorn pfriemenförmig; Füße hoch und dünn; das Auge groß. Im ziemlich stumpfen Flügel ist die 3. und 4. Schwinge am längsten; die 2. länger als die 7.; die seitlichen Federn des Schwanzes abgerundet; derselbe halb rot, halb dunkel; das Gefieder locker. Färbung nach Alter und Geschlecht verschieden. 1 Art.

Das Blaukehlchen. Lusciola suecica, *Linné.*

Taf. 1, Fig. 4.

Blaukröpfchen, Schildnachtigall, Wassernachtigall, Erdwistel, Blaukehliger Sänger, Wegflecklin, Italienische und Schwedische Nachtigall, Blaubrüstle. — Avis Carolina, *Rudbeck*; *L.* cit. 1746—48; — Motacilla pectore coeruleo (Diagn.), *L.* 1746—48; — Mot. suecica, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Sylvia suecica, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; — Sylvia cyanecula, *M. & W.*; *Glog.* 1834; — Mot. coerulecula, *Pall.* 1811; — Cyanecula suecica var. leucocyana, et var. Wolfii, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Erithacus cyanus, et suecicus, *Rchw.* 1884.

Kennzeichen. Die Kehle und der Vorderhals der alten Männchen ziert ein herrliches Lasurblau; die Weibchen haben nur eine Andeutung davon, oder einen schwärzlichen Kropfgürtel; der Schwanz ist halb rot, halb braunschwarz. Junge Vögel mit weißer Gurgel und schwärzlich gefleckter Einfassung. Die Nestjungen auf schwärzlichem Grunde rostgelb getüpfelt.

Dieses schöne Vögelchen ist 14,3 cm lang, wovon der Schwanz 6 cm wegnimmt; die Flügelbreite 23,5 cm, die Schnabellänge 1,3 cm, die Höhe des Laufs 2,8 cm.

Beschreibung. Der ganze Oberleib ist graubraun, dem Olivenbraun sich nähernd, die Zügel schwärzlich, über dem Auge ein blaßrostgelblicher Strich, die Kappe auf dem Kopfe etwas dunkler als die Rückenfarbe, auf dem Bürzel ist diese am hellsten; Kehle und Brust zeigt ein herrliches Lasurblau; wo dieses schöne Blau auf der Brust aufhört, kommt eine schwärzliche Binde, welche durch eine feine weiße Linie begrenzt wird, und dann zum Schluß ein lebhaft rostrotes, breiteres Band; der Bauch ist schmutzig weiß, die unteren Deckfedern des Schwanzes roströtlich überlaufen. In dem schönen Lasurblau der Brust findet man nicht nur weiße, sondern auch zimtrote Flecken eingeschlossen, nach denen Pastor Brehm verschiedene Rassen feststellte. (Siehe unten.) — Die Flügelfedern sind dunkler als die Rückenfarbe, mit dieser jedoch gesäumt; der Schwanz zur Hälfte rostrot, die äußere Hälfte dunkelbraun, die mittleren Schwanzfedern wie beim Rotschwänzchen einfarbig braun. — Der Schnabel ist schwarz, der Rachen pomeranzengelb, über den Schnabelwinkeln stehen feine Borstenhaare; die Augen sind ziemlich groß und dunkelbraun; die Füße schlank und dunkelfleischfarben. — Das Weibchen ist sehr leicht zu unterscheiden, demselben fehlt die schöne blaue Farbe, sowie auch die rostrote Binde; es sieht auf der Brust nur gelblichweiß aus, die Seiten sind mit dunklen Strichen eingefaßt, welche bei ältern Weibchen blau werden, und bei diesen zeigt sich auch eine schwache Spur des rostroten Bandes; sonst ist die Kehle und Gurgel gelblichweiß, auch die Rückenfärbung, sowie Schnabel und Füße blässer. — Junge: Der ganze Oberleib nebst den Backen ist schwärzlich mit rostgelben Schaftstrichen und Tropfen, über den Augen ein lichter Streif; die Kehle weiß, der übrige Unterleib schwarz mit rostgelben Flecken, welche in den Seiten auffallender werden; Schwanz und Flügel wie bei den Alten. In diesem Kleide sind Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden.

Die erwähnte Fleckung in der blauen Brust besteht in folgenden Zeichnungen: Das Weißsternige Blaukehlchen, Lusciola suecica, var. leucocyana, *Br.* Es hat einen großen atlasweißen Stern inmitten der blauen Brust, scheint auch etwas größer als die andern Rassen. Es bewohnt als Brutvogel das gemäßigte Europa, und mehr dessen westliche Gebiete. — Bei alten Blaukehlchen verschwindet der weiße Kehlfleck und die Brust wird rein blau. Diese Wandlung begründet: Das Wolf'sche Blaukehlchen, Lusciola suecica, var. Wolfii, *Br.*



Das Rotstern-Blaukehlchen, Schwedisches, Tundra-Blaukehlchen, Lusc. suecica, var. suecica, *Br.* Es hat einen zimtroten Flecken in der blauen Brust, über den Augen einen weißen Streifen. — Im Winterkleid erscheint die blaue Kehle durch helle Federsäume matter, der rostfarbige Mittelfleck ist mit schwarz und weiß gemischt. Hierauf beruht die Form: Das Oestliche Blaukehlchen, Lusc. suecica, var. orientalis, *Br.* — Das Rotstern-Blaukehlchen zeigt sich in Deutschland selten, brütet deshalb auch selten in unserem Vaterland, denn seine eigentliche Heimat sind die sumpfigen Einöden der Tundra des hohen Nordens, in Nord-Schweden und Norwegen, in Lappland, Nord-Rußland und in ganz Sibirien bis in dessen fernsten Osten, wo es in zahlreichster Menge brütet. In Nord-Asien scheint nur die rotsternige Rasse vorzukommen.

Nach E. v. Homeyers vielfachen Untersuchungen ändert aber auch die Fleckung in der blauen Brust unendlich ab. Bald ist der rostrote Stern scharf begrenzt, bald weiß eingefaßt; bald bildet das Weiß eine kaum merkbare Einfassung, bald verschwindet die Rostfarbe in der Mitte eines weißen Fleckens in eine schwache Spitzenzeichnung u. s. w. Auch scheint es nicht ausgeschlossen, daß im hohen Alter die Fleckung ganz verschwindet und in Blau übergeht wie beim Weißsternigen. Die blaue Farbe wird mit zunehmendem Alter immer prachtvoller, bedeckt zuweilen noch die Zügel nebst einem Teil des Augenstreifs, ja geht — in seltenen Fällen — auch auf die kleinen Flügeldeckfedern über.

Die Verbreitung der Blaukehlchen als Brutvögel erstreckt sich, wenn wir die Rassen als eine Art zusammenfassen, über das nördliche und gemäßigte Europa und Asien bis Kamtschatka. Zum Ueberwintern ziehen sie aus unserem Erdteil nach Nord-Afrika, vom Senegal bis an den Nil in Egypten, nach Nubien und Abessinien, wo sie sich beim Ueberfliegen großer Strecken, nach Heuglin, zuweilen mitten in der Wüste niederlassen. Aus dem Norden Asiens kommen sie bis Vorder- und Hinter-Indien und China. Die Weißsternigen gehören dem westlichen, die Rotsternigen dem nördlichen und östlichen Verbreitungsgebiete an. In England kommt das Blaukehlchen nicht, in Süd-Schweden und Dänemark nur sehr selten vor. Dagegen ist es in Norwegen und Nord-Schweden ziemlich zahlreich auf den Gebirgsfeldern, wo sumpfige Tümpel und Seen, gespeist von Bächen und kleinen Flüßchen, miteinander abwechseln und mit niederem Gestrüpp, besonders von Birken eingefaßt sind; solche Orte scheinen ihm dort aufs beste zuzusagen, während es in unsern Gegenden besonders die mit Buschweiden besetzten verwilderten eigentlichen Niederungen sind, in welchen es seinen versteckten Aufenthalt nimmt. In Süd-Deutschland sind sie als Brutvögel selten, besonders bei uns in Württemberg; auch in Mittel-Deutschland als Brutvögel ziemlich vereinzelt; sehr viel häufiger aber im Norddeutschen Tieflande, und hier vorzugsweise in den dichten Weidehegern der Ueberschwemmungsgebiete unserer größeren Gewässer, des Rheins, der Ems, Weser, Elbe, der Oder bis zur Weichsel und der Memel (Niemen). Diese Ueberschwemmungsgebiete, die beklagenswerten Schattenseiten vieler Gegenden Nord-Deutschlands, sind im Sommer ein Eldorado für Blaukehlchen, Rohrsänger und viele andere Sumpfvögel. — Als sichere und ständige Brutbezirke sind verzeichnet: der Oberrhein, von Basel abwärts, nur selten; viel häufiger aber der Mittel- und Niederrhein, Holland, Oldenburg, Hannover, eine kleine Insel bei Vegesack im Bremer Gebiet, und von da fortsetzend: im Hamburger Gebiet, in Mecklenburg, in der Alt- und Neumark, in der Nieder-Lausitz, in Nord-Schlesien, häufig in zusagenden Strichen an der Oder, in Pommern, West- und Ost-Preußen u. s. w., doch in Kur- und Livland „als sparsamer Brutvogel" verzeichnet; ebenso für das Gouvernement Petersburg als „selten nistend". Während des Frühjahrzuges trifft man dagegen Blaukehlchen an allen möglichen geeigneten und ungeeigneten Plätzen, längs weidenbesetzter Flußufer noch am meisten, aber auch selbst an Seen, Bächen und kleinen Wassergräben, wo man sie sonst nicht sieht.

Während des Herbstzuges findet man sie oft bei abgelassenen Teichen, auch in halb ausgetrockneten Weihern im Rohr- und Kolbenschilf, oder in Seggengräsern, ihr Wesen treiben. Ihre Wanderungen im Spätjahr ergeben eine bedeutende Strecke, denn sie kommen vom 70. Breitegrad bis auf etwa 12 Grad dem Aequator nahe, bis Abessinien, vermutlich aber noch viel näher. Ihr Frühlingszug macht sich bei uns gegen das Ende des März bemerklich und dauert bis in die Mitte des April; ihr Abzug fällt in den September. Sie

reisen bei Nacht in kleinen Familien, bei Tag findet man sie aber immer zerstreut ihrer Nahrung nachgehen, nicht in zusammenhaltenden Truppen. — Auf der Insel Helgoland kommen sie jährlich zweimal vor, sparsamer im Frühjahr auf dem Wiederstrich im April, häufiger während des Abzuges in die Winterherberge, welche nach Nordwest-Afrika weist. Auf diesen Zügen zeigen sich auf Helgoland mehr Rot- als Weißsternige. (Siehe Ornis 1885, 1886, 1887, Berichte von Maler Gätke.)

Die Donau ist eine hauptsächliche Heerstraße; wenn der Frühlingszug im vollen Gang ist, kann man den Blaukehlchen an einzelnen Tagen in geradezu überraschender Menge*) begegnen; immer aber beschränkt sich ihr Aufenthalt in den Auen auf wenige Tage. Brutvögel sind sie daselbst im allgemeinen nicht. (Cab. J. 1879, 116.) Doch aber sind für Ungarn zwei Brutplätze verzeichnet. Einer bei Stuhlweißenburg, wo in den buschigen Rändern des naheliegenden großen Sarret-Sumpfes alljährlich 5 bis 6 Paare Blaukehlchen, var. Wolfi, nistend beobachtet werden. Der andere Brutplatz ist 1 ½ Breitegrade südlicher, in dem Winkel, den die Drau beim Einfluß in die Donau bildet, zwischen Apatin, Baranya und Esseck, zur Herrschaft Bellye gehörig, wo die gleiche Varietät ebenfalls als Brutvogel verzeichnet ist. Es gehört aber trotzdem hier am Draueck nicht zu den häufigen Erscheinungen. (Ornis 1885, S. 426.) — Oft müssen sie auf ihren Frühlingszügen viel leiden, wenn sie von Nachfrösten überrascht werden; sie kommen dann mit hungrigem Magen in die Nähe der Ortschaften; in großer Not nicht selten zu andern Vögeln in die Hecken bei Häusern und selbst auf die Miststätten, wo sie dann — dem Hungertode nahe — leicht zu fangen sind. Kleingestoßene Krümchen gedörrten Weißbrotes, von mitleidigen Händen gestreut, können sie einige Zeit am Leben erhalten. — Auch bei den Blaukehlchen kommen die Männchen 4 bis 8 Tage früher an als die Weibchen, wie es wohl bei den meisten Wandervögeln zu vermuten ist.

Dieser Vogel bewohnt im Sommer das dichte verwilderte Ufergebüsch, das aus Weiden, Erlen, Schilfrohr, Kolbenschilf, Seggengräsern, Binsen und andern Sumpfgewächsen besteht, zwischen welchen es, außer der Sangeszeit, in stiller Verborgenheit lebt, daher auch leicht übersehen wird. Bei uns sind es in den Niederungen besonders die flachufrigen Gewässer, wo es zu treffen ist, namentlich auf seinen Frühjahrszügen. In Nord-Skandinavien findet es ähnliche sumpfige Stellen auf den hohen Gebirgsfeldern. In Sümpfen und Gräben läuft es gerne auf dem trockenen Schlamme umher, und entfernt sich da oft ziemlich weit vom Gebüsch. Im Herbst zieht es sich aber auch in Bohnen-, Raps-, Rüben-, Erbsen-, Kohl-, Kartoffel- und andere Felder, oft weit vom eigentlichen Gebüsch entfernt, wenn sie an sumpfigen Gräben oder Gewässern liegen, wo sie sich aufzuhalten pflegen, um hier teils Nahrung teils schützende Deckung zu finden.

Ihre Art, sich immer verborgen zu halten, und ihr vor andern Vögeln sich wenig auszeichnender Gesang erklärt es, daß sie in manchen Gegenden vorkommen, wo sie der Nichtkenner nicht vermutet, und daß sie vielleicht auch bei uns häufiger nisten, als man glaubt. Das Nest muß man an denselben Stellen suchen, wie das des Rotkehlchens, aber stets in der Nähe des Wassers, wo Weiden, Rohr- und Kolbenschilf, Seggengräser und

*) Die starke Einwanderung der Blaukehlchen von Osten, die Auswanderung nach Westen, gibt für die Theorie der Wanderzüge vieles zu beachten und in Zusammenhang zu bringen, was aber erst möglich ist, wenn wir mehr über den Winteraufenthalt unserer Zugvögel im Innern des Schwarzen Erdteils erfahren können. Siehe auch die Bemerkungen in Cab. J. 1878, S. 120—21: „Das Donauthal", und S. 122: „Die Hauptheerstraßen", von E. F. v. Homeyer. Ferner: Dr. R. Böhms Verzeichnis der gesammelten Vögel am Tanganyka-See, zusammengestellt von Paul Matschie, Cab. J. 1887, S. 135—159, wo wir manchen bekannten Europäern im Innern Afrikas begegnen. Auch die Sammlungen Dr. G. A. Fischers (Cab. J. 1887, S. 38—78, von Dr. Reichenow) enthalten hin und wieder Namen, die der deutschen Ornis angehören. Dabei können wir in Betracht ziehen, daß bei dem Sammeleifer reisender Naturforscher alles Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, das Seltene, Fremde zu erbeuten, wogegen unsere kleinen meist unscheinbaren heimatlichen Zugvögel um so leichter übersehen werden, als anzunehmen, daß sie in jenen endlosen Buschwaldungen und Sümpfen ein verstecktes oder doch ein stilles Leben führen. Die großen Hauptströme West-Afrikas, der Senegal, Niger, der Kongo mit den riesigen Landseen im inneren — beinahe zentralen — Afrika, samt dem dort entspringenden, nach Nordost-Afrika abfließenden Nil, bergen vermutlich noch manche Geheimnisse für die Aufklärung der Theorie der Wanderstraßen europäischer und westasiatischer Zugvögel.

andere Sumpfpflanzen wachsen. Es ist schwer aufzufinden und steht in den dichtesten Gebüschen, an den Stümpfen der Weidenbüsche, zwischen niederen verworrenen Zweigen, in Graswirren, alten Wurzeln an den Flußufern, selbst in Erdhöhlen, jedoch immer nahe am Boden und ist immer oben offen. Auswendig besteht es aus dürrem Weidenlaub, Stengeln, auch manchmal aus etwas Moos, Halmen und Grasrispen, die nach innen feiner werden; auch ist es noch mit Roßhaaren ausgefüttert, oder mit Weidenwolle und andern Tierhaaren, wenn jene fehlen. Mit den Nestern der Nachtigallen haben sie das verwitterte Ansehen gemein, unterscheiden sich aber durch weit geringere Anwendung von dürrem Laub. — Es enthält schon gegen Ende des April oder Anfangs Mai fünf bis sieben blaß graugrüne bis blaugrüne, selten bläulichgraue, mit wenigen braunen Pünktchen besetzte, kurz geformte, ziemlich lebhaft glänzende Eier, welche zwei Wochen bebrütet werden. Die sehr zartschaligen Eier messen 20 + 16 mm. — Sie ziehen im Norden nur einmal, in Deutschland ausnahmsweise doch auch zweimal Junge. — Ueber die Brutgeschäfte in Sibirien sagt Middendorf: An der Boganida (im Taimyrland) unter dem 70. Grad nistet das Blaukehlchen nicht vor dem 13. Juni; am 18. Juli gab es unflügge, zu Ende desselben Monats vollkommen flügge Junge. Am 18. August scharten sich Alte und Junge zum Fortzug. Bei Udskoi-Ostrog (am Ochotskischen Meer) wurden diese Vögel nicht vor Mitte des Mai bemerkt, und schon am 13. Juli gab es dort flügge Junge. — Eine kleine Insel bei Vegesack zwischen der Ochtum und Bührener Weser im Bremer Gebiete, schmal, aber etwa 1 Stunde lang, mit Schilf, Weidengestrüpp und Grasflächen bewachsen, ist in der Neuzeit als ein Brutplatz des Blaukehlchens und noch vieler anderer kleiner Vögel, besonders der Sylvia phragmitis, entdeckt worden. (Cab. J. 1878, S. 32, Wiepken.)

Die Jungen verlassen das Nest, sobald sie nur halbwegs fortkommen können, und schlüpfen wie Mäuse in den Gebüschen umher, was man schon Anfang Juni bemerken kann. Sie sehen den Alten nicht viel ähnlich, denn nur die Zeichnung der Schwanz- und Flügelfedern macht, daß man sie als solche erkennen kann. Aufgezogen werden die Jungen, sowohl von den mitgefangenen Alten, als ohne dieselben, wie es bei dem Rotkehlchen angegeben ist.

Außer seiner Schönheit hat das Blaukehlchen noch manche empfehlende Eigenschaften, welche es dem Liebhaber angenehm machen können; es ist ein munteres, keckes, hurtiges und gewandtes Vögelchen, und nicht scheu gegen den Menschen. Es steht hochbeinig, hüpft in schnellen Sprüngen, läuft dazwischen aber schrittweise, oft so flink, daß man glaubt, es schnurre wie ein rollender Ball fort; die Flügel trägt es nachlässig unter dem Schwanze und schnellt diesen von Zeit zu Zeit aufwärts, wobei es ihn fächerartig ausbreitet und in dieser Stellung auch fortläuft, was überaus zierlich aussieht. In den Zweigen der Bäume hüpft es wenig, sondern fliegt mehr und treibt überhaupt sein Wesen, als ein ächter Erdsänger, mehr auf dem Boden, im Dunkel der Gebüsche, zwischen den Wasserpflanzen, und läßt sich selten im Freien sehen. Sein Flug ist schnell in größern oder kleinern Bogen, wenn es weit geht.

Sie nähren sich von kriechenden und fliegenden Wasserinsekten, Käferchen, Larven, kleinen Regenwürmern (welche, beiläufig gesagt, viele Insektenfresser nicht berühren), und wenden auch das Laub um, um diese auszuspähen. Nach fliegenden Insekten schnappen sie oft fehl, sie lassen aber keines ruhig vorbei. Immer guten Appetits, sind sie unaufhörlich mit Aufsuchen ihrer Leckerbissen beschäftigt. — Zur Zeit der Beerenreife sollen sie Holunder-, Faulbaum- und andere Beeren fressen, welche sie aber im Zimmer nicht berühren. Man gewöhnt sie mit Ameiseneiern und Mehlwürmern an das Nachtigallenfutter, das man ihnen jeden Tag mit 4 bis 8 Mehlwürmern, in 2 bis 3 Portionen verteilt, würzt. Man muß sie aber ziemlich langsam von den Ameiseneiern an das künstliche Futter gewöhnen, und die Uebergangsperiode auf mehrere Wochen ausdehnen; im Winter setzt man dürre Ameiseneier, nebst fein zerriebenem Hühnerei, zu, und gibt ihnen auch kleine, länglich geschnittene Stückchen Kalbsherz, weiche Feigen- und Rosinenstückchen. Besonders empfiehlt Herr v. Keisenberg, ein erfahrener Vogelfreund, einen Zusatz von Käsquark zum Nachtigallfutter, etwa die Hälfte des ganzen Quantums. Das Blaukehlchen ist ein gefräßiger Vogel, zeigt immer guten Appetit und darf nicht sparsam gefüttert werden. Prof. Altum berechnete bei einem Blau-

kehlchen, das von ihm im Käfig unterhalten wurde, daß es täglich ca. 1200 starke Ameiseneier und 8 bis 12 Mehlwürmer verzehrte. Zu sicherem Ueberwintern ist die Fütterung abends bei Licht sehr zu empfehlen. An großen Wassergeschirren darf man es nicht fehlen lassen, weil sie sehr gern baden. — Zu ihrem Aufenthalte gibt man einen sehr großen Käfig, worin die Sprunghölzer so gesteckt sind, daß sie den Schwanz nicht anstreifen, welchen sie bei ihrer Unruhe und Springen ans Gitter des Käfigs ohnehin gern verlieren. Bis sie eingewöhnt sind, muß man ihren Käfig mit grünem Zeug bedecken und den Boden ihres Aufenthalts mit kurzgrasigem Rasen und Wassersand belegen. Während der Zugzeit sind die Blaukehlchen gesellig und friedlich im Freien miteinander und man bemerkt keine Zanksucht. Sobald man aber ein Paar ins Zimmer bringt, und sollten es auch Männchen und Weibchen sein, so fallen sie sofort übereinander her, so daß in einigen Tagen das schwächere sterben muß. Sie treiben den Streit so weit, daß der stärkere Vogel nicht eher ruht, bis er den schwächern — auf dem Rücken liegend — unter sich hat, wo er dann so lang auf ihn losbeißt, bis er selbst müde ist. Es dauert aber nicht lange, so beginnt der Kampf von neuem und wird so lange fortgesetzt, bis eines das Leben verliert. Deshalb bringe man niemals solche Vögel — besonders auch kein Rotkehlchen — in einem ungeteilten Raum unter. Bei oben angegebenem Futter kann man sie auch frei im Zimmer laufen lassen, und sie verschaffen hier durch ihre artigen Manieren manchen Zeitvertreib; da sie jedoch zu den zarteren Vögeln gehören, darf man nicht außer acht lassen, sie immer nahrhaft zu füttern. Wenn sie einmal recht heimisch sind, suchen sie gerne ein Plätzchen aus, wo die Sonne hinscheint, legen sich auf den Bauch und singen so liegend. — Schade, daß sich nach dem ersten Mausern das schöne Lasurblau auf der Brust verliert, indem es verblaßt und nach der Mauser nur noch schimmelgrau aussieht. Mit der Schönheit hat es dann ein Ende! Hier kann man auch die Wandelbarkeit des weißen Sterns auf der blauen Kehle beobachten, der sich durch Verfärbung bald größer bald kleiner oder auch rötlich zeigt, dann aber auch wieder einem einfarbigen Blau Platz macht. Man kann das Blaukehlchen 4 bis 6 Jahre am Leben erhalten.

Der Gesang des Blaukehlchens ist durchaus eigenartig, höchst wunderlich, fast leierartig, d. h. als Grundstimme ein Schnurren, das immer als Begleitung forttönt, worauf sich dann die hellen pfeifenden Töne abheben, so daß man glaubt, der Vogel sänge mit zweierlei Stimmen. Sein Gesang ähnelt daher vielmehr dem Gesang eines Stars als dem der Nachtigall, deren stolzen Namen es des Gesanges wegen nicht führen dürfte. Aus den hell pfeifenden, angenehmen Strophen, welche die begleitende Leierstimme übertönen, lassen sich Sätze, Locktöne und Rufe anderer Vögel sehr deutlich erkennen, so daß Naumann es zu den Spöttern rechnet. Das Pickwerwick der Wachtel, den Lockruf des Buchfinken und der Rauchschwalbe, Töne aus dem Gesang der Grasmücken und Rohrsänger, das Zirpen der Hausgrille, das Gekreisch des Fischreihers, das Quaken des Laubfrosches hat er deutlich nachahmen hören. Nach Brehm nennen die Lappländer diesen Vogel die „Hundertzunge“.

Beim Singen sitzt der Vogel meist auf einem niedrigen Baum oder Busch, gern etwas frei; doch singt er auch auf dem Boden auf einem Stein, und selbst laufend, wobei er nicht selten den schön gezeichneten Schwanz fächerartig ausbreitet und in die Höhe stelzt, was er beim Ausruf des Locktons jederzeit thut. Am fleißigsten singt er in der Morgenfrühe und noch spät abends. Der Lockton ist ein weiches „fieb fieb“, dem ein schnalzendes „tack tack“ folgt. Beim Kampf mit ihresgleichen hört man ein schwirrendes Zischen. Die übrige Zeit verbringen sie still in ihrem Buschwerke.

Ihre Krankheiten sind die Dürrsucht, wunde Füße und der Durchfall; deren Kur siehe „Krankheiten“. — Gefangen werden sie mit Leimruten, mit der Locke oder eigentlich mit dem Stich, mit dem Schlaggarn, mit der Nestfalle und sogar in dem Meisekasten; siehe „Fang“.

Vierte Gruppe: **Rotschwänzchen**, Ruticilla, *Briss.* 1760;

Br. 1828; — Phönicura, *Swains.* 1831. — Der Schnabel pfriemenförmig an der Spitze mit einem kleinen Haken, jedoch ohne zahnartigen Einschnitt, an den Schneiden etwas eingezogen; Naslöcher eirund, oben mit einem Häutchen; die Zunge vorn faserig; die Füße schlank; die 3. Schwinge am längsten; die

2. Schwinge so lang als die 6.; die 2. bis 5. Schwinge an der Außenfahne merklich verengt; der Schwanz fast gerade abgeschnitten, mittellang. Sie zeichnen sich von den andern Arten dieser Familie sofort dadurch aus, daß sie mit dem Schwanz sehr rasche — fast zitternde — Bewegungen machen, wozu auch die höflichen Bücklinge nicht fehlen. Auch leben sie an viel freieren Orten, bauen nicht immer dem Boden nahe, wie die nächsten Familienglieder, sondern die Hausrötlinge öfters sehr hoch, und zwar gerne in Löcher, in Höhlen u. dgl. Färbung nach Alter und Geschlecht verschieden. — Gray zählt für diese Gruppe 21 Arten, wovon hier: 3 Arten.

Das Garten-Rotschwänzchen. Lusciola phoenicura, *Linné*.

Taf. 1, Fig. 5.

Gartenrötling, Waldrotschwänzchen, Sommerrötele, Weißblattl, Fritzchen, Baumrötling, Rotschwanz, Wistling, Bläßleswadel oder Baumrotwadel. — Ruticilla et Phönicurus, alte Aut.; *L.* cit. 1746—48; — Motacilla phönicurus, *L.* 1748—66; *Gm.*; — Sylvia ruticilla, *Klein* 1750; — Sylvia phönicura, *Lath.* 1790; *Bechst.*; *Naum.* 1823; *Glog.*; — Ficedula phönicura, *Cuv.* 1817; — Rut. sylvestris, arborea et hortensis, *Br.* 1831; — Luscinia phönicura, *Sund.* 1836; — Lusciola phönicura, *K. u. Blas.* 1840; — Rut. phönicura, *Bp.* 1850; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Erithacus phönicurus, *Rchw.* 1884.

Weibchen und junge Vögel dieser Art sind häufig mit dem Hausrotschwänzchen verwechselt worden; für den aufmerksamen Beobachter haben sie jedoch ihre sichern Kennzeichen. Die Gartenrötlinge sind heller und bräunlicher; die Hausrötlinge sind dunkler und rußiger. Die Jungen siehe unten.

Kennzeichen. Schwanz lebhaft rostrot mit zwei dunkelbraunen Mittelfedern; die dunkelgrauen Flügelfedern mit hell gelblichbraunen Säumen, untere Flügeldeckfedern rostrot; die zweite bis fünfte Schwinge auf der Außenfahne verengt. Männchen: die Kehle schwarz, die Brust rostrot. Weibchen: oben matt graubraun, unten hell gelblichgraubraun, auf der Brust heller. Junge gefleckt.

Es ist 14 cm lang, wovon der Schwanz 6 cm wegnimmt, die Flügelbreite ist 23 cm, die Schnabellänge 1 cm, die des Fußrohrs 2,5 cm.

Beschreibung. Die Einfassung des Oberschnabels, sowie der Wangen, Kehle und Gurgel ist beim Männchen schön schwarz; der rein weiße Vorderkopf verliert sich in einen weißen Streif über den Augen, der sich seitwärts bis zu den Schläfen hinzieht; der obere Teil des Leibes ist bläulich aschgrau; die Brust schön gelblich rostrot, welche Farbe sich bis zu den Schenkeln herabzieht und sanft verliert, die untern Schwanzdeckfedern bleich rosträtlich, der Bürzel nebst dem Schwanz fuchsrot, die zwei mittelsten Schwanzfedern dunkelbraun; die Schwingen schwärzlichbraun, mit gelbrötlichen Säumen. Der Schnabel ist hornschwarz, der Rachen gelb, die Nasenlöcher klein, die Schnabelwinkel mit feinen schwarzen Borsten besetzt; die Augen schwarzbraun, die Füße schlank und schwärzlich. — Das Weibchen ist leicht vom Männchen zu unterscheiden; es ist oben graubraun, Kehle, Gurgel und Brust schmutzigweiß, rostfarben überlaufen, der Bauch graulichweiß und der Bürzel ist weniger rostrot als beim Männchen. — Beschreibung der Jungen siehe unten. — Wenn das Weibchen alt wird, so bekommt es die Farben des Männchens, nur sind diese weniger lebhaft; auch legen solche Weibchen in der Regel keine Eier mehr; doch ist die Hahnfedrigkeit nicht immer eine Folge der Unfruchtbarkeit, denn es sind Fälle bekannt, daß hahnfedrige Weibchen noch als Brutvögel getroffen wurden. (Cab. J. 1875, S. 411.)

Man trifft diesen Vogel in ganz Europa, nordwärts bis zum Eismeer, ostwärts in Asien etwa bis Persien; südwärts auf dem Zug bis Nord-Afrika vom Senegal bis Nubien. Die in Afrika lebenden Rötlinge sind lebhafter gefärbt; und von Persien weiterhin nach Osten zweigen sich nahestehende Arten ab. In Deutschland ist er allenthalben bekannt und fast gemein. Ueberall, wo es nicht an Bäumen fehlt, ist sein Aufenthalt; bei Dörfern und Städten, auf Viehweiden und Angern, in Zier- und Baumgärten, tief im einsamen Walde und an den belebten Flußufern; vor allen andern aber sind die Kopfweiden sein Lieblingsaufenthalt, mögen sie stehen, wo sie wollen; doch sucht er auch häufig die Nähe menschlicher Wohnungen und hat es gern, wenn sein Standort nicht wasserarm ist. Selten trifft man ihn in Gebirgen, dies mehr in südlichen Gegenden, oft in einer Höhe, wo schon der Baumwuchs verkrüppelt; in der Schweiz steigt er bis über den Holzwuchs hinaus, und wird z. B. auf der Gemmi zum Felsbewohner, wie der Hausrotschwanz. In reinen Nadelholzwaldungen hält er sich nicht auf. — Bei ihrer Ankunft sieht man die Vögel mehr auf Bäumen und andern erhöhten Punkten, bei ihrem Wegzug aber in niedrigen Gebüschen und namentlich in mit Gemüsen bepflanzten Aeckern. — Sie suchen sich übrigens während ihres Aufenthalts wenig in belaubten Baumkronen zu verbergen, sondern sitzen und singen meistens frei und machen sich dadurch bald bemerklich. — Das Rotschwänzchen ist ein Zugvogel und

verkündet bei uns die Ankunft der warmen Frühlingstage schon Ende März, wenn es solche gibt, doch ist der Hauptzug erst im April, und dauert bis in die Mitte dieses Monats, bei rauher Witterung oft noch länger. Es zieht bei Nacht, und verläßt uns Mitte August, aber ohne große Eile, so daß man es den ganzen September bis Anfang Oktober noch auf dem Zuge findet.

Sie nisten in Löchern der hohlen Bäume, recht gern in Kopfweiden, in Gartenhäuschen, in Brunnengehäusen, in ausgefaulten Balkenköpfen, in Holzklaftern, in Mauerlöchern, in Felsenritzen u. a., bald hoch, bald niedrig; oft mit einem engen Schlüpfloch, so daß kaum der Vogel durchschlüpfen kann, bald mit einem sehr weiten; in der Regel ist aber der Eingang zum Nest seitwärts, ausgenommen bei den Kopfweiden, welche zufällig nur von oben ausgehöhlt sind; es steht in einer Höhe von 1 bis 10 m vom Boden, und ist ein ziemlich großer Klumpen von Moos, Würzelchen, Hälmchen, mit Wolle, Haaren und Federn gefüttert, weich und warm. In diesem findet man schon in der letzten Hälfte des April, gewöhnlich aber Anfang Mai 5 bis 7 zarte, glatte Eier, welche eine schöne blaugrüne oder Grünspanfarbe haben und in 13 Tagen ausgebrütet werden. Die ähnlichen Eier der Braunelle sind meist etwas größer, etwas kräftiger gefärbt und haben ein gröberes Korn. Der braunkehlige Wiesenschmätzer hat noch dunklere, mehr graugrüne Eier, sehr glattes Korn und stärkeren Glanz. Die Eier des Schwarzrückigen Fliegenschnäppers sind meist kleiner, zarter und blasser gefärbt. Der zweite Satz zu Ende Juni hat nur 4 bis 5 Eier. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 18,2 + 13,4 mm. Sie brüten mit solchem Eifer, daß sie sich öfters über den Eiern oder Jungen fangen lassen, und verraten überhaupt ihre Brut durch das ängstliche Schreien, „huid huid däbä, huid huid däbä", was bekannt genug ist.

Die Jungen sehen den Alten nur in Schwanz und Flügelfedern ähnlich, sind aber sonst ganz anders gefärbt: sie sind oben braungrau, schwärzlich gewellt, und schmutzig rostgelb getüpfelt; Kehle und Gurgel sind schmutzig gelblichweiß, schwarzgrau bespritzt, und rostgelb überlaufen, der Unterleib schmutzigweiß, schwärzlichbraun gefleckt und geschuppt, die Bauchseiten rostgelblich. Die jungen Männchen kennt man schon im Nest am lebhaftern roten Schwanze und rötern Bürzel. Die heißhungrigen Jungen verraten ihr Nestgeheimnis durch das auffallend rätschende Geschrei, mit dem sie ihre Eltern anrufen. Nach dem Ausfliegen rätschen sie noch viel ärger, werden aber in Bälde flugfähig und selbständig und zerstreuen sich in der Gegend. Ihr rätschender Ruf klingt „rrää rrää!" wenn sie selbstständig geworden, hört man es nicht mehr, sondern sie locken wie die Alten. — Nach der Mauser haben die Männchen nicht gleich das lebhafte Gefieder der Alten; das Rote der Brust und das Schwarze der Kehle ist mit weißlichen Federrändern besetzt, so daß die Farben viel matter erscheinen. Erst gegen das folgende Frühjahr fallen diese verhüllenden Ränder ab, und die Färbung wird lebhafter, so daß man glauben könnte, sie hätten sich zweimal gemausert. Diese Federränder, welche das Gefieder dieses lebhaft gefärbten Vogels unscheinbar machen, entziehen ihn nicht nur der Aufmerksamkeit vieler lauernder Feinde, sondern sie geben auch ein warmes Reisekleid. Im Frühjahr, bei der eintretenden milden Witterung aber nützen sich diese Ränder ab, die Färbung tritt lebhafter hervor, und der Vogel hat nun gleichsam ein schöneres Hochzeitkleid angezogen.

Das Rotschwänzchen ist ein, im Hüpfen und Fliegen gleich gewandtes Tierchen, munter, lebhaft und fröhlich, schüttelt oder zittert beständig mit dem Schwanze nach unten, und macht dazu auch noch seine raschen und höflichen Verbeugungen, hüpft mit großen Sprüngen hin und her, und trägt sich in aufrechter, erhobener Stellung. Es ist übrigens, trotz der öftern Nachbarschaft der menschlichen Wohnungen, listig und scheu, und hält sich in gemessener Entfernung. — Sein Flug ist schnell und leicht.

Ihre Nahrung besteht aus fliegenden und kriechenden Insekten, Fliegen, Käfern, Halbkäfern, welche sie vermöge ihres scharfen Gesichts von den Gipfeln der höchsten Bäume herab entdecken können; die fliegenden erhaschen sie mit der Geschicklichkeit eines Fliegenschnäppers; sie fressen aber auch Räupchen und andere Insektenlarven und Puppen, sowie Johannis-, Holunder- und Faulbaumbeeren. — Der Gartenrötling bildet gar häufig einen Gegenstand der Verfolgung seitens der Bienenzüchter, welche sich gegen das Leben dieses

nützlichen Vogels verschworen haben. Aber es ist nicht wahr, daß dieser Vogel Arbeitsbienen frißt; es ist Vorurteil, das auf Mangel an richtiger Beobachtung und Erfahrung beruht. Nur Drohnen, die Wachsmotten und ausgeworfenen Bienenlarven werden vom Rötling aufgenommen und weder die kleinen Nestlinge noch die erwachsenen Jungen werden mit Arbeitsbienen gefüttert, da man im Schlund und Magen getöteter und sezierter Jungen, welche in nächster Nähe von Bienenständen ausgebrütet wurden, nur Larven, Käfer und Ueberreste von Johannisbeeren fand, aber nicht die Spur von einer Arbeitsbiene. Ich glaube überhaupt nicht, daß ein insektenfressender, dünnschnäbeliger Singvogel Arbeitsbienen frißt. Fliegenschnäpper und Schwalben nehmen weder Bienen noch Wespen. Von den Würgern, die bisweilen Bienen, Wespen oder Hummeln fangen, wird der ganze Hinterleib samt dem Stachel abgebissen und weggeworfen, ehe sie den Bissen verschlingen. Alle diese Vögel kennen die Gefahr des ihnen schädlichen Stachels. Wenn man einen dieser Vögel bienenartige Insekten fangen sieht, so sind es immer nur Bienenmotten oder höchstens stachellose Drohnen.

Auch diese Vögel verlangen im Zimmer eine gute Abwartung, wenn sie durchkommen sollen, was schon der Mühe wert ist, da es schöne, muntere Tierchen sind, welche einen hübschen Gesang haben. Die Jungen, welche leicht aufzufinden und nicht schwierig zu erziehen sind, lohnen mehr die Mühe, als die heiklen Alten; man zieht sie mit Ameiseneiern, Fleischstückchen, Käsequark und gesottenen Hühnereiern auf und gewöhnt sie an das Nachtigallfutter. Alt Eingefangene sind schwer einzugewöhnen und wollen anfänglich nichts als Mehlwürmer und Ameiseneier, gehen ungern ans Kunstfutter und müssen nicht selten gestopft werden, um sie solange am Leben zu erhalten, bis sie selbst fressen. Mehlwürmer, etwa 3 Stück täglich, dürfen das ganze Jahr nicht fehlen, sonst halten sie nicht lange aus. Zerquetschten Hanfsamen darf man ohne Bedenken als Nebenfutter reichen. Sie naschen gern davon, und die Schalen der Kerne befördern eine Gewöllbildung, was gesundheitsdienlich ist. Jung aufgezogen werden sie überaus zahm, lernen leicht Strophen von andern Vögeln und tragen sie, mit eigenen verflochten, sehr angenehm vor. Man kann sie auch im Zimmer fliegen lassen, wo sie beinahe mehr unterhalten, als im Käfig; sie machen bald mit größtem Eifer Jagd auf Fliegen und andere im Zimmer befindliche Insekten, welche sie mit weit größerem Geschick wegfangen, als die Rotkehlchen. Sie baden gern.

Das Rotschwänzchen singt den ganzen Tag, von Tagesanbruch bis in die Abenddämmerung; sein Gesang besteht aus nur etwa vier Strophen, hat einige flötende, bisweilen melancholische Töne, und ist nicht selten mit kurzen Strophen aus andern Vogelgesängen verwebt, welche es recht lieblich vorträgt. Es lockt auch „fid fid fid" mit hellem Pfiff, welcher die größte Aehnlichkeit mit dem Lockton des Fitis hat; daran hängt es ein klatschendes, schnell hintereinander folgendes „däbädä", also „fid fid däbä!"

Seine Krankheiten sind gewöhnlich wunde Füße, Dürrsucht, Katarrh und Durchfall, siehe „Krankheiten". — Gefangen werden sie mit dem Schlaggarn, mit Sprenkeln, mit Leimruten und mit der Nestfalle.

Das Diadem-Rotschwänzchen. Lusciola Moussieri, *Gaillard.*

Moussier's Rotschwänzchen. — Erithacus Moussieri, *Léon Olph-Gaillard* 1852; — Pratincola Moussieri, *Cab.* 1853; — Ruticilla Moussieri, *Bp.* 1854.

Kennzeichen. Größe des Vorhergehenden. Männchen oben braunschwarz, über dem Auge ein weißer Streifen, der sich bis in den Nacken zieht; auf dem zusammengelegten Flügel ein dreieckiger weißer Fleck; unten die ganze Kehle und Brust schön rostrot, nach hinten blässer; der Schwanz rostrot, die zwei mittlern Federn dunkelbraun. Weibchen oben graubraun, schwach ins Graue übergehend; unten bräunlich aschgrau, auf der Brust etwas ins Rötliche spielend; nach hinten weißlich. Schwanz wie beim Männchen, mit weniger lebhafter Färbung. Schnabel wie bei den übrigen Rotschwänzchen, nur verhältnismäßig schlanker, von Farbe schwarz; Füße schwarzbraun; Iris schwarzbraun. Flügel ungefähr ein Drittel der Schwanzlänge erreichend; 1. Schwungfeder sehr kurz, die 4. am längsten; Schwanz von mittelmäßiger Länge und verhältnismäßig abgestuft; die untern zwei Drittelle der beiden Mittelfedern braun.

Dr. Moussier, im 1. Bataillon der Fremdenlegion in Algier, hat diesen Vogel zuerst als Eigenart erkannt, worauf derselbe durch Leon Olph-Gaillard in der naturwissenschaft-

lichen Versammlung zu Lyon d. 2. April 1852 als neue Art eingereiht wurde. (Siehe auch Naumannia 1852, S. 68). Diese Art ist in der algierischen Provinz Oran heimisch; sie wird aber auch in Tunis gefunden, und soll ebenfalls in Spanien vorkommen. Der von Moussier beobachtete Vogel setzte sich vorzugsweise auf Affodil (aus dem Geschlechte der Liliaceen), war scheuer als die Steinschmätzer, mit denen er wanderte, und entzog sich den Blicken des Beobachters schon von weitem. Weiteres berichtet Dr. König: Dieses hübsche Vögelchen ist eine Hauptzierde der tunesischen Fauna. Es ist dort nicht selten und bevorzugt höhenartige Züge, welche mit Grasabhängen untermischt sind. In seinem Wesen zeigt dieser Vogel die Eigenschaften der **Wiesenschmätzer**, Pratincola, mehr, als die der **Rotschwänze**, Ruticilla. Die eigentümlichen Knixe, welche die Gattungen Ruticilla, Pratincola und Saxicola an sich haben, macht er ebenfalls, dagegen nicht jene zitternden Schwanzbewegungen, wie sie dem Rotschwänzchen eigen sind. Auf dem Boden hüpft er sehr lebhaft herum, fliegt aber dann gern auf einen abstehenden Zweig, um Rundschau zu halten. Er meidet aber nicht das Gebüsch, sondern fliegt gern in die dichtern Zweige eines Saribstrauches, einer Pistazie oder Steineiche. Sein Lockton ist schmätzend und lautet „**Zinkuk**“, womit ihn auch die Araber benennen. Ihre **Nahrung** besteht in Insekten; ob sie Beeren fressen, muß erst noch nachgewiesen werden. Siehe Caban. J. 1888, S. 206.

Das Haus-Rotschwänzchen. Lusciola titys, *Linné*.

Taf. 1. Fig. 6.

Hausrötling, Stadtrötling, Wistling, Branderl, Schwarzwadel, Hausrotwadel. — Motacilla titys *L.* 1758—66 (hält aber in letzter Ausgabe diesen Vogel für das Weibchen von Phönicurus); — Mot. erithacus, *L.* 1758—66; *Gm.*; — Ruticilla gibraltariensis, *Briss.* 1760; — Sylvia tithys, *Scop.* 1769; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1823; *Br.: Glog.* 1834; — Mot. atrata, *Gm.* 1788; — Ruticilla tithys, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves.* 1886; — Rut. erythaca, *Bp.* 1854; — Luscinia tithys, *Sund.* 1836; — Lusciola tithys, *K. & Blas.* 1840; — Rut. Cairei, graue Var., *Degl. & G.* 1849; — Rut. montana, graue Var., *Br.* 1855; — Erithacus tithys, *Rchw.* 1884.

Kennzeichen. **Männchen** oben bläulich aschgrau, Kehle und Brust schwarz; Schwanz gelblich rostrot mit zwei dunkelbraunen Mittelfedern; **kleine untere Flügeldeckfedern schwarz und weiß schuppig.** Die zweite bis sechste Schwinge auf der Außenfahne deutlich verengt; die 2. gleich der 7. **Weibchen** schmutzig dunkel aschgrau, an der Brust lichter. Bei den **Jungen** ist das Grau schwärzlich gewellt, mit kaum merklichen hellen Schaftflecken am ganzen Körper.

Länge 14,3 cm, wovon der Schwanz 6,6 cm wegnimmt, Flügelbreite 25 cm, Schnabellänge 1,1 cm, Höhe des Laufs 2,4 cm. Größe des Rotkehlchens.

Beschreibung. Am ältern Männchen ist der **Oberleib** vom Scheitel an tief bläulich aschgrau, am Kopf am lichtesten; Stirn, Zügel, Wangen, Kehle, Halsseiten, Gurgel und Kopfgegend bis auf die **Brust** tief schwarz, nach der Unterbrust mit aschgrauen Federsäumchen; der übrige Bauch aschgrau, in der Mitte weißgrau; die Flügeldeckfedern schwarz, grau gesäumt, die **Schwungfedern** braunschwarz, die acht hintersten mit weißen Säumen, welche auf den zusammengelegten Flügeln einen weißen Fleck bilden; der Bürzel, Schwanzdeckfedern und Schwanz lebhaft rostrot; die zwei mittelsten Federn des Schwanzes schwarzbraun. Der **Schnabel** ist schwarz, an den Winkeln mit Borsten besetzt, der Rachen gelb; die großen Augen sind dunkelbraun, die schlanken Füße schwarz. — **Jüngere**, frisch vermauserte **Männchen** sind kaum von den Weibchen zu unterscheiden; oben und unten sind sie dunkel aschgrau, auf den Flügeln mit einem hellen Streifen; sie werden mit zunehmendem Alter am Unterleib immer dunkler, und der helle Fleck auf den Flügeln hebt sich immer weißer und schärfer ab. In **höherem Alter** zuletzt unten kohlschwarz, wie oben beschrieben. — Auch die Vögel in Süd-Europa werden am Unterleib tiefer schwarz, während der weiße Fleck auf dem Flügel sich größer und schärfer abhebt. — Das **Weibchen** hat ein einförmiges, düsteres Gewand, von rauchfahler Farbe; oben ist es schmutzig aschgrau, unten etwas lichter, aber einfarbig und nicht ins Rötliche ziehend; auf dem After weißgrau; Schwingen und Schwanz sind wie beim Männchen, aber viel bleicher; die Schwingen ohne weiße Säume; die Füße fallen mehr ins Braune, und der Schnabel ist etwas heller. Im **Herbst** ist das Gefieder des Weibchens etwas dunkler, die Federn an den Oberteilen und Hinterschwingen fallen etwas ins Bräunliche, doch lange nicht so, wie bei den Weibchen des Gartenrötlings. — Die **Jungen** sind schieferaschgrau, unten rötlich angeflogen, mit schwachen graubräunlichen Schaftflecken, unten heller als oben, und am Kopf am scheckigsten. Nach der ersten Mauser sehen sie den alten Weibchen gleich; die jungen Männchen kann man schon im Neste am lebhafter rostrot gefärbten Bürzel und Schwanz unterscheiden. Die Mauser beginnt im Juli, die schwarzen Federn der Unterseite des Männchen haben zuerst aschgraue Federränder, und erst wenn sich diese abgenützt haben, tritt die schwarze Farbe hervor.

Dieser Vogel hat keine so weite Verbreitung wie sein Vetter Gartenrötling. Er bewohnt Europa nur bis ins südliche Schweden und England, wo er zur Zeit noch selten ist; für Holland und Dänemark z. B. ist der Hausrötling gar nicht verzeichnet, obwohl schon von Bechstein bemerkt wird, daß er sein Wohngebiet allmählich mehr nach dem Norden ausdehnt. Für Irland ist er erst seit 1818 verzeichnet, und für England ganze 10 Jahre später. In neuerer Zeit hat man ihn auch auf den Faröern beobachtet. Desto mehr trifft man ihn in Mittel- und Süd-Europa einschließlich Klein-Asiens, von Spanien bis zum Kaukasus. Auf dem Zug wandert er von den nördlichen Brutplätzen durch Süd-Europa nach Nord-Afrika hinüber, und zwar in dessen ganzer Ausdehnung am Mittelmeer, von Marokko, Algier, Tunis — vielleicht vom Senegal — bis Egypten. „Im Frühjahr in Nord-Egypten," schreibt Heuglin. „In Griechenland," sagt Dr. Krüper, „ist der Hausrötling überall Standvogel; zur Brutzeit hält er sich an den Felswandungen der Gebirge auf, im Winter in den Thälern und auf den Häusern der Städte. Seine Legezeit ist früh, vor oder zu Mitte Aprils." — In Deutschland ist der Hausrötling wohl bekannt, da er inmitten der Dörfer und Städte seinen Wohnsitz aufschlägt und sich bei seiner Ankunft im März sofort durch seinen eigentümlichen Sang bemerklich macht, ein fröhlicher Verkündiger des wiederkehrenden Frühlings und für den Jagdfreund eine freudige Mahnung, daß nunmehr der Schnepfenstrich begonnen hat. In den übrigen Südstaaten Europas bleibt der Hausrötling häufig als Standvogel zurück wie in Griechenland. Der Abzug ist bei uns Ende Septembers bis Ende des Oktober, in milden Herbsten manchmal bis in den November, wo man einzelne Männchen auf den Firsten der Gebäude noch fröhlich ihr Liedchen krähen hört. — Derselbe ist mehr ein Gebirgs- als Waldvogel, daher trifft man ihn in felsigen Gegenden häufig, auf den Alpen über der Region des Holzwuchses bis zur Grenze des ewigen Schnees; die steinigen Gegenden liebt er überall, seien sie nun in der Nähe reißender Gebirgsflüsse, wo sich Wasserschmätzer und Gebirgsstelzen aufhalten, oder im Hochgebirge zwischen Knieholz und Krüppelfichten, wo er beinahe zum richtigen Waldvogel wird. Bei uns wohnt er häufig in größeren verlassenen Steinbrüchen. Er hält sich aber auch gern bei den Menschen und auf ihren Wohnungen auf, denn sowohl in Gebirgen, als auch in Ebenen sucht er vorzugsweise die Städte und Dörfer auf; hier bewohnt er die höchsten Gebäude, Schlösser, Kirchen, Türme, Stadtmauern, Ruinen; in großen Städten trifft man ihn häufiger, als in kleinen Dörfern, er nimmt aber auch mit einem Schindeldach vorlieb, denn er weiß sich allen möglichen Verhältnissen anzupassen. Selten sieht man ihn anderswo, als auf erhöhten Punkten: auf Dächern, Kaminen, Blitzableitern, Windfahnen oder auf Felsenspitzen; auf Bäume geht er dann an solchen Wohnplätzen nicht gern, noch weniger ins Gesträuch, auch selten auf den Boden, letzteres mehr zur Zeit seines Zugs oder der Nahrung wegen zur Brütezeit, wo man ihn in Gärten und auf den Aeckern zwischen Küchengewächsen und auch auf Holunderbäumen trifft.

Ihre Liebesspiele sind sehr erregt. Mit Krächzen und Singen fliegt das Männchen dem Weibchen nach, legt sich mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz vor dasselbe platt hin und gibt seine Anhänglichkeit auf jede ihm mögliche Weise zu erkennen, was dasselbe auch wohlgefällig aufnimmt. Sie nisten je nach ihrem Aufenthalt an sehr verschiedenen Plätzen. In Gebirgen setzen sie die Nester in Ritzen und Löcher hoher schroffer Felsen und Klippen, in Steinhaufen, Ruinen u. a. In bewohnten Gegenden verstecken sie das Nest in Mauerspalten, Gerüstlöchern, unter Dachtraufen, auf Balkenköpfen, unter den Giebeln, unter Trockenböden, oft sehr frei auf Gesimsen an hohen Giebeln oder sonstigen Vorsprüngen, welche oben vor dem Wetter etwas Schutz haben; häufig auf offenen Böden von hohen Häusern. Im Jahre 1881 wurde in meinem Wohnhaus ein neuer Dachstuhl eingerichtet; kaum war das Dach eingedeckt, als auch schon zu meiner Freude ein Pärchen Hausrötlinge auf den obersten Firstbalken, sechs Stockwerke hoch, in einer offenen Kammer sein Nest anlegte, dazu auch — zum Andenken an den Neubau — äußerlich feine Hobelspäne verwendete, und die Brut glücklich durchbrachte. Sonst findet man es noch in Gartenhäuschen, in Brunnengehäusen, in Gartenmauern, hie und da — aber selten — in einer Baumhöhle zunächst bei Gebäuden und noch an andern Plätzen, die eine günstige Gelegenheit zu bieten scheinen. So z. B. benützen sie auch recht gerne die Verstecke, welche sie in Schlössern,

Kirchen und Türmen, alten und neuen Stils, finden. Eines höchst eigenartigen Nistplatzes möge hier gedacht werden. Vor dem Schloßportal in Warthausen-Biberach (Württemberg) stehen zwei Kanonen unter Schutzdächern (eine Kriegsbeute von 1870). Ein Paar daselbst heimische Rotschwänzchen hatte die sonderbare Idee, das Rohr einer blankgehaltenen Kanone zur Anlage seines Nestes zu benützen und hat darin 5 Junge zur Freude des Schloßeigentümers großgezogen. „Ein schönes Friedensbild!" schließt diese Mitteilung des Freiherrn Richard König-Warthausen in einem ornithologischen Jahresbericht für 1885. — Das Nest ist von außen ziemlich groß aus zarten Würzelchen, Laubmoos, Graswurzeln, dürren Pflanzenstengeln und Hälmchen gebaut, innen weich und mit Haaren oder Federn, zuweilen nur mit feinen Würzelchen gepolstert, in welchem man schon Mitte April gewöhnlich 5, selten 6 oder gar 7 niedliche, schneeweiße Eier findet. Als Seltenheit findet man zuweilen Eier mit feinen rotbraunen Pünktchen bezeichnet. (Cab. J. 1875, S. 426.) Die Durchschnittsmaße märkischer Eier betragen: 19,2 + 14,5 mm. Die zweite Brut im Juni enthält nur 4 bis 5 Eier. In günstigen warmen Jahren sollen sie sogar drei Bruten zuwege bringen. Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, um welche die Alten sehr besorgt sind, und die aus dem Neste gehen, wenn sie kaum recht fliegen können. Sie locken rrää rrää.

Es ist, so nahe es um die Menschen wohnt, doch scheu gegen dieselben und äußerst flüchtig. Unbekümmert um das Lärmen der Menschen unter sich und das Getümmel des Tages, treibt es sein Wesen mehr in der Höhe. Es ist ein hurtiger, gewandter, schneller Vogel mit aufrechter Haltung; wie der Gartenrotschwanz zittert er häufig mit dem Schwanze nach unten und macht dazu schnelle Verbeugungen. Wenn er sich mit andern seinesgleichen jagt und neckt, erregt seine Gewandtheit im Fluge Bewunderung. Er weiß sich meisterhaft zu schwenken und mit Schnelligkeit aus der Höhe herabzustürzen, und ebenso schnell wieder hinaufzufliegen. Sein Flug ist schußweise, beinahe hüpfend und auf größere Strecken eine unregelmäßige Schlangenlinie bildend.

Sie leben größtenteils von fliegenden Insekten, welche sie in der Höhe überall verfolgen, doch auch von Insektenlarven, Spinnen, Käferchen, Räupchen, welche sie auch vom Boden wegnehmen, oder — auf einem Zaune sitzend — erlauern; auf offenen Fruchtböden suchen sie nach schädlichen Kornwürmern und Motten. Oberflächliche Beobachter behaupten, sie fressen auch Bienen, was aber von genauen Beobachtern entschieden in Abrede gestellt wird. Ich ersuche deshalb die Leser, den diesbezüglichen Artikel über den Bienenfraß beim Gartenrötling nachzulesen und diesen nützlichen Vögeln die gleiche Schonung angedeihen zu lassen, wie den andern Insektenfressern. — Beeren lieben sie nicht besonders, doch gehen sie bei naßkalter Witterung, wo Mangel an Insekten eintritt, auch an Johannis-, sowie rote und schwarze Holunderbeeren. — Sie gehören zu den zarteren Vögeln, weshalb man alt gefangenen im Zimmer dieselbe Behandlung angedeihen lassen muß, wie den Gartenrötlingen. Sie benehmen sich noch scheuer als diese, gehen schwer ans Futter, stoßen sich leicht an den Gittern wund, müssen deshalb in verhülltem Käfige untergebracht werden, und zuguterletzt wollen sie selbst Ameiseneier nicht immer fressen und müssen gestopft werden, bis sie allein zugreifen. Mehlwürmer und Ameiseneier können sie nicht entbehren, weshalb dieser Zusatz unentbehrlich wird, wenn man sie durchbringen will. Junge sind dagegen leicht zu erziehen.

Der Gesang hat keine Aehnlichkeit mit dem des Gartenrötlings, ist auch weniger flötend und daher weniger angenehm. Er hat etwas Erzwungenes und nimmt sich höchstens in einsamen Gegenden oder unter den Stimmen anderer Vögel besser aus; unter seine 3—4 Strophen läßt es häufig einige krächzende Töne einfließen, welche zwar nicht schön, aber doch charakteristisch sind. Jung aufgezogene lernen von den sie umgebenden Vögeln einige Strophen ziemlich gut nachahmen. Da man vielfache Gelegenheit hat, dieses Vögelchen in Städten und Dörfern singen zu hören, so ist ihr eigentümlicher Gesang auch bekannt genug. Seine Lockstimme ist feiner und höher als die des vorigen, ihr im ganzen aber ähnlich; sie lautet: „fit fit däbä, fit däbäbä". Die Jungen rätschen, wie ihre Vettern, was sich verliert, wenn sie selbständig geworden und der Eltern nicht mehr bedürfen. Zu ihren Locktönen machen sie immer lebhafte Verbeugungen und zittern dazu beständig mit ihrem Schwänzchen. Selten und nur in der Nähe hört man zuweilen ein meckerndes: „hehehehe!"

Krankheiten haben sie mit der Nachtigall gemein. — Ihr Fang geschieht mit dem Schlaggärnchen und mit Leimruten, auf welche man sie mit Mehlwürmern lockt, auch mit der Nestfalle. Zu bemerken ist jedoch, daß sie zwar mit den Jungen gefangen durchzubringen sind, von ihrer Brut aber weggefangen meistens aus Gram sterben.

Zweite Familie: Grasmücke. Sylvia, *Klein* 1750.

Barrère 1745; *Pennant* 1766; *Scop.* 1769; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1802; — Ficedula, *Briss.* 1760; — Curruca, *Koch* 1816; — Epilais, *Kaup* 1829; — Philacanta, *Glog.* 1834.

Der Schnabel pfriemenförmig, ziemlich stark; Naslöcher breit ritzförmig, oben mit einem Häutchen halb bedeckt; viele lockere Borstenfederchen über den Naslöchern, welche die Nasgruben nicht überragen; Füße ziemlich niedrig, aber stämmig, mit breiten Sohlenballen; Läufe vorn getäfelt; Flügel mittellang, die erste Schwinge viel kürzer als die Hälfte der zweiten; die 3. Schwinge am längsten, die 2. in verschiedener Länge gegen die 6. (bei den Arten angezeigt); der zwölffedrige Schwanz ziemlich gerade, in der Form bei den Arten variabel. Ihre Stellung ist eine gebückte, zum Schlüpfen ins Gebüsch geeignet, denn das dichteste Gestrüpp durchschlüpfen sie mit mausartiger Geschwindigkeit; dagegen sind sie auf dem Boden unbeholfen. Ihre meist durchsichtig gebauten Nester setzen sie in Gebüsche, und alle gebrauchen die List, bei nahender Gefahr wie ohnmächtig vom Neste zu fallen, sich flatternd auf dem Boden fortzuwälzen und dadurch den Feind auf sich selbst zu lenken, zur Verfolgung anzureizen, und wenn sie sich weit genug vom Nest entfernt glauben, erst richtig und mit Ernst zu entfliehen. Diese gleiche List wenden übrigens — außer den Grasmücken — noch sehr viele Vögel an. Sie nähren sich von Insekten, die sie von Blättern und Zweigen absuchen, fressen aber auch recht gerne Beeren und weiches süßes Obst; insbesondere rote und schwarze Holunderbeeren, Kirschen, weiche reife Birnen, Feigen und Trauben. — Ueber den Namen „Grasmücke" äußert Gloger in seinem Handbuch S. 235 etwa folgendes: „Dieser Name ist seiner jetzigen Zusammensetzung nach widersinnig, und nur die Macht der Gewohnheit kann denselben vor dem Verwerfen schützen. Wahrscheinlich ist er aus einem ähnlich klingenden, alt germanischen Worte: gra-smyge, d. h. grauer Schlüpfer, entstanden." Mit dieser Erklärung hätte die Benennung „Grasmücke" denn doch eine Berechtigung als althergebrachtes volkstümliches Wort.

Gray zählt in seiner „Hand-List 1869" für diese Familie etwa 24 Arten in 8 Gruppen. Hier beschrieben: 6 Arten.

Die Garten-Grasmücke. Sylvia hortensis, *Penn.-Bechst.*

Taf. 1. Fig. 7.

Graue Grasmücke, Welsche Grasmücke, Großer Heckenschmäzger. — Der Name „Spötter" ist nicht geeignet, da sie nur eigenen schönen Gesang hören läßt. — Motacilla philomela? *L.* 1758; — Sylvia hortensis, *Pennant* 1766; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885. — Motacilla hortensis, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1795; — Sylvia ädonia, *Vieill.* 1816; — Epilais hortensis, *Kaup* 1829; — Curruca hortensis, et grisea, *Br.* 1831.

Bechstein war der erste deutsche Ornitholog, der diese feine Grasmücke in seiner Naturgeschichte richtig kennzeichnete. Siehe dessen 4. Bd. 1795, S. 550; ebenso Vögel 2. Bd. 1807, S. 524. Alle vorhergehenden Diagnosen, sowohl von Gmelin, als von andern, sind nach mehr oder minder schlechten Kabinettsstücken gemacht und unklar. Deshalb setzen wir seinen Namen zu der Ueberschrift.

Dieser Sänger ist gleich der Nachtigall recht einfach gefärbt und hat viel Aehnlichkeit mit dem Schwarzkopf, wenn man sich dessen schwarze oder rotbraune Kappe wegdenkt. Die Füße sind immer bläulich.

Kennzeichen. Von oben olivengrau; von unten schmutzig gelblichweiß; die untern Flügeldeckfedern blaß orangegelb, die Schäfte der Schwing- und Schwanzfedern von der untern Seite weiß; die kurzen Füße bläulich; das Schwanzende gerade. Die 2. Schwinge so lang als die 4.; entschieden länger als die 5.; die 3. die längste.

Länge 14,3 cm, wovon der Schwanz 5,4 cm wegnimmt; Flügelbreite 22,7 cm; die Schnabellänge 1 cm, die des Fußrohrs 2,2 cm.

Beschreibung. Das Gefieder dieser Grasmücke ist locker und seidenartig weich; die ganze Rückenfarbe, von der Stirne bis zum Schwanz, olivengrau oder braungrau; ein hellerer Streif zieht sich über das Auge hin, und zur Seite des Nackens schimmert durch die Hauptfarbe des Oberleibes ein helleres Aschgrau; der ganze Unterleib ist graulichweiß, die Seiten des Halses und der Brust, sowie die untern Flügeldeckfedern, rostgelb angeflogen, welches nach der Rückenfarbe allmählich in ein gelbliches Olivengrau übergeht; die Schwingen und der Schwanz sind dunkler als die Rückenfarbe; die Schwingen an den Spitzen etwas heller gesäumt. Auf der Unterseite sind die Flügel und der Schwanz blässer als oben. — Der Schnabel ist etwas kurz, aber ziemlich stark, an der Spitze mattschwarz, gegen die Wurzel heller; Rachen und Zunge fleischfarben; um den Schnabel herum stehen Borstenhaare, von welchen sich drei durch ihre Größe auszeichnen; die Augen sind dunkelbraun, bei den Jungen heller; die Füße sind stark und stämmig, die Farbe derselben bleigrau, die Sohlen gelblich. — Männchen und Weibchen sind sehr schwer voneinander zu unterscheiden; im allgemeinen (aber nicht immer) sind die Männchen etwas stärker und der rostgelbliche Anflug bei denselben lebhafter. Es sind dies aber keine unfehlbaren Kennzeichen. — Die Jungen sehen dunkler aus, als die Alten, haben oben einen grünbraunen Anflug und sind unten etwas heller ins gelbliche; der Rachen ist rötlich, die weichen, erhabenen Schnabelwinkel aber gelblichweiß. — Die Hauptmauser ist im August; eine zweite Mauser im Frühjahr erstreckt sich nur über das kleine Gefieder, und findet statt, wenn sie von uns abwesend sind.

Die Graue Grasmücke bewohnt das mittlere Europa, häufiger das westliche, seltener das südöstliche. Nordwärts geht sie bis ins mittlere Schweden, selten noch nördlicher, obwohl sie schon am Eismeer beobachtet wurde. Nach Osten hin überschreitet sie den Ural nicht viel, doch hat sie Dr. Finsch in Omsk (West-Sibirien) getroffen. In Griechenland ist sie nur Zug- nicht Brutvogel; in der Dobrudscha im Herbst gemein. In Ungarn an der Donau scheint sie schwach vertreten; häufiger ist sie in Oesterreich, Böhmen, in Deutschland, Holland; in Frankreich, besonders im südlichen; auch in Portugal und Spanien ist sie Brutvogel; ebenso auch in Italien. Ihre Zuglinie im Spätjahr geht von Ost nach West, und es kann neuestens festgestellt werden, daß sie auf der Westseite Afrikas bis zum Senegal, und bis an die Goldküste zieht, ja noch weit über den Aequator hinaus im Damaraland beobachtet wurde. Auf der Nordostseite Afrikas kommt sie, nach Heuglin, im Frühjahr nur in Egypten vor. In unserm Vaterland wird sie in günstigen Gegenden überall getroffen, fehlt in wenigen ganz, und ist wegen ihres vortrefflichen Gesangs und wegen ihrer Zutraulichkeit einer der beliebtesten Vögel unserer Baum- und Ziergärten. Man bemerkt übrigens bei uns im allgemeinen eine bedeutende Abnahme dieser Vögel, welche sogar dem minder Aufmerksamen auffällt, und worüber man sich nicht wundern darf, da diese Vögel in Süd-Europa auf ihren Herbstwanderungen in Menge gefangen und verspeist, und weil ihre Nistplätze durch die zunehmende Gartenkultur sehr verringert werden. Als Zugvögel reisen sie größtenteils bei Nacht, einzeln im Frühjahr, familienweise im Spätjahr, und kommen etwas später als die Nachtigallen, Ende April bis Ende des Mai; im Herbst aber dauert ihr Zug, da sie beerenfressende Vögel sind, länger, beginnt bei einzelnen schon im August und währt den ganzen September, bei schöner Witterung sogar bis in den Oktober hinein.

Die Gartengrasmücke bewohnt Feldhölzer, Vorhölzer der größeren Waldungen, große Ziergärten, aber nie Hochwälder, noch weniger die Nadelwaldungen; immer aber verlangt sie buschreiches Unterholz, besonders Schwarz- und Weißdorn-, Brom- und Himbeergesträuche, Salweiden, Hartriegel, Haseln, Faulbaum, Liguster, Rainweiden, Kratzbeeren u. a., in deren Büsche sie auch ihr Nest setzt. An den Flußufern trifft man sie in Weidenböschungen; die Baumgärten der Dörfer und Städte geben ihr ebenfalls einen angenehmen Aufenthalt, wenn es nur nicht an niederem Gesträuche fehlt. Gern bewohnen sie große gemischte Hecken um die Baumgüter, große, dichte Wildhecken an Rainen, Feldwegen und verwilderten Plätzen, wenn es nicht an Obst- oder Wildbäumen in der Umgebung fehlt; nach Prof. Liebe in Ermangelung anderer Gelegenheit in Ost-Thüringen auch die niedrigen Fichtenschläge. In den mildern Teilen Schwabens wird sie allenthalben angetroffen, in der Nähe menschlicher Wohnungen, wie im einsamen Walde. So nahe zu den Wohnungen bei den Hausgärten, wie es der Schwarzkopf thut, geht die Graue Grasmücke für gewöhnlich nicht.

Sie wählen den Platz ihres Nestes verschieden; manchmal steht es nur 1/2 m vom Boden, manchmal mannshoch. Sie verstecken es wenig, bisweilen steht es an Fußwegen

so leichtfertig, daß es jeder Vorübergehende sehen kann; sie setzen es in allerlei Büsche ihrer Umgebung, besonders in Brom- und Himbeeren, seltener auf Holunderbäume, Spalierbäume, abgeköpfte Linden u. a. Das Nest ist so leicht gebaut, daß der Boden fast immer durchsichtig ist; es ist halbkugelförmig, etwas sparrig, und oft so nachlässig auf die Zweigchen gesetzt, daß es fast herunterfällt, und besteht aus trockenen Grashälmchen, Stengelchen von Klebkraut, feinen Rispen von Rainkohl, kleinen Ranken von der Zaunwinde, welche Materialien immer weißlich aussehen, sparsam mit Spinnweben und Raupengespinsten verbunden, und nach innen mit außerordentlich feinen Hälmchen, selten noch mit einzelnen Roßhaaren belegt. Sie fangen bald da, bald dort einen neuen Bau an, ehe sie einen zusagenden Platz finden, und vollenden meistens denselben da, wo er am wenigsten hinpaßt; daher man beim Aufsuchen ihres Nestes gewöhnlich mehrere angefangene und halbfertige Nester findet. Einen überaus wunderlichen Nistplatz entdeckte E. v. Homeyer auf der Insel Hiddensöe (bei Rügen) in einer Gegend, wo es weder Bäume noch Sträucher, sondern nur einzelne Wacholderbüsche gibt, und zwar in Ermangelung einer bessern Gelegenheit in einem sandigen Erdloch, das eine Mäuseart früher gegraben hatte. Das Nest lag etwa einen halben Meter tief im Boden und enthielt 4 Eier. (Orn. Briefe, S. 281.) — Da sie spät bei uns ankommen, so findet man auch gewöhnlich erst von Mitte Mai bis Anfang Juni ihre Eier, meist 5 bis 6 an der Zahl, welche denen des Schwarzkopfs zuweilen ungemein ähnlich sehen, nur kommen mehr kurze vor als bei jenen; dieselben sind auf blaßblaugrünlichem bis weißgelblichem, auch lichtbräunlichem Grunde mit matten, grauen, und braunen Punkten marmoriert und gefleckt, und mit einzelnen dunklern Punkten bestreut; bei manchen Eiern ist die Grundfarbe ein reines Weiß oder Bläulichweiß, mit kleinen Flecken und Punkten von aschgrauer und olivenbrauner Farbe mehr oder weniger übersäet. Diese gleichen denen des Schwarzkopfs nicht. Inwendig scheinen alle grünlich durch. In Farbe, mehr noch in Zeichnung, variieren sie demnach außerordentlich. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 19,3 + 14 mm. — Während der Brut wird das Weibchen in den Mittagsstunden vom Männchen abgelöst. Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus den Eiern. Wenn man öfters nach dem Nest sieht oder die Eier berührt, so verlassen sie dieses, denn gegen Störungen am Nest sind sie sehr empfindlich. Wenn das Weibchen über den Jungen sitzt und man sich dem Neste nähert, so gebraucht es eine List, um den Feind irre zu leiten. Es stürzt wie ohnmächtig aus dem Neste, flattert mit kläglicher Gebärde und sehr langsam übers Freie, um die Aufmerksamkeit vom Neste ab und auf sich zu lenken. Wenn es der Unerfahrene verfolgt, in der Meinung, es werde seine leichte Beute, und dieses eine Strecke vom Neste entfernt ist, schlüpft es eilig ins Gebüsch. Bei stöbernden Tieren gelingt dieser Kunstgriff öfter. Zuweilen legt auch der Kukuk ein Ei in ihr Nest. Wenn die Jungen kaum ein wenig mit Federn bedeckt sind, und man sieht sie scharf an, so hüpfen sie aus dem Neste, um sich in die Gebüsche zu retten, wo sie sich sicherer glauben. — Die Grasmücken ziehen bei uns im Jahre nur einmal Junge, obgleich sie, gestört, zum zweitenmal Eier legen; die südlicher wohnenden mögen aber wohl 2 Bruten aufziehen. Will man ein Nest voll Junge durch die Alten erziehen lassen, so gibt man frische Ameiseneier, da letztere in der ersten Zeit nicht wohl einen andern Futterstoff für ihre Jungen verwenden.

Im **Freien** zeigt sich die Grasmücke als ein harmloser Vogel, der unaufhörlich beschäftigt ist, Futter zu suchen; obwohl vorsichtig, treibt er doch ganz ungescheut sein Wesen in den Zweigen der Obstbäume, unter welchen Menschen arbeiten, von denen er nicht beunruhigt wird. Er hüpft schnell und leicht durch Gebüsche und über Aeste in einer wagrechten Stellung, den Leib ziemlich auf die Füße niedergedrückt. Sein Flug ist über kleinere Flächen schußweise, über größere und auf seinen Wanderzügen wogend.

Im **Zimmer** gibt man dieser Grasmücke einen Nachtigallkäfig und verhängt ihn mit grünem Zeug oder Tannenreisern, bis sich der Wildfang eingewöhnt hat. Sie zeigt sich besonders zur Zeit ihrer Wanderschaften unruhig, und man hat hier die beste Gelegenheit, zu beobachten, daß sie bei Nacht reist; denn während dieser Zeit poltert sie oft so stark im Käfig herum, daß man glauben könnte, sie habe den andern Tag keine Feder mehr am Leibe, und diese nächtliche Unruhe dauert sehr lange, so daß man wohl glauben möchte, sie zöge bis zu den Hottentotten. Das unausstehliche Gepolter im Käfig habe ich dadurch

gemildert, daß ich an jedem Flügel 6 Schwingen beschnitt, und daß ich sie abends mit diesen beschnittenen Flügeln aus dem Käfig ins Zimmer schlüpfen ließ, wo sie dann nach Belieben ihrem Wandertrieb überlassen blieben, ohne sich am Gefieder zu schädigen oder gar durch heftiges Anfliegen gegen die Fenster sich Schnabel und Kopf tödlich zu verletzen. Diese Unruhe, welche jährlich zweimal eintritt, nämlich im September und März, dauert jedesmal einige Wochen, bei manchen einen ganzen Monat. Ist diese Zeit vorbei, so wird der Vogel wieder ruhig, und wenn einmal längere Zeit im Käfig, auch recht zutraulich und zahm gegen seinen Ernährer. — Bei diesen Vielfressern ist Reinhaltung der Käfige sehr zu empfehlen; man gibt ihnen wöchentlich mehrmals Wassersand oder frische Rasenerde.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Insekten, kleinen Käferchen, Schmetterlingen, Räupchen und Larven, die sie von den Blüten, Knospen und Zweigen abliest. Sobald es aber Kirschen und Beeren gibt, so gehen sie begierig nach diesen, und lassen die Insekten beinahe ganz unbeachtet; süße Kirschen mit weichem Fleisch sind ihnen die liebsten, sie fressen aber auch saure; ferner Johannisbeeren, Heckenkirschen (Lonicera tatarica), die Beeren vom Faulbaum (Rhamnus frangula), Himbeeren, Brombeeren, Maulbeeren, vorzüglich gern aber die Beeren des schwarzen und roten Holunders. Sie leben von dieser Zeit an meistens von vegetabilischen Stoffen; auch auf ihrer Wanderschaft setzen sie diese Lebensweise fort, und in den südlichen Gegenden angekommen, fressen sie beinahe nichts als Feigen und Traubenbeeren. Bei den Alten hießen deshalb alle grasmückenartigen Vögel, die sich der Früchte wegen auf den Feigenbäumen herumtrieben: Feigenfresser oder Ficedulae; bei den Italienern der Neuzeit heißen sie: Becafigui. „Fress' ich dich nicht, so frißt du mich!“ beschönigt der Südländer seine Jagden auf die armen kleinen Wandervögel, von denen wohl 1 ½ Dutzend auf eine Portion gehen!!! Und bei uns hierzulande arbeiten ballhornisierende Ignoranten ernstlich daran, eine Steuer auf das Halten der Singvögel durchzubringen, was hoffentlich an dem gesunden Urteil verständiger Ornithologen und Volksfreunde scheitern wird.

Auf obige Lebensweise der Grasmücken gründete ich meine Versuche, welche ich machte, um sie durch ein anderes Futter, als das gewöhnliche Nachtigallenfutter, durchzubringen, bei welchem sie entweder zu fett wurden oder im Gegensatz von der Dürrsucht ereilt wurden. Ich wandte Feigen als vegetabilischen Zusatz an, und vieljährige Erfahrung belehrte mich, daß dies ein Futterstoff sei, womit diese Sänger neben sonstiger guter Behandlung gesund und munter zu erhalten sind. In der ersten Zeit dieser Proben, etwa 1836, legte ich freilich diesem Futterstoff einen höheren Wert bei, als ihm neben andern gebührte; denn es stellte sich später heraus, daß diese Sänger gute süßfleischige Karotten recht wohl vertragen und damit ebenfalls durchgebracht werden können.

Man benutzt als Futter die großen fleischigen Kranz- oder noch besser Tafelfeigen, wie sie der Kaufmann vorrätig zu haben pflegt. An einem Feigenkranz sind gewöhnlich die äußern Feigen klein und zähe; diese sind nicht gut, dagegen die mittlern größer und besser. Je reifer, größer, weicher und süßer diese sind, um so besser schlägt die Fütterung damit an. Man quellt die Feigen über Nacht in frischem Wasser auf, schneidet sie in kleine linsengroße Stückchen, vermischt sie mit zerriebenem Eierbrot, schüttet ein wenig frisches Wasser hinzu, damit die Mischung gehörig durchfeuchtet, wirft noch ein Kaffeelöffelchen voll zerquetschten Hanfsamen darauf und mengt dann alles wohl durcheinander. Ebensogut als Feigen kann man auch Zibeben oder Rosinen aufquellen, klein aufschneiden und statt der Feigen verwenden. Sie sind als Futterstoff gleichwertig, möglicherweise noch eine bequemere Fütterung, und daher anzuempfehlen. Dieses Futter führt man allmählich ein, wenn die frischen Ameiseneier im Spätsommer selten werden.

Zu diesem Mischfutter erhält die Grasmücke noch möglichst viel Beeren und Obst, als: frische reife, rote und schwarze Holunderbeeren, Kirschen, Pflaumen, Zwetschen, weiche Birnschnitzchen, zarte Aepfel, letztere ein wenig gekocht oder gebraten, auch reife Weintrauben.

Ein Vogelfreund gibt folgendes Grasmückenfutter an: dürre Ameiseneier, etwas geröstet und zwischen den Fingern gerieben, vermischt mit in Milch erweichtem mürben, altbackenen Weißbrot, mit Abwechslung von Beeren und Obst. Dieses Futter soll von gutem Erfolg sein, die Fettsucht verhindern und die Mauser befördern. Manche Grasmücke soll

dabei 8—10 Jahre ausgehalten haben. Herr Pfarrer K. Müller in Alsfeld empfiehlt folgendes Futter: Im Herbst reicht man ihnen rote Holunderbeeren, allerlei Obst, schwarzen Holunder und sonst nichts als geriebene Möhren und daruntergemengte Semmel in geringer Quantität. Dieses Futter allein gibt sichere Bürgschaft für die lange Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit. Kein Vogel, selbst der Schwarzkopf nicht ausgenommen, kann so wenig die Möhren in seiner Gefangenschaft entbehren, wie dieser. Gedörrte Ameiseneier, die den Insektenfressern im allgemeinen während des Winters unersetzliches Futter abgeben, taugen für die Graue Grasmücke nicht, ebensowenig darf ihr Semmel mit Milch gereicht werden, weil sie nur selten dabei ausdauert. Ein anderer Liebhaber von feinen Sängern, Herr v. Keisenberg war so freundlich, mir ebenfalls gute süße, saftige Möhren noch neben den Feigen als Grasmückenfutter sehr zu empfehlen. Auch von andern Vogelfreunden ist mir bekannt, daß sie feine Karotten zum Füttern der Grauen Grasmücken verwendeten, und diese 5—8 Jahre damit erhielten.

Ich führe absichtlich diese verschiedenen Futtermischungen an, um zu zeigen, wie sehr die Ansichten der Liebhaber oft auseinandergehen und doch zu dem gleichen Ziele führen können.

Um aber den Neuling nicht irre zu machen, resumiere ich das Futter für die Gartengrasmücken wie folgt:

1) Frische Ameiseneier, so lange es deren gibt, nebst Beeren und Obst.
2) Süßfleischige Karotten zur Hälfte, die andere Hälfte Eierbrot oder altbackene Semmel, etwas zerquetschter Hanf, nebst Beeren und Obst.
3) Semmel, Karotten, Quark und Ameiseneier zu gleichen Teilen. Die trockenen Ameiseneier gut mit Möhrensaft angefeuchtet. Hiezu täglich 4 bis 5 Mehlwürmer; im Herbst Holunderbeeren oder eine erweichte Feige vorgehängt. Mit diesem Futter bringt Herr v. Keisenberg seine Grasmücken 8—10 Jahre durch, d. h. bis sie an Altersschwäche eingehen.
4) Feigen, Eierbrot, etwas zerquetschten Hanf, wie oben beschrieben, nebst Beeren und Obst.

Diese Grasmücken fressen viel und mästen sich manchmal förmlich zu einem Speckklumpen; sie werden dann faul, mögen sich keine Bewegung mehr machen und bleiben stundenlang auf einem Flecke sitzen. Sofort bringe man sie in einen größeren Käfig zu verträglichen, muntern Vögeln, wo sie Anregung finden, ihren Fettklumpen zu bewegen, und mische mehr Möhre zu dem Futter, breche aber in der Quantität nicht plötzlich ab, damit nicht das Gegenteil, die Schwindsucht, bei ihr eintrete. Wird sie struppig, keuchend, findet man sie abgemagert, so ist das ein schlimmes Zeichen und erfordert Vorsicht. Jetzt verdopple man die Aufmerksamkeit, bestreue den Boden mit Walderde, worin noch Laub- und Moosteilchen sind, was die meisten Vögel zum Aufsuchen von Kerfen reizt und Unterhaltung macht, halte sie nur im wohltemperierten Zimmer, mit möglichst reiner Luft, gebe Badgelegenheit durch ein geeignetes Geschirr mit etwas warm überschlagenem Wasser, und vor allem andern füge man jetzt gut nährende Stoffe zum Futter, als: zerriebenes Kalbsherz, hartgekochtes Ei, insbesondere Dotter, Ameiseneier und gute Feigen, welche nährender sind als gelbe Rüben. Auch unterstütze man das Futter mit 4 bis 6 Mehlwürmern, und sorge für Beleuchtung, damit der Vogel auch bei Nacht sein Futter finden kann. Hungern können diese Vögel nicht, sie fressen fast den ganzen Tag, sterben regelmäßig, wenn man das Füttern nur einen Tag vergißt, und darin liegt auch die Aufgabe für den Liebhaber, daß er diese Vögel reichlich füttert, ohne sie zu mästen. — Auf diese Angaben gestützt, kann auch der Neuling es wagen, Gartengrasmücken, als zu den heikelsten Vögeln gehörig, auf längere Zeit zu unterhalten. Als vorzüglich für das Wohlbefinden dieser Vögel kann ich den Freiflug in einem warmen reinlichen Zimmer, das mit Laubbäumchen dekoriert ist, empfehlen.

Bei den Jungen weiß ich zwischen Männchen und Weibchen kein sicheres Kennzeichen; man muß sich eben gedulden, bis sie dichten; die etwas gelbere Farbe am Unterflügel und Bauch trügt zu oft, als daß man sie als sicheres Unterscheidungszeichen zwischen Männchen und Weibchen hinstellen könnte. Man erzieht sie mit frischen Ameiseneiern, zerschnittenem rohem Kalbsherz, Käsequark, getöteten Mehlwürmern, weichen Feigenstückchen, Johannis-

beeren und Kirschenstückchen, und beachtet, was bei der Fütterung der Alten gesagt ist, denn die Jungen sind noch viel heikler. Besonders die Uebergangszeit im Spätjahr von der Wärme zur Kälte und umgekehrt von der Kälte zur Wärme im März ist für solche zarte Vögel immer eine kritische, und außer dem geeigneten Futter hat man (wie schon bemerkt) noch darauf zu achten, sie in sonnigen, gesunden, luftreinen und wohltemperierten Lokalen unterzubringen und ihnen möglichst freie Bewegung zu gestatten.

Der orgelnde Gesang dieser Grasmücke ist einer der vorzüglichsten aller Singvögel, laut, zusammenhängend und flötend, und hat die längste Melodie unter den folgenden, die Gelbe Grasmücke allein ausgenommen. In der Reichhaltigkeit des Gesanges übertrifft sie den Schwarzkopf. Bis Mitte Juni hört man ihren lieblichen Orgelgesang aus dem Grün der Bäume erschallen, und zwar den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang. Während des Singens sitzt sie selten ruhig, höchstens nach Sonnenaufgang, sonst ist sie dabei in steter Bewegung und hüpft singend von Zweig zu Zweig, wie es auch ihre Verwandten machen. Sie ist einer von den lieblichen Vögeln, welche den schönen Mai aufs angenehmste beleben; den Gartenbesitzern, bei denen sich dieser fleißige Sänger eingewöhnt hat, gewährt er einen großen Genuß und verdient deswegen, wie auch wegen seiner anerkannten Nützlichkeit, samt seiner Brut sehr geschont und geschützt zu werden. Auch unser allzufrüh abgeschiedener A. Brehm war ein großer Verehrer des Gesanges der Gartengrasmücke, und erwähnt einer solchen, welche länger als 10 Jahre den elterlichen Hausgarten bewohnte, „die Familie allsommerlich mit ihren Liedern erquickte und entzückte, und zuguterletzt bei der Beerdigung seines Vaters, † 23. Juni 1864, in ergreifender Weise das Grablied sang".

Ihre Lockstimme ist ein schnalzendes „täk täk täk", das nachzuahmen ist, wenn man zwei Kieselsteinchen zusammenschlägt; es ist etwas tiefer als das der andern Grasmücken; dann hat sie noch einige andere gedämpfte, tiefe Laute, welche sich nicht verständlich angeben lassen. Die hungrigen Jungen lassen eine klägliche Stimme hören, ungefähr wie „tü-ü, däbä däbä tü-ü, däbä tü-ü", womit sie die Alten um Futter anrufen, sonst können sie auch schmatzen wie die Alten, daher auch der Name Heckenschmätzer, welcher Name übrigens bei uns noch mehreren Arten dieser Familie, welche ähnlich schmatzen können, beigelegt wird.

Ihre gewöhnlichen Krankheiten sind Fettsucht, anbrüchige Füße, Ausfallen der Federn, Federmilben und fallende Sucht. Deren Hebung siehe bei „Krankheiten".

In die Schlaggärnchen gehen sie ungern, und sind damit weit schwerer zu fangen als die Nachtigallen, weil sie ihr Futter nicht auf dem Boden suchen. Sprenkeln sind wegen der Gefährlichkeit für ihre Füße auch nicht zu empfehlen; eher sind sie noch mit Leimruten zu fangen, auf welche man sie, nach der im „Fang" beschriebenen Weise, durch Mehlwürmer oder durch beliebte Beeren, als: Johannis-, Holunderbeeren oder Kirschen, hinlockt. Die leichteste Art jedoch ist, sie vermittelst der Jungen zu fangen, wozu ich eine Fangmethode (das Nestgarn) mitteilen kann, welche ebenfalls in jener Rubrik ausführlich beschrieben ist und nicht fehlschlägt. Hat man das Männchen gefangen, so kann man das Nest mit den Jungen gleich wieder in die Hecke setzen und die Erziehung ruhig dem Weibchen überlassen; ist man davon nicht überzeugt, so muß man beide Alte fangen, nebst den Jungen mit nach Hause nehmen, und dann die Auswahl treffen. Das Männchen singt meistens in der Gefangenschaft sogleich bei den Jungen während des Fütterns. Da aber die Alten einander sehr ähnlich sehen, das Männchen überhaupt während des Singens nur vorsichtig beobachtet werden muß, und gleich wieder aufhört, wenn man sich dem Käfig nähert, so ist es schwierig, des kleinen Sängers habhaft zu werden, da beim Herausnehmen alles durcheinander flattert. Um daher denselben zu kennzeichnen, stutzt man auf Geratewohl einem der beiden Vögel den Schwanz zur Hälfte ab, was dem Vogel nicht schadet, und so kann man ganz bequem beobachten, ob der gestutzte oder der langgeschwänzte Vogel singt, oder was Männchen und Weibchen sei. Der Käfig muß aber bei den anzustellenden Beobachtungen ziemlich verdeckt sein, besonders die dem Fenster zugekehrte Seite, nur gegen das Zimmer läßt man einen Teil offen, um noch etwas beobachten zu können; bei unbedecktem Käfig flattern sie viel zu sehr, füttern kaum ihre schreienden Jungen, noch viel

weniger aber singen sie dann. Man kann auch jeden der alten Vögel mit einem oder einigen Jungen je in einen besondern Käfig setzen, wodurch der gleiche Zweck erreicht und kein Vogel verstümmelt wird.

Wenn man mit Hilfe der Jungen die Alten fangen will und der Fang sich verzögert, so muß man die ersteren mit Futter unterstützen und nimmt zu diesem Behufe Ameiseneier, Käsequark oder rohes Fleisch mit, denn es dauert oft eine Stunde und noch länger, bis jene nach den vor Hunger schreienden Jungen fliegen, um ihnen etwas Futter zu bringen, und so alsdann in der Falle gefangen werden.

Die Schwarzköpfige Grasmücke. Sylvia atricapilla, *Linné.*

Taf. 2, Fig. 1.

Mönchsgrasmücke, Mönch, Plattenmönch, Schwarzplatte, Schwarzplattel, Plättl, Schwarzkappe, Klosterwenzel, Pfaff, Schwarzköpfiger Sänger, bei uns Schwarzkopf. — Atricapilla et Ficedula, alte Autoren; — Motacilla atricapilla, *L.* 1746—66; *Tengmalm* 1783; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1795; — Sylvia atricapilla, *Klein* 1750; *Penn.* 1766; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — S. moschita, *Lath.*; — Monachus atricapillus, *Kaup.* 1829; — Curruca Heineckeni, Var. (auf den Kanaren), *Jard.* 1830; — Curr. nigra, et pileata, *Br.* 1831; — Curr. rubricapilla, Var., *Landb.* 1834; — Philomela atricapilla, *Sws.* 1837.

Ein ebenso feiner, aber beliebterer Sänger, als die Gartengrasmücke, ist der leicht einzugewöhnende Schwarzkopf.

Kennzeichen. Männchen: Oberseite olivengrau, unten hellgrau, am Bauche weißlich; Kopfplatte schwarz. Weibchen und junger Vogel: Kopfplatte rotbraun. Die 2. Schwinge kürzer als die 5.

Länge 14,3 cm, Flügelbreite 23,3 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Fußrohrs 2,4 cm.

Beschreibung. Der Oberkopf ist schwarz; der ganze Oberleib grünlich braungrau; Schwanz- und Flügelfedern graulich schwarzbraun mit der Rückenfarbe gekantet; die Kehle weißgrau; Wange, Seite des Halses und Zügel aschgrau; Brust und Unterleib trübweiß, in den Seiten dunkel olivenbräunlich überlaufen. Der Schnabel ist schwarzbraun; das Auge schön dunkelbraun; die Füße stämmig und bleigrau. — Das Weibchen ist leicht vom Männchen zu unterscheiden, denn statt der schwarzen hat es eine braune Kopfplatte; die Farben sind etwas heller, und auf der Brust hat es einen sanft gelbgrauen Anflug. Gewöhnlich ist auch das Weibchen etwas größer, was unter den Singvögeln eine seltene Erscheinung ist. — Die Jungen sehen dem alten Weibchen ziemlich gleich, doch ist der Unterleib gelber überflogen; die Platten auf dem Kopfe sind braun, nicht sehr scharf abgegrenzt, bei den Männchen schon im Neste etwas dunkler. Nach der Mauser sehen sie den Alten gleich; das Männchen bekommt seine schwarze Kappe, das Weibchen behält seine braune.

Wenn auch selten, so kommt doch die braune Kopfplatte auch beim Männchen vor, und es hat dieser Umstand Anlaß zur Aufstellung einer besondern Art gegeben, Sylvia rubricapilla, *Landb.* 1834; S. ruficapilla, *Naum.* 1860. Das von mir unten erwähnte Männchen behielt seine braune Platte (welche indes nicht so rostbraun war, wie die Abbildung im 4. Bd. der Naumania zeigt) durch mehrere Mausern, bis es starb. An dem von mir unterhaltenen Männchen konnte ich übrigens weder in Gesang noch Betragen einen Unterschied finden, und ich habe es auch nie für eine besondere Art, ja nicht einmal für eine Rasse, sondern nur für zufällige Abänderung gehalten.

Der Schwarzkopf findet sich in ganz Europa, nordwärts bis Lappland, ostwärts in Klein-Asien bis zum Kaukasus; in West-Asien wurde er von Dr. Finsch in der Gegend von Omsk gesehen; in Griechenland nur als häufiger Zug-, nicht als Brutvogel, er überwintert auch häufig daselbst; in Klein-Asien weniger. In Bulgarien gemein, auch in der Dobrudscha häufig; im Gouvernement Petersburg „stellenweise gemeiner Brutvogel"; so in Oesterreich-Ungarn, Deutschland und allen übrigen Staaten Europas bis nach Spanien, wo er — wie in Griechenland und Italien — nur auf dem Zug, nicht als Brutvogel vorkommt, während er auf den Kanaren, auf Madeira und selbst auf den Azoren als Brut- und Standvogel (wenigstens in sehr nahe stehender Art) getroffen wird. Aus den nördlichen Gebieten wandert er durch Süd-Europa, überwintert hier schon sehr häufig, viele setzen aber nach Nord-Afrika über, und kommen westwärts bis zum Senegal, ostwärts bis Egypten, Nubien und Arabien. In Deutschland ist er einer der beliebtesten Vögel, allenthalben bekannt, aber leider — wenigstens bei uns — sehr in Abnahme, teils durch Schmälerung seiner

Brutplätze, teils auch durch das häufige Wegfangen, was freilich auf Rechnung seiner Beliebtheit zu setzen ist. Ein guter Doppelschläger hat nirgends Friede, ihm und seiner Brut wird solange nachgestellt, bis die ganze Familie — das Zimmer eines Verehrers teilt! — Er bewohnt die Laubholzwälder mit dichtem Unterholz, Feldhölzer mit einzelnen hohen Bäumen und viel niederem Gesträuch, die buschreichen Baumgärten bei den Dörfern und Städten, die lebendigen Hecken, besonders gerne gemischte; die Wildhecken an Feldwegen, Rainen und unangebauten Plätzen, wenn es nur nicht an Bäumen in nächster Umgebung fehlt. Auch trifft man ihn an mit Gebüschen besetzten Flußufern, überhaupt in Gegenden, wo auch die Gartengrasmücke verweilt. Er hält sich mehr ans dichte Gebüsch und die Kronen mittelhoher Bäume, auf höhere Bäume geht er selten. Das Freie vermeidet er so viel wie möglich, und fliegt nur gezwungen einige hundert Schritte. — Es sind Zugvögel, welche im Frühjahr bei Nacht und einzeln reisen, im Herbste scheinen sie gesellschaftlicher. Sie kommen zu Anfang oder in der Mitte des April, etwas vor der Nachtigall, und verlassen uns im September; einzelne Nachzügler trifft man auch noch bis in die Mitte des Oktober auf unsern Holunderbäumen.

Sie nisten überall in den Gebüschen der Gegend, wo sie sich aufhalten; in Haseln, Hartriegeln, Hagebuchen, Nadelholzschlägen, Weiß- und Schwarzdorn, in lebendigen Hecken und Lauben; weniger auf niedrigen, buschreichen Bäumchen und in sehr großen Dornhecken. Vereinzelt hat man das Nest schon auf Kastanienbäumen im äußern Gezweige gefunden. Das Nest steht in einer Höhe von ½ bis 3½ m vom Boden entfernt, ist nicht sehr verborgen, oftmals sogar so frei, daß es gleich in die Augen fällt. Die Materialien des Nestes sind die bei diesen Arten gewöhnlichen: dürre Hälmchen und feine, beinahe haarfeine, Stengelchen und Würzelchen, innen die feinsten, die mit Insektengespinsten lose verbunden und zuweilen mit wenigen Tierhaaren und Federn belegt sind, von den letztern aber nie viel. Der Napf ist etwas tiefer und die Wände glatter geflochten, als bei dem Neste der Gartengrasmücke, sonst oft ebenso durchsichtig. — Zuweilen verwenden sie auch grünes Erdmoos ins Gewebe, und dann ist das Geflecht dichter und mehr mit Insektengespinst verbunden, wodurch ein solches Nest ein ganz anderes Aussehen erhält als ein gewöhnliches. Die Eier, welche man Ende April oder Anfang Mai findet, etwa 5 bis 6 an der Zahl, gleichen in Färbung denen der Gartengrasmücke. Sie haben bräunliche, weißliche oder graugrünliche Grundfarbe, und die Fleckenfarbe richtet sich nach dem Grunde, indem die weißlichen, bräunlichen und rötlichen die lebhaftesten Flecke führen; es sind mattbraune, oft auch aschgraue Zeichnungen, welche aus Flecken, Punkten und Gekritzel bestehen und sehr häufig mit einzelnen, schwarzbraunen oder rötlich geränderten Punkten versehen sind. Die rötlichen Abänderungen sehen den Eiern des Rotkehlchens gleich, sind aber oft noch röter, und erinnern auch an manche Eier des Baumpiepers. Das Korn ist ziemlich derb mit etwas Glanz. Maße: 18,4 + 14,1 mm. Sie werden 2 Wochen bebrütet, und das Weibchen vom Männchen in etwa 5 Tagesstunden abgelöst. Auf dem Neste sitzend, lassen sie sehr nahe an sich herankommen, verlassen zwar dasselbe nicht so leicht, wie die Gartengrasmücke, können aber das öftere Betasten desselben auch nicht leiden. Sie machen bei uns jährlich zwei Bruten, gewöhnlich findet man die zweite Ende Juni. Zuweilen müssen sie auch einen jungen Kukuk erziehen. Die ausgeflogenen Jungen sind sehr anhänglich aneinander und sitzen noch längere Zeit dicht nebeneinander auf den Zweigen der Gebüsche, wo sie geduldig das Füttern der Alten erwarten oder mit leisem: „i tzä oder tzi hä“ darnach rufen. Werden sie gestört, so flattern sie, ins Gebüsch eilend, auseinander, verstecken sich sehr gut im Gestrüpp, finden sich aber nach überstandener Gefahr, durch die Locktöne der Eltern, sowie durch ihre eigenen geleitet, wieder zusammen. Bei warmer Witterung entwickeln sie sich rasch, suchen 8 Tage nach dem Ausflug Raupen und werden bald selbständig.

Gegen ihre Jungen zeigen die Alten viel Zärtlichkeit; wenn man sich denselben nähert, so sind sie sehr bekümmert, umflattern den Störer mit ängstlichem Schmatzen, und wälzen sich im Vexierfluge wie halb ohnmächtig im Grase dahin, um die Aufmerksamkeit auf sich selbst, von ihren Jungen aber abzulenken. Wie groß ihre Anhänglichkeit an die Jungen ist, kann man daraus schließen, daß sich das Weibchen 3 bis 4mal fangen läßt, wenn man seine Jungen in eine Falle setzt. Deshalb darf man die Henne nicht wieder fliegen lassen,

wenn man es auf das Männchen abgesehen hat. Erst dann geht das Männchen in die Falle, wenn sein Weibchen beseitigt ist. Den vorn erwähnten braunköpfigen Schwarzkopf fing ich ebenfalls zweimal. Beim Füttern entwischte er mir aus dem Zimmer, kam wieder an den Brutplatz zu seinen Jungen, und ich mußte zuerst das Weibchen wegfangen; abends vor Sonnenuntergang war er aber wieder in meinem Besitz.

Wer sich nicht sicher in der Unterscheidung der Geschlechter glaubt, kann den vermeintlichen jungen Männchen gleich einige Scheitelfedern ausrupfen, welche dann schwarz nachwachsen, beim Weibchen aber braun bleiben. Auch verraten sie ihr Geschlecht bald durch Dichten. Man kann sie von den Alten erziehen lassen, was diese gern mit frischen Ameiseneiern thun; oder man zieht sie selbst groß, muß sie aber zeitig aus dem Neste holen, höchstens 8 bis 10 Tage alt, sonst fliegen sie aus. Die Fütterung besteht in Ameiseneiern, rohen und gekochten Fleischstückchen und frischem Käsequark. Auch kann man das Fleisch von süßen Kirschen, Him- und Erdbeeren, Heidel- und Johannisbeeren dazwischen hinein füttern. Sobald sie allein fressen, gibt man das Nachtigallenfutter. Nur selten gibt es Vögel, welche so ängstlich sind, daß sie ihre Jungen nicht füttern. Dann gibt es kein anderes Mittel als mit Stopfen nachzuhelfen, bis sich ihre Angst verloren hat. Das Käfig — worin die Familie untergebracht ist — verhüllt man mit grünem dünnem Zeug. — Sie sind sehr gelehrig, lernen vorgepfiffene Melodien nachpfeifen, und ahmen sehr gern die Gesänge der andern, sie im Zimmer umgebenden Vögel nach, besonders derjenigen, die einen sogenannten Schlag haben; daneben vergessen sie auch ihren Gesang nicht, wohl aber ihren Ruf, an dem sie sich lange versuchen. Sie brauchen, um letztern zu lernen, immer einen guten Vorschläger; wer es versteht, kann ihn auch selbst vorpfeifen.

Ihr Betragen im Freien stimmt mit dem der Gartengrasmücke überein, und man sieht, daß sie ihre nahe Verwandtschaft nicht verleugnen können. Ebensowenig wie diese erhebt er sich singend in die Luft, wie es einige andere Grasmücken machen, sondern ist dabei in steter Bewegung; nur beim Flöten seines lauten Rufes sitzt er ruhig hin. Er hüpft mit Leichtigkeit durch die Zweige der Bäume und Gebüsche, etwas in gebückter Stellung; auf dem Boden dagegen hüpft er schief und ziemlich schwerfällig. Wenn er etwas Auffallendes sieht, zuckt er ein wenig mit dem Schwanze und stellt ein Kopfhäubchen; in den Morgenstunden sonnt er sich gern, sonst aber ist er mit beständigem Futtersuchen beschäftigt. Mit andern ihn umgebenden Vögeln lebt er stets im Frieden und hat wenig Scheu vor den Menschen, auch versteckt er sich weit weniger innerhalb der Gebüsche, als andere seiner Familie. Der Flug auf kurze Strecken ist flatternd und schußweise, in die Ferne schneller und in einer Schlangenlinie.

Ihre Nahrung besteht aus allen nur erdenklichen kleinen Insekten, Räupchen, Fliegen, Käfern u. dergl., die sie an Bäumen und Gesträuchen ablesen. Bei ihrem guten Appetit sind sie unaufhörlich mit dem Aufsuchen derselben beschäftigt, und daher in steter Bewegung. Wenn es reife Beeren und Kirschen gibt, so werden diese bald ihre Hauptnahrung, denn sie stellen den Süßkirschen sehr begierig nach; außer Johannis-, Holunder-, Himbeeren, Brombeeren, Hartriegel- und Faulbaumbeeren, besonders Maul- und Kermesbeeren, Phytolacca decandra, *L.*, sollen sie sogar die giftigen Beeren des Seidelbastes und des Taxus verschlingen. Man ersieht hieraus, daß sie so gern Beeren fressen, wie ihre Verwandte, die Gartengrasmücke. Im Zimmer werden sie als Wildfänge mit Ameiseneiern oder Holunderbeeren an das Nachtigallenfutter gewöhnt, welches sie auch bald gern fressen lernen. Man kann dieses sogar noch mehr vereinfachen, und sie bloß mit geriebenem Milchbrot und gelben Rüben füttern, wenn man nur während der Mauser, welche in den August fällt, etwas Fleisch zusetzt. Täglich gebe man 3 bis 4 Mehlwürmer als Zusatz. Sie fressen auch gequetschten Hanfsamen und sogar ungequetschten, wie mir von einem Vogelwirte mitgeteilt wurde, der seine Schwarzköpfe viele Jahre hindurch nur mit reinem Hanfsamen durchgebracht haben will. Der Mann galt für wahrheitsliebend. Es scheint indes nicht rätlich, dieses Futter beständig anzuwenden, da sie keine samenfressenden Vögel sind. Zur Zeit ihres Schlags feuert sie die Fütterung mit Ameiseneiern und Mehlwürmern zu ungemeiner Thätigkeit an; im Spätjahr und Winter steckt man Semmeln in Milch erweicht und Holunderbeeren zwischen die Gitter des Käfigs, welch letztere sie außerordentlich

lieben; im Frühjahr und Sommer aber Birnen- oder Aepfelschnitze. Süße Weinbeeren naschen sich auch sehr gern. Da sie gerne baden, darf man täglich frisches Wasser zu geben niemals versäumen. — Wenn sie sich beim Eingewöhnen sehr scheu betragen, verhüllt man den Käfig mit grünem Zeug, oder macht ein Geflecht von Tannenreisern um den Käfig. Da sie viel weniger heikel als die Grauen Grasmücken sind, so gehören sie auch zu den beliebtesten Zimmervögeln, die dieser Eigenschaft wegen oft sogar der Nachtigall vorgezogen werden. Eine Schattenseite ist aber gegen die Zugzeit, im Frühling und Herbst, die Unruhe bei Nacht, wodurch sie ihr Gefieder schädigen. Durch dieses Rumoren bei Nacht sind sie dann am Tage ermattet und aufgedunsen. Diesem Uebelstand abzuhelfen, wende man das Mittel an, welches bei der Gartengrasmücke angegeben ist. Es ist etwas umständlich, aber probat! Den lebhaften muntern Vögeln gibt man zum Aufenthalt geräumige Käfige, worin sie sich am besten halten. In den Käfigflug zu andern Grasmücken eignen sie sich ebenfalls, und wer Lust hat, sie pärchen- oder familienweise zu halten, den vergnügt ihr zärtliches Kosen und ihre gegenseitige Anhänglichkeit; bei guter Einrichtung nisten sie auch, das Weibchen legt Eier und bringt bei richtiger Behandlung auch wohl die Jungen auf. Man hat im Zimmer Gelegenheit, ihre Liebe zu den Jungen, sowohl eigner Art, als naher Familienverwandten, zu beobachten; kommen solche jungen Gelbschnäbel ins Zimmer, so sind die Schwarzköpfe gleich bereit zum Füttern, indem sie den Schnabel mit Futter anfüllen und ihren Ruf dazu ertönen lassen. Meistens nehmen sie sich solcher Jungen auch wirklich thätig an, wenn man sie zu ihnen in den Käfig setzt.

Ihr Gesang ist als einer der lieblichsten und angenehmsten unter allen Sängern zu nennen; flötend, schmelzend und mit einem helltönenden, lauten Ruf. Er besteht aus einem Piano, ähnlich dem der Gartengrasmücke, nur viel leiser, und aus einem Forte, welches letztere man ihren Ruf nennt. Das Piano ist der leise Vorgesang, dauert ziemlich lang, ist sehr melodisch und abwechslungsvoll, der Ruf ist sehr stark, flötenartig und gut verständlich. In Silben ausgedrückt lautet er etwa: „dibildi dibldi — dibildi dibldä"; oder: „dä di dä, dä i di — dä di dä, dä i da", von welchen Strophen der erste Teil steigt, der zweite Teil fällt. Dieser Ruf ist mit dem Munde leicht nachzupfeifen. Wiederholt der Sänger diesen Ruf zwei- oder mehreremal, so nennt man ihn Doppelschläger, und ein solcher wird sehr geschätzt und besser bezahlt als der Einschläger. Man hat bei einem guten Gesang vorzüglich darauf zu sehen, daß dieser Ruf rein und deutlich vorgetragen werde, weil dieser in seinem Gesange am auffallendsten ins Gehör fällt und sich verstümpert sehr unangenehm anhört. Während des Singens sitzt dieser liebliche Sänger mit angelegtem Gefieder auf dem Sprungholze, bläst die Kehle auf, läßt den Schwanz nachlässig herabhängen und flötet kräftig und mit weit geöffnetem Schnabel seinen Ruf:

„Den Abend und den Morgen — nimmer müde —
Begrüßet er mit seinem heitern Liede!"

— Ihre Locktöne sind ein schmatzendes „täk täk täk", und ein schnarrendes „raar"; dann hört man auch noch ein zärtliches Lispeln, das wie ein „bibü brübrübrübrü" klingt und fast an das zarte brübrübrü der Wachtel erinnert. Die Jungen schreien „dä äb, däbädä äb"! — A. v. Humboldt hörte einen Schwarzkopf auf der Kanaren-Insel Teneriffa in einem Garten bei Orotava, bekam ihn aber nicht zu sehen und hielt ihn deshalb für einen außereuropäischen Vogel; er bewunderte seinen weichen Gesang und den schönen melodischen Schlag. Er heißt dort Kapirote. Es scheint aber dieser Vogel keine besondere Art zu sein. Ihre Gesangszeit hält lange an; viele fangen gleich nach der Mauser leise an, gegen Weihnachten aber schon lauter, und fahren bis in den Sommer hinein ununterbrochen damit fort, denn es sind sehr fleißige Sänger; manche schweigen nur während der Mauser. Dabei sind es ausdauernde Vögel, die bei guter Behandlung ein Alter von 12 bis 16 Jahren erreichen können. Seines schönen Gesanges und seiner Dauerhaftigkeit wegen ist dies einer der am meisten gesuchten und häufigst gehaltenen Zimmervögel bei uns, deren Zahl aber, leider, von Jahr zu Jahr abnimmt.

Zu ihren Krankheiten gehören geschwollene Füße, Ausfallen der Federn (wie bei andern infolge der Fettsucht), krankhafte Mauser, Federmilben, Lähmung der Glieder; auch fallende Sucht, wenn sie jählings erschreckt werden, eine Krankheit, welche sich öfters wiederholt.

Kann man solche fallsüchtige Vögel in einen Zimmerflug bringen, so ist dies ein ziemlich sicheres Mittel gegen dieses lästige Uebel. Fehlt es dazu an Gelegenheit, so nahe man dem Vogel stets vorsichtig und schmeichelredend und erschrecke ihn namentlich nicht beim Reinigen des Käfigs, indem man diesen verhüllt und die Schubladen — unter freundlichem Zureden an den Vogel — langsam abzieht und so wieder einschiebt. Die übrigen Krankheiten weichen der Reinlichkeit und dem reichlichen Füttern mit frischen Ameiseneiern nebst frischen Beeren, die es gerade gibt.

Man fängt sie auf folgende Arten: in einem Meisenkasten, bei welchem der Käfig mit einem Lockvogel unten, der Fäller aber oben ist (statt des Lockvogels dienen noch besser die Jungen); den Kasten maskiert man mit Laubreisern, damit der Vogel nicht scheut. Ferner in einem Schlaggärnchen, wenn man Mehlwürmer, Holunder- oder Johannisbeeren als Köder vorhängt, wobei man aber die Falle ins Gebüsch richten muß; — im Herbst mit Leimruten, indem man ein Büschel Holunderbeeren an einen andern Strauch bindet und Leimruten daran anbringt; diese Art von Fang ist ziemlich ergiebig, man muß aber immer bei der Hand sein, um den Vogel sogleich aufheben zu können, wenn er herabfällt; endlich in Sprenkeln, die man mit einer schwachen Gerte stellt, um die Füßchen nicht zu schädigen; auch mit den Jungen in der Nestfalle.

Die Dorn-Grasmücke. Sylvia cinerea, *Linné.*

Taf. 1, Fig. 8.

Gemeine Grasmücke, Fahle, Braune, Rostflügelige Grasmücke, Skogsknert, Dornschmätzer, Heckenschmätzer, Spottvogel, Kukuksamme, Weißkehlchen, Großes Müllerchen. — Stoparola, alte Aut.; — Motacilla cineraria (-cinerea), *L.* 1746—48; — Mot. sylvia, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; — Curruca cinerea, *Briss.* 1760; *Koch* 1816; — Sylvia rufa, *Bodd.* 1783; *Steph.* 1819; *Meves* 1886; — Mot. dumetorum, *Gm.* 1788 aus Kramer; — Sylvia cinerea, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; — Sylvia fruticeti, *Bechst.* 1807; S. sylvia, *Steph.* 1819; — Stoparola cinerea, *Bp.* 1854.

Kennzeichen. Aschgraue Färbung beim alten Männchen am Kopf deutlich. Weibchen und junge Vögel oben braungrau; unten gelblich- und rötlichweiß; die Flügelfedern mit breiten hellrostfarbenen Kanten; die äußerste Schwanzfeder weißlich, mit hellweißer Außenfahne, die folgende mit undeutlicher weißer Spitze, wovon oft auch noch die dritte eine Spur zeigt; größere untere Flügeldeckfedern grau; Füße gelblich fleischfarben. Die 2. Schwinge so lang oder länger als die 4., entschieden länger als die 5.

Länge 14,3 cm, wovon der Schwanz 6 cm wegnimmt; die Flügelbreite beträgt 22,1 cm, die Schnabellänge 1 cm, die Höhe des Fußrohrs 2 cm. Etwas kleiner als das Rotkehlchen.

Beschreibung. Die männliche Dorngrasmücke ist schön und schlank gewachsen; die ganze Rückenfarbe braungrau, etwas ins Rötliche spielend; am Kopfe und an den Wangen mit hervorschimmerndem Aschgrau; Kehle und Brust reinweiß, die Seiten des Halses und der Brust mit gelbrötlichem Anflug, oft ins Fleischfarbene spielend; die Flügelfedern sind dunkler als die Rückenfarbe, mit einer lebhaften Rostfarbe gesäumt; die Schwanzfedern sind matt dunkelbraun, etwas heller gesäumt; die erste, zweite, auch öfters dritte Schwanzfedern haben einen weißen, keilförmigen Fleck an ihrer Spitze. Der Schnabel ist kurz, ziemlich stark, und hat vor der ein wenig abwärts gebogenen Spitze einen seichten Ausschnitt; von Farbe ist er dunkelbraun, die Augen sind bei Alten hell gelbbraun, bei Jungen graubraun, die Füße gelblich fleischfarben. — Der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen ist leicht merkbar; das Männchen hat mehr Aschgrau am Kopf und Hinterhals, wo das Weibchen mehr die Rückenfarbe hat; das Männchen hat eine sehr reine, weiße, nach unten etwas fleischfarben angeflogene Kehle, beim Weibchen fällt dieser Anflug aber mehr ins Gelbliche oder Graue; auch sind beim Männchen die Kanten der Flügel lebhafter rostrot gefärbt. Das Weibchen ist also im ganzen trüber und unansehnlicher gefärbt, wie bei den meisten Sängern. — Die noch nicht abgemauserten Jungen sehen dem Weibchen ziemlich gleich; man kann auch schon in den Nestfedern die jungen Männchen durch ihre lebhaftere Färbung erkennen, namentlich an der weißern Kehle und an der stärkern, rostroten Färbung der Flügelfedern. Nach der Mauser gleichen sie den Alten.

Die Vögel, welche den Süden bewohnen, haben lebhaftere Farben, der Kopf ist dunkelaschgrau, der Unterleib viel lebhafter rötlichfleischfarben. — Sie haben eine Doppelmauser, im Spätsommer und Frühjahr; wenigstens die im Zimmer gehaltenen. Naumann kennt nur eine Herbstmauser. Im Herbst ist das Gefieder etwas rötlicher als im Frühjahr, wo es grauer erscheint, weil sich die rötlichen Federränder abgenutzt haben.

Wie ihre vorbeschriebenen Verwandten bewohnt auch die Dorngrasmücke als Brutvogel einen großen Teil Europas, zieht nördlich noch weiter als sie, bis Nord-Skandinavien und Lappland, und setzt ihrem Wandertrieb erst am Weißen Meer ein Ziel. Ostwärts trifft man sie noch am Kaspischen Meer, in Klein-Asien und noch weiterhin in West-Asien. Auf dem Herbstzug durchwandert sie Europa bis zum Süden, wo sie übrigens auch brütet, aber nicht daselbst überwintert, denn in Griechenland und Spanien verschwindet sie im August und September gänzlich. In Bulgarien ist sie sehr häufiger Brutvogel. Sie überwintert in Nord-Afrika, westlich bis zum Senegal und auf den Kanaren; nordöstlich im Winter im ganzen weiten Nilthal. In Deutschland ist sie unter die bekannten Grasmücken zu rechnen, wird aber wegen ihres — von bewohnten Ortschaften meist ziemlich entlegenen — Aufenthaltes, auch wegen des unscheinbaren Kleides der Weibchen und Jungen leicht übersehen oder auch verwechselt. — Sie liebt niedere, dornreiche Gebüsche mehr als irgend eine andre Art. In den Wäldern trifft man sie vorzüglich da, wo die hohen Bäume einzeln stehen und das Unterholz aus dichten, dornigen, nicht zu hohen Büschen besteht, besonders wenn sich Himbeeren, Brombeeren, Wildrosen, Schwarz- und Weißdorn darunter befinden. Nadelholz vermeidet sie, und ebensowenig wird sie im lichten Stangenholz gefunden. Wenn das Gebüsch dicht und nicht über mannshoch ist, wird sie in Gebirgshöhen und Thaltiefen, an feuchten und trockenen Plätzen, an Sümpfen wie an Flüssen angetroffen. — Ueber ihren Aufenthalt in Spanien berichtet A. Brehm: Die Mittel- und Niedergebirge Nord-Spaniens deckt ein wunderbarer Wald, welchen die Einwohner bezeichnend Nieder- oder Strauchwald nennen: ein Zwergwald im eigentlichen Sinne des Worts. Er bildet sich aus prachtvollen Haidekräutern, Cisten-, Oleander-, immergrünen Zwergeichen- und Ulmengebüschen. Einzelne Bäumchen erheben sich nur wenig über dieses Wirrsal von Pflanzen. Dieser Wald nun, welcher auch im übrigen Süd-Europa und in Nordwest-Afrika vorherrschend geworden, ist ein Eldorado für viele Vögel, worunter sich, außer unsrer Dorngrasmücke, die schöne Brillengrasmücke, S. conspicillata, *Marm.* 1820; das Samtköpfchen, S. melanocephala, *Gm.* 1788; seltener auch die Seidengrasmücke, S. sarda, *Marm.*; die Schlüpfgrasmücke, S. provincialis, *Gm.* u. a. befinden und hier ihre Bruten machen. — Von den menschlichen Wohnungen, von Baum- und Lustgärten halten sie sich in gehöriger Entfernung, und es ist selten, diese Vögel an einem der genannten Plätze zu treffen, oder gar brüten zu sehen. In Gegenden, wo sich der Rotrückige Würger aufhält, trifft man auch oft diese Grasmücke. — Sie sind Zugvögel, welche bei Nacht reisen, und zwar im Frühjahr einzeln, im Herbste mehrere beisammen. Unter ihren Verwandten sind sie die ersten, welche im April ankommen und im August und September wieder abreisen *).

Bei uns wählen sie als Brutplätze die größern Wildhecken der Raine, der Feldwege und Aecker, oft nur einzelne Sträucher, wenn sie in einem Gewirre von Gras und Gestrüppe stehen, welches von holzigen Staudengewächsen, Wermut, Rainfarren u. dergl. gebildet wird. Ihr Nest setzen sie in Dornbüsche, namentlich gern in Schwarzdorn oder Kratzbeerbüsche; wo sie diese nicht haben, bauen sie in andre dichte Gebüsche oder dichte Pflanzen, die zwischen solchen stehen, so auch in Nesseln, ins hohe Gras, sogar in die Repsstauden und dichten Erbsenranken auf den Aeckern; bisweilen auch in Kornfelder, welche stark mit Unkräutern durchwachsen sind. Am schwersten ist das Nest zu finden, wenn

---

*) Die Insel Helgoland berühren sehr viele unserer Wandervögel jährlich zweimal auf dem Frühlings- und Herbstzuge, so auch unsere Sylvien; manche nur spärlich, viele aber in größern Scharen. Unsere Cinerea kommt meistens später nach Helgoland, als hier bei uns zu Lande verzeichnet ist, Ende April und im Mai; vom 19. August an (Bericht 1886) sind die Jungen schon wieder auf dem Rückzuge begriffen und fast einen Monat später folgen erst die Alten nach. Nachtigallen sind nur sehr spärlich für Helgoland auf dem Durchzug verzeichnet, und Philomela gar in einem Zeitraum von 50 Jahren, am 5. Mai (Bericht 1886), zum erstenmal beim Leuchtfeuer gefangen. Hypolais erscheint wenig und immer nur vereinzelt. In unschätzbaren Scharen aber, zu „Millionen“ ziehen Lerchen, Staren, Rabenarten, teils „hoch überhin“, teils sich zur Rast niederlassend; im Frühjahr nach Ost, im Spätjahr westwärts. Man muß diese interessanten Berichte durchlesen, welche von Maler Gätke auf Helgoland gesammelt und verzeichnet sind. Siehe Ornis 1885, 1886, 1887. —

es in altem Grase steht, weil dieses dann eine Decke über demselben bildet, was besonders in jungen Holzschlägen häufig vorkommt. Sie setzen dasselbe 25—50 cm hoch über den Boden; öfter viel tiefer als höher, nicht selten fast ganz auf den Boden; am leichtesten findet man die höherstehenden. Ihr Nest ist jederzeit besser versteckt, als das der andern Grasmückenarten und es unterscheidet sich auch durch dichtern Bau und tiefern Napf, so daß es Aehnlichkeit mit dem Neste des Buschrohrsängers hat; auch ist die Außenseite des Nestes rauh und unansehnlich, und äußerlich etwas brauner als das Nest der Garten-, Sperber- und Zaungrasmücke. Die Bestandteile desselben sind Hälmchen, zarte Grasrispen, Bastfasern, die nach innen immer feiner werden, und ist wo möglich noch mit einigen Roßhaaren gefüttert. An der äußern Wandung findet man nur sehr selten Moos, häufiger Weiden- und Pappelwolle, Raupengespinste und Klümpchen Spinnengewebe. Es ist weniger sparrig als das der Gartengrasmücke, aber nicht so sorgsam, wie das des Schwarzkopfs. Die Eier, welche man gegen Ende April oder Anfangs Mai findet, sind auf grünlich- oder bläulichweißem Grunde mit einem blassen Olivenbraun über und über bespritzt und punktiert, und diese Punkte erscheinen zuweilen einzeln, aber auch öfter sehr dicht, ferner mit etwas größern Fleckchen von einer braungrauen Farbe, die am stumpfen Ende des Eies häufig einen Fleckenkranz bilden. Durch das Brüten werden diese Eier grüner. Mit den Eiern der Gartengrasmücke sind sie nicht zu verwechseln, denn sie sind gewöhnlich kleiner und auch anders gefärbt. Maße märkischer Eier: 17,5 + 13,2 cm. Man darf das Nest nur da suchen, wo man das Männchen singen gehört hat, und wird es in einem Umkreis von höchstens hundert Schritt finden. Sie machen jährlich zwei Bruten und müssen noch häufig das Ei eines Kukuks ausbrüten, daher ihr Name Kukuksamme. Wenn man sich dem Neste nähert, so gebrauchen sie auch jenen Kunstgriff, wie ohnmächtig aus dem Neste zu fallen und langsam davon zu flattern, um die Aufmerksamkeit des Feindes vom Neste ab und auf sich zu lenken. Die Jungen schlüpfen nach 13 Tagen aus. Sie kommen nackt aus dem Ei, bedecken sich aber bald mit Stoppeln.

Im Freien beträgt sie sich unruhiger und lebhafter als alle andern Grasmücken; mit unglaublicher Schnelle durchhüpft die Dorngrasmücke die dichtesten Gebüsche. Sie ist immer unstät und flüchtig, doch ist der Bezirk, in dem sie sich herumtreibt, nicht sehr groß. Sie ist dabei sehr listig; merkt sie, daß man sie verfolgt, so läßt sie sich nicht mehr außerhalb der Gebüsche sehen, sondern sucht sich innerhalb derselben fortzuschleichen. Es ist ein fröhlicher Vogel, immer heiterer Laune, und neckt und jagt sich mit andern kleinen, ihm nahe wohnenden Vögeln beständig herum, bleibt aber dabei klüglich dem Gebüsche so nahe wie möglich. Wenn sie ganz froher Laune ist, hebt sie bisweilen den Schwanz ein wenig in die Höhe und macht lebhafte Kopfbewegungen. Auf dem Boden hüpft sie gewandter als Grasmücke und Schwarzkopf, weicht überhaupt in mehreren Dingen von ihren Verwandten etwas ab. Ihr Flug in die Ferne ist in einer Schlangenlinie und sehr schnell, auf kurze Strecken mehr flatternd. Wenn diese Grasmücke in den Gebüschen getrieben wird, so fliegt sie zuweilen mit aufgehobenem Schwanze, wie hüpfend durch die Luft, was sich komisch ausnimmt; auch beim Rotkehlchen nimmt man das zuweilen wahr.

Sie nähren sich von allerlei Insekten, deren Eiern und Larven, Käferchen, Fliegen und Spinnen, die sie in den Gebüschen auflesen. Fliegende Insekten fangen sie selten, weil sie bei ihrer steten Thätigkeit in den Gesträuchen immer besetzte Tafel finden. Auch in den, ihren Gebüschen naheliegenden Reps-, Weizen-, Erbsen- und Bohnenfeldern halten sie sich späterhin gern auf, um da Insekten zu suchen. Wenn die bekannten Beeren reif sind, halten sie sich vorzugsweise an diese, namentlich an Johannisbeeren, Maulbeeren, Holunder und Kirschen.

Sie müssen im Zimmer ebenso eingewöhnt und behandelt werden, wie bei der Gartengrasmücke angegeben wurde, seien nun die Alten allein oder ihre Jungen dabei; anfänglich Ameiseneier, später Kunstfutter. Sie sind aber dauerhafter als ihre Vettern, doch ist bei der Dorngrasmücke ein Zusatz von geriebenem Fleisch zu dem Mischfutter unbedingt zu nehmen, weil ihr gut nährende Stoffe besser zusagen als Vegetabilien; auch hat man sie sehr vor Luftzügen und Fröſten zu schützen, welche sie nicht ertragen. Es sind hübsche, schlanke Vögel, welche dem Liebhaber durch ihre Munterkeit und ihren lieblichen

Gesang viel Freude machen. Zu ihrem Aufenthalt verlangen sie einen Nachtigallenkäfig. Noch besser sagt diesen muntern beweglichen Sängern ein Flugzimmer oder doch ein großer Flugkäfig zu.

Ihr Gesang ist schön und melodienreich und besteht aus einem langen Piano und einem kurzen Forte, so daß derselbe an den Schwarzkopf erinnert. Das Piano ist ein harmonisches Gewälsche, wird aber in der Nähe deutlich vernommen; das Forte ist ein hellpfeifendes Rufen, doch nicht so flötenartig, wie das des Schwarzkopfs, es lautet etwa: „däzri, zerri, däzibri, hezri, hezroi!" Manchmal singen sie das Piano allein, manchmal das Forte, letzteres besonders gegen das Ende der Singzeit, was sehr anmutig klingt. Im Frühjahr und Sommer hängt sie noch dem Gesang einen fröhlichen Lockruf an, er klingt: „hoäd hoäd wäd wäd wäd wäd", die zwei ersten Silben gedehnt, die letzten schnell gerufen, welcher so ganz eigentümlich ist, daß man das Großmüllerchen daran erkennt, wenn man es auch nicht zu sehen bekommt. Zur Zeit des Nestbaues, wo das Männchen seine verliebten Tändeleien treibt und auch noch späterhin, hat es ein Flugspiel mit andern Genossen gemein, es singt nämlich das Piano im Gebüsche herumschlüpfend, sobald es aber an seinen lauten Ruf kommt, so erhebt es sich vom Gebüsch oder Baume singend mehrere Meter aufwärts in die Luft, läßt sich singend wieder nieder und beendigt den Gesang vollends im Gebüsche. Doch findet dieses Aufsteigen nicht immer statt, sondern nur wenn der Sänger recht guter Laune ist. Und auch daran kann man die Anwesenheit dieses Sängers bemerken; denn obgleich auch die Haidelerche und der Baumpieper im aufsteigenden Fluge singen, so ist er mit diesen, bei nur einiger Bekanntschaft, nicht wohl zu verwechseln; mehrere Aehnlichkeit hat er darin mit der Sperbergrasmücke, welche ebenfalls im Aufsteigen singt. — Es sind ungemein fleißige Sänger, die von ihrer Ankunft bis tief in den Sommer hinein und beinahe ununterbrochen den ganzen Tag singen. Wenn das Weibchen brütet, singt dessen Männchen mehr des Morgens und Abends, am eifrigsten aber beim Aufgang der Sonne. — Ihre Lockstimme gleicht dem Schmatzen der andern Grasmücken, „tak tak tak" (deshalb Heckenschmätzer); ihr Warnungsruf ist rauh und gedämpft wie „raa"; dann hört man noch andre leise Stimmen des Wohlbehagens und der Freude.

Ihre Krankheiten sind Dürrsucht, Ausfallen der Federn infolge übermäßigen Fettwerdens, Lähmung der Füße und wunde Zehen. Siehe „Krankheiten". — Gefangen werden sie an ihrem Aufenthaltsorte mit Sprenkeln, Leimruten, Schlaggärnchen, am leichtesten durch die Jungen in der Nestfalle. Siehe „Fang".

Die Zaun-Grasmücke. Sylvia curruca, *Linné.*

Taf. 2. Fig. 2.

Kleine Grasmücke, Geschwätzige Grasmücke, Kleines Weißkehlchen, Klappernachtigall, Kleiner Heckenschmätzer, Kleines Müllerchen. — Curruca, alte Aut.; — Motacilla curruca, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795: — Curruca garrula, *Briss.* 1760; — Sylvia curruca, *Lath.* 1790; *Naum.* 1822; *Glog.*; *K. & Bl.*; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; — S. garrula, *Bechst.* 1807; *A. Br.* 1882; — Curr. dumetorum, et molaria, *Br.* 1831; — Stoparola curruca, *Bp.* 1854.

Dieses sehr niedliche Vögelchen ist dem Großmüllerchen an Gestalt und Farbe ähnlich, doch ist es stets kleiner und zeichnet sich von den andern Grasmücken besonders dadurch aus, daß es gern in der Nähe menschlicher Wohnungen sein Wesen treibt und seine Ankunft im April mit seinem muntern: Lillilillil! verkündigt.

Kennzeichen. Kleiner als die Vorhergehenden. Oberkopf aschgrau; Zügel und Wangen dunkelgrau; der Rücken bräunlichgrau; der Unterleib weiß, seitlich etwas gelbrötlich; die äußerste Schwanzfeder an der Außenseite weiß, auf der Innenfahne mit großem weißem Keilfleck, von der Spitze am schwarzen Schaft herauf; die zweite mit einem ähnlichen, aber nur ganz kleinen und undeutlichen; die Schwingen unten mit weißen Innenkanten; die 3. bis 5. Schwinge auf der Außenfahne verengt. Die 2. kürzer als die 5., die 3. bis 5. Schwinge außen verengt.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.

Es ist 12,5 cm lang, der Schwanz 5,4 cm; die Flügelbreite beträgt 19 cm, die Schnabellänge kaum 1 cm, die Höhe des Laufs 2 cm.

Beschreibung. Der Oberkopf ist hellaschgrau, auf dem Hals bräunlich überflogen; der Rücken schwach rötlich braungrau, die Zügel bis zur Ohrengegend sind schwarzgrau, über den Augen ein kaum bemerkbarer, lichter Streif; der Unterleib ist weiß, an den Seiten des Halses und der Brust mit einem gelbrötlichen Anflug, der in lichtes Grau verschwimmt; an der Kehle ist das Weiß am reinsten und sehr hervorleuchtend. Die großen Flügelfedern sind dunkelbraun mit gelblichem Hellbraun gesäumt; gleiche Farbe wie die Schwingen, nur etwas mehr ins Graue spielend, hat der Schwanz; die äußerste Feder des Schwanzes ist trübweiß mit schwarzgrauem Schaft. — Der Schnabel ist an den Nasenlöchern breiter als hoch, klein, hornbraun, an der Wurzel bläulich; die Augen sind bei Alten hellbraun, bei Jungen hellgrau; die Füße stark, stämmig und bleigrau.

Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden; das Männchen ist oben am Kopf schön hellgrau, und unten ist namentlich das Weiß der Kehle und Brust schön rein, ferner ein schwach rötlicher, nicht gelblicher Anflug an den Seiten der Brust bemerkbarer, auch der Streif durchs Auge dunkler als beim Weibchen, welches auf dem Kopf trübgrau, unten schmutzigweiß ist. — Die Jungen haben die gleiche Färbung wie ihre Eltern, nur sind alle Farben trüber, die Kehle ist aber reinweiß. Der geübte Beobachter allein kann bei denselben die Unterschiede entdecken, wie sie vorn zwischen Männchen und Weibchen angegeben sind.

Bei den im Käfig unterhaltenen Müllerchen bemerkt man im Frühjahr eine Mauser über das Kleingefieder. Die Hauptmauser fällt in den August, wo dann der fleischfarbige Anflug auf der Brust am lebhaftesten ist.

Diese hübschen kleinen Grasmücken bewohnen das gemäßigte Europa nordwärts bis Lappland und Nord-Rußland; weiterhin Asien bis zum fernen Osten, denn sie werden noch als Bewohner Chinas angeführt. Auf dem Zuge trifft man sie im Süden Europas, in Egypten, auf einigen Inseln des Roten Meeres, auch in Nubien; zufällig in Algier. In Griechenland sind sie auch Brutvögel, aber seltene; ebenso bei Petersburg; für das nahe gelegene Oranienbaum aber als „gemeine Brutvögel" bezeichnet. (Cab. J. 1885, 198.) In unserm Vaterland sind sie mit Ausnahme weniger Gegenden an den meisten zusagenden Plätzen zu Haus. Warum manche Bezirke, welche doch nach unsern Begriffen die gleichen Anpflanzungen haben, nicht von ihnen bewohnt werden, ist nicht wohl zu erklären. — In der nächsten Umgebung Stuttgarts ein häufiger Brutvogel, selbst in den von Katzen frei gehaltenen Hausgärten, wo sie gern die großen Tartarischen Büsche, Lonicera tatarica, *L.*, zum Bergen ihres Nestchens wählen. Zu ihrem Aufenthalt bevorzugen sie die Gärten und die Gebüsche bei Städten und Dörfern; nicht einzeln stehende Feldhecken, sondern mehr zusammenhängendes Gebüsch, zumal verwilderte Stachelbeerbüsche. Sie zeigen sogar eine Vorliebe für die Baumgärten mitten in Städten und Dörfern, wenn sie nicht zu klein und zu buscharm sind. Englische Gärten und große Hecken, welche um Baumgüter gepflanzt sind, ziehen sie vor. In finstern Waldungen und alten Hochwäldern findet man sie gar nicht, dagegen in lichten Feldhölzern, wenn diese dichtes Unterholz haben; auch in den Böschungen der Flüsse. In gebirgigen Gegenden bewohnen sie die Vorwälder, und im jungen Wuchs von Nadelhölzern findet man sie nur, wenn diese mit Laubhölzern abwechseln. — Man sieht sie selten auf hohen oder mittlern, sondern nur auf niedrigen Bäumen und im Gebüsch, auch in den Kronen der Obstbäume, sonst aber meistens nahe an der Erde. Als Zugvögel kommen sie einzeln in der Mitte des April und reisen vom August bis Mitte September nach dem wärmeren Süden. Auf Helgoland nicht häufige Durchzügler. Ihre Reisen geschehen bei Nacht.

Sie nisten an den Orten ihres Aufenthalts, aber nicht in zu dichte, finstere Schläge, meistens in Büsche des Schwarz- und Weißdorns, der Brom- und Himbeeren, des Liguster und Hartriegel, in Stachelbeerbüsche, Buchenhecken, in verwachsene Lauben, in dichte Epheuranken u. dergl. In den Gärten gebietet ihnen die Vorsicht, das Nest höher, in Spalierbäumen oder in die untersten, dicht belaubten Zweige der Kastanien zu bauen. Man findet das Nest 1 bis 4 m über dem Boden, jedoch der Regel nach in einer Höhe von $1^1/_2$ m. Es ist von den gewöhnlichen Materialien, von dünnen Stengeln Klebkraut, zarten dürren Grashälmchen, durchmengt zuweilen mit feinen Würzelchen und etwas Spinnweben, belegt mit Schweinsborsten und Pferdehaaren. Es ist klein, leicht gebaut und oft durchsichtig, etwas flach und oft so flüchtig hingesetzt, daß es zu schweben scheint. Von den Nestern seiner Verwandten, mit denen es auch die weißliche Farbe gemein hat, unterscheidet

es sich sicher durch seine Kleinheit. Man findet darin Anfang Mai gewöhnlich 5—6 sehr schön geformte Eierchen, die auf weißem oder nur wenig ins Bläulichgrüne sich ziehendem Grunde mit violettgrauen und gelbbraunen Punkten bestreut sind, welche am stumpfen Ende dichter stehen und häufig einen Fleckenkranz bilden; zwischen diesen sieht man noch einzelne, feine, schwarze Pünktchen und auch wohl Haarzüge. Sie variieren nicht bedeutend. Maße märkischer Eier: 16,8 + 12,3 mm. Die Zeit der Bebrütung, während welcher das Weibchen in den Mittagsstunden abgelöst wird, dauert 13 Tage. Das Ei des Kukuks müssen auch sie bisweilen ausbrüten, dasselbe ist neben ihren kleinen Eierchen leicht zu erkennen; häufig drückt der junge Kukuk im Verlauf seines raschen Wuchses und des dadurch vermehrten Gewichts das Nest herab und alles fällt ins Gebüsch. Sie ziehen nur einmal im Jahre Junge auf. Den angefangenen Nestbau verlassen sie gern, wenn man sie dabei stört; ebensowenig darf man die Eier berühren; für die Jungen zeigen sie aber eine große Liebe, denn das auf denselben sitzende Weibchen läßt sich beinahe mit der Hand fangen, oder fällt wie ohnmächtig aus dem Neste und flattert mit gaukelndem Fluge über den Boden oder das Gras weg, um den Feind vom Nest abzuleiten; gelingt diese List und man sucht das Vögelchen zu erhaschen, so entschlüpft es nach einiger Zeit, wenn es sich weit genug vom Nest entfernt glaubt, ins dichte Gebüsch und macht sich unsichtbar. Die Jungen sind so scheu, daß sie noch halbflügge aus dem Nest springen und davonflattern, wenn man sie nur scharf ansieht. Auch ohne Störung bleiben sie nicht lange im Neste, wie die meisten jungen Grasmückenarten, besonders bei warmem Wetter.

Sie sind im Freien muntere, lebhafte, vergnügte Vögel und in steter Bewegung; vor den Menschen treiben sie ihr Wesen ungescheut; besonders sind diejenigen keck, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen nisten. Auf dem Boden sind sie nicht sonderlich gewandt und hüpfen schief. Ihr Flug ist leicht und schnell, in der Ferne schlangenlinig. Sie nähren sich von allerlei kleinen Insekten, Räupchen, Fliegen, Püppchen, Blattläusen u. s. w., und sind als starke Fresser stets mit dem Aufsuchen ihres Futters beschäftigt; zur Zeit der Beerenreife gehen sie den beim Schwarzkopf benannten Arten nach. Im Zimmer gewöhnt man sie durch Ameiseneier, Mehlwürmer, Fliegen u. dgl. ein, und gibt ihnen das Grasmückenfutter, geriebene Karotten, Herz, Eier oder Milchbrot; in Ermangelung von Herz kann man Käsquark nehmen. Dazu täglich 3 Mehlwürmer. Mischt man unter dies Futter einige Prisen Ameiseneier, dann halten sie mehrere Jahre aus, besonders wenn sie einen großen Käfig oder ein Zimmer bewohnen dürfen. Sie sind weniger heikel, als Graue und Gelbe Grasmücken. Ihre Jungen ziehen sie bereitwillig mit Ameiseneiern auf. Hat man Junge ohne die Alten zu erziehen, so gibt man Ameiseneier, Käsquark und kleine Fleischstückchen, hält sie reinlich und warm, dann hat ihre Erziehung keine Schwierigkeiten.

Es sind allerliebste, niedliche Vögel; stets munter und flink treiben sie sich vergnügt im Käfig umher. Sie passen gut in einen Flug, auch dann, wenn er nur aus ihresgleichen besteht. Sie necken und jagen sich den ganzen Tag herum und gewähren ihrem Futterherrn viel Zeitvertreib. Wenn man mehrere beisammen hat, so muß man die Sprunghölzer so stecken, daß die untensitzenden die obern nicht am Schwanz erreichen und rupfen können, was eine gewöhnliche Liebhaberei bei ihnen zu sein scheint. — Durch ihren Gesang können sie ebenfalls erfreuen, denn man hört in der Nähe, daß er sehr melodisch, wenngleich leise ist. Auch haben sie einen leisen Vorgesang, den man ihr Piano nennen kann, dem dann der Ruf oder das Forte folgt, der aus etwa 5 bis 8 Silben besteht und millillillillill lautet. Nur diesen Ruf hört man im Freien, weil das Piano zu leis ist und nur in der Nähe vernommen werden kann. Das eintönige Millillillill hat ihm zu dem Namen „Müllerchen" verholfen. Wenn sie dies singen, sitzen sie ruhig da und lassen die Melodie mit aufgeblasenem Kropfe zum weit geöffneten Schnabel heraus. Beim Durchsuchen der Gebüsche lassen sie noch häufig einen melodischen aber kurzen Ruf vernehmen.

Die Lockstimme ähnelt der anderer Grasmücken, es ist das bekannte schmatzende „tak tak tak"; wenn man sich ihrem Neste nähert, lassen sie dieses öfters und schnell nacheinander hören, es ist etwas höher als beim Schwarzkopf.

Krankheiten und Fang sind wie beim Großmüllerchen. Doch kann man sie auch fangen, falls nach ihrer Ankunft noch Schnee fiele, indem man einen Platz von Schnee reinigt, getötete Mehlwürmer dahin legt, Leimruten darum und in den nächststehenden Büschen anbringt und sie durch die Hecken oder Büsche langsam hintreibt; gewöhnlich bleiben sie schon das erste Mal an den Leimruten hängen.

Die Sperber-Grasmücke. Sylvia nisoria, *Bechstein.*

Taf. 2. Fig. 3.

Spanische Grasmücke, Sperbernachtigall. — Motacilla (später: Sylvia) nisoria, *Bechst.* 1795, 1807; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.; Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Curruca nisoria, *Koch* 1816; — Adophoneus nisorius, *Kaup* 1829; — Curr. undulata, *Br.* 1831; — Philacantha nisoria, *Glog.* 1834; *Heugl.* 1871.

Diese schöne Grasmücke ist eine der größten unsrer einheimischen Arten. Die brennend gelben Augensterne und ihr aschgraues, mit Wellenlinien gezeichnetes Gefieder geben ihr ein dem Sperber ähnliches Aussehen, daher sie auch ihren Namen mit Recht führt.

Kennzeichen. Sie ist oben tiefaschgrau; unten weißlich, tiefgrau gesperbert, das Männchen mehr, als das Weibchen; Schwanz schiefergrau, die drei bis vier äußern Federn haben am Ende und nach innen einen weißen Fleck; untere Schwanzdeckfedern grau, mit einem hellern Ende und einem viel dunklern Vorsaum; in den Weichen besonders deutlich quergefleckt; größere untere Flügeldeckfedern isabellweiß; Schnabel mitten an den Nasenlöchern höher als breit. Die 3. bis 5. Schwinge auf der Außenfahne schwach verengt; die 3. und 4. Schwinge die längsten.

Ihre Länge beträgt 16,6 cm, wovon der Schwanz 7,1 cm wegnimmt, die Flügelbreite 26,2 cm, die Schnabellänge über 1,2 cm, die Höhe des Fußrohrs 2,6 cm. Merklich größer als der Schwarzkopf.

Beschreibung. Die Kennzeichen genügen im Verein mit der Abbildung. Jüngere Vögel sind stets heller als alte; auch hat der aschgraue Oberrücken einen bräunlichen Anflug. Der Schnabel ist wie bei einer Drossel gestaltet, mitten an den Nasenlöchern höher als breit, oben ein wenig abwärts gebogen, mit einem schwachen Ausschnitt an der Spitze, hornschwarz und an der Wurzel mit Borsten besetzt; die Nasenlöcher sind groß; der Rachen gelblich fleischfarben; die grauen Füße sind stark und hoch, die Krallen sind groß aber schwach gebogen; die Augen schön goldgelb. — Das Weibchen hat nicht den schön orangegelben Augenstern, auch sind die Wellenlinien am Hals und After nicht so dicht wie beim Männchen; auch ist zu bemerken, daß die weiße Grundfarbe beim Männchen mehr ins Bläuliche, beim Weibchen mehr ins Gelbliche fällt. — Die jungen, ungemauserten Sperber-Grasmücken sehen den Alten nicht sehr ähnlich; sie haben nur in den Weichen einige undeutliche Mondflecken; der ganze Oberleib ist hellgrau, mit gelbgrauen, verwaschenen Einfassungen der Federn, was ein bräunliches Lichtgrau hervorbringt; die Stirn ist gelblich; ein Strich über dem Auge blaßrostgelb; Kehle und Brust rein weiß, auf den Seiten rostgelblich überflogen, die Kropfgegend gelblich überflogen, in den Weichen graulich. Schwanz und Flügelfedern sind wie bei den Alten; doch ohne die Einfassungen; die Farbe der Augen ist mattbraun. Auch werden dieselben bei den aufgezogenen Jungen nie so hochgelb, wie bei den in der Freiheit lebenden. — Dieser Vogel hat eine Mauser im Spätsommer und eine im Frühjahr, welche nur das kleine Gefieder betrifft.

Die Sperbergrasmücke bewohnt Mittel-Europa als Brutvogel, nordwärts bis ins mittlere Schweden; nicht in England, südwärts bis zur Schweiz; in Asien ostwärts bis Turkestan, weiterhin ist die Verbreitung nicht festgestellt, doch hat sie Pater Swinhoe bei Peking bemerkt, und es ist glaublich, daß sie in den ungeheuern Länderstrecken Mittel-Asiens, die zwischen Ost und West liegen, ebenfalls noch aufgefunden wird. Auf dem Zug kommt sie durch Süd-Europa nach Nord-Afrika „im Oktober und April in Nubien und Sennaar beobachtet". Diese Art tritt nur an zusagenden Plätzen in größerer Häufigkeit auf, kommt auch in Deutschland bloß mit Auswahl vor und wurde vom Verfasser in hiesiger Gegend (Stuttgart und Umgegend) noch nie im Freien bemerkt. Dagegen gibt es wiederum Striche, wo sie nicht selten ist, wie in Mecklenburg, Brandenburg, Vorpommern, Preußen, häufig bei Königsberg, Schlesien u. a. O. In den westlich von und bei Berlin gelegenen Bezirken ist Nisoria sehr häufig, denn der bewährte Kenner A. Walter fand in einem

Zeitraum von 7 Jahren mehr als 300 Nester dieses Vogels, während in andern Bezirken, südlich und östlich von Berlin, diese Art nur spärlich vorkommt oder gänzlich fehlt. (Cabanis, Jahrb. 1881, 313.) Nach den Versicherungen der Händler, welche diese Vögel zu Dutzenden brachten, sollen sie den Donauwäldern entlang an vielen Plätzen sehr gemein sein. Doch aber ist Nisoria von den Gebrüdern Sintenis für die Dobrudscha nicht verzeichnet.

Sie bewohnt so ziemlich die gleichen Gegenden, wie die Dorngrasmücke; doch sucht sie vorzugsweise die tiefer liegenden Laubwälder in den Ebenen der Flüsse. Wälder von Eichen, Birken, Aspen, Ulmen, Haseln mit vielem jungen Buschwerk sind ihr die liebsten. Sie liebt sehr die zwei- bis dreijährigen Schläge, sogar in kleinern Feldhölzern. Trockene Feldhölzer sagen ihr weniger zu als die feuchten, nicht aber die sumpfigen, welche sie meidet. Dorniges Buschwerk scheint sie namentlich vorzuziehen. Im Frühlinge, während ihres Zuges, geht sie gern auf hohe Bäume und kommt als scheuer Vogel nur selten in die Gärten. Als Zugvogel reist sie bei Nacht, trifft einzeln Anfang Mai bei uns ein, und fängt im August schon an wieder wegzustreichen, so daß Mitte September keine mehr zu sehen ist.

An ihren Standorten nistet sie in einer Höhe von ½—1½ m vom Boden; vorzugsweise in Dornbüschen, Hecken, namentlich in Schlehen und Weißdorn, welche sie wilden Rosen und Kreuzdorn vorzieht, und nur selten findet man das Nest in dornenlosen Büschen. Dasselbe ist gut versteckt und gleicht dem der Garten-Grasmücke bis auf die ansehnlichere Größe und ist auch ebenso leicht, d. h. durchsichtig gebaut. Es besteht auch aus ähnlichen Materialien, nämlich aus Waldstroh, Fasern, Dolden, mit feinen Stengeln und Grashälmchen etwas locker aber sauber ausgekleidet, und mit Raupengespinst und Spinnenwebe verbunden und an die Zweige befestigt. Tierhaare und Moos findet man selten verwendet. Die ca. 5 Eier, welche man gegen Ende Mai oder gar erst im Juni findet, haben eine längliche Form, und sind auf grauweißem Grunde mit hellem Aschgrau und blassem Olivenbraun bespritzt; gewöhnlich fließen diese bunten Pünktchen am stumpfen Ende des Eies in einen Fleckenkranz zusammen. Sie variieren ziemlich in der Farbe und werden 14 Tage bebrütet. Maße märkischer Eier: 20,6 + 14,88 mm. Das Weibchen wird in den Mittagsstunden beim Brüten abgelöst; wenn man sich ihrem Neste nähert, so gebrauchen sie auch die List, wie ohnmächtig aus dem Neste zu fallen, um die Aufmerksamkeit vom Neste ab auf sich zu lenken. Gegen das Betasten des Nestes und der Eier sind sie nicht sehr empfindlich. Nähert sich ein Feind dem Neste mit Jungen, so rufen die Alten hastig „tschäck, tschäck tschäck", wie der Dorndreher, und man kann diese beiden Stimmen kaum voneinander unterscheiden. Außerdem hört man noch ein schnarrendes „errrrr". Die Jungen bleiben kaum 14 Tage im Nest, man muß sie also mit 8 bis 10 Tagen holen, wenn man Lust hat, sie mit Ameiseneiern, rohen kleinen Fleischstückchen und Quark zu erziehen.

Ihr Betragen im Freien ist trotz ihrer Größe und dem anscheinend schwerfälligen Aussehen nichts weniger als plump, sondern rasch und gewandt im Hüpfen durch die Büsche, wie im Fluge. Im Schlüpfen durch Zweige und dichte Hecken ist sie meisterhaft geübt; kaum hat man sie bemerkt, so ist sie auch schon dem Auge im Gebüsche wieder entschwunden, und springt von einem Zweig zum andern mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit, ohne die Flügel dazu zu gebrauchen, weshalb sie ihr weiches Gefieder, obgleich sie in Dornhecken lebt, nur wenig abstößt. Sie ist so scheu und furchtsam, daß sie höchst ungern ins Freie fliegt, und sich sehr beeilt, wieder in die Büsche zu kommen. Auch lebt sie fast so versteckt wie die Rohrsänger, denen sie aber sonst nicht gleicht. Gegen andre ihr nahe wohnende Vögel, sowie auch gegen ihresgleichen, ist sie sehr zänkisch und eifersüchtig, und hat deshalb immer etwas zu hadern. Das Revier, welches ein Pärchen bewohnt, ist übrigens von geringem Umfange und dieses entfernt sich aus demselben nur selten. Der Flug in die Weite ist schnell in auf- und absteigender Schlangenlinie.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Räupchen, Insektenlarven, Blätterinsekten, Käferchen u. dgl.; fliegende Insekten sieht man sie selten fangen, höchstens solche, die sie

mit einem Sprung erreichen kann. Gegen den Herbst hin geht sie lieber den Beeren nach, und lebt dann mehr von roten Traubenholder-, schwarzen Holder- und namentlich gern von Faulbaumbeeren, Rhamnus frangula, *L.*, auch von Kirschen; im Süden beinahe nur von Feigen. Im Zimmer gewöhnt man sie mit Ameiseneiern und Mehlwürmern, oder auch mit Beeren, an das Nachtigall- oder feinere Grasmückenfutter, weil sie zu den zarteren Vögeln dieser Art gehört und trotz ihrer bedeutenden Größe nicht so ausdauernd wie die Nachtigall ist. Als Winterfutter schlägt Dr. Gizycki dürre Ameiseneier, vermischt mit ganz klein geschnittenen Würfelchen von feinen Birnen oder süßen weichen Aepfeln vor, dazu 12 und mehr Mehlwürmer in 2 bis 3 Portionen. — Zum Aufenthalt gibt man einen geräumigen Nachtigallkäfig, in dem sie zur Zeit des Wegzugs die ganze Nacht herumlärmt; auch kann sie lange Zeit kein Licht ertragen, was sie stets unruhig macht, weshalb man ihren Käfig bei Licht verhüllen muß. Wird das nächtliche Treiben zu heftig, wodurch sich der Vogel ruiniert, so weiß ich kein andres Hilfsmittel, als denselben aus dem Käfig in einen Kasten zu setzen, wo er sich frei bewegen aber nicht beschädigen kann. In der Frühe setzt man ihn wieder in den Käfig. Auch habe ich in der Not einem solchen Wildfang die 6 vordern Schwingen (von den Deckfedern an) abgeschnitten und den Vogel in der unruhigsten Zeit geradezu im Wohnzimmer bei Nacht umherziehen lassen. Morgens kam der Vogel wieder unbeschädigt in den Käfig. Läßt man diese Grasmücke während der Zugzeit hilflos bei Nacht im Käfig austoben, so stößt sie sich wund und verdirbt.

Der Gesang dieses hübschen Vogels ist melodienreich und hat Aehnlichkeit mit dem der Dorngrasmücke, wenn man aber aufmerksam lauscht, so hört man deutlich Anklänge an den Finken- und Wachtelschlag, an den Ruf des Pirols, der Kohlmeise, des Fitis; es scheint ein wahrer Mischgesang zu sein. Die Sperbergrasmücke singt meistens flatternd oder während des Hüpfens, doch erhebt sie sich auch — wenn es ihr recht ernst ist — öfters mehrere Klafter hoch singend in die Luft, wie die Dorngrasmücke, und läßt sich dann langsam, mit ausgebreiteten Flügeln flatternd, auf einen Baum oder Busch nieder, um den Gesang zu vollenden. Bei Beginn und am Schluß ihrer Strophen pflegt sie zu sitzen. Das Finale besteht meistenteils aus einem öfters wiederholten, schnalzenden „tschack tschack", auf welches wohl auch noch ein frohlockendes „errrrr" folgt. Es sind fleißige Sänger, welche von ihrer Ankunft bis Mitte Juni unermüdet sich hören lassen; im Käfig ist die Gesangeszeit noch umfangreicher; aber wie gesagt, sie bedürfen einer guten Pflege. — Die Locktöne der Sperbergrasmücke sind wie bei den andern Verwandten „tschäck tschäck", doch noch tiefer als bei der Grauen; aber das „errrrr" ist eigentümlich, es gleicht dem des Rotrückigen Würgers oder auch des Haussperlings. Dieses verrät dem Kenner bald das Dasein dieses Vogels in einer Gegend.

Der Fang geschieht mit dem Schlaggärnchen, wie bei der Nachtigall; auf Leimruten gehen sie nicht leicht, noch eher sind sie vor ihrem Wegzuge in Sprenkeln zu fangen, wenn man Beeren, besonders die roten, hervorstechenden Johannis- oder Holunderbeeren vorhängt; am leichtesten aber mit der Nestfalle samt den Jungen, mit welchen sie auch leichter einzugewöhnen sind. —

Krankheiten sind wie bei den vorhergehenden Arten.

Die Sänger-Grasmücke. Sylvia orphea, *Temminck.*

Meistersänger, Orpheussänger. — S. orphea, *Temm.* 1815; *Naum.* 1822; *Blas. in Naum.* 1860; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.*; *Meves*; — S. grisea, *Vieill.* 1816; — Curruca orphea, *Boje* 1828; *Br.* 1831; — Adophoneus orpheus, *Kaup* 1829; — Philomela orphea, *Sws.* 1836.

Kennzeichen. Schnabel bis hinter die Naslöcher höher als breit, an der Wurzel gelb; Oberleib aschgrau, Rücken bräunlichaschgrau; Rumpfseiten und untere Schwanzdecken rostfarbig angeflogen, das Ende der letztern weiß; Schwingen unten mit isabellweißen Kanten; dritte bis sechste Schwinge auf der Außenfahne verengt; beim Männchen mit schwärzlichem, beim Weibchen mit schwarzgrauem Kopf; Unterseite weißlich.

Dieser seltene Vogel ist 14,6—15,5 cm lang, wovon der Schwanz 6,6 cm wegnimmt, die Flügelbreite ist 22 cm, die Schnabellänge 1,2 cm, die des Fußrohrs 2 cm. Etwas größer als der Schwarzkopf.

Beschreibung. Der ganze Oberleib trägt ein sanftes Aschgrau, mit einem bräunlichen Anflug; der Kopf und das Genick grauschwarz; die Zügel (der Teil, welcher zwischen Auge und Schnabelwurzel steht), schwarz; der Unterleib ist weiß, an der Kehle am reinsten, an der Gurgel und Brust schön fleischfarben oder blaßrosa angeflogen, welche Farbe nach den Seiten und dem Bauche ins Rostgelbe übergeht. Die Schwingen und Schwanzfedern sind matt schwarzbraun, erstere mit hellern Kanten, letztere mit weißen Spitzen, wovon die größte auf der äußersten Feder sitzt. — Der Schnabel ist ziemlich stark, dem der verwandten Arten gleichgeformt, an der Spitze braunschwarz, mit einem seichten Ausschnitt daran, die Wurzel des Unterschnabels braungelb; über den Mundwinkeln mit schwarzen Bartborsten besetzt; die Nasenlöcher groß; die Augensterne variieren sehr, denn es kommen hellbräunliche, schwefelgelbe, aber auch hochgelbe, perlgraue und weißliche vor, ohne daß das Alter danach bestimmt werden könnte, da sich diese Aenderungen bei alt und jung zeigen. Die Füße sind stämmig, im Freien bleifarbig, im Käfig bräunlich. — Das Weibchen hat im ganzen dieselben Farben, nur in einer schmutzigern, blässern Anlage; die Zügel sind nicht schwarz, sondern dunkelgrau; die Schwanzfedern nur wenig weiß gezeichnet; ebenso sind auch die untern Teile ohne den schönen Rosa-Anflug. — Die Jungen sehen dem Weibchen gleich, nur ist der Oberkopf nicht bräunlichgrau, sondern rein aschgrau.

Der Orpheussänger bewohnt die Länder ums Mittelmeer auf der afrikanischen und europäischen Seite: Portugal, Spanien, Süd-Frankreich, Italien, Griechenland und Klein-Asien. In Asien noch weiterhin bis Turkestan; auf dem Tianschan bis zu 6000 Fuß noch Brutvogel. In Algier und Tunis ist dieser Sänger häufig, hält Anfang des April seinen Einzug und fällt durch seinen melodischen Gesang Jedermann auf. In unsrem Erdteil kommt er als Seltenheit in Istrien, in der Süd-Schweiz, und als sehr große Seltenheit zuweilen in den Ardennen, Vogesen und am Rhein vor, und soll auch schon England besucht haben. Ende August und Anfang September reist er in die Winterquartiere, welche er in Indien und Mittel-Afrika findet. — Waldungen der Mittelgebirge scheint er den ebenen vorzuziehen, bewohnt Laub- und gemischte Wälder, ebenso auch große Parke und Gärten. Da wo in Spanien die Pinie, Pinus pinea, *L.*, ein 50 Fuß hoher Baum mit schirmförmiger Krone und starren, 5 bis 6 Zoll langen Nadeln vorkommt, wo in den Fruchtebenen Johannisbrot-, Feigen- und Oelbäume beisammen stehen, wird man diesen Vogel selten vergeblich suchen. Von seinen andern Vettern weicht er darin ab, daß er sich viel mehr in den Kronen höherer Bäume umhertreibt, als im niedern Unterholz, das er gleichwohl zur Anlage seines Nestes nicht entbehren kann; denn er nistet im Gebüsche, in minder dichtem Gesträuch höchstens mannshoch vom Boden.

Dr. A. König beobachtete diesen Vogel in Tunis und schreibt: „Ich halte seinen Gesang für den schönsten und anmutigsten aller Grasmücken. In jeder Strophe herrscht eine Fülle der wohlklingendsten Töne vor, die sehr kräftig vorgetragen werden und weit vernehmbar sind. Dabei wird der Vogel nicht müde zu singen, als wüßte er, wie gerne seine schönen Gesangesweisen gehört werden. Gewöhnlich auf einem Olivenzweige aufrecht sitzend, nimmt er die Kehle so recht voll, bläst sie auf, daß die Kehlfedern abstehen, und bringt nun die köstlichen Töne hervor, die unter dem Schatten der Oelbäume dem müden Wanderer wunderbar kräftigend und ermutigend entgegenschallen. Mich haben sie unzähligemal von neuem belebt, wenn ich durch die Jagdstrapazen überangestrengt, kraftlos an einem kühlern Plätzchen saß. Und nicht nur im Sitzen ist der Vogel Meister seiner Töne, er läßt sich auch schwebend mit zitternden Flügeln und ausgebreitetem Schwanz aus der Baumkrone herab und beginnt von neuem in der Luft seinen Gesang. Den Boden meidet er keineswegs, sucht vielmehr gern seine Nahrung auf diesem. In den durchsichtigen Olivenpflanzungen, in welchen die Bäume weit auseinander stehen, ist er sehr scheu; anders gestaltet sich sein Betragen in den dichteren Kronen der Johannisbrotbäume, oder in den Lyzium-sträuchern. Auch in den Feigenbäumen, wenn die Bäume ihre großen schönen Blätter treiben, gewahrt man ihn oft. Unter dem Schutz einer solchen Blätterkrone benimmt er sich dem Menschen gegenüber nicht ängstlich.

„Der Orpheussänger fertigt — nach Art seiner Verwandten, der Garten- und Schwarzkopfgrasmücke — mehrere Nester an, die er aber bald wieder verläßt, bis er endlich Ernst macht, d. h. ein Nest ausbaut, in das die Eier gelegt werden. Gegen Störungen ist er sehr empfindlich, verläßt leicht ein Nest, das schon mit Eiern besetzt ist, und baut

ein neues. Zumeist wird das Nest auf einem horizontal abstehenden Aste kaum in Manns-höhe lose in die Zweige eingebaut, und dazu wählt der Vogel die größern Bäume mit umfangreicherer Krone; jedoch wird es auch mit Vorliebe in den Kronen junger Oelbäumchen angelegt. (Auf andern Bäumen als Oliven fand Dr. König die Nester nicht.) Das Nest besteht aus Pflanzenstengeln, Grashalmen und Wurzeln; die Nestmulde ist mit feinen Würzelchen ausgelegt, entbehrt aber durchaus der Pferdehaare. (Nach andern soll der innere Ausbau auch Wolle und Tierhaare enthalten.) Die Nester sind zierlicher gebaut und fester, als die andrer Grasmücken. Die 4 bis 5 Eier, welche man in der zweiten Hälfte des April zu suchen hat, sind auf schmutzig-, grünlich- oder gelblichweißem Grunde mit dunkel- und hellbraunen, sowie aschgrauen Punkten und Flecken auf der ganzen Oberfläche bestreut, welche meist am stumpfen Ende einen Kranz bilden. Sie messen durchschnittlich 19 + 15 mm." (Cab. J. 1888, 198, Dr. A. König.)

Zu uns wird diese Grasmücke nur durch Vermittlung der Vogelhändler gebracht. Sie verlangt einen geräumigen Nachtigallkäfig und feines Grasmückenfutter, was aus ihrer Lebensweise im Freien zu schließen ist, wobei aber Beeren nicht zu vergessen sind.

Die Kaktus-Grasmücke. Sylvia galactodes, *Temminck.*

Baumnachtigall, Hecken-, Steppen-, Kaktusnachtigall, Heckensänger, Schwanzstülper. — S. galactodes, westliche Varietät, *Temm.* 1815; *Rchw.* 1884; — Turdus rubiginosus, *M. & Wolf* 1823; — Aëdon galactodes, *Boje* 1826; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886; — Sylvia familiaris, östliche Varietät, *Ménétr.* 1832; — Agrobates galactodes et familiaris, *Sws.* 1836; — Salicaria galactodes, *K. & Blas.* 1840; — Calamoherpe galactodes, *Schl.* 1844.

Ueber die Stellung dieses Vogels im System, sagt Dr. König (Cab. J. 1888, 204), ist bekanntlich viel gestritten worden, bald wurde er zu den Erdsängern, bald zu den Rohrsängern oder Grasmücken gestellt. Seine Lebensgewohnheiten entfernen ihn jedoch ganz und gar von den Rohrsängern. Er steht den Nachtigallen am nächsten, bevorzugt trockene Oertlichkeiten und ist an das Wasser im Sinne der Rohrsänger keineswegs gebunden, sondern vermeidet ganz entschieden solche Lokalitäten. Diese Art ist hier bei den Grasmücken eingeschaltet, damit wir nicht zu viele Familien aufstellen müssen; er bildet aber in den meisten neuern Systemen eine eigene Familie: Aëdon, *Boje* 1826. Kennzeichen derselben sind: ein starker Schnabel, der auf der Firste etwas gebogen, der ganzen Länge nach zusammengedrückt, höher als breit ist; ziemlich kurze Flügel, die 1. Schwinge reicht über die längsten untern Deckfedern hinaus; die 3. und 4. Schwinge am längsten, die 2. nicht kürzer als die 6.; langer, breiter, stark zugerundeter Schwanz, dessen äußerste Federn verkürzt; seidenweiches Gefieder. Geschlechter gleich. Man kennt 8 bis 9 Arten.

Beschreibung. Oberseite rostgelbbraun, ein Strich über den Augen und die Unterseite weiß mit rostgelblichem Anflug; schwärzlicher Strich durch die Augen; Schwanzfedern einfarbig rotbraun, die seitlichen mit schwarzem Querfleck vor der breiten weißen Endbinde. Iris dunkelbraun; Schnabel gelbbraun; Füße fleischbräunlich. Etwas größer als die Nachtigall.

Eine Varietät, die Sylvia familiaris, *Ménétr.*, lebt im östlichen Teil des Verbreitungsgebietes, in Griechenland, Klein-Asien und Egypten, ist etwas kleiner, oben rostgrau, Bürzel lebhaft rostrot, die beiden Mittelfedern des Schwanzes mit brauner Innenfahne.

Die Heimat dieses interessanten Vogels ist in Süd-Europa, Nord-Afrika und West-Asien, die Länder um das Mittelländische, Rote und Schwarze Meer. Der westliche Verbreitungsbezirk ist in Nordwest-Afrika, Marokko, Algier, Tunis, Portugal, Spanien, seltener in Süd-Italien, von welchen Ländern er zuweilen Frankreich, Deutschland und selbst England besucht. Auf Helgoland wurde er schon einigemal erbeutet. Seine östliche Verbreitung ist in Griechenland, in der Türkei, in Klein-Asien und in Nordost-Afrika. Im Süden Europas bewohnen sie die Weinberge und Oelbaumpflanzungen; in Afrika die Steppengegenden, welche aber noch mit reichlichem Buschwerk und einzelnen Bäumen bestanden sind. Nach Dr. König halten sie sich oft in Gesellschaft des Orpheus besonders gern an Plätzen auf, wo die Gewächse des Feigenkaktus (Opuntia ficus) nicht nur einzeln stehen, sondern zuweilen Dickichte bilden und von niederem Buschwerk umgeben sind, die

ihnen sichere Verstecke bieten. Wenn diese beiden hübschen Vögel in Tunis eingezogen sind, beleben sie die ganze Umgebung. Seltener siedeln sie sich in gut angebautem Fruchtlande an. Nach Krüper ist dieser Sänger in allen Teilen Griechenlands — mit Ausnahme der Zykladen — ein ziemlich häufiger Vogel, der besonders die gebüschreichen Ebenen bewohnt; er steigt jedoch auch in die Vorberge hinauf, aber nicht ins hohe Gebirge. In Klein-Asien ist er fast noch häufiger als in Griechenland, und bewohnt dünn bestandene parkartige Waldungen bis zu 2000 m unbegrenzter Höhe. Nach Heuglin ist er „in ganz Nordost-Afrika, und scheint im Winter südwärts zu wandern". In Egypten siedeln sie sich in großen Gärten, Baumwollfeldern, Mimosenhainen, Rohrdickichten, selbst zwischen den Hütten der Dörfer an, wenn es hier nur nicht an dichten Büschen und einzelnen Bäumen fehlt. Ihre Ankunft in Europa fällt in die Mitte des April, bei den Männchen eine Woche früher als bei den Weibchen; von Mitte des Mai an gibt es Eier und im August und September ziehen sie wieder ab.

Das Nest findet man auf Baumstrünken zwischen den Aesten oder im dichten Gebüsche, besonders in Oleander- und Tamariskenbüschen; nach A. Brehm (Gef. Vög. 2. Bd., S. 30) auch in den Hecken des Feigenkaktus. Es ist groß und besteht aus Reisig, dürren Gräsern, Moos, Pflanzenstengeln, innen mit Haaren, Wolle, Federn und — wunderlich genug — noch meistens mit Stückchen abgestreifter Schlangenhaut belegt. Die Eier, gewöhnlich 5 an der Zahl, sind auf trübweißem oder graulichem Grunde mit dunklen Schalenflecken und bräunlichen Tüpfeln und Flecken bezeichnet, die am stumpfen Ende stärker und häufiger stehen. Die Schale ist feinkörnig, glatt, fast ohne Glanz. Manche dieser Eier lassen sich mit denen unsres Haussperlings vergleichen. Sie messen 22 + 15 mm, variieren übrigens nicht unbedeutend an Größe und Färbung.

Der muntere Vogel macht sich allerorts bald bemerklich, weil er sich überall frei auf den Spitzen der Gebüsche und Bäume zeigt, welche seinem Aufenthaltsorte angehören. Durch ihr wenig schüchternes und doch lebhaftes Wesen, sagt Heuglin, erinnert die Baumnachtigall in mancher Beziehung an die Schwarzdrossel und erfreut die Bewohner der Landhäuser und Gärten, in deren Bezirk sie sich aufhält, durch ihr fröhliches Gebaren. Oft flattert sie unruhig von Zweig zu Zweig, selbst bis in die höheren Kronen der Bäume, mit dem Schwanze beständig stelzend, denselben ausbreitend und aufschnellend; bald wieder sieht man sie emsig auf dem kahlen Boden oder im Gestrüpp und trockenen Grase umherlaufen, und auf Kerbtiere, Würmer und Raupen jagen. Dabei wippt sie immer mit dem Schwanze, breitet ihn wie einen Fächer aus, sein hübsches Kolorit zeigend, fängt sich eine Beute, ruft dazu ihr lockendes tack tack, und kehrt — wenn sie gesättigt ist — nach ihrem Lieblingssitz zurück, nicht um zu ruhen, sondern um aufs neue ihre Turnerkünste zu üben. Besonders unterhaltend ist es, wenn oft mehrere in demselben Gebüsch verweilen, sich stundenlang unausgesetzt necken und jagen, aufs Freie heraus verfolgen, um ebenso schnell wieder ins Gesträuch zu entschlüpfen. Aeußerlich ähnelt dieser Vogel ungemein unsrer Nachtigall, und hat in einiger Entfernung gesehen, sowohl fliegend als laufend, soviel von dieser, daß ihn auf den ersten Blick fast bloß das leuchtende Weiß und tiefe Schwarzbraun am Ende des fächernden Schwanzes unterscheidet. Er ist auch klug und vorsichtig, scheu wo es nötig, zutraulich wo er keine Gefahr fürchtet. In Afrika läßt er den braunen oder schwarzen Eingebornen dicht an sich vorübergehen, flieht aber den europäischen Naturaliensammler wie ein Raubtier.

Der Gesang dieses hübschen Vogels, den er gern von einem Kaktusblatt herab vorträgt, ist ziemlich einfach, doch aber kräftig und angenehm, kann sich jedoch mit dem Gesang unsrer Nachtigall entfernt nicht messen, auch weitaus nicht mit dem einer Gartengrasmücke. Trotzdem wird der Naturfreund davon erfreut, weil der Vogel an Orten lebt, wo weder Nachtigall noch ein andrer feiner Sänger vorkommt, und derselbe durch fleißigen Vortrag ersetzt, was ihm an Melodie abgeht. Er singt sitzend, laufend und selbst fliegend, fast ununterbrochen. Im Käfig unterhalten, der aber geräumig sein muß, trägt die Baumnachtigall ihr Lied so fleißig vor, wie im Freien. Die Fütterung ist wie bei der Nachtigall.

Dritte Familie: Laubsänger. Ficedula *Auctorum.*

Gesn.; *Belon*; *Aldr.*; *Will. et Ray*; *L.* 1735; *Briss.* 1760; *Koch* 1816; *Boje* 1826; *K. & Blas.* 1840;— Phyllopneuste (-Phyllopseuste) *M. & Wolf* 1815; — Chloropeta, *Smith* 1847.

Mit gestreckter Stirn, der Schnabel hinten etwas breit und niedergedrückt, oben mit einer erhabenen Firste, sonst dünn. Die kleinen ovalen Naslöcher mit einer weichhäutigen Schwiele am obern Rande; das Auge viel weniger groß als bei den Erdsängern; die Flügel etwas lang, von 19 Schwungfedern die 3. bis 5. die längsten; die 1. Schwinge mehr oder weniger verkümmert; der Schwanz ein wenig ausgeschnitten oder auch gerade; die Läufe vorn getäfelt. Die Färbung der Arten dieser Familien zeigt oben etwas Olivengrünliches, unten einen gelblichen Anflug. Sie leben in Gebüschen und auf Bäumen, wo sie auch ihre Nahrung, hüpfend und danach flatternd, suchen, die in verschiedensten Blätterinsekten besteht. Sie bauen weit bessere Nester als die Buschsänger. Zwischen Männchen, Weibchen und Jungen sind die Unterschiede nicht erheblich. Zweimalige Mauser. — Gray zählt in seiner „Handlist 1869" etwa 36 Arten in 5 Gruppen. Hier beschrieben 10 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe: Garten-Laubsänger. Hypolais, *Brehm* 1828.

Cab. 1850; — Asilus, *Möhr.* 1752; *Bechst.* 1802; — Sylvia, *Sws.* 1837. — Im langen und breiten Flügel ist meistens die 3. Schwinge die längste, der Rachen ist weit; die Muskeln des Kehlkopfs sehr ausgebildet; die Füße sind — verhältnismäßig — kräftig. Von der nächstfolgenden Gruppe unterscheiden sie sich in mannigfacher Beziehung, denn der Schnabel ist größer, breiter und länger, an der Basis mit starken Borsten. Ihr Gesang darf zu den bessern, ja bei der Gelben Grasmücke zu den besten aller Singvögel gerechnet werden, er ist viel abwechselnder und melodienreicher, als der einfache Gesang ihrer nachfolgenden kleinen Vettern, welche die 2. Gruppe enthält. Ihr Nest ist sehr gut geflochten, oben offen und auch die Farbe der Eier ist eigentümlich. Als ächte Sommervögel kommen sie spät an und reisen frühzeitig wieder ab. Zu dieser Gruppe zählt Gray etwa 9 bis 10 Arten, wovon hier: 4 Arten.

Die Gelbe Grasmücke. Ficedula hypolais, *Linné.*

Taf. 2, Fig. 5.

Gartenlaubsänger, Gelber Spötter, Gartenlaubvogel, Gartenspötter, Bastardnachtigall, Siebenstimmer, Tiberitchen, Schackrutscher. — Ficedula septima, *Aldr.*; *Ray*; *L.* cit. 1746—66; — Motacilla hypolais, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Sylvia hypolais, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; — Hypolais icterina, *Vieill.* 1816; *Degl. & G.* 1869; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886; — Hypolais hortensis, et vulgaris, *Br.* 1831; — Fic. hypolais, *K. & Blas.* 1840; — Hyp. salicaria, *Bp.* 1850; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Von oben grüngrau, von unten blaß schwefelgelb; Flügel- und Schwanzfedern außen trübweiß gesäumt, besonders die hintern Schwingen mit breiten, lichten Außenkanten; die 2. oder 3. Schwanzfeder am längsten; die 1. Schwinge kürzer als die Handdecken; die 2. Schwinge zwischen der 4. und 5.; die 3. bis 5. außen verengt; 3. Schwinge am längsten; Füße lichtblau; Schnabel breit und flach, von oben gesehen fast ein Dreieck bildend.

Dieser ausgezeichnete, berühmte Sänger ist unter unsern Laubvögeln der größte, ca. 13,5 cm lang, wovon der Schwanz fast 5 cm mißt; die Flügelbreite beträgt 22,2 cm, die Schnabellänge 1,2 cm, die Höhe des Laufs 2,2 cm. Größe des Schwarzkopfs.

Beschreibung. Der Oberleib ist grüngrau, seitlich des Halses mit durchschimmerndem Aschgrau, von den Nasenlöchern bis zu den Augen läuft ein hellgelber Streif, der in der Gefangenschaft erblaßt; der ganze Unterleib ist schön hellgelb, die Kniefedern gelb und grau gesprenkelt; die Flügel dunkelbraun, die ersten Schwungfedern sehr fein weißlich, die sechs letztern aber so stark weißgelb gekantet, daß die zusammengelegten Schwingen einen weißgelben Spiegel bekommen; der Schwanz ist dunkelbraun und wenig ausgekerbt, die äußerste Feder heller und auf der äußern Seite weiß gerändert, die andern kaum merklich. An dem stark zugespitzten Kopf ist der an der Wurzel plattgedrückte Schnabel oben graubraun, unten orangegelb, und hat vor der Spitze einen seichten Ausschnitt; der weite Rachen gelb, die Winkel desselben rötlichgelb; über denselben stehen schwarze Borstenhärchen; die Nasenlöcher sind groß, die Augen glänzend

dunkelbraun und ziemlich groß; die Füße sind weder auffallend stark, noch hoch, und bleigrau oder bläulich, mit gelben Sohlen und braunen Nägeln. — Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden, doch ist das Gelbe des Unterleibs beim Männchen lebhafter, ebenso auch der lichte Streif über den Augen deutlicher. — Die Jungen sehen den Alten ähnlich, nur sind die Farben weniger rein; Rachen und Schnabelwinkel sind rotgelb. — Die Hauptmauser fällt auf den Februar.

Die Gelbe Grasmücke ist eine Spezialität für das mittlere Europa, nordwärts bis ins mittlere Schweden, westwärts weder in England noch in Spanien, ostwärts nicht über Klein-Asien hinaus beobachtet, in diesem — wie in Griechenland — nur auf dem Durchzug; in Macedonien im Winter häufig, nach Heuglin im Frühjahr in Egypten. Im Süden unseres Erdteils wird sie durch nahestehende Arten ersetzt, die nachfolgend kurz berührt werden. In Deutschland ist sie ein hochgeschätzter Vogel, nirgends häufig, überall beliebt, wo sie sich hören läßt, auch wegen ihres auffallenden und ansprechenden lauten Gesanges den Liebhabern sofort bemerklich, wenn man auch den kleinen, hoch in den Baumkronen wohnenden Vogel kaum zu Gesicht bekommt. Ihre Ankunft bei uns ist spät, gewöhnlich nicht vor dem Mai, meist erst nach dem Mauersegler; der Abzug auch früh wie bei diesem, im August, denn schon im Juli hört man nur noch selten den metallischen Lockton ihrer süßen Stimme. — Sie liebt kleinere Waldungen, nicht die alten Hochwaldungen, ebensowenig reine Nadelholzwälder; aber diese gemischt und mit dichtem Unterholz versehen, wählt sie gern zu ihrem Aufenthalt; reinen Laubholzbestand mit dichtem Buschwerk und hie und da lichten Plätzen zieht sie allem andern vor, und hier wohnt sie vorzüglich an den Rändern und wo es Wasser gibt, welches sie gern hat. Am liebsten ist sie in den Thälern, wo sich ähnliche Plätze befinden. Aber sehr gern — und das ist ein Vorzug, den wir der Gelben Grasmücke hoch anrechnen wollen — wohnt sie auch in der Nähe unserer Wohnungen, in unsern Zier- und Baumgärten, in größern und kleinern Anlagen, in Alleen mitten in Städten, wenn diese nur Hecken und Gebüsch haben und die Bäume noch nicht zu sehr veraltet sind. Prof. Cabanis fand ein Nest sogar in einer belebten Straße Berlins auf einer Kugelakazie.

Sie nistet in Feldhölzern, in Gärten und in Gebüschen bei Städten und Dörfern, doch nie in zu niedrigem Buschwerk oder Dornsträuchern; das Buschholz muß wenigstens 3—4 m Höhe haben, und mit kleinern oder größern Bäumen untermischt sein, welche nicht zu finstere Dickichte bilden dürfen. In Anlage und Bau des Nestes zeigt die Gelbe Grasmücke viel Abweichendes von ihren Verwandten und erinnert eher an die Rohrsänger, denen sie aber in ihrem Betragen durchaus nicht gleicht, denn frei und offen ist ihre Lebensweise, nicht versteckt. Das schöne Nest findet man in den Gabelästen von Hartriegelbäumchen, Haselbüschen, Holundersträuchen; auf einigen Zweigen dicht am Schafte junger Buchen, Eichen, Birken, Rüstern; im Gipfel eines jungen Pflaumen- oder Kirschbaumes; in den Zweigen hoher Holunderbäume, oder niedriger Obstbäume; auf den untern Aesten von Kastanien oder Pappeln, und auch in den dichten Zweigen junger Nadelbäume; auch in Akazien wie oben bemerkt. Es steht von Meter-Höhe (ein seltenes Minimum) bis zu 5 m, meistenteils aber über Manneshöhe, und ist oft durch die Schäfte der Bäumchen oder des grünen Laubes ziemlich versteckt und manchmal schwer aufzufinden. Es ist künstlich gebaut, von außen immer weißlich bekleidet, dicht gefilzt, glatt und nett, wie gedrechselt; von innen ist es tief und oben noch etwas kugelförmig zusammengezogen; dabei sitzt es so fest auf seinen Stützen, daß man es ohne Beschädigung kaum losmachen kann. Es besteht aus trocknen Hälmchen, Bastfasern, Puppenhülsen, Gespinsten, Samenwolle und besonders, wenn sie es haben können, aus weißen Birkenhäuten, wovon es die weiße Farbe erhält; innen ist es fein ausgelegt, auch wohl mit Tierhaaren und einzelnen Federn gepolstert. Es enthält erst gegen Ende Mai gewöhnlich 4, 5, seltener 6 Eier, welche auf schwach rosenrötlichem Grunde mit rötlichschwarzen Punkten gezeichnet sind. Maße märkischer Eier: 17,6 + 13,07 mm. Wenn diese angebrütet sind, verwandelt sich der rosenrötliche Grund in Fleischfarbe. Seltener findet man noch einige feine Aederchen von der Fleckenfarbe. Die Eier werden dreizehn Tage bebrütet, und das Weibchen wird in den Mittagsstunden durch sein Männchen abgelöst. Sie ziehen jährlich nur einmal Junge auf; auch darf man sie beim Nestbau und während des Brütens nicht stören, sonst verlassen sie dasselbe nur gar zu leicht, selbst noch die kleinen Jungen, wenn die Störungen zu häufig sind; sind diese aber älter und können um Futter schreien, dann verlassen sie ihre Jungen nimmer. — Wenn man sich dem Neste nähert, so

erheben die Alten ein klägliches Geschrei und fliegen ganz nahe um den vermeintlichen Feind herum.

Wenn man die Jungen aufziehen will, so nimmt man sie etwas frühzeitig mit dem Neste nach Hause, solange sie den Schnabel noch gut aufsperren, und füttert sie mit Ameiseneiern, Mehlwürmern, kleinen rohen Herzstückchen, besonders Käsequark, und gewöhnt sie so an ein künstliches Futter. Besser ist es jedoch, wenn man die Alten dazu fängt, und zwar mit der Nestfalle, in die man vorsichtig das Nest setzt, daß die Jungen nicht unruhig werden; auch muß man während dieses Fangs bei der Hand sein, um sogleich, wenn ein Gefangener in der Falle, denselben wegnehmen zu können, damit er sich nicht Schnabel und Gefieder beschädige. Mit den Jungen sind auch die Alten leichter zu gewöhnen, nur vergesse man nicht, öfters nachzusehen, ob sie ihre Kleinen mit frischen Ameiseneiern füttern. Im Falle sie dies nach einer ganzen oder mehreren Stunden nicht thun, muß man ihnen die Jungen wegnehmen und diese selbst aufziehen; doch ist dieses ein seltener Fall, denn gewöhnlich füttern sie, besonders das Weibchen, dieselben gleich in der Gefangenschaft; der Käfig muß aber jedenfalls verhüllt werden. Ich darf aber nicht verschweigen, daß diese Bruten, Alte wie Junge, sehr hinfällig sind. Spät- und Frühjahr sind harte Zeiten für sie. Nur beste, abwechslungsvolle Fütterung, reine und warme Zimmerluft im Winter, und Freiflug im Zimmer kann vor Verlusten, wenigstens teilweise, schützen.

Das **Betragen** dieser Grasmücken ist im Freien gewandt, lebhaft und scheu, dabei sind sie äußerst zanksüchtig gegen ihresgleichen. Kommt ein Nebenbuhler in ein schon gewähltes Revier, so sucht ihn dessen Besitzer sogleich mit zornigen Bissen zu vertreiben; jener widersetzt sich aber, und so gibt es hartnäckige Kämpfe. Sie fassen sich und stürzen miteinander zur Erde; dann aber, über ihre gewaltige Unvorsichtigkeit erschrocken, fahren sie auseinander, um nach einer Weile wieder von vorn anzufangen; dabei hört man sie tüchtig mit den Schnäbeln klappern, bis sie endlich des Streites müde sind und auseinander fliegen. Mit großer Gewandtheit durchflattern sie die Kronen der Bäume und Gebüsche, machen öfters Halt, wie die in tiefern Gebüschen lebenden Grasmücken, tragen sich aufrechter als diese, und machen sich überhaupt auch mehr bemerklich; besonders aber zeigt das Männchen seine Anwesenheit durch seinen auffallenden Gesang bald an. Auf den Boden fliegen sie selten, und hüpfen hier ungeschickt und schief. Sie sind immer froher Laune, bloß bei naßkalter Witterung nicht, welche ihrer zarten Natur zuwider ist. Wenn ihnen etwas Auffallendes begegnet, stellen sie ein Häubchen, was ihnen ein ganz eigenes, nettes Aussehen gibt. Ihr Flug in die Ferne ist wellig, auf kurze Strecken flatternd und schußweise.

Ihre **Nahrung** besteht aus allerlei fliegenden und kriechenden Insekten, welche sich zwischen den Blättern herumtreiben, als: kleinen Nachtfaltern, Mücken, Spinnen, Käferchen, Räupchen, Insektenlarven und Blattläusen; auch aus süßen Kirschen, Johannis- und andern frühreifen Beeren, und in südlichen Gegenden, wo es Feigenbäume im Freien gibt, naschen sie auch gerne, wie alle Arten dieser Familien, von den weichen nahrhaften reifen Früchten. — Im Zimmer werden diese zarten Vögel anfänglich mit Ameiseneiern und Mehlwürmern eingewöhnt, und eine solche Grasmücke 3 bis 4 Jahre gut durchzubringen, darf ein Meisterstück genannt werden. Als Wildfänge erfordern sie Aufmerksamkeit; und als erste Regel gilt, daß sie **bald nach ihrer Ankunft** im Mai mit dem Lockvogel **gefangen** werden. Nach dem 25. Mai gefangene Vögel, welche schon zum Brüten bereit sind, gehen recht leicht ein. Das Aetzfutter besteht in den unvermeidlichen Ameiseneiern mit halbzerschnittenen Mehlwürmern vermischt. Nochmals bringe ich hier, für alt und jung, den Freiflug in Erinnerung, sollten es täglich auch nur einige Stunden sein, aber erst wenn der Vogel futterfest und eingewöhnt ist. Der Käfig wird zuerst mit einem luftigen grünen Musselin verhüllt, und geht alles gut, so läßt der Vogel schon nach 8 Tagen seinen orginellen schönen Gesang hören. Wer sich nicht regelmäßig mit frischen Ameiseneiern versehen kann, lasse lieber solche heikle Vögel weg. Wenn sie nicht ans Fressen gehen wollen, müssen sie gestopft werden, ehe sie zu schwach sind, und zwar mindestens alle Stunden; dabei muß man sehr sorgfältig mit ihnen verfahren und darf sie nicht im mindesten drücken. Hat man sie endlich so weit gebracht, daß sie allein fressen, so muß man sie, wenn die frischen Ameiseneier aufhören, allmählich an das künstliche Futter gewöhnen, und sich hiezu einer Uebergangszeit

von drei bis vier Wochen bedienen. — Das künstliche Futter, das beste und zuverlässigste, welches ich empfehlen kann, besteht aus gekochtem Herz, Eierbrot und Karotten, gut durchmischt. Statt Eierbrot kann man auch Biskuit nehmen. Darunter mengt man in der ersten Zeit des Abgewöhnens noch mindestens die Hälfte halbgedörrte Ameiseneier, welche man in einer heißen Pfanne leicht abgeröstet hat. Dies Futter wird gewöhnlich gerne genommen. Nachmittags, wenn die Mischung trocken wird, gibt man nur frische Ameiseneier. So gewöhnt sich der Vogel ein und auch allmählich von den Ameiseneiern ab. An Plätzen, wo es Weißwurm gibt, mischt man auch solchen bei. Die Mauser beginnt bei jungen Vögeln meist schon im Dezember, bei ältern später, etwa im Februar, wo man dann auch zerriebenes Hühnerei ins Futter mischt und die Zahl der Mehlwürmer von täglich 4 bis auf 10 Stücke erhöht. Die Temperatur des Zimmers soll über die rauhe Jahreszeit 14 bis 18 Grad Reaumur betragen, denn die Gelbe Grasmücke ist ein wärmeliebender Vogel und geht durch kalte Luft zu Grunde. Besonders vor Luftzügen hat man sie ängstlich zu schützen, und setze sie nur bei vollkommen heiterem Wetter der freien Luft aus. Kommt dann wieder die Zeit der frischen Ameiseneier, so mischt man sie nur allmählich unter das Mischfutter, wie man sie auch abgewöhnt. — Im Sommer frische, im Winter getrocknete Ameiseneier, Quark und feine gelbe Rüben gemengt, soll ebenfalls ein gutes Futter sein. Süße Kirschen fressen sie im Freien gerne, deshalb versäume man nicht, diese in ihren Käfig zu hängen. — Weniger nahrhafte Fütterungsmethoden ertragen sie in der Regel nicht, sondern sterben bald; schon mit dem feinen Futter hat man Mühe, sie aufzubringen, und man muß dabei die größte Pünktlichkeit im Füttern mit der größten Reinlichkeit verbinden. Man füttere sie recht früh, und reinige ihnen wenigstens alle 3 bis 4 Tage ihren Sandkasten im Käfig und fülle ihn wieder mit frischem Wassersand oder Rasenerde. Der scharfe Geruch ihrer Exkremente macht sie krank. Tabaks- oder Ofenrauch können sie ebensowenig ertragen, und des Winters verlangen sie, wie übrigens alle Sommervögel, ein geheiztes Zimmer, wie oben bemerkt. Dabei suche man sie so zu hängen, daß ihr Käfig von der Sonne beschienen wird, was sie ungemein zur Heiterkeit stimmt. Ein geräumiger Käfig ist nicht genug zu empfehlen. Einer solchen zarten Pflege kann sich nur der wirkliche Liebhaber unterziehen; der, dem Raum, Zeit und Neigung hierzu fehlt, begnüge sich lieber mit weniger weichlichen Vögeln, deren es ja in Menge gibt; es ist eine Grausamkeit, solche edle Geschöpfe ihrer Freiheit zu berauben, um sie im Zimmer verderben zu lassen.

Wenn sie singen, sitzen sie ganz aufrecht, blasen die Kehle weit auf und sträuben ihre Kopffedern zu einem Häubchen. Ihr Gesang wetteifert mit dem der bestsingenden Vögel, ist sehr charakteristisch und von dem aller andern Sänger verschieden; derselbe ist ein schnell vorgetragenes Gewelsche, ähnlich dem der Gartengrasmücke; die lieblichsten Strophen werden gewöhnlich mehrmals wiederholt; dies Gewelsche dauert aber nicht lange, sondern wechselt bald mit eigentümlichen, schwatzenden Tönen, z. B.: „deder hei deder hei deder hui, dadä dadä dadä hüthüt, hüthüt hüthüt"; oftmals hört man Töne, wie das spöttische Lachen eines Menschen, dazwischen hinein lassen sie wieder den süßgeflöteten Grasmückengesang ertönen, und man glaubt oft sehr deutlich die nachgeahmten Gesänge einiger andern bekannten Vögel zu vernehmen. So fahren sie stundenlang ohne viel Unterbrechung fort, und haben dabei das Sonderbare, daß, wenn man im Freien nach ihnen leichte Gegenstände wirft, sie nur noch fleißiger singen, wie im Triumphe, der Gefahr entgangen zu sein. Durch diesen ausgezeichneten, merkwürdigen Gesang belohnen sie dem Liebhaber die Mühe reichlich, die er zu ihrer Erhaltung verwenden muß und werden für denselben von hohem Wert. Im Freien tragen sie ihren Gesang auf dem Gipfel eines Gebüsches oder in den dichten Zweigen der Bäume vor und lassen sich ungescheut zuhören, so lange man Lust hat. — Ihre Lockstimme ist schnalzend, aber sanfter als bei den Grasmücken; sie klingt „däbädä derhui" oder „däckderhui", die Jungen schreien „häb häb häbäbät".

Diese Vögel mausern sich, wie oben bemerkt, je nach dem Alter von Dezember bis fast zum März, eine schwierige Periode, während welcher man die Achtsamkeit in der Pflege verdoppeln muß. Sie fangen bisweilen schon im November, oder doch im

Dezember, selten später, ihren trefflichen Gesang an und setzen ihn bis Johannistag fort; manche singen auch bei Nacht, was jedoch zu den Seltenheiten gehört.

Ihr Fang geschieht vermittelst eines Lockvogels, mit Leimruten; am leichtesten mit den Jungen in der Nestfalle, wobei ich aber zu bemerken habe, daß sie mit allen Methoden, als listige Vögel, schwer zu fangen sind und die Geduld öfters auf eine harte Probe stellen. Lockvögel dieser Art sind schwer zu erziehen, und die Leimruten vermeiden sie so viel als möglich, ja bei ungeschickter Anwendung meiden sie deshalb oft ganz und gar das Nest. Wer daher nicht gut damit zu verfahren weiß, wende sich lieber an einen erfahrenen Vogelfänger.

Ihre Krankheiten sind hauptsächlich die Dürrsucht und Stulpen an den Füßen. Die Stulpen sind eine hornige Ueberhaut, welche die Elastizität der Beine behindert und dadurch die Bewegungen teilweise hemmt. Diese hornige Haut, welche sich meist auch schon an einzelnen Stellen abgelöst hat, muß beseitigt werden. Man badet die Füßchen etwa 5 Minuten in lauwarmem Seifenwasser und löst dann die erweichte Oberhaut sanft, von unten nach oben ab. Blutung soll nicht vorkommen; wenn doch, so bestreicht man die abermals gebadeten und rein gemachten Füßchen mit Glycerin. Die Dürr- und Schwindsucht ist mit bestem Futter und Freiflug zu kurieren.

Der Sprach-Laubsänger. Ficedula polyglotta, *Vieillot.*

Sprachmeister, Sprachspötter, Kurzflügeliger Gartenspötter. — Sylvia polyglotta, *Vieill.* 1819; Fic. polyglotta, *Schl.* 1844; Hyp. polyglotta, *Degl. & G.* 1849; *A. Br.*; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves.*

Dem Gartenlaubvogel ähnlich, etwas kleiner; der Flügel kürzer, weil die 4. Schwinge die längste ist; 2. gleich der 6.; die 1. Schwinge länger als die Handdecken; die Färbung des Unterkörpers lebhaft gelb. Das Weibchen ähnlich. — Heimat in Süd-Europa, von Portugal bis Dalmatien, und in Nordwest-Afrika.

Der Oelbaum-Laubsänger. Ficedula pallida, *Ehrenberg.*

Blaßspötter, Kleiner Olivensänger. — Sylvia pallida, *Ehrenberg* 1828; — S. elaica, *Linderm.* 1843; — Fic. elaica, et ambigua, *Schl.* 1844; — Hyp. elaica, *De Murs* 1845; *v. Hom.* 1885; — Hyp. pallida, *Gerbe* 1852; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886.

Dem Gartenlaubvogel ähnlich, aber merklich kleiner und mit viel schmälerem Schnabel. Oberseite olivenbräunlich, Zügel weiß; Unterseite schmutzigweiß; Unterflügel und Unterschwanzdecke rein weiß. — Bewohnt Süd-Europa, West-Asien und Nord-Afrika bis Abessinien.

Der Oliven-Laubsänger. Ficedula olivetorum, *Strickland.*

Großer Olivensänger, Olivenspötter. — Sylvia olivetorum, *Strickl.* 1835; — Salicaria olivetorum, *Gould* 1837; — Fic. olivetorum, *Schl.* 1844; — Hyp. olivetorum, *Gerbe* 1844; — Calamodyta olivetorum, *Gray* 1846.

Größer und dunkler gefärbt als unsere Gelbe Grasmücke. Er ist oben olivengrau, unten weiß mit rostfahlem Anflug, Weibchen etwas matter gefärbt; 3. Schwinge am längsten; 2. zwischen 4. und 5. — Bewohnt Süd-Europa und Klein-Asien bis zum Roten Meer. Ein verträglicher Vogel, der gern im Flugkäfig unterhalten wird, dessen Gesang sich aber mit dem unserer Gelben Grasmücke nicht messen kann.

Zweite Gruppe: Zwerglaubsänger, Phylloscopus, *Boje* 1826.

Sibilatrix, *Kaup* 1829; — Sylvicola, *Eyton* 1836; — Reguloides, *Blyth* 1847; — Phyllobasileus, *Cab.* 1850. — Die Familienbeschreibung paßt teilweise hieher. Die Füße sind etwas schwächlich, die Farbe derselben verschieden und darauf zu achten, da sie bei einigen Arten als unterscheidendes Kennzeichen angegeben wird; meistens die 3. und 4. Schwinge am längsten: der mittellange Schwanz schwach oder gar nicht ausgeschnitten, der Körper gestreckt, die Befiederung locker; über den Augen ein heller, durch dieselben ein dunkler Streifen. — Diese kleinen Sänger beleben die Wälder, manche auch die Gärten, mit ihren einfachen — aber fleißig vorgetragenen Melodien auf das angenehmste; sie sind die wahren Verkündiger der schönen Jahreszeit. Ihre hübschen Nester bauen sie niedrig auf oder über dem Boden im Pflanzenwuste; oben sind dieselben backofenförmig überwölbt, das Schlüpfloch auf die Seite gerichtet.

Diese Gruppe ist — nach E. v. Homeyer — eine sehr schwierige, weil sie noch manche sehr ähnliche, deshalb schwer zu bestimmende Arten beherbergt, so namentlich im nordöstlichen Rußland und im angrenzenden Sibirien; dahin gehören z. B.: Ph. Middendorfi, *Meves*, u. Ph. coronata, *Temm. & Schl.* (Ornis 1886, S. 226—232.) Von etwa 20 Arten hier beschrieben: 6 Arten.

Der Wald-Laubsänger. Ficedula sibilatrix, *Bechstein.*

Taf. 2, Fig. 6.

Buchenlaubvogel, Grüner-, Zirpender Laubsänger, Grüner Spötterling. — Motacilla (später Sylvia) sibilatrix, *Bechst.* 1795, 1807; *Naum.* 1823; *Br.* 1831; *Glog.* 1834; — Sylvia sylvicola, *Lath.* 1802; — Fic. sibilatrix, *Koch* 1816; *K. & Blas.* 1840; — S. flavicola, *Vieill.* 1816; — Phyllopneuste sibilatrix, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Phylloscopus sibilatrix, *Blyth* 1844; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Dieses hübsche Vögelchen sieht der Gelben Grasmücke und dem Fitis ähnlich, doch ist es merklich kleiner, als die Gelbe Grasmücke, aber größer als der Fitis. Auch hat es längere Flügel und einen etwas tiefer ausgeschnittenen Schwanz, als die andern Vögel dieser Familie, und die Färbung seiner Oberseite fällt mehr ins Grüne als ins Graue.

Kennzeichen. Oberleib zeisiggrün, oder hell olivengrün; über dem Auge ein gelber Strich; Vorderhals und Seiten der Oberbrust lichtgelb, der übrige Unterleib rein weiß; die Zügel und ein Strich durch das Auge schwärzlich; die untern Flügeldeckfedern am Flügelrande hellgelb, grau gefleckt; die Füße schmutzig rötlichgelb. Die 1. Schwungfeder sehr klein und kurz, die 2. von gleicher Länge mit der 4. Die ruhenden Flügel decken den Schwanz bis auf ½ Zoll; die erste Schwanzfeder die längste.

Seine Länge beträgt 12 cm, die Schwanzlänge 4,8 cm und die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 7,4 cm, die Schnabellänge 0,9 cm, die Höhe des Laufs 1,8 cm. Größe der Zaungrasmücke.

Beschreibung. Der Oberleib ist graulich gelbgrün, oder matt zeisiggrün, der Hinterrücken und Steiß etwas heller; über das Auge läuft ein schön hellgelber Streif; die Zügel sind schwarzgrau, und diese Farbe setzt sich in einem Streif durch die Augen über die Schläfe fort; die Kehle ist gelblichweiß; Wangen, Vorderhals und Oberbrust blaß schwefelgelb; der übrige Unterleib schneeweiß und zart; die Kniefedern graulich. Die Flügelfedern sind schwarzgrau, gelbgrün gesäumt, die Schwanzfedern schwarzgrau und gelbgrün gekantet. Der am Kopf etwas breite Schnabel ist gelblich fleischfarben, an der Spitze dunkler, über den Mundwinkeln stehen schwarze Borstenhaare; der Rachen lebhaft gelb; der Augenstern dunkelbraun; die Füße sind dünn, von Farbe rötlichgelb, und die Sohlen gelb. — Das Weibchen ist ein klein wenig blässer gezeichnet, namentlich die gelben und grünen Stellen, auch etwas kleiner, aber ohne gegenseitige Vergleichung doch schwierig zu unterscheiden. — Die Jungen im Nestgefieder gleichen den Alten, sind nur etwas matter gefärbt.

Der Waldlaubsänger kommt im mittlern Europa als Brutvogel vor, ist schon in England und Schweden selten, im waldarmen Holland gar nicht, und bewohnt in Italien nur die bewaldeten Höhen. In den Laubwäldern Deutschlands ist dieser Laubsänger ziemlich verbreitet; in West-Asien scheint er nicht häufig vorzukommen. In Griechenland nur auf dem Durchzuge. Im Winter in Egypten und in Abessinien.

Es ist ein echter Waldvogel und kommt nur in der Zugzeit in buschreiche Umgebungen der Städte und Dörfer; sobald diese vorüber ist, zieht er sich in ebene und bergige Waldungen zurück, und ist daselbst die Sommermonate hindurch anzutreffen. — Bei uns sind es die gemischten Waldungen, welche er bewohnt. Buchen zieht er überall vor, wenn solche auch nur in kleinen Beständen im Nadelwald eingesprengt sind. In zusammenhängenden Buchenwaldungen ist er zuweilen recht häufig zu finden. In großen gut bestandenen Anlagen, wo noch Buschwerk den Boden schützend bedeckt, siedelt er sich ebenfalls an. — Im reinen Laubholzwalde, mag er trockenen oder feuchten Boden haben, sucht er namentlich Stangenholz auf, wo noch Gebüsche, Gras u. a. gedeihen können. Große zusammenhängende Waldungen sind ihm jederzeit lieber, als einzelne isolierte Feldhölzer. Er hält sich in hohen Baumkronen, in den Gipfeln niederer Bäume und auf hohem Unterholz auf und kommt selten in das niedrige Gebüsch. Gegen den Herbst, wenn sich die Zugzeit nähert, kommt er auch in Feldhölzer und Obstbaumpflanzungen, aber viel seltener als Weiden- und Fitissänger; zuweilen auch in die naheliegenden Rohrteiche und in die Gemüsepflanzungen der Gärten und Aecker. — Er verweilt nur kurze Zeit bei uns, daher man

ihn mit Recht Sommervogel nennt; er kommt Ende April oder Anfang Mai und verläßt uns im August und Anfang September wieder.

Sie nisten tief in größern Waldungen, und am häufigsten in den gemischten, wo der Boden mit üppigem Gras, Moos, Haidekraut, Heidelbeeren und dergleichen bedeckt ist, doch nicht auf sumpfigem Boden, welchen sie verabscheuen, auch nicht in allzu jungen Laubholzschlägen. In dem Revier, wo man das Männchen hört, findet man das Nest sicher in einem Umkreis von hundert Schritten, zuweilen da, wo zwischen dem dürren Laube oft nur wenige grüne Pflanzen hervorsprossen. Es ist aber äußerst schwer zu finden, weil es stets auf dem Erdboden selbst, zwischen alte Baumwurzeln, welkes Gras, Moos, Haidekraut u. a. gebaut ist; auch seine Bauart erschwerte das Aufsuchen, wenn es nicht meistens der herausfliegende Vogel verriete; das klägliche und heftige Schreien der Alten führt jedoch den scharfsinnigen Sucher meist in die Nähe dieser Stelle. Das Nest ist oben stets überwölbt und der Eingang zur Seite angebracht; der letztere ist so groß, daß man fast immer die Eier darin liegen sehen kann. Das Hauptmaterial desselben bildet altes Laub, Moos, dürres Gras, wobei sich der Vogel stets nach seiner nächsten Umgebung richtet, um das Nest so wenig als möglich bemerklich zu machen; denn steht es im Gras, so ist der Bau sicher von Gras, im Moos verwenden sie ebenfalls Moos, im trockenen Laub eben wieder dasselbe; es ist deshalb immer schwer in dem Wuste zu finden. Der innere Ausbau ist mit zarten Hälmchen belegt, auch wohl mit Pferdehaaren und Wolle gepolstert, nicht aber mit Federn, was gerade das Nest charakterisiert. Ende Mai findet man in diesem Neste 5 bis 6 niedlich geformte, meist kurzovale, aber nicht glänzende Eier, welche auf rein weißem Grunde mit Punkten und kleinen Fleckchen von einer schwärzlich violetten Purpurfarbe überfäet sind, zwischen welchen sich öfters auch aschgraue Punkte zeigen, die nicht selten am stumpfen Ende eine Art von Kranz bilden, aber im ganzen wenig auffallen. Die Flecken sind weder sehr dicht, noch sehr spärlich, am spitzen Ende seltener, und nehmen sich allerliebst aus. Maße märkischer Eier: 15,27 + 12,3 mm. In den Mittagsstunden wird das Weibchen vom Männchen einige Zeit abgelöst, und nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Gegen Störungen sind sie nicht so empfindlich, als manche andere Vögel, weshalb man es schon eher wagen darf, nach ihren Eiern zu sehen. Sie brüten nur einmal im Jahre. — Die Jungen kann man mit Ameiseneiern, Käsequark und Fleischstückchen erziehen und bald an ein künstliches Futter gewöhnen.

Im Freien sind es ziemlich scheue, lebhafte und muntere Vögel, welche sich meistenteils in der Höhe der Baumkronen herumtreiben, und da von Zweig zu Zweig fliegen. Der Flug ist schön und gewandt, in die Nähe schußweise flatternd, in die Ferne in einer unregelmäßigen Schlangenlinie. Ein eigenes Wippen mit dem Schwanze nach unten hat auch dieser Laubvogel, wie seine Vettern. Ihre Nahrung besteht aus Fliegen, Mücken, Larven, kleinen Räupchen und dergleichen, gegen den Spätsommer naschen sie auch Waldbeeren. — Die Behandlung dieses zarten Vogels im Zimmer ist wie bei der Gelben Grasmücke, doch ist er nach meinen Erfahrungen nicht so empfindlich, wie diese, und leichter durchzubringen. Mehlwürmer täglich, sowie auch Ameiseneier, dürfen aber nicht fehlen. Bei gutem Futter kann man sie auch im Zimmer fliegen lassen, wo sie noch nebenbei die lästigen Fliegen wegfangen.

Der Gesang des Männchens klingt wunderlich, in einem hohen Tone pfeift oder schwirrt es in eigentümlicher Weise: „Si ssi ssi ssi ssi — sirrrr", dann fortsetzend und abschließend folgt der weiche Lockton: „fiid fiid fiid!" Naumann drückt Gesang und Lockton aus: „zipp zipp zipp zipp sipp sipp sipp sirrrr djü djü djü!" Es scheint das Vögelchen Anstrengung zu kosten, diese abgesetzten Töne hervorzubringen. Dabei bläst es die Kehle auf, läßt die Flügel etwas hängen und stellt auf dem Kopf ein Häubchen. Ihre Lockstimme ist ein sanftpfeifendes „hüid hüid" und ein flötendes „djü djü djü".

Die bei ihnen gewöhnlich vorkommende Zimmerkrankheit ist die Dürrsucht. Siehe Gelbe Grasmücke. Gefangen werden sie wie andere Vögel dieser Art mit Schlaggärnchen, Leimruten, Sprenkeln und in der Nestfalle.

Der Berg-Laubsänger. Ficedula Bonelli, *Vieillot.*

Taf. 2, Fig. 9.

Bonelli's Laubsänger, Brauner-, Grünsteißiger-, Weißbauchiger Laubvogel. — Sylvia Bonellii, *Vieill.* 1812; — S. Nattereri, *Temm.* 1815; — S. prasinopyga, *Licht.* 1824; *Glog.* 1834; — Phyllopneuste montana, et Bonellii, *Bp.* 1850; *Br.* 1855; *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Fic. Bonelli, *K. & Bl.* 1840; — Phylloscopus Bonellii, *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Dieses Vögelchen nähert sich hinsichtlich des Oberkörpers (den grünen Bürzel ausgenommen) am meisten dem Weidenlaubvogel, hinsichtlich der Körpergröße, der Flügel- und Schwanzfedern aber dem Waldlaubvogel; durch das Weiß des Unterkörpers zeichnet es sich jedoch auffallend genug vom Weiden-, Wald- und Fitislaubvogel aus.

Kennzeichen. Der Oberleib ist grünbraun, über dem Auge ein gelblichweißer Streif; Kehle Gurgel und der übrige Unterkörper weiß; in den Weichen rostfahl verwaschen; der Bürzel gelbgrün überlaufen; die Schwing- und Schwanzfedern fein hellgelbgrün gesäumt. Das Ende der zweiten Schwinge zwischen der sechsten und siebenten; die vierte von gleicher Länge mit der dritten oder kaum merklich länger. Der Schnabel, nach hinten ziemlich breit, nach vorn pfriemenförmig spitz, ist gelbrötlich weiß, oben hornbraun; Mundwinkel und Rachen hellgelb, 6,8 cm lang; der Augenstern dunkelnußbraun; die Füße schmutzig rötlichgelb, die Sohlen hellgelb. — Zwischen Männchen und Weibchen findet sich äußerlich fast kein Unterschied, als daß letzteres etwas kleiner und das Gelbgrün am Flügel, Bürzel und Schwanz weniger schön ist.

Länge 12 cm, wovon 4,8 cm auf den schwach ausgeschnittenen Schwanz abgehen; Flugbreite 18 cm, die Länge des Flügels vom Handgelenk bis zur Spitze 6,3 cm. Größe des Fitis.

Der Berglaubsänger bewohnt die südlichen Länder Europas am Mittelmeer, von Spanien bis Griechenland, nordwärts bis in die Schweiz, auch in Süd-Deutschland und Oesterreich, ostwärts in West-Asien; auf dem Zug in Nord-Afrika, westwärts bis in das Stromgebiet des Senegal, ostwärts in ganz Nordost-Afrika.

Der Aufenthalt dieses kleinen Laubsängers ist in gebirgigen oder wenigstens hügeligen, dabei hochgelegenen Gegenden, besonders in den nach Süden gelegenen Waldungen; selten bei uns in Württemberg auf der schwäbischen Alb, an deren Abhängen gegen den Federsee und das Donauthal, am Roßberge u. s. w. Er bewohnt Laubwälder, welche vereinzelte Hochstämme von Eichen, Buchen, Ahorn, Aspen, Birken u. dgl., dagegen viel Unterholz von Haseln, Dornen und anderm Gesträuch, auch sonst mit niederm Pflanzenwuchs gut überwachsenen Boden haben, wo es nicht an freien, sonnigen, mit Gestrüpp bedeckten, wenn auch steinigen Plätzen fehlt. Doch bewohnt er auch mit Nadelholz gemischte Waldungen, selbst aus Lärchen und Tannen bestehende Nadelwälder, wenn sie obige Eigenschaften haben. — Er erscheint als Zugvogel nicht leicht vor Ende April, meistens erst im Mai, und verläßt seine Nistplätze schon wieder gegen Ende Juli.

Das Nest steht stets auf dem Erdboden unter Gras und Farnkraut versteckt, in einer kleinen Vertiefung des Bodens oder zwischen überwachsenem Steingeröll unter dem Gestrüpp, und es ist schwer zu entdecken, weil das Weibchen, welches den Bau des Nestes besorgt, die überhängenden Spitzen der halbvertrockneten Pflanzen- und Grasblätter auf den Bau herabzieht und nur seitwärts ein kleines Loch offen läßt. In der zweiten Hälfte des Mai findet man etwa 5 niedliche Eier, welche in 13 Tagen von dem Weibchen allein ausgebrütet werden. Diese sind kurzoval, haben eine feinkörnige, fast glanzlose Schale, welche auf weißem Grunde mit Rotbraun (nicht Purpurbraun) fein punktiert und getüpfelt sind, wobei die Zeichnungen am Stumpfende sich mehr anhäufen. Die Färbung der erwachsenen Jungen ist oben graulich olivenbraun, mit kaum bemerkbarem grünlichen Anfluge auf dem Bürzel und den obern Schwanzdeckfedern.

Die Behandlung dieses Vögelchens im Zimmer muß so sein, wie es bei der Gelben Grasmücke angegeben ist.

Der Gesang lautet nach Landbeck etwa wie: „s-e-e-e-e-e-e-e trrreeeh, babababababa wuit wuit wuit“ u. s. w., doch hört man auch denselben anders moduliert. Die Lockstimme klingt: „hoi eb“, bei trauriger Veranlassung: „we ieb“! Der Gesang, den das Männchen von seiner Ankunft bis zum Juli fleißig hören läßt, ähnelt einigermaßen dem ersten Teile der Melodie des Waldlaubvogels, ist aber eigentümlich genug, um ihn sogleich von allen andern zu unterscheiden.

Der Fitis-Laubsänger. Ficedula trochilus, *Linné.*

Taf. 2, Fig. 7.

Fitissänger, Birkenvogel, Flötenlaubvogel, Sommerkönig, Großes Weidenblatt, Schmittl, Wisperlein, Backöfelchen. — Regulus non cristatus, *Aldr.; Will.; Ray.; Albin; L.* cit. 1746—66; — Motacilla trochilus, *L.* 1758—66; *Gm.*; — Sylvia trochilus, *Lath.* 1790; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; — Mot. (später: Sylvia) fitis * *Bechst.* 1795, 1807; Phyllopneuste trochilus, *M. & Wolf* 1815; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Fic. fitis, *Koch* 1816; — Regulus fitis, *Cuv.* 1817; — Phylloscopus fitis, *Br.* 1831; — Fic. trochilus, *K. & Blas.* 1840; — Phyllosc. trochilus, *Rchw.* 1884; *Meves.* — * Den Namen „Fitis" gab Bechstein diesem Vögelchen wegen seiner weichen Locktöne.

Dieses Vögelchen sieht dem Weidenlaubvogel sehr ähnlich, ist übrigens stets ein wenig größer, von Farbe gelblicher, und die Füße sind immer heller gefärbt. Mit dem Waldlaubvogel verglichen, ist es kleiner, grauer und weniger grüngelb als dieser.

Kennzeichen. Oben grünlich grau, unten gelblich weiß; die untern Flügeldeckfedern am Rande schön schwefelgelb; die Wangen gelblich; die Füße gelblich fleischfarben. Die 1. Schwinge sehr kurz, reicht über die obern Deckfedern hinaus; die 2. nicht ganz so lang als die 3., und von gleicher Länge mit der 6. Die ruhenden Flügel decken den Schwanz bis auf 2,5 cm.

Die Länge dieses Vögelchens beträgt 11,2 cm, wovon der Schwanz 4,5 cm mißt; die Breite beträgt 18,5 cm, der Schnabel ist 0,9 cm lang, und die Höhe des Fußrohrs 1,8 cm. Kaum kleiner als der Waldlaubsänger.

Beschreibung. Der ganze Oberleib ist gelblich grüngrau; von der Nase zieht sich ein bleichgelber Streif über das Auge hin; die Zügel und ein Strich durch das Auge dunkelgrau; die Wangen bleichgelb und grau überflogen, so auch die Halsseiten und Weichen; Kehle, Gurgel und Oberbrust schön bleichgelb, die Mitte der Unterbrust und der Bauch weiß; die untern Schwanzdeckfedern sehr bleichgelb. Die größern Flügelfedern sind dunkelgrau, olivengrün gesäumt, ebenso die Schwanzfedern; die äußerste Schwanzfeder noch mit einem weißlichen Außensäumchen. Der dünne Schnabel ist schwärzlich braun, der Rachen gelb; die Augen dunkelbraun; die Farbe der Füße schmutziggelb. Das Weibchen ist an der Brust bläſſer gelb. — Die Jungen im Nestgefieder sehen den Alten ganz ähnlich, nur ist die Färbung trüber.

Als Abänderung gehört hierher wohl der Baumlaubvogel, Fic. sylvestris, *Meisner* 1824, der in der Färbung zwischen dem Fitis- und Weidenlaubvogel steht, und sich auch durch den Gesang unterscheiden soll, welcher aus dem beider Vögel zusammengesetzt ist; derselbe lautet: „dididiediedie diü diü dea dia hoida dilm delm dilm delm dilm"! Darüber äußert sich Dr. Blasius, daß er nicht selten Fitise gehört habe, welche mit einem drei- oder vierfachen „delm" schlossen, und daß man deshalb F. sylvestris nicht in die Reihe der unzweifelhaften Arten einordnen dürfe. Eher wäre an eine Bastardierung zu denken.

Der Fitis hat eine weite Verbreitung und wird nordwärts bis ins mittlere Schweden und Schottland, einzeln selbst bis zum Polarkreis und darüber hinaus getroffen. Er bewohnt als Brutvogel ganz Europa und einen großen Teil West-Asiens. In Bulgarien gemeiner Brutvogel; er überwintert schon in den Ebenen Griechenlands und in Klein-Asien; in Nordost-Afrika bis Nubien, und in Indien. Er bewohnt zusagende ebene Walddistrikte, wie hügelige, und selbst Gebirgswälder, besonders im Süden, in denen er so hoch hinaufgeht, bis das Knieholz beginnt. Trotzdem ist er weichlicher als sein kleiner Vetter, der Weidenlaubvogel, denn er kommt erst Anfangs und Mitte des April und verläßt uns schon von August an bis in den September hinein. In Deutschland ist er allenthalben bekannt; bei uns unter seinen nächsten Verwandten, samt dem Weidensänger, der gewöhnlichste.

Er ist ein Waldvogel und zieht den Laubwald dem Nadelwalde stets vor, besonders wenn solcher mit Birken gemischt ist, die er bevorzugt. Im reinen Nadelwald findet man ihn selten, in gemischten Gehölzen ist er dagegen sehr gern; doch muß er immer dichtes Gebüsch und niedriges Unterholz haben, mag nun der Boden bergig, eben, oder sogar sumpfig sein. Die Nähe des Wassers ist ihm angenehm. Junge Schläge und alten Hochwald sucht er zu vermeiden. Stangenholz, wenn es mit Gesträuch von Birken, Haseln, Weiden, Aspen, Hartriegeln u. s. w. verwachsen ist, zwischen denen stellenweise auch hohes Gras und andere Pflanzen gedeihen, ist ihm das angenehmste. Aber nicht allein in großen Wäldern, sondern auch in kleinen Feldhölzern, in verwilderten heckenreichen Gärten, und in andern buschreichen Umgebungen von Städten und Dörfern sieht und hört man diesen Vogel, besonders während der Zugzeit. Er hält sich aber auch als Brutvogel an solchen Stellen auf, wo Bäume ganz fehlen und sich nur Weidengebüsch bis zu 10 Fuß Höhe vorfindet,

wie an manchen Stellen des Elbufers. Auf dem Südabhang der Gebirge des hohen Nordens nimmt er selbst mit Knieholz vorlieb, besonders wenn solches Birken sind.

Sie nisten meist im dichtesten Gestrüpp unter langem Gras, im Moos, unter Baumwurzeln, an den Stämmen, oder auch an kleinen freien Plätzen zwischen dem Gesträuch oder am Rande einer Waldwiese, und das Nest ist immer so versteckt, daß es außerordentlich schwierig aufzufinden ist. Es steht fast immer unmittelbar auf der Erde, selten ein wenig höher, manchmal sogar in kleinen Vertiefungen; am häufigsten jedoch in einem alten Grasbüschel, wo die Blätter desselben, altes Laub und Moos schon halb die Decke bilden. Von oben ist es überwölbt mit einem kleinen Eingang auf der Seite, der so eng ist, daß man die Eierchen nicht sieht. Es sieht gerade so aus, wie die Löcher, welche sich Mäuse im Gras und Moos hie und da zu bilden pflegen. Von außen besteht es aus Moos, Halmen und trocknen Blättern, innen ist es fein, wie gedrechselt, und mit Pferdehaaren, Wolle und Federn ausgelegt; es ist selten, daß man nicht einzelne Rebhuhnfedern in einem solchen Nest findet. In der letzten Hälfte des April findet man darin 5—7 nette Eierchen, welche am stumpfen Ende stark abgerundet, am andern aber merklich spitzig sind und sich schon durch diese Form von denen des Waldlaubvogels unterscheiden. Sie haben eine zarte Schale, glänzen etwas, und sind auf gelblich weißem Grunde mit heller Rostfarbe bespritzt und punktiert, und zwar öfters am stumpfen Ende etwas dichter, sonst aber ziemlich gleichförmig über die ganze Fläche verbreitet. In der Form ähneln sie denen des Weidenlaubvogels, aber nicht in der Farbe; auch sind sie etwas größer. Maße märkischer Eier: 15,4 + 11,6 mm. — Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, welche sogleich ausfliegen, wenn sie nur notdürftig fortkommen können. Wenn man während der Brut an den Nestplatz kommt, so fliegt das Weibchen ganz matt und niedrig über dem Boden hin; haben sie aber Junge, so gebärden sie sich viel ängstlicher, und flattern, sich ganz lahm stellend, dicht vor ihrem Feinde über die Erde, um ihn zum Verfolgen zu reizen, und lassen dabei unablässig ihr „hüid hüid hüid" hören. Sie machen gewöhnlich zwei Bruten.

Dieses Vögelchen ist im Freien gar nicht scheu, denn es treibt sein Wesen vor den Augen des Beobachters meistens ohne alle Furcht, zumal bei naßkalter Witterung, wo es sich ganz in der Nähe beobachten läßt. Es ist ein munteres, gewandtes Tierchen, das in steter Unruhe durch die Zweige der Baumkronen flattert; dabei bemerkt man auch ein ganz eigenes Wippen des Schwanzes nach unten. Es fliegt ungescheut von einem Busche zum andern, selbst über große, freie Flächen. Im Freien nährt es sich von einer Menge kleiner, fliegender Insekten, die es durch die Zweige flatternd verfolgt, oder auch manchmal außerhalb derselben in der Luft wegschnappt. Auch kleine Raupen und Larven lesen sie auf. Wenn man sie im Zimmer fliegen läßt, fangen sie die Fliegen mit großer Geschicklichkeit weg, wie die Fliegenfänger, tragen sie aber an ihren Standort und verzehren sie daselbst. Gewandt und fleißig, befreien sie das Zimmer in kürzester Zeit von allen Fliegen; wenn es in der Höhe an Fliegen mangelt, so begeben sie sich niedriger und machen sich endlich an das künstliche Futter.

Im Käfig halten sie sich recht gut, wenn man ihnen das Nachtigallfutter gibt und dasselbe noch mit Ameiseneiern und Mehlwürmern würzt. Auch fressen sie rote und schwarze Holunderbeeren, sowie sie auch Kirschen und weiche reife Feigen anpicken. Ein Flugkäfig voll dieser und anderer der niedlichen Laubsänger bietet des Unterhaltenden viel, und der Chorgesang bildet ein sehr angenehmes Konzert. Frisches Wasser zum Trinken und zum Baden darf man ihnen zu ihrem Wohlbefinden nicht fehlen lassen.

Der Gesang dieses Vogels ist zwar wenig abwechselnd, aber doch recht angenehm und fast etwas schwermütig. Er besteht aus einer Reihe sanfter Töne, die von der Höhe etwa um eine Quinte sinken und ungefähr so lauten: „dididibiebie düe düe dea dea dei deiba". — Es ist ein fleißiger Sänger, der vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein singt, und gewiß schon von jedem, der den Wald öfters besuchte, gehört worden ist, wenn er auch das kleine Vögelchen in dem Gezweige nicht bemerkte. Die Lockstimme ist wie beim Gartenrötling „hüid hüid", nur noch etwas sanfter.

Außer der Dürrsucht ist mir keine andere Krankheit bei ihm bekannt. — Gefangen werden sie mit einem Lockvogel, wenn es auch ein anderer, als von ihrer Art sein sollte;

diesen stellt man mit dem Käfig dahin, wo sie singen, besteckt denselben mit Leimruten, und sie werden darauf zufliegen und hängen bleiben. Ferner fängt man sie mit Sprenkeln, mit Leimrutenstöcken, welche man im Frühjahr bei ihrer Ankunft in die Hecken steckt, wo sich der Vogel aufhält, und denen man sie langsam zutreibt.

Der Weiden-Laubsänger. Ficedula acredula, *Linné.*

Taf. 2, Fig. 8.

Stotternder Laubvogel, Stotterer, Kleinster-, Grauer Laubvogel, Weidenzeisig, Weidenmücke, Tannenlaubvogel, Grauer Zaunkönig, Mitwaldlein, Tyrannchen, Muckenschnäpperle, bei uns Zilpzalp. — — Muscipeta minima, *Frisch* 1736; — Regulus cinereus, *L.* 1746—48; — Motacilla acredula, *L.* 1758—66; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1795; *Pall.* 1811; — Curruca rufa *, *Briss.* 1760; — Mot. rufa, *Gm.* 1788; — Sylvia rufa, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1823; — S. collybita, *Vieill.* 1816; — S. abietina, *Nilson* 1819; *Glog.* 1834; — S. nemorosa, *Baldenst.* 1822; — Phyllopneuste rufa, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Fic. rufa, *K. & Blas.* 1840; — Phylloscopus rufus, *Rchw.* 1884; — Phyllosc. collybita, *Meves* 1886. — *Zu dem Beiwort „rufa" bringe ich eine Note aus Glogers Handbuch 1834, S. 218, in Erinnerung. Dort hat Gloger diesen Namen, welcher von Brisson und Gmelin, dann weiterhin von Latham und (seinem Uebersetzer) Bechstein, eingeführt wurde, mit Recht getadelt, da dieses Vögelchen nichts Rotes an seinem Gefieder hat, derselbe also weder der Bedeutung nach, noch auch chronologisch richtig zu gebrauchen ist. Linné hat das Vögelchen in seiner Fauna suecica 1746 (nr. 237) gut beschrieben, daher wäre zu wünschen, daß obiger Name — Linné zu Ehren — vorangestellt würde. Auch sind sämtliche Namen, welche vor und nach Brisson gegeben wurden, besser bezeichnend.

Der Weidenlaubsänger gehört — nebst dem Goldhähnchen und dem Zaunkönig — zu den kleinsten europäischen Vögelchen. Je schwerer er aber durch sein unscheinbares Kleid und durch seinen Aufenthalt in hohen Baumkronen zu bemerken ist, um so leichter macht er sich durch seinen auffälligen, hellen, kurz artikulierten Ruf bemerkbar, welcher deutlich die Silben: „Zilpzalp zilpzalp zip" ausdrückt und uns den kleinen Sänger anzeigt.

Kennzeichen. Oben grünlich braungrau, unten schmutzigweiß, in den Seiten gelblich; die Wangen bräunlich; der Flügelrand blaßgelb; untere Flügeldeckfedern gelb; die Füße braunschwarz mit gelben Sohlen. Die 1. Schwingfeder ist sehr klein und schmal, die 2. merklich kürzer als die 3. und von gleicher Länge mit der 7., die 4. und 5. am längsten. Die ruhenden Flügel decken den Schwanz bis auf 2,4 cm.

Die Länge dieses keinen Vögelchens beträgt 10,8 cm; die Flügelbreite 17 bis 19 cm; die Länge des Schwanzes 4,5 cm; der Schnabel ist 0,6 cm lang, der Lauf 1,6 cm hoch. Kaum Größe des Zaunschlüpfers.

Beschreibung. Der Oberleib ist schmutzig olivengrün, auf dem Bürzel ist diese Farbe am schönsten; vom Nasenloch zieht sich ein bräunlichgelber Streif über das Auge; die Zügel sind dunkelgrau; die Wangen hellbräunlich; Kehle und Brust blaß bräunlichgelb; in der Mitte die Brust und der Bauch weiß; der Flügelbug und Flügelrand lichtgelblich; die Flügel- und Schwanzfedern sind schwarzgrau, mit olivengrünen Einfassungen. Der Schnabel ist schwächlich, von oben dunkel, der Rachen gelb; die Augen dunkelbraun; die Füße bräunlichschwarz. Das Weibchen ist schwierig zu unterscheiden, kaum bemerkbar sind die Farben etwas blässer. — Vom Fitis unterscheidet er sich durch kleinere Figur und schwärzliche Füße. — Die Jungen sehen den Alten ähnlich, nur ist die Färbung etwas matter.

Man trifft diesen kleinsten Laubsänger als Brutvogel beinahe in ganz Europa von der Breite des südlichen Frankreich bis ins nördliche Schweden, Rußland und West-Asien. Eine sehr nahestehende Art (oder Rasse) findet sich auf Teneriffa. Auf dem Zug durch Süd-Europa in den Donauniederungen in großer Menge; in Griechenland im Winter ziemlich häufiger Vogel, der sich in den Gärten der Städte aufhält und an sonnigen Tagen seinen possierlichen Gesang hören läßt. Er dehnt indessen seine Zuglinie über ganz Nord-Afrika aus von Marokko bis Egypten. „An den nahen Tümpeln der Stadt Tunis im Schilf den ganzen Winter hindurch bis zum März, oft in großer Anzahl vereinigt." (Cab. J. 1888, 192, Dr. König.) Heuglin schreibt: „Im Winter in ganz Nordost-Afrika." Die gleichen Winterquartiere scheint auch Trochilus zu wählen. Das Auftreten unsres Zilpzalp in Schweden ist merkwürdig; den südlichen Teil durchzieht er nur als Wanderer, wogegen er nur in Nord-Skandinavien brütet. In unsern deutschen Waldungen ist er in vielen Distrikten häufig, fehlt aber in andern gänzlich. In den südlichen Gebieten

seines Aufenthalts lebt er während des Sommers in bergigen Gegenden, nicht aber im Hochgebirge. Unter seinen Vettern brütet er am weitesten nordwärts.

Er ist ein Bewohner der Wälder, sowohl der Laub- als Nadelwaldungen, besonders wenn beide Arten miteinander abwechseln; er ist oft ein Nachbar vom Waldlaubvogel, hält sich dann aber meist an den lichtern Stellen des Waldes auf. Die Wälder, welche er bewohnt, müssen mit viel dichtem Unterholz versehen sein, und wenn es Nadelholz ist, viel Bodenanflug und jüngeres Stangenholz haben. Auf dem Zuge besucht er übrigens alles Gebüsch ohne Ausnahme, selbst die Gärten und buschreichen Friedhöfe in der Nähe bewohnter Orte. Man sieht ihn meistens in den Kronen der Bäume und hoch im alten Stangenholz; zur Zeit seines Zuges aber auch im niedrigen Gebüsch. Die Nähe eines Gewässers liebt er ebenfalls, und durch Beobachtungen in meinem Hausgarten, wo einige Weidenbäume stehen, bemerkte ich, daß sich die Wanderer vorzugsweise auf denselben umhertreiben. Als Zugvogel kommt er Mitte März und geht Ende September und Oktober wieder fort, doch trifft man noch im November einzelne Nachzügler, denn unter allen Grasmückenarten ist dies, trotz seiner Kleinheit, der gegen rauhe Witterung härteste Zugvogel; im Frühjahr erster Ankömmling, im Spätjahr letzter Abzügler.

Sie nisten gern auf bergigem oder hügeligem Terrain, das aber nicht feucht oder sumpfig sein darf; in jungen Fichten- und Kiefernwäldchen, besonders gerne da, wo auch Laubholz dazwischen steht; aber auch in Anlagen, größern und kleinern Gärten, auf ältern Friedhöfen, wenn der Boden recht mit Pflanzenwuchs verstrüppt ist. An hohen Bäumen darf es jedoch nicht ganz fehlen; in den undurchdringlichsten Dickichten nisten sie nicht, sondern an lichtern, freieren, mit grasigen Plätzen abwechselnden Stellen. Mitte Juni 1878 fand ich ein Nest in einem hiesigen ältern Friedhof, in einem verwilderten — mit Gras durchwachsenen Moosrosenstrauch, etwa 50 cm über dem Boden, das ganz mit Amselfedern gefüttert war. Trotz mehrfacher Visitation meinerseits kam die Brut glücklich auf. — Am 31. Mai 1881 trieb sich eine Familie — bestehend aus dem Elternpaar und 4 Jungen, längere Zeit in meinem Hausgärtchen umher, welche vermutlich von dem benachbarten Friedhof zugeflogen waren. — Jedes Pärchen hat sein eignes Revier, von welchem es sich nicht weit entfernt; in diesem hat man das Nest zu suchen, das aber nicht leicht zu finden ist. Es steht meistens in einem Wuste, der den Boden pelzartig bedeckt, zwischen Gestrüppe, im Laube, Gras und Moose, gewöhnlich dicht auf dem Boden; in niedrigen Fichtendickichten aber auch bis fast 1 m vom Boden entfernt. Dabei gebrauchen sie die List, stets mit den Materialien ihrer nächsten Umgebung das Aeußere des Nestes zu bekleiden, was das Aufsuchen immer ungemein erschwert. — Das Nest ist oben überwölbt, der Eingang stets auf der Seite, doch ist die Oeffnung mehr nach oben gerichtet, so daß man die Eier in demselben liegen sieht, wodurch es sich von dem Nest des Fitis unterscheidet, wo man die Eier nicht sehen kann. Es bildet einen großen, länglichen Ballen von Moos, Halmen und Gras, innen schön gerundet, und ist mit Pflanzenwolle, Haaren und vielen Federn ausgefüttert. — In demselben findet man Ende April oder Anfang Mai 5 bis 6 allerliebste, niedliche Eierchen, welche auf einem weißen Grunde sehr kleine Flecken und Punkte von schwärzlich rotbrauner oder purpurbrauner Farbe haben, welche sich am dicken Ende etwas anhäufen. Sie sind von etwas kurzer Gestalt, an einem Ende merklich spitzer als am entgegengesetzten, kurz abgestumpften. Die Schale ist sehr zart, doch wenig glänzend. Von den Eiern des Waldlaubvogels unterscheiden sie sich durch geringere Größe und andere Form, auch zieht die Färbung mehr ins Braune, beim Waldlaubvogel mehr ins Violette. Maße märkischer Eier: 14,78 + 11,55 mm. Mit 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, welche man schon Mitte Mai findet; sie werden mit kleinen glatten Räupchen, Fliegen, Mücken u. dgl. aufgefüttert, und verlassen das Nest, sobald ihnen die kleinen Flügel das Fortflattern von Busch zu Busch gestatten. Wenn man sich den Jungen nähert, so kommen beide Alten mit kläglichem Geschrei und ängstlichen Gebärden herbei, umflattern den vermeintlichen Feind und suchen ihn, sich matt und lahm stellend, vom Platz hinwegzulocken. Diese Vögel machen jährlich zwei Bruten, zu Ende des April und im Juni.

Der Weidenzeisig ist, wie vorn bemerkt, einer der kleinsten Vögel in Europa. Mit

größter Gewandtheit flattert er durch die Zweige der Baumkronen, und macht sich durch seine Unruhe auch bald bemerklich; es ist ein keckes, fröhliches Geschöpfchen, immer unstät und flüchtig; dabei gegen seinesgleichen und ihm nahe wohnende Vögel sehr zanksüchtig, und häufig sucht er seinen Mutwillen an ihnen auszulassen, wenn sie auch viel größer sind, als er. So verfolgt er Meisen, Finken, selbst Drosseln und andre, wobei es spaßhaft mit anzusehen ist, wie schnell er dann, wenn sich einer dem kleinen Zänker widersetzt, in die dichten Zweige retiriert und da herausbelfert, sobald er sich sicher glaubt. Auf Grund dieser Zanksucht werden sie auch mit dem Lockvogel gefangen, weil sie gleich mit demselben anzubinden Lust haben. Das eigentümliche Wippen mit dem Schwanze nach unten ist auch diesem Laubsänger eigen.

Ihre Nahrung besteht in Fliegen, Mücken, Haften, Schnaken, Räupchen, Insektenlarven u. dgl., nach welchen sie den ganzen Tag umher suchen und flattern. — Im Herbst fressen sie auch Holunder- und andre kleine Beeren, bis zu deren vollständiger Reife sie bei uns verweilen. In der rauheren Jahreszeit, im März und Oktober, leben sie hauptsächlich von Schnaken, welche um diese Zeit — unbekümmert um das rauhe Wetter — lustig ihr Wesen treiben. — Es sind zarte Vögel, die sich mit Mühe durch Ameiseneier an das feine Grasmückenfutter gewöhnen lassen, doch muß man dasselbe noch mit geriebenem Herz vermischen, und darf das ganze Jahr weder Ameiseneier noch Mehlwürmer fehlen lassen. Wenn man ihnen den Käfig anfänglich mit grünen Tannenzweigen und Binsen umflicht, ist es besser, als mit einem Tuch, weil sie weniger am Heimweh leiden, wenn sie eine Erinnerung an ihren natürlichen Aufenthalt haben. Je größer der Käfig, desto besser erhalten sie sich. Sie baden oft und gern.

Ihren Gesang hört man auf dem Zug im Früh- und Spätjahr in allen größern und kleinern Feldhölzern, selbst in Gärten; im Sommer in den Waldungen, wo er wegen seines eigentümlichen Charakters von jedem aufmerksamen Waldbesucher leicht bemerkt wird; er ist mehr auffallend als schön und wird nur Liebhaber reizen, die dieses Vögelchen wegen seiner sonstigen Niedlichkeit halten. Die abgebrochenen Silben dieses sonderbaren Gesanges lauten: „zilp zalp, zilp zilp zalp, zilp zalp zill!" Wegen dieses wunderlichen Rufes nennt man das Vögelchen bei uns: Zilpzalp. Wenn man den kleinen Rufer in der Nähe belauscht, so hört man noch ein leises „hededede t". Ihre Lockstimme ist ein fein gezogenes „vüid vüid."

Fang und Krankheiten sind wie bei den beiden vorhergehenden.

Der Dickschnäbelige Laubsänger. Ficedula magnirostris, *Blyth.*

Nordischer-, Wander-Laubvogel. — Phyllopneuste magnirostris, *Blyth* 1843; *A. Br.* 1882; — Ph. javanicus, et indicus, *Blyth* 1844, 1845; — Ph. Eversmanni, *Bp.* 1850; — Ph. borealis, *Blas.* 1858 in Naumannia; 1860 in Naum.; — Ph. Kennicotti, *Baird* 1869; — Phylloscopus borealis, *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Oberseite gelblich grasgrün mit durchscheinendem Grau; Unterseite weiß mit schwefelgelbem Anflug; die Weichen grünlichgrau; auf dem Flügel ein gelber Schild, von den hellen Spitzen der äußern großen Flügeldeckfedern der Mittelschwingen gebildet; die schlanken Federn des geraden Schwanzes erreichen ihre größte Breite im Endviertel, und sind mit weißlicher Endkante umsäumt, die unmittelbar neben dem Schafte die größte Breite erreicht. Die kleine 1. Schwingfeder nur wenig größer, als die obern Deckfedern; die 3. oder 4. am längsten; die 2. endet zwischen der 5. und 6.; die 3., 4. und 5. auf der Außenfahne deutlich eingeengt.

Die Länge beträgt 12,4 cm, die Länge des Schwanzes 4,75 cm; die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 6,6 cm; der Schnabel zwischen Nasenloch und Spitze mißt 0,8 cm; die Mundspitze 1,6 cm; die Höhe des Laufs 2,1 cm. Größe des Fitis.

Der Schnabel ist verhältnismäßig stark, besonders an der Wurzel auffallend verdickt, von Farbe dunkelhornbraun, unten wurzelwärts gelber; die Augen tief gelbbraun; Füße bleifarben, ins Bräunliche ziehend, Sohlen gelb.

Dieser Vogel kommt in Sibirien bis zum 70.° nördl. Breite vor, wo er von den Sylvien allein noch in der Gesellschaft des Blaukehlchens angetroffen wird, und ist der

einzige seiner Familie, welcher auch im nordwestlichen Amerika gefunden wurde. In Asien wandert er im Winter südlich bis auf die Inseln des Indischen Archipels. Von Maler Gätke auf Helgoland erbeutet. In seinem Betragen stimmt er mit dem Waldlaubvogel überein.

Der Goldhähnchen-Laubsänger. Ficedula superciliosa, *Gmelin.*

Taf. 3, Fig. 1.

Bindenlaubvogel. — Motacilla superciliosa, *Gm.* 1788; — Sylvia superciliosa, *Lath.* 1790; *Blas.* in Naum. 1860; — Motacilla proregulus, *Pall.* 1811; — Regulus modestus, *Gould* 1832; — Reg. inornatus, *Blyth* 1842; — Reg. proregulus, *Hodgs.* 1844; *Bp.* 1850; — Phyllopneuste modesta, et proregulus, *A. Br.* 1876; — Ph. superciliosa, *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Phylloscopus superciliosus, *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Dieser zierliche kleine Vogel hat Aehnlichkeit mit dem Goldhähnchen, ist aber bei genauer Betrachtung am Kopfe ganz anders gezeichnet, und hat keine weiße Achsel wie jenes.

Kennzeichen. Gefieder oben graugrün, auf dem Bürzel heller und lebhafter grün, mitten über dem Scheitel eine helle grüngelbliche Längsbinde; unten gelblichweiß. Ein gelblicher Streif von der Stirn an bis über die Augen hin. Zwei weißgelbe Querbinden im Flügel. Die Unterseite gelblichweiß, seitlich etwas getrübt; Schwanz und Flügel schwärzlich grünbraun, grüngelblich gesäumt. Die 1. Schwinge länger als die Handdecken, 3. bis 5. am längsten, 2. wenig länger als die 7. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen nur wenig durch eine schwächere Scheitelbinde; ebenso die Jungen, wo sie nur sehr schwach angedeutet ist. — Der Schnabel ist schwach und schlank, von Farbe oben graubraun, unten heller; die Augen sind schwarzbraun; die Füße blaßgrau, etwas ins gelblich Fleischfarbene ziehend.

Die Länge beträgt 10,6 cm, die Länge des Schwanzes 4 cm; die Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 5,6 cm; die Mundspalte ist 5,6 cm; der Schnabel zwischen Nasenloch und Spitze 0,6 cm lang; der Lauf mißt 1,8 cm.

Das mittlere und nördliche Asien ist die Heimat dieses Vögelchens. Am 17. Mai sah Middendorf den ersten Vogel dieser Art, der sehr häufig im ganzen Stanowoi-Gebirge bis auf den Kamm hinauf vorkommt; so auch auf den Inseln, die unfern der Südküste des Ochotskischen Meeres gelegen sind. Auch in Daurien ist es häufig. Von seinem westasiatischen Verbreitungsbezirk überschreitet es zuweilen auch die Grenzen Europas, und kommt dann in verschiedenen Gegenden zum Vorschein, so schon bei Berlin, in Anhalt, in Holland, auf Helgoland durch Maler Gätke schon mehreremal erbeutet; bei Wien, Mailand, auch in Palästina u. a. O. — Dieses Vögelchen bewohnt Gebirgswälder bis zu einer Höhe, wo der Wald aufhört, wo Zwergbäume und Alpenkräuter beginnen. Das Nest steht in verwachsenen Büschen, ist nach Art des Weidenlaubsängers gebaut, oben überwölbt mit einer Oeffnung zur Seite und enthält zu Ende des Mai 3 bis 5, selten 6 weiße, dunkelrot bespritzte Eierchen, die am stumpfen Ende häufig einen Fleckenkranz zeigen. Sie messen: 14 + 11 mm.

Auf dem Wiener und Berliner Vogelmarkte kam dieser interessante Vogel schon lebend vor. Natterer und Heckel, die das Wiener Exemplar (1840) über ein halbes Jahr lang lebend beobachtet hatten, erklärten mit Bestimmtheit, daß es in Benehmen und Stimme nichts mit dem Goldhähnchen gemein habe, sondern mit dem Fitis-Laubvogel übereinstimme.

Vierte Familie: Goldhähnchen, Regulus, *Cuvier.* 1800.

Koch 1816; — Regillus et Parulus, *Schwenkfeld* 1603; — Regaliolus, *Olina* 1622.

Sehr kleine Vögel; der Schnabel gerade, dünn; vorn seitlich etwas zusammengedrückt, mit einem kleinen Einschnitt vor der Spitze, an der Wurzel breit; über jedem Nasloch liegt ein steifes kammartiges Federchen; Füße ziemlich hoch und dünn, mit gekrümmten Nägeln und grobwarzigen Zehenballen; der Lauf gestiefelt; Flügel mittellang, mit 19 schwachen Schwungfedern, von denen die 3. und 4. die längsten sind; Schwanzfedern vor der Spitze am breitesten, das Ende nach außen schräg zugestutzt; das Gefieder locker

und weitstrahlig, auf dem Kopfe verlängert, wo es zu einer zierlichen Haube aufgerichtet werden kann. Weibchen weniger schön, als die Männchen, die Jungen ohne Kopfschmuck. — Von etwa 6 Arten bei uns: 2 Arten.

Das Gelbköpfige Goldhähnchen. Regulus cristatus, *Linné.*

Taf. 3, Fig. 2.

Regulus, *Aldr.;* — Reg. cristatus, *Will. & Ray; Albin*; *L.* cit. 1746—66; *Cuv.* 1800; *Koch* 1816; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves;* — Motacilla regulus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; — Sylvia regulus, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; — Reg. flavicapillus, *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; — Reg. vulgaris, *Steph.*; — Reg. croccocephalus, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die Stelle ums Auge ist gelblich grauweiß; eine glänzendgelbe Längsbinde über den Scheitel, die jederzeit von einem schwarzen Streifen seitlich begrenzt ist; Nacken graulich; Bürzel gelbgrün.

Die Länge beträgt 8,8 cm; die Flügelbreite 15 cm; die Schnabellänge 0,7 cm, und das Fußrohr mißt 1,6 cm. Das Gewicht dieses Vögelchens mit Haut und Federn beträgt nicht mehr als 5 g, denn es gehört zu den kleinsten Vögeln.

Beschreibung. Die Mitte des Scheitels ist mit zarten, seidenartigen Federn geziert, von schön hochgelber Farbe, welche an den Seiten mit Feuerrot schattiert ist; zu beiden Seiten ist das Gelb von einem schwarzen Strich begrenzt, welcher unterhalb in ein schmutziges Olivengrün verläuft. Statt weiterer Beschreibung genügt die Abbildung.

Der Schnabel ist dünn, über jedem Nasenloche liegt ein kammartiges Federchen, von Farbe bei den Alten schwarz; der Rachen gelb; das große Auge schwarzbraun; die Füße lichtbraun. — Das Weibchen ist etwas kleiner und die Färbung, namentlich das Gelbe des Scheitels, merklich bläßer. — Die Jungen sehen vor der Mauser den Alten nicht sehr ähnlich, denn ihnen fehlt der gelbe Scheitel ganz; auch sind sie mehr grau als grün.

Das Gelbköpfchen bewohnt ganz Europa bis zum hohen Norden, soweit die Nadelhölzer nicht zu sehr verkrüppeln; ebenso Nord-Asien (resp. Sibirien) bis zu dessen fernsten Ostländern, denn die in Japan vorkommenden Vögelchen sind den europäischen ganz ähnlich. Die Hochgebirge bewohnt es so hoch hinauf, bis die Tannenwaldungen aufhören. In den einsamen Gebirgswaldungen Süd-Europas findet man es auch im Sommer, doch — wie es scheint — nur selten als Brutvogel. Im Herbst sucht es überall mildere Gegenden, streicht von den Gebirgen in die Ebenen, und zeigt sich dann auch viel häufiger in Deutschland als im Sommer, wo es übrigens unter die sehr bekannten Vögel gehört. Man sieht es nur im Walde, am meisten in den Nadelwaldungen, besonders solchen, wo die Kiefer vorherrscht, zu welchen es eine auffallende Neigung hat; es mag nun alter Hochwald, oder noch junges Stangenholz sein. Auf seinen Wanderungen kommt es aber auch in Baumgärten und andere Anpflanzungen, wo Bäume und Gebüsche wechseln; selbst in die Nähe der Dörfer und Städte oder auch mitten in dieselben; steht in solchen eine Kiefer oder Fichte, so besucht es diese vorzugsweise und hält sich auf solchen Plätzen länger und lieber auf. Allein sie durchstreifen auf ihren Wanderungen auch alle reinen Laubholzwaldungen, Weiden- und sogar einzelne Straßenbäume, alle werden sorgfältig nach kleinen Insekten durchsucht, wie auch die niedrigen Bäume und hohen Gebüsche; bei strenger Kälte sucht es gern sonnige windstille Plätze und dann lieber in Hecken und im Strauchwerk sein Futter. Im September beginnt ihre Strichzeit, sie schweifen dann von einem Baumrevier ins andre und führen eine zigeunerartige Lebensweise. Nur strengste Winterkälte treibt sie zu größern Reisen nach milden Gegenden, während ihre Vettern, die Feuerköpfchen, regelmäßig wandern. Im März und April ziehen sie wieder auf ihre Brutplätze.

Sie nisten in größern und kleinern Nadelwäldern, selbst auf einzelstehenden Nadelholzbäumen in Anlagen und Gärten; in gemischten Holzarten suchen sie immer das Nadelholz heraus, und — wie bemerkt — vorzugsweis die Kiefernwälder, obgleich sie, wenn auch seltener, auch auf Fichten brütend gefunden werden. Ihre Nester sind außerordentlich schwer zu finden, weil sie in den äußersten Zweigen der Kiefern und Fichten an den dichtesten Nadelbüschchen hängend befestigt sind. Es steht von Manneshöhe (dies aber nur selten) bis in die höchsten Tannenzweige über dem Boden; dazu wählt es aber nicht die dicht ge-

drängt stehenden, sondern stets die nach einer Seite hin freien Bäume, damit das Nest von der Sonne beschienen werden kann. Dieses hängt zwischen den Zweigen gleichsam in der Schwebe, und ist am Boden fast ohne alle Unterstützung, weil die Wände des Nestes gut mit den Zweigen verflochten sind. Es gehört unter die künstlichsten und niedlichsten Nester, ist beinahe kugelförmig und von außen ziemlich groß und glatt, aus grünem Moos und Flechten sehr fest gewoben, mit dicken Wänden, und bildet innerlich einen tiefen, niedlichen Napf, welcher mit Pflanzenwolle, Haaren und Federn gefüttert ist. Der Eingang oder das Schlupfloch in dieses Nest ist stets nach oben gerichtet. Findet man das Nest in Wacholderbüschen, so steht es in den Zweigen, auf den Tannen hängt es unter den Ausläufern eines Fichtenzweiges (siehe auch oben). Es enthält 6 bis 11 Eierchen, welche etwas größer als große Erbsen sind, und die man bei der ersten Brut Ende April, bei der zweiten Ende Juni findet. Das Feuerköpfchen legt selten so viele Eier. — Die Eier sind auf gelbrötlich weißem Grunde rötlich- und gelblichgrau punktiert, und werden 13 Tage bebrütet. Sie messen 13 + 10 mm. Die Eier beider Arten sind leicht zu unterscheiden, was man bei dem Feuerköpfchen nachlesen wolle.

Das Goldhähnchen ist ein harmloses, zutrauliches Tierchen, das man leicht in der Nähe beobachten kann; es ist sehr gesellschaftlich, und man sieht es außer der Brutzeit fast nie allein. Vier bis sechs trifft man stets beisammen, da ihnen aber gewöhnlich eine solche Gesellschaft nicht genügt, so schließen sie sich an die Gesellschaft der Haubenmeisen an, für welche sie viel Anhänglichkeit zeigen; ebenso sind ihnen die Tannenmeisen angenehm; weniger lieben sie die Blau-, Schwanz- und Kohlmeisen. Doch sieht man öfter solche Gesellschaften, wobei auch Baumläufer, Spechtmeisen und sogar Buntspechte nicht fehlen, beisammen, im Winter ein Revier durchziehen und Freud und Leid miteinander teilen; denn diese kleinen furchtsamen Wesen glauben sich in großen Gesellschaften sicherer. Die Haubenmeisen sind meistens die Anführer dieser gemischten Gesellschaften. — Unaufhörlich treiben sie sich von Zweig zu Zweig flatternd umher, hängen sich mit ihren scharfen Krallen verkehrt an die Zweige, sind immer fröhlich und in steter Bewegung mit dem Aufsuchen ihres Futters beschäftigt, wobei sie beständig ihre feine Lockstimme hören lassen. Vor den Raubvögeln haben sie große Furcht, bleiben beim Erscheinen eines solchen wie gelähmt sitzen, oder schreien jämmerlich auf, ohne energische Fluchtversuche zu machen.

Ihre Nahrung besteht in allerlei Insekten, Schnaken, Mücken, Fliegen, Insekteneiern, Larven, Püppchen und Käferchen.

Wegen seiner Schönheit, Kleinheit und Munterkeit ist es ein sehr liebenswürdiges, angenehmes Zimmervögelchen; doch darf man nicht mit einem einzelnen anfangen, sondern muß deren gleich ein halbes Dutzend eingewöhnen; weniger als zwei dürfen es nicht sein, weil es ganz ohne Gesellschaft leicht stirbt. Solche, welche beim Fang verletzt wurden, nehme man gar nicht mit nach Hause, sondern lasse sie in der Freiheit: nur ganz gesunde kann man durchzubringen versuchen. Was von dem Zaunkönig gesagt wird, gilt teilweise auch von diesem. Will man sie im Zimmer fliegen lassen, so stellt man ihnen 1 oder 2 Tannenbäumchen hin, auf denen sie sich gern herumtreiben. Während ihres Schlummers sitzen sie dicht zusammengedrängt auf einem Zweig. Will man sie in den Käfig sperren, so muß dieser sehr geräumig und eng geflochten oder noch besser, mit feinem Fliegengitter oder Gaze überzogen sein; die Sprunghölzer macht man von dünnen Holzschößlingen, welche die Rinde noch haben; die Gitter des Käfigs müssen mit Tannen- oder Wacholderzweigen durchflochten werden; nicht etwa wegen ihrer Schüchternheit, denn sie benehmen sich gleich ganz vertraulich, sogar dummdreist, sondern um ihnen den Aufenthalt angenehmer zu machen, und namentlich das Flattern und Schießen gegen die Gitter zu verhindern, welches ihnen leicht den Tod bringt, da sie sehr empfindlich sind. Ich mache deshalb hier ausdrücklich aufmerksam, die Goldhähnchen, wegen ihrer Geselligkeit zu schon eingewöhnten Vögeln, insbesondere zu Hauben-, Tannen- und Sumpfmeisen zu setzen, wodurch sie sich viel sicherer ans Kunstfutter gewöhnen lassen, als wenn sie in sinnlosem Umherflattern sich abmatten und darüber das Aufnehmen von Futterstoffen versäumen. Um sie ans Fressen zu gewöhnen, gibt man ihnen anfänglich kleine oder zerschnittene Mehlwürmer, Ameiseneier und Weißwurm, welche man Frischgefangenen auch auf die Sprunghölzer kleben kann, wo


1.
2.
3.
7.
9.
4.
8.
6.
5.

sie leichter in die Augen fallen; auch angefeuchtete Mohnkörner und zerquetschten Hanfsamen kann man auf die Sprunghölzer kleben. Statt der Sprunghölzer kann man auch frische Baumzweigchen im Käfig anbringen und mit Futterstoffen bekleben, indem man die Zweige mit Wasser netzt, und dann Mohn und Ameiseneier darauf streut. Auf diese Weise gewöhnt man sie an das künstliche Futter, welches aus den gleichen Stoffen besteht, wie bei dem Zaunkönig angegeben. Mehlwürmer und Ameiseneier darf man ihnen nie ganz entziehen, wenn sie längere Zeit aushalten sollen. Anfangs gibt man einem Vogel täglich 4 bis 10, 15, sogar 20 Mehlwürmer, je nachdem sie anderes Futter aufnehmen oder nicht. Diese Vögel baden auch gern, weshalb man dazu Gelegenheit geben muß.

Im Sommer 1867 erhielt ich ein junges Goldhähnchen, das in einem mit Tannen gezierten Garten gefangen wurde. Ich erzog es mit Ameiseneiern und Stückchen rohen Herzes, was überaus leicht ging, da es sehr bereitwillig das Futter nahm; es lernte bald fressen, spielte jedoch nun den Eigensinnigen und ignorierte beharrlich das Herz. Es wurde außerordentlich zahm, fast lästig, da es sich meist Kopf und Schulter seines Pflegers zum Aufenthalt aufsuchte. Ueber Ameiseneier kam es also nicht hinaus, ich unterließ auch weitere Versuche mit anderem Futter und setzte es noch zu guter Jahreszeit in einen nahe gelegenen Rottannenwald. Sogleich flog es in den Gipfeln umher, und es schien mir, als ob es nach fliegenden Insekten jagte. Einer Haubenmeise flog es mehreremal, wie verfolgend, nach, und trieb sich überhaupt auf eine Weise umher, als wenn es noch keinen Augenblick die Freiheit entbehrt hätte. Vergessen war alle Pflege, alle Zahmheit; kein Locken, kein Rufen führte den Befreiten zurück, nur einmal kam es mir vor, als käme das Vögelchen, während ich im Grase auf dem Rücken lag und seinem Treiben zusah, meinem Lockruf folgend, näher herab.

Der **Gesang** ist für gewöhnlich leise und fein, während der Paarungszeit aber viel lauter, so daß man ihn fast auf 300 Schritt hören kann. Er ist melodisch, und man hört darin häufig die Silben „si si sri si"; ihre Lockstimme ist ein leises „zit — zit", welches sie häufig hören lassen. Nach Naumann ähnelt das Lied dem des Baumläufers, ist aber schwächer.

Ihre **Krankheiten** sind Dürrsucht und Heimweh. Deren Kur siehe bei den „Krankheiten". — Eine leichte **Fangmethode** ist die: man nimmt einen 2 ½—3 m langen, dünnen Stecken, an welchen man vorn ein Leimrütchen bindet; mit diesem schleicht man einer Gesellschaft Goldhähnchen unter den Bäumen solange vorsichtig nach, bis man eines damit berühren kann; geschieht dies, so bleibt das Vögelchen an der Leimrute hängen wie eine Mücke. — Man vergesse aber ja nicht, zu diesem Fang einen kleinen Käfig nebst Mehlwürmern und Ameiseneiern mitzunehmen; denn in einem Tuch oder Säckchen sterben sie, und ohne Futter können sie kaum eine Stunde sein; unterläßt man, ihnen Futter zu reichen, so sterben sie sicher schon nach kurzer Zeit. Den Leim kann man mit Asche von den Federn wegbringen; zu Hause aber muß schon ein wie oben beschriebener Käfig oder ein Tannenbäumchen nebst Futter bereit stehen, sonst kommen sie schnell von Kräften und erholen sich nicht wieder.

Auch mit einem Lockvogel kann man sie bekommen; man trägt einen solchen nebst dem Käfig in die Gegend, wo sie sich aufhalten, steckt neben diesen einen Stock in die Erde, an dem man dünn bestrichene Leimruten wie Zweige befestigt, damit das Gefieder der Vögel vom Leim nicht zu viel leidet, und legt auch einige auf den Käfig; auf diese Weise kann man ganze Partieen wegfangen, nur müssen dann mehrere Personen beim Abnehmen sein. — Auf dem Tränkherd werden sie ebenfalls gefangen; durch ihr „zit — zit" zeigen sie daselbst an, daß die Sonne untergegangen ist und nun die größeren Vögel ankommen werden.

Das Feuerköpfige Goldhähnchen. Regulus ignicapillus, *Brehm.*

Taf. 3, Fig. 3.

Feuerköpfchen, Goldköpfchen, Feuerkronsänger, Sommer-Goldhähnchen. — Sylvia ignicapilla, *Br.* 1822; — Regulus ignicapillus, *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Reg. mystaceus, *Vieill.* 1825; — R. pyrrhocephalus, et Nilsoni, *Br.* 1831.

Dieses kleine Vögelchen, welches in früheren Zeiten mit dem Gelbköpfchen für eins gehalten wurde, hat der Scharfblick des Pastors Chr. Ludw. Brehm als gute Art entdeckt und festgestellt.

Kennzeichen. Ueber den Augen ein weißer, durch dieselben ein schwarzer Strich. Die Länge beträgt 8,2 cm; die Breite 14,3 cm; der Schnabel ist 8,7 cm lang; das Fußrohr mißt 1,5 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen ist wunderschön; dessen schönste Zierde sind die langen, seidenartigen Federn des Oberkopfes, welche einen brennend feuergelben Streif bilden, der an den Seiten hochgelb begrenzt ist, dann aber von einem samtschwarzen Streif, sowohl quer über die Stirn als zu beiden Seiten eingefaßt wird. Siehe auch die Abbildung. Der Schnabel ist schwarz; der Rachen orangefarben; die Augen dunkel nußbraun; die Füße schmutzig lichtbraun. — Beim Weibchen ist die Feuerfarbe des Scheitels, sowie überhaupt die ganze Färbung schmutziger und unscheinbarer. — Ebenso die Jungen.

Das Feuerköpfchen gehört dem mittleren und südlichen Europa an, und geht nicht so hoch nach dem Norden hinauf, wie sein kleiner Vetter. Man findet es in England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Griechenland und Spanien, in den beiden letzten Staaten doch mehr als Wintervogel. Die Strichzeit ist im März oder April, wo sie auf die Brutplätze ziehen, im September und Oktober die milden Waldungen aufsuchen, und sich während der Wanderzeit ebenso zigeunermäßig und gesellig herumtreiben, wie ihre Vettern. — In Deutschlands Tannenwäldern, welche von Fichten und Kiefern gebildet werden, hie und da untermischt mit Wacholdergebüschen, trifft man es in vielen Gegenden, an manchen Plätzen sogar häufiger, als das Gelbköpfchen, so in der Mark, in Westerwald am Rhein, beim Wildbad in Württemberg u. a. O. Der Sommer wird in Fichtenbeständen verlebt, von wo aus die benachbarten Kiefern-, Eichen- und Buchenwälder besucht werden. Die Fichte ist der Lieblingsbaum des Feuerköpfchens. In der Tiefe großer Waldungen trifft man aber fast kein Goldhähnchen, höchstens nah am Rande derselben; vielmehr in kleinern Tannenpartien von 50 bis 100 Hektaren, selbst noch auf kleineren Schlägen, sogar auf einzeln stehenden Tannen, in Gärten, Parks und gemischten Wäldern.

Im Betragen haben beide Vettern — das Gelb- und Feuerköpfchen — die größte Aehnlichkeit, nur hat man gefunden, daß das Gelbköpfchen die Kiefer, das Goldköpfchen die Fichte bevorzugt. Beide Vettern zeigen auch eine Vorliebe für Wacholderbüsche. Nahrung und Nistweise sind ebenfalls gleich. Im Sommer leben sie fast immer auf hohen Bäumen und kommen selten in niederes Holz. Auf dem Strich aber treiben sie sich nicht immer auf hohen, sondern auch auf niedern Bäumen herum, und kommen im Buschwerk fast zum Boden herab. Bei schönem heiterem Wetter sind sie auch im Winter gern hoch auf den Bäumen; ist es dagegen kalt, nebelig, naß und stürmisch, so suchen sie ihr Futter lieber auf niedern Bäumen und in Gebüschen. Sonnenschein lieben sie sehr, suchen ihn überall auf, sind dann außerordentlich lebhaft und munter, und klettern so leicht als die Meisen an den dünnsten Zweigchen umher, wobei man immer ihr feines Stimmchen: „sit sit" hört.

Sie nisten gern auf Fichtenbäumen, doch bauen sie auch auf Kiefern und ausnahmsweise zuweilen auch auf hohe und niedere Wacholderbüsche, selbst wenn auch hohe Tannen genug vorhanden sind. Für gewöhnlich aber hat man das Nest in sehr namhafter Höhe und in den äußersten Enden der Zweige zu suchen. Dadurch wird es beinahe unsichtbar, wie ein Zeisignest. Es steht nie in der Dickung der Bäume nach innen, sondern stets nach außen, gern nach Ost oder Süd, bis zu 60 bis 80 Fuß über dem Boden, und noch höher. Nester, nur 8 bis 10 Fuß oder noch niedriger über dem Boden, etwa in Wacholderbüschen, sind selten. Das gutgebaute Nestchen braucht 10 bis 14 Tage zur Anfertigung. Für Nest und das ganze Gelege sind 3 bis 4 Wochen erforderlich. Ueberaus zierlich sind die Liebesspiele der Goldhähnchen, besonders beim Feuerköpfchen. Das Männchen richtet die schönen Kopffedern zu einer Krone auf, umhüpft sein Weibchen unter beständigem Gewisper mit abstehenden Flügeln in den sonderbarsten Stellungen und veranlaßt das Weibchen zu dem ähnlichen Liebesspiele, worauf beide Gesponse zum Nestchen fliegen. Will man dieses entdecken, so muß man die Vögel beim Bauen beobachten, indem sie große Federn eintragen und dadurch die Stelle verraten. Die Nester beider Arten sind nicht zu unterscheiden; zuweilen sind beim Gelbköpfchen weniger Federn im Neste, doch richtet sich das bei beiden nach dem Wetter. Das schöne und feste Nestchen ist gebaut wie beim Gelb-

köpfchen angegeben, und enthält gegen Ende des April bis Ende des Mai 6 bis 9 sehr kleine Eierchen, welche auf blaß fleischrotem Grunde fein rötlich bespritzt sind. Die zweite Brut findet man Anfang Juli. Das Feuerköpfchen legt sehr selten 10 Eier. Die Eier beider Arten sind sehr leicht zu unterscheiden, namentlich wenn solche entleert sind, indem die des Gelbköpfchens stets eine gelblichere, die des Feuerköpfchens eine rötlichere Grundfarbe haben. Die Bruten der Goldhähnchen werden — obgleich die Nester so hoch angebracht sind — häufig von Eichhörnchen zerstört, welche auf den Zweigen Zulauf finden und Eier wie Junge fressen. (Cab. J. 1875, S. 420; und 1877, S. 292.)

Das Feuerköpfchen ist in den Gegenden seines Aufenthalts so gesellig, wie das vorige, und die Pärchen scheinen jahraus jahrein unzertrennlich. — Futter, Behandlung und Fang sind ganz wie beim Gelbköpfchen.

Fünfte Familie: Zaunschlüpfer. Troglodytes, *Auctorum.*

Troglodytes, *Gesn.; Belon.; Aldr.; Will. & Ray; Schwenkf.; Linné*; Vieill.* 1807; *Koch* 1816; *Cuv.* 1817; — Trochilus, *Frisch* 1736; — Regulus, *Briss.* 1760; — Anorthura, *Rennie* 1831; — Micrura, *Strickland* 1841. — *Von *Linné* 1735 nur als Art aufgeführt.

Sehr kleine, braune — fast kugelig geformte — Zwergvögel; der Schnabel nicht kurz; etwas gebogen, dünn pfriemenförmig, an den Seiten spitzewärts stark zusammengedrückt, am Rücken kantig. Naslöcher klein, sehr schmal und frei, oben mit einer flach gewölbten Haut; Füße mittelmäßig, die Nägel ziemlich groß; die Fußwurzel mit 4 Schildern bekleidet; Flügel sehr kurz, abgerundet, die 4. oder 5. Schwinge die längsten; der Schwanz kurz, sehr abgerundet. — Gray zählt in seiner „Hand-List 1869" für die Abteilung „Troglodytina" 123 Arten in 20 Gruppen, wovon aber die meisten in Amerika vorkommen. Für die hier aufgestellte Familie kennt man 7 Arten, die Asien bewohnen, bei uns aber nur 1 Art.

Der Zaunkönig. Troglodytes parvulus, *Linné—Koch.*

Taf. 2, Fig. 10.

Zaunschlüpfer, Zaunschnerz, Zaunsänger, Winterkönig, Schneekönig, Neßelkönig, Meisenkönig, Troglodyt, Koniferl, Groht-Jochen (spottweise). — Passer troglodytes, alte Aut.; L. cit. 1746—66; — Motacilla troglodytes, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; — Sylvia troglodytes, *Lath.; Bechst.* 1807; — Troglodytes parvulus *, *Koch* 1816; *Naum.* 1823; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.; Meves;* — Trogl. europaeus, *Vieill.* 1816; *Cuv.* 1817; — Tr. vulgaris, *Temm.*; — Trogl. domesticus, et sylvestris, *Br.* 1831; — Anorthura troglodytes, *Rennie* 1831; *Rchw.* 1884; — Trogl. troglodytes, *Schl.* 1844. — *Durch dieses Beiwort kann die Priorität Linnés nicht beseitigt werden.

Der Zaunkönig gilt für den kleinsten europäischen Vogel. Er wiegt nur 5 Gramm.

Kennzeichen. Die mittlern Flügeldeckfedern haben an den Spitzen einen großen weißen Punkt; denselben haben auch die untern Schwanzdeckfedern, oder doch weiße Spitzen; braune Hauptfarbe auf dem Oberkörper und Schwanz wellenförmig gebändert; ein brauner Streif durchs Auge und ein rostrotweißlicher über demselben.

Die Länge dieses kleinen Vogels beträgt 9,5 cm, wovon der sehr abgerundete Schwanz 3,2 cm wegnimmt; die Flügelbreite 14—15 cm; der Schnabel ist 1 cm lang; das Fußrohr 1,6 cm hoch.

Beschreibung. Das Gefieder ist an den obern Teilen rostbraun, mit etwas dunklern Querstreifen gewässert, der Kopf etwas dunkler, als die hintern Teile; durch das Auge zieht sich ein brauner Strich; die Wangen sind rostbräunlich; ein Streif von der Nasengegend über das Auge rostbräunlich weiß; die Kehle und Oberbrust ebenso; der übrige Unterleib blaß rostbraun mit dunkelbraunen Wellen durchzogen. Die Schwingen sind rostbräunlich und schwarzgefleckt; der Schwanz etwas rötlicher als die Rückenfarbe, mit sehr deutlichen, wellenförmigen, dunkelbraunen Querstrichen durchzogen. — Der Schnabel ist oben schwarzbraun, unten gelblich; der Rachen fleischfarben; die Iris ist dunkel nußbraun; die Füße bräunlich fleischfarben. Das Weibchen ist unmerklich kleiner und in der Färbung etwas lichter. — Junge: Oben mit dunkeln Querlinien und hellgelblichen tropfenartigen Schaftfleckchen, auch mit helleren Füßchen.

Der Zaunkönig ist über ganz Europa bis in den arktischen Kreis hinein, südwärts bis Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland verbreitet; in den gleichen Breiten auch in Mittelasien; weiterhin nach Osten treten andere, obgleich sehr nahestehende Arten auf.

Auf den Faröerinseln lebt eine Rasse, welche etwas größer ist, Troglodytes borealis, *Fischer*. In Deutschland sieht man ihn allenthalben, ohne daß er deswegen ein häufiger Vogel wäre, da man ihn meistens nur einzeln in den verschiedenartigsten Gegenden antrifft. Doch gibt es Plätze, welche er bevorzugt und dann häufiger als Brutvogel vorkommt als an andern, ohne daß ein in die Augen fallender Grund anzugeben wäre.

Er bewohnt die dichten Wälder in ebenen und gebirgigen Gegenden, doch mehr Laubholz- als Nadelwälder, in welch letzteren er übrigens auch getroffen wird. Sein Aufenthaltsort muß viel Gestrüpp, Dickicht, Strauchholz, Dornen, Gras, Brombeersträucher und Rankengewächse und wo möglich Wasser in der Nähe haben; selbst in den Weidengehegen an Flußufern, Teichen, kurz überall, wo dichtes Buschwerk wächst, kann man ihn finden. So auch bei Dörfern und Städten in buschreichen, verwilderten Gärten, Parkanlagen u. a. O. Beschnittene Zäune sind ihm vor allem Buschwerk das liebste, woher auch sein Name rührt. Auf höhern Bäumen sieht man ihn selten, er hält sich vielmehr immer nahe an der Erde im Gestrüpp, gern an Wassergräben auf, doch nicht so verborgen, wie die Rohrsänger. So findet man ihn auch in Schuppen, Holzstößen, Reisholzhaufen, in verwachsenen Klingen (tiefen Bachbetten) und sogar in einsamen, freistehenden Gebäuden und Hütten. Der Zaunschlüpfer ist Stand- und Strichvogel. In den meisten Gegenden bleibt er indessen jahraus jahrein, und verbringt die rauhe Jahreszeit an den verschiedenartigsten Plätzen, welche Verstecke darbieten, so in Hausgärten, Gartenhäuschen, Schuppen, Scheuern, Ställen, in Holzbeugen, Reisighaufen u. dgl. — Seine Strichzeit ist im Frühjahr der März und April, im Spätjahr der Oktober; dann sieht man ihn auch an solchen Orten, wo er im Sommer nicht angetroffen wird.

Das Nest findet man bald ganz auf dem Erdboden, bald bis zu 5—7 m Höhe, in Reisighaufen, Holzstößen, zwischen dem Flechtwerk der gepflegten oder verwilderten Hecken, in weit ausgefaulten Baumhöhlen, zwischen den Stümpfen und Wurzeln alter Stämme, im Gestrüpp, in Büschen, Rankengewächsen, selbst in Erdlöchern, in Köhlerhütten 2c. Es gehört unter die künstlichsten Nester, ist im Verhältnisse des Vogels sehr groß, denn dessen fester Teil mißt nach der Höhe 17 cm, nach der Tiefe 13 cm und ist mit einem bedeutenden Aufwand von Materialien gebaut. Die Außenwand besteht gewöhnlich aus Laub, untermengt mit Pflanzenstengeln und Halmen, dann folgt eine Lage von Moos, welches das meiste Baumaterial bildet, und innen ist es mit einer Menge von Federn belegt, welche sehr glatt anliegen; das Ganze ist weich und warm im Innern. Aus diesen Materialien ist das Nest recht dicht zusammengefilzt, eiförmig, der breitere Teil meist unten; es enthält an der Seite oben ein ziemlich weites Eingangsloch; das Innere ist weit, niedlich gerundet und tief. Naumann besaß ein Nest, welches allein aus grünem Moos von alten Baumstämmen und so dicht gefilzt war, daß es wie zusammengeleimt erschien. In diesem Neste war keine einzige Feder. Vogelkundige haben indessen festgestellt, daß solche reine Moosnester nur Schlaf- oder Spielnester und keine Brutnester sind, da in denselben meist nur Männchen verkehren, denn im Winter dienen sie zu Schlafstätten, selbst als gemeinschaftliche, da sie öfters von mehreren Zaunkönigen zugleich benutzt werden. Die richtigen Brutnester haben immer eine Beimischung von Laub. Da sich der kleine Baumeister mit der äußern Anlage seines Nestes nach der Umgebung richtet, wozu noch der ohnehin versteckte Platz kommt, so ist das Nest schwer aufzufinden. — In der zweiten Hälfte des April findet man darin 6, 7, selten 8 Eier, welche auf weißem Grunde feine Pünktchen von blutroter Farbe haben, übrigens ziemlich variieren. Die Maße märkischer Eier: 15 ½ + 12 mm. Eier von der Faröerinsel messen: 18 + 14 mm; sie sind etwas größer, wie die daselbst lebenden Zaunkönige. Mit 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Im Juni, gewöhnlich zu Ende desselben machen die Alten eine zweite Brut. Nicht selten trifft man ein Kukuksei im Zaunkönigsnest eingeschmuggelt; Adolf Walter fand 1875 sogar 2 Eier in einem Nest. Und im Jahre 1879 fand er binnen einer Stunde in 2 Zaunkönigsnestern je 2 Kukukseier, und in 2 andern Zaunkönigsnestern je einen jungen Kukuk. Dies war auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, wo sich besonders viel Zaunkönige und Kukuke aufhielten. (Orn. Centr. 1879, Nr. 22, 165 ff.) Das Weibchen wird in den Mittagsstunden vom Männchen abgelöst.

Man kann die Jungen mit Ameiseneiern, sehr kleinen Stückchen rohem Hammels- oder Kalbsherz, wenig Quark, sowie kleinen oder klein zerschnittenen Mehlwürmern aufziehen, oder durch die Alten mit reinen frischen Ameiseneiern erziehen lassen und an ein künstliches Futter allmählich gewöhnen. Die Jungen müssen aber in einem warmen Nestchen beisammen gehalten werden, sonst gedeihen sie nicht. Sobald sie allein fressen, macht man ein kleines Kistchen von Holz, worin sie sich bei Nacht verbergen und wärmen können; man füllt es halb mit trockenem zarten Moos und Federn.

Im Freien treten sie keck auf, verraten sich auch häufig durch ihr Zerrr zerrr-schreien; bei andern Veranlassungen benehmen sie sich auch sehr furchtsam, doch sind sie immer munter und froher Laune; an Gewandtheit im Durchschlüpfen der dichtesten Gestrüppe übertrifft sie kein anderer Vogel. Die muntere Stimmung verläßt den Zaunkönig selbst im strengsten Winter nicht, und man hört ihn, wenn alle Vögel, starrend vor Kälte, aufgeblähet dasitzen, sein trillerndes Lied pfeifen; als Schutz gegen strenge Kälte hat er unter dem Bauch viele Flaumfedern. Seine ganze Stellung ist possierlich und sein Schwänzchen stellt er fast senkrecht in die Höhe, wie ein Haushuhn. Auf dem Boden bewegt er sich so schnell, wie eine Maus, mit welcher man ihn auch bisweilen verwechselt, zumal wenn er in enge Ritzen oder Mauslöcher schlüpft. Wenn ihm etwas Auffallendes begegnet, so macht er schnelle Bücklinge, und schnellt den Schwanz noch mehr in die Höhe, als er ihn gewöhnlich zu tragen pflegt. Er ist auch neugierig, keineswegs scheu, und läßt sich ganz in der Nähe betrachten, wenn man nicht Miene macht, ihn zu verfolgen. Sein Aussehen ist ein kugeliges, weil er den Hals eingezogen trägt und die Federn stets auflockert. Wenn er die Flügel unter die Schwanzwurzel herabhängt, den Schwanz horizontal trägt und etwas ausbreitet, so ist das ein Beweis von Uebelbefinden. Sein Flug scheint etwas schwerfällig, und man könnte glauben, daß ihm das Fliegen auf große Strecken sehr zuwider sei, was er wirklich auch soviel als möglich zu vermeiden sucht, denn wenn er auf freies Feld gejagt wird, so retiriert er in das nächste beste Mausloch, dessen Bewohner über solchen fremdartigen Besuch wohl nicht wenig erstaunt sein mögen. Aber trotz dieses scheinbar schwerfälligen Fluges ist unser kleiner Held ein kühner Wanderer, denn während der Zugperiode kommt der Zaunkönig recht häufig auf der — 6 bis 7 geographische Meilen von der Elbmündung gelegenen — Insel Helgoland, und zwar von Ende des März bis in den Mai hinein, und wieder von Ende des September bis weit in den November hinein, auf dem Zug vor. Eine solche Strecke über das Meer erfordert denn doch eine weit bessere Flugkraft, als gewöhnlich angenommen wird. Maler Gätke verzeichnet in dem 3. Jahresbericht über den Vogelzug auf Helgoland das Vorkommen des Zaunkönigs 19mal, und zwar mehrmals mit dem Beisatz: „viele!" (Ornis 1887, S. 344 ff.) Auch möge sich der Leser erinnern, daß der Zaunkönig auf den Faröern vorkommt, und selbst für Island als Standvogel verzeichnet ist, was auf letzterem aber nur durch die, auf der südwestlichen Küste unendlich häufigen heißen Quellen möglich scheint. Von Nord-Schottland bis auf die Faröer ist aber eine Entfernung von ca. 50, von den Faröern bis Island etwa 60 geographischen Meilen zu schätzen, was für unser Vögelchen als starke Leistung im Fliegen genommen werden darf. Auch für Madeira ist der Zaunkönig als Irrgast verzeichnet. (Cab. J. 1886, 465.)

Seine Nahrung besteht meistens in Spinnen, Räupchen, Insektenlarven, deren Eiern und Püppchen. Im Verfolgen der fliegenden Insekten hat er wenig Fertigkeit; vermöge seiner Kleinheit kann er aber alle möglichen Winkel durchstöbern, wo er immer gedeckten Tisch findet. Gegen den Herbst zu frißt er auch rote und schwarze Holunderbeeren, und wie ich mich überzeugte, frißt er auch im Winter aus den Meisenschlägen den Hanfsamen heraus.

Die Behandlung dieses niedlichen, mit lautem und hübschem Gesang lohnenden aber zärtlichen Vögelchens erfordert im Zimmer große Aufmerksamkeit. Mir selbst gelang es schon mehreremal, Zaunkönige auf längere Zeit zu erhalten, darunter namentlich einen 3 Jahre und 8 Monate. — Zunächst verlangen sie einen großen Raum zu ihrem Aufenthalt, entweder ein ganzes Zimmer oder die allergrößten Drosseln- oder Flugkäfige, in die man aber dann auch mehrere zusammensperren kann. Daß für diese kleinen Vögel ein sehr

eng geflochtener Käfig gehört, versteht sich von selbst. Am besten eignet sich hierzu feines Fliegengitter von Draht, und wenn dies nicht zu Gebot steht, gazeartig gegitterter grüner Zeug, womit man den Käfig überzieht. Gesellschaft von einigen kleinen, schon eingewöhnten Vögeln, als: Grasmückenarten, Laubsänger, Sumpf- und Tannenmeisen (nicht aber Kohlmeisen), welche ein friedliches Naturell haben, kann nicht genug empfohlen werden und macht die kleinen Bursche in Bälde heimisch und für Stubenfutter geneigt. — Denjenigen, den ich beinahe 4 Jahre hatte, hielt ich folgenderweise: auf zwei Seiten des Zimmers befestigte ich hoch oben in der Nähe der Zimmerdecke zusammenhängendes Strauchwerk aus stark verwachsenen Hecken und Gebüschen, so daß diese einen wirklichen, zusammenhängenden Zaun bildeten. Dazwischen fügte ich Röhren ein aus Pappe, etwa 15 cm lang, den Mauslöchern ähnlich, und in den Ecken des Zimmers befestigte ich viereckige kleine Kästchen, ebenfalls aus Pappe und etwa 15 cm im Durchmesser, und bekleidete dieselben mit Moos, womit ich auch das Innere belegte. In jedes Kästchen spannte ich ein Sprunghölzchen zum Aufsitzen für den Vogel, und der Boden war so eingerichtet, daß ich ihn öffnen konnte, um von Zeit zu Zeit eine Reinigung vornehmen zu können; auf jeder Seite des Kästchens war oben ein Loch eingeschnitten von 4,3 cm Durchmesser, wodurch der Vogel ins Innere schlüpfen konnte. In der Mitte dieses künstlichen Zauns war ein freier Raum, wo ich ein kleines Futterbrett anbrachte, welches 30 cm lang und 15 cm breit war, und worauf ich die Futternäpfe stellte. Gegen die Zimmerseite befestigte ich in der ersten Zeit eine kleine Wand von bemoostem Pappdeckel, hinter dem er seine Mahlzeiten ungestört halten konnte. Als er später vertraut wurde, beseitigte ich diese Schutzwand, um ihn beim Fressen besser beobachten zu können. Das aber merke sich der Liebhaber: S c h l u p f w i n k e l muß der Zaunkönig haben, wenn er sich heimisch fühlen soll. Da der erwähnte Vogel in der Winterzeit gefangen worden war, und ich mich also mit dürrem Reisig zu seiner Hecke begnügen mußte, so brachte ich Moos und grüne Tannenreiser überall an, wo es thunlich war, und schuf ihm dadurch einen angenehmen Aufenthalt. Wenn man Reisig von Eichen und Buchen erhalten kann, so verwendet man diese, weil sie ihr dürres Laub auch im Winter tragen, und hat dann mit der Herstellung einer solchen Kunsthecke nicht viel Mühe. Getrocknete hohle Kürbisse hing ich ihm später hin, und auch in diesen schlüpfte er gern ein und aus. Sein F u t t e r bestand anfangs aus lauter dürren Ameiseneiern und kleinen, halberwachsenen Mehlwürmern, die größern in der Mitte zerschnitten; Spinnen und Fliegen schaffte ich herbei, so viel ich konnte, und so gewöhnte ich ihn allmählich an ein künstliches Futter. Dieses bestand anfangs aus dem N a c h t i g a l l f u t t e r; als ich ihm aber die Ameiseneier mehr entzog, wurde er traurig und ließ Flügel und Schwänzchen hängen, und ich war genötigt, immer wieder Ameiseneier zuzusetzen. Dann suchte ich ihn an ein Gemisch von E i e r b r o t, dem innern w e i c h e n T e i l e d e r F e i g e n, geriebenen H ü h n e r e i e r n und H e r z zu gewöhnen, und damit gelang es mir auch vollständig, ihn während jener Zeit meistens gesund und munter zu erhalten. Beim Aufzehren seines Futters zeigte er sich immer als ein wählerischer Vogel; Eidotter, Herz, winzige Feigenstückchen suchte er zuerst hervor; vom Eierbrot genoß er so wenig als möglich; waren aber Mehlwürmer und Ameiseneier beigemischt, so holte er diese z u e r s t hervor, und diese blieben auch seine Lieblingsspeise. Gab es f r i s c h e Ameiseneier, so erhielt er dieselben o h n e alle Beigabe; doch hat er sich auch bei dem erwähnten künstlichen Futter immer wohl und munter befunden. Dem Hanf lege ich jetzt eine größere Bedeutung für die Insektenfresser bei, als früher, und zwar, seitdem ich die Erfahrung machte, daß sich im Hausgarten schon mehreremal im Meisenschlag Zaunkönige fingen, die durch nichts angelockt wurden, als durch den daselbst befindlichen Hanfsamen; ich habe selbst genau gesehen, daß ein Zaunkönig einigemal in den Schlag hüpfte und darin aufpickte, bis er das Stellholz wegtrat; was er aber in der Freiheit frißt, wird ihm auch im Käfig nicht schaden. Deshalb stelle man in einem besondern Napf zerquetschten Hanf und Mohn auf. Aus diesen Versuchen geht folgendes E r g e b n i s hervor: Man gewöhne den Zaunkönig durch Ameiseneier, kleine Mehlwürmer, Mohnsamen und zerquetschten Hanfsamen ein, füge nach kurzer Zeit zerriebenes Kalbsherz hinzu, das man mit Mohnsamen und Ameiseneiern vermischt und allmählich zum Hauptfutter macht; dabei gibt man eine regelmäßige tägliche Portion von 6 kleinen oder 4 großen Mehlwürmern. Als

Zugaben kann man noch geben: süßen oder noch besser sauern Quark, zerquetschten Hanf, zerriebenes Hühnerei, altbackene Semmel in Milch erweicht. Alle diese Stoffe stellt man in besonderen Geschirrchen auf, damit man beobachten kann, welche Futter-Arten dem Vogel am meisten zusagen. Besonders bei Wildfängen ist das Aufstellen in besondern Geschirren nötig. Diesen kann man auch Futter auf die Sprunghölzer kleben und auf den mit Moos belegten Boden streuen, damit sie überall für ihren Appetit etwas finden.

Das oben erwähnte Vögelchen machte mir ungemeines Vergnügen; gegen mich selbst war es sehr zutraulich; kam aber ein Fremder oder gar ein Hund ins Zimmer, so eilte es mit einem kräftigen Zerr zerr zerrgeschrei in seine Verstecke oder in die Röhren; nur von Zeit zu Zeit sah es neugierig aus seinen Schlupfwinkeln hervor, bis es sich an die fremde Erscheinung gewöhnt hatte. Wenn ich es morgens fütterte, war es gleich bei der Hand und sah mir ganz in der Nähe auf dem Futtertisch bei meinen Hantierungen zu; es suchte, von der ersten Zeit seines Aufenthalts abgesehen, auch nicht zu entwischen, obgleich sich hiezu vielfältige Gelegenheit geboten hätte. Vor das Fenster, das seine Hecke begrenzte, stellte ich einen Gaze-Rahmen, damit ihm der Genuß der frischen Luft nicht versagt war, und hier trieb es sich auch sehr gern herum, besonders wenn es still im Zimmer war. Seiner Flügel bediente es sich von freien Stücken nie; wurde es je herabgescheucht, so eilte es wieder seinem Zaune zu. Als Sänger war es unermüdlich, es sang Sommer und Winter, das ganze Jahr hindurch beinahe mit gleichem Fleiß; nur die Mauserzeit machte hierin eine Ausnahme. Eines Morgens erschien es nicht, und ich fand meinen Liebling tot auf seinem Schlummerplatze, ohne daß ich vorher eine Krankheit an ihm bemerkt hatte. Ich denke noch mit Liebe an dieses freundliche muntere Tierchen, das mir ein treuer Zimmergenosse war und manchen angenehmen Zeitvertreib gewährte.

Andere Zaunschlüpfer, die ich erhalten wollte, sperrte ich auch in große Flugkäfige, die ich auf ähnliche Weise herrichtete. Ins Innere derselben brachte ich Gebüsche, so dicht als möglich, in die Ecken hing ich mit Moos überkleidete Kistchen, und den Boden belegte ich mit Laub und Moos. So lange die Vögel noch wild waren, verflocht ich die Gitter des Käfigs mit Tannenreisig und fütterte sie mit oben angegebenem Futter. Bei dieser Einrichtung erhielt ich sie ein bis zwei Jahre; denn ich machte Proben gar viele; es gingen mir aber dabei auch manche früher zu Grunde. — Wenn sie durch den Fang etwas gelitten haben und sich traurig benehmen, auch weder Ameiseneier noch Mehlwürmer fressen wollen, so setze man sie unverzüglich wieder in Freiheit, wo sie sich meistens wieder erholen; in der Gefangenschaft ist ihnen ein baldiger Tod gewiß. — Hat man ein ganzes Nest voll nebst den Alten, so lassen sie sich mit frischen Ameiseneiern leichter gewöhnen, nur sei man immer vorsichtig und gehe mit dem Angewöhnen an das künstliche Futter langsam zu Werke. So oft sie Widerwillen dagegen zeigen und kränklich davon werden, fange man wieder mit Ameiseneiern an, bis es endlich geht. Hat man hiezu nicht die nötige Geduld, so befasse man sich mit derartigen zarten Geschöpfen lieber gar nicht. In kleinen Käfigen bringt man sie kaum einige Monate durch; wenn sie keinen Versteck im Käfige haben, wohin sie sich flüchten können, so sterben sie aus Furcht; denn nur diese treibt sie im Freien in Mauslöcher. Läßt man sie im Zimmer frei herumflattern, so verunglücken oder entwischen sie meistenteils; hinter Schränken und andern, nahe an der Wand stehenden Möbeln bleiben sie oftmal stecken und müssen dann verhungern, wenn nicht rechtzeitig geholfen wird.

Eine möglichst naturgetreue Einrichtung ihres Aufenthalts hat überhaupt einen großen Einfluß auf die Erhaltung aller empfindlichen Vögel; daher kommt es, daß man Vögel in einem Zimmerflug, welcher mit Bäumen besetzt und mit Moos belegt ist, weit leichter und mit geringerem Futter durchbringt, als es im Käfig der Fall ist, wo sie bei ähnlichem Futter unfehlbar sterben würden. In der Neuzeit sind sogar Versuche gelungen, Zaunkönige in Gefangenschaft zu züchten. Die Zuchtkäfige müssen sehr groß, mindestens 1,5 m lang, 1 m hoch und 75 cm tief sein. Die Rück- und Seitenwände sind mit Baumrinde zu übernageln. Baumrinde und Stämmchen, die man aufstellt, müssen vorher mit scharfem Salzwasser gewaschen werden, um das Ungeziefer abzuhalten. Der Boden enthält eine 3 cm starke Sand- oder Walderdeschicht. Mit Aesten und Strauchwerk wird das Innere des Käfigs dekoriert. Blumentöpfe mit schwarzer Moorerde, worin Gras

oder Gerste eingesäet wird, und Moos, womit der Boden reichlich belegt ist, sind ein dringendes Bedürfnis für das Wohlbefinden der Vögel. An geeigneten Orten der Stämme bringt man Moosballen in Nestform an, was sie gern annehmen. Recht trockenes Moos, Laub, Rehhaare und einige Brustfedern der Hühner sind nötige Nistmaterialien. Der Baumeister ist das Männchen; das Weibchen besorgt die Brut und ist auch die hauptsächliche Ernährerin der Jungen. Diese werden vorwiegend mit frischen Ameiseneiern gefüttert. In jeden Brutkäfig darf nur ein Paar gesetzt werden, aber es ist sicherer, wenn man mehrere Paare in besondern Käfigen einwerfen kann, da sie einander gegenseitig zu verliebten Tändeleien aufmuntern. (Deutsche Akklim. 1879, Nr. 10, 37.)

Der Gesang des Männchens ist lautpfeifend, angenehm, und verdient ein Schlag genannt zu werden. Er besteht aus anmutig abwechselnden Tönen von einer längeren Melodie, die sich gegen das Ende in einen sinkenden Triller gestalten. Er hat Aehnlichkeit mit der ersten Hälfte des Kanarienschlages, und man kann ihn Sommer und Winter vernehmen. Der Vogel singt vorzüglich schön in den Morgenstunden, steigt dabei gewöhnlich auf ein freies Reischen in seinem Zaune, oder schwingt sich auf einen Baum und läßt seinen Gesang erschallen. Seine Lockstimme ist ein durchdringendes „zerrr zerr zerr zerr", das er verschieden modulieren kann, und welches so kräftig ist, daß man in dem Urheber einen viel größern Vogel sucht, als unser kleiner Held ist.

Die Krankheiten dieses Vögelchens sind gewöhnlich die Dürrsucht und Mauserkrankheit. Siehe bei den „Krankheiten". — Man fängt sie im Winter im Meisenschlag und mit dem Schlaggärnchen, in welche man Mehlwürmer als Lockspeise hängt; weniger mit Leimruten, durch welche diese kleinen Vögel zu viel am Gefieder leiden; mit den Jungen kann man sie in der Nestfalle oder auch wieder im Meisenkasten fangen; doch muß alles, was man zu ihrem Fang anwendet, eng gegittert und geflochten sein. Ist man mit dergleichen Käfigen, wie gewöhnlich, nicht versehen, so überzieht man dieselben mit Drahtgaze oder (wenn das zu teuer) mit grün gefärbtem Gaszeug, den man fest aufnagelt.

Sechste Familie: **Rohrsänger.** Acrocephalus, *Naumann sen.* 1819.

Salicaria, alte Aut.; *Selby* 1833; *K. & Blas.* 1840; — Calamodyta, *M. & Wolf* 1815; — Calamoherpe, *Boje* 1822; — Calamodus, *Kaup* 1829; — Lusciniola, *Gray* 1841; — Caricicola, *Br.* in Naumannia 1855.

Sie haben eine sehr gestreckte schmale Stirn, daher spitzig aussehenden Kopf; vorn pfriemenförmigen, hinten flachen, seitlich nach der Spitze zusammengedrückten Schnabel; kräftige Füße und Zehen mit großen starkgebogenen Nägeln; der Lauf vorn getäfelt; kurze Flügel, in denen die 2. oder 3. Schwinge die längsten sind; 1. Schwinge kürzer als die Handdecken; Schwanz verschieden. Oberseite bräunlich oder grünbräunlich, teils einfarbig, teils manche Arten auch gefleckt, Flügeldeckfedern ohne helle Spitzen, deshalb keine Flügelbinden. — Der Körper ist schlank, zum Schlüpfen in den dichtesten Wasserpflanzen und im Rohr geeignet. Eine sehr eigenartige Familie, welche in vielen Beziehungen von den vorstehenden abweicht, was durch ihre Wohnplätze im Rohr, Schilf, in Binsen, in Getreidefeldern, in dichtem Gestrüpp, Weidicht, in Gras und Gebüsch bedingt ist; denn wie die meisten Grasmücken ihre Wohnplätze in Laubhölzern haben, so verstecken sich die meisten Rohrsänger mitten im Schilf, in diesem Wald ohne Zweige, in diesem Gebüsch ohne Blätter, in diesem undurchdringlichen Halmenwald, welcher aber eine Zierde der Sümpfe ist. Dabei leben sie äußerst verborgen, so daß es zu den Seltenheiten gehört, eines Rohrsängers ansichtig zu werden, selbst wenn sie sich in der Nähe bewohnter Gegenden ansiedeln, obwohl man ihre — meist wunderlichen — Sangweisen und Locktöne an geeigneten Plätzen häufig vernimmt. Nie gehen sie auf hohe, schon selten auf niedrige Bäume. Sie leben in der Nähe des Wassers, zum Teil über demselben, wenn der sumpfige Boden dicht mit schilfartigen Pflanzen überwachsen ist. Nassen oder feuchten Boden ziehen sie immer vor, und nur wenige Arten trifft man an trockenen Stellen, in buschigen Graswirren und in unkrautreichen Getreidefeldern. Man nimmt eine Doppelmauser an. Es sind listige, unruhige

und einsam lebende Vögel, welche nur ungern aus ihren Verstecken fliegen, dann mit breit entfaltetem Schwanze, um sich bald möglichst wieder in das Gebüsch fallen zu lassen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie schlecht fliegen, denn sie wandern bis Afrika. Im raschesten Durchschlüpfen der Rohr- und Pflanzenstengel sind sie unübertroffen, in wenigen Sekunden sind sie weit von der Stelle entfernt, wo sie dem beobachtenden Auge entschwinden, ohne daß man imstande wäre, auch nur das leiseste Beben an den Pflanzen zu bemerken, welche sie auf ihrer Flucht berührten, welch letztere sie in der Tiefe des Gestrüppes — dem Boden nahe — fortsetzen. Sie steigen an den blätterlosen Halmen der Rohrgewächse äußerst schnell hinauf, sehen sich in der Höhe einige Augenblicke um, und sinken dann ebenso schnell wieder in die Verborgenheit des Gestrüppes, indem sie die Stengel umklammern und in schiefer Stellung, einen Fuß nach dem andern wechselweise vorsetzen, aber so rasch, daß sie nur auf- oder abzugleiten scheinen. Sehr charakteristisch ist ihre Art zu nisten. Die Nester bestehen äußerlich aus langen Halmen, mit welchen sie sehr künstlich — nach Art der Webervögel — die senkrechten Rohre und andere Pflanzenstengel einflechten und damit in die Seitenwände befestigen, wodurch das Nest in der Schwebe getragen, unten aber frei bleibt. Sie bauen meist auf oder neben dem Wasser, selten weit von demselben entfernt. Ihr Betragen, ihre Wohnplätze und ihre Nistweise werden einer etwas eingehenden Beschreibung gewidmet, weil diese versteckt lebenden Vögel dem größern Teil der Liebhaber selten zur Beobachtung im Freien, noch seltener zu einer solchen im Zimmer kommen.

Für die Rohrsänger zählt Gray in seiner Hand-List etwa 75 Arten in 22 Gruppen, von denen hier: 11 Arten in 5 Gruppen.

1. Gruppe: **Rohrsänger.** Calamodyta, *Meyer & Wolf* 1815.

Calamoherpe, *Boje* 1822. — Der Schnabel verschieden gestaltet, pfriemenförmig, Füße kräftig mit großen gekrümmten Nägeln und ziemlich breiten Sohlen, mit deren Hilfe sie auch äußerst gewandt klettern können, während sie auf dem Boden nicht so geschickt laufen, wie ihre Vettern in der 3. Gruppe. Die Flügel mittellang, abgerundet, die 2. und 3. Schwinge die längsten und länger als die 5.; die Schwingen auf der Außenfahne bis höchstens zur 4. verengt; Schwanz mittellang, abgerundet oder stufenförmig. Die 3 Arten dieser Gruppe sind oben einfarbig und nicht gefleckt.

Der Drossel-Rohrsänger. Acrocephalus arundinaceus, *Linné* (turdoides, *Meyer*).

Taf. 3, Fig. 4.

Großer Rohrsänger, Großer Rohrschirf, Schilfdrossel, Weidendrossel. — Junco, alte Autoren; — Turdus palustris, *Klein* 1750; *L.* cit. 1758; — Turdus arundinaceus *, *L.* 1758—66; *Briss.*; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; — T. junco, *Pall.* 1811; — Sylvia turdoides, *M. & Wolf* 1815; *Temm.*; *Cuv.*; *Naum.* 1823; — S. turdella, *Rafin.* 1816; — S. turdina, *Glog.* 1834; *Schl.* 1844; — Salicaria turdoides, *K. & Blas.* 1840; — Acrocephalus turdoides, *Cab.* 1850; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Acr. arundinaceus, *Rchw.* 1884; — Calamodyta arundinacea, *Mev.* 1886. — * Der von *Linné* gegebene Name ist zur Ueberschrift gewählt.

Da sich verschiedene Arten der Rohrsänger sehr gleichen und leicht verwechselt werden können, so empfiehlt sich die Beachtung der Artkennzeichen.

Dieser Vogel ist wegen seiner Größe von Linné zu den Drosseln gestellt worden, obgleich er seinem ganzen Wesen und Betragen nach ein echter Rohrsänger ist und deshalb hier seine Stelle gefunden hat.

Kennzeichen. Oberleib gelblich rostgrau, ein deutlicher gelblichweißer Strich über dem Auge; Unterleib rostgelblich weiß; Mundwinkel orangerot; untere Flügeldeckfedern weißlich mit rotgelbem Anflug. 19 cm lang. Männchen an der Gurgel aschgrau überlaufen. Die 2. Schwinge kürzer als die 3.; die 3. außen verengt.

Er ist 21 cm lang, wovon der hinten abgerundete Schwanz über 8 cm wegnimmt, die Breite ist 28,5 cm, die Schnabellänge 1,8 cm, die Höhe der Fußwurzel 3 cm. Der Farbe nach hat die Rohrdrossel Aehnlichkeit mit der Nachtigall, daß sie, wäre ihr Schwanz rot, für ein großes Exemplar derselben gehalten werden könnte. Beinahe so groß wie ein Star.

Beschreibung. Der ganze Oberleib ist gelblich rostgrau, am Scheitel am dunkelsten, am Bürzel am lichtesten; über den Augen ein trüber, gelblich weißer Strich, der Nacken etwas grau angelaufen, die Ohrengegend dunkler; der ganze Unterleib graulichweiß, die Kehle am hellsten, an den Seiten rostgelb überlaufen. Flügel und Schwanzfedern sind matt dunkelbraun mit hellern Säumen. Der Schnabel ist stark und drosselartig, hornbraun, an der Wurzel lichter; an den Winkeln stehen große, schwarze Schnurrborsten; das Auge ist ziemlich hell braun; die starken Füße sind schmutzig fleischfarben, mit gelben Sohlen. — Das Weibchen ist schwierig zu unterscheiden, doch ist stets die obere Farbe etwas gelblicher, der aschgraue Anflug im Nacken fehlt ganz; die untern Teile sind lichter, oder nicht so stark rostgelb überlaufen; überhaupt ist das ganze Gefieder beim Weibchen etwas heller und gelblicher. — Junge nur etwas matter gefärbt. — Anfang der Mauser Ende Juli.

Dieser große Rohrsänger bewohnt als Brutvogel das südliche und mittlere Europa, nordwärts bis Holland und Süd-Skandinavien, aber nicht England; ferner West-Asien bis zum Kaspimeer; auf dem Zug in Afrika auf der Nord-, Ost- und Westseite bemerkt; südwärts bis über den Aequator hinaus, einzeln bis zum Kap. In Deutschland ist er in zusagenden Strichen ziemlich häufig, so in der Mark an vielen mit Rohr und Schilf bewachsenen Seen, an der Spree und Havel; in Mecklenburg; an den schilfreichen Altwassern des Rheins häufig; so auch an der Donau, besonders in den Niederungen, in der Dobrudscha gemein. — Seinen Aufenthalt sucht er stets am Wasser, obgleich ihm nicht jede wasserreiche Gegend angenehm ist; seine Standorte sind die Ufer von Landseen, Teichen, tiefen Wassergräben und solchen Gewässern, wo das Gemeine Rohr, Arundo phragmitis, *L.* hoch und üppig wächst, wo es gleichsam einen ganzen Wald bildet und mit viel Weidengebüsch vermischt ist. In großen Teichbinsen mit Rohr untermischt kommt er viel seltener vor. Aber auch Plätze, wo andere Schilfarten häufiger wachsen, als Gemeines Rohr, sind ihnen zuwider. Die Rohrdrossel ist auch nicht sonderlich menschenscheu, denn sogar dicht bei Städten und Dörfern trifft man sie an, wenn deren Gewässer und Teiche mit Gemeinem Rohr besetzt sind. Selten sieht man sie im Freien oder auf dem Erdboden; auch in den Weidengebüschen gehen sie nicht hoch, und vor hohen Bäumen haben sie eine Abneigung. Auf ihrem Zuge sieht man sie freilich in allerlei niederem, am Wasser stehenden Gebüsche, doch verweilen sie da niemals lange. Sie sind nächtliche Zugvögel, die erst Ende April bei uns ankommen und sich im August mit Familie wieder fortschleichen.

Sie nisten stets am Wasser, oder vielmehr über demselben, in den oben angegebenen Rohrstengeln, wo diese am üppigsten und dichtesten verwachsen sind. Sind solche Partieen noch mit Weiden, Holunder, hohen Nesselbüschen, Weiderich, Wasserhanf, Schierling und andern hohen Wasserpflanzen besetzt, so nisten sie hier ungemein gern. Das Nest hängt sehr fest zwischen mehreren Stengeln, etwa 1 m über dem Wasserspiegel, nicht zu nahe am Ufer, so daß man es von da aus nicht sehen kann und es also sehr schwierig zu finden ist. Es steht nicht selten über tiefem Wasser; doch steht es nie so tief auf dem Wasserspiegel, daß es nicht ein ansehnliches Steigen desselben ertragen könnte. Nur in wenig Fällen findet man es über festem Grund. So fand Walter im Jahre 1877 ein solches Nest in einem Erlenstrauch, 8 Fuß vom Wasser entfernt. Das Nest gehört zu den künstlichen, ist ziemlich groß, tief wie ein Korb, mit einer schön gerundeten Aushöhlung, oben etwas zusammengezogen, so daß bei heftigen Windstößen weder Eier noch Junge herausfallen können. Es steht zwischen 4 bis 6 starken, nahe beisammen stehenden Rohrstengeln, um welche das Nest mit langen Grashalmen befestigt ist, so daß diese gleichsam durch seine Wände gehen, ist ziemlich dick und derb geflochten, und namentlich ist der Boden gut verwahrt. Wenn man das Nest in einer Sammlung aufstellen will, so muß man es mit den Halmen, die es tragen, abschneiden. Die Materialien sind dürre Schilf- und andere Gräser, Halme, Bast, Rispen, Samenwolle, Insektengespinste, von innen manchmal mit Pferdehaaren gefüttert. So lange das Rohr nicht zu einer ansehnlichen Höhe von mehr als 1¼ m aufgeschossen ist, was erst zu Ende des Mai und noch später der Fall ist, darf man keine Eier suchen. Gegen Störungen ist er nicht so empfindlich, wie andere seiner Familie, denn Walter nahm ihm einige Eier aus dem Nest, und der Vogel legte den Rest nach und brütete weiter. In demselben findet man erst Anfang oder Mitte Juni 5 bis 6 bleich spangrüne Eier, der Grund auch ins Weißliche, Graue oder Bläuliche ziehend, mit dunkel aschgrauen und schwärzlich olivenbraunen Flecken bespritzt. Sie werden 14 Tage bebrütet, das Weibchen aber täglich mehreremal beim Brüten abgelöst. Da sie so spät mit dem Brüten beginnen,

so können sie jährlich nur eine Brut fertig bringen. Die Eier haben Aehnlichkeit mit manchen des Haussperlings, sie sind aber bei aufmerksamer Betrachtung stets sicher zu unterscheiden. Die Maße märkischer Eier: 22,3 + 15,7 mm. Wenn die Jungen ausgeflogen sind, so folgen sie den Alten immer im Rohre nach und schreien um Futter; ihre außerordentliche Geschicklichkeit im Klettern und Anklammern schützt sie vor dem Ertrinken, wenn sie auch kaum von einem Rohrstengel zum andern fortflattern können.

Sie nähren sich von Wasserinsekten, Haften, Libellen, Schnaken, Mücken, Fliegen, Spinnen und Larven, welche sie meistens sitzend fangen. Wenn sie, um ein Insekt an einem Rohrstengel zu fangen, danach laufen müssen, so setzen sie wechselweise einen Fuß über den andern, um wo möglich keine Erschütterung an dem schwanken Rohre hervorzubringen, was durchs Hüpfen der Fall wäre. Sie durchkriechen, um ihren immer regen Appetit zu befriedigen, unaufhörlich das dichte Rohr und niedere Gebüsch, meistens in geringer Höhe vom Wasserstande; ist das Rohr noch zu klein und schwach, so gehen sie auch auf niedere, dichtbelaubte Bäume und zuweilen auf den schlammigen Boden. — Nach Beeren scheint ihre Begierde eben nicht stark zu sein; doch trifft man sie auch naschend bei diesen, namentlich bei rotem und schwarzem Holunder, welch letzterer überhaupt eine Delikatesse für die meisten Insektenvögel zu sein scheint.

Dieser Vogel scheint etwas plump und schwerfällig, obgleich er manche andre Vögel an Gewandtheit übertrifft; er hüpft und schlüpft schnell und geschickt durch die dicht belaubten Zweige oder durch das dichte Rohr, und man bemerkt oft nur an dem Wanken der einzelnen Rohrstengel, in welcher Richtung und wie schnell er sich im Rohr zu verlieren sucht; denn außerhalb desselben läßt er sich nur selten sehen. Besonders geschickt klettert er an senkrechten Zweigen und Pflanzenstengeln auf und ab, und zwar nicht aufwärts wie ein Specht, sondern schief, wobei er mit beiden Füßen den Stengel umklammert und einen Fuß nach dem andern vorsetzt. Er ist übrigens furchtsam und fliegt selten weit und hoch; im Herausfliegen läßt er den fächerartig ausgebreiteten Schwanz etwas hängen, seine Flügel machen eine schnurrende Bewegung, und so schießt er ruckweise fort. Wo mehrere Pärchen beisammen nisten, nimmt der Hader und Zank kein Ende, und hier jagen sie einander oft aus den Rohrbüschen und schnurren niedrig über dem Wasserspiegel hin, wobei es aber aussieht, als ob ihnen das Fliegen sauer würde. Ihr Flug in die Ferne ist schußweise in unregelmäßigen Bogen, und wenn sie je einmal auf den Boden kommen, so gehen sie schrittweise und im Grase hüpfend.

Trotz ihrer starken Figur müssen diese Vögel im Zimmer sehr gut gehalten und gepflegt werden. Man gibt ihnen das Nachtigallfutter mit Ameiseneiern vermischt, die man im Sommer allein und frisch füttert. Mehlwürmer dürfen bei einem solchen zarten Vogel ebenfalls nicht fehlen, und er sollte wenigstens 6 Stück täglich bekommen. Die Jungen erzieht man mit Ameiseneiern und Fleischstückchen, da dieselben hierbei in der Regel am besten gedeihen. Während der Mauser setzt man diesen Vögeln noch einige Messerspitzen geriebenen Hühnereies zu, welches man täglich unter ihr Futter mengt. Wegen ihrer ansehnlichen Größe gibt man der Rohrdrossel einen Drosselkäfig, aber je größer desto besser, welchen man anfangs gut verhüllt; da es wilde und ungestüme Tiere sind, die sich den Schnabel leicht wund stoßen; auch das Stopfen muß man bei diesen Vögeln zuweilen in Anwendung bringen, wenn sie aus Halsstarrigkeit nicht selbst fressen wollen; sie zeigen hinsichtlich der Ausdauer nicht die mindeste Verwandtschaft mit den kräftigeren Drosseln.

Seinen Gesang läßt dieser Vogel von Anfang Mai bis Mitte Juni hören, und zwar den ganzen Tag, am fleißigsten aber in der Morgendämmerung; er singt übrigens auch häufig ganze Nächte durch. — Der Ton ist voll und stark, und reich an den mannigfaltigsten Strophen, hat aber so viel Eigentümlichkeit, daß er mit keinem andern Vogelgesang verglichen werden kann, obwohl er in mancher Hinsicht das Vorbild für die meisten Rohrsänger zu sein scheint. — Obgleich es diesem Gesange ganz an den flötenartigen Tönen der eigentlichen Grasmücken fehlt, so ist er doch nicht unangenehm, besonders im Freien, da er gewöhnlich an Plätzen gehört wird, wo es an besser singenden Vögeln fehlt. Es gibt Liebhaber, die ihn interessant finden und gerne hören, obwohl wieder andre mit

dem Quacken der Frösche eine Aehnlichkeit finden, welcher Vergleich da — wo ihrer viele beisammen leben — eine Berechtigung hat, denn im großen Chorus ist es ein ohrquälendes Knarren. Er lautet ungefähr: „hebber hebber hebber dui dui dui, — dorre dorre dorre, — karre karre karre, — kei kei kei, — kärr kärr kärr, — karra karra kieb.“ In Holland heißt dieser Vogel wegen seines Gesanges „Karrakiet“. Am Ufer des Kamerun*) in West-Afrika traf Dr. Reichenow diese Vögel in der Winterherberge, wo sie ihre einfachen Weisen wie bei uns erschallen ließen; diese bekannten Töne aber riefen bei dem einsamen fieberkranken Reisenden ein schmerzliches Weh nach der fernen Heimat wach. — Beim Konzertieren sitzen diese Rohrsänger aufrecht mit hängenden Flügeln und Schwanz, den letzteren dabei etwas ausgebreitet; dazu blasen sie die Kehle weit auf, richten den halbweit geöffneten Schnabel stark aufwärts und stellen die Kopffedern zu einer Haube. Da sie überhaupt das Gefieder beim Singen aufblähen, so sehen sie in dieser Stellung größer aus, als gewöhnlich. Ihr Lockton ist ein tiefes, schnalzendes „tack“ und ein Knarren, dumpfer und gröber als das der Nachtigall.

Ihre Krankheiten in Gefangenschaft sind wunde Füße, Dürrsucht und harter Verlauf der Mauser; bei unrichtiger Fütterung, besonders infolge der Fettsucht, fallen ihnen aber auch außer der Mauser die Federn aus, ohne wieder zu wachsen. Man muß den Vogel warm halten, mit Ameiseneiern und geriebenen Hühnereiern füttern, und womöglich in einem temperierten Zimmerflug unterbringen, bis die Mauser vorüber ist.

Fangen kann man sie, wenn man 1—1 1/4 m lange, natürliche Stöcke nimmt, und in diese kleine Reischen mit Schlingen steckt, daß ein solcher Stock eine ganze Reihe Schlingen bildet. Man nimmt mehrere solche Stöcke und stellt sie wagrecht auf ein paar Pfählchen ins Rohr, so daß sie etwa 1 m über dem Wasserspiegel oder an den Ufern über dem sumpfigen Boden stehen; im Durchschlüpfen des Gestrüppes benützen sie diese Stöcke zu bequemen Sitzen, und bleiben so häufig in den Schlingen hängen. Um sie mehr zu reizen, kann man auch an die Stöcke einige lebendige Mehlwürmer binden. Der Fang mit Vogelleim läßt sich wegen der Nähe des Wassers und des vielen Gestrüppes nicht gut anwenden, und in ein Schlaggarn sind sie ohne große Schwierigkeiten und Zeitversäumnis auch nicht zu bringen; weiß man aber das Nest, so kann man sie vermittelst der Jungen auch in eine große Nestfalle locken und damit fangen.

Der Teich-Rohrsänger. Acrocephalus salicarius, *Linné* (arundinacea, *Briss.*).

Taf. 3, Fig. 5.

Teichsänger, Rohrspötter, Rohrschmätzer, Schilfschmätzer, Rohrschlüpfer, Zepste, Weiderich. — Salicaria Gesneri, *Will. & Ray*; — Luscinia salicaria, *Klein* 1750; *L.* cit. 1758—66; — Motacilla salicaria *, *L.* 1858—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; — Curruca arundinacea, *Briss.* 1760; *L.* citiert als Synonym zu „Salicaria“ 1766; — Mot. arundinacea, *Gm.* 1788 *ex Lightfoot*; — Sylvia salicaria, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; — Sylvia arundinacea, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; — Sylvia baeticata, et strepera, *Vieill.* 1816; — Acrocephalus arundinaceus, *Naum.* 1818; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Calamoherpe arundinacea, *Boje* 1822; *Br.* 1831; — Cal. salicaria, *Br.* 1831; — Calamodyta boeticula, *Gray* 1841: — Calamoh. obscurocapilla, *Dub.* 1856; — Sylvia horticola, *Naum.* 1860; — Acr. streperus, *Rchw.* 1884; — Calamodyta strepera, *Meves* 1886. — * Die ältern Autoren haben diese geheimnisvollen Vögel sehr unvollkommen beschrieben, und erst Naumann hat die Arten sicherer bestimmt. Trotzdem ist die Linné'sche Benennung zur Ueberschrift gewählt, weil durch das zweideutige Adjektiv: „arundinacea“ eine störende Doppelbenennung geschaffen ist, die von Brisson u. Gmelin abstammt, aber hier gestrichen werden sollte.

Der Teichsänger gleicht der Rohrdrossel fast ganz, nur die verschiedene Größe unterscheidet diese beiden Vögel, denn er ist kaum größer als das Müllerchen.

Kennzeichen. Oberleib gelblich rostgrau, ein deutlicher heller Strich über dem Auge, der Unterleib rostgelblich weiß; Mundwinkel orangerot. Die kleinen untern Flügeldeckfedern licht rostbräunlich; 2. Schwinge kürzer als die 3.; die 3. die längste und außen verengt.

---

*) Es ist daraus ersichtlich, daß unsre europäischen Wandervögel — auch solche, die wir nicht zu den besten Fliegern zählen — bis zum Aequator und darüber hinaus vordringen.

Seine Länge beträgt 13,1 cm, wovon etwa 5,4 cm auf den abgerundeten Schwanz gehen; die Flügelbreite 19 cm, die Länge des Schnabels 1,2 cm, die des Laufs 2,2 cm.

Beschreibung. Der Oberleib ist oben gelblich rostgrau, auf dem Scheitel am dunkelsten, auf dem Bürzel stark ins gelblich Rostfarbene übergehend; vom Nasenloch über das Auge zieht sich ein weißlich rostgelber Streif; die Kehle ist weiß, die ganze Unterseite des Vogels rostgelblich weiß, an der Halsseite gelbbräunlich und mit der Rückenfarbe verschmelzend; die Weichen und Schenkel mit starkem rostgelben Anstrich, am dunkelsten an der Hinterseite der Schenkel; die Flügel- und Schwanzfedern schmutzig braun, mit der Rückenfarbe gesäumt. — Der Schnabel ist wie der Kopf schlank und gestreckt, dicht an den Naslöchern etwas breiter als hoch, von Farbe braunschwarz, die Schnabelwinkel orangerot, die Zunge und der Rachen schön orangegelb; die Nasenlöcher groß; das Auge hellbraun; die Füße sind von einer gelblichen Fleischfarbe. — Das Weibchen ist nur unmerklich kleiner, und der orangerote Schnabelwinkel nicht so intensiv gefärbt. — Die Jungen im Nestgefieder sehen den Alten ziemlich ähnlich, haben aber bleigraue Füße, braungraue Augensterne, und die Rücken- und Bauchfarbe fällt bei ihnen so stark ins Rostgelbe, daß sie im ganzen eigentlich schöner aussehen, als die Alten. — Abänderungen scheinen bei dieser Art in großer Mannigfaltigkeit des Gesanges, Aufenthaltes und Nestbaues vorzukommen, wie z. B. der Garten-Rohrsänger, Sylvia horticola, *Naumann*; derselbe hält sich gern in buschigen Gärten, selbst in denen der Städte auf.

Der Teichsänger findet sich als Brutvogel in gleicher Verbreitung wie die Rohrdrossel, aber viel häufiger. In Deutschland trifft man ihn an zusagenden Plätzen überall, und in Holland in Menge. Er kommt im April und Mai, oft erst spät, auf die Brutplätze und reist im August schon wieder ab. — Er wohnt stets am Wasser, aber nur im hohen Rohre der Seen, Teiche, stillen Flußarme und großer Wassergräben; auch auf sehr kleinen rohrreichen Weihern. Im hohen Kolbenschilf treibt er sich ebenfalls gern herum, nistet aber nur selten in demselben. Er sucht dieselben Gegenden, wie sie die Rohrdrossel liebt, überall aber in größerer Anzahl. Er scheut auch die Nähe menschlicher Wohnungen und den Verkehr der Menschen nicht, denn man hört ihn häufig im Röhricht der Stadtwallgräben, ohne jedoch den versteckt lebenden Vogel viel zu bemerken. Das reine Rohr zieht er allem vor, und in großen Rohrpflanzungen wird man ihn nicht leicht vermissen. So lange aber das Rohr noch nicht hoch gewachsen ist, siedelt er sich wohl auch im benachbarten Buschwerk an. Auf hohe Bäume geht er nicht gern, auf den Boden äußerst selten; auch das Freie sucht er stets zu vermeiden.

Sie nisten in den Gegenden ihres Aufenthalts gerne in Gesellschaft, doch hat jedes Pärchen sein kleines Revier, in welchem es kein andres duldet. Das künstlich gebaute Nest steht über und neben dem Wasser, $^1/_3$—1 m vom Wasserspiegel entfernt; doch ausnahmsweise auch im hohen Kolbenschilf, selbst im Weidicht oder im niedrigen strauchartigen Gehölz, über und neben dem Wasser, oder nicht weit von demselben entfernt; in ganz trockenen Gegenden kommt es schwerlich je vor. Es ist tiefer und spitzer als das des Sumpfsängers, so daß es beinahe einem umgekehrten Zuckerhute gleicht und auf den ersten Anblick von dem dieses Sängers zu unterscheiden ist; doch besteht es aus denselben Materialien, aus Grashalmen, Schilf, Gras, Würzelchen, wenig Moos, Rispen und Spinnenwebe, und ist zwischen 3 bis 4 Rohrstengeln, oder auch in einige aufsteigende Weidenzweige eingebaut; auch findet man es im hohen Gras oder in andern Gewächsen versteckt. — Die ca. 5 Eier haben mehr eine rundliche Form, sehen blaß bläulichgrün aus, und sind mit vielen Punkten und Flecken von einer aschgrauen und grünlichbraunen Farbe besetzt, welche am stumpfen Ende häufiger sind, doch ohne einen Fleckenkranz zu bilden. Zuweilen sieht man auch einmal ein Nest, in welchem lauter längliche Eier liegen; diese sind aber selten und sehen ganz anders aus, so daß man sie leicht für Eier eines ganz andern Vogels halten könnte; sie sind schmutzig weiß, eher ins Bräunliche als in Grünliche ziehend; aschgraue Punkte darauf nur selten, desto mehr aber davon von einem schmutzigen Braun, welche am stumpfen Ende häufig einen dunkeln Fleckenkranz bilden. Merkwürdig ist es noch, daß Uebergänge zwischen beiden Hauptverschiedenheiten nur selten sind. Man findet sie Anfangs oder erst Mitte Juni. Sie machen jährlich nur eine Brut.

Der Teichsänger ist ein gewandter, munterer Vogel, der beständig im Schilf und Gebüsch herumklettert und hüpft. Wenn er sich unbemerkt glaubt, hüpft er mit sehr eingezogenem Halse und aufgelockertem Gefieder, so daß der spitzige Kopf mit dem langen Schnabel auf dem Rumpfe fast aufzusitzen scheint. Begegnet ihm etwas Auffallendes, so öffnet und schließt er den Schwanz ruckweise, wie einen Fächer, wippt auch wohl ein

wenig damit aufwärts, verschwindet aber hierauf im dichtesten Gebüsche und Rohr, wo man bloß an dem Zittern einzelner Rohrstengel sieht, in welcher Richtung er sich entfernt hat; wenn er weit genug weg zu sein glaubt, steigt er gewöhnlich noch einmal neugierig in die Höhe, um sich nach dem auffallenden Gegenstande umzusehen, verschwindet abermals und läßt sich dann sobald nicht wieder blicken. — Er nährt sich von allerlei Wasserinsekten, mit deren Aufsuchen er unaufhörlich beschäftigt ist, ohne jedoch das Singen zu vergessen, das er gleichsam zu seinem Zeitvertreibe während des Herumschlüpfens übt. Gegen den Spätsommer geht er auch nach Johannis-, Holunder- und Faulbaumbeeren, doch nur dann, wenn sich diese Büsche in der Nähe des Wassers befinden. — Im Zimmer verlangen sie einen Nachtigallkäfig, und das gleiche Futter und die gleiche Behandlungsweise, wie der Sumpfsänger, sonst darf man sich keine Hoffnung machen, diese zarten Vögel durchzubringen.

Sie singen im Freien mit einem ungemeinen Fleiß, beinahe ununterbrochen den ganzen Tag, und man möchte fast fragen, wie es ihnen möglich ist, bei dem anhaltenden Gesangeseifer auch ihre übrigen Bedürfnisse zu befriedigen. Mit erhobener Brust, nachlässig herabhängenden Flügeln und Schwanz und emporgerichtetem Kopfe sitzt der Teichsänger in der Morgendämmerung (tagüber leiert er mehr) da, bläst die Kehle weit auf, und bewegt den Schnabel heftig, um mit scheinbar großer Anstrengung den Gesang hervorzupressen, obgleich er dadurch weder sehr laute, noch sehr angenehme Töne hervorbringt. Seine Melodie hat große Aehnlichkeit mit der der Rohrdrossel, ist aber schwächer und etwas zusammenhängender. Sie lautet etwa: „tiri tiri tiri, tier tier tier, zäck zäck zäck zäck, zerr zerr zerr, tiri tiri scherk scherk scherk, heid heid hied, tret tret tret" u. s. w.; man kann dieses eher ein Geschwätz als einen Gesang nennen, das übrigens seiner Eigentümlichkeit wegen auch seine Liebhaber findet. — Seine Lockstimme lautet „tschätsch", und ein schnarrendes „scharr" zeigt Unwillen und Besorgnis an. — Der Fang geschieht wie bei der Rohrdrossel.

Der Sumpf-Rohrsänger. Acrocephalus palustris, *Bechstein*.

Taf. 3, Fig. 6.

Sumpfsänger, Rohrschmätzer, Spitzkopf, Weiderich, Rohrgrasmücke. — Sylvia palustris, *Bechst.* 1807; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; — Acr. palustris, *Naum. sen.* 1819; *A. Br.* 1881; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — Calamoherpe palustris, *Boje* 1828; — Salicaria palustris, *K. & Blas.* 1840; — Sylvia fruticola, *Naum.* 1840; — Calamodyta palustris, *Meves* 1886.

Der Sumpfsänger gehört zu den besten Sängern und reiht sich der Grauen- und Gelben Grasmücke ebenbürtig an. Er ist im Aeußern, auch in der Größe, nicht sehr vom Teichsänger verschieden, desto mehr aber im Gesang. Große Aehnlichkeit hat er auch mit der Gartengrasmücke.

Kennzeichen. Oberleib grünlich rostgrau oder matt olivengrau, ein Strich über dem Auge und der Unterleib weiß mit ockergelbem Anflug; Mundwinkel orangegelb; die kleinen untern Flügeldeckfedern blaßgelblichweiß. Länge etwa 14 cm, 2. Schwinge gleich der 3.; die 3. außen nicht verengt.

Die Größe des Sumpfsängers beträgt ungefähr 13,5 cm, wovon der abgerundete Schwanz 5,4 cm wegnimmt, die Breite 19 cm, die Länge des Schnabels nur 1,1 cm, die des Laufs 2,4 cm.

Beschreibung. Der Oberleib ist matt grünlich braungrau, auf dem Bürzel etwas lichter, über den Augen ein verschwommener, gelblich weißer Streif; die Kehle ist weiß, alle übrigen Teile des Unterleibes trübweiß mit ockergelbem Anflug, welcher an den Halsseiten und in den Weichen stärker wird; untere Schwanzdecken rein weiß; die Flügel und Schwanzfedern sind dunkel graubraun, mit der Rückenfarbe gekantet. — Der Schnabel ist nicht so gestreckt und schlank, wie beim Teichsänger, sondern etwas kürzer und dicker, vor den Naslöchern aber so breit als hoch; von Farbe hornbraun, mit kleinen Nasenlöchern, Zunge und Rachen orangegelb, blässer als beim Teichsänger; die Augen kastanienbraun; die Füße sind schlank und gelblich fleischfarben; die Füße etwas länger als beim Teichsänger. Vom Bug bis zur Spitze der Flügel ist das Maß beim Sumpfsänger ungefähr 6,7—7 cm, beim Teichsänger aber nur 6,2—6,4 cm. — Zwischen Männchen und Weibchen ist in der Farbe kein wesentlicher Unter-

schied zu finden, doch ist das Weibchen meistens etwas kleiner als das Männchen. — Die Jungen sehen ihren Eltern sowohl im Nestgefieder als nach der Mauser ähnlich, und sind nicht leicht von diesen zu unterscheiden.

Der Sumpfsänger kommt im wärmern und gemäßigten Europa vor, geht nicht so weit nordwärts wie der Teichsänger, sondern bewohnt die Sumpfgegenden Nord-Italiens, das Rhonedelta, das Rheindelta; in Nord-Deutschland häufig an der Elbe, im südlichen Dänemark noch zu finden, im nördlichen schon selten; in West-Asien teils Brut-, teils Wintervogel; auf dem Zug in Nord-Afrika. In Deutschland ist er seltener, als der Teichsänger. Ihre Art, versteckt und in Gegenden zu leben, wo die Menschen wenig verweilen, entzieht nicht nur diese, sondern die meisten Rohrsänger den Blicken des Beobachters, der doch nur höchst ungern durch die üppige Unkraut-Vegetation verderbenschwangerer Moore watet, um die Geheimnisse derselben näher zu erforschen.

Der Sumpfsänger vermeidet die großen zusammenhängenden Rohrwälder und sucht nur sumpfiges, niederes, von Gräsern und andern aufschießenden Pflanzen durchwachsenes Gebüsch, besonders Weidengebüsch, zumal wenn es sich an den Ufern der Flüsse, Bäche und Seen befindet; auch in Gärten, durch welche ein mit Gebüschen besetzter Bach fließt, hält er sich öfter auf, wenn das Gebüsch mit Rohr, Schilf und andern Wasserpflanzen gemischt ist, in die er sich aber nur selten begibt. Weidengebüsch, besonders niedriges, scheint ihm vor allem das liebste und zu einem längern Aufenthalte notwendig zu sein. Er streicht auch in die Aecker, welche mit hohem Getreide, Bohnen, Erbsen, Hanf und Reps bewachsen sind, wenn sie in der Nähe seines Aufenthalts sich befinden, und er weicht hierin sehr eigentümlich vom Teichsänger ab. Er ist Zugvogel, kommt Anfang bis Mitte des Mai an, und zieht Ende August und im September wieder weg, und zwar stets bei Nacht.

Um das Nest dieses Vogels zu finden, muß man sich den Platz merken, wo er am frühesten Morgen oder bei Nacht singt, denn dieser ist meistens in unmittelbarer Nähe des Nestes; man darf es nie tief in größeren Dickichten, sondern näher am Rande derselben, hauptsächlich in einzelnen kleinern Büschchen, dicht am Rande der Gräben u. dgl. suchen; es steht nie über dem Wasser, sondern stets neben demselben am Ufer, etwa $^1/_3$—1 m über dem Boden, auch nie weit vom Ufer, in niedrigem, mit Rohr vermischtem Gebüsche, in Nesselbüschen, Wasserampfer und Rohr, Weiderich, in niedrigen Bäumchen, welche mit Rohr und hohem Grase umgeben sind; auch in den von Gräben durchschnittenen Repsäckern und ähnlichen Feldanpflanzungen. Die Bauart des Nestes hat die Eigentümlichkeit der andern Rohrsänger, daß es nämlich am Boden größtenteils frei und ohne Unterstützung ist und zwischen den Rohr- und Pflanzenstengeln so hängt, daß diese das gleichsam schwebende Nest nur an seinen Seitenwänden durchbohren. Diese sind so fest an die Stengel geflochten, daß ein einziger genügen würde, das ganze Nest zu tragen, und wenn ein Sammler das Nest unversehrt bekommen will, gibt es kein andres Mittel, als alle Stengel, woran es haftet, oben und unten etwa 4 bis 5 cm lang abzuschneiden. Es ist von künstlicher Bauart, aber mehr wegen seiner Befestigung an den Trägern, als wegen seines Gewebes, welches nicht sehr dicht ist; ziemlich tief, niedlich gerundet, und oben etwas zusammengezogen. Die Materialien sind Halme und Blätter von feinen Gräsern, Bastfasern von Nesseln und andern Pflanzen, Insektengespinsten, alles gut verflochten und wie verkleistert; innen mit feinen Tierhaaren und Hälmchen ausgelegt. Es enthält erst Anfang oder Mitte Juni durchschnittlich 5 Eier von sehr niedlicher Form, welche meist etwas größer als die des Teichrohrsängers und meistens von einer mehr länglichen Form sind; die zarte Schale ist glatt, aber nicht glänzend. Der Grund ist schön bläulichweiß und spielt nur bei den dichter gefleckten etwas ins Grünliche, wird aber durch ungemein feine graue Pünktchen etwas getrübt; außerdem zeigt es noch größere Punkte und Flecken von einem schönen Aschgrau, von olivenbrauner Farbe, und in diesen noch hin und wieder braunschwarze Punkte und Strichelchen. Sie variieren ziemlich, sind aber von denen des Teichrohrsängers durch einen viel helleren Grund und durch die hellaschgrauen Flecke sehr leicht zu unterscheiden. — Die Eier werden 13 Tage bebrütet, wobei das Weibchen täglich einige Nachmittagsstunden abgelöst wird.

Der Sumpfsänger ist ein netter, hurtiger Vogel, geht auf Bäume und Gebüsch, fliegt ungezwungen über ganze Strecken im Freien, und hat einen sehr gewandten Flug; er ist überhaupt kühner, als andere Rohrsänger, was seine Nachbarn bei gelegentlichen Kämpfen oft fühlen müssen. Nirgends hat er lange Ruhe, bald ist er hier, bald da, und es ist in der That eine Lust, seinem Treiben zuzusehen, denn er zeigt sich weit häufiger dem Auge des Beobachters, als dies bei andern Rohrvögeln der Fall ist. — Seine Nahrung besteht aus Wasserinsekten, welche er an den Gesträuchen seines Aufenthaltes, auf niedern Bäumen, in Gärten und bepflanzten Aeckern in Menge findet und vermöge seiner Gewandtheit fliegend und sitzend wegfängt. Holunderbeeren soll er ebenfalls fressen. — Im Zimmer muß man ihn als einen zarten Vogel behandeln und pflegen. Man füttert im Sommer frische Ameiseneier und täglich 6 Mehlwürmer; im Winter dürre Ameiseneier, hälftig mit feinen Karotten und etwas Eierbrot vermischt, nebst 12 Mehlwürmern täglich in 2 Portionen verteilt. Geht man zu einem andern Mischfutter über, so sind nahrhafte Stoffe: Herz, Käsquark, zerriebenes Hühnerei zu verwenden, Ameiseneier und Mehlwürmer wegzulassen und besonders auf Abendfütterung mit Beleuchtung zu halten, an welche sich die Vögel bald gewöhnen und nicht nur den Futtertrog suchen, sondern nicht selten auch bei Licht singen. Alle Rohrsänger sind starke Fresser, was sich der Liebhaber merken möge. Damit muß man die größte Reinlichkeit verbinden, und fleißig frisches Wasser zum Trinken und Baden reichen.

Der Sumpfsänger ist unter die bestsingenden Vögel zu rechnen und insbesondere unter den Rohrsängern — deren Gesang mehr originell als schön ist — der melodienreichste. Sein Gesang ähnelt dem der Gelben Grasmücke, hat aber mehr sanfte Töne, und eine größere Mannigfaltigkeit. Er besteht aus einer Menge höchst abwechselnder Strophen, wovon viele wirklich flötend sind, manche auch wieder eine täuschende Nachahmung andrer Vogelstimmen zu sein scheinen. Bald flötet er eine Strophe, als wenn sie aus dem Gesange einer Amsel entlehnt wäre; bald sind es zwitschernde und schirkende Töne, die uns auch wieder den Rohrsänger verraten und auf einmal in trillernde, hellpfeifende oder sanft lullende, in auf- und absteigende, in kurz abgebrochene oder in geschleifte übergehen; bald folgen Töne wie aus dem Gesange des Schwarzkopfs und der Grauen Grasmücke geliehen, dann wieder die nachgeahmten Lockstimmen der Meisen und andrer Vögel im buntesten Gemisch durcheinander, daß man nicht satt wird, ihm zuzuhören. Dabei liegt so viel Kraft in seinen Stimmorganen, daß man diesen anmutigen Gesang, zumal bei Nacht, ziemlich weit vernehmen kann. Er singt von Anfang Mai bis in den Juli hinein, nicht allein vom frühen Morgen bis an den Abend, meist den ganzen Tag über, ungemein fleißig, sondern auch die ganze Nacht hindurch. Er ersetzt in manchen Gegenden die Nachtigall, und Liebhaber, welche Vögel ihres Gesanges wegen halten, können sich hiezu keinen besseren Vogel wählen, obgleich die Verpflegung nicht die leichteste ist. — Seine Lockstimme, die man wenig hört, ist ein schnalzendes „tschä" und ein schnarrendes „rrr".

Krankheiten haben sie mit den andern Grasmücken gemein; statt der Fettsucht sind sie aber mehr der Dürrsucht ausgesetzt, welche man mit nahrhaftem Futter fernhält. — Gefangen werden diese Vögel mit den bei der Rohrdrossel beschriebenen Schlingenstöcken, wie überhaupt die meisten dieser Rohrsänger, am leichtesten; ferner mit Leimruten und mit Sprenkeln; mit den Jungen in der Nestfalle.

2. Gruppe: **Schilfsänger.** Calamodus, *Kaup* 1829.

Ziemlich kleine langflügelige Vögel; Oberseite verwischt gefleckt, Unterseite ungefleckt. 2 Arten.

Der Schilf-Rohrsänger. Acrocephalus schönobänus, *Linné.*

Taf. 3, Fig. 7.

Schilfsänger, Kleinster Rohrschilf, Wasserweißkehlchen, Bunter oder gefleckter Weiberich, Olivenbrauner Spitzkopf. — Lusciniola, alte Aut.; *L.* cit. 1766; — Motacilla schönobänus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; — Mot. yvica, *Hass.* 1757; — Curruca sylvestris, *Briss.*; — Sylvia phragmitis,

Bechst. 1807; *Naum.* 1823; *Glog.*; — Calamoherpe phragmitis, *Boje* 1826; *v. Hom.* 1885; — Salicaria phragmitis, *K. & Blas* 1840; — Caricicola phragmitis, *Br.* 1855; — Calamodus schönobaenus, *Gray* 1869; *Meves* 1886; — Acr. phragmitis, *A. Br.* 1882; — Acr. schönobaenus, *Rchw.* 1884.

Kennzeichen. Der Scheitel hell olivenbraun, mit schwarzbraunen Flecken; der Oberleib matt olivenbraun, am Oberrücken dunkelbraun gefleckt; der Bürzel mit Rostfarbe überlaufen und ungefleckt; die hintern Schwungfedern lichter gesäumt als die übrigen; ein ausgezeichneter Streif über dem Auge und die ganze untere Seite des Vogels rostgelblich weiß, ohne Flecken. Die 2. und 3. Schwinge gleich und länger als die 4.; Außenfahne der 3. Schwinge an der Spitze nicht verschmälert.

Länge 13,1 cm, wovon der stark abgerundete Schwanz 5,1 cm mißt, Breite 19,7 cm, Schnabellänge 1,1 cm, Höhe des Laufs 2 cm. Wenig größer als das Müllerchen.

Beschreibung. Der Oberleib ist matt olivenbraun, mit dunkelbraunen Flecken, welche neben dem Scheitel am dunkelsten sind, wodurch 2 dunklere Seitenbinden entstehen; Hinterrücken und Steiß sind stark mit gelblicher Rostfarbe überlaufen. Vom Schnabel zieht sich über jedes Auge bis ans Genick ein heller, gelblich weißer Streif; Zügel und Wangen sind braun; die Kehle weiß, an den Seiten rostgelblich überlaufen; Brust und Bauch trübweiß mit rostgelbem Anflug, welcher in den Weichen sehr stark wird; die Schenkel blaß rostgelb; die langen untern Schwanzfedern blaß gelbbräunlich, mit sehr großen, gelblich-weißen Enden. Die größern Schwungfedern sind dunkelbraun, mit der Rückenfarbe gesäumt, die Schwanzfedern matt dunkelbraun, etwas heller eingefaßt. Der Schnabel ist dünn, gestreckt und von Farbe hornbraun, die Schnabelwinkel orangefarben, der Rachen nebst Zunge hell rotgelb; das Auge ist hellbraun und die Füße sind etwas stark und haben eine schmutzig gelbe Fleischfarbe. — Das Weibchen ist unmerklich kleiner und blässer, und daher schwer zu unterscheiden. — Die Jungen haben fast gleiche Färbung der Eltern, sind aber oben etwas dunkler gefleckt, unten mehr rostgelb, die Schnabelwinkel sind rot.

Der Schilfsänger ist über ganz Europa verbreitet, und kommt unter allen seinen Verwandten am weitesten nach Norden vor, da man ihn in Norwegen noch unter dem 68. Grad angetroffen hat; weiterhin in West-Asien und auf dem Zug in Nord-Afrika, südwärts bis in das Quellengebiet des Nils. In Holland trifft man ihn sehr häufig; auch in den Marschländern und in allen sumpfigen Gegenden Deutschlands ist dies — nächst dem Teichsänger — die gemeinste Art. — Er hält sich an den Ufern der Gewässer und der Sümpfe auf; Wasser oder wenigstens nasser Boden dürfen seinem Aufenthaltsorte nicht fehlen. Büsche, welche die hohen Seggenschilfarten oder Riedgräser (Carex), die großen Teichbinsen (Scirpus), die Blumenbinsen und andre ähnliche schmalblätterige Sumpfpflanzen bilden, sind seine Lieblingsplätze, besonders wenn aus diesen hie und da wieder niedrige Seilweiden oder Erlensträucher und Stauden der hohen Wolfsmilch Euphorbia palustris, *L.* hervorragen. In den Marschländern wohnt er auf Feldern, wo die Wassergräben mit niedrigen Schilfarten, Binsen u. dgl. verwachsen und teilweis im wirklichen Sumpf oder Sumpfwiesen verlaufen, wenn nur hin und wieder kleine Bäume stehen. — Wo im Frühjahr das alte Seggenschilf noch steht, das sich nun niedergebogen hat, und worin diese Vögel den gewünschten Schutz finden, wimmelt es nicht nur von solchen Rohrsängern, sondern auch noch von andern Sumpf- und Wasservögeln, bis sie endlich durch das Nachwachsen der jungen Pflanzenpartieen Gelegenheit finden, sich auf größere Strecken zu verteilen. Als Zugvogel kommt er gegen Ende April bei uns an und verläßt uns im September und Oktober wieder. Unter allen Rohrsängern verweilt er am längsten unter unserm Himmelsstriche.

Das Nest steht meist in der Mitte der Sümpfe und an den einsamsten Stellen derselben, je weiter vom trocknen Lande, desto lieber. Hört man im Mai oder im Anfang Juni ein Männchen öfters an einer Stelle recht anhaltend singen, so darf man nur da suchen, und man wird das Nest desselben in einem Umkreise von 100 Schritten gewiß finden, denn jedes Pärchen hat seinen eignen Bezirk, in welchem es kein andres leidet, weshab es unter den Männchen nicht an Zänkereien fehlt. Dasselbe findet man niemals über dem Wasser, sondern immer über sumpfigem Boden und Morast, höchstens $^1/_2$ m über dem Boden, meistens aber noch tiefer. Es ist, wie das der andern Rohrsänger, an die es umgebenden Pflanzenstengel, Halme und Zweige seitwärts etwas locker befestigt; seine Form ist hoch, unten spitzrund, dabei ungemein gut versteckt und schwer aufzufinden. Sie setzen es niemals in das eigentliche Rohr, das ihnen zuwider ist; auch niemals in bloßes dünnes Weiden- und Erlengebüsch, sondern nur wenn es recht mit Sumpfpflanzen durch-

wachsen ist; auch in einen bloßen dichten Riedgrasbusch oder anderes Sumpfgewächs, auch zuweilen zwischen Getreidehalmen. Die Materialien des Nestes, von außen meistens weißlich, sind ziemlich grobe Grasstengel, Hälmchen, feine Würzelchen, zuweilen in der mittlern Lage etwas grünes Laubmoos, äußerlich ziemlich locker, innen zarter geflochten, und mit feinen Hälmchen, Rispen, Tierhaaren oder Pflanzenwolle, auch Federn, weich gepolstert. Man findet in demselben von Mitte und Ende des Mai bis in den Juni hinein, doch nach Walters Beobachtungen gewöhnlich 14 Tage früher als beim Sumpf- und Teichsänger, das Gelege mit 4 bis 5 Eiern, welche auf schmutzigweißem, sich etwas ins Grünliche ziehendem Grunde mit einem matten Graubraun bespritzt und bekritzelt, und nicht selten noch mit schwarzen Strichelchen und Pünktchen bezeichnet sind. Sie werden in 13 Tagen ausgebrütet, und messen: 17,6 + 12,8 mm. Die Jungen verlassen, wenn sie nicht gestört werden, das Nest nicht eher, als bis sie flügge sind.

Der Schilfsänger ist ein behender, fröhlicher Vogel, und Meister im Durchkriechen und Durchschlüpfen des dichtesten Gebüsches; er läuft an Binsenhalmen schnell auf und ab, und auf der Erde durch das dichteste Pflanzengewirr mit größter Gewandtheit. Wenn er sich unbemerkt glaubt, hüpft er ganz geduckt, zieht den Hals tief zwischen die Schultern, und trägt den Schwanz etwas hängend; er sucht sich immer in den schilfigen Sumpfpflanzen oder im Gebüsch zu verbergen, und kommt selten aufs Freie. Doch macht hievon das Männchen während der Begattungszeit eine Ausnahme; hier zeigt es sich öfters auf den Spitzen hoher Pflanzen und freier Zweige, und treibt sich unruhig in seinem Bezirke umher. Auf seinen erhöhten Lieblingsplätzen sitzend, singt es fast ununterbrochen fort, wechselt singend die verschiedenen Lieblingssitze, die etwa 10 m auseinander liegen und flattert nicht allein in gerader Linie von einem zum andern, sondern steigt singend in schiefer Richtung in die Luft und senkt sich im stumpfen Winkel auf den nächsten Lieblingssitz wieder herab, ähnlich dem Baumpieper, für den es von Ungeübten wohl auch gehalten wird. Diesen sonderbaren Flug wiederholt es bei schönem Wetter, zumal mittags, mehrmals in einer Stunde, und läßt sich dabei ungescheut ganz in der Nähe betrachten. Bei diesem langsamen Balzflug klappt es die Flügelspitzen oben oft zusammen; stürzt zuweilen fast senkrecht schnell auf seinen Sitz herab, bläht das Gefieder wunderlich auf und singt dazu aus voller Kehle. Es gewährt dem Beobachter viele Unterhaltung, dieses Liebesspiel zu belauschen. Der sonst so versteckt lebende Vogel scheint während dieser Zeit alle Scheu abgelegt zu haben. Mit andern in der Nähe wohnenden Vögeln kommt er wegen seiner Lieblingsplätze nicht selten in Hader, der auch zu Balgereien ausartet, wobei er aber meistens siegreich seinen Stand behauptet. Sein Flug ist schnell, schußweise, aber unregelmäßig, worin übrigens alle Rohrsänger Aehnlichkeit miteinander haben.

Ihre Nahrung sind allerlei Wasserinsekten, die sie schnappend oder darnach springend, seltener im Fliegen, wegfangen. Sie fressen auch Holunderbeeren. Im Zimmer muß man diesen zarten Vogel wie die Nachtigall behandeln und dem Futter im Winter gedörrte Ameiseneier und Mehlwürmer zusetzen. Da sie sich in der Gefangenschaft anfangs wild und scheu betragen, so muß man ihnen den Käfig verhüllen, oder die Gitter desselben dicht mit Binsen verflechten, wodurch der Käfig an ihren Aufenthalt im Freien erinnert; dies kann man auch bei den andern Arten in Anwendung bringen.

Sein Gesang wird im schnellen Tempo hergeleiert und verrät den Charakter der Rohrsänger; besonders charakteristisch ist darin ein öfters wiederholter, aus der Höhe um eine Terz allmählich herabsteigender, langer, flötenartiger Triller, welchen man seines angenehmen Klanges wegen gern hört; auch scheint man in manchen Sätzen das Nachahmen eines Spötters zu vernehmen, denn sie erinnern an die Schafstelze, das Blaukehlchen, die Rauchschwalbe, den Rohrammer u. a. Er gehört unter die bessern Vogelgesänge, und ist stärker und runder, als der des Teichrohrsängers; dazu kommt noch, daß der Vogel ein fleißiger Sänger ist, der von seiner Ankunft bis Ende Juli singt und im Zimmer noch viel länger sich hören läßt. Der Locton ist ein schnalzendes täck täck, dem ähnlich, den die Grasmücken hören lassen. Außerdem hört man noch, wie bei andern Rohrsängern, ein schnarchendes krrr, und wenn man sich dem Neste mit Jungen nähert, schreien sie ängstlich: „errrr errrr!“

Fangen kann man sie mit den bei der Rohrdrossel beschriebenen Schlingenstöcken; auch mit Leimruten, an welchen man lebendige Mehlwürmer mittels eines feinen Drähtchens anbringt und welche man ins Rohr legt, in dem sich ein Schilfrohrsänger aufhält. Eine andere Art von Fang verdient hier noch besonderer Erwähnung, weil sie auch für andere Rohrsänger tauglich ist. Weiß man einen dieser Sänger im Schilfe oder Gesträuche eines abgelegenen Wassergrabens (weil sie nur da gut zu treiben sind), so nimmt man ein sogenanntes Klebegarn von grüner Seide oder grünem Bindfaden, welches aber so eng gestrickt sein muß, daß der Vogel nicht durchschlüpfen kann, und stellt es an einem Platze, wo das Gestrüpp recht dicht ist, auf, ohne dieses jedoch zu zerstören, und zwar quer über den Graben, daß es senkrecht wie eine Wand, unten bis ans Wasser und oben über das Schilf reicht. Wenn dieses geschehen, treiben zwei Personen, jede auf einem Ufer gehend, von einem Ende des Grabens langsam nach dem Netze zu, und schlagen dann und wann mit einem Stocke sanft auf das Gesträuch oder Gestrüppe los, und verdoppeln die Schläge, wenn sie sich dem Netze nähern; daselbst werden dann die etwa gefangenen Vögel ausgelöst. Vom andern Ende des Grabens her macht man es ebenso. So lassen sich mehrere Arten solcher versteckt lebenden Vögel in das Netz treiben. Wenn es auch auf das erstemal nicht gelingt, so muß man es eben wiederholen bis zu einem guten Erfolg.

Der Binsen-Rohrsänger. Acrocephalus aquaticus, *Gmelin.*

Taf. 3, Fig. 8 und Fig. 9 (Var. cariceti, *Naum.*).

Binsensänger, Rohrvogel, Rohrgrasmücke, Gestreifter Rohrschirf, Weiderich, Gelber Schwirl, Gestreifter Spitzkopf. — Motacilla aquatica, *Gm.* 1788; — Sylvia aquatica, *Lath.* 1790; *Naum.* 1823; — Calamoherpe aquatica, *Boje* 1822; *v. Hom.* 1885; — Sylvia cariceti, var., *Naum.* 1823, 1860; *Glog.* 1834; — Salicaria aquatica, *K. & Blas.*; — Caricicola striata, *Br.* 1855; — Acr. aquaticus, *A. Br.*; *Rchw.* 1884; — Calamodus aquatica, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Hauptfarbe rostgelb oder braungelb, schwarz gestreift; die untern Teile licht oder weißlich ockergelb, ohne Flecken; über jedem Auge, desgleichen in der Mitte des Scheitels ein gelblichweißer Streif, welche durch zwei breite, schwarze Streifen voneinander scharf getrennt werden, so daß man im ganzen 5 Streifen, 3 helle und 2 dunkle, auf dem Kopf zählen kann, die Scheitelmitte aber ungefleckt erscheint; die Flügelfedern mit dunkel rostgelben Rändern. Beim alten Vogel ist die Brust fein gestrichelt, beim jungen nicht.

Länge 12,6 cm, wovon der keilförmig abgerundete Schwanz mit lanzettförmig zugespitzten Federn 4,7 cm mißt; die Flügelbreite 18,5 cm, Schnabellänge nur 0,8 cm, Höhe des Fußrohrs 1,8 cm. Größe der Gelben Grasmücke.

Beschreibung. Die Kennzeichen samt Abbildung genügen. Die Schwungfedern sind braunschwarz, mit breiten, dunkelrostgelben Kanten und Spitzen; Schwanzfedern braun mit hellern Säumen. Er hat unter dieser Familie den kürzesten Schnabel, welcher daher etwas stark aussieht; von Farbe ist derselbe dunkelbraun; die Schnabelwinkel sind rötlichgelb, Rachen und Zunge rotgelb, die Bartborsten sind groß und schwarz; das Auge ist nußbraun, die Füße sind gelblich fleischfarben. Das Weibchen ist schwer von dem Männchen zu unterscheiden, doch sind bei ihm die Farben stets etwas matter.

Abänderungen kommen bezüglich der Färbung vor, welche von Rostgelb in Grau übergeht, was unserm Naumann Veranlassung gab, den graulichen Vogel als Seggen-Rohrsänger, S. cariceti, zu trennen und als eigenen Vogel aufzustellen, s. Fig. 9 auf Taf. 3. Schlegel, E. v. Homeyer und andere Ornithologen halten aber diese Form nicht für verschieden, sondern bestimmen das graue Kleid als Sommer-, das rötliche als Winterkleid. Nach Gloger wohnt die rötliche Varietät mehr im Süden, die graue mehr nördlich. Auch hört man die Ansicht, daß Grau ein Alterskleid sei.

Der Binsensänger bewohnt das mittlere und südliche Europa, zieht nicht weit nördlich und ist schon in Schwaben und Franken selten; dies noch mehr im nördlichen Deutschland; in Holland, Süd-Frankreich und in Italien häufig, besonders im Herbst, wo die Sümpfe Ober-Italiens von ihm wimmeln; er ist aber auch Brutvogel in West-Asien, Nordwest-Afrika, einschließlich der Kanaren; im Winter im Delta des Nil. — Seinen Aufenthalt nimmt er an den Ufern der Teiche, Flüsse, Bäche, Wassergräben, besonders aber in Sümpfen und Morästen, in welchen wenig Rohr, aber viel Seggenschilf (Riedgras, Carex) wächst. Wo die verschiedenen Riedgräser weite Strecken dicht bedecken und mit vielen Büschen, Stauden und verkrüppeltem Korb- und Salweidengesträuch besetzt sind, da wird man diesen

Vogel nicht vergeblich suchen. In diesen Schilfgräsern weiß er sich sehr gut zu verbergen, selbst wenn sie erst eine Spanne hoch aufgeschossen sein sollten; darin läuft er auf dem Boden wie eine Maus fort und fliegt ganz niedrig von einer Partie zur andern. Auf Bäumen trifft man ihn selten. Der Hauptzug ist Ende April und Anfang Mai.

Das Nest steht in der Nähe seines Aufenthaltes mitten zwischen Seggen, Rohr- und andern Pflanzenstengeln, jedoch meist an freieren Orten, wo nur wenig verkrüppeltes Salweidengebüsch wächst. Es ist meistenteils in einem hohen Büschel einer großen schmalblättrigen Seggenart verborgen, und steht höchstens ½ m vom Boden entfernt, jedoch niemals dem Erdboden ganz nahe. Die Form ist hoch, am Boden abgerundet, zuweilen auch spitzrund, das Aeußere ist rauh, das Innere aber sehr tiefnapfig, ungemein glatt, wie gedrechselt, und außer den Pferdehaaren manchmal auch mit Weidenwolle und einzelnen Federn gepolstert. Die übrigen Stoffe sind dieselben, welche beim Sumpfsänger angegeben. Der ganze Bau ist übrigens etwas leicht. Es wird von den umgebenden Pflanzenstengeln und Halmen an den Seiten getragen, indem die Baumaterialen darum gewickelt sind, diese also die Seitenwände durchbohren, wodurch es gleichsam in der Schwebe erhalten wird und sich sogleich als das Nest eines Rohrsängers charakterisiert. In ihm findet man in der Endhälfte des Mai und Anfang Juni 4 bis 6 Eier mit grüngelblich weißem Grunde, welcher durch eine Menge Punkte, Striche und Gekritzel von blassem Olivenbraun sehr trüb wird; am stumpfen Ende des Eies bilden dieselben häufig einen Fleckenkranz. Sie messen 16+11 mm und werden in 13 Tagen ausgebrütet.

Dieser hübsch gezeichnete Vogel ist listig und scheu; mit großer Behendigkeit hüpft er durch die Stengel der dichtstehenden Sumpfpflanzen, und läßt sich ohne Not nicht außer denselben sehen. Wenn er auf den Boden kommt, so hüpft er nicht, sondern geht schrittweise, und läuft so schnell, wie eine Bachstelze; auch an den Pflanzenstengeln steigt er schreitend auf und ab, und zwar mit solcher Behendigkeit, daß es aussieht, als gleite er ohne die Füße fortzusetzen, an ihnen entlang. — Ihre Nahrung besteht aus Mücken, Schnaken, Libellen, Käferchen und andern Insekten, welche sie in kaum handhohem Grase am Boden suchen; dazu singt das Männchen meistens, denn wegen der großen Menge Insekten in den Morästen können sie sich gleichsam spielend sättigen. — Im Zimmer verlangen sie als zarte Vögel eine gute Pflege; mit Ameiseneiern und Mehlwürmern gewöhnt man sie allmählich an das Nachtigallfutter, welches man ihnen aber stets mit jenen würzen muß; man hält sie in einem gleichen Käfig, wie die Nachtigall. Ihrem Pfleger machen diese interessanten Vögel gewiß manche Freude.

Das Männchen hat einen recht anmutigen Gesang, welcher dem des Schilfsängers ähnelt, obgleich er diesen nicht erreicht; an dem Tone desselben erkennt man sogleich den Rohrsänger. — Er fängt gewöhnlich mit einem hellen Pfeifen an, dann folgt: terr tättättättätt, zerrr tüttüttüttütt, errr jüpjüpjüpjüp" u. s. w.; obwohl beinahe in allen Strophen die schnarrenden Töne vorherrschend sind, so werden sie aber auch mitunter von einigen sanftpfeifenden angenehm gehoben, so daß das ganze Lied sich gar nicht schlecht ausnimmt. Seine Lockstimme ist ein schmatzender Ton, wie bei den vorstehenden Rohrsängern; auch Fang und Krankheiten wie bei jenen.

Eine ganz einfache Fangmethode ist die Fischreuße. Man legt sie in das Schilf oder Gras, wo sich derartige Vögel aufhalten, sieht täglich nach, und man wird darin ganz unerwartet Schilf-, Binsen-, Sumpf-Rohrsänger, Grasmücken, Pieper u. a. finden.

Dritte Gruppe: **Heuschreckensänger**, Locustella, *Kaup* 1829.

Br. 1855; — Potamodus, *Kaup* 1829; — Cettia, Pseudoluscinia, et Lusciniopsis, *Bp.* 1839, 1841; — Parnopia, *Blas.* 1862; — Threnetria, *Schauer* in *Cab.* Journ. 1873, 183.

Bei dieser interessanten Gruppe sind die Füße ziemlich hoch und langzehig; die Gelenkballen an den Zehen nicht so breit wie bei vorstehender Gruppe; die Flügel kurz abgerundet, ohne eingeschnürte Schwingen; die 2. und 3. Schwinge am längsten; breite lange Steuerfedern, von denen die mittelsten bedeutend länger sind als die ersten; auffallend lange, obere und untere Schwanzdeckfedern; mehr oder weniger gefleckte Kehle. Je keilförmiger bei diesen der Schwanz wird, desto schnellfüßiger auf dem Boden sind sie, so besonders der Fluß- und Heuschreckensänger. Sie leben in Schilf- und Buschdickichten, in Graswirren,

in Kornfeldern, welche mit Unkraut durchstrüppt sind, auf feuchtem Boden, und zirpen — zum Teil wenigstens — wie die Heuschrecken. Dieser ganz eigentümliche Schwirrgesang erinnert an einen Scherenschleifer mit locker vorgehaltenem Messer. Zu den Eigentümlichkeiten dieser Schwirrer gehört auch noch, daß sie gern und häufig des Abends und bei Nacht zirpen. Sie fliegen nur ungern aus ihren Verstecken und dann, wie Naumann sagt, mit schnurrenden Flügelschlägen wie ein großer Abendschwärmer in schnurgerader Linie; die Brust ist dabei gehoben, der lange Schwanz gesenkt. Dabei werfen sie sich sobald als möglich wieder ins wirre Gebüsch und Gras, ohne sich weiter sehen zu lassen, denn sie wissen sich mit der Gewandtheit einer Maus zu verkriechen. Ungestört laufen sie viel langsamer, dann schrittweise; selbst gern auf wagrechten Zweigen oder auf Stäben im Käfig; dabei sieht man sie mit Schwanz und Hinterleib wackeln in ebenso zierlicher Haltung wie die Pieper, denen sie auch einigermaßen gleichen. Werden sie bei ihrem Zirpen — oben auf einem Büschchen sitzend — gestört, so fallen sie gleich einem Stein senkrecht herunter in die Tiefe des Buschwerks, schlüpfen eiligst davon, und man muß lange Zeit in größter Stille harren, bis sich ein solcher Vogel wieder hören läßt. Von etwa 8 Arten hier beschrieben: 4 Arten.

Der Heuschreckensänger. Acrocephalus locustella, *Pennant.*

Taf. 4, Fig. 1.

Buschsänger, Buschgrille, Korngrille, Heuschreckensänger, Lerchenfarbiger Spitzkopf, Schwirrl, Feldschwirl. — Sylvia locustella, *Penn.* 1766; *Lath.* 1790; *Naum.* 1823; — Motacilla naevia, *Bodd.* 1783; — Muscipeta olivacea, *Koch* 1816; — Calamoherpe tenuirostris, *Br.* 1831; — Locustella Rayi, *Gould* 1832; — Salicaria locustella, *K. & Blas.* 1840; — Loc. naevia, *Degl.* 1849; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Loc. locustella, *Bp.* 1850; — Threnetria locustella, *Schauer* 1873; — Acr. locustella, *Rchw.* 1884.

An dem gleichmäßig gestrichelten Oberkopf und dem gefleckten Rücken ist diese Art leicht vom Schilf- und Binsensänger zu unterscheiden.

Kennzeichen. Der Oberkopf und der Rücken olivengrau oder grünlich braungrau, mit deutlichen, ovalen, braunschwarzen Flecken; Kropf matt dunkelgrau gefleckt, was im höhern Alter verschwindet; die untern Deckfedern des Schwanzes, die so lang sind, daß sie noch weit über das Ende der äußersten Schwanzfeder (welche bedeutend kürzer ist, als die mittlern) hinausreichen, graugelblichweiß, nach der Mitte zu dunkler, mit braunschwärzlichem Striche längs dem Schafte jeder Feder. Die 2. Schwinge gleich der 3., die 3. Schwinge außen nicht verschmälert.

Die Länge dieses Sängers ist etwa 13 cm; die Schwanzlänge 5,4 cm; die Flügelbreite 19,7 cm; Schnabellänge 1 cm; Höhe des Laufs 2 cm. Beinahe Größe der Gartengrasmücke.

Beschreibung. Alle oberen Teile sind grünlich braungrau, der Scheitel mit kleinen, sehr deutlichen, der Hinterhals mit noch kleinern, weniger deutlichen, und der übrige Teil des Rückens mit großen, länglichen, braunschwarzen Flecken besetzt. Die Zügel sind lichtgrau; ein undeutlicher, weißer Strich zieht sich vom Nasenloch über das Auge; die Wangen sind gelblich olivengrau; Kehle, Gurgel, Brust und Bauch weiß, schwach rostgelb angeflogen, was in den Seiten stärker wird; Kopf matt dunkelgefleckt; die Schenkelfedern rostgelblichweiß; die After- und sehr langen untern Schwanzdeckfedern gelblichgrauweiß, mit dunkelbräunlichen Schaftstrichen. Die Flügelfedern sind schwärzlichbraun, mit schmalen, olivengrauen Seitenkanten; die Schwanzfedern matt dunkelbraun, etwas heller gekantet, oft schwach gebändert; der keilförmige Schwanz hat sehr breite Federn. — Der Schnabel ist klein und schwächlich, und an der Spitze hornbraun; Rachen und Zunge fleischfarben; die Augen lebhaft braun; die Füße haben eine gelbliche Fleischfarbe. — Jüngere Vögel haben nahe am Kropfe eine Partie kleiner brauner Fleckchen, variieren aber sehr nach dem Alter und sind bald heller, bald dunkler. — Das Weibchen ist schwierig zu unterscheiden, es ist nur unmerklich blässer und kleiner.

Der Heuschreckensänger bewohnt Mittel-Europa und ist unter dieser Gruppe wohl der häufigste und am weitesten nach Westen verbreitet; übrigens noch selten in der Provence (Süd-Frankreich), in Italien, in der Schweiz, in England; häufiger in Holland, Dänemark, Holstein, überhaupt in der norddeutschen Ebene. Er fehlt auch an geeigneten Plätzen dem übrigen Deutschland nicht, lebt aber zu versteckt, um aufzufallen, und wird deshalb für seltener gehalten, als er es ist. Nach Osten hin wird er häufiger, so in Pommern, Brandenburg, Schlesien, Mähren, Volhynien, Galizien, Ungarn, Podolien, Bessarabien; weiter noch an der mittlern und untern Donau, in Rußland; in Asien bis zum Stanowoigebirge. Doch sei hier bemerkt, daß im mittlern Sibirien, vielleicht schon in Süd-Rußland, sehr ähnliche Arten auftreten, welche möglicherweise den Heuschreckensänger nach Osten hin ersetzen. Im Winter findet man ihn in Süd-Europa und in Süd-Asien; nach Brehm auch in Nordost-Afrika.

Der Aufenthalt des Heuschreckensängers ist sehr veränderlich; er kommt auch mitunter auf Plätzen vor, wo man am wenigsten einen Rohrsänger vermuten möchte. In der Zugzeit trifft man diese Vögel an den mit Schilf, Rohr, Binsen, Erlen und Weidengebüschen besetzten Ufern der verschiedenen Gewässer und Sümpfe an; selbst in einzelnen Feldhecken, wenn sie nur mit langem Gras und andern Stengelpflanzen umgeben sind, halten sie sich auf; weniger trifft man sie in reinen Buschweidengehegen an und im Rohrdickicht sieht man sie selten. In der Fortpflanzungszeit bewohnen sie aber größtenteils weit trocknere Gegenden, oft in großer Entfernung von einem bedeutenden Gewässer, denn der Buschsänger bindet sich bei der Wahl des Nestplatzes nicht an die Nähe des Wassers; doch aber ist er gern in der Nähe sumpfiger oder wenigstens feuchter Stellen, oft mitten in Laubwäldern, besonders wo junge Schläge sind, auf denen recht üppiges Gras zwischen dem Buschholz wächst. Sie leben oft tief im Walde, wenn sich weitläufige Dickichte von Strauchholz und Dornen darin befinden, und nicht zu viele hohe Bäume da sind, dieselben auch mit freien, grasreichen Plätzen, Haiden, Gestrüpp und schilfigen Stellen abwechseln. Doch nicht bloß im eigentlichen Walde, sondern auch in Weidengehegen, an Flüssen und Teichen, in Wiesen, in Roggen-, Weizen-, Gerste-, Klee-, Repsäckern, wenn der Boden mit Unkraut verwachsen ist, gleichviel ob Wald in der Nähe ist oder nicht, werden sie angetroffen. Im östlichen Holstein bewohnen sie bloß die, zwischen gut bestandenen Hecken liegenden, mit Roggen oder Weizen angebauten Aecker, wo der Boden bis zur halben Halmeshöhe dicht mit Unkräutern bedeckt ist. (Rohweder, Cab. J. 1876, 81.) — Er kommt als Zugvogel gegen Ende Aprils oder im Mai an, und streicht in der ersten Hälfte des September familienweise wieder ab.

Abweichend von seinen Verwandten trifft man den Feldschwirl während der Brutzeit überall eher, als im Rohrwald, öfters — und das ist auffällig — mitten in Getreidefeldern, wo er seinen Brutplatz durch sein wunderliches Schwirren anzeigt. Auch in der Befestigung und Bauart hat das Nest mehr Aehnlichkeit mit dem der Grauen Grasmücke, als mit dem der andern Rohrsänger. Der einzige wesentliche Unterschied ist der, daß der Buschsänger breitere Blätter — sowohl innen als außen — zu seinem Nest verwendet. Man findet es vorzugsweise auf feuchten, wenigstens nicht allzu trockenen Grasstellen größern oder kleinern Umfangs, in oder in der Nähe von Waldlichtungen, besonders in jungen, zwei- bis dreijährigen Schlägen, in Feldhölzern, Remisen, in — mit Weiden bestandenen Gräben, Weidenhegern an Flüssen und Teichen; ferner auf feuchten, üppigen, sonst aber von allem Baumwuchs entblößten Wiesen, in Klee- und Getreidefeldern, nicht immer in der Nähe von einem Wasser, sondern oft eine Viertelstunde Weges und weiter von einem solchen entfernt. Getreidefelder werden häufig für die zweite Brut gewählt, die deshalb auch öfter zu Grunde geht, wenn sie durch die Ernte gestört wird. Nach H. v. Woborzil soll dieser Vogel auch in den Binsen nisten, nie aber im Schilf. Es steht immer auf dem Erdboden auf einer Unterlage von trockenem Gras oder Moos, ist von oben durch überhängende Gewächse verborgen, gut versteckt und sehr schwierig aufzufinden. Um glücklich beim Nestersuchen zu sein, muß man das Männchen am späten Abend oder in der Nacht singen hören, was stets in der Nähe des Nestes geschieht. Diese Stelle muß man sich genau merken. Die Suchezeit ist die erste Hälfte des Juni. Belauscht man das Männchen bei Tag, oder auch im Mai, wo es noch keinen festen Brutplatz hat, so ist das ohne Wert, weil es da nicht in der Nähe des Nestes singt. — Das Nest ist immer aus — nicht gar zu feinen, trockenen Grashalmen und Grasblättern ziemlich sauber geflochten, und enthält 4 bis 7 Eier, von schöner Eiform, die auf violett rötlichweißem, seltener braun rötlichweißem Grunde viele violettgraue Schalenflecke, violettrotbraune, feine Punkte und Strichelchen haben, welche die Grundfarbe wenig durchblicken lassen und oft einen Kranz bilden. — Der Vogel brütet zweimal, Ende Mai oder im Juni, und Mitte oder Ende Juli, wo man nur 3 bis 4 Eier findet. Maße märkischer Eier: 16,8 + 12,9 mm. Am Brüteplatz zeigt sich dieser Vogel scheu und vorsichtig, man bekommt ihn selten zu sehen, das Weibchen noch weniger, denn stets suchen sie im Dunkel des tiefen Gebüsches, wie die Mäuse, zu entweichen. Wenn man nach einem Nest sieht, das noch keine Eier hat, so verläßt dieser scheue Vogel dasselbe sofort, denn so scheu, wie

dieser Rohrsänger, ist nicht leicht irgend eine Grasmücke; selbst die Nester mit angebrüteten Eiern verlassen sie häufig.

Einen unruhigern und versteckter lebenden Vogel dürfte es kaum geben, als diesen; unabläßig kriecht er im dichtesten Gestrüpp von Buschholz und Sumpfpflanzen dicht über dem Boden oder auf diesem umher, und treibt hier sein Wesen fast ganz im Verborgenen; denn er kommt nur selten auf ganz niedrige Baumzweige, auf hohe nicht. Auf dem Boden läuft er schrittweise wie eine Haidelerche, aber mit einer Schnelligkeit, die man nur an einer Maus zu sehen gewohnt ist. In seinen Bewegungen ähnelt er dem Wiesenpieper sehr. An den Pflanzenstengeln steigt er mit der größten Leichtigkeit auf und ab, wobei er einen Fuß nach dem andern vorsetzt, und schlüpft zwischen denselben durch, so daß er, wenn man ihm auch noch so schnell folgt, noch schneller verschwindet und unter dem deckenden Gebüsch große Strecken forthuscht. Geht der Flug über weite Räume, so geschieht dies in größern und kleinern Bogen, leicht aber unsicher; auf eine kurze Entfernung dagegen breitet er, wie andere Rohrsänger, den Schwanz — der ohnehin etwas herabhängt — stark aus, flattert schnell in gerader Linie fort und wirft sich rasch wieder ins Dickicht der Pflanzen und weicht hiedurch gewaltig von den Grasmücken ab.

Ihre Nahrung sind fliegende Insekten, Mücken, Schnaken, Hafte, Insektenlarven, Räupchen, Käferchen, Bremsen u. s. w., welche sie an ihrem Aufenthaltsorte zwischen den Gebüschen und auf dem Boden hervorsuchen. Im Zimmer kann man sie wie die Nachtigall behandeln und füttern, und bringt sie auch damit durch, wenn man Ameiseneier und Mehlwürmer nicht fehlen läßt.

Der Gesang dieses Vogels ist so eigen, daß er nur mit dem des Grillen- und Heimchensängers verglichen werden kann. Er besteht aus einem einzigen, einförmigen, sehr langen, zischenden Triller, dem Schwirren ähnlich, wie es die große grüne Heuschrecke Locustella viridissima, *L.*, mit ihren Flügeln hervorbringt. Auch fällt es auf, daß eben diese Heuschrecke manchmal recht häufig dieselbe Gegend bewohnt und das eigentümliche Leiern unseres Vogels fleißig unterstützt; doch aber ist der Ton unsres Sängers reiner, weniger zischend; hat auch eine höhere reinere Tonlage als der ähnliche schwirrende Flußsänger, und ist — wohl zu merken — nur einsilbig, während jener zweisilbig ist. Dieses feine Geschwirr, das in der Nähe nicht stark klingt, kann man merkwürdigerweise sehr weit hören; an stillen Abenden vernimmt man es gewiß tausend Schritte weit ganz deutlich. Es lautet ungefähr: sirrrrr irrrirrirrrrrrirrrrirrrrr" und wird von dem sonderbaren Sänger fast eine Minute und noch länger in einem Atem hervorgebracht. Besonders anhaltend schwirrt er (ein Singen kann man es nicht nennen) auf seinem Brüteplatze. Naumann hat öfters — mit der Uhr in der Hand — beobachtet, daß er bei recht eifrigem Singen bis 2½ Minuten ohne Unterbrechung, in einem weg, seine Triller schwirrte. „Ich habe, schreibt er, diese Vögel zu allen Stunden des Tags und der Nacht belauscht und deswegen ganze Nächte im Walde zugebracht, und kann versichern, daß dieser merkwürdige Gesang stets einen höchst sonderbaren Eindruck auf mein Gemüt machte, so daß ich stundenlang nachher — den Wald längst im Rücken — immer noch dieses Schwirren zu hören glaubte, das mir aus jedem rauschenden Zweige, aus jedem säuselnden Lüftchen entgegenzukommen schien." Dies Getöne ist auch wirklich so angreifend, daß Verfasser veranlaßt wurde, einen im Zimmer unterhaltenen Schwirl baldigst wieder in Freiheit zu setzen. Ein eigentümlich gurgelndes Vorspiel, das man nur in der Nähe hören kann, geht dem Schwirren voraus. Es läßt sich nur undeutlich mit: krrr krrr krrr ausdrücken. — Seine Lockstimme klingt „tzeck tzeck tzeck"; der Warnungsruf wie „tett tett!" Erschreckt gibt er Töne von sich, die dem Angstgeschrei der Schwarzdrossel ähnlich sind, nur viel höher und dünner: „tick, tick tick teck tett tett!"

Seine Krankheiten im Zimmer sind gewöhnlich die Dürrsucht. Deren Kur siehe bei den „Krankheiten". — Fangen kann man ihn, außer mit den bei der Rohrdrossel erwähnten Schlingenstöcken, und den beim Schilfsänger erwähnten Netzen, auch noch mit einem Schlaggärnchen, welches man in der Nähe seines Aufenthalts herrichtet.

Der Streifen-Rohrsänger. Acrocephalus certhiolus, *Pallas*.

Streifenschwirl. — Motacilla certhiola, *Pall.* 1811; — Sylvia certhiola, *Temm.*; *Blas.* in Naum. 1860; — Locustella rubescens, *Blyth* 1842; — Loc. certhiola, *Br.* in Naumannia 1855; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die Oberseite grünlich braungrau, mit braunschwarzen Schaftflecken, die auf dem Scheitel 6, auf dem Rücken 8 Längsstreifen bilden, auf dem Bürzel mehr rostgelblich grau und schwächer gefleckt. Die Unterseite gelblichweiß, am Kinn und Kehle weiß, durchgängig gestrichelt. Die Schwanzfedern oben olivenbraun, unten schwarz mit breiten weißen Enden. Die Schwungfedern sind dunkelbraunschwarz mit olivenbräunlichen Säumen. Die 3. Schwungfeder auf der Außenfahne eingeengt. Die Hinterkralle länger als die Zehe. — Der Schnabel ist zwischen Nasenloch und Spitze 0,8 cm, vom Mundwinkel 1,6 cm lang, von Farbe schwarzbraun; die Augen schwarzbraun; die Füße, mit 2,3 cm hoher Tarse, lichtbräunlich. — Die Länge dieses Sängers beträgt 14,3 cm, wovon auf den stark abgerundeten Schwanz 5,4 cm kommen. Größe einer Gartengrasmücke.

Dieser Vogel wurde jenseits des Baikal-Sees ziemlich häufig beobachtet, ebenso am Ausflusse der Uda in das Ochotskische Meer geschossen, auch in Kamtschatka und Nord-China getroffen. Auf Helgoland ist er schon als seltener Vogel gesammelt worden. Er hält sich in kurzem Gesträuch, besonders von Weiden, und in den kleinen, den Waldwuchs unterbrechenden Grasfluren auf.

Er singt wie die Heuschrecken-Rohrsänger, besonders des Morgens und nach Sonnenuntergang bis in die Nacht hinein. Sein einsilbiger Gesang lautet ungefähr wie: „zewi zewi zewi zewi zewi", dem als Einleitung ein kurzes „back back back" vorangeht. Das Zewi wird rasch geleiert und ineinander verschmolzen, beinahe geschwirrt. Häufig steigt er bei diesem Gesang senkrecht in die Höhe und setzt sich bei Beendigung desselben wieder auf eine hervorragende Spitze nieder, worin er mit dem Schilfsänger übereinstimmt.

Der Fluß-Rohrsänger. Acrocephalus fluviatilis, *Mey. & Wolf.*

Taf. 4, Fig. 2.

Flußgrille, Grillensänger, Schlagschwirl, Spitzkopf mit gestreifter Kehle, Leirer. — Sylvia fluviatilis, *M. & W.* 1810; *Naum.* 1823; *Glog.*; — Acrocephalus fluviatilis, *Naum.* 1819; *Rchw.* 1884; — Locustella fluviatilis, *Gould* 1832; *A. Br.*; *v. Hom.* 1885; — Salicaria fluviatilis, *K. & Blas.*; — Loc. strepitans, *Br.* 1855; — Loc. cicada, *Hausmann*; — Threnetria gryllina, *Schauer* 1873; — Potamoëdus fluviatilis, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der ganze Vogel von oben einfärbig grünlichbraun; die Kehle weiß, sehr blaß graugefleckt; die Gurgel und Kropfgegend in der Mitte gelblichweiß und an den Seiten matt grünlichgrau, mit etwas dunklern Längsflecken; der keilförmige Schwanz sehr breitfedrig; die sehr langen untern Schwanzdeckfedern hell rostgrau, mit großen, weißen Enden. Die 2. Schwinge die längste; keine Schwinge außen verengt.

Nächst der Rohrdrossel ist dies der größte in dieser Familie, den er mißt bis 14,3 cm, wovon der sehr abgerundete Schwanz 6,3 cm wegnimmt; die Breite beträgt 23,5 cm, die Schnabellänge 1,2 cm, die Höhe des Laufs 2,2 cm. Etwas größer als die Gartengrasmücke.

Beschreibung. Der ganze Oberleib ist grünlich braungrau; vom Schnabel zieht sich ein schmaler, schmutzigweißer, verschwommener Strich über das Auge hin; die Wangen sind gelbbräunlich; die Kehle und Gurgel weiß, mit undeutlichen, braungrauen Fleckchen; die Seiten des Kropfes gelblich überflogen und in die Rückenfarbe übergehend, mit noch größern, aber matten Längsflecken. Die Mitte der Brust ist weiß und geht auf den Seiten in Rostgelb über. — Die Flügelfedern sind düster braun, mit der Rückenfarbe gesäumt; die Schwanzfedern erdbraun, rostgrau gekantet. Der Schnabel ist etwas stark und an der Spitze hornschwarz; die Mundwinkel sind gelb; das Auge lebhaft dunkelbraun; die Füße sind schmutzig fleischfarben. — Zwischen Männchen, Weibchen und Jungen ist in der Farbe wenig Unterschied, doch ist das Weibchen etwas kleiner.

Der Grillensänger bewohnt Ost-Europa, nordwärts bis zum Ladogasee, Rußland, Polen, besonders häufig Galizien, sicher die Elbe, Oder, Weichsel, Memel; Ungarn, die mittlere und untere Donau; West-Asien in den gleichen Breiten; Nord-Afrika als Wintergast, wenigstens in Unter-Egypten. In Deutschland ist er zwar selten, scheint aber in manchen Gegenden übersehen zu sein. Der Zug fällt bis in die Mitte des Mai, der Abzug in den August. — Sein Aufenthalt ist auf feuchten, üppig überwachsenen, fast ver-

wilderten Plätzen, auf Waldwiesen, welche mit Weide- und andern Büschen durchsetzt sind; oft mitten in den größten Forsten von Laub- und Nadelhölzern; zwischen Erlenbüschen, welche in Wiesen und Viehwaiden ausgehen und wo die Büsche schon kleiner und zerstreuter werden; auf sauern Wiesen, denen aber die einzelnen Büsche nicht fehlen dürfen; an Bächen mit verwilderten Ufern; an verwachsenen Gräben u. dgl. Ihre liebsten Partien scheinen, nach Schauer, jedoch die Buchenwälder mit alten faulenden Wurzelstöcken, mit freien, aber stark überwucherten Plätzen zu sein, wo hohe Gräser, Halbgräser, Doldengewächse, Brom- und Himbeersträucher, vor allem aber das prächtige Weidenröschen, Epilobium angustifolium, *L.*, im bunten Gemisch wachsen, und zwar oft weit vom Wasser entfernt, nur auf feuchtem Boden ohne Wasser. Aber auch in Fichten- und Kieferwaldungen des Flachlandes mit ausgedehnten Grasplätzen, auf deren tiefsten feuchten Stellen einzelne knorrige Weidengebüsche stehen, kann man den Flußsänger finden. Hart an Flußufern kommt er weit weniger vor, als man, seinem Namen nach, glauben möchte. Doch bezieht er auch stille, wohl überwachsene Flußinseln, wie es solche in der Donau und Oder gibt. Er durchschlüpft das niedere Gebüsch und Pflanzengestrüpp, und steigt selten über Manneshöhe aufwärts.

Ein lebhafter, unruhiger Vogel, welcher im Durchstreifen der Sumpfdickichte größte Gewandtheit besitzt; doch ist er trotz seines versteckten, fast geheimnisvollen Betragens eben nicht sehr scheu, denn wenn er sich nicht mit Geräusch verfolgt sieht, so ist er bei behutsamem Nachschleichen wirklich so zutraulich, daß man sein Treiben zuweilen in großer Nähe beobachten kann, falls dies nicht sein Aufenthalt zwischen dicht verworrenem Pflanzengestrüpp verhindert. Zuweilen steigt auch das singende Männchen an einem höherstehenden Pflanzenstengel oder dürren Reischen aus dem ihn bergenden Pflanzengewirr in die Höhe, um sein Schwirren oft minutenlang ohne Unterbrechung fortzusetzen; wird er dabei gestört, so sucht er sich nicht durch Fliegen zu retten, sondern stürzt — wie totgeschossen — oft ohne einen Flügel zu rühren, fallrecht herab, und nichts kann ihn zum Herausfliegen zwingen, denn sehr geschickt weiß er die verworrensten Grasstellen zu gewinnen und zu entweichen. Diese versteckte Lebensweise und der eigentümliche Gesang, den der Unkundige eher für das Schwirren einer Grille oder einer Heuschrecke hält, verursachen, daß der Vogel häufiger übersehen wird, als man vielleicht glaubt. Auch zirpt der Flußschwirl in der ersten Zeit seiner Einwanderung meist nur abends ziemlich spät, und erst wenn er längere Zeit am Platz ist, nimmt sein Trillern zu, bis man ihn im Juni fast zu jeder Tages- und Nachtzeit schwirren hört.

Das Nest steht immer in dem dichtesten, mit hohen Gräsern, Seggenschilf u. a. durchwachsenen und verworrenen Gesträuch niedriger Holzarten, und in diesem Gewirr tief unten auf geknickten Aesten, dürren Halmen und Stengeln, wohl auch über dürrem Laube, ringsum von grünem Gezweige und jungen Gräsern umgeben, in deren Reiser und Stengel es eingebaut ist. Es ist tiefnapfig, gut geflochten und oft wie gedrechselt. Zuweilen ist es aber aus groben Schilfblättern unordentlich zusammengefügt und nur mit Moos ausgelegt. Dem Erdboden steht das Nest aber fast immer näher, als das des Sumpfsängers. Die 4 bis 5 Eier messen 22 + 18 mm, sind kurz eiförmig, die Schale sehr zart und von Farbe rötlich weiß, mit zahlreichen Fleckchen, Pünktchen und Strichelchen von einem rostigen und rotbraunen Ton, die am stumpfen Ende dichter stehen; auch zeigen sich noch einzelne schwachgraue Schalenflecke.

Seine Nahrung besteht in geflügelten Insekten, Käferchen, Räupchen, wie bei andern Rohrsängern. Im Käfig zeigt sich der Flußsänger als ein sanftes Geschöpf, ergibt sich bald in sein Geschick, und wird wegen seiner Zutraulichkeit und seines gemütlich ruhigen Betragens von den Liebhabern allen andern dieser Familie vorangestellt. Auf dem Boden des Zimmers läuft er schrittweise wie ein Pieper geradeaus, ebenso auf den Sitzstäben seines Käfigs der Länge nach; manchmal zuckt er auch wohl mit dem etwas ausgebreiteten Schwanz sanft aufwärts, welcher aber bei ruhiger Stellung etwas nachlässig herabhängt. Beim Singen ruht er öfters nur auf einem Bein, hält Kopf und Schnabel senkrecht in die Höhe, sperrt letzteren weit auseinander, wobei Kehle, Zunge und Schwanz sich in der heftigsten Bewegung befinden, und schwirrt nun sein sonderbares Lied heraus. Durch

Drehen des Köpfchens nach rechts und links klingt das Zirpen bald etwas stärker, bald etwas schwächer. Sein Futter ist das gewöhnliche Nachtigallfutter mit Ameiseneiern vermischt, nebst Mehlwürmern.

In Galizien sind die Grillenfänger in manchen Jahren an zusagenden Plätzen so häufig, daß man ihrer viele zu gleicher Zeit schwirren hört, und noch mehr hören würde, wenn sie nicht von den Sprossern überschrieen würden. Dem eigentlichen Schwirren geht unmittelbar, gleichsam als Einleitung, ein Glucksen oder Gurgeln voran, etwa wie knirr, knirr, knirr, das man aber nur in der Nähe vernimmt. Der Gesang ist dem Geschwirre des Heuschreckensängers sehr ähnlich, unterscheidet sich aber — oberflächlich angehört — von dem Zirpen der Maulwurfsgrille oder der großen grünen Heuschrecke nur wenig; doch liegt darin wieder so viel Charakteristisches, daß dieses dem Kenner bald auffällt, besonders dem, der mit dem Schwirren des Heuschreckensängers bekannt ist. Der Ton ist stärker, kräftiger und tiefer, das Tempo langsamer und sein einförmiger Triller etwas hart und zweisilbig; der erste Ton etwas stärker und tiefer, der andre höher und schwächer, was vom Aus- und Einatmen bedingt wird. Naumann sagt: es klingt, wie wenn man ein Stück Eisen auf einem Schleifstein reibt. Hört man mehrere dieser Schwirrer auf einmal, so macht das den Eindruck, als ob Sensen gewetzt würden. — Wenn bei dem schwirrenden Gesang des Heuschreckensängers das „I" den Grundton bildet, so ist bei unserem Vogel mehr das „E" vorherrschend. Er lautet etwa: „ferr ferr ferr ferr, ferrr ferrr ferrr ferrr", oder auch fetter fetter fetter u. s. w. Die Lockstimme des Grillensängers ist ein leise knurrendes tzack schack; ein warnendes tet tet tet, ein kurzes et it ut, und gurgelnde Töne, nur in der Nähe hörbar.

Sein Fang geschieht wie bei den andern Arten dieser Familie.

Der Nachtigall-Rohrsänger. Acrocephalus luscinioides, *Savi.*

Weidenrohrsänger. — Sylvia luscinioides, *Savi* 1824; *Naum.* 1860; *Blas.* in Naum. 1860; — Locustella luscinioides, *Kaup* 1829; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Salicaria luscinioides, *K. & Bl.* 1840; — Threnetria acheta, *Schauer* 1873; — Potamoëdus luscinioides, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Alle obern Teile einfarbig oliven rostbraun; die Seiten der weißen Kehle ungefleckt, die Halsseiten mit unscheinlichen, sehr kleinen grauen Lanzettfleckchen; die sehr langen Unterschwanzdeckfedern licht rötlich graugelb. Die 2. Schwinge die längste, keine außen verengt.

Länge 13,1—13,7 cm; Flugbreite 21,5 cm, Flügellänge 6,8 cm, Schwanz 6 cm.

Beschreibung. Der Oberleib oliven rostbraun, der Unterleib trübweiß, an den Seiten graurötlich überlaufen, die untern Schwanzdeckfedern licht gelbrötlich weiß. Die Flügelfedern sind rötlich graubraun, mit der rostbraunen Rückenfarbe gekantet; die Federn des keilförmig zugerundeten Schwanzes wie die Hinterschwingen. Der Schnabel ist braunschwarz, Unterschnabel hornfahl; die Iris gelblich kastanienbraun; die Füße trüb gelblichfleischfarben.

Dieser Rohrsänger wurde von Dr. Savi 1822 in Toskana entdeckt und als Art festgestellt. Er bewohnt Süd-Europa, nordwärts bis Holland, Galizien, Ungarn, Süd-Rußland; West-Asien in den gleichen Breiten; auf dem Zug Nord-Afrika. In Deutschland sehr selten, beinahe ebenso in Böhmen und Mähren; nicht selten in Gesellschaft der Bartmeise, denn er lebt im Rohr wie diese.

Seine Wohnorte sind die seichten Ufer fließender oder auch stehender Gewässer, welche mit Rohr, hohen Sumpfpflanzen und hohen Gräsern so bewachsen sind, daß sie ein dichtes Gewirr bilden. Doch wählt dieser Rohrsänger zu seinen gewöhnlichen Wohnplätzen einzelne kleine, nicht besonders dicht verwachsene Schilfgruppen aus, wo das Schilf dünner steht und mit andern Sumpfpflanzen durchsetzt ist. Als echter Rohrvogel springt er gewandt von einem Rohrhalm zum andern, fliegt auch wohl danach, wobei er sich aber nicht über die Höhe des Schilfs erhebt. Es ist ein Zugvogel, der im Mai ankommt und im August wegzieht, um in Nord-Afrika zu überwintern, wo man ihn schon in Algerien, Egypten und Nubien gefunden hat.

Das Nest ist im dichten Gestrüpp versteckt und sitzt nahe auf dem Boden, so daß der untere Teil denselben fast berührt, oft auch einige Zoll über der Wasserfläche; es ist

von dürren Schilfblättern gebaut, meist aus ganzen ungeteilten Blättern der Arundo phragmitis, also aus gröberem Material als das des Flußsängers, und enthält 5 bis 6 meist kurzovale Eier, welche auf graulichweißem Grunde mit kleinen, aschgrauen Schalenflecken und bräunlichgrauen Punkten und Tüpfeln bezeichnet sind, die sich nach dem stumpfen Ende häufen.

Wie in seinem Aeußern, hat er auch im Betragen viel Aehnlichkeit mit seinen Verwandten. Er hält sich möglichst verborgen und kommt nur selten aus dem Rohr heraus, in dem er sein bewegliches Leben führt. Auch sein Gesang hat viele Aehnlichkeit mit dem des Heuschreckensängers, klingt aber viel sanfter und angenehmer, wie: sirr serrerrerrerrerrr, das lange angehalten wird. Die Holländer heißen ihn deshalb den Schnurrer (de Snorr).

Vierte Gruppe: Seggensänger, Amnicola, *Gerbe* 1840;

Caricicola, *Br.* 1855; — In Gestalt den Schilfsängern ähnlich, aber mit dunkler gestreiftem Oberkörper. 1 Art.

Der Tamarisken-Rohrsänger. Acrocephalus melanopogon, *Temminck.*

Schwarzbärtiger, Kastanienbrauner, Kleiner Schilf-Rohrsänger. — Sylvia melanopogon (-melampogon), *Temm.* 1815; *Naum.* 1860; — Salicaria melanopogon, *K. & Blas.*; — Calamoherpe melanopogon, *Br.* 1855; *v. Hom.* 1885; — Acr. melanopogon, *A. Br.* 1882; — Lusciniola melanopogon, *Rchw.* 1884; — Amnicola melanopogon, *Mev.* 1886.

Ein hübscher, bei uns aber seltener Rohrsänger.

Kennzeichen. Von der Schnabelwurzel über das Auge zieht bis zum Genick, hier besonders an Breite zunehmend, ein großer weißer, graulich bestäubter, oben und unten schwarz begrenzter Streif, und vom schwarzen Zügel unter dem Auge, zwischen der bräunlichen Wange und weißen Kehle, ein schmal auslaufender braunschwarzer Bartstreif herab; die obern Teile rostbraun, auf dem Rücken und dem Hinterflügel mit schwarzen Schaftflecken. Die Unterflügeldeckfedern rein weiß.

Länge 12 bis 12,6 cm, die Flügel sind auffallend klein und abgerundet; die 3. und 4. Schwinge die längsten; vom Handgelenk bis zur Flügelspitze 6 bis 6,6 cm, die Flugbreite 18,5 bis 19 cm, die ruhenden Flügel decken kaum den vierten Teil des 4,8 bis 5,4 cm langen, sehr keilförmigen Schwanzes, der Schnabel 1 cm, der Lauf 2,2 cm.

Beschreibung. Die obern Teile sind rostbraun, mit schwärzlicher Farbe undeutlich in die Länge gestreift; der Oberkopf braunschwarz; die Wangen lichtbraun; über dem Auge ein deutlicher, ziemlich breiter gelbweißer Streif; Kehle, Gurgel, Mitte des Bauchs rein weiß; die Kopfseiten dunkel rostgelb, mit schwachen bräunlichen Längsflecken; die Brustseiten braungelblich; Schenkel, Weichen und Bauch stark dunkel rostgelblich; die sehr langen untern Schwanzdeckfedern gelblich weiß; die Schwanzfedern sind schwarzbraun, hell gerandet; die hintern Schwingen braunschwarz mit breiten lichtrostbraunen Kanten; die übrigen Schwingen dunkel schwarzbraungrau mit feinen lichtrostbraunen Säumchen. Beim alten Vogel ist die Brust fein gestrichelt, beim jungen nicht. Der Schnabel ist schwarzbraun, an den Mundwinkeln orangefarbig; die Iris braun; die Füße gelblich hornbraun.

Ein südlicher Vogel; er ist in Italien häufig, weniger im südlichen Deutschland; in Dalmatien, im südlichen Ungarn, in Griechenland, im südlichen Frankreich. Gemein in den Morästen um Ragusa, in Toskana, im Kirchenstaat, in den Pontinischen Sümpfen u. s. w. Weiterhin nach Osten in West-Asien in den gleichen Breiten; auf dem Zug in Nordost-Afrika. Er liebt die grünen Sümpfe, welche mit Schilf und Binsen, dabei hin und wieder mit niedrigem Strauchholz bewachsen sind. Das eigentliche Rohr sucht er, wo es sein kann, zu vermeiden. Er gehört zu den Zugvögeln.

Dieser Rohrsänger ist ein munteres Vögelchen, dabei ziemlich zutraulich, welches mit vielseitiger Gewandtheit auf sitzende und fliegende Insekten Jagd macht. Beim Niedersetzen schnellen diese Vögelchen mit dem Schwanze aufwärts, indem sie gewöhnlich noch mit den Flügeln zucken, welches für einen Rohrsänger eine eigentümliche Bewegung ist.

Fünfte Gruppe: Zwerg-Rohrsänger, Iduna, *Keys. & Blasius* 1840.

Schnabel fein; die Schwanzfedern alle abgerundet; die 3. bis 6. Schwinge deutlich verengt; die 2. Schwinge wenig kürzer als die 7. — 1 Art.

Der Zwerg-Rohrsänger. Acrocephalus caligatus, *Lichtenstein.*

Motacilla salicaria, *Pall.* 1811; — Sylvia scita, *Eversm.* 1822; — Sylvia caligata, *Licht.* 1823; — Lusciola, et Iduna caligata, *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Oberleib gelblich rostgrau; der Unterleib und ein deutlicher heller Strich über dem Auge rostgelblich weiß. Der Flügel stark gerundet; die 1. Schwungfeder nur klein, reicht 0,6 cm über die obern Deckfedern hinaus; die 3., 4. und 5. Schwungfeder auf der Außenfahne verengt. Länge 11 cm, Schwanzlänge 4,8 cm, Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 6 cm, der Schnabel über die Firste mißt 1 cm und ist oben hornbraun; Höhe des auffallend langen Fußrohrs 2,1 cm, es ist gelblich fleischfarbig; das Auge dunkelbraun.

Er ist in Ost-Europa und Sibirien heimisch, wurde schon auf Helgoland erbeutet, und hat große Aehnlichkeit mit dem Teich-Rohrsänger, ist jedoch kleiner; überhaupt unter den ungefleckten Rohrsängern Europas der kleinste.

Siebente Familie: Braunelle. Accentor, *Bechstein* 1802.

Prunella, *Vieill.* 1816; — Spermolegus, et Tharrhaleus, *Kaup* 1829; — Laiscopus, *Glog.* 1842.

Der Schnabel an den Nasenlöchern breiter als hoch, pfriemenförmig, an den starken Schneiden stark eingezogen, die ritzartigen Naslöcher oben von einer Haut bedeckt, abwärts gerichtete Borsten nicht auf die Naslöcher verlängert; die Füße mittelhoch, ziemlich stark, mit ziemlich großen Ballen, und ziemlich gekrümmten Nägeln; die Läufe mindestens in der obern Hälfte gestiefelt. Im Flügel die 3. und 4. Schwinge die längsten; der 12fedrige Schwanz schwach ausgeschnitten. Der kleine muskulöse Magen ähnelt — nach Brehm — mehr dem einer Ammer, als dem der Sänger, auch erweitert sich die Speiseröhre etwas mehr als bei andern Sängern. Die Hauptfärbung zieht ins Braun, daher ihr Name. Sie nähren sich von Insekten, fressen aber auch recht gerne Sämereien, welche sie zwar ganz verschlucken, aber gut verdauen. Gray zählt etwa 12 Arten, davon hier: 3 Arten.

Die Hecken-Braunelle. Accentor modularis, *Linné.*

Taf. 4, Fig. 3.

Gemeine Braunelle, Prunelle, Heckenflüevogel, Winternachtigall, Großer Zaunkönig, Bleikehlchen, Falkensperling, Heckensperling, Eisenkrämer, Ifferling, Zerte, Wollentramper, Speckspanier, Rußerl, Schieferbrüstiger Sänger. — Prunella, *Gesn.*; — Curruca fusca, *Frisch*; — Passer canus, *L.* 1748; — Sylvia gula plumbea, *Klein* 1750; — Motacilla modularis, *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.*; — Sylvia modularis, *Lath.* 1790; — Accentor modularis, *Bechst.* 1802; *Koch* 1816; *Naum.* 1823; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.; Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves.*

Kennzeichen. Der Vorderhals bis auf die Brust ist dunkelbläulichaschgrau; bei den Jungen dunkelrostgelb, mit schwärzlichen Längsflecken; der Rücken rostbraun, schwarz gefleckt, der Schwanz fast einfarbig graubraun. Die großen untern Flügeldeckfedern aschgrau, die kleinern dunkelgrau mit hellgrauen Bändern. Die 2. Schwinge kürzer als die 6., die 4. Schwinge die längste; die 1. nicht länger als die Handdecken.

Die Länge dieses allgemein bekannten Vogels beträgt 14,3 cm, die Flügelbreite 21,5 cm, die Länge des Schwanzes 5,4 cm; der Schnabel ist 1 cm lang, das Fußrohr 2,2 cm hoch. Größe des Feldsperlings.

Beschreibung. Kopf, Hals und Brust sind hell schieferfarbig, auf den Wangen braun überlaufen, am Scheitel und auf dem Hinterhalse mit verwaschenem Braun gefleckt; Oberrücken und Schulterfedern rostbraun, und streifenartig schwarz gefleckt; Hinterrücken und obere Schwanzdeckfedern gelblich graubraun; Brust und Bauch trübweiß, in den Seiten braungefleckt, in den Weichen stark mit Graubraun überlaufen;

die untern Schwanzdeckfedern gelblichweiß mit bräunlichen Lanzettflecken; die Flügel sind dunkelbraun, rostfarben gekantet, die großen Deckfedern mit kleinen, weißen Spitzen und bilden nur schmale undeutliche Querbinden; der Schwanz dunkelbraun und heller gesäumt. Der Schnabel ist schwarz, der Rachen rosenrötlich; das Auge lebhaft hellbraun; die Füße licht gelbrötlich. Das Weibchen ist etwas blässer, namentlich das Aschgrau des Kopfes und der Brust schmutziger. — Die Jungen sehen vor dem ersten Mausern den Alten nicht sehr ähnlich, haben rosenrote Mundwinkel und einen roten Rachen; die Brust sieht gelb und grau gefleckt und der Oberleib braun und schwärzlich gesprenkelt aus.

Die Braunelle ist über ganz Europa bis ins nördliche Norwegen hinauf verbreitet, ostwärts noch in West-Asien; auf dem Zug durch Süd-Europa, wo viele überwintern. In dem milden England überwintern schon viele dieser Vögel regelmäßig; auch in Frankreich; in Deutschland aber, wo die Braunelle unter die bekannten Vögel zählt, bleiben nur wenige im Winter zurück. Auf dem Zug kommt ein Teil durch Griechenland, die Türkei und Klein-Asien bis Nordost-Afrika. — Sie bewohnt die Wälder, welche viel Buschwerk und junges Unterholz haben, sie mögen sich in Ebenen oder auf Bergen befinden, und aus Laub- oder Nadelholz bestehen. Gebirgswaldungen von Fichten und Tannen scheint sie jedoch vorzugsweise aufzusuchen. Doch trifft man sie auch in kleinerem Buschwerk, in Baumgütern, selbst in Gärten mitten in Städten, wenn sie stark mit Gebüschen und Hecken durchzogen sind, und auf ihren Wanderungen in ganz niedern Gebüschen.

Ihre Zugzeit ist von Mitte des März bis in den April, im Herbst von Mitte des September bis in den Oktober. Eine Ausnahme hievon machen träge Nachzügler, welche der Winter ereilt, und die sich dann kümmerlich durchschlagen müssen, besonders wenn es streng und anhaltend kalt wird; sie kriechen dann in Hecken und Holzstößen umher, und kommen selbst auf die Böden, Höfe und Miststätten.

Sie nisten in dichten Gebüschen, jungen Fichtenschlägen, Wachholdern, Dornbüschen, Brombeergestrüpp und Hecken. Das Nest steht ebenso versteckt und an ähnlichen Orten, wie das mehrerer Grasmücken, und ist $^1/_3$—2 m vom Boden entfernt. Es ist schön und dicht gebaut, besteht aus grünem Waldmoos, manchmal noch Reisig und Pflanzenstengeln als erster Grundlage, und inwendig ist es mit feinen Grashalmen, Wolle, Haaren oder Federn gepolstert. Das Gewebe ist dichter gefilzt, als ein Grasmückenest, und enthält meist viel grünes Moos, wodurch es sich sogleich kenntlich macht. Die schönsten Nester, sagt Naumann, sind die, welche einzig aus grünem Moos gebaut sind, wo dann gewöhnlich das Innere mit den roten Kolbenträgern des Mooses nett ausgelegt ist. In diesem findet man Ende April oder Anfangs Mai gewöhnlich 5—6 grünspanfarbige Eier, welche nach 13 Tagen ausgebrütet sind. Der 2. Satz im Juni enthält 4—5 Eier. Hie und da findet man auch ein Kukuksei dabei. Die Eier sind gewöhnlich viel größer, als die des Gartenrötlings, und im frischen Zustande auch dunkler; so auch etwas blauer als die des Braunkehlchens. — Die Jungen verlassen das Nest schon 12 Tage nach dem Ausschlüpfen; wenn sie gestört werden, noch früher, und durchkriechen das dichteste Gebüsch mit der Geschwindigkeit von Mäusen. Man kann sie mit Käsquark, altbackenen Semmeln, in Milch erweicht, und kleinen Fleischstückchen leicht aufziehen.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Käferchen, Puppen, Räupchen; im Herbst und Frühjahr fressen sie aber fast lauter kleine Sämereien, unter denen der Mohnsamen ihr Lieblingsgericht zu sein scheint; sie fressen aber auch den Samen vom Tabak, Hühnerdarm, Silenen, Gauchheil, Stellarien, Nachtschatten, Portulak, Vogelknöterich, den von einigen Grasarten, vom Fuchsschwanz, mitunter auch Hanfsamen. Zum Zerreiben dieser harten Körner verschlucken sie immer Sand. Die Jungen werden aber trotz dieser Samenliebhaberei von ihren Eltern mit lauter Insekten gefüttert. — Im Zimmer sind sie keine Kostverächter und deshalb leicht zu erhalten. Ein Gemisch von gelben Rüben, Milchbrot, etwas Mohn- und zerquetschtem Hanfsamen ist hinreichend, sie 6—8 Jahre zu erhalten.

Die Braunellen führen im Freien ein sehr verstecktes, einsiedlerisches Leben und treiben ihr Wesen so viel wie möglich verborgen; entweder laufen sie im dichten Gebüsch auf der Erde umher, oder schlüpfen durch Hecken und Zäune, mit einer Gewandtheit, die der des Zaunschlüpfers wenig nachgibt. Mit andern, sie umgebenden Vögeln leben sie in harmloser Freundschaft, dabei sind sie so wenig scheu, daß man sich ihnen bis auf einige Schritte nähern kann. Sie haben einen eigenen Gang in kurzen Sprüngen oder Schritten,

wobei sie den Schwanz wagrecht, zuweilen etwas erhaben tragen. Auf kleine Bäume gehen sie selten, auf große aber gar nicht. Durch eine Eigentümlichkeit zeichnen sich jedoch die Braunellen aus, daß sie nämlich — trotz ihres sonstigen Versteckspielens — ihren Gesang stets frei sitzend vortragen, sei es auf einem Pfahl, auf der Spitze eines Busches oder Bäumchens, doch nicht leicht über 50 Fuß Höhe. Ihr Flug ist auf weite Strecken leicht und schnell, ziemlich gerade, in die Nähe aber etwas schwerfällig und schnurrend. Wenn man sie ins Zimmer bringt, thun sie ganz vertraut und sind sozusagen gleich daheim. — Man kann die Braunelle leicht eingewöhnen, in den Zimmer- und Käfigflug, in einen kleinen Käfig und ins Zimmer zum Laufenlassen, überall macht sie wenig Umstände, und hat man Lust ein Pärchen Braunellen einzuwerfen und Junge ziehen zu lassen, so geht dies leichter als mit irgend einem andern Vogel. — Vom Volk Hecken- oder Winternachtigall benannt, erinnert dieser Vogel nicht entfernt durch seinen Gesang an den edlen Sänger. „Bin keine ganze Nachtigall, nicht einmal eine halbe; nur schlicht und einfach ist mein Schall, fast so wie einer Schwalbe.“ Einige Aehnlichkeit mit dem Gesang des Zaunkönigs könnte man eher finden, es fehlt aber dessen kräftige Intonation; denn es ist ein ziemlich hohes, fast möchte man sagen, schwirrendes Pfeifen, hat aber einen heitern Charakter. Ihre Lockstimme ist ein hohes „fri frii firri“, ein andrer Lockton im Fluge klingt: bibibil, dabei fliegt aber der lockende Vogel oft so hoch, daß man ihn kaum noch wahrnehmen kann.

Sie leiden an geschwollenen Beinen und kranken Augen, was mitunter vom Genuß allzuvielen Hanfsamens herrühren mag, den man ihnen unter solchen Umständen natürlich gleich entziehen muß.

Auf seinem Frühlingszuge kann man diesen Vogel leicht fangen; man entblößt an der Hecke, wo er sich aufhält, einen kleinen Platz von Moos und Gras, und besteckt ihn mit Leimruten, woran man Mehlwürmer hängt, oder richtet ein Schlaggärnchen her, und treibt ihn allmählich auf den Platz zu, wo die Fallen gestellt sind. Im Winter geht er auch in den Meisenschlag.

Die Berg-Braunelle. Accentor montanellus, *Pallas.*

Sibirische Braunelle und Sibirischer Steinschmätzer und Flüevogel. — Motacilla montanella, *Pall.* 1776; *Gm.*; — Sylvia montanella, *Lath.* 1790; — Accentor montanellus, *Temm.* 1815; *Naum.* 1823; *K. & Blas* 1840; *Br.* 1855; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves.*

Kennzeichen. Mit schwarzbraunem Scheitel, Zügel und Wangen; einem breiten, vom Schnabel über das Auge bis ins Genick hinziehenden, gelblichweißen Streifen und schwärzlich gefleckter Brust. Die Spitzen der größern und mittlern Deckfedern bilden 2 weiße Querbinden über die Flügel; untere Flügeldeckfedern dunkelbraungrau mit gelblichweißer Endhälfte. Die 3. Schwinge die längste; die 2. länger als die 6.

Die Länge dieses Vogels beträgt 14,9 cm, die Flügelbreite 22,7 cm, der Schwanz mißt 3,6 cm, der Schnabel 0,9 cm und das Fußrohr 2 cm.

Beschreibung. Kopf, Wangen und Ohren sind schwarzbraun, der Scheitel ist etwas lichter; die Kehle und ein breiter Streif über das Auge gelblichweiß; der Hinterhals etwas rostbraun; Oberrücken und Schultern sind rostbraun, schwarzbraun gefleckt und gelblichgrau gemischt; Unterrücken und Steiß braungrau; die Schwanzfedern braungrau, heller gekantet; die Schwungfedern dunkelbraun mit rostgrauen Kanten. Die untern Teile sind weiß, auf der Brust stark rostgelb angeflogen, mit schwärzlichen Mondflecken. Der Schnabel ist schwarzbraun, das Auge braun, Füße bräunlichrot. Das Weibchen ist in der Färbung matter. — Das Gefieder dieses Vogels hat von oben große Aehnlichkeit mit dem unserer Braunelle.

Diese Art gehört mehr dem Osten Asiens an, ist gemein im östlichen Sibirien, am Baikalsee, im Stanowoigebirge, und während des Winters in Nord-China. Sie trifft zu Peking mit den ersten Frösten ein und bleibt bis zum Frühling. In Turkestan nistet sie — nach Severzow — in einer Höhe von 6000 bis 10000 Fuß, schweift bisweilen westwärts bis nach Europa ab, und zeigt sich dann in der Krym, in Ungarn, Dalmatien, Italien und kommt durch Händler hie und da nach Deutschland. — In Peking, wo sie überwintert und wie die meisten dort hausenden Vögel von den Einwohnern geschont wird, hält sie sich in den vergrasten buschreichen Gärten auf und nährt sich von kleinem Gesäme,

besonders von Amarantus(Fuchsschwanz)-Arten, hat einen scharfen Lockpfiff und wird wegen ihres angenehmen Gesanges von den Pekinesen im Käfig unterhalten und mit Hirse gefüttert. Wer aus Zufall in den Besitz eines solchen Vogels käme, müßte, außer Gesäme, auch noch Weichfutter geben.

Die Alpen-Braunelle. Accentor alpinus, *Gmelin.*

Taf. 4, Fig. 4.

Flüelerche, Flüevogel, Alpenflüevogel, Flüspatz, Bergdrossel, Steinlerche, Gadenvogel, Blumthürling, Blüttling. — Motacilla Kyburgensis, *Gesn.;* — Sturnus collaris, *Scop.* 1769; — Fringilla gularis, *Sprüngli* 1776; *Storr* 1784; — Sturnus montanus (moritanus! ist Satzfehler) *Gm.* 1788; — Mot. alpina, *Gm.* 1788; — Accentor alpinus, *Bechst.* 1802; *Naum.* 1823; *Br.* 1831; *Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves.*

Kennzeichen. Alle Schwanzfedern haben an der Spitze einen weißen oder licht-rostgelben Fleck. Beim alten Vogel ist die Kehle weiß, mit schwärzlichen Muschelflecken, beim jungen weißgrau und ungefleckt. Die Spitzen der großen und mittlern Deckfedern bilden 2 weiße Querbinden über den Flügel; die untern Flügeldeckfedern grau mit weißen Rändern. Die 1. Schwinge kürzer als die Deckfedern; die 2. etwas größer als die 5., die 3. Schwinge am längsten.

Die Länge dieses Vogels beträgt 16,8 cm, die Breite 29,6 cm, der Schwanz ist 6,6 cm und der Schnabel 1,5 cm lang, die Füße sind 2,4 cm hoch.

Beschreibung. Die obere Seite ist aschgrau mit großen braunen Flecken; die untere Seite aschgrau, an der Gurgel und Brust sanft rötlichgrau, an den Seiten mit rotbraunen Längsflecken; die Kehle ist weiß, mit muschelförmigen Fleckchen und einem schmalen schwärzlichen Bändchen begrenzt; Schwingen und Schwanzfedern schwarzbraun; über den Flügeln 2 weiße Binden. Der Schnabel ist ansehnlich stark, von Farbe hornbraun; der Rachen gelb; die Augen schön rotbraun; die stämmigen Füße sind rötlichgelb. Das Weibchen ist wenig vom Männchen unterschieden, nur etwas kleiner und fahler, weniger rostfarben. — Die Jungen siehe unten.

Der Flüevogel bewohnt die höhern Gebirge des mittlern und südlichen Europa, von England bis auf die Pyrenäen und Apenninen, die Alpen und Karpathen. Ebenso die Gebirge Asiens; den Kaukasus nach Radde, das Demavend-Gebirge in Persien nach Filippi, die Uferklippen am Ochotskischen Meer nach Middendorf, Japan nach Temminck. Eine sehr nahestehende Art, Accentor altaicus, *Brandt*, kommt in Turkestan vor. — Er ist nirgends häufig, ein echter Gebirgsvogel, der seine hochgelegenen Wohnplätze äußerst ungern verläßt. In den meisten Gebirgsketten scheint die Flüelerche mehr Stand- als Strichvogel zu sein, indem sie sich nie weit von ihrem eigentlichen Heimatsort entfernt. Auf den hohen Schweizer-alpen findet man sie sogar oft in ziemlicher Anzahl; in den Umgebungen des Hospitiums auf dem St. Bernhard und auf dem St. Gotthard im Sommer gewöhnlich; sie geht oft höher, als die Region des Pflanzenwuchses, in eine Höhe, welche 6000 Fuß über der Meeres-fläche liegt; hier halten sich diese Vögel auf den grasreichen Alpen, auf Felsblöcken und herabgerolltem Gestein auf. Auf einigen Teilen des Riesengebirges, besonders auf der Schneekoppe, gehören sie, nach Gloger, zu den eben nicht seltenen Vögeln, sind aber nur in wenigen Paaren vorhanden. Diese treiben sich ganz zutraulich in nächster Nähe der dort befindlichen Gasthäuser in Gesellschaft vom Hausrötling, Wasserpieper, zuweilen auch der Ringdrossel, futtersuchend umher. — Im Herbst steigen sie tiefer in die Thäler herab, und im Winter besuchen sie die Bergdörfer und die ebenen Gegenden. Sie gehen dann an die vom Eise freien Quellen und Gewässer, und auf die Höfe, vor die Scheunen und Mist-stätten. Selten setzen sie sich auf einen Strauch, gar nie auf einen Baum, und höchstens einmal auf das flache Dach einer Sennhütte; man sieht sie meistens auf dem Erdboden, auf dem Steingeröll, zwischen dem sich auch kurzgrasige, mit niedern Alpenkräutern über-wachsene Stellen finden, und auf Felsen.

Sie nisten auf den Alpen in Steinritzen, Löchern, auch in dem niedrigen Gesträuch der Alpenrosen und anderer Pflanzen. Das Nest ist schön aus Moos und Grashalmen gebaut, und innen mit Würzelchen, Hälmchen, Wolle und Haaren gefüttert; es bildet eine schöne Halbkugel und ist immer von obenher durch einen Gegenstand geschützt. Darin findet

man 4 bis 5 blaß blaugrüne **Eier**, welche meist länglichoval sind, in Korn und Färbung denen der Hecken-Braunelle gleichen, und 25 + 17 mm messen. Sie sind nach 14 Tagen ausgebrütet. Die erste Brut findet man Ende Mai, die andere Mitte Juli. Die **junge** Alpenbraunelle ist der jungen Heckenbraunelle sehr ähnlich, aber größer. Sie hat keine Muschelflecken an der Kehle; Kopf und Nacken grau; Rücken lichtgrau mit bräunlicher und rostfarbiger Mischung, und braunschwarzen, auffallenden Längsflecken; der Unterkörper blaß graugelblich, an der Brust und an den Seiten mit bräunlichgrauen Längsflecken; die 2 hellen Flügelbinden kleiner als bei den Alten. — Nach Middendorf nisten sie auch in den steilen Klippen des Süduferѕ vom Ochotskischen Meer, wo es am 16. Juli flügge Junge gab.

Dieser Alpenvogel ist sehr abgehärtet, und gegen das rauhe Klima, welches er bewohnt, durch eine starke Federbedeckung und durch eine ungemein dicke Haut wohl verwahrt; dagegen ist er ein empfindlicher Zimmervogel, weil es ihm da an der frischen kräftigen Bergluft fehlt. So lange er auf seinen Halden im Futtersuchen begriffen ist, hat er ein munteres Aussehen; ist er aber gesättigt, so sitzt er oft lange Zeit auf einer Stelle mit aufgesträubtem Gefieder, was ihn größer erscheinen läßt; dabei ist er harmlos und nicht scheu. Sie halten sich gewöhnlich familienweise beisammen, und wenn man sich nähert, fliegen sie nur eine kurze Strecke fort und verstecken sich im Gerölle oder in Felsenritzen. Ihr Gang ist hüpfend, aber schnell dahinschnurrend, wie bei den Blaukehlchen. Sitzend wippen sie mit dem Schwanze, bewegen auch wohl die Flügel und machen dazu schnelle Verbeugungen, was an die Rotschwänzchen erinnert. Ihr Flug ist schnell und wogend, geht aber gewöhnlich nicht weit. Ihre **Nahrung** besteht in Insekten, Sämereien, besonders Grassamen, kleinen Schnecken samt den Häuschen und Beeren. Sie durchsucht alle Löcher und Spalten, besichtigt jeden Stein und Grasbusch und leidet so nur selten Mangel.

In der Gefangenschaft werden sie zahm und zutraulich gegen ihren Ernährer, dem sie das Futter aus der Hand nehmen. Man gibt ihnen das Nachtigallfutter mit zerquetschtem Hanf- und Mohnsamen vermischt, dem man anfänglich viel Ameiseneier und einige Mehlwürmer beimischt. Ihre schöne Figur macht sie dem Liebhaber angenehm, dabei haben sie einen klaren, flötenden **Gesang** mit vielen Abwechslungen, der sich in der öden Stille der Alpenwelt ungemein anmutig ausnimmt, und sehr an den der Haubenlerche erinnert. Ihre Lockstimme lautet „**trui trui trui!**"

Gefangen werden sie mit dem Meisenkasten, in Schlingen und in Schlagnetzen, mit den Jungen in der Nestfalle.

Achte Familie: **Wiesenschmätzer**, Pratincola, *Koch* 1816.

Saxicola, *Bechst.* 1802; *Boje* 1822; — Curruca, *Leach* 1816; — Praticola, *Kaup* 1819; — Fruticola, *Macgillivray* 1839; — Rubetra, *G. R. Gray* 1840.

Der Schnabel ist kürzer, aber stärker und runder als bei den Steinschmätzern, an der Wurzel kaum breiter als hoch, mit scharfem Rücken und niedergebogener Spitze; Naslöcher, Füße und Augen wie bei denselben, aber der Schnabel mit stärkeren Borsten besetzt; die Läufe gestiefelt; im 19schwingigen Flügel ist die 4. Schwinge am längsten, deshalb sieht der Flügel kurz und rund aus; 1. Schwinge länger als die Handdecken; der Schwanz ist kurz und mittelbreit. — Im Gegensatz zu ihren Verwandten vermeiden sie die öden und steinigen Plätze und ziehen fruchtbare Gegenden, insbesondere aber Wiesen, durch welche ein buschbesetztes Wässerchen fließt, oder auch grasige, mit etwas Buschwerk besetzte Raine vor. Sie bewegen den Schwanz nach unten und seitwärts, leben nur von Insekten, welche sie am Boden, an Pflanzen oder auch in der Luft wegfangen, und bauen ihre Nester ins Gras, an Raine, neben Steine oder unter Gesträuch. Sie mausern angeblich zweimal im Jahr. In dem „Katalog von R. B. Sharpe, London 1869" ist diese Gruppe den Muscicapidae zugeteilt und zählt 13 Arten. Hier verzeichnet nur 2 Arten.


5.
7.
8.
2.
6.
3.
4.
1.

Der Braunkehlige Wiesenschmätzer. Pratincola rubetra, *Linné*.

Taf. 4, Fig. 7.

Braunkehlchen, Braunkehliger Steinschmätzer, Steinpatscher, Fliegenstecher, Krautlerche, Nesselfink, Pfäffelchen, Krautvögelchen. — Rubetra, *Belon;* — Motacilla rubetra, *L.* 1746—66; *Gm.; Bchst.;* — Mot. senegalensis, *L. ex Briss.* 1766; — Sylvia rubetra, *Scop.* 1769; *Lath.* 1790; — Saxicola rubetra, *Bechst.* 1802; *Temm.* 1815; *Naum.* 1823; *Glog.;* — Pratincola rubetra, *Koch* 1816; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; — Praticola rubetra, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Alle Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden mittelsten, an der Wurzel weiß, mit braunen oder schwarzen Schäften; die 6., 7., 8. und 9. Schwingfeder auf der äußern Fahne dicht an der Wurzel weiß oder blaß gelbrötlich. Bürzel und obere Schwanzdeckfedern rostbraun mit schwarzen Flecken; Gurgel und Oberbrust rostrot; Flügel spitzig. Die 2. Schwinge gleich der 5., die 3. am längsten; die 1. Schwinge kürzer als die Handdecken.

Länge 13,1 cm, Flügelbreite ungefähr 25 cm, Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 8,2 cm, Schwanzlänge 5 cm, Schnabel 1 cm, Fußrohr 2,4 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Die Schwanzfedern sind braunschwarz, an der Wurzel weiß, die äußersten am meisten, die mittelsten nur wenig. Der Schnabel ist schwarz, der Rachen tief fleischfarben; das Auge tiefbraun; die Füße schlank und schwarz. — Das Weibchen ist heller gefärbt; der Augenstreif gelblich weiß, die rostgelbliche Farbe auf der Brust trüber, der weiße Flügelfleck kleiner, und Schnabel und Füße nicht so tiefschwarz. — Die Jungen ähneln den Eltern wenig, und müssen etwas genauer beschrieben werden. Der Kopf ist schwarzbraun mit schmalen, weißlichrostgelben Schaftstrichen; der Rücken hellrostbraun, braunschwarz gefleckt; der Hinterrücken matt gefleckt und grauer; der Bürzel schmutzig rostfarben und matt gefleckt; die untere Seite schmutzig rostgelb, auf dem Kropf mit dunklen Flecken; der weiße Fleck auf den Flügeln sehr klein. Erst bei der dritten Mauser bekommen sie schwarze Backen. Die erste Mauser ist Ende Juli, die zweite im Januar und Februar.

Diese Vögel variieren bis ins dritte Jahr, und nicht nur dieses allein, sondern auch die zweimalige Mauser des Jahres macht, daß in ihrer Färbung eine ziemlich bedeutende Verschiedenheit stattfindet. Im Herbst sind die Farben unscheinbarer.

Man trifft das Braunkehlchen in allen grasreichen Gegenden Europas, nördlich bis zum 67. Grad, ostwärts bis ans Uralgebirge, am Fuße des Kaukasus, in Persien und Turkestan; südwärts in ganz Nord-Afrika auf allen zusagenden grasreichen Steppen, vom Senegal bis an den Nil und in Arabien. Ein Teil der Zugvögel überwintert aber schon in Süd-Europa; ja schon im milden Klima Großbritanniens überwintern diese Vögel. In Deutschland trifft man sie allenthalben; häufig in Nord-Deutschland, besonders in den Gebieten rechts von der Weser; in Oldenburg, gemein in Schleswig-Holstein, am wenigsten häufig auf den Marschwiesen; dagegen auf dem Durchzuge an den Küsten und Inseln der Nordsee zahlreich. Bei uns in einigen Gegenden, so auch in der Schweiz, ziemlich gemein.

Wiesen sind der Lieblingsaufenthalt dieser Vögel, wenn sie mit Wassergräben durchschnitten und mit Gruppen von Bäumen und Gebüsch besetzt sind, sie mögen zwischen Bergen, an Rainen oder in Ebenen liegen, an Aecker oder Waldungen grenzen; Wasser lieben sie zwar in der Nähe ihres Aufenthaltes, nicht aber Sümpfe; auf fetten, ausgedehnten Wiesenstrecken, mit einigem Buschwerk besetzt, fehlen sie nirgends. Doch ziehen sie ebene Gegenden den gebirgigen, fruchtbare feuchte Wiesen denjenigen vor, welche einen steppenartigen Charakter annehmen, wie solche hauptsächlich in Rußland und Nord-Afrika vorkommen. An freien Waldrändern trifft man sie auch, wenn diese jungen Ausschlag und viele freie Plätze aufzuweisen haben. Nach der Brütezeit begeben sie sich auf ziemlich freie Felder, in die mit Gemüsen und andern Pflanzen angebauten Aecker, besonders auf die Kohlfelder, oft nahe zu den Dörfern. Ihren Aufenthalt verraten sie bald, indem sie auf Pflanzenstengeln, Gebüschen und anderen erhabenen Gegenständen sitzen und nach vorbeieilenden Insekten im Fliegen schnappen.

Es sind Zugvögel, welche zumeist erst in der zweiten Hälfte des April und Anfang Mai ankommen, und von der zweiten Hälfte des August an bis in den September hinein wieder abziehen. Sie reisen bei Nacht, im Frühjahr, wo die Männchen ein paar Tage früher kommen, einzeln, im Spätjahr familienweise.

Ihr Nest steht stets am Boden, unter dem Schutze dichter Pflanzen; meistenteils im Grase der Wiesen, oder wenigstens an grasumwucherten Stellen, meistens in einer kleinen

Vertiefung, fast niemals in Höhlen; dennoch ist es außerordentlich schwer zu finden. Sogar Leute, welche das Gras abmähen, finden es seltener als die, welche das Heu nachher mit Rechen zusammenbringen; ja ich weiß Beispiele, sagt Naumann, daß es bei alledem von keinem gefunden ward und die Vögel ihre Brut glücklich aufbrachten. Das Nest besteht aus Grashalmen, Grasblättern, Moos, Würzelchen und etwas Pferdehaaren. In diesem findet man erst Ende Mai oder Anfang Juni gewöhnlich 5 oder 6, selten 7 **Eier**, welche eine schöne Grünspan- oder blaugrüne, oft noch zart rötlichbraun bespritzte Farbe haben, und vom Weibchen allein in 13 Tagen ausgebrütet werden. Maße märkischer Eier 19,5+13,9 mm. — Sie sind so listig, ihr Nest, das ohnehin sehr versteckt ist, durch kein ängstliches Geschrei zu verraten, so lange es Eier enthält; desto mehr wehklagen sie aber, wenn man sich den Jungen nähert, und werden dadurch zu Verrätern an denselben; doch wissen sich diese durch festes Andrücken an den Boden und ruhiges Verhalten sehr gut zu verstecken. Sie verlassen das Nest bei gutem Wetter schon in 12 Tagen. Sie machen jährlich nur eine Brut. Die Jungen erzieht man mit Ameiseneiern und Fleischstückchen, oder Quark.

Die Braunkehlchen sind muntere, unruhige, hurtige Vögel, aber nicht so scheu und ungestüm, wie der Graue Steinschmätzer; ihre Lebhaftigkeit ist angenehmerer Natur, und dabei sind sie auch viel verträglicher gegen andere Vögel, obgleich es auf den Brutplätzen auch nicht an Zänkerei mit ihresgleichen fehlt. Auf der Erde hüpfen sie in schnellen Sprüngen, machen auf einem erhabenen Gegenstande Halt, verbeugen sich und wippen mit dem ausgebreiteten Schwanze, aber mehr nach unten. Wenn sie aufgescheucht werden, fliegen sie immer nach einem erhabenen Gegenstand, auf Pflanzen, Gebüsche und Bäume, setzen sich aber immer so, daß sie ihrem Verfolger die schöne Brust zukehren. Vor den Raubvögeln flüchtet das Braunkehlchen ins lange Gras oder andere Pflanzen. Es fliegt schnell und gewandt, und seine Gewandtheit im Fluge muß man beim Fangen fliegender Insekten bewundern. Sonst hat sein Flug Aehnlichkeit mit dem des Grauen Steinschmätzers; wenn es nämlich von einem Baume abfliegt, senkt es sich nahe auf die Erde herab, fliegt dicht über dieser hin und schwingt sich nun auf den nächsten erhabenen Gegenstand, dicht an diesem auffliegend. Seinen Gesang läßt es nur an seinem Brutorte auf den Gipfeln der Büsche, Bäume u. s. w. hören.

Seine **Nahrung** besteht vorzüglich in kleinen Käfern, namentlich Laufkäfern, Ameisen, Heuschrecken, Raupen, Larven, Fliegen, Beeren u. dgl. — Im **Zimmer** gewöhnt man sie mit Käferchen, kleinen Heuschrecken, Fliegen und Ameiseneiern allmählich an das Nachtigallfutter, was übrigens mühsam ist, obgleich sie nicht so störrisch und wild sind wie die Grauen Schmätzer. Wenn sie nicht bald fressen wollen, muß man sie stopfen; auch ist es gut, wenn man den Boden ihres Käfigs mit grünem Rasen belegt, und die Gitter desselben mit belaubten Weidenzweigen durchflicht, wodurch sie schneller heimisch werden. Wenn einmal gewöhnt, kann man sie auch in der Stube frei fliegen oder laufen lassen, wo sie endlich zahm und zutraulich gegen ihren Pfleger werden.

Es sind schöne und angenehme Vögel, nur schade, daß sie das Käfigleben so schwierig annehmen und dabei oftmals zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit Geduld behandelt werden. Auch ihr **Gesang** ist angenehm, abwechselnd und flötend, und man glaubt darin Aehnlichkeit mit den Lockstimmen und Gesängen einiger bekannten Vögel zu vernehmen, wie z. B. vom Grünling, Hänfling, der Dorngrasmücke und vom Buchfinken, wodurch er an den Gesang des Rotrückigen Würgers erinnert. Es sind fleißige Sänger, die sich oft mitten in der Nacht hören lassen. Ihre Lockstimme ist ein Schnalzen, und eine andere klingt pfeifend: „**diu diu diudeckdeckdeck!**“ die letzten drei Silben sind klatschend.

Ihre gewöhnlichste **Krankheit** ist die Dürrsucht infolge des Heimwehs. Siehe „Krankheiten“. Man **fängt** sie mit Leimruten, Schlingen und Sprenkeln.

Der Schwarzkehlige Wiesenschmätzer. Pratincola rubicola, *Linné.*

Taf. 4, Fig. 8.

Schwarzkehlchen, Schollenhüpfer, Christöffl, Steinpicker, Steinsänger. — Muscipeta, *Aldr.*; — Motacilla rubicola, *L.* 1766; *Gm.; Bechst.;* — Sylvia muscipeta, *Scop.* 1769; — Sylvia rubicola, *Lath.*

1790; — Saxicola rubicola, *Bechst.* 1802; *Temm.* 1815: *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; — Pratincola rubicola, *Koch* 1816; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; — Sax. Hemprichi, *Ehr.* 1882; — Prat. saturiator, *Hodgs.* 1844; — Pr. indica, var., *Blyth* 1847; — Praticola rubicola, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Alle Schwanzfedern sind schwärzlich und braun; hinten auf dem Flügel steht ein mehr oder weniger sichtbarer weißer Fleck. Kehle schwarz; Brust rostrot. Mit runden Flügeln. Die 2. Schwinge kleiner als die 6., die 4. die längste; 1. Schwinge länger als die Handdecken.

Länge 12 cm, Flügelbreite 20,4 cm, Schwanzlänge 4,3 cm, Schnabel 1 cm, das Fußrohr 2,2 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Im Herbst sind die Farben weniger schön, weil die Federn lichtbraune Ränder haben. Der Schnabel ist schwarz, der Rachen rötlichgelb; die Augen sind groß und dunkelbraun; die Füße schwarz. — Das Weibchen ist auf dem Rücken dunkler, die Brust ist blaß rostfarben, was nach den Seiten bräunlich wird, die schwarze Kehle des Männchens ist hier nur durch dunkelbraune und schwärzliche Schuppen angedeutet. — Die Jungen sehen denen des Braunkehlchens täuschend ähnlich, und unterscheiden sich nur dadurch, daß sie an der Schwanzwurzel nichts Weißes haben; Schnabel und Füße sind, wie bei allen jungen Vögeln, stets lichter und heller, als bei den Alten.

Das Schwarzkehlchen bewohnt Mittel- und Süd-Europa, Portugal und Spanien sehr häufig, geht nördlich nur bis Großbritannien und Süd-Schweden; in den gleichen Breiten auch in Asien bis zum fernen Osten in Japan. Auf dem Zug in ganz Nord-Afrika, auf dessen Westseite am Senegal, in Algier, auch auf den Kanaren; auf der Ostseite „in ganz Nordost-Afrika", nach Heuglin. Weiterhin in Afrika, schon in Abessinien, ändert dieser Vogel klimatisch ab und ist viel intensiver gefärbt: Der Sybillenschmätzer, Pr. sybilla, *L.* 1766; Vorkommen im Süden Afrikas samt Madagaskar. — In Deutschland und in der Schweiz ist das Schwarzkehlchen seltener als das Braunkehlchen, und nur in einigen zusagenden Gegenden zu finden, so am Rhein und Main, an der Donau, in Thüringen, Franken u. a. O. Im östlichen Deutschland, etwa von der Elbe an, viel seltener. Als Zugvogel kommt er früher als sein Vetter, schon Anfang April, und verschwindet wieder Anfang September, und nur wenige sieht man noch zu Ende dieses Monats. Im Süden Europas ist er aber zumeist ein Standvogel; in Griechenland z. B. während des Sommers im hohen Gebirge, im Winter in den Ebenen. In diesem Staat findet man zu Ende des April schon flügge Junge. Auch in England sollen die Schwarzkehlchen noch im Winter vorkommen. — Diese Vögel lieben vorzüglich die Mittel- und Niedergebirge, und suchen dort die sanften, nicht ganz kahlen Abhänge, wo auf steinigem Boden auch noch Gras und Strauchholz wächst; namentlich lieben sie Bergwiesen und die fruchtbaren Bergthäler, besonders Weinberge, aber Gebüsch und Gras muß es immer geben, wo sie sich aufhalten sollen, Steine sind ihnen Nebensache; auch auf lichten, freien Waldflächen trifft man sie. Sie wohnen, obwohl seltener, auch in Ebenen, wenn solche aus Wiesen bestehen, die noch mit Feldern abwechseln, und auch einiges Strauchwerk aufweisen. Am Fuße des Uralgebirges und in Sibirien findet man sie häufig in dünn bestandenen Birkenwäldern, welche durch viele grasige Blößen unterbrochen sind. Im Frühjahr streichen sie namentlich an hohen, abschüssigen Teich- und Flußufern herum, wenn sie mit grünen Rasen und Bäumen besetzt sind, und im Spätjahr kommen sie in Feldhecken, Weinberge, und auf Kohl-, Rüben- und Kartoffeläcker. Man sieht sie stets nahe am Boden, seltener auf Bäumen. Sie suchen sich zwar mehr zu verbergen, setzen sich aber doch oft auf einen erhöhten Gegenstand, um sich umsehen zu können. Ihre Lebensweise hat viel Uebereinstimmendes mit der des Braunkehlchens, mit dem sie auch öfter in Gesellschaft wohnen; doch suchen sie häufig höhere und trockenere Gegenden als jene, allein nie so kahle, steinige Plätze, wie der Steinschmätzer sie liebt.

Ihr Nest ist ungemein schwierig aufzufinden; es steht an Plätzen, die sich von den Umgebungen wenig auszeichnen, stets auf dem Erdboden im Grase, meist in einer kleinen Vertiefung, so daß die darin liegenden Jungen mit der Bodenfläche in eine Ebene kommen; neben kleinen Gesträuchen, zwischen Rasenstücken u. s. w., seltener in Steinritzen. In seiner Bauart gleicht es vollkommen dem des Braunkehlchens. Es enthält etwa Mitte Mai ge-

wöhnlich 5 **Eier**, welche auf bläulichgrünem Grunde mit einem blassen, rötlichen Gelbbraun bespritzt und punktiert sind. Sie messen 19+14 mm. Ihre Jungen, welche nach 13 Tagen ausschlüpfen, lieben sie zärtlich, und verraten deren Anwesenheit durch ihre ängstlichen Gebärden und ihr Schreien; ihre Eier verraten sie dagegen nicht so leicht.

Es ist ein einsamer Vogel, höchst unruhig, flüchtig und wild; dabei ist er gewandt und leicht; er trägt sich aufrecht, hüpft ungemein schnell auf dem Boden fort, hält wieder inne und sieht sich um. Mit dem Schwanze wippt er ebenfalls nach unten, doch bemerkt man auch noch, daß er denselben schnell fächerartig ausbreitet und wieder zusammenschließt. Er ist vorsichtig, und wenn er sich beobachtet glaubt, wird er mißtrauisch und sehr scheu, setzt sich aber trotzdem nicht in die Mitte eines Baumes, sondern stets auf die äußersten, freistehenden Zweige; so auch bei niedrigen Gebüschen und andern Pflanzen. Sein Flug ist rasch, in die Ferne beschreibt er kurze, flache Bögen. Während des Fliegens kann man ihn vom Braunkehlchen dadurch unterscheiden, daß ihm alles Weiße im Schwanze fehlt, was sich bei jenem sehr bemerklich macht. — Seine Lockstimme ist „**wid wid wid teck teckteck**“. Sein **Gesang** gleicht dem des vorhergehenden. **Nahrung**, **Behandlung im Zimmer**, **Krankheiten** und **Fang** sind ganz wie bei dem Grauen Steinschmätzer.

Neunte Familie: **Steinschmätzer**, Saxicola, *Bechstein* 1802.

Vitiflora, *Leach* 1816; — Önanthe, *Vieill.* 1816; — Campicola, *Sws.* 1827.

Der Schnabel ist an der Wurzel breiter als hoch, nach vorn pfriemenförmig, etwas dünn, vorn etwas zusammengedrückt, mit kantigem, etwas in die Stirn hineinlaufendem Rücken, am Mund feine Bartborsten; Naslöcher oval, unten mit etwas vorstehendem Rande, oben mit einer Hautschwiele; Füße ziemlich hoch und dünn, die Läufe gestiefelt; das Auge groß; der 19schwingige Flügel etwas spitziger als bei den Wiesenschmätzern, die 3. und 4. Schwinge am längsten, die 1. Schwinge bald länger, bald kürzer als die Handdecken; der Schwanz ist kurz und etwas breit, übrigens meist mit schwarzen Mittelfedern. — Die Speiseröhre ist weit, der große häutige Magen schwachmuskelig. — Es sind lebhafte schöne Vögel, weiße, schwarze und aschgraue Farbe vorherrschend, mit dem Schwanze wippen sie nach unten, und nähren sich lediglich von Insekten, welche sie teils vom Boden, teils im kurzen Nachfluge fangen. Sie haben eine ausgeprägte Vorliebe für öde, steinige Gegenden, sie mögen nun in wüster Ebene, in Steppen oder auf dem Rücken der Höhenzüge liegen, und selbst die Steinhaufen an Landstraßen, noch lieber alte verlassene Steinbrüche sind ihnen willkommene Aufenthaltsplätze. Färbung des Gefieders nach Geschlecht und Alter verschieden. — Von etwa 30 Arten hier: 3 Arten.

Der Graue Steinschmätzer. Saxicola önanthe, *Linné.*

Taf. 4, Fig. 5.

Großer, Weißschwänziger Steinschmätzer, Steinklatsche, Weißschwanz, Weißkehlchen, Weißbürzel. — Önanthe, alte Aut.; — Vitiflora, *Ray;* — Motacilla önanthe, *L.* 1746—66; *Fabricius* 1780; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1795; — Ficedula vitiflora, *Briss.* 1760; — Sylvia önanthe, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; — Saxicola önanthe, *Bechst.* 1802; *Temm.* 1815; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves;* — Sax. libanotica, *Hempr.* 1828; — Vitiflora septentrionalis, et cinerea, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Rücken, Nacken und Oberkopf hellaschgrau, beim Weibchen rötlich aschgrau; im Herbst und bei den Jungen rötlichbraungrau. Die Kehle weißlich; die Gurgel im Frühjahr bleich, im Herbste dunkel rötlichrostgelb; die untern Flügeldeckfedern schwarz und weiß geschuppt. Die seitlichen Schwanzfedern im Enddrittel schwarz. Die 2. Schwinge größer als die 5., die 3. und 4. Schwinge nach außen verengt.

Die Länge beträgt 14,9 cm, die Flügelbreite 29,2 cm, der Schwanz 5,1 cm, der Schnabel 1,4 cm, die Füße 2,6 cm. Kaum Größe des Haussperlings.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Die Schwanzfedern sind schneeweiß, am Ende etwa 1,8 cm tiefschwarz, was sich lebhaft auszeichnet. Schnabel und Rachen ist schwarz, die Augen dunkelbraun, die Füße schwarz. — Beim Weibchen und Männchen im Herbst sind alle Farben etwas unreiner, namentlich auf dem Rücken mehr rotgrau. — Die Jungen sind oben matt rostgrau, mit gelblichweißen Schaftflecken, unregelmäßig dunkelbraungrau geschuppt; der Bürzel ist weiß mit grauen Schmitzchen; die rötliche Rückenfarbe behalten sie nach dem ersten Mausern, welche erst beim zweiten ins Aschgraue übergeht. Die Hauptmauser fällt in den August.

Dieser Schmätzer hat eine sehr weite Verbreitung, denn er findet sich in ganz Europa bis zum höchsten Norden; in der gleichen Breite Asiens bis zu dessen fernstem Osten in Kamtschatka; in Nord-Amerika etwa bis in die Breite von New-York. Auf dem Zug kommt er nach Nord-Afrika, auf dessen Ost- und Westseite bis zum Aequator und darüber hinaus vordringend. Die Asiaten überwintern in Persien, Indien und China. In Grönland, Island und Sibirien findet er sich bis zum 75., in Spitzbergen sogar bis zum 80. Grad, wo er noch Brutvogel ist, wie im heißen Griechenland. In den südlichen Ländern seines Sommeraufenthalts ist sein Gefieder lebhafter gefärbt, als bei uns. In Deutschland ist er nirgends selten, in manchen zusagenden Gegenden fast gemein. — Er liebt Gebirge und hügelige Gegenden, und steigt zu einer Höhe hinauf, wo der Holzwuchs aufhört; aber auch in Ebenen, selbst in sumpfigen Flächen, wenn diese ihm nur erhabene Gegenstände, Dämme, hohe Ufer u. dgl. darbieten, hält er sich auf. In Holland findet man ihn häufig am Strande auf den Dünen; in Island auf den höchsten Lavafeldern der Berge und an seinen Meeresufern auf Steinwällen. In flachen Gegenden sucht er Steinhaufen, sogar einzelne Steine auf, wenn sie zerstreut umherliegen. Felsen, besonders schroffe, gegen Mittag liegende Wände, Schluchten, Hohlwege, große Steinmassen, Ruinen und Steinbrüche sind vor allem sein liebster Aufenthalt; auch Weinberge und freie, mit Rasen bedeckte, von Löchern und Schluchten durchschnittene Hügel bewohnt er gerne; selbst auf Wällen, Ringmauern und großen Holzplätzen ist er zu finden. Diese Plätze sucht er auf, sie mögen liegen, wo sie wollen, hoch oder nieder, auf dem Gebirge oder in der Ebene, und wo es nur immer sein kann, hält er sich an Steine. Ungern benutzt er Bäume und Sträucher zu Ruhesitzen, obgleich sie ihm unter manchen Umständen auch dazu dienen müssen, wenn es die landschaftlichen Verhältnisse mit sich bringen, z. B. in Brandenburg, wo er häufiger Brutvogel ist, siedelt er in allen Haiden mit freien Plätzen an, und nistet im geschlagenen Holze (Cab. J. 1881, 315).

Für Deutschland ist er Zugvogel, kommt in der ersten Hälfte des April zu uns und zieht Ende August und September wieder fort. Er wandert bei Nacht und meistenteils einzeln. Aber der Wandertrieb ist so mächtig bei diesem Vogel entwickelt, daß ihm beinahe die Erde zu eng ist, daß er sich — wie Middendorf sagt — buchstäblich zu tot wandert. Denn um nach Grönland zu gelangen, hat er weit größere Meeresstrecken zu überfliegen, als das Mittelmeer in seiner größten Breite beträgt. Der müde Vogel hat schon auf seiner Nordreise — weit entfernt von allem Land — auf Grönlandsfahrern Zuflucht gesucht und Rast gehalten, ist aber bald nachher wieder abgeflogen, weiter und immer weiter seinem fernen Ziele im hohen Norden zusteuernd. In Ermangelung eines Schiffes ist der ermüdete Wanderer wohl auch genötigt, auf dem Wasser auszuruhen (vielleicht auch um etwas von den auf der Oberfläche treibenden kleinen Meertierchen aufzunehmen), um seine Reise weiter fortzusetzen. Wie es der Vogel aber bei Sturmwetter fertig bringt, ist schwer zu erklären. Viele mögen dabei zu Grunde gehen. In Grönland kommen sie erst Mitte und Ende des Mai an. In Afrika wandern sie auf dessen Ost- und Westseite ein bis tief ins Innere. A. Brehm traf sie im östl. Sudan, andere Forscher beobachteten sie in West-Afrika. Auf der Insel Helgoland erscheinen sie jährlich zweimal in ziemlicher Häufigkeit; im April alte Vögel und im August schon wieder die Jungen (vor den Alten) auf dem Weg zur Winterherberge. Auch junge Wiesenschmätzer wandern über Helgoland.

Sie nisten in den Ritzen kahler Felsen, in Steinblöcken, Steinhaufen, Steinbrüchen, Weinbergen, hohen Ufern, in Holzstößen, Torfschichten, unter Erdschollen, in verlassenen Kaninchenhöhlen, in alten Erdschwalbenlöchern, in den hohlen Aesten alter Eichen u. dgl. Die Gegend, wo das Nest steht, verraten die Vögel durch ihr ängstliches Benehmen; es ist dessenungeachtet aber nicht leicht zu finden, und oft schwierig, zu ihm zu gelangen, ob-

gleich es häufig auf dem Erdboden oder doch nicht hoch, aber desto tiefer in einer Spalte oder Kluft steht. Immer steht das Nest so, daß es von oben ein Obdach hat, zu welchem die Umgebung benutzt wird. Alle Jahre suchen die Pärchen dieselbe Gegend auf, um wieder daselbst zu nisten. — Das Nest ist ein lockeres Gewebe aus Quecken, Würzelchen, Hälmchen, Tierwolle, Haaren und Pflanzenfasern. Es enthält meist gegen Mitte Mai 5 bis 7 Eier, welche kurz geformt und blaß spangrün, meistenteils einfarbig, höchst selten mit gelbroten, bleichen Punkten besetzt sind. — Maße märkischer Eier: 20,6+15,3 mm. Meistens werden 2 Bruten beobachtet. — Man kann die Jungen mit Ameiseneiern, Fleischstückchen, altbackenen Semmeln in Milch erweicht, und mit Käsequark aufziehen; sie eignen sich aber mehr für den Zimmerflug, als für den Käfig.

Der Steinschmätzer ist ein kräftiger und gewandter Vogel, dabei unruhig, wild und flüchtig. Die Menschen flieht er schon von ferne; auch wenn er Plätze bewohnt, wo öfters Menschen verkehren, zeigt er immer eine große Scheu. Seine abstechenden Farben nehmen sich in der Ferne recht hübsch aus; namentlich fällt der weiße Fleck auf dem Bürzel auf. Wenn er dicht über dem Erdboden hinfliegt, so sieht es aus, als werde eine weiße Feder vom Winde fortgejagt. Gegen seinesgleichen und andre Vögel ist er zänkisch und habert immer mit ihnen, und dem Jagen und Necken dieser hurtigen Vögel zuzusehen, gewährt viel Vergnügen. Seine Stellung ist aufgerichtet; wenn ihm etwas Unerwartetes aufstößt, macht er schnelle Verbeugungen und schlägt dabei langsam mit dem Schwanze auf und ab, doch mehr nach unten. Auf dem Boden hüpft er in kurzen und schnellen Sprüngen, so daß man meint, er rolle auf dem Boden fort, dabei macht er stets auf einer kleinen Erhöhung, einem Steine oder einer Erdscholle Halt, macht einige Bücklinge und schnurrt dann weiter fort. Dieses rasch rollende Hüpfen ist allen Schmätzern eigentümlich. Sein Flug ist sehr schnell in einer beinahe geraden Linie; wenn er wegfliegt, senkt er sich zuerst herab, fliegt dicht über dem Erdboden hin, und steigt dann rasch zu der hoch gelegenen Stelle hin, wo er sich setzen will. Vor jedem Raubvogel entflieht er mit Angst und Schrecken, und flüchtet sich in den nächsten besten Steinhaufen oder sonstigen Schlupfwinkel. Er singt nicht nur auf einem Stein oder sonst erhöhtem Gegenstande, sondern steigt auch singend in schiefer Richtung gegen 10 m hoch in die Luft und stürzt sich in schiefer Richtung wieder auf den nämlichen oder einen andern Sitz herab, wobei er eine eigene Schwenkung macht und sich dabei manchmal überpurzelt. Die Flügel bewegt er bei diesem Fluge höchst sonderbar, langsam flatternd, in großen Bogen und hoch aufwärts, wie man es öfter bei unsern Haustauben wahrnimmt.

Ihre Nahrung besteht meistens aus kleinen Käfern, Raupen, Insekten, Fliegen, Bremsen u. s. w., welch letztere sie gewandt im Fluge fangen. — Im Spätjahr fressen sie in den Kraut- und Kohläckern größtenteils die Raupen der verschiedenen Weißling-Arten. — Im Zimmer gewöhnt man sie mit Fliegen und Ameiseneiern an das Nachtigallfutter; sie sind aber als wilde, ungestüme Vögel schwer ans Fressen zu bringen. Auch dauert die Unruhe bei Nacht während der Zugperiode sehr lange, woraus sich schließen läßt, daß sie weit fortziehen. Dabei zerschinden sie ihr Gefieder, stoßen sich wund und gehen ein, wenn man nicht Einhalt thut. Um das gewaltthätige Toben im Käfig zu verhindern, ließ ich sie einfach in meinem Zimmer mit gestutzten Flügeln springen, und setzte sie erst wieder in den Käfig, wenn die Vögel das Zugfieber verloren hatten. Wenn sie aus Trotz kein Futter annehmen, muß man sie einige Tage mit Fleischstückchen stopfen. Diese Schmätzer sind für den Liebhaber keine angenehme Käfigvögel. Läßt man sie aber, wenn ans Zimmerfutter gewöhnt, im Zimmerflug laufen, so erfreuen sie durch ihre Gewandtheit, ihre zierliche Figur; auch sind sie ausdauernder als im engen Käfig, den sie nur schwer ertragen, daher ich jedem Vogelfreund ernstlich abrate, sie im kleinen Käfig zu quälen. Wenn man den Boden ihres Aufenthalts mit bemoosten Steinen belegt, so trägt das zu ihrer schnelleren Eingewöhnung bei.

Ihr Gesang besteht nur aus ein paar freundlichen Strophen, welche dem der Weißen Bachstelze ähneln, hat aber darunter krächzende Töne. Ihre Locktöne sind ein kurzgepfiffenes, sanftes „giw", und beim Neste „giw täktäktäk". — Ihre häufigste Krankheit ist die Dürrsucht; gefangen werden sie auf ihren Lieblingsplätzen mit Leimruten, Fußschlingen und Sprenkeln; am leichtesten mit der Nestfalle.

Der Schwarzkehlige Steinschmätzer. Saxicola stapazina, *Linné.*

Taf. 4, Fig. 6

Rostgelber Steinschmätzer. — Motacilla stapazina, *L.* 1766; *Penn.; Bechst.;* — Sylvia stapazina, *Lath.*; — Sax. stapazina, *Bechst.* 1802; *Temm.* 1815; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; — Sax. eurymelana, *Ehr.* 1828; — Vitiflora stapazina, et rufa, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Zügel, Augenkreise, Wangen und Kehle schwarz; Oberkopf und Oberrücken bleich rostfarbig, mit durchschimmerndem Weiß, im Sommer auf der ganzen Unterseite weiß; die Unterflügeldeckfedern schwarz. Weibchen: Zügel, Augenkreise, Wangen und Kehle schwärzlich, braun und rötlichgrau gemischt. Die 2. Schwinge kürzer als die 5., die 3. bis 5. außen verengt.

Die Länge ist 14,3 cm, die Flügelbreite 27,4 cm, der Schwanz mißt 12,9 cm, der Schnabel 1,4 cm, das Fußrohr 2,2 cm.

Beschreibung. Zügel, Umgebung der Augen und Ohren, Wangen und ein großer Teil der Kehle ist tief samtschwarz; Schultern und Flügelfedern tief schwarz; der Schwanz bis auf die zwei Mittelfedern, welche ebenfalls schwarz sind, rein weiß, am Ende mit einem 2 cm breiten, schwarzen Bande. Scheitel, Nacken, Brust, Bauch u. s. w. sind weiß, auf dem Hinterhalse, Oberrücken und der Brust rostgelb angeflogen. — Der Schnabel ist schwarz, Zunge und Rachen ebenso; das Auge dunkelbraun; die Füße schwarz. — Die Färbung des Weibchens ist in allen Teilen matter und trüber. — Bei den Jungen sind Kopf, Hinterhals und Rücken graugelblich, alle Federn durch einen weißen Schaftstrich und einen grauen Spitzenrand gezeichnet; unten schmutzigweiß, auf der Brust graulich gewölkt; Schwung- und Schwanzfedern mattschwarz.

Ein Gebirgsvogel, der ganz Süd-Europa, West-Asien und Nord-Afrika bewohnt. Man trifft ihn in den Pyrenäen, in Süd-Frankreich, in der südwestlichen Schweiz, in Steiermark, Süd-Tirol, in Italien, Dalmatien, Griechenland samt Inseln, Klein-Asien. Auf dem Zug in Nord-Afrika, westwärts bis zum Senegal, ostwärts bis Nubien, Abessinien und selbst Sansibar. In Süd-Tirol kommt er im April an, und ist im September schon wieder abgezogen. Er bewohnt steinige Mittelgebirge, auch schroffe pflanzenlose Felsen; an der Seeküste kahle steinige Plätze, auch in der Nähe der Ortschaften.

Schon in Süd-Tirol pflanzt sich dieser Steinschmätzer fort, nistet auch in der Nähe bewohnter Orte und beginnt den Nestbau bald nach seiner Ankunft im April. Gegen Ende dieses Monats findet man in Mauern oder Steinhaufen das Nest, welches sich von dem des Grauen Steinschmätzers nicht wesentlich unterscheidet. Es enthält etwa 5 grünspanfarbige Eier, mit einzelnen kleinen und größern Schalen- und Zeichnungsflecken von violettgrauer und zimtbrauner Farbe.

Wie alle Steinschmätzer ist er mehr unruhig und flüchtig, als wild und scheu, letzteres nur, wenn er verfolgt wird, und unterscheidet sich in seinem Betragen nicht von seinen nächsten Verwandten, dem Grauen und Ohrensteinschmätzer. — Seine Nahrung besteht aus Käfern und deren Larven, besonders Erdflöhen, Laufkäfern u. dgl., auch aus Raupen und andern fliegenden und kriechenden Insekten. — Seine übrige Lebensweise stimmt mit der des Grauen Steinschmätzers überein.

Der Schwarzohrige Steinschmätzer. Saxicola rufescens, *Brisson.*

Ohren-, Röthel-Steinschmätzer. — Vitiflora rufescens, *Briss.* 1760; — Sax. aurita, *Temm.* 1815; *Glog.; v. Hom.;* — Oenanthe albicollis, *Vieill.* 1816; — Sylvia rufescens, *Savi* 1823; — Saxicola amphileuca, *H. & Ehr.* 1828; — Sax. rufescens, *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882.

Ebenso selten, wie der vorige, zeigt sich auch dieser Schmätzer in unserem Vaterlande.

Kennzeichen. Die 3., 4. und 5. Schwungfeder auf der Außenfahne eingeschnürt. Die alten Männchen haben schwarze Zügel und Ohrflecken. Das Gefieder ist im Frühling oben roströtlich, auf dem Bürzel und den obern Schwanzdeckfedern weiß, unten heller roströtlich, am Kinn und Bauch rostweißlich; im Sommer sehr weiß. Die Weibchen sind oben licht rotgrau, unten heller rotweißlich, an der Brust hell rostrot.

Länge 15,1 cm, Schwanzlänge 6,2 cm, Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 9 cm, Schnabel 0,9 cm, Tarse 2,4 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen vom Hinterkopf über den Rücken licht zimtrostgelb überlaufen, unten heller; vom Schnabel ums Auge bis zur Ohrgegend ein auffallender schwarzer Flecken, der Flügel ist schwarz, Unterflügeldeckfedern schwarz, Bürzel weiß, der weiße Schwanz hat eine Endbinde, die auch wie beide Mittelfedern schwarz sind. Im Spätjahr hat das Männchen oben eine grau rostrote Färbung, welche auch die kleinen Deckfedern der Flügel einnimmt. Durch Abfallen der gefärbten Ränder entsteht dann obige Färbung. Schnabel und Füße sind schwarz, die Augen braun. — Das Weibchen ist oben gelblich rotgrau; der Bürzel weiß; unten rostweißlich. Schwingen und Schwanz braunschwarz, — Die Jungen oben licht rostgrau, mit rostbräunlichen Endkanten; unten rostweißlich mit bräunlichgrauen Endkanten; die hintern Schwungfedern breit rostrot gesäumt.

Dieser Steinschmätzer steht dem Schwarzkehligen, dem er sehr ähnelt, und mit dem er auch gleichen Aufenthalt hat, in jeder Hinsicht nahe.

Zehnte Familie: Steindrossel, Monticola, *Boje* 1822.

Petrocossyphus, *Boje* 1826; — Petrocichla, *Blas.* 1840.

Vögel von drosselartigem Aussehen, deshalb früher auch bei der Drosselfamilie eingereiht, obwohl sie in manchem auch an die Rotschwänze und Steinschmätzer erinnern. Der ziemlich lange, nicht ausgekerbte pfriemenförmige Schnabel von der Mitte an zur Spitze abwärts gebogen, an der Stirne etwas breit, vor den Naslöchern deutlich eingebogen, worin die Schnabelform etwas abweicht; Naslöcher klein, oben mit einem Häutchen; am Mundwinkel Borstenhaare; die Augen groß; die Flügel ziemlich spitzig, in ihnen die 3. Schwinge am längsten; die 1. Schwinge verkümmert; der Schwanz ziemlich kurz und fast gerade, ohne eckigen Zuschnitt am Ende der Schwanzfedern; die Läufe mindestens in der obern Hälfte gestiefelt. Das Gefieder ist knapp; im Kolorit herrscht Grau, Blau und Rotbraun vor; die Weibchen weniger schön, die Jungen gefleckt. Sie bewohnen gern warme Gebirgshänge mit spärlichem Pflanzenwuchs, auch einsame hohe Gebäude, was an die Rotschwänze und Steinschmätzer erinnert; nisten in Steinritzen und nähren sich von Insekten. Dem Liebhaber gelten sie als wertvolle Zimmervögel, weil sie sich bald angewöhnen und schön singen. Von etwa 10 Arten kommen für uns in Betracht: 2 Arten.

Die Steindrossel. Monticola saxatilis, *Linné.*

Taf. 5, Fig. 1.

Steinrötel, Steinamsel, Steinmerle, Großes Rotschwänzchen, Gebirgsamsel. — Petrocosyphos, *Gesn.*; — Merula saxatilis, *Will. et Ray; Albin; L.* cit. 1746—48; — Turdus saxatilis, *L.* 1766; *Gm.; Lath.; Bechst.; Naum.* 1822; *Glog.*; — Saxicola montana, *Koch* 1816; — Monticola saxatilis, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves;* — Sylvia saxatilis, *Savi* 1823; — Petrocichla saxatilis, *Vig.* 1825; *K. & Bl.* 1840; — Petrocossyphus saxatilis, *Boje* 1826; — P. polyglottus, *Br.* 1831; — Petrophila saxatilis, *Sws.* 1837.

Kennzeichen. An dem etwas kurzen Schwanze sind die zwei Mittelfedern dunkelbraun, die übrigen hell rostfarben und nur vor der Spitze, auf der Außenfahne, mit einem kleinen braunen Striche versehen; die untern Flügeldeckfedern bleich rostfarben; die Flügel dunkelbraun mit bräunlichweißen Säumen. Männchen: Kopf, Hals und Kehle aschblau, der Unterleib hellrostfarben. Weibchen und junger Vogel: Kehle weißlich, Unterleib dunkelrostgelb mit schwärzlichen Wellenlinien. Die 2. Schwinge größer als die 4., die 3. die längste; die Läufe sind gestiefelt.

Länge 18 bis 19 cm, wovon der Schwanz nur 6,6 cm wegnimmt; Flügelbreite 35,8 cm; Schnabellänge 2 cm; Höhe des Laufs 2,8 cm. Wenig kleiner als die Singdrossel.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist gestreckt, an der Wurzel etwas breit gedrückt, schwarz, mit gelbem Rachen; der Augenstern dunkelbraun, das Augenlidrändchen in der Begattungszeit gelb; die Füße sind schwarz, bei jüngern Vögeln etwas heller. — Das Weibchen hat einen dunkelbraunen, an der Wurzel schmutzig fleischfarbenen Schnabel und braune Füße. Der Kopf ist braungrau, mit bräunlichweißen Fleckchen und Halbmonden, alle obern Teile braungrau, jede Feder mit einem schwärzlichen Fleck und weißlicher Spitze; die Flügel sind schwärzlichbraun, bräunlichweiß gekantet; die Schwanzfedern sind lichter und matter; die Kehle weiß, an der Seite schwarz gesprengt; der Unterkörper licht rostgelb, mit schwarzbraunen Halbmondflecken, welche Wellenlinien bilden. — Die Nestjungen sind gefleckt wie junge Gartenrotschwänzchen. — Jüngere Vögel sind oben noch brauner, mit kleinen, gelbbräunlichweißen Querflecken, wobei jedoch die Männchen schon einen aschgrauen Anflug zeigen.

Der Steinrötel ist ein Gebirgsvogel Süd-Europas, besonders der Mittelmeerländer, in den gleichen Breiten Asiens bis zum fernen Osten in China. Auf dem Zug in Nord-Afrika, ostwärts bis Abessinien (und Sansibar?), westwärts bis Marokko und Algier. In unserem Erdteil bewohnt er die felsigen Hochgebirge Süd-Europas, nordwärts bis auf die warmen Abhänge der Schweizer-, Tiroler- und Bayerischen Gebirge; regelmäßig in Steiermark, Kärnten, Krain, Dalmatien, von wo aus zu uns die meisten in den Handel kommen; in Mähren nur in einigen Strichen, so z. B. auf dem über 5000 Fuß hohen Kotuschfelsen bei Stramberg (in der nordöstlichen Ecke Mährens), wo auch die Blaudrossel zuweilen vorkommen soll; auch in Galizien und Ungarn; im Balkan nicht selten. Brutvogel in den hochgelegenen Felswänden an einsamen Stellen in Griechenland, ebenso in der Türkei und weiterhin in Klein- und Groß-Asien. In unserem Vaterland nur ein seltener Brutvogel in den verfallenen Burgruinen und Uferfelsen des Oberrheins; noch seltener im Harze; ausnahmsweise in der Ober-Lausitz und im angrenzenden Böhmen. Seine Zugzeit fällt in den April und Ende des August. Für Griechenland wird die Ankunft auf Ende (26.) des März angegeben. Auf ihren Frühjahrsreisen verfliegen sie sich auch manchmal in Gegenden, wo sie sonst nicht hinkommen, höchst selten aber in ebene, da sie der Richtung der Gebirge zu folgen scheinen. Er bewohnt hohe Gebirge, welche schroffe, kahle, gegen Mittag liegende Felsenwände haben; besucht auch verfallene Gemäuer, Ruinen, Weinberge und das an den Bergen befindliche Buschwerk oder einzelne Baumgruppen. Waldige Gegenden aber sucht er zu vermeiden, und tief in Wäldern wird er nie gesehen.

In wärmeren Ländern nistet der Steinrötel nicht leicht unter 3000 Fuß über dem Meere, während er in den nördlicher gelegenen Brutgebieten, z. B. am Oberrhein, viel tiefer herabsteigt. Als Brüteplatz wählt er steinige, mit nur wenig Gebüsch und Bäumen bewachsene Gebirge, schroffe Felswände, felsige Berghänge mit Weinstöcken, Feigen und Oliven bepflanzt. Mit Vorliebe wählt er auch hochgelegene weite steinige Thalmulden, in welchen einige Bäume stehen, besonders auch Weinberge, und benützt zum Versteck des Nestes: Mauer- und Felsenspalten, große Steinhaufen, oder sonstige Löcher zwischen dem Gestein und Geröll; seltener findet man es unter Baumwurzeln oder im Gestrüpp. Es ist nicht selten so angebracht, daß es ohne Gefahr nicht erreicht werden kann. Dasselbe ist meistens ein unregelmäßiger Klumpen von Moos, Wurzeln und Halmen und innen mit zarten Hälmchen und Würzelchen ausgelegt, dabei ziemlich flachmuldig, und enthält im Mai 4, 5, seltener 6 Eier, welche 28 + 19 mm messen. Sie haben eine blaß graugrüne Färbung, entweder einfarbig oder mit bleichrötlichen Flecken bezeichnet. In der Nähe des Nestplatzes belustigt sich das Männchen mit einem eigenen Balzflug, wobei es sich mit langsamen Flügelschlägen etwa 12 m hoch erhebt, dazu laut singt und dann mit zierlichem Gaukelflug sich wieder zu einem Sitze herabsenkt. Dies gibt dem Liebhaber eine Anweisung, wo später das Nest zu suchen ist; denn haben diese Vögel erst einmal Junge, so thun sie ganz heimlich mit dem Nestplatz, fliegen nicht mehr direkt zu demselben, sondern schleichen sich auf allen möglichen Umwegen dahin, so daß nur ein ganz erfahrener Vogelfänger die Neststelle ausfindig machen kann. Die meisten Vögel, welche sich im Handel befinden, kommen derzeit wohl aus Krain, wo die Wärter der Südbahn (auf dem Karst) mit dem Aufsuchen der Nester und Fang der Alten einen beliebten Nebenverdienst gefunden haben. Daselbst werden die Jungen samt Alten mit Polenta (dicker Brei aus Maismehl) gefüttert. Da aber unser Mais (Welschkorn) in Deutschland weder so süßes noch so nahrhaftes Mehl gibt, so füttert man sie am besten mit Quark, klein geriebenem rohem oder auch gekochtem Rinderherz, frischen Ameiseneiern, nebst einer Zugabe von Mehlwürmern.

In ihrem Betragen zeigen sie große Aehnlichkeit mit den Steinschmätzern, besonders wenn sie in Bewegung sind; im ruhigen Zustande, z. B. im Käfig, fällt dann das Drosselartige wieder auf. Sie sind gewandt, munter, aber scheu; hüpfen auf dem Boden in großen und leichten oder auch in kleinen Sprüngen und zucken öfters mit den Flügeln und dem Schwanze. Die mancherlei Abwechselungen in Gebärden und Stellungen machen diese Drosseln dem Beobachter sehr interessant. Sie sind ungesellig und halten sich höchstens

paarweise beisammen, gehen auch selten auf Bäume und Gebüsche, es sei denn in der Zugzeit. Beim Flug bewegt der Steinrötel die langen Schwingen rasch, fliegt weit in einem Zuge dahin, sitzt auf einen Steinzacken, wippt stark mit dem Schwanze und fliegt von da, wenn er ängstlich geworden, ungesäumt weiter; vor dem Sitzen schwebend.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten, als Spinnen, Fliegen, Heuschrecken, Käfern und Larven, seltener aus kleinen Gehäusschnecken und Regenwürmern; die fliegenden Insekten wissen sie geschickt im Fluge wegzuschnappen; sonst fressen sie auch noch Beeren. In Ungarn gehen sie gern an frühreifende Trauben. — Im Zimmer gibt man frische Ameiseneier, Mehlwürmer und das Nachtigallenfutter, samt einem Kaffeelöffelchen voll zerquetschtem Hanf; statt Fleisch kann man auch Käsequark nehmen. — Prof. Liebe stellt in Cab. J. 1875, S. 210, folgende Sätze für den Liebhaber auf, der etwaige Zuchtversuche machen will: Die Züchtung der Steinrötel gelingt in einfenstrigen Kämmerchen, Nischen und sehr großen Käfigen nicht zu schwer. Sie nisten sehr ungern anders als in eingemauerten (d. h. von Steinen zusammengesetzten) Löchern mit weitem Zugang, und in offenen — aber dem Auge wenig sichtbaren hölzernen Räumen. Als Niststoffe nehmen sie nur trockenes Gras. Der Nestbau beginnt Mitte Mai und zu Ende Mai ist das Gelege fertig. Das Atzfutter besteht in frischen Ameiseneiern bester Qualität und Mehlwürmern, aber schon nach 4 Tagen fütterte das Weibchen frisch bereiteten Quark. Sie werden täglich zweimal gefüttert und erhalten abwechselnd Semmelgries, geriebene Mohrrüben und sauren, tüchtig abgepreßten Quark mit Weizenkleie, welchem eigentlichen Hauptfutter wiederum beigegeben werden: geriebenes gekochtes Fleisch, süßer Quark, gebackenes oder gekochtes Obst, frische oder erweichte trockene Holunder-, Preisel-, Vogel- oder Heidelbeeren, Trauben, gehackte Aepfel, gehacktes hartgesottenes Ei, Mohnsamen, fein gehackte Kohlblätter oder Vogelmiere, gedörrte Maikäfer, Grillen u. dgl., gesalzene Butter und gequellte Ameisenpuppen. Statt des Semmelgrieses erhalten sie hie und da auch einmal ganz gekochte Kartoffeln oder Schwarzbrot. Dazu kommt noch täglich ein Mehlwurm oder eine Spinne, deren Verabreichung aber vorzugsweise den Zweck hat, die Tiere zahm zu erhalten. So gedeihen sie vortrefflich.

Der Gesang des Steinrötels ist melodisch und besteht aus abwechselnden, schönen, flötenden Strophen, welche Aehnlichkeit teils mit denen der Singdrosseln, teils mit denen der Sänger, namentlich des Gartenrotschwänzchens, verraten. Sie singen fleißig, bis tief in den Sommer hinein, und lassen sich besonders in gut erhellten Zimmern bisweilen sogar bei Nacht hören. Es sind geschätzte Stubenvögel, die dem Liebhaber teils durch ihren schönen Gesang, teils durch ihr komisches Betragen und ihre Zahmheit viel Vergnügen machen und deshalb in ziemlich hohem Preise stehen. Sie kommen gewöhnlich aus Italien und Tirol, in der Neuzeit aus Krain in die größern Städte Deutschlands zum Verkauf und werden hier gut bezahlt. Diese gelehrigen Vögel lernen auch fremde Melodieen nachpfeifen und selbst einzelne Worte nachsprechen. Der Lockton lautet: „täck täck täck", ein Angstruf bei den Jungen lautet: „fritschack schack schack", bei naher Gefahr: „schaschaschack".

Alt eingefangene Steinrötel gehen schwer ans Futter und betragen sich anfangs wild und scheu; man muß sie mit Sorgfalt im verhüllten Käfig anzugewöhnen suchen. Lieber nimmt man daher die Jungen aus dem Nest, wenn solches gefahrlos ausgeführt werden kann, und füttert sie — wie vorn erwähnt — groß, muß aber für einen Vorsänger besorgt sein, damit sie melodischen Gesang annehmen. Man weist ihnen zum Aufenthalt einen großen, mit Moos und Steinen verzierten Drosselkäfig an. Sie halten sich 6 bis 8 Jahre und darüber. Von Krankheiten werden sie wenig heimgesucht. Dagegen leiden sie oft durch Fuß- oder Zehengeschwülste. Dies zu verhüten, möge hier bemerkt sein: man mache die Sprunghölzer von mindestens 2 cm dicken Holunderschößlingen, welche man immer und immer wieder durch mehrstündiges Aufweichen reinigt und dadurch einen weichen gesunden Sitz herstellt.

An ihren Lieblingsplätzen sind sie mit Leimruten und Laufschlingen zu fangen, wenn man Mehlwürmer als Lockspeise vorhängt.

Die Blaudrossel. Monticola cyana, *Linné*.

Taf. 5, Fig. 2 u. 3.

Blauamsel, Blaumerle, Blauziemer, Blauer Einsiedler, Einsamer Spatz. — Cyanus, alte Aut.: — Merula solitaria, *Edw.*; — Turdus solitarius, *Hass.* 1750; *L.* cit. 1758; — Merula coerulea, *Briss.* 1760; — Turdus cyanus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.*; — Sylvia solitaria, *Savi* 1823; — Monticola cyana, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Petrocichla cyana, *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Schnabel und Füße schwarz, Mundwinkel gelb, Flügel und Schwanz schwarz oder dunkelbraun. Männchen: schieferblau, Flügel und Schwanzfedern blau gesäumt. Weibchen: bläulich braungrau, an der Kehle mit lichtrostbräunlichen, schwarzbraun eingefaßten Flecken, der übrige Unterleib mit dunkelbraunen Mondflecken und bräunlich weißen Federkanten; Flügel und Schwanz dunkelbraun. Die 2. Schwinge kürzer als die 4., die 3. die längste; Läufe vorn in der untern Hälfte schwach quer geteilt.

Dieser schöne Vogel ist 20,4 cm lang, 35,8 cm breit; die Schwanzlänge beträgt 7,8 cm, die des Schnabels 2,3 cm; die Höhe des Fußrohrs 2,8 cm. Wenig kleiner als die Singdrossel.

Beschreibung. Das Männchen (Fig. 2) ist dunkel schieferblau, mit schönem Himmelblau überlaufen, besonders schön am Kopfe; Flügel und Schwanzfedern sind schwarz mit der Hauptfarbe gesäumt. Der Schnabel ist an der Stirn etwas breit, von Farbe schwarz; der Rachen gelb; die Augensterne dunkelbraun, die Füße schwarz. — Das Weibchen (Fig. 3) ist leicht unterscheidbar und ähnelt etwas dem Weibchen der Schwarzdrossel; es ist bläulich braungrau, an der Kehle mit licht rostbräunlichen, schwarzbraun eingefaßten Flecken; der übrige Unterleib mit dunkelbraunen Mondflecken und bräunlichweißen Federkanten; Flügel und Schwanz dunkelbraun. — Nestjunge sind gescheckt durch gelbbräunlichweiße tropfenartige Schaftflecke, und überhaupt lichter als die Weibchen.

Die Blaudrossel bewohnt Süd-Europa von Spanien bis Griechenland und Klein-Asien; weiterhin durch Mittel-Asien, den Himalaya, bis zur Ostküste Chinas; Nord-Afrika als Zugvogel, westlich bis in die Atlasländer, Algier und Marokko, ostwärts bis Abessinien. In Spanien, Süd-Frankreich, Italien, Griechenland samt Inseln und Klein-Asien bleibt auch im Winter manche als Standvogel zurück, während sich aber doch die Mehrzahl im September weiter südwärts zieht, um im April wieder auf die Brutplätze zu kommen. In Deutschland ist die Blaudrossel seltener, als der Steinrötel, und berührt nur dessen südlichste Teile etwa im bayerischen Hochgebirge als Strichvogel, und sehr selten die Landschaft am Bodensee. In den südlichen Staaten Oesterreich-Ungarns, in Süd-Tirol, am Gardasee, in Kroatien, Istrien, Dalmatien wird sie mehr und mehr ein seltener Vogel. Aus Kärnten lautet der Bericht für 1883: „Erscheint im Herbst, aber selten im Alpengebiet." Aus Tirol (Roveredo): „Hat sich seit einigen Jahren sehr vermindert." — Sie bewohnt ruhige einsame felsige Gegenden, Gebirgsschluchten ohne Baumwuchs, felsige Flußthäler, alle Felseninseln am Gestade des Mittelmeers; sogar auf den Cykladen und den unbewohnten kleinen Inseln des Griechischen Archipels findet sie sich nicht selten am Meere. Sehr zahlreich ist sie das ganze Jahr auf Korfu und in Epirus. Sie geht nicht so hoch in die Gebirge hinauf wie der Steinrötel, sondern sucht auch die niedrigen Vorberge bis in die Ebenen hinein, und es ist gar nichts Seltenes, daß sie sich den Ortschaften anschließt und hier — wie wir es vom Hausrötling gewöhnt sind — Türme, Wallmauern, Dachfirste, Giebelvorsprünge u. a. zu ihrem Aufenthalt und Nistplatz erwählt, hier allmählich — wenn sie nicht beunruhigt wird — auf niederes Gemäuer, von da aus in die Weinberge und Gärten kommt, um Futter zu suchen. Auf Bäume setzt sich dieser Vogel nicht, oder nur selten, und von seinen niedern Sitzen, Pfählen oder Zäunen aufgescheucht, fliegt er sogleich seinen höchstgelegenen Zinnen oder Felsenabsätzen zu.

Das Nest steht in Felsenspalten, in Löchern hoher Gebäude, Kirchtürme, Ruinen u. dgl., ist groß und besteht aus Halmen, nach innen feiner, und ist noch mit Wurzelfasern fein ausgelegt. Die 4, 5 bis 6 Eier, welche man im Mai findet, sind glänzend und einfarbig grünlichblau, oder noch mit violettgrauen Schalenflecken und rötlichgrauen Oberflecken nach dem stumpfen Ende bezeichnet. Sie messen 28 + 19 mm.

Es sind einsam lebende, vorsichtige Vögel, wie die Steinrötel. Obgleich sie die Gesellschaft anderer Vögel meiden, so halten sie paarweise doch sehr zusammen. Gegen die Brutzeit unterhält sich das Männchen mit einem Balzflug in der Nähe seines Brutplatzes, wobei es, wie die Steinrötel, mit langsamem Geflatter singend in die Höhe steigt und mit anmutigen Wendungen wieder zu seinem Sitze herabsinkt. Bei den echten Drosseln bemerkt man nichts dergleichen. Auch der Flug ist nicht drosselartig. Die Flügelschläge sind kräftiger und nicht flatternd, fördern sehr rasch und vor dem Niedersitzen bemerkt man ein kurzes Schweben. Auf dem Boden rennen sie mehr schreitend als hüpfend nach Art der Steinschmätzer dahin, um Futter zu suchen; besichtigen deshalb alle Ritzen, wenden auch kleine Steine, um die darunter verborgenen Insekten zu haschen. Ihre Nahrung besteht häufig aus fliegenden Insekten, doch fressen sie auch Spinnen, Tausendfüßler, Käferchen, Larven und verschiedene Beeren, besonders Weinbeeren. — Im Zimmer gibt man ihnen das Nachtigallfutter, und weist ihnen zum Aufenthalt einen Drosselkäfig an, den man mit einigen Felsstücken verziert.

Der Gesang der Blaudrossel ist schön und volltönend, dem der Steindrossel in der Art und Weise sehr ähnlich, und fast ebenso manchfaltig, dabei aber etwas kräftiger, aus einzelnen lautönenden Strophen zusammengesetzt, die durch schnarrende Uebergänge verbunden werden. Sie lauten etwa: „sifesifa siseh, didadide dea, ridadie diretia, riie rira tjapp tjapp tjapptjapptjapp". Diese Strophen werden mehreremal wiederholt, daher erscheint der Gesang abgesetzter als bei der Steindrossel. Ihre Lockstimme ist ein tiefes „tack tack", dem der Schwarzdrossel ähnlich.

Elfte Familie: Walddrossel, Turdus, *Linné* 1735.

Merula, *Leach* 1816; — Geocichla, et Ixocossyphus, *Kaup* 1820.

Die Drosseln sind stärkere Vögel als die Sylvien. Der Schnabel ist gerade, die Zunge ausgeschnitten und faserig; Füße ziemlich stark, in der obern Hälfte gestiefelt, das erste Gelenk der Mittelzehe mit der äußern verwachsen; Flügel mittelmäßig oder etwas lang; die 3. oder 4. Schwinge die längste, die 1. verkümmert, wie bei den vorhergehenden Familien, meist nicht länger als die Handdecken, oft noch kürzer als diese; die Schwingen bis zur 5. außen eingeschnürt; die Schwanzfedern eckig zugespitzt; der kurze oder mittellange Schwanz kaum zur Hälfte von den Flügeln bedeckt. Die Gestalt ist angenehm, von mittlerer Größe; das kahle Augenlidrändchen und der Schnabelwinkel nehmen zur Begattungszeit eine gelbe Farbe an; die verschiedenen Arten haben Anhänglichkeit und eine folgt gern den Locktönen der andern; auch wandern die meisten in zahlreichen Gesellschaften. Viele zeichnen sich durch vorzügliche Sängergaben aus und alle nähren sich von Würmern, Insekten und Beeren. Ihre Nester sind auf besondere Weise zusammengesetzt, indem sie Holz unter lehmiger und mooriger Erde, zuweilen tierischen Dünger vom Rindvieh oder auch vom Pferd, in die Materialien einkneten oder ganze Schichten zu den Wänden verarbeiten. Die in unserem Klima wohnenden brüten zweimal, die Amseln bei uns sogar dreimal. Die Masse, womit sie die Nester ausschmieren, wird mit ihrem gummiartigen Speichel vermischt und dadurch recht fest. Prof. Liebe, der Amseln und Drosseln im Zimmer züchtete, hat beobachtet, daß diese ihren Jungen einige Tropfen dieses eiweißartigen klaren Stoffes in die aufgesperrten Schnäbel träufeln ließen. (Die Tauben sondern für ihre Jungen im Kropfe einen milchartigen Stoff ab, welches wohl ein Analogon sein mag.) Die Jungen weichen von den Alten durch lichte Tropfenflecke ab, welche ganz oder teilweise den Rücken bedecken und nach der ersten Mauser verschwinden. Eine Mauser im Spätsommer. Diese Familie ist sehr zahlreich an Arten und über alle Erdteile verbreitet. Gray zählt in seiner „Hand-List" für die Gesamtfamilie „Turdidae" etwa 232 Arten in 48 Gruppen; für die Unterfamilie „Turdinae", welche unsere bekannten Arten einschließt, über 120 Arten in 27 Gruppen. Von dieser großen Anzahl kommen auf Deutschland wiederum nur 7 Arten; als sichere Brutvögel sogar nur 5 Arten. Mit den hie und da erscheinenden Wandergästen wird jedoch diese kleine Zahl etwas verstärkt. Da

sich alle Arten dieser Familie sehr gleichen, so bilden wir keine Gruppen, denn nur unsere allbekannte Amsel weicht etwas mehr ab, indem die 4. und 5. Schwinge am längsten, auch der Schwanz etwas länger und die Farbe dunkler ist. Sie bildet in manchen Werken eine besondere Gruppe: Merula, *Leach* 1816. — Hier beschrieben 15 Arten.

Die Misteldrossel. Turdus viscivorus, *Linné.*

Taf. 5, Fig. 4.

Ziemer, Große Singdrossel, Großer Krammetsvogel, Schnarre, Schnarrziemer, Zaritzer, Schneekater. — T. viscivorus, alte Autoren; *L.* cit. 1748—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1822; *Br.; Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves;* — T. major, *Briss.*; — Sylvia viscivora, *Savi* 1823.

Das Gefieder dieses Vogels sieht auf den ersten Blick dem einer Singdrossel sehr ähnlich, doch ist er bedeutend größer als diese, und die Flecken auf der Brust sind auch mehr rund, als länglich.

Kennzeichen. Oben hell olivengrau; die drei äußersten Schwanzfedern an der Spitze weiß; der Unterleib weiß, an der Gurgel mit dreieckigen, an der Brust mit ovalen braunschwarzen Flecken; die untern Flügeldeckfedern weiß, die obern mit weißen Spitzen, deshalb 2 helle Querbinden über den Flügeln. Bei der ähnlichen aber kleinern Singdrossel sind die untern Flügeldeckfedern blaß rostgelb.

Die gewöhnliche Länge ist 26,3 cm, die Breite 46 cm, der Schwanz mißt 10,8 cm, der Schnabel ist 2 cm lang, die Höhe des Laufs 3,3 cm. Merklich größer als die Singdrossel.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist blaß gelbrötlich, an der Spitze schwarz, der Rachen gelb; der Augenstern dunkelbraun, mit einem schmutziggelben, kahlen Augenlidrändchen; die Füße sind rötlichgelb. — Das Weibchen ist in der Färbung heller, namentlich der ockergelbe Anflug auf der Brust matter; übrigens schwer zu unterscheiden. — Die Jungen sehen bunt aus, eigentlich schöner als die Alten; oben sind sie stark olivengrün überlaufen, und mit tropfenartigen, rostgelben Punkten und schwärzlichen Schaftstrichen gefleckt; unten sind sie schön ockergelb mit ähnlichen Flecken, wie die Eltern.

Die Misteldrossel bewohnt Nord- und Mittel-Europa, Asien bis auf den Himalaya; im Winter in Süd-Europa, Nord-Afrika und Süd-Persien. Für Griechenland und Klein-Asien ist sie von Dr. Krüper als Standvogel angegeben, „da sie in den Waldungen aller Gebirge brütend angetroffen wird. Nur ungern verläßt sie im Winter die Gebirge, weil sie dort ihre Lieblingsfrucht, die Mistelbeeren, findet, welche auf den Kiefern wachsen.“ In der Schweiz und in Deutschland gehört sie zu den bekannten Waldvögeln, im waldarmen Holland ist sie selten. Ueberhaupt aber nirgends so zahlreich, wie zuweilen die Singdrossel. Sie wohnt am liebsten in den Hochwaldungen, und zieht das Nadelholz dem Laubholz vor; liebt aber nicht das dichte Gebüsch, sondern hin und wieder lichte Stellen, Wiesenflecke und andre freie Plätze, besonders wenn es Stangenholz darin gibt; solche Plätze sucht sie auf, mögen sie in gebirgigen oder in ebenen Gegenden liegen. Im Herbst begibt sie sich in die lichtern Laubwälder, in denen wenig Unterholz wächst, oder an die Traufen derselben, wo einzelne Eichen und sonst bedeutende Bäume auf Wiesen und Triften stehen. Sie hält sich überhaupt lieber auf freien Plätzen, als im Walde selbst auf; ins niedere Gebüsch geht sie selten; entweder sitzt sie auf hohen Bäumen, oder hüpft auf dem Boden umher. Nur bei strenger Kälte und tiefem Schnee sucht sie Schutz im jungen Nadelholz und in Wacholderbüschen. Im Herbst fällt sie gern in Weinbergen ein, wo es solche gibt. — In den nördlichen Teilen Europas ist diese Drossel ein Zugvogel, bei uns aber Strich- und Standvogel. Im Frühjahr, d. h. Ende Februar und im März, streicht sie am Tage in größern Gesellschaften, namentlich mit der Wacholderdrossel, nach ihrem Brutplatze; im Spätjahr, Ende September, Oktober und November, zieht sie aber mehr allein oder familienweise von einer Gegend in die andre, besonders nach Wiesengründen, und zwar bei Nacht wie bei Tag, in Gegenden, wo sie überwintern kann.

Das Nest bauen sie meistens in Nadelholzwälder, oder doch in gemischte, sehr selten in reine Laubholzwaldungen, auf ziemlich freie Plätze, besonders wenn ein Bach in der Nähe

fließt. Sie setzen es in die Gipfel kleinerer oder größerer Kiefern, Fichten und Tannen, oder in die dicht verworrenen Zweige eines solchen Baumes; nie unter 2 ½ m, wohl aber bis zu 9—12 m vom Boden entfernt. Es besteht äußerlich aus Reiserchen, Haidekraut, Flechten, Moos, Würzelchen, dann folgt eine Lage Lehm — oder andre Erde, oder auch Moos mit anhängender Erde; innen ist es glatt und nett mit Hälmchen, Rispen und zarten Würzelchen gefüttert. Der obere Rand ist nicht eingezogen und mit etwas feinem Gras und Würzelchen durchflochten. Doch findet man auch hie und da ein Nest, welches nicht mit erdigen Bestandteilen ausgeschmiert, sondern nur aus Grashalmen u. a. verfertigt ist, wie dies auch manchmal bei der Wacholderdrossel vorkommt. Die erste Brut findet man oft schon frühzeitig, bei gelindem Wetter schon zu Ende des März, oder doch Anfangs April; die zweite Brut im Juni. Die Eier bei der ersten Brut gewöhnlich 5, aber auch 4 an Zahl, bei der zweiten Brut 1 Ei weniger, sind auf blaßgrünlichblauem Grunde mit violettgrauen, groben und feinen Flecken, und, besonders am stumpfen Ende, mit solchen von rotbräunlicher Farbe besetzt. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 30 + 22 mm. — Das Weibchen wird während der Brutzeit in den Mittagsstunden abgelöst, bis nach 15 Tagen die Jungen aus den Eiern schlüpfen. Diese sind leicht mit in Wasser erweichtem altbackenem Weißbrot, Fleisch und Käsequark zu erziehen. Eigentümlich, daß auferzogene Junge manchmal bissig sind, sogar gegen ihren Futterherrn; sonst aber benehmen sie sich recht zahm.

Die Misteldrossel ist ein scheuer flüchtiger Waldbewohner, gegen jeden Menschen mit größtem Mißtrauen erfüllt, der den harmlosen Wanderer fast ebenso ängstlich flieht, wie den gefährlichen Jägersmann. Es ist deshalb äußerst schwierig, eine solche Drossel in ihrem Freileben zu belauschen. Sie verabscheut das dichte Gebüsch, und hält sich mehr auf Haiden und Waldblößen, auf Lehden und Grasplätzen auf, wo sie mit großer Hast Insekten und Gewürm sucht. Alle Augenblicke richtet sie sich auf und sichert, wie ein Stück Wild, nach allen Seiten. Erdschollen, Maulwurfs- und Ameisenhaufen besteigt sie deshalb sehr häufig, um hoch emporgerichtet weite Umschau zu halten und eine nahende Gefahr schon von weitem fliehen zu können. Auf dem Boden hüpft sie in weiten, großen Sprüngen, und schnellt oder zuckt bei etwas Auffallendem mit Schwanz und Flügeln. Auch sind diese Drosseln zänkisch und futterneidisch gegen ihresgleichen, obgleich sie recht gern in kleinen Herden beisammenleben. Besonders sieht man sie auf den Vogelbeer- und den mit der schmarotzenden Mistel besetzten Bäumen. Ihr Flug ist ziemlich schwerfällig, schnell flatternd, wobei sie in gerader Linie fortschießen; auf weite Räume beschreiben sie große Bogenlinien; beim Abfliegen und während des Fluges lassen sie häufig ihre Lockstimme hören. Man macht auf diese Vögel besonders Jagd wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches, indem namentlich die runden, fleischigen Brüste als eine Delikatesse geschätzt werden. Bei uns verkauft man sie im Spätjahr unter dem Namen Krammetsvögel, und rechnet zwei Stück auf einen Klubb als Ganzvögel, während die kleinen Arten als Halbvögel, 4 auf einen Klubb, verkauft werden.

Ihre Nahrung besteht in Regenwürmern, Larven, Käfern, kleinen Schnecken mit und ohne Gehäuse; auch aus Beeren, besonders Wacholder-, Vogel-, Mistel-, Taxus-, Kreuzdorn-, Stechpalm-, Epheu-, Heidel- u. a. Beeren; aber außer den Waldbeeren noch aus vielen andern weichen Früchten, besonders naschen sie gern Pflaumen. Die Wacholderbeeren nennt man auch Krammetsbeeren, woher der Name Krammetsvogel für die Drosseln stammt, da alle Drosseln die frischen Wacholderbeeren gerne verzehren, wodurch ihr Fleisch diesen beliebten Würzgeruch annehmen soll. Wenn sie sich bei Mistelbeeren niederlassen, zeigt sich ihre Zanksucht und ihr Futterneid am besten; will es eine andre wagen, an dieser Tafel teilzunehmen, so wird sie mit grimmigen Bissen fortzujagen gesucht. Die klebrigen Kerne dieser Beere werfen sie in Ballen durch den Schnabel wieder aus; im Spätjahr und Winter sieht man auch öfters aus dem Kothe an den Zweigen lange Fäden dieses zähen Saftes hängen, die man für flatternde Spinnengewebe halten könnte. Die klebrigen Samenkerne keimen bekanntlich überall, wo sie auf weiche Baumrinde fallen. Da man aus den Mistelbeeren auch guten Vogelleim bereitet, so hatten die Alten ein Sprichwort: „Turdus sibi ipse malum cacat!“ Zu Deutsch: „Die Drossel pflanzt sich selbst

ihr Unglück!" — Im Zimmer erhält man sie mit einem Gemisch von gelben Rüben, weißem Brot und Fleisch, oder statt des letzteren mit Käsequark, viele Jahre. — Von Anfang zeigen sie sich störrisch und wild, und wollen nicht ans Futter gehen, wobei sie zuweilen zwei Tage hungern, ehe sie Beeren oder Würmer, womit man sie angewöhnt, aufnehmen. Aufs Hungersterben läßt man es aber nicht ankommen, sondern stopft und erhält sie wider ihren Willen mit kleinen Bissen von Fleisch, Quark und frischen Wacholderbeeren, und setzt dies um so mehr fort, wenn sie es aus Trotz wieder auswürgen. Endlich geben sie nach und werden nachher desto zahmer, verstoßen aber ihr Gefieder sehr stark im ersten Jahr. Sie baden gern, weshalb hiezu ein geräumiges Geschirr zu geben ist.

Ihr Gesang besteht aus vier bis sechs kurzen Strophen, die fast alle aus lauter vollen, flötenden Tönen zusammengesetzt sind und in kurzen Pausen auf einander folgen; er bewegt sich in einem raschern Tempo als der Flötengesang der Amsel, mit dem er noch die meiste Aehnlichkeit hat. Sie sitzen dabei auf den Gipfeln der höchsten Bäume, wodurch der Schall in der ganzen Gegend sich verbreitet. Vorzüglich anhaltend singen sie in der Morgen- und Abenddämmerung, und fangen schon Ende Februar oder im März damit an, was um so angenehmer ist, als um diese Zeit noch nicht viele Vögel singen. Der Gesang ist übrigens sehr verschieden, denn es gibt Virtuosen und Stümper; bei den guten Sängern hat jede Strophe meistenteils fünf oder sechs lautflötende Töne, die man sehr weit vernehmen kann. Unter allen europäischen Vögeln ist die Misteldrossel der größte Vogel, der gut singt. — Ihre Lockstimme ist ein weit hörbarer, schnarrender Ton, ungefähr wie „schnärrr!"; wenn sie eifrig locken, klingt es wie schnärr — ratatatärr! Deshalb heißt sie bei den Jägern Schnarre. Ihr Warnungston ist ein feines Ziis! Ihr Angstgeschrei ein gellendes Kreischen, wie man es von allen Drosseln hört. Im Zimmer ist dieser Gesang zu stark, man muß sie daher vor demselben unterbringen, besonders auch wegen der großen Menge Kothes, welcher übel riecht und eine fleißige Reinigung alle Tage nötig macht. Zu ihrem Aufenthalt brauchen sie einen Käfig von ungefähr 1 m Länge und Höhe, zu dem man 2 Schubladen zum Wechseln anschafft. Man kann sie aber auch im Zimmerflug erhalten, wo sie sich mit allen Vögeln gut vertragen, nur nicht mit ihresgleichen, wenn sich nicht gerade ein Pärchen zusammenfindet.

Ihre Krankheiten sind gewöhnlich Dürrsucht und Verstopfung des Unterleibes, welche von schlechtem, saurem Futter herkommt. — Sie gehören zu den Vögeln, welche in der Schneuse und auf dem Vogelherd gefangen werden, wobei sie aber scheu und vorsichtig sind. Nach Sonnenuntergang gehen sie auf den Tränkherd. Auf Plätzen, wo man sie im Spätjahr oft umherhüpfen sieht, stellt man einen Kreis von Laufschlingen auf und streut Vogelbeeren in dieselben. In den verschiedenen Arten von Laufschlingen fangen sie sich überhaupt am besten. Bei Mistelbäumen bringt sie ihr Futterneid um ihre Freiheit; man bindet nämlich eine lebende Misteldrossel unter einen solchen Baum und umgibt sie mit Leimruten, auf denen sich die Drosseln leicht fangen, wenn sie herankommen, um den Lockvogel wegzubeißen.

Alle Drosselarten wurden in frühern Zeiten, teilweise leider noch bis in die Neuzeit herein, als wohlschmeckendes Federwild gefangen und verkauft. (Siehe auch die Bemerkungen vorn.) Von den großen Drosseln, Mistel-, Wacholder- und Ringdrosseln rechnet man 2 Stück auf einen Klubb (Klupert, Klup); Amseln 3 Stück auf einen Klubb. Sing- und Rotdrosseln dagegen 4 Stück auf einen Klubb. Dieser Massenfang für die Küche, der in Italien noch viel schwunghafter als bei uns betrieben wird, ist um so mehr zu beklagen, als die Drosseln nützliche Vögel sind; besonders suchen sie im Herbst auf den Bäumen die Raupen, und im Frühjahr unter dem Moos die Puppen des schädlichen Kiefernspanners, Geometra piniaria, *L.* auf. (E. v. Homeyer, Deutschl. Säuget. u. Vög. 60.)

Die Singdrossel. Turdus musicus, *Linné.*

Taf. 5, Fig. 5.

Kleine Mistel-, Weiß-, Zippdrossel, Weißamsel, Zippe, Drossel, Droschel, Drustel, Drostel. — T. viscivorus minor, alte Autoren; — T. musicus, *Schwenkf.; Frisch; L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.* 1795, 1807; *Naum.* 1822; *Br.; Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.; Rchw.* 1884; *v. Hom.; Meves* 1886; — Sylvia musica, *Savi* 1823.

Dieser beliebte Singvogel unterscheidet sich von der ähnlichen Misteldrossel dadurch, daß er nicht nur kleiner, sondern oben auch dunkler gefärbt ist. Von der Rotdrossel unterscheidet er sich dadurch, daß er oben lichter ist, und die untern Flügeldeckfedern gelblich sind, während sie bei jener rostrot aussehen.

Kennzeichen. Oben olivengrau; unten gelblichweiß mit dreieckigen und ovalen braunschwarzen Flecken; die untern Flügeldeckfedern blaß rostgelb, die obern mit schmutzigrostgelben Spitzenfleckchen; letztere bilden 2 deutliche Querbinden; der Schwanz einfarbig.

Sie ist 21—21,5 cm lang, wovon der Schwanz 7,8 cm wegnimmt, die Flügelbreite beträgt 35,3 cm, der Schnabel mißt 1,4 cm, das Fußrohr 3,3 cm. Kleiner als die Amsel.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist oben hornschwarz, unten heller, der Rachen gelb; die Augen sind groß und dunkelbraun; die Füße fleischfarbig. — Das Weibchen ist schwer von dem Männchen zu unterscheiden; die orangegelben Flecken auf den zweiten Flügeldeckfedern sind bei ihm etwas kleiner und undeutlicher, überhaupt ist die Orangefarbe weniger markiert; allein da in manchen Gegenden Vögel vorkommen, welche heller, in andern wieder solche getroffen werden, die dunkler sind, so ist auch darauf nicht mit Bestimmtheit zu rechnen. Es gehört schon ein sehr geübter Blick dazu, welcher das Weibchen nach Figur und Haltung sogleich zu erkennen vermag. — Die Jungen sind an den Seiten des Halses und der Brust stark rostgelb überlaufen, die Flecken an den untern Teilen sind länglicher als bei den Alten, und von einem hellern Braun; Wangen und Augengegend rostgelb und braun gefleckt, am Ohr ist ein schwarzbraunes Fleckchen. Oben sind sie etwas brauner als ihre Eltern und mit rostgelben tropfenartigen Fleckchen besetzt; auf den Flügeldeckfedern stehen noch viel größere, dunkel rostgelbe Flecken, welche auf dem Flügel zwei Fleckenreihen bilden.

Unsre Singdrossel bewohnt — den höchsten Norden ausgenommen — ganz Nord- und Mittel-Europa, in Ost-Sibirien noch bei Udskoi-Ostrog und in Nord-China brütend. Auf dem Herbstzug sucht sie überall wärmere Gegenden auf, kommt dann auch nach Süd-Europa, Nord-Afrika, häufiger in dessen westliche Länder samt Madeira, selten nach Egypten und Arabien. In Neu-Seeland (Australien) wurde sie naturalisiert und scheint zu gedeihen. In Deutschland ist sie ein häufig vorkommender Bewohner unserer Wälder. Laub- oder Nadelhölzer, wenn es darin nur Dickichte von jungem Holze, nahe gelegene Wiesengründe und etwas Wasser gibt, sind ihre Wohnplätze, sie mögen eben oder gebirgig sein; auch kleinere Feldhölzer, wenn sie nicht zu frei stehen, dienen ihr zum Aufenthalte. — Sie sind Zugvögel, welche im März oder Anfangs April in größern Gesellschaften bei uns ankommen, und uns Ende September und im Oktober wieder verlassen. Die abziehenden Drosseln werden durch nordische ersetzt, welche oft erst um Weihnachten gänzlich verschwinden, in seltenen Fällen selbst den ganzen Winter zurückbleiben, in Gesellschaft der Schwarzdrosseln, mit denen sie auch bei uns im Herbst gemeinschaftlich die Weinberge besuchen und plündern. In nächste Nähe der Ortschaften kommen aber die Singdrosseln selten; dazu sind sie zu ängstlich. — Bei uns sind diese Drosseln sehr häufig, die häufigsten dieser Familie, wozu man wohl noch die Schwarzdrosseln zählen kann; wenigstens in der Stuttgarter Umgebung. Sie reisen mehr bei Nacht als bei Tag, und ziehen ins südliche Europa, besonders nach Sardinien und auf andre Inseln des Mittelländischen Meeres, um Winterherberge zu halten; Scopoli sagt auch, daß sie mit den Waldschnepfen zugleich ankommen und wieder abreisen, somit gehören sie auch zu den Verkündigern des Schnepfenstrichs.

Ihr Nest setzen sie lieber in Laub- als Nadelwälder, besonders wenn nicht weit davon ein Gewässer ist. Sie bauen in einsame Gegenden, ins hohe, dichtstehende Unterholz, oder auf Bäumchen, welche gewöhnlich nicht so dick sind, daß man sie nicht noch herabbiegen könnte. Auch auf größern Bäumen findet man es an den Stämmen, wenn aus diesen dichte Büschel Zweige hervorwachsen, so auch auf alten Weidenköpfen, auf jungen, niedern Nadelbäumen, von welchen sie Fichtenbüsche lieber wählen als Kiefern, und hie und da auf alten, wilden Obstbäumen. Es steht 1—6 m vom Boden entfernt, gewöhnlich etwas über Mannshöhe. Das Nest besteht aus wenig dürren Stengeln, Reisern, Grashälmchen und Erdmoos, alles dicht ineinander gewoben, wobei man manchmal viel Moos ohne Gras, oder umgekehrt, viel Reiser und Halme ohne Moos antrifft; es hat dünne Wände, die ganze innere Fläche desselben erscheint dicht mit einer lehmartigen Masse bestrichen und ist sehr glatt, weit und tief. Diese Masse besteht teilweise aus Spänchen von faulem Holz, welche durch den gummiartigen Speichel des Vogels verbunden sind. Der Rand ist oben



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

etwas eingezogen und mit bindender Erde belegt. Diese innere Kruste ist kaum 1 mm dick und leicht, trotzdem aber so haltbar, daß man sie ausschälen kann. So lange die Eier darin liegen, ist diese Wand etwas feucht. In diesem merkwürdigen Neste findet man, oft schon Anfang, meist aber Mitte des April, gewöhnlich 5, seltener 6 ziemlich glänzende Eier, welche auf mehr oder minder lebhaftem grünspanfarbigem Grunde mit mehreren feinen Punkten und Fleckchen von einer schwarzbraunen Farbe besetzt sind. Die zweite Brut mit 4—5 Eiern findet man im Juni. Maße märkischer Eier: 27 + 18—19 mm. — Die Eier bebrütet das Weibchen 15 Tage, wobei es in den Mittagstunden vom Männchen abgelöst wird. Wo im März ihr herrlicher Gesang ertönt, darf man sicher hoffen, das Nest in der Umgebung finden zu können. Nest und Eier gehören zu den schönsten der deutschen Vögel, und es ist das Singdrosselnest stets an der eigentümlichen Holzkruste zu erkennen, womit das Innere ausgeschmiert ist. Bei diesem Holzmulm findet sich zuweilen etwas Kuhdünger eingemischt. Diese Wand ist meist glatt und frei, ohne weiteren Belag, während alle andre Drosselnester innen mit Hälmchen belegt sind. Auch hat das Singdrosselnest eine auffallend große Aushöhlung und dünne Wände, denn es faßt gegen 30 Eier. Beim Brüten löst das Männchen sein Weibchen in den Mittagsstunden ab, wie es etwa die Tauben — und wohl auch die meisten Sing- und andre Landvögel — machen. — Ganz besondre Feinde haben diese und andre Drosseln an — den Eichhörnchen. Diese fatalen Nager haben es ganz besonders auf die Eier (und leider auch auf die kleinen Jungen) abgesehen. Aber auch die Eichelhäher schaden vorzugsweise den Drosseln, denen sie Eier und Junge fressen. (Cab. J. 1878, S. 4.) — Die Jungen kann man mit mehr Zuverlässigkeit voneinander unterscheiden als die Alten, d. h. so lange man sie im Neste beisammen hat, sonst ist es ebenso schwierig. Bei den Männchen herrscht nämlich die Orangefarbe vor, die Rückenfarbe ist wie mit dieser Farbe gemischt und auch die Brust hat einen lebhaften Anflug, während die Weibchen oben etwas dunkler sind. Dieser Unterschied ist zwar unbedeutend, aber er hat mich selten getäuscht. Mit Ameiseneiern, rohen Fleischstückchen und Quark lassen sie sich leicht erziehen, und die Männchen verraten sich bald durch Dichten; die Weibchen lassen sich zwar auch hören, aber doch bei weitem nicht so anhaltend, wie jene. Man hält sie warm und reinlich, und bekommt dann meistens recht anhängliche und liebe Sänger, wenn man Männchen erzog.

In ihren Bewegungen zeigt die Singdrossel Kraft und Gewandtheit; auf den Aesten der Bäume und am Boden hüpft sie schnell in weiten Sprüngen; ihr Gefieder trägt sie glatt und hat daher immer ein schlankes Aussehen. Gesellig sind diese Drosseln nicht, höchstens noch während der Zugzeit, nicht aber während der Brutzeit, denn innerhalb ihrer Reviere geraten die Männchen oft aneinander, wobei sie sich lange herumjagen, auch wohl auf dem Boden herumbalgen und beißen, bis endlich eines weicht. Wenn ihnen etwas Unerwartetes begegnet, zucken sie mit den Flügeln und rücken ein wenig mit dem Schwanze. Bei Tag fliegen sie selten über große Strecken, und meistens dem Gebüsche nach; sie sind ziemlich menschenscheu und suchen sich womöglich im Gebüsche den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen. Wenn man sie vom Boden behutsam aufjagt, fliegen sie erst auf den nächsten Baum, sitzen ein Weilchen still, zucken mit den Flügeln und fliegen dann erst weiter. Ihr Flug ist schnell und leicht, manchmal schwebend, wenn sie sich setzen wollen; in die Ferne beschreiben sie flache Bogen.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus nackten Raupen, kleinen Regenwürmern, kriechenden Insekten, Insektenlarven, nackten Schnecken, d. h. nur in kleinern Arten und deren Jungen. Auch Maden, namentlich die sogenannte Erdmast und Käferchen, suchen sie unter dem Laub und Moos, wo sie, dasselbe mit dem Schnabel umwendend, immer etwas Genießbares finden. Auf den freien Plätzen im Walde suchen sie nach Heuschreckenlarven, und auf Wiesen und Triften, besonders im Frühjahr, nach Regenwürmern. Sie fressen ferner Heidel-, Preisel-, Johannis-, Holunder- und Vogelbeeren, auch frühreifende Weinbeeren nebst noch vielen andern, doch sind ihnen Insekten stets lieber als Beeren. — Im Zimmer füttert man sie mit weißem Brot und Fleisch, vermischt mit geriebenen gelben Rüben, was eine vortreffliche Speise für sie ist, und wobei sie viele Jahre aushalten, zumal wenn man im Frühjahr Ameiseneier beifügt. Die alt eingefangenen Singdrosseln

betragen sich im Anfang meist ungewöhnlich wild und scheu, man muß ihnen daher die Käfige gut verhängen, sonst stoßen sie sich Schnabel und Flügel wund, werden davon krank und sterben. Gesellschaft eines eingewöhnten Vogels thut gute Dienste, wenn genügender Raum ist, daß von dem Wildfang keine Tücke geübt werden kann. Tobt aber die Drossel beharrlich und unbändig fort, so zeigt man Strenge und bindet die Flügelspitzen über dem Rücken zusammen; oder beschneidet die Schwingen und läßt den Wildfang in einen Zimmerflug zu andern Vögeln springen, mit denen sie schließlich den Futtertrog aufsuchen wird. Verfängt auch dieses Mittel nicht, so muß man den Vogel durch Stopfen erhalten, wie bei der Misteldrostel angegeben ist. Im ersten Jahr zerschinden solche Vögel manchmal das Gefieder so sehr, daß sie einen unförmlichen Klumpen bilden, den man nur noch am Kopf als Vogel erkennt. Dies sind jedoch Extreme, denn nicht alle Vögel sind so schwierig einzugewöhnen. Alte Vögel schreien oft aus vollem Halse, wenn man sich ihnen nähert, und bleiben lange wild. Wenn die Drossel einmal angewöhnt ist und gut behandelt wird, wird sie auch vertraut und belohnt durch ihren schönen Waldgesang. Aber nicht bloß vertraut, sondern recht anhänglich kann die Drossel werden, wenn man es versteht, ihr mit Worten und kleinen Futtergaben zu schmeicheln, was am besten durch vorgehaltene Mehlwürmer geschehen kann. Junge Drosseln sind leicht zu erziehen, brauchen aber nahrhaftes Futter und reinlichen trockenen Aufenthalt, sonst verkümmern sie am Gefieder. Da sie etwas zarter sind, als ihre andern Stammverwandten, so thut man wohl daran, wenn man die Ameiseneier beim Aufziehen nicht fehlen läßt, da sie so gesünder aufwachsen. — Wenn sich die jungen Männchen im Singen üben, so sitzen sie in hochgelahrter Stellung mit ihren klugen, glänzenden Augen da, und studieren mit großem Eifer, aber kaum hörbar, ihre Strophen für das nächste Jahr. Diese feinen, weichen Töne sind wunderlieblich anzuhören, und gefallen beinahe besser, als der vollkommen ausgebildete Gesang. Dies ist die beste Zeit, um sie etwas zu lehren; man pfeift ihnen nämlich allerlei angenehme, aber kurze Strophen vor, wie sie zu ihrer abgebrochenen Gesangweise passen, in der sich die Silben „Huidieb, Huidieb, Huidieb, — Kredit, Kredit, Kredit, — hohüa, hohüa, hohüa" — und Aehnliches unterscheiden lassen; auch den Wachtelschlag, vorgepfiffen, ahmen sie hübsch nach. Alle diese Strophen flechten sie unter ihre eigenen, und man kann sich auf diese Art vorzügliche Sänger erziehen. Als Aufenthalt weist man ihnen den in der Einleitung beschriebenen Drosselkäfig an; doch eignen sie sich auch im Zimmer zum freien Lauf oder in einen großen Käfigflug. Gegen kleinere Vögel benehmen sie sich meistens friedfertig. Sie verlangen täglich frisches Wasser zum Trinken und Baden.

Ihr Gesang ist ausgezeichnet, überhaupt nebst dem Amselgesang einer der besten Drosselgesänge, und sie beleben dadurch schon im März unsere Wälder auf das angenehmste; besonders machen sie dem Jäger Freude, weil sich, wenn ihr Gesang erschallt, auch die Waldschnepfen zeigen und der Anstand auf diese nun beginnt. Die Singdrossel ist in der That eine Zierde des Waldes, und da ihr an sich lauter und volltönender Gesang von den höchsten Gipfeln der Bäume erschallt, so wird ihr schönes Lied in weitem Umkreise hörbar. Am schönsten singen sie des Abends bis zum Einbruche der Nacht, worauf sie ins niedere Gebüsch herabfliegen und noch eine Zeitlang ihr durchdringendes „tsi tsi" hören lassen. In den lieblichsten Abwechselungen folgen sich die verschiedenartigsten Strophen, und deren Zahl ist nicht gering. Eine gut singende Drossel soll namentlich in ihrem Gesang die oben erwähnten zweisilbigen Wörter deutlich pfeifen, wie: „Kredit, Huidieb oder Kuhdieb und hohüa", und sie je zwei- bis dreimal wiederholen. Wenn man sie vor das Fenster hängt, so beleben sie ein ganzes Straßenrevier mit ihren Melodien. Sie singen vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, und bethätigen so einen Fleiß, der aber auch seine Schattenseite hat. Denn in den Sommermonaten fangen sie schon in der Morgendämmerung, um 3 Uhr, mit lauter, durchdringender Stimme zu singen an und erwecken dadurch nicht selten den behaglichen Schläfer zur Unzeit aus seinen Träumen. Ein weiterer Uebelstand ist der üble Geruch, den ihre Exkremente im Zimmer verbreiten; um sich daher diesen edlen Singvogel nicht selbst zu entleiden, beobachte man große Reinlichkeit, und lasse zu diesem Behufe zwei Kästchen von Zinkblech für den Boden des Käfigs machen, damit man, wenn das eine herausgenommen wird, schon das andere mit frischem Sand oder

noch besser mit feiner Rasen-, Garten- oder Walderde gefüllt wieder einschieben, und jenes mittlerweile gehörig austrocknen kann. Wiederholt man dies alle Tage, so wird der üble Geruch beseitigt. Im Freien hängend, ist es gut, wenn der Unterboden Sprossen hat, damit der Unrat durchfallen kann. — Ihre Lockstimme ist ein feines, hohes, aber weit hörbares, durchdringendes „tsi tsi" oder „zip zip". In einem höheren Tone als die Amseln rufen sie „dack dack dack". In höchster Angst und Not stoßen sie hellgellende, kreischende Töne aus, wie „gri gri". Im Gebüsche, wenn sie überrascht werden, lassen sie auch noch ein gellendes „drrti drrti ti ti, dack dack dack" vernehmen, welches schnell nacheinander ausgestoßen wird.

Ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen werden diese nützlichen Vögel im Herbste, wo sie fett sind, leider zu Tausenden verspeist. Man zählt sie zu den „Halbvögeln", wovon vier Stück auf einen „Klubb" gehen. — Krankheiten und Fang sind wie bei den vorigen. Mit den Jungen fängt man sie auch in einer großen Nestfalle.

Die Rotdrossel. Turdus iliacus, *Linné*.

Taf. 5, Fig. 6.

Wein-, Winter-, Haide-, Blut-, Buntdrossel, Girerle, Kleinziemer, Bömle oder Beimle. — T. ilias, et iliacus, alte Aut.; *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1822; *Br.* 1831; *Glog.; K. & Blas* 1840; *A. Br.; Rchw.* 1884; *v. Hom.; Meves*; — Sylvia iliaca, *Savi* 1823.

Unter den einheimischen Drosseln ist sie die kleinste.

Kennzeichen. Der Oberleib olivenbraun; der Unterleib weiß mit olivenbraunen Längsflecken; über dem Auge ein hellgelber Streif, an den Seiten des Halses ein dunkelgelber Fleck, die Unterflügel rostrot; die rotgelben Spitzen der großen und mittlern Flügeldecken bilden 2 helle Querbinden über den Flügel.

Sie mißt 21 cm, wovon der Schwanz 8,4 cm wegnimmt; die Flügelbreite ist 35,4 cm, die Schnabellänge 1,4 cm, die Höhe des Fußrohrs 2,4 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist oben braunschwarz, der Rachen rötlichgelb, das große Auge dunkelbraun, die Füße sind dunkel fleischfarben. — Das Weibchen ist matter gefärbt, der Strich über dem Auge ist weißlich, der Fleck an den Seiten des Halses gelber, der Unterleib blaß rostgelblich überflogen, die Flecken an der Brust sind graubraun, und die untern Schwanzdeckfedern (Afterfedern) beinahe ungefleckt. — Abänderungen werden bei dieser Drossel gefunden durch ein stark ins Grau gehaltenes Olivenbraun des Oberkörpers, durch größere und länglichere Flecken am Unterkörper; durch mehr und anders verteiltes Rostrot auf Brust, in den Seiten, unter dem Flügel, selbst auf den obern Flügeldeckfedern.

Die Rotdrossel bewohnt als Brutvogel den hohen Norden Europas und Asiens bis zum fernsten Osten. Von dem nur stellenweise und sparsam mit Birkenbüschen bewachsenen Island beginnend, in Schweden, Norwegen, Lappland, auf den Loffoden, Nord-Rußland, Sibirien, bis zu dessen fernstem Ende im Osten. In Asien kommt sie im nordwestlichen Himalaya, auch in südlicheren Breiten, als Brutvogel vor. Mit Einbruch der kalten Jahreszeit wandert sie südlicher: nach Persien, Turkestan, Nord-Indien; in unserem Erdteil überwintert sie nicht selten schon in England, häufiger im Süden Europas, und setzt von da unter Umständen bis Nord-Afrika über. In Wäldern, Gebüschen und Weingärten des südlichen Europa, besonders in Spanien, treiben sich während der Wintermonate Sing- und Rotdrosseln zu Tausenden umher. Seltener sieht man Mistel- und Wachholderdrosseln. Für Deutschland ist diese Drossel nur ein Wandervogel, der zu Anfang oder in der Mitte des Oktober bis zu dessen Ende in kleinen und großen Scharen ankommt; nach dieser Zeit sieht man sie nur einzeln, auch wohl hie und da eine in gelinden Wintern. Der Rückstrich ist im März, bei kaltem Wetter auch erst im April. Die Rotdrossel erscheint stets etwas früher, als die Wachholderdrossel, welche den letzten Strich ausmacht. Sie ziehen bei Tag und bei Nacht in ziemlichen Scharen, welche aber im Frühjahr größer sind. Wenn sie bei Tage reisen, so fliegen sie bei uns im Herbst gegen Westen; sie brechen mit Tagesanbruch auf und machen nicht vor 9 Uhr Halt, beschäftigen sich dann mit Aufsuchen von Nahrungsmitteln, und benutzen gewöhnlich noch einige Nachmittagsstunden zum Weiterreisen. Wenn sie des Nachts ziehen, so treten sie die Reise nach eben beendeter Abenddämmerung

an und machen erst bei Anbruch des Morgens Halt. — Diese Drosseln wandern in zahlreichen Gesellschaften, zuweilen in ungeheuern Zügen, welche sich schon im Norden sammeln. Gadamer erzählt: Im Herbst des Jahres 1852 hatte ich im nahe gelegenen Walde Geschäfte; da hörte ich auf einmal über mir ein furchtbares Brausen, welches mit einem scharf heulenden Laute verbunden war. Das Geräusch erschreckte mich, denn ich glaubte mich unter einem herabfallenden Meteor zu befinden; bald aber wurde das Rätsel gelöst, denn ich befand mich plötzlich unter mehr denn 10,000 Rotdrosseln, welche, von einer außerordentlichen Höhe herabstürzend, auf die rings um mich stehenden Bäume auffielen. Ihr Herabstürzen geschah mit solcher Geschwindigkeit, daß ich die Vögel nicht eher sehen konnte, als bis sie auf den Bäumen aufschlugen. Aehnliches beobachtete auch Gätke auf Helgoland. — Sie lieben Wälder, welche viel beerentragendes Unterholz haben, suchen aber mehr die freien Plätze und Ränder der Waldungen auf. Am liebsten halten sie sich in ihrer nordischen Heimat in sumpfigen Birken- und Erlenwaldungen auf, die, meistens nur niedrig und buschartig, kaum 8 bis 10 Fuß Höhe erreichen und nach unsern Begriffen den Namen eines Waldes kaum mehr verdienen, sondern mehr einer hochbuschigen Haide gleichen. Die Nähe des Wassers ist von ihnen gesucht. Auf ihren Zügen zu uns kommen sie auch in große Baumpflanzungen und Baumgüter; ihre Nachtruhe halten sie jedoch in dichten Unterhölzern, wo sie im Frühjahr vor Einbruch der vollständigen Dunkelheit ihre hundertstimmigen Konzerte erschallen lassen, bis sie gegen Ende des März und im April in nordöstlicher Richtung nach ihren Brutplätzen abziehen.

Sie nisten nicht in Deutschland, wenigstens ist dies — nach E. v. Homeyer — noch niemals bestimmt für Deutschland festgestellt. (Wand. d. V. 120.) Da sie gewöhnlich in der Nähe des Polarkreises brüten, so muß sich eine große Zahl dieser Vögel zur Anlage ihrer Nester mit Stauden, Zwergbirken, verkrüppelten Weiden- und Erlenstämmchen oder gar mit Grasbüscheln begnügen. Das meist niedrig stehende Nest besteht aus Stengeln, Moos, Flechten, Halmen, Wurzelfasern, nach innen immer feiner, zuweilen noch mit Federn oder Haaren belegt; am Boden ist das Nest mit Lehm durcharbeitet und damit auf die tragende Unterlage — Zweige oder Sträucher — befestigt. Die 5 bis 7 Eier findet man nicht vor Ende des Mai; sie haben eine kurze Form und sind auf blaugrünem Grunde mit rostbraunen, verworrenen Fleckchen bedeckt. Sie ähneln den Amseleiern, sind aber kleiner, nämlich 23,5 + 17,5. Jährlich, in ihrer nordischen Heimat, ist nur eine Brut möglich.

In ihrem Betragen, wie in ihrem Aussehen, hat die Rotdrossel große Aehnlichkeit mit der Singdrossel, doch ist sie etwas weniger scheu wie diese. Sie ist zutraulich gegen die Menschen, sanft in ihren Bewegungen, sonst aber sehr behende und gewandt. Gegen strenge Kälte sind sie, trotzdem daß sie den Norden bewohnen, ziemlich empfindlich; wenn bei ihrer Heimreise im Frühjahr noch starke Fröste eintreten, sind sie gleich traurig und sträuben die Federn auf, was aber wohl dem Futtermangel zuzuschreiben sein dürfte. Als sehr gesellige Vögel schlagen sie sich zu den Herden anderer Drosseln, wenn sie ihresgleichen nicht finden, besonders zu den Wachholder- und Singdrosseln; wenn es aber zum Uebernachten geht, fliegen sie ihre eigenen Wege, wo möglich nach dichtem Unterholz oder dornigem Gestrüppe in Wassernähe, das sie hohen Bäumen — die sie nicht gewohnt sind — vorziehen.

Ihre Nahrung im Freien ist die der Vorigen; auch fallen sie gern im Herbst mit andern Zugdrosseln in die Weinberge, wenn sie im Oktober in Gegenden kommen, wo es Weintrauben gibt. Haben sie sich gesättigt, so sitzen sie in Gesellschaften auf Bäumen, putzen sich, stimmen ihr Lied an und treiben dies so lange, bis sie wieder Appetit haben. — Im Zimmer werden sie gehalten wie die Singdrossel. Es sind geduldige, artige Vögel, welche sich gleich in die Umstände zu schicken wissen; sie werden bald zahm und zutraulich. Auch passen sie als recht hübsche friedliche Vögel gut in einen Flug.

Ihr Gesang ist angenehm und weich; es sind mancherlei schäkernde, zwitschernde und leise pfeifende Töne, welche im geschwinden Tempo hergeleiert werden; namentlich eine Stelle zeichnet sich darin aus, welche hoch anfängt und weinend durch halbe Töne eine Quarte herabfällt; sie klingt wie: „tier tir tir tir tir tir tir" u. s. f. Auf ihren Brüteplätzen sollen sie indessen lauter singen und ihr Gesang dem der Singdrossel wenig nachstehen. — Ihre Lockstimme ist ein tiefes „gack" und ein hohes, langgezogenes „zih", woran

man sie von der Singdrossel unterscheiden kann, welche „zip" lockt; in der Angst kreischen sie in hohem, schnarrendem Tone „tärr tärr tärrr!"

Ihr Fleisch ist im Herbst sehr wohlschmeckend, zart und fett, und man kann sie unter allen Drosselarten in dieser Beziehung obenan stellen. Feinschmecker lassen es im Range auf das Haselwildpret folgen. Man rechnet sie wegen ihrer geringen Größe zu den „Halbvögeln" und zählt vier Stück auf einen Klubb. An den preußischen Ostseeküsten werden jährlich weit über eine halbe Million gefangen und verzehrt. In früheren Zeiten, wo der Drosselfang mit der Schneuß noch ein Hauptbetrieb der deutschen Jägerei war, machten die Rot- und Wachholderdrosseln den dritten und letzten, meist auch ergiebigsten Strich aus, d. h. sie kamen am spätesten zum Fang. Mistler und Amseln wurden als Strich- und Standvögel bei allen Trieben gefangen, aber immer nur wenig. Im ersten Strich wurden besonders Ringdrosseln, im zweiten Singdrosseln gefangen. — Fang und Krankheiten sind wie bei den Vorhergehenden. — Leider bekommt man die Rotdrosseln bei uns nur abgewürgt zu sehen; selten, daß ein Vogelfreund ein lebendiges Exemplar erhalten und seine Freude daran haben kann.

Die Wachholderdrossel. Turdus pilaris, *Linné*.

Taf. 6, Fig. 1.

Krametsvogel, Ziemer, Blauziemer, Schomerling, Krammitter, Zeimer, Schacker. — T. pilaris, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Sylvia pilaris, *Savi* 1823; — T. juniperorum, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Kopf und Bürzel aschgrau; der Oberrücken dunkel kastanienbraun; der Schwanz schwarz, die äußerste Feder mit einem weißen Bändchen; der Unterleib mit länglichen und dreieckspitzen Flecken; die untern Flügeldeckfedern sind weiß, auf dem Flügel keine Querbinden.

Sie ist 24 cm lang, wovon der Schwanz 10 cm in Anspruch nimmt, die Flügelbreite beträgt 47,2 cm, die Schnabellänge 1,8 cm, die Höhe des Laufs 3,3 cm. Größer, als die Singdrossel.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist im Frühjahr orangegelb, im Herbst braun, der Rachen orangegelb; der Augenstern dunkelbraun und die Füße sind schwarzbraun. — Am Weibchen ist die obere Schnabelhälfte mehr graubraun als gelb, Kopf und Bürzel sind matt aschgrau, der Rücken graubraun, die Füße mehr braun als schwarz. In der Jugend ist der Kopf hellgrau mit gelblichen Schäften und dunkeln Spitzen, der Rücken noch heller mit rostgelben Schaftstrichen und dunkleren Spitzflecken. Der Vorderhals sehr licht mit dunkeln Herzflecken, besonders nach den Seiten und in den Weichen, ähnlich der Misteldrossel; die Füße sind schwarzbräunlich. — Die Mauser findet von August an statt.

Diese schöne Drossel bewohnt die nördlichen Teile Europas und Asiens. In unserem Erdteil als Brutvogel in Lappland, Nord-Rußland, Schweden und Norwegen, Finnland und Lithauen; nach Klein, 1750, in Preußen, Polen, Nieder-Oesterreich (worunter wohl Schlesien, Galizien und Mähren zu verstehen sein wird); Bechstein hat erfahren, daß sie in „Polen, Liefland, Preußen, überhaupt im nördlichen Deutschland, sogar in der Gegend bei Wittenberg nisten sollen," da sie aber damals im Thüringerwald nicht nistend beobachtet wurden, hielt er auch dies nicht für begründet (Bechst., Naturg. 3. Bd., 1807, S. 344 ff.); nach E. F. v. Homeyer Brutvogel in Pommern; nach Gloger in Schlesien und Sachsen; nach Palliardi und neueren Beobachtungen (Ornis 1885, S. 408) in Mähren, Galizien und Böhmen; nach Prof. Liebe auch in Nordost-Thüringen, in der Neuzeit sogar häufiger als die Singdrossel (Cab. J. 1878, S. 5); Adolf Walter traf im Jahr 1883 eine Kolonie in der Mark, nicht weit vom Einfluß der Havel in die Elbe, beim Dorf Quitzöbel, etwa 40 Paare, welche sich in einer Weidenpflanzung niederließen, aber bald wieder durch plündernde Knaben vertrieben wurden; auch einzeln brütend traf sie Walter einigemal in der Mark, z. B. im Grunewald bei Berlin u. a. O. (Cab. J. 1884, S. 265); einzelne auch im Vogelsberg, Oberhessen (Cab. J. 1887, S. 89). Da sie an den letztgenannten Brutorten früher nicht beobachtet wurden, so halten die meisten Ornithologen dafür, daß sie allmählich von Nordost nach Südwest zum Brüten vorrücken. Dem

gegenüber spricht sich E. v. Homeyer (Wien. Mittlgn. 1885, Nr. 27) dahin aus: „Von einer Einwanderung in neuerer Zeit kann nicht die Rede sein. Die Wachholderdrossel ist immer in Ost-Deutschland gewesen, aber sie zieht unbeständig hin und her, und wird daher leicht übersehen.“ Die Angaben von Klein, der als zuverlässiger Beobachter gilt, und von Bechstein sprechen dafür, daß Ost-Deutschland ein älteres Brutgebiet sei.

In ihrer nordischen Heimat, welche die Grenzen des Baumwuchses beinahe erreicht, und wo der Hauptbestand der endlosen Waldungen niedrige, oft nur buschartige Birken, Nadelbäume und Wachholder sind, haben sie keine andere Wahl, als ihre Brut- und Nahrungsgeschäfte in denselben zu betreiben. Unsere ostdeutschen Ansiedler haben in den viel üppigeren prachtvollen Waldbeständen eine viel größere Auswahl und benützen sie auch bestens. Hier wählen sie zu Brutstätten Kiefern, Fichten, Eichen, Erlen, Linden, Pappeln, Weiden, Apfel- und Birnbäume, und zwar um so lieber, wenn ein Gewässer die Gegend belebt und lichte baumfreie Wiesen und Felder in der Nähe sind. — Als Zugvögel reisen sie häufig am Tage und in größern Gesellschaften, selten bei Nacht. Ihr Zug beginnt Mitte Oktobers, der Hauptzug fällt in den November, wo die vom hohen Norden herwandernden Vögel in größter Menge vorkommen, und zwar wenn die unsern schon abgezogen sind. In gelinden Wintern bleiben viele auch wohl ganz bei uns, das Gros zieht aber weiter nach Süden, bis in die südeuropäischen Staaten, von Spanien bis Griechenland, und selbst bis Nord-Afrika; Heuglin: im Winter in Nubien; Major Loche: in Algier. Die große Insel Sardinien scheint — nach Cetti — ein einziger großer Käfig für Drosseln zu sein: „Krammetsvögel sind in unzähliger Menge den ganzen Winter hindurch anzutreffen.“ — Die Nord-Asiaten verbringen den Winter in Nord-Indien, Turkestan, Klein-Asien u. a. O. Der Tageszug fängt schon früh morgens, noch in der Dämmerung an und dauert etwa bis 9 Uhr, wo sie an geeigneten Plätzen Rast machen, um Futter zu suchen. Zuweilen bleiben sie auch längere Zeit auf einer solchen Raststation. Wenn sie aber eilig haben, ziehen sie weiter bis gegen Abend, wo sie dann Nachtquartier suchen. Im März und April kommen sie in großen Scharen wieder zurück, und reisen langsamer als im Herbst, oft in Gesellschaft anderer Drosseln, besonders der Rotdrosseln*). Wenn sie nach einer zurückgelegten Tour sich hinreichend gesättigt haben, sitzen sie auf hohen Bäumen, sonnen und putzen sich und singen miteinander in friedlicher Gemeinschaft. Es scheint, als wenn eine Wachholderdrossel das Oberkommando hätte; sie läßt ein einfaches schaschaschack des Morgens ertönen, sofort stimmt der ganze Chorus ein, sie putzen ihre Flügel aus, und fort geht es in brausendem Flug, um die Reise weiter fortzusetzen.

Obgleich unsere Drossel ein echter Waldvogel ist, so liebt sie doch nicht solche Wälder, welche zu dichtes Unterholz haben, und man sieht sie nie in diesem herumschlüpfen, wie die Sing- und Schwarzdrossel, sondern immer auf hohen Bäumen und Büschen, auch auf Wiesen und Triften, in deren Nähe Bäume sind. Ihre Nachtruhe halten sie gern gesellschaftlich in den Zweigen hoher Waldbäume, bei strenger Kälte suchen sie dagegen das niedrige Gebüsch und dichtes Unterholz auf; zuweilen, wenn es finster wird und sie auf ihren Zügen den Wald nicht mehr erreichen können, setzen sie sich aufs freie Feld nieder, um Nachtruhe daselbst zu finden, und werden auch mitunter bei solchen Gelegenheiten in dem Lerchennachtgarne gefangen.

Ihre Hauptbrutplätze sind die nördlichen Länder, und zwar so weit nach Norden, als noch einigermaßen Bäume gedeihen. In Schweden, Norwegen, Lappland, Nord-Ruß-

*) Auf dem Zug kommen sämtliche Drosseln in verschiedener mitunter sehr bedeutender Anzahl auf Helgoland zweimal vor, und zwar dauert dieses Ziehen und Herumtreiben vom Januar bis Dezember. Aber was in dem Verzeichnis von Maler Gätke sehr interessant, das ist der Rückzug, welcher am 6. Juli schon wieder, und zwar mit Jungen von Musicus und Pilaris beginnt. Wohin wandern wohl diese jungen Vögel, die ohne Wegweiser ihre Wege ziehen? Ein Teil nach dem Süden Europas, in ihren großen Winterkäfig (für die meisten ein großer Kirchhof) auf Sardinien! Ein größerer Teil aber wohl nach Nordwest-Afrika! Wir wissen es nicht genau, und müssen uns wahrscheinlich so lange gedulden, bis einmal Inner-Afrika den Forschungen der Wissenschaft gefahr- und müheloser erschlossen ist als derzeit. Das aber können wir dem Leser mitteilen, daß Mistel-, Sing-, Rot-, Ringdrossel und Amsel als Durchzugsvögel für Algier und Tunesien verzeichnet sind. Die Amsel sogar als Standvogel (Cab. J. 1888, 211, Dr. König).

land brüten sie sehr häufig in den ausgedehnten stillen Birkenwaldungen jener Gegenden, und zwar meistens in großen Gesellschaften, so daß auf dem erwählten Brutplatz fast jede Birke ein Nest enthält, aber nicht immer nur eines, sondern deren oft 4 und noch mehr Nester, von denen jedoch nicht immer alle besetzt sind. Solche Kolonien findet man oft nahe bei Ortschaften. Diese sind auch sehr wenig versteckt, und wenn man sich einem solchen Brutplatz nähert, so herrscht hier ein überaus reges Leben. Der ganze Wald hallt wieder teils von dem Gesange, teils von dem Warngeschrei ängstlicher Vögel, wenn sie ihren Brutplatz verraten sehen; denn die Anzahl der Brutpaare läßt sich nur nach Hunderten abschätzen. Das Nest steht gewöhnlich im Wipfel oder doch möglichst hoch in den — mitunter buschartigen Birken. So ist es in ihrer hochnordischen Heimat. — Nun ist aber schon oben erwähnt, daß sie sich auch in manchen Gegenden Deutschlands häuslich niederlassen. So findet man denn auch ihre Nester in unsern größern und kleinern Waldungen, selbst in weitläufigen Parken und großen baumreichen Gärten. Auch bei uns in Deutschland bilden sie Brutkolonien, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die Brutpaare bei uns nicht nach „hunderten", sondern kaum nach „zehn" zählen. Drei bis sieben Paare findet man meistens beisammen, sagt Prof. Liebe, und mit ihm übereinstimmend Alexander v. Homeyer. Ueberhaupt macht sich bei unsern deutschen Brutvögeln eine Neigung bemerklich, sich in kleinere Kolonien oder gar in Einzelnpaare abzusondern, wenngleich sie auch nicht sehr weitläufig auseinander brüten mögen. Die Nester stehen dann in so benachbarter Anlage, daß man — nach Major A. v. Homeyer (Wien. Mittlgn. 1885, Nr. 1—5) — oft 3, 5 bis 6 Nester von einem Standpunkt aus sehen kann; ja es stehen zuweilen 2 bis 3 Nester auf einem Baum. Meistens stehen sie auch leider so wenig versteckt, daß diese kleinen Kolonien mit Leichtigkeit in ein paar Stunden ausgeplündert werden können. Nach demselben Beobachter ist die gewöhnliche Nesthöhe — in unsern deutschen Waldungen — von 15 bis zu 30 Fuß; ausnahmsweise aber noch viel niederer, oder auch höher. Diese Schwankungen kommen sogar innerhalb derselben Kolonien vor; so war in einer Eiche ein Nest 60, ein zweites kaum 8 Fuß hoch eingebettet. Dasselbe steht bald am Hauptstamm, bald seitlich auf den Aesten bis zu 5, 8, 10 und mehr Fuß vom Stamm entfernt; bald in der obersten Gabelung junger Bäume, oder auch in den Astbüscheln, welche am Stamm mittelwüchsiger Eichen und Erlen ausschlagen. In unsern deutschen Wäldern spielt die Birke keine Rolle als Brutbaum, denn diese Drossel wählt vorzugsweise Eichen und Kiefern, aber auch — wie vorn erwähnt — noch viele andere Bäume, z. B. Kopfweiden, Linden, Apfel- und Birnbäume, Lärchen, Weißdorn, Pappeln, hohe und niedere Bäume, zeigt also keine besondere Vorliebe für irgend einen Baum, sondern benützt, was sich bietet. Das Nest ist groß und fest, enthält eine Grundlage von Lehm, worauf dann der Weiterbau ausgeführt wird, welcher aus feinen Holzreisern, Halmen, Gras, etwas wenig Astmoos besteht, innen mit einer dünnen, aber festen Lehmwand ausgeklebt, worauf wieder eine weiche Grasfütterung folgt, die aber im Verlauf der Brutzeit durch die Unruhe der Jungen abgenützt wird und dann nur noch die kahle Lehmwand, wie beim Singdrosselnest, zeigt. Zuweilen findet man das Nest auch ohne Anwendung von Lehm. Es mißt in der Quere von außen 125 mm, von innen 100 mm, die Napftiefe 75 mm. Meist nicht vor Mitte oder Ende des Mai findet man 5 bis 6 Eier, welche auf blaugrünem Grund mit hellern und dunklern bräunlichen und roströtlichen Flecken und Spritzern ziemlich gleichmäßig bezeichnet sind. Sie gleichen den Amseleiern, doch zeichnen sie sich durch schmale schwarzbraune Striche an der Basis aus, welche die Amseleier nicht haben. Maße märkischer Eier: 26,5 + 20 mm. Im höhern Norden findet die Brut einen Monat später statt als bei uns. Sie brüten nur einmal, obwohl bei den in Deutschland brütenden Drosseln eine zweite Brut angenommen werden kann, wenn es am 6. Juli schon flügge Junge auf dem Zuge gibt.

Auf dem Brutplatz benehmen sich diese Drosseln, zumal wenn sie in größern Kolonien zusammen brüten, sehr wachsam und mutig, wie sie es auch in ihrer nordischen Heimat sind. So lange sie nicht gestört werden, bleiben sie still am Brüteplatz, tritt aber eine Störung ein, dann entsteht in einer gut besetzten Kolonie ein Lärm, daß man fast sein eigenes Wort nicht versteht. Bei einer nahenden Gefahr warnen sie mit

lautem Zetergeschrei: tschäck tschäck, greifen nicht bloß Elstern und Krähen an, sondern auch Weihen und Bussarde, welche über dem Brutplatz kreisen wollen, erheben sich über den großen Räuber und stoßen — wie Prof. Liebe sah — in jähem Bogen von hinten auf dessen Rücken, daß nicht selten Federn stieben, und steigen mit großer Fluggewandtheit wieder aufwärts, ehe jene sich nur wenden können. Turmfalken verfolgen sie mit lautem Geschrei; auf Habichte und Sperber stoßen sie nicht.

Ihre Nahrung besteht aus kriechenden Insekten, wie sie bei den andern Drosselarten angegeben sind; besonders lieben sie Regenwürmer, kleine Gehäusschnecken, fressen auch noch allerlei Arten von Beeren, worunter die Wachholder- und Vogelbeeren obenan stehen. Von Beeren müssen sie sich den ganzen Herbst und in der rauhen Jahreszeit ernähren. Zuerst kommen die Vogelbeeren, dann die Wachholdern; wenn diese von Schnee bedeckt sind, suchen sie Mistelbeeren, und zuletzt gehen sie an die Weiß- und Kreuzdornbeeren. In Italien und Sardinien nähren sie sich von den Beeren des Mastix- und Lorbeerbaums, von Oliven, Feigen und Weinbeeren u. a. Sie lieben sehr die Gesellschaft der Stare und suchen in deren Gemeinschaft gern die Wiesen nach Insekten durch, halten aber beim Auf- und Abflug in gesonderter Gruppe zusammen, geleiten die Stare nicht, sondern fliegen rasch dem Walde zu. Im Zimmer gibt man das Drosselfutter, mit Hinweglassung der Beeren, welche sie nur im Spätjahr lieben, im Frühjahr und Sommer aber nicht achten, weshalb Fleischzusatz angemessener ist. Damit kommen sie gut fort; noch leichter, wo schon eingewöhnte Drosseln sind, die den neuen Ankömmling friedlich aufnehmen und zum Fressen des Käfigfutters anleiten. Will man sie im Käfig halten, so gibt man ihnen ein geräumiges Gitter von 1 bis 1½ m Höhe und Länge, mit einem oder noch besser zwei Schubladen versehen, da sie große Reinlichkeit erfordern. In der Gefangenschaft sind diese sonst so geselligen Vögel nichts weniger als verträglich mit ihresgleichen; ja sie sind oft so erbost aufeinander, daß die kräftigeren Vögel die schwächeren zu töten pflegen, während die andern infolge gegenseitiger Mißhandlung sterben. Mit allen andern Vögeln vertragen sie sich gut. Die Wachholderdrossel ist anfangs zwar wild und störrisch, wird aber bei freundlicher Behandlung bald zahm und zutraulich, erhält sich schmuck und schreitet, wenn man ein Pärchen zusammengibt, leichter als Singdrossel oder Amsel zur Fortpflanzung. Prof. Liebe schildert sie als liebenswürdigen Zimmervogel.

Von ihrem Gesange läßt sich so viel sagen, daß er aus zwitschernden und leise pfeifenden Tönen besteht, welche zwar mit denen der Singdrossel sich nicht messen, doch aber bescheidene Ansprüche zufrieden stellen können, jedenfalls auch eine Abwechslung in die Vogelstube bringen. Als etwas Besonderes führt Gloger an, daß diese Drossel — nach Art der Pieper — beim Neste während des Singens von einem Baumwipfel einige Fuß in die Höhe steigt und sich dann mit Schwebeflug wieder niederläßt. Es ist dies ein Liebesspiel, wie bei vielen Singvögeln. An ihren Brutörtern sollen sie jedoch lauter und schöner singen. Ihre Lockstimme klingt laut und scharf: „schaschaschack"; ihre rufenden Töne lauten ungefähr „kwrikwri" oder „kri kri".

Ihr Fleisch ist schmackhaft, durch den Genuß der Wachholdern gewürzig und gibt eine delikate Speise. In Ostpreußen sollen jährlich an 600000 Paare teils verspeist, teils verschickt werden. Bei den alten luxuriösen Römern wurden sie ebenfalls in eigenen Vogelhäusern gemästet. Fang und Krankheiten haben sie mit den Vorhergehenden gemein. Von den Vogelstellern werden sie als gute Lockvögel für mehrere Drosselarten geschätzt, besonders die, welche nicht viel schackern, sondern mehr kriken, weil die letztern Töne anlocken, die Schackertöne aber mehr warnen, und mehrenteils ein Zeichen des Aufbruchs sind. Zwei dieser Drosseln gehen auf einen Klubb.

Die Schwarzkehlige Drossel. Turdus atrigularis, *Natterer.*

Taf. 5, Fig. 7.

Schwarzkehliger Ziemer, Schwarzhals-, Bechsteinsdrossel. — T. atrigularis. *Natt.* in Temm. 1815; *Naum.* 1860; *Rchw.* 1884; *v. Hom.; Meves;* — T. Bechsteinii, *Naum.* 1822; 1860; — Planesticus atrigularis, *Kaup* 1829; *Bp.* 1853; *Jerd.* 1862; — Merula atrigularis, *Bp.* 1854; — T. atrogularis, *A. Br.* 1882.

Kennzeichen. Alle obern Teile hell olivengrau; der Unterleib, bis auf die schwärzliche Oberbrust, weiß mit spitzen Pfeilflecken; auf der Gurgel und Oberbrust ein breiter, schwarzer Schild, mit weißgrauen Rändern, das Schwarz etwas getrübt; am Unterflügel die großen Deckfedern schön ockergelb. Der schwarze Brustschild ist im Alter rein schwarz, in der Jugend mit breiten weißgrauen Federchen verdeckt, welche graue Ränder mit jedem weitern Jahre schmäler werden und das Schwarze mehr hervortreten lassen.

Länge 24 cm, wovon der Schwanz etwa 10,8 cm wegnimmt; Flügelbreite 49,7 cm, Schnabellänge 1,8 cm, Höhe des Laufs 3,1 cm. Größe der Wachholderdrossel.

Eine Drossel Mittel-Asiens, die einen großen Teil Süd-Sibiriens und die Wälder des Himalaya bewohnt, im Winter in Turkestan und Indien vorkommt, und zuweilen in Europa, so auch in Deutschland gesehen und erlegt wird. Als Zugvogel wandert sie mit andern Drosseln im Oktober weg, mit denen sie auch bei uns als Seltenheit zeitweise erscheint und im April wieder abzieht. Am 1. März 1863 sah Verfasser bei Stuttgart in mittlerer Höhe der „alten Weinsteige" eine solche Drossel vereinsamt auf einem Apfelbaume Mistelbeeren fressen, und es fiel ihm an diesem Vogel die sehr helle Totalfärbung auf, welche so bleich wie bei der Misteldrossel erschien; das dunkle Brustschild machte jedoch die Art sofort erkenntlich. Ueber ihre Lebensweise berichtet uns Jerdon, daß diese Drossel den höhern Gürtel des Himalayagebirges bis zu 6000 und mehr Fuß Höhe bewohnt, und zwar mit Vorliebe die hochstämmigen Waldungen, und daß sie sich ganz nach Art unserer Drosseln benimmt, ebenso nistet und Futter sucht. Im Einzelkäfig, der aber geräumig sein muß, wird sie leidlich zahm, wenn man sie freundlich behandelt und zeitweise Mehlwürmer reicht, welche sie allmählich aus den Fingern nehmen muß. Der Gesang verrät einige Aehnlichkeit mit dem der Schwarzdrossel, ist aber leise und weniger abwechselnd. Ihre Lockstimme lautet wie „schäck schäck schäck".

Die Ringdrossel. Turdus torquatus, *Linné.*

Taf. 6, Fig. 2.

Schild-, Rost- und Schneedrossel, Ring-, Dianen-, Kranz-, Strauch-, Wald-, Berg-, Stock-, Meer-, Schildamsel, Stockziemer. — Merula torquata, alte Aut.; *v. Hom.* 1882; — T. torquatus, *L.* 1746 bis 66; *Gm.; Bechst.* 1807; *Naum.* 1822; *Br.; Glog.; K. & Blas.; A. Br.* 1882; *Rchw.; Meves;* — Sylvia torquata, *Savi;* — Copsichus torquatus, *Kaup;* — Mer. montana, collaris, et alpestris, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der ganze Vogel mattschwarz mit weißgrauen Federrändern; an der Oberbrust ein großer halbmondförmiger, weißer oder weißlicher Fleck; die unteren Flügeldeckfedern mit vorherrschendem Schwarzgrau.

Sie ist eine der größern Drosseln, 27,5 cm lang, 41,5 cm breit; der Schwanz mißt 10,4 cm, der Schnabel 1,8 cm, und das Fußrohr 3,5 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Schnabel schwarz, hinten am Unterkiefer gelb. Weibchen schwarzbraun, mit bräunlichweißem Kropfschild. Jung: ohne Spur von Ringkragen; auf dem Rücken mit langen rostgelben Flecken; der rostgelbliche Unterleib mit schwärzlichen dichten Flecken und Querstrichen; Schnabel braun, Füße grau.

Man findet die Ringdrossel nur in den höhern Gebirgen Europas als Brutvogel, von dem Grenzgebirge zwischen Spanien und Frankreich, den Pyrenäen, bis auf den Kaukasus und Ural ostwärts, von den Skandinavischen Gebirgen bis auf die Schweizer-, Bayerischen-, Oesterreicher- und Siebenbürger-Alpen, sowie auf allen dazwischen liegenden höhern Gebirgszügen, auch auf dem Riesengebirge, auf dem Thüringer- und Harzgebirge, auf dem Schwarzwald u. a.; seltener auch auf den Gebirgszügen Italiens. Sie zieht höhere Gebirge mit sehr reiner Luft den Mittelgebirgen entschieden vor, und folgt selbst auf dem Zuge den höhern Lagen, soweit dies der Nahrungsmittel wegen thunlich ist. Im Herbst, schon von Mitte des September an, findet man sie auf dem Zug nach milden Gegenden, selbst bis in die beerentragenden Wälder Süd-Europas, Klein-Asiens, Persiens und Nord-Afrikas. „Im Winter, nach Krüper, nur sehr einzeln in Griechenland." Nach Dr. Rüppell „im Winter in Nubien". Sie kommt aber auch auf die Westseite Nord-Afrikas, denn

Adanson sah diese Vögel auf den Berggipfeln der Insel Fayal (Azoren), wo sie Erdbeeren verzehrten; und nach A. Brehm dehnen sie ihre Reise bis zum Atlasgebirge aus. Zu Ende März und den ganzen April hindurch, je nachdem der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, trifft man sie auf der Rückreise an. Sie kommen immer nur in kleinen Flügen oder familienweise, oftmals nur einzeln oder paarweise, und schließen sich dann gern den Amseln, weniger den Singdrosseln an. Der ganze Herbstzug dauert kaum 14 Tage und nach dieser Zeit findet man keine mehr. Sie reisen bei Nacht, suchen sich während der Zugzeit in dichte Gebüsche zu verstecken, so daß man sie nur selten sieht.

Ihr Aufenthalt, resp. ihre Brutplätze, sind die Höhen der stillen, einsamen, lichten Bergwälder, welche nur noch von Kniehölzern, der Krummholzkiefer und der Zwergfichte kümmerlich bewachsen sind, viele Blößen haben, und selten unter 4000 Fuß, wohl aber um mehr als die doppelte Höhe über dem Meer gelegen sind. Die zusammenhängenden Krüppelwälder werden nicht gern als Brutplätze benützt. Ihre Lieblingsplätze sind Viehwaiden, zumal wenn sie noch moorigen Grund haben. Steinhäufen, Felsblöcke, einzelnes Gestein sind ihr sehr angenehme Zugaben, teils zu Sitz- und Singplätzen, teils auch zum Verstecken der Nester. Die Nähe hochliegender menschlicher Wohnungen scheut sie nicht, sie benimmt sich gegen den Menschen sehr zahm, gegen Hunde herzhaft, indem sie solche durch Geschrei, Herumflattern und Stechen zu vertreiben sucht. So ist es auf dem Riesengebirge, wo man die Ringdrossel alljährlich brütend antreffen kann. Diese Entdeckung hat Gloger seiner Zeit freudig an Naumann übermittelt, der sie dann auch in seinem 6. Band 1833, S. 3, zur allgemeinen Kenntnis der Ornithologen brachte. Auf dem Riesengebirge steht das Nest innerhalb der Knieholzgegend von 2 bis 4 Fuß hoch, gewöhnlich auf einem ästigen verkrüppelten Fichtenbäumchen, seltener auf einem eigentlichen Knieholzstrauch. Im hohen Norden, wo auch diese nicht mehr wachsen, benützt sie starkes Haidekraut und anderes Gestrüpp, überwuchertes Gestein u. dgl., und hier sitzt das Nest dem Boden noch viel näher, oder auch auf diesem selbst. Es ist gut gebaut; die erste Grundlage besteht aus Reisern, Stoppeln, Halmen, Moos, welche Materialien mit Moorerde durcharbeitet sind; das Innere besteht aus feinern Grashälmchen, ist glatt und tief ausgerundet, und enthält 4 bis 6, selten 7, doch aber meistens 5 Eier, welche denen der Rot-, Schwarz- und Wachholderdrossel ähneln, und auf blaß grünspanfarbigem Grunde mit violettgrauen und rostfarbigen Punkten und Strichelchen besetzt sind. Man findet sie zu Ende des Mai oder Anfangs Juni. Das schöne Nest ist zum Aufstellen in Sammlungen geeignet. Für ihre Brut ist diese Drossel sehr besorgt, auffallender noch als die Wachholderdrossel. Beide Eltern fliegen unter fortwährendem Gezeter: tock tock zock tack wick, in nächster Nähe um den Störenfried und suchen ihn zu vertreiben oder abzulenken. Dazu rucken sie mit den Flügeln und schlagen den Schwanz in die Höhe nach Art der Amseln. Sie werden durch dieses Lärmen aber zum Verräter ihrer Brut.

Sonst ist die Ringdrossel ein ruhiger, stiller und einsamer Vogel, der sich mehr aus Gewohnheit als aus Furcht den Augen der Menschen zu entziehen scheint, denn sie ist nicht scheu; dies zeigt sie an solchen Plätzen, wo sie in unmittelbarer Nähe hochliegender menschlicher Wohnungen nistet und manchmal auf den Dächern sitzt und selbst Hunde durch Schreien und lahmes Vexierflattern von ihrem Nestplatze zu vertreiben sucht. Sie hüpft in großen, weiten Sprüngen auf dem Boden und schlägt und zuckt mit Flügeln und Schwanz bei etwas Unerwartetem, wie die Amseln, denen sie auch im Fluge ähnlich ist. Sie ist hart und ausdauernd und nur gegen die Winterkälte, mehr noch gegen den mit derselben verbundenen Futtermangel empfindlich.

Ihre Nahrung im Freien ist die der andern Drosseln; ebenso auch im Zimmer. Sie sind gewaltige Fresser, nehmen viel zu sich und beschäftigen sich den ganzen Tag beinahe mit nichts, als mit Fressen. Mit Regenwürmern und Beeren hält es nicht schwer, sie ans Drosselfutter zu gewöhnen, wovon sie gut gedeihen. Sie trinken und baden viel, gewöhnen sich auch bald an die Gefangenschaft, werden zahm und zutraulich, und halten mehrere Jahre aus. Im Flug bei andern Vögeln sind sie verträglich und friedlich, ausgenommen am Freßtroge, wo es zuweilen Hader gibt, da sie sich, wie gesagt, gern in dessen Nähe aufhalten.

Ihr Gesang ist recht angenehm und stark, wenig zusammenhängend, ähnlich dem der Singdrossel, aber weniger rein, und etwas schwermütig. Schon vor der Morgendämmerung schallt er — nach Tschudi — von allen Hochwäldern und bringt fröhliches Leben in den stillen Ernst der großen Gebirgslandschaften. Jung Auferzogene lernen auch kleine Lieder sehr hübsch vortragen. — Ihre Lockstimme ist „töck töck tuck tack zock"; dann hört man noch in der Aufregung ein schirkendes: „griek griek, girriek girririek!" Die Jungen schirken zi zirrr, zirrick, zirrck.

Ihr zartes würziges Fleisch schätzt man als eine wohlschmeckende Speise; man rechnet zwei Stück auf einen Klubb. — Ihr Fang ist wie bei den andern Drosseln auf dem Herde, in der Schneuse, mit Dohnen und Sprenkeln, wobei sie als harmlose Vögel leichter als andere Gattungsverwandte gefangen werden. Unter Gebüschen und Hecken fängt man sie im Frühjahr in Laufschlingen. Doch sind es ziemlich seltene Vögel.

Die Schwarzdrossel. Turdus merula, *Linné.*

Taf. 6, Fig. 3.

Amsel, Kohlamsel, Schwarz-, Berg-, Stock-, Grauamsel, Graudrossel, Dreckamsel (vom Auskleben des Nestes). — Merula, Mer. nigra, et Mer. vulgaris, alte Aut.; *L.* cit. 1746; — T. merula, *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1822; *Glog.; K. & Blas.; A. Br.* 1882; *Rchw.; Meves;* — Mer. vulgaris, *Leach ex L.* 1816; *v. Hom.* 1882; — Sylvia merula, *Savi* 1823; — Mer. truncorum, pinetorum, et major, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Männchen ganz schwarz mit gelbem Schnabel und Augenlidrändchen. Weibchen und junger Vogel schwarzbraun mit weißgrauer Kehle und undeutlichen dunkeln Flecken am Vorderhalse. Die Jungen noch überdies mit rostfarbiger Stirn; der Oberleib hell gestrichelt.

Ihre Länge beträgt 24 cm, wovon der lange Schwanz 10,8 cm wegnimmt, die Flügelbreite 38,2 cm, der Schnabel 1,8 cm, die Höhe des Laufs 3,7 cm.

Beschreibung. Das Männchen ist einfarbig, schön schwarz, am Bauche etwas matter; das Augenlidrändchen ist hochgelb, der Schnabel ebenso, was von dem schwarzen Gefieder sehr schön absticht; die Füße sind schwärzlich, die Augensterne dunkelbraun. — Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden; alle obern Teile sind schwarzbraun; die Wangen dunkelbraun, mit hellern Schaftstrichen; das Kinn ist grauweiß; die Brust schmutzig rostfarben, mit dunkelbraunen, fast runden Fleckchen. Im Herbst ist der Schnabel ganz braun; im Frühlinge dagegen, nebst den Augenlidrändchen, gelblich. Bei jungen Männchen wird der Schnabel erst gegen das Frühjahr gelb, vorher ist er rötlichgrau; auch sind Schwingen und Schwanz matt schwarz. — Die Mauser fällt in den Juli.

Abänderungen gibt es bezüglich der Größe der Körperverhältnisse und des Schnabels. Ausartungen in Weiß, Schwarz und Weißgefleckt; Grau u. a.

Die Amseln sind über ganz Europa verbreitet, nordwärts soweit die Waldbäume noch gedeihen; ostwärts bis zum Uralgebirge; Brutvogel in Klein-Asien; ebenso in Nord-Afrika, besonders auf dessen Westseite, Algier und Tunis, samt Kanaren, Madeira und Azoren. Für Tunis ist die Amsel als Stand- und Brutvogel verzeichnet, welchen man in bestimmten Revieren das ganze Jahr hindurch antrifft. (Cab. J. 1888, 211, Dr. König.) Für Nordost-Afrika sagt Heuglin: „soll im Winter in Egypten vorkommen." In Griechenland und in der Türkei gemein, besonders auch im Balkan. Im Sommer wohnt und brütet die Amsel in südlichen Ländern auf hohen Gebirgen, im Herbst kommt sie in die Ebenen, wo sie dann sehr zahlreich anzutreffen ist. — Sie sind je nach mildem oder rauhem Klima ihres Sommeraufenthalts Stand-, Strich- und selbst Zugvögel. Diejenigen, welche milde Schwarzwälder mit vielen Wachholderbüschen bewohnen und Futter finden, bleiben auch im Winter, wo sie den Sommer zubrachten. Sind warme Quellen und frostfreie Bäche in der Nähe, so verlassen sie auch die Laubwälder nicht. Indessen begeben sich viele, besonders die jungen Vögel und Weibchen auf den Zug, welcher von Mitte September bis Anfang November dauert. Ihr Zug scheint aber nicht sehr weit zu gehen, und im Süden Europas bei vielen Amseln das Ende zu erreichen. In Korsika, wo sie massenhaft überwintern, werden alljährlich gegen 40,000 zum Verspeisen gefangen, eingemacht und hauptsächlich in Paris abgesetzt. Vom Februar an beginnt der Wiederstrich nach den nördlichen Gegenden. Im ganzen läßt sich nach den gemachten Erfahrungen feststellen,

daß die Amseln weder gern, noch auch weit wandern, und daß sie es lieber vorziehen, kümmerlich zu überwintern, als weit entlegene mildere Gegenden aufzusuchen. Ihre Reisen machen sie bei Nacht, weil sie es nicht wagen, bei Tage über weites freies Feld zu fliegen. In unserm Vaterland ist die Amsel ein sehr bekannter, in manchen Gegenden sogar überaus häufiger Vogel. Aber merkwürdig! Bei uns hat sie sich, was ihren Sommeraufenthalt anbelangt, vollständig umgewandelt. Während wir in ältern Werken (noch aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts stammend) lesen: „Die Amsel bewohnt dichte Waldungen mit vielem Unterholz und Dorngebüsch, selbst finstere Erlenbrüche. Da sie als ein schüchterner, die Einsamkeit liebender, sehr versteckt lebender Vogel die verwachsensten Stellen fruchtbarer Laub-, gemischter oder Nadelgehölze wählt, so setzt sie sich fast niemals frei auf einen Baum, sondern hält sich sogar im Fliegen immer niedrig am Boden.“ Jetzt müssen diese Angaben für viele Gegenden in Deutschland, besonders auch für Stuttgart sehr abgeändert werden: Seit einem halben Jahrhundert (etwa seit 1830) hat sich die Amsel ganz an die Stadt gewöhnt. Sie hat größtenteils die Waldungen verlassen und sich in unsern Baum-, sogar in den Hausgärten der Stadt förmlich eingedrängt, angesiedelt, und singt ihr Lied von unsern Gartenbäumen, ja selbst von unsern Hausgiebeln so vertraut, als sei dies von jeher so gewesen. Unsere gelichteten, buscharmen Wälder scheinen derselben nicht mehr den nötigen Schutz gegen das Raubzeug zu bieten, weshalb zu vermuten, daß sie sich allmählich in unsern Gärten und in der Nähe unserer Wohnungen angesiedelt hat und sich sicherer fühlt. Die wohlwollende Aufnahme dieses einfach schönen Vogels innerhalb der Stadt, das fleißige Füttern im Winter, hat vollends beigetragen, den edlen Sänger heimisch und kirre zu machen. In Stuttgart ist die Amsel kein Waldvogel mehr, sondern ein echter Stadtbewohner, der sogar mit kleinen Hausgärten vorlieb nimmt, wenn man dieselben von Katzen frei hält. Unsere Gärten bergen Hunderte dieser Vögel. Nicht aber in Stuttgart allein hat sich diese Umwandlung vollzogen; das Gleiche hört man von verschiedenen Städten am Rhein, von Frankfurt a. M., von Leipzig, Dresden, von Baireuth, Würzburg, Halle a. S., Dessau, Osnabrück, Kassel u. a. Bei uns, in Stuttgart, überwintern schon viele Amseln, wobei auch junge Amselmännchen mit noch dunkeln Schnäbeln, die bekanntlich erst gegen das Frühjahr gelb werden. Uebrigens sind die Amseln doch recht empfindlich gegen strenge Kälte, denn man sieht ihre Not recht gut, wenn sie sich mit dick aufgeblähtem Gefieder auf den Boden oder sonstigen Sitz niederkauern, um ihre Füße aufzuwärmen. Futtermangel haben sie bei uns nicht, da sie mit zerstoßenen Brosamen und andern geeigneten Abfällen allgemein gefüttert werden. — In Gegenden, wo die Amsel noch Waldvogel ist, bewohnt sie alle Waldungen, wo es dichtes Gebüsch gibt, sie mögen ebenen, sumpfigen oder gebirgigen Boden haben, wenn es nur in der Nähe ihres Aufenthalts Wasser und kleine Wiesen gibt, obgleich sie nicht viel aufs Freie kommen.

Sie nisten in Dickichten von jungem Stangenholz, in dichtem Unterholz, in stark verwachsenen Hecken, in den dichten Zweigen verwachsener oder abgehender Baumstämme, auf stark bebuschten Stumpfen, auf alten niedrigen Weidenköpfen, in offenen weiten Höhlen abgebrochener alter Bäume, in Reisholzhaufen, in dichten Dornbüschchen, selbst in Felsenspalten u. s. w., bald nahe am Boden, bald über Mannshöhe; sie wissen ihren Bau aber in der Regel besser zu verstecken, als die Singdrossel. Bei uns in Stuttgart nisten sie in den Gärten an der Stadt, selbst in kleinen Gärten mitten in derselben, besonders auch häufig auf unsern ältern buschreichen Friedhöfen. Man findet hier das Nest auf Holunderbäumen, auf Tannen, in dichtverwachsenen Lauben, in Epheuwänden, auf Kugelakazien u. dgl. In der Wahl des Nestplatzes, sowie mit der Anfertigung des Nestes ist die Amsel sehr manchfaltig und ändert vielfach ab. Dieses besteht aber der Hauptsache nach aus Moos, Flechten, Reisern, Stengeln, mit etwas Schlamm oder feuchter Erde (nicht mit Holzmulm, wie bei der Singdrossel) durcharbeitet, inwendig noch mit etlichen Grashälmchen und Würzelchen, selten noch mit einigen dürren Blättern belegt. Manchmal sind äußerlich viel Moose oder Flechten angelegt. Bei einem andern Nest findet man dagegen nur Reiser, Halme oder feine Wurzeln. Meist ist aber Schlamm, zuweilen auch Kuhdünger eingearbeitet; am meisten gewöhnlich am Boden und am Rande; doch kommt es auch vor, daß man ein gut verstecktes Nest ohne jede Spur von Schlamm, nur aus Moos, dürren Stengeln und

Halmen bereitet, findet. Es ist ein festes Nest, hat eine bedeutende Weite, so daß wohl an 15 Eier darin Platz hätten. Während des Brütens ist es innen etwas feucht. Von dem Nest der Singdrossel ist es zu unterscheiden, denn es ist immer größer, meist auch etwas länglich, und auf der Erdlage nach innen noch mit Hälmchen oder Würzelchen gefüttert. Bei der Singdrossel ist die Erdlage nackt. Zu Ende des März gewöhnlich aber im Anfang des April findet man 4 bis 5, aber sehr selten 6 Eier, welche auf blaß graugrünlichem Grund mit matt rostfarbigen, auch violettgrauen, kleinen Flecken über und über besetzt sind. Die Brütezeit dauert 15 Tage. Die Maße märkischer Eier betragen: 27,9 + 21 mm. Mit 12 bis 15 Tagen gehen die Jungen aus dem Nest, weil der Raum für sie zu enge wird. Sie werden dann auf dem Boden umherhockend von den Alten gefüttert, aber — leider — den lauernden Katzen häufig zur Beute. Im Walde sind es die Eichhörnchen und Häher, welche die Nester ausplündern. Sie machen bei uns wohl an 3 Bruten, nehmen aber wegen ihrer vielen Feinde nicht besonders an Anzahl zu. Selbst 4 Bruten gehören nicht zu den großen Seltenheiten.

Die Jungen sehen dem Weibchen ähnlich, sind am Kopfe und Halse aber stärker rostfarben überlaufen, oben mit rostfarbigen Schaftflecken, und an den untern Teilen mit vielen dunkelbraunen Flecken bestreut. — Im Neste beisammen kann man die Männchen dadurch unterscheiden, daß dieselben stets etwas dunkler sind. Wenn sie hungern, rufen sie laut: „zi zi“ oder „zi zi zja!“ Die zwei ersten Silben hoch, die dritte etwas klatschend. — Man kann sie mit altbackenen Semmeln in Milch erweicht, Fleischstückchen und Käsequark leicht aufziehen. Frischer Käsequark ist überhaupt für alle Drosseln, sogar für noch zartere Vögel, ein sehr geeignetes Aetzfutter; fügt man noch Ameiseneier und einige reife Kirschen hinzu, so gedeihen sie vortrefflich. Rein- und Warmhaltung der Jungen ist aber unerläßlich.

Die Amsel ist ein äußerst vorsichtiger und kluger Vogel, welcher Tag und Nacht auf seiner Hut ist. In ihrem Benehmen verrät sie Kraft und Munterkeit; wenn sie sich unbemerkt glaubt, hüpft sie gelassen auf der Erde unter den Gebüschen hin, wobei sie immer ihr listiges Aussehen behält. Stößt ihr etwas Auffallendes zu oder auch beim Niedersetzen nach einem Anfluge, so richtet sie den ausgebreiteten Schwanz langsam in die Höhe und zuckt ein wenig mit den Flügeln; wird sie aber erschreckt, eines Jägers oder eines Raubtieres ansichtig, so flüchtet sie mit hellgellender Stimme lärmend und macht ihre ganze Nachbarschaft aufmerksam. — Der Flug ist wegen der Kürze ihrer Flügel nicht gar zu schnell, flatternd, wobei die Flügel wieder angezogen werden, doch immer gerade aus, nicht wogend, und so schießt sie gleichsam in langen Absätzen dahin, woran man sie schon aus der Ferne erkennen kann. Wenn sie über eine freie Fläche muß, so sieht man an ihrer heftigen Eile, daß sie sehr ängstlich dabei ist; sicher und gewandt fliegt sie jedoch durch das dichteste Gebüsch, und weiß dabei meisterhaft jedes Anstoßen zu vermeiden. Sie hüpft wie andere Drosseln, dazwischen sieht man sie aber auch schrittweise laufen, bald springend oder langsam schreitend.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Regenwürmern, Maden, Insektenlarven, kriechenden Insekten, kleinen Schneckchen, Käferchen und Ameiseneiern, welche sie aus kleinen Haufen gelegentlich hervorstöbern; ferner aus weichem Obst, aus Kirschen und allen Arten von Beeren, besonders von Traubenbeeren. Mit ihrem Schnabel wenden sie das faule Laub und Moos um, und werden auf diese Weise vieler Insekten habhaft. In der Frühe und in der Abenddämerung, insbesondere bei feuchtem Wetter, fangen sie hauptsächlich Regenwürmer, welche unsere gewöhnlichen Gartenvögel nicht berühren. Enten deswegen zu halten, ist nicht rätlich, weil sie mit ihren breiten Sohlen mehr Pflanzen zertreten, als ihr Nutzen betragen würde. Hühner aber kommen gar nicht in Betracht, weil sie durch Scharren und Abfressen zarter Triebe wahre Gartenverwüster sind. Dieser Nutzen durch die Amseln ist deshalb sehr hoch anzuschlagen. Ihren Jungen tragen sie oft den ganzen Schnabel voll kleiner Würmer zu. Die großen Würmer verstehen sich mit ihrem Hinterteile, das sie wie einen Fächer ausbreiten, kräftig in ihrer Röhre festzuspannen, so daß die Amsel oft lange ziehen muß, bis die Kraft des Wurmes erlahmt und ihre Beute wird; läßt sie ihn bälder los, so fährt er in seiner Röhre zurück und ist für sie verloren. Diese großen Würmer werden zerstückelt. Gegen Personen, welche im Garten mit Schore und Haue arbeiten, werden sie bald so vertraut, daß sie sich beinahe bis unter die Hände

wagen und bloß gelegte Würmer aufnehmen, was ein Beweis ist, daß sie hungernde Junge haben. Verfasser sah sie auch schon Maikäfern in der Luft nachfliegen und sie fangen, wie es etwa die Sperlinge machen. — Im Zimmer gibt man ihnen altbackenes Weißbrot und Fleisch mit etwas gelben Rüben vermengt. Sie verlangen einen großen Drosselkäfig zu ihrem Aufenthalt, und viel Wasser zum Trinken und Baden. Den Käfig muß man der Reinlichkeit wegen mit zwei Zinkkästchen versehen; auch kann man zum Einstreuen Rasenerde statt Wassersand nehmen. Die Wildfänge sind anfangs scheu, gewöhnen sich aber doch nach und nach an ihr Futter, besonders leicht die im Winter gefangenen, welche man aber, wie überhaupt alle zu dieser Jahreszeit gefangenen Vögel, nicht sogleich in stark geheizte Zimmer bringen darf, weil sie oft diesen schnellen Wechsel nicht ertragen können und sterben. Auch verhüllt man den Käfig einige Wochen mit einem grünen nicht allzu dichten Zeug. Einmal eingewöhnt, halten sie sich viele Jahre und erfreuen durch ihren äußerst angenehmen, flötenden Gesang, welcher aus leisern und lautern Strophen zusammengesetzt ist und einen heitern Charakter hat. Beim Singen sitzt die Amsel meist hoch im Gipfel eines Baumes, oder auf dem First eines Gebäudes, und läßt ihren schönen Gesang weithin erschallen, besonders morgens und abends, bei dessen Anhörung man sicher zu der Einsicht gelangt, daß ihr Naturgesang weit ansprechender klingt, als ein künstlicher; denn jung aufgezogene Amseln, welche sehr gelehrig sind, kann man durch fleißiges Vorpfeifen mehrere Arien lehren, die, mit ihrer hellen und reinen Stimme gepfiffen, zwar einige Zeit vergnügen können, aber bald auch erkennen lassen, daß ihr Naturgesang weit schöner ist, als künstlich erlernte Melodien, welche durch stete Wiederholung nur Langeweile und Ueberdruß verursachen. Auch fangen sie morgens in aller Frühe mit lauter weitschallender Stimme zu singen an und werden dadurch nicht selten sehr lästige Störenfriede des süßen Morgenschlafes, besonders wenn dies durch angelernte Gassenhauer geschieht. Das sind Schattenseiten, die man aber mildern kann, wenn man abends den Käfig dicht verhüllt oder an einen andern Platz stellt. — Will man eine Amsel in den Flug verwenden, so dürfen nicht andere ihresgleichen oder Drosseln darin sein, weil sie — wie im Freien — ihr eigenes Revier behaupten, sich oft heftig bekämpfen und zu tot jagen. Für den Flug zu kleinen Vögeln ist eine Amsel schon zu groß, deshalb wähle man nur gutartige Vögel; denn obwohl sie mit andern kleinen Genossen meistens verträglich sind, so kann ein kräftiger Schnabelhieb denselben doch gefährlich werden. Deshalb ist Vorsicht geboten, ehe man einen Vogel von Amselgröße in einen Flug zu kleinen Vögeln setzt. — Nicht alle eingefangenen alten Amseln singen im Käfig sogleich laut; es vergeht oft ein Jahr, ehe sie ihre Schüchternheit abgelegt und sich an ihre neuen Verhältnisse vollkommen gewöhnt haben. — Ihre Lockstimme ist „ssrii ssrissrii“; dann hört man ein „back back“, oder rascher: „backbackbackback“, zuweilen hohl und tief, wie „buck buck“; in lebhaftem Affekt schnell hintereinander „badi bä bäträrräbäbäbäbä babä dui“. In der Gefahr schreien sie „batzri batzri backbackbackback“; dann hört man auch noch ein hohes, helles „tix tix tix“. Wenn sie von einer Katze gefangen sind, zeigen sie ihre Todesnot durch ein durchdringendes „zirrirrirrirri zirrirrii“ an.

Ein Amselpaar ist in einem größern Verschlag oder Zimmerchen ohne große Schwierigkeiten zum Nisten zu bringen. Man belegt den Boden des Verschlags tief mit Wald- oder Rasenerde, verteilt Laub, feine Reiserchen, etwas feucht gehaltenes Waldstroh, Haidekraut und andere Pflanzenstengel, besonders aber Moos als Baumaterialien, wovon sie gewöhnlich ein schönes Nest in irgend einem Versteck, in einem Verschlag, oder auch in dem Gezweige eines Tannenbüschchens herstellen. Haben sie es zu Jungen gebracht, so wähle man als Hauptfutter für die ersten 8 Tage nur Ameiseneier, besonders sehr viele kleine Regenwürmer, sehr kleine Gehäusschneckchen aus Garten und Weinberg, und etwas gehacktes Fleisch. Später fügt man sauern Käsquark bei. Wenn das Amselmännchen die Brut stört, sperrt man es sofort ab, und überläßt das ganze Brutgeschäft dem Weibchen. Daß man zum Bodenbelag Erde statt Sand nehmen muß, hat seinen Grund darin, daß die Amseln die Atzbrocken tüchtig im Sande wälzen, und dadurch den Magen ihrer Jungen allmählich so mit Sand überfüllen, daß sie an Magenlähmung sterben müssen, was bei der Gartenerde nicht so leicht eintritt. Eine merkwürdige Beobachtung wurde von Prof. Liebe bei der

Züchtung mit Amseln gemacht, nämlich daß die Alten nach dem Aetzen einige Tropfen klaren Speichels in die offenen Schnäbelchen fallen ließen.

In unsern Gärten wird die Amsel sehr nützlich durch das Wurmen, wie schon vorhin erwähnt wurde. Ganze Bündel kleiner Regenwürmer, wohl 6 bis 10 Stücke zumal, schleppt sie ihren Jungen im Schnabel als Aetzung zu, wie es nicht leicht ein anderer Vogel thut. Auch viele Schneckchen, Raupen und andere Pflanzenverwüster werden von ihr vertilgt. Ihr Schaden beschränkt sich auf das Verzehren von Gartenbeeren, weichen Früchten, besonders Birnen, und Traubenbeeren. Durch Vorhängen von Scheuchlappen und durch Blindschüsse sind sie leicht abzuhalten, und es wird wenige Gartenbesitzer geben, welche diesen edlen Singvogel aus ihrem Besitztum ernstlich austreiben wollen. — In buschreichen Gärten, in unsern Anlagen, besonders auf unsern reich bepflanzten Friedhöfen, leben die Amseln mit Schwarzköpfchen, Müllerchen, Weidenlaubvögeln, Feld- und Hausrotschwänzchen, Fliegenschnäppern und manchen andern Vögeln friedlich beisammen. Auch im Winter bemerkt man auf den gemeinsamen Futterplätzen keine auffallende Feindseligkeit von den Amseln gegen die kleinen Teilnehmer, welche dem großen Vogel zwar Platz machen, aber durchaus nicht den gemeinsamen Futtertisch ängstlich vermeiden, wie sie es bei einem gefährlichen Nachbar wohl thun würden. Man wollte vor einigen Jahren in der Amsel einen nesterplündernden Vogel entdeckt haben. Aber die Amsel sucht ihr Futter der Hauptsache nach auf dem Boden, besonders Regenwürmer; was sie von Insekten und von guten reifen Beeren findet, ist willkommen. Später geht sie den weichen süßen Baumfrüchten nach, welche sie anpickt. Nie aber sucht sie Hecken und Gebüsche nach Nahrung durch, wie es die Grasmücken thun. Ein eigentlicher nesterplündernder Vogel, nach Häherart, kann sie deshalb niemals sein, weil sie bei ihrem Suchen nach Futter nicht leicht an Plätze kommt, wo Nester angelegt sind. Hören wir, was Altmeister Bechstein über Nutzen und Schaden sagt: „Ihr Gesang verschafft dem Naturfreund und mehr noch dem Liebhaber Freude und hohen Genuß. Auch durch ihre Nahrung, besonders durch Fang der Regenwürmer im Gartenwerk werden sie nützlich. Den Schaden, den sie im Zimmer durch Abtreibung von kleinen Singvögeln thun, wenn man sie (widernatürlich) mit denselben enge zusammensperrt, kann man leicht verhüten, indem man sie nur in geräumigen Volieren hält. Im Freien töten sie nichts.“ Wir stellen sie deshalb zu den nützlichen Vögeln, und — wohlgemerkt! — zu den Edelsängern, welche im Frühjahrsjubel mit ihrer weithin hörbaren hellen Flötenstimme eine ganze Landschaft beleben, das Herz jedes Naturfreundes hoch erfreuen, und durch ihre einfache Schönheit unsern Gärten zur Zierde gereichen!

Sie werden auf den Märkten nebst andern Drosselarten im Spätjahr feilgeboten. Zwei Stück gehen auf einen „Klubb“. Dies ist so ein Fall, wo man unsere Gesetzgebung — soweit sie für den Tierschutz eintritt — nicht begreifen kann. Der abgewürgte Vogel darf verkauft und verspeist werden; der lebendige Vogel, den sich der Vogelliebhaber zum Halten im Zimmer wünscht, kann nicht verkauft werden, weil Fang und Verkauf von lebendigen Vögeln gesetzlich verboten ist. Wann werden endlich solche widersinnige Bestimmungen ausgemerzt werden?! Und wie wenig werden sich die Süd-Franzosen, Italiener und Griechen beeilen, den Massenfang und ihre Vogelbraten abzuschaffen, solange bei uns dieselbe Feinschmeckerei gesetzlich unterstützt, im übrigen aber ihnen der Braten sozusagen in die Küche getrieben wird, da wir es nicht dahin bringen können, für die Vogelfreunde Deutschlands einige Tausend Zugdrosseln lebendig zurückzuhalten! — Im alten Rom wurden sie in großen Vogelhäusern auf künstliche Art gemästet, um die luxuriösen Tafeln der Reichen als leckere Speisen zu zieren. — Beim Fangen sind die Amseln übrigens sehr vorsichtig, am schlauesten unter allen Drosseln, mit denen sie auf gleiche Weise, aber in bedeutend geringerer Zahl, gefangen werden. Im Winter, wenn sie der Nahrung wegen in die Nähe der menschlichen Wohnungen und in die Gärten ziehen, sind sie noch am leichtesten zu fangen, denn der oft sehr starke Hunger überwindet zuletzt ihre Bedenklichkeiten. Mit Laufschlingen oder Leimruten, vor welchen man Lockspeisen anbringt, geht dies dann ohne große Schwierigkeiten. Auch mit großen Nachtigallgärnchen und selbst in größern Meisenschlägen kann sie der Liebhaber für den Käfig fangen.

Fremde Drosseln,

die zuweilen in der Aufregung des Zugtriebes die gewöhnlichen Grenzen überfliegen und bei uns als seltene Wandergäste erscheinen. Die meisten derselben haben ihre Heimat in Mittel- und Ost-Asien. Hier beschrieben: 8 Arten.

Die Weichfederdrossel. Turdus mollissimus, *Blyth.*

T. mollissimus, *Blyth* 1842; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; — T. rostratus, et oreocincloides, *Hodgs.* 1844; — Oreocincla Hodgsonii, *Bp.* 1854.

Kennzeichen. Am Unterflügel durch alle Schwingen ein schräger, gelbweißer Streif; die großen Deckfedern schwarz, die kleinen weiß. Alle obern Teile einfarbig, ohne helle oder dunkle Flecke; die untern an den Seiten auf schön rotgelbem Grunde mit braunschwarzen Halbmondflecken. Größe der Misteldrossel.

Länge 26,3 cm, Schwanz gut 9,8 cm, Flugweite 44,2 cm, Schnabel 2,2 cm, Lauf 3,7 cm.

Beschreibung: Alle obern Teile sind von einem angenehmen Olivenbraun, Nacken und Bürzel etwas heller; die Wangen schwarzbraun und rostgelb grob gestrichelt; Kinn und Gurgel weiß; Brust und Seiten lebhaft rostgelb mit dreieckigen braunschwarzen Flecken, die nach unten halbmondförmig werden; untere Schwanzdeckfedern weiß, mit rostbräunlichen Schmitzen. Auf dem zusammengelegten Flügel bilden die rostgelbbraunen Säume zwei helle Binden; die hintern Schwingen mit braunschwarzen Flecken und helleren Kanten. Das Weibchen ist etwas matter gefärbt, die hellen Querstreifen auf dem Flügel deutlicher und breiter. Der Schnabel ist schwarzbraun, gegen die Mundwinkel gelb; die Augen mit weißgelblich gefiederten Augenlidern, tief dunkelbraun; die Füße schmutzig fleischfarben. — Man findet sie im mittleren Asien, vom Himalaya bis Japan; wie weit sie westlich streicht, ist noch unsicher, doch soll sie sich zuweilen ins südöstliche Europa verirren. — Sie bewohnt in ihrem Vaterlande die Gebirgswaldungen, kommt auf dem Zug auch in ebenere Gegenden und nährt sich von Insekten, Gewürm und Beeren.

Die Bergdrossel. Turdus dauma, *Latham.*

Taf. 6. Fig. 4.

Goldbdrossel, Whitesdrossel. — T. dauma, *Lath.* 1790; *A. Br.* 1882; — T. varius, *Pall.* 1811; — T. aureus, *Holandre* 1825; — T. Whitei, *Eyton* 1836; — Oreocincla aurea, *Bp.*

Kennzeichen. Der Unterflügel an seiner obern Hälfte der großen Schwingen mit einem schräg gegen die Spitze laufenden gelbweißen Band, die Flügeldeckfedern hier weiß, quer schwärzlichgrau gefleckt; die obern Teile auf gelbolivengrünem Grunde jeder Feder schwarz eingefaßt. Schwanz 14 Federn. Größer als die Misteldrossel.

Länge 27,3 cm, Flugbreite stark 45,5 cm, Schwanzlänge 9,8 cm, Schnabel 2,2 cm, Fußrohr 3,7 cm.

Beschreibung. Oben gelblicholivengrüngrau, jede Feder stark schwarz eingefaßt; die Federn haben helle Schaftstriche; die Schwanzfedern sind schwarz, gelblicholivenbraun gekantet, das mittelste Paar ganz gelblicholivenbraun. Die Flügelfedern sind schwarz, dunkelrostgelb gekantet, wodurch der zusammengelegte Flügel viel von dieser Färbung zeigt, aber auf den großen Flügeldeckfedern und unter diesen auf den Schwingen zwei dunkle Binden bildet. Der Unterkörper ist weiß; von der Kehle an jede Feder halbmondförmig schwarz eingefaßt, die schwarzen Schuppen orangegelb begrenzt; so auch die Halsseiten. Unter der Kehle fangen die schwarzen Schuppen sehr fein an und werden nach dem Bauch immer größer. Die untern Schwanzdeckfedern sind weiß mit einzelnen schwarzen Flecken. Der Schnabel ist oben braunschwarz, nach den Mundwinkeln gelb; das Auge tief nußbraun, mit weißbefiederten Lidern; die Füße schmutzig fleischfarbig.

Die schöne große Drossel ist im mittleren Asien heimisch, verirrt sich in den Südosten Europas und wurde auch schon in England, Schweden, Frankreich, am Rhein und in Deutschland einzeln gesehen und erlegt. Ihre Lebensweise gleicht der anderer Drosseln.

Die Dunkeldrossel. Turdus obscurus, *Gmelin.*

Taf. 6, Fig. 5.

T. obscurus, *Gm.* 1788; *Lath.* 1790; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — T. pallens, *Pall.* 1811; *Blas.* in Naum. 1860; — T. Seyffertitzii, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die Brustseiten mit rostgelbem Anstrich, Kropf und Unterrumpf gänzlich ungefleckt; über den Augen ein weißer Streif; die Unterflügeldeckfedern licht gelbgrau, gelblich weiß und grau gemischt; die äußerste Schwanzfeder am Ende mit einem verdeckten weißen Streifchen.

Länge 21,5 cm, Flugbreite 37,1 cm, Schwanzlänge 8,4 cm, Schnabel 1,6 cm, Fußrohr 3,3 cm. Kaum größer als die Singdrossel.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Beschreibung. Die obern Körperteile sind dunkelolivenbraun; Körper und Hals graubraun; auf dem zusammengelegten Flügel ein helles Fleckenbändchen von den großen Deckfedern gebildet; auf den Schulterfedern helle Spitzflecken; über den Augen ein weißer Streifen; die Kehle weiß; vom Schnabelwinkel laufen einige Reihen schwärzlicher Längsflecken. Die ganze Oberbrust und die Seiten der Unterbrust rötlichrostgelb, fast pomeranzenfarbig; Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß, letztere mit wenigen Fleckchen. Im Herbst sind die Farben frischer, auf dem Rücken bemerkt man einige Flecken: das Pomeranzengelb der Unterseite ist lebhafter und zeigt hie und da einige weiße, mit schwarzen Flecken bezeichnete Federn; die hellen Zeichnungen auf dem Flügel sind statt weiß, blaßgelblichbräunlich. Der Schnabel braunschwarz, nach unten und hinten gelb; die Füße trübgelblichfleischfarbig; die Augen tief braun. Weibchen trüber gefärbt.

Sie kommt in Sibirien, namentlich in den Gebüschen der Flüsse Dauriens, in den Gebirgswäldern um den Baikalsee, ferner in den Waldungen von Java und auf dem Himalaya vor, und scheint über einen großen Teil Asiens verbreitet. Auf ihren Zügen kommen einzelne nach Rußland, Polen, ja selbst nach Schlesien, Sachsen, Preußen und andern Gegenden Deutschlands.

Ihr Gesang soll melodisch und angenehm sein, Nahrung und Betragen mit den andern Drosseln übereinstimmen. Das Nest steht zwischen Baumzweigen, hat ein massives Aussehen, besteht aus Reischen, Wurzeln, besonders grünem Laubmoose, ist nach innen mit einer erdartigen Masse ausgestrichen und mit feinen Hälmchen, Würzelchen und Fasern belegt. Es enthält etwa 5 Eier, welche auf frisch bläulichgrünem Grunde lichtviolettgraue Schalenflecken und größere und kleinere Flecken von bräunlicher Farbe haben, welche, wie gewöhnlich, am stumpfen Ende zahlreicher stehen. Die Schale hat einen matten Glanz.

Die Blaßdrossel. Turdus pallidus, *Gmelin.*

T. pallidus, *Gm.* 1788; — T. daulias, *Temm.;* — T. obsoletus, T. advena, *Br.*

Kennzeichen. Etwas größer als die Singdrossel. Oben olivengelbbraun, unten weiß, an dem Kopfe und den Seiten grau, schwachgelblich überflogen; vom Unterschnabel ziehen sich an den Kehlseiten zwei verloschene Streifen herab. Schwingen braun, innen breit fahlgelb gerandet, außen gesäumt; große Flügeldecken mit schmalen weißen Spitzen; Schwanz olivenbraun, außen heller gerandet; die 3 äußersten Federn innen mit weißem Endfleck, welcher an der äußersten sehr breit, an der 3. sehr schmal ist. Augenstern braun, Schnabel oben hornbraun, unten horngelb; auch die Füße gelblich. Weibchen in der Färbung bläßer.

Sie bewohnt Ost-Asien wie die vorige, besonders China und Japan, und sucht in jenen Ländern ebenfalls im Winter mildere Gegenden auf. Auf dem Zug wurde sie schon mehrmals in Deutschland und Frankreich gefangen. Das Nest ist aus Kräutern und wenigen Baumblättern zusammengesetzt, welche stark mit Lehm verbunden und innen mit zarten Gräsern gepolstert sind, es enthält etwa 4 bis 5 Eier, die auf mattgrünlichem Grunde fein, zuweilen auch gröber rötlichbraun gefleckt sind. Die Flecken sind etwas länglicher und strichartiger als bei denen der Dunkeldrossel, T. obscurus, welchen die gröber gefleckten Eier gleichen. Maaße: 30,2 + 20.2 mm. (Cab. J. 1875, S. 247.)

Die Rothalsdrossel. Turdus ruficollis, *Pallas.*

T. ruficollis, *Pall.* 1811; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — T. erythrurus, *Hodgs.* 1844; — Planesticus ruficollis, *Bp.* 1854.

Kennzeichen. Die Schwingen braun, an der Wurzel mit einem scharfen rostgelben, von außen sichtbaren Fleck; die untern Deckfedern der Flügel samt einem Teil der innern Fahne der Schwingen rötlichrostgelb; der Schwanz immer, wenigstens an den Kanten, mit einem rötlichen oder roten Schimmer, über dem Auge ein breiter, in der Jugend lichter, im Alter hell rostroter Streif. Der Oberleib olivengrau, auf Rücken und Flügeldeckfedern mit Rostrot gemischt; von unten weiß, an den Seiten rostfarben gefleckt. Im höhern Alter wird der Schwanz zum großen Teil rostrot.

Länge gegen 24 cm, wovon 9 cm auf den Schwanz abgehen; Flugbreite 43 cm, Schnabel 1,7 cm, Lauf 3,5 cm.

Beschreibung. Altes Männchen: Augenstreif hell roströtlich; Kehle und Hals bis in die Seiten schön rostrot; Seiten des Leibes und After heller; der übrige Unterleib weiß. Der Oberleib olivengrau, Kopf und große Flügeldeckfedern etwas dunkler; Rücken- und kleine Deckfedern rostrot gemischt; von der Schnabelwurzel abwärts auf jeder Seite einige Reihen dunkelgraue rundliche Fleckchen; Steiß rostrot mit

olivengrauen Kanten; Schwanz rostrot, die Mittelfedern, die Spitze, die verdeckten Wurzeln und die Endsäume der Außenfahne braun. Bei jüngern Vögeln ist die rostrote Färbung des Unterkörpers nicht so stark entwickelt; Brust und Weichen häufig mit vorwaltend rostroter Färbung, jede Feder aber schmal grauweißlich gesäumt; die Flügeldeckfedern rötlich gerandet. Bei einzelnen Vögeln auch der Bauch rostrot gefleckt. — Heimat: Ostasien.

Die Rostflügeldrossel. Turdus fuscatus, *Pallas.*

T. fuscatus, *Pall.* 1811; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1855; — T. eunomus, *Temm.*; — Planesticus fuscatus, *Bp.* 1854.

Kennzeichen. Die obern Teile schokoladbraun, im Alter mit Rostfarbe vermischt, dunkler und heller gewölkt; der zusammengelegte Flügel rötlichrostgelb oder rostrot vorherrschend, mit einem meist unverdeckten rostfarbigen Fleck an den Wurzeln der vordersten Schwingen; an den Wurzeln der äußern Schwanzfedern nur wenig Rostfarbe; über dem Auge ein breiter, weißlicher Streif; an den Brustseiten stark braunschwarz gefleckt, der Unterflügel an den Deckfedern und der innern Kante der Schwingen rostfarbig.

Länge 23,3 cm, Schwanz 9 cm, Flugbreite 40,7 cm; Schnabel 1,6 cm, Lauf 3,5 cm.

Beschreibung. Diese Drossel unterscheidet sich von andern sogleich durch die hellfarbige Kehle und Gurgel, welche sich von der schwarzbraunen Oberbrust ziemlich scharf abhebt. Beim alten Männchen ist die Oberseite samt dem zusammengelegten Flügel rostrot, der Flügel lebhafter, als der dunkelgefleckte Rücken; über dem Auge ein gelblicher breiter Streifen; Kehle und Gurgel gelblichweiß, wenig vom Schnabelwinkel abwärts gefleckt; die Halsseite braunschwarz, welche Farbe sich ziemlich scharf abgrenzend auf die Mitte der Brust zieht; die übrige Unterseite weiß, schwarzbraun gefleckt; der Schwanz dunkelbraun von der Wurzel seitwärts mit Rostfarbe. Jüngere Männchen sind oben dunkler rötlichbraun, der Flügel ist nur bräunlichrostgelb mit hellen Streifen, die durch die Kante der Deckfedern gebildet werden. Herbstvögel oben dunkelbraun, der Flügel dunkelgelbbraun, die kleinen Flügeldeckfedern mit roströtlichen Schaftstrichen, auf der Gurgel und Oberbrust dicht schwarzbraun, drosselartig gefleckt. — Schnabel horngelb, Iris bräunlichgelb. — Diese schöne Drossel kommt im östlichen Sibirien und Japan vor, in China ist sie während der kältern Hälfte des Jahres gemein und mischt sich oft unter die Gesellschaften der verwandten Naumannsdrosseln. Sie verstreicht sich zuweilen nach Europa und Deutschland. Nach Middendorf kommt die Rothalsige und Rostflügeldrossel sehr häufig und in Gemeinschaft im Stanowoi-Gebirge vor. Von den Eingebornen wird T. ruficollis die Fichten-, T. fuscatus die Lärchendrossel genannt.

Die Naumannsdrossel. Turdus Naumanni, *Temminck.*

Taf. 6, Fig. 7.

Hügeldrossel. — T. Naumannii, *Temm.* 1824; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — T. dubius, *Bechst.* 1795, 1807.

Kennzeichen. Etwas größer als die Singdrossel. Oberkopf dunkelbraun, alle Federn grau gesäumt; Mantel und Schultern rostbraun, Säume graubraun; Bürzel und obere Schwanzdecken rostrot; ein breiter Augen- und Schläfenstreifen, Kopfseiten und Kehle weiß ins roströtliche ziehend; Zügel, Ohrgegend und ein doppelreihiger Fleckenstreifen neben der Kehle dunkelbraun; Kopfseiten und Oberbrust rostrot, mit schmalen weißlichen Säumchen; Unterflügeldecken ebenso; Unterleib weiß mit herzförmigen rostroten Schaftflecken; Schwingen dunkelbraun, innen breit rostgelb gerandet; ebenso die größte Reihe der oberen Flügeldecken; Schwanzfedern lebhaft rostrot, die beiden mittelsten, und Außenfahnen dunkelbraun, diese innen, — gegen das Ende — ebenso verwaschen. Schnabel hornbraun, wurzelwärts gelb; Iris dunkelbraun; Füße bräunlich. — Das Weibchen hat mattere Färbung.

Dr. David, welcher China lange durchreiste und als trefflicher Beobachter gilt, schreibt folgendes: Die Naumannsdrossel hat viele Aehnlichkeit mit der Rostflügeldrossel, variirt aber sehr in ihrem Gefieder und ist in China sehr häufig, sowohl in der Ebene als im Gebirge. In Peking überwintert sie in den Gärten um die Pagoden (freistehende Tempel), und auch auf den Friedhöfen, nährt sich daselbst von Insekten, Würmern, Beeren, Sophorafrüchten u. a., benimmt sich ziemlich zutraulich, zieht aber zum Brüten wieder nördlicher in die Wälder Sibiriens und in die Mandschurei. Nicht gar zu selten wird aber diese ostasiatische Drossel in den Ländern Europas mit andern, besonders Rotdrosseln gefangen. Sie zeigt sich bei uns im Freien wenig schüchtern, aber — wenn sie in Gefangenschaft kommt — wild wie die Singdrossel. Ihr Gesang soll flötend sein; die Lockstimme klingt schäck schäck schäck; außerdem hört man ein Zipen und Schäckern wie bei anderen Drosseln.

Die Sibirische Drossel. Turdus sibiricus, *Pallas.*

Taf. 6, Fig. 6.

Wechseldrossel. — T. sibiricus, *Pall.* 1811; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882: *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves;* — T. leucocillus, *Pall.;* — T. mutabilis, *Temm.;* — T. atrocyaneus, *v. Hom.* 1843; — Cichloselys sibiricus, *Bp.* 1854.

Kennzeichen. Am Unterflügel der Deckfedern nebst dem Innenrande der meisten Schwungfedern weiß; durch erstere läuft eine braunschwarze Querbinde, unterhalb welcher sich in der Jugend das Weiße hoch rostgelb färbt; das übrige schwarz. Die zwei äußersten Paare der Schwanzfedern mit weißem Fleck an der Spitze; der Oberkörper dunkelschieferfarbig; über dem Auge und den Schläfen ein scharfgezeichneter rein weißer Streif; in der Jugend jener grünlichbraun, der Augenstreif rostgelblich.

Länge 20,4 cm, Flugbreite gegen 38 cm, Schwanzlänge 7,8 cm; Schnabel 1,6 cm, Lauf 2,8 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen ist oben schieferschwarzblau; unten die gleiche Farbe; über den Augen ein weißer Strich, der sich im dunklen Grunde sehr gut ausnimmt. Von der Brust an über den Bauch ein weißes Feld; untere Schwanzdeckfedern weiß, schwarz gefleckt. Schwingen und Schwanz schwarz, dunkel schieferblau gekantet, an letzterem die zwei äußeren Paare mit ziemlich großem weißen Fleck am Ende. Der Schnabel ist hornschwarz; die Augen dunkelbraun; die Füße bräunlich fleischfarben. — Das Weibchen ist oben heller, mehr aschblau, auf dem Scheitel braunschwarz; Kinn und Kehle weiß, mit kleinen schwarzen Fleckenreihen vom Schnabel abwärts, und mit hervorschimmerndem Bräunlichgelb; unten ist der aschblaue Ton stark bräunlichgelb überflogen und mit hellen, dreieckigen, schwärzlich eingefaßten Flecken bezeichnet; über dem Auge ein weißer Streifen. — Vögel im ersten Herbstkleide sehen den Alten nicht sehr ähnlich, und nur im Unterflügel haben sie einige Uebereinstimmung. Der Oberkörper ist grünlichbraun; Kopfseiten und unter der Kehle leicht gelblich orange; Kinn und Kehle weiß, eine deutlich schwarze Fleckenbinde vom Schnabel abwärts; Gurgel fein gefleckt; Oberbrust und Weichen olivengrüngrau, mit weißgelben, sonderbar geformten, fast dreieckigen Flecken; Bauchmitte und Unterschwanzdecke weiß, erstere quer, letztere längs gefleckt. Der geschlossene Flügel und Schwanz ist olivenbraun; auf dem Flügel an den Spitzen der Deckfedern zwei Orangestreifen.

Diese Drossel bewohnt das östliche Nord- und Mittel-Asien, Ost-Sibirien, Kamtschatka, das Amurgebiet, die Mandschurei, Japan, das frühere russische Amerika: Alaska samt Inseln des Behringsmeeres, und wandert südwärts bis Süd-China und Hinter-Indien samt Inselgruppen. Als ruheloser Wanderer kam sie schon nach Europa, westwärts bis Deutschland, Frankreich, Holland. Daselbst wurde sie fast immer in Gesellschaft von Singdrosseln gefangen, mit denen ihre Zugzeit übereinstimmen mag. Sie scheint mehr die buschreichen, reinen Laubholzwaldungen zu lieben, als die gemischten oder bloß aus Nadelholz bestehenden. In der Geschichte dieser wie der anderen aus fernen Weltteilen zu uns wandernden Drosseln gibt es übrigens noch manche Lücke auszufüllen.

Zwölfte Familie: Meise, Parus, *Linné* 1735.

In dieser Familie behandeln wir eine bekannte, nützliche und artenreiche Gruppe. Ihr Schnabel ist kurz und stark, hart, kegelförmig, seitlich zusammengedrückt, oben gerundet, scharfschneidig; Zunge vorn mit 4 bündelartigen Fasern besetzt; Naslöcher klein, mit Borstenfederchen bedeckt; Füße kurz, stark, mit sehr gekrümmten Krallen zum Klettern, mit großen Gelenkballen und Breitsohlen. Lauf vorn getäfelt, hinten über $^3/_4$ Länge geschient. Flügel etwas kurz, die 1. Schwinge klein, kürzer als die Hälfte der 2., doch länger als die Handschwingen. Die 2. kürzer als die 6.; das Gefieder lang, weitstrahlig, weich. — Die Meisen sind gewandte, kräftige, listige und neugierige Vögel, die überaus geschickt klettern und in den Zweigen herumhüpfen, um nach Insekten und deren Brut zu suchen.

Die echten oder Waldmeisen nehmen die Sämereien und andere Futterstoffe zwischen die stark bekrallten Zehen, und picken mit kräftigen Schnabelhieben ein Loch, um den Inhalt in kleinern Bissen herauszuklauben. Sie leben fast alle in Waldungen und Baumgärten, einige im Röhricht, gehören zu den lebhaftesten und keckſten Vögeln und können ausgezeichnet klettern, denn sie hängen bald oben, bald unten, bald seitwärts in den Zweigen, haben zwar keinen besondern Gesang, aber lebhaft sprechende Lockrufe, und allen ist ein

feiner Locton: „sit sit" eigen. Außer der Brutzeit sind sie gesellig und leben in größern Flügen oder in kleinen Gesellschaften. Sie fressen Insekten durch alle Wandlungen, vom kleinsten Ei bis zu den größten Raupen; im Spätjahr und Winter aber auch recht gern ölige Sämereien. Die Weibchen legen in warm gefütterte Nester 6 bis 15 Eier, also mehr als andere Singvögel, werden vom Männchen über die Mittagsstunden abgelöst und in der übrigen Zeit auch von demselben mit Futter unterstützt; die Jungen werden ungewöhnlich lange Zeit nach dem Ausfliegen noch geführt und gefüttert, daß kaum Zeit zu zweimaliger Brut bleibt. Man nimmt einmalige Mauser im Sommer an. Als Merkwürdigkeit mag hier erwähnt werden, daß unsere Meisenarten innerhalb der Tropen nirgends vorkommen. Für die Landwirtschaft sind die Meisen von sehr bedeutendem Nutzen, da sie die Reviere — welche sie täglich durchstreifen — aufs gründlichste von schmarotzenden Insekten reinigen, deshalb suche man sie durch Aushängen von zweckmäßigen Nistkästchen in Baum- und Ziergärten als Brutvögel anzusiedeln, denn beim jetzigen Stand der Obstbaumkultur, wo bei uns alte Bäume mit Höhlungen fast in die Märchenwelt gehören, oder etwaige Astlöcher meist mit Lehm ausgefüllt werden, haben sie häufig Wohnungsnot, sind genötigt, abgelegene Reviere aufzusuchen und werden für gut kultivierte Gegenden selten oder ziehen ganz weg.

Gray zählt in seiner „Hand-List" für die Gesamtfamilie „Paridae" gegen 118 Arten in 27 Gruppen. Von dieser großen Zahl kommen auf Deutschland nur 11 Arten in 4 Gruppen, die mancherlei — sogar erhebliche — Abweichungen zeigen.

Erste Gruppe: **Waldmeise,** Parus, *L.* 1735.

Poecile, Cyanistes, Lophophanes, *Kaup* 1824; — Poikilis, *Blas.* 1863. — Hieher paßt die ganze Familienbeschreibung. Von etwa 40 Arten hier: 8 Arten.

Die Kohlmeise. Parus major, *Linné.*

Taf. 7, Fig. 1.

Spiegelmeise, Große Meise, Brand-, Schwarz-, Speck-, Wald-, Finken-, Gras-, Schinken- u. Pickmeise, Talgmeise, Meisenfink. — P. major, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.; Meves* 1886; — Fringillago, *Belon;* — P. fringillago, *Pall.* 1811; — P. robustus, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Kopf, Wangeneinfassung, Kehle und ein Strich nach Brust und Bauch herab sind schön glänzend schwarz; die Backen weiß; ein Fleck am Nacken weiß und grüngelb; Oberrücken grünlich; Bürzel blaugrau; die 1. Schwanzfeder außen weiß, die 2. mit einem weißen Spitzchen.

Länge 13,7 cm, Schwanz 6 cm, Flügelbreite 21,5 cm, Schnabel 1 cm, Fußrohr 2 cm.

Beschreibung. Kennzeichen genügen. Beim Männchen ist der schwarze Strich auf Mitte der Brust breit, tiefschwarz und setzt sich bis zum After fort. Beim Weibchen verliert sich dieser schwarze Strich schon unter der Mitte des Bauches; auch ist die ganze Färbung nicht so lebhaft. Der Schnabel ist stark, hart und kegelförmig, von Farbe glänzend schwarz, mit weißlichen Schneiden; die Nasfedern schwarz; die Augen sind tief dunkelbraun; die Füße stark und lichtblau. — Man findet auch weißliche Ausartungen, jedoch selten, und eine Abänderung mit grünlichem Ober- und aschgrauem Unterrücken vor. — Die Jungen bleiben so lange im Neste, bis sie völlig flügge sind; diese gleichen ihren Eltern, nur ist die ganze Färbung etwas matter.

Die Kohlmeise bewohnt Europa nordwärts, von Lappland bis in die Südstaaten, von Spanien bis Klein-Asien; von da ostwärts durch Mittel-Asien bis ins ferne Udskoi-Ostrog am Ochotskischen Meer; auch ist sie für Japan verzeichnet; sie überschreitet aber in Asien südwärts nicht den Himalaya. In Nordwest-Afrika samt den Kanaren; in Algier Brutvogel, aber nicht für Nordost-Afrika verzeichnet; obwohl sie in Griechenland, in der Türkei und in Klein-Asien ziemlich gemein und Standvogel ist. Im ganzen aber zieht sie die gemäßigten Striche zum Brüten vor und besucht viele südliche Gegenden nur auf dem Zuge. Nach Norden geht sie so hoch hinauf, als es noch Wälder von einiger Bedeutung gibt. — In Deutschland ist sie allgemein bekannt und eine der gewöhnlichsten

Meisenarten. Bei uns, um Stuttgart, ist die Kohlmeise die häufigste der Familie, dann folgt die Sumpfmeise, die Blaumeise, im Herbst die Tannenmeise, die Schwanzmeise, während man die Haubenmeise nie in den Gärten sieht. — Ihr Aufenthalt ist der Wald, er mag in der Ebene oder auf dem Berge liegen, Nadel- oder Laubholz sein; doch sieht man sie in reinem Nadelholze etwas seltener. Sie bewohnt aber auch Kopf- und Busch-weiden-Pflanzungen, Baumgärten, kurz alle Plätze, wo Bäume und Gebüsche wachsen, selbst mitten in den Ortschaften. Sie halten sich meistens in Baumkronen, in Hecken und Gebüsch auf und kommen nur in der rauheren Jahreszeit oder im Frühling auf den Boden, um ihrer Nahrung nachzugehen. Ihre Nachtruhe halten sie in Baumlöchern, zwischen starken Aesten, in Mauerspalten, Felsenlöchern und zuweilen auch unter den Dachtraufen, und ich vermute, daß sie auch in den Kaminwinkeln übernachten, denn ich fing im Spätjahr schon recht auffallend rußige Meisen.

Die Meisen sind Strich- und Standvögel. — Sie ziehen in größeren oder kleineren Scharen im September und Oktober in südwestlicher Richtung nach milderen Gegenden, und zwar Junge und Weibchen zuerst, welchen sich allmählich auch die Männchen anschließen, so daß nur wenige zurückbleiben. Später kommen auch die nordischen Meisen, von welchen viele die kalte Jahreszeit bei uns zubringen. Einzelne mischen sich unter die Züge der Blaumeisen, Tannenmeisen, Goldhähnchen, Baumläufer, Kleiber, dies sind aber die Vögel, welche uns im Winter nicht verlassen und die Gärten und Waldungen durchstreifen. Dieses Streifen unterscheidet sich auch vom wirklichen Zuge; denn es hat keine bestimmte Richtung, und der aufmerksame Beobachter kann denselben Schwarm alle Tage durch dieselbe Gegend streifen sehen. Auch ihr Betragen dabei ist anders; man bemerkt ein stilles, eifriges Suchen nach Nahrungsmitteln, seltener durch ihre Lockstimmen unterbrochen, und nur ungern fliegen sie über große, freie Strecken. Auf dem Zuge dagegen lassen sie ihre fröhlichen Stimmen laut und oft ertönen; ihr Bestreben, nur in einerlei Richtung vorwärts zu kommen, ist deutlich zu bemerken, und sie machen, wenn sie recht eilen, oft bedeutende Strecken über das Freie. Gewöhnlich fliegen sie, wie andre kleine Vögel, den Bäumen und Gebüschen nach; weicht aber die Lage derselben zu weit von ihrem Ziele ab, so ziehen sie auch, oft stundenlang, über das freie Feld, gewöhnlich nach Westen und sehr hoch in der Luft. Sie ziehen bei Tage, meist in den Vormittagstunden von 8 bis 1 Uhr; zuweilen auch in den Nachmittagstunden, besonders wenn sie schlechtes Wetter spüren. An solchen Tagen kann man viele Hunderte durch eine Gegend ziehen sehen, indem eine Schar der andern folgt, wobei sie sich so beeilen, als wollte eine die andre überholen. Der Hauptzug hört Mitte Oktober auf; dann sieht man nur noch kleine Gesellschaften, und wenn es Reif gibt oder gar schneit und friert, sieht man bloß noch Strich- und Standvögel*). Die letzteren sind gewöhnlich alte Pärchen, welche sich in der Nähe des Ortes aufhalten, wo sie gebrütet haben, weshalb man sie meist in Baumgärten und um die Häuser findet.

Sie nisten in den verschiedenartigsten Höhlungen, in Bäumen, Wänden, Gebäuden, Felsen, gern in den Astlöchern alter Eichen und andrer Bäume, in Löchern und Ritzen der Gartenmauern, in den Wandungen verlassener Krähen-, Elstern- und Eichhörnchen-Nester u. s. w. Am meisten lieben sie Höhlen, welche ein enges Eingangsloch haben. Gar wunderlich und keck ist zuweilen die Wahl der Nistplätze, wie z. B. ein (wenig benutzter) Briefkasten im Hausgang eines bewohnten Gartenhauses als Nistplatz diente. Der Gebrauch dieses Briefkastens wurde der Meisenfamilie zulieb einige Zeit ganz sistiert, und die Brut mit 9 Jungen kam gut aus. — Die Unterlage des Nestes besteht aus Halmen, Moos, Würzelchen, dann folgen Kuh-, Wild- und Pferdehaare, auch Wolle, Schweinsborsten und Federn. In diesem findet man im April 8 bis 12, selten bis 15 Eier von gefälliger Eiform, welche auf reinweißem Grunde mit Flecken und Punkten von schönem Rostgelb, manchmal auch noch von grauer Farbe, übersäet sind. Maße märkischer Eier: 17,28 — 13,07 mm.

*) Meisenzug geht nicht viel über Helgoland. In Ornis 1885 bemerkt Gätke in seinem Jahresbericht Seite 192 vom 31. Oktober: „Nicht ein P. major, noch andre Meisen.“ Auch die weiteren Berichte von 1886 und 1887 weisen nur wenige Meisen auf.

Der durchscheinende Dotter macht, daß die Eier, ehe sie ausgeblasen sind, etwas ins Gelbliche spielen. Diese werden in zwei Wochen gemeinschaftlich ausgebrütet, indem das Männchen sein Weibchen in den Mittagsstunden, etwa von 10 bis 2 Uhr, ablöst. Die Thätigkeit der Alten, eine so große Familie genügend mit Futter zu versehen, ist wirklich bewundernswürdig; die Jungen werden mit lauter Insekten und Räupchen gefüttert, weshalb man die Meisen zu den nützlichsten Vögeln rechnen darf. Die Jungen bleiben so lange im Neste, bis sie völlig flügge sind. — Die zweite Brut mit nur 6 bis 8 Eiern findet man, im Juni in der Nähe des ersten Nestes.

Schon im ersten Jugendkleid sehen die Jungen den Alten so ähnlich, daß die Kohlmeise nicht zu verkennen ist, nur ist die Färbung durchgängig matter. Auch in diesem Kleide ist beim Männchen das Schwarze etwas tiefer, und besonders der Rücken etwas grüner. — Um die Jungen zu erziehen, muß man sie holen, wenn sie etwa 10 Tage alt sind, weil sie später weder aufsperren, noch auch allein fressen wollen, und Hungers sterben, wenn man nicht alle möglichen Kunstgriffe anwendet, um sie zum Aufsperren zu reizen. Sie können mit solcher Kraft den Schnabel zusammenpressen, daß nur ein sehr geübter Vogelwirt sich auf das Stopfen einlassen kann, das hier auch durchaus nicht zu raten ist. Man füttert sorgfältig mit Ameiseneiern und kleinen Stückchen von Kalbsherz, jedenfalls von zartem Fleisch. Die jungen Meisen können nur ganz kleine Bissen schlucken und sind hierin das Gegenteil von vielen andern jungen Vögeln, welche überraschend große Brocken hinabwürgen. Die jung aufgezogenen werden sehr zahm und fliegen nach einiger Zeit mit Gewandtheit zum Fenster aus und ein, haben aber die Gewohnheit, im Freien gern auf dem Boden oder in der Tiefe Futter zu suchen, wodurch sie den Katzen leicht zur Beute werden. Bei zu langem freiem Flug verwildern sie allmählich und vergessen zuletzt des Heimkommen, wie ich es schon häufig mit auferzogenen Jungen erfahren mußte. Hat man die Alten zum Füttern, so steckt man die ganze Famlie in einen größeren Käfig, verhüllt denselben einige Zeit und gibt ihnen kleine, rohe Herzstückchen, Hühnerei, Quark, vermischt mit viel frischen Ameiseneiern samt einigen Mehlwürmern.

Die Kohlmeise ist ein überaus munterer, thätiger, unruhiger, kecker Vogel; sie ist keine Minute ruhig, sondern durchhüpft immer frohen Mutes die Bäume, Hecken und Büsche, klettert an den Aesten umher oder wiegt sich in hängender Stellung an den schlankften Zweigen. Sie durchkriecht hohle Stämme, schlüpft in Mauerlöcher mit den abwechselndsten Gebärden und Wendungen, alles mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit, die ans possierliche grenzt. Sie ist sehr neugierig; was ihr auffallendes in den Weg kommt, betrachtet und untersucht sie, zimmert auch wohl derb mit dem Schnabel daran herum; dabei ist sie aber nicht sorglos, sondern zeigt bei allem viele List und Klugheit; man sieht es ihr gleichsam in den Augen an, daß sie mutwillig und verschlagen ist. Trotzdem ist sie so naschhaft und dreist, daß Verfasser im Spätjahr manche Meisen drei- bis viermal in dem gleichen Schlag fing; ja ein Weibchen zwölfmal, bis er es den Winter über behielt. Der Schlag wurde nämlich im Hausgarten, wo ziemlich viele Meisen durchstreichen, aufgestellt und die Gefangenen wieder in Freiheit gesetzt, nachdem ihnen eine Schwanzfeder mit der Schere wenig gekürzt worden war, woran sie dann bei wiederholtem Fange leicht kenntlich waren. Ebenso unvorsichtig benehmen sich auch die Tannen- und Sumpfmeisen, welche man ebenfalls mehreremal fangen kann, vorausgesetzt, daß sie wieder in Freiheit gelassen werden. So gern sie auch gesellig lebt, so hinterlistig verfolgt sie schwächere Vögel, welche sie bezwingen kann, und tötet sie ohne Umstände; bei ihrem Mut und ihrer Körperkraft bindet sie sogar mit Vögeln, die größer als sie selbst sind, an und ermordet sie; denn sie ist bissig und mordlustig, wie wenige Vögel gleicher Größe. Lahme, altersschwache und kranke Vögel überfällt sie mit Frechheit und zerhackt ihnen mit kraftvollen Schnabelhieben den Schädel, um das Gehirn als einen Leckerbissen zu verzehren. Nur selten gelingt es, eine Kohlmeise zu finden, welche in gutem Vernehmen mit andern Vögeln zusammenlebt, daher sei man sehr vorsichtig und beobachte scharf, wenn man gewillt ist, sie für einen Flug zu benutzen. — Wenn sie auf den Erdboden kommt, hüpft sie daselbst mit ziemlicher Leichtigkeit. Ihr Flug ist ruckweise, doch fliegt sie besser als andre Meisen, und macht auch häufiger bedeutende Strecken über das Freie, wobei sie oft sehr hoch steigt.

Nach Naumann hat diese Meise eine große Furcht vor Tagraubvögeln und vermeidet deshalb den Flug über freies Feld soviel wie möglich; man sieht es auf ihren Wanderzügen, wenn sie aus den Gebüschen über das Freie müssen, daß sie vor einem so gefahrvollen Unternehmen mit ängstlicher Unentschlossenheit zurückscheuen. Oft sitzt die ganze Schar auf dem letzten Baume des Waldes, durch welchen sie gekommen ist, mit unaufhörlichem Locken; dann schwingen sich einzelne auf, folgen aber den rufenden Stimmen der Zurückbleibenden und kehren wieder um. Solche Versuche wiederholen sie drei- bis viermal, bis sich endlich die Beherztesten ermannen, davonfliegen und die ganze Schar nun in größter Eile nachjagt.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Sämereien und Baumfrüchten. Sie haben immer Appetit, fressen beständig, und bringen den größten Teil ihrer Lebenszeit mit Aufsuchen von Nahrungsmitteln zu; sie scheinen unersättlich und fressen alle Arten von glatten Raupen, Insektenlarven, Spinnen, Libellen, Motten, Phryganeen, Ohrwürmern, geflügelten Insekten, kleinen Käferchen, Puppen und Insekteneiern. Sie suchen die mannigfaltigsten Verstecke durch, um ihrer habhaft zu werden, holen sie zwischen den Baumknospen hervor, und hacken sie aus der Rinde, oder durchschlüpfen nach ihnen die Baum- und Mauerlöcher. Im Herbst und Winter fressen sie meistenteils Sämereien, als: den Samen der Nadelbäume, Buchecken, Nüsse, die Kerne der Holunder-, Vogel-, Kreuzdorn- und Faulbaumbeeren, die Kerne vom wilden Obst und noch viele andre. Aber erst in den Gärten finden sie ihre hauptsächlichsten Leckerbissen, Hanf- und Mohnsamen, Sonnenblumen-, Kürbis- und Gurkenkerne, Spinatsamen, den Samen der Hanfnesseln u. dergl. Im Winter besuchen sie die Bienenstöcke, und verzehren die Larven der Honig- und Wachsmotten und die umherliegenden toten Bienen. Hängt man einen gesalzenen und geräucherten Schweinsnabel, den man bekanntlich zum Einfetten der Sägen verwendet, an die geeignete Stelle eines Baumes, so werden sie in Bälde davon naschen. Ein derartiger Nabel gefriert auch bei strenger Kälte nicht fest und kann da gespendet werden, wo man die Meisen mit Futter unterstützen will. Die Art, wie die Meisen ihre Nahrung zu sich nehmen, ist ganz eigentümlich; sie drücken die Insekten auf einen Zweig oder ein Sprungholz mit Hilfe ihrer plattsohligen Füße fest und hacken die Eingeweide heraus. Die Samenkörner nehmen sie ebenfalls zwischen die Füße, hacken ein Loch in die Hülse und holen den Kern hervor, welchen sie dann mit sichtlichem Wohlbehagen und listigem Aussehen in kleinen Bissen verschlucken.

Wenn man die Meisen im Zimmer unterhalten will, so erfordern sie größere Aufmerksamkeit, als man gewöhnlich annimmt, besonders auch die kleineren Arten, denn sie verlangen ein Doppelfutter. Im Freien sind in der guten Jahreszeit Insekten ihre hauptsächlichste Nahrung; von September an halten sie sich an reifende ölige Sämereien, besonders an die größeren, wie Hanf- und Sonnblumenkerne. Dem entsprechend muß man ihre Zimmerfütterung bestellen. Im Spätjahr, wo die meisten Kohlmeisen gefangen werden, macht ihre Eingewöhnung keine Schwierigkeit; man gibt guten Hanfsamen, Sonnblumenkerne, verkleinerte Nußkerne und in einem besonderen Geschirrchen ein altbackenes, in Wasser oder Milch erweichtes Semmelstückchen, das sie bald als gute Kost annehmen. Wer aber Lust hat, diesen hübschen munteren Vogel mit dem ansprechenden Lockgesang auf die Dauer zu unterhalten, muß vom März ab mit einem Mischfutter beginnen, wobei etwas Fleisch ist, täglich einige Mehlwürmer beigeben, und wenn im April die frischen Ameiseneier zu haben sind, auch solche täglich beimischen. Aber auch im Sommer gibt man neben dem Weichfutter noch Hanf und zerkleinerte Nußkerne als Beigabe. Von September an beginnt man wieder mit Sämereien als Hauptfutter wie oben angegeben. Bei dieser Doppelfütterung bleiben sie jahrelang voll ausgelassener Fröhlichkeit. — Erhält man die Meisen aber im Frühsommer, etwa mit den Jungen, so muß man sie behandeln, wie reine Insektenfresser, nämlich wie vorn angegeben, und an ein Mischfutter gewöhnen, wobei auch Quark sein kann. Sonst sind die Meisen keine Kostverächter, lieben die Abwechslung und fressen noch alles, was der Mensch verzehrt: Brot, Fleisch, Gemüse, Obst, Käse, Butter, Fett, Speck, Talg und was sie immer aufzuklauben vermögen; wenn sie im Zimmer frei umherfliegen, kann man das am besten

beobachten. Auch fangen sie Mücken und Spinnen; erstere aber nicht im Fluge, sondern im Sitzen. Im Zimmer sind sie so munter und lebhaft wie im Freien; andre Vögel muß man aber wegen ihrer Mordsucht fern von ihnen halten, denn über kurz oder lang üben sie Tücke aus und töten ihre Kameraden; daher passen sie auch nicht in den Flug, worauf schon vorn aufmerksam gemacht wurde. Will man sie in einen Käfig stecken, so ist ein viereckiger Kastenkäfig viel besser, als ein Turmkäfig, in dem sie leicht schwindlig werden, besonders versäume man nicht, ein Schlafkästchen mit einem Schlüpfloch und etwas Moos im Innern anzubringen, das der Meisennatur nötig ist, da sie nicht gern unbedeckt schlafen. Alle Meisen bedürfen Schlafkästchen, wenn sie richtig behandelt sein sollen. Zuweilen sperrt man sie in einen Haspelkäfig; doch sollte der wahre Vogelliebhaber verschmähen, diesen tierquälenden Apparat anzuwenden. Manche gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft und werden schnell zutraulich; manche aber sind halsstarrig oder werden von Heimweh derart befallen, daß sie daran sterben; diese letzteren setze man, eingedenk des Nutzens den sie bringen, ungesäumt in Freiheit, so lange es noch richtige Zeit ist, da sie sich dann meistens wieder aufraffen und erholen. Oft werden sie so zahm und zutraulich, daß sie das Futter aus der Hand holen und sogar aus dem Munde nehmen. Sie trinken viel und baden gern. Wie hier angegeben, hat man sich auch bei andern Meisenarten zu verhalten, welche alle noch aufmerksamer behandelt sein wollen, als die kräftigeren Kohlmeisen.

Ihr Gesang besteht eigentlich größtenteils nur aus verschiedenen modulierten Locktönen, ist aber sehr hell und melodisch, z. B. „sitti, sitti, sitti, — sizidi, sizidi, sizidi, — siziba, siziba, siziba, zi, — zizigäg, zizigäg, zizigäg, zi, — widä, widä, widä, wid, — sitidn, sitidn." Ihre gewöhnlichste Lockstimme ist ein leise gepfiffenes, hohes „sit sit sit", das allen Meisenarten eigentümlich ist; bei etwas Auffallendem rufen sie fast meckernd: „zi trärrärrärrärr". Dann rufen sie einander noch „pink, pink, pink", ähnlich dem Buchfinken, und locken: „zit dü, zit dü, zit dü!"

Ihre Krankheiten sind gewöhnlich die Abzehrung, Taumel und fallende Sucht; ersteres kommt von allzu schlechtem Futter, oder auch bei halsstarrigen, alten Vögeln vor, welche sich nicht mehr eingewöhnen lassen, das zweite von der Benutzung des Turmkäfigs und das letztere von dem Genusse zu vielen Hanfsamens. — Die größern Fangmethoden sind die Meisenhütten oder der Meisentanz. Ferner fängt man sie mit Sprenkeln, Leimruten und Dohnen, auf dem Tränkherde, und namentlich im Winter mit dem Meisenschlag. Daß sie leicht in die Falle gehen, ist vorn erwähnt. Weiteres darüber, wie auch eine kurze Erklärung des Meisentanzes, siehe unter „Vogelfang". — Uebrigens verdienen alle Meisen als überaus nützliche Vögel sehr geschont und nicht mutwillig weggefangen zu werden.

Die Tannenmeise. Parus ater, *Linné.*

Taf. 7, Fig. 2.

Kreuz-, Schwarz-, Pech-, Wald-, Holz-, Harz-, Hunds-, Speer-, Kleine Meise, Kleine Kohlmeise. — P. ater, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1824; *Glog.; K. & Bl.; A. Br.; Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves;* — P. atricapillus, *Briss.* 1760; — P. carbonarius, *Pall.* 1811; — Poecile atra, *Kaup* 1829: — P. abietum, *Br.* 1831.

Von der etwas ähnlichen Sumpfmeise unterscheidet sich die Tannenmeise sofort durch den weißen Fleck in der schwarzen Kopfplatte.

Kennzeichen. Kopf und Hals glänzend blauschwarz; ein großes Feld auf den Wangen und ein Längsfleck am Nacken weiß; der Oberrücken aschblau, Bürzel rostgrau, der Unterleib weißlich; über den Flügel 2 weißliche Querbinden.

Länge 10,8 cm; Breite 17,9 cm; Schwanzlänge 4,8 cm; Schnabellänge 0,9 cm; Höhe des Laufs 1,8 cm. Größe der Sumpfmeise.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern schwarzbraun; die Füße sind stämmig und schmutzig hellblau. — Das Weibchen ist schwer zu unterscheiden; es ist etwas kleiner, das Schwarze am Kopf nicht so glänzend, und reicht an der Gurgel nicht so tief herab; das Weiße ist schmutziger, der Rücken grauer.

Die Tannenmeise findet sich in allen Nadelwäldern Europas, und fortsetzend durch Asien in den gleichen Breiten bis zum fernsten Osten in Udskoi-Ostrog; im August auf der Insel Achä, und zu Ende Oktober in der Mandschurei beobachtet. Auch in Japan. Sie geht in Europa bis hoch in den Norden hinauf, wird aber im Süden seltener. — In England zweigt sich eine Rasse ab: Parus britannicus, *Sharpe et Dr.*; welche graugrünen Rücken, Flügel und Schwanz hat. — In den Schwarzwäldern unsres Vaterlandes ist die Tannenmeise sehr zahlreich, aber nur paarweise oder vereinzelt, nie scharenweise. Man sieht sie meistens in den hohen Baumkronen, oder doch im höhern Gebüsch. Im Winter sucht sie die sonnige Seite der Wälder auf, zieht sich aber bei schlechter Witterung in die Tiefe derselben zurück. — Im nördlichen Deutschland gehört sie unter die Zug- und Strichvögel; in mildern Gegenden sind sie mehr Standvögel. Ihr Zug beginnt später als bei den Kohlmeisen, nämlich Mitte Oktober, und dauert gegen drei Wochen; ihre Rückkehr fällt in den März. Sie ziehen immer den Bäumen und Gebüschen nach, und kommen dann häufig in Laubhölzern und Baumgärten vor. Die ziehenden Herden haben fast immer auch Goldhähnchen, Haubenmeisen und noch andre verwandte Vögel bei sich.

Sie nisten stets in Nadelholz und nie in reinen Laubwaldungen. Das Nest steht nahe an der Erde oder auf dieser selbst, in hohlen Baumstumpfen, unter alten, überhängenden Fahrgeleisen, in verlassenen Mäuse- oder Maulwurfshöhlen, in Felsen- und Mauerspalten, in hohlen Bäumen, und hinter der Rinde alter Nadelholzbäume. Es besteht aus kurzem, grünem Moos, und ist sehr weich mit Maus-, Reh-, Hirsch- und Hasenhaaren, Federn und dergl. ausgepolstert. In dieses warme Nestchen legt das Weibchen 6 bis 8 niedliche, etwas spitzförmige Eier, welche auf rein weißem Grunde mit größern und kleinern rostfarbigen Punkten besetzt sind. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 14,85 + 11,55 mm. Sie ähneln zwar den Eiern der Haubenmeise, sind aber stets kleiner und sparsamer gefleckt. Die Jungen verlassen das Nest erst, wenn sie völlig fliegen können, und werden von den Alten noch lange gefüttert. Sie sehen, bis auf die mattere Farbe, den Alten gleich. Die erste Brut findet man Ende April, die zweite im Juni. Beim Nestbau und Brüten benehmen sich diese Meisen recht vorsichtig und stille; haben sie erst Junge, dann sind sie es weniger und füttern dieselben ohne sonderliche Scheu, wodurch sie eher zum Verräter an der Brut werden.

Diese dickköpfige kleine Meise ist ein hübsches, lebhaftes, keckes Vögelchen und gibt im Klettern und Anhängen an die dünnsten Zweige keinem ihrer Verwandten etwas nach. Mit den Scheitelfedern kann sie ein kleines Häubchen stellen, was recht nett aussieht. Ihr Flug ist zwischen dem Gezweige sehr gewandt, mit einem leichtschnurrenden Geräusch verbunden, ruckweise, fast hüpfend, doch fliegt sie ungern über freie Räume, und wenn dieses geschieht, mit ängstlicher Eile; beim Niedersitzen bemerkt man ein eignes fächerndes Rucken mit den Flügeln.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten und den Sämereien, welche sie in Tannenwäldern findet; besonders vertilgt sie viele schädliche Schmetterlingseier, kleine Räupchen, Puppen, Larven, Fliegen, Käferchen; im Herbst suchen sie den Samen der Nadelbäume aus den Tannenzapfen hervor und hängen sich deshalb oft in verkehrter Stellung an dieselben. Sie lesen diese Samen auch auf der Erde unter den Bäumen auf und sind dabei so flink wie oben. Wenn sie Ueberfluß an Nahrungsmitteln haben, so legen sie Vorratskammern hinter den rauhen Schuppen und Rissen in der Rinde an, und holen sie gelegentlich wieder hervor, um sie zu verzehren. Ihre ungemeine Thätigkeit bei Anlage dieser Vorräte ist zu bewundern, doch kommen sie ihnen oft sehr gelegen, wenn die Bäume mit Schnee und Reif bedeckt sind. Unter den Wintervögeln, welche auf die Futterplätze kommen, befindet sich nicht selten auch ein Pärchen Tannenmeisen, und sie fallen da sofort durch den weißen Nackenflecken und ihre ungemeine Beweglichkeit auf. Sie verschleppen aber — wie die Sumpfmeisen — mehr Hanfkörner, als sie fressen, um sich Vorräte anzulegen.

Im Zimmer gibt man den Tannenmeisen weiches Futter aus Ameiseneiern, Mehlwürmern, geriebenem Milchbrot, Herz und zerriebenem Hühnerei; nebenbei zerkleinerte Nußkerne, Hanf- und Mohnsamen. Harte Hanfkörner müssen zerquetscht werden, damit sie sich leichter sättigen, weil ihnen das Oeffnen der Samenhülsen nicht so schnell geht, wie den

Kohl- und Sumpfmeisen. Der Instinkt, sich Vorräte anzulegen, zeigt sich auch im Zimmer, wo sie mit großem Eifer in alle Ritzen und Löcher etwas zu verbergen suchen, und es ist komisch anzusehen, wie sie diese Verstecke alle Augenblicke visitieren. Man kann sie auch zu andern größern Vögeln in den Zimmer- oder Käfigflug sperren, weil ihnen die Kraft gebricht, denselben zu schaden, und sie sich ruhiger halten, als die Kohlmeisen; aber man merke sich, wenn sie bei kleinen Vögeln, etwa kleinen Grasmücken oder Astrilden, untergebracht sind, daß es ihnen nicht an gutem Willen fehlt, denselben etwas anzuhaben, denn sie sind stark und keck wie alle echten Meisen. Sie hängen sich in ihrer Rauflust gerne den Vögeln an den Schwanz, was diese in ganz absonderliche Verlegenheit und zu eiliger Flucht bringt, ohne jedoch — außer dem verursachten Schrecken — damit schaden zu können. Sie sind etwas zart, namentlich bemerkt man dies an den Wildfängen, welche leicht beim Eingewöhnen sterben, wenn man es nicht richtig angreift. Man bestecke den Käfig mit Tannenreisern und belege den Boden mit Moos, so wird die Eingewöhnung leichter gelingen. Kann man sie aber zu schon eingewöhnten Sumpf- und Blaumeisen bringen, so gewöhnen sie sich gleich an Käfig und Futter. Dies ist das sicherste Eingewöhnen. Sie halten dann mehrere Jahre. — Es sind allerliebste, artige Tierchen, überaus flink und gewandt, insbesondere bemerkt man ein eignes Rucken mit den Flügeln. Sie werden sehr zahm und vergnügen durch ihr munteres possierliches Betragen. Sie baden gern, deshalb sorge man für ein Badegeschirr.

Ihr Gesang ist ziemlich abwechselnd und besteht aus allerlei klirrenden und zwitschernden Tönen, welche leise sind, aber zuweilen durch ein hellklingendes „sisi sisi sisi" und „sitü büti büti" gehoben werden. Sie singt öfters anhaltend, und sitzt meistenteils ganz ruhig dabei, wie wenn sie etwas recht Wichtiges hervorzubringen hätte, was gegen ihr sonstiges unruhiges Betragen sehr absticht. — Ihr Lockton ist ein leises „sit sit"; ein gezogenes zieb zieb, ein zujit und ein sitüi tüi, welches an den Baumläufer erinnert; ihr Ruf klingt „tüitititi!" dann ruft sie auch noch zuweilen „si täh täh!"

Ihre gewöhnliche Krankheit ist die Dürrsucht, wogegen man mit frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern helfen kann. Bei guter Behandlung hält sie mehrere Jahre aus. — Man fängt sie wie die Kohlmeisen, und selbst der Goldhähnchenfang, bei dem ein gewandter Fänger mit einer langen Gerte, an die oben ein Leimrütchen gebunden ist, dem Vogel so lange nachschleicht, bis man ihn damit berühren kann, findet hier seine Anwendung, weil die Tannenmeise wenig scheu ist.

Die Haubenmeise. Parus cristatus, *Linné*.

Taf. 7, Fig. 3.

Schopf-, Strauß-, Heiden-, Hörner-, Kobel-, Haubel-, Heubel-, Kup-, Kupf- und Kuppenmeise, Meisenkönig, Toppelmeesken. — P. cristatus, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Glog.; K. & Bl; A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; — Lophophanes cristatus, *Kaup; Meves* 1886; — P. mitratus, *Br.* 1831.

Diese kleine Meise zeichnet sich durch einen spitzigen Federbusch aus, der ihren Scheitel ziert und sie dadurch vor allen kenntlich macht.

Kennzeichen. Der Oberkörper rötlich braungrau; der Unterleib weißlich. Die Kopffedern schwarz mit weißen Rändern und Spitzen; auf dem Scheitel zu einem zugespitzten Federschopf verlängert; Nasenfedern weiß; durch die Augen ein schwarzer Strich; Gurgel schwarz; zwei schwarze Streifen seitlich am Hinterkopf, wie ein Halsband; die Wangen weiß; Schwanz und Schwingen dunkel graubraun.

Länge 12 cm; Flügelbreite 19,8 cm; Schwanzlänge 4,3 cm; Schnabellänge 0,8 cm; Höhe des Fußrohrs 1,4 cm. Nur wenig größer als die Sumpfmeise.

Beschreibung. Obige Kennzeichen genügen. Der Schnabel ist schwarz; die Augenfarbe tiefbraun; die Füße sind schmutzig lichtblau. — Das Weibchen unterscheidet sich zwar nicht auffallend, aber sicher vom Männchen. Es ist kleiner, hat eine viel kleinere Haube, das Schwarze der Kehle geht nicht weit auf die Gurgel herab, das Halsband ist nicht so breit, manchmal undeutlich; das Weiße am Kopf ist schmutziger und die Rückenfarbe grauer. — Eine Abänderung ist die Rostgraue Haubenmeise, Parus rufescens, *Brehm*, mit rostgrauem Oberkörper und rostgrauen Seiten.

Die Haubenmeise findet sich nur innerhalb der Grenzen Europas, von Süd-Schweden bis in die Alpen; hauptsächlich in den Tannenwaldungen Mittel-Europas; in Spanien und Griechenland schon selten; ostwärts bis zum Kaukasus, und nicht über den Ural hinaus. — In Asien treten verwandte Arten auf, so im Himalaya die sehr ähnliche Spitzmeise, Parus melanolophus, *Vig.* 1831, *Gould* 1836; welche oben etwas dunkler ist, und in den Seiten des Unterleibes einen stärkern rötlichern Anflug hat. — In unsern vaterländischen Nadelwäldern ist sie nicht selten; doch bei uns im Südwesten und in der Schweiz seltener als Sumpf- und Tannenmeise. — Sie bewohnt alten finstern Hochwald von Tannen, Fichten und Kiefern, wie auch das jüngere Stangenholz bis zu $3^1/_2$ m Höhe. Sie hält sich in den hohen Baumkronen auf, steigt aber auch in das dichte Gebüsch herab und geht besonders im Frühjahr häufig auf den Boden. Außer der Begattungszeit ist sie fast nie allein und bildet mit andern ihrer Familie, mit Sumpf- und Tannenmeisen, auch mit den Goldhähnchen, ziemlich große Gesellschaften. Es scheint sogar, daß die Haubenmeisen, wenn solche gemischte Herden umherstreichen, immer die Anführer machen, da man den ganzen Troß ihrem Locken nachfolgen sieht. — Sie ist ein Stand- und Strichvogel, denn sie verläßt ihren Nadelwald nur selten. Im Spätjahr und Frühjahr ist der Strich am bedeutendsten; dann findet man sie in kleinen Feldhölzern von Kiefern und Fichten, die oft stundenweit vom größern Walde entfernt sind, und auch in größern Baumanlagen. Wenn sie durch die Obstgärten und Laubhölzer müssen, welche zwischen Tannenwäldern liegen, so streichen sie mit ängstlicher Eile durch. Ihre Anzahl ist übrigens nirgends so groß, wie die der Tannen- und Kohlmeisen.

Sie nisten in hohlen Stämmen, in verlassenen Elstern- und Eichhörnchennestern, in Baumhöhlen mit engem Schlupfloch, in den verwitterten Pfählen alter Wildzäune, bald hoch, bald niedrig, wie es die Gelegenheit darbietet. Ad. Walter fand ein Nest mit Jungen in der Röhre eines Eisvogels. Das Nest besteht aus zartem Moos und Flechten und ist mit Wild- und andern Tierhaaren oder Pflanzenwolle weich ausgepolstert. In ihm findet man 8—10 kurze, bauchige Eier, welche auf reinweißem Grunde rostrote, größere und kleinere Flecken und Punkte haben. Sie sehen den Eiern der Blau- und Tannenmeisen sehr ähnlich, sind aber meistens etwas gröber gefleckt. Die erste Brut findet man Mitte bis Ende April, die zweite, welche aber nur 6—8 Eier enthält, im Juni. Maße märkischer Eier: 16,4 + 12,1 mm. Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus und sehen den Alten bis auf eine mattere Farbe und die kleinere Haube ziemlich ähnlich. — Sie sind sehr heikel und können nur mit Ameiseneiern, Mehlwürmern und kleinen Fleischstückchen aufgezogen werden. Semmeln in Milch erweicht dienen nur auf kurze Zeit als Ersatz und machen die Jungen nach einiger Zeit krank.

In ihrem Betragen gleicht die Haubenmeise den andern Arten; sie ist fröhlich, munter, immer in steter Bewegung, flink und geschickt im Klettern, mutig, zänkisch, dreist, und dabei neugierig und listig. — In Nadelwaldungen verzehrt sie Insekten in unsäglicher Menge, besonders vertilgt sie die Eier vieler schädlicher Forstschmetterlinge, welche sie aus Knospen, Nadelbüscheln, in den Rissen der Rinde u. s. w. aufsucht. Während der Brütezeit fressen sie nichts als Insekten; im Spät- und Frühjahr nehmen sie aber auch Nadelholz- und andre Sämereien. — Als sehr wählerische Vögel muß man sie mit Ameiseneiern und Mehlwürmern an das Nachtigallenfutter gewöhnen, und gibt in besonderem Geschirrchen: Mohn, zerquetschten Hanf- und besonders Nadelholzsamen. Harte Körner kann diese Meise nicht bewältigen, wie die Kohl- und Sumpfmeise, und würde deshalb ohne Zusatz von weichem Futter zu Grunde gehen. Frische Ameiseneier sind sehr zu empfehlen. Das sicherste Eingewöhnen ist, wie schon erwähnt, daß man die Wildfänge zu angewöhnten Meisen bringt. Ist man das nicht imstande, so durchflicht man ihren Käfig mit frischem Tannenreisig, belegt den Boden mit Waldmoos, und sucht wenigstens die Gesellschaft eines Zeisigs herbeizuschaffen. Gesellschaft von ihresgleichen oder von verwandten Vögeln führt viel leichter zum Ziel. Ohne diese Vorsicht und bei geringem Futter hält sie nicht lange aus. — Es sind recht hübsche Vögel, die sich in allerlei possierlichen Stellungen wenden und drehen, die Haube auf- und niederlegen, und bald zahm und zutraulich gegen ihren Ernährer werden.

Ihr Gesang ist unbedeutend und ähnelt dem der Tannenmeise und des Goldhähnchens, läßt sich aber nicht wohl beschreiben. Er ist leise und klirrend und mit den hellen Locktönen verwoben. Ihre Lockstimmen sind ein leises „sit sit", ein gedehntes „täh täh", und ein heller, voller Ruf, der sie vor andern Meisen sogleich auszeichnet, er klingt laut: „zick gürrr", oder „gürrki!"

Fang und Krankheiten sind wie bei der Tannenmeise; ersterer geht mit einem Lockvogel noch am besten von statten.

Die Sumpfmeise. Parus palustris, *Linné*.

Taf. 7, Fig. 4.

Graue Aschen-, Platten-, Mönch-, Blech-, Kot-, Pfütz-, Dreck- und Kehlmeise; bei uns: Zizigäg. — P. palustris, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Br.; Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.;* — Poecile palustris, *Kaup; v. Hom.* 1885; *Meves;* — P. salicarius et stagnatilis, *Br.* 1831, 1855.

Kennzeichen. Die dunkle Scheitelplatte, kohlschwarz mit bläulichem Metallschimmer, setzt sich nur bis über den Hinterhals fort. Der kleine schwarze Kinnfleck endet an der Kehle. Die Oberseite ist rötlich braungrau; die Halsseiten hinter der weißen Ohrgegend rostweißlich, wie Brust, Weichen und die Unterseite; Schwanz und Flügel dunkler und grauer; Nasenfedern schwarz; Schwanz fast gerade, wenig ausgeschnitten.

Länge 11,5 cm, Flügelbreite 19 cm, Schwanzlänge 4,8 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe der Fußwurzel 1,7 cm. Größe der Blaumeise.

Beschreibung: Die obigen Kennzeichen genügen. Der Schnabel ist schwarz; die Augensterne sind schwarzbraun, die Läufe schmutzig lichtblau. — Das Weibchen hat am Kinn einen kleineren schwarzen Fleck; der untere Nacken ist nicht so tief schwarz, und der rostgelbliche Anflug an den Seiten der Brust schwächer. — Die Jungen gleichen den Alten, nur ist die Farbe etwas grauer, der Kinnfleck kleiner oder fehlt ganz.

Diese sehr bekannte Meise findet sich in ganz Mittel-Europa, in Klein-Asien und West-Sibirien. Nordwärts in Schweden bis zum 61. Grad, südwärts bis Spanien, ins mittlere Italien und Griechenland, in letzterem schon selten, aber — nach Finsch — in Bulgarien gemein. Im Norden und auf den Hochalpen Savoyens, der Schweiz, Tirols, Sardiniens fehlt sie, wird aber durch eine sehr nahestehende Art, die Alpenmeise, P. borealis, *Selys,* vertreten. (Siehe dieselbe.) In den Thalgegenden der Schweiz und im flachen Holland ist sie so gemein wie in Deutschland. In der Mark ist sie jedoch weniger häufig als andre Meisen. — Ihren Sommeraufenthalt schlagen sie in den Laubhölzern auf, und zwar in solchen, welche viel Unterholz und nicht zu viel hohe Bäume haben. In großen Wäldern suchen sie die tiefer liegenden Stellen bei Wassergräben, Teichen und Bächen, wo Rohr und Schilf mit Weidengebüschen, Erlen und Kopfweiden vermischt wächst. Ihr Lieblingsbaum ist die Weide. In reinen Rohr- und Schilfdickichten sieht man sie nicht oft, sondern nur in den Laubgebüschen der Ufer, wo jenes wächst; gegen Nadelholz zeigen sie einen entschiedenen Widerwillen; man trifft sie daher selten und nur auf dem Durchzuge in einem solchen. In Siebenbürgen bewohnen sie mit Vorliebe höher gelegene Buchenwaldungen, weichen also dort bezüglich des Aufenthalts ab. — Auf ihren Streifzügen kommen sie in alle Laubholzwälder, sogar in die Baumgärten mitten in den Städten und Dörfern; überhaupt sieht man sie im Winter viel in der Nähe menschlicher Wohnungen sich herumtreiben.

Sie sind mehr Stand- und Strich-, als Zugvögel, denn viele dieser Meisen verlassen selbst in den strengsten Wintern ihren Geburtsort nicht; manche streichen aber umher und besuchen dann Gegenden, wo man sie im Sommer nicht sieht. Wenn sie aber ziehen, so geschieht dies nur paar- oder familienweise; diese kommen wahrscheinlich aus nördlicheren Gegenden, und kehren im März wieder dahin zurück; die Strichzeit im Spätjahr ist der Oktober. — Sie streichen am Tage und meistens in den Vormittagstunden. Bei Nacht schlafen sie in Baumhöhlungen, wie überhaupt alle echte Meisen.

Sie nisten an wasserreichen Stellen, bald in der tiefen Höhle eines Stammes, bald in einem hohlen Aste, am liebsten von knorrigen, abgeköpften Weidenstämmen; bald dem Boden nahe, bald in der Höhe, gewöhnlich mannshoch, und stets mit einem engen, runden Eingangsloch zum Nest. In hohle, mürbe Weidenbäume zimmern sie selbst ein Loch und den nötigen Raum für das Nest, welches sie so geschickt ausmeißeln, daß es wie gedrechselt aussieht. Das Nest hat manchmal eine ganz schlechte Unterlage, bloß von zerbröckeltem Holze und einigen Haaren und Federn; in weiten Höhlen besteht es indes aus Hälmchen, Moos, Flechten, Haaren und Federn. Anfang Mai findet man darin 8—12 kurzgeformte Eierchen, welche auf weißem oder blaugrünlichweißem Grunde mit rostroten, manchmal auch noch mit grauen Punkten bestreut sind. Frisch unterscheidet diese der blaugrünliche Grund von denen der andern Meisenarten, in Sammlungen aber verbleichen sie. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 15,5 + 12 mm. Die Brut wird mit dem Männchen gemeinsam besorgt. Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Ende Juni findet man die zweite Brut mit 6—7 Eiern. — Die Jungen sind ebenso gezeichnet, wie ihre Eltern, doch ist der schwarze Fleck am Kinn kleiner oder fehlt ganz; die Kopffarbe ist nicht so schwarz, und auch die andern Farben sind fahler. Man zieht sie wie die jungen Kohlmeisen auf.

Die Sumpfmeise ist die flinkste, lustigste und possierlichste aller einheimischen Meisen, immer wohlauf, bei Hitze und Kälte, bei reichlicher oder spärlicher Nahrung; eine drollige Gewandtheit in den mannigfaltigsten Stellungen, Gebärden und Stimmenveränderungen ist ihr im höchsten Grade eigen. Bald sitzt sie oben auf einem Zweigchen, bald seitwärts, bald hängt sie nach unten. Alle ihre Bewegungen führt sie schnell und hurtig aus; man kann ihr nicht genug zusehen. Besonders niedlich kosen die Pärchen miteinander; hat eines einen Leckerbissen gefunden, so eilt es schnell zum andern und steckt ihm den guten Bissen in den Schnabel, welchen das andre auch gerade so annimmt, wie es ein junger Vogel thun würde. Sie neckt sich gern mit andern Vögeln, ist, obwohl ziemlich friedfertig, doch nicht so gesellig wie die andern Meisen, aber meist pärchenweis, denn die Paare halten treu zusammen. — Sie ist nicht scheu, auch nicht unvorsichtig, vielmehr schlau und listig, ohne so neugierig zu sein, wie die Kohlmeisen, aber im Meisenschlag leicht zu fangen.

Sie nährt sich von Insekteneiern, Larven, Räupchen, Puppen; auch Wespennester zerhackt sie, um zu den Larven zu gelangen; ferner frißt sie lieber als irgend eine andre Meisenart alle Arten Sämereien, welche den ganzen Herbst und Winter hindurch ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen. Hat sie irgendwo einen Sonnenblumen- oder Hanfstengel mit reifenden Samen entdeckt, welche sie außerordentlich liebt, so fliegt sie mit dem ausgeklaubten Korn zu einem bequemen Sitz, klemmt es zwischen die Zehen, pickt es auf, und wiederholt dies oft und mit einer Gewandtheit, die in Erstaunen setzt. Die Sumpfmeisen, welche mit andern Wintervögeln den Futterplatz überaus keck besuchten, sah ich häufig 3 bis 6 Hanfkörner im Schnäbelchen sammeln und davonfliegen, womit sie zweifelsohne irgendwo ein Vorratskämmerchen anlegten. — Sie fressen auch Salat-, Astern-, Kletten-, Distel-, Hanfnesseln-, Salbei-, Kohl- und Mohnsamen, auch Gurken-, Kürbiskerne und Hafer, nebst noch vielem anderem Gesäme; ebenso auch Holunderbeeren und gelegentlich das Fleisch süßer Kirschen.

Die meisten Sumpfmeisen werden im Herbst und Winter gefangen, wo sie mit Hanf, Sonnenblumen, zerkleinerten Nußkernen und altbackenem Milchbrot in Wasser erweicht, leicht einzugewöhnen sind. Hat man erst eine Anzahl Sumpfmeisen im Käfig, so lassen sich alle andre heiklen Meisen, wie Blau-, Tannen- und Haubenmeisen, auch Goldhähnchen und Zaunschlüpfer, leichter eingewöhnen. Im Frühjahr aber giebt man Weichfutter mit frischen Ameiseneiern, und nebenher noch Sämereien. Mehlwürmer sind immer eine erwünschte Leckerei. — Erhält man ein Nest Junge samt den Alten, so sind solche als reine Insektenfresser zu behandeln, nämlich mit frischen Ameiseneiern einzugewöhnen und zu füttern. Bei anderem Futter verdirbt die ganze Familie, deshalb lasse man solche futterheikle Vögel in der Freiheit, da sie im Käfig zu kostspielig werden. — Der Vogelfreund aber, der die Ausgaben und die Mühe nicht scheut, ein Doppelfutter herzurichten, ohne auf den Gesang zu sehen, der kann keine kurzweiligeren und unterhaltenderen Vögel einstellen, als eben eine Sammlung kleiner Meisen. Jeder Vogel braucht in der Voliere ein kleines

Kästchen mit Schlupfloch zum Uebernachten, was man nicht übersehen wolle, um die Schar zufrieden zu stellen. Bei einiger Aufmerksamkeit halten die Sumpfmeisen lange aus, und machen viel Vergnügen durch ihr heiteres, keckes Wesen. Ihr schnelles Hämmern, wenn sie ein Samenkorn zwischen den Füßen halten, um es aufzupicken und den Kern zu genießen, ist sehr spaßhaft und ihr großer Eifer dabei wirklich unterhaltend. Es kommt im Spätjahr selten vor, daß sie am sogenannten Heimweh leiden, meistens aber bei den im Frühjahr gefangenen Meisen, welche dann das Gefieder aufsträuben, den Kopf unter die Federn stecken und vom Futter nichts wissen wollen. Dann setze man sie schleunig in Freiheit, wo sie sich meistens noch erholen können. Das Mittel, ihren Käfig mit grünen Reisern zu bestecken, Moos auf den Boden zu legen, und womöglich ein Pärchen zusammen zu sperren, hat im Frühjahr zuweilen auch bei frisch gefangenen Meisen einen guten Erfolg, aber nicht immer. Die im Spätjahr oder Winter gefangenen Meisen eignen sich unbedingt besser für das Zimmer, als die im Frühjahr gefangenen, bei denen der Trieb des Nistens schon entwickelt ist, und die den Verlust der Freiheit schwer empfinden. Läßt man sie frei im Zimmer fliegen, so kann man ein Tannenbäumchen oder sonst einen grünen Busch darin aufstellen. Bei den im Zimmer frei herumfliegenden Sumpfmeisen, welche auf Tannenbäumchen übernachteten, fiel mir der ungemein feste Schlaf auf; man konnte sie mit Leichtigkeit wegnehmen, ohne daß sie vorher erwacht wären, wenn man sich auch ganz laut näherte. Sie baden gern und trinken viel.

Ihr Gesang ist leise und vieltönig, aber ohne Bedeutung. Mehr ins Gehör fallen ihre verschiedenen Lockstimmen, als: „sit däh" und „ziä ziä, ziä"; wenn sie verfolgt werden, hört man ein schnelles, scharfes „spitt spitt!" Ihr Lockruf im Frühjahr lautet hell: „zip zip zip zip!" Dann hört man auch ein flötendes: „diä diä ziärrll ziärrll!" Das ziärrll ist ein sehr angenehm klingender voller Ton. Deshalb heißt diese Meise bei uns auch: Ziärrl. Wenn sie aufgeregt ist: „zizi säsäsäsä", oder „zisisisisi", und das bekannte leise „sit sit".

Krankheiten und Fang sind wie bei der Kohlmeise. Wer eine Sumpfmeise wünscht, fängt sie am leichtesten in einem Garten, wo sie sich herumtreiben, mit dem Meisenschlag, den man mit Sonnenblumen und Hanfkörnern bestellt. Um den Schlag herum stellt man einige Blumentöpfe mit Sonnenblumenstengeln, streut auch außerhalb des Schlages zum Anlocken einige Körner Hanf und Sonnenblumen. Hat man erst einen Lockvogel zum Aufstellen in der Nähe des Meisenschlags, so folgen alle Meisen dem Ruf der Lockmeise.

Die Alpenmeise. Parus borealis, *Selys.*

Alpensumpfmeise, Nordische Sumpfmeise. — P. borealis, *Selys* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; — P. Baldensteini, *Wallengren* 1849; — Poecile borealis, *Bp.* 1850; *Meves* 1886; — P. alpestris, var., *Bailly* 1853; — P. assimilis, *Br.* 1855.

Kennzeichen. Die dunkle Scheitelplatte von matt braunschwarzer Färbung, ohne bläulichen Metallglanz, setzt sich über den Hinterhals bis auf den Vorderrücken, der braunschwarze Kinnfleck über die Gurgel bis gegen die Kropfgegend fort, ist also merklich größer, als bei der Sumpfmeise. Gefieder ohne deutliche Rostfarbe; die Halsseiten reinweiß, die Oberseite aschgrau, die Unterseite grauweiß. — Größe der Sumpfmeise oder wenig größer.

Ihr Vorkommen ist in Nord-Europa auf Island, Skandinavien und Nordrußland; in Mittel-Europa auf den Alpen der Schweiz und Savoyens. Diese Alpenmeise hat, bis auf oben angegebene Kennzeichen, so viele Aehnlichkeit mit der Sumpfmeise, daß sie nur der Kenner sogleich zu unterscheiden vermag. Eine gleichfalls sehr ähnliche Meise kommt im gemäßigten und nördlichen Asien, in Sibirien bis Kamtschatka vor. Es ist die Mandarin-Meise, P. kamtschatkensis, *Bp.* 1850, welche oben hellere Färbung und einen langen schwarzen Nackenfleck hat. — Die Alpenmeise ist aber, nach den Beobachtungen von Meves in Stockholm, in ihrer Lebensweise verschieden, denn sie baut, singt und lebt ganz anders als unsre Sumpfmeise.

Die Trauermeise. Parus lugubris, *Natterer.*

P. lugubris, *Natt.* in Temm. 1815; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.;* — Poecile lugubris, *Kaup; v. Hom.* 1885; *Meves;* — Penthestes lugubris, *Reich.* 1850; — P. lugens, *Br.* 1855.

Kennzeichen. Die Oberseite braungrau, mit brauner Scheitelplatte, die mittlern und hintern Schwungfedern rostfahl abschattiert; die Nasenfedern braun, nach unten weiß. Die Unterseite rostweiß, untere Schwanzdeckfedern weiß; Kinn und Kehle graubraun. Der Schwanz schwach abgerundet, fast gerade. Der Kopf beim Männchen schwarzbraun, beim Weibchen graubraun.

Länge 14,6 cm, Schwanz 6,4 cm, Flügel vom Bug bis zur Spitze 7 cm, Schnabellänge 0,9 cm, Höhe des Fußrohrs 21 cm.

Beschreibung. Die Trauermeise erreicht reichlich die Größe der Kohlmeise, und ist also eine der großen Arten. Auf dem Kopf ist eine schwarzbraune Platte; die Oberseite braungrau, Bürzel heller rostgrau; Kinn und Kehle dunkelgraubraun; die Kopfseiten und der Unterkörper weiß, letzterer nach den Seiten mit schwach braunfahlem Anfluge. Die Schwungfedern dunkelbraungrau mit hellen Kanten, ebenso die Schwanzfedern. — Der Schnabel ist schwarz, die Augen nußbraun, die Füße bläulich. Die Weibchen haben eine hellere Scheitel- und Kehlfärbung; ebenso die Jungen.

Am nächsten steht dieser Art die Sibirische Meise, P. sibiricus, *Gm.;* P. cinclus, *Bodd.;* welche sich durch geringere Größe, stark abgerundeten Schwanz, durch rötlichbraungraue Oberseite, Weichen und untere Schwanzdeckfedern, weißliche Brust und graubraunen Scheitel bei beiden Geschlechtern, unterscheidet. Sie bewohnt den Norden Europas und Asiens, hat aber so viel Aehnlichkeit mit P. lugubris, daß sie von manchen Ornithologen nur für eine klimatische Abänderung gehalten wird.

Die Trauermeise dagegen kommt im Südosten Europas vor, in Siebenbürgen, Illyrien, Dalmatien, Sardinien, in Griechenland, in der Türkei, in Süd-Rußland, in Klein-Asien, ums Schwarze und Kaspische Meer. Auf dem Brutplatz stellt sie sich zu Ende des April ein, und ist Anfang September schon wieder auf der Wanderung in wärmere Gegenden. Sie hält sich in Gebirgsthälern gern auf wilden Zwetschen- und Obstbäumen, nie auf hohen Bäumen auf.

Jedes Paar hat sein regelmäßiges Standquartier, das es täglich mehreremal, nach Futter suchend, durchstreift. Sonst ist es ein ungeselliger scheuer Vogel, der die Nähe des Menschen flieht. Mit der Sumpfmeise und Alpenmeise hat sie Aehnlichkeit, ist aber durch die bedeutendere Größe und braunere Kopfplatte zu unterscheiden. Sie lockt meisenartig: „zi zi trärä!"

Die Blaumeise. Parus caeruleus, *Linné.*

Taf. 7, Fig. 5.

Blei-, Mehl-, Käs-, Ringel-, Jungfern-, Himmel-, Pimpel-, Merl- oder Hundsmeise, Blaumüller, Bläule. — P. caeruleus, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1795: *Naum.* 1824; *Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; — Cyanistes coeruleus, *Kaup* 1829; *Meves* 1886; — P. coerulescens, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Flügel und Schwanz blau; der Scheitel blau, bei Jungen grünlich; eine Binde über die Flügel, die Ränder der Hinterschwingen, das Genick und die Einfassung des Scheitels weiß; die weißen Wangen sind blau eingefaßt; ein Streif durchs Auge und ein kleiner Kehlfleck sind schwärzlichblau; der Rücken grün; der Unterkörper gelb; untere Flügeldeckfedern gelb; Schwanz schwach ausgeschnitten.

Länge 12 cm, wovon der Schwanz 5,4 cm wegnimmt, Flügelbreite 20,4 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Laufs 1,8 cm. Größe der Sumpfmeise.

Beschreibung. Diese Meise ist ein prächtiges Vögelchen, von dessen Färbung jedoch die angegebenen Kennzeichen und die Abbildung genügende Vorstellung geben. — Das Schnäbelchen ist stark und schwarz; die lebhaften Augen sind dunkelbraun; die Füße stämmig und hell bleiblau. — Das Weibchen hat dieselben Zeichnungen, ist aber weniger lebhaft gefärbt. — Die Jungen sehen den Alten ziemlich

unähnlich; die untern Teile sind blaß schwefelgelb, der blaue Brustfleck fehlt; durch die Augen geht ein schwärzlichgrauer Strich; ein kleines Fleckchen am Kinn, welches aber oft ganz fehlt, ist auch so gefärbt; die Stirn und ein Querstreif am Hinterkopf ist blaßgelb, der Scheitel ist grünlich blaugrau, ebenso der Rücken und Bürzel; alle übrigen Farben sind schmutziger und bläffer als bei den Eltern.

Diese schöne Meise findet man, den hohen Norden ausgenommen, in ganz Europa, soweit es bewaldet ist, nordwärts bis Finnland, ostwärts noch in Klein-Asien, Persien, West-Sibirien. In Holland sehr häufig; in unsrem Vaterland und in der Schweiz gehört sie zu den bekannten Vögeln. — Sie bewohnt am liebsten die Laubhölzer, besonders in den Thälern großer Ströme und in flachen Gegenden, ferner die Obstgärten und Feldhölzer; reinen Nadelwald vermeidet sie. Sie durchstreift ihn zwar in der Strichzeit, wählt ihn aber nie zu ihrem Sommeraufenthalt. In Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen der ebenen Gegenden ist sie häufig, dagegen selten in hohen kalten Gebirgswäldern. Man sieht sie in den Holzungen bei Dörfern und Städten, in Kopfweidenpflanzungen, in Weidenböschungen, in Gärten, kurz überall, wo Bäume und Gebüsche wachsen. Dabei liebt sie die Nähe des Wassers, und geht gerne öfters in das hohe Rohr, wie die Rohrmeisen. — Sie ist ein Zug-, Strich- und Standvogel; im Sommer lebt sie paarweise, nachher familienweise, und im Herbst ziehen sie sich in ziemliche Scharen zusammen. Von Mitte September bis Mitte Oktober ist die eigentliche Zugzeit, im März kehren sie wieder in nördlichere Gegenden zurück. Doch sind die meisten nur Strichvögel, welche von einem Bezirk in den andern streifen. Wenn sie aus dem Wald heraus und über eine freie Fläche müssen, sind sie dabei so ängstlich, daß sie drei- bis viermal abfliegen und wieder umkehren. Will man sich einen Spaß machen, so braucht man nur, wenn die Schar eben abfliegt, einen Stein oder eine Mütze in die Höhe zu werfen, und die furchtsamen Vögel werden sich vor diesem Schreckschuß wieder blitzschnell in die Büsche flüchten, gerade wie es Kohlmeisen thun.

Sie nisten im April in Baumhöhlen, in ausgefaulten Aesten, seltener in Mauerlöchern und in den Wänden der Krähennester. Der Eingang zum Nest ist immer eng, meistens hoch über dem Boden und schön zirkelrund, wie ausgebohrt, weil sie die Unebenheiten mit ihrem scharfen Schnabel wegmeißeln. Mit andern Vögeln geraten sie oft in Streit, weil in den Löchern einer einzigen alten Eiche manchmal noch viele Vögelarten nisten, wodurch diese sehr belebt wird; denn jedes Pärchen verteidigt die einmal gewählte Höhle mit aller Kraft gegen andre Mitbewerber. So findet man außer ihnen auf dem gleichen Baum auch oft noch Kohlmeisen, Kleiber, Fliegenfänger, Feldsperlinge, Rotschwänzchen, Stare und andre. Das Nest besteht aus einer Unterlage von zarten Hälmchen, etwas Moos und Flechten, und ist mit Haaren und Federn weich und warm gepolstert. Die niedlichen Eier, 8—10 an der Zahl, sind sehr klein und zartschalig, und auf rein weißem Grunde mit vielen rostroten Pünktchen bestreut. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 14,77 + 11,46 mm. — Um zu den Eiern zu gelangen, muß man stets das Schlupfloch mit einem Meißel oder einer Feile erweitern. — Die zweite Brut findet man im Juni mit etwa 6 Eiern. Sie gleichen denen der Kohlmeise, sind aber im Verhältnis kleiner und leichter. Die Jungen erzieht man, wie bei der Sumpfmeise angegeben ist. Dieselben werden überaus zutraulich, bekommen aber nicht das lebhafte schöne Blau wie in der Freiheit. Ein Schotte hat sich der Mühe unterzogen, die Thatsache festzustellen, daß ein Pärchen dieser Meisen am 4. Juli in 17 Stunden den Jungen 475mal Futter zutrug.

Die Blaumeise ist ein reizender, fröhlicher und munterer Vogel; in allen Richtungen häkelt sie sich an die dünnsten Spitzen der Zweigchen und weiß sich überall festzuhalten. Sie ist übrigens fast so zänkisch und hitzig wie die Kohlmeise, und würde andern Vögeln gern zu Leibe gehen, wenn sie nur die Kräfte dazu hätte. Sie sieht sehr listig und verschlagen aus, besonders wenn sie gerade auf einem Zweig sitzt und ein Körnchen zwischen den Füßen mit dem Schnabel ausmeißelt. Die Furcht vor Raubvögeln macht sie außerordentlich vorsichtig; wo sie einen solchen oder nur einen andern großen Vogel, der ihr verdächtig scheint, erblickt, gibt sie gleich ein warnendes „ziträrrärrärrär" von sich, wodurch alle andern Vögel aufmerken. Besonders auffallend sind die eigenartigen Liebesspiele des Männchens bei Beginn der Brütezeit. Unter beständigem Pfeifen und Zwitschern kost es, emsig durch die



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Zweige hüpfend, mit seinem Weibchen, wobei es die drolligsten Posituren macht; endlich schwebt es wie ein Raubvogel, mit ausgebreiteten, stille gehaltenen Flügeln von einem Baume zum andern, und bläht dabei das Gefieder so dick auf, daß es ganz unkenntlich wird.

Ihre **Nahrung** besteht im Freien aus Insekten, deren Eiern, Larven, Puppen und Räupchen, aus den Kernen verschiedener Beeren, weniger aus Sämereien, welche sie im Freien nur selten aufsucht. Auch öffnet sie hartes Gesäme, wie Hanf und Sonnblumenkerne, nicht durch Aufklopfen mit dem Schnabel, sondern sie beißt die Schalen in der Naht durch und verzehrt den Inhalt in kleinen Bissen. — Im Zimmer gewöhnt man sie mit Mehlwürmern an Weichfutter aus Semmel und Fleisch, und gibt in besonderem Geschirr Hanf, Sonnblumenkerne und zerkleinerte Nüsse. Wer sie auf **die Dauer** zu halten wünscht, darf von obigem Futter nicht abweichen und muß auch im Sommer frische Ameiseneier füttern. Wenn sie im Zimmer umherfliegen, ist es ein hübscher Scherz, wenn man ihnen an einem Bindfaden eine halbe Nuß, eine reife Birne oder eine Apfel mitten an die Zimmerdecke hängt; den ganzen Tag schaukeln sie dann daran herum und picken davon ab. Süße Kirschen fressen sie ebenfalls sehr gern. Gibt man ihnen kleine Häuschen mit Schlüpfloch und innen einer Sitzstange, so übernachten sie gern darin, schlüpfen auch bei Tag aus und ein, und es sieht gar niedlich aus, wenn sie mit ihrem runden Köpfchen zum Fenster herausgucken. Wenn sie in einer Voliere von andern Vögeln angegriffen wurden, habe ich bemerkt, daß sie sich von unten an das Sprungholz häkelten und ihren Widersacher in die Zehen pickten, was diesen gewöhnlich zu eiligster Flucht antrieb. Für die Voliere sind die Blaumeisen eine Zierde. Hat sie freien Flug in einem Zimmer, so durchsucht sie alle Winkel nach Insekten, klettert schief an rauhen Gegenständen hinauf, und hüpft auch schief auf dem Boden. — Alten Wildfängen verhüllt man den Käfig mit grünen Laubreisern oder Tannenzweigen, um sie leichter einzugewöhnen, wobei es gut ist, wenn sie gleich in Gesellschaft anderer Meisen kommen; geht das nicht, so bringt man sie doch wo möglich in Gesellschaft anderer Vögel, wozu ich besonders Zeisige empfehle, und bietet ihnen die ersten Tage einige Mehlwürmer, die man auf milcherweichte Semmeln legt. Sie werden zahm und zutraulich; ihr munteres, possierliches Betragen und ihre Schönheit machen sie zu Zimmervögeln sehr geeignet, und wer gern einige muntere Vögel um sich hat, ohne gerade auf den Gesang zu sehen, dem empfiehlt sich vorzugsweise das Halten dieser Meisen. Sie baden und trinken auch viel.

Der **Gesang** ist klirrend und leise; abwechslungsreicher sind ihre **Locktöne**. Man hört ein deutliches: „trrr ruititi, trrr ruititi", ein rauhes: „tjä tjä tjä"; ein leiseres „zizi däbä, zizi däba"; ein „träbäbä, träbäbä", aufgeregt „pink, pink, pink"; trillernd „zizizirrirrirrirrirr"; warnend „ziträrrärrärrär", und das meisenartige „sit sit!" — **Krankheiten** und **Fang** wie bei der Kohlmeise; doch ist die Blaumeise stets mißtrauischer und geht nicht so oft in die gleiche Falle.

Die Lasurmeise. Parus cyanus, *Pallas.*

Taf. 7, Fig. 6.

Große Blaumeise, Lasurblaue Meise, Prinzchenmeise, Säbische Meise. — P. indicus, *Aldr.*; — P. caeruleus major, *Briss.* 1760; — P. cyaneus, *Falk** 1760; — P. cyanus. *Pall.* 1770; *Gm.*; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.* 1834; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — P. Knjäscik! *Lepéch.* 1786; *Gm.*; — P. säbiensis, *Sparrm.* 1786; *Bechst.* 1795, 1807; — Cyanistes cyanus, *Kaup.* 1829; *Meves* 1886; — P. elegans, *Br.* 1855. — * *J. Falk,* ein Schüler *Linné's* und als solcher bezeichnet in seinem System von 1766, pag. 6.

Diese prachtvolle Meise nimmt einen Platz unter den schönsten Vögeln, die in unserem Vaterlande vorkommen, ein; sie ist aber bei uns höchst selten.

Kennzeichen. Der ganze Oberkopf ist weiß; am Nacken ein lasurblaues Querband; der Oberleib hellblau; der Unterleib weiß; die Zügel schwarz; mitten auf der Brust steht ein großer schwarzblauer Längsfleck; die hinteren Schwingen und die großen Flügeldeckfedern lasurblau, mit sehr großen weißen Rändern; über die Flügel eine weiße Binde.

Länge 13,7 cm, Flügelbreite 22,1 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe der Fußwurzel 2,5 cm. Größe der Kohlmeise.

Beschreibung. Kennzeichen genügen. Der Schnabel ist stark, von Farbe hornschwarz; die Iris dunkelbraun; die Füße stark und hellbleifarbig. — Das Weibchen ist weniger schön, das herrliche Lasurblau matter, der Halsring schmäler, der Brustfleck kleiner, oder fehlt bei jüngern auch wohl ganz, und der weiße Scheitel ist mehr mit Blaugrau überpudert.

Diese schöne Meise wohnt, von uns aus, nach Osten hin, von der Wolga an durch Sibirien, und längs des ganzen Laufs dieses Riesenstromes, im angrenzenden Rußland, in Lappland, einzeln im Winter in Polen, Schweden und sehr selten in Deutschland. In Ost-Asien ist sie noch für das Amurgebiet verzeichnet; im Gouvernement Petersburg „nur seltener Standvogel", aber in der Neuzeit auch in Bosnien und in der Herzegowina als Brutvogel aufgefunden. (Wien. Mittlgn. 1885, Nr. 21; 1887, Nr. 9, S. 122.) Dr. Sparrmann führt 1786 diesen Vogel als: Säbische Meise an, weil sie in Südermanland (Süd-Schweden) auf dem Landgute Säby, dem Staatssekretär Carlson zugehörig, mehrmals gesammelt und im Museum Carsonianum aufgestellt wurde. Dr. Falk, ein Schüler Linnés, hat diese Meise ebenfalls und zwar früher als Pallas beschrieben. Sie ist Zugvogel und verläßt ihre nördliche Heimat im Herbst, um in mildern Gegenden zu überwintern, der Rückzug beginnt im März und Anfang April. Ihr landschaftlicher Aufenthalt stimmt mit dem der Sumpfmeise überein.

Ihr Nest bauen sie nach anderer Meisen Art in Baumhöhlen; auswendig besteht dasselbe aus Laubmoosen, welche zierlich zusammengelegt, inwendig mit Tier-, namentlich mit Kälberhaaren ausgefüttert sind. Die Eier sind etwas größer als Blaumeiseneier, stimmen aber in der Färbung ziemlich überein. — Die Lasurmeise nährt sich von Insekten, Larven und Puppen, die sie auf den Bäumen und aus den Rissen der Rinden hervorsucht, weshalb sie auch die dünnsten Zweige beklettert und sich an deren Spitze wiegt, um so besser zu jenen gelangen zu können. Sie frißt auch noch Sämereien, besonders liebt sie die Kerne vieler Beerenarten.

Sie ist im Freien ein munterer, behender und kecker Vogel, geschickt im Klettern und Anhäkeln an den Aesten und Zweigen; im Sitzen wie im Fluge zeichnet sie ihr langer Schwanz aus. — Ihre Farbenschönheit, Munterkeit und Seltenheit empfehlen sie sehr als Zimmervogel, obgleich sie im Wege des Handels nur selten in deutsche Städte gelangt. Man gewöhnt sie wie die Blaumeise in den Käfig. Im Zimmer kann man sie mit dem Nachtigallenfutter, neben Mohn-, Sonnblumen- und Hanfsamen, Ameiseneiern und Mehlwürmern, erhalten. — Ihre Locktöne sind nicht sehr von denen anderer Meisen verschieden; man hört das bekannte „sit sit", ein feines, weit hörbares terr terr, woran sie der Kenner schon von Ferne wahrnimmt; ein lautes angenehmes tscherpink tscher pink, und wieder ein einfaches pink pink, welches dem Ruf der Kohlmeise täuschend ähnlich ist. Der Gesang selbst ist leise und viel verwoben mit den Locktönen. Fang wie bei der Kohlmeise.

Zweite Gruppe: **Schwanzmeise**, Orites, *Möhring* 1752.

Mecistura, *Leach* 1816; — Acredula, *Koch* 1816; — Paroides, *Br.* 1831.

Mit sehr kurzem, hohem, zusammengedrücktem Schnabel; das punktförmige Nasenloch liegt in einem aufgeblasenen Häutchen; die Füße nicht hoch und schwächer als bei den Waldmeisen; der Schwanz sehr lang und stufenförmig, denn das 1. Paar ist nicht halb so lang als das mittelste Paar Schwanzfedern; die Flügel sind kaum mittellang, die 4. und 5. Schwinge die längsten; die 1. nicht halb so lang als die 2. Das Gefieder ist locker, groß, zerschlissen. Der geschlechtliche Unterschied ist gering, die Verschiedenheit zwischen Jung und Alt deutlich. Das kleine Schnäbelchen taugt nicht zum Aufhacken der Sämereien, deshalb leben sie nur von kleinen Insekten, deren Larven und Eiern, auch hat ihr Magen weniger Muskeln als bei den echten Meisen und sie fressen keine oder nur weiche Sämereien. Sie schlafen auch nicht in Löchern wie die andern

Meisen, sondern auf Zweigen, und bauen feste, fein gefilzte beutelförmige Nester außen an die Bäume. Aeußerst behende Vögelchen im Gezweige der Bäume, sind sie im Käfig sehr empfindlich und müssen als feine Insektenfresser gefüttert werden. Von etwa 6 Arten hier: 1 Art.

Die Schwanzmeise. Parus caudatus, *Linné.*

Taf. 7, Fig. 7.

Moor-, Berg-, Elster-, Schnee-, Langschwänzige Meise, Teufelsbolzen, Pfannenstiel. — P. caudatus, alte Aut.; *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Glog.*; *K. & Bl.* 1840; — P. longicaudatus, *Briss.*; — Mecistura caudata, *Leach.*; *K. & Bl.*; — Acredula caudata, *Koch* 1816; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Acr. rosea, var., *Blyth* 1839; Acr. tephronata, et Irby, var., *Sharpe* 1871; — Orites caudatus, *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Dieses Vögelchen ist dem Körper nach kaum so groß wie der Zaunkönig, das große lockere Gefieder und der lange Schwanz machen aber, daß es viel größer aussieht.

Kennzeichen. Schwanz länger als der Körper. Hauptfärbung weiß und schwarz; der ganze Kopf und Unterkörper trübweiß; das Augenlidrändchen kahl und bei Alten gelb, bei Jungen hellrot gefärbt; der lange schmale Schwanz keilförmig, die mittlern Federn etwas verkürzt; 4 Mittelfedern im Schwanz schwarz; die seitlichen schwarz mit weißer Außenfahne und weißem Keilfleck am Ende. Rücken und Schwingen schwärzlich; Nasenfedern weiß.

Länge ungefähr 14,5 cm, davon kommen auf den Schwanz 8,7 cm, Flügelbreite 18,5 cm, Schnabellänge 0,5 cm, Höhe des Fußrohrs 1,6 cm.

Beschreibung. Die obige Beschreibung und Kennzeichen genügen. Der Schnabel sieht klein aus, weil er zur Hälfte in Borsten steckt, und ist von Farbe schwarz; die Iris dunkelbraun; das Augenlidrändchen bei alten Vögeln hochgelb; die Füße sind schwarz und etwas schlank. — Das Weibchen hat ein breites schwarzes Band über den Augen, das sich bis über den Nacken herabzieht, auch ist das Rote und Schwarze matter, und das obere Augenlidrändchen schmäler und nicht so schön gelb. — Mauserzeit fällt in den Juli und August; bei den Jungen (siehe unten) etwas später.

Bei dieser hübschen Meise sind mehrere Abänderungen zu bemerken, besonders hinsichtlich der Färbung, welche dem Weibchen eigen ist, nämlich der breite schwarze Streifen am Kopfe, nebst der Andeutung einer Querbinde am Halse; doch sollen sich diese Abweichungen auch am Männchen finden, der rosenrötliche Ton aber soll kräftiger sein, deshalb ist diese Form als: Rosenmeise, Parus caudatus var. roseus, Blyth 1839, bezeichnet; diese Abänderung kommt aber vielfältig mit der Weißköpfigen vor, und zeigt alle denkbaren Uebergänge von der hellen zur dunkeln Kopffärbung. Aber es gibt Länder, wo die schwarzgestreifte Färbung vorherrscht, wie in Großbritannien, Belgien und Oberitalien. — Die Schwanzmeisen Spaniens sind unten noch schöner rosenrot, auf dem Rücken grau; sie werden als: Irby-Meise, P. Irby, Sharpe 1871, bezeichnet. — Eine gleichgefärbte Meise, aber durch einen schwarzen Kehlfleck abweichend, kommt in der Türkei und in Kleinasien vor, die Graumantelmeise, P. tephronotus, *Sharpe* 1871. — Doch scheinen es nur Abänderungen und keine scharf abgegrenzten Arten zu sein, denn man findet rein weißköpfige, gemischte, oder auch schwarzgestreifte Paare. (Wien. Mith. 1883, Nr. 7, 145; 1884, Nr. 7, 103.)

Das Vaterland dieser Meise ist Europa, ziemlich hoch nach Norden hinauf; Mittel-Asien in den gleichen Wärmelinien bis Ubskoi-Ostrog und Japan; im Süden ist sie seltener als im Norden, denn sie ist für die südeuropäischen Staaten ein seltener Vogel, brütet aber in Griechenland und ist daselbst Standvogel. Nach Finsch in Bulgarien sehr häufig. In Deutschland und in der Schweiz gehört sie unter die bekannten Vögel und macht sich besonders im Spätjahr bemerklich, wo sie truppenweise längs der Flußufer, an Waldrändern und durch Baumgärten zieht. Sie leben am liebsten in Laubhölzern, die mit viel Buschholz vermischt und nicht zu wasseram sind; jedoch findet man sie in allen Arten von Wäldern, nur nicht in reinem Nadelholz. Man trifft sie ferner in Buschweidengehegen, Kopfweidenpflanzungen, in großen und kleinen Baumgärten, Parkanlagen und andern Baumpflanzungen, selbst in der Nähe der Ortschaften, und im Winter kommen sie in die Gärten inmitten der Städte und Dörfer, wo sie sich durch ihr feines Locken bald bemerklich machen. — Im Spätjahr rotten sich die einzelnen Familien in beträchtliche Schwärme zusammen, und ziehen so dem Gebüsche nach, zuweilen mit andern Meisen und Goldhähnchen, indem sie weitläufige Reviere durchstreifen; ebensoviele ziehen aber auch im Herbste weg, um unter einem gelindern Himmelsstrich, d. h. in Süd-Europa, zu überwintern. Ihre Strichzeit ist der März und April, und im Spätjahr Ende September und Anfang Oktober, doch dauert

sie oft bis in den November hinein. Die zusammengehörige Familie schläft im Winter gewöhnlich in Gebüschen, die noch reichlich trockenes Laub haben und dadurch Schutz gewähren.

Sie bauen ihr Nest gewöhnlich von Manneshöhe bis 5 m vom Boden entfernt, und zwar so, daß es sich mit der einen Seite an einen starken Baumschaft lehnt und daran befestigt ist, mit dem Boden aber auf einem Aststumpf oder einigen Zweigen aufsitzt und festgemacht ist; man findet es auch in hohem Schwarzdorn, in den Gabelzweigen schwacher Bäume, zwischen dichten Hopfenranken, welche Weiden und Erlensträucher zuweilen überziehen; selten in weiten, offenen Baumhöhlen. Es ist eines der künstlichsten Vogelnester, und hat etwa die Gestalt eines Eies; das kleine Eingangsloch ist zur Seite oben und meist durch eingeflochtene Federn geschlossen; der Boden, welcher stets auf einem Gegenstand aufsitzt, ist dicker als die Wände. Es ist ungefähr 20 cm hoch und gegen 12 cm breit. Die Wände sind sehr kunstvoll gewebt oder gefilzt, und bestehen äußerlich immer aus weißen und gelben Baumflechten, in die Wände kommen grüne Laubmoose, Insektengespinste, Puppenhülsen, feine, weiße Birkenschale, alles mit Spinnenwebe verflochten und zusammengehalten. Diese Umkleidung des Nestes richtet sich meistens nach der Farbe des Baumes, an welchem es sitzt, und wird dadurch einem Stück alter Rinde, oder einem alten, bemoosten Aststück so ähnlich, daß man es kaum entdeckt, wenn man auch den Vogel herausfliegen sah. Zum Bau eines so schönen Nestes brauchen sie öfters 14 Tage; das Weibchen führt ihn aus, während das Männchen seinerseits viel Material herbeischafft. Der innere Teil des Nestes ist mit vielen, teilweise großen Federn, etwas Wolle und Pferdehaaren weich ausgefüttert. In diesem warmen Neste findet man Mitte April 9 bis 12 niedliche, kleine Eierchen, welche auf weißem Grunde mit blaßrötlichen Pünktchen bestreut sind, jedoch meistens nur am stumpfen Ende. Manche Weibchen legen auch rein weiße Eier. Die Eierchen messen: 13,5+10,4 mm. Die zweite Brut findet man im Juni; das Nest ist aber bei weitem schlechter gebaut, als bei der ersten.

Mit 13 Tagen sind die Eier ausgebrütet. — Die Färbung der Jungen ist anders als bei den Alten. Der ganze Kopf und Hals ist rauchschwarz; an den Schultern etwas heller; die Mitte des Kopfs, wie auch Kehle und Gurgel weiß; der Unterleib ist weiß mit einem graulichen Schein, in den Seiten braungrau überflogen. Die Flügel haben weniger weiß, der Schwanz ist von oben wie bei den Eltern. Das Augenlidrändchen ist blutrot.

Die Jungen sind zwar zarte Geschöpfe, wenn man sie aber recht behandelt, so sind sie durchzubringen. Man füttert sie mit frischen Ameiseneiern, Mehlwürmern und kleinen Herzstückchen; bei anderm Futter darf man sich keine Rechnung machen, sie zu erhalten. Man muß sie holen, wenn sie etwa 10 Tage alt sind; in einem Zustande, wo sie zwar schon ordentlich befiedert sind, doch aber auch noch aus freiem Antriebe den Schnabel zum Aetzen aufsperren; man muß sie dann in einem warmen Wattneste unterbringen, denn Wärme ist diesen feinen Vögelchen dringend nötig.

Die Meisennatur ist bei diesem kleinen, langgeschwänzten Tierchen nicht zu verkennen; es ist immer in voller Thätigkeit, hält sich nie lange auf einem Baume auf, sondern streift stets in einer gewissen Richtung weiter, und so durchflattert es täglich mehrmals seinen Bezirk. Es sucht alle Zweigchen eines Baumes ab, und man kann es oft in hängender Stellung daran beobachten. Dabei ist es zutraulich gegen den Menschen, läßt sich in der Nähe betrachten, ohne irgend Furcht zu zeigen, und ist sanfter, ängstlicher und weichlicher als andere Meisen, auch lange nicht so keck, wie diese; vor den Raubvögeln hat es eine grenzenlose Furcht; beim Anblick eines solchen flüchtet es mit einem lauten Geschrei in das dichteste Gebüsch, um sich zu verstecken. Sein rundes Köpfchen mit dem kleinen Schnäbelchen hat etwas recht Possierliches und Nettes. Der Flug ist schnurrend und hüpfend, fördert aber auf weite Strecken nicht sehr, weshalb es auch mit Blaumeisen besser als mit den Kohlmeisen in Gesellschaft fortkommen kann.

Die Schwanzmeise nährt sich nur von kleinen Insekten, und genießt im freien Zustande keine Sämereien. Sie verzehrt Insekteneier, kleine Fliegen und Mücken, Spinnen, ganz kleine Nachtschmetterlinge, glatte Räupchen, Käferchen und Larven. Man bemerkt aber niemals, daß sie größere Dinge zwischen die Füße spannt und mit dem Schnabel darauf

loshackt, wie andere Meisen; auch bei gezähmten sieht man es nicht. — Im Zimmer behandelt man diese niedlichen Geschöpfe gerade so, wie es bei dem Zaunkönig angeführt wurde, denn sie sind so zart wie dieser. Zum Futter gibt man im Spätjahr, wo sie meistens gefangen werden, gut gedörrte Ameiseneier, geriebenes Eierbrot mit Herz, gekochtes Ei, und weißen Mohnsamen darunter gemengt; zur Unterstützung, bis sie angewöhnt sind, darf man Mehlwürmer nicht sparen. Ist es Sommer, wo frische Ameiseneier aufzutreiben sind, so sind diese allem vorzuziehen und reichlich unter das Mischfutter zu mengen. Zerquetschten Hanf, als Nebenfutter, kann man ebenfalls aufstellen. Was sie nicht gleich schlucken können, nehmen sie zwischen die Zehen und zupfen es klein ab. Im Freien verzehren sie lauter kleine Insekten und deren Eier; dem entsprechend müssen sie gut nährende und wohl zerkleinerte Futterstoffe von ihrem Pfleger erhalten, und zwar in ziemlicher Auswahl, damit sie das Taugliche auslesen können; auf diese ihre Auswahl hat man zu achten, um ihre Futtermischung danach einrichten zu können. Ich bemerke hier nur noch, daß man immer Gesellschaften von 6 bis 8 Stück auf einmal, und in einen recht großen Flugkäfig zusammensperren und eingewöhnen muß, und eine Verkleidung desselben mit grünem Buschwerk und Tannenreisig nicht fehlen lassen darf, auch wohl noch ein kleines, passendes, grünes Büschchen ins Innere des Käfigs setzen kann. Hat man keinen geeigneten enggegitterten Käfig, so hilft man sich mit hellgrünem durchsichtigem Gazezeug, womit man den Käfig überzieht oder auch aufnagelt. Beim Angewöhnen an Käfig und Zimmerflug erweist sich ihre Lebenskraft gar schwach und sie sterben leicht; haben sie sich aber einmal eingewöhnt, so halten sie mehrere Jahre und machen ihrem Liebhaber durch das allen Meisenarten eigene, possierliche, fröhliche Betragen vielen Zeitvertreib. Nicht alle Meisen lassen sich ohne weiteres gleich in den Käfig und ans Futter gewöhnen; so die Hauben-, Tannen- und auch die Sumpfmeise, wenn man sie einsperrt. Sie springen ans Gitter, werden matt, suchen kein Futter und setzen sich mit aufgeblähtem Gefieder auf die Sprunghölzer, bis sie dann des andern Tags sterben. Der unerfahrene Vogelfreund thut dann am besten, sie sofort auszulassen, sobald sie sich aufblähen. Stopfen darf man sie nicht, weil sie viel Kraft im Schnabel besitzen, und der Versuch, denselben mit Gewalt aufzureißen, würde sie töten. In einem solchen Fall wirken schon eingewöhnte Meisen so günstig auf den Neuling ein, daß er mit denselben meist ans Futter geht und dann gerettet ist. Ebenso ist es auch bei Schwanzmeisen, Goldhähnchen, Zaunschlüpfern und andern feinen Vögeln. In der bloßen Hand darf man sie nicht lange halten, weil sie von der Einwirkung menschlicher Wärme schwach werden; auch gehen ihnen bei der geringsten unvorsichtigen Berührung die langen Schwanzfedern aus, was sie dann sehr entstellt.

Der Gesang ist unbedeutend, es sind einige leise, zirpende und kurze Strophen, welche in einem sinkenden Klageton enden. Aber man hört sie gern, weil sie die Gesundheit der liebenswürdigen Vögelchen bedeuten. Ihre Locktöne sind das leise „sit sit", und ein hohes, pfeifendes „ti ti tih"; dann hört man ein schneidend helles „ziriri ziririri"; wenn sie erschreckt werden, so rufen sie: „zjerrr zjerrrr!" im Fortfliegen „terr terr".

Ihre Krankheiten sind Heimweh, und infolgedessen die Abzehrung; da es bei diesen Vögelchen nicht viel zu kurieren gibt, so ist es das Einfachste, man setzt sie in diesem Falle in Freiheit, wie vorn erwähnt, oder man sucht sie durch eine Behandlung zu retten, welche beim Goldhähnchen angegeben wurde.

Um sie zu fangen, wendet man die gleichen Mittel an, wie bei andern Meisen, nur muß man sie mit Insekten zu ködern suchen und nicht mit Sämereien. — Weiß man die Reviere, welche sie im Spätjahr durchstreifen, so behängt man die Gebüsche und Bäume, welche sie am häufigsten besuchen, mit vielen kleinen Mehlwürmern, welche mit dünnen, seidenen Fäden befestigt sind, wo sie von den Vögeln leicht gesehen werden können, und besteckt und belegt die nächste Umgebung mit Leimruten. Hat man erst eine gefangen, dann sperrt man sie in einen kleinen Käfig, daß sie recht flattert und schreit; hat man keinen Käfig bei der Hand, so bindet man den gefangenen Wildling an einen Stock, in dessen nächster Umgebung man Leimruten angebracht hat. Bald werden andere Schwanzmeisen ihrem Kameraden helfen wollen, herbeistürzen und am Leime kleben bleiben, bis die ganze Gesellschaft gefangen ist, denn hierin sind sie unvorsichtiger als alle andern Meisen.

Zur Not kann auch eine Blaumeise als Lockvogel dienen. Bisweilen gelingt es auch, sie durch Berührung mit einem langen Stecken, woran vorn eine Leimrute gebunden ist, zu fangen, doch gehört hierzu viel Geduld. Der Leim muß sofort durch Bestreuen mit Holzasche beseitigt werden; auch müssen die gefangenen Schwanzmeischen ohne Verzug in einen schon paraten Käfig gesetzt werden, wo möglich zu schon eingewöhnten Sumpf- oder Blaumeischen, um unter Anleitung derselben gleich zum Fressen angewöhnt zu werden. Wie vorn erwähnt, gehören sie zu den heikelsten Meisen und gehen deshalb leicht ein, wenn man nicht alle Sorgfalt für sie anwendet.

Dritte Gruppe: **Bartmeise,** Panurus, *Koch* 1816.

Calamophilus, *Leach* 1816; — Mystacinus, *Cuv.* 1817; — Hypenites, *Glog.* 1842.

Die Nasenlöcher länglich eiförmig, vorn unter der Mitte einer nackten Haut geöffnet; der obere umfaßt den untern Kiefer; die Firste abwärts gekrümmt; Schnabel hell gefärbt; die 1. Schwinge verkürzt, nicht länger als die obern Deckfedern; der Schwanz von der Länge des Körpers, sehr stark abgerundet, die äußern Federn halb so lang als die mittlern; Flügel mittellang, 4. und 5. Schwinge die längsten; an den kräftigen Füßen sehr lange schlanke Nägel; das Gefieder ist ziemlich glatt anliegend; ein schwarzer Knebelbart bei den Männchen. Männchen, Weibchen und Junge im Gefieder verschieden. Sie leben meist still und verborgen im Innern großer Rohrwälder, von deren Samen und Insekten sie sich hauptsächlich nähren. Als echte Rohrvögel bauen sie auch ihre beutelförmigen Nester ins Rohr, welche zu den künstlichsten von allen einheimischen zu rechnen sind. Wir kennen nur: 1 Art.

Die Bartmeise. Parus biarmicus, *Linné.*

Taf. 7, Fig. 8.

Bartrohrmeise, Bartmännchen, Grenadier. — P. beardmanicus, *Albin;* — Lanius minimus, *Edw.;* — P. biarmicus, *L.* 1758—66; *Bechst.*; *Naum.* 1824; — P. barbatus, *Briss.* 1760; *Scop.* 1769; *Glog.* 1834; — Panurus biarmicus, *Koch* 1816; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Calamophilus barbatus, *Leach* 1816; — Mystacinus russicus, *Br.* 1855.

Die schöne Meise zeichnet sich namentlich durch einen Schnurrbart aus, welcher bei ganz alten Männchen oft fast 2 cm lang ist und ihnen zu einer ganz eigenen Zierde gereicht.

Kennzeichen. Schnabel rundlich, oben sanft abwärts gebogen, mit verlängerter Spitze; die hintern Schwungfedern schwarz, außen zimtfarbig, auf der Innenfahne weißlich gekantet; der lange keilförmige Schwanz matt rostbraun, die Seitenfedern mit weißlichem Ende und schwarzer Wurzel oder Längsstreif.

Länge 16,1 cm, wovon 8,5 cm auf den langen Schwanz abgehen; Flügelbreite 18,5 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Laufs 2 cm. Größe der Kohlmeise, aber schlanker.

Beschreibung. Bei dem alten Männchen ist der Schnabel hoch zitronengelb, die Augensterne brennend hochgelb, die Füße kohlschwarz. Der Schnurrbart hängt in spitzwinkeliger Form neben der Kehle herab und besteht aus seidenartigen, samtschwarzen Federn. Im übrigen verweisen wir auf die gute Abbildung. Jüngere männliche Vögel sind weniger lebhaft gefärbt, der schwarze Schnurrbart ist nicht so lang und das Graue des Nackens ist bräunlich überflogen. — Die Weibchen sind leicht zu unterscheiden; alle Farben sind matter, der Schwanz ist kürzer, und namentlich sieht man den schwarzen Schnurrbart nicht, weil er von den andern Kehlfedern bedeckt ist. — Die Jungen im Nestkleide gleichen dem Weibchen, haben aber mehr graugelb in der Färbung. Sie werden mit kleinen, geflügelten Wasserinsekten, Ephemeren, Libellen u. dgl. genährt. Von den zwei Bruten findet man die erste Anfang Mai, die zweite Ende Juni.

Diese hübsche Meise bewohnt das südöstliche Europa; in Asien ostwärts bis zum Saisan-See am Fuße des Großen Altai; weiterhin nach Osten ist sie nicht beobachtet worden. In den sumpfigen Strecken an der Wolga ist sie gemein. Die Donauniederungen, von Süd-Ungarn an bis in die Dobrudscha hinein, beherbergen sie zahlreich. „Häufig in den Donaubalten, gemein im Donaudelta," schreibt Sintenis. Westlich von den ge-

nannten Ländern wird sie wohl in Holland am häufigsten zu finden sein; „sie brütet noch häufig in den ausgedehnten Rohrfeldern Frieslands und Süd-Hollands; auf dem Strich meist in Gesellschaft von 15 bis 20 Stücken zu sehen, und verläßt die Gegend nur in sehr strengen Wintern" (Ornis 1885, 605). In Großbritannien nur noch selten. Als ziemlich seltene Erscheinung trifft man sie wohl auch noch in der nordwestlichen Ebene als Gast aus Hollands Rohrwäldern, in Oldenburg, Mecklenburg, im Münsterland an der Mosel; etwas häufiger in Süd-Frankreich, im Rhonedelta; auch beobachtet am See Valenzia in Spanien. Für Deutschland und die Schweiz müssen wir sie als sehr selten bezeichnen, um so mehr, weil diese Vögel in ihrem versteckten, für Menschen so unheimlichen Aufenthalt nur sehr schwierig zu beobachten sind, wenn sich auch ein Pärchen zu einem Besuch bei uns entschließt. — Die asiatischen Vögel haben — nach E. v. Homeyer — eine hellere Färbung als die holländischen, welche die dunkelsten und schönsten sind.

Es sind echte Rohrvögel, welche man nirgends anders suchen darf, als am Wasser in den undurchdringlichsten, dichtesten Rohrflächen des gemeinen Rohrs (Arundo phragmitis), an dessen einsamsten Stellen, besonders wenn dieses am Meer- oder Salzwasser wächst und mit Weidengebüsch durchsetzt ist. — Auch bei uns kommen sie in den Rohrdickichten der weitläufigen, tiefen Sümpfe, großen Landseen und Teiche vor, vielleicht in größerer Menge, als bekannt ist, weil sie das undurchdringliche Dickicht, der sumpfige Boden und die schneidenden, scharfen Blätter des Rohres so ziemlich allen Beobachtungen entziehen. Im Spätjahr, wenn das Rohr abstirbt und lichter wird, kommen sie auch in das mit Rohr durchwachsene Weidengebüsch, selten aber auf Weiden- oder andere am Wasser stehende Bäume. — Sie sind Stand- und Strichvögel. Strichvögel werden sie wenigstens in Holland und Deutschland, wo im Winter das dürre Rohr abgemäht und verbrannt wird und sie dann gezwungen sind, weiter zu streichen.

Das Nest ist außerordentlich schwer zu entdecken. Der beschriebene, undurchdringliche Aufenthalt, die scharf schneidenden Rohrblätter, welche Gesicht und Hände verletzen, der unzugängliche Sumpfboden, dazu die Seltenheit der Vögel (wenigstens bekommt man sie nicht häufig zu sehen), sind Ursache, daß auch der eifrigste Eiersammler nur durch beharrliche Ausdauer ein günstiges Resultat zu erzielen imstande ist. Das Nest dieser Meise ist fein aus Fasern, von Rohr-, Schilf- und Grasrispen gefilzt, mit Pflanzenwolle inwendig dicht belegt, sorgfältig gebaut, ziemlich groß, und steht in Rohrseggen- und Graskufen, unmittelbar am Boden, oft auf einer Unterlage von dürren Rohrblättern. Es ist meist so angelegt, daß einzelne Stengel oder Blätter der Büsche, in deren Mitte es steht, eingeflochten sind, was ihm, im Verein mit dem Nestmaterial, einige Aehnlichkeit mit manchem Rohrsängerneste gibt, von dem es sich aber doch vielfach unterscheidet, so daß es nicht leicht damit zu verwechseln ist. Das enge Eingangsloch ist oben zur Seite, aber immer ohne Röhre vor dem Eingange. Die 5—7 Eier sind weiß, mit matt aufgetragenen hellbräunlichen Stricheln und Punkten, auch mit graurötlichen Schalenflecken besetzt, die am stumpfen Ende dichter stehen; sie sind kaum merklich größer als Kohlmeiseneier und messen 18 + 13 mm, sind etwas kurzgestaltig, inwendig graurötlich durchscheinend und werden von beiden Eltern gemeinschaftlich bebrütet.

Die Bartmeise ist ein unruhiger, kecker, und ein, seiner Größe angemessen, kräftiger Vogel. Wie die andern Meisen an den Zweigen umherklettern, so klettert diese an den schwanken Spitzen des biegsamen Rohrs auf und nieder und weiß sich unaufhörlich zu beschäftigen. Sehr gesellig ist sie nicht, doch trifft man sie stets paar- oder auch familienweise; auf dem Brutplatz manchmal noch in Gesellschaft des zirpenden Heimchen-Rohrsängers. Sie ist sehr geschickt im Klettern, auch gut zu Fuß auf dem Boden, wobei ihr ihre hohen Füße zu statten kommen. Ihr Flug ist leicht und ruckweise. Ihre Nahrung besteht aus allen Arten Wasserinsekten und ihren Larven, Fliegen, Spinnen, Wassermotten, und namentlich aus Blattläusen, welche sich so häufig im Rohr aufhalten. Im Herbst und Winter frißt sie verschiedene Sämereien, besonders die der Rohrarten. — Im Zimmer gibt man ihnen das Nachtigallfutter, und in einem zweiten Geschirrchen weißen Mohn- und zerquetschten Hanfsamen, oder wenn es zu haben, ihr natürliches Futter: Rohrsamen, nebst einem Zusatz von Ameiseneiern und Mehlwürmern, mit welchen man

das Weichfutter belegt, während man Ameiseneier einmischt. Diese schönen Meisen kommen gewöhnlich durch Vermittlung der Vogelhändler zu uns, welchen sie oft teuer bezahlt werden. Diese füttern sie meistens mit Mohn und raten ihren Käufern auch die gleiche Fütterung an; es ist aber besser, obiges Futter zu reichen. Sie nehmen keine Sämereien zwischen die Zehen, um den Kern aus der Schale zu picken, sondern verschlucken den Kern samt der Hülse; daher muß man ihnen die größeren Sämereien, z. B. Hirse, Hanfsamen und Kanariensamen zerquetschen, oder ganz weglassen und kleinere Samenarten geben. Ueberhaupt ist ein weiches Futter bei derartigen zarten Vögeln rätlicher als Gesäme, von welchem der frische weiße Mohnsamen entschieden den Vorzug hat. Bei guter Abwartung kann man sie mehrere Jahre erhalten. Kälte können sie gut ertragen, dagegen nicht die Wärme; man muß sie deshalb immer vom heißen Ofen entfernt halten. Zum Aufenthalt brauchen sie einen recht geräumigen Käfig, dessen Gitter man etwas mit Binsen durchflicht, auch im Innern desselben einige Büschel Binsen anbringt und den Boden mit kurzem Moos bedeckt. Diese Dekoration, welche die Vögel an ihren natürlichen Aufenthalt erinnert, hat einen günstigen Einfluß auf ihre Eingewöhnung. Wenn sie einmal eingewöhnt sind, kann man ihnen das Thürchen ihres Käfigs öffnen und sie im Zimmer aus- und einfliegen lassen, wobei sie sich vortrefflich befinden. Männchen und Weibchen zeigen eine rührende Anhänglichkeit, sitzen stets fest beieinander, schnäbeln und putzen sich wechselseitig, und wenn sie nicht beisammen sind, rufen sie sich beständig; finden sie sich wieder, so falzen sie aus Freude mit geschlossenen Augen, niedergebeugtem Kopfe und ausgebreitetem Schwanze, welches sonderbare Benehmen beiden Teilen eigen ist und fast an das Falzen eines Fasans erinnert.

Des Gesanges wegen wird man sie so wenig als andere Meisen halten; es ist nur ein leises Gezwitscher und Ruchsen, aber es macht dem Liebhaber Vergnügen, weil die Gesundheit und Fröhlichkeit des Vogels Hand in Hand gehen. Ihre Locktöne sind ein feines, melodisches „zit zit", ein schärferes „ziß ziß", welches ähnlich dem der Schwanzmeise, nur etwas tiefer klingt; dann hört man noch ein fast sperlingartiges „tschin tschin".

Ihre Krankheiten sind Abzehrung und Schwindel, die wahrscheinlich infolge unpassenden Futters entstehen. — Gefangen werden sie in Sprenkeln, mit Leimruten und im Meisenkasten; jedoch braucht man zu sämtlichen Fangweisen einen Lockvogel, wenn der Erfolg nicht unsicher werden soll; zur Not thut's eine Blaumeise. Als Köber nimmt man Mehlwürmer.

Vierte Gruppe: **Beutelmeise,** Aegithalus, *Boje* 1826.

Pendulinus, *Cuv.* 1817; *Br.* 1828.

Schnabel von der Mitte an etwas zusammengedrückt, nach der Spitze sehr dünn, gerade, mit gleich langen Kinnladen; die Naslöcher rund, vorn in einer nackten Haut geöffnet; der Flügel kurz und stumpf, die 3., 4. und 5. Schwinge am längsten; die 1. Schwinge kurz, ungefähr so lang, wie die obern Deckfedern; der Schwanz kurz, ausgeschnitten; Füße mit sehr kräftigen Zehen und langen, schlanken, starkgekrümmten Nägeln; das Gefieder locker. Sie bauen überaus künstliche, beutelförmige Nester. Von 8 Arten hier: 1 Art.

Die Beutelmeise. Parus pendulinus, *Linné.*

Taf. 7, Fig. 9.

Remiz, Beutelrohrmeise, Polnische Beutelmeise, Pendulin-, Sumpf-, Florentinermeise. — Parus minimus, *Titius* 1755; — Motacilla pendulinus, *L.* 1758; — Parus polonicus, *Briss.*; — P. pendulinus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Glog.* 1834; — Aegithalus pendulinus, *Boje* 1826; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; Pendulinus polonicus, *Br.* 1831; — Paroides pendulinus, *Gray* 1841.

Kennzeichen. Rücken und Schultern rostbraun; Scheitel und Nacken grau; Schnabel gerade, an der Wurzel rund, nach vorn etwas zusammengedrückt und sehr dünn zugespitzt; die hintern Schwungfedern braunschwarz, auf beiden Seiten mit weißgrauen Kanten; der

Schwanz etwas ausgeschnitten, seine Federn braunschwarz, schmal weißgrau oder rötlich-weiß gekantet; die untern Schwanzdeckfedern mit dunkeln Schaftstrichen.

Länge 11 cm, wovon 4,6 cm auf den stumpfgabeligen Schwanz kommen; die Flügelbreite 15,6 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Größe des Fußrohrs 1,7 cm. Nicht größer als ein Zaunschlüpfer.

Beschreibung. Für das alte Männchen genügt die Abbildung. Der spitzige Schnabel ist von Farbe tiefschwarz. Die Iris schwarzbraun; die Füße schwarz. Bei dem alten Weibchen ist der Augen- und Wangenstrich klein und matter schwarz, das Rot auf dem Kopfe zeigt sich nur wenig, und der Unterleib ist schmutzig weiß, matt rostgelb überflogen, überhaupt die Färbung matter. Ebenso sind die Jungen.

Im ganzen bewohnt diese Meise dieselben Teile Südost-Europas, wie die Bartmeise, wenn man die westlichsten Länder, Holland und die niederrheinischen Landschaften, abstreicht. Als Seltenheit mag sie wohl auch in Deutschland vorkommen. Doch ist die Beutelmeise auch für das Rhonedelta verzeichnet. In den Donauniederungen, von Ungarn bis in die Dobrudscha ist sie gemein; ihre weitere Verbreitung erstreckt sich durch Süd-Rußland bis in die wasserreichen Ebenen Süd-Sibiriens; sie ist auch für Turkestan, Persien und teilweise für Indien verzeichnet. Die weitere Verbreitung ist noch nicht festgestellt. — Sie findet sich besonders an großen, mit Weiden und Pappeln besetzten Strömen, besonders in den Deltas der Donau, der Wolga, des Ural und am Irtisch. In Ungarn ist sie einer der gemeinsten Vögel, dessen scharfe Lockstimme überall ertönt, wo Weidengebüsch über stehendes oder fließendes Wasser hängt, und Rohr- und Kolbenschilf, Seggen und ähnliche Gräser nicht zu entfernt sind, wohin sie eilig flüchten kann, sobald jemand in die Nähe des Nestreviers kommt.

Das Nest dieser kleinen Meise ist so fein und dicht gefilzt, daß man es ein Kunstwerk nennen möchte. Es wird — nach Baldamus — in Weidengebüsch an Wassergräben gebaut, selbst auf höhere Bäume, besonders der Bruchweide, Salix fragilis, in einer Höhe von 2—9 m vom Boden entfernt; die meisten hängen aber 3—5 m hoch und sind leicht aufzufinden. Sie bauen aber auch in Rohr und anderes Gestrüppe, wenn auch seltener. So schwebt es an und über dem freien Wasserspiegel an einem dünnen Weidenzweige, der sich meist unter dem obersten Anknüpfungspunkte in eine oder mehrere Gabeln spaltet, zwischen welchem die Seitenwände des Nestes ihren Halt finden. Diese hängenden Zweige sind so fest mit den Materialien umwunden und mit dem obern Teile des Nestes verwoben, daß es sich nicht ohne Beschädigung davon losmachen läßt, sondern von dem Sammler samt Zweigen abgeschnitten werden muß. Nur selten bauen sie an Zweige, die nicht über dem Wasser hängen.

Es hat in der Regel die Gestalt eines runden Balles oder ovalen Beutels von 18 bis 24 cm Höhe und 12—15 cm Breite, an welchem — dem Hals einer Flasche ähnlich — der bald herabgebogene und bald wagrecht stehende röhrenförmige Eingang befestigt ist. Diese Röhre ist 3—9 cm lang, doch ist sie nicht bei allen Nestern vorhanden; bei manchen besteht der Eingang nur in einem kleinen runden Loche, bei andern ist er so weit vorgebaut, daß er ein kleines Wetterdach bildet. — Die Materialien zu diesem merkwürdigen und kunstvollen Neste sind Bastfasern von Nesseln und andern hochstengligen Wasserpflanzen, zarte Grashalme, Rispen und eine große Menge Samenwolle von Disteln, Pappeln, Weiden, Aspen, Kolben- und Rohrschilf, alles zu einem dichten festen Stoff zusammengefilzt, mit beinahe fingerdicken Wänden, und innen reichlich mit Samenwolle weich ausgepolstert. Die Art des Zusammenflechtens der Materialien und der Samenwolle und die Festigkeit des Filzes erregen wirklich Bewunderung, wenn man die einfachen Werkzeuge bedenkt, welche den kleinen Künstlern zu Gebote stehen. Die Nester sind so groß und fest, daß die polnischen Bauern sie den Kindern — wenig geschlitzt — als Filzschuhe anziehen sollen; auch glauben sie, daß dies Nest — unter dem Giebel hängend — das Einschlagen des Blitzes verhindere. Die Farbe des Nestes ist grauweiß oder bräunlich; ersteres wenn äußerlich viel Pflanzenwolle, letzteres wenn mehr Bast hiezu verwendet wurde. Beide Gatten bauen gleich eifrig, und man sollte es kaum für möglich halten, daß ein so reicher Bau in weniger als 14 Tagen beendet werden könne. Die Eier sind sehr niedlich geformt, länglich und so zartschalig, daß der Dotter durchscheint. Ihre Farbe ist ein reines Weiß, ihre

Zahl 5 und noch häufiger 7, und die Brutzeit dauert 13 Tage. Wahrscheinlich ist es, daß sie jährlich nur eine Brut machen, obwohl sie mit dem Nestbau schon im April beginnen, wenn sie es im Weidengebüsch aufhängen. Befestigen sie es an Rohrstengel, was aber viel seltener ist, so findet man noch frische Nester im Juni. Die Eierchen messen 16+21 mm. — Die Jungen füttert man mit Ameiseneiern, zerriebenem Fleisch, Quark und Milchbrot, und da sie ein geschlossenes Nest gewöhnt sind, müssen sie — solange sie nicht flügge sind — auch warm gehalten und mit Watte bedeckt werden. Die Alten füttert man, als Insektenfresser, mit dem gleichen Futter, wie die Bartmeise. Das Betragen der Beutelmeise im Käfig ist sehr drollig, und von dem andrer Meisen abweichend, weil sie größere Futterbissen mit den Zehen wie mit einer Hand faßt, das Knie auflegt und so den Bissen verzehrt. In gewandtem Klettern gibt sie andern Meisen nichts nach. Wenn sie ängstlich wird, schreit sie: zi zi zi zi zi, und sperrt dazu den Schnabel auf, soweit sie kann. Die Lockstimme ist ein gedehntes hohes „ziiih", und ein kurzes scharfes „tzit"; außerdem hört man noch einen langgezogenen eigentümlichen Pfiff. Der kurze Gesang ist zirpend.

Dreizehnte Familie: **Spechtmeise**, Sitta, *Linné* 1735.

Der Schnabel ist mittellang, pfriemenförmig mit etwas zusammengedrückter, daher schwach keilförmiger scharfer Spitze, sehr hart, gerade, bloß am Unterschnabel ein wenig aufwärts geschwungen; Zunge flach, schmal, an der Spitze in vier zahnartige Fasern zerschlissen; Füße stark, etwas kurz, drei Zehen nach vorn, eine nach hinten gerichtet. Diese sind ansehnlich lang und mit großen gebogenen, spitzen starken Krallen, deren hinterste besonders groß ist; auch mit starken Sohlenballen; Flügel nicht groß, etwas breit und stumpf; die 1. Schwinge sehr klein, die 3. und 4. die längsten. Schwanz kurz, aus 12 weichen, etwas breiten Federn bestehend, welche nicht als Stütze beim Klettern benutzt werden, denn die Spechtmeise stützt sich nicht auf den Schwanz, sondern benützt einzig die kräftigen weitgespannten Zehen zu ihrem Klettern. Das ganze Gefieder ist weich und locker, dem der Meisen ähnlich; ihre Gestalt aber, wegen des kurzen Schwänzchens, kurz und rund, gleichsam eine Mittelgestalt zwischen Meise, Baumläufer und Specht. Farbe nach Alter und Geschlecht nur wenig verschieden. Von den Spechten unterscheidet sie sich merklich durch den kurzen Schwanz, Füße und Zunge. Einmalige Mauser im Juli und August. Sie leben in großen alten Baumwaldungen, kommen aber auch auf dem Strich in kleinere Gehölze, Alleen und Baumgärten. Sie gehören zu den vollendetsten Kletterern, wie die beiden nachfolgenden Arten, und übertreffen noch die Spechte an Gewandtheit. Diese merkwürdigen Klettervögel, welche früher den Spechten angeschlossen waren, aber richtiger bei den Meisen angereiht werden, da sie auch den Singapparat besitzen, sind hauptsächlich über die nördliche Erdhälfte verbreitet. Etwa 7 ähnliche Arten, mit wenig aufwärts gebogenem Schnabel (Sitella, *Sws.* 1837), bewohnen Australien. Im ganzen sind etwa 30 Arten hierher zu rechnen. Für Europa nur: 1 Art, die aber von Nord zu Süd vom weißlichen bis zum rötlichen Unterleib abändert.

Die Spechtmeise. Sitta europaea, *Linné.*

Taf. 8, Fig. 1.

Kleiber, Europäischer Kleiber, Kleber, Blauspecht, Baumpicker, Baumrutscher, Quickster, Nußhacker, Blauluß. — Sitta, alte Aut.; — Picus cinereus, *Gesn.*; *L.* cit. 1746—66; — Sitta europaea, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — S. caesia, var., *M. & W.* 1810; — S. sibirica et uralensis, var., *Pall.* 1811; — S. affinis, *Blyth.*

Kennzeichen. Der Oberkopf und alle obern Teile sanft graublau, der Unterkörper gelblich rostfarben; durch das Auge ein schwarzer Strich.

Länge 13,5 cm; Flügelbreite 27 cm; Schwanzlänge 4,6 cm; Schnabellänge 1,6 cm; Höhe des Laufs 1,8 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Das kurze Schwänzchen hat folgende Farben: die beiden mittelsten Federn sind aschblau; die übrigen schwarz, mit aschblauem Ende; die beiden äußersten haben noch weiße Binden gegen die Spitze. — Der Schnabel ist sehr hart, gerade, ziemlich rund, mit einer scharfen Spitze, von Farbe licht bleiblau, vorn schwärzlich, hinten weißlich; die Augensterne sind dunkel nußbraun; die Füße sind stark, mit gestreckten Zehen und großen Krallen, bräunlichgelb. — Das Weibchen ist sehr kenntlich, obgleich es dieselben Farben trägt; es ist stets in der Färbung matter und schmutziger, namentlich ist es in den Weichen nicht so schön rostfarben. Das Jugendkleid ist ebenso gefärbt, aber weniger schön, matter und lichter; der Schnabel ist viel kleiner und kürzer.

Die oben erwähnten Abänderungen sind klimatische. Im Norden ist die weiße Farbe auf der Unterseite vorherrschend, im Süden dagegen die Rostfarbe, was in Mitteleuropa durch Uebergänge vermittelt wird. Der Nordkleiber, Sitta europaea, *L.*, wie oben beschrieben, aber mit weißer Unterseite, welche übrigens einen Stich ins rostbräunliche zeigt. Heimat: Skandinavien, Nord-Rußland. — Der Gemeine Kleiber, S. caesia, *Meyer und Wolf*, welcher Mittel- und Südeuropa bewohnt und die bei uns vorkommende — oben beschriebene — Rasse ist. — Der Sibirische Kleiber, S. sibirica, *Pall.* 1811; S. uralensis, *Licht.*; S. sericea, *Temm.* Er ist etwas kleiner als der Nordkleiber, unten rein weiß; Flecken auf der Unterschwanzdecke und Schenkelseiten zimtrostbraun. In Ost-Rußland, auf dem Ural und in Sibirien bis Japan. — Diese Vögel wurden zwar auch schon als Arten abgetrennt, in der Neuzeit wird aber die Art-Selbständigkeit bezweifelt. — Eine gute Art ist dagegen der Felsenkleiber, Sitta syriaca, *Ehrenberg* 1828; S. Neumeyer, *Michatelle* 1833; S. rupestris, *Temm.* 1840. Bei ziemlicher Aehnlichkeit mit dem Gemeinen Kleiber etwas kleiner, und oben mehr bräunlich überflogen; Unterseite unrein weiß, Bauch und untere Schwanzdecke rostbräunlich. Derselbe hat eine ganz andere Lebensweise, denn er lebt fast ausschließlich an Felsen, oder an den Wandungen alter Gemäuer, besonders an den Wänden der alten venetianischen Festungen, in deren Schießlöchern er beständig aus- und einschlüpft. Mit gleicher Sicherheit klettert er am Gestein umher, wie sein europäischer Vetter an Bäumen. Auch ihr Nest ist in Felsen angebracht und auf gleiche Weise vorn vermauert. Er kommt in den hohen Felsengebirgen von Bosnien, Dalmatien, Griechenland, Kleinasien und weiterhin ostwärts bis Afghanistan vor.

Die Spechtmeise und ihre Varietäten sind weit verbreitet. Man findet sie in Europa, einzeln bis zum Polarkreis, soweit als die Bäume noch nicht verkrüppeln; ostwärts durch Sibirien bis Kamtschatka und Nord-Japan. Den Süden bewohnt dieser merkwürdige Vogel sparsamer und häufig ist er wohl nirgends. In Deutschland ist er bekannt, und an zusagenden Plätzen wird er nicht leicht vermißt; er bewegt sich als Stand-, höchstens als Strichvogel in keinem sehr ausgedehnten Bezirk um seinen Stammsitz umher. Die Strichzeit beginnt in der Mitte des September und dauert bis in den Februar hinein. Er bewohnt alle Arten von Wäldern: Nadelwaldungen, gemischte und Laubwälder; die letztern am liebsten. Er sucht gern große, rauhrindige Bäume aus, wo er sich oft stundenlang zu beschäftigen weiß. Ist noch das Unterholz dicht und mit Haselgebüschen besetzt, grenzt der Wald an Obstbaumpflanzungen, Aecker und Wiesen, so ist der Kleiber gewiß daselbst zu treffen. — Gegen den Herbst verläßt er seinen Sommeraufenthalt und kommt dann in Weiden- und Obstpflanzungen, in Feldhölzer, in Gärten bei Dörfern und Städten, im Winter mitten in dieselben, wo man ihn täglich ein gewisses Revier durchstreifen sehen kann. Gewöhnlich hat er noch Hauben-, Tannen-, Blau-, Kohlmeisen, Goldhähnchen und Baumläufer in seinem Gefolge, und es macht dem Beobachter viel Vergnügen, solche gemischte Vogelscharen mit einem unaufhörlichen „zit zit“ von Baum zu Baum ziehen und von Insekten reinigen zu sehen.

Sie nisten in Baumhöhlen in einer Höhe von 4 bis 20 m vom Boden entfernt, und haben die eigene Methode, den Eingang mit Lehm zu verkleben, sodaß nur ein Schlupfloch übrig bleibt, gerade weit genug, ihren Körper durchzulassen. Gerne benützen sie verlassene Spechthöhlen. Der Eingang ist mitten in der Wand und zirkelrund. Die Erde tragen sie, wie die Schwalben, klümpchenweise im Schnabel herbei und benetzen sie beim Verarbeiten mit ihrem klebrigen Speichel, wodurch die sonderbare Mauer recht fest wird. Die Unterlage des Nestes besteht nur aus alten Laubstückchen, in Nadelwäldern aus den allerdünnsten Blättchen der Kiefernschale, welche alle sehr locker ohne einen eigentlichen Verband aufeinander liegen; auf dieser findet man Ende April 6 bis 8, zuweilen auch 9 Eier, die auf weißem Grunde mit hell- und dunkelrostroten Pünktchen und Fleckchen bestreut sind; am stumpfen Ende sieht man häufig auch noch violettgraue Punkte. Sie gleichen denen der Kohlmeise, sind aber etwas größer. Maße märkischer Eier: 19,47 + 14,13 mm; Sibirische Eier messen: 17,4 + 13 mm. Das Brüten dauert 14 Tage, und wird von dem Weibchen allein besorgt, dieses wird aber von dem Männchen auf dem Nest mit Futter versehen. Die Jungen bleiben über drei Wochen im Nest, bis sie fliegen können, werden aber auch nachher noch längere Zeit mit Raupen fortgefüttert, bis ihr Schnabel eine feste

Spitze erlangt hat und sie selbständig für sich sorgen können. Zu einer zweiten Brut kommen demnach diese Vögel nicht wohl.

Dieser kurzgeschwänzte, gedrungene Vogel sieht plump aus, ist aber einer der allergewandtesten: immer ist er heiter und fröhlich, und in rastloser Thätigkeit stets an den Baumstämmen in Nahrungsgeschäften begriffen. Wenn er auch mit aufgeblähtem Gefieder an den Stämmen herumläuft, so sieht doch der spitze Kopf mit seinen kleinen Augen recht listig aus; dabei ist er gar nicht scheu und läßt sich furchtlos in der Nähe beobachten. Mit ungemeiner Gewandtheit läuft er an Bäumen auf- und abwärts, den Kopf nach unten, nach der Seite und nach oben gerichtet, wie es ihm einfällt; er übertrifft hierin die eigentlichen Spechte bedeutend und ist wohl der vollendetste Klettervogel, der existiert. Er hängt sich auch an die dünnsten Spitzen der Zweige, und ähnelt in seinem Betragen viel den Meisen, daher der Name Spechtmeise gar nicht übel gewählt ist. Auch sein Flug ist schnell und leicht, in kurzen schußweisen Bogen; über größere Räume aber in großen Wellenlinien. — Seine Lockstimme ist ein kurzes, leises „zit zit zit"; sein Frühlingsruf ist ein schnell ausgestoßenes, lautes und nicht unangenehmes „zirr witwitwitwit wit wit!" ein flötendes „tüü tüü tüü!" ein pfeifendes „kei kei kei!" und ein trillerndes „tirrrrrr".

Seine Nahrung besteht in Borken- und andern Käferchen, Larven, Räupchen, Insekteneiern, Puppen, Spinnen; ferner in Haselnüssen und Bucheckern, seinen Lieblingsfrüchten, in Eicheln, Nadelholzsämereien, Sonnenblumenkernen, Hanfsamen, Hafer u. dgl. Die härtesten Haselnüsse weiß er zu öffnen; er klemmt sie in Baumspalten, hält sie noch mit den Füßen fest, und meißelt nun, gewöhnlich in verkehrter Stellung, den Kopf nach unten gerichtet, mit lautschallenden Schnabelhieben die Nuß in der Naht auf. Er legt auch für hungrige Zeiten Vorratskammern, oft 6 bis 8, in Löchern, unter Rinden- und Baumspalten an. Auf den Futterplätzen, welche man für Wintervögel unterhält, ist er sehr dreist und beeinträchtigt letztere dadurch, daß er jedesmal 3 bis 6 Hanf- oder Haferkörner wegschleppt, das Futterbrett in Bälde ableert, wodurch die andern Gäste verkürzt werden. Ich habe ihm häufig durch ein Blasrohr kleine Erbsen auf die Flügel geblasen, um ihn zu verscheuchen und dem Futterverschleppen ein Ende zu machen. — Im Zimmer kann man ihn leicht mit Hanfsamen, Haferkörnern, Nußkernen, zerklopften Haselnüssen, Fleischstückchen, Ameiseneiern und Mehlwürmern unterhalten, und ihm mit Sonnenblumen-, Kürbis- und Gurkenkernen eine angenehme Abwechslung machen. Die Eigenheiten, die sie im Freien haben, kann man auch in der Gefangenschaft an ihnen beobachten, nämlich das Aufhämmern der harten Nahrungsmittel und das Anlegen von Vorratskammern; jeden Winkel stopfen sie voll mit ihrem überflüssigen Futter. Die Hafer- und andern Kerne stecken sie in Ritzen, den stumpfen Teil nach unten, und so können sie das Korn bequem herauspicken. Sie baden gerne, weshalb ihnen frisches Wasser nicht fehlen darf. Zum Aufenthalt gibt man ihnen einen geräumigen, starken Käfig mit dicken Drähten, weil sie, wie die Spechte, viel daran herumzimmern. Hält man sie paarweise in einem Käfig, wie es bei dem kleinen Buntspecht angegeben ist, so machen sie durch ihre Munterkeit und ihr schönes Gefieder dem Liebhaber manches Vergnügen. — Die Jungen erzieht man mit Ameiseneiern, Kalbsherz und Quark und gewöhnt sie später an Gesäme und Kerne.

Man kann sie im Winter im Meisenkasten fangen, wenn man Hanfsamen und Hafer hineinstreut. — Ihr Nutzen ergibt sich aus ihrer Nahrung.

Vierzehnte Familie: **Baumläufer.** Certhia, *Linné* 1735.

Der Schnabel ist dünn, sanft gebogen, sehr zusammengedrückt, mit kantigem Rücken und scharfer Spitze, von etwa Kopfeslänge; schlitzförmige Naslöcher, durch eine gewölbte Haut halb verschlossen; die Zunge lang und schmal, fast hornartig, spitzig; an der Spitze mit unmerklichem Fortsatz, nach hinten aber gezahnt. Diese Zunge spielt beim Futtersuchen eine wichtige Rolle; weit vorgeschnellt, wie bei den Spechten, kann sie zwar nicht werden, aber mit ungemeiner Geschwindigkeit kann das Vögelchen mit derselben die kleinsten Ritzen

durchstöbern, und winzige Insekten samt deren Eiern zur Aufnahme mit dem langen feinen Schnäbelchen durch den Tastsinn entdecken. Lauf etwas kürzer als die Mittelzehe; die Zehen sind schlank mit großen Krallen, von welchen die hintere besonders lang; die Mittelzehe mit den andern in einem Gelenke verwachsen; die Läufe vorn schwach getäfelt, hinten mit einer Hornplatte bedeckt; die elastischen Schäfte der Schwanzfedern über die Fahne hinaus verlängert und scharf zugespitzt, dieselben dienen als Stütze beim Klettern; die Flügel mittellang, stumpf; unter den 10 Handschwingen ist die 1. Schwinge halb so lang als die 2.; die 2. nicht länger als die 5.; die 4. und 5. am längsten. Das kleine Gefieder ist lang, weich und locker, von einfacher — der Baumrinde ähnlicher Färbung, auch weder nach Alter noch Geschlecht sehr verschieden. — Die Singmuskeln sind beim Baum- und Mauerläufer etwas schwach entwickelt. — Sie halten sich meistens an Bäumen mit rauher Rinde auf, an denen sie, wie die Spechte, kopfauf und seitwärts hinaufklettern, auch unterhalb der Aeste — wie Fliegen an der Zimmerdecke — mit großer Gewandtheit weiterlaufen, worin sie es den Spechten noch zuvorthun; nie aber sieht man sie kopfabwärts klettern, wie es die Spechtmeisen können. So lesen sie mit dem feinen Schnäbelchen unter Beihilfe der Zunge die kleinsten Insekteneier, Larven und Insekten aus der Rinde heraus, wie es die Mauerläufer am rauhen Gestein machen. Von ungefähr 7 Arten, wovon 3 in Asien und 3 in Amerika, lebt bei uns: 1 Art.

Der Baumläufer. Certhia familiaris, *Linné.*

Taf. 8, Fig. 2.

Sichelschnäbler, Baumgrille, Baumklette, Baumhakel, Baumreiter, Rindenkleber, Schindelkriecher, Baumläuferlein. — Certhia, alte Aut.; — *L.* cit. 1735—66; — C. familiaris, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.; Naum.* 1826; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — C. scandulaca, *Pall.* 1811; — C. brachydactyla, var., *Br.* 1831; *v. Hom.*; — C. longicauda, *Brandt.*

Dieses Vögelchen ist dem Körper nach kaum größer als ein Zaunkönig, somit einer der kleinsten europäischen Vögel.

Kennzeichen. Oben dunkelgrau, weiß betropft, unten weiß, der Bürzel rostfarbig; durch die Flügel verläuft eine rostgelblichweiße Binde; der Schwanz einfarbig.

Breite 19 cm, Länge 12 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1,3—1,8 cm, Lauf 1,5 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der sanft gebogene Schnabel ist gelblich fleischfarben, spitzewärts dunkel; die großklauigen Füße sind bräunlichweiß. Das Weibchen ist weniger mit lohgelber Farbe angeflogen; die helle Flügelbinde ist weniger gelb schattiert, die ganze Färbung matter, indessen schwer zu unterscheiden. Ihm gleichen auch die Jungen.

Abänderungen finden bei diesem Vögelchen statt bezüglich der Schnabel- und Zehenlänge, sowie auch in der Färbung. Ein Teil ist gelbrückig mit etwas kürzerem Schnabel; ein anderer graurückig mit längerem Schnabel und kürzeren Zehen, welche Vater Brehm als ständige Abänderung mit dem Namen C. brachydactyla bezeichnete. Diese letztere Aenderung kommt mehr in den Waldungen der Ebenen in Deutschland, Südfrankreich und Italien vor, während C. familiaris vielmehr in den Gebirgen Nordeuropas und in Sibirien vorkommen soll. In Vorpommern kommen, nach E. v. Homeyer, beide Formen vor, doch gibt es zwischen den bezeichneten Varietäten Uebergänge, wodurch die Hauptformen vermittelt werden.

Der Baumläufer bewohnt — den höchsten Norden ausgeschlossen — Europa, Klein-Asien, Sibirien bis zum fernen Osten, und von hier aus in weiterer Verbreitung: Nord-Amerika, doch hier artlich etwas verschieden. Auf dem Zug in Nordwest-Afrika; von Heuglin in Egypten aber nicht beobachtet. Als Stand- und Strichvogel unternimmt er seine größeren Umzüge vom Oktober bis in den März, wo er sich wieder am altgewöhnten Brutplatz einstellt. Er bewohnt alle Arten von Wäldern und ausgedehnte Baumpflanzungen, besonders die der Kopfweiden; in seiner Strichzeit kommt er in die Obst-, Zier- und selbst in Hausgärten bis an die Gebäude, wo er oft in Gesellschaft von Buntspechten, Meisen, Goldhähnchen von Baum zu Baum zieht. Er klettert nicht auf den Zweigen, sondern an den rauhrindigen, dicken, zuweilen auch an dünnen Stämmen und Aesten umher; an glattrindige Bäume geht er seltener. Obwohl man die Baumläufer meist nur einzeln oder paarweis beobachtet, benützt diese Art doch recht gerne, nach Art des Zaunkönigs, ein und dasselbe Nest, resp. Baumloch zum geselligen Uebernachten, wenn ihrer mehrere nahe beisammen wohnen.

Er nistet in Höhlen, Ritzen und Spalten, meistens in Mannshöhe und darüber, bis zu ca. 6 m über dem Boden; besonders in Kopfweiden, Aspen, Nadelbäumen, Eichen, in Holzstößen, in den Giebeln und Ritzen einzelner Gebäude im Walde, zwischen Schindel-, Bretter- und Lattenverschlägen, besonders gern hinter halb abgelösten Rindenstücken größerer Bäume u. s. w. Bei größern Löchern ist er oft gezwungen, durch einen Unterbau sehr viel auszufüllen, wozu er eine Menge von Reischen, Rindensplittern und dürren Blättern bedarf. Das eigentliche Nest ist meist kleinnapfig, rund und von sehr verschiedenem Material; es besteht aus Würzelchen, Grashalmen, Baumbast, Birkenschale, Insektengespinsten und Federn. Man findet Anfangs April etwa 5—9 Eier darin, welche auf milchweißem Grunde mit größern und kleinern feinen Punkten von rost- und blutroter Farbe bestreut sind, die sich öfters am stumpfen Ende anhäufen; wenn der Fleckenkranz stark ist, so bemerkt man noch öfters graurötliche Punkte. Die Eier sehen den kleinen Meiseneiern täuschend ähnlich. Die Maße märkischer Eier: 15,59 + 11,62 mm. Die zweite Brut findet man im Juni; sie enthält aber nur etwa 4 Eier.

Der Baumläufer ist ein sehr gewandtes, harmloses und zutrauliches Tierchen, das sich ohne Scheu beobachten läßt, obgleich es sich den Blicken durch seine Geschäftigkeit bald wieder entzogen hat. Es fliegt von unten die Bäume an, durchstöbert sich nach der Höhe, oft auch in seitlichen Schraubenwindungen nach Art der Spechte; aber auch unterhalb der Aeste, wie Fliegen an der Zimmerdecke, sieht man sie laufen, nicht aber kopfabwärts. Beim Aufklettern stützt es sich auf den hartfedrigen Schwanz, wobei es ruckweise vorgeht, mit dem feinen Schnäbelchen die Risse in der Baumrinde, unter dem Rindenmoos und Flechten nach Insekten durchstöbert, und wenn es oben angekommen ist, so schießt es mit kühnem Fluge herab und klebt sich unten an den nächsten Stamm zu gleichem Beginnen. Der Flug ist ungleichmäßig, wogend oder hüpfend, aber schnell, doch selten auf weite Strecken, meist von Baum zu Baum. Seine Stimme ist ein feines „sit sit sit", oder auch nur ein einfaches „sit", das man häufig hört; einen kurzen Gesang läßt das Männchen im Frühjahr hören, ungefähr wie: „bibibibiboiteritih", der einen heitern Charakter hat.

Seine Nahrung besteht aus kleinen Insekten und deren Eiern, aus Käferchen, Larven, Puppen, Spinnen, Fliegen, und nur im Notfall aus kleinen Sämereien. Besonders vertilgt dieses Vögelchen den schädlichen Frostschmetterling (Geometra brumatra) und seine Brut. — Alte, im Winter gefangene Baumläufer gewöhnt man durch getötete Mehlwürmer und Ameiseneier an das Nachtigallfutter. Sie gehen aber nicht gern daran; besonders, wenn nicht die Käfigeinrichtung ihrer Lebensweise entspricht und friedliche, schon längere Zeit eingewöhnte Vögel zum Futter einladen. Wer die Liebhaberei hat, derartige Vögelchen zu halten, hat vor allem einen geräumigen Rindenkäfig herzustellen, und in demselben einige kleine Kästchen mit Schlupfloch anzubringen, in welchem sie übernachten können. Das Innere der Kästchen versieht man mit etwas Moos. Ohne diese Hilfe gehen sie leicht zu Grund. Wie man einen solchen Rindenkäfig herstellt, wolle man beim Kleinspecht nachsehen. — Dr. Girtanner, der eine ähnliche Vorrichtung für Baumläufer herstellte, hatte viel Freude an diesen zierlichen muntern Vögelchen, und sie hielten so zahm und wohlgemut aus, daß er glaubte, sie sogar zum glücklichen Brüten bringen zu können. Erhält man ein Nest mit Jungen, so bekommen sie frische Ameiseneier, Kalbsherz und Quark in gleichen Teilen. Ich bemerke aber, daß frische Ameiseneier immer das unfehlbarste Futter sind. Hat man Alte dabei, so füttern diese auch nur mit frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern gern, alles andre — und wenn es noch so zweckdienlich ist — nur mit Widerwillen; und es liegt dem Futterherrn ob, sie nach einigen Wochen an Nachtigallfutter zu gewöhnen. Der Lockton der Jungen ist ein feines hohes „zri zri". In der Färbung gleichen sie den Alten, doch sind die mit gelblichweißen Rändern eingefaßten Schnäbelchen noch viel kürzer, ebenso die Klauen. Das Innere des Schnäbelchens ist orangegelb. Die Jungen sind niedliche Vögelchen, springen aus dem Neste, sobald man sich demselben nähert, wenn nur der Schwanz gekielt ist, und schlüpfen sogleich wie Mäuse unter Moos oder Laub, daß man sie nur schwer wiederfindet. Sie können schon, wenn der Schwanz nur halb gewachsen ist, geschickt klettern.

Man kann sie mit Schweinsborsten, die mit Vogelleim bestrichen sind, fangen, we man Bäume, welche man sie häufig beklettern sieht, etwa $1\frac{1}{4}$ m über dem Boden rin um damit besteckt oder belegt. Wer Geduld hat, kann sie auch im Spätjahr mit ein Stecken fangen, an den vorn eine Leimrute gebunden ist.

Als nützliche Geschöpfchen verdienen sie aber auf jede Art sehr geschont und name lich von unberufenen Händen nicht mutwillig durch Käfighaft dem Verderben geweiht zu werd

Fünfzehnte Familie: **Mauerläufer**, Tichodroma, *Illiger* 1811.

Der Schnabel ist sehr lang, dünn, wenig gebogen, fast rund, an der Wurzel etw kantig, vorn spitz; in seiner ganzen Länge ist derselbe inwendig tief gerinnt, so daß schmale sehr spitzige Zunge in einem geschlossenen Kanal, wie in einer Scheide vorgeschol und mit einem angespießten Insekt zurückgezogen werden kann, ohne daß der geschloss Schnabel weiter geöffnet werden muß, als das kleine plattgedrückte Insekt es mit sich brin der Vogel gebraucht sie also nicht nach Art der Spechte, welche die Zunge in die Wur löcher vorschießen, um damit die Insekten herauszuhäkeln; zu diesem Zweck benutzt je nur seinen feinen sondenartigen Schnabel, und die Zunge befördert die Beute aus Schnabelspitze in den Schlund. Die Zunge ist gut 2 cm lang und ihre Spitze liegt g nahe bei der Schnabelspitze; sie ist äußerst spitzig, sticht wie eine Nadel, ist hornartig, s elastisch und man bemerkt bei geringer Vergrößerung überall eine Menge borstenarti Widerhaken; sie besitzt auch die zwei langen federartigen Zugbänder, die hinten über Hirnschädel hinauflaufen und durch einen starken Muskel bewegt werden; ganz nach der Spechte, doch ist sie nur in geringem Grade vorschnellbar; Füße: drei lange Zeh nach vorn, eine nach hinten; mit sehr großen schön gebogenen Krallen; besonders ist die Hinterzehe groß; die Außenzehe mit der Mittelzehe $1\frac{1}{2}$ gliedrig verwachsen, die Läufe rin um gestiefelt; der Flügel ist breit und stumpf mit 19 Schwungfedern; unter den 10 Ha schwingen die 1. kurz, doch länger als die Handdecken; die 4. und 5. Schwinge längste; die 2. länger als die Armschwingen; der Schwanz ist kurz, mit 12 weichen, etw breiten Federn. Sie haben eine zweifache Mauser, und das Sommerkleid sieht anders a als das Winterkleid. Das Gefieder seidenweich und schönfarbig. Auch bei diesem Vögeld ist der Singapparat entwickelt, deshalb wurde es nicht — wie früher — von den Si vögeln abgetrennt. Nur 1 Art bekannt.

Der Mauerläufer. Tichodroma muraria, *Linné.*

Taf. 8, Fig. 3.

Mauerklette, Alpen-Mauerklette, Rotflügelige Mauerklette, Felsenläufer, Alpen-, Karmin-, Ma specht, Mauerchlän. — Picus murarius, alte Aut.; *L.* cit. 1766; — Certhia muralis, *Briss.;* — muraria, *L.* 1766; *Gm.; Bechst.;* — Tichodroma muraria, *Ill.* 1811; *Naum.* 1862; *K. & A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — T. phönicoptera, *Temm.* 1815; *Glog.*; — T. alp *Koch* 1816; — Petrodroma muraria, *Vieill.* 1816; — T. subhimalayana, *Hodgs.* 1844; — T. palensis, *Bp.* 1850.

Der Mauerläufer ist ein schön gezeichneter Vogel und nicht leicht mit einem and zu verwechseln.

Kennzeichen. Der zusammengelegte Flügel an der obern Hälfte hochrot; an Innenfahnen der großen Schwingfedern, von der 2. bis zur 4., zwei runde w Flecken.

Länge 13,7 cm, wovon der Schwanz beinahe 5 cm wegnimmt; Flügelbreite 26,3 Schnabellänge von 2,6—4,4 cm (je nach dem Alter); Höhe der Läufe 2,2 cm.

Beschreibung. Hauptfarbe aschgrau; Kopf dunkelaschgrau; Schwung- und die weichen Schn federn schwarz, braun und weiß; die Schwungfedern noch mit einer Anzahl gelblicher oder weißlicher r licher Flecken; Flügeldeckfedern schön rosenrot; Kehle schwarz. — Der Schnabel ist dünn und sanft bogen, von Farbe schwarz; die Zunge ist sehr spitzig, spießförmig; die Augen sind klein und von F tiefbraun; die Füße pechschwarz, mit großen Krallen. — Das Weibchen ist kaum zu unterscheiden;

ein wenig kleiner, oben trüber gefärbt und die Kehle nicht so tief schwarz. — Am Herbst- oder Winterkleid fehlt bei beiden Geschlechtern die schwarze Kehle, welche dann weiß gefärbt ist und sich erst bei der Frühjahrsmauser in Schwarz verwandelt. — Junge Vögel ähneln den Alten im Winterkleide, sind aber etwas düsterer gefärbt.

Dieser schöne Vogel bewohnt die felsigen Hochgebirge Mittel- und Süd-Europas, und in den gleichen Breiten auch die Gebirgszüge Asiens bis Nord-China. Nach Rüppell soll er auch in Abessinien vorkommen, er wurde aber von Heuglin nie beobachtet. In unserem Erdteil sind es die Spanischen, Französischen, Italienischen, Griechischen, Oesterreichischen, Schweizerischen und Bayerischen, sowie die Balkan-Hochgebirge, welche er bis an die Schneegrenze bewohnt. Die Härte des Winters treibt ihn in tiefer gelegene Gegenden, in die Vorberge, und so kommt er zuweilen als Gast, wenn auch als ein seltener, bis nach Schwaben, Franken, Nieder-Oesterreich; von den Karpathen aus besucht er Ungarn, so nach den Beobachtungen des Kronprinzen Rudolf sogar die Kaiserburg in Ofen, wo er am Gemäuer zuweilen in kleinen Gesellschaften herumklettert. Nach Landbeck wurde bei uns im Schloßhof zu Tübingen ein Männchen an einem Turm erbeutet; 2 andre Stücke am Schlosse des Grafen Degenfeld in Eibach; weitere in Ebingen, in Hohenneuffen, Hohenurach u. a. O., freilich immer als eine Seltenheit. Ueberhaupt ist diese Art überall nur einzeln, oder bloß paarweise verbreitet, nirgends in größern Gesellschaften zu finden. — Man sieht ihn auf den höchsten Gebirgen, an senkrechten Felsenwänden, an ödem, kahlem Steinwerk, und an halbverwitterten Ruinen herumklettern. Als Strichvogel kommt er, wie bemerkt, im Spätjahr in tiefer liegende, bewohnte Gegenden, in hochgelegene Städte, welche viele alte, hohe Gebäude mit steilen großen Dächern, Türme, Mauern u. dgl. haben, und treibt sich so zuweilen mitten in volkreichen Städten herum. An stillen, einsamen Plätzen kommt er auch zu tiefer liegendem Gemäuer herab; höchst selten aber an Baumstämme, auf Aeste, oder ins Gebüsch, welche er möglichst vermeidet.

Sie nisten in den unzugänglichsten, öden Gegenden ihres Aufenthalts in den Löchern und Spalten hoher Felsenwände, welchen entweder garnicht oder nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr beizukommen ist, oder — als Seltenheit — zuweilen auch niedrig in Rüstlöchern der Häuser, in dem Gemäuer der Sennhütten, unter Mannshöhe, und legen auf ein nicht kunstloses, ziemlich voluminöses, weiches Nest von Bastfäden, sehr feinen Würzelchen dicht zusammengefilztem Moos, Tierhaaren, darunter viel Mäuse- und Schafhaar, Pflanzenwolle, und gelegentlich aus einzelnen Federn, Näh- und Bindfadenstückchen zu Ende Mai 4, selten 5 ovale, etwas zugespitzte Eier mit zarter, wenig glänzender, sehr feinkörniger Schale, deren Grundfarbe rein weiß ist, mit einzelnen sehr kleinen, rotgrauen Schalenfleckchen und dergleichen rost- und hell oder dunkler braunroten Fleckchen bezeichnet. Dieselben stehen immer sehr spärlich, doch am stumpfen Ende gehäufter als am spitzen, wo solche zuweilen ganz verschwinden. Sie messen: 20 + 14 mm.

Der Mauerläufer ist ein einsam lebender Vogel, sonst aber ein fröhliches, munteres Geschöpf, das sich selbst genügt. Wie der Baumläufer von unten an die Bäume, so fliegt der Mauerläufer Felswände und Gemäuer von unten an, klettert mit großer Gewandtheit senkrechte Flächen hinauf, wobei er sich der Flügel, niemals des weichfederigen Schwanzes, bedient, und ist in kurzer Zeit mit dem Absuchen einer Felsenwand, eines Steinblocks oder eines Turmes fertig. Er hat einen ungemein leichten flatternden Flug, bald mit schmetterlingsartigen unregelmäßigen Flügelschlägen, bald wie ein Raubvogel mit angezogenen Flügeln nach einer tiefliegenden Stelle herabschießend. Beim Aufklettern trägt er den Kopf stets gerade nach oben gerichtet, an überhängenden Wänden beugt er ihn sogar zurück, wahrscheinlich um den zarten Schnabel zu schonen und nirgends anzustoßen. Teils in einzelnen Sätzen, teils förmlich springend, geht es mit erstaunlicher Schnelligkeit die steilsten Wände hinauf, wobei er sich der kurz gelüfteten Flügel zwar bedient, aber die Schwingen so weit nach hinten und oben abstellt, daß sie auch von der Felswand abstehen; auch den kurzen Schwanz hält er möglichst weit vom Felsen ab, um ihn nicht zu schädigen. Oben angekommen sieht er sich nach einer andern Steinwand um, die er absuchen will, und stürzt nun in kühnem Flug abwärts zu der Stelle, von wo aus er wieder aufs neue nach oben klettert. Seine Nachtruhe hält der Mauerläufer stets in einer geschützten Fels- oder Mauerspalte; sie dauert


8.
9.
5.
4.
6.
7.
2.
3.
1.

auch viel länger, als man es sonst an andern Vögeln gewöhnt ist, wie Dr. Girtanner an seinen Zimmervögeln beobachtete. Er hat auch guten Grund zu dieser langen Nachtruhe, da in der Morgenfrühe auch im Sommer bei niederer Temperatur die Felsen mit Reif überzogen sind und nachher unaufhörlich tropfen; er würde sich bei frühzeitigem Absuchen das Gefieder nur nässen und beschmutzen und dabei zu Grunde gehen. Um seine Flatter- und Kletterwerkzeuge gehörig ausruhen zu lassen, liegt er bei Nacht auch auf dem Bauche wie ein brütender Vogel, während die meisten andern Landvögel die Nacht stehend oder hängend zubringen. Vorsichtig schleicht er sich abends zu seinem Nachtlager, um ungesehen hineinzukommen, und verläßt es beim Beginn seiner Tagesgeschäfte wieder eben so heimlich. Seine Lockstimme ist ein flötender, feiner Pfiff, auch hat er einen kurzen, aber melodischen Gesang, in welchem die Strophe: „di dibi zää" unter kleinen Veränderungen öfters wiederholt vorkommt, welche er in seinem öden Revier fleißig hören läßt. „Der einsame Wanderer, erfrischt und neubelebt durch den Anblick dieser lebendigen Alpenpflanze, dieses mitten in der erstorbenen Natur stets regen und frohen Lebens, setzt dann mit neuer Freude seinen beschwerlichen Weg fort durch die hehre, noch in gar mancher Beziehung viel zu wenig erforschte Alpenwelt." So schließt Dr. Girtanner seine interessanten und belehrenden Notizen über die Mauerläufer.

Mit seinem langen, sondenartigen Schnabel holt der Mauerläufer Fliegen, Spinnen, Ameisen, Larven, Puppen und Raupen zwischen den Fugen und Ritzen des Gesteins hervor. Kleine Käfer, die sich tot stellen und sich vom Gestein hinunterrollen lassen, Spinnen, die sich in aller Eile an ihrem Rettungsfaden über die Felsen herunterflüchten, fängt er mit Leichtigkeit in der Luft auf, meist ehe sie nur einige Fuß tiefer gelangt sind. — Dr. Girtanner in St. Gallen hat bis jetzt mehrere Mauerläufer im Zimmer unterhalten, gut durchgebracht und überhaupt sehr viel zur Vervollständigung der Kenntnis von der Lebensweise dieses schönen Alpenvögelchens beigetragen. Er stellte einen großen Käfig von 11,4 Dm. Höhe, 8,6 Dm. Breite und ebensoviel Tiefe auf musterhafte Weise zur Beherbergung dieses Vogels her, wodurch es ihm gelang, denselben jahrelang gesund und munter zu erhalten. Die Rückwand und Seitenwände wurden aus knorrigen Rindenstücken überpaßt, auch ein tiefes Versteck zum Nachtlager angelegt; dann alles mit starkem Leim überstrichen und stark mit grobem Sand, der an der rauhen Rinde ausgezeichnet hält, und stellenweise mit ganz kurzgeschnittenem Moos beworfen. Niemand, der nachher den Käfig sah, ahnte die eigentliche Beschaffenheit dieser Felsen. Anstatt der obern Käfigdecke wurde ein Gitter angebracht, teils des Lichtes wegen, teils zur Annehmlichkeit des Vogels selbst. Der Käfig wurde auf diese Weise nicht allzuschwer, und nahm sich, besonders wenn die Sonne durch das obere Gitter hineinschien, wirklich wie eine kleine Felsschlucht aus. Der erste Mauerläufer, ein schönes wohlerhaltenes Exemplar, war am 7. Februar 1864, an dem Kurhaus zur Waid, unweit St. Gallen, herumkletternd, durch ein offenstehendes Fenster in ein Zimmer gelangt und so gefangen worden, und kam den 8. Februar in den Besitz dieses ausgezeichneten Vogelwirtes. Da er den Vogel nur in den längst bereitstehenden Käfig einfliegen lassen durfte, erholte sich dieser rasch wieder vollständig. Sein erstes Futter waren Mehlwürmer; er bekam deren täglich 70—80 Stück und dies dauerte etwa 10 Wochen, bis er sich endlich bequemte, auch Ameisenpuppen zu fressen. Am 29. Juni 1867 erhielt Dr. Girtanner wieder eine, mit viel Mühe und Gefahr an einer steilen Felswand ausgehobene Brut von 4 jungen, halbnackten Mauerläufern, welche in einem mit Baumwollnest versehenen Cigarrenkistchen und mit Watte bedeckt, um die Wärme zu erhalten, vortrefflich gediehen. Ihr Futter bestand aus frischen Ameiseneiern. Den 19. Juli wurden sie in den Felsenkäfig versetzt, den sie bald mit Gewandtheit beklettern lernten; auch schliefen sie alle, bei Nacht dicht zusammengedrängt, wie im Nest, noch längere Zeit auf einer flachen Stelle oben im Käfig. Sie badeten fleißig im Gegensatz zu dem Wildling von 1864, der das Wasser vermied; auch paddelten sie gern im Sande, wenn er von der Sonne durchwärmt war. Bei freiem Flug, der ihnen häufig gestattet wurde, entwickelten sie sogleich eine gegenseitige Unverträglichkeit, indem jeder Vogel ein Revier im Zimmer für sich in Anspruch nahm und den Eindringling sofort mit Schnabelklappern und Zankgeschrei hinausjagte. Diese Luftkämpfe hatten bei der eigentümlichen Flugart etwas besonders Anziehendes

und Fremdartiges. Man glaubte viel eher vier „große Schmetterlinge" sich herumtummeln zu sehen. Gegen ihren Pfleger waren sie zutraulich und stiegen gern an ihm herum, wodurch er nicht selten zum Kriegsschauplatz gemacht wurde. Die zunehmende Heftigkeit ihrer Kämpfe, sowie die Abneigung gegen freiwillige Rückkehr in den Käfig machte endlich der freien Flugbegünstigung ein Ende; denn auch ihre Zahmheit reduzierte sich allmählich mit ihrem Selbständigkeitsgefühl. Als Winterfutter bekamen sie leichtgesottenes, in kleine Streifchen zerschnittenes Kalbsherz, nebst Zusatz von Ameiseneiern und täglich einigen Mehlwürmern. Sie befanden sich so gesund im Käfig, daß Dr. Girtanner nicht bezweifelt, seiner Zeit auch noch über gelungene Brutversuche berichten zu können.

Wirft man bei der Verpflegung dieses Vogels einen Rückblick auf die Art und Weise, wie verkehrt und naturwidrig derartige Geschöpfe vor einem halben Jahrhundert behandelt wurden, so muß man billig über die Fortschritte erstaunen, welche in dieser Richtung teils infolge der Aufklärung durch gebildete Ornithologen, teils auch durch die Bemühungen einzelner eifriger und sachverständiger Liebhaber gemacht wurden; dies alles aber war man nur dadurch zu erreichen imstande, daß man ihren Aufenthalt im Zimmer in möglichste Uebereinstimmung mit dem ihrer natürlichen Lebensweise entsprechenden brachte.

Sechzehnte Familie: Fliegenschnäpper, Muscicapa, *Linné* 1766.

Butalis, *Boje* 1826; — Erythrosterna, *Bp.* 1838; — Hedymela, *Sundev.* 1872.

Schnabel kurz, an der Wurzel breit, die Firste über den Naslöchern scharfkantig abgesetzt, vorn mit sehr schwachem Zahn und kleiner Hakenspitze; die ovalen Naslöcher seitlich, nahe der Stirn mit dünnen Härchen bedeckt; der Rachen weit, am Munde steife Bartborsten; Füße kurz und schwächlich; Läufe vorn gestiefelt; Flügel ziemlich lang, mit 19 Federn; die 3. und 4. Schwinge die längsten; die 1. ein wenig länger als die Handdecken; Schwanz mittellang und schwach ausgeschnitten; das Gefieder locker und weich. Weiter Rachen, kurze Füße, breiter schwalbenähnlicher Kopf und auch ihre Lebensart erinnern lebhaft an die Schwalben. „Sie sind die Schwalben der Wälder und Gärten," sagt Gloger, „geschaffen für einen engeren Flugraum, als diese." — R. B. Sharpe zählt, im 4. Band seines Katalogs 1879, für die Gesamtfamilie Muscicapidae nicht weniger als 402 Arten auf der ganzen Erde, wovon die meisten den heißen Ländern angehören. Für die Muscicapinae (im engeren Sinn) verzeichnet Sharpe etwa 130 Arten. Für die besondere Gruppe: Muscicapa, sind 20 Arten verzeichnet, von denen bei uns 4 Arten vorkommen. Indes findet bei denselben kein großer Zusammenhang statt, weshalb wir für diese Familie 3 Gruppen aufstellen.

1. Gruppe: Grauschnäpper. Butalis, *Boje* 1826.

Die 2. Schwinge etwas länger als die 5.; sonst wie oben. 1 Art.

Der Graue Fliegenschnäpper. Muscicapa grisola, *Linné.*

Taf. 8, Fig. 4.

Gefleckter Fliegenschnäpper, Großer Fliegenfänger, Großer Muckenschnäpper, Kothfink, Pipsvogel, Schurreck. — Grisola, *Aldr.* und andere alte Aut.; — Muscicapa, *Briss.*; — Muscicapa grisola, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Butalis grisola, *Boje* 1826; — But. montana, *Br.* 1855.

Kennzeichen. Der Oberleib mäusegrau, der Unterleib schmutzig weiß, an der Brust mit braungrauen Längsflecken. Die 2. Schwinge länger als die 5.

Länge 13,7 cm, Flügelbreite 24,5 cm, Schwanzlänge 5,4 cm, der Schnabel mißt 0,1 cm, das Fußrohr 1,4 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist an der Wurzel breit, von Farbe schwarz, über den Mundwinkeln mit einzelnen Borstenhaaren besetzt, der Rachen gelb; das Auge dunkelbraun; die Füße sind schwarz, kurz und schwächlich. — Das Weibchen ist auf dem Rücken

und Bauch trüber gefärbt. — Die Mauser fällt in den August, dauert aber ziemlich lang. — Die Jungen sehen oben silbergrau, weiß betropft und dunkelbraun geschuppt aus, und die Striche auf der Brust sind noch unbestimmter, als bei den Alten.

Der Fliegenfänger verbreitet sich über ganz Europa bis Schottland und Lappland; er ist im Süden Europas häufig; nach Osten hin, in Asien, bis zum Altai; auf dem Zug bis in die Waldungen Inner-Afrikas; in ganz Nordost-Afrika im Winter recht häufig, und soll, nach Berichten von Reisenden, bis zum Kap der Guten Hoffnung vordringen. Wie weit er auf der Westseite Afrikas zieht, finde ich nirgends verzeichnet. Auf den Gebirgen südlicher Länder kommt er auch als Brutvogel vor, und — nach Gloger — im höhern Norden, dessen Bergketten sich im Sommer einer so merkwürdig warmen und stets heitern Temperatur erfreuen, hin und wieder sogar nahe bei Gletschern. Für Deutschland und die Schweiz ist er ein wohlbekannter und häufig vorkommender Vogel. Man findet ihn in Wäldern, besonders von Laubholz, und an deren Rändern; auch in die Alleen und Baumgärten der Dörfer und Städte kommt er, oft mitten in dieselben, denn er sucht die Nähe der Menschen, wie die Schwalben; besonders liebt er Teiche und andere Gewässer in der Nähe der Ortschaften, wo er fast nie fehlt, wenn sie nur Bäume und etwas Gebüsch haben. Er ist ein Zugvogel, der in den letzten Tagen des April und Anfangs Mai paarweise ankommt und uns Ende August und im September familienweise wieder verläßt. Seine Reisen geschehen bei Nacht.

Er nistet in Laubholzwäldern, welche feuchten Boden oder Wasser in der Nähe haben, an dunkeln, schattigen Stellen; ferner in großen Obstgärten und Weidenbäumen bei und in den Ortschaften. Hier baut er sein Nest auf einen kurzen, alten Ast, auf Zweige dicht am Schaft des Stammes, auf den Kopf einer Weide, zwischen Baumstützen, in die Geländer der Spaliere, in Gartenhäuser, auf Balkenköpfe, in weite Baumhöhlen, aber nicht tief, in Mauerlöcher, dichte Lauben und ähnliche Orte, 1½ bis 6 m vom Boden entfernt. Das Nest ist nicht ganz kunstlos, besteht aus feinen Wurzeln, Flechten, grünem Moos, Halmen, Baumbast und ist mit Wolle, auch Pferdehaaren und Federn gefüttert. Selten sind Hälmchen und weiße Flechten beigemischt, das Nest ist gewöhnlich grünlich und bräunlich. In demselben findet man Anfangs Juni 5 Eier, welche auf lichtgraugrünlichem Grunde hellrostfarbige, marmorartige Flecken und violettgraue Punkte haben, welche nicht selten einen Fleckenkranz am stumpfen Ende bilden. Maße märkischer Eier: 17,85 + 13,1 mm. Zuweilen machen sie zwei Bruten, die 1. im Mai, die 2. Anfangs Juli. Ueber die Mittagszeit wird das Weibchen beim Brüten vom Männchen abgelöst. Sie hängen mit Liebe an ihrer Brut.

Dieser Vogel kommt wenig auf die Erde, und wenn es geschieht, so verweilt er nur auf Augenblicke; wegen seiner kurzen Füße hüpft er etwas schwerfällig und langsam, schreiten kann er vollends gar nicht. Auf Baumzweigen hüpft er nicht umher, sondern sitzt auf einem freien oder dürren Ast, auf einer Dachrinne oder sonst an einem freien Ort, wo er sich nach seiner Nahrung umsehen kann; sieht er ein Insekt, ein Räupchen u. dgl. auch in weiter Entfernung, so schießt er pfeilgeschwind darauf zu, nimmt es auf, trägt es nach einem Sitzpunkte und verzehrt es dort. Mit den Flügeln, die er meistens etwas hängen läßt, zuckt er beständig. Sein Flug ist sehr schnell, flatternd und schwebend; wenn er auf Bäume fliegt, so geht er nicht in den Gipfel, sondern treibt sich mehr auf den Aesten umher, die sich in mittlerer Höhe am Stamme befinden. Obwohl er mit andern Vögeln verträglich lebt, so ist er doch zänkisch gegen seinesgleichen, welche er nicht gern in der Nähe duldet.

Seine Nahrung besteht aus allerlei fliegenden Insekten, besonders Bremsen und Stechfliegen, welche er so behende, wie die Schwalben, in der Luft wegfängt; wenn er die Bewegungen eines Insektes bemerkt, dasselbe aber noch nicht gut aufs Korn genommen hat, so rüttelt er ein Weilchen darüber, es scharf fixierend, und schießt dann auf sein Ziel los, das seine sichere Beute wird. Schmetterlinge nimmt er auf seinen Sitz, und staucht sie so lange herum, bis die Flügel abbrechen, worauf er den Leib verschluckt. Drohnen fängt er zwar weg, nicht aber Bienen und Wespen, was von aufmerksamen Beobachtern versichert wird. Bei trübem Wetter flattern sie traurig an Häusern und Bäumen umher, um die Insekten wegzuholen, die an denselben kleben. Im August ziehen sie sich gern nach Teichen, welche mit Bäumen umgeben sind, und machen Jagd auf die dort häufigen Mücken und Schnaken.

Der Gesang ist unbedeutend, und besteht aus allerlei piependen und leisen Tönen, worin sie am häufigsten ihre Lockstimme hören lassen; diese lautet kreischend wie: „tschrie tschrie“ oder „tzrie“! In der Angst schreien sie „tschiereck teck teck teck“. — In einen kleinen Käfig paßt dieser Vogel wegen seiner kurzen Füßchen nicht; dagegen kann man ihn im Zimmer frei fliegen lassen, wo er in kurzer Zeit alle Mücken zusammengefangen hat, mit einer Gewandtheit, wie nicht leicht ein anderer Vogel. Man gibt ihm einige Stäbchen in der Höhe, wo er bald Platz nimmt, und von wo aus er die Fliegenjagd beginnt. Wenn er das Zimmer von Insekten

befreit hat, schenkt man ihm entweder die Freiheit, oder muß suchen, ihn durch Fliegen, Mehlwürmer und Ameiseneier, welche man oben auf das Nachtigallfutter legt, an dasselbe zu gewöhnen, wobei er dann schon einige Jahre aushält. — Im Sommer 1859 erzog ich einen jungen Schnäpper, der ungefähr 4 Wochen aus- und einflog, dann aber allmählich verwilderte. Im Anfange des Ausfluges kam er auf lockenden Ruf bereitwillig und ohne Scheu herbeigeflogen und setzte sich auf meinen ausgestreckten Finger; andern Personen kam er aber nicht so nahe. Im Sommer 1862 hatte ich ebenfalls ein zahmes Pärchen. Auch dieses benutzte seine Flugfreiheit, um nach einigen Wochen zu verschwinden; aber groß war meine Freude, als das Männchen Anfangs September desselben Jahres sich zu einem Besuche einstellte. Es war Vormittag gegen 10 Uhr, wo sich der Vogel so lange, niedrig um die Fenster fliegend, herumtrieb, bis er bemerkt und begrüßt würde. Rüttelnd näherte er sich mir bis auf einige Fuß, und nahm endlich von der flachen ausgestreckten Hand einen zerdrückten Mehlwurm fliegend hinweg. Er entfernte sich erst nach einigen Stunden, während welcher Zeit ich ihn noch öfter zu mir lockte. Noch größer aber war mein Erstaunen, als sich derselbe Schnäpper auf die gleiche Weise wieder Ende April des nächsten Jahres einstellte; doch war er da etwas scheuer und nicht mehr dazu zu bringen, einen Mehlwurm von der Hand zu holen, obwohl er längere Zeit über demselben rüttelte. Später erschien er nicht wieder oder wurde von uns nicht mehr bemerkt. Ein im Sommer 1866 erzogener Grauschnäpper benützte ebenfalls seine Flugfreiheit, um auszubleiben; und zwar hängt das genau von der Fertigkeit ab, mit der sie ihre Futtertiere erbeuten lernen. Können sie sich selbständig ernähren, so nimmt auch die Vorliebe für den Zimmeraufenthalt ab, obwohl sie ihrem Pfleger immerhin noch eine rührende Anhänglichkeit bewahren, wie wir oben erfahren haben. — Wenn man ihnen ein Fleischstückchen zuwirft, wissen sie es sehr geschickt in der Luft aufzufangen, ehe es zu Boden fällt. Sie trinken viel und baden sich auch gern. In einem geräumigen Flugkäfig können sie ebenfalls untergebracht werden. Die meisten sterben an der Auszehrung, weil sie sich nicht zum künstlichen Futter bequemen wollen.

Wenn man auf ihren Lieblingssitzen Leimruten, Sprenkeln oder Fußschlingen anbringt, sind sie nicht sonderlich schwierig zu fangen.

Zweite Gruppe: **Trauerschnäpper**, Muscicapa, *Briss.* 1760.

Der Schnabel ist etwas kürzer, von oben gesehen bildet er ein fast gleichseitiges Dreieck; der Schwanz bei den europäischen Arten auf den Seiten weiß; die Flügel etwas kürzer. Alte Männchen im Sommer haben eine scharf abgesetzte Färbung. 2 Arten.

Der Trauer-Fliegenschnäpper. Muscicapa atricapilla, *Linné.*

Taf. 8, Fig. 5 (Männchen) und 6 (Weibchen).

Trauerfliegenfänger, Schwarzgrauer, Schwarzköpfiger Fliegenschnäpper, Feigenschnäpper, Beccafige, Mohrenköpfchen, Baumschwalbl, Wald-, Gartenschäck. — Ficedula se mutans Atricapilla, *Aldr.*; — Curruca tergo nigro, *Frisch*; — Motacilla ficedula, *L.* 1758—66; *Gm.*; — Muscicapa nigra, *Briss.*; — Muscicapa atricapilla, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; *K. & Blas.* 1840; *Fritsch.*; *Heugl.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — Emberiza! luctuosa, *Scop.* 1771; — Sylvia ficedula, *Lath.*; — Muscicapa muscipeta, *Bechst.* 1795, 1807; — Musc. luctuosa, *Temm.* 1815; *Naum.* 1822; *Br.* 1831; *Glog.*; *v. Hom.* 1885; — Ficedula atricapilla, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Auf dem zusammengelegten Flügel ist an den großen Schwungfedern, wenn man nicht ihre Deckfedern verschiebt, kein weißer Fleck sichtbar. Männchen: oben schwarz oder schwärzlichgrau, am vordern Teile tiefer gefärbt als nach hinten; an der Stirn und am ganzen Unterleib weiß, auf den Flügeln hinterwärts nur ein weißes Schild. Weibchen und junger Vogel: oben braungrau, unten schmutzigweiß; die vordern Schwungfedern einfarbig schwarzbraun, die drei hintersten weiß gesäumt; die drei äußern Schwanzfedern auf der Außenfahne weiß. Die 2. Schwinge kürzer als die 5.

Länge 13,2 cm, Flügelbreite nur 22,7 cm, der Schwanz 4,8 cm, der Schnabel 0,9 cm, das Fußrohr beträgt 1,7 cm. Etwas kleiner als der Graue Schnäpper.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist schwarz, an der Wurzel breit; das Auge dunkelbraun; die Füße sind schwächlich und schwarz. — Die Weibchen haben weniger Weiß auf den Flügeln, der Unterleib ist nur schmutzigweiß, der Stirnfleck hellbräunlichweiß, und die Rückenfarbe bräunlich aschgrau. — Am Herbstkleide der alten Männchen sind Schwanz und Flügel wie im Frühjahr, aber alle obern Teile sind dunkelaschgrau, bei jüngern bräunlich aschgrau, so daß manche

Ornithologen eine besondere Art daraus ableiten wollten, wogegen aber die Uebergänge sprechen. — Die Jungen im Nestgefieder sind denen des Grauen Fliegenschnäppers sehr ähnlich; oben braungrau mit schmutzig weißen Flecken, die Brust gelbbraun überflogen und unordentlich braun gefleckt; die Flügel schwärzlich braun mit einem kleinen, trübweißen Fleck; der Schwanz braunschwarz, die zwei äußersten Federn weiß gesäumt. — Die große Verschiedenheit zwischen den Jungen, Männchen und Weibchen dieser Vögel, durch ihre jährliche zweimalige Mauser (oder auch durch Verfärbung) veranlaßt, dazu die Aehnlichkeit mit der vorhergehenden Art, hat große Verwirrungen in ihrer Naturgeschichte hervorgebracht, und darum glaubten die Alten (und neuere Schriftsteller erzählten es ihnen nach), sie verwandelten sich im Herbst in den Feigenfresser (Ficedula), d. h. in die Graue Grasmücke, und so wurden diese viele Jahrhunderte hindurch als Fliegenschnäpper verspeist.

Man trifft den Trauerschnäpper im mittlern und südlichen Europa, nordwärts bis England und Skandinavien, strichweise aber auch ganz fehlend. Auf dem Zug in Klein-Asien, Nordost- und Nordwest-Afrika, in Algier und Tunis sogar häufig und vermutlich als Brutvogel. In Deutschland bekannt, aber zu den seltenen Vögeln gehörig; so ist es wenigstens bei uns. Auf der Westküste Schleswig-Holsteins ist von Mitte des August an ein zahlreicher Herbstzug bemerklich; das unausgesetzte: „bit bit bit" verrät sie in jedem Gebüsch. Die letzten bleiben bis in den Oktober; ihre Rückkehr fällt auf die Mitte des April, wo man sie einzeln oder paarweise beobachten kann. (E. v. Hom. Reise n. Sylt, 78.) Ihr Aufenthalt sind die Laubwälder, welche nicht zu düster sind, in der Nähe freier Plätze; namentlich die Wälder wärmerer Ebenen, wenn ein Gewässer durch dieselben zieht. — Während des Zugs sieht man sie überall, wo Bäume sind, in Baumgütern, Alleen und in den Obstgärten der Ortschaften. Sie reisen bei Nacht. — Ihr Nest bauen sie dicht an Stämme auf die Zweige, auf hohe Stumpfe oder in kleinere Baumlöcher: es ist $1\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ m vom Boden entfernt, besteht aus alten Blättern, Halmen, etwas Moos, feinen Wurzeln, und ist mit Federn, Wolle und Haaren ausgelegt; in diesem findet man Anfang Juni 5—6 kurzgeformte Eier, welche blaß grünspanfarbig sind. Maße märkischer Eier: 17,5+12,9 mm.

Es ist ein gewandter, unruhiger Vogel, der munter von einem Zweig zum andern fliegt, und beim Niedersitzen jedesmal mit Schwanz und Flügeln zuckt. — Obgleich er nicht gern in der Nähe der Menschen wohnt, so zeigt er doch nicht die mindeste Furcht vor ihnen. Auf der Erde hüpft er wegen seiner kurzen Füße sehr unbeholfen, um so schneller dagegen ist sein Flug. Seine Nahrung besteht aus allen Arten Insekten, Schmetterlingen und kleinen Heuschrecken. Auf dürren Zweigen und Aesten sitzend, lauert er denselben auf und fängt sie sehr geschickt im Fluge weg. Im Zimmer ist er ein schöner, zutraulicher und angenehmer Vogel und läßt sich auch leicht eingewöhnen; in den Käfig paßt er aber nicht. Uebrigens hat er mit dem Grauen Fliegenschnäpper vieles gemein. — Der Gesang ist kurz, aber sehr angenehm und hat Aehnlichkeit mit dem des Gartenrotschwänzchens, besonders fällt eine hellpfeifende Strophe auf, die „widüwie widüwie" klingt. Ihre Lockstimme ist ein sanftes „bitt — bitt", worauf ein leises Schnalzen erfolgt; sein Wanderruf bei Nacht ist ein kreischendes: „krit — krit"!

Der Halsband-Fliegenschnäpper. Muscicapa collaris, *Bechstein.*

Taf. 8, Fig. 7.

Kragenschnäpper, Weißhalsiger Fliegenfänger. — M. collaris, *Bechst.* 1795, 1807; *Br.* 1831; *Glog.*; *Bp.*; *Sundev.*; *Gray*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — M. albicollis, *Temm.* 1815; *Naum.* 1822; *Br.*; *Gould*; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — M. streptophora, *Vieill.*; — M. albifrons, *Br.* 1831; — M. melanoptera, *Heckel* in Naum. 1860; — Ficedula collaris, *Meves* 1886.

Kennzeichen. An den Wurzeln der großen Schwungfedern steht ein auch auf dem zusammengelegten Flügel sichtbarer weißer Fleck, auf dem hintern Teil des Flügels ein weißes Schild, also 2 weiße Flügelschilder. Männchen: schwarz und weiß, mit einem weißen Halsbande. Weibchen und junger Vogel: oben braungrau, unten schmutzig-weiß, ohne Halsband. Die 2. Schwinge etwas länger als die 5.

Länge 13,2 cm; Flügelbreite 24,2 cm; Schwanzlänge 5,2 cm; Schnabellänge 0,9 cm; Fußrohr 1,9 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist an der Wurzel breit und schwarz, das Auge dunkelbraun; die Füße schwarz. — Das Weibchen ist oben schwarz, graulich überflogen, und hat weder ein Halsband, noch eine weiße Stirne. Nach der Herbstmauser sehen die Männchen oben schwärzlichgrau aus, das Halsband hat nur einen weißlichen Schein und das Weiß des Unterleibes ist etwas getrübt.

Dieser schöne Vogel bewohnt das mittlere und südliche Europa und West-Asien; in Italien und Griechenland häufiger Zug-, weniger Brutvogel; nordwärts kaum bis Süd-Schweden. Auf dem Zug bis Nordost-Afrika, häufig im März und April in Dattelwaldungen und Buschwerk in Unter-Egypten und Arabien. Er kommt aber auch auf der Westseite Afrikas vor und ist als Durchzugsvogel für Algier und Tunis verzeichnet. In Deutschland ein seltener Brutvogel. Auch bei uns sehr selten; übrigens nach Landbeck als Brutvogel bei Tübingen und Mößingen schon getroffen. Im Stuttgarter Thal habe ich ihn nur einmal gefangen und zwar im Hausgärtchen den 27. April 1864, aber wieder sofort in Freiheit gesetzt. Er zeigt sich zuerst in den Baumgütern, an lichten Waldrändern, und zieht sich dann in die Wälder zurück, um daselbst zu nisten. Das Nest findet man in Baumhöhlen oder auf Aesten in dichten Zweigen; es besteht aus Moos, feinen Würzelchen, Hälmchen und Tierhaaren, und enthält gewöhnlich 5 blaß spangrüne, sehr zartkörnige ungefleckte Eier. Die Jungen sehen dem Weibchen ähnlich. — In Italien erscheinen diese Vögel auf ihren beiden Zügen im April und September; bei dem Frühjahrszuge sind sie häufiger, und zeigen sich 8 Tage lang in allen Gärten, Weinbergen und Büschen, wo sie nach Insekten jagen. Sie untersuchen auch die Nester der andern Vögel, um die sich dort aufhaltenden, kleinen Insekten zu bekommen; deshalb, und weil es das Ansehen hat, als wenn sie sich der Nesthocker annehmen, heißen sie dort Ammen. Im Sommer gehen alle ins Gebirge.

Nahrung und Behandlung im Zimmer ist wie bei dem Grauen Fliegenschnäpper. Der Gesang des Halsband-Schnäppers ist ziemlich laut und hat angenehme Strophen; die Locktöne lauten: zipp oder zieh zieh, dazu noch ein einzelnes tack, wie es das Schwarzköpfchen hören läßt; im Zimmer lautet das zih oft so durchdringend, wie beim Rotkehlchen.

Dritte Gruppe: **Rotbrustschnäpper.** Erythrosterna, *Bp.* 1838.

Der Schnabel ist verhältnißmäßig stärker als bei den Vorbeschriebenen; der Fuß hochläufiger. Das Betragen erinnert an die Laubsänger. 1 Art.

Der Zwerg-Fliegenschnäpper. Muscicapa parva, *Bechstein.*

Taf. 8, Fig. 8 (Männchen), Fig. 9 (Weibchen).

Kleiner Fliegenschnäpper, Spanisches Rotkehlchen, Kleiner Feigenfresser. — M. parva, *Bechst.* 1795, 1807; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — M. laïs, *H. & Ehr.* 1828; *Heugl.*; — M. rufogularis, *Br.* 1831; — M. rubecula, *Sws.* 1836; — M. minuta, *Hornsch. & Schill.* 1837; — Synornis leucura, *Hodgs.* 1845; — Erythrosterna parva, *Bp.* 1850; *Meves* 1886.

Die ältesten Männchen im Frühlingskleide sehen einem Rotkehlchen sehr ähnlich, so daß nur die geringere Größe, die kurzen Füße und das reine Weiß im Schwanz unterscheidend in die Augen fallen.

Kennzeichen. Oben braungrau; die Gurgel rostgelb; die Schwanzfedern, bis auf die 4 kleinen mittelsten, von der Wurzel an bis über die Hälfte weiß; die Flügel ohne weißes Abzeichen; untere Flügeldeckfedern rostweißlich. Die 2. Schwinge kürzer als die 5.

Seine Länge beträgt 11,7 cm, die Flügelbreite 20,3 cm, die Länge des Schwanzes 4,8 cm, die des Schnabels 0,8 cm; das Fußrohr mißt 1,8 cm.

Beschreibung. Der Schnabel ist ziemlich stark, an der Wurzel breit und schwarz; der Rachen gelb; das Auge dunkelbraun; die Füße schwächlich und von Farbe schwarz. Bei jungen Männchen ist das Rotgelb der Kehle blässer. — Die Weibchen sind oben matter gefärbt, und die Brust nur schwach rostgelb angelaufen.

Dieses schöne Vögelchen bewohnt die östlichen Länder Europas, es ist schon selten im mittleren Deutschland und dies noch mehr jenseits des Rheins. Dagegen ist es häufig in Ost-Europa und in Asien bis zum fernen Osten. Seinen Zug dehnt es bis Süd-Asien und Nordost-Afrika aus; in Nordwest-Afrika, nach Loche, nur zufällig. In Pommern samt der Insel Rügen, in Mecklenburg, West-Preußen, Mähren, Galizien, Ungarn keine Seltenheit; bei uns aber in Südwest-Deutschland gehört es zu den seltensten Erscheinungen. Es bewohnt den Hoch- wie den Mittelwald, reine Buchenbestände lieber, als solche mit gemischten Holzarten, und siedelt sich am liebsten da an, wo Buchen von verschiedener Größe vorherrschen und es an jungem dichten Ausschlag in ungleicher Höhe nicht fehlt. Auch da, wo Edeltannen und Rotbuchen in buntem Gemisch stehen, wo die Sonne nur sparsam ihre Strahlen bis auf den Untergrund sendet, wo unter dem grünen Dache ein eigentümliches Halbdunkel herrscht, da ist, nach Alex. v. Homeyer, unser Vögelchen zu Hause. In der Regel treibt es sich unter dem grünen Blätterdach in einer Höhe von 12—20 m mit Vorliebe umher, hält sich meist hoch oben in dürren Zweigen auf, und kommt nur tiefer herab, um zu trinken und zu baden. Im dunkeln Gezweige der Baumkronen jagt es nach Insekten, wie die Laubvögelchen. Während der Zugzeit besucht es auch die kleinern Feldhölzer und Baumgärten der ebenen Gegenden. Es kommt im Mai zu uns, und zieht im August wieder weg.

Es nistet nach Art des Grauen Fliegenschnäppers bald frei auf einem verwachsenen Astknorren dicht am Stamme, bald in der seichten Höhle eines ausgefaulten Aststummels. Das Nest besteht aus feinen Würzelchen, Hälmchen, grünem Moos, seltener auch aus grauen Flechten; innen ist es mit feinen Hälmchen und Tierhaaren ausgelegt. Es ist ein schönes Nestchen, wie manches Nest vom Buchfinken, doch kleiner. Die Eier gleichen denen des Grauen Fliegenschnäppers, sind aber kleiner und die Schale glänzender. Die Maße betragen 16 + 12 mm. Sie sind auf blaugrünlich weißem Grunde mit hellrostfarbigen und einzelnen violettgrauen Punkten und Fleckchen bezeichnet. Man findet gewöhnlich 5 Eier in einem Nest.

Dieses muntere, behende Tierchen erinnert in seinem Betragen nicht nur an die Fliegenschnäpper, sondern auch an die Laubvögelchen, für welches man es bei nur flüchtiger Beobachtung leicht halten kann; es nährt sich von Insekten, die sich in den Baumkronen oder auf Büschen aufhalten, und welche es mit großer Gewandtheit fliegend wegschnappt, oder auch von dem Boden wegnimmt. — Es ist wegen seines Gesanges, seines zutraulichen Betragens und seiner hübschen Figur ein angenehmer Stubenvogel, der bald recht zahm wird, und die vorgehaltenen Leckerbissen, Mehlwürmer und Fliegen, seinem Pfleger aus der Hand nimmt. Das Futter ist das für die Nachtigallen angegebene, und der Käfig muß ein geräumiger sein. Die Wiener Vogelhändler nennen es das Spanische Rotkehlchen. Sein Gesang ist ein einfaches, aber sehr hübsches Liedchen, dessen glöckchenartiges Geklingel sehr lieblich im Walde auffällt. Ist sein Gesang vollendet, den es oft 2—3mal auf derselben Stelle wiederholt, so flattert es zu einem andern Baum, klingelt dort — wie v. Tschudi bemerkt — wieder sein Lied und fliegt weiter einem andern Baum zu. Dieser Glöckchengesang besteht aus sehr reinen Tönen, die — nach E. Baldamus — etwa lauten, wie: „tink, tink, tink, ei da, ei da, ei da", denen meist ein leiseres Zwitschern vorangeht. Seine Lockstimme ist ein lautes „füid"; wenn er überrascht wird, ruft er „zerre zehe"! Dies merkwürdige Schnarren fällt nach Alex. von Homeyer jedem Kenner der Vogelstimmen sofort auf; es hat die Stärke des zerrr zerrr zerrr vom Zaunkönig, aber einen andern Klang, etwa wie das schnerrr von der Misteldrossel.

Siebenzehnte Familie: **Schwalbe**, Hirundo, *Linné* 1735.

Cotyle, et Chelidon, *Boje* 1822; — Cecropis, *Boje* 1826; — Lillia, *Boje* 1829.

Schwalben mit Singapparat.

Die Schwalben bilden eine ganz merkwürdige Familie, welche unsre beliebtesten Hausfreunde enthält, nicht nur wegen ihres lebhaften angenehmen Wesens, sondern auch wegen

ihrer ausgezeichneten Nützlichkeit. — Der Schnabel ist sehr klein, platt, dreiseitig, an der Wurzel breit, an der Spitze übergekrümmt, der Rachen sehr groß und bis unter die Augen gespalten; Naslöcher länglich, hinten von dem Stirngefieder, oben teilweise von einer glatten Haut bedeckt; die Füßchen sehr kurz, klein, aber kräftig, mit dünnen aber scharfen Krallen; das Fußrohr bald nackt, bald ganz oder nur teilweise befiedert, die Mittelzehe länger als das Fußrohr; die Hinterzehe bei einigen Arten eine Wendezehe; die Flügel sehr auffallend, denn sie sind außerordentlich lang und sehr spitz, etwas schmal, aber sehr starkschaftig, die vordern Schwingen fast fischbeinartig; die 1. Schwinge die längste, fast ebenso lang die 2.; man zählt nur 9 vordere Schwingen, die nächsten 10 Armschwingen nehmen so schnell ab, daß sie nicht mehr die Hälfte der Vorderschwingen erreichen; die Mittelschwingen teilweise zweilappig ausgeschnitten; der Schwanz ist gabelförmig, bei einigen Arten sehr stark, und nur bei wenigen Arten fast gerade, 12 fedrig. Eine Mauser bemerkt man bei uns nicht, diese scheint in ihrer Abwesenheit vor sich zu gehen, denn sie kommen zu uns stets in frischen Kleidern zurück.

Sie bringen den ganzen Tag in der Luft zu, um Insekten zu fangen, sowie sie überhaupt die meisten Geschäfte: Trinken, Baden, Aetzen der ausgeflogenen Jungen u. a. fliegend verrichten. Ihr Flug ist außerordentlich gewandt und der raschesten Wendungen fähig, sei es hoch oben in den Lüften, wo sie sich nicht selten mit den flugfähigen Jungen, in größern Scharen spielend oder hochfliegende Insekten fangend, umhertreiben, — oder sei es in der Tiefe, wenn sie in rastloser Eile dicht über den Straßen auf und ab schießen, um die Insektenjagd zu betreiben, und dies so lange fortsetzen, als es Beute gibt. Liegen in den Straßen Pferdeexkremente, welche Fliegen anlocken, so wählen sie diese vorzugsweise zur Flugbahn. Immer aber muß man die Gewandtheit ihres schönen und schnellen Fluges — das rasche Schwenken, Steigen oder Fallen — bewundern. Und doch haben diese so gewandten Flieger wieder ihre besonderen Feinde, welche eine solch enorm entwickelte Flugkraft besitzen, daß sie imstande sind, selbst die schnellfliegenden Rauchschwalben im Fluge zu fangen. Dies vermag bei uns nur der Baum- und der Steinfalk. Alle andern Raubvögel — außer den genannten — werden von ihnen verhöhnt und schreiend verfolgt. — Ihre Brutgeschäfte sind nicht gleich, manche brüten ein-, manche zweimal; manche bauen künstliche Nester mit vielem Fleiß, wieder andre brüten in Höhlen, oder die Nachtschwalben gar auf dem Boden. Die Weibchen besorgen die Brut allein, werden aber von den Männchen mit Futter versehen, und wenn dies zu kärglich geschieht, müssen sie auch zeitweise selbst nach Nahrung ausfliegen. — Die Gestalt der Tagschwalben ist schlank und wohlgebildet, der Kopf breit, die Brust stark, die großen lebhaften Augen liegen in einer muschelartigen Vertiefung; nur im Gehen sind sie wegen der kurzen Füßchen unbehilflich. Es sind muntre, gesellige und zutrauliche Vögel, die nur beim Eintreten schlimmer Witterung, wo es ihnen an Insekten fehlt, ihre Fröhlichkeit verlieren. Ihre Nahrung besteht in allen möglichen hoch- und niederfliegenden Insekten, welche sie ganz verschlingen, doch nicht aus solchen, welche einen verletzenden Stachel haben. Bei Regenwetter oder kühler Witterung fangen sie die Insekten von den Wänden weg, auch über dem Wasser, über dem sie überhaupt gern den Insektenfang betreiben. Leider haben unsre lieben Hausgenossen durch die Ungunst unsrer unbeständigen Frühjahre, die oft zu förmlichen Nachwintern ausarten, vieles auszustehen. Aber auch in der vorgerückten wärmeren Jahreszeit kann durch starke Gewitter anhaltendes naßkaltes Wetter und — infolgedessen — Nahrungsmangel eintreten, wobei kaum die Alten ihr Leben fristen können und zuweilen samt den Jungen in den Nestern der Hungerschwäche erliegen müssen.

Die Schwalben sind über alle Erdteile verbreitet, vom Polarkreis an bis zu den südlichsten Erdstrichen. Den hohen Norden und äußersten Süden bevölkern nur wenige Arten, desto mehr aber die gemäßigte und warme Zone. Sie bewohnen die Ebenen und die Gebirge, letztere bis über 3000 m, doch aber die Ebenen lieber und in größerer Anzahl, weil sie mehr mückenartige Insekten beherbergen. So bewohnen sie die verschiedenen Länderstrecken, und wo der Verbreitungsbezirk der einen Art aufhört, fängt wieder der einer andern Art an. Eine sehr weite Verbreitung haben unsre beiden bekanntesten Schwalben, die Mehl- und Stachelschwalben, welche die ganze alte Welt bewohnen oder auf dem Zug durch-

wandern. Dabei ist zu bemerken, daß die Mehlschwalben in den Gebirgen noch höher hinauf getroffen werden, als ihre Vettern. In den warmen Erdgürteln sind die Schwalben eher Strichvögel, bei uns jedoch Zugvögel, die sehr weite Reisen machen, auf der Ost- und Westseite Afrikas bis zum Aequator, es wird sogar behauptet bis zum Südkap. Die Zeit ihrer Ankunft fällt in den April, hängt aber, wie immer, viel von der Witterung ab. Ist sie gut, so sieht man einzelne Schwalben schon Ende März, welche aber so klug sind, wieder umzukehren, wenn das Wetter umschlägt, was sie leider einige Wochen später — wenn der Wandertrieb erloschen ist — unterlassen und dann bei Schneestürmen und Spätfrost oft zu Hunderten umkommen, wie schon oben erwähnt. Der Abzug fällt auf den September und dauert bei guter Witterung bis in den Oktober hinein. Verspätete Bruten wurden selbst im November noch bemerkt.

Gray zählt für die Gesamtfamilie *Hirundinidae* über 100 Arten in 27 Gruppen. Davon entfallen auf Deutschland nur 5 Arten. Um die Unterschiede hervorzuheben, sind sie in 3 Gruppen eingeteilt.

Erste Gruppe: **Edelschwalbe.** Cecropis, *Boje* 1828.

Der Leib ist sehr gestreckt, mit breitem, kaum merklich gekrümmtem Schnabel, der bis an den vordern Augenrand gespalten ist; die kurzen Füßchen mit ganz gespaltenen Zehen und nicht befiedert; die äußern Schwanzfedern zu einer spitzigen Gabel verlängert. Von etwa 60 Arten hier 2 Arten.

Die Rauchschwalbe. Hirundo rustica, *Linné.*

Taf. 9, Fig. 1.

Edel-, Spieß-, Gabel-, Stachel-, Dorf-, Bauern-, Stuben-, Stadtschwalbe. — Hir. domestica, alte Aut.; *L.* cit. 1746—66; — H. rustica, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — H. Riocouri, var. *Sav.* 1809. — H. cahirica, var., *Licht.* 1824; — Cecropis pagorum, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Von oben glänzend blauschwarz; Stirn und Kehle braunrot; die Schwanzfedern, ohne die zwei mittelsten, mit einem weißen Fleck, und die äußersten sehr lang, schmal und spitzig. Die kleinen Läufe und Zehen nackt.

Länge 21 cm, wovon 12 cm auf den langen Stachelschwanz abgehen; Flügelbreite 33,5 cm, der kleine Schnabel nur 0,9 cm, Höhe des Laufs 1,1 cm.

Beschreibung. Der Oberkörper ist glänzend schwarz mit blauem Schimmer, Stirn und Kehle rötlichbraun, auf dem Kropfe ein schwarzer Gürtel, der übrige Unterkörper rostgelblichweiß, am Ende der Schwanzfedern, mit Ausnahme der zwei mittelsten, ein weißer Fleck, die äußersten Federn sehr lang, wovon auch der Name Spieß- oder Stachelschwalbe herrührt. — Bei den Jungen sind alle Farben matter und die Spieße am Schwanz sind viel kürzer als bei den Alten.

Eine Abänderung ist: die Rotbauchschwalbe, Hirundo cahirica, *Licht.* 1824; H. Riocouri, *Savigny*; diese stimmt in allen wesentlichen Punkten mit unserer gewöhnlichen Dorfschwalbe überein, hat aber eine rote Stirn und rostroten Unterleib. Sie kommt in Egypten, Nubien, Palästina, und auch zuweilen in Süd-Europa vor, wurde aber auch schon mit der gewöhnlichen Dorfschwalbe in Deutschland brütend gefunden.

Die Rauchschwalbe verbreitet sich in ganz Europa und West-Asien, nördlich bis zum Polarkreise; auf dem Zug in Süd-Asien samt Inseln, in Afrika bis zum Aequator und über denselben hinaus. In Ost-Asien wird sie durch nachstehende Arten abgelöst, worunter besonders die sehr ähnliche, etwas kleinere Kehlschwalbe, H. gutturalis, *Scop.*

Sie nisten sowohl im hohen Norden als in der Sahara, und sind dort im Süden wie bei uns Wandervögel. — Ihre Nester bringen sie recht gern im Innern der Häuser an, in Hausfluren, Hausböden, Scheunen, besonders gern in höhern Viehställen, wo sie vor Katzen sicher sind. Von oben suchen sie immer eine Decke, weil das — an die Wand geklebte — halbrunde Nest oben offen ist; doch heften sie ihre Nester auch äußerlich an die Häuser, oft nahe beisammen, doch nie so kolonienweise und so dicht gedrängt, wie zuweilen die Mehlschwalben. Sie benützen alle sich bietenden Vorsprünge zum Schutz gegen

Regen, unter Sparren, Gesimsen, Gurten u. s. w. So findet man dieselben nicht allein an den oben angegebenen Plätzen, sondern selbst in verlassenen, bisweilen selbst in bewohnten Stuben, wenn man sie ungestört bauen läßt; ferner an Schornsteinen, unter Brücken; und in unbewohnten Gegenden, wo alle diese Auswahl fehlt, wie in manchen Strichen Sibiriens, im felsigen Daurien, nisten sie an Felsenwänden, oder auch an steilen felsigen Flußufern. Das Nest besteht aus Bissen von Schlamm, den sie an Pfützen und sumpfigen Stellen holen und, auch viele Hälmchen einknetend, mit ihrem gummiartigen Speichel zusammenkleben, so daß eine Art Mörtel daraus entsteht; es ist oben offen, bildet den vierten Teil einer hohlen Kugel, und ist innen weich, mit zarten Hälmchen, zuweilen feinem Moos, Haaren und Federn ausgelegt. Die Herstellung eines solchen Nestes erfordert 8—10 Tage. Sie legen zweimal Eier, welche auf weißem Grunde rotbraun mit ein wenig aschgrau getüpfelt sind. Durch ihre lebhaften graublauen und rötlichen Punkte lassen sie sich leicht unterscheiden, besonders von den sehr ähnlichen der Spechtmeise. Die Maße märkischer Eier betragen: 19,7+13,2 mm. Die erste Brut mit 5—6 Eiern findet man im Mai, die zweite mit 3—4 Eiern im Juli. — Sie ätzen ihre Jungen sehr fleißig, auch später noch, wenn diese das Nest schon verlassen haben, auf dürren Zweigen, Dachfirsten, Telegraphendrähten, und selbst im Fluge, was nicht leicht andre Vögel thun. Die Alten beziehen immer ihre alten Nester wieder, zuweilen bis 6 Jahre. Die Lausfliege (Hippobosca hirundinis) plagt die Jungen sehr und ist sogar oft die Ursache ihres Todes.

Sie sind außerordentlich schnell und ausdauernd im Fluge, wobei sie mit nicht weit ausgeholten Schlägen flatternd hinschießen, öfters unterbrochen durch kurzes Schweben und voll der elegantesten Wendungen. Ihr Flug ist gewandter als der der Mehlschwalben und graziöser als bei den Turmschwalben. Ihr weiter, breiter Rachen erlaubt ihnen, alle Arten von weichen Insekten im Flug wegzufangen, als: Schnaken, Bremsen, Mücken, Hafte, Wassermotten, Käferchen, kleine Schmetterlinge, fliegende Wanzen u. dgl.; die Wasserwanzen nehmen sie von der Wasserfläche weg, und nach Wasserlarven tauchen sie den Kopf ein wenig unter, besonders bei trüber, regnerischer Witterung, wo es in der Höhe keine Insekten gibt. Ebenso nehmen sie auch das Trinkwasser zu sich, indem sie über die Wasserfläche hinschießen, den Schnabel füllen und wieder emporfliegen. Ihr niedriger Flug ist oft ein Zeichen von Regenwetter. Ein kalter Mai, welcher die Entwicklung der Insekten hemmt, bringt den Schwalben Hungersnot und nicht selten den Tod. Sie holen auch Insekten von den Wänden und Pflanzen weg. Sehr gern sind sie deshalb bei den Viehställen und folgen den Herden oft weit vom Wohnort, begleiten das Zugvieh oft stundenweit und sind auch gern auf Plätzen, wo Schafpferche stehen oder Pferde weiden, um die umherschwärmenden Bremsen zu fangen. Ueberhaupt wohnen sie gern da, wo viel Vieh gehalten wird, infolgedessen es auch viele Fliegen und Bremsen gibt. Dies ist wohl auch der Grund, daß es in Dörfern, wo Vieh gehalten wird, mehr Rauchschwalben gibt, als in der Stadt. Insekten mit Giftstacheln, Bienen und Wespen, fressen sie nicht. — Sie kommen zuerst unter allen ihren Verwandten in der ersten Hälfte des April an und verlassen uns im Herbst auch später als diese. Ihr Zug dauert vom September bis Mitte Oktober. Sie versammeln sich dann zu großen Gesellschaften teils auf hohen Dächern, teils im Ufergebüsche oder an Rohrteichen, wobei in letzteren auch die Bachstelzen und Stare nicht fehlen, bis endlich der bestimmte Abend herankommt, welcher uns die lieben Gäste entführt. Bald nach Sonnenuntergang erhebt sich das zahlreiche Heer, welches man nachmittags vielleicht noch auf dem Kirchdache versammelt sah, auf ein von mehreren Alten gegebenes Zeichen, und verschwindet in wenig Minuten dem Auge, um rastlos in südlicher gelegene Länder zu ziehen. Nach den Beobachtungen des Afrikareisenden H. Wagner im Jahr 1863 kamen am See Omondaba solche große Züge von Schwalben vorüber, daß sie in ihrer Ausdehnung an die berüchtigten Heuschreckenschwärme erinnerten. Manche dieser Geschwader hatten eine Breite von mehrern Hundert Fuß, und augenscheinlich auch eine ähnliche Tiefe, dehnten sich aber länger als eine Wegstunde aus. Verspätete Familien sah man aber noch lange dem Hauptzug nachziehen. Am Senegal kommen sie nach Adanson im Oktober mit Wachteln, Bachstelzen und Raubvögeln an.

Man rechnet die Schwalbe gewissermaßen zum Hausgeflügel; ihr Nisten an und noch mehr in den menschlichen Wohnungen, ihr stetes Umherjagen in den Straßen der Städte und Dörfer oder in deren nächsten Umgebungen, bald hoch, bald nieder, wie gerade die Insekten schwärmen, ihre fröhlichen Gesänge und ihr zutrauliches Wesen, obgleich sie sich stets in sicherer Entfernung dabei zu halten wissen, machen sie jedermann zu willkommenen Geschöpfen, zumal im Frühling, wo sie die lieblichen Verkündiger der milden Jahreszeit sind.

Ihr zwitschender und angenehmer Gesang, den sie vor unsern Fenstern und auf den Dachfirsten hören lassen, ist bekannt genug. Die Kinder sprechen ihn so nach: „Als ich fortzog, waren alle Kisten und Kästen schwerrr; da ich wiederkam, da ich wiederkam, war alles leerrrr." Rückert hat diese Volksstrophe in seinem gemütlichen Schwalbenlied verherrlicht: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar ꝛc." Ihre Lockstimme lautet etwa wie: wid widewid, oder: wist widewist; ihr warnender oder Angstruf: dewilik dewilik. Diese Töne werden aber noch verschieden moduliert. Zum Singen oder auch zum Ausruhen setzen sie sich auf Pfähle, dürre Baumwipfel, Gesimse, Sparren, Giebel, Telegraphendrähte u. s. w. Junge Schwalben, welche im freien Felde ermüden und ausruhen wollen, setzen sich geradezu auf den Boden oder auf Erdschollen. — Die Raubvögel werden von ihnen mit einem scharfen Geschrei, das wie „zissit zissit" lautet, begleitet oder verfolgt, wodurch sie manchen andern Vogel warnen und so dem Räuber die Beute vereiteln. Sie selbst sind durch ihren raschen Flug sicher genug, denn es gelingt nur selten einem solchen, sie zu überraschen. Bei uns haben die Schwalben nur zwei Hauptfeinde unter den Raubvögeln, den Baum- und den Steinfalken, welche wegen ihres pfeilgeschwinden Fluges imstande sind, sie auf 2—10 Stöße zu fangen; wenn sie aber öfter fehlstoßen, was ihnen bei ältern flugfertigen Schwalben vorkommt, so ziehen sie unverrichteter Sache wieder ab. Man hört dann von den geängstigten Schwalben ein eigentümliches zeterndes: zri zrri, oder zwiliwid zwiliwid, womit sie den heranschießenden — ihnen so schreckhaften Falken anzeigen, dessen Flugbild fast einen großen Mauersegler darstellt. Die Schar verläßt dann in höchster Eile die unheimliche Gegend und sucht sich, meistens zu großer Höhe aufsteigend, zu retten.

Die Alpenschwalbe. Hirundo alpestris, *Pallas.*

Gestrichelte-, Rötelschwalbe. — Hir. alpestris, *Pall.* 1774; — H. daurica, *Lath.*; — H. rufula, var., *Temm.* 1820; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886; — Cecropis rufula, var., *Boje* 1844.

Der Rauchschwalbe sehr ähnlich, deren langgabeligen Schwanz sie ebenfalls hat, unterscheidet sie sich aber kenntlich genug durch den gestrichelten Unterleib und den rostgelblichen Augenstreif, der um den Hinterhals läuft.

Kennzeichen. Scheitel und Rücken glänzend blauschwarz; Augenstreif, eine Querbinde am Hinterhals, Hinterrücken und Bürzel licht rostrot; Schläfe rostrot; Unterleib weißlich mit dunklen Schaftstrichen, wodurch sie ein gestricheltes Aussehen erhält. Flügel- und Schwanzfedern einfarbig schwarz mit grünem Schimmer; die Spitzen der obern und untern Schwanzdeckfedern schwarz; der Schwanz ist lang gegabelt, die äußern Federn pfriemenförmig verlängert. Der Schnabel ist schwarz, das Auge dunkelbraun, die Füße braun.

Länge 19 cm, Flügel vom Bug bis zur Spitze 12 cm, Länge der äußern längsten Schwanzfedern 11,2 cm, die der mittlern nur 4 cm, Schnabel 0,6 cm, Lauf 1,6 cm.

Sie bewohnt Südost-Europa, besonders Griechenland, Klein- und Mittel-Asien; seltener Italien; das westliche Europa nur als seltener Wandergast. Auf Helgoland wurde sie schon erbeutet. — Die oben erwähnte Abänderung, H. rufula, trifft man in Griechenland, Sizilien, Süd-Frankreich. In Größe und Färbung ist nur wenig Unterschied; der Bürzel ist weißlich, die Schaftstriche am Bauch sind feiner, die Ohrgegend ist weniger mit grau getrübt. — Die Alpenschwalbe hält sich gern an Felsen auf, besonders an solchen, die in der Nähe des Meeres oder auch an großen Binnengewässern liegen, und sucht letztere selbst in Gebirgen auf. In kahlen Ebenen ist sie nirgends stationär. Ihre Nester bauen

sie unter überhängenden Felsen aus zusammengeklebten Klümpchen von Schlamm und Lehmerde, mit einer Eingangsröhre versehen, welche bisweilen 12 cm lang ist. Diese Retortennester eignen sich, gut vom Felsen abgelöst, in eine Sammlung. Innen sind die Nester mit Grashälmchen und Wolle gefüttert; die Eier, etwa 5 an der Zahl, sind den Hausschwalbeneiern sehr ähnlich, unterscheiden sich aber durch feinere, glänzendere Oberfläche, und sind rein weiß.

Zweite Gruppe: **Mehlschwalbe.** Chelidon, *Boje* 1822.

Der kleine Schnabel erscheint breiter und ist auf dem Firste scharf gebogen; die Füßchen sind ziemlich kräftig, äußere und mittlere Zehen bis zum ersten Gelenk verbunden, und wie die Läufe (bei unserer Art) weiß befiedert; der Schwanz ist kurz gegabelt und diese Art schon daran leicht von der Rauchschwalbe zu unterscheiden. Von etwa 6 Arten hier: 1 Art.

Die Mehlschwalbe. Hirundo urbica, *Linné.*

Taf. 9, Fig. 4.

Stadt-, Haus-, Fenster-, Dach-, Kirchenschwalbe. — H. agrestis, et rustica, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — H. urbica, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.*; *v. Hom.* 1885; — H. lagopoda, *Pall.* 1811; — Chelidon urbica, *Boje*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *Mev.* 1886; — Chel. fenestrarum, et tectorum, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Von oben glänzend blauschwarz; von unten und auf dem Bürzel rein weiß; Füße und Zehen weiß befiedert. Schwanz 1/3 ausgeschnitten, von den Flügeln überragt.

Länge 13—14 cm; Schwanz 6,3 cm; die Flugbreite 28,7 cm; Schnabel 0,7 cm lang; die Höhe des Fußrohrs 1,1 cm.

Beschreibung. Oben tief schwarz mit stahlblauem Schimmer; Flügel und Schwanz mattschwarz; der Unterleib rein weiß, wie weißes Mehl. Der kurze Schnabel ist schwarz, das Auge sehr dunkel braun; die kurzen, schwächlichen Läufe und Zehen mit feiner weißer Befiederung.

Die Mehlschwalbe bewohnt so ziemlich die gleichen Länder, wie ihre nahe Verwandte, die Rauchschwalbe; Europa nordwärts bis zum Polarkreis, aber nur sehr selten in Island; in Asien ostwärts bis Daurien. Die sibirischen Schwalben überwintern in Süd-Asien; die europäischen Schwalben wandern nach Afrika, wo sie bis zum Aequator vordringen. Sie sind auch im Süden Europas als Brutvogel häufig zu treffen, und nicht nur in Städten und Dörfern, wie bei uns, sondern auch in großen Kolonien an den Felswänden der Gebirge. In der Türkei, in Griechenland und Bulgarien ist sie sehr gemein. Ihre Ankunft ist etwas später als bei der Rauchschwalbe und fällt in die zweite Hälfte des April bis in den Anfang des Mai, wo sie teils vereinzelt, teils in kleinen Gesellschaften ankommen. Der Abzug in unserem Vaterlande erfolgt im Laufe des September bis in den Oktober hinein, wo sie sich zuvor (schon im August) in Scharen zu Hunderten und Tausenden vereinigen und zur Abreise rüsten. Ihre Sammelplätze sind dann meist die Dächer hoher Häuser und Türme, welche sie gewöhnlich gleich nach Sonnenaufgang und wieder gegen Abend spielend umkreisen, manchmal rasch herabstürzen, um sich wieder aufs neue zu erheben und endlich — meistens nach Sonnenuntergang — der sinkenden Sonne nachzujagen. Im Rohre der Schlafstellen der Rauchschwalben sieht man sie nicht, denn sie suchen ihre Schlafstellen außerhalb der Gebäude: in Ritzen, unter Dachrinnen, Gurten, Schutzbrettern u. dgl. Wenn sie bei Tage reisen, so treiben sie sich langsam, oft Insekten fangend und spielend in westlicher Richtung weiter; bei schlechtem Wetter ziehen sie aber eiliger, ohne dabei auf dürren Zweigen auszuruhen, dagegen benützen sie bisweilen die Telegraphendrähte zum Aufsitzen. — Sie siedelt sich entschieden mehr als die Rauchschwalbe in Städten und großen Dörfern an, viel weniger in kleinen unansehnlichen Ortschaften, und wählt gern größere Häuser und Gehöfte, besonders gemauerte, zur Anlage ihrer Nester, insbesondere zeigt sie eine Vorliebe für Gebäude, welche am Wasser liegen; auch für Brücken, die sie oft reihenweise mit ihren Nestern überzieht, so daß manchmal

doppelte und dreifache Gurten von lauter Schwalbennestern entstehen. In Gebirgen geht sie viel höher hinauf, als die Rauchschwalbe, und kommt dann in solchen Regionen vor, wo letztere kaum noch einzeln fliegt.

Sie nisten meistenteils an den Häusern unter Vorsprüngen und Sparren, damit das Nest von oben immer bedeckt ist. Diese Niststellen sind immer ohne Ausnahme an den Außenwänden, auch gewöhnlich da, wo sie Felsen zum Ankleben ihrer Nester wählen. Gewöhnlich bauen sie gesellig mehrere Nester zusammen, oft große Reihen dicht aneinander, bloß aus Schlamm, ohne Heu und Stroh darunter zu mengen, und füttern es inwendig mit Wolle, Haaren und viel Federn; es ist ganz zugebaut, und hat nur oben, meistens in der Mitte, ein Schlupfloch. Durch Beimischung ihres klebrigen Speichels erhält die schlammige Erde so viel Festigkeit, daß sich das Nest oft mehrere Jahre unversehrt erhält. Vater, Mutter und Kinder drängen sich darin zusammen, oft 6 bis 7 Köpfe stark, und es währt meist lange, bis sie abends in Ordnung kommen; man muß sich wundern, wie das Nest, ohne herabzufallen, die vielen Balgereien aushält. — Die niedlichen Eier, bei der 1. Brut 5, bei der 2. Brut 4, sind rein weiß und werden 13 Tage bebrütet. Maße märkischer Eier: 18 + 13 mm. Wenn sie ihr altes Nest wieder benutzen können, so machen sie zwei Bruten. — Der Gesang ist ein Geleier zwitschernder und schwatzender aber angenehmer Töne, welche man teils aus dem Nest, teils vom Dache oder aus der Luft hören kann. Der häufigste Lockton klingt „schäer, strüb strübeb"; in Furcht „skür" oder „zri=eb". Ihr Jammergeschrei, wenn sie den Baumfalken — ihren Todfeind — erblicken, klingt scharf: zrri zrri zrri und zwiwit zwiwit. Entsetzen ergreift die Schar, wenn ein solcher unter sie fährt und eine zur Beute wegnimmt. Oft stürzt die nächste Schwalbe, an welcher er vorbeischießt, vor lauter Schrecken wie betäubt zu Boden, und es dauert oft geraume Zeit, bis sie sich wieder erholt. Bei den Rauchschwalben bemerkte Naumann diese übergroße Furcht niemals. Ihr Flug scheint auch weniger geschwind als bei der Rauchschwalbe; bei ruhigem heiteren Wetter ist er am höchsten, nur über dem Wasser und vor einem Regen sieht man sie niedrig fliegen. Man sieht sie auch öfter schweben und die verschiedenartigsten Wendungen und Schwenkungen ausführen, bald hoch, bald nieder. An senkrechten Wänden können sie sich vortrefflich anhäkeln und auch in dieser Stellung schlafen. Bienen oder Wespen mit Giftstacheln sind ihnen tödlich. Naumann gab einer Schwalbe eine lebendige Honigbiene; kaum hatte sie selbige im Schnabel, als sie auch schon in die Kehle gestochen ward. Sie schleuderte die Biene zwar rasch weg, ward aber gleich traurig und gab nach weniger als 2 Minuten ihren Geist auf. Dies mögen die Bienenfreunde beachten, welche der Meinung sind, kleine Vögel fressen ihre Bienen. Mit den Sperlingen geraten sie wegen ihrer Nester zuweilen in Händel, weil sich diese oft darin einquartieren, und als stärkere Vögel gewöhnlich auch das Hausrecht behaupten, wobei es jedoch nicht ohne ausgerupfte Federn abgeht. Aeltere Naturforscher erzählten ganz ernsthaft, in solchem Falle hätten sich die Schwalben vereinigt und geschwind das Nestloch zugebaut, so daß der arme Sperling erstickt oder Hunger gestorben sei. Es scheint jedoch, daß die Schwalben der Neuzeit civilisierter sind.

Wer eine junge Schwalbe im Haus unterhalten will, darf sie niemals beständig in einen Käfig sperren, in welchem sie sicher zu Grunde gehen würde, sondern muß ihr freien Flug im Zimmer gestatten, und deshalb einige Sitzstäbe in der Höhe anbringen. Nachdem sie an das künstliche Futter, Fleischstückchen, Ameiseneier und Käsequark, mit dem man sie auffüttert, gewöhnt ist, muß ihr, sobald sie allein frißt, das Freßgeschirr ebenfalls in der Höhe bei einem Sitzstabe angebracht werden. Wenn sie etwas älter wird, gibt man ihr das Nachtigallfutter mit wenig zerquetschtem Hanf vermischt. Die Mehlschwalben schlafen längere Zeit gerne beisammen in einem Kistchen, während die Rauchschwalben einzeln umhersitzen und sich nicht so gesellig erweisen. Uferschwalben benehmen sich wie die Rauchschwalben. Alle diese Arten werden überaus anhänglich und lieb gegen ihren Futterherrn. Nur die Turmsegler bleiben als Zimmervögel unbeholfene, glotzige Vögel, und zeigen keine besondere Anhänglichkeit an ihren Pfleger. Sie sind erschaffen für unbegrenzten Freiflug und eignen sich nicht für Gefangenschaft. Dr. Stölker, der mehrmals junge Schwalben, der Wissenschaft zuliebe, erzog, fütterte sie mit einem Gemisch

von Semmeln, gelben Rüben, Ameiseneiern, gut zerquetschtem Hanfsamen und empfiehlt zum Anfang frische Ameisenpuppen. Es ist aber jedermann zu raten, solche Versuche zu unterlassen, wenn man keinen besondern Zweck damit verfolgt.

Dritte Gruppe: **Höhlenschwalbe**, Cotyle, *Boje* 1822;

Biblis, *Less.* 1837.

Feiner, seitlich zusammengedrückter, sonst flacher Schnabel; Naslöcher frei vor dem Stirngefieder; Fußwurzel unbefiedert, nackt oder nur mit einigen Federchen besetzt; Schwanz nur wenig gabelförmig; Färbung oben mausfarbig. — Sie bewohnen hochufrige Gewässer, oder auch die Meeresküsten, steile Felsenwände, besonders gern, wenn sie unten von Wasser bespült werden, und nisten in selbstgegrabenen Löchern oder vorgefundenen geschützten Höhlen. Von etwa 20 Arten hier: 2 Arten.

Die Felsenschwalbe. Hirundo ruspestris, *Scopoli.*

Taf. 9, Fig. 2.

Graue-, Berg-, Steinschwalbe. — H. rupestris, *Scop.* 1769; *Gm.*; *Lath.* 1790; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Bl.*; *v. Hom.* 1885; — Cotyle rupestris, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *Meves* 1886; — H. rupicola, *Hodgs.* 1836; — H. inornata, *Jerdon* 1841.

Kennzeichen. Der Oberkörper mäusefarben; die Schwanzfedern auf den Innenfahnen, die mittleren ausgenommen, mit einem eirunden weißen Flecke; das Ende des Schwanzes wenig ausgeschnitten; die Füße sind klein und völlig nackt.

Länge 13,14 cm, Flügelbreite 28,5 bis 30,5 cm, Schwanzlänge 5,1 cm, Schnabel 0,6 cm, Füße 1 cm.

Beschreibung. Oben ziemlich hell gelblichgraubraun; die Flügel graulich dunkelbraun; Brust trübweiß, an den Seiten gelblich rostfarben überlaufen; der übrige Unterleib grau. Der Schwanz ist breit und hat die Farbe des Rückens, alle Federn desselben bis auf die mittlern haben einen großen ovalen, hellweißen Fleck, wodurch sie sich von der Uferschwalbe unterscheidet, der sie sonst sehr ähnlich sieht. Der Schnabel ist schwarz, die Augensterne graubraun; die feinen Füßchen schwarzbraun.

Die Felsenschwalbe bewohnt die felsigen Küstenstriche des südlichen Europa von Gibraltar bis Klein-Asien, ebenso die mittelasiatischen Gebirge bis China und entsprechende Plätze in ganz Nord-Afrika, besonders häufig in Egypten und Nubien. In unserem Erdteil bewohnt sie Korsika, Sardinien, Piemont, Savoyen und einige hohe Felsengegenden der südlichen Schweiz, seltener Tirol und Krain. Für das übrige Deutschland zählt diese Schwalbe zu den Seltenheiten. — Sie ist ein Gebirgsvogel und bewohnt die höchsten Felsengebirge, Türme und Ruinen alter Bergschlösser, oder sehr hohe schroffe Felsengestade am Meer. In der Schweiz erscheint sie Mitte April und zieht Mitte August wieder weg, doch sollen sich einzelne bis zum Oktober verspäten. — In den deutschen Alpen gibt es verschiedene Brutkolonien, z. B. in Tirol in der Nähe der Martinswand bei Heiligenblut; in der Schweiz bei Mairingen, am Pilatus, im Visper- und Oberrheinthal. Das Nest wird ganz in der Weise der Rauchschwalbe gebaut, ist oben offen, von Lehm oder Erde zusammengeklebt, und an etwas überhängenden Felsen so befestigt, daß es von oben Schutz gegen Regen hat. Es enthält im Juni etwa 5 Eier, welche im Verhältnis zum Vogel auffallend groß sind, sie messen 20 + 15 mm; auf zartem weißem Grunde haben sie viele rotbraune, mit etwas aschgrau gemischte Punkte, die oft am stumpfen Ende große Flecke bilden; doch ist die Zeichenfarbe etwas bleicher, als bei den Eiern der Dorfschwalbe, denen sie sonst gleichen.

Diese Schwalbe ist gesellig, wie ihre Gattungsverwandten, man sieht sie daher nur selten einzeln, sondern meist in stärkern, oft von mehreren Familien gebildeten Truppen. In der Frühe des Morgens oder bei naßkaltem nebeligem Wetter kommen sie oft aus den höhern Regionen in tiefere herab und mischen sich dann wohl auch unter die Hausschwalben, ziehen sich aber sobald als möglich wieder nach ihren Bergen hinauf, so daß nach 8 Uhr

morgens nicht eine mehr in der Ebene gesehen wird. — Der Lockton lautet: „brü", etwas tief und heiser; dann hört man ein zwitscherndes „dwi dwi dwi" und ein warnendes „zieb".

Die Uferschwalbe. Hirundo riparia, *Linné.*

Taf. 9, Fig. 3.

Rhein-, Erd-, Sandschwalbe. — Hir. riparia, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.* 1788; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1807; *Br.* 1831; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — H. cinerea, *Vieill.* 1816; — Cotyle riparia, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1883; *Meves* 1886; — Cot. fluviatilis, et microrhynchos, *Br.* 1831.

Sie ist die kleinste der einheimischen Arten und hat einen ziemlich tief ausgeschnittenen, ungefleckten Schwanz mit zwei Gabelspitzen, wodurch sie sich von der ähnlichen Felsenschwalbe unterscheidet.

Kennzeichen. Der Oberkörper graubraun, Kehle und Bauch weiß, der Schwanz ungefleckt, aschgrau und kurz gegabelt; die kleinen aber kräftigen Füßchen sind nackt.

Länge 12,6 cm, Flugweite 28,7 cm, Schwanz 5,1 cm, der kleine Schnabel 0,5 cm, Lauf 1 cm.

Beschreibung. Von oben mäusegrau, wobei Flügel und Schwanz in Rauchfahl übergehen; unten weiß, auf dem Kropf mit einem lichtgrauen Querband. Schnabel schwarz; Augen, welche tief liegen, dunkel nußbraun; Füße rötlichschwarz.

Die Uferschwalbe bewohnt ein ungeheures Gebiet, das sich über vier Erdteile erstreckt, über ganz Europa, Nord-Afrika, Asien und Nord-Amerika, nordwärts als Brutvogel beinahe oder ganz bis zum Polarkreis, auf dem Zug südwärts bis zum Aequator. Sie kommt zu uns nach Deutschland nicht vor dem Mai, und verläßt uns wieder im August. Ihren Aufenthalt nimmt sie — ihrem Namen entsprechend — am liebsten an Flußufern, welche hohe steile und sandige Erdwände haben; besonders häufig an geeigneten Uferstellen des Rheins, der Elbe und namentlich der Donau. Sie nimmt aber auch unter Umständen mit Sandgrubenwänden, Lehm- oder Thongruben, welche ausgenützt sind, Erdwällen, Hohlwegen u. dgl. vorlieb, wenn sie auch ziemlich fern vom Wasser liegen; zuweilen auch an Festungsgräben, alten Stadtmauern, wenn sie gerade am Wasser liegen, doch letztere schon selten. Ländereien, welche felsigen Grund haben, oder gar von Felsengebirgen bedeckt sind, bieten der Uferschwalbe keinen Aufenthalt.

Wie andere Schwalben bilden auch diese gesellige Brutkolonien, mitunter Siedelungen, in denen mehrere Hundert oder gar Tausend Paare hausen; so in Bulgarien, wo große Scharen an den hohen Ufern der Donau nisten. Selten sind kleine Kolonien, wo nur einige Pärchen beisammen nisten, und einzelne Pärchen findet man gar nicht. Sie ziehen auch im geselligen Verein nach Nahrung umher, wobei sie gewöhnlich dem Lauf der Flüsse folgen, oder über Felder und Fluren streichen. In Süd-Rußland bewohnen die Uferschwalben und Bienenfresser gewöhnlich ein Ufer in friedlicher Gemeinschaft, doch in gesonderten Kolonien. Die Höhle liegt immer hoch über dem Wasserstand, aber kaum 2 Fuß unter der oberen Kante des Uferrandes. Sie legt ihr Nest in steilen Uferwänden an, wozu sie sich mit den Füßchen eigene Höhlen gräbt, die in wagrechter Richtung von 2 bis 6 Fuß in die Wand eindringen und hinten backofenförmig erweitert sind, in welchem Raum das Nest sitzt, welches aus feinen Hälmchen, Würzelchen, Federn und Haaren besteht. Benützen sie Höhlen in alten Steinbrüchen, an Felsengestaden, in altem Gemäuer oder in hohen Steinbrücken, so stehen die Nester oft nicht sehr tief, auch nicht so nahe beisammen wie in den Erdwandungen, und haben hier dann auch ein ganz anderes Aussehen. Zu Ende des Mai findet man 5 bis 6 kleine, länglich eiförmige, dünnschalige reinweiße Eierchen, welche 13 Tage bebrütet werden. Sie messen 17 + 11 mm. — Ihr Eifer und ihre Geschäftigkeit, sagt Naumann, beim Graben ihrer Nesthöhle, grenzt ans Possierliche, wenn sie die losgearbeitete Erde mühsam mit dem Füßchen hinter sich aus dem Innern der Höhle hinausschaffen und beide Gatten sich hilfreich unterstützen. In diesen Nesthöhlen schlafen sie auch. Stampft man, während der Grabzeit mit dem Fuße

stark auf den obern Rasen, so stürzen alle Schwalben aus ihren Löchern hervor und die Luft ist wieder belebt von ihnen, während vorher die ganze Gegend in stiller Einsamkeit zu ruhen schien. Manche Ufer werden von ihnen ganz durchlöchert. In ihrem Betragen und Fluge erinnert sie vielfach an die Mehlschwalbe, sie hat aber doch einen rascheren und schwankenderen Flug, indem sie sich viel hin und her wirft, schießt meistens über den Spiegel der Gewässer, denn seltener sieht man sie in hoher Luft. Sie setzt sich auch selten auf dürre Baumzacken, auch selten auf die Erde, sondern gewöhnlich auf altes Wurzelwerk, das aus den Uferwänden absteht, oder sie schlüpft in Höhlen und Risse. Als muntere Vögel beleben sie die einförmigen Ufer mancher Flüsse in anmutiger Weise, sind gegen Menschen nicht scheu, gegen Raubvögel aber furchtsam und verfolgen sie nicht mit Gelärme, wie ihre Vettern. Begegnen sie andern Schwalben, so zetern sie gern im Vorüberfliegen mit denselben herum, ob grüßend, ob zankend, bleibt zu entscheiden. Ihr Lockton ist ein leises: „schär schärr, schärr schärr", woraus auch der zwitschernde Gesang zusammengesetzt ist. Von den Jungen hört man beim Füttern ein leises Gezwitscher.

Achtzehnte Familie: **Segler**, Cypselus, *Illiger* 1811.

Apus, *Scop.* 1777; — Micropus, *Meyer & Wolf* 1810.

Schwalben ohne Singapparat.

Den Seglern und Nachtschwalben fehlt der Singapparat; trotz diesem Abmangel wollen wir sie aber nicht von den Schwalben trennen, denen sie doch näher stehen, als allen andern Familien, die in unserem Buche verzeichnet sind. — Ihre Füße sind außerordentlich kurz und klein, aber sehr kräftig, alle 4 Zehen ziemlich gleich lang und nach vorn gerichtet, die innere (der Daumen) nur nach der Seite, nicht nach hinten wendbar (mit Ausnahme der Salangane), die Krallen stark, scharf, seitlich zusammengedrückt, unten zweischneidig; der Lauf breitsohlig, auf der Vorderseite befiedert, hinten fein genetzt; der Schnabel ungemein klein, hinten breit, seine Kiefer weich und biegsam; von der Spitze bis zu den Naslöchern zusammengedrückt, der Oberkiefer vorn übergekrümmt; die Schnabelöffnung bis weit unter die Augen gespalten, deshalb ein auffallend großer Rachen; die Naslöcher länglich ovale mit einer Haut umgebene Ritzen, nahe der Stirn; die Flügel haben 10 Hand- und 8 Armschwingen, sind ungewöhnlich lang, vorn ganz schmal; die 1. und 2. Schwinge am längsten; die 3 vordersten Schwingen mit fischbeinartigen starken Schäften, welche vorn etwas sichelförmig gebogen sind und den Schwanz weitaus überragen; die folgenden 7 Schwingen sind gerade, nehmen aber an Länge so bedeutend ab, daß die 8. kaum noch halb so lang als die 2. ist; die Schwingen nicht verengt; die 8 Hinterschwingen nur kurz. Die langen Flügel kreuzen sich stark über dem Schwanze und lassen sich im Ruhestande auch nie unter dem knappen Gefieder verbergen. Der gabelförmig ausgeschnittene Schwanz besteht aus 10 starkschaftigen Federn, von welchen die äußersten längsten stark zugespitzt sind. Der geschlossene Schwanz sieht spitzig, der geöffnete gabelig aus.

Ueber die innern Teile bemerkt Nitzsch: Sie ähneln in ihrer Gesamterscheinung vollkommen den Schwalben, besonders auch in der Kürze des Oberarms und der Länge der Hand, welche noch ausgezeichneter als bei diesen ist. Außer den Kolibri dürfte keine Vogelfamilie eine so enorm lange Hand und einen so ungemein kurzen Oberarm haben. Ganz einzig ist auch die Gliederung der Füße, weil gegen andere Vögel die äußere Zehe um 2, die mittlere um 1 Glied verkürzt ist. Auch in der Form des Kopfgerüstes und anderer Teile des innern Organismus stimmen sie mit den Schwalben überein. Allein sie entfernen sich auch wieder in vielen Punkten von ihnen, und in einigen von allen Vögeln. Der Kehlkopf hat nur ein schwaches Muskelpaar; trotzdem sind sie arge Schreier. Der Magen ist schwachmuskelig, der Darm kurz, ohne Blinddärme. Die Verdauung scheint demnach durch Auflösung — vermittelst des Magensaftes — stattzufinden. Die Speicheldrüsen schwellen bei dieser Familie zur Brutzeit stark an und sondern einen zähen Speichel ab, der fast wie flüssiger Gummi arabicum aussieht, und womit sie imstande sind, nicht



nur die Nistmaterialien zusammenzukleben, sondern auch aus diesem Stoff einzig und allein vollständige Nester herzustellen, wie bei der Salangane der Fall ist, welche aus diesem Schleim die eßbaren Nester bereitet. Einer Eigentümlichkeit bezüglich der Nahrung muß ich noch erwähnen; trotz des weiten Rachens findet man bei den Mauerseglern, welche während der Herrichtung ihres Nestes oder auch später bei uns verunglücken und untersucht werden können, immer nur winzig kleine Insekten, wie Blätter- und Blumenkäferchen, Rüsselkäferchen, Zikaden, fliegende Blattläuse u. a. als Mageninhalt. — Gray zählt in seiner „Hand-List 1869" für die Segler, Cypselidae, gegen 70 Arten auf, welche alle Erdteile bewohnen. Hier sind beschrieben nur: 2 Arten.

Der Mauersegler. Cypselus apus, *Linné.*

Taf. 9, Fig. 5.

Turmsegler, Turm-, Kreuz-, Mauer-, Steinschwalbe, Spyre, in Italien Rondinone. — Hirundo apus, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; — Hir. murarius, *Schwenkf.*; — Cypselus apus, *Ill.* 1811; *Br. Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1885; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Micropus murarius, *M. & W.*; — Cyps. murarius, *Temm.* 1815.

Kennzeichen. Ganz schwarzbraun mit grünlichem Schimmer und weißer Kehle.

Länge 16,5 bis 18,5 cm, Breite 40,5 bis 41,5 cm, längste Schwanzfedern fast 8 cm, Schnabel schwach 0,6 cm, Lauf ungefähr 1,1 cm hoch.

Beschreibung. Das Gefieder ist einfach gefärbt; die Kehle ist rein weiß, sonst alles übrige düster braunschwarz, grünschillernd; an der Stirn und über dem Auge mit feinen, weißlichen Federsäumchen; die bleicheren Unterschwanzdeckfedern mit dunklen Mondflecken vor den weißlichen Endsäumchen. Der Schnabel ist schwarz; die Iris groß und tiefbraun; die kleinen befiederten Füße haben die Farbe ihrer Umgebung. — Die Jungen lichter gesäumt.

Der Mauersegler findet sich in ganz Europa bis zum nördlichen Polarkreis, er ist noch häufig in Drontheim (Norwegen), in Nord- und Mittel-Asien bis jenseits des Baikal, aber nicht in Kamtschatka. Auf dem Zug bereist er ganz Afrika, auf der nordöstlichen und nordwestlichen Seite, einschließlich der Kanaren, bis zum Kap; ebenso Süd-Asien bis Süd-Indien. Dieser Segler ist aber auch Brutvogel in Afrika, denn Dr. Reichenow erhielt auf der Goldküste von Kamerun im November Junge (Cab. J. 1875, 20). Seine Ankunft fällt bei uns auf die letzten Tage des April, nicht selten auf den 1. Mai. Welche Zuglinie er eingehalten hat, kann man nicht leicht feststellen. Er fällt — sozusagen — wie vom Himmel herab, und verkündet seine Erscheinung am Brutplatz sofort durch sein gellendes Zri zrie zri an. Sein Abzug findet in den letzten Tagen des Juli, längstens Anfangs August statt, und geht ganz ohne Lärm vor sich. Hört man noch später im August oder gar im September die Stimmen einzelner Mauersegler in hoher Luft ertönen, so sind diese als Nachzügler von späten Bruten zu betrachten, welche ihren vorausgereisten Kameraden nachjagen. Sie verweilen niemals länger bei uns, als bis sie ihre Brut beendigt haben; sobald ihre Jungen flugfähig sind, verlassen sie uns wieder unaufhaltsam, und machen ihre weiten ruhelosen Fluchten über den Erdball, um es in den nächsten Jahren regelmäßig ebenso zu betreiben. Ihr kurzer Aufenthalt auf dem Brutplatz dauert also knapp 3 Monate. Ihre Abreise ist, wie gesagt, geheimnisvoll und still, und geschieht meistens bei Nacht; die Nachzügler aber reisen am Tage und fliegen dabei in bedeutender Höhe. Hier muß ich eines, mir sehr auffälligen Umstandes erwähnen. Am 21. Juli 1881 sah ich in der 10. Vormittagsstunde eine Truppe Mauerschwalben von etwa 15 Stück in einer festbestimmten Linie nach Ostsüdost abziehen, voran eine einzelne Schwalbe, die andern in einer ungeregelten Längsreihe zu zwei, einem, auch drei Stück genau in derselben Richtung nachfolgen, bis sie meinen Augen entschwunden waren; der Flug war nicht sehr hoch, ich schätze etwa 300 Fuß, und ging stillschweigend in schnurgerader Linie vor sich und war anders als man sie gewöhnlich umherjagen sieht, mit nicht weit ausgeholten Flügelschlägen und ganz geradeaus. Andere Turmschwalben trieben sich noch den ganzen Tag futtersuchend umher, aber den andern Morgen, 22. Juli, sah man hier keine einzige Turmschwalbe mehr. Die große Hitze in diesem Monat scheint diesen Vögeln nicht besonders

zugesagt zu haben. Am 19. und 20. Juli zeigte der Thermometer 28° R. Merkwürdig für mich war die Abzugslinie nach Ost. In Stuttgart vermehrt sich die Anzahl dieser Schwalben, während die Zahl der andern Schwalben abzunehmen scheint. Schade! daß ihr Aufenthalt bei uns so kurz bemessen ist; es erweckt mir stets ein wehmütiges Gefühl, wenn die schwarzen lebhaften Gesellen nicht mehr am Horizonte kreuzen. Nach Dr. Krüper bemerkt man den Mauersegler wie auch andere Schwalben einen halben Monat früher und später in Griechenland*).

Ihre Nistplätze finden sie in den verschiedenartigsten Löchern und Ritzen ihrer hoch-, mitunter auch niederer gelegenen Winkel, auf hohen Gebäuden, Kirchtürmen, in den Rissen alten Gemäuers, unter Dachsparren u. s. w. So ist es wenigstens bei uns, wo er Bewohner der Städte und Dorfschaften ist. Man findet aber auch Kolonien von Brutvögeln hoch oben in hohlen Waldbäumen, dies besonders in Eichen- und Kieferwaldungen, doch selten in großer Anzahl, aber noch seltener in vereinzelten Paaren. Im Hochgebirge wählt er die Spalten und Ritze in steilen Felsenwänden. In den Alpen Dauriens bewohnt er in großer Menge die Felsengebirge mit seinen nahen Verwandten C. peckinensis. Selbst in die Höhlungen der Uferschwalben drängt er sich ein, denn in Beziehung auf das Annektieren von Nistplätzen gibt es keinen rücksichtsloseren und gewaltthätigeren Vogel als den Mauersegler. Sperlinge vertreibt er ohne alles Bedenken aus ihrem Neste und nimmt davon Besitz, mögen sie auch noch so sehr zetern und sich dagegen sträuben; aber auch an Stare wagt er sich, und verdrängt sie durch größte Hartnäckigkeit und Ausdauer aus ihren Kästen, schlüpft zum Schrecken des Starenpaares ohne Umstände aus und ein, er drangsaliert und verkrallt sie so lange, bis sie endlich des Kampfes müde werden und weichen. Seine Kämpfe ficht er mit den Klauen aus, in denen er, so klein sie sind, beinahe die Kraft eines Raubvogels hat; ein Verunglückter, der mir gebracht wurde, verkrallte sich so empfindlich in meinen Finger, daß ich laut aufschrie. Beim Kampf hilft ihm auch die Gewalt seiner kräftigen Flügel, mit denen er allen seinen Gegnern überlegen ist. Mit dem schwachen Schnabel kann er nichts leisten. Auch mit seinesgleichen kommt er wegen der Nistplätze in Streit, denn nicht selten verkrallen sich zwei Männchen so ineinander, daß sie zu Boden stürzen und bei der Balgerei nicht selten erwischt werden oder einen Flügelknochen entzwei schlagen. — Ein Nest herzustellen, fällt diesem Bewohner der Lüfte schwer, weil er alles in der Luft erschnappen muß, als Stroh, Fäden, Läppchen, Wolle, Federn u. a., die er lose und wirr zusammenlegt und mit seinem klebrigen Speichel überzieht, der dann an der Luft gummiartig rasch trocknet und wie lackiert aussieht. Die häufigen Kämpfe, welche er mit andern Höhlennistern so hartnäckig führt, scheinen auch mehr den Nistmaterialien als dem Platze zu gelten. Auf diese verpappte flache Unterlage legt das Weibchen seine 2, meistens jedoch 3 (sehr selten 4) Eier, welche eine weiße Farbe, fast walzenförmige Gestalt haben und mit andern Eiern nicht zu verwechseln sind. Die Schale ist etwas grobkörnig, mattglänzend. Die Maße märkischer Eier 26 + 16 mm. Man findet die Eier zu Ende des Mai, auch erst im Juni; Mitte oder Ende Juni gibt es Junge. Am 29. Juni fiel ein kurz ausgeschlüpftes Junges an meiner Wohnung herab, das kaum den Anfang der großen Federn zeigte. Eine besser ausgebildete junge Rauchschwalbe, welche am 9. Juli aus dem Nest stürzte, war mit wenigen schwarzgrauen schlaffen Dunen bedeckt, die Schwanzkiele waren 20, die Flügelkiele aber 40 mm lang, Rücken flaumig, aber Stoppelfluren sichtbar, Kopf befiedert, Flaum nur noch schwach sichtbar; Bauch in der Mitte und seitlich

*) Ueber Helgoland ist die Wanderung der Schwalben eine starke. Für Rustica ist verzeichnet: 24. April (1886) die ersten; Rückzug eröffnet von den Jungen am 14. Juli; die letzten am 25. Oktober. Urbica 6. Mai die ersten; Rückzug von den Jungen eröffnet 24. Juli; die letzten am 5. Oktober. Riparia 14. Mai die ersten; Rückzug von den Jungen 24. Juli; 26. Oktober die letzten. Cypselus 13. Mai die ersten; Rückzug von den Jungen eröffnet 1. (!) Juli, am stärksten 19., 20., 21., 22., 23. Juli; letzte am 18. September „große Flüge". Welcher Unterschied zwischen dem Abzug in Stuttgart am 22. Juli und den letzten Zügen über Helgoland den 18. September! Von Caprimulgus ist nur wenig Zug verzeichnet: 13. Mai „mehrere"; 19. Mai „einige"; 23. Mai und 24. Mai „ziemlich"; 6. Juni „1 Stück". (Ornis 1887, 3. Bericht von Gätke, S. 394—447.) Was wiederum jeden Ornithologen in diesem Verzeichnis interessieren muß, das ist der sofortige Abzug flugfähiger Jungen, welche stets den Eltern vorauseilen.

mit Flaum bedeckt, zwischen diesem Flaum kurze Stoppeln. Augen offen, Kropf leer. Das fleischige Junge war merklich größer als ein Sperling im gleichen Alter. — Wenn die Jungen flugfähig sind, was vom ersten Drittel Juli ab bei den zuerst ausgekommenen der Fall ist, machen sie sich sofort, mit oder ohne die Alten auf die Wanderschaft, um von nun an ihr ruheloses Nomadenleben zu beginnen. Die kurz ausgeflogenen Jungen erkennt man im Flug an den breitern Flügeln, weil ihre Schwingen noch nicht abgenützt und länger sind. Auch fliegen sie oft an der Brutstelle mit kurzem Zirpen vorüber, hängen sich auch wohl an den Eingang, um etwas auszuruhen; bald aber fliegen sie mit den Alten um die Wette und in die Ferne. Die alten Segler haben schmälere sichelförmige Flügel, was auf Rechnung der abgenützten Schwingen kommt.

Sie leben gesellig und fliegen mit ihren langen und schmalen Flügeln außerordentlich schnell, gehören überhaupt zu den besten Fliegern. Ihr Flug ist meistens flatternd, mit nicht weit ausgeholten Schlägen, unterbrochen durch kurzes Schweben, sie können aber auch den Flug mäßigen und dann längere Zeit ohne Flügelschlag schweben, wahrscheinlich geschieht das an Plätzen, wo große Mengen hochfliegender Insekten schwärmen. Beim schnellsten Flug halten sie die Flügel etwas sichelförmig nach hinten gekrümmt; beim Schweben breiten sie dieselben weiter aus. Ihre Insektenjagden betreiben sie meistens lautlos, wenn es aber an die Nistplätze geht, so jagen sie mit dem, wohl jedermann bekannten kurzen scharfen Schrei: zrrii srri zrri zri srrii um die Türme und Gebäude herum, welche sie bewohnen, und verkünden dadurch ihre Anwesenheit. Am lärmendsten ist dies Geschrei um die Zeit, wenn sie ihre Nistplätze besichtigen und einnehmen oder erkämpfen. Lärmend und schreiend kommen die Männchen zu Nest geflogen, wenn die Weibchen brüten, klammern sich auch wohl an das Nestloch, um einen Einblick in die Familienstube zu machen, zuweilen wird auch ein kurzer Besuch abgestattet, vielleicht auch das brütende Weibchen gefüttert. Stiller und stiller wird's, wenn sie Junge zu füttern haben, die Nahrungssorgen sind dann zu belastend, um viel Geschrei dabei zu machen. Aber aufs neue und wo möglich noch ärger wird der Spektakel, wenn die Jungen ausgeflogen sind, welche so groß als ihre Eltern, im angeborenen gewandten Flug kaum mehr zu unterscheiden sind. Ein Junges, das beim ersten Ausflug zu Boden kommt, wie andern Vögeln oft ohne Schaden passiert, ist für immer verloren und kommt nimmer in die Höhe. Gesunde Vögel aber schnellen sich mit den federkräftigen Schwingen vom Boden in die Höhe und fliegen weiter. Unter Anleitung der Eltern, welche vorschreien, werden die Jungen, welche nachschreien, gleichsam zum kühnen Weitflug und Futtersuchen angeleitet, kehren aber vielmals zum Nest zurück, welches sie in dutzendmaligem Kreisen zu verschiedenen Tageszeiten anfliegen und jedesmal mit Zetergeschrei als ihre Wiege begrüßen, gleichsam um sich dieselbe recht fest ins Gedächtnis zu prägen. Zeitweise sieht man auch einen jungen Segler einschlüpfen, wahrscheinlich um etwas auszuruhen. Um auf gute Futterplätze zu kommen, müssen sie oft weit, sehr weit entfernte Gegenden aufsuchen, man sieht sie dann, außer morgens und abends, tagelang nicht, bis ihr schrilles zrri zrri die Heimkehr verkündigt. Die Mauersegler begeben sich erst spät zur Nachtruhe in ihre Verstecke, wo man zuweilen ihr Gezwitscher bis in die Nacht hinein hören kann, und morgens sind sie in aller Frühe wieder auf den Flügeln. Die Zeit ihrer Anwesenheit bei uns ist nur eine kurze. Während ich dieses schreibe, kann ich konstatieren, daß die Hauptmasse unserer Mauersegler (ich habe deren etwa 6 Paare in der Verschalung des Dachvorsprungs, wo 16 Löcher angebracht sind), seit gestern den 22. Juli verschwunden ist. Auch im Jahre 1886 fiel bei uns der Hauptabzug auf den 22. Juli. Und ebenso beobachtete ich am Abend des 21. Juli, als es schon dämmerte, aber bei klarem Himmel, 2 Vögel in schnurgerader Linie nach Osten abziehen. So weit das Auge folgen konnte, zogen sie dahin, nicht ein Haar die gerade Linie verlassend, mit gleichmäßigen kurz ausgeholten Flügelschlägen, was ich auch im Jahre 1881 bemerkte, wie diese Vögel ja sonst niemals fliegen. Die Hauptmasse war — wie bemerkt — am folgenden Tag verschwunden. Man könnte glauben, daß sie der Hitze auswichen, vielleicht auch den Lausfliegen. Nach dem Hauptabzug sind gewöhnlich noch einzelne Paare im Rückstand mit ihrer Brut, welche aber kurze Zeit hernach mit ihren flüggen Jungen ebenfalls verschwinden.

Ihre Nahrung besteht trotz des großen Rachens, bei uns zu Lande, aus lauter winzigen Insekten, Blatt- und Blumenkäferchen, besonders aus den sogenannten Erdflöhen, aus fliegenden Blattläusen, Rüsselkäferchen, Cikaden u. dgl., denn man findet im Kropfe toter Mauersegler und in den Exkrementen der Jungen nur Ueberreste sehr kleiner, meist schwarzer Käferchen; dagegen ist anzunehmen, daß sie in andern Gegenden auch größere Insekten verschlingen, Mücken, Schnaken, Hafte, Libellen, Bremsen, Käfer, kleine Schmetterlinge u. dgl., da man davon Ueberreste in ihren Gewöllen findet. Tritt während der Brutzeit im Juni, was leider in Deutschland nicht allzu selten ist, anhaltende naßkalte Witterung ein, welche die Insektenwelt erstarren macht, so entsteht eine Hungersnot, bei der Rauch-, Hausschwalben und Mauersegler massenhaft zu Grunde gehen. Ein so fataler Juni war z. B. der des Jahres 1881. (Siehe Cab. J. 1883, S. 33 und 49.)

Dieser Vogel eignet sich so wenig als andere Schwalben zum Halten im Zimmer, da er als reiner Flugvogel nur im weiten Luftraum seine Gewandtheit entwickeln kann, in Gefangenschaft aber als ein unbehilfliches Tier kläglich verkümmert; mit den kurzen Füßchen trippeln sie zwar schnell fort, kommen aber nicht weit. Nur wissenschaftlicher Versuch, von einem Vogelfreund ausgeführt, könnte ein solches Unternehmen entschuldigen; im anderen Fall müßte es als Tierquälerei bezeichnet werden. Eine Anleitung findet man bei der Mehlschwalbe, welche jedem Sachverständigen genügen kann. Sie müssen stets gestopft werden.

In Italien, wo sie sich in großer Menge an den Strandfelsen aufhalten, wird das Fleisch der fetten Jungen als eine Delikatesse verzehrt. Aber auch das Fleisch der Alten gehört zu den Gourmandisen der Italiener und Griechen und die Vögel werden deshalb geangelt, geschossen und in vorgehängten weitmaschigen Netzen von himmelblauem Zwirn gefangen.

Der Alpensegler. Cypselus melba, *Linné.*

Taf. 9, Fig. 6.

Alpen-, Berg-, Meer-, Große Turm-, Große Mauerschwalbe, Großer Spyr. — Hirundo maxima, *Edwards; Klein*; — Hir. melba, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; — Hir. alpina, *Scop.* 1769; — Cyps. melba, *Ill.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1884; *v. Hom.*; *Meves.* 1886; — Cyps. alpinus, *Temm.*

Dieser stattliche Segler hat viele Aehnlichkeit mit der Turmschwalbe, ist aber bedeutend größer; überhaupt die größte unter den europäischen Tagschwalben.

Kennzeichen. Hauptfarbe düster graubraun; Kehle und Bauch weiß, nur auf der Oberbrust ein braunes Querband.

Länge über 23 cm, Flügelbreite 55 cm, der zehnfedrige Schwanz 8,7 cm, der kleine Schnabel 1 cm, Lauf 1,7 cm.

Beschreibung. Oben düster graubraun, mit grünem und purpurfarbenem Schiller; der Schwanz und die Schwingen noch dunkler: das Kinn, ein Kehlfleck und die Bauchmitte weiß; ein breites Band auf dem Kropf, die Weichen und untern Schwanzdeckfedern wie der Oberleib. Der Schnabel ist braunschwarz; die großen Augen dunkelbraun; die auf der Vorderseite des Laufs befiederten, kleinen aber kräftigen Füße, deren vier Zehen nach vorn stehen, hinten schmutzig fleischfarben. — Die Jungen etwas lichter.

Der Alpensegler bewohnt hauptsächlich die Länder ums Mittelmeer, wo es geeignete steile Felsenwandungen gibt, an die das Meer brandet, weil er felsige Meeresufer jedem andern Aufenthalte vorzieht, deshalb in Toskana Rondone marino (= Meersegler) benannt wird. So bewohnt er die Strandklippen großer und kleiner Inseln und isolierter Kegel im Mittelmeer, von Gibraltar bis Kreta auf der europäischen und nordafrikanischen Seite; weiterhin nach Osten trifft man ihn noch im Griechischen Archipel, am Schwarzen und Kaspi-Meer, am Aralsee. Aber nicht allein die Felsenwände des Meeres, sondern alle geeigneten höhern Gebirge des Binnenlandes von Spanien und Nordwest-Afrika bis zum nördlichen Himalaya beherbergen diesen „stolzen Flieger“ in größern oder kleinern Ansiedelungen. In unserem Erdteil sind es, außer den schon genannten Küstenfelsen, die Pyrenäen und andere felsige Gebirge Spaniens an vielen Stellen; die Alpen, die höhern Gebirge Italiens, der Balkan und Transsylvan, die Felsenwände der Krim, der südliche Ural u. s. w. In Nord-Afrika trifft man ihn auf dem Atlasgebirge, nach Heuglin an

den Felsengebirgen Egyptens, in den Hochgebirgen von Abessinien, namentlich in den unzugänglichen Basaltwänden von Tenta in Woro Heimano. In kleineren Kolonien bewohnt er die Schweiz; nach Dr. Girtanner alle Hochgebirgszüge in einzelnen Siedelungen, am häufigsten im Süden der Schweizer Alpen, insbesondere in Wallis. Bekannte Nistplätze liegen im Oberhasli, im Gemmi, Pletschberg, in den Felsen des Entlibuchs, an den riesigen Wänden des Urbachthales im Kanton Bern und in manchen Felseneinöden des Heremence-thales. Seltener tritt dieser Vogel in der Ost-Schweiz auf, doch gibt es einige kleinere Kolonien im Graubündener und Appenzeller Gebirge. In Tirol und in Kärnten nistet er nur an wenigen Stellen; im Bayerischen Hochgebirge — scheint es — nirgends mehr. Er siedelt sich aber auch auf verschiedenen hohen Gebäuden an, so z. B. auf dem Münsterturm in Bern, in Freiburg und Burgdorf. Aber auch in den Städten Süd-Europas siedeln sich einzelne Kolonien an hohen Türmen an, so in Portugal in der Provinz Algarve, auf einigen Moscheen Konstantinopels, sowie auf einigen hochgelegenen Klöstern in der Krim. — In Griechenland kommt der Felsensegler zu Ende des März an, in der Schweiz gegen Mitte und Ende April; im September verschwinden sie wieder, wie auch in der Schweiz, obwohl sie bei günstiger Witterung bis in das erste Drittel des Oktober verweilen. Sie kommen früher an und ziehen später ab, als die Mauersegler. Nirgends aber bleiben sie als Standvögel, sondern machen weite Reisen; in Afrika bis zum Süd-Kap, in Asien bis Süd-Indien, wo sie so munter herumkreisen, wie in ihren nördlichen Brutgebieten.

Während der Zugzeit kommt es zuweilen vor, daß der Alpensegler seine gewöhnlichen Grenzen überschreitet und weiterhin nach Norden erscheint. So wurden von Bechstein am 8. Juni 1791 im Thüringer Wald in einer felsigen Gegend 3 Stück dieser Schwalben längere Zeit beobachtet. Ihre Lockstimme war ein helles flötendes „skri skri“. Aehnliche Fälle im Norden Deutschlands sind noch mehrere verzeichnet, wenn auch selten. In der ersten Zeit ihrer Ankunft müssen sie der Nahrung wegen über Gewässer und Sümpfe jagen, und erst wenn es warm wird und hochfliegende Insekten gibt, fliegen sie in die Gebirge hinauf, wo sie von nun an verweilen, bis sie schlechte Witterung zwingt, den niedriger fliegenden Insekten wieder in die tiefern Regionen zu folgen.

Sieht man diese großen Schwalben hoch über sich um ihre Felsendome schweben, so hat ihr reißender Flug etwas Falkenartiges. Lange segeln sie, sagt Bolle, ohne einen Flügelschlag zu thun, dann folgen einige hastige Schläge, etwa ein schiefes Herabstürzen aus der Höhe, dem wieder ein ähnliches Steigen folgt, zuweilen bis in Höhen, wo sie dem Menschenauge entschwinden. Am wenigsten sieht man sie über die heiße Mittagszeit, und es scheint — sagt Girtanner, daß die ganze Bande in ihren Höhlen Siesta hält. In der Abenddämmerung sind sie dann wieder in steter Bewegung, gleiten ruhigen und schwimmenden Fluges lautlos dahin, nicht mehr tändelnd und schreiend wie ihre Vettern die Mauersegler, welche um diese Zeit gerade am meisten lärmen, sondern eifrig mit dem Fange hochschwärmender Insekten beschäftigt. Auf dem Boden ist der Alpensegler fast noch unbeholfener als sein Vetter, obwohl er in seinen Klauen fast die Kraft eines Raubvogels hat. Er muß sich durch kräftige Flügelschläge wieder in die Luft zu schnellen suchen, um Flug zu gewinnen, oder sich an den Rand eines Abgrundes schieben, um da hinabzustürzen und den Weiterflug wieder aufzunehmen. Gelingt das nicht, so ist er verloren, wenn sich seine Kameraden nicht um ihn annehmen, indem sie pfeilschnell über ihn hinschießen und vom Boden mit den Klauen aufreißen, um ihn wieder in Flug zu bringen. Dr. Girtanner bezweifelt die Möglichkeit einer solchen Hilfeleistung nicht im mindesten, da er ähnliches von wilden Dohlen bei einer — mit verschnittenen Flügeln — freilaufenden zahmen Dohle zu beobachten Gelegenheit hatte, die auf den Anruf der Hausdohle herbeiflogen und dieselbe mehrmals an den Flügeln in die Höhe hoben, um sie in Flug zu bringen. Leider waren ihre edlen Anstrengungen nutzlos, da sie dem gestutzten Gefangenen eben seine Schwingen nicht ersetzen konnten. Ihr Lockruf ist nach Bechstein ein langgezogenes Trillern „skri skri“; „tritetirrrrrrr“ schildert Bolle; nach andern klingt das gellende Geschrei giä grrrrr; einzelne fliegende Alpensegler rufen: zrieb zrieb! Der Ruf hat also viel Aehnlichkeit mit dem seines kleineren Vetters. Sein fröhliches Geschrei, sagt Girtanner, hoch über den unheimlich stillen Gehängen der Alpen belebt die ödesten Felsen, und es lohnt der

Mühe, im Gebirge einem Schwarm der in der Sonne flimmernden weißbäuchigen Vögel zuzusehen, ihre Spiele und Kämpfe, ihr ganzes Leben und Treiben zu beobachten. Nur zur Zeit des Nesterbaues kämpfen die Männchen miteinander, teils um die Nistplätze, teils um die Weibchen, oft so wütend, daß sie sich ineinander verkrallen und dabei zu Boden stürzen, oft sogar bei diesen Balgereien zu Grunde gehen. Zu allen andern Zeiten leben und spielen sie in friedlichem Verkehr miteinander, und dulden auch den Mauersegler in ihrer Nachbarschaft.

Auf dem Münsterturm in Bern hat sich eine Brutkolonie angesiedelt, welche von einem — daselbst angestellten — Oberwächter, Namens Reinhard, sehr aufmerksam beobachtet wird. Derselbe teilte Dr. Girtanner mit, daß sich im Frühjahr zuerst 2—3 Stück als Vorläufer zeigen, welche ihre alte Heimat mit gellendem Geschrei umkreisen, wieder verschwinden, aber bald nachher in größerer Gesellschaft wiederkehren, bis nach Verlauf von etwa 8 Tagen der ganze Schwarm von etwa 150 Stück eingerückt ist. Tritt nach ihrer Rückkehr noch anhaltender Frost oder gar Schneefall (und dadurch Hungersnot) ein, so gehen viele zu Grunde. Im Jahr 1860 fand Reinhard gegen Ende April, nach einem heftigen Schneegestöber, 23 tote Alpensegler auf den Balkengerüsten des Berner Münsterturmes. Auch eine Partie Nester und Eier hat Reinhard zu wissenschaftlichem Zweck an Dr. Stölker und Girtanner abgeliefert.

Das Nest sitzt in unzugänglichen Felsenritzen und Höhlen, meist in Schwindelhöhe über dem Boden, wo man nicht beikommen kann. Die aus dem Berner Münsterturm erhaltenen Nester sind, im Verhältnis zur Größe des Vogels, sehr klein; sie bilden eine rundovale, wenig ausgehöhlte Schale von 10—12 cm Durchmesser, und etwa 2—3 cm Muldentiefe. Alte und Junge klammern sich in diesem kleinen Nest mit den kräftigen Klauen fest; letztere verlassen auch bald das kleine Nest und verteilen sich in der Nesthöhle, oder hängen sich an die Wände, in welcher Lage sie gerne verweilen und sich auch so füttern lassen. Die Materialien bestehen zu unterst aus Stroh, Grashalmen, oben aus feinen Halmen, Läppchen, Papierschnitzeln und Federn, alles mit ihrem Speichelgummi verkittet und verkleistert, auf der Unterlage — oft noch das kahle Gestein — wie angeleimt. Der ganze Nestrand sieht aus wie lackiert. Anfang Juni findet man die 2—3, nur sehr selten 4 Eier, welche (in je 2 Tagen auseinander) gelegt werden. Junge findet man aber nie weiter als drei. Das Ei ist milchweiß, glanzlos, das Korn mittelfein. Die Form ist meist eine länglich ovale. Die Maße: 30 + 20 mm. Die Jungen, welche mit etwa 15 Tagen ausschlüpfen, sind nackt, die Füße fleischrötlich. Junge von ca. 5 Tagen Alter waren vollständig nackt, mit geschlossenen Augenlidern, mit etwa 10 Tagen Alter mit sprossenden Federkielen auf Rumpf, am Flügel und Schwanz, die Augenlider geöffnet. (Siehe auch Wien. Mittlg. 1887, Nr. 2.) Die Alten füttern nicht bälder, als bis sie Rachen und Schlund mit Insekten angefüllt haben. Diesen Insektenklumpen würgen sie dann dem betreffenden Jungen in den aufgesperrten Schnabel, welches ihn mit einer heftigen Schlingbewegung in den Magen befördert. Sie werden von ihren Eltern so lange gefüttert, bis sie vollständig befiedert und flugfähig sind, was nach Analogie andrer Vögel dieser Größe etwa 4 Wochen betragen mag. Kommt es zum Ausfliegen, so werfen sie sich in die Luft und vertrauen der Kraft ihrer Flügel von nun an, obgleich sie im engen Nestraum keine ausgiebigen Flugversuche anstellen konnten. Das Junge, das beim ersten Ausflug zu Boden kömmt, ist verloren, geradeso wie bei ihrem kleinern Vetter, dem Mauersegler. Auch haben die Jungen dieser Schwalben ebenfalls eine große Plage von den Lausfliegen.

In Griechenland und Italien werden diese Schwalben als Leckerbissen verspeist und mit Angeln in der Luft gefangen. Ein Knabe liegt an einem Klippenrand oder auf dem flachen Dach eines Hauses ausgestreckt und hat ein langes Rohr als Angelrute zu seiner Luftfischerei, woran ein himmelblauer Faden befestigt ist, der an seinem äußersten Ende ein spitziges Häkchen hat, das zwischen Federn und lockerer Baumwolle versteckt ist und in der Luft flattert. Der arglose Vogel, welcher die Federn zu seinem Nestbau verwenden will, schnappt darnach, reißt sich im Weiterflug den Haken in die Kehlhaut und verliert Freiheit und Leben. Sie werden als beliebte Fleischware zu Markt gebracht.

Zu wissenschaftlichem Zweck erzog Dr. Girtanner in St. Gallen 4 Junge, mußte sie

aber bis zu ihrem Ableben während 9 Monaten füttern, da sie nichts selbst aufnahmen. Das beste Aetzfutter sind frische und gedörrte Ameiseneier und Weißwurm. Will man Fleisch beimischen, so muß dies gekocht und fein zerrieben werden, denn rohes Fleisch verdauen die Segler schlecht, und man findet im Abgang die Stückchen meistens noch unverdaut. Die Futterportionen mußten stets in großen Bissen tief in den Rachen gesteckt werden. Das Selbsttrinken lernten sie erst nach 3 Monaten. Es liegt hier ein Beweis vor, daß man bei fleißiger aufmerksamer Behandlung die meisten, wenn auch seltsamsten Vögel für einige Zeit unterhalten kann. Unter allen Umständen ist aber Sorge zu tragen, daß man sie im geräumigen Lokal fliegen läßt, soviel und soweit sie es können, und zum Ausruhen Sitzbrettchen in der Höhe anbringt, damit sie nicht an den Wänden abrutschen müssen.

Neunzehnte Familie: Nachtschwalbe. Caprimulgus, *Linné* 1756.

Hirundo, *L.* 1735; *Klein* 1759; — Nyctichelidon, *Rennie* 1831.

Auch die Nachtschwalben lassen wir bei den Tagschwalben stehen, obgleich sie keinen Singmuskelapparat haben.

Der breite Kopf ist vorn sehr abgeflacht, der Schnabel auffallend klein, kurz, seine Kiefer weich und biegsam; der Oberkiefer vorn abwärts, der Unterkiefer schwach aufwärts gebogen; längs der Spitze vor der Firste zusammengedrückt, stark ausgeschnitten; der ungeheuere Rachen durch steife Bartborsten sehr charakteristisch eingefaßt; der Rachen so weit, daß man die großen Augen in demselben liegen sieht; die Naslöcher klein, rund, röhrenförmig; Zunge äußerst klein, auf der Kehlhaut beinahe aufgewachsen; Füße sehr kurz, aber kräftig, vorn in der obern Hälfte befiedert, die untere getäfelt, seitlich genetzt, die Hinterzehe nach hinten, und etwas nach innen wendbar und höher stehend als die vordern; die 3 Vorderzehen hinten durch eine breite Spannhaut verbunden, die innere 3=, die übrigen 4gliedrig; die Mittelzehe die längste, mit einem — nach innen — kammförmig gezähnelten Nagel; die Flügel lang, schmal, spitzig, mit starken Schwingen, deren Schäfte steif, aber sehr zerbrechlich sind; die 2. Schwinge die längste; die 3 vordern Schwingen gegen das Ende etwas gezähnelt; im Flügel zählt man 10 Vorder= und 14 Armschwingen; Schwanz lang, abgerundet, 10federig.

Es sind Nachtvögel mit sehr weichem graulichen Gefieder, großem Kopfe und großen Augen, welche in zahlreichen Arten besonders die warmen Erdstriche bewohnen und eine sehr eigentümliche Familie bilden, die sich ebenso weit von den Schwalben entfernt, als dies bei den Seglern der Fall ist. Doch ist ein schwalbenähnlicher Typus nicht zu verkennen. Die Größe schwankt zwischen der einer Lerche und der eines Raben. Zweimalige Mauser. Auch sie gehören zu den Vögeln, bei welchen die Singmuskeln nicht ausgebildet sind, am Kehlkopf ist nur ein einziges Paar Muskeln. Der Magen ist häutig, sehr dehnbar und hat einen kleinen Vormagen. Ein Lieblingsfutter dieser seltsamen Vögel sind nicht kleine, sondern große Insekten, wie Schmetterlinge, besonders Abend= und Nachtfalter, sowie auch Käfer. Ein Flugspiel zeichnet diese seltsamen Vögel vor den Schwalben aus; sie klatschen nämlich zur Paarungszeit laut mit den Flügeln, welche sie — nach Art der Tauben — kräftig nach oben zusammenschlagen. — Gray zählt für die Gesamtfamilie Caprimulgidae mehr als 100 Arten, welche warme Länder bewohnen, für die Unterfamilie, Caprimulginae, gegen 80 Arten in 15 Gruppen. Ganz Europa besitzt nur 2 Arten, und in Deutschland lebt nur 1 Art.

Die Nachtschwalbe. Caprimulgus europaeus, *Linné.*

Taf. 10, Fig. 1.

Ziegenmelker, Tagschläfer, Nachtschatten, Nachtrabe, Brillennase, Pfaffe, Hexe, Gaismelker. — Caprimulgus, alte Aut.; — Hirundo caprimulgus, *L.* 1735—56; *Pall.*; — Capr. europaeus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1807; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1884; *v. Hom.*; *Meves* 1886; — C. punctatus, *M. & W.* 1810; *Br.* 1831; — C. maculatus, et vulgaris, *Vieill.* 1816.

Kennzeichen. Die beiden mittleren Schwanzfedern sind aschgrau mit schwärzlichen Punkten, Zickzacks und abgebrochenen Querbinden; Scheitelmitte und Hinterhals schwarz gestreift, ohne Halsband. Oberleib grau und braun meliert.

Länge 26,5—28 cm, wovon 15,5 cm auf den Schwanz gehen, Flugweite gegen 55 cm, Schnabel 0,8 cm, der Rachenspalt aber 3,4 cm lang, Höhe des Laufs 1,9 cm. Amselgröße.

Beschreibung. Oberleib grau, schwarzbraun und dunkel rostgelb punktiert, gewellt und gefleckt. Zügel und Schläfe braunschwarz mit dunkel rostgelben Fleckchen; die zwei äußersten Schwanzfedern mit großen schneeweißen Enden; der Unterleib weißgrau, mit rostgelblicher Mischung und matt braunschwarzen Wellenlinien. Der Schnabel ist kurz und biegsam; der Rachen ungeheuer groß, bis hinter das Auge gespalten; die Augen sind sehr groß, mit blauschwarzer Pupille und dunkelbraunem Stern; die Füße sind kurz und von oben herab teilweis befiedert, die Hinterzehe vorstreckbar. — Ein rundlicher Fleck gegen das Ende der 3 ersten Schwingen und am Ende der 2 äußersten Schwanzfedern ist beim Männchen groß und weiß; beim Weibchen klein und rostgelb, etwas schwarz punktiert; bei den Jungen fehlt er noch.

Dieser Vogel findet sich im mittlern und südlichen Europa und in West-Asien; er geht in unsrem Erdteil bis in das mittlere Schweden hinauf, ist in Frankreich ziemlich gemein, und auch in der Schweiz und in Deutschland nirgends selten, aber auch nirgends häufig. Im Herbst wandert er nach Nord-Afrika, zieht aber bis in den Süden dieses Erdteils. Er kommt bei uns nach Mitte April an und geht wieder im August und September ab. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren noch genau, daß ich in der Mitte des August 1826 gegen die Abendstunden auf der Stuttgarter Feuerbachhaide (ca. 400 m über der Thalsohle) 10 bis 12 Nachtschwalben in ziemlicher Höhe spielend und Insekten fangend umherfliegen sah. Nach einiger Zeit verschwanden sie wieder im nahegelegenen mit Tannen und Birken gemischten Eichenwalde. Nie mehr wurde ich einer solchen Gesellschaft ansichtig. Er bewohnt ebene und gebirgige Waldungen, besonders große, zusammenhängende Nadelwälder, und in diesen die Blößen, wo es einzelne alte Bäume, Wiesen oder alte, breite Waldwege gibt. In den kälteren Gebirgsgegenden sucht er die Südseite der Wälder auf.

Ein Nest bauen diese Vögel nicht; sie legen ihre zwei schmutzigweißen, braun und bläulich aschgrau marmorierten und verhältnismäßig großen Eier auf die glatte bloße Erde, zwischen oder auf das Moos, in einen Grasbusch, oder auf einen sehr niedern, bemoosten Baumstumpf, jedoch immer an einer schattigen Stelle zwischen Gestrüpp und Haidekraut. Die Eier findet man Anfang Juni. Wenn die erste Brut zerstört wurde, findet man manchmal nur ein einziges Ei. Maße märkischer Eier: 31 + 21,87. Die Brutzeit dauert etwa 16 Tage. Das Weibchen zeigt viel Liebe für seine Brut; wenn es davon aufgestört wird, fliegt es wie gelähmt auf der Erde fort, um den Feind abzuleiten, aber nicht weit weg; wenn einmal Junge im Neste sind, so sind die Eltern noch besorgter, und fliegen dem, der sich denselben nähert, beinahe um den Kopf herum, ja, wenn man sich ruhig aufstellt, bis dicht vor die Füße. Besonders auch das Männchen zeigt seinen Kummer, wenn es seine Brut entdeckt sieht, durch ein auffälliges Benehmen, denn es fliegt ganz nahe um den Störenfried herum, schwebt mit Klatschen und hochgehaltenen Flügeln weiter, läßt sich auf den nackten Boden nieder, wo es kuriose Bücklinge macht, den entfalteten Schwanz hin und her wirft und so seinen Jammer recht deutlich zu erkennen gibt. Prof. Liebe kommt nach vielen Beobachtungen zu dem Schluß, daß die alten Ziegenmelker in ähnlicher Weise Junge aufziehen, wie die Tauben. Sie nehmen den Schnabel und fast den ganzen Kopf des Jungen in ihren weiten Rachen und würgen den Speisevorrat demselben in den aufgesperrten Schnabel. (Cab. J. 1888, 105.) Es ist auch schon mehrfach bemerkt worden, daß sie ihre Eier und Junge verschleppen, wenn ihnen der Platz nicht mehr sicher genug scheint; denn sowohl Eier als Junge tragen sie im Schnabel nach einer andern Stelle. (Ornis 1885, S. 285.) Die kleinen Jungen haben viel schlaffe graubraune Federdunen und sind von altem Laub schwer zu unterscheiden; befiedert gleichen sie der Mutter.

Es sind wahre Nachtvögel, die im Gefieder manche Aehnlichkeit mit den Eulen haben. Sie ruhen am Tage und sind dagegen von der Abenddämmerung an die ganze Nacht hindurch in Thätigkeit. Am Tage sitzen sie entweder auf der Erde, auf einem Baumstumpf oder auf einem niedrig hängenden, größern Aste, nicht in der Quere, wie andre Vögel, sondern der Länge nach, dicht niedergekauert, wodurch sie einem alten, verschimmelten Stück Baumrinde sehr ähnlich sehen und leicht übersehen werden. Sie schlafen fest

bei Tage, und wenn man behutsam zu Werke geht, kann man sich bis auf wenige Schritte nähern. Ihr Gang ist ein recht eigentümlicher; in sehr horizontaler Haltung des Körpers, wobei sie den Hals senkrecht hoch aufrichten, trippeln sie rasch dahin. Geht er weiter, so erheben sie die Flügel zierlich nach oben und erhalten sich damit im Gleichgewicht. Ihr Flug ist gewandt, ein leichtes schwalbenartiges Schwanken und Schweben wechselt mit raschem Fortschießen. Am Brutplatze führt das Männchen seinem Weibchen zur Unterhaltung sehr anmutige Flugspiele aus. Es umschwebt in zierlichen Schwenkungen das Weibchen, wobei es mit den Flügeln weit ausholt und sie schließlich mit lautem Klappen nach oben zusammenschlägt, wie wir es bei den Tauben sehen. Bei Tag ist der Flug langsamer und etwas unsicher. Ihre Stimme ist, wenn sie verscheucht werden, ein heiseres „dak, dak"; ihre Lockstimme ein nicht unangenehmes etwas schwaches „häid, häid", und dann hört man noch ein eigentümliches Schnurren, das sie häufig hören lassen und etwa wie „irrrrurrrr" oder „errrrr-örrrrr" (errrrr höherer, örrrrr tieferer Ton) klingt. Diesen schnurrenden Paarungsruf hört man in der Abend- und Morgendämmerung; er wird oft 5—10 Minuten lang in einem Zuge fortgesetzt, das errrrr durch Ausstoßen, das örrrrr durch Einziehen der Luft beim Atemholen, woraus der Zusammenhang dieser Töne zu erklären ist. Wenn zwei Männchen ihren Liebesgesang schnurren, löst eines das andere ab, was sich aus der kleinen Verschiedenheit der Schnurrtöne ergibt.

Die Nahrung dieses Vogels besteht in vielerlei Nachtinsekten, welche sie gleich andern Schwalben im Fluge mit ihrem weiten Rachen wegschnappen, hauptsächlich aus Käfern und Nachtschmetterlingen, wovon sie selbst die größten erfassen können. Die kriechenden Insekten nehmen sie vom Erdboden auf, indem sie eine Zeitlang über denselben rütteln.

Im Jahr 1857 erhielt ich eine junge Nachtschwalbe und fütterte sie mit Herz, Ameiseneiern und Käsequark, wobei sie gut gedieh und sehr zahm wurde. In die Kammer, wo sie gehalten wurde, legte ich ein Aststück samt der Rinde, auf das sie sich immer der Länge nach setzte oder vielmehr legte. Als sie erwachsen war und allein fressen gelernt hatte, wollte ich ihr die Freiheit schenken und ließ die Thür ihres Aufenthalts offen, um sie zum Ausfliegen zu bewegen; sie machte aber keinen Gebrauch hievon. Nach mehreren Tagen warf ich sie abends in die Höhe, worauf sie weiter flog, sich aber eine Viertelstunde später wieder einstellte. Nach mehreren derartigen Wiederholungen flog sie nun förmlich aus, war aber morgens immer daheim. Futter und Wasser stellte ich neben den erwähnten Ast, damit sie ohne Mühe zu demselben gelangen konnte. So ging es eine Zeitlang ganz gut, und alle, Hausgenossen und Bekannte, hatten ihre Freude an dem zahmen und seltsamen Vogel. Ich aber wünschte denselben nicht auf die Dauer zu pflegen, wollte ihn deshalb vor der Zugzeit noch rechtzeitig an die Freiheit gewöhnen, und trug ihn nun an einen abgelegenen und von seinem Aufenthalt etwa ¹/₄ Stunde entfernten Ort, um ihm das Wiederkommen zu vereiteln; und lebend sah ich ihn auch nicht wieder. Aber siehe, im nächsten Jahr, als die erwähnte selten betretene Kammer gründlich ausgeräumt wurde, fand man den armen Vogel in einem Verstecke tot und zur Mumie eingetrocknet. Während wir ihn also im Genusse der goldenen Freiheit wähnten, war der Arme aus Anhänglichkeit, oder auch vom Hunger getrieben, da er vielleicht nicht das nötige Geschick zum Insektenfange hatte, zurückgekehrt, kam wieder in jene Kammer und hatte da unbemerkt seinen Tod gefunden. Wünscht jemand der Seltenheit wegen eine Nachtschwalbe längere Zeit zu unterhalten, so gebe man zum Aufenthalt einen 1 m hohen, 1 m breiten, und 60 cm tiefen Verschlag, handhoch mit Waldmoos gefüllt und mit handbreiten Aststücken samt Rinde versehen, worauf sich der Vogel der Länge nach legen und setzen kann; daneben aber unbeschränkten Freiflug im Zimmer, deshalb Anbringen von geeigneten Sitzplätzen. Außer dem obigen Futter gebe man noch Mehlwürmer, und kann man Schmetterlinge fliegen lassen, so fängt und schnappt sie der Vogel mit seinem großen Rachen zur Unterhaltung des Pflegers weg, wenn er anders flugfähig ist.

Man darf diese Nachtschwalben ohne Bedenken zu den nützlichen Vögeln rechnen, obgleich sie durch ihr düsteres Aussehen und ihr nächtliches Treiben dem gemeinen Mann zu vielerlei abergläubischen Gerüchten Veranlassung gegeben haben, deren Grundlosigkeit zu widerlegen überflüssig sein wird.

Zwanzigste Familie: **Würger.** Lanius, *Linné* 1758;

Briss. 1760; *Ill.* 1811; — Collyrio, *Möhr.* 1752; — Collurio, *Kaup* 1829.

Diese merkwürdige Familie, welche kühne und starke Arten zählt, wurde von Linné früher den Raubvögeln angeschlossen. Jedenfalls bilden sie einen schicklichen Uebergang von den Sing- zu den Raubvögeln.

Der Oberschnabel ist seitlich zusammengedrückt, stark, spitzewärts mit einem starken Haken und einem scharfen Zahn vor der Spitze; der Unterschnabel aufwärts gebogen; die Firste über den Nasenlöchern gerundet; Schnabel höher als breit; am Mundwinkel starre Bartborsten; Nasenlöcher nahe der Schnabelwurzel, mit Borstenfedern verdeckt; die Läufe vorn getäfelt; Flügel ziemlich kurz mit 10 Handschwingen; die 1. Schwinge sehr kurz, die 2. bedeutend länger, die 3. und 4., oder 3—5. Schwinge am längsten. Schwanz ziemlich lang, stark abgerundet, zwölffederig; mit demselben rudern sie auf-, ab- und seitwärts. Sie nähren sich von Insekten und Käfern, welche sie teilweise im Fluge erhaschen; sind aber so kühn und raubsüchtig, daß sie auch kleine Vögel und Säugetiere anfallen und verzehren. Sie brüten jährlich nur einmal und füttern ihre Jungen noch sehr lange nach dem Ausfliegen. Unverdauliche Sachen speien sie als „Gewölle" aus. — Nach Nitzsch ist die Organisation der innern Teile von denen andrer Singvögel kaum verschieden.

Die würgerartigen Vögel kommen in vielen Arten vor, bewohnen aber in ihrer größten Zahl die warmen Länder. G. R. Gray zählt in seiner Hand-List 1869 für die Gesamtfamilie *Laniidae* gegen 300 Arten, und für die Unterfamilie *Laniinae* etwa 55 Arten in 12 Gruppen. Hier beschrieben: 5 Arten.

Der Raubwürger. Lanius excubitor, *Linné.*

Taf. 9, Fig. 7.

Großer, grauer Würger, Würgengel, Wächter, Neuntöter, Berg-, Kriek-Elster, Großer Dorndreher, Buschfalke, Wildwald, Wildkater, Metzger, Häzenkönig, Schätterhäz. — Lanius cinereus major, alte Aut.; *L.* cit. 1746—66; — Pica cinerea, *Frisch*; — Ampelis cörulescens, *L.* 1746; — Lanius excubitor, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — L. major, var., *Pall.* 1811; *Cab.* 1873; *v. Hom.* 1880; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — L. Homeyeri, var., *Cab.* 1873; *v. Hom.* 1880; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884.

Kennzeichen. Oben hellaschgrau, unten schmutzig weiß; die Stirn weißlich; über den Nasengruben schwarze Federn und Borsten um den Schnabel; auf den schwarzen Flügeln mehrere weiße Flecken, von welchen der größte an den Wurzeln der Schwingen doppelt zu sein scheint. Weibchen und junge Vögel am Unterleibe mit dunkelgrauen Wellenlinien. — Die 1. Schwinge reicht bloß bis zur Mitte der 2.; die 2. Schwinge der 6. ziemlich gleich.

Länge 24,5 cm, Schwanz 10,8 cm, Schnabellänge 1,8 cm; das Fußrohr mißt 3,1 cm; die Flügelbreite beträgt 35,8 cm. Starengröße, aber dickköpfiger und langschwänziger.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Die Handschwingen (5 vorderste) und nächstfolgende Armschwingen sind nach der Wurzel breit weiß gefleckt, wodurch beim zusammengelegten Flügel 2 spitzwinkelige weiße Flecken entstehen. Die Nestjungen siehe unten. — Infolge weiter Verbreitung zweigen sich mehrere Farbenrassen ab: Der Kleinspiegel-Würger, Lanius major, var., *Cab.* 1873 (nicht Pallas). Sibirischer Würger. Derselbe hat weniger Weiß auf dem Flügel, nur einen einfachen weißen Fleck auf den Handschwingen, oft so klein, daß man unter den Deckfedern danach suchen muß; dann aber auch wieder in einer Ausdehnung, daß er ziemlich so groß ist, wie bei unserem Excubitor. Bei jüngern Exemplaren findet man eine wellenförmige Zeichnung auf der Unterseite. Aufenthalt nordöstlich von Deutschland, besonders in Sibirien. — Homeyers Würger, Lanius Homeyeri, var., *Cab.* 1873. Dieser Würger hat dagegen mehr Weiß auf dem Flügel und wurde dem — für deutsche Ornithologie so thätigen E. F. v. Homeyer zu Ehren benannt. Aufenthalt ostwärts von Deutschland, in der Krim und an der untern Wolga. — Diese beiden Würger haben die gleiche Größe unseres Excubitor, und beide Rassen werden zuweilen in Deutschland gesehen und erlegt. E. v. Homeyer hat — um die

Arten zu prüfen — 51 aus verschiedensten Gegenden stammende Vögel genau untersucht, welche ihm die volle Ueberzeugung gegeben haben, daß eine Unterscheidung zur Begründung von Arten ganz unmöglich ist, zumal auch alte Männchen im Frühjahr dieselben stufenweisen und ganz vollkommenen Uebergänge zeigen, wie andere Alterszustände. Genaueres: Cab. J. 1873, S. 74—79; Cab. J. 1880, S. 148—152; Orn. Centr. 1881, Nr. 3; Cab. J. 1884, S. 251.

Der Raubwürger bewohnt mit seinen Farbenrassen ganz Mittel- und Nord-Europa bis zum Polarkreise, Asien bis zur Lena; Süd-Europa, Süd-Asien und Nord-Afrika auf dem Zuge. Heuglin sagt: „im Winter in Egypten, Arabien und Nubien.“ Wie sich die Abarten auf die Länder verteilen, ist oben bemerkt, auch daß diese Varietäten zuweilen, und nicht gar zu selten, bei uns vorkommen. In größerer Häufigkeit als anderswo kommt unser Würger in Ungarn vor, so namentlich in der Gegend von Stuhlweißenburg, wo er — während der Brutzeit sich und seine Jungen ausschließlich von Eiern und Jungen der häufigen Sänger ernährt. Der Schaden, den diese räuberischen Vögel dort anrichten, wird nicht gewürdigt und die Herrschaften zahlen dem Jäger kein Schußgeld. Sein Vorkommen bei uns in Deutschland ist ein ziemlich seltenes, einzelne Striche etwa abgerechnet, wie die Rheinthalebene bei Trier u. a., da der schädliche Vogel, der sich bald bemerklich macht, überall abgeschossen wird. — Seine Strichzeit fällt auf die Monate September, Oktober und November, wo er sich herumtreibt und nach guten Futterplätzen umsieht, d. h. nach solchen, wo es viel kleine Vögel und Mäuse gibt, oft ganz nahe bei Ortschaften. Im Februar und März geht er wieder auf seine Brutplätze zurück. — Er bewohnt Feldhölzer, die Waldränder mit Blößen besonders gern, wenn sie an Felder und Triften stoßen; Gruppen von wilden Birnbäumen, größern Obstgärten, sie mögen in der Ebene, im Hügel- oder Gebirgsland liegen; nur Sumpfgegenden meidet er. Im Winter sucht er freistehende größere Bäume oder Feldhecken auf, von denen er weite Umschau halten kann, und verfolgt von da aus die kleinern Vögel wie ein wirklicher Raubvogel. Das Nest steht entweder auf einem ziemlich hohen Baum, besonders auf Eichen oder auf einem wilden sperrigen Obstbaume, nur selten auf Tannen oder Kiefern, oder auch in einem großen Dornstrauche; es besteht aus Reisern, dürren Halmen, Stengeln, Haidekraut, Moos, und ist mit Wolle, Haaren, auch Federn dicht gefüttert; es ist ansehnlich groß, meistens weit vom Stamm, ziemlich frei angelegt und häufig etwas flacher als eine Halbkugel. In diesem findet man Ende April oder Anfang Mai 5—6, selten 7 trüb-, auch grünlichweiße Eier, welche mit matt olivenbraunen und aschgrauen Flecken und Punkten bestreut sind, die am stumpfen Ende häufiger stehen, jedoch keinen so regelmäßigen Fleckenkranz bilden, wie beim Rotrückigen Würger. Man trifft auch Eier, welche braungelblich und olivenbraun marmoriert sind. Märkische Eier messen: 28 + 20 mm. Nach 15 Tagen schlüpfen die Dunen-Jungen aus, welche später der Mutter gleichen, nur fällt bei ihnen die Rückenfarbe mehr ins Bräunliche und ist nebst der Brust dunkelgrau bandiert. Man zieht sie mit rohen kleinen Fleischstückchen, Käsequark und Ameiseneiern auf.

Der Raubwürger ist ein äußerst kühner und mutiger Vogel, welcher selbst große Raubvögel nicht ungehudelt läßt und aus seinem Revier zu vertreiben sucht; durch sein warnendes Geschrei zeigt er andern kleinen Vögeln die Ankunft der nahenden Raubvögel an, weshalb er von Linné den Namen Wächter, Excubitor, erhalten hat. Dieser sogenannte Wächter ist aber selbst ihr gefährlichster Feind. Zur Brütezeit besonders ist er wachsam, und keine Elster, kein Rabe, selbst kein Bussard, noch weniger ein Milan, darf sich seinem Standort nähern, sondern wird wahrhaft tollkühn unter lärmendem Geschrei und mit raschen Stößen beunruhigt und schließlich verjagt. Es kommt jedoch zuweilen vor, daß ein Habicht oder Sperber den Uebermut bestraft, ihn ergreift, auf den Boden mit ihm fällt und ihn dort erwürgt. Gewöhnlich setzen sie sich auf den höchsten Punkt der Bäume und Gesträusche, um sich nach allen Richtungen umsehen zu können; dabei sind sie vorsichtig; den harmlosen Wanderer oder Ackersmann lassen sie nahe an sich herankommen, vor dem Jäger aber und andern ihnen verdächtigen Personen ergreifen sie rechtzeitig die Flucht ins Weite. Ihr Flug geht mit geschwinder Flügelbewegung in schlangenförmigen Bogen, ohne gerade sehr schnell zu sein, und kennzeichnet die Würger. Beim Abfliegen fallen sie in einer schiefen Linie herab, wogen dann gerade aus und erheben sich schief wieder auf ihren Sitz, etwa so: ╲_____╱. Dies geht aber nur von einem Sitz zum andern. Sonst ist ihr Flug kurz,

beständig abwechselnd, und schnell auf- und niederwärts schwankend, fast wie beim Specht. Oft sieht man sie auch rüttelnd in der Luft, um auf eine Beute zu stoßen. Mit dem Schwanze rudern sie auf und nieder, und eigentümlich auch seitwärts.

Seine Nahrung besteht aus kleinern und größern fliegenden Insekten, Mai-, Roß-, Laufkäfern, Heuschrecken; ferner aus Blindschleichen, Eidechsen, Feldmäusen und zur Brutzeit vorwiegend aus kleinen Vögeln. Diese überfällt er meistens im Sitzen, zuweilen auch im Fluge, wenn er sie auf freiem Felde jagen kann. Im Winter, wo er sich in die Nähe der Dörfer zieht, treibt er die Sperlinge, Ammern und Meisen sehr in die Enge. Wenn er auf einen Vogel stößt, macht er stets eine eigene Schwenkung, um demselben von der Seite beizukommen. Dabei fehlt es ihm keineswegs an Mut, Drosseln, Wachteln und selbst Rebhühner anzufallen; doch reißen sich diese größern nicht selten los und entkommen durch die Flucht, so daß er öfters nur mit einem Schnabel voll Federn vorlieb nehmen muß. In der Raub- und Mordsucht gleicht er vollständig den wirklichen Raubvögeln. Sehr gern fängt er die jungen, frisch ausgeflogenen Vögel, welche ihm wahre Leckerbissen sind; er sucht sie deshalb auch in den Nestern auf, denn er kennt sehr wohl das Futterschreien der Gelbschnäbel, wie die Katze, und bringt der arglos sich selbst verratenden Schar Tod und Verderben. Um solche Tiere zu fressen, steckt er sie häufig an einen Dorn, auf einen spitzigen Pfahl oder sonst in eine Klemme, wo er dann nach Belieben davon abreißt, oder auch — wenn er Ueberfluß hat — solche stecken und einfach verdorren läßt. Was ihm zu schwer ist, trägt er abwechselnd bald in den Klauen, bald im Schnabel. Große Vögel, wie Amseln und Drosseln, welche sich verteidigen können, schreien jämmerlich beim Ueberfall, und es dauert oft lange, bis sie getötet sind. Wer einmal Zeuge einer solchen Mordscene war, wird dem Vogel sicherlich nicht Freund sein.

Im Zimmer gibt man ihm lebende Käfer, Heuschrecken, Grillen, Mehlwürmer, und gewöhnt ihn damit an rohes und gekochtes Fleisch mit zerriebenen Semmeln und Ameiseneiern vermischt. Wird der Vogel fettleibig, so mischt man Karotten bei. Fleisch muß aber immer vorherrschend sein. Es ist ein wilder, bissiger Vogel, der mit seinem scharfen Schnabel leicht die Finger blutig beißen kann. Wenn er sich bemerkt glaubt, frißt er lange nicht, lieber hungert er ganze Tage, weshalb er verhüllt und an einen einsamen Platz gesetzt werden muß. Weit leichter geht die Eingewöhnung der Jungen; diese sind in den ersten Monaten sehr zahm, werden aber leider in Bälde sehr bösartig. Auch kleinere Zimmervögel sind der Gefahr, von ihnen getötet zu werden, sehr ausgesetzt, weshalb man sie in geschützter Entfernung voneinander halten muß. Selbst die jungen Würger unter sich werden allmählich, mit zunehmender Selbständigkeit gegen einander bissig, und wenn man alte Würger in einen Käfig zusammensperrt, so bringt nicht selten einer den andern um. Man soll sie auch, was gar nicht unwahrscheinlich ist, durch fleißige Dressur zur Jagd auf kleine Vögel abrichten können. Wie alle Würger nehmen sie gern ein Bad. — Ihr Gesang besteht aus vielen leisen und kreischenden Tönen, wobei sie auch die Gesänge andrer, um sie wohnender Vögel einzuflechten suchen, was drollig genug klingt, und worin man auch häufig ihre Locktöne vernimmt, welche „grüü grüü" lauten. Außerdem locken sie auch hell und flötend „gir gir", welches dem Ruf der Ackerlerchen gleicht, übrigens ein Warnungsschrei ist, wenn sie Raubvögel erblicken. Ihr Geschrei ist „schäck, schäck, schäck", stark und schäckernd, fast wie bei einer Elster, was ihnen — samt ihrem scheckigen Aussehen zu dem Namen „Krickelster" verholfen hat.

Man fängt sie mit Leimruten, die man um einen — in einem durchsichtigen Käfig sitzenden beliebigen kleinen Lockvogel steckt, oder mit den Jungen in der Nestfalle. Auch in den Meisenschlag gehen sie zuweilen, wenn dieser so verfertigt ist, daß der Lockkäfig unten und die Falle oben ist; in den untern Käfig setzt man einen Vogel, auf welchen der Würger stoßen will, somit in die obere Falle kommt und gefangen ist; doch muß der Deckel so schwer sein, daß ihn diese kräftigen Vögel nicht wieder aufdrücken können. Beim Vogelfang mit dem Schlagnetz stoßen sie nach Art der Raubvögel auf die Locker, und werden so nicht selten gefangen. Auf der Krähenhütte kommt er keck und erzürnt zum Uhu heran, und kann hier erlegt werden. — Früher verwendete man den Raubwürger zum Falkenfang, weil er den annähernden Falken (der durch eine weiße Taube auf den Vogelherd

gelockt wurde) durch sein Geschrei und unruhiges Benehmen dem Vogelsteller anzeigte, sobald der Falke den Flug nach dem Netz richtete. Er bemerkte den Falken schon in unglaublicher Entfernung, wo ein Menschenauge noch nichts sehen konnte. Kam der Raubvogel in die Nähe, so versteckte sich der Würger in seinem Käfig, und der Vogelsteller machte sich zum Zuziehen des Netzes parat.

Der Schwarzstirnwürger. Lanius minor, *Gmelin.*

Taf. 9, Fig. 8.

Kleiner grauer Würger oder Neuntöter, Italienischer Würger oder Dorndreher, Kleine Berg-, Drill-, Schäck- und Krick-Elster, Schäferdickkopf. — Collurio minor, *Belon.*; — Lan. minor, *Gm.*1788; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — L. italicus, *Lath.*; — L. vigil, *Pall.* 1811; — Enneoctonus minor *Boje* 1826; *Meves* 1886; — L. nigrifrons, *Br.* 1831; — L. longipennis, *Blyth* 1846.

Kennzeichen. Der Oberleib hell aschgrau, der Unterleib weiß, an der Brust rosenrot überlaufen; Stirn und Augengegend schwarz; die Federn über den Nasengruben schwarz; auf den schwarzen Flügeln nur ein weißer Fleck. Junger Vogel: Die Stirn schmutzig weiß, der Unterleib gelblich weiß mit grauen Wellenlinien; die Flügelfedern mit weißen Spitzenrändern. — Die 1. Schwinge so kurz, daß sie übersehen werden kann, reicht bei weitem nicht bis zur Mitte der 2.; die 2. Schwinge von der Länge der 4.; die 3. die längste, wodurch der Flügel spitzig aussieht.

Länge 21 cm, Flügelbreite 35,8 cm, Schwanzlänge 9,5 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Fußrohrs 2,2 cm. Größe des Kirschkernbeißers.

Beschreibung. Der Oberleib ist hell bläulichaschgrau; der Unterleib weiß, die Brust, besonders in den Seiten, schön rosenrot angeflogen; die Stirne nebst einem breiten Strich durch das Auge tiefschwarz; die Deckfedern der Flügel schwarz, die kleinsten aschgrau gerändert, die Schwungfedern schwarz, die vordern an der Wurzelhälfte weiß, wodurch ein weißer Fleck entsteht; der keilförmige Schwanz an den vier mittelsten Federn schwarz, die äußersten weiß, die nächsten gegen die Mitte mit schwarzem Schaftflecke. Der Schnabel ist von Farbe schwarz; die Augensterne sind dunkelbraun; die Füße schwarz. Beim Weibchen ist der schwarze Strich durch die Augen schmäler, die Brust weniger rötlich und der Schwanz hat mehr Schwarz, als Weiß. — Die Jungen sind oben bräunlich aschgrau, licht gewellt, die Brust ist gelblichweiß und dunkelgrau gewellt, Schnabel und Füße sind bleigrau.

Der Schwarzstirnwürger hat eine weite Verbreitung, und ist — von uns aus betrachtet — mehr ein südöstlicher Vogel, dessen Verbreitungscentrum etwa nach Süd-Rußland zu verlegen ist. In Europa geht er nordwärts nur bis Holland und Nord-Deutschland, ist schon selten in Dänemark und Skandinavien, dies noch mehr in Großbritannien. In Deutschland möchte die Elbe als westliche Breitegrenze anzunehmen sein, obwohl er an einigen Stellen diesen Fluß westwärts noch um ein gutes Teil überschreitet. In den von der Elbe östlich gelegenen Länderstrichen ist er durchgehends Brutvogel, so in Böhmen, Sachsen, in der Lausitz, in Schlesien, in Pommern, in Preußen, in der Mark Brandenburg, im östlichen Mecklenburg, im östlichen Hannover, im mittlern Thüringen, im östlichen Niederhessen, in Andernach am Rhein; in Franken gemeiner Sommervogel; in Süd-Bayern selten, dies ebenso in Württemberg und Baden, und noch mehr in der Schweiz. In Süd-Frankreich häufig, in Nord-Frankreich aber selten und in Spanien eine große Seltenheit. Häufig wieder bei Wien an den mit hohen Pappeln besetzten Landstraßen, wo er — nach Brehm — zur charakteristischen Zierde der ganzen Gegend wird; häufiger Brutvogel im Flachlande von Siebenbürgen, in Ungarn, in Bulgarien, in der Türkei, in Süd-Rußland; gemein in der Dobrudscha, besonders in den Weingärten, wo er auch brütet. Selten im hohen Balkan, und in Griechenland sehr seltener Brutvogel. Dies scheint er auch in Italien, während er merkwürdigerweise im nördlichen Teil der Insel Sardinien, nach Salvadori, als häufiger Brutvogel auftritt. Für Klein-Asien als selten bezeichnet. Weiterhin nach Osten bevölkert er die Länder am untern Lauf der Ströme: Don, Wolga und Ural; über die Kirgisensteppe hinaus verbreitet er sich nach Turkestan, sowohl im Tiefland, als auch in den Vorbergen des Tianschan, woselbst ihn Severzow als häufigen Brutvogel antraf. Im Nord-Osten wird das Uralgebirge seine Verbreitungsgrenze bilden. Jedenfalls

kommt er in Ost-Sibirien und China nicht mehr vor. Als Zugvogel kommt er bis Nordost-Afrika, wandert dem Nil entlang bis über dessen Quellen hinaus und setzt seine Reise bis Süd-Afrika fort, denn Anderson sandte noch Exemplare aus Damaraland ein. (Cab. J. 1876, 380 ff.) Für die Nordwestseite Afrikas ist dieser Würger nicht verzeichnet. Bei uns in Württemberg ist dies der seltenste Würger, kommt im Mai mit *L. senator*, geht aber vor ihm wieder ab.

Er hält sich in lichten Laubholzwäldern auf, welche in der Ebene liegen, und wo Wiesen, Feld, besonders Viehwaiden in der Nähe sind, auf welchen es einzelne Bäume und Gebüsch zur Umschau gibt; ferner in großen, grasreichen Baumanpflanzungen, welche an Wiesen und Aecker grenzen; doch nie in zu großer Entfernung von bewohnten Orten.

Sein Nest setzt er auf starke Aeste der Eichen, Pappeln, Erlen, Ahorn, Weiden, Birn- oder andrer Obstbäume, in den Gipfel junger, auch auf den Stumpf hoch abgeköpfter Bäume, nicht leicht unter 3 m, aber auch nicht so hoch wie zuweilen der Raubwürger, höchstens 12 m. Es ist groß, tief napfförmig und besteht aus Reisern, Stengeln, Wurzeln, Heu, Stroh u. dgl., und ist mit Wolle, Haaren und Federn gut ausgefüttert. Interessant ist ihre Liebhaberei, wohlriechende Pflanzen als Baustoffe zu verwenden, z. B. Lavandula spica, verschiedene Achillea-Arten u. a. In dem Nest findet man oft, erst spät im Mai 5—7 Eier, welche blaßgrünlich sind und am stumpfen Ende einen Kranz von grünlichbraunen Flecken haben, und noch mit der gleichen Farbe und einem violetten Grau bespritzt sind. Sie ähneln denen des großen Würgers sehr, bis auf die geringere Größe und die grünere Färbung. Als große Seltenheit sollen sie auch in rötlicher Anlage und Fleckenfarbe vorkommen. Maße märkischer Eier: 23,9+17,78 mm. — Nach 14 Tagen schlüpfen die Jungen aus. Mit Ameiseneiern, Fleischstückchen, Semmeln in Milch erweicht, Käsequark kann man sie aufziehen; sie werden, wie alle Würger, sehr zahm und anhänglich an ihren Futterherrn, und bleiben auch späterhin viel gutmütiger als die schlimmen Raub- und Rotrückenwürger.

Dieser schöne Vogel sitzt gewöhnlich auf den Gipfeln der Bäume frei und ruhig, wobei er nicht scheu ist. Er ist gleich schön im Sitzen wie im Fliegen, und belebt die Gegend, welche er bewohnt, auf angenehme Weise. Sein Flug ist leicht und sanft, zuweilen schwimmend, wie man es bei den Raubvögeln sieht; in die Ferne beschreibt er flache Bogenlinien.

Seine Nahrung besteht aus Käfern, Maulwurfsgrillen, Heuschrecken, Larven und Puppen. Er geht deswegen oft aufs freie Feld und setzt sich auf den Gipfel eines Busches oder Baumes, von deren höchstem Punkte aus er die Insekten auf der Erde gewahr wird, darauf zuschießt, sie auf seinen Sitz zurückträgt und verzehrt. Oft rüttelt er lange auf einer Stelle, ehe er herabstürzt, um das Insekt wegzunehmen. Den Käfern reißt er die harten Flügeldecken, Füße und Kopf ab, ehe er sie verzehrt oder seine Jungen damit füttert. Dabei ist an ihm zu rühmen, daß er gegen andere kleine Vögel keine Mordsucht ausübt, auch, wie Ad. Walter im Ornith. Centralbl. 1877 ausführlich beschrieb, keine junge Vögel aus den Nestern holt. Wenn sich Raben oder Elstern ihrem Nestbezirk nähern, so fliegt das Pärchen beherzt auf diese los und sucht sie mit Zwicken und Schreien zu vertreiben. Mit dem Schwanze schlagen oder rudern sie ebenfalls auf und nieder, und wenn man sich ihrem Neste nähert, schreien sie kläglich „gäck gäck gäck gäck". — Ihr Käfigfutter besteht aus zerriebenem Fleisch, desgleichen Ei und etwas Gelbrüben; dazu möglich viel frische Ameiseneier, Mehlwürmer und lebende Käfer; denn diese Würger sind heikel und guter Pflege wert. Einen Käfer ergreifen sie mit dem Schnabel, nehmen ihn dann in die Zehen und drücken ihn auf die Sitzstangen; aber nicht nach Meisenart, sondern sie stützen sich auf das Fersengelenk (wie wenn ein Mensch sich auf den Ellenbogen stützt), und fressen nun die hochgehobene Beute aus den Zehen heraus. (Monatsschr. zum Vogelschutz 1889, Nr. 7, S. 191, A. Walter.) Auch ihr Gesang ist unterhaltend, denn sie gehören zu den Vögeln, welche ihr Lied aus den Gesängen anderer, um sie wohnender Vögel zusammensetzen. Man hört nicht nur die verschiedenen Lockstimmen der Schwalben, Buchfinken u. s. w., sondern auch Strophen aus ihren Gesängen damit vermischen, und zwar auf sehr unterhaltende Weise, und in weit vollkommnerem Grade, als es der Großwürger

imstande ist. Doch sind damit auch noch kreischende Strophen und Töne nach eigner Melodie verflochten, welche gerade nicht die angenehmsten sind. Seine Lockstimmen sind „kjä kjä kjä" oder „gräck gräck gräck", und noch andre, welche „scharreck, scharreck" klingen.

In der Gegend, wo sie sich aufhalten, kann man sie ziemlich leicht fangen, wenn man Stangen, welche höher als ein Mann sind, in den Boden steckt und mit Leim bestrichene Stäbe darauf legt; um auf Beute zu lauern, benutzen sie gern so günstige Gelegenheit, setzen sich darauf und bleiben daran hängen. Ein größeres Insekt, ein Käfer oder eine Heuschrecke an den Beinen so gebunden, daß es noch zappeln kann und in die nächste Nähe Leimruten befestigt, wird die Würger bald herbeilocken.

Der Rotkopfwürger. Lanius senator, *Linné.*

Taf. 10, Fig. 2.

Rotkopf, Finkenwürger, Finkenbeißer, Waldkatze, Pommerischer Würger oder Pommeraner, Wald-Elster. — Lan. rubro capite, *Albin*; — Lan. senator, *L.* 1758; *A. Br.* 1876, 1882; *Rchw.* 1884; — L. rufus, *Briss.* 1760; *Gm.* 1788; *Naum.* 1822; *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — L. auriculatus, *Statius Müller* 1773; — L. pommeranus, *Sparrm.* 1786; *Gm.*; *Bechst.* 1820; — L. rutilus, *Lath.* 1790; — L. ruficeps, *Retz.* 1800; *Bechst.* 1805; *Glog.* 1834; — L. rutilans, *Temm.* 1815; — Phoneus rufus, *Kaup* 1829; — L. melanotus, *Br.* 1855; — Enneoctonus senator, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Auf dem zusammengelegten Flügel, an den Wurzeln der großen Schwingen, steht ein weißer Fleck; die Schultern sind weiß oder weißlich; die Federn über der Nasengrube weiß. Alter Vogel: oben schwarz, unten weiß; Hinterkopf und Nacken rostrotbraun. Junger Vogel: die weißlichen Schultern schwarz geschuppt; der Oberleib auf braungrauem Grunde mit schwärzlichen und schmutzigweißen Mondflecken; die Brust gelblichweiß, schwärzlich geschuppt. Die 2. Schwinge gleich der 5.

Dieser hübsch gezeichnete Würger ist 19 cm lang, 31,1 cm breit, der Schwanz mißt 8,4 cm, der Schnabel 1,2 cm und das Fußrohr 2,4 cm.

Beschreibung. Die Kennzeichen nebst Abbildung genügen. Der Schnabel ist stark, vorn gekrümmt, mit einem kleinen Zahn und bläulichschwarz; die Augen sind hellbraun; die Füße grauschwarz. — Das Weibchen hat die gleiche Zeichnung, alle Farben sind aber etwas schmutziger und matter. — Die Jungen siehe unten.

Der Rotkopf bewohnt Mittel- und Süd-Europa, den Süden aber häufiger; Klein-Asien und Nord-Afrika; auf dem Zug kommt er bis zum Aequator und noch südlicher. In England und Dänemark ist er selten; in Deutschland nur strichweise zu finden; dagegen in den Südstaaten, von Spanien bis Griechenland und Klein-Asien, der gemeinste aller Würger. Seine Zugzeit ist gegen Ende des April und Anfangs Mai, sein Abzug im August und September. — Er wohnt in Feldhölzern und Laubholzwäldern, wenn sie an Aecker und Wiesen grenzen, bald trifft man ihn mitten in den Wäldern, bald nahe bei Dörfern in Baumgütern; besonders liebt er Gegenden, wo Viehwaiden in der Nähe sind.

Er baut sein Nest in lichten Waldungen, in Baumgärten und kleinen Feldhölzern, auf junge Bäume, Linden, Eichen, Pappeln, verwilderte Pflaumen- und Birnbäume, alte, hohe Dornsträucher, in Hasel- und andere Büsche, auch in wilde Rosensträucher, 1 bis 3 Mannshöhen vom Boden entfernt, selten aber niederer als 1½ m. Das Nest ist dicht und nett gebaut, und besteht aus Wurzeln, Stengeln, Reiserchen, Moos, Flechten und ist innen mit Haaren, Federn oder Wolle gefüttert. Zum Nestbau sollen sie auch noch außerdem gern weiche, wohlriechende Pflänzchen, wie die Thymus-Arten, wählen. In dem Neste findet man Mitte, meist erst zu Ende des Mai 5, selten 6 grünlichweiße oder auch gelblichweiße Eier, welche aschgrau und bräunlich bespritzt und am stumpfen Ende noch olivenbraun gefleckt sind. Dieselben werden oft mit denen des Rotrückenwürgers verwechselt, sind aber stets gröber gefleckt und bauchiger. Bei dem Neste beträgt sich auch dieser, wie der vorige Würger mit großer Keckheit gegen sich annähernde Vögel, sogar gegen Krähen, und wagt es selbst, vorübergehenden Menschen dicht um den Kopf zu fliegen. Die Maße märkischer Eier: 22,7 + 17,2 mm.

Die Jungen schlüpfen nach 14 Tage aus, und die Eltern sind sehr besorgt um sie.

Sie ähneln denen des Rotrückenwürgers sehr, unterscheiben sich aber doch bestimmt durch die weiße Grundfarbe der Schulter, vorzüglich aber durch den großen gelblichweißen Fleck auf dem zusammengelegten Flügel. (Bei den Jungen des Rotrückenwürgers ist dieser Fleck bei zusammengelegten Flügeln nicht sichtbar.) Sie sind oben hellbraungrau, schwärzlichgrau und bräunlichweiß geschuppt; die Unterteile sind schmutzigweiß, dunkelbräunlichgrau geschuppt; die Kehle ist weiß. Die Flügelfedern sind schwarzbraun, rostfarben und an den Enden weiß gekantet; der Schwanz ebenso, die Seitenfedern stark weiß gezeichnet; Schnabel und Füße sind bleifarben. — Die Würger mausern jährlich zweimal, im August und Februar.

Dieser Vogel fällt in der Ferne nicht so sehr auf wie der Raubwürger, weil er sich mehr in den Baumkronen aufhält, aber gegen andere Vögel ist er ebenso zänkisch und bissig; besonders ist er immer hinter den Finken und Ammern her, welche er oft übel zurichtet oder tötet. Auch größere Vögel, wie Elstern, Häher und wilde Tauben verfolgt er mit Beißen und Schreien, wenn sie — wie schon bemerkt — in seinen Nestbezirk kommen. Außer der Brutzeit macht er sich aber wenig bemerklich, denn er ist ziemlich vorsichtig. Wenn ihm etwas Auffälliges begegnet, so wippt er stark mit dem Schwanze, seitwärts, rechts und links, wie andere Würger. Sein Flug ist bald flatternd, bald schußweise, in die Ferne in einer großen Schlangenlinie.

Seine Nahrung besteht aus Käfern, Heuschrecken, Schmetterlingen, Hornissen, Wespen, Bremsen u. dgl., die er bald sitzend, bald fliegend wegfängt. Aber auch junge Vögel überfällt er und schleppt sie seinen Jungen zu; ebenso auch andere kleine Tiere, welche er bewältigen kann, z. B. Mäuse und Eidechsen. — Sein Gesang hat ebenfalls das Eigentümliche, daß er aus den Gesängen anderer, um ihn hausender Vögel zusammengesetzt ist; da er aber sehr viel von seinen eigenen, gäckernden Locktönen darunter mischt, so klingt er nicht immer anmutig. Seine Lockstimme ist ein rauhes „gräck gräck gräck!" — Behandlung im Zimmer und Fang ist wie bei dem nächstfolgenden.

Der Rotrückige Würger. Lanius collurio, *Linné.*

Taf. 10, Fig. 3.

Neuntöter, Dorndreher, Blauköpfiger Würger, Millwürger, Würgengel, Strangkatze, Spießer, Finkenbeißer, Kleiner Dickkopf. — Lan. tertius, alte Autoren; L. cit. 1746—66; — L. spinitorquus, *Schwenkf.; Bechst.* 1791, 1805; — L. collurio, *L.* 1858—66; *Gm.*; *Naum.* 1822; *Br.; Glog.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.*; — L. dumetorum, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die zusammengelegten Flügel ohne sichtbaren weißen Fleck. Männchen: der Kopf und der Bürzel aschgrau, durch die Augen ein schwarzer Streif, der Rücken braunrot, die Brust schwach rosenrot. Weibchen und junger Vogel: durch die Augen ein brauner Streif. Der Oberleib licht rostbraun, weißlich und dunkelbraun gewässert; der Unterleib gelblichweiß, an der Brust mit braungrauen Mondflecken oder Wellenlinien. Die 2. Schwinge größer als die 5. und kürzer als die 4.

Er ist bei uns der kleinste dieser Familie, 17,9 cm lang, 28,7 cm breit; der Schwanz mißt 8,4 cm, der Schnabel 1,2 cm, das Fußrohr 2,4 cm. Größe einer Feldlerche, aber dickköpfiger.

Beschreibung. Man vergleiche die Abbildung. Der Schnabel ist stark, vorn gekrümmt und mit einem kleinen Zahne versehen, von Farbe schwarz; die Augensterne braun, die Füße schwarz. — Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden; es hat keinen aschgrauen Kopf, der ganze Oberleib ist schmutzig rostbraun, der Unterleib gelblichweiß und schmal dunkelbraun in die Quere gewellt oder geschuppt. Die Kehle ist weiß, ein Strich durch die Augen und auf den Wangen braun; über den Augen ein schmutzigweißer Strich. Die Schwungfedern sind dunkelbraun, die Schwanzfedern rostbraun, mit weniger Weiß als beim Männchen; der Schnabel ist ebenfalls heller. — Die Jungen siehe unten.

Der Neuntöter bewohnt Europa, nordwärts bis England und Skandinavien, zuweilen bis ins nördliche, fehlt aber in Portugal und Süd-Spanien; in Bulgarien und in der Dobrudscha gemeiner Brutvogel; in Griechenland nur im höhern Gebirge brütend; in Asien bewohnt er West-Sibirien und Klein-Asien. Auf dem Zug bereist er ganz Afrika bis in die Küstenwälder des Südens, wird selbst auf den Inseln getroffen, welche dem


1
2
3
4
5
6
7
8

Festlande nahe liegen und macht dort auch seine Mauser durch, welche in den Januar fällt. Zu uns kommt er ziemlich spät, nicht vor Ende des April, meistens erst im Mai; und nach vollendeter Brut im August, längstens Anfangs September, ist er schon wieder auf dem Rückzuge in warme Länder. In Deutschland wird er allenthalben getroffen und ist in manchen Gegenden sogar gemein. Sein Aufenthalt ist da, wo viele Dornbüsche wachsen, auch in jungen Holzschlägen, in Kiefern- und Fichtensaaten von 1½ bis 3 m Höhe, in verwilderten Ziergärten und Anlagen; gern in der Nähe von Viehwaiden. In Baumgütern, die mit Hecken durchzogen an Felder und Wiesen grenzen, hält er sich ebenfalls gern auf, und auch auf unsern buschreichen Friedhöfen ist er keine Seltenheit, wenn er geduldet wird, denn er treibt andere Vögel ab.

Das Nest findet man in verwilderten Zaun- und Feldhecken, manchmal hart an Wegen, aber auch an abgelegenen Plätzen, in dicken Dornbüschen, in jungen Fichten und Kiefern, vorzugsweise in Weiß- und Schwarzdornsträuchen, ½ bis 2½ m von der Erde entfernt. Es ist dickrandig, ziemlich groß, meistens gut gebaut, zuweilen aber recht durchsichtig, wie das Nest einer Sperbergrasmücke, besteht aus Grasstöcken, Quecken, Moos, Ranken, mit feinen Halmen und Würzelchen ausgelegt, und enthält Ende Mai oder Anfangs Juni 5 bis 6, zuweilen sogar 7 stumpfe Eier, die auf rötlich, grünlich oder gelblich weißem Grunde schön rotbraun und aschgrau punktiert sind, welche Zeichenfarbe bald in der Mitte, bald am spitzen, bald am stumpfen Ende sehr häufig einen Kranz bildet. Bei jüngern Weibchen sehen die Eier auf gelblich- oder grünlichweißem Grunde hell olivenbraun gefleckt und aschgrau punktiert aus. Je älter die Weibchen werden, desto mehr nehmen die Eier einen roten Ton an, wie sich Naumann und Päßler vielfältig überzeugten. Obwohl man hie und da ein Kukuksei im Nest eines Neuntöters gefunden hat, so kann dies nur der Fall sein, wenn die Neuntöter nicht in der Nähe des Nestes waren und sich das Kukuksweibchen unbemerkt anschleichen konnte. Wenn die Würger heranstürmen, so nimmt das erschrockene Kukuksweibchen ungesäumt Reißaus, da es diesen mutigen kraftschnäbeligen Vögeln gegenüber keine andere Waffe hat, als schleunige Flucht. Die Maße märkischer Eier betragen: 21,3 + 15,5 mm. — Die Jungen werden vom Weibchen meist allein in 14 Tagen ausgebrütet, aber von beiden Alten gefüttert und verteidigt. Diese sehen der Mutter sehr ähnlich; sind oben schmutzig rostbraun, mit schwärzlichen Wellenlinien und rostgelben Kanten; über die Augen läuft ein undeutlicher, rostgelber Streif; die Wangen sind braun; der Unterleib schmutzigweiß, mit schwärzlichen Wellenlinien auf den Brustseiten. Die Flügelfedern sind dunkelbraun, mit rostgelben Säumen, welche letztern durch eine schwarzbraune Linie von der Grundfarbe getrennt sind; auf dem zusammengelegten Flügel ist kein heller Fleck sichtbar; die Schwanzfedern dunkelbraun mit lichten, rotbraunen Säumchen, die 1., 2. und 3. Feder von außen mit einem schmalen weißen Säumchen, die von der Grundfarbe durch eine schwärzliche Linie getrennt sind. Der Schnabel ist hell fleischfarben mit schwarzer Spitze; die Füße rötlich bleifarben, das Auge hellbraun. Da diese Jungen von denen des vorhergehenden Würgers schwierig zu unterscheiden sind, so war eine umständlichere Beschreibung nötig, obwohl die Rotköpfe bei uns selten sind. Die jungen Männchen sind schon in diesem Kleide an dem lebhafteren Rostbraun der Rückenfarbe und dem weißern Unterleibe zu erkennen. — Man erzieht sie mit Ameiseneiern und rohen Fleischstückchen, wozu Kalbs-, Rinds- und Hammelsherz das beste ist; bestreut auch das rohe Fleisch mit etwas fein zerstoßener Eischale und gibt Stückchen Eiweiß, um das Lahmwerden derselben an den Füßen zu verhindern, wie es für die jungen Raubvögel angegeben ist. Auch verschafft man den Männchen Gelegenheit, die Gesänge von drei bis vier guten Singvögeln zu erlernen, um gute Sänger zu bilden.

Dieser Würger ist ein kühner, raubsüchtiger Vogel, der sich nicht ängstlich versteckt, sondern den Gipfel der Gebüsche oder nicht hoher Bäume zu einem freien Aussichtsplatze benützt; auf höhern Bäumen benützt er mehr die Kronen als die Gipfel zur Umschau und zum Gesang. Kukuke, Amseln, Drosseln und kleinere Vögel greift er unerschrocken an und jagt sie aus seinem Revier. Aber auch mit größern Vögeln, mit Hähern, Elstern, Krähen, selbst mit Raubvögeln bindet er in seiner Tollkühnheit an, wenn er gleich hier nichts ausrichten kann oder gar Federn lassen muß. Bei allen Veranlassungen rudert er heftig mit

dem Schwanze nach allen Seiten, doch biegt er ihn auch oft besonders stark nur nach einer Seite. Sein Flug in die Weite ist ziemlich schnell in auf- und absteigenden flachen Bogen; wenn er von einem hohen Punkte abfliegt, senkt er sich zuerst herab, fliegt nahe über der Erde hin und steigt dann in einer geschwungenen Linie zum nächsten Sitze auf. Dieses Herabsenken macht die Würger schon von weitem kenntlich. Auf kurze Räume ist der Flug geradlinig. Auch dieser Würger fliegt nicht gern über große Räume, sondern meist nur kurze Strecken auf einmal.

Seine Nahrung besteht aus Insekten, besonders Käfern, Schmetterlingen, Heuschrecken, Bremsen, Hummeln, Wespen u. dgl., welche er geschickt im Fluge zu fangen versteht, wie die Fliegenschnäpper. Bei solchen Gelegenheiten muß man auch den Scharfsinn bewundern, womit sie Wespen und Bienen von den diesen ähnlichen Mücken, den sogenannten Bogenfliegen (Chrysotoxum arcuatum) und braunen Bienenmücken (Elophilus porcinus), zu unterscheiden wissen. Wenn sie nämlich eine Wespe gefangen haben, so beißen sie einigemal vom Kopf nach dem Hinterleib, daß hinten alle Eingeweide und auch der Stachel heraustreten; danach streichen sie diese auf dem Sprungholze sorgfältig ab, und fahren damit so lange fort, daß sie oft den ganzen hintern Körper abschleifen, worauf sie denselben erst verschlucken. Die stachellosen Bienenmücken dagegen beißen sie tot und verschlingen dieselben ohne alle weitern Umstände. Obwohl er kleiner ist, als die beiden vorhergehenden Arten, so ist er doch räuberischer als diese und gleicht hierin dem Raubwürger, er macht nicht nur auf junge, sondern auch auf alte Vögel Jagd, welche er auf jede Weise zu überrumpeln sucht. Was er überwältigen kann, tötet er ohne Umstände; die Jungen holt er aus den Nestern, und selbst in den Meisenschlägen sind die Lockvögel nicht vor ihm sicher. Er ist ein schlimmer Nachbar, und die Vögel, welche sich in der Nähe dieses Strauchritters ansiedeln, haben sich schlecht gebettet. Wenn er einen alten Vogel fängt, so beißt er ihn zuerst flügellahm, damit er ihm nicht mehr entwischen kann, dann tötet er ihn vollends. Dabei hat er die besondere Gewohnheit, daß er alles auf einen Dorn oder spitzigen Zweig aufspießt, und dann, wie von einer Gabel, davon abreißt. Auf Dornhecken findet man an den Stacheln oft ganze Reihen Käfer, Hornissen, junge Vögel und Frösche, welche er verzehrt, wenn gerade Futtermangel eintritt; manchmal läßt er sie auch stecken und verdorren. Die kleinen Frösche, welche man findet, sind auf eine eigentümliche Art immer ins Maul gespießt. Dem Weibchen, welches die Brut zu besorgen hat, schleppt das Männchen ansehnliche Portionen zu, bringt sie aber nicht ins Nest, sondern steckt sie in dessen Nähe auf einen Dornbusch, von wo es dann diese Leckerbissen selbst holt. Wenn er einen Vogel erwischt hat, frißt er ihm zuerst das Gehirn aus, was ihm das liebste ist, dann erst macht er sich an die andern Teile.

Auch diesen Würger muß man, trotz seines kräftigen Benehmens im Freien, im Zimmer wie einen zarten Vogel behandeln. Man gewöhnt ihn mit Ameiseneiern und Mehlwürmern an rohes und fein gehacktes Fleisch mit zerriebenem Eierbrot vermischt. Wildfängen verhüllt man den Käfig, bis sie sich eingewöhnt haben. Wollen sie nicht ans Weichfutter gehen, so reizt man ihren Appetit mit Mehlwürmern, Ameiseneiern und lebendigen Insekten, die man auf das Futter legt. Kommen Alte und Junge zumal in den Käfig, so füttern erstere mit Ameiseneiern bereitwillig und gewöhnen sich so samt ihren Jungen ein. Wenn die jungen Würger erwachsen sind, werden sie — wie dies auch bei den andern Vettern üblich ist — allmählich gegeneinander bissig und müssen nun für immer getrennt werden. Sie werden sehr anhänglich an ihren Futterherrn, lassen sich aber nie gern berühren, welches sie stets mit Schnabelhieben abwehren. Zur Zeit des Zuges werden sie sehr unruhig, besonders bei Nacht, wo sie heftig im Käfig herumpoltern und sich das Gefieder zerschinden, wobei auch die Schwanzfedern verloren gehen, was den dickköpfigen Vogel recht verunstaltet. Will man dies verhüten, so weiß ich nur ein Mittel. Man beschneidet dem betreffenden Vogel die 6 oder 8 Vorderschwingen, damit er nicht mehr so hoch fliegen kann, und läßt ihn über die ganze Zugperiode bei Nacht frei im Zimmer herumfliegen, bis er selbst ermattet und dann ruhig wird. Der Januar bringt dann durch die Mauser ein neues schöneres Kleid. Die ausgefallenen Federn werden meist verschluckt und dann im Gewölle wieder ausgespieen, was als Anweisung gelten kann, zuweilen kleine Federn zum Verschlingen beizugeben.

Der Käfig muß bei allen Würgern geräumig und größer als ein Nachtigallenkäfig sein, mit diesem aber die gleiche Einrichtung haben. Hier kann man ihren Trieb bemerken, alles aufzuspießen, denn häufig stehen sie mit einem Bissen im Schnabel am Gitter, und suchen denselben irgendwo einzustechen; gibt man ihnen den stacheligen Zweig eines Weiß- oder Schwarzdorns in den Käfig, so wird derselbe bald vollgesteckt sein. Alle unverdaulichen Gegenstände speien sie, in Klümpchen (Gewölle) zusammengeballt, durch den Schnabel wieder aus. — Sie haben die Gewohnheit, daß sie ihren Ernährer beständig um Futter anschreien, wenn sie auch genug im Käfig haben; immer wollen sie etwas Frisches; endlich machen sie es auch so bei andern Personen, bis sie zuletzt gar niemand mehr ungeschoren lassen. Wenn man das Thürchen ihres Käfigs offen stehen läßt, fangen sie bald an, im Zimmer nach den Fliegen zu jagen, welche sie sehr geschickt im Fluge fangen, auf ihren Lieblingsplatz tragen und dort verzehren. Daß man aber diesen kleinen Raubritter — ebensowenig als seine Vettern — nicht mit andern Zimmervögeln in Verkehr bringen darf, wird jedermann als selbstverständlich einleuchten, ohne daß es deshalb einer besondern Warnung bedarf.

Was den Gesang anbelangt, so darf man diesen Würger, wenn er gut geschult ist, wohl zu unsern besten Singvögeln rechnen. Der Gesang der Vögel, die um ihn wohnen, bildet allezeit die Grundlage des seinigen, und je bessere Sänger ihn daher in seiner Jugend im Zimmer umgeben, desto vorzüglicher wird sein Gesang werden. Er ahmt die Gesänge von vier bis sechs Vögeln nebst ihren Locktönen bis zur größten Täuschung nach. Zu diesem Zweck gesellte ihnen Verfasser immer solche Vögel zu, deren Gesang sich nicht nur durch Schönheit auszeichnet, sondern auch durch den besondern Charakter von andern scharf unterscheidet, wie z. B. die Nachtigall, den Buchfink, die Wachtel, die Lerche, die Grasmücke, die Singdrossel; den Kukuksruf, Wachtelschlag und das Flöten des Pirols kann man selbst vorrufen und pfeifen, denn alle diese Gesänge, Rufe und Lockstimmen ahmt er mit einer Täuschung nach, die bewundernswürdig ist; alles nacheinander, wie es ihm gerade einfällt; nur die geringere Tonstärke läßt seinen Gesang als nachgeahmt erscheinen. Beim Singen bläst er die Kehle auf wie ein Laubfrosch. Das Gedächtnis dieses Würgers ist ausgezeichnet und es gewährt ein großes Vergnügen, ihm zuzuhören. Je älter er wird, desto besser singt er; dies, sein schönes Gefieder und sein meist zutrauliches Betragen macht ihn jedem Liebhaber zu einem wertvollen Zimmervogel. Ich habe aber auch schon Vögel erzogen, welche bissig wurden. — In den ersten zehn Monaten ist der Gesang nur ein unverständliches Gemurmel, ein grasmückenartiges Gewelsche, vermischt mit einigen schirkenden Tönen; erst nach dieser Zeit bildet sich seine Stimme aus und wird allmählich fähig, die gelernten Gesänge vernehmlich und deutlich vorzutragen. Ihre Erziehung erfordert aber viele Geduld, denn ihr unangenehmes Geschrei, das sie in der Jugend hören lassen, ihre Unruhe bei Nacht, ihr unansehnliches erstes Gefieder, das auch gewöhnlich noch recht zerrissen wird, benehmen dem, der sie nicht hinreichend kennt, oft alle Lust und Geduld zu einer längern Probe; aber ich wiederhole es, wenn nur die ersten zehn Monate überstanden sind, so werden diese Uebelstände verschwinden und der Pfleger wird durch die angegebenen Vorzüge entschädigt werden. Daß nicht alle Individuen gleich gut einschlagen, ist natürlich und kommt bei jeder Singvögelgattung vor. Seine Lockstimme ist rauh und lautet „gäck gäck gäck"; dann hört man noch einen Ton, der mit dem des Haussperlings Aehnlichkeit hat, ungefähr wie „treng treng".

Diese kleine Würgerarten, welche sich gern an den Feldhecken aufhalten, werden ziemlich leicht gefangen, wenn man allda Stangen in die Erde einsteckt, welche die Hecken etwas überragen, und dann auf der Spitze einen Sprenkel oder Leimruten anbringt. Wenn sie sich, nach Beute umsehend, darauf setzen, werden sie gefangen. Auch in Schlaggärnchen kann man sie fangen. — Wo sich die Dorndreher ansässig machen, verschwinden nach und nach alle kleine Vögel. Ihre Nester weiß er mit Scharfsinn ausfindig zu machen und holt ein Junges nach dem andern. Auch alte Vögel überrumpelt er, wenn sie nicht sehr auf ihrer Hut sind, denn er ist ein sehr gewandter Flieger. Deshalb ziehen es die bedrohten Vögel häufig vor, die verderbenbringende Nachbarschaft dieser Miniatur-Raubvögel freiwillig zu verlassen. Wer also die kleinen Sänger schützen will, muß die Neuntöter abschießen und ihre Nester zerstören.

Der Rotschwänzige Würger. Lanius phönicurus, *Pallas*.

Lan. phönicurus, *Pall.* 1811; Blas. in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; — Otomela phönicura, *Bp.* 1853.

Kennzeichen. Die Oberseite rostrot; die Stirn und ein schmaler Streif über dem Auge weiß. Der Schwanz rostrot. Die erste Schwungfeder ragt bis über die Mitte der Flügellänge vor; die 3., 4. und 5. Schwungfeder außen eingeengt. Männchen und Weibchen wenig verschieden.

Länge 19 cm, Schwanz 8,8 cm, Flügel 8,5 cm, Schnabel 1,1 cm, Lauf 2,6 cm.

Beschreibung. Die alten Männchen haben eine zimtrotbraune Oberseite, mit lebhaften rostroten Scheitel-, Bürzel- und Schwanzfedern; die weiße Stirn setzt sich über der schwarzbraunen Zügelgegend in dem weißen Augenstreifen fort, der den dunkelbraunen Ohrfleck nach dem Scheitel und Hinterhals hin begrenzt. Vorderhals weiß; Brust und Weichen lebhaft rostgelb überflogen; die Brustmitte einfarbig rostgelblich; der Bauch weiß und die untern Schwanzdeckfedern rostweißlich. Der Schnabel ist schwarz, das Auge braun, die Füße hornschwarz.

Der Rotschwanzwürger ist ein asiatischer Vogel, kommt von Turkestan bis China und Japan, auf dem Zug bis Süd-Indien und auf die Sunda-Inseln, hat sich aber auch schon bis Helgoland verstrichen, wo er von Maler Gätke schon einigemal gesammelt wurde.

Einundzwanzigste Familie: Seidenschwanz. Ampelis, *Linné*. 1735.

Bombycilla, *Briss.* 1760; *Vieill.* 1816; — Bombyciphora, *M. & Wolf* 1815; *Temm.*

Schnabel gerade, etwas kurz und dick, gewölbt, an der Wurzel etwas flacher und breit. Oberkiefer mit gekrümmter Spitze und vorn etwas ausgerandet; Naslöcher oval und mit feinen Borstenfederchen bedeckt; Füße kurz, ziemlich stark; die Seitenschienen an den Läufen nur nach unten in kleinere Schilder geteilt; die 1. Schwinge verkümmert, die 2. und 3. am längsten; Flügel etwas lang, zugespitzt; der Schwanz mittellang, etwas breitfedrig. — Das Gefieder ist sehr dicht, warm und seidenweich, ungemein zart gefärbt, auf dem Kopf einen schönen nach hinten gerichteten Busch bildend, an der Spitze der hintern Schwingen stehen (sehr charakteristisch) prachtvoll rotgefärbte hornige Plättchen (Schaftfortsätze), welche sich im höhern Alter auch an den Schwanzspitzen andeuten. — Die Familie Ampelidae zählt kaum 10 Arten. Zu der Gruppe: Bombycillina zählt Cabanis nur 3 Arten. Hier beschrieben: 1 Art.

Der Seidenschwanz. Ampelis garrulus, *Linné*.

Taf. 10, Fig. 4.

Europäischer Seidenschwanz, Seidenschweif, Haubendrossel, Zinzirelle, Böhmer, Pfeffer-, Kreuz-, Pest-, Schneevogel. — Garrulus bohemicus, alte Aut.; — Ampelis, *Aldr.*; — Ampelis garrulus, *L.* 1746—48; 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1807; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886; — Lanius garrulus, *L.* 1758, 1761; — Bombycilla bohemica, *Briss.* 1760; — Bomb. garrula, *Vieill.* 1807; *Naum.* 1822; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; — Parus bombycilla, *Pall.* 1811; — Bombyciphora poliocoelia, *M. & W.* 1815.

Kennzeichen. Rötlichgrau mit einem Federbusche auf dem Scheitel; der Bauch silbergrau, der After braunrot; die hinteren Schwungfedern mit scharlachroten, pergamentartigen Anhängseln, Schwanzspitze gelb.

Dieser schöne Vogel ist 20,4 cm lang, die Flügelbreite beträgt 34,7 cm, Schwanzlänge 8,7 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Laufs 2,2 cm.

Beschreibung. Auf dem Scheitel steht ein $3^1/_2$ cm langer, seidenartiger Busch; Kopf und Hals bis an den Rücken sind rötlichgrau, Oberrücken braungrau, Hinterrücken aschgrau. Die Oberbrust ist rötlichgrau, der Unterleib silbergrau, die Kehle schwarz; ein Strich durch das Auge samtschwarz; die Stirne dunkel rostfarben. Die vordern Deckfedern und deren Schwingen schwarz mit weißem Spitzenrande, die

2. bis 8. Schwinge breit hochgelb gesäumt; hintere Schwingen dunkel graubraun, außen mit weißem Ende. Schaftspitzen in schmale hochrote Plättchen verlängert, welche den Vogel sehr zieren; es sind an Zahl 5 bis 9. Die Schwanzfedern sind ebenfalls schwarz mit breitem gelben Endrande. Auch an den Spitzen der Schwanzfedern haben alte Männchen kleine hochrote Scharlachplättchen. Der After und die sehr langen, untern Schwanzdeckfedern sind schön rotbraun. Der Schnabel ist stark, vorn mit schwarzer Spitze, nach hinten weißlich; das Auge ist schön rotbraun; die stämmigen Füße sind schwarz. — Am Weibchen ist der Federbusch kleiner, die Färbung insgesamt matter, und an den kürzern Schwungfedern sind nie über 5 rote Spitzen; auch ist das Schwarze der Kehle kleiner und nicht so scharf gegen die helle Unterseite abgeschnitten wie beim Männchen. Die Jungen mit blässer gelben Schwanzspitzen und ohne rote Schaftanhängsel an den Schwingen.

Sehr nahestehende Arten sind: Der Japanische Seidenschwanz, Ampelis phönicopterus, *Tem.*, 1820. Er ist wenig kleiner, dem Seidenschwanz sehr ähnlich; Schwanzspitze und untere Schwanzdecken rosenrot, Bauchmitte blaß strohgelb. Heimat: Japan und Amurland. — Der Amerikanische Seidenschwanz, Cedervogel, A. cedrorum, *Vieillot*, 1816. Merklich kleiner als der Seidenschwanz, aber in der Färbung ähnlich. Nur das Kinn, nicht auch die Kehle schwarz; Bauch strohgelb, Unterschwanzdecken weiß; die Schwingen und Handdeckfedern einfarbig schiefergrau. Heimat: Nord-Amerika, auf dem Zug bis Mittel-Amerika und West-Indien. — Das Vorkommen dieser Arten schließt den Europäischen Seidenschwanz aus.

Der Seidenschwanz ist als Brutvogel nur im hohen Norden von Europa, Asien und Amerika zu treffen; so in Lappland, Finnland, Nord-Rußland, in Sibirien bis zum fernsten Osten, und fortsetzend in Nord-Amerika; aber nicht im baumlosen Grönland. Er hält sich während des Sommers in unserem Erdteil nur in der Nähe des arktischen Kreises, zwischen dem 60. und 70. Breitegrad auf; kommt aber in dem kältern Sibirien bedeutend südlicher als Brutvogel vor, als im wärmern Europa. Der strenge Winter des Hochnordens treibt diesen Vogel in südlichere Gegenden, die er aber nur so weit besucht, bis er in Gegenden kommt, wo es beerenartige Früchte gibt, die während des ganzen Winters seine ausschließliche Nahrung sind. Mittel- oder gar Süd-Deutschland ist für diesen Vogel in gewöhnlichen Wintern schon zu mild, deshalb ist er in allen nordöstlichen von uns gelegenen Gegenden viel öfter und häufiger zu treffen, z. B. in den Waldungen Süd-Schwedens, in den russischen, polnischen und lithauischen Wäldern fast in jedem Winter. Schon in der Provinz Preußen und dem östlichen Pommern sieht man ihn alle Jahre, in Böhmen und Schlesien beinahe alle Jahre, und die Zahl der Wanderer steigt, je weiter man nach Nordosten geht. (v. Hom. Wand. 115.) Nach Großbritannien kommt er nur selten und dann auch nur in kleinen Zügen. Strenge Winter und tiefer Schneefall treiben ihn wohl auch zuweilen bis Frankreich, Ober-Italien und Süd-Ungarn, doch damit scheinen die Züge nach dem Süden vollständig zu Ende zu sein. Recht seltsam macht sich die Unregelmäßigkeit bemerklich, womit die Seidenschwänze die verschiedenen Gegenden ihrer Winterquartiere besuchen; es kann oft 2 bis 3 und noch mehrere Jahre anstehen, bis sie sich wieder in einer Gegend sehen lassen, wo sie dann auch wieder einige Jahre in größern oder kleinern Gesellschaften erscheinen. Beerentragende Bäume oder Gebüsche muß eine Gegend haben, damit sie länger verweilen können, und unter den beerentragenden Bäumen ist der Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia, *L.*, mit seinen hochroten Beeren bei weitem der anziehendste Futterspender für die Seidenschwänze. Sie nehmen aber auch mit allen andern Beeren und Früchten (die sie ganz verschlucken können) im Winter vorlieb. Es ist nun wohl die Annahme berechtigt, daß das mehr oder mindere Gedeihen solcher Beeren, welche ihr Winterfutter ausmachen, auf ihre Reisen Einfluß übt, d. h. daß sie nach Gegenden ziehen, wo solche geraten sind. Aus ihrem unregelmäßigen seltenen Erscheinen im mittlern Europa hat der Volksaberglaube allerlei böse Vorbedeutungen prophezeit, er komme nur alle sieben Jahre, bringe aber der Gegend nur Unglück, als: Pest, Krieg, Mißwachs, Ueberschwemmungen u. s. w., wodurch auch seine ominösen Namen entstanden sind. Daher wurden die harmlosen Vögel gefürchtet, angefeindet und auf alle Weise verfolgt und vertrieben. Er zeigt sich bei uns, wie in seiner Heimat, zumeist in größern oder kleinern Scharen in der zweiten Hälfte des November und bleibt auf den Futterplätzen bis in den März hinein. Uebrigens ändert die Witterung auch hier manches, so daß sie oft früher kommen und später abziehen. — In Ost-Sibirien trifft dieser Vogel, nach Middendorf,

zu Ende des Oktober bei Udskoi-Ostrog ein und bleibt bis zum März; ebenso am Südabhang des Grenzgebirges nach der Mandschurei; desgleichen auch in Japan.

Die ausgedehnten stillen Waldungen jener Gegenden, deren Bestände Birken, Tannen und auch Fichten bilden, zuweilen in ungeheuren Flächen, nur von einem Hauptbaum beherrscht, die aber dort kaum mehr die halbe Größe unserer vaterländischen Riesenbäume erreichen, je näher zum Nordpol desto mehr verkrüppeln und schließlich nur noch als verkümmerte Ranken am Boden liegen — diese auch bei der Rot- und Wacholderdrossel, beim Tannfinken und noch andern Bewohnern des hohen Nordens erwähnten Wälder beherbergen auch den Seidenschwanz und seine Brut. Diese Wälder sind untermischt mit beerentragenden Sträuchern, als Rosaceen, Ericaceen, Rhamneen, Grossularien, Loniceren u. a., die, in großen Massen über die Bodenfläche ausgebreitet, ihre Früchte in den langen Sommertagen schnell zur Reife bringen, womit auch diesen nordischen Vögeln der Tisch auf lange Zeit reichlich gedeckt ist. Sind diese Speisekammern erschöpft oder mit Schnee bedeckt, dann freilich werden sie zum Reisen in südlichere Gegenden gezwungen. Die Kälte (nach menschlichen Begriffen unerträglich) übt auf die Tiere des Nordens keinen Einfluß. Eine höhere Temperatur des Blutes und ihr warmes dichtes Kleid schützt sie vollkommen vor der heftigsten Kälte.

Bis zum Jahre 1856 war von der Fortpflanzung des Seidenschwanzes so gut wie nichts bekannt, bis ein reicher Engländer und eifriger Eiersammler, der jetzt verstorbene Mr. John Wolley, den Vorsatz faßte, ohne ein solches Nest nicht mehr nach England zurückzukehren. Mit unermüdlichem Eifer, mit großen Mühen und vielen Kosten gelang es ihm endlich, in Lappland, bei Ounasjoki, mit Hilfe lappländischer Burschen und Jäger die Nester und Eier des Seidenschwanzes zu erhalten. Für das erste Nest, das am 7. Juni 1856 aufgefunden wurde, bezahlte Wolley den beteiligten Lappländern aus Sarbio 50 Rubel, nachdem er schon vorher, um ihren Eifer rege zu erhalten und sich ihre Teilnahme zu sichern, mehrere Hundert Dollars unter sie verteilt hatte. Am 17. Juni 1857 hatte John Wolley die Freude, selbst ein aufgefundenes Nest auszuheben und den wißbegierigen Ornithologen nun die bis jetzt unbekannten Nistplätze, den Nestbau und die Eier genau beschreiben zu können. Nachdem er — mit Hilfe seines silbernen Talismans — den Forschergeist der Lappländer erweckt hatte, scheint sich die halbe Bewohnerschaft auf das Suchen von Vogelnestern gelegt zu haben und bis zum Sommer 1858 sollen schon über 600 Eier von Seidenschwänzen eingesammelt worden sein. Im Jahre 1867 gingen die Preise für die Eier des Seidenschwanzes stark herunter. Dies dämpfte den Sammeltrieb der Lappen sehr gewaltig und verschaffte den gestörten Brutvögeln jener Gegenden wieder Ruhe.

Dieser Vogel brütet kolonienweise, denn es stehen immer mehrere Nester in der Nähe beisammen und zwar auf Tannen und Birken $1\frac{1}{2}$ bis 6 m hoch auf einem Aste nahe am Stamm. Das sehr ausgezeichnete Nest hat eine Grundlage von dünnen Tannenreisern und einzelnen Moosarten, über denen das eigentliche Nest vorzugsweise aus einer langen schwarzen Bartflechte, welche die Tannen dort zum Teil überdeckt, erbaut ist. Bei einzelnen Nestern ist der Napf noch mit Grasblättern und Stengeln, wenigen Haaren, besonders Renntierhaaren und einigen Federn ausgelegt. Das ganze Nest ist 17 bis 19 cm breit und 9,5 cm hoch; der Napf 7 cm breit und 6 cm tief. — Die Eier, deren man Anfangs Juni 5 bis 6 in einem Nest findet, sind gewöhnlich kurz oval, seltener gestreckt, haben eine zarte, feinkörnige Schale und einen matten Glanz. Die Grundfarbe ist aschgrau, das meist ins Grünliche zieht, selten einen Stich ins Rote zeigt. Die verwaschenen, meist rundlichen Schalenflecke sind grünlich-, bläulich- oder schwach rötlichgrau; die Zeichnung meist runde gelbbraune Flecken, die indes oft von einer tiefbraunen oder reinschwarzen Farbe bedeckt sind; wo das Schwarz den Rand des Gelbbraun frei läßt, entstehen sogenannte Brandflecken, die bei manchen Eiern seltener, häufiger oder auch gar nicht auftreten; in letzterem Falle stehen die braunen und schwarzen Flecken, letztere vorherrschend, nebeneinander. Sie messen 24 + 18 mm. Der Nestvogel hat olivenbraune, grau-gesäumte Scheitelfedern; die Oberseite, Hals- und Brustfedern sind schön aschgrau, olivenbraun gerändert; Kehle hellrostbraun; Unterleib hellaschgrau; der Flügel lange nicht so schön wie bei den Alten.

Unser Seidenschwanz ist ein gutmütiger und geduldiger Vogel, dabei aber phlegmatisch und gefräßig. Wenn er nicht frißt, sieht man ihn meistens stillsitzen; nur zur Not begibt er sich von seinem Baum herab an ein nahes Wasser, um seinen Durst zu löschen. Dabei sind sie sehr gesellige Vögel, von denen immer viele, oft ganze Scharen, auf einem einzigen Baume beisammensitzen, besonders wenn diese recht knorrige Zweige haben, und dann sitzen sie meistens auf der Spitze derselben. An dieser Gewohnheit und an ihrem ruhigen Benehmen erkennt man sie von weitem. Obgleich sie auf dem Boden ziemlich unbehilflich erscheinen, ist dieses doch nicht bei ihrem Fluge der Fall. Sie fliegen sehr schnell in großen Bogen, wobei sie abwechselnd mit den Flügeln schlagen oder schnurren, und dann mit mehr an den Leib gezogenen Flügeln fortschießen. Sie sind auch gar nicht scheu, sondern vielmehr so zutraulich, daß sie die Nähe der Menschen nicht zu beachten scheinen, und oft mitten in Dörfer kommen, um Bäume daselbst aufzusuchen, welche etwas zu fressen darbieten.

Ihre Nahrung besteht aus zarten Insekten, Schnaken und glatten Räupchen, mit denen sie besonders ihre Jungen anfangs füttern; ferner aus Beeren aller Art: Heidel-, Preisel-, Brom- und Himbeeren, Johannis-, Mistel-, Faulbaum-, Holunder-, Mehlbeerbaum-, Schlingbaum-, Liguster- und Weißdornbeeren, aus den großen blauen Beeren von Lonicera sibirica, Eberesch- (Vogelbeeren) und Wacholderbeeren. In der Heimat der Seidenschwänze beleben Myriaden Schnaken in ungeheuren dichten Schwärmen die Luft, und es ist durch Beobachtungen nachgewiesen, daß diese während des Sommers ihre ausschließliche Nahrung bilden und auch das Futter für die Brut abgeben. Diese fliegenden Mücken fangen sie gleich den Schnäppern in der Luft weg, und erst später, wenn die Beeren reifen, wenden sie sich der Beernahrung zu. Bei uns angekommen, gibt es keine Insekten mehr, und auch im Käfig nehmen sie keinerlei Insektenkost, da wir ihnen die zartgliederigen Schnaken ihrer Heimat nicht ersetzen können.

Im Zimmer gibt man denselben altbackenes Weißbrot, etwas Fleisch und Gelbrüben, worunter Holunder- und Vogelbeeren gemischt sind, damit kann man sie viele Jahre erhalten. Sie nehmen auch Salat, weiche Obststückchen u. s. w., denn sie sind gewaltige Fresser, die mehr vor dem Napfe stehen, als auf dem Sprungholz sitzen. Die Menge ihres Abgangs wird unangenehm, und es ist nötig, diesem Vogel täglich den Käfig zu reinigen und zu diesem Zweck zwei (was bei allen stark mistenden Vögeln nicht genug zu empfehlen) Zinkkästchen zu halten. Sie saufen oft und viel, und baden gern, wobei sie sich aber nur mit dem Schnabel die Federn bespritzen. — Die Stubenwärme können sie, als nördliche Vögel, nicht ertragen; wenn es nur ein wenig zu warm wird, so lechzen und keuchen sie, und trinken mehr als gewöhnlich. Es geht den Tieren der hochnordischen Gegenden wie den dortigen Bewohnern, welche als Nomaden und Jäger häufig in strengster Kälte zubringen und übernachten müssen. Middendorf erzählt, daß er zuletzt bei strengster Kälte in der öden Tundra übernachten konnte. Unter einem einfachen Zelt krochen er und seine Begleiter in die Laubsäcke bis über die Ohren, je ihrer zwei, und entwickelten eine solche genügende Wärme, daß sie vollkommen gut schlafen konnten. Dabei ist zu bemerken, daß die Jakuten, seine Reisebegleiter und unfehlbare Wegweiser, ihre Pelzkleider vorher ablegten und ganz nackt in das Laub schlüpften. Als Middendorf später wieder in kultivierten Gegenden anlangte, war er längere Zeit nicht imstande, in Zimmern zu schlafen, sondern kam in solche Aufregung, daß er sich mit seinem Laubsack im kalten Freien niederlegen mußte. — Die Seidenschwänze sind ruhige gemütliche Vögel, welche mit ihresgleichen und andern in friedlicher Gemeinschaft leben; sie verstoßen ihr schönes seidenglattes Gefieder nicht, halten sich auch immer schmuck und reinlich. Deshalb, und auch wegen ihrer Seltenheit, gelten sie als artige Zimmervögel, und ein Flug, mit einem Dutzend Seidenschwänze bevölkert, mag sich recht gut ausnehmen. Wenn sie beim Freßtrog erzürnt werden, klappen sie mit dem Schnabel. Ihr Magen ist schwach-muskulös und die Gedärme sind nur 26 cm lang, so daß es scheint, die rasche, zuweilen aber schlechte Verdauung stehe damit im Zusammenhang.

Ihr Gesang ist unbedeutend, ob er ihnen gleich Anstrengung zu kosten scheint; sie piepen, trillern und knirren eifrig ihr leises Lied das ganze Jahr mit großem Fleiß; die

Weibchen nicht minder, als die Männchen, kauern sich dabei zusammen und schlagen den Federbusch auf und nieder. Ihre Lockstimme ist fein und lautet wie „tsrrr", dann hört man einen pfeifenden Ton, jedoch selten, der Aehnlichkeit mit dem Pfeifen des Dompfaffen hat.

Wenn es Seidenschwänze in einer Gegend gibt, so ist der Fang leicht, besonders mit den roten Vogelbeeren, welche man vor Sprenkel oder vor einen Leimrutenstock hinhängt. Sie werden auch in der Schneuse und auf dem Vogelherd gefangen.

Zweiundzwanzigste Familie: Pirol. Oriolus, *Linné* 1766.

Coracias, *L.* 1758; — Galbula, *Scop.* 1777.

Von Dr. Reichenow in seinem Werke — „Vögel der Zool. Gärten, 1884" — unter die Kurzfußstare, Oriolidae, eingereiht. — Der Schnabel stärker als bei den Drosseln, vorn mit einem schwachen Zahn, an der Wurzel etwas breit, ohne Borsten, dagegen die Zügel mit kurzen Borstenfedern; Naslöcher oval, mit einem Hautrand, sonst unbedeckt; die Zunge lanzettförmig, mit geteilter Spitze, die Ränder an der Basis gezahnt; die Füße kurz, mäßig stark, vorn getäfelt, mit etwas verwachsenen Zehen; die Flügel ziemlich lang und spitzig; die 1. Schwinge etwa halb so lang als die längste; die 3. die längste; 2. länger als die Armschwingen; der Schwanz mittellang, aber die Schwanzdeckfedern lang. — Es sind schön gezeichnete Vögel, deren Hauptfarbe ein schönes Gelb — aber nach Alter und Geschlecht verschieden ist, denn bei Weibchen und Jungen geht das Gelb in Grün über. Sie leben von Insekten, Beeren und weichen Früchten, besonders aber — bei uns — von Kirschen; bauen sehr künstliche hängende Nester, welche an die der Webervögel erinnern, und brüten jährlich nur einmal. — Sharpe zählt, in seinem Katalog von 1877, etwa 37 Arten auf, welche Mittel- und Süd-Asien bewohnen; bei uns findet man nur 1 Art.

Der Pirol. Oriolus galbula, *Linné*.

Taf. 10, Fig. 5.

Kirschpirol, Kirschholf, Kirschdrossel, Kirschvogel, Kirschdieb, Vetter Loriot, Schulz von Milo, Bülow, Bierhold, Widewal, Goldamsel, Golddrossel, Goldmerle, Gold- und Gelbe Racke, Regenkatze, Pfeifholder, Pfingstvogel. — Oriolus, *Gesn.*; — Galbula, *Aldr.*; *Will. & Ray*; — Turdus oriolus, *L.* 1748; — Coracias oriolus, *L.* 1758, 1761; — Oriolus galbula, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Coracias galbula, *Bechst.* 1805.

Kennzeichen. Die untern Flügeldeckfedern und die Schwanzspitze schön gelb. Männchen hochgelb, Zügel und Schwanz schwarz. Weibchen und junge Vögel oben zeisiggrün, unten weißlich mit schwärzlichen Schaftstrichen; der Schwanz olivengrün.

Länge 22,7 cm; Flügelbreite 43,6 cm; Schwanzlänge 8,4 cm; Schnabel 2,6 cm; Läufe 2,6 cm. Größe der Amsel.

Beschreibung. Das alte Männchen ist ein ausgezeichnet schöner Vogel, wie die Abbildung zeigt, welche genügt. Je älter ein solcher Vogel wird, desto reiner werden diese Farben. Der Schnabel ist schön rotbraun; das Auge blutrot; die stämmigen Füße sind schmutzig lichtblau. — Das Weibchen ist sehr leicht zu unterscheiden, denn es hat ein ganz verschiedenes Gewand; oben ist es zeisiggrün, unten weißlich, mit schwärzlichen Schaftstrichen; die Flügelfedern sind grauschwarz; die Deckfedern und hintern Schwingen auf der Außenfahne schmutzig olivengrün; die untern Flügeldeckfedern schön gelb; der Schwanz ist olivengrün, mit schwärzlicher Innenfahne; die Spitzen aller Federn gelb, die obern und untern Deckfedern des Schwanzes ebenfalls; der Schnabel ist schwärzlich rotbraun, die Augensterne lebhaft nußbraun.

Der Pirol bewohnt das gemäßigte und südliche Europa und Asien ostwärts bis Daurien. In unserem Erdteil von den Südstaaten nordwärts bis Schweden, Finnland, Petersburg u. s. w. verbreitet. Sehr selten ist er in Skandinavien, Großbritannien und Süd-Schweden; in Frankreich und Italien häufig, so auch in Oesterreich und Ungarn, besonders in den Donauwäldern bis in die Dobrudscha hinein, wo er, nach Sintenis, gemein ist, besonders in den Wein-, Aprikosen- und Kirschengärten. In Deutschlands gemischten Waldungen hört man ihn während der Sommermonate allenthalben, ohne daß er

deshalb ein häufiger Vogel wäre; in der Schweiz ist er seltener; bei uns, in Württemberg, in manchen Gegenden häufig, in andern fast, oder gar nicht anzutreffen.

Er bewohnt Waldungen, welche mit Laub- und Nadelhölzern abwechseln, am häufigsten die Eichen- und Birkenwälder; auch sonst gemischte Laubholzarten in der Nähe der Dörfer; große stille Gartenanlagen und Parke; kleinere Waldungen lieber und mehr dem Rande zu, als tief nach der Mitte. Außer Eichen und Birken, seinen Lieblingsbäumen, treibt er sich auch auf Pappeln, Linden, Buchen, Rüstern und Eschen umher, im Nadelholz aber macht er sich wenig zu schaffen. In Gebirgswaldungen sucht er die Vorwälder und einzelnen Feldhölzer auf. Die Kirschgärten, welche in der Nähe des Waldes liegen, besucht er zur Zeit der Kirschenreife — zum Schrecken ihrer Eigentümer — mit ungemeinem Fleiße, woher seine entsprechenden Beinamen rühren. Er ist einer von den Vögeln, welche nur in den Sommermonaten bei uns verweilen, denn er kommt erst, wenn die meisten unserer Waldbäume sich belaubt haben, Anfang Mai, selten früher, und gehört zu den Vögeln, welche frühzeitig den Zug eröffnen, denn er verläßt uns, fast wie die Turmschwalben, schon wieder zu Ende des Juli oder Anfangs August, wenn die Jungen flugfähig sind, doch dauert der Zug durch verspätete Bruten und durch den Nachschub aus Norden den ganzen August hindurch, und selbst im September sieht man zuweilen noch einzelne Nachzügler. Die Männchen reisen durch ganz Afrika auf dessen Ost- und Westseite bis zum Süden, einschließlich Madagaskars; Weibchen und Junge ziehen aber nicht so weit. Heuglin bemerkt ausdrücklich: „Männchen im Sommerkleide sind mir nie vorgekommen, mit Ausnahme eines aus Ben-Ghasi mir zugeschickten Exemplars.“ Sie ziehen des Nachts, im Frühjahr einzeln oder paarweise, im Spätjahr familienweise, wenigstens Junge und Weibchen zusammen.

Nach ihrer Ankunft im Mai suchen sie sich in dem dichten Laubholze der Wälder, oder in Baumpflanzungen, meistenteils einen jungen, schlanken Baum aus, um darauf zu nisten. Gern benützen sie Birken oder Eichen, doch auch andre Waldbäume, selbst auf Apfelbäumen wurde schon das Nest gefunden. Seltener wählen sie hierzu einen größeren Baum, welcher dann aber nicht zu frei stehen darf, und auch selten eine Kiefer; auch kommt es zuweilen vor, daß sie die alte Niststelle wiederholt aufsuchen. Naumann erzählt uns einen Fall, wo die Pirole die Gabel eines hohen Pflaumenbaumes in seinem Garten 4 Jahre nacheinander als Niststelle benützten, auch immer die gleichen Zweige wieder fanden, trotzdem Wind und Wetter jede Spur des alten Nestes vollständig vernichtet hatte. (13. Bd. 224.) Das Nest bauen sie in die Gabeln eines möglichst horizontalen, schlanken Zweiges, d. h. eines solchen, der weder merklich in die Höhe steigt, noch abwärts hängt. Es ist sehr kunstvoll verfertigt und schwebt, gleichsam an den dünnen Gabelzweigen hängend, frei in der Luft, ist aber so gut durch Laub verborgen, daß es schwer zu entdecken ist. Die ersten langen Fasern werden mit ihrem gummiartigen Speichel an die Aeste und Zweige geleimt, dann mehreremal um dieselben gewickelt, und bilden so die Grundlage zu dem Hängeneste, das ganz an die geflochtenen Nester der Webervögel erinnert, das übrige Material wird dann dazwischen geflochten und geklebt, bis das Nest ausgebaut ist. Es hat die Form eines Fischhamens oder Korbes, aber oben stark gesäumt, und ist so fest in die Zweige verflochten, daß man es entweder zerstören oder mit den Zweigen losschneiden muß, um seiner habhaft zu werden. Es besteht äußerlich aus halbtrockenen Grasblättern, Windenranken, Halmen, Nesselbast, Spinnenwebe, Wolle und Werg, ist innen tief napfförmig, am Rande etwas zusammengezogen, und mit den Spitzen runder dünner Grashalme, von denen die Rispen abgefallen sind, dicht und fein ausgekleidet. Bei manchen findet sich am Rande etwas Wolle oder auch einzelne Federn. Außen hat es immer eine weißliche Farbe und sieht einer verkehrt aufgehängten alten Nachtmütze nicht unähnlich. Es hängt in einer Höhe von 3½ bis 15 m vom Boden, und das Weibchen legt in der zweiten Hälfte des Mai oder Anfangs Juni gewöhnlich 5 glänzende Eier, welche auf hellweißem Grunde mit rötlichschwarzbraunen, seltener noch mit aschgrauen Punkten und Fleckchen bezeichnet sind. Die Maße dieser schönen Eier betragen: 29,9 + 21,1 mm. — Während des 15tägigen Brütens wird das Weibchen von dem Männchen in den Mittagsstunden abgelöst. Die Jungen bleiben so lange im Neste, bis sie ganz flügge sind, und halten auch nach dem Ausfliegen zu der Mutter, um unter Anleitung derselben Futter zu suchen. Bald

begeben sie sich auch auf die Reise nach dem Süden. Sie sind in der Färbung der Mutter ähnlich, und die Männchen schon einigermaßen an dem lebhaftern Grün der Rückenfarbe zu unterscheiden. Die Nestjungen werden von ihren Alten mutig gegen Raubgesindel, Häher, Elstern u. a. verteidigt, auf welche sie mutvoll einstürmen und so lange bekämpfen, bis sie die Flucht ergreifen. Auch den Menschen gegenüber sind diese sonst so scheuen Vögel gleich herzhaft; stoßen ein kreischendes Jammerzettern aus, und fliegen so dicht am Störenfried vorüber, daß er den Luftzug der Flügel spürt. Man zieht sie mit Ameiseneiern, rohen Herzstückchen, Quark und süßen Kirschen auf, oder läßt sie von den Alten erziehen.

Die Goldamsel ist ein unstäter und scheuer Vogel, der sich stets in den dichtbelaubten Baumkronen zu verstecken sucht, obgleich er oft in der Nähe der Menschen wohnt. Es gehört schon viel Geduld dazu, dieses Vogels ansichtig zu werden, wenn man ihn auch gleich auf den nächsten Bäumen pfeifen hörte; denn selten weilt er lange auf dem nämlichen Baume und noch weniger auf dem gleichen Aste. Er gleicht in mancher Beziehung den Drosseln und Fliegenschnäppern, weicht aber auch wesentlich von ihnen ab. In niedriges Gebüsch steigt er selten herab, und auf die Erde nur, wenn er ein Insekt ergreifen will; auf dem Boden hüpft er ungeschickt und schief, und kann nicht schrittweise gehen. Mit andern Vögeln oder seinesgleichen fängt er oft Händel und Zänkereien an, denn er ist mutig und stark; besonders hadert er auf den Kirschbäumen der Früchte wegen und bindet sogar mit Krähen und Elstern an, die sie, wenn ihrer mehrere beisammen sind, nicht selten verjagen. — Sein Flug ist dem Anschein nach schwerfällig und rauschend, geht aber doch schnell von statten; wenn es weit über das Freie geht, fliegt er nach Art der Spechte in großen, flachen Bogen, in der Nähe flatternd, vor dem Sitzen schwebend.

Seine Nahrung besteht aus Insekten, als: Maikäfern, großen dickleibigen Nachtfaltern, Heuschrecken, Raupen, besonders aus den grünen, glatten, welche er von den Blättern abliest; ferner frißt er weiche Baumfrüchte und Beeren, Him-, Brom-, Erdbeeren, rote und schwarze Holder- und Ebereschbeeren, sehr gern Maulbeeren, insbesondere aber süße Kirschen, denen er oft recht weit nachfliegt, um sie zu plündern, denn sie sind seine Lieblingsspeise. Die Kerne läßt er am Stiele hängen oder wirft sie weg, im Gegensatz zum Kirschkernbeißer, der die Kerne frißt und das Fleisch wegwirft. Ueber Wiesen sieht man ihn oft, einem Würger ähnlich, lange Zeit auf einer Stelle schweben, um ein Insekt zu erhaschen. In wärmeren Ländern nähren sie sich größtenteils von Trauben und Feigen.

Will man junge Goldamseln aufziehen, dann läßt man sie im warmen Nest beisammen, solange sie dazu ein Bedürfnis haben. Wärme ist bei ihrer Pflege unentbehrlich. Man füttert mit frischen Ameiseneiern, Käsquark und reifen Kirschen ohne Steine. Hat man die Eltern dazu, so gibt man nur frische Ameiseneier und süße Kirschen; denn mit andern Stoffen füttert die alte Goldamsel ihre Jungen nicht, eher gingen alle zu Grund. Dann gewöhnt man sie allmählich an Käsquark, Kirschen, rohe Fleischstückchen zusammengemischt mit etwas Eierbrot, welches Futter alten und jungen Pirolen zuträglich ist. Wenn Ameiseneier nicht zu teuer sind, kann man solche stets beimischen. Ehe im Juli die Süßkirschen aufhören, besorgt man das Dörren von etwa 12 Pfund im Gewicht, wozu man gut das doppelte Quantum frischer Kirschen braucht. Gedörrte Süßkirschen sind aber auch ein Handelsartikel und kostet das Kilo etwa 1 Mark. Diese gedörrten Kirschen werden über Nacht gequellt, vor dem Füttern entsteint und dann in kleine Bissen zerschnitten. Frische süße Traubenbeeren fressen sie so gern als Kirschen; ebenso gequellte Rosinen und Zibeben. Eine gequellte Tafelfeige und weiche süße Birnen sind willkommene Beigaben. Ferner fressen sie Holunder-, Erd-, Maul- und Himbeeren zur Abwechslung recht gern. Während der Zugzeit werden sie sehr unruhig, und dies dauert vom August bis in den November, woraus sich schließen läßt, daß sie sehr weit fortziehen. Sie sind dann ganze Nächte in Bewegung, flattern umher und werden sehr traurig; man muß sie alsdann durch alle möglichen Leckerbissen und Schmeicheleien in bessere Stimmung versetzen. — Bei den Jungen stellt sich die erste Mauser im Februar ein, bei den Alten fängt sie im August an und wird in fremden Ländern vollendet.

Alte Wildfänge, ohne die Jungen, gewöhnen sich schwer ein und sind anfänglich zu verhüllen. Das Futter ist oben angegeben, ich muß aber hier betonen, daß man alle

diese Stoffe in besondern Geschirren vorsetzen muß, Eierbrot mit Fleisch gemischt, Kirschenfleisch, Ameiseneier, Mehlwürmer, um zu beobachten, was der Vogel auswählt. Es sind scheue, zurückhaltende, wilde Vögel, die man mit Geduld behandeln muß. Ist der Vogel halsstarrig und berührt das Futter nicht, so stopft man mit Käsquark, rohen Fleisch- und Kirschenstückchen, bis er selbst zugreift. Anders ist es mit jung erzogenen Pirolen. Diese werden überaus zahm und anhänglich, holen das Futter aus den Händen, sitzen dem Pfleger auf die Schulter, spielen und zupfen an den Haaren und geben auf alle Weise ihre Anhänglichkeit kund. Sie bekommen aber nicht die lebhafte Goldfarbe der Wildfänge, sondern bleiben bleicher und behalten gar bei magerer Fütterung in der ersten Mauser ihr Jugendkleid. Ein großer Käfig von 1 m Länge, ½ m Breite und etwas höher als breit, ist geräumig genug für den einzelnen Vogel; derselbe paßt aber auch in einen Flug, da er sich ganz ordentlich mit großen und kleinen Gesellschaften verträgt. Jedenfalls braucht dieser schöne Vogel, der lieber fliegt als hüpft, einen großen Raum und dicke Sprunghölzer. Am sichersten geht man, wenn der Goldamsel freier Flug im Zimmer gestattet wird.

Das Männchen läßt seine herrliche, flötende Stimme aus voller Kehle hören, sie klingt: „yo bülo, — gileo, — giagilio, — giliagilio!“ Der Ton ist stark und voll, die Silben sprechend, so daß ihm die Landleute auf mancherlei Weise Text unterlegen, z. B.: „Pfingsten Bier hol'n, aussaufen, mehr hol'n!“ oder auch: „hast du gesoffen, so bezahl auch!“ — Wenn die Luft recht schwül und elektrisch ist, läßt er dieses Pfeifen am fleißigsten hören und sitzt dabei meistens auf einem dichtbelaubten Baume. Dieser melodische Ruf belebt den Wald auf eine höchst angenehme Weise, besonders in der Stille des frühen Morgens, wo der Pirol nicht nur einer der ersten Sänger, sondern auch einer der fleißigsten ist. Gewöhnlich accompagniert er den Kukuk, der noch früher, schon bald nach Mitternacht, seinen sprechenden Ruf hören läßt. — Damit die Jungen ihren Waldruf gut lernen, pfeift man ihnen die erwähnten Silben so deutlich als möglich in vielfältiger täglicher Wiederholung vor und setzt dies monatelang fort; sie lernen aber auch noch, wenn man sich Mühe gibt, kleine Melodien und Arien nachpfeifen, was mit ihrem runden, vollen Flötenton gar nicht übel klingt. — Ihre Lockstimme ist ein helles jäck jäck jäck, oder kli kli kli, das an das Klicken eines Mittelspechtes oder auch eines Turmfalken erinnert und häufiger von den noch nicht lange ausgeflogenen Jungen als von den Alten gehört wird. Weiter hört man ein krächzendes kräek kräek kräek, dem Geschrei eines Nußhähers nicht unähnlich. Zur Zeit der Begattung locken sich Männchen und Weibchen mit einem zärtlichen bühlo, wobei sich das Weibchen durch höhern Ton unterscheidet. Ihr Angstgeschrei ist ein schnarrendes „krrrr!“ Letzteres besonders vom Weibchen, wenn man sich dem Neste nähert.

Ihre Krankheiten sind hauptsächlich krankhafte Mauser, Ausfallen der Federn, sodaß sie nackt werden, und eine krankhafte Unruhe während der Zugzeit, die ich mit dem Namen „Zugfieber“ am richtigsten zu bezeichnen glaube. Gute Fleischfütterung, Zusatz von weichen süßen Früchten, besonders Kirschen, Gelegenheit zu freiem Flug und Hängen des Käfigs an einen mehr sonnigen als düstern Platz werden diese Krankheiten beseitigen.

Ein anderer Fang dieser scheuen, vorsichtigen Vögel, als mit Leimruten auf dem Neste oder mit Jungen in der Nestfalle, ist mir nicht bekannt und selbst dieser macht noch Schwierigkeiten genug. Auf Kirschbäumen soll man sie auch in Sprenkeln und mit Leimruten fangen können, wenn man Kirschen vorbindet.

Dreiundzwanzigste Familie: Feldstar, Sturnus, *Linné* 1735.

Der Schnabel gerade, niedergedrückt, vorn ziemlich breit; der Rücken des Oberschnabels mit dem Scheitel in gleicher Linie liegend, tief in die flache Stirn einspringend; seine scharfen Ränder etwas vorstehend, die Schnabelspitzen rund, aber scharf; die Mundwinkel abwärts ziehend; Nasenlöcher oval, durch eine Hornhaut halb verschlossen; die Schneppe ragt nur bis mitten über das Nasenloch, rings um die Schnabelwurzel ein gleichmäßiges Gefieder ohne alle Borstenspitzen; der Flügel ist mehr als mittellang, spitzig, von den harten starken Schwingen die 1. (wie bei allen Singvögeln) sehr klein, die 2. am längsten, die

3. beinahe ebenso lang; der Schwanz ist kurz, die untern Schwanzdeckfedern reichen bis zur Spitze desselben. Die Federn der Alten sind lang, vorn schmal zugespitzt; Füße groß und kräftig, mit starken Nägeln, die Läufe vorn getäfelt. Das Gefieder der Jungen ist von dem der Alten verschieden, nicht gespitzt, erst nach der Mauser erhalten die Federn eine längliche Form. Es sind gesellige Vögel, welche schrittweise gehen und von Insekten, Beeren und Sämereien leben. Sie brüten bei uns in Südwest-Deutschland zweimal, in nördlicher gelegenen Gegenden meistens nur einmal. — G. R. Gray zählt in seiner Hand-List, 1870, für die Gesamtfamilie *Sturnidae* etwa 144 Arten in 41 Gruppen; für die Unterfamilie *Sturninae* etwa 39 Arten in 10 Gruppen. Davon hier: 2 Arten.

Der Star. Sturnus vulgaris, *Linné*.

Taf. 10, Fig. 6.

Gemeiner Star, Starmatz, Starl, Star, Stärlein, Wiesenstar, Sprehe. — Sturnus, alte Aut.; — St. vulgaris, *Jonston; L.* 1746—66; *Gm.; Bechst.* 1795; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves;* — St. varius, *Meyer;* — St. domesticus, sylvestris, et nitens, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Schwarz mit violettem und goldgrünem Glanz und weißlich getüpfelt. Der Kopf ist klein und spitzig mit flacher Stirn; die Augen sind nahe beim Schnabel, was dem Vogel ein listiges Aussehen gibt. Das Gefieder sehr schmal und spitz; die Spitzen der Federn weiß oder hellbräunlich, im Herbst auffallender als im Frühjahr, wo sie teilweise ganz verschwinden. Junger Vogel: Braungrau mit weißer Kehle und weißlicher, schwarzgrau gefleckter Brust.

Länge 19 cm, wovon der Schwanz 6 cm mißt; Flügelbreite 37 cm, Schnabellänge 2,6 cm, die Höhe des Laufs beträgt 2,4 cm. Drosselgröße.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist nach Alter und Jahreszeit verschieden, gelb, bläulichschwarz mit gelbweißen Rändern oder ganz grauschwarz; die Augensterne dunkelbraun oder braungrau; die Füße sind stark und scharfkrallig, vorn dunkelbraun bis fleischfarben. — Beim Weibchen ist die Grundfarbe nicht so dunkel, die Einfassungen der Flügelfedern sind viel breiter gelbbräunlich weiß; die hellen Flecken sind größer; daher sieht es im ganzen heller und bunter, oder mehr getüpfelt aus. — Die Jungen sehen rauchfahl aus, die Zügel sind schwarzgrau, ein Strich über das Auge ist bräunlich weiß, Kinn und Kehle graulich weiß; die Brust schmutzig weiß mit dunkelbraungrauen, streifartigen Längsflecken; die großen Flügel- und Schwanzfedern sind dunkelbraun mit hellern Kanten. Der Schnabel ist mattschwarz, der Augenstern braungrau, die Füße dunkelbraun. Es gibt auch weiße und weißgescheckte Spielarten.

Der Star bewohnt ganz Europa und Sibirien bis zum 70 Gr. nordwärts, östlich bis zum Baikalsee. Als Brutvogel im nördlichen und mittlern Europa häufig; im südlichen brütet er seltener. Auf dem Zug kommt er im Winter bis Bengalen; in unserem Erdteile überwintern schon viele Tausende in den Südstaaten, viele setzen aber auch ihren Zug bis Nord-Afrika fort und überwintern in Algier und Tunis. In letzterem Staat in unzähliger Anzahl. Dr. König sah im Januar 1886 und 1887 Schwärme, die nach „Tausenden und Abertausenden" zählten. Mit einem Schusse konnte man Dutzende erlegen. Heuglin sagt: „im Winter in ganz Egypten und im peträischen Arabien." Der Schwarzstar ist ihm dagegen nicht vorgekommen. — Auf den Faröern, deren Klima durch den Einfluß der Meereswärme sehr milde ist, bleibt der Star teilweise auch während des Winters. Dieser Star ist auch wenig größer, als unser binnenländischer, deshalb hat man eine Rasse daraus gemacht: den Faröer-Star, *Sturnus var. faröensis, Cab.* Das ist insofern merkwürdig, als dieser Inselgruppe jeder Baumwuchs fehlt, und Haidekräuter das Buschwerk bilden. Erwähnt sei hier als Seltenheit, daß einzelne Stare ihre Zuglinie schon bis Grönland und Labrador ausgedehnt haben, ohne indessen daselbst zu brüten. In der Dobrudscha ist er im Herbst in zahllosen Scharen, und auch als Brutvogel häufig. In Deutschland ist er überall bekannt und wird in manchen Gegenden sogar in Menge getroffen, obwohl er auch in andern Gauen vermißt wird.

Sie lieben Laubhölzer, hauptsächlich Eichenwaldungen, welche nicht sehr weitläufig sind, oder mit Wiesen, Getreidefeldern und Viehwaiden abwechseln. Namentlich bevorzugen

sie Wälder, bei welchen es Wasser gibt, und in solchen sind sie meist auch in Menge anzutreffen. Indes bewohnen sie auch baumarme, selbst baumlose Orte, wie auf den Alpen, an der Meeresküste, auf Inseln, wo sie sich mehr an Wohnungen, Türme, Kirchen und Felsen halten müssen. — Nach der Brütezeit ziehen sie in großen Scharen auf kurzgrasige Wiesen, abgemähte Getreidefelder und Viehwaiden, welch letztere sie namentlich gern aufsuchen und wo sie dem waidenden Vieh stets folgen. Wasserarme, dürre Landstriche lieben sie nicht; diese dienen ihnen nur beim Durchstreifen zu kurzem Aufenthalt. In vielen Gegenden wohnen sie an Häusern oder in deren Nähe in eigens für sie aufgehängten Nistkästchen, den sogenannten Starkästen, auf Taubenschlägen, unter Dächern u. s. w.

In Deutschland sind die Stare Zugvögel, welche ihre Reisen am Tage, in größern oder kleinern, meistens in sehr bedeutenden Scharen antreten. Sie stellen sich bei gelinder Witterung schon im Januar ein, verschwinden aber auch nicht selten wieder, wenn die Witterung umschlägt und kalt wird, wie es — leider — bei uns gewöhnlich ist; im Februar wandern schon größere Massen ein, und dies dauert bis in den März fort. Ihr Abzug beginnt bei vielen flugfähigen Jungen schon sehr bald, im Juni (siehe auch unten), bei den Alten teilweise schon gegen die Mitte des September, dauert aber den ganzen Oktober hindurch, zuweilen bis tief in den November hinein. Einzelne oder kleine Gesellschaften bleiben in gelinden Wintern auch ganz bei uns, wodurch sie aber mancherlei Ungemach durchmachen müssen. Aber auch die Frühjahrszügler haben oft viel zu leiden, wenn noch strenge Fröste, sogenannte Nachwinter, eintreten. Sie ziehen sich dann — gewöhnlich im Verein mit Lerchen und andern hungernden Vögeln — auf schneefreie Wiesen, an offene Fluß- und Seewasser, nach eisfreien Bächen und Quellen, auf die Miststätten der Höfe und Ortschaften, um ihr Leben, kümmerlich genug, zu fristen. Doch gehen dabei auch viele zu Grund, wenn man sie nicht aus Mitleid füttert. — Im August fangen sie an, truppweise herumzuziehen, bilden dann im September immer größere Schwärme, bis sie endlich vor ihrem Hauptabzug im Oktober Scharen bilden, welche viele Tausende in sich fassen. Im Spätjahr sieht man solche Truppen allabendlich nach ihren Schlafplätzen ziehen und mit Sonnenaufgang auf ihre Futterplätze, die oft mehrere Stunden weit entfernt sind, sich wieder verteilen. Kommen bei diesen Truppen einzelne Stare von ihren Abteilungen ab, so suchen sie diese mit einer wahren Angst wieder aufzufinden.

Sie nisten in den Laubwäldern in Baumhöhlen, wie sie die Natur bietet, seien diese nun in Fichten, Kiefern, Linden, Ahorn, Kastanien, in Buchen oder Eichen; in letztern besonders gern, wenn diese auf größern Viehtriften einzeln, oder am Waldrande stehen; auch gern in hohlen Obstbäumen und Weiden; ferner in Felsenritzen, in alten Ruinen, in Mauerlöchern, unter Dächern, in Taubenschlägen. Auf den Faröern und auf der Insel Bornholm, wo der Star häufig ist, muß er mit Felsenspalten, die oft unmittelbar am Meer liegen, vorlieb nehmen. In vielen Gehöften, Dörfern und Städten hängt man ihnen eigens dazu gemachte Brutkästen, oder thönerne Gefäße mit engen Löchern unter die Giebel, an die Wände, an Bäume, oder an Stangen, worin sie recht gern brüten, denn sie scheuen die Nähe des Menschen nicht, sondern suchen ihn eher auf. Bei uns findet man diese Brutkästen nicht selten in die Hauswand eingemauert, das Flugloch ins Freie, die Rückwand ins Haus mit einem Thürchen, um die jungen Stare bequem ausnehmen zu können, was stets in Abwesenheit der Alten geschieht, worauf sie unverzüglich wieder zu einer neuen Brut schreiten. Wo in einer Oekonomie 20—30 Brutkästen mit Staren besetzt sind, gibt die erste Brut eine leckere Speise, denn das Fleisch junger Stare ist saftig und wohlschmeckend, und hat nichts von dem bittern Geschmack der Alten. Zuweilen muß auch noch die zweite Brut für die Küche herhalten, wodurch man sie zu einer dritten Brut steigert, die man aber unbedingt liegen lassen muß, um sie nicht zu vertreiben. — In den nördlichen Gegenden ihres Aufenthalts, wie auf den Faröern, in Schleswig-Holstein, wo es, namentlich auf dessen westlicher Seite (samt Inseln und Halligen) enorme Mengen Stare gibt, machen sie jährlich nur einmalige Brut, wie sie überhaupt auch in vielen Gegenden Nord- und Mittel-Deutschlands nur ausnahmsweise zweimal brüten. (Orn. Centr. 1880, S. 17.) In Süd-Deutschland ist zweimaliges Brüten allgemein. Sie bauen mit dürrem Laub, Stroh, Halmen, Wolle, Haaren und Federn, verfertigen daraus ein kunstloses, aber warmes

Nest, in welches das Weibchen das erste Mal 5 bis 7, das zweite Mal 4 bis 5, blaß spangrüne, etwas bauchige **Eier** legt, welche in 14 Tagen ausgebrütet werden. Die Maße märkischer Eier betragen: 28 + 20 mm. Die Eier auf den Faröern messen 34 + 25 mm. Die Zeit der ersten Brut beginnt bei uns in der zweiten Hälfte des April, und die der zweiten Brut im Juni. Einen Monat später (32—34 Tage) fliegen die Jungen aus. Bei uns fällt der erste Ausflug in die zweite Hälfte des Mai, häufig auf den 22. bis 25. Mai. Bei unsrem Landvolk herrscht deshalb noch vielfach der Glaube, daß die erste Brut der Stare am **Himmelfahrtsfest** ausfliege, was wohl zutreffen kann, da das genannte Fest nicht selten in diese Zeit fällt. Die Jungen werden noch einige Zeit von den Alten auf die Futterplätze geführt, anfangs gefüttert, dann zum Suchen angeleitet, und nach bald erlangter Selbständigkeit sich selbst überlassen, worauf diese sich mit andern ausgeflogenen Jungen vereinigen, um truppweise herumzuschweifen, in der ersten Zeit in den Wäldern, später im Röhricht der Gewässer zu übernachten, wobei die Schwärme getreulich zusammenhalten, sich aber **nicht lange im Bereiche ihres Geburtsortes** herumtreiben, sondern **unaufhaltsam auf die Wanderschaft begeben**; denn schon in der Mitte des Juni **ziehen** große Schwärme **junger Stare** über **Helgoland** in die südwestlichen Staaten Europas; nach Süd-Frankreich, Spanien und wohl auch nach Nord- und Nordwest-Afrika. Ueber diese Züge möge der Leser, welcher hiefür Interesse hat, den Anhang unten nachlesen.*)

Wenn die Alten die Jungen der ersten Brut abgeführt haben, so machen sie in Gegenden, wo zweimalige Brut stattfindet, Anstalt für dieselbe, indem sie das alte Nest reinigen, mit frischen Stoffen bekleiden, besonders mit grünem Laub, weshalb man die Jungen der zweiten Brut bei uns „Laubstare" nennt. Diese enthält nur 4 bis 5 Eier. Ist auch diese Brut ausgeflogen, so gesellen sich Alte und die noch nicht ausgewanderten Jungen über die ganze Zugzeit zusammen, bis kommendes Frühjahr in der Heimat wieder neue Familienbande geschlossen werden. — Als Eigentümlichkett verdient erwähnt zu werden, daß die alten Männchen im September oder auch erst im Oktober wieder ihre Nistkästen auf einige Wochen besuchen, mit hängenden Flügeln balzen und singen, ein- und ausschlüpfen, und sich gleichsam verabschieden, jedoch nicht darin übernachten, sondern abends zu der großen Gesellschaft ins Rohr fliegen, denn auf ihren Zügen nimmt gewöhnlich ein großer Rohrteich die Scharen auf, welche sich aus einem Umkreise von mehreren Stunden versammeln, um hier ihre Nachtruhe zu halten.

Eine Neuheit bezüglich des Nistplatzes teilt uns Prof. Dr. Lütken aus Dänemark (Ornis 1886, S. 60) mit: „Gutsbesitzer Herschend auf Herschendsgave (im Osten von Skanderborg-See) bemerkte im Jahr 1878 und im Jahr 1884, wo sich ungewöhnlich viel Stare in dieser Gegend ansammelten, welche keine Höhlen mehr für ihre Nester finden konnten, daß sie dieselben frei auf Bäumen, besonders in Tannenpflanzungen, in einer Höhe von 28 bis 32 Fuß anbrachten. Diese Nester bestanden aus welken Graswurzeln, sehr unordentlich zusammengehäuft, und hatten nur einzelne größere Federn als Unterlage für

---

*) Für die Insel Helgoland ist der Starenzug ein sehr lebhafter. Siehe Ornis 1887, 3. Bericht (1886) von H. Gätke. Derselbe begann den 19. Januar 1886 „mit ein paar Sturnus"; 13. Februar 50 bis 60 Stare; 15. Februar „Hunderte"; 20. März wenige; 22. März „Millionen"; 25. März „ungeheuer viel". Der Zug nimmt von da ab, und sind für 11. April nur noch „einige Nachzügler" verzeichnet. — Das **Bemerkenswerte** aber für **Alle**, welche sich für Thatsachen des Vogelzugs interessieren, ist: daß am 15. Juni schon wieder „die ersten **jungen Stare**, Flüge von 20 bis 50 Stück" verzeichnet sind. Diese Züge **zurück von den Brüteplätzen** dauern nun ununterbrochen fort, wie folgt: 27. Juni „junge Stare in Scharen von Hunderten"; 29. Juni „Junge sehr viel"; 30. Juni dito; 1. Juli „junge Sturnus, Scharen von Hunderten"; 2. Juli dito; 4. und 5. Juli desgleichen; 7. Juli ziemlich viel; 8. bis 11. Juli ziemlich viel; 13. Juli desgleichen; 14. Juli wenig; 15. Juli „wenig junge Stare, sonst nichts." Damit scheint der Zug über Helgoland für **junge Stare** abgeschlossen. Fast 2 Monate später beginnt der Starenzug im allgemeinen, und zwar fast täglich in größern und kleinern Flügen, von denen wir die bedeutenderen hervorheben. Am 6. September ein paar Flüge Sturnus; am 14. September viele Flüge von Staren; 19. September starker Zug; 22. September sehr viele Flüge; 23. September mehrere große Flüge; 24. September weniger; 1., 2., 3., 4., 5., 6., 7. Oktober sehr viel Zug. Von da nimmt der Zug ab. Für 19. Oktober sind wieder „viele Scharen" verzeichnet und der Zug dauert — jedoch in stetiger Abnahme — bis zum 20. Dezember. Ganz hört also der Starenzug auf Helgoland nur im Monat August auf, wo bei vielen andern Vögeln der Zug am stärksten ist.

Diese Zugverhältnisse sind aber — selbstverständlich — nicht alle Jahre die gleichen.

die Eier. Im Jahr 1884 fand Herschend in einer Tannenpflanzung am 20. April ungefähr 24 Nester von Staren bewohnt oder im Bau begriffen. Sie suchten sich auf diese Weise bestmöglich durchzuhelfen." Ein Analogon hiezu findet man auch bei dem Hausspatz.

Die jungen Stare kann man mit Käsequark, altbackener Semmel in Wasser oder Milch erweicht und Fleischstückchen leicht aufziehen. Männchen und Weibchen zu unterscheiden, weiß ich kein ganz sicheres Kennzeichen anzugeben; diejenigen, welche einen gegen den Schnabel zugespitzten Kopf, kräftigen Körperbau und aufrechtere Haltung haben, sind meistenteils Männchen, doch trügt dies auch mitunter. Wenn man die Jungen aus einem Neste beisammen hat, so kann man mit ziemlicher Zuverlässigkeit die dunkleren als Männchen bestimmen. Sind aber die Jungen in Menge beisammen, so ist nicht darauf zu gehen, weil in dem einen Nest helle, in einem andern viel dunklere Junge liegen, welche aber trotz der Farbenunterschiede je ihre männlichen und weiblichen Insassen haben. Wenn sich junge Stare an irgend einem Gegenstand fest anklammern, so reiße man sie nicht mit Gewalt weg, weil sich die noch weichen Hornklauen gerne ablösen und lange nicht mehr nachwachsen. Alte und unvermauserte junge Stare lassen sich im Fluge auch in ziemlicher Entfernung mit Sicherheit durch dunkle oder hellere Färbung unterscheiden.

Der Star ist ein außerordentlich lebhafter, lustiger Vogel und stets in Bewegung; seine Unruhe treibt ihn bald da- bald dorthin; man sieht ihn nur selten unbeschäftigt, immer muß er etwas zu thun haben. Er ist sehr listig, dabei aber in so hohem Grade geselligen Charakters, daß er sich oft noch unter die Schwärme der Saatkrähen, Dohlen und Drosseln mischt, besonders solange er sich während der Zugzeit in der Fremde herumtreibt, wo ihm die geselligen Vereine von seinesgleichen nicht groß genug sind. Die Bewegungen der Stare sind gewandt und kräftig, nur wenn sie langsam einherschreiten, ist ihr Gang wackelnd, wobei sie mit jedem Schritte eine nickende Bewegung machen. Sie gehen meistens schrittweise, wenn sie aber sehr eilen wollen, machen sie auch zuweilen einige Sprünge. Ihr Flug ist rauschend und schnell, geradlinig, dazwischen hinein wieder eine Strecke ohne Flügelschlag fortschießend, vor dem Niedersitzen stets schwebend, und wenn sie in Gesellschaft fliegen, immer in gedrängtem Haufen, der nach der Mitte am dichtesten ist. Wenn sie abends auf ihren Ruheplätzen ankommen, so stürzt sich mit einemmal die ganze Gesellschaft pfeilschnell mit angezogenen Flügeln herab, so daß dadurch ein weit hörbares, sausendes Getöse entsteht, was geeignet ist, dem Unkundigen Schrecken einzujagen. — Sie sind hitziger Natur, trinken viel und baden oft und stark, sitzen auch deswegen gern bei Nacht im Rohr, um, wie Naumann so treffend schildert, in den kühlenden Ausdünstungen desselben von ihren Tagewerken auszuruhen. Außer der Brütezeit suchen sie zu allen Zeiten das hohe, dichte Rohr der verschiedenen Gewässer zum Nachtlager auf, und es gewährt dem Beobachter viel Vergnügen, mit Sonnenuntergang eine Schar nach der andern heranziehen und sich ins Rohr stürzen zu sehen. Wenn sie sitzen, erheben sie ihre Stimmen, singen, pfeifen und krakehlen alle durcheinander; mit wahrem Frohlocken und Geschrei wird jeder neuangekommene Schwarm empfangen, welcher nun seinerseits den Lärm aus Kräften vermehren hilft; so erregen sie einen gewaltigen Spektakel, bis sie endlich mit einbrechender Dämmerung allmählich verstummen. Es setzen sich ihrer immer mehrere auf einen Rohrstengel, welcher sich dadurch niederbiegt, und ihnen so einen bequemen Sitz bereitet. Mit Anbruch der Morgendämmerung beginnt das Geschrei und der Lärm von neuem, bis die Sonne aufgeht, worauf sich dann der größte Teil des Schwarmes auf einmal erhebt und wie ein Sturmwind aufrauscht, aber bloß um noch einmal niederzusitzen; dies wird mehreremal wiederholt, bis sie endlich in kleinen Herden, wie sie am Abende angekommen, sich nach allen Richtungen hin zerstreuen. — A. Brehm sagt, in der Winterherberge treiben sie es ebenso lustig wie in der Heimat. Man kann sie im Januar von den Türmen der Domkirche zu Toledo hernieder und in Egypten von dem Rücken der Büffel herab ihr Lied vortragen hören.

Ihre Nahrung richtet sich nach den Jahreszeiten und ist ziemlich verschiedenartig; Insekten bleiben aber stets ihre Lieblingsspeise; sie fressen Regenwürmer, kleine Schnecken, Käferlarven, Raupen, Puppen, Maden, Bremsen, Stechfliegen, Zecken, Käfer, besonders Mai- und Brachkäfer, Heuschrecken, Feld- und Maulwurfsgrillen, welche sie auf abgemähten

Wiesen, auf Feldern und Aeckern suchen. Ferner fressen sie weiche süße Früchte, Kirschen, verschiedene Beerenarten, zur Not auch Sämereien. — Im Spätjahr fallen sie bei uns oft in großen Scharen in die Weinberge, um die reifen Traubenbeeren zu naschen, dem Winzer als höchst unwillkommene Gäste, und die Feldschützen haben dann während des ganzen Herbstes nichts Nötigeres zu thun, als sie durch viele Pistolenschüsse, Peitschenknall und große Klappern, bei uns Rätschen genannt, zu vertreiben. Auch von den Kirschbäumen muß man sie mit Strenge abhalten, welches übrigens selten vorkommt, da sie zur Zeit der Kirschenreife hinreichend mit dem Insektenfang auf den Feldern beschäftigt sind. Den Schafen, Ochsen und Schweinen setzen sie sich auf den Waideplätzen ungescheut auf den Rücken und suchen ihnen das Ungeziefer ab. Besonders thätig sind sie, den frischgeschornen Schafen die häßlichen Zecken abzulesen, wodurch sie diesen Tieren eine wahre Wohlthat erweisen. Beim Durchsuchen der Wiesenpflanzen und des lockern Bodens spreizen sie den Schnabel zirkelartig auseinander und sind dadurch imstande, die unter dem Laube und zwischen den Grasbüscheln verborgenen Insekten aufzudecken und hervorzuziehen. Dem pflügenden Landmann folgen sie auf den Feldern nach und lesen auf, was er von Würmern, Engerlingen, kleinen nackten und Gehäusschnecken, nebst andrem Ungeziefer herausackert. Zur Herbstzeit findet der Star hinter dem Pflug auch die Raupen der Saateule, Agrotis segetum, wodurch er sehr nützlich wird. Da wo in den Rübsenfeldern zerschnittene Möhren in die Furchen gelegt werden, welche diese Raupen anlocken, durchsuchen die Stare alsbald diese Häufchen früh an jedem Morgen, um die Raupen zu verzehren. Auf einem Kohlrübenfeld hatten sich eine Menge Raupen des Kohlweißlings, Pieris brassicae, eingefunden. Ein Schwarm Staren begann vom Rande des Feldes an die Raupen abzusuchen, und ging ganz konsequent und allmählich weiter vor, bis alle Raupen vertilgt waren. Nach Bechstein (Jagdzoologie 1. Bd. 1820, 612) kommt er in die Gärten, wenn es viele Baumweißlinge (Aporia crataegi) und Ringelspinner (Bombyx neustria) gibt, deren Raupen und Puppen er als eine Delikatesse frißt.

Im Zimmer gibt man dem Stare altbackene Semmel oder Weißbrot mit etwas Möhre, und Fleisch oder Quark darunter gemengt, läßt ihm auch sonst noch gute Bissen zukommen, Mehlwürmer, Ameiseneier, Beeren, Obst, auch Salat, und hält ihn in einem geräumigen Käfig, welcher leicht zu reinigen und des raschen Wechsels wegen mit zwei Zinkkästchen versehen ist. Es gibt keinen drolligeren Vogel zum freien Lauf im Zimmer, als unsern Star. Er ist ein wahrer Hanswurst, und dabei so aufmerksam, wie ein Hund. Seinem Herrn merkt er an den Mienen ab, ob er gut oder schlecht gelaunt, und weiß sich danach zu richten. Er wackelt immer lustig und munter im Zimmer umher, stets mit etwas beschäftigt; auf alles ist er aufmerksam, was um ihn vorgeht, dabei neugierig, beguckt und beschnäbelt alles, und zirkelt die Ritzen und Spalten der Zimmerböden ihrer ganzen Länge nach durch. Mit andern neben ihm laufenden Vögeln ist er gewöhnlich im besten Einverständnis, wird ihnen aber nicht selten durch seine stete Neugierde und Unruhe lästig, besonders wenn er sie, was nun einmal seine Manier ist, mit dem langen Schnabel auszirkeln und nach Insekten suchen will. Zu andern Singvögeln in eine Kammer gesperrt, treibt er seinen Mutwillen so weit, daß er ihnen die Nester zerzupft und wohl gar die Eier herauswirft, und sonst auch allerlei Schabernack mit ihnen treibt. Ist ein Hund oder eine Katze in seiner Umgebung, so sucht er sich bald mit denselben zu befreunden, was gar lustig anzusehen ist, bis er es endlich so weit gebracht hat, denselben auf den Rücken stehen und die Flöhe aus den Haaren herauszirkeln zu dürfen. Kommt er dabei in die Ohren und Nasenlöcher, so gibt es freilich einen kleinen Verdruß; dies geniert aber unsern Starmatz nicht, er ist doch gleich wieder bei der Hand und fängt bald von neuem an. Im Zimmer frei laufend, sind sie stets vergnügter, als im Käfig, obgleich sie dort meistenteils durch Baden in tiefen Gefäßen, durch fremde Katzen oder Hunde, gefährliches Treten durch plumpe Füße u. dgl. verunglücken.

Die Stare sind sehr gelehrige Vögel. Die Jungen, welchen man übrigens nicht die Zunge zu lösen braucht, da eine solche Verstümmelung ganz sinn- und zwecklos ist, lernen allerlei Melodien nachpfeifen und einzelne Worte ganz vernehmlich nachsprechen. Melodien lernen sie so gut oder besser nachpfeifen, als irgend ein andrer

Vogel, und obwohl die Naturgesänge der meisten Vögel einem künstlichen Gesang vorzuziehen sind, so macht man doch gern bei den Staren eine Ausnahme, und ich habe mich früher öfters damit befaßt, Junge aufzuziehen und sie durch häufig wiederholtes Vorpfeifen, aber immer in der gleichen Tonart, eine oder zwei Melodien zu lehren, wobei ich stets die Genauigkeit bewundern mußte, womit sie das Gehörte auffaßten. Sie nehmen aber auch oft Töne an, mit welchem sie die Gehörorgane im eigentlichen Sinne quälen, z. B. das Knarren einer Thüre, das ächzende Gepfeif der Wetterfahnen, den Ton des Feilens oder des Sägens u. s. w., was übrigens trotz alles Mißtons lächerlich genug klingt. Von ihrer Gabe zum Sprechen, und der oft komisch und passend angewendeten Art des Gelernten, erzählt man sich manche Anekdote, wovon ich eine weniger bekannte anführen will. Ein Lehrer hatte einen Star, welcher unter manchem Geschwätze auch die Worte: „per compagnie" gelernt hatte. Dieser entwischte einmal zufällig und kam zu einer Herde wilder Stare, mit welchen er in das Netz eines Vogelstellers geriet. An seinem roten Halsbändchen wurde aber der Schwätzer unter seinen zappelnden Brüdern erkannt und von dem Vogelsteller angeredet: „Ja, Mätzchen, wie kommst denn du hierher?" „Per compagnie", war die für seine Lage sehr passende Antwort, wodurch das Leben des Vogels gerettet und er seinem Herrn zurückgegeben wurde.

Sie vergessen aber mitunter das Gelernte so schnell wieder, wie sie es erlernt haben, um etwas Neues nachzuahmen; merkwürdig ist der Umstand, daß auch die Weibchen beinahe ebenso gut lernen, wie die Männchen, nur ist ihre Stimme etwas leiser. Sogar alt eingefangene Männchen lernen noch fremde Töne nachpfeifen; übrigens sind diese schon ihres natürlichen Gesanges wegen, den sie fast das ganze Jahr fleißig hören lassen, angenehme Stubenvögel. Dabei halten sie sich immer reinlich, indem sie oft und stark baden; man darf ihnen daher Trink- und Badwasser in genügender Menge nicht fehlen lassen, und es ist der Reinlichkeit wegen gut, den Badnapf in einen Untersatz zu stellen, welcher das verspritzte Wasser auffängt. Im Winter darf man sie aber nicht in kalten Zimmern baden lassen, weil ihnen die Federn allzulange nicht trocknen und sie dann durch Erkältung erstarren und sterben.

Ihr natürlicher Gesang ist abwechselnd und lang; er besteht aus einer Menge pfeifender, schnurrender, leiernder, schnatternder und zischender Strophen, dazwischen hört man auch wohltönende Pfiffe, nachgeahmte Locktöne und Rufe andrer Vögel, welche sie in einem wunderbaren Gemisch und mit zäher Ausdauer vortragen. Insbesondere hörte ich schon bei vielen Waldsängern den äußerst angenehmen Ruf des Pirols sehr genau nachflöten, nur war die Stimme nicht so voll und stark, wie beim echten Pirol. Der Star ist ein eifriger Sänger und schweigt nicht einmal während der Mauserzeit; auch die Weibchen singen, nur nicht so oft und auffallend, wie die Männchen. — Ihre Lockstimme klingt wie ihr Name: „stöar stöar". Wenn sie sich setzen wollen, rufen sie laut und scharf: „spett spett"; die Jungen rufen „staar staar".

Ihr Fleisch wird bei uns gegessen; das der Jungen ist zart und schmackhaft, das der Alten aber etwas zähe und hat einen bittern Beigeschmack, der nicht jedermann paßt. Es ist deshalb gut, den Vogel zu beizen, ehe er gebraten wird.

Man fängt sie in eigens dazu eingerichteten Vogelherden auf abgemähten Wiesen, nahe beim Wasser; ferner in großen Netzen, welche man über das Rohr deckt, worin sie schlafen, und womit sie oft in ungeheurer Menge gefangen werden. Wer sie im Zimmer zu halten wünscht, fängt sie im Rohr am leichtesten in Fischreusen, in deren Mitte ein dünner langer Rohrstengel steckt, und in die sich die Stare hineindrängen, um sich auf dem Stengel niederzulassen; auch kann man als Lockspeise einige Kirschen hinein hängen. Wenn nach ihrer Ankunft im Frühjahr noch Schnee fällt, kann man sie auf einem, vom Schnee entblößten Platz an Sümpfen und Gräben, wo sie sich hinziehen, mit Leimruten, Laufschlingen und sogar in einem großen Schlaggärnchen fangen. — Der Star gehört zu unsern nützlichsten Vögeln, trotzdem er die Kirschbäume und Weinberge plündert, wovon er aber abgehalten werden kann, denn seine Hauptnahrung besteht in allen Insekten, welche auf Wiesen und Feldern schaden. Er leistet als Insektenvertilger den gleichen Nutzen, wie die Krähen, ohne deren schädliche Eigenschaften zu besitzen, und verdient deshalb überall

gehegt und geschont zu werden. (E. v. Hom. Nutzen und Schaden der Säugetiere und Vögel. S. 55—58.)

Der Schwarzstaar. Sturnus unicolor, *Marmora.*

Sardinischer, Einfarbiger Staar. — St. unicolor, *Marm.* 1819; *Meves* 1886; — St. vulgaris unicolor, *Schl.* 1844.

Kennzeichen. Das ganze Gefieder ungefleckt, matt schieferschwarz mit sehr schwachem Metallglanz in Grün und Violet; bloß die jungen Herbstvögel, mit ganz kleinen weißen Federspitzen der vorderen Teile, die sich jedoch zum nächsten Frühjahr schon wieder abgerieben haben. Die Federn an Kopf, Hals und Brust sind sehr lang und schmal zugespitzt. Am Nestkleide aber alle Federn zugerundet, ihre Zeichnung wie beim Nestkleide des gemeinen Stares, aber ihre Färbung viel dunkler. Schnabel schwefelgelb mit hellblauer Basis, Füße dunkel rötlichbraun, Augen schwarzbraun.

Länge 21 cm, Flugbreite 40,5 cm, Schwanzlänge über 6 cm, Schnabel stark 2,5 cm, Fußrohr 3,5 cm.

Dieser Star bewohnt hauptsächlich Spanien und Portugal, Algier, Tunis, Süd-Italien, die großen Mittelmeerinseln Sicilien, Sardinien, Korsika; ferner die Ukräne, Kaukasien und einen großen Teil Asiens bis Kaschmir u. a. Er ist in seinen Körperverhältnissen wenig größer und etwas robuster, gleicht aber in allen übrigen Eigenschaften dem Gemeinen Star, und wird deshalb von manchen auch nur für eine klimatische Abänderung desselben gehalten. Für die genannten Länder scheint er ein Standvogel zu sein.

Ich kann mir nicht versagen, hier eine Anekdote einzuschalten, welche uns Dr. A. König mitteilt: „Ich machte im Jahre 1886 einem an den Wasserbögen der alten Wasserleitung bei Tunis wohnenden Beduinen verständlich, daß ich gern die Eier eines Schwarzstares haben möchte, welche häufig an den Pfeilern der antiken Wasserleitung in Nischen und Steinlöchern brüteten, und daß ich ihm 5 Frank dafür geben würde. Nun wäre es dem Naturmenschen nicht schwergefallen, an die Nester der Stare zu gelangen. Doch nein — er saß Tags darauf wieder genau an derselben Stelle vor seinem jämmerlichen Erdloch im Sonnenschein, wie ich ihn verlassen, und als ihn mein Dolmetscher fragte, ob er die Eier geholt hätte, gab er in lakonischer Kürze die Antwort: Er brauche ebensowenig das Geld, wie ich die Eier des Vogels. Sprachs — und verstummte." (Cab. J. 1888, 173.) Der tierfreundlichen und uneigennützigen Gesinnung des armen stolzen Arabers können wir unsre Bewunderung aber nicht versagen.

Vierundzwanzigste Familie: Hirtenstaar. Pastor, *Temm.* 1815.

Psaroides, et Acridotheres, *Vieill.* 1816; — Merula, *Koch* 1816; — Boscis, *Brehm* 1828; — Gracula, *Gloger* 1834; — Nomadites, *Peteny.*

Aehnelt den Staren, hat aber einen zusammengedrückten, scharfschneidigen, vor der niedergebogenen Spitze etwas ausgeschnittenen Schnabel mit eiförmigen Nasenlöchern, die oben durch eine Haut halb bedeckt sind; einzelne Bartborsten, starke Füße, mittellange spitzige Flügel, die 2. und 3. Schwinge die längsten; die 1. sehr kurz; mittellangen seicht ausgeschnittenen Schwanz; weiches nicht verschmälertes Kleingefieder; spitzige Federn auf dem Kopf, welche bei den Alten einen Schopf bilden. Von dieser Familie, welche in Asien durch zahlreiche Arten vertreten ist, hier beschrieben: 1 Art.

Der Rosenstaar. Pastor roseus, *Linné.*

Taf. 10, Fig. 7.

Hirtenstaar, Rosendrossel, Amselstaar, Staaramsel, Heuschreckenvogel. — Merula rosea, alte Aut.; Turdus roseus, *Klein* 1750; *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.; Naum.* 1822; *Br.*; — Sturnus roseus, *Scop.* 1769; *Rchw.* 1884; — Boscis rosea, *Br.* 1831; — Pastor roseus, *Temm.* 1815; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Gracula rosea, *Glog.* 1834.

Kennzeichen. Rosenrot; Kopf, Flügel und Schwanz schwarz; ersterer mit einem Federbusch. Junger Vogel: Braungrau mit weißlicher Kehle, undeutlich gefleckter Brust und ohne Federbusch.

Länge des Vogels ungefähr 21 cm, Flügelbreite 38,2 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 3 cm, Höhe des Laufs 3 cm. Starengröße.

Beschreibung. Die Scheitelfedern sind sehr lang, schmal und seidenartig weich, sie bilden einen großen, schönen Federbusch, und sind nebst dem übrigen Kopfe von Farbe schön schwarz mit violettem Metallglanz, ebenso der Hals, die Flügel und der Schwanz; der übrige Teil des Leibes ist schön rosenrot. Der Schnabel ist fleischfarben, mit hornschwarzer Spitze; die Augensterne sind hellbraun, die Füße schmutzig fleischfarben. Das Weibchen hat einen niederen Federbusch, das Rosenrot ist matter, das Schwarz weniger glänzend. — Den Jungen fehlt der Federbusch; oben braungrau, unten heller; auf Kehle und Bauch weißlich.

Der Rosenstar ist ein mittelasiatischer Steppenvogel, hat aber eine sehr weite Verbreitung, sowohl ostwärts bis in die Mongolei, als auch westwärts bis in die Länderstriche ums Kaspi- und Schwarze Meer und noch weiter westlich bis in die Donauniederungen. Von hier aus kommt er zeitweilig in unregelmäßigen Zwischenräumen noch weiter westwärts bis Italien, Frankreich, zuweilen selbst bis England, einschließlich der dazwischen liegenden Ländereien. Im Jahre 1875 kam eine bedeutende Schar derselben bis nach Deutschland und in die Schweiz; in der norddeutschen Ebene zeigten sich Schwärme bis zu 30 Stück; in Ober-Italien erschien eine Menge, sie machten auch ihre Bruten, verschwanden aber mit dem Herbstabzuge spurlos. In der Dobrudscha ist er alljährlich; in manchen Jahren gemein. Afrika dagegen besuchen die Rosenstare nur selten. — Ihre Schlafplätze sind die Weidendickichte, weil es in den meisten Steppengegenden an höhern Bäumen fehlt, welche sie vorziehen, wo es solche gibt. Die Rosenstare, welche bis zu uns kommen, halten gewöhnlich zu ihren Vettern, den Gemeinen Staren, und suchen ähnliche Brut- und Futterplätze wie diese, besonders gern in der Nähe von Viehwaiden. Als gesellige Vögel leben sie gern in größern oder kleinern Schwärmen zusammen. Auf den Brutplätzen aber in Scharen, welche nach Tausenden zählen, so daß sie ihre Nester aus Mangel an passenden Gelegenheiten oft nur schlecht verstecken können. — Bei Villafranca kam am 3. Juni 1875 eine Schar an, die zu mindestens 12000 Stück geschätzt wurde; ein großer Teil siedelte sich — nach Dr. Betha — in dem Gemäuer dieser Festung an, vertrieb die Gemeinen Stare, Schwalben, Sperlinge, Tauben in gewaltthätiger Weise aus ihren Schlupfwinkeln und besetzte auch die Dächer der angrenzenden Häuser. Am 9. Juni fand man in den, aus Reisern, Stroh und Heu erbauten Nestern schon vollständige Gelege, am 12. Juli waren sämtliche Junge flügge und am 14. Juli fand der Abzug statt, ohne daß sie im nächsten Jahre wiederkehrten. In der Tatarei ziehen sie vom August an langsam in die Winterquartiere und kehren Ende April wieder zurück.

Mit den Staren haben sie große Aehnlichkeit, laufen nickend wie diese, durchsuchen emsig die Felder und die Grassteppen, fliegen auch so in Schwärmen, nur sind diese nicht so dicht gedrängt wie bei den Staren. In ihrer Heimat haben sie täglich weitläufige Gebiete nach Nahrung zu durchsuchen, sie sind daher unruhiger und fliegen weit mehr als jene. Abweichend vom Staren schwärmen sie zuweilen nach Art der Bienenfresser in der Luft umher, um den Insektenfang zu betreiben, kommen dann aber, wie Brehm bemerkte, auf den Boden herab, um denselben zu Fuß fortzusetzen. Ebenso, abweichend vom Staren, suchen sie still und geräuschlos ihre Schlafplätze auf, wo jene gewöhnt sind, noch einen großen Lärm aufzuführen.

Ihre Nahrung besteht in allen Arten von Insekten, Beeren, Früchten und Getreide. In den Reisfedern Indiens sind ihre Scharen gefürchtete Gäste, weil sie durch ihre Menge arge Verheerungen anrichten, so daß man Schutzwachen aufstellen muß. In dieser Zeit belegt man sie mit dem Schimpfnamen: Teufelsvögel. Ihre hauptsächlichste Nahrung aber besteht in der Wanderheuschrecke, Acridium migratorium, *L.*, deren eigentliche Heimat, wie beim Rosenstar, die Tatarei ist (etwa das heutige Südwest-Sibirien, Ost- und West-Turkestan) und welche in manchen Jahren in wolkenähnlichen Schwärmen, zu Millionen vereinigt, erscheinen und ganze Länderstriche durch Abfressen jeder Spur von Vegetation in kahle Wüsteneien verwandeln und verheeren. Diese furchtbare Landplage be-

gleiten die Rosenstare als unermüdliche Vertilger derselben und setzen deren Verheerungen wenigstens für das nächste Jahr ein Ziel. Die Türken behaupten, daß sie 99 Heuschrecken töten und erst die 100ste fressen. Von den Völkern jener Gebiete werden sie fast heilig gehalten und überall geschützt, nirgends vertrieben oder gar getötet. In den Jahren, wo es keine Heuschrecken zu vertilgen gibt, sind sie treue Begleiter der Herden von Rindvieh, Schafen, Schweinen, welchen sie die Bremsen und Stechfliegen wegfangen und sich auch vertraulich auf die Rücken dieser Tiere setzen, um ihnen die Zecken und Läuse abzufressen. Vom Vieh sind die Rosenstare deshalb fast ebenso respektiert, als dies seitens der Menschen — wegen der Heuschrecken — der Fall ist.

Sie nisten niemals weit vom Wasser entfernt und stets in kleinern oder größern Gesellschaften, so daß es der großen Menge wegen oft an schicklichen Brutplätzen fehlt. Ihre Nester setzen sie in die Löcher hohler Bäume, in die Ritzen und Löcher steiler Bergwände und Felsklüfte, in Ruinen, Mauern, zwischen Steinhaufen, Holzstößen oder Reisighaufen; wo es durch die übergroße Zahl der Nistenden an bessern Plätzen fehlt, müssen sie auf dem Erdboden zwischen Stauden und Gräsern vorlieb nehmen. In der Dobrudscha brüten sie an Steilufern in vorgefundenen Löchern. Das Nest ist ein kunstloser Bau von Reisern und Halmen und enthält 4 bis 6 kurzovale Eier von zartem Korn, welche eine blasse blaugrüne Färbung haben und manchmal noch am stumpfen Teil einige schwache rötliche Flecke zeigen. Sie messen: 28 + 22 mm.

Die Lockstimme klingt „switt-hurrwitt“, dann hört man ein lautes und deutliches „kuschrääi“; bei den Jungen ein starenartiges „squär“; der Gesang ist schirkend und zwitschernd, etwa: „etsch retsch kritsch kritsch rips rips tirr smirr tschirr“ u. s. w. In Gefangenschaft gibt man diesem schönen Vogel ein Futter wie den Staren und einen geräumigen Käfig.

Fünfundzwanzigste Familie: **Wasserstar**, Cinclus, *Bechstein* 1802.

Aquatilis, *Montagu* 1813; — Hydrobata, *Vieill.* 1816.

Schnabel schmal, fast gerade, nur ein wenig aufwärts gebogen, seitlich etwas zusammengedrückt, der Oberkiefer höher als breit; mit einem seichten Ausschnitt vorn, die Spitze etwas abwärts gebogen; Nasenlöcher ritzenförmig, mit einer flachen, kurz befiederten Haut versehen und mittels derselben verschließbar; Füße sind hoch und stark, Zehen dick, mit großen Schildern bedeckt, mit kurzen starken Nägeln; Flügel und Schwanz sehr kurz; die Schwingen von der 2. bis zur 5. einander ziemlich gleich, die 3. die längste; die 1. nur kurz und von der Länge der Handdecken; das Gefieder dieser Vögel ist ein dicker, knapp anliegender Federpelz; der Kopf flachstirnig und spitz. Es sind ausgezeichnete Taucher und Schwimmer. Von dieser überaus merkwürdigen Familie gibt es etwa 12 Arten, von denen bei uns: 1 Art.

Der Wasserstar. Cinclus aquaticus, *Linné.*

Taf. 10, Fig. 8.

Wasserschwätzer, Wasserdrossel, Wassermerle, Wasser-, Bach-, Strom- und Seeamsel. — Merula aquatica, alte Aut.; — Turdus aquaticus, *Gesn.*; *L.* cit. 1746—66; — Sturnus cinclus, *L.* 1758—66; *Bechst.* 1795; — Motacilla cinclus, *Scop.* 1769; — Cinclus aquaticus, *Bechst.* 1802; *Naum.* 1823; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves*; — Hydrobata albicollis, var., *Vieill.* 1816; — Cinclus melanogaster, var., *Br.* 1831.

Kennzeichen. Oberleib schwärzlich mit weißer Kehle, Gurgel und Oberbrust; dunkelschiefergrauem Unterleibe, welcher an der Brust in Rostbraun übergeht. Jung: oben aschgrau, schwarz geschuppt; unten weiß, rostfarbig überlaufen.

Länge 18 cm, Flügelbreite ungefähr 30 cm, Schnabellänge 1,6 cm, der Schwanz nur 4,8 cm, das Fußrohr 3,1 cm. Starengröße.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Schnabel ist schmal, hochkantig, spitzig, braunschwarz und hat schmale Nasenlöcher, die mit einer Haut verschlossen werden können; die Augen sind lebhaft hellbraun, mit weißlich befiederten Augenlidrändchen; die Füße sind schmutzig hornbraun. — Das Weibchen ist am Kopf und Hals etwas heller und an der Brust das Weiße trüber.

Aenderungen kommen bei der Brustfärbung vor, welche vom braunen Mittelton entweder noch dunkler, d. h. braunschwarz wird und dann die Form: Schwarzbauchstar, C. melanogaster, et septentrionalis, *Br.* 1831, begründet; derselbe hat nur 10 Schwanzfedern, ist oben schieferfarbig mit schwarzen Kanten, Vorderhals und Oberbrust milchweiß, dunkel bespritzt; Unterbrust schwärzlich oder schwarz mit grauen Federrändern. Heimat: Skandinavien und die Gebirgsbäche Klein-Asiens. — Die andere Abänderung: der Weißbauch-Wasserstar, C. albicollis, *Vieill.* 1816, C. meridionalis, *Br.* 1856, ist unterseits heller rot als die Normalfärbung, auch oben hellfarbiger und die Umsäumung der Federn deutlicher braun. Er bewohnt die Gebirge Süd-Europas. Beide Varietäten werden zuweilen auch in Deutschland getroffen.

Der Wasserstar bewohnt die Gebirgsbäche Mittel-Europas und in den gleichen Breiten West-Sibiriens. Weiterhin nach Osten in Asien und fortsetzend durch Amerika, so auch in Nord-Afrika wird der bei uns vorkommende Wasserstar durch nahestehende Arten ersetzt. Auf den Faröer-Inseln trifft man ihn wie in Finnland; in Norwegen ist er gemein; in Schweden, England, Frankreich, Italien, in der Schweiz und Deutschland ist er nicht selten. Zahlreich aber ist diese Art nirgends.

Sie sind Gebirgsvögel und bewohnen die klaren buschreichen Bäche oder kleinen Flüßchen, an denen unsere Hoch- und Mittelgebirge so reich sind. Diese bewohnt er von ihrem Ursprung an bis weit nach der Ebene hinab und verläßt sie selbst im Winter nicht, solange sie eisfreies Wasser behalten. Wenn es gefriert, suchen sie die Abflüsse starker Quellen, Wasserfälle oder Stromschnellen, welche das Wasser auch in strenger Kälte durch Wärme und rasche Bewegung eisfrei machen. Sie bevorzugen besonders solche Gebirgswasser, welche steinigen Boden und felsige Ufer haben, mit Buschwerk und Bäumen besetzt sind und hie und da rauschende Wasserfälle bilden. In Norwegen, wo sich solche Gewässer in Menge finden, fehlen sie selten an einem dieser wildromantischen Katarakte. Wo natürliche Wasserfälle fehlen, sucht der Wasserstar die künstlichen auf, z. B. die Wehre bei Hammerwerken, Mühlen u. dergl. Gewöhnlich hält er sich bei uns an Gewässern auf, die auch von Forellen bewohnt werden, welche bekanntlich nur im klaren frischen Quellwasser gedeihen können. In der Ebene hält sich dieser Vogel nur wenig auf, dagegen steigt er in den Gebirgen bis zu den Gletschern hinauf; doch zieht er Mittelgebirge vor. Obgleich er, wie gesagt, Gewässer aufsucht, die mit Gebüschen und Bäumen besetzt sind, so geht er doch nie auf letztere, nur im Notfalle setzt er sich auf Zweige, die über das Wasser hängen, wenn es ihm an anderen Gegenständen zum Aufsitzen fehlt. — Seine Nachtruhe hält er dicht am Wasser unter ausgewaschenen Ufern, in Löchern oder in Wurzeln, aus denen er sich, wenn aufgescheucht, den Wasserratten ähnlich ins Wasser stürzt, eine Strecke unter demselben fortschwimmt und dann erst weiter fliegt. — Er ist Standvogel, streicht aber im Winter zu solchen Gewässern, die nicht zugefroren sind und Nährtiere enthalten. Junge Vögel dieser Art, welche sich ein eigenes Revier suchen wollen, streichen zu diesem Zwecke im März und Oktober umher, und kommen dann in Gegenden, wo man sie sonst nicht sieht.

Das Nest ist stets in einer Höhle am Wasser, besonders da, wo es recht rauscht, welcher Schall diesen Vögeln sehr angenehm zu sein scheint; es steht in einer Felsenhöhle, in einem vom Wasser bespülten, hohlen Baumstamm, unter Brücken und Wasserbetten, in den Mauern gegen die Wasserseite, sogar in den Schaufeln alter, stillstehender Mühlräder u. dergl. Nicht selten ist das Nest so angebracht, daß der Vogel, um zu demselben zu gelangen, kleine Wasserfälle durchfliegen muß. Eine Decke von oben muß es immer haben; wo dem Vogel eine natürliche fehlt, baut er selbst eine; große Höhlen füllt er mit Materialien aus, daß das Nest oft einen ungeheuren Klumpen von über $\frac{1}{2}$ m Durchmesser bildet, so daß man es kaum noch für ein Vogelnest hält. In sehr weiten Löchern, welche er nicht ausfüllen kann, ist die Decke und der Eingang oft sehr künstlich nach Art des Zaunschlüpfers angebracht und der Größe des Vogels angemessen. Die Wände des Nestes sind immer sehr dick und bestehen aus Erde und Wassermoos, Pflanzenstengeln, Halmen, Wurzeln, dürrem Gras, Stroh und sind inwendig mit dürrem Laub und zarten Hälmchen ausgelegt. Wenn das Nest aus Wassermoos gebaut ist, bleibt es lange feucht.

Das Weibchen sitzt sehr fest auf der Brut, so daß man es bisweilen von den Eiern abheben und bei sorgfältiger Behandlung auch wieder aufsetzen kann, ohne daß es abfliegt. — Dasselbe enthält Ende März oder Anfang April 4, 5 bis 6 Eier, welche einfarbig weiß sind; diese sind anfänglich schön glänzend, wie beim Eisvogel, werden aber immer matter und zuletzt ganz trüb und glanzlos. Nach 15 Tagen schlüpfen die Jungen aus, welche von ihren Eltern sehr geliebt werden, und so lange im Nest bleiben, bis sie ziemlich gut fliegen können. Die zweite Brut machen sie Ende Juni oder im Juli. In der Nähe warmer Quellen, welche eine ziemlich gleiche Temperatur unterhalten, hat man schon im Februar Eier gefunden.

Die Jungen haben anfangs dichtstehende, schieferfarbige Dunen; die Färbung des Gefieders ist aber von dem der Alten ziemlich verschieden; oben sind sie schiefergrau mit braunschwarzen Federrändern; Kehle und Brust weiß, schwarzbraun geschuppt, der übrige Unterleib rötlich grau. Berührt man ein Nest, das flügge Junge enthält, so springen sie sofort ins Wasser, tauchen unter und kommen nicht mehr zum Vorschein, da sie erst an weit entfernten Stellen wieder auftauchen, wo man sie nimmer bemerkt, so daß man glauben möchte, sie hätten sich unsichtbar gemacht. Man kann sie mit Ameiseneiern, Fleischstückchen und Quark aufziehen.

Der Wasserschwätzer ist unter allen bekannten Vögeln als eine ganz besondere Merkwürdigkeit zu verzeichnen, denn er verbindet die Eigenschaften eines Singvogels mit denen eines vollendeten Tauchers; ja er übertrifft diese noch an Gewandtheit, denn er schwimmt leicht, läuft, fliegt gleichsam unter dem Wasser, nicht im ruhigen, sondern im rasch fließenden, reißenden, stürzenden Gebirgswasser. Er hat — wie die Taucher — ein dickes, pelzartiges Gefieder, während seine Füße ganz die eines Singvogels sind, ohne jede Spur von Schwimmhäuten. Wir bewundern in diesem Vogel die Macht der schaffenden Natur, welche demselben die Eigenschaft des Schwimmens und Tauchens in hohem Grade verlieh, ohne die sonst üblichen Hilfsmittel, nämlich Schwimmfüße, in Anwendung zu bringen. Er watet nicht allein ins Wasser, wo dieses seicht ist, sondern geht bis an den Hals hinein, und taucht in die brausenden Strudel der Sturzbäche und Wasserfälle bis auf den Grund unter, schwimmt geschickt gegen den Strom und läuft ganze Strecken unter der Oberfläche des Wassers fort, so daß er an einer oft weit entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt, besser als jeder andere Wasservogel. Sein Flug geht immer nach der Richtung des Wassers, gegen dasselbe oder mit demselben, von welchem er sich ohne dringende Not auch nie entfernt. Im klaren Wasser sieht man, wie er seine Flügel als Ruder gebraucht und wie er auf dem Boden des Wassers läuft, so behend, als wäre er im Freien; auch im schnellsten Fluge, dicht über das Wasser streichend, stürzt er sich oft plötzlich in dasselbe und kommt erst mehrere Schritte davon wieder zum Vorschein. Zuweilen springt er von seinem Standpunkte wie ein Frosch ins Wasser, um nach Insekten zu fischen. Auf dem Grunde des Wassers scheint er mit einer Luftschicht bedeckt, wie gewisse Wasserkäfer. Sein Flug ist reißend schnell in einer geraden Linie, wobei er sich manchmal überpurzelt und unter das Wasser schießt. Es ist eine wahre Freude, dem Wesen dieses hurtigen und muntern Vogels zuzusehen. Am Ufer steht er stets auf einem etwas erhöhten Gegenstand über oder an dem Wasser, wozu er Steine, Wurzeln oder Pfähle benützt, und flieht die Annäherung der Menschen so viel als möglich, indem er sich oft stundenlang am Ufer eines Gewässers forttreiben läßt; viel weniger scheu sind aber die, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen hausen. Unter fortwährenden Bücklingen dreht er sich auf dem erwählten Platze umher, wobei er, mit dem Stumpfschwanz wippend, denselben in die Höhe hebt und senkt, etwa wie ein munteres Rotkehlchen; er stimmt dann auch wohl seinen anmutigen Gesang an, hüpft dann lustig weiter, oder stürzt sich köpflings ins Wasser, um an einer andern Stelle wieder zu erscheinen. Diese Vögel sind eine Zierde der Gewässer, welche sie bewohnen. Im ganzen sind es übrigens ungesellige, einsame Vögel, die immer in großen Entfernungen auseinander wohnen; nicht einmal paarweise halten sie gern, außer zur Brutzeit, zusammen; auch die Jungen entweichen, wenn sie einmal der elterlichen Pflege entwachsen sind, in andere Gegenden. Ihr dichter Federpelz macht, daß sie im strengsten Winter ihre gute Laune nicht verlieren, und ihren Gesang hören lassen, wenn

die Sonne nur einen freundlichen Blick durch die Wolken sendet und kein Nahrungsmangel stattfindet.

Ihre Nahrung besteht aus allerlei Wasserinsekten, Haften, Mücken, Schnaken, Käferchen, Phryganeen, Würmchen und Larven, kleinen Krebsen, Fischchen und Laich, welche sie laufend, springend, danach watend und schwimmend erhaschen; ins Wasser tauchen sie unter, um dieselben zu fangen und am Ufer zu verschlingen. In fischreichen Wassern mag der Wasserstar wohl hie und da Fischbrut fressen, aber die Hauptnahrung bildet sie nicht. Wenn er auf der Futtersuche begriffen ist, geht er in der Regel langsam dem Wasser entgegen wie die Bachstelzen, während er wasserabwärts meistens größere Strecken durchmißt, um hier von neuem die Futtersuche nach oben zu beginnen, bis er genötigt ist, ein anderes Bach- oder Flußgebiet auszubeuten.

Dr. Girtanner berichtet über das Eingewöhnen der alten Wasseramseln: „In der ersten Zeit um Neujahr bekamen sie fingerlange Fischchen, 20—30 Stück pro Tag auf ein Exemplar. Der Vogel tauchte dem ersten ihm zu Gesicht kommenden Fischchen ins Wasser nach, haschte es nach einigen Sprüngen auf dem Grunde, warf es ans Ufer und sprang nun erst dem Fischchen selbst nach; war ihm dasselbe mundgerecht, so erfaßte er es quer in der Mitte, zerschlug es an den Steinen in Stückchen und schlang diese eilig hinunter. War der Fisch zu groß, so ließ er ihn einfach liegen. Sobald Frühlingswitterung eintrat, zogen aber die beiden Wasseramseln das Nachtigallfutter vor und mieden die Fischnahrung bald vollständig. Diese Vögel müssen sorgfältig getrennt bleiben, da sie jeden Moment benützen, um sich, vor Zorn laut singend, aufeinander zu stürzen und mit Schnäbeln, Füßen und Flügeln zu hacken, zu treten und zu schlagen, bis einer unterliegt. Der Gesang spielt bei der Wasseramsel eine ganz eigentümliche und hervorragende Rolle; sie singt nämlich zu allem, was sie thut. Nachts bei vollständiger Finsternis singt sie oft leise, wie träumend, einzelne Teile ihres Liedes ab; sie singt badend und singt beim Fressen; singend geht sie munter in den Kampf mit ihresgleichen; singend macht sie ihre Toilette und singend beschließt sie ihr sangreiches Leben." — Die Einrichtung des Verschlags, worin man eine Wasseramsel hält, erfordert ein größeres Wassergefäß mit 7 cm tiefem, frischem Wasser, in das man die Fischchen setzen kann; dieses Geschirr wird umgeben mit mehreren bemoosten Steinen, von gleicher Höhe mit dem Wassergefäß, damit die Amsel von oben das Geschirr überblicken kann. Ständen Fischchen, als Angewöhnungsfutter, nicht zu Gebote, so würde man das Leben des Vogels aufs Spiel setzen, wenn man ihn nicht sofort wieder fliegen ließe, da er sich nach Girtanners Erfahrung mit Ameiseneiern und Mehlwürmern nicht eingewöhnen läßt. In der Not kann man seine Zuflucht zu behutsamem Stopfen nehmen, um sich den Vogel so lange zu erhalten, bis er andere Hauskost gewöhnt ist und selbst zugreift. Dies geschieht dann mit klein und länglich zerstückeltem Kalbsherz. Wenn letzteres einmal gewöhnt, wird er auch Nachtigallfutter, belegt mit den Stopfstoffen, nicht mehr verabscheuen, sondern dem Hungertode vorziehen. — Die Jungen lassen sich mit Ameiseneiern leicht erziehen und nachher ohne Schwierigkeit an Nachtigallfutter gewöhnen. Viel frisches Wasser in großen tiefen Geschirren, welche er auch zugleich zum Untertauchen benützen kann, darf diesem Vogel nicht fehlen und es ist dienlich, den Boden eines solchen Geschirrs mit Steinen zu belegen. — Der Gesang ist laut und abwechselnd, fast etwas melancholisch; zwischen vielen leisen, zwitschernden und schwirrenden Tönen kommen auch laute und pfeifende Strophen vor, welche denselben angenehm machen. Ihre Lockstimme ist ein hoher heller Ton und klingt: „zerb zerb".

Beim Fange zeigen sie sich vorsichtig und mißtrauisch; Leimruten und Fußschlingen an ihre Lieblingsplätze gelegt, bringen sie nur selten in die Hände des Liebhabers. — Der Wasserstar ist im ganzen selten und treibt sein Wesen vielfach an völlig fischlosen und kalten Bächen, so daß er an wilden Fischereien selten Schaden verursacht; er ist deshalb allen Freunden der Tierwelt zur Schonung zu empfehlen.

Sechsundzwanzigste Familie: Bachstelze. Motacilla, *Linné* 1735.

Pallenura, *Pall.* 1811; *Bp.* 1854; — Budytes, *Cuv.* 1817; *Boje* 1822: — Calobates, *Kaup* 1829; — Limonidromus, *Gould* 1862.

Schnabel dünn, gerade, pfriemenförmig, mit ziemlich kantigem Rücken; vor der Spitze ein sehr seichter Ausschnitt; Naslöcher nahe der Stirn, klein, oval, durchsichtig, oben mit einem schwieligen Häutchen; Füße schlank und ziemlich hoch, die Zehen schwach, der Nagel der Hinterzehen verschieden, gebogen oder auch gestreckt, welche Verschiedenheit zu Bildung von Gruppen verwertet wird; Flügel mittelmäßig, keine verkümmerte 1. Schwinge, welche der Familie Motacilla und Anthus fehlt, deshalb nur 9 Handschwingen mit 10 Armschwingen; die 2. und 3. Schwinge die längsten, aber die drittletzte Schulterschwinge weit über die 5. große Handschwinge hinaus verlängert, so daß die 17. Schwinge beinahe so lang ist als die 3.; daher hat der ausgespannte Flügel 2 Spitzen, eine im Vorder- und eine im Hinterflügel, wie es auch die Pieper haben. Der Schwanz ist lang, schmalfedrig, besonders die zwei mittlern Federn etwas länger als die übrigen; mit demselben wackeln sie beständig auf und nieder, deshalb verdienen sie unter allen Sängern den Namen „Motazillen (=Wackelschwänze)" am meisten. Der lange Schwanz verursacht, daß sie sehr schlank und gestreckt aussehen. — Sie laufen schrittweise sehr behende, haben einen äußerst gewandten Flug, in welchem sie weite Bogen beschreiben, halten sich zwar gern am Wasser, aber auch auf freiem Felde, in Gemüsegärten, auf Viehwaiden und kurzgrasigen Wiesen, nicht aber im Wald auf, nähren sich von allen möglichen kleinen Insekten, welche sie sitzend und fliegend haschen. — Gray zählt etwa 30 Arten für diese Familie. Hier beschrieben: 5 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe: Bachstelze. Motacilla, *Linné.*

Mit langem Schwanze, der die Hälfte der Gesamtlänge beträgt, und kurzem gekrümmtem Nagel an der Hinterzehe. Von etwa 15 Arten hier: 3 Arten.

Die Weiße Bachstelze. Motacilla alba, *Linné.*

Taf. 11, Fig. 1.

Graue Bachstelze, Gemeine Bachstelze, Hausbachstelze, Wasserstelze, Queckstelze, Klosternonne, Wippsterz, Wackelschwanz, Bebe, Ackermännchen. — Mot. alba, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1823; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Mot. cervicalis, var., *Br.* 1831; — M. dukhunensis, *Sykes* 1832.

Dieser bekannte hübsche Vogel zeigt nur 3 Farben, weiß, grau und schwarz.

Kennzeichen. Oberleib aschgrau, Bürzel schwarzgrau; die zwei äußersten Schwanzfedern sind größtenteils weiß; die untern Schwanzdeckfedern und der Bauch weiß; die Schwingen außen schwarz mit schmalen weißen Säumen; die hintern Schwingen und obern Flügeldecken schwarz mit breiten weißen Säumen.

Ihre Länge beträgt 17,9 cm, die Flügelbreite 28,7 cm, der Schwanz 8,4 cm, der Schnabel 1,2 cm, das Fußrohr 2,4 cm. Siehe die Abbildung des Männchens.

Beschreibung. Siehe die Abbildung des Männchens. Das Weibchen ist etwas kleiner, das Weiß am Kopf ist weniger rein und das Schwarz an Kehle und Kropf etwas kleiner; auf dem Kopfe fehlt es bisweilen ganz. Verschieden hievon ist das Herbstkleid; die Farben sind dunkler oder frischer; auf dem Kopfe ein hufeisenförmiger samtschwarzer Fleck; die Flügelfedern haben breitere weite Kanten, die weißen Säumchen an den Schwanzfedern sind deutlicher. Diese Ränder reiben sich ab und erscheinen daher im Sommer schmäler; denn nur das kleine Gefieder ist einer doppelten Mauser unterworfen. — Die Jungen sind anders gefärbt, als ihre Eltern; der Oberkörper ist schmutzig aschgrau, der Bürzel dunkler; über das Auge zieht sich ein schmaler, grauweißer Streif; Kehle, Gurgel und Bauch sind schmutzig weiß, am Kropfe mit einem hufeisenförmigen, schwarzgrauen Fleck; die Streifen auf den Flügeln mehr gelbgrau. Männchen und Weibchen sind in diesem Kleide nicht wohl zu unterscheiden. Uebrigens gibt es unter diesen Bachstelzen mancherlei Spielarten, ganz weiße, blasse und weißgefleckte.

In Großbritannien ändert diese Art ab und unterscheidet sich dadurch, daß der Rücken schwarz ist. Siehe die nächstfolgende: Trauerstelze.

Die Bachstelze wird in ganz Europa angetroffen, von Grönland, Island und Lappland bis in die Südstaaten, wo sie aber als Brutvogel selten verweilt; sie kommt ostwärts bis Mittel-Asien, nach Middendorf am 27. April noch am Aldan in Scharen; am Ochotskischen Meere aber selten. Als Zugvogel kommt sie bis Afrika, denn sie ist für Algier und Tunis verzeichnet; selbst bis ins Innere dieses Erdteils. Adanson führt an, daß man unsre Bachstelzen im Winter (mit den Schwalben und Wachteln) am Senegal in West-Afrika sieht, wo sie sich um diese Zeit aufhalten. (Reise nach Senegal. Deutsch, Leipzig 1773.) Heuglin sagt: in ganz Nordost-Afrika und Arabien, das ganze Jahr über. Die britischen Stelzen überwintern häufig auch in Süd-England. Für Deutschland und die Schweiz ist sie ein bekannter Vogel und kommt auf Ebenen wie in Gebirgsgegenden vor. — Sie ist Feld- und Strandvogel; häufig in bewohnten Gegenden, in der Nähe der Menschen, bei Dörfern und in den Umgebungen der Städte, wo sie gern auf den Dächern der Gebäude verweilt. Man sieht sie auf Straßen, Wegen, Angern, Viehwaiden, Brücken, an Bächen, Flüssen, Teichen, Gräben, Quellen, überhaupt häufig am Wasser. Bei Mühlen und Mühlwehren fehlt sie fast nie; doch trifft man sie auch zuweilen in Gegenden, wo weit und breit kein Wasser ist. In Wiesen, wo langes Gras wächst, geht sie nicht. Von ihrem Standorte schweift sie sehr weit ab; bald leistet sie einem Schäfer Gesellschaft, bald folgt sie dem pflügenden Ackersmanne nach; jetzt läuft sie am Ufer eines Wassers, und ehe man sich's versieht, läßt sie ihre Lockstimme wieder auf einem Dache hören.

Als Zugvogel ist sie nur wenige Monate abwesend, kommt gleich nach der Schneeschmelze, gewöhnlich im März, von der Wanderschaft zurück, und hält bis Mitte des Oktober aus. Selten überwintert eine, und dann in kümmerlichen Verhältnissen. Sie versammeln sich in kleinen Herden, und die Reise scheint am Tage vor sich zu gehen; allein diese Züge gehen nur von einem Waideplatze, von einem Wasser zum andern. Der eigentliche Zug beginnt erst mit einbrechender Nacht. In Feldroom (Teutoburger Wald) wurde der Moment des Abzugs, den 11. September 1878, genau beobachtet, indem sich die Bachstelzen auf einem hohen Gebäude versammelt hatten und nachts 11 Uhr bei hellem Mondschein in größerem Zuge lockend gegen Süden flogen. (Cab. J. 1880, 23.) Auch einzelne Bachstelzen zieht der Wandergeist bis in den höchsten Norden unsres Erdteils, wo sie — wie in Grönland — außer dem Grauen Steinschmätzer nur wenige andere Landvögel treffen. Die, welche im Frühjahr zuerst ankommen, müssen oft sehr von Schnee und Frost leiden.

Sie nisten gewöhnlich in der Nähe eines Wassers, aber an sehr verschiedenen Plätzen, z. B. in einer Erdhöhle, zwischen ausgewaschenen Wurzeln, in den Ritzen der Steinbrüche und Felsenwände, in Steinhaufen, in Holzstößen, besonders in solchen, welche am Walde aufgeklaftert sind, und häufig findet man auch in den Nestern dieser Holzstöße das Ei des Kukuks; unter Dachsparren, in Strohdächern, in Mauerlöchern, sehr gern auch an Mühlgebäuden; auf den Weidenbäumen setzen sie das Nest meistenteils in den verwachsenen Kopf oder in eine Höhle desselben; auch unter Brücken findet man es zuweilen. Es besteht aus einem großen Klumpen schlecht verflochtener Materialien: aus Reischen, Quecken, Moos, Strohhalmen, dürren Blättern, dann feinern Würzelchen, Hälmchen, und innen ist es mit Wolle und Tierhaaren fast immer, weniger mit Federn, gefüttert. In diesem findet man schon in der zweiten Hälfte des April 5 bis 8 Eier, welche auf weißlichem Grunde mit feinen, lichtgrauen Punkten besetzt sind, über welche sich noch kleine Pünktchen und Strichelchen von einer rötlichgrauen Farbe verbreiten, die zuweilen am stumpfen Ende einen Fleckenkranz bilden. Maße märkischer Eier: 18,58 + 14,13 mm. Die zweite Brut findet man im Juni; das Weibchen brütet allein 14 Tage lang, worauf dann die Jungen ausschlüpfen. Diese kann man mit Ameiseneiern, Käsquark, kleinen Fleischstückchen selbst aufziehen, oder auch von den Alten erziehen lassen, was diese bereitwillig thun, wenn man hiezu Ameiseneier gibt.

Die Bachstelze ist ein munterer, schneller Vogel und den ganzen Tag in Bewegung, dabei zutraulich gegen die Menschen und gern deren Nähe suchend. Sie neckt andre Vögel, jagt sich mit ihresgleichen, und besonders verfolgt sie die Raubvögel, gegen welche alle Bachstelzen großen Haß zeigen und demselben mit Kühnheit Ausdruck geben. Mit lautem Geschrei fliegt sie einem solchen nach, glaubt ihn, wenn er sich weit genug entfernt hat,

in die Flucht geschlagen zu haben und kehrt dann im Triumphe singend auf ihren alten Platz zurück. Kein Raubvogel darf sich deshalb unbelästigt in ihrer Nähe sehen lassen; aus allen Richtungen strömen sie herbei, und sogleich ist er von allen umgeben, indem sie ihn schreiend, durch ihre ungemeine Schnelligkeit vor dessen Klauen geschützt, bis an die Grenzen ihres weiten Bezirks verfolgen; andern Vögeln werden sie durch dieses Gebaren ebenfalls nützlich, weil sie diesen die Anwesenheit eines Feindes zeitig genug verraten und sie dadurch warnen. — Im Laufen wackelt sie beständig mit dem Schwanze auf und nieder; wenn sie gerade von einem Fluge sich niedergelassen hat, so bewegt sie jenen noch weit heftiger und breitet ihn auch noch etwas aus. Sie läuft schrittweise und ungemein schnell umher und watet gelegentlich auch ins seichte Wasser. Beim Laufen macht sie eine nickende Bewegung mit dem Köpfchen, was sich hübsch ausnimmt. Ihren raschen, leichten Flug muß man bewundern; sie schwenkt sich mit Leichtigkeit und durchfliegt gern große Strecken. Diese Gewandtheit bemerkt man besonders, wenn sie im Herbst in Herden beisammen sind, wo sie dann einander necken, blitzschnell nachjagen, den Stößen der einen geschickt auszuweichen wissen, und dabei eine andre wieder zu verfolgen anfangen. Auch andere kleinere Vögel werden von diesen mutwilligen Geschöpfen ebenfalls geneckt und so lange verfolgt, bis sie ihr Heil in der Flucht suchen. Noch weit unruhiger und lärmender sind sie an ihren gemeinschaftlichen Schlafplätzen, welche sie außer der Brutzeit gewöhnlich in Rohrteichen haben, und wo sie gleich nach Sonnenuntergang ankommen. Hier necken, beißen und jagen sie sich ohne Unterlaß, hadern auch mit den daselbst in gleicher Absicht ankommenden Staren und gelben Schafstelzen herum, schreien und singen dazu aus vollem Halse, bis endlich die völlige Nacht diesem Lärmen und Treiben ein Ende macht. Wenn sie von einem Raubvogel verfolgt werden, so schießen sie in einer weitausgespannten Wogenlinie dahin, wodurch der Raubvogel verwirrt wird und selten eine Bachstelze erbeuten kann, was sie auch dem geflügelten Räuber gegenüber so dreist macht. Ihren Gesang lassen sie sitzend, laufend und fliegend hören, bald auf einem Dach, bald auf einem Baumzweige, bald auf einem Gartenbeete.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten, Haften, Schnaken, Mücken, Bremsen, Stechfliegen, Motten, Puppen, Larven u. s. w., welche sie überall zusammenlesen und nach denen sie emsig suchen. Im Zimmer gewöhnt man sie mit Ameiseneiern, Mehlwürmern und Fliegen an das Nachtigallfutter, oder an Quark mit Eierbrot vermischt. Dazu täglich einige Mehlwürmer. Regenwürmer frißt die Bachstelze nicht. Das richtige Käfig muß für eine Bachstelze wenigstens 50, eher 60 cm Länge haben, das Sprungholz soll 2 bis 3 cm dick sein. Auch für den Zimmerflug ist sie ein sehr angenehmer Vogel und vergnügt durch ihr gewandtes zierliches Benehmen. Auf dem Boden fangen sie alle Fliegen und wissen sie noch mit Sicherheit in der Luft wegzuschnappen. Läßt man sie im Wohnzimmer freilaufen, so setzt man an den Futterplatz eine kurzgrasige Rasenplatte, stellt Futter- und Wassergeschirr dazu, und bringt zum Aufsitzen ein Sprungholz an. Auch stutzt man die Flügel. — Ihr Gesang ist ziemlich hoch und fein, nicht sehr laut, aber angenehm und hat einen heitern Charakter, wobei man auch ihre Lockstimme in häufiger Wiederholung hört. Sie sind recht fleißig und singen beinahe das ganze Jahr; auch das possierliche Wackeln mit dem langen Schwanze macht sie dem Liebhaber angenehm. — Ihre Lockstimme lautet hell: „ziwit" und „zißziß zissississiß."

Die Dürrsucht ist ihre gewöhnliche Krankheit; sie halten aber doch mehrere Jahre im Zimmer aus. — Man fängt sie, außer auf den besonders für sie eingerichteten Vogelherden, auch mit Leimruten, in Schlaggärnchen und in Laufschlingen.

Die Trauerstelze. Motacilla lugubris, *Temm.*

Taf. 11, Fig. 2.

Mot. lugubris, *Temm.* 1815; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *Meves* 1886; — M. Yarrelli, *Gould* 1832; *Blas.* in Naum. 1860; — M. algira, *Selys* 1842.

Kennzeichen: Gefieder schwarz, aschgrau und weiß; die Schwingen weiß mit schwarzen Enden; die mittlern und obern Flügeldeckfedern rein weiß; die zwei äußern

Schwanzdeckfedern fast ganz weiß; Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß. Im Sommer ist die Oberseite von der Mitte des Scheitels an, die Unterseite von der Kehle bis zur Kropfgegend schwarz, ebenso die Halsseiten. Stirn, Kopfseiten und Unterleib weiß; auf der Gurgel ein schwarzer Schild. Im Winter ähneln sie beinahe ganz der gewöhnlichen Weißen Bachstelze. — Schnabel und Füße sind schwarz; die Augen dunkelbraun. — Die Weibchen haben gewöhnlich etwas mehr Grau auf der Oberseite und weniger Schwarz am Kropfe.

Länge 18 cm, Schwanz 8 cm, Schnabel 1,1 cm, Fußrohr 2,2 cm.

Diese Bachstelze kommt in England, Skandinavien, in Rußland, und einzeln an der Nordseeküste Deutschlands vor, wird auch nicht allzuselten auf Helgoland beobachtet, stimmt in allen wesentlichen Eigentümlichkeiten, außer in der Färbung des Sommerkleides, mit der gewöhnlichen Weißen Bachstelze überein, und kann deshalb auch für eine Lokal-Abänderung derselben gehalten werden. — Die Nonnenstelze, Mot. lugens, *Ill.* 1811, welche Ost-Asien, China und Japan bewohnt, hat nur zwei Farben, Weiß und Schwarz, aber ganz genau dieselbe Lebensweise, wie unsre heimische Bachstelze.

Die Bergstelze. Motacilla sulfurea, *Bechstein.*

Taf. 11,* Fig. 3.

Schwefelgelbe-, Gebirgs-Stelze, Langschwänzige-, Graue Bachstelze, Frühlingssticherling. — Mot. boarula, * *Pennant* 1766; *Bechst.* 1795; *K. & Blas.* 1840; — M. melanope, *Pall.* 1776; *Gray* 1841; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886; — Mot. sulfurea, *Bechst.* 1807; *Naum.* 1823; *Br.* 1831; *Glog.* 1834; *Landbeck* 1834; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Pallenura sulfurea, *Bp.* 1856. — * M. boarula bezeichnet „Rinderstelze", ist deshalb nicht voranzustellen.

Dieser schöne Vogel ist dem Leibe nach bedeutend kleiner, als die Weiße Bachstelze, hat aber wegen des langen Schwanzes beinahe deren Länge. Von der Schafstelze unterscheiden ihn die schwarze Gurgel und die hellfarbigen Füße.

Kennzeichen. Rücken aschgrau, Bürzel gelbgrün; untere Schwanzdeckfedern und die Unterseite citronengelb; die drei äußersten Schwanzfedern sind größtenteils weiß; die Schwungfedern zweiter Ordnung an der Wurzel auf beiden Fahnen weiß. Der Unterschied der 4. und 5. Schwinge so groß, als zwischen der 4. und 3.

Die Länge beträgt 18—19,5 cm, wovon 10,2 cm auf den langen Schwanz kommen; der Schnabel ist 1,2 cm lang, die Flügelbreite ist 26,3 cm und die Höhe des Fußrohrs 2,1 cm.

Beschreibung. Abbildung und Kennzeichen genügen für das Männchen. Der Schnabel ist schwarz; die Augensterne dunkelbraun; die Füße sind schmutzig fleischfarben, die Sohlen gelb. — Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle, welche höchstens durch schwarze Schuppen angedeutet ist; die aschgraue Farbe des Rückens ist bräunlich überflogen und das Gelbe der Brust bleicher. Im Herbstkleide haben beide, Männchen und Weibchen, eine ungefleckte Kehle. — Die Jungen im Nestgefieder sind oben aschgrau, gelbbräunlich überflogen, unten aber schmutzig strohgelb.

Hiezu bemerkt E. F. v. Homeyer: Im Gegensatz zur Schafstelze, welche in verschiedenen Gegenden in immer neuen Formen erscheint, ist diese Art sehr konstant.

Die Bergstelze bewohnt das mittlere und südliche Europa samt Inseln, und geht nicht so weit nordwärts, wie die vorige; selbst im nördlichen Deutschland ist sie schon eine Seltenheit. In der Schweiz, in Frankreich, in einigen Teilen Englands, auf dem Harz, in Thüringen, Sachsen, Franken und im südlichen Deutschland ist sie dagegen ziemlich bekannt. Ihre Verbreitung erstreckt sich aber noch viel weiter, denn sie umfaßt ganz Nord-Afrika vom Senegal bis zum Nil; ganz Asien bis zum fernsten Osten, einschließlich des hinterindischen Archipels und Australien. Sie führt den Namen Bergstelze nicht umsonst, denn sie steigt so weit in den Gebirgen empor, als der Holzwuchs nicht völlig aufhört, oft mehrere Tausend Meter über die Meeresfläche. Sie kommt allerdings auch am Fuße der Gebirge vor, wenn diese von hellen kleinen Wassern durchströmt werden; ebene Gegenden aber besucht sie nur als durchreisender Wanderer. Sie hält sich stets am Wasser, aber lieber an fließendem auf, denn reine helle Bäche und Quellwasser zieht sie vor und entfernt sich auch nie weit davon; äußerst selten geht sie aufs Feld, und dann ist gewiß ein

Wasser in der Nähe; auf trockene oder langbegraste Wiesen kommt sie nicht, und auch nie auf Viehwaiden. Ihren Sommeraufenthalt schlägt sie aber stets in gebirgigen, wenigstens hügeligen Gegenden auf; in hochgelegeneren Thälern, durch welche ein kleines Wasser in flachem und steinigem Bette rauscht, und dessen Ufer mit Gebüsch und hohen Bäumen besetzt sind, zumal wenn Mühlwerke, Wehre, Schleusen u. dgl. sich daselbst befinden; häufig ist sie eine Nachbarin der Forelle und des Wasserstars, eine ächte Bachstelze. Die Nähe der menschlichen Wohnungen sucht sie; daher findet man sie oft mitten in Dörfern und Städten auf Stellen von der angegebenen Beschaffenheit. Während der Zugzeit zeigt sie sich übrigens noch bei vielen andern Wassern und Teichen, besonders wo diese seichte Stellen mit klarem Kiesgrund haben; an ganz freiliegenden, nicht bebuschten Gewässern verweilt sie aber nie lange. Ihre Nachtruhe hält sie nicht, wie die beiden andern Arten, im Rohr, sondern auf einem nahe am Wasser stehenden Baume oder in einer Zaunhecke.

Als Zug- und Strichvogel kommt sie Anfang März, zuweilen schon im Februar, denn sie ist gegen Kälte nicht sehr empfindlich, und verläßt uns, höchstens zu 2 oder 4 beisammen, im September und Oktober wieder. Die meisten überwintern schon im Süden Europas, und nur wenige bei uns, wo sie dann warme Quellen und Gewässer aufsuchen, die nicht zufrieren; in strengen Wintern muß aber freilich auch manche dem Hungertode erliegen. — Im ganzen ist sie bei uns die seltenste unter den Stelzen.

In ganz ebenen Gegenden nistet diese Art nicht, oder doch nur sehr selten. Das Nest steht meistens nahe am Wasser, meistenteils im Ufer selbst, in einer Höhle, in Mauerlöchern, an Mühlen, unter Brücken, in Steinhaufen u. dgl., meistens nicht sehr tief, so daß man die Materialien schon vorn am Eingang bemerkt; es ist ein ziemlich lockerer Bau von Würzelchen, Moos, Hälmchen, der innen mit Wolle und Haaren, oder auch bloß mit Würzelchen ausgefüttert ist, und in der zweiten Hälfte des April gewöhnlich 5 bis 6 Eier enthält, welche auf schmutzigweißem Grunde mit gelbgrauer und blaß gelbbrauner Farbe bepunktet sind. Die zweite Brut findet man Anfang Juni, wobei sich zuweilen auch ein Kukuksei findet.

Unsere Bachstelze ist ein liebes, schlankes, munteres, zutrauliches Geschöpf, dabei aber nicht unvorsichtig. Sie ist behend im Laufen wie im Flug, läuft als ein echter Strandvogel immer am Wasser umher und watet auch in dasselbe. Man sieht sie immer in rastloser Thätigkeit bald hier, bald dort; sie hat auch ihre Lieblingsplätze, einzelne dürre Zweige, Brückengeländer, Dachfirsten u. s. w., auf welchen sie zuweilen ausruht und singt. Mit dem Schwanze wackelt sie beständig auf und ab, am heftigsten, wenn sie sich eben niedergesetzt hat. Mit ihresgleichen lebt sie stets in Hader, und gerät deshalb oft in heftige Zänkereien, welche sie einander nachfliegend ausfechten, wobei man ihren unglaublich schnellen und leichten Flug bewundern kann.

Ihre Nahrung besteht aus Larven, Puppen und Wasserinsekten, Haften, Motten, kleinen Käferchen, die sie teils am seichten Wasser, teils am Ufer auf freien Plätzchen u. s. w. erschleichen, oder durch gewandte Sprünge erhaschen. Im Winter, zuweilen auch bei kalter Sommerwitterung, kommt sie auf die dem Wasser nahe gelegenen Dungstätten, um daselbst Larven zu suchen. — Im Zimmer füttert man sie mit Nachtigallenfutter, dem man auch, namentlich während der Mauser, geriebenes Hühnerei beifügen kann. Sie ist zwar ein empfindliches Tierchen, aber ihre Schönheit erwirbt ihr doch manchen Liebhaber. Ihr Gesang ist angenehm, dabei stärker und melodienreicher, als der der vorigen; doch kann man eben nicht sagen, daß sie fleißige Sänger wären. — Ihre Lockstimme ist etwas feiner und höher, als die der Weißen Bachstelze, und klingt kurz und scharf „zizi, zi, ziß, zissiß“; noch einen andern trillernden Ton hört man, welcher wie „zürli“ lautet. — Fang und Krankheiten sind wie bei den vorigen.

2. Gruppe: Schafstelze. Budytes, *Cuv.* 1817.

Der Schwanz ist kürzer, als die Hälfte der Gesamtlänge; die Läufe sind hoch, der Nagel der Hinterzehe ist lang und fast gerade, nur sehr wenig gekrümmt. Von 12 Arten hier: 2 Arten.

Die Schafstelze. Motacilla flava, *Linné.*

Taf. 11, Fig. 4.

Lämmerstelze, Gelbe Schafstelze, Rinder-, Kuhstelze, Grauköpfige-, Kurzschwänzige Viehstelze, Gelbe Bachstelze, Wiesen-, Waidestelze, Gelber Wippsterz, Gelber Ackermann. — Mot. flava, alte Autoren; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1823; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; — Sylvia flava, *Klein* 1750; — M. verna, *Briss.*; — M. boarula, *L.* 1767; — M. chrysogastra, *Bechst.* 1807; — M. flaveola, *Pall.* 1811; — Budytes flava, *Br.* 1831; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — M. neglecta, *Gould* 1882.

Dieser Vogel hat Aehnlichkeit mit der Bergstelze, kennzeichnet sich aber sofort durch den Sporn an der Hinterzehe, welcher fast gerade, wie ein Lerchensporn ist; sie ist auch kleiner, was von dem kürzern Schwanz herkommt, und hat keinen schwarzen Fleck auf der Gurgel. Außerdem aber ändert die Schafstelze vielfach ab, was bei der Beschreibung ersichtlich ist. Die vorbeschriebene und diese Stelze wurden in früheren Werken auch vielfach miteinander verwechselt.

Kennzeichen. Kopf aschgrau (sehr selten schwarz oder schwärzlich), mit weißlichem Augenstreif; der Rücken olivengrün; die zwei äußersten Schwanzfedern sind größtenteils weiß. Junger Vogel: von oben dunkel erdgrau, von unten blaß lehmgelb, an der Gurgel schwarz gefleckt. Nagel der Hinterzehe so lang als die Zehe, fast gerade.

Sie ist 15,5 cm lang, 25—26 cm breit, der Schwanz mißt 7 cm, der Schnabel 1,1 cm, das Fußrohr 2,4 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen ist ein gar schönes Vögelchen, für dieses genügt die Abbildung statt langer Beschreibung. Beim Weibchen ist der Rücken mehr grau als grün, der Bauch und After nicht so schön gelb, die Kehle weißlich, die Gurgel ockergelblichweiß, am Kropfe stehen mehrere graue Fleckchen; der ganze Unterleib ist bleichgelb. — Das Herbstkleid ist vom Sommerkleid verschieden und mit viel weniger prächtigen Farben geziert; das schöne Gelb des Unterkörpers ist nur an der Gurgel strohgelb, sonst blaß strohgelb. Die Männchen in diesem Kleide sehen dann der grauen Bachstelze nicht unähnlich, der Rücken ist aber stets grüner. — Die Jungen sehen den Eltern nicht sehr ähnlich; nur dem Weibchen ähneln sie ein wenig, sind aber in der Färbung viel trüber. Auf dem Rücken sehen sie erdgrau geschuppt aus, auf der Brust oder dem Kropf haben sie eine Gruppe rundlicher, braunschwarzer Flecken, und vom Schnabelwinkel zieht sich ein braunschwarzer Streif an den Seiten der Kehle herab. Schnabel und Füße sind ebenfalls heller, als bei den Alten, bei welchen sie schwarz sind.

Bei diesem weit verbreiteten Vogel zweigen sich Abänderungen ab, welche aber standhaft unterschieden sind, deshalb auch von einzelnen Forschern als Arten betrachtet werden. Am meisten weichen die Männchen in der Färbung des Kopfes und Hinterhalses voneinander ab, und es lassen sich diese nach der Färbung des Scheitels in eine Hauptgruppe sondern, zwischen denen aber noch viele Uebergänge stehen. Es sind folgende: 1) Die Nordische Schafstelze, Mot. borealis, *Sundev.* 1856. Mit dunkelgrauem bis schieferschwarzem Scheitel, ohne helle Augenstreifen, das Grün der Oberseite ist reiner; auch hat diese Stelze etwas größere Maße. Im Norden unseres Erdteils von Skandinavien bis Ost-Sibirien. Auf dem Zug bis Afrika und Süd-Asien. Zuweilen in Deutschland. 2) Die Graukopfstelze, Mot. cinereocapilla, *Savi.* 1827; M. Feldeggi, *Mich.* 1831. Scheitel und Hinterhals hellgrau. In Südost-Europa, Egypten, Sibirien und China. 3) Die Feldstelze, Mot. Rayi, *Bp.* 1832; M. flaveola, *Tem.* Bei dieser Stelze ist Ober- und Hinterkopf lebhaft olivengelb-grün. In England, Spanien, Süd-Frankreich, Algier; ostwärts in Indien bis China. 4) Die Schwarzkopfstelze, Mot. melanocephala, *Licht.* 1824. Beim Männchen ist der Scheitel und Hinterhals schwarz, in der Regel ohne hellen Augenstreif. Bewohnt Süd-Europa, Nord- und Mittel-Afrika; Mittel-Asien bis Indien. Eingehende Besprechung des Farbenwechsels bei dieser Schafstelze findet man in Cab. J. 1878, 126, von E. F. v. Homeyer, der 9 Abänderungen nachweist.

Die Schafstelze mit ihren Abänderungen kommt in ganz Europa vor, nordwärts bis in den arktischen Kreis, wo schon die Vegetation verkümmert; in Asien bis zum fernen Osten in China, wo sie noch allenthalben gefunden wird. Nach Middendorf ist sie in Sibirien an der Boganida unter 71. Grad noch nicht selten, auch im Stanowoigebirge zu treffen; dagegen vermißte sie M. an der ganzen Küste des Ochotskischen Meeres. Nach Brehm kommt sie auch im nordwestlichen Amerika als Brutvogel vor. Auf dem Zug bereist sie Süd-Asien und einen großen Teil Afrikas, auf dessen Westseite bis Guinea, auch die Kanaren; auf der Ostseite bis Sansibar und noch südlicher. — In Europa bewohnt sie die weiten freien Ebenen mit großen Hutungen, Sümpfen, Wiesen, nassen Feldern u. s. w. in Menge. In Deutschland gehört sie unter die gewöhnlichen Vögel, bewohnt es zwar

allenthalten, ist aber weit nicht so zahlreich wie die Weiße Bachstelze. Sie sucht, im Gegensatz zu der Bergstelze, die Ebenen auf und nur während der Winterzeit findet man sie auch in höher gelegenen Gegenden. Die Nachbarschaft der Menschen flieht sie und schlägt ihren Wohnsitz nie nahe bei ihnen auf. Ihr Lieblingsaufenthalt sind sumpfige, fette, feuchte Wiesen mit einzelnen Weidengebüschen und Wassergräben; die freien, großen Wiesen an den Flußufern; große Brüche, worin viel hohes Gras wächst und zeitweise Vieh waidet. Obgleich sie die Nähe des Wassers liebt, so scheint es ihr doch nicht durchaus notwendig; ja sie wohnt oft weit von Gewässern, in tiefliegenden, feuchten Aeckern. Wiesen und Viehwaiden, dazwischen Sumpf und Rohr, mit etwas Gebüsch und Bäumen, werden gewiß immer mehr oder weniger Schafstelzen unter ihre Bewohner zählen. Besonders gern folgen diese Vögel den Viehherden, deren unzertrennliche Begleiter sie, außer der Brutzeit, immer sind. Sie sind deshalb bei Schäfern und Hirten sehr bekannt und beliebt, infolgedessen gegen dieselben auch besonders zutraulich, so daß sie fast wie gezähmte Vögel unter denselben ihrer Nahrung nachgehen; häufig in Gesellschaft ihrer Verwandten, der Weißen Bachstelzen, nicht minder auch der Staren.

Sie gehören zu den Zugvögeln, kommen Anfang April an und verlassen uns wieder im September. In Deutschland überwintert keine dieser Bachstelzen, denn sie sind gegen Winterkälte sehr empfindlich. Sieht man in der kalten Jahreszeit Gelbe Bachstelzen, so sind dies immer Gebirgsstelzen. Sie ziehen bei Tag und Nacht, fliegen dabei sehr hoch und beendigen das Ziel ihrer Wanderschaft erst in Inner-Afrika, wo sie den Weißen Bachstelzen mitunter Gesellschaft leisten. Im Frühjahr kommen sie in kleinen Gesellschaften, im Spätjahr aber ziehen sie in großen Scharen fort*).

Sie nisten im Grase der Wiesen, in Seggenrohrkufen, in verfallenen Gräben, an grasreichen Ufern, in Brüchen, wo die Stauden der Sumpfwolfsmilch wuchern, zwischen Wurzeln, unter Feldfrüchten, im Klee und Reps, wo das Nest stets auf dem Boden steht. Es ist aus Würzelchen, Halmen, Moos, Distelflocken, Wolle und Pferdehaaren gebaut, dem auch zuweilen einige Federn beigemischt sind, und enthält im Mai gewöhnlich 5 rundliche Eier, welche auf schmutzigweißem Grunde über und über mit einer rötlich graubraunen Farbe in verschiedenen Nüancierungen bepunktet, bestrichelt und marmoriert sind und ziemlich bedeutend variieren. Sie machen jährlich nur eine Brut. Maße märkischer Eier: 17,5 + 13,5 mm.

Die Schönheit dieser Bachstelzen übertrifft die mancher andern Vögel; sie sind munter, flüchtig, bei Herden und Hirten, wie oben bemerkt, zahm, sonst aber, bei der Brut und auf dem Zug vorsichtig und mißtrauisch, laufen schrittweise und nicken mit dem Köpfchen wie die vorigen Arten; um sich umsehen zu können, sitzen sie gern auf erhöhte Gegenstände, auf Steine, Pfähle, Pflanzenstengel, Weidenbüsche, wo sie aber wegen des langen Nagels an der Hinterzehe einen unsichern, wankenden Stand haben; man sieht daraus, daß sie mehr dem Boden als den Bäumen angehören. Ihr Flug scheint noch leichter und schneller, als bei den andern Bachstelzen. Mit andern Vögeln haben sie immer zu hadern, selbst mit den größern Weißen Stelzen, wobei sie aber stets den kürzeren ziehen. Die Zanksucht dieser Bachstelzen bricht am ärgsten los, wenn sich Fremdlinge ihrem Nestbezirke nähern; sie verfolgen diese, am meisten die Seggenrohrsänger, als ihre häufigen Nachbarn heftig, stechen nach ihnen, und lassen nicht zu, daß diese sich in ihrer Nähe setzen. Wenn sie während der Zugzeit im Röhricht übernachten wollen, machen sie vorher vielen Lärm.

---

*) Auf Helgoland verläuft der Zug der verschiedenen Bachstelzen wie folgt: bei Alba beginnt der Zug Mitte März; 25. März sehr viel; steigert sich am 3. April zu einem massenhaften Zug; am 11. April noch ziemlich Zug und nimmt von da an ab. Der Rückzug beginnt wieder mit Jungen den 4. September, steigert sich bis in den Oktober hinein; am 18. Oktober noch einige, am 28. Dezember noch 1 Paar. — Bei Flava beginnt der Zug später, die ersten zeigen sich den 5. April; den 18. April einige; 23. April viele; 27. April mehrere; 28. April ziemlich starker Zug und dauert durch den ganzen Mai mit „ziemlich viel“ und „viel“ Zug. Der Rückzug beginnt mit den Jungen 21. und 22. August; 29. August sehr viel Zug, wird Mitte September stärker; am 4. Oktober noch sehr viel Zug, dann abnehmend. — Lugubris, wenig und vereinzelt oder in Paaren; Melanocephala und Citreola noch seltener. (Ornis 1887, 3. Bericht von H. Gätke.) Also auch bei diesen Vögeln eröffnen den Herbstzug die Jungen.

Ihre Nahrung besteht aus allerlei Wasser- und Wieseninsekten, aus Heuschrecken, deren Larven, Räupchen, Fliegen, Spinnen, und bei den Viehherden fangen sie Bremsen, Stechfliegen u. dgl.; besonders bemühen sie sich, die armen Schafe ihrer Peiniger zu entledigen, diesen Erleichterung, sich selbst nahrhaftes Futter verschaffend. Daher auch ihre Vorliebe für Schaf- und Viehherden. Es sieht sehr niedlich aus, wenn sie die Insekten mit vorgestrecktem Kopfe beschleichen und dann plötzlich mit einem Satze zu erhaschen suchen; im Fliegenfangen sind sie sehr gewandt; wenn ihnen solche sitzend entkommen, so fangen sie sie noch in der Luft. Im Zimmer gewöhnt man sie mit Mehlwürmern, Fliegen und Ameiseneiern an das Nachtigallfutter. Sie verlangen einen etwas geräumigen Käfig mit 2 sehr dicken Sprunghölzern, damit sie nicht darauf wanken, weil sie wegen des langen Nagels der Hinterzehe nicht gut spannen können. Im Zimmer frei laufend fressen sie als Nebenkost auch altbackene Semmeln in Milch erweicht. Zum Baden muß man ihnen öfters Gelegenheit geben.

Ihr Gesang hat die meiste Aehnlichkeit mit dem der Weißen Bachstelze; ihre Lockstimme lautet etwa „psüjip psüjip" und „srie srie!" Desto mehr aber empfiehlt sie ihre Schönheit und ihr artiges Benehmen, besonders wenn man sie frei im Zimmer umhergehen läßt; hier kann man oft zusehen, wie sie die Fliegen beschleichen, welche in kurzer Zeit alle weggefangen sind.

Ihre gewöhnlichste Krankheit ist die Abzehrung, meistens eine Folge unrichtiger Behandlung, welche man durch gutes Futter zu beseitigen suchen muß. — Beim Neste fängt man sie mit Leimruten und Laufschlingen, doch erfordert das viel Geduld, da sie sehr vorsichtig sind.

Die Gelbkopfstelze. Motacilla citreola, *Pallas*.

Spornstelze, Gelbköpfige Bach- oder Schafstelze. — Mot. citreola, *Pall.* 1776; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — *Blas.* in Naum. 1860; — M. citrinella, *Pall.* 1811; — Budytes citreola, *Cuv.* 1817; *Br.* 1831; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886; — M. aureocapilla, *Less.* 1831.

Kennzeichen. Die zwei äußern Schwungfedern größtenteils weiß gefärbt. Zwei breite weiße Querbinden über den Flügeln; der ganze Kopf bis zum Nacken und Unterkörper schön gelb, nach dem Rücken trüb grünlich; der Rücken und Bürzel aschgrau; die Flügel braunschwarz mit 2 weißen Binden; in den Weichen blaugrau; der Schwanz braunschwarz mit 2 weißen Außenfedern; die untern Schwanzdeckfedern weiß. Die zweite bis vierte Schwungfeder außen deutlich verengt; der Unterschied der 4. und 5. Schwinge ungefähr dreimal so groß, als zwischen der 4. und 3. Der Schnabel ist schwarz, die Augen schwarzbraun, die Füße bläulichschwarz. Im Frühjahr ist das Männchen auf dem Hinterkopf gefleckt. Die Alten sind unten gelb; das Männchen mit gelbem, das Weibchen mit grünem Scheitel. Die Jungen oben grau, unten weiß, ohne deutliches Gelb im Gefieder.

Länge 17,9 cm, Flügel vom Bug bis zur Spitze 9 cm, Schwanz 8 cm, Schnabel 1,4 cm, Fußrohr 2,3 cm.

Dieser Vogel ist durch ganz Ost-Asien von Kamtschatka bis Malakka einheimisch und bis zum Ural beobachtet worden. In Ost-Asien erscheint diese Bachstelze in der zweiten Hälfte des April in sehr großen Scharen. Sie nistet auf der Erde an sumpfigen Orten und versteckt das Nest unter Grasbüschel, niedriges Gesträuch oder ins Moos auf Torfboden. Es ist sehr schwer zu finden. Außen besteht es aus Wiesenmoos und Hälmchen, innen ist es gepolstert mit Moosfruchtstielen, Federn und Haaren. Der ganze Bau des Nestes ist flach und gut. In der 1. Hälfte des Juni legt das Weibchen 5, selten 6 Eier, welche es mit Hilfe des Männchens ausbrütet. Wenn das eine auf dem Neste sitzt, so beobachtet das andere rings herum und warnt rechtzeitig, wenn Gefahr droht. Der brütende Vogel macht sich dann heimlich zu Fuß fort, und indem sie beide matt und niedrig verierfliegen, trachten sie den Feind vom Neste abzulenken. Nach abgeleiteter Gefahr kehren sie nun zögernd und mit großer Vorsicht zu ihrem Neste zurück. Diese List erschwert es noch mehr, das Nest zu finden. Bei Regenwetter geht das Nestsuchen besser, weil dann das Weibchen nicht gern und beinahe erst unter den Füßen des Suchers auffliegt. Die Eier sind weißgelb-

lich, mit kleinen, sehr blassen Rostfleckchen undeutlich auf der ganzen Oberfläche bestreut, aber schwächer als bei andern Bachstelzen und Piepern. Der Glanz ist ziemlich stark. In jedem Gelege ist die Farbe einerlei. Durchschnittliche Maße: 22 + 14,5 mm. Der Vogel ist im ersten Kleide den Jungen von Motacilla flava ähnlich, aber oben dunkler und ohne den grünen Anstrich, unten schmutziggelb, ohne Spur von grünlichem Anflug, der dem europäischen Vogel eigen ist. Der Abzug vom Brutplatz ist Ende Juli und im August, wo sich dann die Vögel im Süden verteilen. Cab. J. 1873, S. 82, Dybowsky. Auf Helgoland wurde diese Stelze von Maler Gätke schon einigemal erlegt.

Siebenundzwanzigste Familie: Pieper, Anthus, *Bechstein* 1802.

Alauda, *L.* 1735; *Ill.* 1811; — Spipola, *Leach* 1816; — Corydalla, *Vig.* 1825; — Leimoniptera, et Pipastes, *Kaup* 1829; — Agrodroma, *Sws.* 1837.

Sie stehen zwischen Lerche und Bachstelze; der ersten ähneln sie in einfacher Färbung, der zweiten im Betragen. Der Kopf ist flachstirnig, spitz und ziemlich lang; Schnabel dünn, gestreckt, an der Spitze etwas gebogen und seicht ausgeschnitten; Nasenlöcher nicht klein, oval, mit häutigem Rande und oben mit einer starken Schwiele; Füße schlank, mittelmäßig; Zehen schlank mit verschieden gekrümmten Nägeln an der Hinterzehe, welche sich bei einigen Arten bis zu einem Sporn verlängert, wie bei den Lerchen; keine 1. abortive Schwinge, deshalb nur 9 Handschwingen, von denen die 3. und 4. die Spitze bilden; die drittletzte Armschwinge (sogenannte Schulterschwinge) aber so lang als die vorderen, wodurch eine 2. Spitze im Flügel entsteht, wie bei den Bachstelzen; d. h. wenn man den Flügel ausbreitet, sind 2 Spitzen sichtbar, eine im Vorder-, die andere im Hinterflügel; die Flügel zieren zwei weißliche Bänder; die Brust meist gefleckt; Schwanz schwach ausgeschnitten; sie wippen langsam mit demselben; ihre Lockstimme ist piepend, bei ihrem Gesang steigen sie mit eigenem Balzflug gern schräg in die Höhe und lassen sich singend wieder herab auf einen Sitz. Ihr Futter besteht aus lauter Insekten und sehr kleinen Gehäusschneckchen, nie aber aus Gesäme. Ihre Nester setzen sie auf den Boden wie die Lerchen. Doppelmauser.

Linné und Brisson kannten die Pieper nicht genau, und erst Bechstein hat die Arten schärfer gesondert, daher wird er auch von vielen Ornithologen als Autor vorangestellt. — Gray zählt für diese Familie über 40 Arten in 11 Gruppen. Hier beschrieben: 8 Arten.

Der Wiesenpieper. Anthus pratensis, *Linné.*

Taf. 11, Fig. 5.

Piep-, Sumpf-, Wasser-, Stein-, Schaf-, Kraut-, Garten-, Grillen-, Zip- und Spießlerche, Isperle, Pisperling, Greinvögelchen. — Alauda pratorum, alte Aut.; — Al. pratensis, *Olina*; *Frisch; Albin; L.* 1758—66; *Briss.; Gm.*; *Bechst.* 1795; — Al. brumalis, *Scop.* 1769; — Anthus pratensis, *Bechst.* 1802; *Naum.* 1823; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves;* — Anthus tristis, *Bailly* 1833.

Dieser Vogel ist kleiner als der Baumpieper, diesem aber sonst sehr ähnlich, so daß er oft mit demselben verwechselt worden ist. Deshalb achte man auf die Kennzeichen.

Kennzeichen. Oben grünlicholivenbraun, braunschwarz gefleckt; an der Brust licht rostgelb mit braunschwarzen Flecken; die Federn am Flügelbug und die untern Flügeldeckfedern grünlichgelb gerandet; die längste Schulterfeder ist nicht kürzer als die 4. Schwinge; die vier ersten Schwingen beinahe gleich lang; die Schwanzfedern und Schwingen, von der 2. an, mit grünlichen Kanten; Schaft der 1. Schwanzfeder von der Wurzel an braun, von der Mitte an weiß. Der Nagel der Hinterzehe länger als diese und nur sehr wenig gebogen, welches Kennzeichen ihn leicht vom Baumpieper unterscheidet. Auch sind die Füße immer dunkler gefärbt, als beim Baumpieper, der fleischfarbige Füße hat.


2
4
3
1
7
5
6
9
10
8

Seine Länge beträgt 14 cm; die Flügelbreite 25 cm; der gabelförmige Schwanz mißt 6 cm; der Schnabel 1,1 cm und die Höhe des Fußrohrs 2,2 cm.

Beschreibung. Siehe die Abbildung. Die Schwanzfedern sind braunschwarz, die zwei mittelsten nur matt braun, alle olivengraulich gesäumt; die äußerste Feder hat am Ende einen großen, weißen, die zweite nur einen kleinen Keilfleck. Der Schnabel ist oben braunschwarz; das Auge lebhaft dunkelbraun; die dünnen, schlanken Füße sind bräunlich fleischfarben; der Nagel der Hinterzehe dünn und wenig gebogen. — Das Weibchen ist nur wenig kleiner, oder mehr mäusegrau, unten blässer gelb und mit kleineren Flecken geziert. — Die Jungen sehen dunkler aus als ihre Eltern, sind oben dunkelolivenbraun, schwarz gestreift; Kehle und Brust dunkelrostgelb und stark schwarz gestreift, der Rachen gelb. — Diese, sowie die andern Pieperarten mausern jährlich zweimal; einmal im August, das andere Mal im Februar und März.

Eine sehr große Veränderlichkeit herrscht in der weißen Zeichnung des Schwanzes und in der Fleckung der Kehle und des Unterkörpers, so daß Vater Brehm ein Dutzend Varietäten aufstellen konnte. Br. Handbuch 1831, S. 331—341.

Diese Vögel bewohnen Nord- und Mittel-Europa, nordwärts bis Island und Norwegen, Nord-Asien, besonders das westliche. Auf dem Zug in Süd-Europa und Nord-Afrika, Algier, Tunis, Egypten bis Abessinien. In Deutschland und der Schweiz an zuständigen Plätzen überall zu treffen. — Sie halten sich auf Wiesen, Sümpfen, Moräſten, Brüchen, bei Teichen und in tiefliegenden Saatfeldern auf, kommen aber auch auf die Hochgebirge und Vorwälder, wenn sie torfähnlichen schwarzen Moorboden und Sumpf daselbst finden. Große Brüche, die mit Gräben durchzogen sind, wo Seggengrasarten in großen Partien wachsen und Wiesen mit Viehwaiden abwechseln, auch nur wenig Gebüsch und Bäume stehen, sind ihnen die liebsten Aufenthaltsplätze. Wenn der Zug beginnt, ziehen sie sich in größeren Scharen auf die Felder und Aecker, oft in Gesellschaft der Ackerlerchen, und bilden zuletzt große Herden. Anfang März, oft noch früher, kommen sie an, und ziehen von Mitte September an, im Oktober am stärksten, und noch den ganzen November hindurch in großen und kleinen Scharen fort, und zwar mehr bei Tag, als bei Nacht.*)

Sie nisten unter dem Schutz von Pflanzen oder in einer kleinen Bodenvertiefung unter dem Versteck eines Steines, in Grasbüscheln, in Heuwiesen, in Binsenhorsten, zwischen Schilfpartien, in Seggenwiesen, Haidekraut, Wollgras u. dgl., immer fest auf der Erde, und ist das Nest ungemein schwer zu finden. Dieses ist ein loses Geflecht von Moos, Würzelchen, Halmen, innen niedlich gerundet, und mit feinern Hälmchen, auch Kuh- oder Pferdehaaren, ausgelegt. Mitte April findet man darin gewöhnlich 5 Eier, welche auf einem graulichweißen Grunde überall dicht mit graubraunen Punkten und Gekritzel bedeckt sind. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 18,5 + 13,7 mm. Die Pieper machen bei uns jährlich zwei Bruten, die zweite findet man Mitte Juni, gewöhnlich mit nur 4 Eiern. Die Jungen schlüpfen nach 13 Tagen aus.

Die Wiesenpieper sind lebhafte, gesellige und unruhige Vögel, die sich mit ihrer Nachbarschaft, den Rohrsängern, Gelben Bachstelzen und Rohrammern häufig herumnecken und beißen. Sie fliegen selten auf einen Baum, und wenn es geschieht, sind sie wegen ihrer langen Hinterzehe unsicher und wankend auf den Aesten, weshalb sie sich auch nicht lange daselbst aufhalten. Am Brutorte haben sie ihre Lieblingsplätzchen, um welche sie oft in Kämpfe verwickelt werden, besonders mit den Gelben Bachstelzen, welche überhaupt meistens ihre nächsten Nachbarn sind, und denen sie in Betragen und Lebensart mehr als irgend einem andern Vogel gleichen. Sie laufen ungemein schnell, auf dem ebenen Boden

---

*) Ueber Helgoland beginnt der Pieperzug im März. Pratensis sehr viel Zug 20. März; ebenso 24. und 25. März; läßt etwas nach im April, dauert aber bis zum 25. Mai, wo sich noch einige Pratensis zeigen. Der Herbstzug fängt 22. August mit Jungen an, steigert sich im Oktober zu sehr viel, so 6., 15., 18., am 20. Oktober noch ziemlich viele. Pratensis scheint in manchen Gegenden häufig zu nisten, da ihr Zug schon über Helgoland ein so zahlreicher ist. Rupestris (bei uns Obscurus) zeigt sich am 13. März mit ziemlich viel Flug und hört einen Monat später auf. Der Herbstzug beginnt Ende Septembers; 23. September ziemlich viel, steigert sich im Oktober und hört zu Ende des Monats auf. Bei Arboreus beginnt der Zug zu Ende des April, den 28. April ziemlich viele und dauert bis Ende des Mai. Der Rückzug fängt mit Jungen den 21. August an und dauert bis Anfang Oktober. Für Campestris, Richardi, Cervinus ist wenig Zug verzeichnet. Ornis 1887, 394 ff. von Gätke.

absatzweise, ziehen den Hals etwas ein und tragen den Körper wagrecht; sie leben nicht sehr versteckt, sondern treiben ihr Wesen mehr auf offenem, kurzem Rasen, oder schlammigem, freiem Boden, wodurch sie sich vom Baumpieper unterscheiden. In der Zugzeit beweisen sie eine große Neigung zu ihresgleichen, man sieht sie oft in Scharen von mehreren Tausenden beisammen, die sich alle ängstlich bei einander halten; und wenn einige vom Hauptheer durch Zufall getrennt wurden, so kann man leicht die Eile bemerken, mit welcher sie sich dem großen Zuge wieder anzuschließen suchen, indem sie dabei ihr heiseres: „ist ist!" ertönen lassen. Ihr Flug ist leicht und schnell, in kurzen Absätzen. Beim Singen erheben sie sich stets in die Höhe, und schwingen sich in schiefer Richtung in die Luft, verweilen da einige Augenblicke und schießen, meistens mit angezogenen Flügeln, schnell wieder herab, um den Gesang auf einem Binsen- oder Pflanzenbüschel, oder auch auf dem Boden zu vollenden.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten, Stechfliegen, Bremsen, Heuschrecken, Schnaken u. dgl.; Sämereien fressen sie aber nicht. — Im Zimmer gibt man ihnen einen Lerchenkäfig, welchen man mit 2 daumendicken Sprunghölzern versieht, und gewöhnt sie mit Ameiseneiern und Mehlwürmern an das Nachtigallfutter, ohne welches sie nicht durchzubringen sind.

Ihr Gesang besteht aus verschiedenen, zusammenhängenden Strophen, deren Töne oft repetiert werden; er lautet nach Naumann ungefähr: „zick zick zickzickzickzickzickzick, witge witge wite wite witewitewitewite jückjückjückjückjückjück tirrrrrrrr", was auf verschiedene Weise moduliert wird. Er ist zwar nicht so melodisch, wie der des Baumpiepers, aber die Aehnlichkeit mit diesem nicht zu verkennen. — Ihre Lockstimme ist ein feines, heiseres „istististististist"; auf dem Zuge ein glockenreines „jickjickjickjick".

Ihre häufigste Krankheit ist die Dürrsucht; gefangen werden sie mit Leimruten und Schlingen, welche man an ihrem Aufenthalt stellt. Siehe „Vogelfang".

Der Rotkehlige Pieper. Anthus cervinus, *Pallas.*

Taf. 11, Fig. 6.

Motacilla cervina, *Pall.* 1811; — Anthus Cäcilii, *Audouin* 1828; — A. rufogularis, *Br.* 1831; — A. rosaceus, *Hodgs.* 1831; — A. pratensis, var., *Eversm.* 1835; — Anthus cervinus, *K. & Bl.* 1840; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.; v. Hom.* 1885; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Oberseite braun oder braungrau (ohne gelbgrünliche Mischung), ins Rostfarbige, mit braunschwarzen Schaftflecken; Brust rostfarbig mit schwarzbraunen Schaftflecken; die untern Flügeldeckfedern grau mit weißlichen oder rostfarbigen Säumen. Die vier ersten Schwungfedern bilden die Flügelspitze; die 4. Schwinge merklich, um $1\frac{1}{2}$ mm kürzer als die 1.; die 2., 3. und 4. Schwinge außen verengt; die Schwanzfedern und Schwingen von der 2. an mit weißfahlen Kanten; Schaft der 1. Schwanzfeder weiß, selten endwärts trüber. Der Nagel der Hinterzehe ist schwach gebogen und länger als die Zehe. Die alten Männchen rostrot auf Vorderhals und Brust. Die Weibchen rostrot am Vorderhals. Die Jungen unten rostgelblichweiß. — Im Winter mit weniger Rot, das sich fast nur auf die Kehle beschränkt. — Die Rotkehligen Jungen sehen dann denen des Wiesenpiepers sehr ähnlich.

Länge 14 cm, wovon auf den Schwanz 6 cm kommen; Flugbreite 25 cm; Schnabellänge 0,9 cm; Fußrohr 2,3 cm.

Durch Pallas wurde dieser Vogel zuerst bekannt gemacht, aber längere Zeit als selbstständige Art bezweifelt und nur für eine Varietät des Gemeinen Wiesenpiepers angesehen, mit dem er noch heute von minder aufmerksamen Beobachtern verwechselt wird.

Im Sommer bewohnt der Rotkehlige Pieper den Norden der alten Welt bis zum Eismeer hinauf, Lapp- und Finnmarken, das nördliche Rußland, im nördlichen Sibirien ist er ein Bewohner der Tundra bis nach Kamtschatka hin, scheint aber nach Osten zu häufiger zu werden. In Deutschland ist dieser Pieper selten, doch soll er in Schleswig-Holstein als Brutvogel vorkommen, und zwar da, wo sich die daselbst häufigen Wiesenpieper aufhalten. Sonst trifft man ihn hin und wieder auf dem Zug in allen Ländern Mittel-Europas. Er

überwintert in Nord-Afrika, zieht auf der Westseite bis zum Senegal, denn in Algier und Tunis ist er nur Durchzugsvogel, in Egypten bis Nubien, und in Süd-Asien.

In der Begattungszeit steigt das Männchen ebenfalls singend in die Höhe, hält die Flügel, eine kurze Zeit schwebend, auseinander und wirft sich dann mit einem Ruck schnell wieder hinunter. — Die in Gefangenschaft gehaltenen Rotkehlpieper singen sehr fleißig, wobei man ein lang und kräftig ausgestoßenes ty toit toit tjt hört. — Nahrung und Fortpflanzung stimmen mit der des Gemeinen Wiesenpiepers überein, nur daß der Rotkehlige mehr an trockenen Orten nisten soll.

Der Baumpieper. Anthus trivialis, *Linné*.

Taf. 11, Fig. 7.

Gemeiner Pieper, Gereut- oder Greutlerche, Spitz-, Piep-, Grillen-, Baumlerche, Waldbachstelze, Greinvögelchen. — Spipola, et Anthus, *Aldr.*; — Alauda minima, *Will.*; *Ray*; *Frisch*; — Alauda trivialis, *L.* 1758—66; *Gm.*; — Al. sepiaria, *Briss.*; — Al. arborea, *Bechst.* 1795; — Anthus arboreus, *Bechst.* 1802; *Naum.* 1823; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Motacilla spipola, *Pall.* 1811; — Anthus trivialis, *Licht.* 1824; *Rchw.* 1884; — Pipastes trivialis, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Oben grünlichbraungrau, dunkelbraun gefleckt; an der Brust licht ockergelb, mit schwarzbraunen Flecken. Die 3 ersten Schwingen bilden die Flügelspitze; die 4. auffallend verkürzt; die letzte Schulterfeder ragt bis zur 4. Schwinge; Schwanzfedern und Schwingen von der 2. an grünlich gekantet; die Federn am Flügelbug und untere Flügeldecken grünlichgelb gerandet; Unterseite scharf gefleckt. Der Nagel der Hinterzehe kürzer als diese, halbmondförmig, oder in den vierten Teil eines Zirkels gebogen.

Seine Länge beträgt 15,5 cm; die Flügelbreite 26,8 cm; der Schwanz 6,6 cm; der Schnabel 1,1 cm und das Fußrohr mißt 2,1 cm.

Beschreibung. Siehe die Abbildung. Der Schnabel ist braunschwärzlich; das Auge lebhaft dunkelbraun; die Füße sind fleischfarben, der Nagel der Hinterzehen groß, aber gekrümmt. — Das Weibchen ist etwas kleiner und bleicher. — Die Jungen sind von den Alten sehr verschieden; sie sind oben gelblich olivengrau mit viel schmalen, schwarzen Flecken, die Flügel- und Schwanzfedern sind grünlich rostgelb gekantet; die Kehle und die Gurgel ist mit einem dunkeln Rostgelb überflogen; der schwarze Streif vom Schnabeleck an und die Flecken auf der Brust dunkler und größer; der Rachen ist gelb. Vom jungen Wiesenpieper unterscheiden sich diese durch die hellere Unterseite, den stärkern Schnabel, hellfarbige Füße, gebogenen Nagel an der Hinterzehe und etwas ansehnlichere Größe.

Der Baumpieper findet sich als Brutvogel in ganz Mittel-Europa bis in die kalte Zone; in Asien bis Japan; auf dem Zug in Nord-Afrika samt den Kanaren; es scheint auch, daß er tiefer ins innere Afrika eindringt, denn in Algier und Tunis ist er nur Durchzugsvogel; im Winter in Egypten; in Süd-Indien. Dieser Pieper überwintert nicht in Süd-Europa, er zieht südlicher. Von Middendorf wurde er im Hochnorden Sibiriens nirgends angetroffen, um so häufiger aber in den Waldungen und Vorhölzern des Stanowoigebirges bis zur Südküste des Ochotskischen Meeres und dessen Inseln. An der Lena bei Jakutsk kommt er in gleicher Häufigkeit vor. In unserem Vaterland ist er ziemlich häufig, in manchen Gegenden geradezu gemein. So auch in der Schweiz. Er ist ein Waldvogel und liebt solche Wälder, die etwas verwahrlost sind, oder geringen Holzwuchs, namentlich Unterholz und mitunter Blößen haben, sie mögen nun aus Laub- oder Nadelhölzern bestehen, auf Bergen oder in den Ebenen liegen, wenn sie nur nicht zu dunkel sind und einen zu kahlen, bemoosten Boden haben. Auf den Gebirgen steigt er bis zu einer Höhe, wo der Holzwuchs aufhört; doch liebt er die buschigen Vorwälder mit grasreichen Plätzen mehr, besonders wenn sie an angebaute Felder grenzen. Unter allen Piepern liebt er den Wald am meisten: doch kommt er während seiner Zugzeit auch in die Kohl-, Rüben- und Kartoffeläcker, um sich vor seinen Feinden besser verbergen und seiner Nahrung nachgehen zu können. Er setzt sich gern auf Bäume, auch auf die höchsten, hält sich aber doch mehr am Boden und im Grase auf, wo er auch seine Nachtruhe hält. Als Zugvogel findet er sich Anfang April bei uns ein und zieht im August und September familienweise wieder weg und zwar bei Nacht.

Sie nisten auf der Erde, wie die vorigen, in einem Bezirk, den das Männchen durch seinen Gesang anzeigt und der nicht sehr groß ist; dessenungeachtet ist das Nest wie von allen auf der Erde nistenden kleinen Vögeln schwer zu finden, weil es immer tief im Grase, Haidekraut und Geniste versteckt ist, so daß man zuweilen vorher darauf tritt, ehe man es entdeckt, obwohl es nie unter einen Gegenstand gesetzt, sondern von oben immer frei ist. Es ist nicht gerade künstlich gebaut, aber doch sorgsam und dickwandig und besteht aus Grashalmen, Würzelchen, etwas Moos und ist mit Wolle, Reh- und andern Tierhaaren ausgelegt. — In diesem findet man in der ersten Hälfte des Mai gewöhnlich 5 kurzovale Eier, welche auf grauweißem, gelblich violettgrauem, fleisch- oder schokoladefarbenem Grunde braungrau oder rötlichbraun, manchmal mit einer noch dunklern Zeichenfarbe, gesprenkelt und bekritzelt sind. Diese Eier variieren indes sehr bedeutend. Nur alte Weibchen nisten zum zweitenmal im Juni. Durchschnittsmaße märkischer Eier: 19,76 + 14,8 mm. — Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, um welche die Alten sehr besorgt sind; wenn man sich den erstern nähert, lassen die Alten ihr ängstliches „sib — sib" hören, was sie bei den Eiern nicht thun. Auch sie haben manchmal ein Kukuksei zu bebrüten.

Dieser Vogel ist viel phlegmatischer, als der Brachpieper; er geht zwar auch schrittweise, aber langsamer, trägt die Brust erhabener und wippt ziemlich bedächtig mit Schwanz und Hinterleib; er läuft lieber im hohen Grase und zwischen andern Pflanzen umher, um sein Wesen mehr im Verborgenen treiben zu können; wenn er überrascht wird, so eilt er wo möglich immer den Bäumen zu, wenn diese auch ziemlich weit entfernt wären. Er springt aber nicht auf den Aesten herum, sondern flattert nur von einem Zweige zum andern, oder läuft lieber der Länge nach auf einem Ast vorwärts; die Bäume dienen ihm überhaupt mehr zum Ausruhen, oder um sich in deren belaubten Kronen einer Gefahr zu entziehen. Sein gewöhnlicher Flug ist zwar schnell, sieht aber aus, als wenn ihn derselbe viel Anstrengung kostete; er ist zuckend, als ob der Vogel in großen, schnellen Sprüngen durch die Luft hüpfen wollte. Der Flug auf weite Strecken ist hoch und beschreibt eine große Schlangenlinie. Er singt gern auf den Spitzen oder auf den dickeren Aesten hoher Bäume, steigt auch von hier aus mit eigentümlich flatterndem Balzflug in schräger Richtung ein Stück weit empor zum blauen Himmel, beginnt seinen Gesang, wendet sich in einem schönen Bogen abwärts und schwebt singend zu dem alten oder einem andern Sitz, wo er den angefangenen Gesang mit einem zart gedehnten zia zia zia endigt.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Insekten, Raupen, Schnaken, Mücken, Spinnen, Heuschrecken u. s. w., welche sie unter dem Schutze der Pflanzen suchen, nie aber aus Sämereien. Im Zimmer unterhält man sie als insektenfressende Vögel mit dem Nachtigallenfutter, nebst Zusatz von Mehlwürmern täglich und Ameiseneiern. Auf den Sprunghölzern können sie ziemlich gewandt nach der Länge laufen, und sehr gut von einem Stab zum andern hüpfen. Beunruhigt flattern sie in die Höhe wie die Lerchen. Die Jungen, welche man mit Ameiseneiern, Käsequark, Semmeln in Milch erweicht, und kleinen Fleischstückchen aufziehen kann, lernen den Schlag des Kanarienvogels fein nachahmen. Die männlichen Jungen kann man auch im Neste an der gelblicheren Grundfarbe des Unterleibes unterscheiden. Unter den Piepern ist dieser Vogel bei uns der beliebteste und unter dem Namen Spitzlerche bekannt, weil er sehr schlank und spitzig aussieht. In eine Zimmervolière sind derartige Vögel nicht genug zu empfehlen, weil sie sich, frei herumlaufend, ungemein niedlich ausnehmen, dabei sehr reinlich sind und keinen Schmutz an ihren Füßen leiden, wie zuweilen die Lerchen. Sie laufen nicht schnell wie die andern Arten, sondern schreiten ganz bedächtig im Zimmer herum; baden sich auch nicht wie die Lerchen im Sande, sondern stecken nur den Schnabel ins Wasser und bespritzen sich. Bei den im Zimmer unterhaltenen Piepern bemerkt man eine zweimalige Mauser; einmal im August, das zweite Mal von März ab, wobei sie aber singen. Ihr Gesang ist sehr angenehm; er ist der schönste unter den Piepern und besteht aus vielen lautpfeifenden, trillerartigen, schnell aufeinander folgenden Strophen, die sich zu einem lieblichen Ganzen gestalten; er erinnert ganz auffallend an eine Partie aus dem Schlag des Kanarienvogels, sowie auch des Zaunkönigs, und schließt gewöhnlich — wie schon oben erwähnt — mit einem sanft hinsterben-

den „zia zia zia". Dieser schöne Gesang und ihr angenehmes Betragen lohnen dem Besitzer die Mühe, die er auf ihre Pflege und Erhaltung verwenden muß; auch werden sie ohne besonderes Zuthun recht zahm und ihrem Pfleger zugethan. — Die Lockstimme ist hoch und hell, etwas schnarrend, und klingt „frib"; zur Brutzeit locken sie zärtlich und angenehm „sib sib sib", von welchen piependen Tönen sie auch den Namen erhalten haben.

Von ihren Krankheiten ist die Dürrsucht die häufigste; ferner fallen ihnen manchmal die Federn aus, ohne wieder zu wachsen, wobei man ihnen dann mit guten Nahrungsmitteln zu Hilfe kommen muß. — Gefangen werden sie durch einen Lockvogel mit dem sogenannten Vogelstich, und im Herbst auf den Kohl- und Gemüseäckern mit dem Stecknetz; beim Neste mit der Nestfalle oder auch mit dem Stichvogel, denn die Baumpieper stechen so hitzig wie die Buchfinken.

Der Wasserpieper. Anthus spinoletta, *Linné*.

Taf. 11, Fig. 8 Sommerkleid, Fig. 9 Winterkleid.

Bergpieper, Wasser-, Sumpf-, Moor-, Dreck- und Kotlerche, Spinolette, Pispolette. — Spinoletta florentinis, *Will.*; *Ray*; — Alauda spinoletta, *L.* 1758—66; *Gm.*; — Anthus aquaticus, *Bechst.* 1802; *Temm.*; *Naum.* 1823; *Blas.* in Naum. 1860; *Glog.*; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Alauda testacea, *Pall.* 1811; — Anth. montanus, *Koch* 1816; — Al. Coutelli, *Audouin* 1824; — Anthus nigripes, *H. & Ehr.* 1828; — Anthus spinoletta, *K. & Blas.* 1840; *Bp.* 1854; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Oberkopf einfarbig, nicht gestrichelt. Oberleib tief olivengrau oder braungrau, mit wenig bemerkbaren schwarzgrauen Flecken; das ganze Gefieder ohne gelbgrünliche Mischung. Die Schwung- und Schwanzfedern haben rostfahle Kanten. Die untern Flügeldeckfedern grau mit weißlichen oder rostfarbenen Säumen. Die erste Schwanzfeder hat einen reinen weißen Keilfleck auf der Innenfahne, der fast die Federmitte erreicht; ein kleiner weißer Spitzenfleck auf der Innenfahne der zweiten. Die großen Füße dunkelkastanienbraun oder schwarz. Der Nagel der Hinterzehe viel länger als diese und ziemlich stark und weit gebogen. Im Sommer ist Kehle und Brust rötlich, die Unterseite ungefleckt. Im Winter die Unterseite gelblichweiß, am Vorderhalse und auf der Brust dunkel gefleckt.

Seine Länge beträgt $15\frac{1}{2}$ bis $16\frac{1}{2}$ cm; die Flügelbreite $27\frac{1}{2}$ bis $28\frac{1}{2}$ cm; die Länge des Schwanzes 7 cm; der Schnabel ist 1,3 cm lang und das Fußrohr ungefähr 2,5 cm hoch. Größe des Buchfinken.

Beschreibung. Der Schnabel ist von der spitzigen Stirn aus sehr gestreckt, etwas schwach und von Farbe schwarzbraun; die Augen sind dunkelbraun; die Füße etwas plump, schwarzbraun, und der Nagel der Hinterzehe lang, dünn und nicht sehr gekrümmt. Im Spätjahr, gleich nach der Mauser, sind sie auf der Brust viel stärker gefleckt. — Das Weibchen ist dem Männchen bis auf die blässere Unterseite völlig ähnlich.

Dieser hübsche Vogel bewohnt die Gebirgsgegenden von Süd- und Mittel-Europa, und die gleichen Breiten in Asien bis China. Seine Ueberwinterung hält er in Süd-Europa, Nord-Afrika und Süd-Asien. In Ost-Asien ist er, nach Dybowsky, der gewöhnlichste unter allen Piepern; und nach Dr. Radde auf dem ganzen Kaukasus Brutvogel an der Schneegrenze. In Bosnien ist er auf den meisten Grasplateaus der Hochgebirge als zahlreicher Brutvogel zu treffen. (Cab. J. 1888, 49.)

In Deutschland bewohnt er die Bayerischen Alpen, das Riesengebirge und die Schweiz. Bei uns in Württemberg auf dem Zug nicht selten; bei Mössingen an der Steinlach kommt er, nach Landbeck, in Truppen von 6 bis 15 Stück im Oktober an, und im März auf dem Wiederstrich zum zweitenmal, und zwar reist er im vollständigen Frühlingskleid im April nordwärts. Seine vorzüglichste Nahrung besteht während dieser Zeit in kleinen Wasserschneckchen. — Seine Aufenthaltsplätze in den wärmer gelegenen Ländern sind die kahlen Hochgebirge, wo schon die Waldbäume aufhören und nur noch niedriges strauchartiges Knieholz wächst. Ja er geht noch höher hinauf bis an die Schneegrenze, auf kaum noch grün bewachsene stein- und wasserreiche Alpen, wo kalte Bäche aus den schmelzenden Schneemassen hervorrinnen. Oder aber in den nördlicher gelegenen Ländern, wie

Holland, Dänemark, Schweden, Großbritannien samt Faröern, wird er zum förmlichen Strandvogel, der die steilen felsigen Gestade des Meeres — öde, fast nackte Klippen — als einziger Singvogel belebt, aber sich auch auf den Steinhaufen und Wackendämmen der Dünen, oder an den felsigen Ufern benachbarter Seen umhertreibt. Diese Strandpieper sind etwas dunkler und werden für eine Rasse des Wasserpiepers gehalten. Siehe auch die beiden nächstfolgenden Pieper. — Er liebt reine frische Luft, ohne allzu rauhe Temperatur, wie er sie nur an den bezeichneten Plätzen findet. Wasser, wenn auch nur mooriges, nacktes Gestein, niedriges Buschwerk, wie Zwergkiefergesträuch, Pinus pumilio, muß die Gegend haben, welche er als Brutvogel bewohnt. Man könnte ihn ebenso gut Felsen- als Wasserpieper nennen. Auch während seines Winteraufenthalts vermeidet er tiefliegende Gegenden, sucht vielmehr hochgelegene Striche auf, wo es noch offene Gewässer gibt. Ihr Abzug beginnt im September, der Wiederstrich im März, verzieht sich aber so lange, daß sie meistens erst im Mai auf den hochgelegenen Brutplätzen ankommen.

Im Innern Deutschlands kommen sie als Brutvögel auf den Bayerischen Alpen, hauptsächlich aber auf dem Riesengebirge vor. Letzteres hat der für deutsche Ornithologie so eifrige Forscher, Dr. Constantin Gloger, festgestellt. Sie nisten in Gesellschaften, sogar in zahlreichen, und viel freier als andre Pieper. Gloger sagt: „Ihr schwer zu entdeckendes Nest bauen sie des Jahres zweimal, auf trockene Flecken in Sumpfstellen, in Binsenhorste, ins Gras, in Heidel-, Sumpfbeer- und andres Gestrüpp, unter hohlliegende Steine und hart auf dem Erdreich." Es besteht aus Pflanzenstengeln, Moos, dürren Grashälmchen, Tierhaaren, selten noch aus einigen Federn, und enthält im Mai etwa 5 Eier, welche auf trüb bläulichem, auch blaßbräunlichem oder gelblichweißem Grunde mit Flecken und Punkten von düsterem Aschgrau bis zum dunkeln Rotbraun variieren. Diese Farbenverschiedenheit des Grundes kommt jedoch nicht leicht in einem Neste vor, wie auch die verschiedenen Abstufungen der Flecken sich nicht gleichzeitig an einem Ei zeigen. Die Maße der Eier vom St. Gotthardt betragen 20+15 mm. Die zweite Brut findet man zu Ende des Juni oder Anfangs Juli. Die Eier sind — im Verhältnis zur Größe des Vogels — etwas klein.

In seinem Betragen hat dieser Vogel viel Aehnlichkeit mit dem Wiesenpieper, obgleich er merklich größer und schöner ist. Er ist hurtig und listig, läuft wie eine Bachstelze, watet ins seichte Wasser und wackelt auch mit dem Schwanze auf und nieder, aber langsamer, sanfter, nie so heftig wie die Bachstelzen. Beim Auffliegen läßt er meistenteils seine Lockstimme hören, setzt sich aber gewöhnlich bald wieder auf einen erhöhten Gegenstand. Sein Flug ist schnell und gewandt, auf größere Entfernungen steigt er hoch in die Luft und fliegt in einer Schlangenlinie. Wenn er sein schönes Lied singt, steigt er nach Pieperart in die Höhe, setzt es unter schönem Balzschweben und schnellem schiefem Niederstürzen mit ausgebreiteten Flügeln eine Zeitlang fort und endigt meist erst im Sitzen auf einem Strauch, einem Felsenblocke oder auch auf dem Boden.

Außer fliegenden Insekten, Käferchen, Larven und Würmchen fressen sie auch ganz kleine Wasserschnecken samt den Häuschen. — Im Zimmer gibt man diesem Vogel einen großen Lerchenkäfig mit 2 dicken Sprunghölzern, bringt einige kurzgeschorene Rasenstücke an, und setzt ein flaches Wassergeschirr hin, in das er gern hineinwatet. Dürre und frische Ameiseneier frißt er gerne aus dem Wassergeschirr, das aber stets mit frischem Wasser unterhalten werden muß, wenn der Vogel gesund bleiben soll. Man gibt das Nachtigallfutter, und während der Mauser einen Zusatz von geriebenem Hühnerei. Obgleich anfänglich scheu, wird er in Bälde zahm und zutraulich und dauert bei richtiger Behandlung lange aus.

Der Gesang hat Aehnlichkeit mit dem des Wiesenpiepers: er ist rein, hell und klar, besteht aus vier verschiedenen, allmählich ineinander gehenden Strophen, und lautet etwa: güß, güß, güß, witt, witt, witt, wick, wick, wick, gik, gik, gik, — wied, wied, wied, wied, — sittr, sittr, sittr, sittr, — srrrrrrrrrrrsi, zimp, zimp, zimp!" Die Lockstimme ist ein hohes „spieb", ein lautes, etwas zartes „zipp zyipp", und verschiedene andre Modulationen dieser Töne, welche man besonders in der Nähe ihres Brutplatzes vernimmt. Für ihre Brut sind sie sehr ängstlich besorgt, werden aber durch ihr ängstliches Locken zum Verräter ihres Nestes.

Man fängt ihn auf einem vom Schnee entblößten Platz, nahe am Wasser, mit Leimruten, woran man lebende Mehlwürmer befestigt, oder auch in einem Schlaggärnchen, mit eben dieser Lockspeise.

Der Felsenpieper. Anthus obscurus, *Pennant.*

Alauda obscura, *Penn.* 1766; *Cetti* 1776; *Gm.*; *Lath.* 1790; — Al. petrosa, *Mont.* 1802; — Anth. rupestris, *Nils.* 1817; *Blas.* in Naum. 1860; — Anth. littoralis, *Br.* 1831; — Anthus obscurus, *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Das graue Gefieder der Oberseite mit einem grünlichen, das weiße der Unterseite mit blaß schwefelgelbem Anflug. Die Schwung- und Schwanzfedern haben grünlich gelbliche Kanten. Die Federn am Flügelbug und untere Flügeldeckfedern sind grünlichgelb gerandet. Die erste Schwanzfeder hat einen trüb grauweißen Keilfleck auf der Innenfahne, der fast die Federmitte erreicht; ein sehr kleiner weißgrauer Spitzenfleck auf der Innenfahne der zweiten. Im Sommer ist Kehle und Vorderbrust rötlich, die Unterseite mit graubraunen Schaftflecken; auf der Oberseite grünlichgrau mit dunkel verwischten Schaftflecken. Im Winter die Unterseite grünlichgelb überflogen und gefleckt; oben grünlichgrau mit verwaschenen graubräunlichen Schaftflecken.

Die jungen Vögel stimmen mit der Wintertracht der Alten überein; die, welche in der Gefangenschaft aufgezogen werden, erhalten keine Spur von dem grüngelblichen Anflug des Gefieders, und sind von dem Wasserpieper nur an der trüben Färbung des Keilflecks auf der ersten Schwanzfeder zu unterscheiden. Maße wie beim Wasserpieper.

Sein Vorkommen ist in dem Norden Europas, auch hin und wieder an den felsigen Küsten der Ost- und Nordsee und des Kanals, auf dem Zug südwärts bis Deutschland und Mittel-Europa. Der gleiche Pieper findet sich aber auch in Indien, er hat demnach ostwärts nach Asien hin eine weite Verbreitung. Er wird übrigens als selbständige Art noch bezweifelt und für eine im Norden Europas und Asiens heimische Abänderung des Wasserpiepers gehalten. Die Eier von den Faröern messen: 22 + 17 mm.

Der Brachpieper. Anthus campestris, *Linné.*

Taf. 11, Fig. 10.

Brachlerche, Krautlerche, Brachbachstelze, Stoppelvogel, Gickerlein, Greinerlein. — Alauda minor campestris, *Will.*; *Ray*; *Briss.*; *L.* cit. 1746—66; — Al. campestris *L.* 1748—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; — Al. mosellana, *Gm.*; — Anthus campestris, *Bechst.* 1802; *Naum.* 1823; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *Mev.* 1886; — Anth. rufescens, *Temm.*; — Anth. rufus, *Vieill.* 1816; — Agrodroma campestris, *Sws.* 1836; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Die obern Teile licht gelblichgrau, mit einigen undeutlichen dunkeln Flecken; die untern Teile trüb gelbweiß, an den Seiten der Oberbrust nur mit einzelnen dunkelgrauen Fleckchen; die 4. Schwinge deutlich kürzer als die 1. Die äußerste Schwanzfeder hat einen weißen Schaft und Außenfahne, desgleichen von der Spitze herauf einen sehr großen gelbweißen Keilfleck; die zweite einen ähnlichen, aber viel kleineren und einen dunkelbraunen Schaft. Der Nagel der Hinterzehe ist groß und nur flach gebogen, länger als die Zehe.

Der Brachpieper ist 16,1 cm lang; die Flügelbreite 26—28 cm; der etwas ausgeschnittene Schwanz 7 cm; der Schnabel 2 cm lang; das Fußrohr ist 2,6 cm hoch.

Beschreibung. Siehe die Abbildung des Männchens. Der Schnabel ist einem Lerchenschnabel ähnlich, von Farbe hornbraun, der Rachen gelb; die ziemlich großen Augen dunkelnußbraun; die Füße ziemlich stark und schmutzig lichtgelb; der Nagel der Hinterzehe stark und nur schwach gebogen. — Das Weibchen ist nur etwas bleicher gefärbt, daher schwer zu unterscheiden. — Die Jungen sind oben dunkelbraun und geschuppt, unten rostgelblich weiß, heller als die Alten und mit viel mehr braungrauen Fleckchen besetzt; die Schnabelränder sind gelb, der Rachen orangerot.

Man trifft diesen Vogel mehr in den gemäßigten Teilen Europas, bis ins mittlere Schweden; doch nicht in Britannien; ostwärts in Mittel-Asien bis Indien, südwärts bis Nord-Afrika auf dessen Ost- und Westseite mit Einschluß der Kanaren. In Deutschland

in vielen Gegenden, aber nirgends häufig. In Südwest-Deutschland und in der Schweiz ist er selten und nur in einzelnen Paaren zu finden. — Diese Pieper halten sich gewöhnlich auf trockenem freien Boden, wo sie, wie die Lerchen, hin und her laufen, sich auch nicht zu verbergen, sondern ihren Feinden durch schnelles Laufen oder ihren raschen, leichten Flug auszuweichen suchen. Sie setzen sich zwar auf Bäume, aber nicht gern; öfter auf die Spitzen niedriger Büsche. Zu ihrem Aufenthalte wählen sie Waldränder, unfruchtbare Sandsteppen, mit Haidekraut bewachsene Hügel; die unfruchtbaren, steinigen Abhänge in Waldungen, zumal gegen die Mittagsseite; die lichten, freien Stellen in Wäldern, wo Gras und Gebüsche nur kümmerlich gedeihen; kurz brachliegende, unwirtliche Plätze. Ihre Nachtruhe halten sie auf dem Boden hinter einer Scholle, einem Grasbüschel, in Furchen u. s. w. Es sind Zugvögel, welche Mitte April bei uns ankommen, und Ende August wieder wegstreichen. Sie reisen bei Tag und bei Nacht, meistens in kleinen Gesellschaften.

Sie nisten gern in der Nähe der Wälder, besonders von Kieferbeständen, oder wo junger Anflug von dieser Holzart steht, in kleinen Vertiefungen, alten Fahrgeleisen, hinter einer Erdscholle, in Grasbüscheln, Haidekraut oder unter kleinem Nadelgebüsche. Das Nest ist schwer aufzufinden, da diese Pieper ein bedeutend großes Revier behaupten; es ist ein ziemlicher Klumpen Quecken, Gras, Moos, Hälmchen, die nach innen feiner werden, und manchmal noch mit Haaren gefüttert. In nördlichen Gegenden enthält es viel Moos, in südlichen Gegenden fehlt zuweilen dasselbe und die Wand ist lockerer geflochten. In diesem findet man Ende Mai gewöhnlich 5 kurzovale, glänzende, zartschalige Eier, welche auf trübweißem Grunde über und über mit mattrötlichen, auch gelb- oder rotbräunlichen Punkten, Strichelchen und Fleckchen besetzt sind, so daß nur wenig von der Grundfarbe sichtbar bleibt. Sie variieren bedeutend in der Größe, weniger in der Farbe. Eine zweite Brut mit etwa 4 Eiern wird nur in den südlichen wärmern Gegenden zuwege gebracht. Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, welche zuweilen durch einen jungen Kukuk verdrängt werden. Die Jungen sind mit Quark und Fleischstückchen leicht zu erziehen; durch die Alten aber nur mit Ameiseneiern. Ein altes Piepermännchen, das in der Gefangenschaft nur ein eigenes Junges zu füttern hatte, ätzte mit Bereitwilligkeit ein halbes Dutzend Weidenlaubvögelchen.

Der Brachpieper ist ein unruhiger, scheuer und flüchtiger Vogel; mit großer Gewandtheit läuft er auf dem Boden, steht dann etwas still und bewegt den Schwanz und das Hinterteil des Leibes auf und ab, etwas langsamer als die Bachstelzen. In der Gegend, wo sie nisten, haben sie ihre Lieblingsplätze, auf einem Busche, Stein oder Pfahl, woselbst man das Männchen öfters antreffen kann, obgleich sie sich in steter Unruhe den ganzen Tag in ihrem großen Revier herumtreiben und nie lange an einer Stelle verweilen. Ihr Flug ist schnell und leicht in auf- und absteigenden Bögen, wobei sie meist in schräger Richtung auf den Boden herabschießen und noch eine Strecke fortlaufen, ehe sie halten und den Schwanz auf und ab bewegen. Im Flug machen sie mancherlei Abwechslungen; zuweilen flattern und schweben sie ganz hoch in der Luft, daß man sie kaum noch sehen kann, lassen eine Art Gesang hören, indem sie unaufhörlich: zirhü, daziba! rufen, und stürzen dann mit angelegten Flügeln, schnell wie ein Stein, herab, oder schweben auch sanft und langsam hernieder. Das Steigen in die Luft und singende Herumschweben haben sie teils mit den Piepern, teils mit den Lerchen gemein. Nur vor den Raubvögeln verstecken sich diese hurtigen Vögel im Grase, sonst leben sie immer im Freien und machen sich bald bemerklich. Ihre Nahrung besteht in Käferchen, Heuschrecken, Motten, Fliegen u. dgl., welche sie meistens laufend erhaschen. Sämereien fressen sie im Freien nicht. — Im Zimmer gibt man ihnen einen Lerchenkäfig mit 2 dicken Springhölzern und gewöhnt sie mit Ameiseneiern an das Nachtigallfutter, da sie als Insektenfresser etwas zarter Natur sind; Mohnsamen sollen sie ebenfalls fressen. Man kann sie auch im Zimmer frei laufen lassen. Ihre hübsche Gestalt und nette Haltung machen sie dem Liebhaber angenehm; ihr Gesang ist eigentümlich und besteht aus den angenehmen Locktönen, welche sie mit vielem Fleiß durcheinanderweben und welche eine recht hübsche Melodie darstellen. Die Locktöne lauten wie: ziürrr! und zürrlewih! Dann hört man noch einen sperlings-

artigen Ruf wie: „dillem dlem“ und ein hellklingendes „gridlin“; beim Nest ein trauriges „zirrp.“

Sie haben die gewöhnlichen Krankheiten der Vögel. Gefangen werden sie auf ihren Lieblingsplätzen mit Leimruten und Schlingen und beim Neste mit der Nestfalle.

Der Spornpieper. Anthus Richardi, *Vieillot.*

Stelzenpieper. — A. Richardii, *Vieill.* 1816; *K. & Blas.* 1840; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *Meves* 1886; — Corydalla Richardi, *Vig.* 1825; *v. Hom.* 1885; — A. longipes, *Holandre* 1825; — A. macronyx, *Glog.* 1834.

Kennzeichen. Die Oberseite gelbgrau, auf Scheitel und Rücken mit braunschwarzen, breiten, runden, auf dem Bürzel mit graubraun verwischten, langgestreckten Schaftflecken, Unterseite rostgelblichweiß, auf dem Kropf und den Halsseiten mit scharfen Schaftflecken. Die äußern Schwanzfedern weiß mit graubrauner Innenkante; die zweite mit weißer Außenkante und weißem Keilfleck auf der Innenfahne. Die wenig gebogene außerordentlich lange Hinterkralle weit länger als die Zehe. Die längste Hinterschwinge ist der 4. großen ziemlich gleich; die 4. Schwinge weniger kürzer als die 3 ersten.

Der Spornpieper ist die größte Art dieser Familie und dem Brachpieper am nächsten verwandt. Seine Länge beträgt 20,1 cm. Der Flügel vom Bug bis zur Spitze mißt 8,4 cm; der etwas ausgeschnittene Schwanz 8,1 cm; der Schnabel 0,9 cm; die Läufe 3 cm. Größe der Feldlerche.

Beschreibung. Das Gefieder ist oben einfarbig graubraun, nur auf Scheitel und Unterrücken mit braunschwarzen breiten Schaftflecken; Kinn und Kehle fast rein weiß; Unterseite rostgelblichweiß, auf der Kropfseite stärker rostgelb überflogen; die Halsseite und die Kehle mit ziemlich scharfen dunkelbraunen Schaftflecken bezeichnet, die nach der Brust allmählich kleiner werden. Die Flügelfedern sind dunkelbraun mit rostgelben Säumen; die mittleren und großen Deckfedern bilden zwei helle Flügelbinden. Die Schwanzfedern sind braunschwarz, die äußern Federn weiß. — Der starke Schnabel ist oben braun, unten heller; die Augen sind dunkelbraun; die hohen, schlanken Füße fleischfarben.

Die Brutplätze dieses Piepers bezüglich Europas sind noch nicht festgestellt, denn sichere Beobachtungen über brütende Stelzenpieper scheinen weder in Spanien, noch in Frankreich, Italien oder Griechenland gemacht zu sein (E. v. Homeyer, Wand. d. Vög. 377). Er wird in den genannten Ländern, in England, Belgien, Holland, an den deutschen Küsten und Inseln der Nordsee, so auf Borkum, Sylt, Helgoland u. a., wiederholt auf dem Zug, aber nicht als Brutvogel beobachtet. Seine eigentliche Heimat ist das Steppengebiet in Mittel- und Ost-Asien, ostwärts bis China; auf dem Zug bis Indien und Nord-Afrika. Besonders häufig ist ihr Vorkommen im untern Bengalen, woselbst sie in den kalten Monaten in großen Mengen gefangen und unter dem Namen „Ortolane“ in Kalkutta verkauft werden. — Sie nisten in Steppen, auf Haiden und weiten Wiesen auf der Erde, indem sie ihr Nest gern in den von Pferden oder Vieh gemachten Vertiefungen bauen. Die aus der Gegend von Darasun (in Daurien, östlich vom Baikal) geschickten Eier sind den dunkeln und kleingefleckten Eiern der Mot. flava ähnlich. Der Grund ist blaß rosen- oder auch blaß olivenfarbig, mit vielen Stricheldchen gefleckt und durchkreuzt, so daß die Oberfläche ziemlich dunkel wird. Auf rosenfarbigem Grunde ist die Fleckenfarbe violettgrau und bräunlich; auf olivenfarbigem Grunde auch olivenfarbig. Der Glanz ist stark. Länge 21,5 + 16 mm. (Cab. J. 1873, 83, Dybowsky.) Dieser Pieper ist eine eigentümliche Erscheinung. Im Laufen schreitet er nicht wie andere seiner Art, sondern hüpft gleich den Drosseln. Im Fliegen fallen die hellen Federränder des langen Schultergefieders sehr auf, sowie auch der lange, außen bachstelzenartige Schwanz. Auch sein Flug gleicht dem einer Bachstelze. Beim Auffliegen ruft er stets seinen Lockton, kurz: zirp oder ziepp, wie wir es nicht selten von Sperlingen hören. Er benimmt sich, wo er eine Verfolgung bemerkt, ungemein scheu. In Borkum wurde er auf dem Zug in verschiedenen Dünenstrichen, am Deich, in der Außenwaide und in Gärten bemerkt. (Wand. d. Vög. S. 378, v. Droste.)

Achtundzwanzigste Familie: Lerche, Alauda, *Linné* 1735.

Die Lerchen schließen sich den Piepern an, sind aber durch scharfe Merkmale gekennzeichnet. Sie haben einen schmalen, meist dünnen, fast walzigen Schnabel, der aber bei der letzten Gruppe zur Stärke eines Finkenschnabels anwächst, hinten mit kleinen von kurzen Haarfederchen bedeckten Nasenlöchern; ganz gespaltene Zehen, mit geradem langem Nagel an der Hinterzehe, welcher ein besonderes Kennzeichen bildet; die Hinterseite des Laufes von umfassenden Tafeln bekleidet, die mit den Tafeln der Vorderseite ziemlich übereinstimmen; der Flügel ist lang und breit, meistens spitzig, mit 19 größern Schwungfedern, von denen die 17. viel länger als die 16. ist; die 1. Schwinge klein oder verkümmert, wenn sie nicht ganz fehlt; die 3. oder 4. Schwinge die längsten. Die Hinterschwingen sind zwar lang, bilden aber keine 2. Flügelspitze wie bei den Piepern; die Mittelschwingen meistens an dem breiten Ende eingeschnitten, zweilappig; der Schwanz mittelmäßig oder kurz. In der Färbung des Gefieders sind sich die Arten sehr ähnlich, was mit dem Ausdruck lerchengrau richtig bezeichnet wird; es ist ein geflecktes, erdfarbiges Gemisch, wodurch sie sich nur schwer auf dem Erdboden unterscheiden lassen, zumal die Färbung des Gefieders stets der Bodenfarbe entspricht, sei diese nun dunkel oder gelblich wie in der Steppe, oder auch rötlich. Die Geschlechter gleichen sich; die Jungen sind oben gefleckt und deutlich hellgerändert. Einmalige Mauser im August. Fast alle haben einen schönen Gesang und steigen dabei flatternd und singend in die Luft. Sie gehen schrittweis mit einem leichten Kopfnicken bei jedem Tritte, stellen gern ihre Scheitelfedern zu einem Häubchen auf, setzen sich öfters auf Ackerschollen, Rasenhügel u. dgl., um sich umzusehen, fliegen — einige wenige Arten abgerechnet — nie auf Bäume oder Büsche, und sind für den Aufenthalt auf dem Boden bestimmt, mit dessen Farbe ihr Kleid so sehr übereinstimmt, daß sie sich vor Raubvögeln lieber durch Niederdrücken auf die Erde unsichtbar machen, und hier sicherer sind, als in der Luft. Sie baden oder paddeln ihr Gefieder im Staube, nie im Wasser. Beim Kämpfen nehmen die eifersüchtigen Männchen ganz eigentümliche Kampfstellungen an, fast wie die Hähne, stellen sich mit gegeneinander gerichteten Schnäbeln drohend und mit gesträubtem Gefieder auf, rennen in scheinbarer Wut aufeinander los, springen miteinander in die Höhe, bis ein Teil veranlaßt ist, dem andern zu weichen. Diese Kämpfe haben etwas Possierliches, denn sie fallen immer ganz unschädlich aus. — Sie bewohnen freie Gegenden und nähren sich von Insekten, Sämereien und Grünem.

Der Magen ist fleischig und starkmuskelig, die 5 Paar Muskeln am Kehlkopf sind gut entwickelt; das Gerippe ist verhältnismäßig, die größern Knochen luftführend. — G. R. Gray zählt in seiner Hand-List, 1870, für die Familie *Alaudidae* etwa 110 Arten in 12 Gruppen. Von dieser großen Artenzahl haben wir in Deutschland nur 9 Arten, und diese zeigen so manches Eigentümliche, daß wir sie in 6 Gruppen scheiden.

1. Gruppe: Edellerche, Alauda, *L.* 1746.

Die Familienbeschreibung paßt auch hierher, doch ist zu beachten, daß bei dieser Gruppe die 1. Schwinge nur als ein verkümmertes Federchen bemerkt wird, bei Sibirica aber ganz fehlt. 2 Arten.

Die Feldlerche. Alauda arvensis, *Linné*.

Taf. 12, Fig. 1.

Acker-, Himmels-, Saat-, Sang-, Korn-, Luftlerche, Leewark, Lerche, Edellerche; in Oberschwaben: der Lörch. — Alauda vulgaris, alte Autoren; — Al. canora, *Aldr.*; — Al. arvorum, *Frisch*; — Al. cölipeta, *Klein*; *L.* cit. 1746—66; — Al. arvensis, *L.* 1758—66; — *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — Al. dulcivox, *Hodgs.* 1844; — Al. japonica, et pekinensis, *Swin.* 1861.

Für ungeübte Liebhaber ist es ziemlich schwer, Feld- und Haidelerche zu unterscheiden, daher achte man auf die Unterschiede, welche bei den Kennzeichen angegeben sind.

Kennzeichen. Die äußerste Schwanzfeder jederseits weiß bis auf einen schwärzlichen Streif an der Innenfahne, auch die Außenfahne der zweiten hellweiß, der Schwanz gabelig ausgeschnitten, die mittlern Federn an der äußern Seite weißgrau, an der innern rostbraun, zur Hälfte von den Flügeln bedeckt. Die Deckfedern des Unterflügels sind rötlichgrauweiß; die 1. Schwinge verkümmert und kürzer als die untern Deckfedern; die Federn des Hinterkopfs nicht zu einem Schopf verlängert, dennoch ist die Feldlerche imstande, ein Häubchen zu stellen. Die ganze Färbung „lerchengrau".

Länge fast 17 cm, Flügelbreite 34,7 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Fußrohrs 2,4 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Die Schwanzfedern sind schwarzbraun, die mittleren mit der Rückenfarbe hell gesäumt, die angrenzenden mit feinen, bräunlichweißen Säumchen; die äußerste bis auf einen schmalen, braungrauen Längsstreif auf der Innenfahne, die zweite auf der Außenfahne, die dritte nur am Saum reinweiß. Der Schnabel ist pfriemenförmig, oben schwärzlich, unten hell; das Auge dunkelbraun; die Füße sind hell bräunlich fleischfarben und haben als Familienzeichen, das gleich in die Augen fällt, an der Hinterzehe einen geradeaus stehenden Nagel oder Sporn.

Kennzeichen der Männchen: ihre Stellung ist aufrechter, ihre Bewegungen sind stürmischer, auf der Brust sind sie stärker mit Rostgelb überflogen, die Rückenfarbe ist etwas dunkler, so daß die Flecken auf dem Rücken nicht so scharf abstechen. — Noch ein anderes Kennzeichen will ich hier anführen, das probat sein soll; nimmt man eine Lerche so in die Hand, daß der Bauch nach oben gekehrt ist, so breiten die Männchen den Schwanz fächerartig aus. — Kennzeichen der Weibchen: sie sind etwas kleiner; die Grundfarbe ist heller, daher sehen die Flecken schärfer und dunkler aus, die Brust ist nur schwach oder gar nicht mit Rostgelb überlaufen. — Handelt es sich aber darum, unter den frei geflogenen, im Spät- oder Frühjahr frisch gefangenen Lerchen die jüngern Männchen auszusuchen, so sehe man auf den Sporn, den Schnabel und die Stulpen an den Füßen, welche bei alten Vögeln länger, stärker und rauhhäutiger sind; auch ist gewöhnlich der gelbbraune Anflug auf der Oberbrust bei den Alten kräftiger entwickelt; dagegen ist bei jüngern Vögeln die Säumung der Federn auf der Oberseite noch heller markiert. Die Kennzeichen sind aber subtil und erfordern genaues Aufmerken; auch gelten dieselben bei allen unsern einheimischen Lerchenarten. — Die Jungen siehe unten.

Bei der großen Individuenzahl dieser Lerche findet man aber Abänderungen sowohl in Körper- und Schnabelgröße, als auch in der Färbung. Manche fallen sehr hell ins Graue, oder ins Gelblichgraue, auch ins Rötlich- oder Bräunlichgraue; manche Lerchen sind sehr dunkel, fast rußig, welche Farbe sich bis auf Schnabel und Füße erstrecken kann, was zweifelsohne — wie oben bemerkt — von der Farbe des Erdreichs herkommt, auf dem sie hausen, ohne daß man deshalb nötig hätte, sie specifisch zu trennen. Auch die Länge des Sporns ist sehr verschieden. Zuweilen auch die Maße des Fußrohrs, denn man trifft mitunter kurzfüßige Vögel. Pastor Brehm führt im „Vogelfang" 6 Varietäten an. Es gibt auch Ausartungen, die ins Weißliche oder Schwärzliche variieren und wovon sich besonders die ersten, wenn sie reinweiße Kakerlaken mit rötlichen Augen sind, hübsch ausnehmen. Sie sind aber selten.

Unsere Ackerlerche ist in der ganzen alten Welt einer der zahlreichsten Vögel. Man trifft sie als Brutvogel in ganz Europa mit Ausschluß des hohen Nordens und Südens; in den gleichen Breiten auch in Asien bis zum fernsten Osten. Auf dem Zug in allen südlichen Staaten Europas und Asiens. In Griechenland überwintern schon viele Lerchen, so auch in Spanien, Süd-Frankreich und Italien, aber eine ebenso große Anzahl setzt nach Nord-Afrika über, um dort zu überwintern. In Algier und Tunis überwintern sie auf fruchtbaren Feldern in großen Scharen, werden dort in Menge gefangen und als beliebte Marktware allen übrigen Lerchen im Geschmack vorgezogen. Ob sie noch näher zum Aequator ziehen, ist mit Sicherheit nicht festgestellt. (Cab. J. 1888, 219, Dr. König.) In den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas ist diese Lerche eingeführt worden und scheint zur Freude der Landwirte und Vogelfreunde daselbst zu gedeihen. — Sie geht ziemlich hoch hinauf in den Norden bis ins nördliche Norwegen und Nord-Rußland, obgleich sie in den gemäßigten Gegenden zahlreicher verbreitet ist. In Deutschland fehlt sie nirgends und ist

in manchen Gegenden ungemein häufig. — Sie liebt hauptsächlich Ebenen und Felder, welche fruchtbaren Boden und guten Getreidebau haben; doch vermißt man sie auch nicht auf magern Getreidefeldern, auf unfruchtbaren, öden Strecken und sandigen Steppen, auf Haiden, in Brüchen, auf Wiesen und fetten Angern, auf den höchsten Bergwiesen, in hügeligen Feldern, in den feuchten Marschländern, wie an den Seeküsten und auf allen kleinen Inseln. Fast überall gibt es Feldlerchen, nur nicht im Walde, auch nicht auf kahlen Bergrücken und in Dörfern oder Städten.

In der letzten Hälfte des September sieht man sie in große Gesellschaften sich vereinigen, zum Zuge rüsten und sich langsam fortbegeben, um den aus dem Norden kommenden Platz zu machen, welche im Oktober in Scharen zu Tausenden ankommen. Dieser Durchzug dauert den ganzen Monat, bis in den November hinein, wo aber nur noch wenige wandern. Einzelne, und in gelinden Wintern selbst kleine Gesellschaften, bleiben auch hier, jedoch nie häufig. — Anfang Februar kehren die zunächst überwinterten schon wieder zurück und so kommen allmählich jene Scharen, je nachdem die Witterung günstig ist, schneller oder langsamer in ihre heimatlichen Fluren, so daß die, welche am nördlichsten wohnen, etwa Mitte März ankommen. Zuweilen stellen sie sich schon mit der ersten Schneeschmelze ein, was ihnen aber nicht immer gut ausfällt, wenn die Witterung wieder in Kälte umschlägt. Ihr Hauptabzug fällt auf das Ende des September und in den Oktober, bei uns in den letzten Monat, wo man Scharen von Tausenden nacheinander forteilen, unter frohlockendem Geschrei sich öfters auf den Erdboden niederlassen, sich aber bald wieder emporschwingen sieht, bis sie dem Auge entschwinden. Einen leichten Westwind scheuen sie nicht, aber einem scharfen Gegenwind suchen sie auszuweichen und fliegen niedrig über dem Erdboden, oder sie schwingen sich sehr hoch hinauf in eine ruhigere Region und setzen die Reise in einer Höhe fort, wo sie das menschliche Auge kaum noch erreichen kann. Daß sie absichtlich starken Gegenwind abwarten sollen, der sie nur am Weiterkommen hindern und abmatten würde, ist nicht verständlich, aber auch nicht zutreffend, wie wir weiter unten sehen werden. Sie wandern hauptsächlich bei Tage, von morgens 8 Uhr bis gegen Mittag; nachmittags liegen sie still und suchen sich Futter; über 24 Stunden bleibt aber eine ziehende Lerchenschar nicht an einem Orte liegen. Gewöhnlich noch gegen Abend, wenn sie sich erholt haben, gleich nach Sonnenuntergang, rücken sie noch eine Strecke weiter fort, von einer Feldmark in die andere; oft zum großen Verdruß der Lerchenfänger, welche sich nun vergeblich auf einen reichen Fang gefreut hatten. Bei mondhellen Nächten ziehen sie aber auch bisweilen die ganze Nacht hindurch und werden erst am Morgen ruhig. Diejenigen, welche zu träg waren, den Zug mitzumachen, und lieber bei uns die Drangsale des Winters ausstehen, kommen in der Not vor die Scheunen und auf die Miststätten der frei liegenden Höfe und Dörfer, um ihr Leben zu fristen. Aehnliches Mißgeschick haben auch die im Februar zurückgekehrten Lerchen auszustehen, wenn sie noch von einem strengen Nachwinter ereilt werden, wo sie dann beinahe Hungers sterben und sich an offenen Gewässern und sumpfigen, schneefreien Plätzen durchzubringen suchen müssen. So nehmen die Wanderzüge in unserem Deutschland ihren Verlauf. Hören wir nun, was ein Sizilianer über Ankunft und Abzug der Lerchen auf dieser großen Insel berichtet: „Die Lerchen nisten auf dem Kontinent, überwintern aber in Sizilien oder in der Berberei (Nord-Afrika). Bei uns (in Palermo) beginnt der Zug zur Nachtgleiche und dauert einen Monat. Nirgends sind sie so häufig, wie um Palermo, kommen in Flügen von 20 bis 50, einer hinter dem andern den ganzen Tag, die meisten um Mittag, besonders bei einem mäßigen Winde von Norden, Nordosten und Nordwesten. Bei heftigem Winde, oder mit Südost- oder Südwestwind (Gegenwind) kommen keine oder nur wenige. Sie fliegen langsam und gleichförmig über dem Wasser hin und erheben sich nur höher, wenn sie an den Strand kommen. Zur Zeit des großen Zugs kommen an einem Tage wohl eine Million und während der ganzen Zugzeit wohl an 10 Millionen (!) bloß im Busen von Palermo, der höchstens 20 Miglien (= 20 km) lang ist. — Dieser Zug verschafft den Palermitanern eine lustige und ergiebige Jagd. Eine Menge Jäger verbreiten sich über das ganze Gestade oder fahren ihnen selbst auf dem Meere entgegen; an manchen Tagen sind wohl 100 Barken im Golfe und über 300 Jäger am

Strande, welche unaufhörlich schießen, so daß man glaubt eine Schlacht zu hören. Manche Jäger erbeuten in wenig Stunden an 100 Lerchen. Das Schießen erschreckt sie nicht, wenn sie noch weit sind, denn sie fliegen auf das lebhafteste Feuern los. In der Nähe aber weichen sie aus, kehren selbst ins Meer zurück und suchen an einem weniger gefährlichen Ort den Strand zu erreichen. Da sie von ihrer Reise sehr müde sind, so fallen sie leicht, auch wenn sie nur wenig getroffen werden, und bleiben auf der Wasserfläche, wo man sie leicht aufnehmen kann. Diejenigen, welche dieser Metzelei entgehen, zerstreuen sich nun auf dem Lande, wo sie aber von andern Jägern verfolgt werden. Im Frühjahr kehren sie ziemlich unbemerkt nach Italien zurück. Es ist nicht recht zu begreifen, warum diese Vögel so weit über das Meer gegen Palermo fliegen und nicht bis zur Spitze von Kalabrien gehen.“ Isis 1845, S. 228.

Dieser Mitteilung fügt E. v. Homeyer bei: „Vorstehender Aufsatz über den Lerchenfang bei Palermo zeigt recht deutlich, daß die Vögel mit dem Winde ziehen, daß sie auch nicht immer die Landwege wählen, sondern einer bestimmten Richtung dauernd folgen, ohne Furcht, daß sie weite Meeresflächen überfliegen müssen, welche sie sehr wohl vermeiden könnten.“ Wand. d. Vögel, S. 203 und 204. — Ueber Helogland ist der Zug von unserer Feldlerche als ein „starker“ verzeichnet. Ebenso starker Zug ist bei Alpestris. Siehe auch die bei derselben angehängte Note. (Ornis 1887, S. 394 ff.)

Wenn die Lerchen im Frühjahr zu uns kommen, so wählt sich jedes Pärchen einen kleinen Bezirk, in welchem es keinen andern Nachbar duldet. Da sie in zahlloser Menge nebeneinander nisten, so hat ihr Revier oft kaum hundert Schritte im Umfang, eines grenzt an das andere, weshalb deren Inhaber, namentlich in den ersten Wochen, oft hart aneinander geraten, wenn sie die gegenseitigen Marken überschreiten. Ihrer Wachsamkeit entgeht kein solcher Fall; wenn sie auch hoch in den Lüften singen und schweben, so stürzen sie pfeilschnell auf den Nebenbuhler herab und beißen ihn so lange, bis er dies Revier wieder verlassen hat. — Das Nest steht stets auf dem Erdboden in einer kleinen Vertiefung, hinter Erdschollen, zwischen Mistklumpen, im Grase, oder sonst zwischen niedrigen Pflanzen und ist ungemein schwer zu entdecken, weil es sich durch nichts von seiner Umgebung auszeichnet. Sie setzen es selten ins lange Wintergetreide oder ins hohe Gras, sondern auf Brachäcker, in Sommergetreide, in Hülsenfrüchte, in Klee, namentlich wo er schlecht und dünn steht, ins kurze Gras, oder gar auf kahlen Boden; überhaupt an solche Plätze, wo es nach menschlicher Ansicht nicht sicher angebracht zu sein scheint, und doch ist es nichts weniger als leicht aufzufinden. Es ist ein ziemlich lockeres Nest, das, von seinem Platze genommen, beinahe auseinander fällt, und besteht aus dürren Grasstückchen, alten verwitterten Stoppeln, Hälmchen und Würzelchen, zuweilen noch mit einigen Pferdehaaren ausgelegt. In diesem findet man oft schon im März, gewöhnlich aber erst im April, etwa 5 Eier, welche auf einem trüben, grüngrauen, gelblich- oder rötlichweißen Grunde mit Flecken und Punkten von Braun und Grau dicht übersäet sind, die am stumpfen Ende nicht selten einen regelmäßigen Kranz bilden. Sie haben, von fern gesehen, wie das Nest eine erdige Farbe, was das Aufsuchen nicht wenig erschwert. Maße märkischer Eier: 22 + 15,3 mm. In Größe, Zeichnung, Farbe und Form wechseln sie aber so bedeutend ab, wie die Lerchen selbst. Diese Eier werden in 14 Tagen von den Weibchen allein bebrütet; sie machen jährlich zwei, manche behaupten drei Bruten, was aber nur in günstigen Jahrgängen der Fall sein kann. — Middendorff fand sie im fernsten Osten Sibiriens, wo sie zwischen Amginskaja und dem Aldan am 23. April anlangten. Im Juni traf er sie nistend am Ausflusse der Uda ins Ochotskische Meer, und am 27. August scheuchte er einen schon südlicher durchziehenden Schwarm aus den Strauch-Zembren der Höhen an der Südküste des genannten Meeres. Die dort erlegten Exemplare stimmten mit den europäischen überein.

Will man die Jungen ausnehmen, so muß man sie bald holen, weil sie das Nest verlassen, wenn sie noch lange nicht ausgewachsen sind und sich dann so fest auf den Boden andrücken, daß sie beinahe unsichtbar werden und nur äußerst schwer zu entdecken sind. Obgleich ihre Eltern auch Sämereien fressen, so werden sie doch fast nur mit Insekten und deren Larven auferzogen. — Ihr erstes Jugendkleid ist nicht sehr von dem der Alten

verschieden, doch haben ihre obern Federn weißliche Säume, wodurch sie ein buntes, geschupptes Aussehen erhalten; der Unterleib ist gelblichweiß, sonst wie bei den Alten. Schnabel und Füße sind fleischfarben, die Schnabelwinkel gelb. — Man zieht sie mit Ameiseneiern, Käsequark, Semmeln in Milch erweicht und kleinen rohen Fleischstückchen auf, oder läßt sie von den Alten mit Ameiseneiern aufziehen. Für die Unterscheidung der Männchen und Weibchen weiß ich bei den Jungen keine anderen Kennzeichen anzugeben, als die bei den Alten angeführten; bei den jungen Männchen ist gewöhnlich der Bauch etwas lebhafter gelblich, was jedoch wenig in die Augen fallend ist; indes verraten sich die letzteren bald durch Dichten. Durch andere im Zimmer hängende Vögel werden sie aber gewöhnlich so verdorben, daß sie ihren Naturgesang nicht zuwege bringen und Stümper bleiben; besonders mischen sie andere Vogelgesänge unter die ihrigen; daher ist es besser, man befaßt sich nicht mit der Erziehung solcher Vögel, da man ja welche im erwachsenen Zustande für einige Groschen erlangen und leicht eingewöhnen kann. Sie lernen auch einige Arien nachpfeifen, was aber ihren schönen Naturgesang lange nicht ersetzt.

Unsere Lerche ist auf dem Felde ein unstäter Vogel, sie läuft bald da-, bald dorthin, fliegt hin und her, lockt und singt dazu, balgt sich auch zuweilen wegen Grenzstreitigkeiten mit ihren Nachbarn, woran, wenn dies zu Kämpfen ausartet, das Weibchen nicht selten auch teilnimmt. Sie läuft ungemein behend, schrittweise in langen Absätzen, wobei sie die Kopffedern zu einem Häubchen aufrichtet; in Nahrungsgeschäften begriffen, geht sie langsam suchend zwischen den Pflanzen umher und nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe. Sie hat ihre Lieblingsplätze auf erhöhten Gegenständen, z. B. auf einem Hügel, einem Grenzstein, einer Scholle u. s. w., wo sie sich öfters hinsetzt und in der Gegend umsieht; auf solchen Plätzen duldet sie keinen andern Vogel, sondern sucht ihn sogleich mit Schnabelhieben zu vertreiben; außer der Zugzeit bemerkt man überhaupt wenig von ihrer Geselligkeit. Die großen, langen Flügel gestatten der Lerche mancherlei Abwechslungen im Fluge; ohne Anstrengung durchschneidet sie die Luft, bald schnell, bald langsam; bald flattert sie mit zitternder Flügelbewegung, als wenn sie nicht weiter käme, bald durchschießt sie in großen, weiten Bogen die Flächen mit reißender Schnelle. Beim Aufsteigen in die Höhe zu ihrem schönen Gesang schwingt sie sich bogenförmig in die Luft, steigt und fällt während des Singens, und um sich in diesem langsam steigenden und schwebenden Flug zu erhalten, breitet sie ihren Schwanz wie einen Fächer aus. Bei Beendigung ihres Gesangs senkt sie sich allmählich nieder und stürzt dann vollends rasch herab in ihren Nestbezirk.

Sie nähren sich von kleinen Käferchen, Heuschrecken, Grillen, Spinnen, Raupen, Larven u. s. w., die sie an der Erde oder von den niedrigen Pflanzen ablesen; fliegende Insekten sieht man sie nicht fangen. Im Frühjahr, wenn noch Insekten mangeln, nehmen sie die zarten Spitzen junger Gräser, Getreidearten und anderer Pflänzchen; im Spätjahr fressen sie hauptsächlich Sämereien, besonders Grassämereien, z. B. Mohn, Hirse und Hafer, auch Weizen; weniger Gerste und noch weniger gern Roggen. In Gegenden, wo viel Feldknoblauch, Allium vineale, *L.*, wächst, fressen sie die zarten fetten Blätter dieser Pflanze mit Vorliebe, wovon sie einen Knoblauchgeruch annehmen, der sich dem Fleische mitteilt und der sich besonders bei den — zum Verspeisen abgewürgten Leipziger Lerchen bemerklich macht. Den Hafer nehmen sie am stumpfen Ende und schlagen so lange damit auf den Boden, bis das Korn aus der Hülse fällt, da ihr Schnabel zu schwach ist, um dasselbe herausbeißen zu können; ähnlich machen sie es mit den Heuschrecken, welche sie so lange auf die Erde stauchen, bis diese die Beine verlieren.

Im Zimmer gibt man das Nachtigallfutter, gelbe Rüben, Herz und Milchbrot, auch darunter klein geschnittenes Grünes, als: Kresse, Kohl, verschiedene Salatarten, besonders fein zerschnittene Blätter von Knoblauch, Allium sativum; vom Gemeinen Lauch, All. porrum; von Zwiebelröhrchen, All. cepa; vom Schnittlauch, All. schönoprasum; die Herzblättchen von Krauskohl, auch Hühnerdarmkraut. Ein anderes Futter ist: fein zeriebenes Milchbrot, Weizen- oder Gerstengries, stark vermischt mit Grünem und etwas magerem Fleisch. Statt Fleisch kann man auch Käsequark nehmen, welcher von den Lerchen meistens gern gefressen wird. Im Sommer füttert man frische Ameiseneier, wobei sie am fleißigsten singen. Zum Aufenthalt gibt man ihnen den in der Einleitung beschriebenen

Lerchenkäfig, welcher wenigstens 45 cm lang, 25 cm hoch, 36 cm tief (Flugbreite der Lerche), und mit einem Tuch überspannt ist. Die Schublade soll 10 cm hohe Leisten haben, wovon 4 cm auf die Schublade und 6 cm auf die Leiste abgehen, und tief mit Wassersand oder Rasenerde gefüllt sein. Sprunghölzer bedarf die Lerche nicht, aber ein Stückchen Rasen, damit sie erhöht sitzen und singen kann. Bringt man die Freß- und Wassergeschirre außerhalb des Käfigs an, so ist es um so besser. Siehe auch Einleitung.

Die Lerchen machen sich auch als frei laufende Zimmervögel angenehm; sie treiben sich gemütlich umher, spielen und zanken miteinander, lassen rätschende Töne hören, besonders wenn sie futterneidisch sind; flattern fröhlich in die Höhe, singen auch auf dem Boden sitzend, doch weniger fleißig als im Käfig, und gewähren manchen Zeitvertreib. Legt man ihnen ein Stück Rasen in eine Zimmerecke, so halten sie sich vorzugsweise auf diesem auf. Ebensogut taugen sie in einen großen Zimmerflug, nicht aber in einen Käfigflug, wo sie stets am Boden bleiben und von den Exkrementen anderer Vögel übel zugerichtet werden. — Die Lerchen nehmen nie ein Wasserbad, das sie verabscheuen, sondern paddeln statt dessen im Sande, um Federläuse, Milben und anderes Ungeziefer, womit sie behaftet sind, zu vertreiben. Von manchen werden sie für Wetterpropheten gehalten; auf ein solches Sandbad soll nämlich Regenwetter eintreten, — eine Beobachtung, die noch sehr der Bestätigung bedarf.

Wer sich eine Lerche verschaffen will, hat im Früh- und Spätjahr die beste Gelegenheit hiezu, wo sie tausendweise gefangen und lebendig verkauft werden können, wobei man sich nach den oben angegebenen Kennzeichen ein Männchen und zwar ein junges aussuchen kann. Junge Männchen singen früher, anhaltender, durch mehrere Monate länger und fangen bald nach der Winter-Sonnenwende wieder an; während alte Männchen sich schwieriger eingewöhnen und öfters sich nur leise hören lassen. Im Spätjahr gewöhnen sie sich größtenteils leichter an die Gefangenschaft; bringt man sie gut durch den Winter, so fangen sie schon im Januar zu singen an, während bei denen, die man im Frühjahr kauft, oft eine lange Zeit verloren geht, ehe sie sich hören lassen. Um die Lerche leichter an den Käfig zu gewöhnen, ist es rätlich, sie vorher mit stark beschnittenen Schwingen eine oder mehrere Wochen frei im Zimmer laufen zu lassen und ans Stubenfutter zu gewöhnen. Durch die Flugschwäche legt sie das stürmische Aufflattern allmählich ab, wird ruhiger und kann nun im Käfig untergebracht werden, den man an einem ruhigen Platz, ziemlich hoch an der Wand, oder auch unter dem Schutz von Topfpflanzen aufhängt oder stellt. Sobald die Lerche ruhig ist, darf man hoffen, bald ihren Gesang zu hören. Die laufenden Vögel verwickeln sich oft in unreinlich gehaltenen Zimmern mit den Füßen in Haare und Fäden, welche man sehr vorsichtig mit einer kleinen Schere bald wieder lösen muß, weil sie leicht die Füße durchschneiden, was Geschwülste verursacht, welche nur schwer heilen, wohl gar die Zehen zum Abdorren bringen und den Vogel ruinieren. In diesem Falle bade man die Füße in Wasser und halte sie reinlicher. Haben sich Klumpen von Unrat an ihren Füßen gebildet, so reiße man diese nicht mit Gewalt weg, sondern halte die Füße eine Zeitlang in laues Wasser, damit sich der angesetzte Unrat erweiche und dann leicht weggewaschen werden könne. Etwas Soda im Wasser aufgelöst fördert das Erweichen.

Die Feldlerche, welche ihren Gesang in der Freiheit ausbildete, darf zu unsern bestsingenden Vögeln gestellt werden. Sie steht an kunstfertiger Eigentümlichkeit keinem nach, selbst nicht der Nachtigall, denn diese hat das erhabene Ernste, die Lerche den fröhlichen Jubel. Ihr Lied besteht aus den mannigfaltigsten, trillernden Melodien, unterbrochen durch helle Strophen, die sie mehrmals wiederholt; der Ton ist hell, rein und stark genug, um weit gehört zu werden. Die Silben tirili tirili tirrili tirliri hört man deutlich aus dem Gesangsjubel. Linné sagt: „Ecce suum tirili tirili, suum tirili tractat.“ Dabei steigen sie singend, fast senkrecht in die Höhe, beschreiben dann eine große Schneckenlinie und schwingen sich immer höher aufwärts, daß man sie beinahe nicht mehr mit dem Auge wahrnehmen, wohl aber den herrlichen Gesang noch hören kann, bleiben viertelstundenlang schwebend in der Luft, senken sich wieder allmählich und stürzen aus einer gewissen Höhe mit angezogenen Flügeln und ungemeiner Schnelligkeit, bis nahe an den Boden singend, wieder herab zu ihren Weibchen oder Nestern, oder doch in deren Nähe. Obwohl es Vögel

gibt, welche die Lerche an kräftiger Stimme und schmetternden Trillern übertreffen, so vermag doch keiner das Heitere und Liebliche dieses Gesanges nachzuahmen. Welchem Verehrer der Natur schwillt nicht das Herz, wenn er an einem heiteren Frühlingstage die Lerchen hoch aus blauen Räumen ihr schönes Lied herabjubeln hört! Darum, wer eine solche Künstlerin in den Käfig bannt, pflege sie gut, um ihr den Verlust der Freiheit nicht empfindlich zu machen. — Unter sämtlichen Lerchenarten singt die Feldlerche am besten.

Der edle Vogel singt nach altem Brauch
Dem ewigen Sonnenlicht entgegen,
Belebt mit Jubel-Sangesgruß
Die Fluren und des Himmels reinen Aether!

Spät abends singen sie auf dem Boden der Felder, auf einer Scholle oder einem Steine sitzend, zart und leise, wie wenn ihr Gesang aus weiter Ferne käme, ebenso frühmorgens im ersten Dämmerschein, bis sie sich emporschwingen, die ersten Strahlen der Sonne zu begrüßen. Auch den Tag über sind sie ungemein fleißige Sänger, so daß man kaum begreifen kann, wie sie noch nach ihrer Nahrung gehen können, die sie doch nicht haufenweise beisammen finden; die Dauer ihrer Gesangszeit ist von ihrer Ankunft bis Ende Juli. Kein anderer Vogel singt so anhaltend im Fluge, wie die Feldlerche. Ihre Lockstimme lautet schön und voll: „gier", welchen Ton sie aber auf mancherlei Weise modulieren kann, z. B. „gerr!" oder beim Neste: „tidrieh tidriedrieh!"

Wahrhaft betrübend für den Tierfreund schildert Naumann die Gefahren, welche diesen edlen Sänger bedrohen: So groß die Zahl der Lerchen ist, so bedeutend ist auch die Zahl ihrer Verderber, so mächtig sind ihre Verfolger, denn der Mensch selbst tritt an die Spitze ihrer Feinde. Zu Tausenden fängt er sie weg und Tausende ihrer Bruten werden bei seinen Feldarbeiten gestört: man sollte glauben, schon durch ihn allein müßte dieses Geschlecht ausgerottet werden. Wir erblicken aber noch viele andere Feinde, worunter namentlich der Lerchenfalk obenan steht. Er ist der Schrecken der Feldlerchen; bei seinem Erscheinen verstummen plötzlich ihre fröhlichen Gesänge, sie stürzen auf die Erde, um sich platt niederzudrücken, denn sie ahnen, daß dies hier ihr bestes Rettungsmittel sei. Der pfeilgeschwinde Falk holt sie mit Leichtigkeit im Fluge ein; daher kennt ihre Furcht vor ihm keine Grenzen und sie suchen, wenn er sie verfolgt, sogar bei Menschen Schutz und verkriechen sich unter Wagen und Zugvieh. Nicht minder heftig verfolgt sie der Steinfalk, der Sperber, die Rohr-, Korn- und Wiesenweihe, von denen die drei letzteren Räuber namentlich ihre Brut zerstören; dazu kommen noch der Turmfalk, die Rabenarten, Wiesel, Füchse, Igel, Spitzmäuse, Marder, Katzen, Hamster, kurz, allen nach Fleisch lüsternen Tieren ist es ein leichtes, dieses freistehende, schutzlose Nest der Eier und Jungen zu berauben, auch wohl mitunter das brütende Weibchen zu erhaschen. Bei der übergroßen Zahl solcher Feinde müssen wir erstaunen, daß die Feldlerchen nicht ausgerottet werden, und doch gibt es deren noch eine ziemliche Menge. Sie werden jährlich zu Tausenden verspeist, denn das Fleisch der Lerchen ist außerordentlich schmackhaft, besonders im Spätjahr; von Leipzig aus wurden sie früher, mit Butter in Speck und etwas Mehl gebraten und in kleine Fäßchen gepackt, bis in ferne Gegenden versendet. Uebrigens scheint es hierzulande, als ob sich die Zahl der Lerchen merklich verminderе, und es wäre zu wünschen, daß diesen der Landwirtschaft so nützlichen Geschöpfen größere Schonung zu teil und namentlich der Fang zum Abwürgen in Nord- und Süd-Europa gänzlich eingestellt würde, ehe man die nachteiligen Folgen davon durch übergroße Vermehrung der Feldinsekten empfinden wird. Daß man im Deutschen Reichstag bestrebt ist, den Massenfang der nützlichen Vögel abzuschaffen, den Lerchen, Drosseln, Staren gesetzliche Schonung zu erwirken, kann nur dem aufrichtigen Beifall aller Tierfreunde begegnen. Aber solange in unserer Gesetzgebung der Handel mit abgewürgten Lerchen, Drosseln, Staren erlaubt wird, haben wir kein Recht, über die Süd-Europäer zu klagen, welche unsere sämtlichen Wandervögel als Leckerbissen verspeisen. Aber keinem Spanier, Italiener oder Griechen würde es einfallen, das Halten lebendiger Vögel im Zimmer aus übel angebrachter Sentimentalität zu beanstanden oder gar zu tadeln, noch viel weniger gesetzlich zu verbieten. Das richtige Mitgefühl für die Tierwelt kann nur durch Erweckung


2.
4.
1.
5.
7
3.
6.
8.

der Liebhaberei für Vögel und andere Tiere gekräftigt werden. Deshalb fort mit solchen — die Gesetzesachtung verletzenden unsinnigen Paragraphen, welche dem Feinschmecker erlauben, edle Singvögel in die Schmalzpfanne zu legen und zu verspeisen, dem gemütvollen Naturfreund aber verbieten, diese gleichen Vögel im Käfig zu unterhalten und sich an ihren heitern Weisen zu erfreuen!

Ihre Krankheiten im Zimmer sind: wunde Füße, Dürrsucht und Milben- oder Läusesucht. Deren Kur siehe die „Krankheiten". — Man hat verschiedene Methoden, die Lerchen zu fangen, worunter namentlich die mit dem Nacht- und Taggarn die ergiebigsten sind. Diesen Fang nennt man das sogenannte Lerchenstreichen. Ferner werden sie in Steckgarnen gefangen, auch benutzt man ihre Eifersucht zum sogenannten Lerchenstich. Man hat dabei den Vorteil, sich die am besten singenden Männchen auswählen zu können. Den Lerchenstich (Vogelstich) siehe in der Rubrik: „Fang der Vögel".

Die Sibirische Lerche. Alauda sibirica, *Pallas.*

Spiegel-, Steppenlerche. — Al. sibirica, *Pall.* 1773; *Gm.* 1788; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — Al. leucoptera, *Pall.* 1811; — Melanocorypha sibirica, *Boje* 1828; *Meves* 1886; — Phileremos sibirica, *K. & Blas.* 1840; — Calandrella sibirica, *Bp.* 1840; — Pallasia sibirica, *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Etwas größer, auch der Schnabel stärker als bei der Feldlerche; keine kleine 1. Schwinge. Oben dunkelbraun, fahlbraun gesäumt; Oberkopf, Ohr, obere Schwanz- und Flügeldecken und Eckflügel zimtrot, Brustseiten rötlichbraun, gegen den Bauch ins bräunliche mit dunkeln Schaftstrichen; Kopfseite, Unterleib, untere Flügeldecken weiß, wodurch ein weißer Spiegel auf dem Flügel gebildet wird; Schwanzfedern schwarz, fahlbraun gesäumt, die äußerste Feder fast ganz weiß, die 2. mit weißer Außenfahne, die 3. mit weißem Saum. Das Auge braun; Schnabel gelbbraun, oben dunkler; Füße fleischbraun. Das Weibchen ist etwas matter gefärbt.

In den Steppen Ost-Europas und Sibiriens, besonders am untern Uralfluß und an der Wolga häufig, wo sie neben der Feldlerche lebt. Zuweilen zeigt sie sich während der Zugzeit mit andern Lerchen auch in Deutschland. Eigenschaften und Gesang stimmen sehr mit unserer Feldlerche überein. So auch die Pflege im Käfig.

2. Gruppe. Haidelerche. Lullula, *Kaup.* 1829.

Corys, *Reichb.* 1850.

Der Schnabel dünn und klein, die Füße zart, die Haube abgerundet, aber bei weitem nicht so augenfällig wie bei A. cristata. Die abortive Schwinge länger als die unteren Deckfedern; Gesang eigentümlicher Art und sehr abweichend von dem der Feldlerche. — 1 Art.

Die Haidelerche. Alauda arborea, *Linné.*

Taf. 12. Fig. 3.

Baum-, Wald-, Gereut-, Lull-, Döll-, Dull-, Lüd-, Busch-, Holz- und Steinlerche; Waldnachtigall, Haidenachtigall. — Al. arborea, alte Aut.; *L.* cit. 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Al. cristata minor, *Ray*; — Al. nemorosa, *Gm.*; — Al. cristatella, *Lath.* — Lullula arborea, *Kaup.* 1829; *v. Hom.* 1885; — Galerita nemorosa, *Br.* 1831; — Gal. anthirostris, *Landb.* 1834; — Chorys arborea, *Reichb.* 1850; — Galerita arborea, *Rchw.* 1884; *Meves* 1886.

Diese Lerche hat viel Aehnlichkeit mit der Feldlerche, unterscheidet sich aber von derselben durch ihre geringere Größe, die kürzere Gestalt, den anders gezeichneten, kürzeren Schwanz, durch den dünneren Schnabel und durch weißliche Umkränzung der Scheitelfedern. Auch ist sie weniger veränderlich in Form und Farbe, als manche ihrer Gattungsarten. Siehe auch bei der Feldlerche.

Kennzeichen. Lerchengrau; der Schnabel ist klein; der Schwanz etwas kurz; $^{5}/_{6}$tel von den Flügeln bedeckt; seine Federn, die mittlern ausgenommen, alle mit einem

weißen Endfleck versehen; die Federn des Hinterkopfs ziemlich groß, scheinbar eine runde Holle bildend, welche mit einem gelblichweißen Rande umkränzt ist; rein weißer Augenbrauenstrich; die Deckfedern des Flügels mit rostgelben oder gelblichweißen Enden, daher an den Flügeldecken mehrere weißliche Flecke; die Deckfedern des Unterflügels silberweiß, in der Mitte mit einem hellgrauen Querstreifen.

Ihre Länge beträgt 14,9 cm, die Flügelbreite 29,9 cm, die Schwanzlänge 5,2 cm, die Schnabellänge 1 cm, die Höhe des Fußrohrs ungefähr 2,1 cm.

Beschreibung. Die Abbildung genügt im Verein mit den Kennzeichen. Die Schwanzfedern sind braunschwarz, alle — die 4 mittlern ausgenommen — mit einem weißen, keilförmigen Endfleck; die beiden mittelsten sind lichtbraun, wie die obern Schwanzdeckfedern, die fast bis an die Spitze des kurzen Schwanzes reichen. Der Schnabel ist etwas schwach, oben braunschwarz; die Augen sind lebhaft braun, die Füße sind gelblich fleischfarben, die Hinterzehen mit einem langen Sporn versehen. — Das Weibchen sieht hübscher aus als das Männchen, weil wegen der hellern Grundfarbe die Flecken schärfer hervortreten, besonders am Mantel und am Kropfe, auch ist die ganze Figur etwas schmächtiger. — Die Jungen sind in ihrem ersten Jugendkleide nicht auffallend verschieden von den Alten; oben sind sie hellbraun und braunschwarz gefleckt, mit rostgelben Spitzenkäntchen, auf dem Bauche gelblich mit kurzen, rundlichen Fleckchen auf der Brust. Die weiße Fleckung des Schwanzes ist fast wie bei der Feldlerche.

Die Haidelerche wird in ganz Europa bis ins mittlere Schweden getroffen, kommt ostwärts nur bis Klein-Asien vor, ist aber nach Osten häufiger als in ihrer westlichen Ausbreitung und selbst noch zahlreich auf dem Libanon. So häufig ist sie aber nirgends als die Feldlerche. In Deutschland in manchen Gegenden ein häufiger Brutvogel, in andern kaum bekannt. In Griechenland ist sie Standvogel, brütet in vielen Paaren in Gebirgen und überwintert in großer Menge in den Ebenen. Einzelne ziehen bis Nord-Afrika, denn bei Alexandrien wurden von A. Brehm einige erlegt; sie ist aber auch von Major Loche für Algier bezeichnet. — Sie bewohnt die mit Haide- und Farnkräutern bewachsenen Blößen im und am Walde, besonders wenn diese mit dürren, unfruchtbaren Hügeln und Abhängen besetzt sind, oder wüstliegende Aecker einschließen; kurz, magere und einsame Wald- und Haidegegenden mit trockenem sandigem Boden und dürftiger Vegetation, worin aber doch einzelne hohe Bäume stehen. In Deutschland geht sie bis an die Grenze der Hochgebirge, aber niemals in die sogenannten Auwälder der Flüsse. Auch zeigt sie eine größere Vorliebe für Nadelwälder, als für die Laubhölzer. Den Namen Haidelerche verdient sie mit mehr Recht, als den Namen Baumlerche, denn sie hält sich meistens auf dem Erdboden auf und setzt sich selten auf die Bäume, in deren dichte Kronen sie überhaupt nie geht. — Sie wandern als Zugvögel in die südlichen Teile von Europa, verlassen uns Ende September und im Oktober in kleinen Gesellschaften von etwa 6 bis 30 Stücken, und kehren im März, bei günstiger Witterung auch noch etwas früher, wieder zurück und reisen gewöhnlich in den Vormittagsstunden, seltener bei Nacht.

Sie nisten auf der Erde, in einer meistenteils selbst bereiteten Vertiefung, zwischen Haiden, Moos, Heidelbeeren, halbverdorrten Gräsern, Farnkräutern, unter kleinen verkrüppelten Gebüschen; an den Waldrändern, auf lichten Stellen im Walde selbst, in alten Fahrgeleisen u. s. w. Das Nest ist schwer aufzufinden und bildet ein loses Gewebe von dürren Hälmchen, Grasblättchen, Laubmoos, feinen Würzelchen und ist innen mit feinen Materialien, zuweilen mit Tierhaaren ausgelegt. In diesem findet man oft schon in der ersten Hälfte des April 4 bis 6 Eier, welche eine zarte, aber nicht glänzende Schale haben; der Grund ist ein trüb gelbliches oder rötliches Weiß, mit vielen schwachgrauen Zeichnungen getrübt, mit Punkten und Flecken von graulichem Braun oder Grau aber so übersäet, daß nur selten viel vom Grunde sichtbar bleibt. Die Eier messen 20,4 + 15,2 mm und gleichen den Feldlerchen-Eiern in allen Farbenstufen, abgesehen von der sparsamen und viel kleineren Zeichnung und der geringeren Größe. — Die zweite Brut findet man Ende Juni; gewöhnlich mit einem Ei weniger als bei der ersten Brut, welche 13 Tage dauert. Die Jungen erzieht man wie die der Feldlerche.

Die Haidelerche ist ein sanfter, angenehmer und etwas ängstlicher Vogel. Sie ist munter, flüchtig und nicht zänkisch; mit großer Gewandtheit läuft sie auf dem Boden in langen Absätzen schrittweise, trippelt unter dem Schutze der niedern Pflanzen, nach Nahrung suchend, umher und stellt häufig mit den langen Scheitelfedern ein Häubchen, was ihr

allerliebst steht. Ohne Verfolgung ist sie nicht scheu und fliegt meistens erst dicht vor den Füßen des Gehenden in die Höhe, ist aber am Boden schwer zu entdecken. Ihr Flug ist leicht und flatternd, wobei ihr kurzer Schwanz sehr in die Augen fällt. Während des Fliegens lassen sie häufig ihre angenehmen Locktöne hören. Ihren Gesang hört man bald von dem Gipfel einer Eiche, bald von der dürren Spitze einer alten Kiefer, oder eines andern Baumes herab ertönen. Wenn sie während des Fluges singen, so schwingen sie sich erst zu einer ziemlichen Höhe hinauf, ehe sie damit beginnen; dann steigen sie singend im ununterbrochenen Fluge immer höher, werfen sich bald auf diese, bald auf jene Seite, schweben auch oft ohne Flügelbewegung, den kurzen Schwanz rundlich ausgebreitet, wie ein Fleck am Himmel und benehmen sich überhaupt dabei anders, als die Feldlerchen. Nach beendigtem Gesang stürzen sie fast senkrecht mit angezogenen Flügeln wieder herab.

Ihre Nahrung besteht in winzigen Käferchen, Motten, Nachtfaltern, Spinnen, kleinen Heuschrecken, Larven und im Herbst aus Sämereien, als: Mohn, Hirse, Grassämereien, Vogelknöterich, Gänsefuß, Steinsamen, Storchschnabel, Hühnerdarm, Silenen, seltener aus Hafer, Haidekorn und Weizen. Im Frühjahr fressen sie viel Grünes, als: grüne Saat, Brunnenkresse, Pflanzenknospen und im Notfall Hasel- und Birkenzäpfchen. — Im Zimmer gibt man ihnen, als zarten Vögeln, das Nachtigallenfutter, mit Mohnsamen und Ameiseneiern vermischt, nebst einem Zusatz von Mehlwürmern. Etwas Hanf und Hirse stellt man in besonderen Geschirrchen auf. Bei geringerem Futter kommen sie nicht gedeihlich fort. — Zum Aufenthalt gibt man einen Lerchen- oder Nachtigallkäfig, mit zwei daumendicken Sprunghölzern versehen, worauf sie sich gern setzen, da sie weit gewandter als die Feldlerchen sind. Will man sie im Zimmer frei laufen lassen, so gibt es keinen angenehmeren Vogel. Sie vergnügen sehr durch ihren flinken, ruckweisen Gang, das niedliche Stellen ihrer Haube und ihre Verträglichkeit mit andern Vögeln, die nur zeitweise bei ihresgleichen am Freßnapfe eine Ausnahme erleidet. Die größeren Ackerlerchen schlagen sie im Kampfe siegreich aus dem Felde, indem sie mehrmals auf dieselben mit vorgestrecktem Schnabel und Halse pfeilgeschwind losrennen und „dirli dirli" dazu schreien.

Ihr Gesang hat einen ganz andern Charakter als der der Feldlerchen; er besteht aus vielen leiernden, öfters abgebrochenen Strophen, die ziemlich schnell aufeinander folgen, hat viel trillernde und lullende Töne und ihre Stimme ist dabei hell und durchdringend, wie ein Glöckchen. Deutlich vernimmt man die Strophen: „dirli dirli dirli — lüll ill illillillill, didldidldidldidldidl, — dadidl dadidl dadidl" u. s. w.; dieser Gesang ist sehr angenehm und lieblich; behaupten doch manche Liebhaber, daß sie unter allen deutschen Singvögeln am besten singe. Und in der That, es ist höchst anmutig, sie in stiller Nacht an ihren Brutörtern singen zu hören, wovon Verfasser sich zu überzeugen wiederholt Gelegenheit hatte; in einsamer Haidegegend ist sie gewiß der beste Singvogel, weshalb sie den stolzen Namen Haidenachtigall nicht ohne Grund führt. — Ihre Lockstimme ist „dirli" oder „didloi" in verschiedenen Modulationen.

Krankheiten haben sie mit der Feldlerche gemein; anbrüchige Füße bekommen sie noch leichter als diese; verdoppelte Reinlichkeit durch fleißiges Bestreuen ihres Aufenthaltes mit Wassersand, Rasen- oder Walderde ist das beste Mittel dagegen. In größerer Anzahl werden sie wie die Feldlerchen mit dem Nachtgarn oder auf dem Haidelerchenherde gefangen. Beim Nest fängt man sie auch mit Leimruten oder Fußschlingen; desgleichen im Frühjahr mit einem Lockvogel, nach welchem sie sehr gern fliegen; dieser lockt sie an Plätze, welche mit Leimruten und Fußschlingen belegt sind, in deren Nähe man Hafer und Mohn gestreut hat. Ferner fängt man sie noch durch den Vogelstich.

3. Gruppe: **Haubenlerche**, Galerida (Galerita), *Boje* 1828.

Br. 1831; — Heterops, *Hodgs.* 1844.

Der Körper ist gedrungen, der Schwanz kurz, gerade abgeschnitten, auf dem Kopf eine stets sichtbare Spitzhaube; der Schnabel etwas gestreckt; der Sporn an der Hinterzehe fast gerade; der Flügel ist breit und vorn rund, denn die 2., 3., 4. und 5. Schwinge sind fast gleich lang; die 1. Schwinge kürzer als die Handschwinge. Das Gefieder ist

locker. — Sie bewohnt freie trockene, öde oder sandige Plätze, dürre Anger, treibt sich auf Landstraßen und ähnlichen Orten herum, wodurch sie von andern Arten abweicht. Sie singt sitzend und im Fluge. 1 Art.

Die Haubenlerche. Alauda cristata, *Linné.*

Taf. 12. Fig. 4.

Schopf-, Schups-, Zopf-, Kamm-, Kobel-, Edel-, Weg-, Haus-, Töppel- und Hupplerche, Große und Gehörnte Lerche, Lürle. — Al. cristata major, alte Aut.; — Al. galerita, *Frisch;* — A. cristata, *L.* 1758—66; *Briss.*; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; *Pall.*; *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.*; *K. & Bl.*; — A. matutina, *Bodd.* 1783; — A. undata, *Gm.*; — Galerida cristata, *Boje* 1828; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves.*

Kennzeichen. Lerchengrau. Auf dem Kopf eine spitze Haube, die sich nicht verbergen läßt und aus schmalen lanzettförmigen Federn zusammengesetzt ist; die Unterflügel matt gelbrötlich.

Länge 17,3 cm; Flügelbreite 34,7 cm; Schwanzlänge 6,6 cm; Schnabellänge 1,6 cm; Höhe des Laufs 2,5 cm. Wenig größer als die Feldlerche.

Beschreibung. Man vergleiche die Abbildung. Alle ihre Farben sehen grau aus, wie mit Staub bedeckt, was zu ihrem Aufenthalt an Straßen, Wegen u. dgl. paßt. Auf dem Kopf hat diese Lerche eine besondere Auszeichnung durch die schmale, spitzige Haube, welche auf dem Hinterkopf sich erhebt, und aufgerichtet und niedergelegt werden kann, ohne jedoch durch letzteres unbemerkbar zu werden. Sie besteht aus 6 bis 8 schwärzlichen, $2^1/_2$ cm langen Federn. Der Schnabel ist ziemlich stark und graubraun; das Auge hellbraun; die Füße sind stämmig, schmutzig gelblich fleischfarben, die Hinterzehe ist mit einem langen Sporne versehen. — Das Weibchen hat eine kleinere Haube und an der Oberbrust mehr größere und rundere Flecken. — Die Jungen, welche nach 14 Tagen ausschlüpfen, sehen oben braungrau, schwärzlichbraun und gelblichweiß gefleckt aus; unten sind sie schmutzig gelblichweiß, auf der Brust lehmgelb, mit dunkelgrauen Fleckchen besetzt; die Haube ist noch klein aber deutlich ausgezeichnet.

Auch die Haubenlerche ändert in Färbung und Zeichnung ab; es ist daher schwierig, eine sichere Diagnose festzustellen. Auch die Reihenfolge der Schwingen ist nicht konstant. Die Färbung ändert in Grau oder in Rostgelb ab, ohne daß eine dieser Farben in Schwarzbraun oder in Sandfarbe (Isabell) übergeht. Die griechischen und portugiesischen Exemplare zeigen am meisten Rostfarbe; die von der Wolga das meiste Grau. In der Größe ist wenig Unterschied. Arten lassen sich aus den Farbenänderungen nicht ableiten oder begründen. Cab. J. 1873, S. 204 ff. E. v. Homeyer.

Die Haubenlerche verbreitet sich — den höhern Norden abgerechnet — über ganz Europa, in Asien bis Daurien (Davurien am Baikal); in Afrika, nach Heuglin, im ganzen Nordosten ein häufiger Standvogel. In unserem Erdteil zeigt sie große Auswahl bezüglich der Gegenden, welche ihr zusagen; so soll sie weder in Großbritannien noch in Sardinien sein. Sie tritt im Süden häufiger auf als im Norden und ist — nach Lieutnant Sperling — die Lerche des Mittelmeeres im engern Sinne des Wortes; die häufigste Lerche in Spanien und Nord-Afrika, gemein in Algier und Tunis, nicht selten in Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und in Griechenland, auf Korfu, Kreta und Naxos bekannter Standvogel; ebenso in der Türkei und bei Smyrna. In unserem Vaterland nordwärts bis Holstein, Pommern, ferner in Livland, Finnland, aber im Gouvernement Petersburg schon ziemlich selten; in den Ebenen Sachsens, im Herzogtum Anhalt und den angrenzenden flachen und hügeligen Gegenden trifft man sie zu allen Zeiten. In Stuttgart und zwar hauptsächlich auf dessen nordwestlicher Seite, wo es — durch Anlage des Bahnhofs und der vielen zuführenden Straßen — freie, trockene, sandige und kiesüberworfene Plätze gibt, treiben sich jetzt (1889) wohl ein Dutzend Pärchen umher, die sich übrigens — wegen der vielen Katzen — nicht besonders vermehren können. Sie zeigt sich auch in Ludwigsburg, brütet in Ulm, in Rottenburg a. N., in Essendorf OA. Waldsee. Sonst kann man bei uns weit herumkommen, bis man wieder Haubenlerchen sieht.

Sie wohnt wie der Haussperling stets in der Nähe der Menschen bei Dörfern und Städten, doch mit sehr großer Auswahl und ist stete Begleiterin der Land-, Kunst- und Schienenstraßen, besonders, wo diese an Knotenpunkten zusammenführen, größere freie Plätze bilden und von Pferdefuhrwerken frequentiert werden, deren Bespannung das bekannte Material (von Roßäpfeln) absetzt, welches als beliebte Futterspende von Sperlingen, Ammern,

Finken und Haubenlerchen aufgesucht wird. Besonders bevorzugt sie solche Ortschaften, welche eine etwas höhere Lage und trocknen, sandigen, ziemlich unfruchtbaren Boden haben; so sieht man sie auf Wegen, Straßen, bei Lehm- und Sandgruben, auf dürren Angern, trockenen Aeckern und im Winter auf den Straßen und Misthaufen der Städte und Dörfer. Auf schöne fruchtbare Wiesen, nasse Getreidefelder u. s. w., begibt sie sich höchst selten, auch nicht auf Bäume und Holzungen; höchstens geht sie in die, den bewohnten Orten nahe liegenden Kohl-, Kartoffel- und Gemüseäcker. — Diese Lerchen sind mehr Stand- als Strichvögel; alte Pärchen bleiben jahraus jahrein an ihrem Brutorte. Die Strichzeit ist der November und Dezember; ihre Streifzüge machen sie bei Tage; meist am Vormittag und hoch in der Luft.

Sie nisten meist in der Nähe menschlicher Wohnungen, selten über 100 Schritte von den Gärten und Gebäuden entfernt, öfters auch noch näher, zwischen Gemüsepflanzen, Kartoffeln, dünnstehendem Getreide, an Feldrainen, bei Düngerhaufen u. s. w., selten aber im Grase. Zuweilen bauen sie auch auf alte Lehmwände und sogar auf alte niedrige Strohdächer am Felde. Das Nest auf der Erde ist, wie alle Lerchennester, schwer zu finden, denn es sieht täuschend einem alten Häufchen Heu oder Stroh gleich, steht meistens in einer Vertiefung oder hinter einer Erdscholle, und besteht aus verwitterten Strohhälmchen, Graswurzeln, alten Stoppeln, nach innen mit feinen Hälmchen, selten mit wenigen Pferdehaaren ausgelegt. Beim Nestbau hilft das Männchen nicht mit, ist aber stets der unzertrennliche Begleiter seines Weibchens, denn es läuft nebenher, wenn dieses Baumaterialien sucht, fliegt mit zur Neststelle, um dem Bauen zuzusehen, und gibt auf alle mögliche Weise seine Teilnahme und Freude zu erkennen. In diesem Neste findet man im April gewöhnlich 5 Eier, welche auf rosträtlich weißem Grunde viele aschgraue und gelbbraune Punkte und Fleckchen haben, die über die ganze Fläche zerstreut sind und zuweilen am stumpfen Ende einen Fleckenkranz bilden; die Grundfarbe hat aber, wie bei den meisten Vogeleiern, noch mancherlei andere Töne, als grau-, grünlich-, bräunlich- oder gelblichweiß, nach denen dann auch die andern Schalenflecke ändern. Diese sind meist so dicht und verworren, wie bei der Feldlerche, zuweilen so hell wie bei einzelnen Eiern der Haidelerche. Sie haben zwar Aehnlichkeit mit den Eiern der Feldlerche, sind aber gewöhnlich kürzer geformt, etwas glänzend und bestimmter bezeichnet. Maße märkischer Eier: 22,5 + 16,4 mm. Die zweite Brut findet man im Juni, gewöhnlich mit 1 Ei weniger. Die Jungen, welche mit 13 Tagen auskommen, verlassen das Nest schon mit 10 Tagen, noch ehe sie recht laufen können, was erst mit 14 Tagen der Fall ist, und mit 18 Tagen sind sie ziemlich flugfähig. Man kann sie wie die Feldlerchen aufziehen, und ihnen, da sie sehr gelehrig sind, auch einige Melodieen vorpfeifen, welche sie gut nachahmen. Ihr Naturgesang ist aber schöner, wozu sie jedoch einen Vorsänger mit dem Feldgesang nötig haben.

Unsere Haubenlerche ist ein stiller und zutraulicher Vogel, welcher die Menschen bis auf wenige Schritte zu sich herankommen läßt; weniger scheu, als ein Haussperling, sucht sie immer zu Fuß auszuweichen, oder fliegt nur ganz kurze Strecken fort, wenn man sich ihr nähert und sie keine Verfolgung befürchtet. Auf dem Boden geht sie schrittweise wie die Feldlerche und macht dabei mit der Kopfhaube allerlei spielende Bewegungen, woran man sie schon von weitem erkennt. — Sie hadert oft mit ihresgleichen und mit andern Vögeln herum; während des Streitens schreien sich beide Kämpfer an, der Sieger aber jubelt dem fliehenden einige Triller, gleichsam zum Hohne nach, wie wir es auch bei den Haidelerchen beobachten können; die allgemeine Not im Winter macht sie indes verträglicher. Uebrigens ist sie ein gegen Kälte abgehärteter kräftiger Vogel; denn man sieht sie im Winter selbst bei strenger Kälte, so lange sie keine Nahrungssorgen hat, immer wohlgemut. Beim Singen schwingt sie sich sehr hoch in die Luft, schwankt auf eine eigene Art mit unregelmäßigen Flügelschlägen hin und her, wirft sich bald da-, bald dorthin, fällt und steigt dabei, zuweilen so hoch, daß man sie kaum noch sehen kann; oft läßt sie sich sehr weit von dem Platze wieder nieder, von dem sie aufstieg.

Ihre Nahrung besteht größtenteils aus Sämereien, während der Brutzeit aber ausschließlich aus Insekten, womit sie auch ihre Jungen nähren. Sie verzehren alles, was bei der Feld- und Haidelerche angegeben ist; außerdem aber sind sie noch fleißige Bearbeiter

der Pferdeexkremente nach unverdauten Haferkörnern, wie schon vorn bemerkt ist. Im Zimmer ist sie ausdauernder, als irgend eine andere Lerche, denn sie hält sich bei lauter kleinen Sämereien gut; noch besser ist es, wenn man ihr ein weiches Futter von Weißbrot, Fleisch und gelber Rübe, mit etwas Mohn- oder Hanfsamen vermischt, gibt, weil sie dann fleißiger zu singen pflegt. Wenn man sie mit beschnittenen Flügeln im Zimmer laufen läßt, so muß man das Beschneiden alle vier Wochen wiederholen, weil keinem Vogel die Federn geschwinder wachsen, als ihr, und weil während dieser Zeit immer wieder so viel nachgewachsen sind, daß sie im Zimmer herumflattern kann. Im Käfig singen sie übrigens, wie die meisten Vögel, ungleich fleißiger, als im Zimmer umherlaufend. Man gibt ihr einige breite Sitzstangen zum Aufsitzen, obwohl sie meist auf dem Sandboden des Käfigs übernachtet und auffallend fest schläft. Sie werden recht zahm und anhänglich an ihren Pfleger. — Ihr Gesang ist sanft und flötend, die einzelnen Strophen sind angenehm und abwechselnd und er steht dem der Feldlerchen nicht viel nach. Obgleich die Stimme lerchenartig ist, so sind doch die Modulationen sehr verschieden. — Ihre Lockstimme klingt: „büh!" oder „quie!" und hellklingend: „übidriä!"

Ihre Krankheiten sind hauptsächlich die Läuse- und Milbensucht; deren Kur siehe bei den „Krankheiten". — Ihr Fang geschieht mit Leimruten, Laufschlingen, in Schlaggärnchen und sogar mit einem Sieb, unter welches man Hafer streut und welches man mit einem Hölzchen aufrichtet; wenn der Vogel darunter ist, zieht man das Hölzchen ab.

4. Gruppe: **Berglerche**, Phileremos, *Br.* 1831.

Eremophila, *Boje* 1828; — Otocoris, *Bp.* 1839.

Der Schnabel ist plumper als bei der Feldlerche, doppelt so hoch als breit; der Sporn fast gerade; zwei kleine Federohren zieren die Seiten des Hinterkopfes; am Kropfe ein schwarzes Halsband und eine bunte Zeichnung. Keine kleine 1. Schwinge; die 2., 3. und 4. Schwinge fast gleich lang; die längsten Hinterschwingen überragen nicht die 7. Schwinge; die Außenfahne der 1. Schwinge weiß gesäumt. In Europa: 1 Art.

Die Alpenlerche. Alauda alpestris, *Linné.*

Taf. 12, Fig. 5.

Horn-, Alpen-, Ufer-, Küsten-, Winter-, Schnee-, Gelbbärtige Lerche, Priesterlerche. — A. hiemalis, et nivalis, *Frisch*; — A. alpestris, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.*; *Rchw.* 1884; — A. virginiana, *Briss.*; — A. flava, *Gm.*; — A. cornuta, *Wils.* 1808; — A. nivalis, *Pall.*; — Phileremos alpestris, *Br.* 1831; — *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Otocorys alpestris, *Meves* 1886.

Kennzeichen. Auf jeder Seite des Hinterkopfs stehen einige lange schmale Federn, welche aufgesträubt einen kleinen zweiteiligen Schopf, ein paar Hörnern ähnlich, bilden. Stirn und Kehle sind schwefelgelb; ein Streif an den Zügeln und Wangen, nebst einem halsbandartigen Fleck auf der Mitte der Gurgel, tief schwarz. Flügelbug und Bürzelfedern weinrötlich überflogen. Im übrigen der Feldlerche ähnlich.

Länge 16,6 cm; Flügelbreite 32,3 cm; Schwanzlänge 7,1 cm; Schnabellänge ca. 1,1 cm; Höhe des Fußrohrs 2,1 cm. Größe der Feldlerche.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Flügelbug ist schmutzig rosenrot überflogen. Der Schnabel horngrau; das Auge nußbraun; die Füße sind schwarzbraun, mit einem langen, geraden Sporn an der Hinterzehe. — Das Weibchen ist weniger schön, das Gelbe bleicher, die schwarzen Zeichnungen kleiner und matter und mit braunen Federspitzen; die obern Teile sind grauer, mit deutlicheren dunklen Schaftstrichen und der rosenrötliche Anflug am Flügelbug ist kaum bemerkbar.

Die Heimat dieser schönen Lerche ist sehr ausgedehnt und umfaßt den Norden von Europa und Asien, ebenso auch Nord-Amerika. In unserem Erdteil: Skandinavien, Nord-Rußland und ganz Sibirien. Am Taimyr (nördlichstes Nord-Sibirien) kommt sie, nach Middendorf, nicht mehr vor und wird an der Boganida nur selten erlegt. Dagegen findet sie sich auf den Gebirgshöhen des Kaukasus und Klein-Asiens, aber nicht in den Mittel-

europäischen Alpen. Den Namen „Alpenlerche" führt sie deshalb nicht von den Schweizer-, sondern von den Nordischen Alpen. Nach A. Brehm ist sie aber auch ein Kind der Tundra und in diesem Gebiet überall Brutvogel, sowohl in der Alten wie auch in der Neuen Welt. Aus dieser ungeheuern Verbreitung läßt sich auch die große Anzahl erklären, die sich während der Zugzeit in südlichen Ländern bemerklich macht. Sie findet sich keineswegs nur auf den höhern Gebirgen, sondern in Norwegisch-Lappland nur bis zu höchstens 600 Fuß aufwärts, aber hier bloß in steinigen, meistens menschenleeren Einöden. In der eigentlichen Tundra gibt es ohnehin keine Gebirge. Brütend geht sie in Norwegen und Schweden vom Eismeer bis zum 65. Grad nördlicher Breite herab; ist aber östlich vom Nordkap in Ost-Finnmarken häufiger, als in West-Finnmarken. Im Herbst und Winter streicht sie weit nach Süden herab, scheint aber bei diesen Zügen mehr der Westküste und dem Gebirgsrücken als der Ostküste Schwedens zu folgen. So dringt sie vom Norden der Alten Welt bis nach deren Mitte und noch viel weiter nach Süden vor, denn sie ist auch für Algier (und Tunis) verzeichnet.*) In Deutschland erscheint sie nur einzeln oder paarweise und bei uns nur selten in kalten Wintern, meist im Januar und Februar. Sie wohnt besonders auf hohen Bergplatten, auf hochgelegenen Viehwaiden und Feldern, und kommt auch häufig auf die Landstraßen, um sich im Staube zu paddeln. In der Nähe der Seeküsten ist sie häufiger, als im Innern des Landes. In den nordischen Alpen geht sie bis in die Birken- und Weidenregion und sucht dort sumpfige, begraste, öde Stellen. Im östlichen Rußland und in Sibirien kommt sie sogar im Sommer bis zum 48. Breite-Grad herab, und ist dort, wie die übrigen Lerchen, Steppenvogel, liebt bewachsene, kräuterreiche Flächen und Anhöhen der Steppe, aber mehr den bessern, gräsernährenden Boden von schwarzer Dammerde. Ihr Wohngebiet ist demnach ein sehr mannigfaltiges. Sie bewohnt die menschenleeren Tundren des Hochnordens, wie die dürftigen Felder um die Gehöfte; auf den tatarischen Steppen kommt sie nahe zu den Dörfern und an die Viehwaiden heran und mischt sich im Winter unter Goldammern, Haubenlerchen und Sperlinge.

Diese Lerche nistet in der zweiten Hälfte des Mai. Das Nest ist sorgfältiger als das der südlicher wohnenden Lerchenarten gebaut, und mit Pflanzenwolle und feinen Grashalmen ausgelegt, steht in einer kleinen, natürlichen oder selbst gescharrten Bodenvertiefung unter dem Schutz eines Grasbusches, Steins oder einer andern Erhöhung, und enthält Mitte Juni etwa 5 Eier, etwas kleiner als die meisten Feldlerchen-Eier und denen der Haidelerche an Größe und Färbung sehr ähnlich. Doch sind sie meistenteils in einem grünlichgelben Tone gehalten und bei vielen findet man an der Basis außerdem schwarze Haarzüge. Sie messen 22 + 16 mm.

In ihrem Betragen stimmt sie mit der Feldlerche überein; ebenso auch in der Nahrung, weshalb man sie im Zimmer wie diese zu halten hat. Ihre Schönheit und Seltenheit bei uns im Binnenlande macht sie zu einem interessanten Stubenvogel. Die Wildfänge gewöhnt man mit Haferkörnern, Mohn, zerquetschtem Hanf und Mehlwürmern an ein weiches Futter; da sie aber meistens bei uns in einem ganz abgezehrten Zustande gefangen werden und sich nicht zum Selbstfressen bequemen, stopft man sie lieber einige Zeit mit rohen Herzstückchen, bis sie sich wieder erholt haben und selbst fressen. Auch merke man die Regel, daß man nordische Vögel nicht sogleich in geheizte Lokale bringen soll,

*) Ueber Helgoland zieht Alauda alpestris in großen Scharen. Gätke sagt in seinem Bericht, Ornis 1886, 146: „Es ist unerklärlich, wo die ungeheuren Massen von Alpestris, die jeden Herbst hier überhin und vorbei ziehen — überwintern mögen. Den Hunderttausenden gegenüber, zu welchen sich ihre Zahl während der letzten Dezennien gesteigert, fallen die wenigen zerstreuten Vögel, die man in England und Holland beobachtet, durchaus nicht ins Gewicht und in Frankreich scheinen sie ebensowenig zahlreich vorzukommen." In Nordwest-Europa gehörten sie früher zu den Seltenheiten, während sie sich in letzten Dezennien mehr und mehr in diesen Gegenden zeigen, wie wir in obigem Berichte ersehen. — Major Loche verzeichnet Alpestris ebenfalls für Algier (und Tunis, Cab. J. 1888, 192) als Durchzugsvogel. Dies alles weist auf ausgedehnte Winterquartiere in West-Afrika. An steppenartigen Gegenden, welche diese Scharen aufnehmen, fehlt es im Schwarzen Erdteil nicht. Wo sie aber liegen, ist uns zurzeit noch unbekannt. Vielleicht in den Steppen, die sich teilweise bis an die Gewässer des obern Senegal, des Niger und des Tsad-Sees ausbreiten?!

sondern nur in schwach temperierte oder kalte, wenn nur das Wasser nicht gefriert. Ferner ist zu beachten, daß diese Lerche sehr gesellig ist und auch im Käfig mit ihresgleichen oder verwandten Vögeln zusammen gehalten werden kann und soll. Ihr Gesang ist angenehm, doch nicht so stark, wie der der Feldlerche; sie singt nicht allein auf dem Boden sitzend, sondern auch im Aufschwingen und während des Fluges in der Luft. Ihr Lockton „zieh ziebit" gleicht dem des Schneeammers, ist jedoch etwas tiefer, eintöniger, melancholisch, in vollkommener Harmonie mit der Einöde, die sie meistens bewohnt. Im Käfig, gesund erhalten, wird sie ein sehr fleißiger Sänger.

In Gesellschaft der Goldammern, Schneeammern und anderer kleiner Wintervögel fängt man sie zuweilen auf einem von Schnee entblößten Platz mit Schlaggärnchen, Leimruten und Fußschlingen.

5. Gruppe: Kurzzehenlerche, Calandrella, *Kaup*. 1829.

Calandritis, *Cab*. 1850.

Eine kleine Lerche mit auffallend kurzen Zehen, aber einem verdickten Schnabel, stärker als bei der Feldlerche, wodurch sie an die Dickschnabellerche erinnert. Keine kleine 1. Schwinge vorhanden. Vater Brehm vergleicht sie mit einer Kalanderlerche im kleinen, von der sie nur durch schwächern Schnabel und kürzere Zehen unterschieden ist. — 1 Art.

Die Kurzzehenlerche. Alauda brachydactyla, *Leisler*.

Taf. 12, Fig. 2.

Stummel-, Isabell-, Gesellschaftslerche, Kalandrelle. — A. brachydactyla. *Leisl*. 1811; *Naum*. 1824; *Kchw*.; — Al. calandrella, *Bonn*. 1811; — A. pispoletta, *Pall*. 1811; — A. Kollyi, *Temm*. 1820; — A. arenaria, *Steph* 1824; — Calandrella brachydactyla, *Kaup*.; *v. Hom*. 1885; — A. dukhunensis, *Sykes* 1832; — Melanocorypha brachydactyla, *Br*. 1831; — A. testacea, *Glog. ex Gm*. 1834; — Phileremos brachydactyla, *Br : K. & Bl*.; — Mel. moreotica, *v. d. Murs*.; — Calandritis brachydactyla, *A. Br*. 1882; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Lerchengrau, mit sehr licht helllehmfarbigem Ton; der Schnabel kurz und ziemlich stark; die Zehen kurz; an den Seiten des Halses ein schwarzer Fleck, sonst der übrige Unterkörper fast unbefleckt. Die längste Hinterschwinge reicht bis ans Ende der 4. Schwinge.

Länge 13,7 cm; Flügelbreite 26,8 cm; Schwanzlänge 5,4 cm; Schnabellänge 1,1 cm; Höhe des Fußrohrs 2 cm. Kleiner als die Feldlerche.

Beschreibung. Hiefür gilt die Abbildung. Die Schwanzfedern dunkelbraun, die zwei äußersten mit einem rötlichweißen Längsstreifen. Der Schnabel ist stark, oben von Farbe braun, sonst rötlichgelb; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind von mittlerer Größe und die Zehen etwas kurz, die Nägel ebenfalls nicht groß und fast gerade; die Farbe der Füße ist horngelb. — Das Weibchen ähnelt dem Männchen ganz, nur ist der braune Halsfleck nicht so auffallend.

Auch diese Lerche neigt ganz außerordentlich zu Abänderungen; die Exemplare aus dem Süden, die portugiesischen, algierischen und egyptischen zeichnen sich durch starke Rostfarbe — besonders am Kopfe — aus; am schwächsten sind die südrussischen. Cab. J. 1873, S. 194. E. v. Homeyer. Sie wurde seinerzeit von Dr. Leisler als selbständige Art aufgestellt, stimmt aber mit Alauda pispoletta, *Pall*., welche in Süd-Rußland vorkommt, so überein, daß sie artlich nicht zu trennen ist.

Sie bewohnt die Ebenen Süd-Europas, Mittel-Asiens und Nord-Afrikas. In West-Asien, besonders häufig ums Kaspi-Meer und dort oft eine Nachbarin der Kalanderlerche. Für Deutschland aber eine seltene Erscheinung. — Sie lebt auf angebauten Feldern, wie in öden Gegenden, überall auf dem freien Felde, und ist je nach dem Klima ihres Vaterlandes Zug- oder Standvogel. Ihre Wanderzeit ist der Oktober und der März. — Im Betragen ähnelt sie der Kalander-, wie auch unserer Feldlerche. Sie hält sich beständig auf dem Erdboden auf, läuft schnell und schrittweise, fliegt leicht und lebt in eigenen Gesellschaften, in Ermangelung dieser in Gesellschaft anderer Lerchen. Sie schwingt sich singend auf, erhält sich lange flatternd und schwebend in der Luft, und singt so schön und kräftig, wie die Feldlerche, hat aber einen weicheren Charakter. — Ihre Nahrung im Freien und das Zimmerfutter ist ganz das der Feldlerchen.

Das kunstlose Nest ist auf dem Boden in eine kleine Vertiefung gesetzt und besteht aus dürren Wurzeln und verschiedenen Hälmchen, manchmal noch mit rötlicher Thonerde zu einer festen Masse verbunden. Es enthält etwa 5 Eier, welche auf blaß isabellfarbigem Grunde mit einem schwach rötlichen Braun so unendlich marmoriert sind, daß sie fast einfarbig aussehen. Sie sind feinkörnig mit etwas Glanz und scheinen — ausgeblasen — bei weißem Grunde doch grünlich durch. Wie die Farbe des Vogels ist, so sind auch häufig dessen Eier. Uebrigens kommen sie fast in allen Färbungs-Nüancen der anderen Lerchenarten, besonders der Feldlerche, vor, denen sie auch sonst gleichen, aber kleiner sind; mehr noch gleichen sie den Eiern der Haidelerche, für deren Unterscheidung oft nur das feinere Korn den Ausschlag gibt. Sie messen 20 + 16 mm.

6. Gruppe: **Dickschnabellerche,** Melanocorypha, *Boje* 1828.

Saxilauda, et Calandra, *Less.* 1837; — Londra, *Sykes* 1837; — Alauda, *Bp.* 1850.

Schnabel von einer für Lerchen mehr als gewöhnlichen Dicke, stark und hoch, seitlich stark zusammengedrückt, finken- oder ammergestaltig, womit sie härtere Samen enthülsen können; mitten zwischen den Naslöchern doppelt so hoch als breit; die kleine 1. Schwinge vorhanden und kürzer als die untern Deckfedern; die 2. u. 3. Schwinge die längsten; die 17. Schwinge reicht lange nicht bis zur Flügelspitze, der Schwanz ausgeschnitten. — Sie bewohnen meist unfruchtbare Länderstriche, die Steppen Süd-Rußlands und Süd-Sibiriens und erscheinen nur höchst selten in Deutschland. Besonders zeichnet sich die Mohrenlerche sofort durch ihre dunkle Färbung sehr auffallend aus. Ihre Lebensweise ist lerchenartig. — 2 Arten.

Die Mohrenlerche. Alauda tatarica, *Pallas.*

Tafel 12, Fig. 6.

Schwarze Kalanderlerche, Steinlerche, Schwarze Steppenlerche, Tatarische-, Yeltonische Lerche. — Alauda nigra, *Falk* 1760; *Glog.*; — A. yeltoniensis, *J. R. Forster* 1767; *Kchw.* 1884; *Meves*; *A. Br.*; — A. mutabilis, *Sam. Gm.* 1770; — A. tatarica, *Pall.* 1773; *Gm.*; *Br.* 1831, 1855; *Blas.* in Naum. 1860; — Tanagra sibirica, *Sparrm.* 1786; — Melanocorypha tatarica, *Boje* 1828; *K. & Bl.* 1840; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Ein dicker, finkenähnlicher Schnabel, horngelb, Füße kurzzehig und stark, der hintere Nagel gerade und länger als die Zehe; Hinterschwingen kürzer als bei andern Lerchen. Die untern Flügeldeckfedern schwarz. Das alte Männchen schwarz; das Weibchen lerchengrau und dunkelbraun gefleckt. Die 1. kleine Schwinge kürzer als die obere längste Deckfeder. Im Winter ist die schwarze Farbe durch graue Federränder verdeckt. Länge 18—19 cm; Schwanzlänge 7,5 cm; Länge des Flügels vom Bug bis zur Spitze 13,5 cm; Schnabellänge 1,4 cm. Sie hat nahezu die Größe des Stars.

Beschreibung. Das Gefieder der alten Männchen ist kohlschwarz, wechselt aber nach dem Grade der Abnützung der weißen, lichtfahlen Federkanten. Im frischen Gefieder sind alle kleineren Federn oben und an den Weichen mit breiten fahlweißlichen Federkanten versehen, und auch die Hinterschwingen, die Enden der Schwanz- und Schwungfedern fahl gekantet; dann erscheint die Oberseite, mit Ausnahme der schwarzen Flügel hellrostfahl und die Unterseite schmal quergewellt. — Der Schnabel ist gelblich; die Augen lebhaft braun; die Füße bräunlich schwarz. — Das Weibchen ist lerchenfarbig; im Winter durch graue Federränder hellfarbiger. — Die Jungen sehen den Weibchen ähnlich und zeichnen sich durch die schärfer und stärker rostfarbig angeflogenen Federkanten der Oberseite aus.

Diese bei uns sehr seltene Lerche bewohnt die Salzsteppenländer Mittel-Asiens in Menge, besonders die Steppen zwischen der Wolga und dem Irtysch, von dem Kaspischen Meer bis zu den Gebirgen Mittelasiens. Reinhold Forster — der im Jahr 1765 eine Reise nach Saratow (an der Wolga etwa 51 Gr. n. Breite) machte, wo diese Lerchen heimisch und sehr häufig sind, — sagt: „Sie leben scharenweis jenseits (links) der Wolga in der Nachbarschaft des Yeltonschen Sees, und werden Yeltonsche Lerchen genannt. Sie sind von vortrefflichem Geschmack und sehr fett.“ (Der Yelton- oder Eltonsee liegt etwa 15 deutsche Meilen links von der Wolga, unter dem 49—50. Gr. n. Br.) Bei Brüssel wurden im März 1850 fünf Stück gesehen. Dr. E. Schauer erbeutete sie (Febr. 1885) im nordöstl. Galizien in grauem Winterkleid. Liebe's Monatsschr. 1886, 335. — Das

ziemlich kunstvolle Nest enthält 4—5 Eier, welche auf blaßbläulichem Grunde gelbbräunliche oder rötliche Punkte und Flecken haben. Sie messen 28 + 18 mm. — In ihrer Lebensweise stimmt sie mit den übrigen Lerchen überein. Sie ist eine reizende Erscheinung der Steppe; der große schwarze Vogel wird auf lichtem Grunde schon in der Ferne sichtbar, und ziert, nach Brehm, die Erde ebenso wie die Luft. Am meisten ähnelt sie der Kalanderlerche, unterscheidet sich aber durch absonderliches Flattern beim Niederlassen und durch die breiten Flügel. Beim Singen steigt sie zu größern Höhen auf, gleitet mit schief nach unten gehaltenen Flügeln eine Strecke fort, hebt sich dann wieder und bleibt — fast rüttelnd — auf einer Stelle, wobei sie einer Fledermaus gleicht, und stürzt nun endlich im flachen Winkel herab zum Boden.

Die Kalanderlerche. Alauda calandra, *Linné.*

Große Lerche, Große Kalandrelle, Ringlerche, Mongolische Lerche. — Calandris, *Alb. Magnus*; — Calandra, alte Aut.; — A. calandra, *L.* 1766; *Naum.* 1824; *Glog.* 1834; — Melanocorypha calandra, *Boje*; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.*; — M. albigularis, semitorquata, et subcalandra, *Br.* 1855; — A. collaris; *Rchw.* 1884.

Kennzeichen der Art. Ein auffallend großer, dicker finkenartiger Schnabel, etwas große Flügel mit kürzern Hinterschwingen als bei der Feldlerche, ein kurzer Schwanz; an den Seiten des Halses ein großer schwarzer oder brauner Fleck, die Federn des Kropfes und der Oberbrust mit schwarzen, nach dem Ende breiten Endflecken betropft, die Füße gelblich-fleischfarben; durch den Flügel ein weißlicher Querstrich, von den Spitzen der Schwungfedern zweiter Ordnung gebildet.

Länge 18,5 cm; Flügelbreite 39,5 cm; Schwanzlänge 6 cm; Schnabellänge 1,6 cm; Höhe der Läufe 2,6 cm. Größer als unsere Feldlerche.

Beschreibung. Lerchenfarbig, am Hals ein dunkler Fleck. Die Schwanzfedern sind braunschwarz, mit feinen hellen Säumchen, die zwei mittlern Federn sind heller, die äußerste Feder fast ganz, die vorletzte weniger weiß auf der Außenkante. Der Schnabel ist auffallend groß, sehr dick und finkenartig, von Farbe gelblich fleischfarben; das Auge dunkelbraun; die Füße sind stark, haben an der Hinterzehe einen fast geraden Sporn und sind schmutzig fleischfarben. — Das Weibchen ist kleiner und hat einen mattern, kleinern Halsfleck.

Je nach den Ländern ihres Aufenthalts stellt sich auch bei diesen Lerchen eine bedeutende Veränderlichkeit in Größe und auch teilweise in Färbung heraus. Diejenigen aus Portugal ziehen ein wenig in Rostfarbe; die aus Toskana zeigen den schwarzen Fleck am Hals am größten; die aus Klein-Asien sind am lichtesten; die von der Wolga am einfarbigsten dunkelgrau. Größenunterschiede kommen in allen Ländern ziemlich bedeutende vor. Beständiger sind die Farbenabweichungen, so daß sich bei einiger Uebung mit ziemlicher Sicherheit das Vaterland einer Kalanderlerche bestimmen läßt. E. v. Homeyer in Cab. J. 1873, 187.

Die Kalanderlerche bewohnt Süd-Europa von Spanien bis Griechenland, die Türkei, und weiterhin ostwärts in Asien die Steppen ums Kaspimeer und Turkestans; in Nord-Afrika von Marokko bis Egypten, nach Rüppell auch Nubien. — In Ober-Egypten, Palästina, Persien und ganz Mittel-Asien wird sie durch die sehr ähnliche Halsbandlerche, Alauda bimaculata, *Menetr.* 1832, vertreten. — Nur als Seltenheit verfliegt sich die Kalanderlerche bisweilen in die Schweiz oder nach Süd-Deutschland, noch viel seltener ins nördliche. Sie wandert aus Europa nach Nord-Afrika hinüber, wiewohl auch ein großer Teil ansässig bleibt, besonders in Griechenland und Kleinasien. In Bulgarien ist sie zwar Nistvogel, bringt aber den Winter nicht daselbst zu. — Sie bewohnt die großen Steppen, die tatarischen Wüsten, die großen unfruchtbaren Haiden, aber auch Getreidefelder und Wiesen, wie die Feldlerchen. — Auch nisten sie, wie diese, auf dem Boden in einem kunstlosen, aber schwer zu entdeckenden Neste, das etwa 5 Eier enthält, welche auf trübweißem Grunde mit gelbbraunen und grauen Flecken und Punkten marmoriert sind. Diese ändern ebenso sehr ab, wie die Eier bei andern Lerchen. Sie messen 25 + 18 mm.

In Betragen und Nahrung haben sie am meisten Aehnlichkeit mit den Feldlerchen, zu welchen sie sich auch gerne gesellen; doch leben sie auch für sich gesellig, und machen ihre Wanderungen und Streifzüge in eigenen Gesellschaften. — Auf dem Boden läuft diese Lerche mit großer Gewandtheit, und drückt sich bei Gefahren platt auf die Erde nieder;

auch fliegt sie so gut wie die Feldlerche und steigt beim Singen gewöhnlich in sehr schiefer Linie empor. Ihr Gesang ist nicht so zusammenhängend wie bei der Feldlerche, aber die Kalandrelle besitzt große Fertigkeit im Nachahmen fremder Vogelstimmen. Man erstaunt, wenn man in den ungesunden Niederungen der Kampagna bei Rom, wo diese Vögel sehr gemein sind, bei der heißesten Tageszeit, wo alle andern Vögel schweigen, auf einmal aus hoher Luft, von der Kalanderlerche vorgetragen, die Gesänge der Rotkehlchen, der Wiesenlerchen und vieler anderer Vögel erschallen hört, welche sich nur in der reineren Winterluft daselbst aufhalten. „In Algier und Tunis zählt diese Lerche zu den häufigsten aller dort lebenden Vögel und wird häufig in Gesellschaft der Feldlerche getroffen, so lang diese dort im Winterquartier ist. Im Flug ist aber die größere Kalander sofort zu unterscheiden. Die höchste Vollendung im Flug zeigt jedoch das Männchen zur Paarungszeit, es ist unermüdlich in seinen Gesängen, steigt schraubenförmig in die Höhe, verliert sich in hoher Luftschicht, bis es dem Menschenauge entschwindet; man kann nur noch seinen Gesang vernehmen. Dann senkt es sich allmählich, man kann die Körperumrisse wieder erkennen, es schlägt die Flügel ruckweise unter das Niveau des Körpers, indem es ihnen eine Sichelform verleiht, so daß man geneigt ist, den Vogel für einen balzenden Wasserläufer zu halten. Dabei hört man oft die Silbe „Klytra“ so deutlich, daß man glaubt, eine Menschenstimme zu hören. Der Gesang selbst ist meisterhaft, unendlich reich an neuen Melodien und zahlreichen Strophen, mit einem Feuer und einer Kraft vorgetragen, die wahrhaft erstaunlich ist. Bei den Franzosen gilt das geflügelte Wort: „Sie singt wie eine Kalanderlerche!“ für eine große Schmeichelei. (Cab. J. 1888, 224. Dr. König.)“

Ihres Gesanges wegen schätzt man sie als Zimmervögel sehr, und man hält sie genau so, wie bei der Feldlerche angegeben wurde. Die Sämereien enthülst sie mit ihrem starken Schnabel, wie die Finken; doch ist ihr in der Gefangenschaft ein weiches Futter zuträglicher, als lauter Gesäme. Im Wege des Handels kommt sie zuweilen auf den deutschen Vogelmarkt.

II. Abteilung: **Samenfresser**, Semnivora.

Sie nähren sich von Sämereien, reifen und unreifen, von Beeren, Grünkräutern, Früchten, aber auch von Larven und Insekten, besonders während der Brütezeit, wo Kerbtiere für manche die Hauptnahrung bilden. Ihr Magen ist muskulös zum Zerreiben der Körner. Samenfresser in dem Sinne, nur ausschließlich von Gesäme zu leben, giebt es bei dieser Ordnung jedoch nicht, denn selbst bei den Kreuzschnäbeln bemerkt man, daß sie Mehlwürmer und Ameiseneier im Käfig, Blattläuse und kleine Insekten im Freien verzehren, aber für viele Arten machen die Sämereien doch ein Hauptfutter aus. Mit größerem Rechte verdienen unsere europäischen Tauben den Namen „Körnerfresser“. Der Schnabel unterscheidet diese Abteilung ganz entschieden von den Insektenfressern, denn er ist viel stärker, dicker, kegelförmig, oft kurz, mit entsprechender Spitze, rundlichen Nasenlöchern am wülstigen Grunde, der von der verdickten Horndecke des Schnabels gebildet wird; die Naslöcher mehr oder weniger von Federchen und Borsten bedeckt; die Schneiden eingezogen; meistens die drei ersten Schwingen die längsten; der Schnabel ist beinhart, um die verschiedenen Sämereien aufbeißen und enthülsen zu können, ja bei einigen so stark, daß sie die harten Kerne des Steinobstes aufknacken können. Der Flügel weist bei unseren heimischen Finken nur 9 Handschwingen auf, da die erste vollständig verkümmert ist.

Sie sind gesellschaftlicher als die Insektenfresser, nicht so zahlreich an Familien und Arten, desto zahlreicher aber an Individuen; brüten mehreremale in einem Jahre, und die Jungen derer, welche vorzugsweise Sämereien fressen, werden mit erweichten Futterstoffen geäzt, was bei den insektenfressenden Samenvögeln nicht der Fall ist, welche die, ihrer harten Teile beraubten Insekten oder Räupchen in den weit aufgesperrten Schnabel ihrer Jungen schieben. Im übrigen sind die Brutverhältnisse wie bei den Insektenfressern angegeben. Die Jungen sind vor dem Hervorbrechen der Federn mit einzelnen schlaffen Daunen bedeckt oder auch ganz nackt, haben mehrere Tage geschlossene Augen und werden, je nach der Witterung, bis zum 6., zuweilen bis zum 9. Tage von den Alten erwärmt.

Sie gehören mehr zu den Strich- und Standvögeln, weil sie nicht so weit nach ihrer Nahrung zu fliegen brauchen, und auch während des Winters noch Sämereien finden. — Auch bei dieser Ordnung trifft man gute Sänger, der Gesang ist aber bei den meisten mehr trillernd und zwitschernd.

Für die dickschnäbeligen Samenfresser der ganzen Erde zählt G. R. Gray in seiner „Hand-List 1870" etwa 1082 Arten in 280 Gruppen, wovon beiweitem die meisten den warmen Erdteilen angehören. Die Unterfamilien — welche teilweise in Deutschland vertreten sind — betragen nach demselben Verzeichnis: Ammern, Emberizinae, 65 Arten in 22 Gruppen; Finken, Fringillinae, 120 Arten in 27 Gruppen; Gimpel, Pyrrhulinae, 52 Arten in 9 Gruppen; Kreuzschnäbel, Loxianae, 37 Arten in 8 Gruppen; Kernbeißer, Coccothraustinae, 24 Arten in 10 Gruppen. Von dieser bedeutenden Anzahl kommen auf Deutschland wiederum nur 37 Arten, welche — der Einfachheit wegen — nur in 3 Familien untergebracht sind.

Erste Familie: **Ammer**, Emberiza, *Linné* 1748.

Hortulanus, *Briss.* 1760; — Cynchramus, *Briss.*; *Boje* 1826; *Bp.* 1858; — Citrinella, Cirlus et Cia, *Kaup.* 1829; — Euspiza, *Bp* 1832; — Schöniclus, *Bp.* 1851; — Granativora, *Bp.* 1853; — Ocyris, *Hodgs.* 1844; — Hypocentor, Glycispina, Chryptophaga, *Cab.* 1851.

Der Oberschnabel ist schmal mit einem knochigen Höcker am Gaumen versehen und paßt in den untern, welcher höher und breiter als der obere ist; in der Mitte stark eingezogene Ränder, am Mundwinkel steil abwärts gebogen, so daß hier ein Winkel gebildet ist; im ganzen ist der Schnabel klein, spitz, kegelförmig und der Höcker dient zum Abschälen der Getreidekörner; die runden Naslöcher liegen an der Schnabelwurzel und sind von vorgestreckten Borsten überschattet; die Füße kurz, vorn mit drei getrennten Zehen, hinten mit einer, welche einen kurzen krummen Nagel hat, der aber bei manchen Arten auch verlängert und fast gerade vorkommt, welche deshalb eine besondere Gruppe bilden; die Flügel sind mittellang mit 18 Schwungfedern; die 2. und 3. Schwinge am längsten; von der 2. bis zur 4. oder 5. außen verengt. Der Ammerflügel hat übrigens viel ähnliches mit dem Lerchenflügel; der ausgerandete Schwanz ziemlich groß mit 12 Federn. Das Kleingefieder ist dicht, schön oder doch angenehm gefärbt, und hat bei manchen Arten wieder etwas Lerchenartiges. Auch der Flug ist eigentümlich und kennzeichnet sämtliche Arten dieser Familie; auf kurze Entfernungen ist er hüpfend, in kurzen Bogen ⌒ ⌒ ⌒, auf weite Räume in großen und flachen Bogen ⌒ ⌒ ⌒, wobei sie abwechselnd flattern, dann im Bogenschuß die Flügel fest anlegen; vor dem Niederlassen machen sie gewöhnlich noch einige kurze aufsteigende Bogen. Es sind friedliche und gesellige Vögel, welche viel Zeit auf dem Boden zubringen; auch ihre Nahrung suchen sie auf dem Boden; sie besteht aus Sämereien, besonders den mehligen, aber auch aus Insekten. Sie baden im Wasser, nicht im Staube, worin sie von den Lerchen abweichen. Ihre Eier sind mit Flecken und charakteristischen Aderzügen bezeichnet, und ihre Jungen ätzen sie aus dem Schnabel mit Insekten. Der Gesang sämtlicher Strauch-Ammern ist nur kurz, fällt aber angenehm ins Ohr. Sie bewohnen die gemäßigte und kalte Zone, dagegen giebt es im heißen Asien und in Australien keine Ammern. Von ca. 60 Arten, die man hieher zählt, sind auf Grund verschiedener Färbung, wegen dicker oder dünner Schnabelbildung, gekrümmten oder gestreckten Klauen, viele Gruppen gebildet worden, wie die oben bemerkte Nomenklatur beweist, von denen wir aber für unsere hier beschriebenen 14 Arten nur 2 Gruppen aufstellen.

1. Gruppe: **Spornammer**, Plectrophanes, *Meyer* 1815;

Temm. 1820; — Centrophanes, *Kaup.* 1829; — Leptoplectron, *Reichb.* 1850.

Der ammerartige Schnabel hat einen kleinen Gaumenhöcker; er ist kurz, zierlich und an den Schneiden stark eingezogen; der Nagel der Hinterzehe größer als die Zehe und nur

wenig gebogen, fast wie ein Lerchensporn; die Flügel sind länger, spitziger und schmäler, als bei den andern Ammern; die 1. und 2. Schwinge die längsten; der Schwanz kurz und ausgeschnitten. Sie bewohnen den Norden der Erde, einige Arten rings um den Pol, die Tundra bis zunächst dem ewigen Schnee, wenn sie auch nur für einige Monate schneefrei wird. Ihr Federkleid ist sehr reich und warm und hält den Einfluß der strengsten Kälte vollkommen ab; ihr Gang schrittweise wie bei den Lerchen; sie leben auch wie diese stets auf dem freien Felde, sitzen gern auf Felsen, aber fast nie auf Baumzweigen; fressen die Sämereien der Bergpflanzen und Insekten, welche myriadenweis die Tundra bevölkern, wandern, und nisten in Felsenritzen und Pflanzengestrüpp. Im Betragen haben sie vieles mit den Lerchen gemein. Zu dieser Gruppe rechnet Gray 7 Arten, wovon 5 dem Norden Amerikas angehören. Hier beschrieben: 2 Arten.

Die Lerchen-Ammer. Emberiza lapponica, *Linné*.

Taf. 13, Fig. 1. (Winterkleid.)

Lerchen-, Bergammer, Lerchenfink, Schneesporner. — Carduelis lapponica, *Rudbeck; L. cit.* 1746; — Fringilla lapponica, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Fr. calcarata, *Pall.* 1776; — Plectrophanes calcaratus, *Mey.* 1815; — Emb. calcarata, *Temm.* 1815; *Glog.* 1834; — Emb. lapponica, *Nils.* 1816; — Passerina lapponica, *Vieill.* 1816; — Centrophanes lapponicus, *Kaup.* 1829; *Mev.* 1886; — Plectrophanes lapponicus, *Selby* 1826; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882, *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Ein weißlicher Streif läuft über das Auge und umgibt die Wangen größtenteils; die Flügelfedern braunschwarz, mit hellen Säumen ohne Weiß; die untern Flügeldeckfedern grau, mit weißen Rändern; die am Flügelbug aufliegenden 2 Deckfedern der großen Schwingen graubraun mit fahlen Säumen; die Weichen weiß mit deutlichen schwarzen Schaftstrichen und Längsflecken. Beim Männchen die Kehle mehr oder weniger schwarz.

Länge 13,3 cm, Flügelbreite 28,7 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Fußrohrs 2,2 cm. Größe wie die des Buchfinken.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist Kopf, Kehle und Oberbrust schwarz; ein Streif über den Augen und auf den Schläfen rostweißlich; Nacken und Hinterhals zimtrot; Oberseite rostbraun mit breiten schwarzen Schaftflecken, welche auf der Brustseite einen großen schwarzen Fleck bilden; die Schwingen braunschwarz, die vordern mit fahlen, die hintern mit rostbraunen Säumen; auf den Oberflügeldecken eine fahle Querbinde; Schwanzfedern schwarz, fahl gesäumt; die äußerste am Ende der Innenfahne mit langem weißen Keilfleck, die Außenfahne wurzelwärts weiß. — Der Schnabel ist während der Brutzeit wachsgelb; sonst gräulich fleischfarben mit gelber Wurzel und schwarzer Spitze; der Augenstern tiefbraun; die Füße braunschwarz, an der hintern Zehe ein spornartiger, ziemlich gerader Nagel. — Im Herbst: der Kopf stark mit rostgelb und rostfarben gemischt; ein Streif um die weißliche Kehle schwarz; die Brust mit weißgrauen Säumen auf dem schwarzen Grunde. Die hellen Ränder des Oberleibes viel größer, besonders auch im Nacken. — Je älter die Vögel werden, desto mehr tritt das Schwarze auf dem Kopf, den Wangen, der Gurgel und dem Kropf hervor, die untern Teile werden weißer, in den Weichen mit starken, schwarzen Längsflecken geziert; der Schnabel sieht schön orangegelb aus, und die Füße werden kohlschwarz; ein solcher Vogel sieht recht schön aus. — Beim Weibchen sind alle Farben trüber, weniger lebhaft, auch ist es etwas kleiner; in keinem Alter wird die Kehle ganz schwarz und der Kropfschild nie so groß, als beim Männchen.

Die Heimat der Lerchenammer ist innerhalb des arktischen Kreises, rings um den Pol, wie bei der Schneeammer. Aber dieser Vogel geht weder so nahe zum Pol, noch so hoch in die Gebirge, und kommt auch nirgends in solcher Unzahl vor, wie bisweilen die Schneeammer. — Ihr Aufenthalt sind jene öden Gegenden des Nordens, die bei der Schneeammer genannt sind, doch wählt sie die tiefliegenden, selbst feuchten Gegenden der Tundra, und nicht die kahlen Berge und hohen Felsenmassen; sie sucht auch dem Schnee mehr auszuweichen, als diese, und zeigt überhaupt in ihrem Betragen und ihrer Lebensart viel mehr Lerchenartiges. Sie siedelt sich auch lieber an Plätzen an, wo Zwergbirken oder krüppelhafte Weiden wachsen, deren Samen sie gern frißt, besonders die Sand- und myrtenartigen Weiden, welche den Boden jener Gegenden oft mit einem dicken Filz bedecken. Bäume vermeidet sie auch bei uns, und man trifft sie nur auf freien, großen Feldern, wo die Dörfer weit auseinander liegen; bei Schnee auch auf Landstraßen. Besonders hält sie sich bei uns zu den Feldlerchen, mit denen sie auch öfters gefangen wird, während sich die Alpenlerchen wieder gern zu den Lerchenammern halten.

Das Nest steht auf dem Boden zwischen Gras und Kräutern, ist aus trockenen Pflanzenstengeln und dürren Grashalmen verfertigt, und mit Federn oder auch Haaren reichlich und warm ausgefüttert; es enthält 5 bis 6 Eier, welche auf schmutzig rötlich-weißem Grunde braun gewölkt und gefleckt sind. Die aus Lappland und Sibirien kommenden Eier sind durchgehends von dunklerer (ins Bräunliche übergehender) Grund- und Zeichnungsfarbe, als die aus Grönland und Labrador stammenden, deren Grundfarbe besonders ein helleres Bräunlichgraugrün ist. In Färbung und Zeichnung variieren sie sehr, sind aber stets von anderen ähnlichen Eiern europäischer Vögel zu unterscheiden. Sie sind 2 bis 2,2 cm lang und 1,5 bis 1,7 cm breit. — Vom 17. Juni an fand Middendorf am Taimyr in den Lemmingsfurchen der Tundra Nester, welche regelmäßig 5 Eier enthielten, die im Mittel $20\frac{1}{2} + 15\frac{1}{2}$ mm maßen. Vierzehn Tage später gab es Junge, welche sich im August zu Schwärmen vereinigten, bisweilen mit denen der Schneeammer vereinigt.

Diese Ammer ist ein friedfertiger, munterer und flüchtiger Vogel, auch nicht besonders scheu, denn sie läßt ganz nahe an sich herankommen. Sie läuft auf dem Boden schnell und schrittweise, und drückt sich beim Erblicken eines Raubvogels platt auf die Erde oder hinter einer Scholle nieder. Ihr Flug ist schnell, leicht und wogend: die Nahrung und Pflege im Zimmer wie bei den anderen Ammern. Der Gesang ist sehr angenehm und hat Aehnlichkeit mit dem der Feldlerche und des Hänflings; er besteht aus mehreren Strophen, die schnell hergeleiert, auch wohl einigemal wiederholt werden. Denselben trägt sie nach Lerchenart auch häufig fliegend vor. Er ist länger und zusammenhängender, als bei den Strauchammern. Ihre Lockstimme klingt hoch und klirrend „itirr", und in einem anderen, angenehm pfeifenden Ton wie „twui!", endlich lockt sie auch noch „tir" oder „tier" wie eine Feldlerche.

Wünscht man eine lebend zu besitzen, so braucht man nur an dem Orte, wo sie länger verweilen, etwas Stroh, Spreu oder Pferdemist hinzustreuen, Schlaggärnchen, Leimruten und Laufschlingen dabei zu richten, und sie behutsam danach hinzutreiben; auf diese Weise lassen sie sich leicht fangen.

Die Schnee-Ammer. Emberiza nivalis, *Linné.*

Taf. 12, Fig. 7 (Sommerkleid), Fig. 8 (Winterkleid).

Schneeammer, Schneeortolan, Schneelerche, Schneefink, Eisammer, Wintersperling, Striet-, Neuvogel. — Avis nivis, *Martens* 1675; *L. cit.*; — Emb. nivalis, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Br.* 1831; *Glog.*; — Hortulanus nivalis, *Briss.*; — E. montana, et mustelina, *Gm.*; — E. glacialis, *Lath.*; — Plectrophanes nivalis, *Mey.* 1815; *Br.*; *K. & Bl.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — Passerina nivalis, *Vieill.* 1816.

Kennzeichen. Auf dem zusammengelegten Flügel zwei weißliche Binden und ein weißer Längsstreif (junger Vogel); oder eine weiße Binde und ein großer weißer Längsfleck (älterer Vogel); der Flügel ist bis auf die schwarzen Daumenfedern und die letzten zwei Drittel der großen Schwingen ganz weiß (alter Vogel); die untern Flügeldeckfedern weiß; die am Flügelbug aufliegenden obern Deckfedern schwarz; die zwei letzten Schwungfedern haben im mehr oder weniger vollkommenen Zustande einen rostbraunen Rand, welcher aber im Sommer sehr schmal und licht wird. Die Weichen weißlich, ungestrichelt.

Länge 16 cm, Flügelbreite 28,5 cm, Länge des Schwanzes 6 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Laufs 2 bis 2,2 cm. Wenig stärker als ein Buchfink.

Beschreibung. Im Winter, wo diese Vögel bisweilen bei uns gefangen werden, Oberseite rostbräunlich, Rücken- und Schulterfedern mit schwarz gemischt; Kopfseiten und Unterseite weiß; Ohren, Hals- und Brustseiten, nebst Weichen rostbräunlich, die äußeren Schwanzfedern weiß mit schwarzer Spitze; die mittlern schwarzen Handschwingen schwarz; mittlere Armschwingen und Flügeldecken weiß; Schnabel gelb. Im Sommer weiß; Rücken- und Schulterfedern, Handschwingen, mittelste Schwanzfedern, Schnabel und Füße schwarz. Der Schnabel ist ammerartig, mit einem kleinen Gaumenhöcker, von Farbe im Winter trüb wachsgelb, im Sommer schwarz; die Augensterne sind schwarzbraun; die Füße sind bräunlichschwarz, der Nagel der Hinterzehe ist groß, stark und wenig gebogen, spornartig, doch nicht so gerade wie bei den Lerchen. — Je älter die Vögel werden, desto mehr nimmt das Weiße auf dem Flügel und der Unterseite des Körpers überhand, so daß letztere bei drei- oder viermal abgemauserten Vögeln rein weiß erscheint,

und in Verbindung mit den andern, ebenfalls ausdrucksvollen Farben, dem tiefen Schwarz und der angenehmen Rostfarbe, einen schönen Anblick gewährt. So gezeichnete Schneeammern fallen unter den Scharen schon von weitem auf, sind aber, je älter, desto seltener. — Das Sommerkleid hat nur zwei Hauptfarben, schwarz und weiß. Kopf, Hals, ganzer Unterkörper und ein großer Teil des Flügels ist weiß; Rücken und Schultern sind schwarz; auch der Schnabel ist bleischwarz. Die Weibchen, mit grauem Scheitel, sind auch in den andern Kleidern schmutziger gefärbt und kleiner. — Die Jungen haben Aehnlichkeit mit den Feldlerchen.

Die Schneeammer lebt im Sommer in den kältesten Zonen, innerhalb des arktischen Kreises, rings um den Nordpol, so auf Island, Lappland, auf Spitzbergen, Novaja Semlja, in Nord-Sibirien, im nördlichsten Nord-Amerika, auf Grönland. So weit die kühnsten Nordpolreisenden vordrangen, fanden sie diesen Vogel heimisch. Seine Sommerwohnplätze fangen erst mit dem 65. Grad nördl. Br. an und erstrecken sich bis in die höchsten vegetationsfähigen Breiten; und zwar bevorzugt er die höher gelegenen gebirgigen Strecken, nicht die flache Tundra. Nach Brehm in Skandinavien nur auf den höchsten Bergen des Dovrefjelds; im nördlichen Lappland unmittelbar unter der Schneegrenze. Diese menschenleeren Einöden bieten aber allen hochnordischen Vögeln überaus günstige Wohnplätze. Der mehrmonatlichen Winternacht steht ein ebenso langer, anhaltend warmer Sommertag gegenüber, der gerade zur Brutzeit ausreicht, das kräftige Gesäme der hochnordischen Pflanzen rasch entwickelt und zur Reife bringt, welches nun samt den Milliarden fliegenartiger Insekten eine reichlich besetzte Tafel abgibt. Dazu der Friede einer ungestörten Einsamkeit, welche den hier wohnenden Tieren eine bemerkenswerte Sicherheit verleiht, da diese und andere Brutkolonien in jenen endlosen Einöden von Raubzeug nur wenig, von Menschen aber beinahe gar nicht belästigt werden. Daß die Bruten in jenen Gegenden einen günstigen Verlauf nehmen, bezeugen uns die unschätzbaren Vogelscharen, welche im Spätjahr nach milderen Strichen wandern. „Schneeflocken" nennt man sie in Rußland, weil sie — zahllos wie diese — vom Himmel auf Felder und Straßen herabwirbeln. Ein einziger Schuß mit Dunst in diese wolkenähnlichen Züge abgefeuert, kann 30 bis 40 Stück der harmlosen Vögel herabschmettern. In unseren Erdteil kommen sie bis ins mittlere Deutschland, allein nie früher, als bis tiefliegender Schnee ihre nördlicher gelegenen Futterplätze bedeckt. Dann kommen sie wohl auch noch weiter südlich, aber nur selten ins südliche Frankreich, in die Schweiz oder gar nach Nord-Italien. In ähnlicher Weise ist es mit ihren Wanderungen in Asien und Amerika, wo nur tiefliegender Schnee sie etwas südlicher drängt. Kälte allein, sei sie auch noch so heftig, vertreibt diese Vögel nirgends, so lange sie Futter finden können. Selten sieht man sie bei uns vor Mitte des November und mit Anfang des März sind wieder alle verschwunden. Während ihres Hierseins treiben sie sich unruhig auf ebenen Feldern, Stoppeläckern, schneefreien Rainen, Landstraßen umher, und fallen bei großem Futtermangel selbst in den Straßen der Städte und Dorfschaften ein. — In ihrem Vaterlande bewohnen sie die höher gelegenen felsigen Gegenden, rauhe Klippen und Berge, von allen Reizen entblößte Einöden, Länder, wo kein Baum mehr gedeiht und wo der Boden kaum noch krüppelhaftes Gesträuch hervorbringt, wie Zwergweiden, Zwergbirken, Haidekraut und andere niedrige Bergpflanzen, welche den Boden filzartig überziehen und wo höchst selten ein Mensch ihre Einsamkeit stört. An Waldungen sind sie demnach nicht gewöhnt, was sie auch auf ihren Wanderungen beweisen, denn sie halten sich am liebsten an flache Gegenden, an weite, ebene Felder, und setzen sich nicht auf Bäume, sondern höchstens auf Steine und Felsblöcke.

Ihr Nest bauen sie zwischen bemooste Steine, ins Steingerölle und in Felsenspalten; es ist ansehnlich groß und gut gebaut und besteht aus Moos und Flechten, mit untermischten Grashalmen; innen ist es mit Federn und Haaren hochnordischer Tiere, des Schnee- oder Eisfuchses, warm gepolstert. Es enthält mehrenteils 6 Eier, welche auf bläulichweißem, grünlichweißem oder sanft rötlichem Grunde blasse, rötlichgraue und dunkel blutbraune Flecke, Striche und Punkte, besonders am stumpfen Ende, haben. Ihre Länge beträgt 2, ihr Breite 1,4 cm. Sie ändern übrigens sehr auffallend in Farbe und auch in der Form ab. — Am 17. Juni fand Middendorf am Taimyrfluß 73½ bis 74½ Grad nördl. Br. in allen Schneeammer-Nestern Eier, und mit dem 6. Ei war das Gelege regelmäßig beendigt. Die durchschnittliche Länge dieser Eier betrug 24 + 17 mm. Vom

15. bis 18. Juli stieß man überall auf flügge und halbflügge Junge, die sich bis zum 15. August zu Schwärmen zusammenscharten und am 4. September aus dieser hohen Breite abzogen.

Die Schneeammern sind bei der strengsten Kälte, gegen welche sie durch ein ungemein warmes Gefieder geschützt sind, wohlgemut und nichts scheint ihr munteres Wesen stören zu können. Sie leben untereinander und auch mit anderen Vögeln sehr friedfertig; sind unruhig, lebhaft, fliegen und flattern mehr, als sie laufen; letzteres thun sie, wie die Lerchen, schrittweise, ohne jemals zu hüpfen oder sich auf Bäume zu setzen. Ihr Flug ist sehr schön, leicht und gewandt, wenig flatternd und mehr fortschießend, in einer großen Schlangenlinie; geht es weit, so fliegen sie auch sehr hoch. Wenn sie nach Nahrung suchen, so wälzen sich die Schwärme gleichsam dicht auf dem Erdboden hin, immer nur zum Teil sich niederlassend, indem die hintersten über die vorn sitzenden wieder wegfliegen, und so sind sie bald aus einer Gegend verschwunden.

Ihre Nahrung sind im Sommer Insekten, und zwar schnakenartige Fliegen, welche die Tundra im Sommer zu Myriaden durchschwärmen, mit denen auch die Jungen gefüttert werden; aber auch die Sämereien der Gewächse, welche die Einöden ihres Aufenthalts hervorbringen. Auch mögen sie wohl noch das zarte Grün kräftiger Pflanzen verzehren. Bei uns fressen sie das Gesäme der Pflanzen, welche noch über den Schnee hervorragen, oder wenn kein Schnee sie verhindert, suchen sie solche auf dem Boden auf; sie durchstöbern auch auf den Landstraßen den Pferdedünger. Im Käfig erhält man sie leicht mit Hirse, Hafer, Kanariensamen, Hanfsamen und nebenbei noch mit weichem Futter, welchem man vom Frühjahr an etwas Ameiseneier, Mehlwürmer und Salat beifügt. Sie sind anfangs wild und unbändig, aber in einem Lerchenkäfig, in welchem man zwei daumendicke Sprunghölzer zum Aufsitzen macht, bald anzugewöhnen. Wenn sie sehr unruhig sind und flattern, verhüllt man den Käfig ganz oder teilweise mit Zeug, um sie ruhig zu machen, wie man bei anderen Vögeln auch verfährt. Man muß sie aber, wie alle nordischen Vögel, nicht zu nahe an den Ofen bringen, weil sie Kälte viel eher ertragen können, als Wärme. Sie sind bei richtiger Behandlung dauerhaft und halten sich mehrere Jahre; bei Nacht sind sie unruhig und laufen beständig umher; auch nehmen sie gern ein Bad. — Ihr Gesang ist bedeutend schöner und zusammenhängender, als bei unseren Strauchammern, und erinnert an den Gesang der Lerchen; er ist aber mehr zwitschernd, worunter stark pfeifende Töne, die aus der Höhe herabfallen, eingemischt werden, was recht hübsch klingt. Sie singen beinahe das ganze Jahr. Ihre Lockstimme ist ein heller, angenehmer Pfiff, wie: „füd!" und ein klirrendes „zirr!" welch letzteres sie mehr hören lassen.

Man fängt sie im Winter in Laufschlingen, um welche man Pferdemist breitet; auch in Schlaggärnchen und Leimruten; man steckt letztere leicht, etwas schief in den Boden, hängt Mehlwürmer daran und breitet ebenfalls Pferdemist darum, weil dieser sie auf Feldern, über die sie streifen, anlockt.

2. Gruppe: **Strauch-Ammer**, Emberiza, *L.* 1748.

Hortulanus, *Briss.* 1760.

Die Familienbeschreibung ist hier anzuwenden. Der Nagel der Hinterzehe ist kürzer, als die Zehe und mehr gekrümmt als bei der 1. Gruppe. Hier beschrieben: 12 Arten.

Die Grau-Ammer, Emberiza miliaria, *Linné*.

Taf. 13, Fig. 2.

Gersten-, Wiesenammer, Große-, Lerchenfarbige Ammer, Dicke Trine, Gerstling, Strumpfweber. — Emb. alba, alte Aut.; — Miliaria cana, *Frisch*; — Emb. calandra, *L.* 1758; — Emb. miliaria, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — Miliaria europaea, *Br.* 1828; *v. Hom.* 1885; — Mil. valida. et septentrionalis, *Br.* 1855; — Cryptophaga miliaria, *Mer.* 1886.

13.



Kennzeichen. Der dicke Schnabel schmutziggelb, die obern Teile des Vogels licht mäusegrau, mit dunklen Schaftflecken, oder lerchenfarbig; die Seitenfedern des Schwanzes ohne keilförmigen weißen Fleck.

Länge 19 cm, Flügelbreite 30 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 1,3 cm, Höhe des Laufs 2,7 cm. — Es ist die größte unserer einheimischen Ammerarten und bedeutend größer als die Goldammer.

Beschreibung. Alle obern Teile sind blaßrötlichgrau; der Unterleib gelblich weiß; überall, wie die Feldlerchen, schwarzbraun gefleckt, oben stärker, unten feiner; Schwung- und Schwanzfedern sind dunkelbraun, heller gekantet; die äußerste Schwanzfeder mit einem verloschenen Keilfleck. Das Auge ist dunkelbraun; Schnabel horngelb; Füße gelblichbraun, der Nagel der Hinterzehe nicht stark gebogen. — Das Weibchen und Junge ist in der Färbung heller.

Die Grauammer ist beinahe über ganz Europa, nordwärts bis Norwegen verbreitet, in gleichen Breiten auch in West-Asien; auf dem Zug, aber auch als Brutvogel (z. B. Algier, Tunis) in Nord-Afrika, von den Kanaren bis Egypten. Sie ist sehr häufig in Italien, auf Sardinien, in Griechenland, in der Türkei; gemein in den Getreideebenen Ungarns, auf den Ebenen Süd-Schwedens bis Upsala. In Nord-Deutschland ist diese Ammer ziemlich häufig, seltener in Mittel-Deutschland; in Süd-Deutschland und in der Schweiz aber nicht oft zu treffen. Sie wählt tiefliegende bewässerte Getreidefelder, Wiesen, gut bebaute Aecker u. s. w. zu ihrem Aufenthalt, am liebsten, wo einzelne Sträucher und Bäume stehen, denn ihr genügt ein solcher oder auch nur ein Pfahl, um einen Aussichts- und Ruheplatz zu haben. Die Strichzeit ist der Oktober und November, im Frühling der März. Ihre Streifzüge machen sie am Tage, gewöhnlich in den Vormittagsstunden, fliegen dabei oft in großen Gesellschaften hoch in die Luft, und streichen unter beständigem Schreien bisweilen in einer Höhe fort, daß man sie eher hört als sieht. — In kalten Wintern ziehen sie auch weiter südwärts.

Das massige Nest bauen sie gewöhnlich auf die Erde oder dicht über derselben zwischen starke Pflanzen, ins Moos, in eine kleine überwachsene Vertiefung, unter Pflanzenbüsche. Es ist bis auf die bedeutendere Größe dem Goldammerneste ähnlich, und nur aus gröberem Material gebaut; dies sind Strohhalme, Stoppeln,. Blätter, Stängelchen, feine Hälmchen und Pferdehaare; Federn sind selten verwendet. Man findet darin im April etwa 5 Eier, welche auf graulichweißem Grunde mit violettgrauen Punkten und Fleckchen übersät, und noch besonders am stumpfen Ende mit dunkelrotbraunen Flecken bezeichnet sind. Auch findet man darauf noch einzelne feine, kurze Aderzüge, was sie als Ammereier charakterisiert. Sie variieren außerordentlich. Maße märkischer Eier: 22,82 + 17,12 mm. Die zweite Brut findet man im Juni. Die Alten verraten das Nest bald durch ihr ängstliches Geschrei und ihr Geflatter, es ist aber so schwer aufzufinden, wie bei den Feldlerchen, denn es verschwindet beinahe in der Umgebung. Die Jungen gehen bald aus dem Neste und verbergen sich gut im hohen Grase.

Die Grauammer ist etwas schwerfällig, träge, aber kräftig; sie hüpft auf dem Boden langsam und bedächtig einher, und zuckt öfters mit dem Schwanze; ihr stilles Betragen und ihre erdgraue Farbe machen sie nicht sehr bemerklich. Während der Brütezeit ist sie bei weitem unruhiger und selbst streitsüchtig, weshalb öfters Zänkereien mit ihren Nachbarn vorfallen. Dagegen fällt in südlichen Gegenden, wo der Binsenfänger, Salicaria cisticola, *Tem.*, mit der Grauammer oft in Nachbarschaft beisammen lebt, eine wunderliche Anhänglichkeit dieser Vögel auf, weshalb die Italiener diesen Rohrsänger: „Strumpfwirkerlakai" nennen. Sie fliegen scheinbar etwas schwerfällig, aber ziemlich anhaltend und schnell genug; steigen dabei zu einer ansehnlichen Höhe hinauf, und machen im Herniederschießen aus der Luft, vor dem Niedersitzen, gewöhnlich noch einige kurz aufsteigende Bogen, wie die Goldammern. Auf dem Boden läuft die Grauammer viel umher, auch zwischen den Stoppeln im kurzen Grase, zwischen junger Saat und andern Feldgewächsen, nicht gern aber im hohen Getreide oder langen Gras; auch schläft sie gleich der Lerche, auf dem Boden, gedeckt durch Feldraine, Schollen u. dgl. — Höchst sonderbar sind die verschiedenen Abwechslungen, die das singende Männchen sowohl fliegend als sitzend in der Nähe seines Nestes macht; es sitzt dabei meistens ganz frei auf einer kleinen Erhöhung des Bodens, oder auch auf der höchsten Spitze eines Baumes, gewöhnlich einer Weide,

mit aufgeblähtem Gefieder, hängenden Flügeln und aufgeblasener Kehle, und wiederholt oft viertelstundenlang auf der nämlichen Stelle sein Lied. Gewöhnlich trägt es sich dann sehr aufrecht, und läuft auch in dieser Positur von einem Platze zum andern, oder es fliegt zu einem entfernten Ort, mit aufgeblasenem Gefieder und zitterndem Fluge, die Füße herabhängend; dabei singt es im Fortstreichen, oder bringt mit dem Schnabel einen eigenen, klappernden Ton hervor. Mit diesem Getändel sucht das balzende Männchen sein Weibchen nach besten Kräften zu unterhalten.

Ihre Nahrung im Freien ist wie bei der Goldammer. Im Zimmer gibt man ihnen zerriebene Semmel mit Gerstengries und Möhre vermengt, täglich einige Mehlwürmer, und im Frühjahr etwas Ameiseneier. Als Gesäme Hafer und Hirse, nebst Grünzeug und weichem Obst. Dabei halten sie mehrere Jahre und erfreuen so gut es geht mit ihrem ganz eigentümlichen Gesang, der dem der Goldammer nicht unähnlich, aber nicht so hellklingend ist. Er ähnelt den Tönen, welche ein arbeitender Strumpfweber auf seinem Stuhl hervorbringt, etwa wie: „zickzickzickzicktrilllillillill", das in einem aus „l" und „r" gemischten Geklirr endigt. — Ihre Lockstimme lautet wie „zicks", und schnell hintereinander „zickzickzick".

Man fängt sie auf dem Vogelherde; ferner mit Leimruten, Laufschlingen und unter dem Sieb, selbst zeitweise mit Netzen wie die Lerchen. Im Käfig werden sie gern überfett, dann setzt man mehr Möhre zu, um die Fettsucht zu beseitigen. Als Kuriosum möge hier erwähnt sein, daß die Füße dieser Ammer nach dem Tode rot werden.

Die Kappen-Ammer. Emberiza melanocephala, *Scopoli.*

Schwarzköpfige-, Schwarzkappige Goldammer, Ortolankönig. — E. melanocephala, *Scop.* 1769; *Naum.* 1824; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Tanagra melanocephala, *Gm. ex Güldenstädt;* — Xanthornus caucasicus, *Pall.* 1811; — Emb. granativora, *Ménétr.* 1832; — Euspiza melanocephala, *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves.* — Unter den europäischen Arten ist dies die schönste Ammer.

Kennzeichen. Die Schwanzfedern ohne weißen Keilfleck; die Deckfedern unter dem Schwanze und den Flügeln hoch- oder hellgelb. Bürzel hell rotbraun; Kropf, Brust und Bauch einfarbig gelb. Die 1. Schwinge die längste; die Schwingen außen bis zur 4. verengt.

Länge 18,5 cm; Flügelbreite 29 cm; Schwanzlänge 8 cm; Schnabellänge 1,3 cm; Höhe der Fußwurzel 2,4 cm. Größe der Goldammer.

Beschreibung. Den ganzen Kopf bedeckt eine glänzendschwarze Platte, welche sich rundum von einem prachtvollen Hochgelb abscheidet. Dieses schöne Gelb nimmt die Halsseiten, Kehle, Gurgel und alle unteren Teile ein, wird am Bauch blässer, und ist in den Weichen mit verwaschenen, rostfarbigen Schaftflecken gezeichnet, Nacken und Rücken schön rotbraun. Der Schnabel ist groß, an der Wurzel dick, nach vorn zusammengedrückt, mit einem deutlichen Gaumenhöcker, von Farbe ist er schmutzigblau, im Herbst fleischfarben; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind schmutzig gelblichfleischfarben. — Bei jüngeren männlichen Vögeln ist die Kappe matter schwarz und auch das Gelbe des Unterleibs blässer. — Das Weibchen unterscheidet sich dadurch, daß ihm die schwarze Kappe des Kopfs gänzlich fehlt; Scheitel, Nacken und alle obern Teile sind rötlichgrau; die Kehle ist weiß; der übrige Unterkörper blaßgelb, in den Seiten rötlichgelb überlaufen, mit dunklern Längsflecken. Im Totalüberblick hat das Weibchen in seinen Zeichnungen einige Aehnlichkeit mit der Goldammer. — Die Jungen, welche fast nur mit Insekten gefüttert werden, sind anfänglich weiß-, nach einigen Tagen gelbflaumig.

Diese Ammer ist für uns ein südöstlicher Vogel. Sie findet sich am Fuß und in den Vorbergen des Kaukasus, in Griechenland samt Inseln, an den Küsten des Adriatischen Meeres, in Klein-Asien bis Hindostan, sehr häufig in Persien. Von Ober-Italien besucht sie zuweilen Süd-Deutschland, doch immer als Seltenheit. Der Frühlingszug beginnt Ende Aprils; im Juli oder Anfangs August zieht sie wieder fort. Sie scheint südöstlich abzuziehen, denn man findet sie nicht in Nord-Afrika, aber vom November bis zum März in Indien in großen Schwärmen, wo sie den Feldern schadet. Ende des April erscheint sie wieder in Klein-Asien und in der Türkei, meist so plötzlich, daß sie an einem heitern Frühlingstage alle Gehänge am Meeresufer mit ihrem Gesang belebt, wo tags zuvor noch keine einzige zu sehen war.

Sie nisten in jenen Ländern in Hecken und Gesträuchen, besonders in dem Salbei

und stacheligen Christdorngebüsche, wo das aus Stengeln, Blättern und feinen Grasfasern gut gebaute, aber etwas sparrige Nest in dichtem Gestrüppe nahe am Boden steht. Die 5 bis 7 Eier sind auf blaß bläulichgrünem Grunde mit aschgraulich- und rötlichbraunen Flecken bezeichnet. Sie sind 2,2 cm lang und 1,7 cm breit und variieren sehr.

Ihre Nahrung sind Insekten und Sämereien, besonders liebt sie die Samen des Christdorns (Zizyphus paliurus). Im Zimmer giebt man ihr das Nachtigallfutter, und nebenbei Hafer, Kanarien-, Hanf- und Mohnsamen; Ameiseneier und Mehlwürmer sind ihr, besonders während der Mauser, notwendig, und sie ist auch sehr erpicht darauf. Als Stubenvogel zeigt sie sich zahm und ausdauernd; nur ist es schade, daß sie ihr schönes Sommerkleid nach der Mauser nicht so rein wiederbekommt, weil die Stubenluft einen nachteiligen Einfluß auf die Farben äußert. Sie badet so gern, daß sie oft viertelstundenlang im Wassergeschirr liegt. Der Gesang ist völlig ammerartig, aber flötender als bei andern Ammern; er klingt wie „dzi der üh — zi zi zih"; der Lockton ist ein scharfes „zitt!" Sie läßt ihren Gesang auch des Nachts beim Mondschein oder bei Licht hören. Bei den Türken und Italienern ist diese Ammer ein sehr beliebter Käfigvogel.

Die Gold-Ammer. Emberiza citrinella, *Linné.*

Taf. 13, Fig. 3.

Emmerling, Ammer, Gold-, Geelammer, Strohvogel, Geelfink, Geelgerst, Gelbling, Vetter Sternardt, Grünschling, Geelemmerle und Emmeritz. — Emb. flava, alte Aut.; — Citrinella, *Merret*; *L. cit.* 1746; — Miliaria lutea, *Frisch*; — Emb. citrinella, *L.* 1748—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Emb. sylvestris, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Kopf, Hals und die untern Teile im Grunde schön gelb; der Bürzel angenehm rostrot ohne dunkle Schaftstriche. Die 2. und 3. Schwinge die längsten, die 1. gleich der 4.; die 1. Schwinge weiß gesäumt, die folgenden mit schöngelben Säumen.

Länge 17 cm, wovon 7,1 cm auf den Schwanz abgehen, Flügelbreite 27 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe der Fußwurzel 2 cm.

Beschreibung. Das Goldammermännchen ist ein schöner, stattlicher Vogel. Der Kopf und der Unterkörper sind hochgelb; Brust und Bauch mit rötlichbräunlichen Flecken gestrichelt; Weichen mit schwarzbraunen Längsstreifen; Rücken rostfarbig, aber stark ins Hochgelbe und Olivengrünliche spielend, mit großen schwarzen Schaftstrichen; Flügel und Schwanz schwarzbräunlich, rostgelblich gerändert. Jüngere Männchen sehen mehr dem Weibchen ähnlich. Je älter die Männchen werden, desto lebhafter wird das Gelbe. Der Schnabel ist lichtblau, an der Spitze schwärzlich; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind gelblich fleischfarben. — Weibchen und Junge unterscheiden sich auf den ersten Blick; die gelbe Farbe ist mit grüngrauen Federrändern viel mehr verdeckt, der Unterkörper auffallend bläßer, die ganze Färbung sticht überhaupt mehr ins Braune und Graue. — Man findet auch weißliche Spielarten.

Die Goldammern sind über ganz Europa verbreitet, im Norden und Süden aber seltener. Im südlichen Italien nisten sie nicht. Major Loche verzeichnet sie für Algier. Auch für Griechenland sind sie nicht verzeichnet; in der Dobrudscha dagegen als „gemein" aufgeführt. Severzov führt sie in der „Aralo-Tianschan'schen Ornis" an; und Brehm für einen großen Teil Asiens, namentlich für Sibirien, während andere Forscher ihre Heimat nur für Europa bestimmen. Für diesen Erdteil sind sie aber gemein: in Feldhölzern und Gärten; in den Wäldern der Vorberge, in Buschweidenpflanzungen und Flußufern, in den Wäldern der Gebirge bis zur Grenze; am liebsten aber in der Nähe von Getreidefeldern, insbesondere wo Hafer gebaut wird. Nur Rohrteiche, alten Hochwald und baumlose Haiden meiden diese Vögel. Am meisten trifft man sie in baum- und buschreichen Gegenden nahe beim Wasser. Im Herbst ziehen sie sich in Herden zusammen und treiben sich dann auf den Aeckern und Feldern, sowie auch auf den Straßen umher, besonders beim Pferdemist, und wenn es schneit, ziehen sie sich in die Nähe unserer Wohnorte, auf Miststätten, in die Straßen bis vor unsere Thüren. Sobald sich aber Tauwetter einstellt, sind sie gleich wieder alle hinaus auf Wiesen und Felder. Man sieht sie häufig in Gesellschaft der Sperlinge, Bergfinken, Grau- und Schneeammern, Haubenlerchen, Krähen und Dohlen. — Ihre Nachtruhe halten sie im Gebüsch in niedrigen Sträuchern, und namentlich Winters

in dicht geflochtenen Hecken, an welchen noch das trockene Laub hängt, welches ihnen Schutz gewährt, und nach welchem sie oft meilenweit in großen Scharen fliegen. Sie gehören zu den Strich- und Standvögeln, denn sie treiben sich nur wenige Meilen von ihrem Geburtsorte herum.

Das Männchen zeigt seinen kleinen Nestbezirk durch beständiges Singen auf einem Baume oder Gebüsche sicher an; wo man dies öfter beobachtete, befindet sich das Nest gewiß in einem Umkreis von hundert Schritten. Es steht in niedrigem Gesträuch von Salweiden, Dorngebüschen, Hopfen, Brombeeren und anderen Rankengewächsen, in einer kleinen Fichte, einem Taxus, einem Spalier, meist unten in dem alten Wuste, nicht leicht über $^1/_2$ m vom Boden weg; häufig aber auf diesem selbst im langen Grase, unter kleinen Erdüberhängen, an Steinen u. dgl.; es ist gut versteckt, aber wegen seiner Masse gerade nicht schwer zu finden. In unseren Gärten findet sich das Nest öfters in Johannisbeerbüschen. Als Ausnahme hat man auch ein Nest auf einer Tanne, etwa 3 m über dem Boden, gefunden. Es besteht aus einer bedeutenden Menge grober Materialien, aus alten, verwitterten Strohhalmen, Ranken, Stengeln, Heu, zuweilen äußerlich auch etwas Laub und Moos, innen belegt mit feinen Würzelchen, Grasblättern und häufig noch mit einigen Roßhaaren, selten mit Wolle oder anderen Tierfasern, was alles gut ineinander geflochten ist und dicke Wände bildet. Federn werden nie zum Einbau verwendet. Man findet darin oft schon im März, sicher aber im April etwa 5 Eier, welche auf trübweißem, reinweißem, gelblichweißem, braunrötlichem, fleischfarbenem, violettrötlichem, sehr selten auch auf blaßmeergrünem Grunde fein grau bespritzt, und mit Haarzügen, Aederchen und Punkten von einer rötlichschwarzbraunen Farbe besetzt sind. Sie sind 1,9 cm lang und 1,4 cm breit, variieren zwar bedeutend, sind aber stets an den feinen Haarzügen kenntlich. Die zweite Brut findet man im Juni, und in günstigen Jahren wohl noch eine dritte im August (dies aber selten) mit nur 3, höchstens 4 Eiern. Die Brutzeit ist 14 Tage. — Die Jungen, welche der Mutter gleichen, werden nur mit Insekten gefüttert. Im Zimmer erzieht man sie mit altbackenen Semmeln in Milch erweicht, kleinen Herzstückchen, Käsequark und Ameiseneiern.

Die Goldammern sind trotz ihrer anscheinend etwas plumpen Figur gewandt, lebhaft und unruhig, doch sitzen sie auch zeitweise wieder halbe Stunden lang ruhig auf einem Fleck. Sie sind nicht scheu, auch nicht auf dem freien Felde, und im Winter in den Straßen noch zutraulicher als Sperlinge und Finken. Trotz ihrer Geselligkeit, die sie im Winter beurkunden, sind sie doch auf ihren Brüteplätzen zänkisch und bissig, hadern und beißen sich mit ihren Nachbarn oft so ernstlich herum, daß sie kämpfend zu Boden fallen, bis eine die Flucht ergreift. — Eine merkwürdige Zuneigung zeigen sie zu den Wachholderdrosseln, in deren Gesellschaft man sie öfters findet, obwohl diese Art gar nicht mit ihnen verwandt ist. Diesen folgen sie oft, ohne einen Lockvogel ihrer eigenen Art, bis unter das Netz des Vogelfängers. — Mit dem Schwanze sieht man sie oft eine zuckende Bewegung machen, auch die Kopffedern zu einem Häubchen stellen. Ihr Gang ist hüpfend, etwas unbeholfen, manchmal durch einige Schritte unterbrochen; der Flug ist kräftig, leicht und schnell, auf kurze Strecken hüpfend und ungeregelt; auf weite Räume aber in größeren Bogenlinien. — Diese Vögel sind zwar hart und ausdauernd, doch hat man Beispiele, daß anhaltende, strenge Kälte und Futtermangel viele tötete.

Ihre Nahrung besteht im Freien im Sommer aus Insekten, namentlich aus Raupen und Maden; sie verachten aber nebenbei auch Sämereien nicht, von denen sie sich im Herbst und Winter lediglich ernähren. Sie genießen Hafer, Hirse, Kanariensamen, Haidekorn, Grassämereien, Dinkel, Gerste, Weizen, Vogelknöterich, Wegerich; ölige Samenkörner nehmen sie weniger gern als mehlige. Kohlraupen frißt die Goldammer gern, während solche von vielen anderen Vögeln gar nicht berührt werden. Im Zimmer ernährt man sie vorzugsweise mit Hafer, Kanariensamen, etwas Hanf und Hirse; damit genügt es aber nicht; wenn sie der Liebhaber auf längere Zeit zu erhalten wünscht, so muß er vom März ab bis September auch weiches Futter, aus Weißbrot, Gerstengries und etwas Fleisch bereitet, dann und wann auch einige Mehlwürmer und frische Ameiseneier geben. Als Zusatz stets Salat, Kreuz- und Sternkraut, Wedderichkolben, Obst; dann halten sie sich frisch und

lebhaft im Gefieder, sind fröhlich und singen nach besten Kräften. Schwarze Gartenerde fressen sie oft mit wahrer Begierde, vielleicht um die Verdauung zu fördern, was man übrigens bei anderen Ammerarten auch bemerkt. — Der Käfig muß aber geräumig und oben bedeckt sein; sie eignen sich auch in den Käfig- und Zimmerflug, sowie zum freien Laufenlassen, und schicken sich in alle Verhältnisse; auch zum Nisten, wenn man ein paarungslustiges Weibchen hat. Sehr drollig sind die Liebestänze des Männchens, wobei es die Kopffedern aufsträubt, die Kehle aufbläst, den Kopf und Hals verdreht, die Flügel emporhebt und einigemal im Kreise herumtrippelt. Während dieses Liebesspiels sträubt auch das Weibchen die Kopffedern. Dasselbe nistet in Gefangenschaft und bringt es auch zum Eierlegen, von erzogenen Jungen ist mir aber nichts bekannt. Im übrigen sind es friedliche Käfigvögel, wie die meisten Ammern.

Der Gesang der Goldammer ist zwar nicht lang, aber hell und weittönend, so fein auch die Stimme in der Nähe klingt; er lautet: „zrä zi zi zi zi zi — zijäh" oder: „zrä sri sri sri sri sri — zräh!" in vielfacher Wiederholung. Das „zrä!" womit sie den Gesang einleiten, hört man nur in der Nähe. Der Schlußton sinkt etwas herab. Die Kinder sprechen diesen Gesang auf vielfache Weise nach, z. B.: „Wie wie wie hab ich dich lieb;" in anderen Gegenden: „Wenn ich eine Sichel hätt, wollt ich mit schnieb (schneiden);" oder im Spätjahr: „Bäuerle, Bäuerle dri—isch." Ihre Lockstimme ist ein etwas heiseres „ziß!"

Ihre Krankheiten sind die Dürrsucht und schlechte Mauser, welche man mit gutem Futter zu heben sucht. — Im Winter fängt man sie unter Sieben, in roßhärenen Laufschlingen, im Meisenkasten, wenn ein Lockvogel darin sitzt; auch auf Lockbüschen. Wo es die Lokalität erlaubt, kann man sie mit ausgestreutem Hafer in die Hausgänge locken, und dann, wenn eine Anzahl beisammen ist, die Thüre von weitem mittelst einer langen Schnur schließen, so daß sie nun eingesperrt sind und gefangen werden können.

Die Zaun-Ammer. Emberiza cirlus, *Linné*.

Taf. 13, Fig. 4.

Waldemmerize Zirl-, Heckenammer, Steinemmerling, Wiesenammering, Moosbürz, Zizi, Hagspatz. — Cirlus, *Aldr.*; — Emb. sepiaria, *Briss.*; — Emb. cirlus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Glog.*; *K & Blas*b 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — E. elaeothorax, Männch., *Bechst.* 1795, 1807; — Cirlus cirlus, *Kaup*.

Kennzeichen. Kopf, Hals und alle untern Teile sind im Grunde hellgelb; der Bürzel ist grau-olivengrün, grünlicher als bei der Gartenammer, mit dunkeln Schaftstrichen. Die Spitze der 1. Schwinge ist der 5. näher als der 4.; außen bis zur 5. Schwinge verengt; der Keilfleck auf der Innenfahne der 1. Schwanzfeder geht bis über die Mitte. Rücken rotbraun, schwarz gestrichelt; über dem Kropf angenehm olivengrün.

Länge 15,8 cm, Flügelbreite 24 cm, Schwanzlänge 7,1 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Fußrohrs 2 cm. Fast Größe der Goldammer.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen für das Männchen. — Der etwas schwächliche Schnabel ist hellbläulich; der Augenstern dunkelbraun; die stämmigen Füße gelblich fleischfarben. — Die Weibchen sind stets etwas kleiner und alle Farben etwas heller, daher sehen die Schaftstriche auf dem Rücken dunkler aus; die Kehle ist bräunlich gestrichelt, am Unterhals ein hellgelber Fleck; die Brust hell-olivenfarbig mit bräunlichen Seitenflecken; der übrige Unterleib hellgelb. Durch das Auge geht ein dunkelgrauer Strich, über dasselbe ein bleichgelber, unter demselben steht ein gelblichweißer Fleck. — Die Jungen sind vor dem ersten Mausern oben rostbräunlich mit dunkelbraunen Schaftstrichen, am Unterleibe hellgelb und schwarz gestrichelt; das Olivengrüne der Brust wird mit zunehmendem Alter immer reiner.

Die Zaunammer gehört mehr dem wärmeren Europa und Klein-Asien an, wo sie die Goldammer vertritt, und ist ebenfalls für Algier verzeichnet. In Griechenland und Klein-Asien ist sie Standvogel, gemein in Macedonien, ebenso in der Türkei und auf den größeren Inseln des griechischen Archipel. Im übrigen Süd- und Mittel-Europa aber nur stellenweise zu finden, so in der Schweiz, um den Bodensee, in Bayern, Baden, in Frankreich, Belgien, England, Südwest-Deutschland, z. B. im Moselthal bei Trier. Unsere Gegenden verlassen sie im September und kehren im April wieder zurück. Sie bewohnen eben solche Gegenden, wie die Goldammer, sind aber viel seltener zu finden, als diese.

Das Nest steht in dichten Hecken, welche sie sehr bevorzugt, 1/2 bis 2 m vom Boden entfernt, ist von Stengeln und Grashalmen gebaut, auch wohl mit altem Laub und etwas grünem Moos vermengt, inwendig mit feinen Würzelchen, Rispen oder Tierhaaren gepolstert und nicht ohne Kunst verfertigt. Die 5 Eier, welche immer an ihrer grünlichen Grundfarbe zu erkennen, sind auf schwachgrünlichem Grunde mit verwischten rötlichbraunen Wolkenflecken bedeckt und mit blutbraunen und schwarzen Flecken und Schnörkeln und Kritzeln bezeichnet. Länge 2,2, Breite 1,5 cm. Die wenigen bei uns nistenden Pärchen brüten jährlich nur einmal, was in ihrer südlichen Heimat wohl anders sein mag.

Eigenschaften, Nahrung im Freien und Zimmerfütterung haben sie ganz mit den Goldammern gemein. In dem Magen eines flüggen Nestjungen fand man die Reste von Heuschrecken, einige ganze Haberkörner und 3 kleine Gartenschneckchen mit ihren Gehäusen.

Der Gesang ist völlig ammerartig, einfach, aber gemütlich ansprechend; er klingt: „tzi tzi tzi tzi tzi tzi!" Ihre Locktöne sind: „zi zi! zä zirr!" oder „zirrrr!" — Ihre Schönheit, Seltenheit und leichte Zähmung empfiehlt sie als Zimmervögel. — Man fängt sie auf Lockbüschen und auf dem Vogelherd.

Die Garten-Ammer. Emberiza hortulana, *Linné*.

Taf. 13, Fig. 5.

Ortolan, Fett-, Feldammer, Grünzling, Kornfink, Hortolan, Jutvogel, Windschi. — Hortulanus, alte Aut.; — Miliaria pinguescens, *Frisch*; — Emb. hortulana, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*, *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.*; *Meves*; — E. malbayensis, *Sparrm.* 1786; — E. chlorocephala, et badensis, *Gm.*; — E. Tunstalli, *Lath.* 1790; Glycispina hortulana, *Cab.* 1851; *Mer.* 1886; — E. delicata, *Br.* 1855.

Kennzeichen. Schnabel und Füße fleischfarbig; die Kehle, ein Streif vor der Wange und ein kleiner Streif ums Auge strohgelb. Bürzel braungrau mit dunkeln Schaftstrichen; ein langer weißer Keilfleck auf der Innenfahne der 2 äußern Schwanzfedern, der nicht bis zur Mitte der Feder reicht.

Länge 15,5 cm, Flügelbreite 26 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Fußrohrs 1,8 cm. Kleiner als die Goldammer.

Beschreibung. Kehle blaßgelb; Kopf, Bartstreif und Einfassung der Kehle grau mit grünlichem Anflug; Unterkörper zimtbraun; Rücken auf rotbraunem Grunde schwarz gestrichelt; vom untern Schnabelwinkel läuft neben der Kehle ein grauer Streif herab. — Der fleischfarbige Schnabel ist etwas schwächlicher und verhältnismäßig viel gestreckter als bei der Goldammer; die Augensterne sind lebhaft braun; die Füße fleischfarbig. — Das Weibchen unterscheidet sich merklich vom Männchen; Scheitel und Hinterhals sind bräunlich aschgrau mit dunklern Schaftflecken; in der Mitte des Kropfs stehen mehrere kleine braune Fleckchen und Federschäfte; die Brust und der Unterleib sind blaß ockergelb; die Brustseiten und Weichen roströtlichgelb. Der Rücken ist rötlichgraubraun mit schwarzbraunen Flecken; der Bürzel hellbraungrau. — Die Jungen sehen der Mutter ähnlich.

Der Ortolan ist vom nördlichen Norwegen über ganz Europa und West-Asien verbreitet und besucht auf dem Zug ganz Nord-Afrika. Ihre Heimat, sagt Oken, ist in der Nähe des Mittelmeeres. Er ist aber auch häufig in Süd-Schweden, Brutvogel in Holland, England, Frankreich, Rußland; gemein in der Türkei; in unserem Deutschland aber nur strichweis zu finden, so an der Nieder-Elbe, in der Lüneburger Haide, in den weiten Ebenen Schlesiens, in der Mark, in Westfalen. Nach Heuglin ungemein häufig im Winter in Abessinien, wo er bis zu 10000 Fuß in die Gebirge hinaufgeht. Im März traf ihn Heugelin öfters auf Brachfeldern und Cedern bei Alexandria. Aber auch in Algier und Tunis Zugvogel, welcher erst Mitte Aprils auf dem Durchzug eintrifft, deshalb wohl noch weiter ins Innere Afrikas zieht. Seinen Aufenthalt nimmt er an den Waldrändern, in niedrigem Gebüsch, in Hecken, auf Wiesen und an Aeckern, in verwilderten Gärten, in Alleen, an Feldrainen, in dichten Waldungen mit dünnem Unterholz, in jungen Schlägen mit einzelnen alten Bäumen, selbst zuweilen auf dürftigen Sandfeldern, wenn nur Bäume nicht ganz fehlen, gewöhnlich in der Nähe des Wassers; so sucht er besonders sumpfiges Gesträuch, mit Wassergräben durchschnittene Feldgebüsche, die buschreichen Ufer der Flüsse und Bäche oder sonst tiefliegende Gegenden auf, jedoch niemals eigentlichen Sumpf; er beansprucht auch nicht immer die Nähe des Wassers, wenn nur sonst die Gegend zusagend

ist. Er gehört zu den Zugvögeln, welche nur während der milden Jahreszeit bei uns verweilen. Ende April erscheint er in Deutschland, und schon im August zieht er wieder weg.

Sein Nest setzt der Ortolan meist in eine kleine Bodenvertiefung unter den Schutz eines Weinstocks, eines Gebüsches, eines Grasbüschels oder einer geeigneten Pflanze, meist recht gut verborgen. Auch ins Kornfeld flach auf den Boden, nach Lerchenart, nur daß es hier durch Obstbäume von oben geschützt sein muß, während die Lerche in freies Feld baut. Es besteht aus verwitterten, erdigen Grashalmen, Wurzeln, nach innen die feinsten, und ist schließlich noch mit Roßhaaren belegt, welche zuweilen auch fehlen. Ende Mai findet man darin etwa 5 Eier, welche auf graulichweißem Grunde mit verloschenen, aschgrauen Haarzügen und kleinen Fleckchen und dann noch mit runden, auch schnörkelartigen Fleckchen und kurzen Strichelchen von schwarzbrauner Farbe sparsam bezeichnet sind. Sie gleichen denen der Goldammern bis auf geringere Größe und eine bauchigere Form. Maße 18 + 14 mm. In Deutschland brüten sie wahrscheinlich nur einmal. — Die Jungen werden mit Insekten gefüttert.

Es sind stille, harmlose, friedfertige Vögel, die im Benehmen ganz mit den Goldammern übereinstimmen. Auch ihre Nahrung im Freien und im Zimmer ist die gleiche, wie bei diesen, nur gibt man dem Ortolan viel Grünes.

Selbst der kurze und angenehme Gesang des Männchens hat Aehnlichkeit mit dem der Goldammer, doch sind die Töne flötender und nicht steigend, sondern fallend, ziemlich einförmig und etwas schwermütig; er klingt etwa: „fri fri fri fri — fri fri fri fri," oder: „tri tri tri, tri-trirrrr," die ersten 4 Töne in der Regel einen Ton höher. Der Lockton wie „güh, güh", und „zwit zwit!" In der Gefangenschaft werden sie schnell zahm und wohlbeleibt, dann aber träge. Auf dem Sprungholz kauern sie sich ganz nieder, blähen das Gefieder ziemlich auf, hängen die Flügel nachlässig herab und ziehen den Hals ein, wobei jedoch das glatte Köpfchen sein listiges Aussehen behält; so bleiben sie oft halbe Stunden sitzen und singen dabei ununterbrochen ihr eintöniges, aber nicht unangenehmes Schwirrliedchen. Um das Fettwerden bei ihnen zu vermeiden, setzt man sie lieber in einen größeren Flugkäfig zu munteren und verträglichen Kameraden.

Ihre Krankheiten sind die Fettsucht oder aber die Dürrsucht; eine aufmerksame Behandlung beim Füttern, und zwar bei ersterer starker Zusatz von gelben Rüben, bei letzterer nahrhaftes Futter, werden beide Uebel zu verhindern im stande sein. — Ihr Fang ist wie bei den Goldammern, namentlich auf dem Lockbusche.

„Diese Ammern sind die wegen ihrer Fettigkeit und Schmackhaftigkeit schon bei den alten Römern berühmten Fettammern, und in neuerer Zeit unter dem Namen Ortolane bekannt. — Sie werden auf künstliche Art gemästet; man setzt nämlich eine größere Anzahl frei in eine finstere Kammer, die aber mit so viel Laternen erleuchtet wird, daß immer einerlei Helle ist, und die Vögel Tag und Nacht nicht unterscheiden können. Man gibt ihnen dann frisches Wasser und Futter vollauf, so fressen sie ununterbrochen fort und mästen sich in etwa drei Wochen zu einem förmlichen Speckklumpen. Man füttert sie zu dieser Mästung mit Hirse, Semmeln in Milch aufgequellt, gemischt mit Grütze, Zucker und Zimt, wovon ihr Fleisch ein außerordentliches Aroma und einen feinen Wohlgeschmack erhält. 18 gehen in der Regel auf ein Kilo. In Italien und dem südlichen Frankreich, in Languedoc, bei Bologna und Florenz, auf den griechischen Inseln und in Cypern (daselbst namentlich in dem Dorfe St. Stoppa) bilden sie einen nicht unbedeutenden Handelsartikel, und man schickt sie von da sehr weit in die größeren Städte Europas. In Italien und Frankreich werden sie vor dem Verschicken gerupft und in Mehl und Hirse gepackt. Auf den griechischen Inseln schneidet man nur Kopf und Füße ab, läßt sie im heißen Wasser aufwallen und packt sie dann mit Essig und Gewürz in kleine Fäßchen. Von solchen Fäßchen, deren jedes 200 bis 400 Stück enthält, sollen in manchen Jahren 400 dort versendet werden; früher soll man das Stück mit einem Dukaten bezahlt haben, und jetzt noch bezahlen Feinschmecker das Stück mit 2 Mark. — Nach den Regeln der Kochkunst werden sie halb voneinander geschnitten und mit Petersilie und geriebenem Milchbrot auf dem Rost langsam gebraten." So berichtet uns Oken, Vögel, 1837, S. 283.

Die Zipp-Ammer. Emberiza cia, *Linné.*

Taf. 13, Fig. 6.

Bart-, Rot-, Wiesenammer, Wiesenemmerling, Wiesenmerz, Knipper, Narr. — E. pratensis, alte Aut.; — Cirlus stultus, *Aldr.*; — E. cia, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1814; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.*; *Meves* 1886; — E. barbata, *Scop.* 1766. — E. lotharingica, *Gm.*; — E. hordei, *Br.* 1855; — Buscarla cia, *Bp.* 1857; — Hylaespiza cia, *Blas.* 1862.

Kennzeichen. Hauptfarbe roströtlich, Kehle hell aschgrau oder weißgrau; die kleinen Flügeldeckfedern hell aschgrau gekantet; durch das Auge ein schwärzlicher Strich; Schnabel bläulich. Bürzel einfarbig rostrot. Die 1. Schwinge kürzer als die 5.; die Schwingen außen bis zur 5. verengt.

Länge 15,5 cm, Breite 23,3 cm, Länge des Schwanzes 7,1 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe der Läufe 2 cm. Etwas kleiner als die Goldammer.

Beschreibung. Kopf und Kehle grau; eine Binde jederseits längs des Oberkopfes, eine zweite durch das Auge, ein Bartstreif und eine Querbinde über die Ohrgegend schwarz; Augenbrauenstreif und ein Strich unter dem Auge weiß; Körper zimmtbraun, Rücken schwarz gestrichelt. Die Schwanzfedern sind etwas gabelförmig und braunschwarz; die zwei äußersten mit einem weißen Keilfleck, die zwei mittelsten mit sehr breiten, hellrostbraunen Kanten. Der Schnabel ist schwärzlichblau; die Augen sind lebhaft braun; die Füße bräunlich fleischfarben. — Das Weibchen ist ziemlich vom Männchen verschieden; im ganzen ist alles brauner, weniger rostfarben, und die Zeichnungen undeutlicher als am Männchen; dabei ist es auch merklich kleiner.

Die Zippammer ist ein Vogel wärmerer Gegenden. Sie bewohnt in unserem Erdteil hauptsächlich die Länder ums Mittelmeer, von Spanien bis Griechenland und Klein-Asien; weiterhin West-Asien bis zum Himalaya. Auf dem Zug im Spätjahr kommt sie nach Indien, Persien und Nord-Afrika (Kapitän Loche verzeichnet sie für Algier). In Spanien kommt sie zahlreich vor; Brehm sah sie in Katalonien am liebsten da, wo einzelne herabgerissene Felsblöcke von angebautem oder wild wachsendem Gesträuch umgeben waren. Auch in Griechenland ist sie Stand- und Brutvogel, und bewohnt im Sommer die stillen Tannenwälder aller Gebirge; sie macht sich durch ihren finkenartigen Gesang bald bemerkbar. Für Deutschland ist diese Ammer ein seltener Vogel, bewohnt nur wenige Plätze, z. B. am Mittelrhein, zwischen Bingen und Remagen (Koblenz in der Mitte), die steilen Weinberghalden; im Südosten Badens wohnt sie in den höheren Bergthälern; hie und da in Franken, nach Norden immer seltener werdend. Im Jahre 1848 bekam ich das erste und einzige Männchen, das auf der Filderhöhe bei Plieningen, 2 Stunden von Stuttgart, gefangen wurde, und unterhielt es mehrere Jahre. — Zum Aufenthalt liebt sie gebirgige, steinige, frei und warm gelegene Orte, fruchtbare lieber als unfruchtbare öde Haiden, und hat es gern, wenn ein Gewässer in der Nähe ist. — Ihr Nest ist wie bei der Goldammer, meistens an der Erde oder nahe dem Boden unter Pflanzenschutz gut verborgen; es besteht aus Laubmoos, Grasstengelchen, Edelweißblättchen, Hälmchen und ist inwendig noch mit einigen Pferdehaaren belegt. Am Rhein bauen sie ihr Nest am liebsten in Ritzen und Höhlungen der Weinbergmauern, da, wo diese mit niedrigem Gebüsch umgeben sind. Die Eier sind schmutzigweiß mit grauen Fleckchen, und vielen rötlichen und rotbraunen, auch schwarzbraunen Haarzügen und Aederchen, oder richtiger Strichelchen, welche nicht kurz abgebrochen sind, bezeichnet, weshalb sie nicht wohl mit andern Ammereiern verwechselt werden können. Sie messen 22 + 16 mm.

Mit den Goldammern leben sie auf ganz vertrautem Fuße, wie sie ihnen auch hinsichtlich des Betragens und ihrer Nahrung gleichen. Sie halten sich niedrig auf Gestein, seltener im Gesträuch oder auf Bäumen. — Es sind muntere, unruhige und hübsche Vögel, die im Zimmer sehr bald zahm werden, und ihr dauerhaftes Naturell dadurch bekunden, daß sie selbst mit gestutzten Schwungfedern viele Jahre aushalten. Mit anderen Vögeln leben sie sehr verträglich. Ihr Gesang ist reiner und lauter, als bei den Goldammern; er klingt: „zississississiß zi zirr"; ihre Lockstimme ist ein kurzes, scharfes: „zi, zi, zi!"

Sie sind wegen ihrer Harmlosigkeit leicht zu fangen; auf die Herde und Lockbüsche

kommen sie auf den Ruf der Goldammer, und ihr unvorsichtiges Benehmen hat ihnen in Frankreich den Namen: „Narr“ (Fou) eingetragen. — Im Käfig muß man sie so halten, wie es bei der Goldammer angegeben ist.

Die Rohr-Ammer. Emberiza schöniclus, *Linné*.

Taf. 13, Fig. 7 Sommerkleid, Fig. 8 Herbstkleid.

Rohrsperling, Rohrspatz, Sperlingsammer, Wassersperling, Schilfschwätzer, Rohrleps, Schiebchen. — Passer arundinaceus, alte Aut.; — Emb. schöniclus, *L.* 1748, 1761, 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — Fringilla schöniclus, *L.* 1758; — Hortulanus arundinaceus, *Briss.*; — E. passerina, *Pall.* 1811; Cynchramus schöniclus, *Boje* 1826; *Mev.* 1886; — Cynchr. septentrionalis, et stagnatilis, *Br.* 1831; Schönicola schöniclus, *Bp.* 1851; *v. Hom.* 1885; — Buscarla arundinacea, *Bp.* 1857.

Kennzeichen. Hauptfarbe rostbraun mit schwarzen Längsflecken. Vom untern Schnabelwinkel läuft neben der Kehle ein weißlicher Streif herab; die kleinsten Flügeldeckfedern sind rostrot; der Bürzel grau, schwärzlich gestrichelt. Die 1. Schwinge kürzer als die 5.

Die Größe weicht ziemlich ab; Länge 13 bis 15,5 cm, Flügelbreite 23,5 bis 25,5 cm, Länge des Schwanzes 6 bis 7 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Fußrohrs 1 cm. Sperlingsgröße.

Beschreibung. Kopf und Kehle schwarz; Bartstreif, Halsring und Unterseite weiß; Weichen schwarzbraun gestrichelt. Rücken und Flügelfedern schwarz mit rotbraunen Säumen; kleinste Deckfedern ganz rotbraun. Die eine kleine Gabel bildenden Schwanzfedern sind braunschwarz; die mehr nach der Mitte stehenden, mit hellrostbräunlichen Säumen; die beiden äußersten mit hellweißen Außensäumen und weißem Keilfleck. Der Schnabel ist etwas klein, runder als bei andern Ammerarten, von Farbe dunkelgrau; die Augensterne sind tief braun; die Füße sind etwas klein, die Nägel groß und lang, flach gebogen, unten zweischneidig, schmutzig fleischfarben. — Im Herbst, gleich nach der Mauser, haben die meisten Federn noch lichtbraune Federspitzen, wodurch namentlich das Schwarze auf dem Kopf, der Kehle und Gurgel beinahe ganz bedeckt wird, was erst ganz zum Vorschein kommt, wenn diese verhüllenden Federränder abgestäubt oder abgenutzt sind. — Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden und gleicht dem Männchen im Herbstkleid; der Oberkopf ist rostgrau, auf den Seiten rostbraun; der gelblichweiße Augenstreif ist sehr deutlich; die Wangen sind rostbraun; Nacken und Hinterhals gelbgrau, bräunlich gefleckt; Kehle und Gurgel schmutzig weiß, seitwärts von einem schwarzbraun gefleckten Streif begrenzt; die oberen Teile sind nicht so schön rostfarbig. — Die Jungen gleichen der Mutter.

Man trifft die Rohrammer in Nord- und Mittel-Europa und West-Asien, hier besonders im südlichen Sibirien. In unserem Erdteil von Spanien und Italien bis hoch nach Schweden und Norwegen hinauf, auch in Rußland, besonders im südlichen und in der Dobrudscha. In Griechenland nur Wintervogel, der in den Rohrsümpfen erst dann erscheint, wenn kalte Tage eintreten, und wieder verschwindet, sobald es milder wird. Heuglin vermutet, daß sie im Winter auch in Egypten vorkommen. Für Algier ist sie ebenfalls von Major Loche verzeichnet. — Sie sucht die tiefliegenden Strecken auf, und ist deswegen in den Ebenen und Sumpfländern häufiger, als in gebirgigen Gegenden. In vielen Gegenden Deutschlands ist sie gemein. Sie schlägt ihren Wohnort stets am Wasser auf, wo Rohr, Schilf, Weidengesträuch, Erlengebüsche u. dgl. wachsen und hohes Gras nicht fehlt; man trifft sie deshalb am Meeresufer, an Sümpfen, Morästen; ferner an Teichen, Landseen, Flußufern, in Brüchen, an Rohrgräben, zwischen Wiesen und Getreidefeldern; kurz an Plätzen, wo man die Rohrsänger, gelben Bachstelzen, Wiesenpieper, Rohrhühner, Bekassinen und Kiebitze nebst anderen Sumpfbewohnern zu suchen hat. Doch lieben sie nicht das tiefe Wasser, sondern mehr die Landseite, welche mit niederen Gebüschen, besonders Weiden, durchwachsen ist; auch kleine so beschaffene Inseln sind ihnen recht. Im Herbst und gegen den Winter, wenn die Rohrgebüsche zu kahl werden, ziehen sie sich mehr in die Felder, zwischen Kohl- und Rüben-, besonders Hirseäcker; und im strengen Winter suchen sie wieder solche Stellen auf, wo noch Schilf und Binsen stehen und Schutz gewähren, oder jüngere Laubholzschläge, wo viel Gebüsch und hohes Gras aufgeschossen ist. Zu dieser Jahreszeit trifft man sie in solchen Wäldern oft in ziemlich starken Gesellschaften, sonst aber nie.

Sie sind Zug- und Strichvögel; ihre Wanderzeit ist im Spätjahr der September und Oktober, wo sie die nordöstlichsten Länder größtenteils verlassen und im Süden Europas

bis in den März hinein zubringen, dann aber wieder auf ihre Brutplätze kommen. Viele überwintern indessen auch bei uns, und in dem milden Klima Süd-Englands ohnehin die meisten. Ihre Wanderungen machen sie, und zwar in bedeutender Höhe, truppweise bei Nacht, oder früh morgens und spät abends.

Das Nest ist immer sehr versteckt, aber niemals in reinem Rohr, sondern in niederem, verkrüppeltem Weidengesträuch, das durch langes Gras recht verworren ist; auf Seggenkufen; zwischen den Stengeln der Sumpfeuphorbie nahe bei Gebüschen; auch im langen, wirren Grase selbst. Man kann das Nest nur entdecken, wenn man von oben das Gesträuch und Grasgewirre auseinandergeschoben hat, denn es steht meistens fast dicht auf dem Erdboden, und gewöhnlich sehr verborgen; auch sitzt das singende Männchen in seinem ziemlich weitläufigen Bezirke nicht immer nahe bei dem Neste, was das Aufsuchen desselben sehr erschwert. Es ist ziemlich kunstlos, besteht aus etwas Moos, Halmen, Ranken, Würzelchen, ist dünn und locker, und innen gewöhnlich mit einigen Roßhaaren oder mit Pflanzenwolle belegt. Ende April findet man etwa 5 niedliche Eier, welche auf trübgraulich-, bräunlich- oder rötlichweißem Grunde graue und braunschwarze Haarzüge, Punkte und Flecken haben, darunter Brandflecke, welche samt den Aederchen charakteristisch sind. Maße märkischer Eier: 19,04 + 14,62 mm. Die zweite Brut findet man im Juni mit nur 4 Eiern. Die Eier werden in 13 Tagen ausgebrütet; das Weibchen wird in den Mittagsstunden vom Männchen abgelöst.

Diese hübsche und muntere Ammer hat in ihrem Aussehen einige Aehnlichkeit mit dem Sperlingsmännchen, gleicht aber sonst im Betragen diesem nicht. Sie ist ziemlich unruhig und fliegt bald hier-, bald dorthin; auf Zweigen, Rohrhalmen und anderen Stengeln sitzt sie immer etwas aufgerichtet, den breiten Schwanz herabhängend, häufig mit demselben zuckend und die Flügel etwas bewegend. Ihr Flug ist schnell und leicht, beim Abfliegen zuckend und hüpfend, auf weitere Räume indessen in größeren Bogen; dabei hat sie das Eigentümliche, daß sie sich in schiefer Richtung gleich hoch emporschwingt und durch die Luft fortstreicht, beim Niederlassen aber sich ebenso plötzlich wieder herabstürzt. Gesellig ist sie nur insofern, als sie kleine Gesellschaften bilden, deren Glieder so zusammenhalten, daß das, welches sich einmal entfernt hat, von den anderen ängstlich zurückgerufen wird.

Insekten im Sommer und Sämereien im Spätjahr und Winter sind ihre Hauptnahrung; sie genießen Käferchen, Wassermotten, Spinnen, Räupchen und das Gesäme von Rohr, Schilf, Binsen, Seggengras u. a. m. Nach Hirse fliegen sie zuweilen sehr weit auf die Felder, und in den Kohläckern sieht man sie oft die Raupen ablesen. Da sie indessen, um zu ihrer Nahrung zu gelangen, auch die höheren Pflanzenstengel erklettern, so weichen sie dadurch von der Lebensart anderer ihrer Familie ab. — Wer diesen hübschen Vogel auf die Dauer zu erhalten wünscht, muß im Zimmer ein weiches Futter aus Milchbrot, Fleisch und gelben Rüben geben, von April an noch Ameiseneier und Mehlwürmer, nebenbei etwas Mohn, Hirse und Kanariensamen, dann halten sie mehrere Jahre aus; bei Mangel an Auswahl und bei schlecht nährenden Futterstoffen bekommen sie die Dürrsucht. Ihr Käfig muß, wie bei allen Ammern, ein geräumiger, länglich viereckiger oder Kastenkäfig sein; doch taugen sie auch in den Käfig- und Zimmerflug. Sie sind etwas zärtlich, werden aber bald zutraulich, und wohl unter allen Ammern am zahmsten. Eigentümlich fällt es auf, daß sie die Musik lieben, auf dieselbe horchen und mit einem gewissen Wohlbehagen die Flügel- und Schwanzfedern wie einen Fächer so unaufhörlich bewegen, daß sich bei fortgesetzter Gelegenheit die Fahnen nach und nach abreiben. — Junge Vögel, welche man mit Ameiseneiern, rohen Fleischstückchen und Quark aufzieht, gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft.

Der Gesang des Männchens ist ganz eigen, Naumann sagt: wie stammelnd, als ob es ihm recht sauer würde; er klingt ungefähr: „zja tis tai zississiß — tai zier zissiß,“ doch erleidet er mancherlei Abänderungen. Der Rohrspatz singt sehr fleißig zu allen Tageszeiten, selbst bei Nacht, von Anfang April bis tief in den Sommer hinein. — Ihre Lockstimme ist ein hohes, helles, gedehntes „zieh“, und eine tiefere und rauhere klingt „tschü!“

An ihren Sommerplätzen kann man sie leicht mit Stöcken fangen, an denen roßhärene Fußschlingen und mehrere lebende Mehlwürmer befestigt sind, und welche man in die Nähe ihres Aufenthalts an die Büsche legt.

Fremde Ammern,

welche Deutschland hie und da als Wintergäste besuchen. Hier beschrieben: 5 Arten.

Die Weiden-Ammer. Emberiza aureola, *Pallas.*

Emberiza aureola, *Pall.* 1811; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882: *Rchw.*; — Fringilla pinetorum, *Lépéch.* 1772; — E. collaris, *Vieill.* 1816; E. sibirica, *Ermann* 1833; — E. Selysii, *Verany* 1839; — Euspiza dolichonia. *Bp.*; — Glycispina aureola, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Oben rötlichbraun, schwarz gefleckt; Kinn und ein Feld um die Augen schwarz; der Oberflügel mit breiter weißer Querbinde; die Unterseite ist gelb; eine rötlichbraune Querbinde über die Brust; Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß; auf den Weichen dunkelbraune Schaftstriche; der Bürzel rotbraun, die obern Schwanzdeckfedern graubraun. Die erste Schwanzfeder mit breitem, die zweite mit sehr schmalem weißen Keilflecke. Das Männchen hat einen braunroten Scheitel und braunroten Rücken; vor dem Kropf eine braunrote Querbinde. Das Weibchen und die Jungen haben dunkelbraun gefleckte Scheitel mit hellrostgelber Querbinde, und in der Kropfgegend dunkelbraune Schaftstriche. Der Schnabel hornbraun; Iris kastanienbraun; Füße bräunlich-fleischfarben.

Länge 16,2 cm; Flugweite 26,3 cm; Schwanz 6,4 cm; Schnabel 0,8 cm; Lauf 2,1 cm.

Die Heimat dieses bei uns sehr seltenen Vogels ist das nordöstliche Rußland bis zum südöstlichsten Sibirien, wo er eigentlich zu Haus zu sein scheint. Middendorf fand ihn überall im Stanowoi-Gebirge, im Flußgebiet der Uda und an der Südküste des Ochotskischen Meeres. In China allgemein. Er wird aber auch in der Nähe von Moskau getroffen. Für Deutschland nur als eine Seltenheit zu betrachten. In den sibirischen Gebirgen trifft man ihn bis zu einer Höhe von 2000 m über dem Meer. Sein liebster Aufenthalt ist aber lichtes, gut bebuschtes Flachland, Inseln mit Weiden und sonnigen Birkenhainen, zumal wenn sie mit üppigem Wieswachs abwechseln. Hier kommt diese Ammer massenhaft vor, besonders in Daurien, wo sie Mitte des Mai ankommt, indem sie in allen Thälern nistet, aber an den Berghängen aufsteigt und bis zu den Grenzen der Wälder geht, obwohl hier oben seltener wird. Ihr Abzug ist Ende September oder Anfangs Oktober. Das Nest ist am Boden, oder demselben nahe, in Gras, Gestrüpp, Gesträuch u. dgl., ammerartig gebaut, und enthält 5 selten 6 ovale Eier, welche auf grünlich- oder bläulich- grauweißen Grunde mit Punkten, Flecken, Haarzügen und Schnörkeln von brauner und schwarzer Farbe brandartig gezeichnet sind. Mit den Eiern der übrigen europäischen Ammern sind sie nicht zu verwechseln; das Korn ist ziemlich kräftig entwickelt, die Schale nur matt glänzend. Länge 2,1 cm, Breite 1,5 cm. Der Gesang des Männchens ist zwar etwas monoton, aber melodisch.

Die Rost-Ammer. Emberiza caesia, *Kretschmar.*

E. caesia, *Kretsch.* 1826; *K. & Blas.* 1840; — E. rufibarbata, *H. & Ehr.* 1828; — Glycispina caesia, *Cab.* 1851; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Etwas kleiner und lebhafter gefärbt, als die Gartenammer, mit rostfarbiger Kehle und Unterleib. Schnabel rot; Füße fleischfarben; am Oberkiefer braun, Kehle, Zügel und ein Bartstreif unterhalb der Ohrgegend rostrot. Gefieder oben fahlgrau und braun gefleckt, unten roströtlich. Untere Flügeldeckfedern graubraun und weiß.

Länge 14,3 cm, Länge des Flügels 8 cm; Schwanz 5,4 cm, Schnabel 0,7 cm, Lauf ungefähr 1,7 cm.

Das Weibchen ist matter gefärbt, das Aschgrau auf dem Kopf fehlt und ist bräunlichgrau, auf dem Kropf ein aschgrauer Anflug, gestrichelt wie die Weichen. Die Jungen sind stark gestrichelt.

Von Griechenland bis in's Innere von Afrika, auch in West-Asien, wo sie wüstenartige Gegenden bewohnt; auf dem Zug kommt sie bis Süd-Nubien. Sie ist wiederholt auch schon auf Helgoland gesammelt worden. — In Griechenland ist diese die gemeinste Ammer, sie bevölkert gleich nach ihrer Ankunft alle unwirtbaren felsigen Hügel und zieht schon im August wieder fort. Das Nest findet man hinter Felsblöcken, in Salbeistauden auf der Erde; es enthält 4—6 graublaue mit Leberflecken besetzte Eier. Die Jungen werden mit Brachkäfern und Raupen aufgefüttert.

Die Fichten-Ammer. Emberiza pityornus, *Pallas.*

Weißköpfige, Rotkehlige Ammer. — E. leucocephala, *Sam. Gm.* 1774; *Rchw.* 1884; *Meves* 1886; — E. pityornus, *Pall.* 1811; *Gm.*; *Naum.* 1824; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; — Euspiza leucocephala, *A. Br.* 1882; — Schönicola pityornus, *Bp.* 1851; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Mitte des Scheitels, Wange und Gurgel weißlich, erstere beide mit schwärzlicher Einfassung; ein braunroter Strich durchs Auge; der Bürzel rostfarben; am Männchen die Kehle rostrot, am Weibchen weiß, auf der Seite rostbraun gefleckt.

Länge 15,5 cm; Flügelbreite gegen 29 cm, Schwanzlänge 7,8 cm, Schnabellänge 1 cm; Höhe der Fußwurzel 1,9 cm.

Beschreibung. Oberkopf schwarz und weiß gemischt; Augenbinde und Kehle rotbraun; Kopfseiten, eine breite Binde um die Kehle herum und Mitte des Unterkörpers weiß; Brust und Weichen rotbraun mit weißlichen Federsäumen; Oberkörper rotbraun, Rücken schwarzbraun gestrichelt. Die Federn des gabelich ausgeschnittenen Schwanzes sind dunkelbraun, heller gekantet; die beiden äußern mit einem keilförmigen, weißen Fleck. — Der Schnabel ist gelblich, oben braun; der Augenstern dunkelbraun; die Füße sind gelbbräunlich. — Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden; ihm fehlt die rostrote Kehle, welche bloß auf den Seiten mit einigen rostbraunen Fleckchen angedeutet ist; alle übrigen Farben sind schmutziger und grauer.

Die Fichtenammer ist über einen großen Teil Ost-Europas und Mittelasiens verbreitet; man hat sie zuerst in Sibirien entdeckt, wo sie vom Ural bis Ost-Sibirien gemein sein soll; einzeln am Kaspischen Meere, kommen sie auch in das europäische Süd-Rußland, die Türkei, nach Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Illyrien. Tiefer im innern Deutschland hat man sie noch nicht getroffen. Sie liebt die Thäler in den Gebirgsgegenden und kommt — nach Dr. Dybowsky — als erste unter den Ammern schon anfangs April an. Sie hält sich gesellig auf den, mit vereinzelten Tannenwäldern bewachsenen Bergabhängen auf, wo sie auf der Erde Nahrung sucht, oder auf besäten Feldern. Nie fliegt sie auf die Steppen. In ihren Sitten hat sie die größte Aehnlichkeit mit der Goldammer, zieht aber im Winter gänzlich ab. Sie nistet am Rand der Wälder und Gebüsche, immer an offenen Orten. Das Nest setzt sie auf die Erde in eine kleine Vertiefung unter einen Baumstamm, unter einen abgefallenen Ast, unter ein Rindenstück, oder unter einen Strauch. Nest und Eier haben die größte Aehnlichkeit mit denen der Goldammer. Die 4—6 Eier sind auf blaßrötlichem, violettem oder grünlichem Grunde mit zahlreichen Schnörkeln, Strichen und Fleckchen von hell und dunkelbrauner Färbung bezeichnet. Länge 22,5 + 16 mm. Man findet sie Ende des Mai. Der Gesang ist ähnlich dem der Goldammer, doch ist die Stimme rauher. Abzug von Mitte des Septembers bis Ende dieses Monats; einzelne noch im Oktober. — Wer diese seltene und hübsche Ammer zufällig bekäme, der müßte sie behandeln wie die Goldammer.

Die Zwerg-Ammer. Emberiza pusilla, *Pallas.*

E. pusilla, *Pall.* 1811; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; — Cynchramus (= Cenchramus), *Boje* 1828; *Meves* 1886; — Ocyris sordida, et oinops, *Hodgs.* 1844; — Schönicola pusilla, *Bp.* 1851; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen. Gefieder oben braungrau, unten weiß, beiderseits schwarzbraun gefleckt. Auf dem Scheitel eine lebhaft rostfarbige Mittelbinde mit zwei braunschwarzen Seitenbinden und jederseits ein hellrostfarbiger Streif über dem Auge. Unter der roströtlichen Ohrgegend ein rostweißlicher Längsstreif; vor der Brust eine dunkle Fleckenbinde; im Flügel zwei fahl rostfarbige Querbinden. — Das alte Männchen: Die Mittelbinde des Scheitels scharf abgesetzt rostrot auf schwarzem Grunde; der Augenstreif vorn rostrot, hinten rostweißlich; das Weibchen: die hellroströtliche Mittelbinde vom braunen Scheitel undeutlich abgesetzt, im ganzen die Färbung trüber. Bei den Jungen ist der Kopf noch weniger lebhaft gefärbt und die Unterseite stärker gefleckt. — Länge 13,1 cm, Schwanz 5 cm, Flügel 7 cm, Schnabel 0,7 cm, Lauf 1,6 cm.

Diese Ammer verfliegt sich zuweilen aus Nord- und Mittel-Asien nach dem östlichen Europa, und wurde schon mehrfach auf Helgoland gesehen. — Unter den nordeuropäischen Gattungsverwandten ist dies die kleinste Ammer, welche Ost-Sibiriens Wälder und mit Weiden bestandene Gegenden bewohnt und dort brütet. Im Stanowoi-Gebirge kommt sie, nach Middendorf, am 3. Mai auf ihre Brutplätze; während sie bei Udskoi Ostrog (Ost-Sibirien) schon am 1. Mai nordwärts zog. Im Taimyrland nistet sie an der Boganida, aber recht selten. In Daurien brütet sie auf ziemlich bedeutenden Berganhöhen, jedoch noch in den Regionen der Lärchenwälder. Die 5 Eier sind auf gelblich-, graulich- oder violettgrauweißem Grunde mit braunen oder violett-

braunen Punkten, Strichen und verwischten Flecken bezeichnet, manchmal über die ganze Fläche, manchmal nur gegen das stumpfe Ende; deren Färbung scheint indes sehr zu variieren. Sie sind 17 mm lang und 14 mm breit, und nebst denen der Waldammer die kleinsten.

Wer zufällig eine dieser fremden Ammern lebendig bekommen sollte und sie im Käfig zu unterhalten wünscht, hat sich nach den Vorschriften, die bei der Goldammer angegeben sind, zu richten.

Die Wald-Ammer. Emberiza rustica, *Pallas.*

E. rustica, *Pall.* 1811; *K. & Blas.*; *Blas.* in Naum. 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — E. borealis, *Zetterstedt* 1822; — E. lesbia, *Savi* 1829; — Schönicola rustica, *v. Hom.* 1885; — Cenchramus rusticus, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Gefieder oben rostrot mit dunkelbraunen, unten weiß, mit rostroten Flecken; Kopf und Kopfseiten dunkelbraunschwarz, mit einer hellen, im Genick erweiterten Scheitelbinde, einem breiten weißen Streifen über den Augen und einem schmalen unter der Ohrgegend. Ein rostroter Gürtel rings um den Hals, und rostroter Bürzel. Zwei weiße Flügelbinden. Das Männchen mit weißer Mittelbinde auf braunschwarzem, das Weibchen mit rostgelblicher Mittelbinde auf dunkelbraunem Scheitel. — Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, aber weniger lebhaft gefärbt; die Jungen ähneln ihm aber noch mehr als das Weibchen. —

Länge 18,5 cm, Flugweite 25 cm, Schwanz 6,2 cm, Schnabel 0,7 cm, Lauf gegen 2 cm.

Der Nordosten der alten Welt ist die Heimat dieser Ammer; in Lappland kommt sie nur spärlich vor, im nördlichen Rußland schon häufiger; in Sibirien, besonders jenseits des Baikal ist sie ein gemeiner Vogel. Middendorf fand sie im Stanowoi-Gebirge am 10. Mai nistend, und bei Udskoi-Ostrog am 7. September schon auf dem Durchzug nach Süden, um in China zu überwintern. Das Männchen hat einen melodischen Gesang, der sich vor allen andern Ammern auszeichnet, und es benützt hiezu gern Lärchen und Fichten zum Aufsitzen. Im Innern von Deutschland und auf Helgoland ist sie schon einzeln vorgekommen. Sie gehört zu den kleinern der Familie.

Sie liebt die mit Weiden bestandenen Flußufer, feuchte buschreiche Niederungen und die Ränder und lichten Stellen der Sumpfwälder, wo sie sich gegen den Herbst hin familienweise aufhält. Das Nest findet sich an obigen Plätzen im Gestrüpp, nahe am Boden, und enthält etwa 5 Eier, welche denen der Rohrammer gleichen, aber kleiner und sehr zartschalig sind. Sie enthalten auf grünlich- oder bläulichgrauem Grunde einzelne größere, heller und dunkler braune, rundliche unregelmäßige Flecken, Schnörkel und Haarlinien, letztere von graublauer Farbe auch als Schalenzeichnung. Sie messen 15 mm, bei einer Breite von 13 mm.

Zweite Familie: Fink, Fringilla, *Linné* 1735.

Bei dieser artenreichen, zierlichen Familie ist der Oberkiefer mindestens ebenso hoch und so breit als der Unterkiefer, mehr oder weniger dünn zugespitzt; Naslöcher kreisrund, im vordern Winkel der Nasengrube geöffnet, hinten von einem flachen Hautrand umgeben, ganz von vorgestreckten Federchen bedeckt, die Gaumenfläche in der Mitte gehöhlt; die Flügel verhältnismäßig lang, mit 9 Handschwingen, in ihnen meist die 3. Schwinge am längsten; die Mittelschwingen am Ende mehr oder weniger eingeschnitten; der Schwanz bei vielen Arten — doch nicht bei allen — gabelig ausgeschnitten. — Sie leben von Sämereien und Insekten; die meisten bauen sehr hübsche Nester und füttern ihre Jungen auf verschiedene Weise: die samenfressenden Finken aus dem Kropf mit erweichtem Futterbrei, welchen sie ihren aufsperrenden Jungen in den geöffneten Schnabel trichtern oder einwürgen; während die insektenfressenden Finken durch einfaches Einstecken der Raupen und anderer Insekten in den aufgesperrten Schnabel ihre Jungen ätzen. Einen Kropf besitzen alle, die körnerfressenden Finken einen etwas größern; und nie verschlucken sie die Sämereien unenthülst, auch die kleinsten werden abgeschält und zerbissen. Hartschaligen Insekten, z. B. den Käfern, beißen sie die hornigen Flügeldecken, die Mundteile und die Füße ab, und kauen den Rest zu kleinen weichen Bissen, ehe sie solche verschlingen. Kleine Sandkörner verschlucken sie behufs der Verdauung. — Der Flug der meisten Finkenarten ist in flachen Bogen, zuerst kräftig flatternd, dann die Flügel anlegend und fortschießend, und wenn der Stoß nachläßt und sinkt, wieder aufs neue flatternd u. s. w. — Viele Arten sind Wandervögel.

Das Verzeichnis von G. R. Gray enthält für die Unterfamilie „Fringillinae“ im engern Sinn, d. h. die Auswahl der Gruppen, welche unsere nachfolgenden Arten einschließen, etwa 120 Arten in 27 Gruppen. Unsere deutsche Finkenfamilie ist solchen Zahlen gegenüber nur sehr arm ausgestattet, nämlich mit 14 Arten in 6 Gruppen.

1. Gruppe: **Edelfink**, Struthus, *Boje* 1826.

Coelebs, *Cuvier* 1800.

Die Federn des Schwanzes schwarz, die äußere mit weißem Keilfleck; die 2. und 3. Schwinge am längsten, die Handschwingen nach außen etwas verengt; der Schwanz gabelig ausgeschnitten; an dem zierlichen Fuße sind die spitzen Nägel schön gekrümmt, die äußere und mittlere Zehe hinten etwas verwachsen. Männchen und Weibchen haben verschiedene Kleider; die Jungen der Mutter ähnlich. Sie bauen kunstvolle, schöne Nester. Während der Brutzeit sind Insekten ihre Hauptnahrung, womit sie auch ihre Jungen aus dem Schnabel ätzen. Hier beschrieben: 2 Arten.

Der Buchfink. Fringilla coelebs, *Linné*.

Taf. 14, Fig. 1 Männchen; Fig. 2 Weibchen.

Edelfink, Garten-, Rot-, Waldbuchfink, Finke. — Fringilla, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Fr. coelebs, *L.* 1758—1766; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Fr. sylvia, *Scop.* (ex Kramer) 1769; — Fr. nobilis, *Schrank* 1798; — Passer spiza, *Pall.* 1811; — Fr. hortensis, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Ueber dem Flügel eine breite weiße und eine schmale gelbweiße Querbinde, der Bürzel gelbgrün. Die 1. Schwinge kürzer als die 4., die 2 äußersten Schwanzfedern jederseits mit weißem Keilfleck.

Länge ungefähr 15,5 cm, Flügelbreite 26 cm, Schwanzlänge 6,9 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Laufs 1,7 cm.

Beschreibung. Oberkopf, Nacken und Halsseiten blaugrau, Stirn schwarz; Kopfseiten und ganze Unterseite hellbraunrot, nur der Steiß weiß; Rücken rötlichbraun; Bürzel gelbgrün; Flügel schwarz; Schultern (kleine Deckfedern) so wie eine Querbinde über den Flügel weiß. Der Schwanz ist schwarz; die beiden mittelsten Federn tief schiefergrau; die beiden äußersten mit einem ziemlich großen, weißen Keilfleck. Sehr selten findet man auch noch an dem 3. äußern Paar Schwanzfedern einen weißen Keilfleck. Diese Vögel nennen die Vogelsteller: Sechsmäler, die gewöhnlichen: Viermäler. — Der Schnabel ist kegelförmig, gerade zugespitzt, im Herbst rötlichweiß, im Frühling schieferblau; das Auge dunkel nußbraun; die Füße sind ziemlich fein gebaut, von Farbe schmutzig fleischfarben. — Das Weibchen ist schon von Ferne zu erkennen; es ist etwas kleiner, der Kopf, Hals und Oberrücken grünlich-braungrau, nur am Hals schimmert etwas Aschgraues hervor; der ganze Unterleib ist schmutzigweiß, auf der Brust rötlichgrau, aber es ist lange nicht jenes angenehme Weichselbraun, welches die Brust des Männchens färbt. — Die Jungen sehen der Mutter ähnlich, allein die Männchen sind auch schon im Nestkleide dem Kenner bemerklich, denn das Rötliche auf der Brust schimmert hervor, die Flügel sind schwärzer, das Weiße dann reiner, und die Augenringe gelber; um aber recht sicher zu gehen, rupft man den Jungen einige Federn auf der Brust aus, welche in etwa 14 Tagen bei den Männchen rötlichbraun nachwachsen, bei den Weibchen aber graulich bleiben. — Im Herbstkleid sind die Farben beider Geschlechter unscheinbarer, besonders beim Männchen, welches erst im Frühjahr seine Schönheit erlangt. Aeltere Männchen sind merklich lebhafter gefärbt als die Einjährigen.

Es giebt auch hier Spielarten, wie häufig bei zahlreich vorkommenden Vögeln. Man findet weiße, sogenannte Kakerlaken, mit rötlichen Augen; dann gelblich weiße; weißgescheckte, z. B. mit einem weißen Halsring oder weißen Scheitel; blasse, wie gebleicht aussehende u. a. — Der Unterschied zwischen Gartenfinken und Waldfinken hat keinen Bezug auf besondere Art, sondern bezeichnet nur ihren Aufenthalt.

Die Heimat unseres Buchfinken erstreckt sich hauptsächlich über Europa, das er nordwärts bis zum 65. Grad bewohnt, im Süden seltener ist, hier als Brutvogel die höheren Regionen der Gebirge aufsucht, und nur im Winter in kleinen Truppen die Ebene besucht. Er wird noch in West-Sibirien gefunden, für Persien als „selten“, dagegen für die Levante (hier Klein-Asien) von Strickland als „sehr gemein“ bezeichnet. Nach Heuglin im Winter in Egypten und ist auch für Tunis als Durchzugsvogel angegeben. (Cab. J. 1888, 234, Dr. König.) — In Deutschland gehören sie zu den zahlreichsten Brutvögeln. Im östlichen,

besonders im nordöstlichen Teile unseres Vaterlandes überwintern nur wenig Männchen und fast nie Weibchen, während im westlichen und südwestlichen Teile schon viel mehr überwintern. — Sie halten sich in allen Wäldern auf, im alten Hochwalde wie in jüngern Schlägen, in Nadelwäldern wie in den Laubwaldungen, in einzelnen Feldhölzern, in größern oder kleinen Obstbaumpflanzungen, oft nur bei kleinen Baumgruppen, nirgends wird man diese Finken gänzlich vermissen. Sie bewohnen auch als echte Waldvögel besonders gern große Waldungen von ernstem Charakter, wie die von Rot-, Hain- und Weißbuchen, was aber keineswegs zu dem bekannten Namen „Buchfink" berechtigt, denn man findet sie eben so häufig im freundlichen Birkenhaine wie im alten Kiefernhochwald, auf ehrwürdigen alten Eichen, auf nützlichen Obstbäumen, wie in knorrigen Kopfweidenpflanzungen; kurz überall, wo es Bäume gibt, auf Bergen, in Thälern, Ebenen und in feuchten Gegenden; auch nicht einmal immer nahe beim Wasser, an manchen Orten selbst in solcher Entfernung davon, daß sie, wenn sie nicht vom Tau trinken, viertelstundenweit nach Wasser fliegen müssen. Ihre Nachtruhe halten sie in den dichtbelaubten Baumkronen, und im Winter in den Gipfeln der Nadelbäume oder in dichten Hecken.

Es sind Zug-, Strich- und Standvögel. Im September sammeln sie sich bei uns in kleinen Gesellschaften und streifen eine Zeitlang in der Gegend umher, bis sie sich auf die Reise begeben; und zu Ende dieses Monats kommen schon die nördlicher wohnenden an, deren Zug bis Anfang November dauert. Während der eigentlichen Zugzeit sieht man sie oft in Herden beisammen; in so übermäßig großen Scharen aber, wie die Bergfinken, sieht man sie nie. Obgleich der allgemeine Wandertrieb eine scheinbare Geselligkeit bei ihnen hervorruft, so sind sie doch im Grunde ungesellig; sie betragen sich bei allen Gelegenheiten zänkisch und bissig, was man bei ihren gemeinsamen Mahlzeiten am besten beobachten kann; auch die, welche als Standvögel zu überwintern Lust haben, halten keine rechte Gemeinschaft mit andern verwandten Vögeln, sondern suchen sich bei allen Gelegenheiten zu isolieren. Die Rückkehr von ihren Zügen erfolgt Ende Februar, und dauert bis Anfang April. — Ihre Wanderzüge treten sie bei Tage an, gewöhnlich in den Frühstunden und hoch in den Lüften, wobei sie zwar nicht gedrängt fliegen, wie viele andere Vögel, doch auch nicht sehr zerstreut. Maler Gätke schreibt vom 15. Okt. 1885: „Coelebs auf dem Zuge massenhaft über Helgoland, aber so hoch, daß man nur die tausendfältigen Locktöne herunterschallen hört, ohne die Vögel sehen zu können." (Ornis 1886, S. 137.) Wenn sie ihren Tageszug beendigt haben, liegen sie still, gehen ihrer Nahrung nach und gegen Sonnenuntergang suchen sie ihre Schlafstellen. Manche Gegenden haben so ihre Heerstraßen, was den Vogelfängern, welche darauf merken, sehr gut bei ihrem Fange zu statten kommt. Ihr Zug hat das Eigentümliche, daß die Männchen und Weibchen abgesondert ziehen, besonders im Frühjahr, wo die Männchen gegen 14 Tage vorher auf ihren Standplätzen ankommen, wie dies überhaupt noch bei vielen Vögeln vorkommt. Auch die bei uns überwinternden Finken sind größtenteils männlichen Geschlechts. In Betracht dieser Absonderung im Winter von den Weibchen hat ihm Linné den Artnamen: „Coelebs, der Ledige" gegeben. — Ihr Zug geht der Hauptsache nach bei uns von Osten nach Westen, bis sie unsere, im Süden liegenden Gebirgsketten umflogen haben; dann erst wenden sie sich südlich, den wärmeren Gegenden zu. Daß der Buchfink nach Afrika übersetzt, ist oben berichtet, wie weit er ins Innere dringt, bis jetzt nicht bestimmt.

Sie nisten auf allen möglichen Bäumen, mehr auf den untern wagrechten Aesten und nicht wohl über die Hälfte der Krone hinauf, nur auf kleinern Bäumchen steht das Nest in den Gabelzweigen des Gipfels. Man findet es auf allen Waldbäumen, sowohl im Nadel- als Laubholz; ebenso häufig aber auch auf Obstbäumen. In Italien sitzt das Nest häufig auf Oelbäumen. Es ist gewöhnlich weit vom Stamm entfernt, zwischen den stärkern Gabelzweigen, häufig wo sie dreiteilig sind, bei schwächern Stämmen zuweilen näher am Stamm, oft sehr frei auf einem Ast, wo es dem Blick von unten beinahe durch nichts entzogen wird, als durch die Aehnlichkeit, die dessen äußere Schale mit der Baumrinde hat. Nicht selten findet man es hart an Wegen, wo stündlich Menschen vorbeigehen. Es steht 2½ bis 15 Meter vom Boden entfernt, und bezieht sich die letztere Angabe auf alte, hohe Buchen oder Tannenarten, erstere mehr auf Obstbäume. — Das

Nest ist eines der schönsten Vogelnester, sehr fein und zierlich gebaut, halbkugelförmig, doch tiefer als eine Halbkugel, der Rand und die Wände wohl fingersdick. Es besteht aus Laub- und Astmoosen, welche wie zusammengeleimt sind, dann folgt wieder Moos, vermischt mit Grashälmchen, auch wohl mit feinen Würzelchen, und ist nach innen mit verschiedenen weichen Stoffen ausgefüttert, als: Planzenwolle, Schafwolle, Federn und darüber Roßhaare, Borsten und auch feine Würzelchen und Hälmchen. Von außen sind diese Nester mit grauen, grünlichen und weißlichen Baumflechten, gewöhnlich vom gleichen Nistbaum, so überaus täuschend überklebt, daß man Mühe hat, das Nest von dem Ast, auf dem es sitzt, zu unterscheiden, weshalb es auch nicht so leicht zu entdecken ist. Das Bindemittel für die Nestmaterialien unter sich und auf dem Ast sind Insektengespinste und Spinnewebe, wodurch das Nest seinen festen Zusammenhang erhält. Doch darf man nicht alle Nester nach dem beschriebenen erwarten, denn man findet auch mancherlei Abänderungen. So habe ich gegenwärtig, 23. April 1880, ein Nest vorliegen, welches äußerlich aus lauterem, auffallend dunklem Moos besteht, ohne den mindesten Verputz von Flechten zu zeigen. Die Auspolsterung ist die gewöhnliche. Ein anderes dagegen enthält gar kein Moos, sondern besteht aus dünnen Pflanzenstengeln, Rindenstreifen, Kiefernadeln und Flechten, mit Spinnwebe verbunden, und ist mit Hälmchen, Roßhaaren und Federn ausgefüttert. Das sorgfältig gebaute Finkennest ist aber nie zu verkennen. Von innen sieht es glatt, wie gedrechselt, aus. Es enthält im April 5 selten 6 Eier, welche auf zartem, blaß blaugrünlichem, auch blaugrauem oder rötlichem Grunde bleich aschgrau, rötlichgrau oder violettgrau gewölkt und mit Fleckchen und Haarzügen von braunroter bis schwarzbrauner Färbung, auch sogenannten Brandflecken bezeichnet sind. Die Punkte sind nicht sehr zahlreich, und stehen am stumpfen Ende etwas gedrängter. Die Eier variieren ziemlich bedeutend, und man trifft als Seltenheit auch solche, denen die Flecken gänzlich fehlen. Die Schale hat schwachen Glanz und scheint inwendig blaß grünbläulich durch. Die Brutzeit dauert 14 Tage. Die Maße betragen 18 + 14 mm. — Den Bezirk ihres Brüteplatzes behaupten sie hartnäckig gegen andere Finken; wenn sich ein Männchen nähert, so fällt das standhabende wie wütend darüber her, um es mit den grimmigsten Bissen zu vertreiben; wenn sich aber dieses wehrt, was nicht selten der Fall ist, so kommt es bisweilen zu gar hartem Kampf, denn sie beißen scharf. — Die zweite Brut findet man Ende Mai mit 4 oder gar nur 3 Eiern. — Für ihre Brut zeigen sie große Liebe, und rufen kläglich, wenn sich ein Mensch oder ein Tier ihrem Bezirke nähert, werden aber durch ihr Lamento nicht selten zum Verräter ihres Nestes, wobei sich besonders das Männchen als Jammermann für die Eier auszeichnet, während das Weibchen mehr für die Jungen klagt.

Will man junge Finken dauerhaft erziehen, so füttert man sie mit rohen und gekochten Herzstückchen, ferner mit altbackenem Milchbrot (Semmel) und hartgesottenem Hühnerei, beides gerieben, unter einander gemengt und angefeuchtet, welche Mischung man ihnen mit einem halbgespaltenen Federkiel wie mit einem Löffel eingibt; besonders sind Ameiseneier sehr zu empfehlen und allem vorzuziehen. Mit eingequelltem Rübsamen und Semmeln, in Milch erweicht, werden auch viele erzogen, allein die Mehrzahl geht dann während der Mauser hin; dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß sie von ihren Eltern mit lauter Insekten aufgefüttert werden und in dieser Beziehung den Insektenvögeln gleich zu halten sind. Beim Füttern machen sie immer eine wackelnde Bewegung mit dem Kopf. — Die beste Zeit, um sie aus dem Neste zu holen, ist die, wenn die Federkiele aufgebrochen sind, im Alter von 8 Tagen, dann sperren sie noch willig den Schnabel auf, um sich ätzen zu lassen; später werden sie hartnäckig, haben schon eine Scheu vor den Menschen, und man hat Not und Mühe mit dem Erziehen. Die aufgezogenen Jungen werden sehr zahm. So besorgt aber auch diese Finken für Eier und Junge sind, so wenig bekümmern sie sich um ihre Jungen, wenn man solche in einen Käfig steckt und von den Alten erziehen lassen will, wozu der listige Sperling, der Grünfink, der scheue Distelfink und Hänfling sich gewöhnlich herbeilassen. Das Buchfinkenpaar ist zu mißtrauisch, um sich an den Käfig heranzuwagen. Lieber läßt es seine Brut verhungern. Mit den Jungen gefangen geht höchstens das Weibchen an's Füttern, wenn man frische Ameiseneier und Mehlwürmer

vorsetzt, aber — auch das nicht immer sicher. Deshalb muß man in der Regel die Auferziehung selbst übernehmen.

Der Buchfink ist ein angenehm gefärbter, wohlgestalteter, kräftiger und munterer Vogel; in seinen Bewegungen ist er geschickt und gewandt, dabei aber auch listig, scheu und mißtrauisch. Gegen andere Vögel seinesgleichen ist er zänkisch und bissig, am ärgsten während der Brütezeit, wo sie oft so wütend über einander herfallen, daß sie sich verbeißen, zur Erde stürzen, und dann zuweilen eine Beute der Menschen oder der Raubtiere werden. — Mit den Scheitelfedern stellt er bei besondern Veranlassungen ein Häubchen, und zuckt auch ein wenig mit dem Schwanze unterwärts; auf dem Boden hat er einen eigenen trippelnden, netten Gang, bald schrittweise, bald hüpfend; diesen Gang bemerkt man auch auf den dicken Aesten, wenn er der Länge nach darauf läuft. — Der Flug ist schnell, gewandt und zierlich, in größern Wogenlinien; pfeilgeschwind, wenn sich die Männchen um die Bäume herumjagen.

Ihre Nahrung besteht während der ganzen Brütezeit aus lauter Insekten, womit sie ihre Jungen auffüttern, besonders aus den kleinen Knospen- und Blütenräupchen, wodurch sie für die Obstkultur von großem Nutzen werden; aus Käferchen, Spinnen, Larven, Motten, Fliegen, kleinen Schmetterlingen, Mücken, Bremsen; die fliegenden Insekten fangen sie gleich den Fliegenschnappern in gewandtem Fluge weg. Dann verzehren sie noch eine große Menge der verschiedenartigsten Sämereien, als: Hanf-, Kohl-, Rettig-, Rüben-, Senf-, Distel-, Kletten-, Hirse-, Lein- und Salatsamen; Vogelknöterich, Haidekorn, Hafer und Weizen; Kiefern-, Fichten-, Erlen- und Birkensamen; Buchenkerne, Vogelbeeren und grüne, junge Pflänzchen. Im Winter kommen sie auf die Miststätten, in die Straßen und auf die Chausseen zu den Pferdeexkrementen. Die Sämereien lesen sie meistens von der Erde ab, und nur die Vogel- und Holderbeeren genießen sie auf den Bäumen.

Im Zimmer füttert man vom September an den Winter über: Sommerrübsamen, Kanarien- und Mohnsamen, enthülste Haferkerne nebst etwas Grünem, Obst und erweichte Semmel. Vom März ab führt man weiche Fütterung ein, bestehend aus altbackener Semmel mit Fleisch vermischt, und von April an mengt man ein Löffelchen voll Ameiseneier unter das Futter, wozu man täglich einige Mehlwürmer fügt, dann halten sie sich viele Jahre lang gesund. Hanfsamen darf man nur sparsam geben, denn bei reiner Hanffütterung — ohne Abwechslung — werden sie augenleidend, sogar blind. Haselnüsse, Wallnüsse, Mandeln, Zwetschen- und Pflaumenkerne fressen sie ebenfalls, wenn man sie zerstückelt vorlegt. Aus diesen Fütterungsarten ersieht man aber, daß derartige Samenfresser, wenn man sie richtig füttern und auf die Dauer erhalten will, eben so viel Pflege im Käfig erfordern, wie die Insektenfresser, und daß sie gleich den Meisen, Lerchen, Ammern und noch manchen andern Vögeln ein Doppelfutter verlangen, das ihrer Nahrung im Freien entspricht, nämlich Weichfutter im Frühjahr und Sommer, einschließlich frischer Ameiseneier und Mehlwürmer, und daneben Sämereien, Rübsamen mit Haferkernen, vom September bis in den April hinein. Frisches Wasser zum Trinken und Baden darf niemals fehlen. Am besten weist man ihnen einen viereckigen, oben bedeckten Käfig (Kastenkäfig) zum Aufenthalte an, weil sie lieber geradeaus hüpfen, als in einem Glockenbauer auf und ab; sie taugen auch gut in einen Käfigflug, und eben so in den Zimmerflug; doch niemals zwei Männchen. Wassersand oder Erde in den Käfig gestreut, ist ein Bedürfnis. Die Eingewöhnung geht im Herbst, Winter und zu Anfang des Frühlings leicht, und fressen sie gewöhnlich sogleich, nicht so die von der Brut weggefangenen, welche nur allzuleicht am Heimweh sterben.

Ihr Gesang ist sehr beliebt; der zwar nur kurze aber überaus fröhliche und sprechende Finkenruf belebt, gleich nach ihrer Ankunft, im März (bei heiterer Witterung schon im Februar) unsere Wälder und Gärten auf die angenehmste Weise; von allen Zweigen hört man sie munter schlagen. Vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang, später selbst in den heißen Mittagsstunden, wo fast alle andern Vögel Siesta halten, hört man ihren vollen, wohlklingenden Gesang. Voll Fröhlichkeit feiern sie die Ankunft des Frühlings, und sind daher überall gern gesehene, willkommene Gäste. — In unserem Württemberg, wo es in manchen Distrikten sehr viele Buchfinken giebt, hört man im

Frühjahr eine überaus große Menge von Finkenschlägen; sie schlagen in den Gärten vor unsern Wohnungen, und singen sozusagen in die Fenster herein; so weit das Gehör reicht, nur Finkengesänge in den mannigfaltigsten Abwechslungen. Da man dieses Genusses so leicht und mühelos teilhaftig wird, so erklärt es sich, daß bei uns nur wenig Buchfinken im Käfig gehalten werden. — Den taktvollen, fest artikulierten Gesang sprechen die Kinder bei uns auf mancherlei Weise nach, z. B.: „Fritz Fritz Fritz willst ein Bierr?" — Nach den fest artikulierten Endsilben wurden früher auch die verschiedenen Gesangsweisen benannt. Die erwähnte Lesart ist der Bierschlag; ferner gab es einen Weingesang, einen Reitherzu, einen Doppelschlag, einen Schwarzgebühr, ein Würzgebühr, Zizigall u. s. w. Da aber die Liebhaberei für Finkengesänge schon bei der ersten Ausgabe dieses Buches, im Jahr 1849, erloschen war und nur noch in der Vergangenheit wurzelte, so will ich die Bezeichnung der verschiedenen Finkengesänge, wie solche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch Mode waren, nicht mehr aufwärmen, da hiezu kein Bedürfnis vorliegt, und, wie ich vermute, auch den meisten Lesern das Interesse hiefür abgeht. Damit soll aber keineswegs in Abrede gestellt werden, daß nicht dereinst auch wieder eine Zeit kommen kann, wo der Finkenschlag aufs neue Mode wird. Und ist dieser Fall eingetreten, so wird man auch wieder veranlaßt sein, ein halbes Dutzend Finken zumal im Käfig zu pflegen, um den sehr schönen, aber kurzen Finkenschlag zu verlängern, denn gut zusammengewöhnte Vögel schlagen nicht im Durcheinander, sondern meistens nacheinander, wodurch der vereinte Schlag gleichsam ein zusammenhängendes verlängertes Ganzes wird. Einen großen Reiz für die Liebhaber muß doch der verschiedene Finkenschlag ausgeübt haben, sonst hätten sich unsere Vorfahren nicht so leidenschaftlich hiefür begeistern können. Der Edelfink ist auch wirklich ein leicht zu beschaffender und ziemlich leicht zu erhaltender hübscher Vogel, der Schlag einzig schön, und ganz sicherlich, wenn unser materielles Volksleben wieder Einkehr in sein Gemütsleben findet, werden auch diese gemütsvollen Liebhabereien wieder zur Geltung kommen. Vater Bechstein war selbst ein großer Liebhaber der Finkenschläge, und erzählt uns aus dem Jahre 1812, daß er jetzt eben 21 Finken, alle in apparten Käfigen und in 8 Zimmer verteilt, besäße!! — Diese Liebhaberei wurde hauptsächlich in Thüringen, von den Bewohnern des Harzes, des Rhöngebirges u. s. w. so leidenschaftlich betrieben, daß einst ein armer Messerschmied in Ruhla „eine Kuh für einen Finken" gegeben haben soll. Bechstein führt 55 besondere Namen für Finkenschläge auf, welche seinerzeit, d. h. wenn der Finkenschlag wieder Mode wird, als wertvolle Grundlagen dienen können. (Siehe dessen Naturgeschichte der Stubenvögel.) Doch hörte man jene sonderbaren Gesänge nur selten in der freien Natur, denn sie wurden mit großem Aufwand von Zeit und Mühe und allerlei Künsteleien angelernt; hatte ein Fink einen besonders wohlklingenden, ihn auszeichnenden Schlag, so wurde ihm ein passender Name gegeben, und dieser abenteuerliche Gesang durch jung aufgezogene Finken fortgepflanzt, indem man diese neben den alten Künstler hängte. Wem fallen nicht die — zurzeit 1890 — auf der Höhe der Mode stehenden Harzer Kanarien ein?!

Die Finken fangen schon im Januar ganz leise zu dichten an, d. h. ihren Gesang zwischernd einzuüben, oft einen ganzen Monat hindurch; nachher schlagen sie gewöhnlich bis zu Ende des Juni, fleißige Vögel wohl auch noch länger.

Natürliche, gute Sänger, welche man im Spätjahr als Locker für den Vogelherd bestimmt, bringt man an einen finstern Ort, wo sie kaum die notdürftige Helle haben, um ihr Futter zu finden (man dämpft sie ein), oder man verhüllt ihren Käfig dicht mit Zeugen. Gesetzlich verboten und sehr grausam ist es aber, ihnen die Augen auszustechen, oder sie mit einem glühenden Drahte auszubrennen. Jeder Vogelfreund, überhaupt jeder, der Gefühl für seine Mitgeschöpfe hat, suche diese Roheit, wo sie noch existieren sollte, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu unterdrücken!

Die Lockstimme des Buchfinken tönt hell und laut wie: „fink, fink, fink" oder „pink"; in der Nähe seines Nestes läßt er einen ängstlichen tremulierenden Ton vernehmen, der „trrrii" oder „rrrüi" (Bechstein sagt: trief) lautet und schwer zu verdeutlichen ist, doch ist ein tremulierendes r vorherrschend. Dann hört man noch ein gedämpftes, aber wohlklingendes „jüpp, jüpp", und ein lautes „jack jack!"

Ihre Krankheiten sind die Dürrsucht, das Erblinden (vom Genuß zu vielen Hanfsamens) und der Durchfall; deren Kur findet man in der Rubrik: Krankheiten der Vögel. Außerdem wachsen ihnen auch die Nägel an den Zehen zu einer solchen Länge an, daß sie oft an den Sprunghölzern damit hängen bleiben und sich die Füße verdrehen; für dieses Übel ist fleißiges Beschneiden der Nägel gut, welche man mit einer Schere auf ihre gewöhnliche Länge zurückschneidet; auch müssen die Sprunghölzer so dick sein, daß sie von dem Vogel nicht ganz umspannt werden können. Die Stulpen oder großen Schuppen an den Schienbeinen, welche dem Finken ebenfalls eine Plage sind, erweicht man in warmem Wasser und löst sie dann behutsam ab, wozu man ein feines Schwämmchen verwenden kann.

Ihr Hauptfang geschieht während ihrer Wanderzüge, von Anfang Oktober bis in den November hinein, und im Frühjahr den ganzen März hindurch, auf dem Vogelherde mit Hilfe der sogenannten Lockvögel; im Winter werden sie mit andern Vögeln in Gärten oder auf großen Höfen bei ausgestreutem Hafer und Hanfsamen in dem Schlagnetz gefangen. Im Frühjahr fängt man sie auch auf den Lockbüschen. Ferner fängt man sie im Winter in Laufschlingen, welche man gut mit Stroh bedeckt, sodaß nur die Schleifen hervorsehen, und streut Hafer als Köder herum; auch im Meisenkasten, wenn der Fäller oben ist, im untern Käfig aber ein Lockvogel sitzt; und durch das gewöhnliche Finkenstechen, welches bei der Eifersucht der Finken noch am leichtesten geht. Auch der Finkenstich durch einen aufgeläuferten, mit Leimruten umgebenen Vogel ist mit gutem Erfolg anzuwenden. Die beiden letztern Methoden sind unterhaltend, und man hat dabei die Auswahl unter singenden Männchen; sie sind aber nur im März und in der ersten Hälfte des April anzuwenden; denn wenn man sie von ihren Eiern oder Jungen wegfängt, so härmen sie sich ab und sterben nicht selten. Über das Nähere des Fangs siehe die betreffende Rubrik.

Der Bergfink. Fringilla montifringilla, *Linné*.

Taf. 14. Fig. 3.

Tannenfink, Wald-, Winter-, Gold-, Quätsch-, Mist- und Kotfink; Bömer, Quäcker, Gägler bei uns Dahnfink. — Montifringilla, et Fr. montana, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Fr. montifringilla, *L.* 1748—66; *Gm.; Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.*; *Meves* 1886; — Fr. flammea, *Besecke* 1792; — Fr. septentrionalis, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Unterrücken in der Mitte weiß, an den Seiten schwarz; die untern Flügeldeckfedern schwefelgelb, in den Weichen stehen ovale mattschwarze Flecken, über den Flügel eine gelbrote und eine weißliche Querbinde; die 1. Schwinge größer als die 4.; nur die 1. Schwanzfeder jederseits mit weißer Keilzeichnung.

Länge stark 15,5 cm, Flügelbreite 26,3 cm, Schwanzlänge 5,7 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe der Fußwurzel 2,2 cm. Größe des Buchfinken.

Beschreibung. Dieser Vogel ist bunt gefärbt. Kopf, Nacken, Rücken, Schwanz und größter Teil der Flügel schwarz, doch aber im Winter durch hellbraune Federränder getrübt; Kehle, Brust und kleine Flügeldecken rostbraun; übriger Unterkörper und Bürzel weiß; 2 rostbräunlich weiße Binden über den Flügel. Die Schwanzfedern, welche eine starke Gabel bilden, sind schwarz, die zwei äußersten mit einem trüben Keilfleck, die mittlern mit gelblichgrauen Säumen. Der Schnabel ist schön wachsgelb, vorn hornschwarz, im Sommer ganz bläulichschwarz; die Iris dunkelbraun; die Füße sind gelblichbraun. — Im Frühling und Sommer verschwinden die bräunlichen Federränder, und Kopf samt Rücken wird tiefschwarz mit bläulichem Schimmer. — Das Weibchen ist mehr graubraun, viel unansehnlicher gefärbt und kleiner.

Der Bergfink bewohnt den hohen Norden Europas und Sibiriens, ostwärts bis zum Ochotskischen Meer, samt den größern Inseln desselben, und Japan. In den halbverkrüppelten Birken-, Fichten- und Kieferwäldern von Norwegen, Schweden, Lappland, Nord-Rußland und Sibirien, auf den Bergen wie in den Thälern, hält sich diese Art in zahlloser Menge auf und brütet daselbst. Auf dem waldlosen Island kommt er nicht vor. In den Wäldern Dauriens zur Brutzeit in feuchten dichtbewachsenen Thälern, aber nur in geringer Anzahl, denn diese Plätze liegen dem Vogel schon zu südlich. Die Frühlingszüge beginnen daselbst in der ersten Hälfte des Mai, die Herbstzüge in der ersten Hälfte des September und dauern bis zur Hälfte des Oktober. Auf seinen Spätjahrs- und Winterzügen überschwemmt

er in großen Scharen die südlichen Teile Sibiriens und Nord-Chinas, das mittlere und südliche Europa bis Spanien, Süd-Frankreich, Italien, in strengem Winter bis Griechenland, die Türkei und, wenn auch nur einzeln, Klein-Asien. Er ist aber auch für Algier als Durchzugsvogel von Loche verzeichnet. Zur Winterszeit ist er dann auch in Deutschland nirgends selten, obwohl er manche Striche häufiger besucht, als andere, was wohl in den Nahrungsmitteln seinen Grund hat, die ihm die eine Gegend mehr, die andere weniger bietet. Als Zugvögel rotten sie sich schon im August in Scharen zusammen, und setzen ihre Wanderungen im September und Oktober nicht eilfertig, sondern recht gemächlich nach dem Süden fort; übrigens trifft man sie einzeln schon im Oktober, und zu Ende dieses Monats in ziemlichen Scharen in Deutschland; später kommen sie in unermeßlichen, wolkenähnlichen Schwärmen und verbreiten sich überall hin. In samentragenden größern Buchenwäldern beobachtet man nicht selten Scharen, welche nur nach Millionen zu schätzen sind. Prof. Borggreve glaubte in seinem Leben nie, — selbst in den vogelreichsten Sümpfen des Oderbruchs nicht — eine so kolossale Menge von Vögeln beisammen gesehen zu haben, wie sie eine Schar dieser Art zählte, welche er in dem Buchenmastjahr 1860 auf dem höchsten Kamme des linksrheinischen Gebirges (Hunsrück, Eifel, Hohe Venn) beobachtete. — Im März wandern sie wieder ihrer Heimat zu. Der Heimzug wird so gemächlich zurückgelegt, wie der Herzug, so daß sie selten viel vor Juni auf ihre Brutplätze kommen. Ihre Reisen machen sie mehr bei Tag, zuweilen aber, besonders im Frühjahr, wenn sie mehr eilen wollen, auch bei Nacht. Im Stanovoigebirge kommen sie — nach Middendorf — nicht leicht vor dem 23. Mai, dann gehören sie aber zu den häufigsten aller Singvögel. Sie treiben sich mit den Buchfinken, Goldammern, Feldsperlingen, Hänflingen u. a. in den Gebirgsgegenden umher, und wenn die Kälte zu streng wird, kommen sie auch in tiefer liegende Gegenden, in die bewohnten Orte, vor die Scheunen, auf Miststätten, Landstraßen und andere Futterplätze. Ihre Nachtruhe halten sie in den Gipfeln der Waldbäume. In ihrer Heimat sind sie echte Waldvögel, denn sie bewohnen die Nadel- und Laubwälder; daß sie die ersteren bevorzugen, bemerkt man besonders daran, daß sie oft 6 bis 8 Stunden weit von ihrem Futterplatz dahin fliegen, um in solchen scharenweise zu übernachten.

Ihr Nest bauen sie auf Birken oder Nadelbäume, in die dichten Zweige, oder nahe an den Stamm auf einen starken Ast. Es ist ebenso sorgsam gebaut, wie das ihres Vetters Buchfink, aber dickwandiger, und besteht aus Flechten, Moos, Hälmchen, Grasrispen, und ist innen mit Pflanzenwolle, Haaren und Federn weich und warm belegt. Da sie so spät auf ihre nordischen Brutplätze kommen, findet man nicht vor Ende des Mai, meist erst tief im Juni, die 6 bis 7 Eier, welche nur unmerklich größer als die des Buchfinken sind. Sie messen 20 + 15 mm, und sind auf grünlichem Grunde mit dunkelbraunen Punkten und leberbraunen Brandflecken bezeichnet, doch immer sparsamer und kleiner als bei voriger Art. Sie variieren sehr.

So gesellig diese schönen Vögel im Freien sind, so sehr muß man sich über ihre grenzenlose Unverträglichkeit wundern, wenn sie in Gefangenschaft kommen. Auf der gemeinsamen Reise sind sie verträglich, sogar anhänglich; von alledem ist im Zimmer keine Spur mehr zu finden, wo sie zänkisch, neidisch, bissig sind. Im Schnabel besitzen sie eine große Kraft, so daß sie damit empfindlich kneipen können; derselbe ist noch stärker als der des Buchfinken, dem sie übrigens in Gang, Flug und sonstigen Manieren gleichen, nur sind sie etwas plumper oder schwerleibiger. Sie sind kräftig und ausdauernd, aber bei weitem nicht so vorsichtig, wie jener. Beim gemeinsamen Aufsuchen ihrer Nahrungsmittel benehmen sie sich ebenfalls friedlich, obgleich es auf den Spitzen der Bäume, wo sie ausruhen und sich sonnen, auch nicht an kleinen Neckereien fehlt. Ihr Flug ist schnell und leicht, flatternd, wobei sie die Flügel abwechselnd ausbreiten und wieder anziehen, und bildet eine unregelmäßige Wellenlinie. Sie bieten bei uns der strengsten Kälte Trotz, nur Futtermangel benimmt ihnen ihre sonstige Munterkeit.

Ihre Nahrung sind im Sommer Insekten, womit sie die Jungen füttern; im Spätjahr, Winter und Frühjahr Sämereien, besonders ölhaltige. Vorzüglich gern fressen sie die Bucheckern, weshalb sie sich im Spätjahr oft in ungeheuern Schwärmen in die

Buchenwälder ziehen. Sie fressen auch Tannen- Erlen- und Fichtensamen; Vogel- und Wacholderbeeren; Hafer und Weizen; Mohn-, Wegerich-, Hirsegras- und Hirsesamen. Die meisten dieser Sämereien suchen sie am Boden, und nicht auf den Gewächsen und Bäumen selbst; wenn daher starker Schnee fällt, müssen sie entweder auswandern oder Not leiden. Die Sämereien hülsen sie sorgfältig ab, wie es alle Dickschnäbler zu thun pflegen. — Im Zimmer gibt man das gleiche Futter, wie dem Buchfinken, wenn man ihn auf die Dauer gesund zu erhalten wünscht. Rübsamen und Haferkerne sind ihnen zuträglich. Vom März an gibt man noch daneben Weichfutter mit etwas Ameiseneiern und einigen Mehlwürmern, dann bleiben sie viele Jahre gesund. Vieler Hanf, ohne Abwechslung, macht sie augenkrank wie die Buchfinken. Ihre Unverträglichkeit in der Gefangenschaft erlaubt es nicht, sie in einen Käfigflug zu stecken, wo sie mit ihrem kräftigen Schnabel imstande sind, kleinere Vögel schwer zu verletzen oder gar zu töten; noch eher geht es im Zimmerflug, weil dort die andern Vögel einem solchen Raufbold besser auszuweichen vermögen. Es ist schade, daß sie sich auf diese Weise nicht für die Gefangenschaft eignen, denn es sind hübsche Vögel, die einen Flug sehr zieren würden, und dabei fast alljährlich leicht zu bekommen sind.

Ihr Gesang ist leise und kann sich mit dem des Buchfinken nicht messen. Er ist nur ein Gezirpe, und noch mit kreischenden Tönen vermischt. Ihre gewöhnliche Lockstimme klingt: „jäck jäck jäck!" Ihr Hauptlockton ist ein gezogenes „quäk".

Ihr Fang geschieht im großen auf dem Finkenherd. Einzeln fängt man sie im Winter im Meisenkasten, in Fußschlingen, unter dem Sieb und auf Lockbüschen, wo sie in Ermangelung eines eigentlichen Lockvogels auch auf den Ruf des Buchfinken gehen. — Im Elsaß bilden sie für die Jagdliebhaber eine ziemlich wichtige Erwerbs- und Belustigungsquelle. Wenn man nämlich in einem Walddistrikte ihre Schlafplätze ausgekundschaftet hat, so begibt sich eine große Jagdgesellschaft mit Fackeln, Blasrohren und Thonkugeln versehen, dorthin; die angezündeten Fackeln leuchten dazu, blenden aber die Vögel so, daß diese ganz ruhig sitzen bleiben. Nun geht das lautlose Schießen mit dem Blasrohr an, wodurch einer nach dem andern herabgeblasen wird. Kommen bei ungeübten Schützen aber viel Streifschüsse vor, welche die Vögel nicht töten, so erheben die Verletzten ein Zetergeschrei, wodurch die andern endlich unruhig werden und davon streichen, so daß die Jagd ein Ende hat. Wenn aber alles gut von statten geht, so machen die Schützen eine reichliche Ausbeute. Dies ist die sogenannte „Bömerjagd". Da sie gedrängt fliegen und sitzen, so kann ein gut angebrachter Doppelschuß mit Vogeldunst in einen dichten Haufen zuweilen ein halbes Hundert zu Boden strecken.

2. Gruppe: **Alpenfink**, Orites, *K. & Blas.* 1840.

Chionospiza, *Kaup.* 1829; — Montifringilla, *Br.* 1831; — Geospiza, *Glog.* 1843.

Nur wenig von voriger Gruppe verschieden, die Füße sind aber größer und stärker, ebenso die Nägel, besonders der Nagel an der Hinterzehe nur wenig gebogen und fast spornartig, deshalb wird auch dieser Fink in manchen Systemen zum Anschluß an die Spornammer benutzt, obwohl er im übrigen nicht viel Ammerartiges an sich hat; die Sohle der Füße mit grobwarzigen Ballen; der Schwanz am Ende fast gerade; im Flügel die 2. Schwinge die längste. Schwingen und Schwanz haben viel Weiß. Das Gefieder ist warm, sehr flaumhaltig, zum Schutz gegen die frischen Gebirgslüfte. Junge und Alte beinahe gleich. 1 Art.

Der Schneefink. Fringilla nivalis, *Linné.*

Taf. 13. Fig. 9.

Fr. nivalis, *L.* 1766 *ex Briss.*; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1826; *Glog.*; *Rchw.* 1884; — Fr. saxatilis, *Koch*; — Plectrophanes fringilloides, *Boje* 1826; — Montifringilla nivalis, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Orites nivalis, *K. & Blas.* 1840; — Chionospiza nivalis, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Der Schwanz weiß, mit wenigem Schwarz am Ende und mit schwarzen Mittelfedern; die mittlern Schwingen und obern Flügeldecken weiß; der Bürzel dunkelbraun; die 2. Schwinge die längste, die 1. länger als die 3.; die Schwingen bis zur 3. schwach verengt.

Länge fast 17 cm, Flügelbreite 35 cm, Flügellänge 11 cm, Schwanzlänge 8 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe der Läufe 2,2 cm. Größer als ein Buchfink.

Beschreibung. Kopf grau; Kehle schwarz; jederseits weiß eingefaßt; Rücken dunkel- und hellbraun gewölkt, größter Teil der Flügel weiß, nur Afterfittig, Handschwingen und Spitzen der großen Handdecken schwarzbraun; Unterkörper bräunlichweiß; die beiden mittelsten Schwanzfedern schwarzbraun, die andern weiß mit schwarzbrauner Spitze. Der Schnabel ist stark und spitzig, im Winter schön wachsgelb, im Sommer blauschwarz; die Füße sind braunschwarz; das Auge dunkelbraun. — Das Weibchen hat dieselbe Zeichnung, alle Farben sind aber matter oder heller; das Schwarze der Kehle ist kaum bemerklich —, bei jüngeren Weibchen sieht man es gar nicht. — Kaum verschieden im Jugendkleid.

Dieser Fink bewohnt die höchsten Bergrücken des mittlern Europa und Mittel-Asiens, die Pyrenäen, die Schweizer-, Tiroler- und Salzburger-Alpen, die Karpathen, den Kaukasus, die persischen Gebirge samt dem ganzen Himalaya. — Er liebt die höchsten Regionen, wo der Holzwuchs aufhört und der ewige Schnee beginnt; dort wird er in ziemlichen Scharen angetroffen, und kommt nur sehr selten in tiefer liegende Gegenden, wo er beinahe gänzlich unbekannt ist; nur die bittere Not des Winters zwingt ihn, in die untern Regionen herabzusteigen und nach Nahrung umherzustreifen. In sehr strengen und anhaltenden Wintern kommt er als Seltenheit von den Tiroler- und Schweizer-Alpen nach unsern nieder gelegenen Gegenden, wo er dann in Gesellschaft der Bergfinken sein Leben fristet. Da es in der Höhe, welche er bewohnt, keine Bäume mehr gibt, so setzt er sich stets auf den Erdboden, auf Felsenstücke und Mauern oder Dächer; die Bäume, als ihm unbekannte Gegenstände, scheint er zu vermeiden.

Sie nisten zwischen Steinen, in Löchern, in Felsenritzen und Mauerspalten, wie z. B. auf dem Hospitium des St. Bernhard nach Art der Sperlinge unter Dachvorsprünge. Einen Schutz von oben muß das Nest gegen eintretendes Schneegestöber haben, mag es stehen wo es will. Es ist dicht gebaut und warm, besteht aus Halmen, Haarwürzelchen, Moos, ist dicht gefilzt, auch mit Haaren, Wolle und Federn dicht ausgepolstert. Nicht vor Ende des Mai findet man etwa 5 schön ovale Eier, mit feiner mattglänzender Schale, welche reinweiß sind. Die Jungen, welche mit 14 Tagen ausschlüpfen, werden mit Insekten aufgefüttert, später aber an Sämereien der Alpenkräuter gewöhnt. Sie führen deshalb ihre Jungen baldmöglichst an die Grenzen des ewigen Schnees, doch meistens auf die Mittagsseite der Berge, auch wenn sie viel tiefer unten gebrütet haben.

Der Alpenfink ist gesellig, denn man trifft ihn außer der Brütezeit gewöhnlich in Truppen von 12 bis 15 Stück; er ist lebhaft, munter und kräftig, und ähnelt in seinem Betragen dem Buchfinken. Auf der Erde läuft er schrittweise, hüpft aber auch wieder dazwischen. Im Fluge, der leicht und schwebend ist, nimmt er sich sehr schön aus, da er nur weiß und schwarz gefärbt zu sein scheint. Die langen Flügel fallen überhaupt an seiner Figur bald auf. Gegen die Menschen beträgt er sich vorsichtig und scheu; wenn er aufgescheucht wird, so schießt er in so eiligem Fluge fort, daß man glaubt, er fliege recht weit, gewöhnlich kehrt er aber auf einem großen Umwege auf die alte Stelle wieder zurück. Bei den hochgelegenen Klöstern der Schweizergebirge sind sie indessen ziemlich vertraulich, fliegen in den Gängen aus und ein, und werden während des Winters mit allerlei Samen, besonders mit Reis, gefüttert.

Ihre Nahrung besteht aus Käferchen, Heuschrecken, Motten und andern hochschwärmenden Insekten, welche in den kalten Regionen dann erstarren und keine kümmerliche, sondern reichliche Ausbeute gewähren. Fehlt es an Insekten, dann halten sie sich an das Gesäme kräftiger Alpenpflanzen, der Zwergbirken, der Nadelbäume, des Hirsegrases, Wegerichs, der Wegwarte, des Mohns u. s. w.; namentlich lieben sie den Fichtensamen und den Samen der Hanfnesseln (Galeopsis cannabina). Girtanner sagt: „Ich sahe sie meist am Rande der Halden, truppweise vereinigt, rasch über die einzelnen Felsen dahintrippelnd. Zeitweilig erhebt sich dann die kleine Schar, fliegt unter leisem: jüp jüp eine Strecke weit, läßt sich wieder nieder und beginnt ihr Suchen nach Nahrung mit derselben Emsigkeit wie bisher.“ — Im Zimmer füttert man diesen Vogel im Winter mit Rüb-, Hanfsamen

und Haferkörnern; im Frühjahr mit weichem Futter aus Weißbrot und Fleisch bestehend, samt einem Zusatz von frischen Ameiseneiern, einigen Mehlwürmern und Grünzeug. Er ist anfänglich in der Gefangenschaft scheu, wird aber bald zahm. — A. Brehm hält diesem Vogel eine warme Lobrede: „Ihre stattliche Größe, das hübsche Gefieder, ihr ruhiges verträgliches Wesen, ihre Geselligkeit und Liebenswürdigkeit unter sich und gegen andere Vögel, ihre Anspruchslosigkeit und endlich ihre Dauerhaftigkeit empfehlen sie in hohem Grade; insbesondere für den Flug.“ Gerne benützen diese Finken hingehängte Nistkästchen mit engem Eingang, um darin zu schlafen, wie sie auch in der Freiheit zu diesem Zwecke Felsenritzen und Steinhöhlen suchen. — Der Gesang ist angenehm zwitschernd, aber nicht viel besser, als der des Bergfinken. Die Lockstimme klingt laut und hell „kip kip!“ oder wohllautender „tri tri“.

Mit dem Bergfinken fällt er manchmal im Winter auf die Lockbüsche, sonst ist keine andere Fangmethode bekannt, weil ihn die Bergjäger zu gering schätzen, um ihn zu fangen.

3. Gruppe: **Sperling**, Passer, *Barrère* 1745.

Pall. 1767; — Fringilla, *Lath.* 1790; Pyrgita, *Cuv.* 1817.

Mit ziemlich starkem, kolbigspitzem Schnabel; die seitlichen Gaumenleisten hinten einander stark genähert; Nasslöcher mit kurzen Borsten dünn bedeckt; mit stämmigen Füßen, kurzen gekrümmten Nägeln; ziemlich stumpfen, etwas kurzen Flügeln, die 2. bis 4. Schwinge die längsten; Schwanz kurz oder höchstens mittellang, wenig oder gar nicht ausgeschnitten; Kopf verhältnismäßig etwas dick mit flacher Stirn; Körper untersetzt und plumper als bei den vorhergehenden Finken. Sie machen große kunstlose Nester, bauen gern gesellig, haben keinen Gesang und außer den Locktönen nur ein unmelodisches Gezwitscher trotz ihres Singapparats. Sie ätzen ihre Jungen mit dem Schnabel und nicht aus dem Kropf. Die Geschlechter sind nicht gleich gefärbt, die Jungen gleichen der Mutter. Gray rechnet hieher etwa 30 Arten, welche verschiedene Gruppen bilden. Hier beschrieben: 2 Arten.

Der Haussperling. Fringilla domestica, *Linné.*

Taf. 14. Fig. 4, Männchen; 5, Weibchen.

Sperling, Hof-, Kornsperling, Lüning, Leps, Spatz. — Passer domesticus, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; *Briss.*; *Pall.* 1811; *Koch* 1816; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — Fr. domestica, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Glog.*; — Pyrgita domestica, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die Mitte des Scheitels ist düsteraschgrau oder braungrau. Die Seiten des Kopfs hinter den Augen sind beim Männchen kastanienbraun, an welcher Stelle sich beim Weibchen und den Jungen ein schmutzig rostgelber Streif befindet; die Spitzen der mittlern Flügeldeckfedern bilden eine gelblichweiße Querbinde; die größern haben rostfarbige Ränder.

Länge 16 cm, Flügelbreite 24,5 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Laufs 2 cm.

Beschreibung. Die Abbildungen genügen. Weibchen und Junge gleichgefärbt. — Im Herbst nach der Mauser haben beim Männchen alle Federn lichte Säume, wodurch die Färbung ziemlich verändert wird, besonders bemerkt man auf dem schwarzen Kropfschild weißgraue Federränder. Diese Ränder stäuben allmählich ab, und erst im Frühjahr tritt die Färbung, wie auf unserem Bild, ein. — Man findet auch Varietäten, worunter rein weiße, sogenannte Kakerlaken mit roten Augen die seltensten sind; dann gelblichweiße mit braunen Augen; gescheckte, semmelgelbe und aschgraue. — Der männliche Sperling ändert aber auch — nach Süden — klimatisch ziemlich bedeutend ab. Die rotbraune und schwarze Färbung ist stärker entwickelt. — Der Italische Sperling, Fringilla italica, *Vieill.* 1816; — Fr. cisalpina, *Temm.* 1820. Oberkopf und Nacken kastanienbraun mit fahlen Säumen; Wangen weiß; ganze Oberbrust schwarz mit hellern Säumen. In Kärnten, Italien und andern südlichen Staaten. — Der Sumpfsperling, Spanischer Sperling, Fr. salicaria, *Vieill.*; — Fr. hispaniolensis, *Temm.* — Kopf und Nacken rotbraun; Rücken und Schultern schwarz mit hellen Federrändern; Kopf- und Halsseiten weiß; ein Strich durchs Auge schwarz; in den Weichen gestrichelt. In Spanien, Nord-Afrika, auch in Klein-Asien. Er gilt in der Neuzeit für eine gute Art.

Die Heimat unseres Haussperlings ist beinahe in ganz Europa, in einem großen Teil Asiens ostwärts bis jenseits Daurien (in Kamtschatka ist er unbekannt); und in

Nord-Afrika. Nordwärts geht er in einzelnen Strichen bis zum 68. Grad. Am Jenisei bemerkte Middendorf den Haussperling zuletzt in Worogowo, 61 Gr. n. Br.; nördlicher erscheint er in dieser Gegend durch den Feldsperling ersetzt zu werden. Dem Ackerbau treibenden Menschen folgt er im hohen Norden und im Süden nach. Südwärts findet man ihn in Algier, Egypten, Klein-Asien, Indien samt Ceylon. Außerdem wurde er in Java, Australien und Nord-Amerika eingeführt. Indessen sei hier nochmals (siehe oben) erwähnt, daß die südlichen Sperlinge im Gefieder etwas abweichen, und sich namentlich durch lebhafteres Rostrot und kräftigeres Schwarz auszeichnen. Wo der Boden durch Menschenhände angebaut wird und Getreidearten wachsen, gibt es Sperlinge. In verwilderten, einsamen Waldgegenden wird man sie niemals finden, denn sie wohnen nur bei den Wohnungen der Menschen, es mögen nun volkreiche Städte, Dörfer oder einzelne Höfe sein. — Je fruchtbarer und getreidereicher eine Gegend ist, je üppigere Gefilde und prangendere Fluren sie hat, desto mehr wird man Sperlinge finden. Sind Hecken, Alleen oder Feldbäume noch in einer solchen Gegend vorhanden, wohin sie sich bei einer Gefahr flüchten, und sonst ihr Wesen darin treiben können, so sind sie um so lieber da. Im Frühlinge verteilen sich die Pärchen in die verschiedenen Orte, wo sie nisten, gewöhnlich nahe beisammen, und nach beendigter Brütezeit führen sie die Jungen in die Gärten und auf Felder; im Winter aber sind sie unsere unabweislichen Nachbarn auf Häusern und in den Straßen. Es sind meistens Standvögel, denn sie verlassen ihren Geburtsort selten weit, kaum auf einige Stunden Entfernung, und selbst dies nicht ohne Not. Sie sonnen sich gern gesellschaftlich in den dichten Zweigen der Bäume und Hecken, so lange sie noch unbelaubt sind, wo man oft ganze Schwärme sitzen sieht. Um ihre Nachtruhe zu halten, erwählen sie sich allerlei Schlupfwinkel unter den Dächern, hinter Fensterläden, in Mauerlöchern, in Schwalbennestern u. dergl.; die Jungen, welche aber nicht in den Löchern schlafen, sondern bis zum Spätjahr in den, den menschlichen Wohnungen nächststehenden, dichtbelaubten Baumkronen übernachten, lassen alle Abende ein lärmendes Geschrei und Gezwitscher hören, welches oft gleichzeitig aus hundert Kehlen ertönt. Sie begeben sich frühzeitig zur Ruhe, und verlassen mit Sonnenaufgang ihre nächtliche Schlafstätte wieder.

In den Löchern und Schlupfwinkeln, wo die Alten schlafen, nisten sie gewöhnlich auch, und dies sind die verschiedenartigsten Orte außen vor den Wohnungen. Strohdächer, Mauer- und Zuglöcher, Giebelöffnungen, Ritzen, hinter Fensterläden, in Taubenhöhlen, Schwalbennestern, in Staar- und leeren Elsternestern, zwischen das Reisig hoher Storchennester, zwischen die Verzierungen der Säulenkapitäle, zwischen Ornamente und Steinschnörkel, außerdem noch in vielen andern Verstecken, welche sie ausfindig machen. Ferner bauen sie in die sogenannten Sperlingstöpfe, welche man eigens für sie vor die Häuser hängt. In den Boden eines nicht gar zu kleinen, länglichen Topfes nämlich wird in der Mitte ein Loch geklopft, daß die Sperlinge aus- und einschlüpfen können, die eigentliche Oeffnung des Topfes aber steht auf der Wand. Ich selbst hatte früher viele hölzerne Nistkästchen hinten ans Haus gehängt, die alle besetzt waren, da aber diese Spatzenkolonien in den Gemüsegärten der Nachbarschaft, sowie in meinem eigenen Hausgärtchen — durch Benagen junger Salatsetzlinge, Abfressen von Knospen und zarten Blättern der Zwetschen- und Birnbäume — nicht unerheblichen Schaden stifteten, so schaffte ich diese Kolonie wieder ab. Es fällt ihnen auch zuweilen ein, auf die Bäume zu bauen, und hat erst ein Pärchen damit begonnen, so findet die Idee Beifall, und andere machen es ihnen bald nach. In mildern Gegenden kommt dies häufiger vor als in kältern, in welch' letztern sie doch lieber in und an Gebäuden nisten. Sie nisten gern in der Höhe, je höher, desto lieber, weshalb man oft auf Türmen und höchsten Gebäuden ihre Nester findet. Das Nest selbst ist ein kunstlos zusammengetragener Klumpen von Stroh, Heu, Würzelchen, Papierschnitzeln, Fäden, Läppchen, Federn, Haaren u. dergl., ist aber innen weich und warm, und enthält schon Ende März etwa 5 bis 6 Eier, welche auf blaugrünlichweißem, oder bläulichweißem, oder rötlichweißem Grunde, mit vielen aschgrauen Punkten und Strichelchen, bisweilen auch noch mit hell- und dunkelbraunen Flecken besetzt sind. Die auf rötlichweißem Grunde haben rötlichbraune Fleckchen; manche sind nur sparsam gefleckt und manche sehen wie marmoriert aus. Sie variieren in der Färbung auf die mannigfaltigste Weise. Die Maße betragen 22 + 15.

Die Eier werden 13 Tage bebrütet, und zwar von den Gatten abwechslungsweise, was in einem Jahre zwei-, auch dreimal geschieht; dann aber mit weniger Eiern.

Die Jungen werden anfangs mit Räupchen, dann mit größern Insekten und Käferchen aufgefüttert, auch gelegentlich mit andern Nahrungsstoffen, welche ihre Eltern auf den Straßen zusammenlesen. Beim Füttern sind die Jungen so ungeduldig und heißhungrig, daß sie oft aus dem Neste stürzen und sich tot fallen. — In der Färbung gleichen sie der unansehnlichen Mutter und haben gelbe Schnabelränder; doch zeigt sich bei den Männchen schon an der Kehle eine kleine schwärzliche Andeutung. — Mit altbackenem Weißbrot in Milch erweicht, Käsequark nebst kleinen Fleischstückchen, zieht man sie leicht auf, sie werden außerordentlich zahm, und lassen sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen. Die Kinder kleben ihnen zum Spaß öfters mit Leim rote Läppchen auf den Kopf, daß sie einem kleinen Huhn ähnlich sehen sollen. In der Zeit, wo die Jungen ans Ausfliegen kommen, oder kurz ausgeflogen sind, wissen die alten Männchen den Ruf täuschend nachzuahmen, um damit feindliche Tiere, besonders Katzen, von den rufenden Jungen ab- und auf sich selbst zu leiten. Und wirklich wird diese List bei den lauernden Katzen oftmals mit gutem Erfolg angewendet. Ueberhaupt zeigen sie viel Anhänglichkeit an ihre Jungen. Nimmt man diese aus und setzt sie in einen Käfig, so werden die Alten, so verschlagen und mißtrauisch sie auch sonst sind, gewiß nicht unterlassen, diese aufzufüttern, wenn der Käfig so gehängt wird, daß sie daselbst beikommen können. Auch in die Nestfalle kann man sie damit locken.

Der Sperling ist ein kluger, sehr listiger Vogel. So nahe er um die Menschen wohnt, weiß er doch stets ihren Verfolgungen auszuweichen; er ist nicht scheu, aber auch niemals so zutraulich, daß seine Freiheit gefährdet werden könnte. Seinem Scharfblicke entgeht es nicht, ob er willig geduldet oder gar gefüttert wird, oder ob aus böswilliger Absicht ein Köder gelegt wurde, um sein Leben oder seine Freiheit anzutasten; ein einziger Blick einer ihm verdächtigen Person setzt ihn in Angst und Schrecken und macht ihn nur noch mißtrauischer und verschlagener. In seiner Haltung liegt etwas Keckes; den Schwanz trägt er meistens erhaben, und die Flügel werden nachlässig herabgehängt, daß er oft ganz drollig aussieht. Der Flug scheint schwerfällig und anstrengend, geht aber doch ziemlich schnell vorwärts unter flatternder Bewegung der Flügel; auf weite Strecken beschreibt er flache Bogenlinien, sonst fliegt er gerade aus. Eine Liebhaberei hat der Sperling für hochgelegene Wohnsitze, obgleich er sich ziemlich mühsam emporschrauben muß. Gerne baden die Sperlinge im Wasser, paddeln sich aber auch im trockenen Sande oder im Staube, welch' letzteres man bei den Ammern nicht bemerkt.

Seine Nahrung besteht aus allen nur erdenklichen Arten von Sämereien, besonders aus Getreidekörnern, aus Knospen, Blüten, jungen Pflänzchen, aus unreifem Getreide, wenn es noch in der Milch steht, aus Erbsen, aus Kirschen, weichen Birnen, Steinobst, Trauben und andern Beeren, Käfern, Heuschrecken, Raupen, Larven und andern Insekten, welche er überall, auf dem Miste, in den Straßen und auf freiem Felde aufsucht. Maikäfer lesen sie von den Bäumen ab, fangen sie auch — wie andere Kerfe — ziemlich plump im Fluge weg; aber eine massenhafte Vertilgung betreiben sie nicht, denn in Maikäferjahren mußte ich meine Bäume im Hausgarten selbst abschütteln, trotz der sehr vielen Hausspatzen. Es scheint, als ob das Fleisch der Maikäfer dem Vogelgaumen nicht besonders zusage, denn auch die Haushühner fressen nicht anhaltend Maikäfer, sondern zeigen sich bald übersättigt. Siehe auch Cab. J. 1875, 202.

Wer einen Sperling im Zimmer halten will, füttert ihn mit Hafer, Hanf, altbackenem Weißbrot, etwas Fleisch, Grünzeug oder Apfelschnitzchen. Will man im Winter die freilebenden Spatzen mit Futter unterstützen, so wählt man einen ruhigen — gegen Schneefall geschützten — Platz, und streut gedörrtes, und dann im Mörser zerstoßenes Brot auf diesen Futterplatz. Oder man erweicht altbackenes Brot, drückt es gut aus, und vermischt es sodann mit gutem Kleienmehl so lange, bis die Mischung so trocken ist, daß sie nicht mehr gefrieren kann. Dieser fügt man alle möglichen Futterabfälle aus Käfigen bei. Außer dem Spatzentroß hat man die Freude, im Winter noch vielerlei Kostgänger erhalten zu können. Haussperlinge sind unter sich meistens friedlich, während die Feld-

sperlinge häufig zetern. In den Käfig- oder Zimmerflug passen sie leidlich; wenn man sie paarweise hält, ihnen Nistkästchen und Nistmaterialien gibt, und sie passend unterstützt, so nisten sie auch darin.

Ihre Lockstimmen sind verschiedenartig; man hört ein „Zwillich, Dieb" oder „schilp" bis zum Ueberdruß; während der Brütezeit rufen sie es so leise, daß man glaubt, es seien Junge; sie gebrauchen diese List, um die Aufmerksamkeit von denselben abzulenken; dann hört man ein tiefes schmetterndes „treng", ein sanftes, warnendes „grü", ein streng warnendes grrrr trerrellellell!" Und wem sind nicht die hadernden Töne bekannt, wenn sich die Männchen im Frühjahr um ein Weibchen zanken, und sie in komischer Stellung mit hocherhobenem Schwanze und hängenden Flügeln um einander herumspringen und „treng dell dell schilk demm derrr!" dazu schreien? Bisweilen jedoch faßt ein also bedrängtes Weibchen eines der zu nahe kommenden Männchen am Schopf, und läßt es mehrere Sekunden freischwebend hinabhängen, bis es seinen Dränger bestraft hat. Einen Gesang haben sie nicht, obgleich sie sich zuweilen bemühen, etwas Aehnliches hervorzubringen.

Man fängt sie am leichtesten mit Weizenähren, an welchen man noch handbreit von dem Halm stehen läßt und diese Stelle gut mit Vogelleim bestreicht; wenn nun der Sperling die Aehre auskiefert, wirft er den Halm hin und her, bis er endlich das Gefieder damit berührt. Alte Bursche gehen aber nicht daran, sie betrachten den verdächtigen Halm mit langem Halse und entfliehen mit einem warnenden Gezwitscher. Mit roßhärenen Fußschlingen fängt man sie im Winter auf dem Miste; man nimmt nämlich kleine Brettchen, macht die Schlingen darauf fest, gräbt die Brettchen in den Mist, daß nur noch die Schleifen hervorsehen, und streut etwas Hafer darauf. Damit fängt man ihrer ziemlich viele, doch immer mehr Goldammern, wenn sich diese nämlich auch auf der Miststätte aufhalten. Nimmt man einen Sperber und läßt ihn auf einem Gehöfte, an eine Schnur gebunden, plötzlich unter sie fliegen, so retirieren sie in der Angst in alle Löcher; eine andere Person hat nun Gelegenheit, geschwind einige hervorzuziehen oder mit dem Schmetterlingsnetz zu bedecken. Dieses Experiment geht aber nur einmal, das zweitemal hat sich die Furcht vor dem sonst so gefürchteten Räuber gewaltig verloren, weil sie vermöge ihrer List den Vorgang richtig auffassen. In den Meisenkasten verirren sie sich auch zuweilen.

Wo wir die Haussperlinge in Ueberzahl aufkommen lassen, werden sie der Garten- und Baumkultur schädlich: durch Abfressen von Salatsetzlingen, jungen keimenden Pflanzen, Baumknospen, von jungen frischgewachsenen Blattstielen, wodurch sie die Bäume entlauben, durch Benagen von frühem reifem Obst, besonders Birnen, Pflaumen, Erdbeeren, Kirschen und Trauben. Zumal wenn ganze Schwärme in Frucht- und Mohnfelder einfallen, können sie durch ihre Menge einen namhaften Ausfall verursachen. Wo sie sich angesiedelt haben, sind sie gewaltthätig, selbst bösartig, und vertreiben aus den Hausgärten andere kleine Vögel, welche sich heimisch machen wollen und unbedingt nützlicher wären als die Spatzen! Zu meinem großen Verdruß haben mir dieselben im Hausgärtchen schon Schwarzköpfe und kleine Müllerchen abgetrieben.

Naumann sagt: „Die Schädlichkeit der Sperlinge kann man hauptsächlich dadurch mindern, wenn man ihnen nicht zuviel Willen läßt, sie da — wo sie Schaden thun — fleißig mit Schießgewehr züchtigt, und sie allenthalben, wo sie keinen Nutzen stiften können, mit Gewalt hinwegscheucht. Das Schießen ist das beste Vertreibungsmittel, denn Vogelscheuchen thun nur kurze Zeit Dienste, weil sie solche bald gewöhnt werden. Traubenspaliere überzieht man mit Netzen, oder steckt die einzelnen Trauben in Papierdüten, welche man anbindet. — Wo das scharfe Schießen nicht angewendet werden kann, nimmt man das Blasrohr, welches sie sehr mißtrauisch und scheu macht, besonders wenn man gut zielt und trifft. Damit kann man sie von allen Orten entfernen. Dazwischen läßt man Blindschüsse knallen und Rätschen schnarren. Dem Legen von vergiftetem Hanf will ich hier nicht das Wort reden, da auch andere Vögel davon betroffen werden können, die wir nicht abschaffen wollen. Auch in Amerika, wo der Sperling vor Jahren eingeführt wurde, hat er sich ebenfalls sehr mißliebig gemacht. Dr. Hart Merriam, der Ornithologe des Ackerbaudepartements in Washington, berichtet, daß der eingeführte Sperling „ein Fluch von solcher Schädlichkeit sei", daß er systematisch ausgerottet und der Staats-

schatz zu diesem Zweck in Anspruch genommen werden müsse. Durch Vertilgen schädlicher Insekten, Raupen, Heuschrecken, Käfer, werden sie auch wieder nützlich. Es ist aber anzuraten, die Sperlinge nirgends überhand nehmen zu lassen, öfters ihre Nester mit Jungen auszunehmen, oder diese wegzufangen und mit Schießen zu vertreiben, denn in bedeutender Anzahl werden sie überall — in Gärten und auf Feldern — schädlich."

Der Feldsperling. Fringilla montana, *Linné.*

Taf. 14. Fig. 6.

Baum-, Weiden-, Rohr-, Rot-, Berg- und Waldsperling, Baum-, Feld- oder Ringelspatz. — Passer montanus, alte Aut.; *L. cit.* 1758—66; *Koch* 1815; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mer.*; — Fr. montana, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; — Fr. campestris, *Schrank* 1801; *Glog.* 1834; — P. montaninus, *Pall.* 1811; — Pyrgita montana, et campestris, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Den Oberkopf bis auf den Nacken bedeckt ein einfaches mattes Kupferrot; Zügel, Kehle und ein Fleck auf der Wange schwarz, das Uebrige der Kopfseiten weiß; über den Flügeln zwei weiße Querbinden.

Länge 14,5 cm, Flügelbreite 22,7 cm, Schwanzlänge 3 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Laufs fast 2 cm. Wenig kleiner als der Hausspatz.

Beschreibung. Die Kennzeichen und Abbildung genügen. — Das Weibchen hat die gleiche Zeichnung, der schwarze Kehlfleck ist aber kleiner, und nicht so tiefschwarz; das Weiß ist trüber; der Halsring ist weniger geschlossen, und auch die Kopffarbe ist etwas bleicher. — Es gibt ebenfalls Spielarten, wie bei dem Haussperling, die aber nicht sehr auffällig sind.

Der Feldsperling hat eine sehr weite Verbreitung, denn er findet sich — wie E. v. Homeyer (Wand. d. Vög. 38) sagt — von Portugal bis Japan, ohne in irgend einer Weise sich zu verändern. Er bewohnt Nord- und Mittel-Europa, viel seltener Süd-Europa, einen großen Teil Asiens bis zum fernen China und Japan, Malakka und Java. Nordwärts geht der Feldspatz noch nördlicher als der Hausspatz, und ist in China Stellvertreter desselben in Dörfern und Städten, wo er zum vollständigen Hausvogel geworden ist. (Cab. J. 1874, 398.)

Die in Nord-Afrika vorkommende Form ist artlich von der nördlichen Form zu trennen. In Sardinien fehlt er gänzlich; in Britannien nur sparsam zu treffen. Für unser Vaterland, sowie Oesterreich-Ungarn ist er als ein gemeiner Vogel zu bezeichnen. In Bulgarien und Serbien soll er den Haussperling ersetzen, was insofern merkwürdig wäre, als er bei uns eine andere Lebensweise führt. In Macedonien ist er gemein, aber niemals in den Städten. In Griechenland und Klein-Asien von Dr. Krüper nicht angetroffen. — Sein Aufenthalt sind die Laubwälder der Ebenen und Mittelgebirge, Feldhölzer, wenn es nur viele alte hohle Bäume darin gibt und dieselben mit Aeckern und Wiesen zusammengrenzen. Er bewohnt deshalb so gern die Kopfweiden — und andere Baumpflanzungen und Obstgärten und sogar die spärlicher stehenden Feldbäume, wenn Hecken in der Nähe sind. Im hohen Norden hat er freilich diese Auswahl nicht und muß sich mit Krüppelwald und Felsenritzen begnügen, und in den wärmeren Teilen Europas zieht er die bewohnten bewaldeten Gebirgsgegenden vor, weil ihm frische Luft besser zusagt, was ihm wohl auch den Namen „Bergspatz, Fr. montana" erworben hat. Zu allen Jahreszeiten sieht man ihn die Felder durchstreifen, bald paarweise, bald in größeren Gesellschaften, und im Winter zieht er sich in Gesellschaft der Goldammern, Buch- und Bergfinken auf frequente Landstraßen, wo viel Pferdeexcremente liegen, auf einzelne Bauernhöfe, in die Nähe der Dörfer und der Städte, in letztere aber nur bei strengem Winter. Er ist Stand- und Strichvogel, denn er streift ziemlich weit umher. Zuweilen erscheint auch ein Trupp auf Helgoland. Seine Nachtruhe hält er in hohlen Bäumen, Felsenspalten, Reisighaufen, im Herbst besonders gern im Rohre, wo die Schwärme dann mit großem Lärmen zur Ruhe gehen, wie es ihre Vettern in den Alleebäumen ebenfalls treiben.

Er nistet in Baumhöhlen, besonders gern in den Höhlen der Kopfweiden, Eichen, Aspen, Aepfel- und Birnbäume u. a.; zuweilen oft 4 bis 5 Pärchen in die verschiedenen Löcher eines einzigen alten Baumes, wozu nicht selten auch noch andere Vögel kommen, so daß ein solcher oft eine lebhafte Kolonie befiederter Geschöpfe beherbergt. Aber noch eine

andere Vorliebe, ebenso wie für Baumlöcher, haben diese Vögel für die großen Horste der Raubvögel, der Geier, Adler, Waldstörche, welche man in den Wäldern der mittlern Donau, von Preßburg an abwärts bis Orsova, so häufig antrifft. Die Reisighaufen dieser großen Horste werden von den Feldspatzen in keckster Weise als sichere Schlupfwinkel für ihre eigenen Nester benützt, und sie betragen sich hier so ungeniert, als ob diese gewaltigen Räuber gar nicht vorhanden wären. (Cab. J. 1879, 61.) Zuweilen — doch nur selten — nistet auch bei uns ein Feldspatzenpärchen unter die Hausdächer wie ihre Vettern. Noch seltener findet man das Nest in Uferhöhlen, Schwalben-, künstlichen Staaren- und Elsternestern. Der Eingang ist gewöhnlich nicht weiter, als daß der Sperling gerade durchschlüpfen kann; das Nest steht aber nicht tief, denn man sieht oft noch Baumaterialien heraushängen. Der innere Raum einer solchen Höhle ist mit den gleichen Stoffen unordentlich vollgestopft, wie sie der Haussperling zum Neste nimmt, der Napf ist warm und weich mit Haaren und Federn ausgelegt. Darin findet man Anfang April 5 bis 6, aber nur selten 7 Eier, welche auf trübweißem (rötlichem, gelblichem, bläulichem) Grunde mit aschgrauen und braunen, feinen Pünktchen und größern Flecken besetzt sind, die aber je nach dem Grunde gemischt, heller oder dunkler aussehen; manchmal sind sie mit Strichelchen besetzt und bespritzt, und dann findet man sie auch wieder über und über marmoriert. Sie variieren aber bedeutend. Man findet jährlich 2 bis 3 Bruten, und bemerkt, daß die spätern Bruten 1 oder 2 Eier weniger haben, als die ersten. Die Maße märkischer Eier: 19,1 + 13,5 mm. Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, welche der Mutter ziemlich gleichen. Die Auferziehung dieser ist ebenso, wie beim Haussperling angegeben wurde.

Der Feldsperling ist ein hübscher und geselliger Vogel, schlanker als sein Vetter; sein Körper ist immer in Bewegung, wobei er öfters mit dem Schwanze aufwärts zuckt; obwohl er ziemlich hitzig ist (denn alle Augenblicke gibt es mit seinen Gesellschaftern einen Zank), so ist doch der Friede immer gleich wieder hergestellt. Er lebt mit vielen Vögeln in gutem Einverständnis, so auf den Feldern mit Schnee-, Lerchen-, Grau- und Goldammern, mit Hauben- und Feldlerchen, mit Grünfinken, Hänflingen u. a.; die Gesellschaft der Haussperlinge behagt ihm aber am wenigsten, es sei denn im Winter, wo die gemeinsame Not ihn zwingt, mit jenen auf einerlei Miststätte Nahrung zu suchen. Auf der Erde hüpft er mit ziemlicher Gewandtheit; sein Flug scheint ihm Mühe zu kosten, ist aber schnell und geht auf weitere Strecken in einer Bogenlinie.

Seine Nahrung ist nicht ganz so wie die des Haussperlings, denn er ist weit mehr Insektenfresser als der Hausspatz; er stiftet deshalb weit weniger Schaden in den Gärten, und namentlich frißt er keine Kirschen. Durch das Verzehren vieler schädlicher Raupen und Larven, von Käfern, Schmetterlingen und Heuschrecken wird er für unsere Obstgärten und für die Waldkultur recht nützlich. Insekteneier, Larven und Raupen nimmt er häufig von den Stämmen weg, wobei er sich meisenartig anklammert und auf- und abwärts, auch in die Quere an der rißigen Rinde darnach sucht, was der Hausspatz nie thut. Im reifenden Getreide, so lange es in der Milch steht, besonders in Hanf- und auf Hirseäckern thut er aber Schaden, da er immer in großen Gesellschaften einfällt; hier muß er vertrieben werden. Einen andern Schaden stiftet er durch Verdrängen der nützlichen Meisen aus ihren Bruthöhlen. Im Zimmer erhält man ihn wie den Vorigen. Als Stubenvogel ist er ziemlich angenehm, leicht zähmbar und auch ausdauernd; in einem Flug sollte er niemals fehlen.

Die verschiedenen Rufe und Lockstimmen hat er mit dem Haussperling gemein, der Ton ist aber angenehmer, abgebrochener und runder. So sitzt er abends, bevor er zum Schlafen hineinschlüpft, oft lange vor seiner Höhle und ruft: „tettettettet“; auch das lärmende Geschrei im Frühling um die Weibchen hört man, aber bei weitem nicht so schmetternd und unangenehm, wie bei den Haussperlingen, und das „dieb“ und „ziwit“ ist ohnehin bekannt; sonst hört man „demm“ und „dilp“, etwas höher als beim Haussperling.

Der Fang ist, besonders im Winter, eben nicht schwierig, denn sie sind lange nicht so verschlagen und listig, wie ihre Verwandten. Die Büsche, wo sie sich oft niederlassen, belegt man mit Leimruten; ferner fängt man sie mit Fußschlingen, im Meisenkasten und

sogar unter einem Sieb. An die mit Vogelleim bestrichenen Aehren gehen sie zwar auch; allein da sie dieselben viel ruhiger abkiefern und viel weniger bewegen, so kommt ihr Gefieder mit dem Klebstoff seltener in Berührung und es erweisen sich mithin die erstern Fangmethoden als empfehlenswerter.

4. Gruppe: **Steinsperling**, Petronia, *Cuvier* 1817.

Der Schnabel sehr kräftig, kreiselförmig, etwas kolbig aber doch dabei spitz, an den Schneiden etwas eingezogen, fast wie beim Grünling; Füße stark; Flügel ziemlich schmal und spitzig, die 2. Schwinge die längste, die 2. und 3. Schwinge deutlich außen verengt; die hintern Schwingen am Ende ausgerandet: der Schwanz kurz, am Ende fast gerade. Die Färbung bei beiden Geschlechtern gleich. 1 Art.

Der Steinsperling. Fringilla petronia, *Linné.*

Taf. 14. Fig. 7.

Ringsperling, Ringel-, Steinspatz, Graufink. — Petronia marina, *Will. et Ray.*; — Passer silvestris, et stultus, *Briss.*; *Gm.*; — Fr. petronia, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1824; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Fr. bononiensis, *Gm. ex Briss.*; — Passer petronius, *Koch* 1816; *Rchw.* 1884; — Petronia rupestris, *Boje* 1829; — Pyrgita petronia, *Br.* 1831; *A. Br.* 1872; *v. Hom.* 1885; — Petronia stulta, *Blyth* 1847; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Ueber dem Auge ein lichter Streif; der Schwanz fahlgrau, alle Schwanzfedern am Ende, auf der innern Fahne, mit einem weißen Fleck; die 2. und 3. Schwinge deutlich, die 4. schwach auf der Außenfahne verengt; Schnabel wie beim Grünling. Bei alten Vögeln steht an der Gurgel ein zitronengelber, bei den Jungen ein weißer Fleck.

Länge 16 cm, Flügelbreite 30 cm, Schwanzlänge 5,5 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe der Fußwurzel 2 cm. Größe des Haussperlings.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Der Steinsperling ähnelt auf den ersten Anblick sehr auffallend dem Weibchen unseres Haussperlings, nur sein gelber Gurgelfleck macht ihn stets kenntlich. — Der starke Schnabel ist oben braungelb, unten wachsgelb; die Iris hellbraun; die Füße sind stark und gelblich graubraun. — Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, aber etwas kleiner, der gelbe Gurgelfleck ist kleiner und blässer; der Strich neben der Kehle herab nicht so bemerklich, auch ist es auf dem Oberleibe mehr grau. — Die Jungen gleichen der Mutter.

Die Heimat dieses Vogels ist das wärmere Europa: von Spanien bis Klein-Asien; ferner die Kanaren, Madeira, Nord-Afrika in verschiedenen Teilen; in Algier und Tunis häufig; Nord-Persien bis Afghanistan. Er soll als Brutvogel selbst in dem Ordo-Gebirge, nordwestlich von Peking, noch vorkommen. In Deutschland gehört er zu den seltenen Vögeln, soll zwar schon, nach Landbeck, zu Hunderten bei Mergentheim, nach Leisler häufig bei Wiesbaden, nach Pfarrer Jäckel etlichemal lebend zu Nürnberg, nach Naumann (4. Bd. S. 501) soll er im Saalethal und im Rheingau vorgekommen sein. Alle diese gesammelten Angaben gehen aber um ein halbes Jahrhundert und mehr zurück. Man kann deshalb wohl feststellen, daß der Steinsperling, wenigstens für Süddeutschland, eine seltene Erscheinung ist, und für Norddeutschland ist er es von jeher gewesen. In Spanien dagegen kommt der Steinspatz in großer Anzahl an schroffen Felswänden, aber in der Nähe angebauter Felder vor; in Italien bewohnen diese Vögel ebenfalls Felswände und hohle Bäume; ebenso in Griechenland als Brut- und Strichvogel ziemlich häufig; in Sardinien bewohnen sie hohle Korkeichen, auf den Kanaren brüten sie — nach Art unseres Hausspatzen — unter Kirchendächern und auf anderen hohen Gebäuden. Außer den kahlen Felswandungen lieben sie aber auch die Verstecke in Ruinen, namentlich wenn solche an Getreidefelder und Aecker grenzen und am Rande eines größern oder kleinern Waldes stehen. Tief in die Waldungen hinein geht er nicht, doch auch nicht zu nahe an die bewohnten Orte, denn er liebt mehr einsame Gegenden. Im Winter kommt er mit andern verwandten Vögeln auf die Landstraßen und auch bis in die Dörfer vor die Scheunen und auf die Miststätten. Ebene Gegenden scheint dieser Vogel zu vermeiden, denn es ist eine Seltenheit, ihn in einer solchen zu treffen. Seine Nachtruhe hält er an den Orten, wo er nistet, und oft bedienen sich mehrere gemeinschaftlich einer Felsenritze oder des Loches eines alten Gemäuers. Es sind

Stand- und Strichvögel, das letztere aber mehr für die nördlichern Gegenden; man sieht sie meistenteils in kleinen Gesellschaften von ihresgleichen umherstreifen, und sie bleiben dann da, wo es ihnen am besten behagt. Ihre Züge machen sie hoch in der Luft.

Sie nisten in Felsenritzen, in Löchern und Spalten von Ruinen, größern Gebäuden, Burgen und Warten, aber auch in alten, hohlen Bäumen. In letztern ist dem Neste beizukommen, aber an ersteren Plätzen ist es oft unzugänglich. Der Eingang ist so eng, daß kaum ein Knabe seine Hand durchzwängen kann, und das Nest steht so tief als möglich im Hintergrunde. Es besteht aus den gleichen Materialien, wie die andern Sperlingsnester, aus verwitterten Pflanzenstengeln, Würzelchen, Grasstöckchen, Faden, Federn, Haaren und Wolle und enthält in schon ziemlich vorgerückter Jahreszeit, Ende Mai oder im Juni, 4 bis 5 Eier, welche denen des Haussperlings sehr ähnlich sehen, und auch ebenso variieren, nur ist die Schale vom Steinsperlings-Ei zarter und feiner gekörnt, auch um etwas weniges größer. Sie sind auf blaßgrauem Grunde mit dem gleichen, aber tiefern Ton gefleckt und gestrichelt, nach dem stumpfen Ende stets dichter. Die Maße: 23 + 16 mm. Sie machen bei uns jährlich nur eine Brut, in Spanien, Süd-Italien, in Griechenland und in der Türkei aber zwei Bruten. Ende April und im Juni. Die Alten lieben ihre Jungen sehr, und machen großen Lärm, wenn man sich ihrem Nestbezirk nähert; sie gehen bald mit denselben auf Kirschbäume, in die Getreidefelder und Stoppeln, und bleiben bis zum nächsten Frühjahr beisammen.

Die Jungen erzieht man mit Herzstückchen, Quark und Ameiseneiern und gewöhnt sie nachher an Sämereien, ohne indessen das Weichfutter ganz beiseite zu lassen, besonders gebe man täglich einige Mehlwürmer. Sie werden ungemein zahm und zutraulich, nehmen das Futter aus der Hand, und locken ihrem Futterherrn so lange, bis ihr Wunsch erfüllt, ist. Auch mag das zu ihrer Empfehlung dienen, daß sie sehr gelehrig sind, und Töne der Vögel, sowie auch Tierstimmen nachahmen können.

Es sind sehr vorsichtige Vögel, die bei dem mindesten Anschein von Gefahr sogleich die Flucht ergreifen. Uebrigens ist ihr Betragen ganz sperlingsartig, doch sind sie rascher, gewandter und leichter in ihren Bewegungen. Auf einzeln stehenden Bäumen machen sie in Gesellschaft einen Lärm, wie man es von andern Sperlingen zu hören gewohnt ist; mit dem Schwanze zucken sie bei allen Veranlassungen aufwärts, sträuben auch wohl die Kopffedern in die Höhe, und haben dann ein recht listiges Aussehen. Ehe sie in die Löcher der Felsen u. s. w. schlüpfen, um Nachruhe zu halten, sind sie äußerst behutsam; sie visitieren mehreremal und drehen den Kopf nach allen Seiten, ehe sie es wagen, in ihr Schlafgemach zu schlüpfen. Ihr Flug ist rasch und schnurrend oder flatternd, vor dem Niedersitzen aber schweben sie auf eine eigene Art, wie die Kreuzschnäbel.

Ihre Nahrung ist dieselbe, wie bei dem Haussperling, nur lieben sie ölhaltige Sämereien mehr, als mehlhaltige; besonders gern nehmen sie Mohn- und Hanfsamen. Sie gehen auch stark nach den Kirschen, wobei sie die Sauerkirschen den süßen vorziehen; sie fressen das Fleisch ab und lassen die Kerne am Stil hängen. Während der Brütezeit nähren sie sich größtenteils von Insekten. Auf den Kanaren, wo sie sich an Türmen und hohen Gebäuden innerhalb der Städte aufhalten, kommen sie, nach Bolle, nicht oder nur höchst selten in die Straßen herab, sondern fliegen regelmäßig auf die Felder hinaus, um Futter zu suchen. Scheue und Vorsicht bekunden sie stets, und wollen mit dem Menschen nichts zu thun haben. Im Zimmer gibt man ihnen Mohn, Hanf, Rübsamen, Hafer und Grünzeug, woran sie gleich gehen. Obgleich es in der Freiheit scheue Vögel sind, so werden sie doch bald zahm. Mit andern Vögeln leben sie verträglich und eignen sich gut in einen Käfig- oder Zimmerflug. Wasser zum Baden ist ihnen Bedürfnis.

Der Gesang ist besser als bei den andern Sperlingen; er hat Aehnlichkeit mit dem des Gimpels, wenn man von dessen tiefern Tönen absieht, und ist nicht ohne Melodie. Der Lockton ist gewöhnlich ein „ziwit“ und ein „quäck“; dann hört man noch eine Stimme, „gib“, welche dem Lockton des Kanarienvogels täuschend ähnlich ist. Im Zorn schreien sie das den andern Sperlingen eigene „trengterrtettettett!“

Im Winter fängt man sie auf den Landstraßen oder wo sie sonst hinkommen, hauptsächlich mit Fußschlingen und Leimruten. Mit den Jungen in den Nestfallen. Sie

sind aber — wegen ihrer außerordentlichen Klugheit — sehr schwer zu fangen; deshalb sagt Vater Brehm ist der Artname „Stulta" (= dumm) eine unpassende Benennung.

5. Gruppe: **Hänfling**, Linaria, *Bechstein* 1802.

Fringillaria, *Meyer* 1815; — Ligurinus, et Serinus, *Koch* 1816; — Chrysomitris, *Boje* 1828; — Cannabina, *Br.* 1831; *Landbeck* 1834; — Linota, *Bp.* 1838; — Aegiothus, *Cab.* 1851.

Schnabel kurz, rund, dick, kegelförmig, scharf zugespitzt; an den Schneiden hinten ein wenig eingezogen; die kleinen runden Naslöcher mit Borstenfederchen bedeckt; ziemlich feine Füße mit kleinen Nägeln; die Läufe vorn mit Schildern besetzt; schmale spitze Flügel, in denen die 2. Schwinge die längste ist; die drei ersten deutlich verengt; der Schwanz am Ende gabelig ausgeschnitten. Sie brüten (ausgenommen den Berghänfling) zweimal im Jahre, und füttern die Jungen aus ihrem erweiterten Kropf mit geschälten und erweichten, zum Teil noch grünen Sämereien auf. Diese Gruppe enthält nicht viele Arten, wovon hier beschrieben: 4 Arten.

Der Gemeine Hänfling. Fringilla cannabina, *Linné.*

Taf. 14. Fig. 8.

Hänfling, Rot-, Baum-, Blut-, Braun-, Grau-, Stock-, Krauthänfling; Hemperling, Leinfink, Schößle. — Linaria rubra major, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Fr. canabina, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Fr. linota, et argentoratensis, *Gm.* 1788; — Passer cannabina, et papaverina, *Pall.* 1811; — Ligurinus cannabinas, *Koch*; — Cannabina linota, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; — Cann. sanguinea, *Landb.* 1834; *v. Hom.* 1885; — Chrysomitris cannabina, *Rchw.* 1884; — Linota cannabina, *Mev.* 1886.

Dieser bekannte Vogel wurde wegen seines Farbenwechsels, welcher sich nach Alter und Geschlecht richtet, früher häufig mit dem Berghänfling, Fr. flavirostris, *L.* verwechselt, der in ältern Handbüchern nur für eine Abänderung unseres Gemeinen Hänflings gehalten wurde. Deshalb beachte man die Kennzeichen.

Kennzeichen. Alle Schwanzfedern, die mittleren ausgenommen, in der Mitte dem Schafte entlang schwarz, an der äußeren Fahne und an der inneren sehr breit weiß; die 9 großen Schwingen mit weißem Außensaum, die 3 ersten nur schmal gesäumt; Füße fleischfarbig; der Schnabel grau. Männchen auf Scheitel und Brust schön rosenrot überflogen.

Länge 13,5 cm, Flügelbreite 24 bis 25 cm, Schwanzlänge ungefähr 5,5 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Fußrohrs 1,6 cm.

Beschreibung. Männchen: Hinterkopf, Halsseiten und Nacken aschgrau oder bräunlichgrau; ganzer Mantel zimmtbraun, oft mit wenig bemerkbaren dunklen Schaftflecken; im Herbst lichter gekantet; die Weichen heller. Im Herbst der Scheitel graulich; die Brust gelblichweiß, an beiden die Federn in der Mitte blaß karminrot; diese schöne Farbe ist anfangs nach der Mauser wenig sichtbar, verwandelt sich aber bis zur Mitte des Sommers in ein hohes brennendes Blutrot. Bei recht alten Männchen kommt schon nach der Mauser das Rot deutlich und lebhaft zum Vorschein. Weibchen: Kropf und Hals bräunlich- oder tief gelblichaschgrau mit dunklen, nur am Scheitel auffallenden Schaftflecken; Mantel rostbraun mit helleren Kanten unn dunklern Schaftstrichen, die hintern Schwung- und die großen Flügeldeckfedern mit hellrostgelblichen und weißen Enden. Kropf, Oberbrust und Seiten licht gelblichbraun, dicht schwärzlichbraun in die Länge gefleckt. Die schöne rote Farbe mangelt dem Weibchen durchaus. — Junge Männchen, die gar keine Spur von Rot haben, kommen selten vor; man nennt sie Steinhänflinge; sie scheinen aus spätern Bruten zu sein. — Der Schnabel ist echt kreiselförmig, von Farbe horngrau; die kleinen Augen sind dunkelbraun; die Füße sind schmutzig bräunlichfleischfarben.

Es gibt außer der erwähnten Aenderung auch noch Varietäten: reinweiße, gelblichweiße, weißköpfige, gescheckte und rauchschwarze. Letztere kommen nur im Käfig vor, wenn sie mit viel Hanfsamen gefüttert werden, und in verdumpften Stuben hängen.

Unser Hänfling bewohnt ganz Europa bis zum mittlern Schweden; ostwärts Klein-Asien bis zum Kaspimeer; im Winter in Egypten, aber selten; dagegen häufiger in Nordwest-Afrika auf dem Zug; in Algier und Tunis in ganzen Schwärmen mit den Girlitzen herumziehend; auf den Kanaren und auf Madeira als „gemeiner" Brut- und Standvogel verzeichnet. In Deutschland und der Schweiz ein bekannter, in manchen Bezirken, sogar häufig vorkommender Brutvogel. In dem flachen Holland in Menge, oft auf straucharmen Meeresinseln; auch nicht zu selten in Brüchen, wenn sie nur nicht gar zu arm an Ge-

büschen und Bäumen sind; ebenso in Dänemark; während er in Süd-Frankreich, Italien und Griechenland die bewaldeten Berge und Vorberge zum Aufenthalt wählt. In Oesterreich-Ungarn teils Brut-, teils Zugvogel; in Bulgarien samt der Dobrudscha, und in der ganzen Türkei gemein. Bei uns, in Württemberg, häufig in bergigen oder in hügeligen Gegenden, besonders in Weinbergen oder an Waldrändern, welche mit jungen Nadelhölzern bis zu Mannshöhe besetzt sind. Er ist halb Wald-, halb Feldvogel; dabei vermeidet er aber alle größeren Forste, und hält sich mehr an den Waldrändern auf, besonders wenn sie mit jungem Nadelholz, Forchen, Fichten, Wacholderbüschen besetzt sind. So findet man ihn in Vorhölzern, Feldhölzern; in Gegenden, deren Aecker und Wiesenstücke mit Gräben durchschnitten, und mit Bäumen, Feldhecken und Dorngebüschen besetzt sind. In Baumgütern, wo es nicht an Gebüschen und Hecken fehlt, sind sie ebenfalls zu finden. In unsern Weinbergen trifft man sie in ziemlicher Menge, besonders wenn diese an Waldungen grenzen, mit einzelnen Bäumen besetzt sind, und viele Johannis- und Stachelbeergebüsche haben, worin sie auch gern nisten. Sie zeigen in der Wahl ihres Aufenthalts manche Eigenschaften vor anderen Vögeln Daß sie sowohl in der Ebene als am Rande der Gebirgswälder vorkommen, ist schon oben bemerkt. Am Tage sitzen sie immer sehr frei, auf den obersten Spitzen der Gebüsche und Baumgipfel, auf Pfählen und anderen freien Gegenständen. Im Herbst gehen sie auf die Samenfelder und Stoppeläcker, wo sie sich zu großen Herden ansammeln und auch zu andern verwandten Vögeln gesellen. — Ihre Nachtruhe halten sie in dichten Gebüschen, in verwachsenen Sträuchern und Bäumen, und in den Gärten besonders gern auf einzeln stehenden Nadelbäumen. — Sie gehören zu den Strichvögeln, welche sich im Winter in große Scharen zusammenziehen, und von der einen in eine andere, ihnen Nahrung bietende Gegend streichen. Selbst in harten, schneereichen Wintern trifft man immer noch einige dieser herumziehenden Herden. Ihre Strichzeit ist im Oktober, namentlich die letzte Hälfte, und die Zeit ihrer Wiederkehr der März.

Auch bei der Wahl des Nestplatzes variieren diese Vögel außerordentlich; das Nest steht $^1/_2$—2 Meter (in seltenen Ausnahmefällen 3—6 Meter) vom Boden entfernt. Man findet es häufig in den Vorbergen und Anfängen höherer Gebirgswaldungen in kleinen, dichten Tannen, Kiefern, Wacholdern, in Weiß-, Schwarzdorn und Krazbeerbüschen; in den Gärten und Weinbergen, besonders in Johannis- und Stachelbeerbüschen, in Hecken, in Rankengewächsen, namentlich auch in den Lauben der Gärten, auf unsern Friedhöfen in den Lebensbäumen, zuweilen in kaum meterhohen Büschen der Thuja compacta; in Weinstöcken, in dichten Spalierbäumchen; auch in geflochtenen Zäunen, auf geköpften Linden, auf Kastanienbäumchen und Buchen, und anderen Plätzen. Die Standörter des Nestes sind so verschieden, wie man sie bei andern Vögeln nur selten findet. So berichtet uns Walter (Orn. Centr. 1882, Nr. 1), daß in der Mark Holzklaftern inmitten der Wälder, selbst Torfschichten als Verstecke für ihre Nester häufig gewählt werden. Desgleichen thut aber auch der Steinschmätzer. In Holland brütet er überall, wo Sandboden und Haide ist; auch in den Dünen von Ameland; selbst an der Erde unter einem Strauch. — Das Nest ist dicht und nicht kunstlos gebaut, und die Materialien sind so gewählt, wie sie gerade die Gegend darbietet. Es besteht äußerlich aus Ranken, Halmen, Quecken, Moos, zuweilen aus Haidekraut, feinen Würzelchen, Grasrispen, innen mit Tier- und Pflanzenwolle, Tierhaaren, seltener mit Federn ausgelegt, schön gerundet, glatt, weich und warm, und meistens kenntlich an der vielen Tier- und Pflanzenwolle. Für ihre Brutplätze zeigen sie eine solche Anhänglichkeit, daß sie immer, wenn es irgend möglich ist, den alten Platz, ja den gleichen Busch wieder aufsuchen. Die Eier findet man oft sehr frühzeitig, in günstigen Frühjahren bisweilen schon Ende März, im April aber gewiß. Die erste Brut enthält 5 bis 6 Eier; die zweite, welche man Ende des Mai oder auch im Juni findet, enthält nur 4 bis 5 Eier. Diese sind auf schwach blaugrünlichem Grunde mit Pünktchen und Fleckchen von einer violettgrauen, matt rostroten und rötlichschwarzen Farbe besetzt. Die feinern Pünktchen sind bisweilen sehr zahlreich, die gröbern Fleckchen aber stets spärlich. Sie variieren ziemlich, jedoch nicht leicht so, daß sie unkenntlich würden. Die Schale ist zart und hat etwas Glanz, inwendig grünlichweiß durchscheinend. Die Maße markischer


10.
11.
12.
6.
4.
3.
9.
7
8.
2.
5.
1.

Eier: 17,08 + 12 mm. Das Weibchen brütet 13 Tage allein; die Jungen werden aber von beiden Alten sehr emsig aus dem Kropfe gefüttert. Sie holen das Futter auf den Feldern, und müssen oft sehr weit darnach fliegen. Wenn das Männchen aus der Ferne herkommt, so läßt es sich gewöhnlich singend auf einem nahen Baume nieder; sind die Jungen schon etwas erwachsen, so sitzen die Eltern immer beisammen auf einem bequemen Platz, und von ihm aus fliegt das Männchen gewöhnlich zuerst zu den Jungen und füttert eins nach dem andern, nachher kommt das Weibchen und macht es eben so; dann sitzen sie noch eine Weile auf ihren Lieblingsplätzen, und jagen endlich im schnellsten Fluge wieder auf die Felder, um neues Futter zu holen. Die Jungen verraten sich durch keinen Ton; auch die Alten gehen lange nicht zum Neste, wenn sie sich beobachtet glauben. Dabei lassen sie öfters ihre sanften, fast wehmütigen Locktöne hören. Das Nest verlassen sie nicht leicht, auch wenn man wiederholt nach Eiern und Jungen sucht; ja man kann ihnen sogar ihre eigenen Eier wegnehmen, und die von Kanarienvögeln unterschieben, welche sie ausbrüten; wenn die Jungen 8 Tage alt sind, können sie mit denselben in der Nestfalle zu ihrer weitern Aufzucht gefangen werden. Man gibt dann den Alten Rüb-, Kohl- und Mohnsamen, alles Gesäme so frisch als möglich; besonders auch frische Blumenköpfe vom bekannten Löwenzahn, Leontodon taraxacum L., den sie sehr lieben. Hat man die Jungen (ohne die Alten) zu erziehen, so gibt man aufgeweichten Rübsamen, halbgekochte Reiskörner, gequelltes Eierbrot und fein zerschnittenes Grünzeug.

Die Jungen fliegen bei gutem Wetter mit 12 bis 14 Tagen aus; wenn man sie daher ausnehmen will, muß es mit längstens 8 Tagen geschehen, damit sie sich noch bereitwillig füttern lassen. Sie gleichen in der Färbung ihrer Mutter; man erkennt aber die Männchen schon im Neste an dem lichtern Rostbraun der obern Teile, an den weißlichen Halsringen, und an den breitern weißen Kanten der Schwung- und Schwanzfedern. Es sind dieses aber so feine Unterscheidungszeichen, daß sie nur dann bemerklich werden, wenn man sie im Neste beisammen hat. Es ist schade, daß sich in der Gefangenschaft die schöne, rote Farbe nicht entwickelt; auch bei den alten Vögeln, welche man ins Zimmer bringt, verliert sich dieselbe wieder, und sie werden wie die Einjährigen. Füttert man aber viel Nadelholzgesäme und frisches Kreuzkraut, so übt dies Futter Einfluß auf die rote Färbung, welche sich — wenn auch nicht so lebhaft wie im Freien — doch merklich röter entwickelt als bei anderem Gesäme. Ich habe einige, um eine Probe zu machen, mit Ameiseneiern und kleinen Fleischstückchen aufgezogen und sie gediehen ganz vortrefflich, obschon dies der natürlichen Nahrung nicht entspricht, aber die nährenden Futterstoffe gleichen sich in ihren Grundbestandteilen sehr. Zum Füttern bedient man sich eines der Länge nach gespaltenen, löffelartigen Federkiels, wie bei allen andern Samenvögeln. Wenn das Nest mit den Jungen in der Nähe eines Wohnhauses ist, so kann man dieselben mit dem Nest in den Käfig setzen, und sie werden dann durch ihren Futterschrei, welcher: „schübbi, schübbi" lautet, die Alten herbeilocken und von denselben gefüttert werden. Der Käfig, worin die Jungen sitzen, darf aber nicht zu enggitterig sein, damit die Vögel den Kopf durchzwängen können. Die so erzogenen Jungen bleiben aber auffallend wild, daher ich diese Art Erziehung nicht anrate. — Die jungen Männchen sind sehr gelehrig; man kann sie, wie die Gimpel und Kanarienvögel, abrichten, eine Arie nachzupfeifen, welche sie auch mit einer Genauigkeit und mit einem so herrlichen Flötenton ausführen, daß sie jenen nicht nachstehen. Sie erlernen den Schlag des Kanarienvogels, des Distel- und Buchfinken, der Lerche, und sogar einiges aus dem Schlag der Nachtigall, so daß ihre Gelehrigkeit wirklich in Erstaunen setzt; doch dürfen sie nicht unter andern Vögeln hängen, sondern nur bei dem, dessen Gesang sie erlernen sollen. Ohne guten Lehrmeister wird aber meistens der Gesang verstümpert.

Der Hänfling ist ein lebhafter und flüchtiger Vogel, dabei gesellig und immer fröhlich, denn das muntere Männchen singt nicht nur im Sommer, sondern auch in den rauhen Jahreszeiten, wenn nur die Sonne ein wenig heiter scheint. Da er frei auf Büschen, Bäumen oder Pfählen sitzt, und sein Wesen sehr offen treibt, so macht er sich überall bald bemerklich. Wie groß die Anhänglichkeit zu ihresgleichen ist, sieht man auf ihren gesellschaftlichen Streifzügen, wenn einzelne aus Zufall von der großen Schar getrennt wurden; mit ängstlicher Sehnsucht und beständigem Locken fliegen sie oft bedeutende Strecken hoch

in der Luft, um die Verlornen wieder aufzufinden. Männchen und Weibchen sieht man das ganze Jahr beisammen, sie teilen Freude und Leid mit einander, und immer fliegen sie einander nach. Auf der Erde hüpfen sie in hastigen Sprüngen, mit hochgetragener Brust; ihr Flug ist schnell und rasch, einer der schnellsten unter allen kleinen Vögeln; derselbe bildet auf weite Strecken eine große Schlangenlinie.

Ihre Nahrung besteht aus den verschiedenartigsten Sämereien, besonders aus den kleinen, ölhaltigen, welche sie vorher im Kropfe erweichen, ehe sie in den Magen gelangen. Namentlich fressen sie die Samen von Kohl, Rüben, Lein, Hanf, Mohn, Senf, Rettig, Salat, Salbei; die Gesäme des Wegerichs, der Wegwarten, Disteln, Kletten; den Samen der Erlen und noch vieler anderer Gewächse. Dann fressen sie im Frühling noch das zarte Grün junger Pflänzchen, und sogar Baumknospen sollen sie nicht verschmähen; doch dürfte das letztere bei ihrer sonstigen reichen Auswahl von Futterstoffen nur selten sein; wahrscheinlicher ist es, daß sie Insekten von den Baumknospen ablesen.

Im Zimmer füttert man sie mit Rübsamen, Mohn- und Kanariensamen, denen etwas frischer Hanfsamen als Leckerei beigesetzt wird. Lauter Hanf macht sie zu fett, und infolge davon träg und faul zum Singen. Auch fressen sie gern Semmel in Wasser erweicht. Dabei steckt man täglich Grünfutter auf, besonders Salat und Brunnenkresse, Nasturtium officinale L., so lange es gibt, nachher weiche Obstschnitzchen, wodurch man das Fettwerden etwas verhindert. Auch wirft man hie und da eine Messerspitze Salz in den Käfig, welches sie gern naschen. Ihre Eingewöhnung in den Käfig hat zwar keine Schwierigkeiten, aber als scheue Vögel muß man sie einige Zeit mit grünem Zeug bedecken, bis sie die Umgebung gewöhnt sind. Sie eignen sich eben so sehr in einen Käfig- wie in einen Zimmerflug, denn es sind verträgliche, friedfertige Tierchen. Die Männchen kann man zum Einwurf mit einer Kanarienhenne benutzen; die Bastarde hievon werden zwar nicht schön, meistens mit grauem Gefieder, dagegen der Gesang sehr wohlklingend.

Der Gesang des Hänflings ist stark und flötenartig, und man darf ihn als einen der besten Sänger unter allen Samenvögeln bezeichnen. Es ist ein schöner voller Gesang, abwechselnd und charakteristisch, besonders bei den Wildfängen, welche ihn gewöhnlich reiner vortragen, als die im Zimmer Erzogenen, die oft nicht viel leisten können. Inmitten des Gesangs hört man eine helle Strophe, die man das Krähen nennt, weil sie im Rhythmus einige Aehnlichkeit mit dem Krähen des Haushahns hat, doch ist dieser Ton selbstverständlich viel weicher. Ihre Lockstimme ist ein kurzes, hartes „gäck gäck gäcker"; dann hört man auch noch, besonders beim Neste, ein sanft flötendes „lü, lü, näckenü, djü!" Ihren Gesang lassen sie im Zimmer, die Mauserzeit ausgenommen, beinahe das ganze Jahr hindurch hören. Der Hänfling ist ein würdiger Gesellschafter der feinsingenden Grasmücken, und kann jedem empfohlen werden, der guten Gesang in seiner Umgebung liebt, die Weichfütterung aber vermeiden will. Ich habe manchmal ein halbes Dutzend Hänflinge beisammen gehabt, einzeln und in Volièren, welche mich mit ihren Orgelkonzerten aufs angenehmste unterhielten.

Ihre Krankheiten sind die Fettsucht, Dürrsucht und Verstopfung. Deren Kur siehe bei den „Krankheiten". Für die Fettsucht ist Versetzen in einen größern gut bevölkerten Flug wohl das Beste, wenn man reichliches Grünfutter gibt. — Beim Fang zeigen sie viel Vorsicht. Man fängt sie mit dem Finkenherd und auf Lockbüschen; bei beiden Arten nur mit einem Lockvogel. Dann kann man auch frühzeitig im Spätjahr, so lange die Jungen noch gemeinschaftlich auf ihren Standplätzen herumfliegen, einige starke Hanfsamenstengel senkrecht auf einem freien Platz aufstellen, und mit Leimruten und Sprenkeln bestecken; soll aber dieser Fang sicher sein, so muß auch ein Lockvogel dabei angebracht werden. Bechstein beschreibt einen eigenen Fang: „Die Schäfer stellen eine Salzkrippe, unter denen diese Vögel immer nach Salz herumlaufen, so auf, daß sie diese, vermittelst eines Stellhölzchens und eines langen Bindfadens, zufallen lassen können, wenn Hänflinge darunter sind. An einem Ende hat die Krippe ein Loch, vor welchem ein Netzsäckchen hängt; nach dieser hellen Oeffnung kriechen die Vögel, schlüpfen in den Sack, und können somit ohne Mühe herausgenommen werden. Mit den Jungen fängt man sie in einer Nestfalle, mittelst eines doppelten Meisenkastens, in dem man das Nest in den untern Teil steckt;

auch mit Leimruten, welche man so richtet, daß sie auf dieselben anfliegen müssen, wenn sie ihre Kleinen füttern wollen.

Der Berg-Hänfling. Fringilla flavirostris, *Linné.*

Taf. 14. Fig. 9.

Gelbschnäbeliger Hänfling, Steinhänfling, Arktischer Hänfling, Gelbschnabel, Brauner Riset, Quitter, Braunes Plättle. — Fr. fusca, *Rudb.*; *L. cit.* 1746—48; — Fr. flavirostris, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; — Linaria montana, et minima, *Briss.*; — Fr. montium, *Gm.* 1788; *Naum.* 1826; — Cannabina (montium, et) flavirostris, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Chrysomitris flavirostris, *Rchw.* 1884; — Linota flavirostris, *Mev.* 1886.

Dieser Vogel wird öfter mit unserem Gemeinen Hänfling, sowie auch mit dem Flachsfinken verwechselt. Man wolle deshalb auf die Kennzeichen achten.

Kennzeichen. Augenkreis, Zügel, Kinn und Kehle bräunlich rostgelb; der Bürzel am Männchen rot überlaufen; die vier großen Schwingen schmutzigweiß gesäumt; die vier folgenden mit breiten hellweißen Säumen; die 3. Schwinge ragt bis zur Flügelspitze. Beim Weibchen ist der Flügel heller als der Rücken, wie mit Weiß gemischt, aber nicht rot überflogen, was noch eher bei jüngern Männchen vorkommt. Der Schnabel ist stets gelb; Füße schwarz.

Länge 13 bis 13,5 cm, Flügelbreite 33,3 cm, Schwanzlänge 5,8 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Fußrohrs 1,7 cm.

Beschreibung. Oberseite braun, dunkler gestrichelt; Bürzel dunkel rosa; Augengegend und Kehle hellbraun; Brust und Weichen auf hellbraunem Grunde dunkelbraun gestrichelt; Mitte des Unterkörpers weiß. Die eine Gabel bildenden Schwanzfedern sind braunschwarz, die mittlern mit hellbraunen Käntchen, die andern mit weißen Säumen an der Außenfahne, welche an den Enden ins Gelbliche übergehen. — Der Schnabel ist etwas kurz, von Farbe schön wachsgelb, mit schwärzlicher Spitze; die Iris ist tief braun; die Füße sind niedrig und ihre Farbe ist braunschwarz; die schwarzen Krallen sind lang, dünn und wenig gekrümmt. — Jüngere Männchen haben auf dem Bürzel nur wenig Rot, oder es steckt so tief, daß man die Federn dazu aufheben muß; bisweilen fehlt es auch ganz. — Die Weibchen haben gar kein Rot auf dem Bürzel, welcher rostgelb und schwarz gefleckt ist; die Kehle ist hellrostgelb, und die Wangen sind weniger gefleckt.

Dieser Vogel bewohnt den hohen Norden von Europa, Schottland, Schweden und Norwegen, Lappland und Rußland. Pallas führt übrigens diesen Hänfling nicht unter den sibirischen Vögeln an, und es scheint, daß er keine sehr ausgedehnte Verbreitung hat. Er ersetzt unsern Gemeinen Hänfling im Norden Europas und wenn sein Gesang im Einklang stünde, könnte man ihn fast für eine Rasse desselben halten. In jenen öden Länderstrichen bewohnt er unwirtbare Felsengegenden, wo kein Baum mehr gedeiht, sondern nur noch verkrüppeltes Gesträuch wächst. Im Herbst wandert er südlicher, nach Schweden, England, Dänemark, Frankreich, Holland, Deutschland, der Schweiz und nach Oberitalien. In der Umgegend von Berlin erscheint er fast in jedem Winter; im Gouvernement Petersburg sehr selten auf dem Durchzuge. Auch bei uns in Württemberg selten und zeigt sich nur in sehr strengen Wintern mit dem Leinfink, Fr. linaria. — In den benannten öden Gegenden seines Vaterlandes ist er oft ein Nachbar der Schneeammer. Er zieht sich nach der Brütezeit in Herden zusammen, welche dann nach milderen, bewohnten Gegenden kommen. Daß sie in Gegenden leben, wo keine Bäume mehr gedeihen, und sie genötigt sind, viel auf freiem Felde sich aufzuhalten, bemerkt man während ihres Besuches bei uns gut; auch sind zum bequemern Gehen auf dem Boden ihre Nägel an den Füßen nur wenig gebogen. Sie erscheinen bei uns als Zugvögel im November, selten früher, und im Februar kehren sie wieder allgemach an ihre Brüteplätze zurück. Man trifft sie gewöhnlich in kleinen Truppen von 10 bis 20 Stück auf den Stoppelfeldern, in Gesellschaft der andern kleinen Wintervögel, besonders der Birkenzeisige.

Der Berghänfling scheint überall, wo man ihn bis jetzt gefunden, einzeln vorzukommen, so in Skandinavien und Hochschottland, wo er sich zur Fortpflanzungszeit vorzugsweise in kahlen, steinigen, nur mit kurzem Gestrüpp bewachsenen Gegenden aufhält. Sein Nest ist nach den Berichten englischer Ornithologen häufig am Erdboden unter dem Schutz von Steinen oder kleinem Gesträuch angelegt. Dasselbe hat große Aehnlichkeit mit dem des Gemeinen Hänflings, ist aber meist etwas wärmer gepolstert, besteht aus kurzen haarigen Pflanzenstengeln, Haiden, dürrem Gras, Würzelchen, zuweilen etwas Moos, Tier- und Pflan-

zenwolle, Haaren, und enthält 5 bis 6 Eier, welche in Färbung und Zeichnung Aehnlichkeit mit denen des Kanarienvogels haben. Die Grundfarbe ist ein unreines Grünlichweiß, welches mit violetgrauen und violetbraunen Schalen- und Zeichnungsflecken bedeckt ist.

Es sind flüchtige, lebhafte und scheue Vögel; sie fliehen die Annäherung der Menschen schon aus weiter Ferne. Auf dem Boden hüpfen sie schnell und mit vieler Lebhaftigkeit in aufrechter Stellung; doch haben sie auch keine Scheu vor den Bäumen. Ihr Flug ist ausnehmend schnell und gewandt; sie wissen sich sehr schön zu schwenken, und schießen wie ein Pfeil auf die Erde herab. Ihr Flug ist dem unserer Hänflinge sehr ähnlich, deren Gesellschaft, nebst der des Flachsfinken, sie auch am meisten lieben. Doch mischen sie sich auch unter die Herden der Grünlinge, Buchfinken und Feldsperlinge. In ihrer Heimat sitzen sie gewöhnlich auf den Felsgesteinen oder auf einzelnen Büschen, und singen sehr fleißig.

Ihre Nahrung besteht mehr aus ölhaltigen, als mehligen Sämereien; sie genießen in ihrer nordischen Heimat das Gesäme der verschiedenen Bergpflanzen; bei uns fressen sie, was den Hänflingen und andern Samenvögeln als Nahrung dient. — Im Zimmer giebt man ihnen Rübsamen, Mohn, Hanfsamen, und steckt etwas Grünes auf. Sie sind starke Fresser und trinken auch viel. Zur Verdauung bedürfen sie des Flußsandes, weshalb man den Boden des Käfigs, der besser für diesen Vogel ein viereckiger, als ein Turmkäfig ist, fleißig damit bestreuen muß. Es sind angenehme muntere Stubenvögel, die sich gleich in die Gefangenschaft schicken, und recht zutraulich werden; ihre harte und dauerhafte Natur übersteht die Mauser leicht; nach derselben verlieren sie aber das Rot auf dem Bürzel, und bekommen es nicht wieder. Der Schnabel verliert ebenfalls seine lebhafte wachsgelbe Färbung, wird graulich und bleibt nur an den Schneiden und spitzewärts gelb. Mit andern Vögeln leben sie verträglich, und schicken sich daher ebensogut in einen Käfig- und Zimmerflug. Die Nägel, welche ihnen sehr lang wachsen, muß man von Zeit zu Zeit auf ihre natürliche Größe zurückschneiden und ihnen auch ziemlich dicke Sprunghölzer in den Käfig stecken.

Ihr Gesang ist munter, aber lange nicht so volltönig, wie der unseres Hänflings; er ähnelt eher dem klirrenden Gesange des Flachsfinken, ist aber doch etwas besser. Man vernimmt folgende Strophen: „biai biai — diobai — diobai — deii didldei — didldil arrrarrr it pick pick pick biai". Ihre Locktöne klingen „jäck jäck"; oder schnell hintereinander: „jäckjäckjäck!" Dann hört man noch ein „biai" und ein heiseres „sche sche scheji!" Ihr Gesang ist viel mit den klirrenden Locktönen verflochten, auch hört man darin noch eine eigentümliche, knarrende Strophe, die sich schwer ausdrücken läßt.

Mit unsern Hänflingen werden sie auf den Vogelherden im freien Feld gefangen, auf deren Locktöne sie auch einzeln gehen. Hat man einen Locker ihrer eigenen Art, so kann man sie auch auf Lockbüschen fangen.

Der Girlitz-Hänfling, Fringilla serinus, *Linné*.

Taf. 14, Fig. 11.

Girlitz, Hirngrille, Fädemlein, Schwäderlein, Kanarienzeischen, kleiner Grünling. — Serinus, alte Aut.; — Fr. serinus, *L.* 1766; *Sander* 1782; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; *Naum.* 1826; *Glog.*; — Loxia serinus, *Scop.* 1769; — Serinus hortulanus, *Koch* 1816; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — S. meridionalis, *Br.* 1831; — S. luteolus, *Landb.* 1834; — Pyrrhula, et Dryospiza serinus, *K. & Blas.* 1840; — Crithagra serinus, *Sws.* 1827; *Rchw.* 1884.

Dieses kleine Vögelchen hat einen sehr kurzen, dicken, gimpelartigen Schnabel, und wurde deshalb von einigen Ornithologen in besonderer Gruppe den Gimpeln zugeteilt; es gehört aber wohl besser zu den Hänflingen, denen es sich in der Lebensweise sehr nähert; insbesondere haben die Jungen im Nestgefieder eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit denen anderer Hänflinge. Von dem ähnlichen Zitronenzeisig unterscheidet es sich doch leicht, denn dieser hat einen spitzigern Schnabel, ist auch etwas größer und hat andere Farbenverteilung.

Kennzeichen. Mit sehr kurzem dickem Schnabel; Kehle weißlich oder hellgelb; Bürzel und Unterseite gelb, Oberkörper grünlich; Rücken und Seiten des Unterkörpers schwärzlich gefleckt; über dem Flügel zwei lichte Binden. Die großen Schwingen bis zur 4. verengt; die 1. Schwinge

größer als die 4., die 2. und 3. am längsten. Alt: Wangen, Stirne, Scheitelmitte und ganze Unterseite licht hochgelb; Brustseiten und Weichen mit braunschwarzen Schaftflecken; Rücken olivengrün mit schwärzlichen Schaftflecken. Im Winter sind Stirn- und Kopfseiten grünlichbraun.
Länge 11,5 bis 12 cm, wovon auf den Schwanz 5 cm abgehen; Flügelbreite 20,4 cm; Schnabellänge 0,8 cm; Höhe des Laufs 1,2 cm. Zeisiggröße.

Beschreibung. Siehe die Abbildung. Der Schnabel ist klein, dick und kurz, die Nasenlöcher mit kurzen Federchen bedeckt, von Farbe horngrau; das Auge dunkelbraun; die Füße gelblich fleischfarben. — Das Weibchen ist etwas kleiner, von oben braungrauer, und namentlich hat die Brust mehr schwärzlichbraune Längsflecken: die ganze Färbung ist unansehnlicher. — Die Jungen, von oben gelbgrünlichbraun, mit braunen Schaftflecken, von unten blaß grüngelblich, weiß mit graubraunen Längsflecken, haben Aehnlichkeit mit den Jungen des Hänflings, des Zitronfinken, des Zeisigs, sowie mit den Jungen des Grünen Kanarienvogels, auch mit denen des Grünlings, nur sind letztere viel größer und dickköpfiger als die niedlichen Girlitzchen. Man erzieht sie mit geriebenem Milchbrot und hartgesottenen Eiern, oder noch einfacher mit aufgequelltem Rübsamen. Wenn man die Alten in der Nestfalle dazu fängt, so erziehen diese gerne ihre Jungen im Käfig, was nötig ist, wenn die Jungen schon zu groß sind und nicht mehr aufsperren wollen. Solche aufgezogene Vögel kann man mit Kanarienvögeln einwerfen, weil sie sich dann leichter annehmen; es gibt aber keine schöne gefärbte Zucht, sondern kleine graugrünliche, dunkelgefleckte Vögelchen.

Die ursprüngliche Heimat dieses niedlichen Vögelchens läßt sich auf das nordwestliche Afrika und südwestliche Europa zurückleiten, es hat sich aber im Laufe der Zeiten in den Ländern am Mittelmeer ostwärts bis Klein-Asien verbreitet. Außer Nord-Afrika, wo der Girlitz z. B. in Algier und Tunis noch heute eine der häufigsten Erscheinungen ist, und nirgends vermißt wird, bewohnt er auf der europäischen Seite des Mittelmeeres sämtliche Südstaaten: Portugal, Spanien, Süd- und Mittel-Frankreich, Italien, Griechenland, die Türkei und Klein-Asien. Ueber letztere Staaten schreibt Dr. Krüper: „Im Winter sehr häufig auf den Feldern Griechenlands und Klein-Asiens; in der Türkei nicht selten. Den Sommer über lebt er in den höchsten Regionen der Waldgebirge. Seine Legezeit fällt in den Mai.“ — Von Süd- und Mittel-Frankreich hat sich der Girlitz nord-östlich ausgebreitet und zwar, in der Neuzeit, bis in die Mark, wo er aber von Dr. Schalow 1876 als „noch selten“ verzeichnet ist; in Schlesien schon einigemal als Brutvogel beobachtet, so bei Großburg und Sagan. In Südwest-Deutschland und in der Schweiz wird der Girlitz schon seit den 40er Jahren als Brutvogel bemerkt; ebenso in Baden und Franken; während er — nach Landbeck — schon seit 1830 im Elsaß häufig angesiedelt ist. In Kassel bemerkte ihn Walter zum erstenmal 1884 den ganzen Sommer hindurch; während er in Böhmen schon seit 1851, in der Lausitz seit 1861 beobachtet wurde. Ebenso auch in Oesterreich-Ungarn, wo er — der Donau entlang — durch ganz Ungarn, bis in die Dobrudscha hinein, verbreitet ist. In den Auwäldern bei Wien ist er ein sehr häufiger Sommervogel, doch nicht in jedem Bestand, sondern mehr an den Waldrändern. Es bleibt nun späterhin zu beobachten, wie weit er nach Norden vordringt. — Major Alexander v. Homeyer hat das Verdienst, auf die vorrückende nordöstliche Verbreitung des Girlitz aufmerksam gemacht zu haben. — In den Gärten Stuttgarts ist er ein bekanntes, in manchen Jahren sogar häufiges Vögelchen. Er wohnt gern da, wo Gemüsegärtnerei und Obstbaumzucht betrieben wird. Auch in der Gegend von Heidelberg, Frankfurt, Offenbach, Bamberg ist das gleiche der Fall; und außer den genannten gibt es sicher noch viele, dem Verfasser unbekannte Striche, welche den Girlitz beherbergen. — In der ersten Hälfte des April, selten früher, kommt er auf seine Brutplätze und im September zieht er wieder südwärts ab. In milden Wintern bleiben aber am Rhein und Main manche Girlitzchen zurück, und im Süden Europas ist er ohnehin kein bestimmter Wandervogel, sondern kommt von den Gebirgen in die nieder gelegenen wärmeren Gärten und Felder, wo er sich futtersuchend umhertreibt. Im Spätjahr reisen sie familienweise ab, im Frühjahr aber bemerkt man die Männchen einige Tage früher als die Weibchen, wo sie sich sofort durch ihren heitern Zirpgesang bemerklich machen.

Ihr Aufenthalt ist an den mit Buchen, Eichen und Tannen besetzten Waldrändern, welche an Felder und Wiesen stoßen, in Obstbaum-Anpflanzungen, in Alleen, in Gemüse- und Baumgärten nahe bei Ortschaften, ja mitten in denselben, auch auf busch- und baumreichen Friedhöfen; so findet man sie auch an den mit Erlen und Weiden besetzten Fluß-

ufern, überhaupt lieben sie die Nähe des Wassers und bevorzugen sichtlich solche Plätze während der Brutzeit. Sie treiben sich sehr viel in den Gipfeln der Bäume umher und singen fleißig, weshalb sie auch bald ihre Anwesenheit verraten, und das ist nicht sehr schwierig, denn obwohl der Girlitz weder durch Figur noch durch Färbung im Freien besonders auffällt, so ist dies desto mehr durch seinen wunderlichen Gesang der Fall, welchen er am Brutplatze anstimmt und der gewiß keinem — halbwegs aufmerksamen Beobachter entgehen kann. Ihres Futters wegen, das sie meistens auf dem Boden suchen, fliegen sie nicht gern weit von den Standbäumen, sondern suchen es lieber in deren Nähe. Im ganzen lieben sie etwas gebirgige fruchtbare Gegenden mehr, als die Ebenen.

Sie nisten auf Bäumen, und lieber auf den weniger hohen Obstbäumen, als im Walde. Das kleine Nestchen steht auf Birn-, Zwetschen- und Apfelbäumen, auf Roßkastanien, Akazien, auf hohen Büschen, selbst in Rosensträuchern einen Meter über der Erde wurde es schon gefunden; auch auf den Bäumen der Weinberge; in manchen Gegenden auch auf Nadelholzbäumen in Gärten und Parkanlagen. In Spanien steht es häufig auf Citronen- und Pomeranzenbäumen, auch auf Cypressen. Meistens steht es in den Zweigen der Gipfel, zuweilen auch auf den untern Seitenästen, ist sehr niedlich gebaut, kunstreich geflochten und besteht aus feinen Würzelchen, Moosen, grauen Baumflechten, welche manchmal aber auch ganz fehlen; innen ist es schön ausgerundet, mit Pflanzenwolle, zuweilen mit Federn, gewöhnlich mit Haaren weich und warm ausgepolstert. Zuweilen aber ist nur Weidenwolle als Auspolsterung verwendet. In diesem zierlichen Nestchen findet man im Mai etwa 4 bis 5 Eierchen, welche auf blaugrünlichweißem oder schmutzig weißem Grunde mit feinen Pünktchen und wenigen Strichelchen von blässerem oder dunklerem Blutrot besetzt sind, die sich am stumpfen Ende öfters zu einem Kranze anhäufen. Die Form ist gewöhnlich kurz oval, doch trifft man sie auch gestreckt oval. Sie messen 16 + 12 mm. Die Brut wird binnen 13 Tagen vom Weibchen allein besorgt, und dieses von dem liebevollen Gatten aus dem Kropfe gefüttert; ebenso werden nachher auch die Jungen geäzt. Wenn sie hungrig sind, rufen sie leise: zizit zizit und bleiben auch gewöhnlich nicht lange im Nest, werden aber fleißig fortgefüttert, bis sie selbständig werden. Nach der Brutzeit gesellen sich mehrere Familien zusammen und schwärmen auf Futterplätze, wo es kleine Sämereien gibt, bis die Wanderzeit naht. Lehrer Deubler in Aschaffenburg beobachtete 2 Bruten jährlich.

Der Girlitz ist ein sehr niedliches, fröhliches Geschöpf, und macht sich an seinem Aufenthalt bald bemerklich. Er ist lebhaft und gewandt, hüpft auf dem Boden mit leichten und schnellen Sprüngen und erhabener Stellung. Die Pärchen hängen mit Zärtlichkeit an einander, liebkosen sich, und scheinen sich das ganze Jahr nicht zu trennen. Am munterſten sind die Männchen an schönen Frühlingstagen, wo sie in der Nähe ihres Brüteplatzes fleißig ihren Gesang ertönen lassen, und sich mit sonderbarem, spielendem Geflatter unterhalten. Besonders anfangs der Brutzeit ist es unterhaltend, das balzende verliebte Männchen zu beobachten; es legt sich platt auf einen Ast, singt mit größtem Eifer, sträubt die Kehlfedern, breitet den Schwanz weit auseinander, dreht und wendet sich in drolliger Weise und flattert dann plötzlich in die Luft, wo es fledermausartig hin- und herschwankt und dann auf den früheren Platz zurückkehrt, um seinen zirpenden Gesang fortzusetzen. Ihr Flug ist rasch und leicht, in Wogenlinien.

Ihre Nahrung besteht in allerlei ölhaltenden, auch mehligen Sämereien, als Mohn- und Hanfsamen, Kohlraben- und Rübsamen, Rettig-, Senf- und Salatsamen, Löwenzahn, Lein, Apargien, Hühnerdarm, Wegwarte, Kreuzkraut, Wegerich, Habichtskraut; ferner Hirsegras-, Hirse- und Kanariensamen, im Notfall auch aus Hafer und vielen andern Sämereien, die sie häufig auf Feldern und in unsern Gemüsegärten aufsuchen. — Im Zimmer füttert man sie mit Rüb-, frischem Mohn- und zerquetschtem Hanfsamen, und steckt täglich etwas Grünes, besonders Hühnerdarmkraut, Löwenzahn, Wegerich und Goldkraut, sowie ein Stückchen erweichte Semmel auf. Sie taugen wegen ihrer sehr hübschen, niedlichen Figur sehr gut in den Käfig- und Zimmerflug, wo sie sich als verträgliche, friedfertige Tierchen zeigen. Pünktliche Fütterung und täglich frisches Wasser darf man nicht fehlen lassen, da sie nicht lange hungern können. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft,

werden recht zahm, und sind wegen ihrer Munterkeit recht unterhaltend, besonders wenn man sie paarweise hat. In Ermanglung von ihresgleichen tändeln und schnäbeln sie mit den Zeisigen, den Flachsfinken u. a.; eine wirkliche Vorliebe zeigen sie aber für die Kanarien. Sie haben als Zimmervögel ein dauerhaftes Naturell, und halten viele Jahre aus. Zum Nisten mit ihresgleichen oder mit Kanarien verstehen sich die Girlitze gern, wenn man Gelegenheit dazu giebt.

Ihr Gesang ist hellklingend, hat einen muntern Charakter und ein rasches Tempo; er ist beinahe zirpend. Bechstein sagt: wie auf der Zither gespielt. Er ist auch im Freien sehr auffällig, kennzeichnet sich sofort für jedes aufmerksame Ohr und das Vögelchen wird deshalb bald in einer Gegend bemerkt. Mit dem Schlage des Kanarienvogels, womit er schon verglichen wurde, hat er keinerlei Aehnlichkeit. Mir selbst war dieser Gesang zwischen Grasmücken, Nachtigallen und Lerchen nicht angenehm, so charakteristisch er auch ist, und ich gab sie deshalb bald wieder fort, so sehr mir auch ihr niedliches Figürchen, das hübsche, runde Köpfchen und ihr schlanker Körper gefiel. Die Gesangszeit dauert beinahe das ganze Jahr, nur die Mauser ausgenommen. Ihre Lockstimme lautet „hitzriki" und „girlitzi" oder „girliti"! Ihr Gesang etwa: „zrriiizirrirrirriihizrrikii" u. s. w. In derselben Klangfarbe trägt auch die Braunelle ihr Lied vor, aber in reineren, weniger zirpenden Tönen. Es wollte auch schon einige Aehnlichkeit mit dem Zirpen des Heuschreckensängers betont werden, aber unser Girlitz zirpt viel fröhlicher und weniger monoton.

Die Dürrsucht, von welcher sie zuweilen befallen werden, kuriert man mit gutem Futter. — Man fängt sie auf dem Lockherde und auf Lockbüschen. Wenn man ein Bündel reifer Samenstengel, z. B. Salat-, Kohl-, Rettig- oder Wegwartensamen zusammenbindet, in der Nähe ihres Aufenthalts hinstellt, mit Sprenkeln und Leimruten besteckt und einen Locker ihresgleichen, einen Zeisig, oder eine Kanarie, auf deren Lockruf sie hören und fliegen, dazu setzt, so kann man eine ganze Gegend von diesen Vögelchen entvölkern. Mit den Jungen fängt man sie in der Nestfalle.

Der Kanarien-Hänfling. Fringilla canaria, *Linné.*

Taf. 14, Fig. 10.

Kanarienvogel; Kanario das Männchen, Kanaria die Henne, Zuckervogel; Rasse desselben: Harzer-, Brabanter-, Brüsseler- oder Holländischer Kanarienvogel, Holländer, Trompeter. — Canaria, et Passer canariensis, alte Aut.; — Fr. canaria, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; — Serinus canarius, *Briss.* 1760; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Crithagra canaria, *Rchw.* 1884; — Sycalis canaria, *Cab.* 1851; — Dryospiza canaria, *Gray* 1870.

Kennzeichen der wilden Art. Oben bräunlichgraugrün, auf dem Rücken durch aschgraue Federkanten Grau vorherrschend; Stirn, Backen, Kehle und Brust ein schönes Goldgrün, nach hinten weißlich; die Seiten bräunlichgrau, durch dunklere Schaftstriche gehoben, untere Schwanzdeckfedern weiß. Die 2., 3. und 4. Schwinge gleichlang, bilden die Spitze; alle 3 auf der Außenfahne, die 2. und 3. auch auf der Innenfahne verengt; der Schwanz stark gabelig ausgeschnitten.

Länge 12,5 bis 13,5 cm, wovon der Schwanz 5,5 bis 6,5 cm wegnimmt; Flügellänge 21,5 bis 24 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Fußrohrs ungefähr 1,7 cm. Der wilde ist kleiner als der zahme Kanarienvogel.

Beschreibung des Wilden Kanarienvogels. Taf. 14, Fig. 10. Altes Männchen: Rücken gelbgrün, mit sehr breiten hellaschgrauen Federrändern, so daß letztere Farbe fast vorherrscht, jede Feder mit schwärzlichem Schaftstrich; Kopf und Nacken gelb grün mit sehr schwachen aschgrauen Federrändern; die Stirn und ein breiter Streif über dem Auge grünlich goldgelb, das Gelb der Stirn am intensivsten; Kehle nebst Oberbrust grünlich goldgelb; zwischen den Backen so wie an den Halsseiten aufwärts fast reines Aschgrau; Schultern schön zeisiggrün, darunter eine mattschwarze Binde, auf welche eine blaßgrünliche folgt; die großen Flügeldeckfedern grünlich gesäumt, mit weißen Enden, wodurch ein heller Streifen auf dem Flügel entsteht. Schwungfedern schwärzlich, schmal grünlich gesäumt. Die Weibchen sind weißgrau mit schwärzlichen Schaftstrichen; der Bürzel gelbgrün, nach dem Schwanze aschgrau gekantet. Der Schwanz schwarzgrau, mit schmalen weißlichen Säumen. Der Schnabel und die Füße bräunlich fleischfarben; das Auge dunkelbraun.

Das Weibchen ist oben braungrau, mit breiten schwarzen Schaftstrichen, auf der Stirn etwas grüngelb; unten grünlich goldgelb, durch weißgraue Federränder getrübt; alles andere wie beim Männchen, aber weniger schön. — Die Nestjungen sind noch unansehnlicher als die Mutter; das Gelbe ist nur in leichter Färbung angedeutet.

Der Wilde Kanarienvogel hat unter allen Vögeln, welche wir bisher besprochen, die beschränkteste Verbreitung, denn derselbe findet sich nur auf den Inseln der Kanaren- und Madeira-Gruppe; auf den nicht sehr entfernten Azoren soll er nicht vorkommen; ebenso wenig auf dem — noch viel näher gelegenen Festlande von Nordwest-Afrika, denn Marokko liegt nur etwa 40 geographische Meilen von den Kanarischen Inseln entfernt. Dieser grau-grüngelbe Hänfling ist demnach für diese Inseln eine ganz besondere Spezialität; er hat aber — merkwürdig — noch einen Genossen, welcher ebenfalls der gleichen Inselgruppe angehört; es ist dies der Lorbeerfink oder Tintillon der Kanarier, Fr. tintillon, *Webb* und *Berthelot*, 1869, der es aber nicht vermocht hat, einen Ruf zu erlangen, der seine kleine Inselwelt überschritten hätte, während sich der Kanarienvogel durch seine vorzüglichen Eigenschaften als Zimmergenosse eine Berühmtheit — ja einen Weltruf — erworben hat, denn dieser beliebte Vogel wird in allen fünf Erdteilen samt ihren Inseln mit unvergänglicher Liebhaberei verpflegt und fortgezüchtet.

Seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts kennt man diesen Kanarier in Europa, und zwar waren es Italiener, welche denselben zuerst einführten. Man erzählt folgende Veranlassung zur Erziehung derselben in Europa: „Ein Schiff, welches nebst andern Waren eine Menge Kanarienvögel nach Livorno bringen sollte, verunglückte an der italienischen Küste, und die Vögel, welche vor dem Sinken des Schiffes in Freiheit gesetzt wurden, flogen nach dem nächsten Lande, nach der Insel Elba, wo sie ein so günstiges Klima antrafen, daß sie sich daselbst ohne menschliche Aufsicht vermehrten, und vielleicht einheimisch geworden wären, wenn man ihnen nicht so sehr nachgestellt hätte. Denn dort sind sie als freilebende Vögel schon längst nicht mehr zu finden." Die ersten zahmen Kanarien finden wir aber, nach Aldrovand, in Italien, und sie werden noch jetzt daselbst in Menge erzogen. Gesner, 1555, erwähnt ihrer nur nebensächlich; zu dessen Zeiten waren sie noch teuer und konnten nur von „reichen Leuten" gehalten werden. Ihre Erziehung hatte anfänglich mehr Schwierigkeiten, als heutzutage, weil man ihre Wartung viel zu sehr verkünstelte, statt die Natur zu Rate zu ziehen. Von den Italienern kam die Züchtung der Kanarien an die Süd-Tiroler, welche ganz Europa mit ihren Vogelkratten als Händler durchreisten, und jetzt — in der Neuzeit, sind es die Harzer Vogelzüchter, welche für die Liebhaber das gleiche leisten, wie früher die Tiroler. Es ist aber nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, mit den Kanarien wird ein „Allerweltshandel" betrieben, denn bemittelte wie unbemittelte Züchter suchen sich gegenseitig in Anpreisung „vorzüglicher Harzer-Schläger" zu überbieten und ihre Ware loszuschlagen. Es gehört dies zu den seltsamen Erscheinungen der Neuzeit, daß auch wohlhabende Vogelfreunde und Züchter die Reihen der Händler vermehren und mit ihren Zuchtvögeln „etwas herausschlagen wollen".

Die vorzüglichste Beschreibung über das Freileben des Wildlings in seiner Heimat, sowie über diese selbst, verdanken wir der gewandten Feder des Dr. Karl Bolle und wir nehmen dessen lebensvolle Schilderung zur Grundlage der folgenden Darstellung. Siehe auch Cab. J. 1858, S. 125—151. „Der Wildling bewohnt die Atlantischen Inseln, welche unter dem Namen „Kanaren" bekannt sind, namentlich die fünf bewaldeten Inseln Gran-Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro; auf den beiden östlichen, mehr den Wüstencharakter tragenden Inseln Fuerteventura und Lanzerote samt Montana Klara, kommt er aus Mangel an Vegetation jetzt nicht mehr vor; außerdem bewohnt er die Madeira-Gruppe. Auf dem nahe gelegenen Festlande kommt er nicht vor, und wird hier durch den Girlitz vertreten, dem der Wildling gleicht, der aber oben entschiedener ins Graue fällt und weiße untere Schwanzdeckfedern ohne schwärzliche Schaftstriche hat; auch ist der Girlitz merklich kleiner. Die heimatlichen Inseln dieses Vogels sind so bezaubernd schön, daß sie wohl einer eingehenden Beschreibung wert sind. Sie fallen ihrer ganzen Ausdehnung nach in die südlich gemäßigte Zone, und erfreuen sich das ganze Jahr einer fast lauen und milden Temperatur. Am zahlreichsten ist er da zu finden, wo nicht allzu dicht wachsende Bäume mit Gesträuch abwechseln, besonders auf dem westlichen gebirgigen Teile der Kanaren. Eigentliche Flüsse existieren auf diesen Inseln nicht, aber durch ihre schluchtenartigen Thäler, von den Eingebornen „Barranco" genannt, winden sich in vielen Krümmungen Gebirgsbäche, die von Terrasse zu Terrasse, mitunter in prächtigen Wasserfällen niederstürzend, ihren Weg zum Meere suchen.

„Im Sommer versiegen diese Bäche nach der Thalsohle hin; mehr aufwärts aber beginnen Tümpel und kleine Lachen, dann Reihen tiefer felsumgebener Kessel, die selbst im Sommer bis zum Rande mit klarem Wasser gefüllt bleiben. Eng und schmal, selten mehr als fünf Minuten breit und von schroffen Höhen eingefaßt, an deren unzugänglichen Abhängen die wilde Flora der glücklichen Inseln ihre wunderbare Pracht entfaltet, bietet fast jeder Schritt neue Ueberraschungen dar. Die ebenere Thalsohle ist gewöhnlich sich selbst überlassen, und erzeugt üppige Buschwälder von baumartigen Euphorbien, Plocamen und oleanderförmigen Kleinien. Stufenweis gruppieren sich die Kulturen am Fuße der Berge; in schmalen Beeten wächst Korn und Mais; daneben breiten weitästige Feigenbäume ihre Kronen aus und nette weiße Häuser mit Balkon und flachem Dach schließen sich an Haine von Orangebäumen an. Bald fassen Brombeerhecken den Pfad ein, bald der Kaktus oder die grünblaue Agave mit ihren dornigen Schwertblättern, aus deren Mitte der Blütenschaft wie ein riesenhafter Kandelaber emporsteigt. Purpurn schimmert der Granatbaum, er mag Blüte oder Frucht tragen; ihm zur Seite der dunkelgrün belaubte Johannisbrotbaum, hin und wieder erhebt sich die Dattelpalme oder ein einsamer Drachenbaum, oder lichtgrüne Bananengruppen lassen ihre Blätter im leisen Luftzuge wallen, während über den Berggipfeln die Passatwinde des Weltmeeres hinbrausen. — Hier brütet der Kanarienvogel, aber nicht ausschließlich.

„Man findet ihn auch in Gegenden, ziemlich weit vom Wasser entfernt, wo die Natur einen ganz andern Charakter trägt, nur dürfen einzelne Bäume und hohes Buschholz nicht fehlen. Von der Meeresküste erstreckt sich seine Verbreitung bis zu der nicht unbedeutenden Höhe von 5—6000 Fuß am Gebirg hinauf, während er freilich an vielen dazwischen liegenden Punkten vergeblich gesucht wird. Die Gärten volkreicher Städte besitzen ihn zur Fortpflanzungszeit so gut als die abgelegensten stillen Winkel der Inseln. Er ist in viel höherem Grade als seine Vettern, der Hänfling und Stieglitz, die in großer Häufigkeit in seinem Vaterlande getroffen werden, ein Baumvogel. Im dichten, schattigen und feuchten Hochwalde, der dort vorzugsweise aus Lorbeeren und Stechpalmen besteht, wird er nicht getroffen, höchstens bewohnt er dessen äußere lichte Ränder.

„In den Weingärten, welche fast immer mit isolierten Obstbäumen untermischt sind, zwischen welchen die Rebe, wenig über den Boden erhaben, sich ausbreitet, ist der Kanarienvogel meist auch häufig zu finden, um so mehr, da diese sich ohne Ausnahme einer sonnigen Lage, wie er sie liebt, erfreuen. Auch die warmen weiten Forste der kanarischen Fichte sind von ihm weit hinauf an den Bergabhängen bevölkert, und er baut darin meist auf junge Nadelbäume sein Nest. Man entfernt sich also nicht weit von der Natur, wenn man bei uns dem zahmen Kanarienvogel in Volièren kleine Fichten hinsetzt. — Ob der Wildling die Hochregion von Teneriffa und Palma, in welcher die kanarische Fichte fast allein mit Unterholz von Cytisus proliferus, Ginster und Cistusrosen die Waldbestände bildet, auch im Winter bewohnt, ist unbekannt. Allerdings fällt dort noch wenig Schnee; trotzdem ist die Temperatur des Pinal die Wintermonate hindurch, im Vergleich mit dem ewigen Frühling des untern Landes, schon eine sehr niedere. Es scheint jedoch, daß er auch in seiner Heimat einen gewissen Grad von Kälte zu ertragen vermöge; es wäre sonst schwer zu erklären, wie er im gezähmten Zustande den Wintern Deutschlands in ungeheizten Zimmern, wo das Wasser gefriert, trotzen könnte.

„Der Nestbau beginnt im März, meist erst in der zweiten Hälfte desselben. Das Nest steht vorzugsweise auf jungen, schlanken Bäumen, besonders auf immergrünen oder früh sich belaubenden; auf Birn-, Granat- und Buxbäumen, in den höheren Regionen auf Fichten; seltener auf Orange-, aber nie auf Feigenbäumen. Man findet es $2\frac{1}{2}$ m und noch viel höher vom Boden entfernt, in den Gabeln einiger Zweige; es ist unten breit, oben sehr eng mit ziemlicher Rundung, nett und regelmäßig gebaut, und besteht aus schneeweißer Pflanzenwolle, nur mit wenigen dürren Hälmchen durchwebt. An Orten, wo ihnen Pflanzenwolle fehlt, bauen sie mehr aus Moos und Halmen und füttern innen weich aus. Die 4 bis 5 Eier sind auf blaß meergrünem Grunde mit rötlichbraunen Flecken besät; selten beinahe oder ganz einfarbig. Die Jungen, welche in 13 Tagen ausgebrütet werden, bleiben im Neste, bis sie vollständig befiedert sind, und werden noch eine Zeitlang nach

dem Ausfliegen von beiden Eltern, namentlich aber vom Vater, auf das sorgsamste aus dem Kropfe gefüttert. Die Zahl der Bruten beträgt in einem Sommer zwei bis drei. Ende Juli beginnt die Mauser, mit welcher die Fortpflanzung schließt.

„Während das Weibchen brütet, sitzt das Männchen in dessen Nähe, am liebsten auf Akazien, Platanen, Kastanien oder Orangen; auch gern hoch auf kahlen Zweigen, und läßt von solchen Standpunkten am liebsten seinen Gesang erschallen, wobei es seine kleine gesangreiche Kehle aufbläht und seine goldgrün schimmernde Brust bald rechts, bald links wendet, bis ein leiser Ruf sein Ohr trifft, und er mit angezogenen Flügeln in das Blättermeer der Baumkrone stürzt, um mit seinem brütenden Weibchen zu kosen oder demselben Futter zu bringen, was bekanntlich durch Aetzen geschieht.

„Der Gesang des Wildlings ist im ganzen wie der des zahmen Kanarienvogels und hat vollkommen denselben Charakter; nur klingt er unter Gottes freiem Himmel, wo Rosen und Jasmin um die Cypresse ranken, und wo die im Raum verschwimmenden Klangwellen das Harte abstreifen, viel schöner, reiner und metallreicher.

„Die Nahrung besteht aus mehligen und öligen Sämereien, Cruciferensamen verschiedener Art, den Samen von Kohl, Salat, Kreuzkraut, Vogelmiere, Wegebreit, Mohn, Kanariengras (Phalaris canariensis), Hirsegras; von den Cruciferen verzehren sie die Samenkörner, so lange diese noch grün und zart sind. Da man dieselben im Kropf von im Frühling erlegten Alten fand, so dürften sie leicht das Hauptfutter für die Jungen abgeben. Außerdem fressen sie gern zartes Grün und weiche, saftige Früchte, namentlich Feigen, welche sie, wie fast alle Singvögel der kanarischen Inseln, mit großer Vorliebe verzehren. Eine aufgesprungene reife Feige ist ihnen ein ersichtlicher Leckerbissen, den sie gleichsam ausschlürfen. Solch ein Feigenbaum mit geplatzten Früchten bietet einen wahrhaft interessanten Anblick dar, denn er bildet den Sammelplatz einer Menge von Singvögeln. Amseln, Schwarzköpfe, Weidenlaubvögel, Distelfinken, Steinsperlinge, Blaumeisen u. a. m. finden auf seinen Zweigen eine willkommene Tafel, an der Insekten- und Körnerfresser in bunter Reihe teilnehmen. Wasser ist dem Kanarienvogel ein gebieterisches Bedürfnis; er fliegt oft, meist gesellig, zur Tränke, und badet auch gern, wobei er sich manchmal sehr naß macht.

„Der Preis junger, bereits ausgeflogener Vögel pflegt in Santacruz, wenn man mehrere auf einmal nimmt, 1 Fisca (etwa 25 Pfennige) für das Stück zu betragen; frisch gefangene alte Männchen werden mit 1 Toston (1 Mark) bezahlt. In Kanaria sind aber die Preise viel höher. Wer diese Vögel über See mit sich nehmen will, thut wohl daran, sich vor der Abreise wenigstens mit der doppelten Anzahl, die er wünscht, zu versehen; denn trotz aller Vorsichtsmaßregeln büßt man während der Seereise und unmittelbar nach derselben die Hälfte wieder ein. Vor allem vermeide man, diese Vögel in die Hand zu nehmen; viele vertragen das durchaus nicht, da sie reizbar und epileptischen Anfällen unterworfen sind. Später scheinen sie etwas von dieser Empfindlichkeit zu verlieren.

„Gefangen werden sie sehr leicht an geeigneten Plätzen, und zwar mit Hilfe eines Lockvogels in einem Meisenschlag.

„Die Wildhähne gehen mit großer Leichtigkeit Verbindungen mit den gezähmten Weibchen ein, und werden äußerst treue und liebevolle Gatten. Die Mischlinge beider Rassen heißen in Teneriffa Verdegais, und werden besonders hoch geschätzt. Uebrigens wird die domestizierte Rasse auf jenen Inseln ebenfalls gezüchtet, wie bei uns."

Der Liebhaber und Züchter wird aus dieser sehr interessanten und ausführlichen Beschreibung des Wildlings manches Belehrende und Nützliche entnehmen, besonders ist das Füttern mit grünen, noch unreifen Samen der Cruciferen zu beachten (hieher gehören die Samen des Rettigs, der Garten- und Brunnenkresse, des Leindotters, verschiedener Kohlarten, des Sommerrepses, des Löwenzahns, der Wegerichkolben u. dgl.); ebenso kann die Fütterung mit frischen saftigen oder etwas aufgequellten Feigen von Nutzen für junge, eben ausgeflogene Vögel werden.

Wir gehen nun zu dem, in unserem Vaterland domestizierten, d. h. vielfach gezüchteten und bekannten

Deutschen Kanarienvogel, Fringilla canaria, var. domestica über. „Dreihundert Jahre sind verflossen," fährt Dr. Bolle weiter fort, „seit der Kanario über die Grenzen seiner schönen Heimat hinausgeführt und Weltbürger geworden ist. Der civilisierte Mensch hat die Hand nach ihm ausgestreckt, ihn verpflanzt, vermehrt, an sein eigenes Schicksal gefesselt, und durch Wartung und Pflege im Verlaufe der Zeiten so durchgreifende Veränderungen an ihm bewirkt, daß wir über dem, durch Domestizierung schön gelb gewordenen Vögelchen die wilde, grünliche, unverändert gebliebene Stammrasse beinahe vergessen haben. Und die bis jetzt dürftige Auskunft über den Wildling war in der That auch nicht geeignet, denselben der Vergessenheit zu entreißen."

Durch ihre Akklimatisierung in Europa sind die Kanarien nicht nur etwas größer geworden, nämlich 14 bis 14,4 cm Länge, wovon der Schwanz 6 bis 6,4 cm wegnimmt, bei einer Flügelbreite von 23,5 bis 26,2 cm, sondern sie weichen auch von ihrer ursprünglichen Färbung innerhalb gewisser Grenzen (wie alle Haustiere) auf die mannigfaltigste Weise ab, z. B. von der ursprünglichen graugrünen Wildfarbe, in entschiedenere Farben: Grau, Grün, Rötlichgelb, Goldgelb, Mittelgelb, Weißgelb, Gelblichweiß; lauter Farben, wie sie auch bei dem Wildling in größern oder kleinern Partien vorkommen, von denen je eine oder die andere, besonders Gelb, vorherrschend geworden ist. Ich will nun den Versuch machen, die Kanarienvögel nach ihren

Farben

zusammenzustellen. Die Graugrünen Kanarien kommen der ursprünglichen Farbe ihrer Stammeltern am nächsten, wie es in der Beschreibung dieser zu sehen ist; sie sind gewöhnlich die ausdauerndsten, und auch in der Hecke gut. Diese gehen in die Graue Farbe über und sehen dann oben aus, wie etwa ein einjähriger Hänfling, Kehle und Brust bleichgelb. Diese graue Färbung ist die unansehnlichste und nicht beliebt. Die Jungen sind ganz grau mit dunkeln Schaftflecken und wenig oder gar keinem gelblichem Anflug. Geht die Färbung aber in ein entschiedenes Gelbgrün über, oder gar in ein Goldgrün, so gibt das schöne und beliebte Farbenrassen, die man gern weiterzüchtet. Manchmal zeichnet sich der Ton durch eine dunkle Abstufung aus, die wir hierzuland mit dem Namen: Schwarzgrün bezeichnen. Bei all diesen grünlichen Tönen sind die Vögel auf dem Unterleib, meist von der Oberbrust an, mehr oder weniger schön gelb, manchmal goldgelb, und je feiner diese Töne ausgeprägt sind, desto mehr entsprechen sie der Liebhaberei.

Die Gelblichbraunen oder Gelbrötlichbraunen, unter dem Namen Isabellen bekannt, haben oben die betreffende Färbung, unten sind sie mehr oder weniger hochgelb. Schöne Isabellen, oben gelbrötlichbraun, unten goldgelb, sind wirklich prachtvolle Tierchen, und es ist beinahe zu bedauern, daß diese Farbe nicht häufiger gezüchtet wird. Man findet bei den Isabellen öfters Vögel mit roten Augen, wie bei den Kakerlaken.

Die Hochgelben oder Goldgelben, deren Farbe sich dem Orange nähert, sind sehr schön und auch am meisten beliebt. Diese Rasse rein fortzupflanzen, ist das Bestreben aller Erzieher von Kanarienvögeln; es gelingt aber nur dann vollkommen, wenn man Pärchen zusammengibt, die wenigstens durch zwei Bruten rein durchgezogen worden sind. Sie sind etwas zarter Natur.

Die Strohgelben sind etwas weniger hochgelb, als die vorigen, doch immer noch schön genug, ausdauernd und gut in der Hecke; man sieht sie am häufigsten.

Die sogenannten Weißen sehen hellgelb oder gelblichweiß aus, sind ziemlich ausdauernd, und namentlich werden die weiblichen Vögel dieser Farbe zur Zucht mit den Distelfinken vorgezogen, weil sie deren schöne Färbung bei den Bastarden am meisten und lebhaftesten zulassen. — Sind sie rein weiß mit roten Augen, so sind es Kakerlaken, und diese sind meist schwächlich; sie kommen aber selten vor.

Bei allen diesen Farbenverschiedenheiten gibt es Zwischenfärbungen, die sämtlich anzugeben beinahe nicht möglich ist; doch mögen die folgenden Farben so ziemlich alle in sich schließen; z. B. vom Grauen zum schönen Zeisiggrün und bis zum Schwarzgrünen; — vom graulich Isabellfarbenen bis zum schönsten Orangefarbigen, das sich ins Rötliche zieht; — vom Weißen bis zum Hochgelben, dessen schönste Fülle Goldgelb zu nennen ist.

Aus diesen entspringen die verschiedenartigst Gezeichneten und Gescheckten, welche je nach der regelmäßigen, schönen Verteilung der Farben in höherem oder geringerem Werte stehen. — Dazu kommen noch die Glattköpfigen und die Gehaubten (Gekrönte, Hollige), welch letzteren die Federn des Hinterkopfes über dem Nacken aufgerichtet sind, was die Vögel sehr ziert. Auch der starken Ausbildung der Federhaube auf dem Kopf wendet sich in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Züchter zu. (Siehe den „Großgehaubten Norwichvogel".)

Die am allerschönsten Gezeichneten sind die gekrönten Isabellschwalben: der Oberkopf ist rotgelb, und ebenso die beiden Flügel, der übrige Körper ist gelb. Diese Art ist außeror-

dentlich selten, und kann nur durch einen schönen, gehaubten Isabellhahn und ein goldgelbes Weibchen gezogen werden.

Sehr schön sind die Schwarzschwalben, welche einen schwärzlichgrünen Oberkopf und ebenso gefärbte Flügel haben; ferner die Grünschwalben, welche, wie die vorigen, nur mit zeisiggrüner Farbe gezeichnet sind. Zur Erzielung dieser schönen Vögel muß das Männchen (der Hahn) gehaubt sein, und eine der soeben angegebenen Farbennüancen haben, die Henne aber darf glattköpfig und einfarbig gelb sein. — Das Gleiche gilt von den glattköpfigen Schwalben; diese haben die gleiche Zeichnung der vorigen, nur fehlt die Haube. — Die Flügelschwalben sind gelb mit schwärzlichgrünen Flügeln, ohne auf dem Kopf eine grüne Platte zu haben.

Leichter zu erziehen sind die Schwarz-, Grün- und Graugehaubten mit hochgelber Leibfarbe; diese werden durch einen solchen Hahn und eine hochgelbe Henne gezogen. Sie sind beliebt und nehmen sich gut aus.

Ferner giebt es noch Schwarz- und Grünplatten, welche, ohne gehaubt zu sein, eine dieser Farben in gleichmäßiger Zeichnung auf dem Kopfe haben; ist die Zeichnung klein, wie etwa eine Fliege, so nennt man sie Plättchen oder Mückchen. Bei Erziehung dieser Gattung muß der Hahn so gezeichnet, die Henne aber gelb sein.

Dann kommen noch eine Menge Gescheckte vor, welche auch häufig in Mehrzahl erzogen werden, oft mit den sonderbarsten und abenteuerlichsten Flecken bezeichnet sind, und in keinem sonderlichen Werte stehen; hier giebt es Einflügel, Goldschecken, Blaßschecken, Halbschwalben, Getigerte, Isabellschecken und noch viele andere, für die kaum ein Name zu erfinden ist.

Albinismus und Melanismus ist selten. Im ersten Fall sind die Vögel ganz weiß gefiedert, und die Augen ohne jeglichen Farbstoff, nämlich rötlich vom durchscheinenden Blut. Beim Melanismus ist das dunkelste Pigment, nämlich die schwarze Färbung vorherrschend, und zwar vom teilweisen bis zum vollständigen Schwarz. Doch hat Verfasser einen ganz schwarzen Kanario noch nie gesehen, höchstens sogenannte rußige Vögel, was sich auf dumpfe Zimmerluft und Genuß vielen Hanfs zurückführen läßt.

Die Männchen sind schwierig von den Weibchen zu unterscheiden; die bedeutendere Größe, größere Kopfbildung, aufrechtere Haltung, ein gewisser stolzer Anstand mögen teilweise bestimmend für das männliche Geschlecht sein; ebenso um Schnabel und Augen eine feurigere, sattere Färbung, sowie auch beim Männchen das Zäpfchen des Afterkanals während der Begattungszeit etwas länger, etwas nach vorn gerichtet, beim Weibchen aber nur sehr wenig oder gar nicht vorstehend, auch etwas nach hinten gerichtet ist. Alle diese Unterschiede sind aber nicht sehr in die Augen fallend, nicht deutlich und sicher; denn es gibt große Weibchen und kleine Männchen; alte Weibchen, welche lebhafte, und junge Männchen, welche matte Färbung des Gefieders zeigen. Es gehört daher ein scharfes Auge und viel Uebung dazu, die Geschlechter mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Ist bei alten Vögeln die Geschlechtsbestimmung schwierig, so ist dies noch mehr bei jungen Vögeln der Fall. Die größte Sicherheit bei den letztern bietet unstreitig der Gesangstrieb der Männchen, welche dadurch bald ihr Geschlecht feststellen. Das Dichten der jungen Männchen ist viel anhaltender, rollender und auch kräftiger als bei den nur abgerissene Strophen zwitschernden jungen Weibchen.

In dem Jahre 1850 wurde eine neue Rasse bei uns eingeführt, und es kam diese Novität so in die Mode, daß die früher gezüchteten kleineren Vögel beinahe verdrängt wurden. Bei der dritten Ausgabe im Jahr 1876 war der Holländer Kanario noch hochgeschätzt. Und jetzt, im Jahr 1890 scheint diese Rasse durch den melodienreichen Harzer schon wieder stark aus der Mode gekommen zu sein. Denn anders als eine Modesache kann man diesen Wechsel nicht betrachten. Das gleiche läßt sich wohl auch beim Harzer voraussetzen, der seine Zeit ebenfalls durchmachen und aushalten, aber wie wir annehmen wollen, eine weit längere Zeit als der Holländer ausdauern wird, weil dem Züchten dieser Rasse nicht nur äußerliche Vorzüge zu Grunde liegen, sondern auch deren kunstvoller Gesangesvortrag einen tieferen gemütlichen, deshalb dauerndern Genuß verschafft.

Der Holländer-Kanarienvogel, Fringilla canaria, var. major.

Brüsseler-, Brabanter Kanarienvogel, Trompeter, Lord-Mayor.

Dieser stattliche Vogel ist merklich größer als der gewöhnliche Kanarienvogel, wie die Maße zeigen.

Kennzeichen. Seine Länge beträgt 17 bis 19 cm, wovon auf den Schwanz über 7 cm abgehen; die Länge des Flügels beträgt 8 cm, der Schnabel mißt 1 cm, die Höhe des Laufs 2,2 cm, der Schenkel 2,8 cm. Der Schenkel wird nämlich von dem Vogel beinahe ganz außerhalb des Bauchgefieders sehr gerade getragen, wodurch er ein auffallend hochbeiniges Aussehen erhält. — Außer der bedeutenderen Größe der Rasse unterscheidet sie auch noch hauptsächlich

das verlängerte Gefieder der Brustfedern, wo eine Federkrause — unter der Kehle anfangend — bis zur Brust hinabzieht, wie etwa bei der Kreuztaube; ebenso sind auch die Federn des Rückens verlängert, welche die Oberflügel sehr bemerkbar überragen. Dies letztere Kennzeichen ist aber nur bei reichlicher Befiederung rassenmäßig kräftig entwickelt.

Der Kopf ist fein, rund und glattköpfig, darf aber auch behaubt sein; seitwärts desselben unter den Augen sind kleine Federbäckchen; der Hals ist ziemlich lang und schlank; gleich von der Gurgel an über Brust- und Bauchmitte kreuzen oder ziehen sich verlängerte etwas aufgebauschte Federn so stark, daß sie förmlich aufgelockt erscheinen, und eine Chemisette oder Jabot bilden, welche an die Krause mancher Mövchen erinnert; ebenso sind die Federn des Rückens verlängert und verteilen sich über den Oberflügel, der teilweise davon bedeckt wird. Beim männlichen Kanarienvogel ist gewöhnlich die Befiederung reicher, als beim Weibchen. Der Holländer trägt sich sehr aufrecht, die langen Beine kniewärts etwas nahe beisammen, mit den Schenkeln beinahe eine gerade oder stark stumpfwinklige Linie bildend, während sich der Winkel zwischen Lauf und Schienbein bei andern Vögeln viel mehr einem rechten Winkel nähert; der zusammengelegte Flügel ist nicht unter den Tragfedern verborgen, sondern liegt auf dem Gefieder, wird aber schmal getragen und nach dem Hinterhalse etwas hinaufgezogen, wodurch im Verein mit den überhängenden Schulterfedern eine dieser Rasse eigentümliche Rückenwölbung entsteht. Diese überhängenden Schulterfedern nennt der Züchter ihre Epauletten und bilden solche samt dem Jabot auf Gurgel und Brust und ihrer aufrechten Haltung die Regeln der Echtheit und Schönheit dieser Rasse. Auch am Grunde der Schenkel findet bei feiner Rasse eine Aufbauschung der Federn statt. Je aufrechter die Haltung, je federreicher das Jabot und die Epauletten, je größer der Vogel, um so wertvoller wird er geschätzt. Die Vögel mit sehr stark entwickelten Schulterfedern nennt der Liebhaber Trompeter; die an Brust-, Flügel- und Schenkelfedern sehr stark entwickelten Vögel aber bezeichnet er mit dem hochklingenden Titel: Lord Mayor. Am schönsten findet die Entwickelung dieser Rasse in der hellgelben Farbe statt, dann in der grünen, hochgelben und endlich in der Isabellfarbe. Schönste federreiche Exemplare bezahlte man in der ersten Zeit ihres Aufkommens im Handel mit 90—120 Mark das Paar, jetzt ist der Preis auf ein Zehntel gesunken.

Etwas kleiner und feiner ist die Brüsseler Rasse. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich vom Holländer, ist aber schlanker, dünnleibiger, und hat sehr bemerkbar einen hochgewölbten Rücken, wodurch es den Anschein erhält, als befinde sich dort ein kleiner Höcker. Der Liebhaber nennt diese Rückenwölbung einen Katzenbuckel. Zwar ist die Befiederung nicht ganz so reich, wie beim Holländer, es geht aber für diese Rasse dadurch an Eigentümlichkeit nichts verloren, und es ist, nach meinem Dafürhalten, das originellste Aussehen, das man sich für ein solches Tierchen nur denken kann.

Wo diese Novitäten zuerst gezüchtet wurden, ob in Holland selbst, oder in den holländischen Kolonien, und ob sie von da nach Europa eingeführt wurden, ist schwer in Erfahrung zu bringen. Doch muß in solchen Gegenden, wo die Zucht etwas zurückgeht, d. h. die Größe der Vögel und reiche Befiederung nachläßt, darauf gesehen werden, daß zeitweise durch Anschaffung von tadellosen Individuen die Rasse gekreuzt, kräftig und rein erhalten werde. Die schönste Ausbildung des Gefieders findet nicht nach der ersten, sondern nach der zweiten und dritten Mauser statt.

Vögel dieser Rasse sind nicht so lebhaft wie die Deutschen und Harzer (so wollen wir zum Unterschiede die kleine Rasse nennen), und ihr Gesang entspricht nicht ihrem stattlichen Aussehen; er ist weder so vollkommen, noch lang, sondern kürzer und monotoner; ihm fehlen die den Harzern eigentümlichen hellen, langen und rollenden Triller, welche den Kanarienschlag so sehr auszeichnen, und man muß sich deshalb, sobald sie selbständig geworden sind und zu dichten beginnen, in Lokale versetzen, wo sie durch gute Lehrer geschult und eingeübt werden, und sie mindestens ein Jahr in dieser Schule belassen, damit nicht auf der einen Seite verloren wird, was man auf der andern Seite gewonnen. Für solche Liebhaber jedoch, welchen der starke Schlag der Harzer zuwider ist, wären die Holländerschläger mit kürzeren und etwas tiefern Strophen ein Ersatz. — Die Zucht mit dieser verfeinerten Rasse ist meist nur eine schlechte, da die Weibchen zwar ziemlich viel Eier legen, aber nur wenig Junge aufbringen. Auch ist diese Rasse noch nicht konstant, denn sehr häufig hört man die Klagen der Züchter, daß die erzielten Jungen öfters in Größe und reicher Befiederung zurückgehen.

Die Beschreibung dieser Rassen, sowie die Zucht der Kanarien, wie solche in Süd-Deutschland üblich, wurde vom Verfasser schon vor fast 3 Dezennien veröffentlicht. Sehr häufig wurden auch diese Aufsätze Wort für Wort benützt, aber nur in den wenigsten Fällen wurde des Verfassers gedacht.

Der Harzer-Kanarienvogel, Fr. canaria, var. hercynia,

wird von dem gewöhnlichen Deutschen ebenfalls als Rasse unterschieden, was aber nur in Bezug auf den Gesang gelten kann, denn die Maße dieser beiden Vögel ergeben keinen Unterschied, nur

Kopf und Hals scheinen durch das anstrengende Trillern ein wenig kräftiger entwickelt zu sein. Liebhaber und Kenner sprechen sich sehr enthusiasmiert über deren Gesang aus. Herr Prütz, Mitglied des ornithol. Vereins in Stettin sagt in der „Gefiederten Welt“ Jahrg. 1873, Nr. 19, S. 170: „Einen Harzer Kanarienroller ersten Ranges zu hören, ist ein wahrer Hochgenuß. Es ist da kein Ton zu vernehmen, der nicht voll und zart, metallisch und wohlthuend für das Ohr mit unwiderstehlichem Reize sich einschmeichelt. Wer bei der Züchtung der Harzer Rasse nur den schönen reinen Gesang anstrebt, thut gut, Weibchen aus fehlerhaften Stämmen zu vermeiden.“ — Ein Harzer Händler, den ich fragte, warum die hochgelbe und hochgrüne Farbe für die Zucht nicht beliebt sei, meinte, es seien drei Gründe dafür vorhanden; erstens seien sie weniger gut in der Zucht, zweitens nicht so gelehrig für guten Gesang und endlich drittens seien die hellgefärbten Vögel leichter nach dem Geschlecht zu unterscheiden. Diese Gründe sind aber nicht recht verständlich. Das Geschlecht zu bestimmen, ist freilich für den Laien sehr schwer, wo nicht unmöglich, wie schon erwähnt. Es nützt nichts, ihm zu sagen, das Zäpfchen (am After) sei beim Männchen länger, beim Weibchen kurz und nicht oder kaum vorstehend; bei hellgelben Vögeln habe das Männchen eine schöne gelbe Farbe am Kopf, um Augen und Schnabel, und sei etwas schlanker, dickköpfiger und aufrechter. Es gibt Weibchen, die diese sämtlichen Kennzeichen täuschend besitzen und nicht nur den Neuling, sondern selbst den Kenner irre machen. Nur vieljährige scharfsinnige Uebung gibt leidliche Sicherheit wie bei den Täublern. Auch darüber kann man anderer Meinung sein, daß die hochgelben und grünen Vögel weniger gelehrig sein sollen.

Der Gesang der Harzer ist sehr verschieden, soll ursprünglich mit Wassertrillern in verschiedenen Tonarten ausgebildet worden sein, und nun durch gut singende Vögel, welche man als Vorschläger für die Jungen benutzt, unterhalten und fortgepflanzt werden. Da der Kanarienvogel gut nachahmt, muß man verhüten, daß er etwas von andern Vögeln in seinen Gesang aufnehmen könne, sondern er soll nur seinen Lehrmeister hören, weil bei allen Kennern das Einmischen von Gesängen anderer Vögel als grober Fehler gilt. Der Gesang besteht in Trillern (Rollen) durch alle Tonarten, Trillern von „erstaunlicher Länge, prachtvoller Rundung und Fülle“. Die feinsten Sänger unterscheidet man nach ihrem Gesang in Bogen-, Flöten-, Glocken-, Pfeif-, Lach-, Klingel-, Wasser-, Glucker-, Hohl-, Knarr-, Schnurr- und Baß-Triller, tiefe Roller u. s. w. Das klingelt und trillert und flötet und tutet in den Ohren, wenn man eine Gesellschaft von etwa einem Dutzend schlagenden Harzern zusammenhört, wie das in den sechziger Jahren beim verstorbenen Tiergartenbesitzer Werner in Stuttgart der Fall war, daß man förmlich betäubt wurde und auf jede Unterhaltung verzichten mußte. Meistens wurden dann die kleinen Sänger mit Tüchern bedeckt; dies Mittel war aber nicht genügend, ihre Gesangeslust vollständig zu dämpfen. „Nichts Langweiligeres,“ sagt Lehrer Wiegand, „als einen Stamm von 12 bis 15 Vögeln eine Stunde anhören zu müssen, welche im ganzen nur über 5 bis 6 Touren zu gebieten haben. Folgende Reihenfolge der Touren ist meisterhaft und entzückend: Feine sanfte Flöten, 4- bis 6mal langsam, ruhig vorgetragen; Knorrrolle; Hohlrolle in Bogen (sog. Heulrolle); Gluckrolle, hohl und tief lullend; tiefe Hohlpfeifen, wie: du du du u. s. w. 8- bis 10mal; Klingelrolle, steigend und anschwellend; Krachrolle (Baßrolle); Hohlrolle, gerade; feine Schnatterrolle, feine Flöten; Schwirrrolle, leise; Wasserrolle, oder noch schöner: Wasserflötenrolle; Hohlpfeifen. — Das Lied des feinen Kollervogels ist im Ganzen dasselbe, wie das des Hohlrollers, nur werden die Rollgänge öfters unterbrochen durch die herrlichen Koller: die Kollerrolle. Ein ü, oder schöner noch ein u, bildet den Grundton der Koller, und man vernimmt in derselben noch ein r. Baßroller dürfen keinem Stamme fehlen, wenn er zu den Primanern gehören soll. Je tiefer und runder, um so schöner sind sie.“ — Solche weitgehende Ansprüche, welche mit peinlicher Genauigkeit die Gesangsleistungen überwachen und regeln, gehören aber mehr der Dressur an als der Liebhaberei und sind dem einfachen Züchter keine Erholung, sondern eine lästige Aufgabe. Diese Liebhaberei wird in dem nivellierenden Laufe der Zeiten wieder verschwinden, wie die für den Finkenschlag der Thüringer!

Nicht unerwähnt darf gelassen werden, daß in der Neuzeit viele Prellereien mit dem Handel dieser sog. Harzer-Roller getrieben werden, weil sie — nicht vollständig gelernt — nur Stümper sind und Stümper bleiben, von allem etwas können und nichts recht; die Touren nur halb vollenden, von neuem anfangen, abermals stecken bleiben und unschöne Rollen vorleiern, so daß jedem Geprellten der Wunsch nahe liegt: lieber einen guten Natursänger zu besitzen, als einen solchen traurigen Kunstsänger! Wenn man sich solche „Harzer Roller“ verschreibt, so kommt der Preis samt Spesen nicht selten auf 30 bis 40 Mark. Beschwert man sich über einen solchen teuren Stümper, der schon zum voraus oder gegen Nachnahme bezahlt ist, so wird man von diesen ehrenwerten Händlern meistens keiner Antwort gewürdigt. Darum, wenn man einer solchen Liebhaberei frönt, wende man sich nur an gut renommierte reelle Vogelzüchter oder lasse die Liebhaberei nicht zu hoch auflodern, um nicht von Schwindlern

geprellt zu werden, deren Versandvögel oft kaum 4 Mark statt der angesetzten 40 Mark wert sind. Ein ähnlicher Schwindel wurde auch seinerzeit, nämlich in den 40er Jahren mit dem Kochinhuhn getrieben. — Eine weitere Prellerei ist das Färben hellgelber Vögel in ein schönes Goldgelb. Das geschieht, indem man Kurkumawurzel in starkgradigen Weingeist einlegt, gut verstöpselt und so lange liegen läßt, bis die weingeistige Flüssigkeit eine hochgelbe Farbe angenommen hat. Mit einem leichten Kolorierpinsel werden die Federn, besonders die des Kopfes vorsichtig bestrichen, wobei aber nichts in Schnabel, Nasenlöcher, Augen und Ohren gebracht werden darf, sonst kommt das Leben des Vögelchens in Gefahr. Das ist die Prozedur des Färbens. Hat man nun Verdacht, einen solchen hochgelb gefärbten Vogel auf betrügerische Weise erhalten zu haben, so nimmt man einen weißen baumwollenen Fleck, taucht ihn wenig in Weingeist, reibt die verdächtigen Stellen gelinde ab und die gelbe Farbe wird sich sogleich zeigen.

Das Futter besteht für die in der Singschule befindlichen Jungen bei den Hauptzüchtern in Andreasberg, Bodungen und Duderstadt nur aus Sommerrübsamen und altbackener in Wasser erweichter und ausgedrückter Semmel, ohne Grünes, damit sie ihre Lehrzeit nicht mit „unnützem Knuppern" vergeuden. Täglich bekommt der Vogel dafür vier harte Haferkörner, mit denen er seinen Schnabel beschäftigen kann. Die Lehrzeit dauert 1 bis 2 Jahre, je nach der Fähigkeit, dann nimmt man den Vogel für fest an.*)

Der Norwich-Kanario, *Fr. canaria, var. rubella.*

Derselbe ist in seiner ursprünglichen Gestalt rein gelb. In der Neuzeit (seit 1877) ist aber die Kanarienzucht in ein neues Stadium getreten, denn man hat Futterstoffe entdeckt, welche auf das Pigment einwirken, und ist mit Hilfe solcher Mittel im stande, orangerote Vögel zu

---

*) Wir geben hier den Interessenten in möglichst gedrängter Kürze einen Auszug von der Beschreibung einer rationellen Züchterei feiner Harzer-Sänger, — nicht aus dem Harze, sondern eines intelligenten Züchters in der Schweiz, des Herrn Ernst Beck-Corrodi in Hirzel, Kanton Zürich. Berichterstatter Herr Ferd. Wirth in Zug, Redakteur der Schweizer Bl. 1889, Nr. 47 u. 48. Hr. Beck zieht den Zimmerflug entschieden der Käfighecke vor, weil Alte und Junge im Fluge kräftiger werden, und weil 1) überhaupt die Brut mehr naturgemäß ist; 2) weniger klare Eier vorkommen; 3) auch — was sehr zu beachten — weniger Ungeziefer sich ansetzen kann, wenn man nur halbwegs sorgsam verfährt. Endlich 4) erfordert auch die Besorgung weniger Arbeit als in der Hecke. Für den Flug werden 3 Weibchen auf 1 Männchen gerechnet. Bei der Käfighecke auf 1 Männchen 2 Weibchen. Im Flugraum erhalten alle an den Wänden hängende Nester ihre Nummern, diese werden in die Tabelle eingetragen, ebenso jedes Ei notiert, auch die ausgeflogenen und gestorbenen Jungen und unbefruchtete Eier. Sobald die jungen Männchen entschieden durch das Studieren ihr Geschlecht anzeigen, werden sie herausgefangen und erhalten in einem besondern Zimmer die Flugfreiheit. Darin bleiben sie, bis sie 3½ bis 4 Monate alt sind. Dann kommt die ernste Zeit der Tressur. Man setzt sie zunächst in den Gesangskasten. So lange sie noch in der glücklichsten Zeit ihres Lebens, im Flug sind, haben sie ebenfalls schon einige alte Vorsänger, als belehrende Gesellschafter. — Treten wir nun in ein Studierzimmer. Aehnlich wie Studenten in einem Studiersaale in Reih und Glied nebeneinander sitzen, so sind auch hier Gesangsstudenten in langer Reihe neben-, auch übereinander geordnet. Freilich sitzen sie nicht an Pulten, sondern stecken einzeln in kleinen Gesangskasten, die ringsum geschlossen, nur vorn vergittert sind, aber durch ein Thürchen verschlossen werden können. In diesem Zimmer sind 42 solcher Kasten in 3 Reihen übereinander gestellt, mit Thürchen am vordern schmalen Teile. In solcher Klausur sollen also die Studenten, gesammelten Geistes, den Vortrag ihrer 4 Professoren, der Doktoren höherer praktischer Gesangeskunst, welche gleiche Wohnung und Einreihung mit den Studenten teilen, anhören, und sich bestreben, denselben sich anzueignen. Die Wohnungen, d. h. die Gesangs- oder Rollerkasten dieses Zimmers, sind nach dem System von Hrn. Beck gemacht und zeichnen sich vorteilhaft vor ähnlichen Gesangskasten dadurch aus, daß sie dem Gefangenen noch Raum bieten, so daß er sich wenigstens einige Bewegung machen kann, ohne den Schwanz abzustoßen. — Ein zweites Zimmer enthielt 36 Gesangskasten in 3 Reihen (je 12 in einer Reihe) übereinander. Diese Studenten, Sekundaner, waren noch zurück in der Wissenschaft. Sie hatten etwas größere, sogenannte Gimpelbauerchen. Das ganze Zimmer war — um nötige Studentenruhe herzustellen — in ein Halbdunkel verhüllt. — Ein drittes Zimmer enthielt Primaner, d. h. die jüngsten Studenten, von der letzten Brut stammend. Dies Zimmer war noch stärker verdunkelt. — Den Schluß machte ein viertes Zimmer, mit faulen oder unfähigen Schülern aus sämtlichen Klassen, welche fehlerhaft singen, d. h. den Professoren nicht folgen und eigenmächtig andere Melodien einführen wollen. Diese kommen nun in den Karzer, und ihr Bauerchen wird vorn halb verschlossen. Haben sie sich gebessert, so werden sie wieder auf ihren frühern Posten gebracht. — Das ist die Schule oder die Methode, nach welcher die jungen Kanarien zu sogenannten Harzer-Sängern gebildet werden. Die enge Zelle, verbunden mit einiger Verdunkelung, ist aber nötig, um den Vogel zum aufmerksamen Anhören des Vortrags des Vorsängers und zur Ruhe zu veranlassen. An langen Winterabenden beleuchtet man auch das Studierzimmer, um fortgesetztes Studium zu veranlassen. — Futter: bester Rübsamen, nebst Nebenfutter von andern Körnern in beständiger Abwechslung; daneben Eifutter mit Eierbrot. Das gleiche Futter erhalten die Vögel in ihrem Gesangskasten. Außerdem sind Zimmer und Käfige in größter Reinlichkeit zu unterhalten.

ziehen. Dies bezweckt man durch die Einwirkung des Cayennepfeffers, welchen man unter das Futter mischt. Der beste frische rote Cayennepfeffer wird zu feinstem Pulver gemahlen und von diesem mischt man einen Theelöffel voll unter ein hartgesottenes, fein zerriebenes Hühnerei, mit einer gleichen Menge von süßem Biskuit. Das Biskuit ist ein feines Backwerk von Weißmehl, Eier und Zucker, also wie unser Eierbrot mit einer Beigabe von Zucker. Mit 6 Wochen Alter wird diese Fütterung begonnen und kann man solche auch während der Heckzeit fortsetzen. Zweifelsohne haben die Stoffe der Fütterung Einfluß auf die Organisation der jungen Vögel; wie manche Züchter auch behaupten, daß Eidotter (ohne Weiß) die Ausbildung der gelben Farbe begünstige. — Unfehlbar ist jedoch die Wirkung des Cayennepfeffers nicht, denn trotz gewissenhafter Fütterung wollen die Federn den kräftigen orangeroten Ton nicht annehmen und es dauert oft lange, oder gelingt erst mit der Nachzucht dem geduldigen Züchter bis der gewünschte Ton erzielt wird. Die Erfahrung muß nun lehren, ob diese Farbenrasse eine konstante wird, oder ohne obige Fütterung wieder in Gelb zurückgeht.

Der Großgehaubte Norwichvogel, Fr. canaria, var. cristata.

Crested Norwichvogel. — Dieser Name bezeichnet eine neue Rasse — in Sicht, bei der die Ausbildung einer möglichst großen Haube die Rassekennzeichen begründen soll. Die Abstammung des Großhaubenvogels leitet man vom stark behaubten Manschester- und vom hochroten Norwichvogel ab. Die Schönheit der Haube beruht in übermäßigem Reichtum der Federn, die sich wie die Blättchen des Margaritenblümchens strahlenförmig ausbreiten, dabei aber auch sehr lang sein sollen, daß sie herabhängen und Schnabel samt Augen teilweise bedecken, wie wir dies am Haubenhuhn sehen. Die Zeit muß auch hier lehren, ob eine solche überkünstelte Rasse standhaft wird.

Der Gestreifte Kanario (oder Lizard), Fr. canaria, var. striata.

Einer der interessantesten gefärbten Vögel. Eine große reingelbe Kopfplatte, Wangen, Kehle und Oberbrust isabellfarben, der übrige Körper auf dunkelbraunem Grunde an jeder Feder fahl gesäumt. Man unterscheidet den Goldlizard (Golden-spangled Lizard) mit schön dunkelgelbem Ton im Gefieder; ferner den Silberlizard (Silver-spangled Lizard) mit weißgelbem Grundton im Gefieder. Der englischen Züchtungskunst gelang es, diese seltsamen Farbenrassen herzustellen. Die Preise sind derzeit noch hoch, bis 60 Mark das Paar und noch viel höher.

Der Riesenkanario, Fr. canaria, var. maxima.

Manchester-Coppy. — Er hat fast die doppelte Größe eines gewöhnlichen Kanarienvogels, bis 20 cm lang, und kommt nur in gelber Färbung vor; an Flügel- und Schwanzspitzen rein weiß. Glattköpfig und gehaubt. Der Preis eines solchen Riesen übersteigt noch den der vorgenannten Rassen, nämlich von 80 bis 150 Mark und höher.

Ich nenne für etwaige Liebhaber einige Züchter der oben genannten englischen Farbenrassen. In Deutschland züchtet: Herr Karl Hein in Glatz; in London: Clark u. Comp.; in Norwich: Mackley Brothers.

Uebrigens erwärmt man sich in Deutschland bis zur Zeit nicht besonders für diese in England erkünstelten Rassen, die für die Kleinigkeit von 200, 400, 600 Mark feil geboten sind und auch wirklich Liebhaber finden sollen. Preise von 30 bis 90 Mark, die auf deutschem Markt bezahlt werden, sind nach englischen Begriffen nicht lohnenswert.

Die Regeln der Zusammenpaarung

bezüglich der Farben sind einfach: das Männchen muß stets die Zeichnung und Färbung bestimmen, wogegen das Weibchen nur einfarbig zu sein braucht; z. B. um hochgelbe grün gehaubte Vögel zu erzielen, nimmt man zwar einen solchen Hahn, dagegen braucht es nur eine mittelgelbe, glattköpfige Henne zu sein. — Je reiner die Vögel durchgezogen sind, das heißt: durch je mehr Bruten solche Vögel rein hervorgegangen sind, desto reiner fällt die Zucht mit denselben aus. Auch dieses will ich zu größerer Deutlichkeit durch ein Beispiel erläutern: Ein gelbes Pärchen (gleichviel von welcher Abstammung, ob von Grünen oder Grauen) zieht Junge, darunter ist ein gelbes Männchen; dieses zieht im folgenden Jahr im Einwurf mit einem gelben Weibchen wieder Junge auf, worunter sich auch ein gelber Sohn befindet; dieser letzte gelbe Vogel, mit einem gelben Weibchen zusammengepaart, das ebenfalls durch zwei vollständige Bruten rein erzogen ist, wird niemals andere als nur rein gelbe Jungen erziehen. — Hat man sich auf diese Weise 3 bis 4 Paare gesammelt und setzt sie in einen Zimmerflug, so darf man nicht befürchten, jemals anders gefärbte Vögel zu bekommen. Die Stammhalter einer solchen Kolonie müssen aber in den Einwurfkäfigen auferzogen werden, damit man seiner Sache recht gewiß ist. — Auf ähnliche Weise geht es mit allen Einfarbigen, mit den Grünen, Grauen, Weißen, Strohgelben, Hoch-

gelben und Isabellfarbigen, nicht aber mit den Gezeichneten; diese sind weit mehr dem Zufall unterworfen, und man darf froh sein, wenn man unter vier oder fünf Bruten einen einzigen seltenen Ausstich (sehr schön gezeichneten Vogel) bekommt. Auch hier ist es von großem Einfluß, daß zwei rein durchgezogene Vögel zusammenkommen, z. B. ein schöner, gehaubter, grüner Hahn mit einer strohgelben Henne; die meisten der von ihnen erzielten Jungen werden den Eltern gleichen, nämlich grün oder gelb sein; kommt aber einmal eine Farbenvermischung vor, so gibt es auch gewöhnlich einen Ausstich. Solche Ausstichvögel benutzt man dann zur Fortpflanzung seltener Zeichnungen, wie es oben angegeben wurde. — Grüne und Isabellfarbige vermischen sich nicht, d. h. diese zwei Farben kommen nicht gleichzeitig bei einem Vogel vor; sie sind aber, zusammengepaart, dennoch gut zur Zucht, denn jede Farbe kommt in ihrer Art bei den Jungen schön zum Vorschein.

Was die Haube anbelangt, so soll diese federnreich und gleichmäßig aufgerichtet sein, sodaß sie z. B. nicht auf einer Seite niedergedrückt ist, während sie auf der andern in die Höhe steht; ferner soll am Genick keine kahle Stelle sichtbar sein, was sich nicht gut ausnimmt. Bei manchen Vögeln trifft man dies oft so stark, daß der halbe Kopf samt dem Genick kahl ist; diese muß man aus dem Einwurf entfernen, weil sich dieses Uebel gern auf die Jungen überträgt. — Bei der Zusammenpaarung gilt bei uns die Regel, daß nicht 2 Gehaubte zusammenkommen, denn davon sollen die Glatzköpfe abstammen; ist das Männchen gehaubt, so soll das Weibchen keine Haube haben, und so umgekehrt. Ich habe indessen wiederholt zwei Gehaubte gepaart, und schöne Vögel daraus erzogen. — Um

Mischrassen oder Bastarde, auch Hybriden genannt,

zu züchten, beachte man als Regel, daß man von einer nahestehenden Art, auf welche man zu züchten wünscht, stets vom Wildling das Männchen auswählt, welches gesund, jung und zahm eingewöhnt sein muß, und es mit einer ebenso gesunden, brütelustigen Kanarienhenne zusammengiebt, Nest und Nistmaterialien verschafft und gut füttert, was namentlich durch Zusatz von zerriebenem Hühnerei, vermischt mit Milchbrot, geschieht. Zum Brutvogel wählt man stets ein Kanarienweibchen, welches mit den domestizierten Verhältnissen vertrauter ist, als ein Wildlingsweibchen, deshalb auch eher einen günstigen Erfolg erwarten läßt. Als nahestehende Arten darf man betrachten: Distelfink, Zeisig, Hänfling, Citronfink, Girlitz. Zu den Wildlingshennen zeigt auch das Kanarienmännchen nicht viel Neigung, ausgenommen zu den Zeisigweibchen, welche lustig und gefällig sind und leichtweg Verbindungen mit Kanarienmännchen eingehen. Die zierlichsten Hybriden erhält man aber vom Distelfinken. Die gewählten Zuchtvögel werden schon im vorhergehenden Herbst allein in einem Käfig zusammengewöhnt.

Stieglitz-Bastarde. Diese werden mit einem Distelmännchen und einem Kanarienweibchen erzogen, und es kommen dabei oft ausgezeichnet schöne Farbenmischungen und Zeichnungen vor. Weißgelbe, besonders auch grüngelbe Kanarienhennen taugen hiezu am besten. Um den Finken recht an die Kanarie zu gewöhnen, sperrt man ihn den ganzen Winter, entweder mit vielen andern in Gemeinschaft oder gleich paarweise mit dem ihm bestimmten Weibchen zusammen, damit die Freundschaft recht hergestellt werde. Ende März setzt man sie in einen mit zwei Körbchen versehenen Einwerfkäfig, welchen man so einsam als möglich stellt; aber erst gegen Ende April machen sie sich ernstlich ans Nisten, denn der Fink wird erst um diese Zeit begattungsfähig, wogegen die Kanarien oft schon im April Eier legen, die aber dann in den meisten Fällen unbefruchtet sind. Wenn der Fink seine Henne angenommen hat, so macht er öfters eine fein däppernde Bewegung mit dem Schnabel, und man kann seine Neigung zum Nestbau schon daran erkennen, daß er oft auf den Rand der Körbchen fliegt und zu visitieren scheint. Das Weibchen macht mehreremal den Versuch mit Bauen, was aber der Fink, so lange es ihm nicht die rechte Zeit scheint, nicht duldet, sondern die Baumaterialien immer wieder aus dem Neste zieht, bis es endlich nahezu ans Eierlegen geht. Während der Brutzeit und das merke man, darf man die Zuchtvögel nicht durch vieles Anschauen oder Beobachten stören, was diese sehr inkommodiert, besonders die Distelfinken, welche ihr Wesen ganz in der Stille und unbeobachtet treiben wollen. Weil der Distelfink meistens das Weibchen in der Frühe und auf dem Neste flatternd betritt, so muß das Nest so angebracht sein, daß dem Finken oberhalb desselben noch genügender Raum zum Flattern bleibt, wozu ich 12 cm für ausreichend erachte. Beobachtet man diese Vorsicht nicht, so erhält man oft unfruchtbare Eier. Ueberhaupt sollen die Einwurfkäfige geräumig sein und etwas Flugübung gestatten. Bemerkt man, daß der Fink die gelegten Eier anpicken will, was nicht selten vorkommt, so sammelt man sie nach dem Legen, bis drei beisammen sind, fängt den Finken dann heraus und läßt die Henne auslegen. Die zwei Eier, welche noch gelegt werden, sind schon befruchtet. Nach 14 Tagen kommt der Fink wieder in seinen Einwurf und hilft beim Aufküttern der Jungen. — Manche Distelfinken sind indessen eigensinnig und lassen sich keiner Kanaria an-

paaren; diese muß man wieder entfernen und mit geselligeren vertauschen. Wem daher ernstlich an der Zucht mit Distelfinken gelegen ist, der versehe sich im Spätsommer mit etwa drei Männchen, worunter Auferzogene vorzuziehen sind, weil sie zahmer werden. Die schönsten Zeichnungen dieser Bastarde sind die schwalbenartigen. Kopf und Flügel müssen die Abstammung vom Distelfinken deutlich nachweisen, der übrige Körper aber soll rein gelb oder gelblich weiß sein. Es kommen aber noch vielerlei Varietäten vor; die gewöhnlichsten sind die Einfarbigen, welche ziemlich dem Vater gleichen; das Schwarz verwandelt sich aber auf dem Kopfe der Jungen in Aschgrau, das schöne Hochrot um den Schnabel in Orangerot; das Kastanienbraun auf dem Rücken in Olivenbraun u. s. w., so daß die ganze Färbung — dem Distelfinken gegenüber — matt erscheint. Mit der zweiten und dritten Mauser werden jedoch diese Farben bedeutend lebhafter. — Diese Distelbastarde sind dauerhafter Natur, halten bisweilen 18 bis 20 Jahre im Käfig und bekommen einen sehr wohlklingenden Schlag. Ueberhaupt bemerkt man an den Bastarden eine höhere Lebensdauer als an den Zuchtvögeln.

Der Zeisigbastard. Dieser Vogel behält großenteils Farbe und Gestalt des Zeisigs; er sieht entweder grau- oder gelbgrün aus, ist dauerhafter Natur und bekommt einen guten Schlag, d. h. wenn er einen Kanarienvogel zum Lehrmeister hat, weil der Singapparat gut entwickelt ist.

Der Hänflingbastard. Er sieht einfach bräunlichgrau, oder grau und gelb gefleckt aus, und hat einen etwas längern Schwanz, als ein Kanarienvogel. Die Färbung ist zwar unansehnlich, aber desto besser der flötende, volle Schlag, den das Männchen annimmt.

Der Zitronenfinkbastard. Ist die Kanarienhenne schön gelb, so gibt es gelbgrüne, hübsche Bastarde mit sehr wohlklingendem Schlag. Diese Zitronbastarde nebst den Girlitzbastarden werden hauptsächlich in Italien gezogen, und namentlich die erstern verdienen wegen ihres angenehmen Gesanges entschiedene Beachtung.

Der Girlitzbastard. Die Färbung dieses Vögelchens ist graulich, grünlich oder gefleckt; die Größe ist etwas geringer als bei einem Kanarienvogel, und der Schnabel kurz und dick. Es ist ein niedliches Tierchen, muß aber, um den Kanarienschlag zu erlernen, einen guten Vorsänger haben. Mit Girlitzbastarden kann man weiter züchten. (Schweiz. Bl. 1887, 51.)

Noch weitere Hybriden kann man mit dem Grünling und mit dem Gimpel züchten; mit diesen beiden Arten aber schon schwieriger als mit den vorgenannten Arten.

Der Grünlingsbastard. Dieser entsteht von einem jung aufgezogenen Grünlingsmännchen und einem Kanarienvogelweibchen; er ist dauerhaft, graugrün oder gelbbunt von Farbe, aber stets ein mittelmäßiger Sänger. Er eignet sich nur in einen Flug.

Der Gimpelbastard. Er wird von einem Gimpelmännchen und einem kräftigen, großen Kanarienweibchen von weißgelber Farbe erzogen; oder auch von einem jung aufgezogenen Gimpelweibchen und einem starken, weißgelben Kanarienmännchen. Es ist eine Seltenheit, die Jungen von diesen Vögeln aufzubringen; am leichtesten geht es noch, wenn man ihnen die Eier wegnimmt und andern gut ziehenden Weibchen unterschiebt. Man hat den Grundsatz, kein Kanarienweibchen mit einer Haube zu nehmen, weil diese den dickköpfigen Jungen nicht gut stehen. Der Gesang ist sehr anmutig, aber nicht so laut wie bei den andern Kanarienvögeln. — Frau M. Weißbrod in Frankfurt a. M. hat im Jahr 1872 durch Paarung eines kräftigen Harzer Männchens mit einem jährigen zahmen Gimpelweibchen guten Erfolg erzielt. Von 20 Eiern, die früh zwischen 4—5 Uhr gelegt wurden, kamen zwei aus, wodurch ein männlicher und ein weiblicher Gimpelbastard das Licht der Welt erblickten, welche auch am Leben blieben.

Weiter kann man noch Bastarde erziehen mit dem Feld- und Haussperlingsmännchen, mit dem Flachsfinken, mit dem Berghänfling, zur Not auch noch mit einer Goldammer und mit einem jung aufgezogenen Buchfinkenmännchen. Zu all' diesen muß aber der Liebhaber gesucht werden, denn es hält nicht nur sehr schwer mit dieser Zucht, sondern die mühevoll erzielten Jungen belohnen auch weder durch Schönheit, noch durch einen guten Gesang. Der weibliche Vogel muß bei allen stets ein Kanarienweibchen sein; im umgekehrten Verhältnis geht es noch viel weniger.

Die Bastarde anlangend, hält man allgemein dafür, daß dieselben unfruchtbar seien, und ich glaube auch für die meisten Fälle mit Recht, denn das Fortzüchten mit Bastarden hält immerhin schwer und erfordert große Liebhaberei für diesen Zweig der Züchtung und — Geduld! Diese Eigenschaften besaß in hohem Grade ein hiesiger Kaufmann, W. Wälde, welcher nicht nur Gimpelbastarde erzog, sondern auch den Versuch machte, mit denselben weiter zu züchten. Leider machte der frühe Tod den Versuchen dieses strebsamen Vogelfreundes ein Ende. Meine eigenen Versuche, mit Bastarden zu züchten, fielen niemals günstig aus. Von anderen Züchtern habe ich vernommen, daß zuweilen Versuche gelingen, mit Bastarden weiter zu züchten, doch aber in den meisten Fällen mißlingen. Wir müssen daher annehmen, daß von der Natur hier Schranken gesetzt sind, die das Züchten von Hybriden aus sehr verschiedenen Arten erschweren.

Eine Hecke anzulegen,

muß man darauf bedacht sein, sich gesunde, schöne Vögel, Hähne wie Hennen, zu verschaffen; die beste Zeit dazu ist der Herbst, wo man unter vielen Kanarienvögeln die Auswahl hat. Auf einen Hahn rechnet man zwei Hennen in den Einwerfkäfig; in den Zimmerflug aber deren drei. Männchen und Weibchen, die man zusammenpaaren will, sollen nicht aus naher Verwandtschaft sein, am wenigsten von einer Brut, denn die Erfahrung lehrt, daß dadurch meist nur schwächliche Vögel erzogen werden. Es ist daher anzuraten, die Heckvögel nicht alle bei einem und demselben Verkäufer zu erstehen. In dem Zimmerflug richte man es so ein, daß immer mehr als zwei Hähne eingesetzt werden, weil sonst gern Hader und Störungen für die Brut eintreten, was bei 3, 4 oder 5 Hähnen nicht der Fall ist, da immer wieder ein oder der andre Vogel als Friedensstifter einschreiten kann. Ferner hüte man sich vor Uebervölkerung, was ebenfalls ein Nachteil für die Zucht werden kann. — Sonst aber ist das Hecken im Zimmer unbedingt angenehmer und ergiebiger als im Käfig, und wem ein Zimmer zur Disposition steht, der entscheide sich ohne Umstände hiefür, da die in solcher Freiheit erzogenen Jungen sehr kräftig und ausdauernd werden.

Gute Heckvögel sind selten; man muß gewöhnlich beim ersten Versuch das Lehrgeld zahlen, woran aber nicht allein die Vögel, sondern ebenso viel die Unkenntnis des Liebhabers, sowie dessen Ungeduld (hauptsächlich unzeitiges Betasten der Eier oder Jungen) Schuld trägt.

Männchen, welche ein phlegmatisches Temperament haben, die immer traurig sind, wenig schlagen, aufgebläht oft längere Zeit ruhig auf einer Stelle sitzen, taugen nicht in die Hecke; bei andern findet wieder das Gegenteil statt; sie sind cholerisch, beißen und jagen das Weibchen beständig, verfolgen es, wenn es brütet, zerreißen das Nest, werfen Eier und Junge heraus, und was derlei Unfug noch mehr ist; diese muß man aus der Hecke zu entfernen suchen, weil es wider solche Untugenden kein Besserungsmittel gibt, und solche Vögel nur Aerger verursachen.

Nicht minder schlecht ist es oft mit den Weibchen bestellt. Manche legen gut, brüten 13 bis 16 Tage auf den Eiern, und wenn man nach den ausgeschlüpften Jungen sieht, sind sie schon in Verwesung übergegangen. Die Weibchen haben das Füttern vergessen! Andere füttern nur zur Not, so kümmerlich, daß man nicht weiß, wenn ihre halbverhungerten Jungen sterben; man muß, um sie zu retten, das mühevolle Geschäft des Auffütterns selbst übernehmen. Unter andern besaß ich ein Weibchen, welches den kannibalischen Trieb hatte, den eben ausgeschlüpften Jungen die weichen Schnäbelchen und Füßchen abzufressen! Andere legen ihre Eier unregelmäßig, in so weiten Zwischenräumen, daß sie für fünf Eier oft 8—10 Tage brauchen; oft werden sie gar krank und kommen dem Tode nahe, so daß man nur zu kurieren hat, um sie selbst wieder aufzubringen. — Fort mit allen diesen, mit ihnen ist in der Hecke nichts zu erholen, als Verdruß und unnütze Zeitversäumnis! Selten werden solche Vögel tauglich; man töte sie, oder wenn die Flugwerkzeuge in gutem Stande sind und die Jahreszeit günstig ist, so setze man sie in der Nähe von Getreidefeldern und Samenäckern an dem Saum eines Laubwaldes in Freiheit, wo sie sich zu andern verwandten Vögeln, besonders den Hänflingen, gesellen und möglicherweise durchbringen können.

Auch die häßliche Unart des Rupfens ihrer eigenen und fremden Jungen, ist manchen Hähnen und Hennen eigen; wenn sie es zu arg treiben, entfernt man die gerupften Jungen von ihren unnatürlichen Eltern sobald als möglich, und hängt sie an einen warmen, vor Luftzügen gesicherten Platz, wo die Federn bald wieder nachwachsen. Wenn es aber übertrieben wird, so muß man solche unnatürliche Vögel ganz von der Hecke ausschließen.

Man ersieht hieraus genugsam, welche mißlichen Dinge in einer solchen künstlichen Hecke vorfallen; und dies sind sie noch nicht alle, denn uns fehlt der Raum, um noch weitere anzuführen. Fortgesetztes Mißgeschick ist schon imstande, den eifrigsten Liebhaber abzukühlen, und ihm die Kanarienvogelzucht zu entleiden; doch bereitet dieselbe in günstigem Falle viel Vergnügen und Zeitvertreib.

Der Aufenthalt der Männchen vor der Heckezeit sind entweder die gewöhnlichen Turmkäfige, noch besser die Nachtigallkäfige, weil sie geräumiger sind; oder man läßt sie, Männchen und Weibchen abgesondert, in Flugkäfigen umherfliegen, hält sie reinlich und füttert sie gut, besonders kurz vor der Heckezeit, wo man ihnen schon weiches Futter, mit Ei vermischt, gibt; oder man läßt sie Jahr aus, Jahr ein in heizbaren Zimmerchen. In gelinden Wintern braucht man wenig in diesen einzuheizen, denn eine mäßige Kälte können sie ertragen; aber gegen strengen Frost muß man sie durch Einheizen schützen. Will man sie kalt überwintern, was nach den Versicherungen erfahrener Züchter angeht, so gibt man gutes Körnerfutter, und warmes Wasser in Geschirren mit enger Oeffnung zum Trinken; eng nämlich, damit sie nicht baden können, was ihnen den Tod zuziehen könnte, da bei strenger Kälte das Gefieder nicht trocknen, sondern ge-

frieren würde. Ueber die passendste Größe der Turmkäfige, der Einwurfkäfige, des Käfig- und Zimmerflugs siehe die Rubrik: Käfige.

Ich empfehle hier aber noch: man nehme (seinen Vögeln zulieb) geräumige Käfige, starke Sprunghölzer, welche sie nur halb mit den Füßen umspannen können, und bestreue den Boden mit Wassersand oder Rasenerde, nur nicht mit weißem Boden- oder gar den zum Bestreuen nasser Schrift benutzten Silbersand.

Von Mitte Februar bis Ende März ist die geeignetste Zeit, die Vögel einzuwerfen. Die Rückseite jeder Abteilung dieser Einwerfkäfige versieht man mit zwei Nestern (Körbchen). Ist der Einwurf doppelt, so setzt man nur einen einzigen Hahn zu zwei Hennen, von welch letztern jede nun eine eigene Abteilung zu wählen hat. Sind die Weibchen verträglich, so braucht man sie nicht voneinander abzusperren, sondern läßt alle drei gemeinschaftlich untereinander herumfliegen. Ich hatte einmal ein Paar sehr verträgliche Weibchen, welche dicht nebeneinander in einem und demselben Körbchen brüteten, was recht artig aussah. Brechen aber Hader oder gar Kämpfe aus, dann ist es Zeit, daß man sie trenne, sonst giebt es nimmer Friede. Sitzt ein Weibchen zwei bis drei Tage auf der vollständigen Eierzahl, so läßt man das Männchen in die andere Abteilung hüpfen, und sperrt wieder hinter ihm ab; wenn nun das eine Weibchen Junge von etwa 8 Tagen hat, so gibt man demselben das Männchen wieder als Beihilfe zum Füttern. So fährt man den ganzen Sommer fort, bis die Brütezeit zu Ende ist. Ein doppelter Einwurf hat noch den Vorzug, daß man ein unartiges Männchen ohne große Störung in eine andere Abteilung treiben kann.

Im Zimmerflug rechnet man auf ein Weibchen zwei Körbchen, welche man etwas über eine Handspanne weit voneinander hängt; für das zweite Weibchen hängt man die Körbchen wieder etwa einen Meter von diesen entfernt, und fährt so fort, bis alle versehen sind. Die Körbchen müssen aber fest hingehängt werden, damit sie nicht wanken oder gar sich drehen, was die Vögel sehr inkommandiert, und wohl die Brut ruinieren kann. — Diejenigen Pärchen, welche man im Zimmerflug beieinander wünscht, gewöhnt man in einem Käfig 3 Wochen vorher zusammen. Die ersten Tage ihres Zusammenlebens sind gewöhnlich nicht friedlich, sondern durch häufige Zänkereien bezeichnet, die sogar zu Kämpfen führen, wobei oft Federn die Walstatt bedecken. Dies ändert sich aber, sie gewöhnen sich aneinander, verlieben sich gegenseitig und beginnen sich zu paaren. Als Kennzeichen, daß sie einander als Gatten angenommen haben, dient: daß der Hahn die Henne äzt, wie sie es bei den Jungen zu machen pflegen, und daß die Henne ihrerseits zur Paarung lockt. Der aufmerksame Züchter kennt dieses Liebesgeflüster sehr gut, es klingt etwa wie: gs, gs, gs, gs, oder: bs, bs, bs, bsi! und wer es gut nachzuahmen versteht, kann damit die Männchen zum Singen anfeuern. Die Paarung zeigt das Männchen ebenfalls mit einem fein gelispelten: bibibibibibi an.

Die Baumaterialien sind feines, ausgesuchtes Moos, zarte Grashalme, Scharpie, Flöckchen von Baumwolle, Bastfasern, Kälber- oder Rehhaare und Federn. Die Nester sind von Holz, Bast, Stroh, auch von Thon, halbkugelförmig, 7 cm weit und 6 cm tief; sie sind eine Arbeit des Hafners, Korb- oder Siebmachers; aus Pappe kann man auch selbst welche verfertigen, die ich aber nicht anrate, da sich in denselben gern Milben ansetzen. Die Weibchen sind, wie bei den meisten Vögeln, die Baumeisterinnen, die Männchen wählen nur den Platz und tragen die Materialien herbei; um das Nest auszurunden, setzt sich das Weibchen hinein, und dreht sich im Kreise herum, ganz so, wie es die Waldvögel machen. Im Zimmerflug, wo kleine Tannenbäumchen stehen, zeigen oft die Weibchen noch ihren angeborenen Kunsttrieb, indem sie ihr Nest ganz frei zwischen die Zweigchen setzen, was aber gewöhnlich von außen einen unförmlichen Klumpen bildet. Hat es eine feste Grundlage, so kann man sie darin brüten lassen, ist es aber baufällig, so zerstört man es, damit sie in die Körbchen zu nisten gezwungen werden. Von der Begattung bis zum Eierlegen verstreichen gewöhnlich 6, 8 bis 14 Tage; das Legen selbst geschieht gewöhnlich in den Frühstunden zwischen 6 und 8 Uhr, und bei gesunden Weibchen geht das so vier bis fünf Tage immer zur gleichen Zeit fort, bis die gehörige Anzahl gelegt ist; gewöhnlich sind es 4 bis 5 Stück, selten weniger und noch seltener mehr. Die Eier sind auf blaß meergrünem Grunde mit helleren oder dunkleren rotbraunen und violetten Flecken und Strichelchen besetzt, welche am stumpfen Ende öfters eine Art Fleckenkranz bilden. Sie variieren zwar, aber nicht sehr bedeutend. Man trifft als Seltenheit, besonders von jungen Weibchen, oft ganz kleine, erbsengroße Eierchen; die hellen, klaren, in denen sich keine Jungen entwickeln, nennt man Lauter- oder Windeier. Wenn die Jungen zwei bis drei Tage ausgeschlüpft sind, und man findet noch solche Eier im Neste, so schafft man sie beiseite, damit den Jungen der Nestraum nicht unnützerweise verengert wird. Um die Windeier zu erkennen, hält man sie nach 5- bis 6tägiger Brütezeit mit zwei Fingern gegen die Tageshelle oder gegen ein brennendes Licht, und man wird dann finden, daß sie ganz hell und klar sind; die guten sind aber mit Blutadern

angefüllt und dunkel. Das Weibchen wird beim Brüten nur selten vom Männchen abgelöst, was auch von ersterem nicht gern geduldet wird; gleich wenn es gefressen hat, fliegt es wieder auf seine Eier, und wenn der Gemahl nicht bald gutwillig Platz macht, so wird er mit Stoßen und Beißen zum Weichen gebracht, weil das besorgte Weibchen vermutet, daß er zu wenig Geschicklichkeit zum Brüten hat, die Eier oft zertritt, die rechte Brütewärme nicht hat rc.

Eine Henne, die gut brütet, verläßt das Nest nicht längere Zeit, als sie zum Fressen nötig hat. Ist sie jedoch unruhig und macht sie sich viel außerhalb des Nestes zu schaffen, so muß man hierauf achten, und öfters nachsehen, ob sie die Eier nicht stunden- oder gar tagelang erkalten läßt; ist letzteres der Fall, so gibt es kein anderes Mittel, um die Eier zu retten, als sie andern brütenden Hennen unterzuschieben. Um aber die nachlässige Henne nicht ganz aus dem Brüten zu bringen, läßt man ihr ein Ei liegen, um ihr Benehmen und ihre Eigenschaften noch weiter prüfen zu können; findet man, daß sie zu dem erkalteten Ei zurückkehrt, und regelmäßig fortbrütet, so kann man ihr die abgenommenen Eier wieder zustellen, welche man, um sie wieder erkennen zu können, mit einem in Wasserfarbe getauchten Pinsel bezeichnet hat.

Bei starken nächtlichen Gewittern ereignet es sich zuweilen, daß diese Vögel, durch den leuchtenden Blitz erschreckt, vom Neste flattern und dasselbe nachher nicht wieder finden. Auch in diesem Falle erkalten die Eier, und die Jungen sterben darin ab. Man hat unrichtigerweise in diesem Falle geglaubt, die Erschütterung des Donners töte die Jungen. Durch Verhüllung der Fenster kann man diesem Vorkommnis abhelfen.

Mit dem 13., sage dreizehnten Tage schlüpfen die Jungen aus; sie werden von ihrer Mutter, da sie anfänglich fast ganz nackend sind, noch etwa 8 Tage bedeckt, bis der Rücken von Federn etwas überwachsen ist. Die ersten Tage haben die Jungen ihre Augen geschlossen, um den Lichtreiz von den schwachen Augen abzuhalten, sie sind aber nicht blind, vom fünften Tag an werden sie geöffnet, aber nur sehr wenig, und es dauert wohl an die 8 Tage, bis die Augen hell in die Welt blicken. Mit 15 bis 16 Tagen üben sie sich schon auf dem Rande des Nestes sitzend, im Fliegen, und mit 18 bis 19 Tagen gehen sie aus dem Neste, kehren aber in den ersten Tagen nicht selten wieder dahin zurück, um darin zu schlafen. Mit 21 Tagen probieren sie das Alleinfressen, und mit 28 bis 30 Tagen kann man sie aus der Hecke nehmen und in den Käfigflug setzen, um die Männchen, welche sich bald durch anhaltendes Dichten verraten, unterscheiden und absondern zu können. Das Dichten bei den weiblichen Jungen ist viel kürzer und abgebrochener und kann von den andauernden Gurgeltönen der Männchen recht wohl unterschieden werden. Im Zimmerflug fängt man die Jungen, wie auch die alten Vögel mit Hilfe eines Schmetterlingsnetzes, dessen Draht nicht zu dick und schwerfällig ist; dabei muß man sich hüten, beim Fang stark nach den Vögeln zu schlagen, weil man sie dadurch schwer verletzen könnte. Der Sack dieses Netzes darf 40 cm tief, der Durchmesser des Drahtrings 25 cm weit, der Stock 1 m lang sein. — Wird ein fruchtbares Weibchen beim Füttern der Jungen gehörig vom Männchen unterstützt, so macht es, wenn die Jungen etwa 14 Tage alt sind, wieder zum zweiten Geniste Anstalt, und hat dann, noch ehe die Jungen ausgeflogen sind, gewöhnlich schon wieder Eier. — Geht alles seinen ungestörten Gang, so kann eine gute Henne in einem Jahre 3, sogar 4 Bruten machen. Das nennt der Züchter einen guten Verlauf, deren — in der Regel — aber nicht viele zu verzeichnen sind. Die Jungen werden die ersten 8 Tage mit breiartig erweichter Masse aus dem Kropfe gefüttert. — Als Kuriosum wurden von Dr. Salzmann der Ornithol. Gesellschaft zu Berlin den 7. Februar 1876 zwei lebende Kanarien vorgezeigt, welche aus einem Ei ausgebrütet waren. Cab. J. 1876, 207.

In den ersten 8 Tagen muß man in den Nestern, worin Junge liegen, mit möglichst wenig Störung nachsehen, ob alle richtig gefüttert sind und ob keines zu füttern übersehen wurde. Sollte letzteres der Fall sein, so treibt man das Weibchen zuweilen vom Neste herunter, denn manchen Weibchen, besonders den jüngern, behagt die Nestwärme viel zu sehr, als daß sie ihrer Mutterpflichten immer eingedenk wären; auch sucht man sie durch frisches Futter, das man ihnen täglich mehreremale vorsetzt, zum Fressen zu reizen. Wenn aber alles keinen guten Erfolg hat, und das Verhungern der Jungen in Aussicht steht, so muß man sich die Mühe nehmen und sie selbst auffüttern. Man hebt das Nest aus dem Käfig, deckt die Jungen mit einem Pelzchen oder einem warmen, wollenen Lappen gut zu, und füttert sie mit einem löffelartig ausgeschnittenen Federkiele. Ihr Futter besteht aus altbackenem Milchbrot und hartgesottenen Eiern, dick breiartig angefeuchtet, welches man ihnen in 8 bis 10 Portionen (je zu 3 bis 4 Federkiele voll) gibt. Diese Portionen gibt man in Zwischenräumen von je 1½ Stunden, welches die richtige Zeit ist. Die Unratbällchen, welche fest sein sollen, schafft man sofort nach dem Füttern beiseite und läßt sie nie im Neste liegen. Hat man noch andere Nester mit gleich großen Jungen, welche von ihren Eltern gut gefüttert werden, so schafft man sich dieses zeitraubende Geschäft dadurch vom Halse, daß man die notleidenden Jungen unter diese verteilt. Manchmal gewöhnen sich solche

pflichtvergessene Vögel ihre Nachlässigkeit wieder ab, und leisten in der Folge gute Dienste; daher kann man es noch mit einer zweiten Brut versuchen; ist aber auch diese wieder mangelhaft, dann ist eine derartige Henne von der Hecke auszuschließen.

Oefter hat man auch nachzusehen, ob noch alle Junge am Leben sind; ist eines abgestorben, so geht es schnell in Fäulnis über, verbreitet einen ungesunden Geruch, und veranlaßt die Mutter, die übrigen Jungen zu verlassen; es muß daher sogleich herausgeschafft werden. Sonst müssen alle unnützen Störungen in den Nestern vermieden werden (besonders wenn die Jungen schon etwas erwachsen sind), damit sie nicht scheu werden und das Nest zu früh verlassen. Wenn sie sich früher aus dem Neste machen, als sie fliegen können, so erleiden sie bei ihren unvollkommenen Flugwerkzeugen manchen empfindlichen Stoß und Fall; auch fehlt ihnen die nötige Nestwärme, was ihnen stets Kränklichkeit, selbst den Tod zuzieht.

Die Fütterung der Kanarien

außer der Heckezeit besteht hauptsächlich in Sämereien, Grünem, weichem süßem Obst und altbackenen in Wasser erweichten Semmelstückchen.

1) Mischung, in Süddeutschland üblich: Guten süßen, frischen Hanfsamen 3 Teile, und enthülste Haferkörner 2 Teile. Statt Hafer kann man auch Kanariensamen wählen. Dazu täglich altbackene Semmel, in Wasser erweicht und ausgedrückt, besonders aber Grünzeug, als: alle möglichen Salate, Hühnerdarmkraut, Wegerichkolben, Kreuzkraut, Brunnenkresse, Boragen; das Fleisch saftiger Gurken; ferner weiche Birn- und Aepfelschnitzchen, letztere auch gebraten, aufgeweichte Feigen, Kirschen, Pflaumen, kurz alle süße und saftige Früchte sind willkommen und gesund. Sie werden bei dieser Fütterung 16 bis 20 Jahre alt, wenn sie als Hagestolze leben.

2) Mischung, in Mittel- und Norddeutschland: Sommerrübsamen 3 Teile und Kanariensamen 1 Teil. Sommerrübsamen und Hirse ist ebenfalls eine zweckmäßige Mischung. Sommerrübsamen ist gesund und nährt gut. Im übrigen die gleichen oben genannten Zusätze. Einiges Belehrende über die Hauptsämereien: siehe die „Künstlichen Fütterungsarten" in der Einleitung.

Es ist aber hier zu bemerken, daß die Harzer Vögel sich auch bei uns leicht an Hanf gewöhnen und ihn dem Rübsamen vorziehen.

Die Fütterung während der Heckzeit

erfordert — außer ihrem gewöhnten Körnerfutter, das stets die Grundlage bleibt — einen weitern Zusatz, damit die Zuchtvögel imstande sind, ihre Jungen ausgiebig zu ernähren. Ein hartgesottenes Hühnerei (das 8 Minuten im siedenden Wasser gelegen) wird samt der Schale zerschnitten, der Teil, den man verwendet, geschält, auf einem Reibeisen gut zerrieben, mit dem gleichen Teil oder auch zwei Drittel zerriebenem Milch- oder Eierbrot tüchtig vermischt und mit etwas frischem Wasser angefeuchtet, das ist der erprobteste Futterzusatz für Nist- und Nestvögel. Die Schalen der Hühnereier werden getrocknet, fein zerklopft und in einem besondern Geschirrchen als nötiger Stoff zur Bildung der Eierschale bei legenden Weibchen beigefügt. Im übrigen bleibt die Fütterung wie oben angegeben. Dem Eifutter muß man auch 1/4 fein zerschnittenen Salat beimengen, wozu aber nur die Herzblätter verwendet werden sollen und eine solche Beimischung halte ich für gesundes Gedeihen der Nestvögel unentbehrlich. Siehe auch, was Dr. Bolle bei Angabe des Futters der Wildlinge gesagt hat.

Die Fütterung soll täglich zweimal vorgenommen werden. Wer viele Vögel im Zimmerflug zur Fütterung hat, kann sich dieselbe dadurch vereinfachen, daß man das gesottene Ei einfach in der Mitte teilt, und es den Kanarien überläßt, dasselbe zu verarbeiten. Sie fressen den Inhalt samt der Schale rein auf. Ebenso legt man die ausgedrückte Semmel auf einen Teller, denn auch sie wird bis auf die letzte Krume verzehrt.

Noch setze ich die Fütterungsweise aus der Preisschrift von Ernst Beck-Corrodi bei, welche er während der Zucht an ca. 20 Vögel, alte und junge zusammengezählt, verabreicht. Ein hart gesottenes Hühnerei wird auf einem Reibeisen zerrieben, dann reibt man mit halb soviel Eierbrot das Reibeisen rein; ebensoviel Eierbrot wird eingeweicht, und alles gut durcheinander gemischt, daß es eine lockere flockige Masse giebt. Wenn das Eifutter bis Nachmittag, etwa 3 Uhr aufgezehrt ist, erhalten die Vögel Maizena-Biskuit, damit in der Aetzung der Jungen keine Pause eintritt. Das Körnerfutter besteht in Sommerrübsamen zum größten Teil, nämlich 10 Geschirrchen voll; Kanariensamen und geschälte Haferkerne, täglich 2 Geschirre; 1 Geschirr mit blauem Mohn, den andern Tag weißen Mohn; alle zwei Tage 3 Geschirre voll frisch gequetschtem Hanfsamen; täglich etwas Kolbenhirse und etwas frisches zartes Grünkraut. In einem Geschirr steht stets feines Kochsalz, und am Gitter befestigt er einige Stückchen saftigen geräucherten Speck, welcher den Weibchen das Legen erleichtern soll. Zwei ovale Platten, täglich mit frischem Wasser gefüllt, dienen zum Baden.

Die Fütterung der Jungen,

wenn sie aus der Hecke kommen, bleibt wie vorher, mit der einzigen Abänderung, daß man weniger Eistoff füttert. 1/4, höchstens 2/4 Ei und 3/4 zerriebenes altbackenes Milchbrot, erweicht und gut ausgedrückt, tüchtig gemischt, ist das erprobteste Futter, wenn man darunter noch etwas fein zerschnittenen Salat mischt. Die Jungen haben oft die Liebhaberei, das Ei herauszupicken, sich mit diesem zwar nahrhaften aber — in Menge genossen — schwer verdaulichen Stoff zu überfressen, und so den Grund zu spätern Darmkrankheiten zu legen. Viel Grünzeug, besonders die in der ganzen Welt vorkommenden Samenkolben des großen Wegerich, Plantago major, welche in der Heckezeit schon kräftig entwickelt sind; Hühnerdarmkraut, Stellaria media, in den Gemüsegärten ein lästiges Unkraut; und Kreuzkraut, Senecio vulgaris, allenthalben zu finden — halte ich für gesund und kräftiger als die gewöhnlichen Salate. Grünes ist für Alt und Jung unentbehrlich.

Nach 8 Tagen bricht man mit der Eifütterung so allmählich ab, daß nur noch 1/5 höchstens 1/4 hartgesottenes Ei unter das Milchbrot oder die Semmel gemischt wird; dabei hat es sein Bewenden, bis man die jungen Vögel nach etwa einem Monat (seit Entfernung von den Alten gerechnet) kräftig genug findet, sie als selbständig behandeln zu können, und zu weiterer Ausbildung und Kräftigung womöglich in ein Flugzimmer oder in einen geräumigen Flugkäfig zu setzen. Wie man junge Harzersänger zu behandeln hat, siehe in der Note zum Harzer-Kanarienvogel Seite 319. Man sehe darauf, daß die Semmel, Milchbrot oder Butterbrezel, welche man zur Fütterung verwendet, gut gebacken sei, namentlich bei der Verwendung als Futter keinen schmierigen Brei abgebe, was auf schlechte Ware deutet und keinen gesunden Nährstoff abgibt. Man kann überhaupt auch das oft erwähnte Eierbrot verwenden, welches als leicht verdaulicher Stoff bekannt ist. Immer aber daneben: außer ihrem gewöhnten Körnerfutter Grünes und gutes Obst.

Was nun das Aufquellen des Sommerrübsamens betrifft, so habe ich darüber keine Erfahrungen gesammelt, da ich denselben stets in dem Flug, mit Hanf und Hafer gemischt, gab, wo ihn auch junge Vögel mit Leichtigkeit abhülsten. Die Schale des Hanfs ist viel härter, und doch schälen sie Junge von 7 Wochen Alter ohne Mühe ab. Will man den Jungen zu Hilfe kommen, so quetscht man den Hanfsamen etwas mit einer Mühle oder einem andern harten Gegenstand.

In einem Alter von 2 Monaten beginnt bei den Jungen eine Ergänzungsmauser des Kleingefieders, gewöhnlich von der Brust ausgehend, wobei man aber nicht nötig hat, an ihrer Fütterung etwas zu ändern. — Hauptsächlich mache ich hier noch darauf aufmerksam, junge mausernde Kanarien vor erkältenden Luftzügen zu schützen, gegen die sie sehr empfindlich sind und die ihnen den Tod zuziehen können.

Ich habe die Angaben über die Fütterung für Kanarienvögel möglichst kurz zusammengefaßt, um den Neuling durch zu große Auswahl nicht unsicher und wirr zu machen. Bei den Erfahrungen, die man im Verlauf der Züchterei erwirbt, kann man dann nach eigenem Ermessen abändern, mischen und Versuche machen, ohne namhafte Fehler zu begehen, da solche der erfahrene Züchter zur rechten Zeit entdeckt.

Weitere Fütterungsversuche

machte ich früher auch während der Heckzeit mit Alten und Jungen, die ich noch mitteilen will. Ein frisches Ei zerrührte ich in einem Schüsselchen mit 100 Schlägen, bis die Masse flüssig war. Dann nahm ich eine gut ausgedrückte altbackene Semmel, schüttete den zerrührten Eistoff darüber, hackte es gut durcheinander und setzte diese Masse als Futter vor. Sie wurde gern gefressen und die Vögel blieben gesund. Es ist ein leicht verdaulicher nahrhafter Stoff, hat aber das Unangenehme, daß er im Sommer leicht schmierig wird. Ebenso fütterte ich Käsequark, und Alte samt Jungen befanden sich gut dabei. Ferner sei hier bemerkt, daß die Kanarien auch recht gerne Ameiseneier fressen, wenn sie mit Insektenvögeln im Flug zusammen gefüttert werden, und daß sie nicht selten auch Geschmack am Verzehren der Mehlwürmer finden, sogar eine Vorliebe dafür zeigen, wenn sie es einmal angefangen haben. — Zerriebene, altbackene, gute Kartoffeln und zerriebenes Milchbrot (statt dessen auch Eierbrot) zusammengemengt, wandte ich ebenfalls für Heckvögel an, und auch dieses zeigte sich nicht nachteilig. Es waren dies aber nur Proben, um die Wirkung der verschiedenen Nährstoffe zu prüfen — und alle bestanden diese Probe. Ob sie sich auch auf die Dauer bewähren, möchte ich mit Sicherheit nicht bestimmen.

Mohn fressen die Kanarien gern, sie brauchen aber bei diesem kleinen Gesäme viel Zeit zum Sattwerden; wer nun seinen Vögeln mit diesem leckern Gesäme ein Gutes thun will, muß ihn in einem besondern Geschirr vorsetzen, denn unter anderem Samen vermischt, geht er gleichsam verloren. Auch für enthülste Haferkerne bemerkt man bei vielen Kanarien eine Vor-

liebe. — Eine Mischung von verschiedenem Gesäme ist folgende: Sommerrübsamen, Hanfsamen, enthülsten Hafer oder Kanariensamen und Hirse zu gleichen Teilen. Etwas zerriebene Karotten in besonderem Geschirrchen aufgestellt, wird gern genascht und ist gesund. Während der Heckzeit steckt man den Brutvögeln schwach geräucherten und gesalzenen Speck auf, sowie auch Ossa sepiae, das für legende Weibchen gut ist, zerklopfte Eierschale aber nicht ersetzt. Unter Mörtel, den manche zu gleichem Zwecke nehmen, darf man keinen reinen Kalk verstehen, sondern die bekannte Mischung von Lehm, Sand und gelöschtem Kalk. Auch ein Prischen Salz auf den Boden gestreut, wird gierig genascht, darf aber nur zeitweise und sparsam geboten werden.

Frisches Wasser täglich zum Trinken und Baden, sowie reiner Flußsand, Rasen- oder Walderde, darf unter keiner Bedingung fehlen. Auch muß man sie, wie alle andern Vögel, jeden Morgen frisch füttern, und nicht für mehrere Tage auf einmal. Sehr praktisch und empfehlenswürdig ist es, täglich zweimal, morgens und nachmittags zu füttern.

Das Vorstehende bildet die Hauptgrundlage zu einer Kanarienhecke, von deren Richtigkeit ich mich durch die ausgedehntesten praktischen Versuche größtenteils selbst überzeugt habe. Alles, was sich noch darüber sagen ließe, bis ins Detail zu verfolgen, würde ein eigenes Buch erfordern, und wäre kaum dadurch zu erschöpfen, da beinahe jeder Liebhaber daran modelt und abändert, während in der Hauptsache doch alle übereinstimmen. So erscheint es auch unnötig, noch viel über die Beschaffenheit der Einwerfkäfige zu sagen, die ohnehin so bekannt sind, daß sie jeder betreffende Handwerker zu verfertigen imstande ist; die richtige Größe aber, sowie genügende Tiefe, leichte Handhabung der Schubladen zum Zwecke des Reinigens, was hiebei das Wichtigste, ist in der Einleitung angegeben*).

Wir fügen noch einiges über

Gesang, Lernfähigkeit und Handel

bei: Der Kanarienvogel hat eine sehr gefällige und anmutige Gestalt. Das runde Köpfchen mit dem klugen Augenpaar, ihre zierliche Haltung, ihre hübsche Färbung, ihr artiges, meistens auch zutrauliches Betragen, ihre Gelehrigkeit, ihr leichter Unterhalt, besonders aber der anmutige, starke und abwechslungsreiche Gesang oder Schlag sind es hauptsächlich, was die Kanarienvögel zu den beliebtesten Zimmervögeln erhoben hat. An Buffon namentlich hat der Kanarienvogel einen warmen Lobredner; er schilderte ihn fast überschwänglich, wie alles, was dieser geistreiche Naturforscher in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen hat. Ich kann mir nicht versagen, einige Strophen aus seiner Einleitung für den Kanarienvogel hieher zu setzen: „Wenn die Nachtigall die Sängerin der Wälder ist, so verdient der Kanarienvogel den Namen des Sängers unserer heimatlichen Wohnung. Die erstere hat alles von der Natur erhalten, letzterer nimmt aber an unseren Künsten Anteil. Obgleich der Kanarienvogel keine so starke und laute Stimme als die Nachtigall hat, auch nicht so viele und abwechselnde Töne besitzt, so hat er dafür ein feineres Gehör, mehr Geschick, Töne nachzuahmen, und ein besseres Gedächtnis. Er kann sehr leicht fremde Eindrücke fassen und behalten und zeigt ein geselligeres, sanfteres und umgänglicheres Wesen. Er kann Menschen voneinander unterscheiden und wird so vertraut, so einschmeichelnd, daß er sehr oft seinen Herrn liebkost (küßt), mit seinem Schnabel pickt und seinem Rufe folgt. Er ist auch leichter und bequemer zu erziehen, denn er lebt von Körnern, während die Nachtigall nur von zubereitetem Futter lebt. Ihre unerschöpfliche Kehle ist zwar ein Meisterstück der Natur, an welcher die menschliche Kunst nichts ändern, nichts ergänzen kann. Die Kehle des Kanarienvogels ist ein Muster der Anmut, und so geschmeidig, daß wir sie bilden können u. s. w." So geht es noch lange fort, und bei dieser Bildungsfähigkeit der Stimme, die Buffon so sehr hervorhebt, müssen wir unwillkürlich an die Lernfähigkeit unserer kleinen Harzer-Lieblinge denken. — Wir haben bei den Kanarien freilich Gelegenheit, die mannigfaltigsten Temperamente zu beobachten; man findet lustige, gelehrige, müßige und fleißig singende Vögel; man trifft Vielfresser, Zänker, Faule, Dummköpfe und Hagestolze. — Am muntersten sind sie, wenn die Zeit des Einwerfens kommt, dann erglühen sie zur Liebeslust, stehen oft ganz glatt und schlank, so dünn wie ein Finger, im Käfig, und singen dem Weibchen zuliebe mit aufgesträubten Scheitelfedern und mit einer solchen Kraft, daß man glaubt, ihre kleine Kehle müsse bersten. Sonst singen sie zu allen Zeiten, manche selbst während der Mauserzeit, und sogar bei Nacht lassen sich einige hören. Sie sind immer vergnügt und froher Laune, oft bei sehr einfachem Futter und in einen miserablen, engen Turmkäfig eingezwängt. Die größte Heiterkeit belebt sie aber, wenn man ihr enges Gefängnis öffnet, und sie

*) Nistkästen jeder Größe und Einrichtung, Harzer-, Gimpelbauerchen, Versandt- und Gesangeskasten bezieht man aus der längst bestehenden Holzwarenfabrik Frühauf in Schleusingen (Thüringen). Uebrigens kann sich der Liebhaber wegen Adressen von Käfigfabrikanten an die Redaktionen gediegener Fachzeitschriften jederzeit wenden.

täglich einige Stunden im Zimmer umherfliegen läßt. Ihrem Ernährer werden sie außerordentlich zugethan. — Ihren Gesang muß man durch gute Vorschläger veredeln oder wenigstens rein zu erhalten suchen; zu einem guten Schlage gehört: daß vielerlei angenehme Triller, wenig schmetternde Strophen, und die silberhelle Scala einer herabfallenden Oktave gehört werden, daß der ganze Schlag vollständig vorgetragen, und nicht zu oft unvollendet abgesetzt werde. Der Schlag ist so stark und gellend, daß ihn manche Personen nicht ertragen können, und ihn unleidlich finden; dies ist namentlich bei denen der Fall, welche die angenehmen Töne der Sylvien gewöhnt sind; diesen sind für den Fall, daß sie dennoch einen Kanario wünschen, die Holländer anzuraten, welche keinen so starken Schlag haben. Auch lebensfrohe Weibchen lassen ein ziemlich lautes Gezwitscher hören, das ebenfalls die Stille eines Zimmers angenehm unterbricht und einigen Ersatz leisten kann. — Andere schätzen den Vogel wieder um so höher, je stärker und schmetternder er seine kräftige Stimme erschallen läßt. Bei manchen Schlägern glaubte man in ihren Trillern eine Aehnlichkeit mit Nachtigalltrillern zu finden, und nannte sie deshalb Nachtigallschläger. Daß in der Neuzeit die verschiedenen Triller der Kanarien eine besondere Ausbildung durch Lehrmethoden erlangt haben, und diese Vögel unter dem Titel „Harzerkanarien“ für eine besondere Rasse ausgegeben werden, ist vorn erwähnt. Die reisenden Händler, welche solche feil bieten, geben denselben täglich einige Messerspitzen geriebenes Ei, um sie zum Schlag anzufeuern, besonders wenn es gilt, daß sich diese Harzer in beleuchteten Lokalen auch bei Nacht hören lassen sollen. — Ihre Lockstimme klingt in verschiedensten Modulationen: „wid wiid!“ oder: „gib gieb!“ Dann hört man noch außerdem trillernde Locktöne, und besonders bei der Paarung und beim Füttern der Jungen, ein zärtliches Geflüster, welches wie „bibibibibib“ klingt.

Will man also haben, daß die jungen Kanarien und die Bastarde einen guten Schlag erlernen sollen, so müssen sie von Jugend auf einen gutsingenden Kanariensänger als Vorschläger und Lehrmeister haben; besonders kommt viel darauf an, daß sie nach der ersten Mauser, wo sie denselben gleichsam von neuem lernen müssen, noch immer Gelegenheit haben, ihren Lehrer zu hören, bis sie vollends fest eingeübt sind; deshalb muß man sie auch ein halbes Jahr und länger in der Singschule belassen. Mancher Vogel zeichnet sich auch hier durch Gelehrigkeit aus, und lernt gut, während an einem andern beinahe nichts haften bleiben will. — Es gibt bisweilen eigensinnige Vögel, die jahrelang trotzig schweigen, wenn sie keine Gelegenheit haben, sich allein hören zu lassen; während andere gar nicht singen mögen, wenn sie nicht ein halbes Dutzend andere Vögel überschreien können. Die letztern trifft man übrigens häufiger, als die ersteren. Gesangesfaule Kanarien nimmt man nicht zum Einwurf, um diesen Fehler nicht fortzupflanzen.

Sollen die jungen Kanarien ein musikalisches Stück lernen, so wählt man hiezu die jungen Hähne, sobald sie allein fressen können. Man erkennt sie am Dichten; die Männchen singen anhaltend, die Weibchen aber abgebrochen. Man setzt die männlichen Vögel, jeden für sich, in kleine Käfige, die man mit einer Leinwand überzieht, und an einen Ort stellt, wo sie weder den Gesang, noch die Locktöne eines andern Vogels hören können; doch kann man 4 bis 5 solche junge Schüler in ein Zimmer setzen, da sie einander durch ihr leises Gezwitscher nicht stören. Nun pfeift man mit dem Munde, oder spielt mit einer kleinen Orgel, oder mit der Flöte das erwählte Stückchen vor, und zwar täglich fünf bis sechsmal, und jedesmal in sechs- bis achtfacher Wiederholung, besonders des Morgens und Abends. Nach drei bis sechs Monaten, je nachdem das Gedächtnis der Vögel gut oder schlecht ist, werden sie es mehr oder minder gut nachpfeifen. Noch ist zu bemerken, daß man kein länger währendes Stückchen wählen darf, als der Schlag eines Kanarienvogels etwa dauert, weil sie es sonst nicht behalten können. Während der Mauser vergessen die Vögel das Gelernte wieder teilweise, und es ist daher notwendig, ihnen dasselbe nachher von neuem vorzuspielen. Gewöhnlich bekommt der Vogel seine ausgebildete Stimme nicht eher, als im kommenden Frühjahr; wenn man daher schon im Herbst aufhört, so lernen sie nichts Vollkommenes. Siehe auch die Fußnote S. 319.

Man behauptet, daß die Kanarien sich auch zum Aus- und Einfliegen gewöhnen ließen. Die Versuche, die ich mit denselben nach vorhergegangener Zimmerdressur vornahm, fielen alle unbefriedigend aus; das heißt, sie flogen wohl aus, aber nicht wieder ein. Ich machte auch Proben im Winter, sie benahmen sich aber ebenso unzuverlässig und ungeschickt, wie zu andern Jahreszeiten; nachdem sie durch Hunger und Kälte recht ermattet waren, hatte ich die Mühe, sie in der Nachbarschaft wieder auffangen zu müssen. Wer ähnliche Versuche anstellen will, möge sehr auf der Hut sein, d. h. den größten Teil der zum Freiflug bestimmten Vögel zurückhalten, weil diese durch ihre Locktöne die Kameraden möglicherweise wieder herbeilocken können.

Von welch hohem Grade übrigens die Gelehrigkeit der Kanarien ist, kann man oft bei reisenden „Künstlern“ auf Jahrmärkten und Volksfesten beobachten, die sich mit Vogel- und Hundedressur befassen. Ein Kanario z. B. desertiert; zwei andere fliegen ihm nach, welche das

Amt der Gendarmen ausüben und den Deserteur zurückholen, was durch Beißen und Stoßen geschieht. Der Missethäter wird nun zum Tode verurteilt, ein Kanönchen geladen und durch einen Kanario, der als Artillerist Dienste leistet, erschossen. Freilich muß der reisende „Künstler“ sehr viel mit seinen dressierten Tierchen „arbeiten“, um die Sache in Zusammenhang zu bringen; doch nimmt sich das Ganze artig genug aus und hat immer einen befriedigten Zuschauerkreis. — In der Neuzeit hört man auch verschiedene Berichte über sprechende Kanarien. Eine solche Gabe würde freilich den Wert eines Kanario bedeutend erhöhen, ist aber schwer glaublich.

In vielen Gegenden machten sie in frühern Zeiten, teilweise noch jetzt, einen bedeutenden Handelsartikel für ärmere Leute aus, welche sie zähmten, künstliche Lieder nachpfeifen lehrten, und so in den europäischen Städten feilboten. Von manchen Gegenden aus, z. B. vom Schwarzwald, aus Schwäbisch Franken, aus der Nürnberger Gegend, aus der Schweiz und Tirol wurden sie auf diese Weise nach England, Rußland und selbst bis Konstantinopel gebracht. Noch bis zum heutigen Tage wird die Kanarienvogelzucht als Erwerbszweig in mehreren Ortschaften des Harzes betrieben, am stärksten in Andreasberg, weiterhin auch in Duderstadt, Worbis und andern Orten; die dortigen Vogelhändler gehen in alle bedeutenderen Städte des Kontinents, nach Paris, London und selbst nach Amerika und bringen „Geld und Ausländer“ dafür zurück. Aber weitaus bedeutender gegen früher ist die Züchtung mit Kanarien — besonders auf die sogenannten Harzer — in der Neuzeit. Man wird nicht überschätzen, wenn man die Gesamtzahl, die jährlich in Deutschland gezüchtet wird, auf ½ Million anschlägt. In St. Andreasberg allein werden ca. 40000 Männchen gezüchtet und ausgeführt, so auch noch in vielen andern Ortschaften des Harzes. Nächstdem folgen Thüringen und andere Teile Deutschlands, so daß der Tiroler Handel fast ganz verschwindet. In allen größern und kleinern Städten unseres Vaterlandes wird diese Zucht als eine Liebhaberei von vielen Handwerkern betrieben, welche ihr Geschäft der Hauptsache nach im Zimmer ausüben. Zurzeit, 1889, beherrscht Großhändler Reiche in Alfeld bei Hannover den Markt derart, daß er an seinen Bruder, Firma: Chr. Reiche and Brother nach New York etwa 60000 Männchen schickt, von wo aus sämtliche Kunden der Vereinigten Staaten, vom Mississippi bis Kanada, und von der Ostküste bis San Franzisko, bedient werden. Es gibt kaum noch einen Ort von einiger Bedeutung, wo nicht der „German Canary“ bekannt ist. Nach Süd-Amerika werden etwa 10000 Männchen ausgeführt; nach Australien 6000 Stück; nach Süd-Afrika 3000 Stück. Etwa 30000 Stück werden in unserem Erdteil abgesetzt, während 14000 Stück in Deutschland und in der Schweiz ihre Abnehmer finden. Das ist aber nur eine teilweise Schätzung vom Jahr 1885.

Die Kanarien, als echte Zimmervögel, sind mancherlei

Krankheiten

und Plagen unterworfen, worunter ich die hauptsächlichsten aufführen will:

1) Von Vogelmilben werden sie oft so stark heimgesucht, daß sie durch die fortwährende Quälerei dieser kleinen aber zahllosen Feinde erkranken, und endlich, wenn man nicht zu Hilfe kommt, abmagern und sterben. Für diese Qual gibt es kein sichereres Mittel, als die Käfige mit siedendem Wasser auszubrühen, Stäbe und Nistapparate ebenfalls mit strudelndem Wasser zu behandeln, resp. sie darein zu werfen; nur dies giebt Sicherheit für vollständige Vertilgung. — Ist diese schrecklichste aller Vogelplagen in einer Zimmerhecke ausgebrochen, so versieht unser gewöhnliches Erdöl die zuverlässigsten Dienste. Kein Insekt kann dieser penetranten Flüssigkeit widerstehen. Man nimmt einen ziemlich großen Anstreichpinsel und pinselt das Zimmer aus, auch an Stellen, wo man keine Spuren der Insekten bemerkt, denn ihre Kleinheit entzieht sie nur zu häufig dem menschlichen Auge. Auch die Wanzen werden durch Bestreichen mit Erdöl getötet. Für Löcher und Ritzen, wohin man mit dem Pinsel nicht reicht, verwendet man ein kleines Spritzchen. Der Geruch des Erdöls verflüchtigt sich schnell, läßt auch auf den Wänden keine merklichen Spuren zurück, selbst nicht auf Tapeten, obwohl es kaum tapezierte Vogelzimmer geben dürfte, da dies das Ungeziefer züchten hieße. — Den verlausten Vögeln streut man persisches Insektenpulver zwischen das Kleingefieder, welches dem Vogel nicht schadet und die Milben einige Zeit vertreibt. Auch auf den Boden des Käfigs streue man Insektenpulver. Im hohen Sommer, schon vom Mai anfangend, zeigen sich Milben, vermehren sich in schreckenerregender Progression bis zum August und nehmen in den Niststellen so überhand, daß die Weibchen nicht mehr im Neste bleiben können, sondern oft herausspringen und beständig an sich herumlaufen; dann aber ist es höchste Zeit, auf die Vertilgung dieses Ungeziefers bedacht zu sein. Mit Sorgfalt untersuche man das Geniste, worauf die jungen Vögel liegen, und man wird oft ganze Klümpchen von gesogenem Blute rot aussehender Milben finden. Man reinigt das Körbchen durch Tauchen in siedendes Wasser, wodurch die Brut des Ungeziefers unfehlbar getötet wird, vertauscht es mit einem schon vorher ausgebrühten oder neuen, bestreut den Boden desselben mit

persischem Insektenpulver, setzt eine weiche, frische Unterlage darein, und auf diese wieder die Jungen, welche ebenfalls mit persischem Pulver eingestreut werden. Durch diese Hilfeleistung kann dem Uebel gesteuert werden. Wer aus Schonung für die Käfige das Ausbrühen mit siedendem Wasser nicht anzuwenden Lust hat, kann auch seine Zuflucht zum Erdöl nehmen, indem man die Behälter und Nester der Vögel tüchtig mit demselben auspinselt. Viele Bruten werden durch diese heillosen Insekten ruiniert, ohne daß der unerfahrene Kanarienzüchter den Grund hiervon weiß. Wo Milben aufkommen, geht der Vogel unter.

2) Die Verstopfung, welche man daran erkennt, daß die Exkremente nicht recht abgehen wollen und der Vogel nach jedesmaligem Auswurf den Hinterleib stark beugt und mit dem Schwanze einigemal nachschnellt. Man kuriert sie mit Brunnenkresse oder Salat, überhaupt mit viel Grünem, Obst und Feigen.

3) Epilepsie oder fallende Sucht nennt man, wenn sie öfters vom Sprungholze stürzen, wie ohnmächtig daliegen und flattern. Diese entsteht bei zartnervigen Vögeln durch plötzliches Erschrecken, hitziges Futter oder verdorbene Stubenluft. Man verhüte jede Gelegenheit, wodurch sie erschreckt werden, und bringe sie in einen gesunden Flug, wo sie sich bei gutem Futter meistens bald wieder gehörig stärken werden. Besonders sei man vorsichtig beim Ausfangen aus dem Käfig, welches manche reizbare (oder schwachnervige) Vögel so alteriert, daß sie epileptisch werden und es auch bleiben. Um dies zu vermeiden, fahre man nicht plötzlich in den Käfig, sondern bereite sie durch freundliche Ansprache vor, decke dann ein Tuch über das Käfig, daß es verdunkelt wird, oder verdunkle das Zimmer durch Schließen der Fensterläden und greife nun erst nach dem Vogel unter fortwährender zarter Ansprache.

4) Das Verfallen der Stimme oder Heiserkeit führe ich auf zwei Ursachen zurück: Erkältung durch Luftzug oder durch Füttern mit schlechten ölhaltigen ranzigen Sämereien, woraus sich auch deren Beseitigung ergibt. Man füttert gut ausgedrückte Semmel, mit süßem frischem Mohnöl etwas benetzt, läßt das verdächtige Gesäme weg, gibt dafür Kanariensamen, viel Grünes, legt ins Wasser einen rostigen Nagel und schützt den Vogel vor Zugluft.

5) Bauchfellentzündung, Brand, Bruch, kommt häufig bei jungen Vögeln vor, wenn man sie noch nicht lange von den Alten entfernt hat. Man erkennt diese Krankheit daran, daß der Vogel das Gefieder dick auflockert, sich ungewöhnlich viel am Futtertrog beschäftigt und immer daran herum knappert, ohne sich satt zu machen. Bläst man das Bauchgefieder auf, so erscheint der Bauch wie geschwollen und entzündet, die Därme zeigen sich durch die Bauchhaut als geschwollene Kanäle. Beim Auswerfen des Abgangs wird ein krankhaftes Nachdrücken mit dem After bemerklich. Diese Krankheit rafft viele junge Vögel dahin. Ursachen sind: Unpassendes Futter, besonders zu viel Hühnerei, welches stopft, und kalte Luftzüge. Man gebe den Patienten sofort frisches Hühnerdarmkraut (Vogelkraut), Goldkraut und Löwenzahnblumen, soviel sie nur immer zu fressen Lust haben, daneben erweichte Semmel (ohne Ei) mit Mohnöl beträufelt und Sommerrübsamen. Sollten keine Hühnerdarmkräuter aufzutreiben sein, so halte man sich an Goldkraut (Kreuzkraut), und kann auch das nicht aufgebracht werden, so verschafft man frische Salatblättchen, weiches, süßes Obst, gequellte Tafelfeigen, abgeriebene süße Karotten; aufgeweichte Semmel, mit Mohnöl befeuchtet, nicht zu vergessen. Dies sind die einzigen, mir bekannten Mittel, welche Hoffnung gewähren, hie und da einen solchen Patienten dem sonst sichern Tode zu entreißen. Dazu gehören auch zugfreie, luftreine, wohltemperierte Lokale, um junge Vögel gut über die Mauser zu bringen. Frisches Wasser, in welchem ein Stück rostiges Eisen liegt, soll diese Kur unterstützen. Von Sämereien gibt man, wenn sich die Patienten wieder gut befinden, Mohn, Rübsamen, frischen Hanf, Hirse, Kanariensamen, aber kein Hühnerei. Frisches geeignetes Grünzeug ist stets eine gesunde Beigabe. Es taugt auch nichts, sie unvorsichtigerweise unter offene Fenster zu setzen; besser ist es, wenn man sie bei heiterem Wetter lieber ganz vor dieselben hängt, jedoch weder in die Sonnenhitze noch an windigen Platz; um ihnen frische Luft zu gönnen, öffnet man nur die obern Fensterflügel; dabei müssen die Thüren geschlossen bleiben. Ein Vogelfreund empfiehlt (Gef. Welt 1876, Nr. 50, 482) ein homöopathisches Mittel: Man gebe den Patienten zwei Körnchen Bryonia und löse im Trinkwasser fünf Körnchen desgleichen auf. Ferner stecke man ein Stückchen Gurkenfleisch zum Benagen auf. — Das Gurkenfleisch möchte ich als kühlendes und abführendes Mittel zur Beachtung und Probe empfehlen.

6) Die Eierstockung, welche bei den Weibchen während des Legens vorkommt, ist oft tödlich, und wenn das nicht der Fall, so taugen sie doch nicht leicht mehr in die Hecke. Wenn nämlich das Ei zu groß oder ohne Schale ist, so kann die Henne nicht gut legen, wird krank, schnell hinfällig und kommt dem Tode nahe. Man nimmt ein kleines Pinselchen, wie man es beim Kolorieren braucht, taucht es in Baumöl und bestreicht damit den After innerlich; doch hüte man sich dabei, die Federn des Hinterleibes mit Oel zu beschmieren, weil die ölfeuchten Federn keine Wärme mehr halten, der Vogel friert und seine Krankheit dadurch noch erhöht wird.

Wenn man das Ei zerbrechen und herausschaffen kann, so erholt sich der Vogel meistens bald wieder, ist aber von der Hecke einige Zeit zu entfernen; beim Zerdrücken des Eies sei man aber vorsichtig, um den Legedarm nicht zu verletzen. Sehr oft habe ich solchen kranken Hennen mit warmen Bädern geholfen. Man gibt dem Vogel ein Bad von 30 Grad R., wickelt ihn in ein wollenes Fleckchen, den Kopf aber frei, setzt ihn sofort auf eine Wärmflasche von 30 Gr. R. und bedeckt ihn leicht mit einem Federkissen. In der Regel ist die kranke Henne durch die gesteigerte Wärme imstande, das Ei abzusetzen, und ist dann gerettet. Das Gefieder des Vogels trocknet bald unter der Decke ab; dann erst läßt man ihn wieder in den Käfig.

7) Beinbruch. Man bringt das gebrochene Bein zwischen zwei leichte platte Holzstäbchen, umwickelt das Ganze mit Garn (nicht mit einschneidendem Zwirn), bestreicht den Verband mit Leim oder arabischem Gummi, läßt das Klebmaterial trocknen, indem man den Vogel bedeckt. und setzt dann den Patienten in einen Käfig ohne Sprunghölzer, so daß er auf dem Boden ruhig sitzen bleiben muß, welchen man mit Moos bedeckt. Nach zehn Tagen löst man den Verband in warmem Wasser wieder vorsichtig ab. Die Futtergeschirre stellt man selbstverständlich in das Moos, damit der Vogel leicht dazu gelangen kann. Semmel und Grünes darf nicht beim Futter fehlen.

8) Fußräude. Sie wird durch Milben verursacht. Die Borken entfernt man durch Aufweichen mit warmem Wasser und Aufstreichen von reinem Fett. Dann reibt man Perubalsam auf die kranken Stellen der Füße. Für krebsartige Geschwüre am Schnabel möchte ich das gleiche Mittel empfehlen.

9) Zu ihren Plagen gehören allzulange Nägel, wodurch sie so inkommodiert werden, daß sie oft von keinem Sprungholz mehr auf das andere hüpfen können, ohne hängen zu bleiben, nicht selten verdrehen sie sich dadurch einen Fuß. Besonders störend sind ihnen solche lange Klauen im Einwurf. Man beschneidet sie mit einer scharfen Schere auf ihre natürliche Größe und gibt ihnen dicke Holderschößlinge, welche sie nur halb umspannen können.

Dem Badwasser setzt man zeitweise 2 Gramm gebrannten Alaun auf 100 Gramm Wasser zu, welches als Schutz gegen das Ueberhandnehmen des Ungeziefers dient.

Die andern Krankheiten sind weniger erheblich. Wo es noch etwas zu kurieren gibt, sind Sonnenwärme, frische Luft, Reinlichkeit des Käfigs und gutes Futter die besten Arzneien.

Die Hagestolzen können ein Alter von 15 bis 20 Jahren erreichen; die, welche aber zur Zucht verwendet werden, bringen es selten über 6—8 Jahre.

Für die Naturgeschichte des Kanarienvogels existiert eine überreiche Litteratur von Gesner an, der selbst nur wenig darüber zu schreiben wußte. Dann folgte Aldrovand, Frisch, J. C. Hervieux, Abhandlungen über den Kanarienvogel 1712, deutsch in Frankfurt a. M. 1758; Buffon, Uebersetzung von Dr. Otto 1784, S. 195—273; Unterricht von den Kanarienvögeln, Altona 1789; Friedrich, Erfahrungen über die Kanarienvögel, 1790; Bechsteins Stubenvögel, 1794, 1800 und folgende Auflagen bis in die Neuzeit 1871. — A. Brehm, Gefangene Vögel, 1872, S. 312—328; — A. Brehm, Tierleben, 1882, S. 335—339; — O. Brandner, Der Harzer Kanarienvogel, Stettin 1881; — Rudolf Maschke, Der Harzer Kanarienvogel, Halle 1875; — A. Ladewig, Der Gesang des Harzer Kanarienvogels, Bütow 1881; — Dr. Karl Ruß, Der Kanarienvogel, Neueste Auflage 1889. — W. Böcker, Der Kanarienvogel 1889. Letztere Werke genügen für jeden Züchter, resp. Händler. — Außerdem gibt es noch viele andere Schriften; auch ist vieles in Fachblättern zerstreut.

6. Gruppe: Zeisig, Acanthis, *Bechstein* 1802.

K. & Blas. 1850; *Bp.* 1850; — Carduelis, Barrére 1745; — Spinus, *Cuv.* 1800; *Br.* 1831; — Chrysomitris, *Boje* 1828; — Hyacanthis, *Cab.* 1851.

Mit dünnem, nach der Spitze zu etwas zusammengedrücktem, scharf und lang zugespitztem Schnabel, die Schneiden eingezogen; dicht mit Federborsten bedeckte Nasenlöcher; niedrige stämmige Füße mit scharfen Nägeln; lange spitze Flügel, die 2. Schwinge die längste; Schwanz kaum mittellang, am Ende gabelig ausgeschnitten. Sie füttern ihre Jungen aus dem Kropfe, und zwar anfänglich mit kleinen Insektenlarven und Insekten, später mit erweichten Sämereien. Sie zeigen alle viele Fertigkeit im Klettern, welche sie auch, fast meisengleich, im Käfig anwenden, und unterscheiden sich dadurch gar sehr von andern Finken. Für diese Gruppe — welche beliebte Zimmervögel enthält — zählt Gray etwa 50 Arten, wovon hier beschrieben: 4 Arten.

Der Zitronenzeisig. Fringilla citrinella, *Linné.*

Taf. 14, Fig. 12.

Zitronenfink, Citrinelle, Zitrinchen, Venturon, Schneevögeli, Citrill, Zitreinle. — Citrinella, alte Aut.; *L. cit.*; — Serinus italicus, *Briss.*; — Fr. citrinella, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Emberiza brumalis, et Fring. alpina, *Scop.* 1769; — Fr. brumalis, *Bechst.* 1805; — Spinus citrinellus, *Koch* 1816; *Br.* 1831, 1855; — Chlorospiza citrinella, *Bp.* 1832; *K. & Bl.* 1840; — Citrinella alpina, *Bp.* 1838; *A. Br.* 1882; — Citr. brumalis, *Cab.* 1851; — Chrysomitris citrinella, *Rchw.* 1884; *v. Hom.*; *Meves* 1886.

Dieser hübsche Vogel ist mit dem Girlitz zu verwechseln; doch ist er größer, hat einen ganz anders geformten Schnabel und erinnert in der Färbung des Gefieders an einen Grünling. Auch hat der Zitronfink mit dem Bastard von Zeisig und Kanarienvogel viele Aehnlichkeit.

Kennzeichen. Hauptfarbe hellgrün; Nacken und Halsseiten aschgrau; Stirne und Kehle gelbgrün: der Unterkörper ungefleckt; die Spitzen der Deckfedern bilden 2 grünlichgelbe Querbinden über die Flügel; die 2. Schwinge die längste; die 1. Schwinge kleiner als die 3. und größer als die 4; jederseits eine starke Gaumenleiste wie beim Grünling, denn der Schnabel ist etwas stärker als bei den andern Zeisigen.

Länge 12,5 cm, Flügelbreite 22 cm, Länge des Schwanzes 5,5 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Laufs 1,5 cm. Nur wenig größer als der Zeisig.

Beschreibung. Für das Männchen genügt die Abbildung. Der Schnabel ist zeisigartig, aber nicht so lang und dünngespitzt, von Farbe horngrau; die Augen sind dunkelbraun; die Füße hellbraun. — Das Weibchen ist etwas kleiner, viel grauer und nicht so rein gezeichnet. Das Gelbe des Kopfes und Unterkörpers ist schmutziger; die graue Farbe des Hinterhalses erstreckt sich rings um die Gurgel; der Rücken graugrün mit dunklern Federschäften; die Weichen sind mit feinen, grauen Schaftstrichen besetzt; Flügel und Schwanz sind wie am Männchen, aber die Färbung düsterer und bleicher.

Dieser Vogel ist ein Bewohner der Gebirgsgegenden des südlichen Europa, besonders der Länder ums Mittelmeer, und scheint keine ausgedehnte Verbreitung zu haben. Man trifft ihn in Kleinasien und der Türkei, in Griechenland, häufiger in Italien, selten in Spanien, häufiger wieder in Südfrankreich, in der Schweiz, im badischen und württembergischen Schwarzwald, in den Voralpen Bayerns und Tirols, aber nirgends in den Ebenen der genannten Länder, sondern nur in den höher gelegenen Tannenwäldern, wo er aber so hoch hinaufgeht, bis die Tannen verkrüppeln. Trotz dieser hoch gelegenen Wohnstätten weicht der Zitronenfink doch den Unbilden rauher Witterung aus und kommt dann in mildere, tiefer gelegene Gegenden herab, meistens aber als Vorbote von Schneegestöber, was ihm auch den Namen: „Schneevögeli" eingetragen hat. — Ueber den Aufenthalt des Zitronfinken im württembergischen Schwarzwald sagt Landbeck: bei Göttelfingen, Besenfeld, Freudenstadt, bis herauf an den Ausfluß der Nagold in die Enz ist er gemein und erscheint in Flügen im November. Er überwintert in sonnigen Bergen, nährt sich ausschließlich vom Samen des salbeiblätterigen Gamander, Teucrium scorodonia *L.*, und verschwindet wieder größtenteils im März, so daß bei uns nur wenige in den Nadelwäldern brüten. — So gerne er die hochgelegenen Nadelwaldungen bis zu einer Höhe hinauf bewohnt, wo die Bäume nur noch Krüppelwuchs haben oder zu struppigen Alpentannen zusammenschrumpfen, so zieht er doch immerhin die sonnigen Halden vor. Je nach Beschaffenheit der Gegend ist er Strich- oder Wandervogel. Die Weibchen und Jungen wandern im Oktober truppweis in wärmere Länder und kehren im April auf ihre Brutplätze zurück, wo sie aber oft bis in den Mai hinein auf die Schneeschmelze harren müssen.

Sie nisten auf dem Jura, den südlichen Alpenketten und auf andern Gebirgen der oben angegebenen Länder, oft in einer Höhe, wo sie mit verkümmerten struppigen Weiß- und Rottannen, Arven und Föhren unter Mannshöhe vorlieb nehmen müssen. Wo die Tannen bessern Wuchs haben, bauen sie viel höher. Auf dem Schwarzwald auf mittelhohen Fichten am Stamme und nahe dem Wipfel in dichtem Astwerk, so daß auf höhern Tannen das Nest schwer zu finden ist. Dasselbe ist gut geflochten, etwas sparrig und platt, und besteht aus Würzelchen, Baummoos, Hälmchen, Stengelchen, innen mit Tier- und Pflanzenwolle, Haaren, zuweilen auch noch mit Federchen gepolstert, das Ganze mit Insektengespinsten zusammengehalten, weich und warm. Im Mai findet man 4 bis 5 Eier, welche auf grün-

lichweißem Grunde mit graurötlichen und dunkelroten größern und kleinern Pünktchen nicht sehr dicht besetzt sind. Sie gleichen ziemlich den Stieglitzeiern und messen: 15 + 12 mm. Die Jungen, welche aus dem Kropfe gefüttert werden, haben Aehnlichkeit mit den jungen grauen Kanarienvögeln. Sie werden von Liebhabern ebenso aufgezogen wie die Hänflinge, und neben einem Kanarienvogel hängend, lernen sie manches von dessen Schlag. Auch eignen sie sich gut in den Einwurf mit diesen. Die Hybriden, von einer Kanarienhenne erzogen, sind hübsche gelbgrüne Vögel und bekommen einen wohlklingenden Schlag, wenn sie von einem Kanario lernen.

Das Zitrinchen ist ein munteres, gewandtes und vorsichtiges Tierchen. Es hat nicht lange Ruhe auf einer Stelle, dreht den hintern Körper hin und her, hält sich viel in den obern Zweigen der Baumkronen auf, kommt aber auch nach Nahrung suchend auf die Erde herab, wo es mit keckem Anstande einherhüpft. Obgleich es ein Bewohner der südlichen Gegenden ist, so macht doch die strenge Luft, welche in der Höhe jener Gebirge herrscht, daß es gegen den Einfluß der Kälte ziemlich unempfindlich ist, und weniger diese, als vielmehr Schneegestöber und Nahrungsmangel scheint es in niedere Gegenden zu treiben. Der Flug ist schnell und leicht, wie beim Zeisig.

Ihre Nahrung besteht aus den Samen der Nadelhölzer, aus den Sämereien der Alpenpflanzen, des Gamanders, der Melden, und aus jungen Baumknospen und Blüten; vielleicht lesen sie auch kleine Insektenlarven und Blattläuse davon ab, wie die Distelfinken. — Im Zimmer füttert man sie mit Mohn- und Rübsamen, weniger mit Hanfsamen, welcher sie fett macht; auch täglich etwas Grünes soll nicht fehlen. Ameiseneier fressen sie ebenfalls recht gern. Der Zitronenfink gewöhnt sich bald, wird zutraulich, und ist leicht zu unterhalten, hält sich aber trotzdem nicht besonders gut im Kleinkäfig, denn er bläht sich oft auf, und man sieht ihm ordentlich an, daß er seine frische Gebirgsluft vermißt. Dagegen ist er in einer Volière, mit Tannenbäumchen geziert, ein munterer und sehr verträglicher Vogel.

Der Gesang ist angenehm, hat flötende und klirrende Töne und gehört zu den bessern der Samenvögel. Er hat ein eigenes wohllautendes Metall, das man schon in den Locktönen findet. Diese klingen wie „tü — i — tü — i, — ziüb zi üb, güb!" dann hört man noch ein weiches nicht lautes „ditä, ditä, wit!" und ein „tschätschä!" Landbeck drückt einen Lockton gut aus, mit: „giit! giit! gire girregere"; die hungrigen Nestjungen locken „zi — be, zi zi zi — be". Sie singen mit großem Fleiß fast das ganze Jahr hindurch, die Mauserzeit ausgenommen. Während der Brutzeit fliegt das singende Männchen in einem flatternden Balzflug umher und steigt schräg in die Höhe wie der Baumpieper, aber nicht so hoch.

Man fängt sie mit der Locke des Zeisigs auf dem Finkenherde, und auf Lockbüschen mit Leimruten.

Der Erlenzeisig. Fringilla spinus, *Linné.*

Taf. 15, Fig. 1.

Zeisig, Zeislein, Zeiserl, Zensle, Erlenfink, Engelchen, Zeisle. — Acanthus avicula, *Gesn.*; — Spinus, et Ligurinus, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Linaria viridis, *Frisch*; — Fr. spinus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Spinus viridis, *Koch* 1816; — Chrysomitris spinus, *Boje* 1828; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Spinus alnorum, *Br.* 1831; — Acanthis spinus, *K. & Bl.* 1840.

Der Zeisig ist einer der beliebtesten Stubenvögel in ganz Europa, so weit überhaupt Vögel im Käfig unterhalten werden.

Kennzeichen. Die fünf äußersten Schwanzfedern, so wie die Schwingen von der vierten bis zur vorletzten an der Wurzel gelb; in den Weichen deutliche schwärzliche Schaftstriche; die Spitzen der großen Flügeldeckfedern bilden eine gelbe Querbinde; Bürzel grünlichgelb; die großen Schwingen bis zur 3. verengt; die 2. Schwinge die längste, die 1. nur wenig kürzer.

Länge 11,5 cm, wovon auf den Schwanz 4,3 cm abgehen, Flügelbreite 21 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Fußrohrs 1,4 cm.

Beschreibung. Für das Männchen genügt die Abbildung. Es ist das Kehlfleckchen aber recht veränderlich, denn es kommt zuweilen in bedeutender Ausdehnung bis auf die Brust vor, oft aber auch

sehr klein, nur schwarz gestrichelt; bei manchen Zeisigmännchen fehlt es auch gänzlich und macht einem schönen Grüngelb Platz, das durch feine dunkle Zeichnung eingefaßt ist. — Der Schnabel ist gestreckt, sehr spitzig, von Farbe schmutzig fleischfarben, mit schwärzlicher Spitze; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind stämmig und schmutzigbraun. — Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden. Die schwarze Kehle fehlt; der Kopf und Rücken ist mehr grau und schwärzlich gefleckt; die Kehle nebst Seiten weißlich; Hals und Brust sind graulich, auf dem Kropf mit bleichgelbem Schimmer; der ganze Unterkörper ist schmutzig weiß, mit schwärzlichen Schaftstrichen, die in den Weichen zu großen Längsflecken anwachsen. Die Flügel sind matter gefärbt, der Schwanz ebenfalls und die schwarze Scheitelplatte ist kaum angedeutet. — Die Jungen gleichen der Mutter.

Bei nur einmal gemauserten Männchen fehlt zwar auch nicht selten die schwarze Kehlplatte oder ist nur unmerklich angedeutet, doch sind sie immer durch viel lebhaftere Farben von dem Weibchen unterschieden. Je älter sie werden, desto reiner und schöner wird ihre Färbung. — Man findet auch Varietäten: weiße, gelblichweiße, bunte und schwarze. Bechstein schoß einen, welcher eine ganz schwarze Brust und ein schön gelbgrün gefärbtes Gefieder hatte.

Der Zeisig ist über ganz Europa und Nord-Asien bis in den fernen Osten verbreitet, denn Middendorf schoß ein schön ausgefärbtes altes Männchen am 4. Mai bei Udskoi-Ostrog; im Herbst findet man ihn bei Peking, im Winter noch südlicher, und auch in Japan. In Europa nordwärts bis zum mittlern Schweden als Brutvogel und als solcher vorzugsweise in den nördlichen Tannenwaldungen; im Winter auf dem Zug bis in die südeuropäischen Staaten, selbst bis auf die Inseln des Griechischen Archipel. In Frankreich kommen die Zeisige zur Zeit der Weinlese an und entfernen sich im nächsten Frühjahr, wenn die Bäume ausschlagen. In zwei Verzeichnissen über spanische Vögel (Cab. J. 1855, S. 295 ff.) finde ich den Zeisig nicht aufgeführt. In der Schweiz, in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn ist er streckenweise ein sehr häufig vorkommender, sehr bekannter Vogel, insbesondere im Spätjahr und im Winter, denn als Brutvogel ist der Zeisig bei uns weit weniger häufig als auf dem Strich.

Er ist ein Bewohner der in Gebirgsgegenden liegenden Nadelwälder, insbesondere der Fichtenwaldungen, Pinus abies, *L.*; man findet ihn aber auch in ebenen, gemischten Waldungen. Wo die Sämereien der Waldbäume recht gedeihen, sieht man sie oft in zahlloser Menge, mißraten diese aber, so vermeiden sie solche Distrikte auf längere Zeit. Im Herbst verlassen sie die Wälder, treiben sich auf den Bäumen und Gebüschen der Felder umher, und kommen dann bis an die Ortschaften. Im Oktober fliegen sie nach dem reifen Samen der Erlen und Birken, wo oft viele Tausende solche Gehölze bis in den Winter hinein beleben, wenn deren Samen gut geraten sind. Sie halten sich mehr in den Baumkronen auf, als im niedern Gebüsche; je höher jene sind, desto lieber ist es ihnen. Doch steigen sie auch öfters im Gebüsche zur Erde herab, besonders an den Wassergräben. Ihre Nachtruhe halten sie in den dichten Zweigen der Nadelbäume, auf Erlen, und bei stürmischer Witterung in verwachsenen Gebüschen und Hecken, an welchen noch dürres Laub hängt.

Die Zeisige sind Strichvögel; im Herbst strömen uns große Scharen aus nördlichen Ländern zu, welche bei uns überwintern, wenn sie hinreichende Nahrungsmittel finden; fehlt es aber daran, dann halten sie sich nicht lange auf, und man sieht nur wenige den Winter über. Sie begeben sich dann in die südlichsten Länder unseres Erdteils. Die Strichzeit beginnt schon im August. Die Familien wachsen zu immer größeren Truppen an, und in der Hauptstrichzeit, im Oktober und November, sieht man meistens sehr große Scharen, die nach Tausenden zählen, umherschweifen; im Frühjahr ist es der März und noch ein Teil des Aprils, wo sie sich dann wieder auf ihre Brutplätze verteilen.*)

*) Ueber Helgoland stellt sich der Zug für Samenfresser nach dem Verzeichnis des Malers Gätke etwa folgendermaßen: Emberiza nivalis, Mitte und Ende Oktober, bis in den November hinein „große Scharen.“ Für Lapponica ist weniger Zug verzeichnet. — Citrinella und Miliaria ziemlich viel Zug. — Hortulana vom 28. April bis in den Mai hinein, ziemlich viel Zug; am 16. August erscheinen die ersten Jungen auf dem Rückzug; 17. bis 23. August ziemlich viel Junge; am 4. September und folgenden Tage bis 19. September schöne alte Männchen ziemlich zahlreich, womit der Zug bei dieser Art über Helgoland abgeschlossen scheint. — Schöniclus 19. April einzeln; der Rückzug beginnt am 26. September von einzelnen; 11. Oktober „sehr viel Zug;“ 12. Oktober „ungeheuer viel Zug“; 14. Oktober ziemlich viel; 15. Oktober „immer noch viel“; 21. Oktober wenig; 25. Oktober einige. — Fringilla domestica et montana, Haus- und Feldspatz; hie und da erscheint eine Schar, hält sich kurze oder längere Zeit auf und zieht dann wieder ab; 16. März „eine Schar überhin ziehend, W.—O.“ — Für Cölebs

Das Nest des Zeisigs ist sehr schwer zu finden, denn es steht sehr hoch in einem Tannenbüschel versteckt, ist deshalb von unten her beinahe nicht zu entdecken, und gab zu dem Volksmärchen Veranlassung: „Das Nest des Zeisigs enthalte einen kleinen Edelstein, welcher es unsichtbar mache; der Besitzer dieses Steines könne sich damit ebenfalls unsichtbar machen; man könne das Nest aber nur dann entdecken, wenn es sich im Wasser abspiegele.“ Dieses Märchen wurde durch Auffindung vieler Nester schon genügend widerlegt. Wohl aber kann die Thatsache nachgewiesen werden, daß sie in den nördlichen Ländern ihres Aufenthalts viel häufiger brüten, als in unserem Vaterlande; das beweisen die unzählbaren Scharen, die im Spätjahr aus dem Norden zu uns kommen; denn in manchen Gegenden Deutschlands, die nicht arm an Nadelwäldern sind, kommen die Zeisige nur spärlich oder auch gar nicht als Brutvögel vor, in denen man sie gleichwohl später — auf dem Strich — in großer Menge findet. Im Thüringerwalde pflanzen sie sich übrigens — nach Bechstein — häufig fort und ihre Nester sind dorten gar nicht selten. Vereinzelte Zeisigpärchen treiben sich im Sommer wohl auch bei uns in Parken, Alleen u. s. w. umher, wo es Tannen gibt, sicherlich als Brutvögel; aber es ist sehr schwierig, das letztere festzustellen. Nach Landbeck brütet er in den dichten Tannenwaldungen des Schwarzwalds, doch ziemlich selten; kommt aber im Winter in großen Scharen auf die samentragenden Erlen und Birken. So wird es sich auch wohl in den andern südwestdeutschen Gebirgswäldern: in den Vogesen, im Hardtwalde, im Taunus, im Odenwald und im Spessart verhalten. Wie hier ermittelt, verhält es sich auch in ganz Oesterreich-Ungarn, nämlich: als Brutvögel ziemlich selten, dagegen während der Herbst- und Winterstreifen für viele Gegenden gemein.

Sie bauen ihre Nester stets auf Nadelbäume, seien diese nun hoch im Gebirge oder in den Wäldern der Ebene, immer aber auf hohe Bäume, und unter diesen sind ihnen Weißtannen und Fichten lieber, als Kiefern. Wenn sie Wasser in der Nähe haben können, so wählen sie vorzugsweise solche Plätze. Es steht immer an Stellen, wo es dichte Nadelbüsche so verhüllen, daß es weder von unten, noch auch von obenher gesehen werden kann, denn es steht meist weit außen an einem vorgestreckten Ast; dazu kommt noch die bedeutende Höhe, in welcher es vom Boden steht; diese zwei Eigenschaften reichen hin, um das Auffinden eines Zeisignestes sehr zu erschweren, d. h. unsichtbar zu machen. Wenn man die Pärchen nicht beim Nestbau belauschen kann, ist es meist vergebliches Bemühen, ein Nest zu finden. Und wenn ein Nest endlich auch glücklich entdeckt ist, so hat man es noch lange nicht in Händen, denn eben darin liegt die Schwierigkeit, das Nest von der hohen Tanne — welche meist unten recht glatt ist — herabzubringen. Ein eigentümlicher Balzflug des Männchens, ein Fledermausgeflatter (siehe auch unten) kann dazu helfen, den Nistplatz zu finden, obwohl dieses Flugspiel oft auch entfernt vom Brutplatz ausgeführt wird. „Vater Brehm schickte einen Steiger auf eine Fichte, und bezeichnete ihm den Ast ganz genau; das Nest stand aber so in dichten Zweigen verborgen, daß derselbe in einer Entfernung von 60 cm dasselbe nicht sah und schon wieder den Baum verlassen wollte, bis ihm Brehm riet, die Zweige auseinander zu biegen. Und nun erst erkannte er ein Nest in dem Gezweige der Nadeln.“ Unter $7^1/_2$ m vom Boden findet man es selten, wohl aber häufig

---

und Montifringilla ist „viel Zug“ verzeichnet. Er beginnt in Mitte des März mit Männchen; im April zeigen sich auch Weibchen; 5. April „ziemlich viel im Garten, alles Weibchen.“ Zug nimmt allmählig ab, dauert aber bis Ende des April. Der Rückzug beginnt im September und steigert sich bis zum Oktober. 1. Oktober „Cölebs ungeheuer viel den ganzen Tag“. Nachzügler zeigen sich bis in den Dezember hinein. 17. Dezember „Cölebs einzeln“. — Montifringilla zeigt sich hauptsächlich im Spätjahr. 19. Oktober „Montifringilla ungeheuer viel.“ — Von da an abnehmend bis in den November hinein. Für Spinus, Carduelis und Linaria im Ganzen wenig Zug verzeichnet. — Für Cannabina aber viel Zug, zuweilen „sehr viel“, und „ungeheuer viel.“ — Für Montium ziemlich viel im Spätjähr, weniger im Frühjahr. — Pyrrhula und Coccothraustes wenig Zug über Helgoland. — Chloris im Frühjahr nicht auffallend. Im Spätjahr 1884 verzeichnet Gätke: 28. November „Chloris ungeheuer viel“; 20. bis 26. Dezember „täglich ganz ungeheuer viele; Scharen von tausenden“. 31. Dezember „Fr. chloris ganz außerordentlich viel, mehr wie jemals; 10000 gegen früher 100. Das setzte sich den ganzen Januar und Februar 1885 fort und — wenn auch weniger, so doch noch immer ungewöhnlich viel, auch den März hindurch.“ Ornis 1855, S. 164—196.

um das Doppelte und Dreifache höher. Den Nestbau führen beide Gatten mit gleicher Emsigkeit aus, auch fangen sie an mehreren Stellen an zu bauen, ehe sie einen wirklich vollenden. Die erste Grundlage des Nestes besteht aus Reiserchen und grauen Bartflechten, dann folgen Hälmchen, Erdmoos und Grasrispen, welche durch Insektengespinste gut verbunden sind. Innen ist es schön glatt ausgerundet, und etwa 5 cm weit. Das innere Polster des sehr niedlichen tiefen Nestchens besteht aus Pflanzenwolle, Schafwolle, Distelflöckchen, mitunter aus einigen Federn. Es erinnert an das Nest des Goldhähnchens, ist aber stets größer. Zuweilen findet man auch solche Nester, welche aus Blattflechten mit grauer Spinnwebe, dann aus Laubmoos bestehen, und innen mit Hälmchen und feinen Würzelchen ausgelegt sind, ohne wollige Auskleidung. In diesem findet man im April oder Anfangs Mai etwa 5 bis 6 niedliche Eierchen, welche auf blaugrünlichweißem Grunde mit sehr vielen feinen Pünktchen und einzelnen kleinen Strichelchen von einer rostbraunen und blaß blutroten Farbe besetzt sind, welche am stumpfen Ende sich zu einem Fleckenkranz anhäufen. Sie sind äußerst dünn und glattschalig, matt glänzend und messen 16 + 13 mm; variieren auch ziemlich häufig, werden aber dadurch nicht unkenntlich. Die zweite Brut findet man Ende Juni oder im Juli. Die Brut dauert 13 Tage. — Um in den Besitz der schwierig zu erhaltenden Eier auf leichtere Weise zu gelangen, kann man einige Pärchen einwerfen, was bei zweckmäßiger Einrichtung keine besondern Umstände macht, und man bekommt wenigstens für seine Sammlung auf eine solche Weise Eier. Aber auch lebensfähige Junge lassen sich erzielen, wenn man die Alten richtig füttert, auch Tannengesäme dem übrigen Futter beifügt. Daß die Aufzucht mit Kanarien keine Schwierigkeiten hat, ist vorn beim Kanario erwähnt. Von Dr. Müller in Berlin wurde auf der 1. Jahresversammlung der Ornithologischen Gesellschaft vom 13. bis 16. September 1876 eine umfangreiche Sammlung von Eiern vorgelegt, welche derselbe von seinen eingeworfenen Zimmervögeln erhalten hatte, nämlich von Fringilla spinus, carduelis, serinus und Loxia pyrrhula. Von 5 Zeisigweibchen erhielt derselbe nicht weniger als 228 Eier. (Cab. J. 1876, 361).

Die Jungen werden von ihren Eltern anfänglich mit breiartiger Masse gefüttert, nach Naumann in der ersten Zeit aus blattlausartigen Larven und ähnlichen kleinen weichen Insekten bestehend, später aber mit erweichten Sämereien aus dem Kropfe. Wenn sie größer sind, werden sie von den Alten in Laubwälder oder Baumgüter geführt, wo sie mit ihnen Insekten von den Blättern ablesen; im Herbst aber sammeln sie sich zu großen Scharen und gehen auf die Samenbäume. Sie sehen der Mutter sehr ähnlich, sind aber schärfer und kleiner gestrichelt. Selten gibt sich jemand die Mühe, sie aufzuziehen, da man die Erwachsenen leicht erhält und noch vielmehr, weil man aus angegebenen Gründen den Jungen nicht beikommen kann. Würden die Zeisige nieder, etwa in Hecken nisten, so wären sie so leicht zu finden, als die Nester der Schwarzköpfe und Grasmücken, und von „unschätzbaren Scharen" wäre sicher keine Rede mehr. Dafür würde unsere liebe Jugend sorgen. Man füttert sie mit Ameiseneiern, aufgequelltem Mohn- und Rübsamen, und Semmel mit Ei vermengt. Die Männchen sind schon im Nestkleide an dem etwas stärkern Gelbgrün auf Brust und Bürzel zu erkennen.

Der Zeisig ist ein munteres, flinkes, keckes Tierchen; stets liegt sein Gefieder knapp am Leibe; er wirft den Hinterleib hin und her, singt und lockt dazu, klettert an den dünnsten Rütchen der Bäume herum, und hängt sich auch verkehrt an dieselben, wie man es bei den Meisen sieht. So treibt sich der Zeisig unaufhörlich in größter Unruhe auf den Bäumen umher, ist dabei zutraulich und arglos gegen die Menschen, mitunter aber auch sehr furchtsam. Ein Schlag gegen einen Baum oder sonst eine erschreckende Ueberraschung versetzt die ganze Schar oft in so ungezügelte Angst, daß sie wie Spreu vor dem Wind in einem Nu auseinanderstieben. Dabei fliegen sie erst nahe an den Erdboden herab, und steigen nun in einem großen Bogen wieder aufwärts. Ein solcher Schwarm fliegt bogenförmig und schnell, und macht ein unaufhörliches Geschrei. Selten findet man sie einzeln, sondern immer in größern Truppen oder großen Scharen; auch während der Brütezeit halten sie sich nahe zusammen. Ihr Flug ist wellenförmig, rasch und leicht; auch fliegen die Zeisige oft große Strecken über freies Feld in einer Höhe, wo man sie kaum oder nicht

mehr sieht, doch aber noch ihre Lockstimmen hören kann. Während der Brütezeit hat der Zeisig einen wunderlichen Balzflug, indem er laut singend und fledermausartig flatternd mit ausgebreitetem Schwanz im Bogen umherfliegt und sich dann wieder niederläßt, um dies verliebte Flugspiel von neuem zu wiederholen. Die gleichen Kapriolen im Flug bemerkt man auch beim Girlitz, Grünling, Baumpieper u. a.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Baumsämereien, doch genießen sie auch noch vielerlei ölhaltende Kerne, und im Sommer kleine Insektenlarven. Vorzüglich gehen sie dem Erlensamen nach, beinahe ebenso gerne fressen sie Birken-, Ulmen-, Kiefern- und Fichtensamen. Sie verzehren auch Hopfen-, Hanf-, Mohn-, Kletten-, Disteln-, Salat-, Habichtskraut-, Löwenzahn-, aber nur ungern Rübsamen. Den Mohnsamen verstehen sie sehr geschickt aus den Köpfen zu picken, und an den schwankenden Zweigen der Hängebirken kann man ihre Gewandtheit im Klettern am meisten bewundern, wo sie nur in hängender Stellung den Samen aus den geschuppten Zäpfchen hervorholen können. Den Samen der Nadelbäume holen sie zwischen den aufgesprungenen Schuppen der Zapfen hervor, oder lesen den ausgefallenen vom Boden auf. Im Frühjahr und Sommer verzehren sie, nach Naumann, viele kleine Insekten, Räupchen, Larven, Blattläuse, welche sie aus den Blüten und Blätterbüscheln hervorziehen; an größere Insekten gehen sie aber nicht, so wenig als der Distelfink. Wegen des Harzes, das ihnen oft beim Suchen ihrer Nahrungsmittel am Schnabel hängen bleibt, sind sie gewöhnt, den Schnabel unzähligemal zu wetzen, was sie auch im Käfige nicht unterlassen. — Im Zimmer füttert man sie am liebsten mit Mohn- und etwas zerquetschtem Hanfsamen, und steckt täglich ein Stückchen erweichte Semmel und etwas Grünes auf. Das Abhülsen des Hanfes macht ihrem kleinen Schnäbelchen viel zu schaffen, und sie lassen manches Korn fallen, bis sie eines in der Naht sprengen, deshalb ist das Quetschen zweckdienlich. Gerne fressen sie frischen Mohnsamen; dagegen Rübsamen und Leindotter weniger gern. Sie sind starke Fresser, verzehren so viel wie ein Buchfink, und bedürfen auch immer hinreichend frisches Wasser, da sie viel trinken und gern baden. Beim Baden machen sie sich nicht sehr naß, sondern bespritzen sich nur ein wenig mit dem Schnabel. Zur Beförderung der Verdauung gibt man ihnen Flußsand in den Käfig und wählt zu letzterem lieber einen viereckigen, als einen Turmkäfig.

Unser Zeisig ist ein sehr beliebter Zimmervogel und hat manche empfehlende Eigenschaften; er geht ohne Umstände ans Futter, ist gleich wie daheim, und kann bei ordentlicher Behandlung 10 bis 12 Jahre aushalten. Er singt das ganze Jahr, und ermuntert mit seinem immerwährenden Gezwitscher auch die andern Vögel zum Singen; nur während der Hauptperiode des Mauserns verstummt er auf kurze Zeit. Der Zeisig ist hauptsächlich einer derjenigen Vögel, mit welchen man schwer einzugewöhnende Wildlinge zutraulicher machen kann; er sollte häufiger, als es geschieht, für diesen Zweck verwendet werden. Man kann ihn bei seiner Gelehrigkeit allerlei Kunststückchen lehren, z. B.: das Futter- und Wasserziehen; klingeln, wenn er hungrig ist; seinem Herrn auf Verlangen auf Hand oder Schulter fliegen, das Futter aus dessen Munde nehmen u. s. w. Auch zum Aus- und Einfliegen im Freien läßt er sich dressieren. Diese und andere ähnliche Künste lernt er bald; dagegen aber nichts nachsingen, weil ihm das Organ hierzu fehlt; aber man bemerkt von einzelnen Zeisigen, welche bei gut schlagenden Kanarien hängen, daß sie ihren Gesang volltönender vortragen und weniger zwitschern. In den Käfig oder Zimmerflug paßt keiner besser als er, denn durch sein zutrauliches, kirres Benehmen äußert er auch einen guten Einfluß auf die andern, welche sich dadurch heimischer fühlen. Bei dem Troge zeigt er sich futterneidisch und jähzornig und hackt und beißt sogar nach größeren Vögeln. Sein Zorn ist aber nicht schädlicher Natur, und davon abgesehen, ist er bei allen Vögeln wohlgelitten. Er scherzt und kost mit andern nahverwandten Arten, und hat man Männchen und Weibchen beisammen, so sind sie sehr zärtlich und brüten auch im Zimmerfluge; selbst in einem größern Käfig, wenn man dasselbe mit frischen Tannenzweigen schmückt und Baumaterialien: Moos, Flechten, zarte dürre Hälmchen und Baumwollflöckchen beigibt und einige Käftchen hineinhängt. Sollen sie aber ihre Jungen aufbringen, so muß man ihnen neben den Sämereien noch Ameiseneier und hartgesottenes geriebenes Hühnerei nebst Milchbrot zum Füttern derselben geben, entsprechend dem Futterbrei, den sie ihren kleinen Jungen

in der ersten Zeit aus blattlausartigen Insekten bereiten. Mit Kanarienvögeln sind sie leicht einzuwerfen, und diese Bastarde sehen dem Zitronenfinken ähnlich.

Ihr Gesang gehört den besseren der Samenvögel an und hat einen muntern Charakter. Er besteht aus einer Menge zwitschernder Töne, an die sie eine Schlußstrophe anfügen, die wie „dilledilledää!" lautet, und Aehnlichkeit mit den Tönen hat, die ein Strumpfwirker auf seinem Stuhl hervorbringt. Ihre Lockstimme klingt „döi döi tschöi", und dann hört man noch ein zwitscherndes, schwaches „tertett — tettertettett!"

Wenn sie die Dürrsucht bekommen, kann man sie mit Brunnenkresse und Mohnsamen kurieren; sonst sind sie auch noch der fallenden Sucht unterworfen, welche sie meistenteils tötet. Auch hat man nachzusehen, ob im Käfig keine Milben sind, welche die Vögel peinigen und zu Tode quälen. Diese Plaggeister vertreibt man durch häufiges Einpinseln mit Erdöl und verschafft dadurch seinen Pfleglingen wieder Ruhe und Gesundheit.

Auf dem Vogelherde werden sie mit einigen guten Lockern in großer Menge gefangen, wenn sie herdenweise auffallen. Da sie dem Rufe gerne folgen, so fängt man auch ihrer viele auf Lockbüschen. An Plätzen, wo man sie oft zur Tränke fliegen sieht (gewöhnlich unter Gebüsch versteckte Tümpel oder kleine Bäche), stellt man, etwa 15 cm wagerecht über dem Wasserspiegel, Leimruten und Stecken mit roßhärenen Fußschlingen besetzt, auf. Dieser Fang ist ebenfalls ergiebig. Im Winter, bei Nebeln und Rauhreifen, fängt man sie durch Tupfen (Kiken), wie die Goldhähnchen, welcher Fang sehr unterhaltend ist. Da sie wenig scheu und bei schlechtem Wetter sehr mißmutig sind, ko kann man leicht mit langen Stöcken, woran vorn eine Leimrute gebunden ist, an sie kommen. In Wohnungen, die an Gärten grenzen, welche die Zeisige besuchen, fliegen sie nach einem Lockvogel bis vor das Fenster, daselbst kann man einen Meisenschlag oder auch nur einen offenen Käfig, worin Hanfsamen und Mohn gestreut ist, hinhängen, und dessen Thürchen, wenn einige darin sind, mit einer geschickt angebrachten Schnur zuziehen.

Der Birkenzeisig. Fringilla linaria, *Linné.*

Taf. 15, Fig. 2.

Leinfink, Flachsfink, Bergzeisig, Zizeränchen, Karminhänfling, kleiner Rotkopf, Zwitscherling, Tschetzke, Schwarzbärtchen, Schättchen, Rotblättle und Plättle. — Linaria rubra (minor), alte Aut.; *L. cit.* 1746 bis 1766; *Briss.*; *A. Br.* 1882; — Fr. linaria, *L.* 1748—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; — Fr. rufescens, *Vieill.* 1816; — Spinus linarius, *Koch*; — Linaria alnorum, *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Lin. longirostris, et betularum, *Br.*; — Acanthis linaria, *K. & Blas.*; — Chrysomitris linaria, *Rchw.* 1884; — Aegiothus linarius, *Cab.* 1851; — Aeg. linaria, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Zügel und Kehle braunschwarz, der Scheitel glänzend rot oder rotgelb; der Bürzel weißlich, mit weißen Schaftstrichen; die großen und mittlern Schwungfedern mit feinen lichtbraunen Säumchen; über die Flügel 2 weißliche Streifen. Männchen: Brust und Bürzel karminrot. Vom ähnlichen Berghänfling unterscheidet ihn die schwarze Kehle.

Länge 12,6 cm, Flügelbreite 22 cm, Schwanzlänge 5,8 cm, Schnabellänge 0,8 cm, Höhe des Laufs 1,4 cm. Zeisiggröße.

Beschreibung. Für das Männchen genügt die Abbildung. — Jüngere Männchen haben eine kleinere, rote Kopfplatte; die Gurgel und Oberbrust ist nur licht rosenrot; auf dem Bürzel zeigt sich auch weniger von dieser Farbe. — Beim Weibchen ist die rote Kopfplatte heller und kleiner; die untern Teile schmutzig weiß; Brust und Weichen gesprenkelt; auch der Oberleib ist heller braun gefleckt. — Nahestehende seltene Abänderungen: Der Rot- oder Alpenleinfink, Fr. rufescens, *Vieill.* 1816; er ist etwas kleiner und lebhafter rostbräunlich gefärbt. Zuweilen in den Salzburger Alpen. — Holbölls Leinfink, Fr. Holbölli, *Br.* 1831; Schnabel groß und hochorangegelb. Im hohen Norden Grönlands. — Der Grauleinfink, Fr. canescens, *Gould* 1833; Färbung heller, nur der Schnabel dunkler. Im höchsten Norden Asiens.

Dieser Vogel bewohnt den hohen Norden von Amerika, Asien und Europa, bis in den arktischen Kreis hinein. In Europa trifft man ihn im nördlichen Schottland, Schweden, Norwegen und Rußland. Im Winter erscheint er auf seinen Wanderungen im mittlern Europa und auch in Deutschland, oft in zahllosen Scharen. Er stellt sich im östlichen Deutschland zwar regelmäßig, im südwestlichen und in der Schweiz jedoch nicht alle Jahre ein; daß er aber nur alle sieben Jahre komme, ist eine unbegründete Sage. In

strengen Wintern zieht er bis in die Südstaaten Europas, zuweilen bis nach Marokko hinüber. — In ihrer nordischen Heimat bewohnen sie die öden, sumpfigen, unermeßlichen Birkenwaldungen, welche mit den unserigen jedoch nicht zu vergleichen sind, denn sie bestehen zum großen Teil nur noch aus Zwergbirken, Weidengestrüpp, Haidekraut, Rhododendron und andern polaren Gewächsen. Uebrigens bewohnen sie auch besser bestandene Waldungen in Finn-, Lapp- und Schottland, denn sie sind durch ihre Nahrung an die Birkenwälder gebunden, mögen diese nun aus hochstämmigen Bäumen, untermischt mit Fichten, oder aus krüppeligen Zwergbirken bestehen. Sie sind die Nachbarn der Berghänflinge, der Tannfinken, der Schnee- und Lerchenammern. In Deutschland besuchen sie auf der Winterreise namentlich tiefer liegende Gegenden oder Gebirgsthäler, besonders Wälder, wo Erlen und Birken stehen; sie kommen auch häufig auf freie Felder, wenn nur einige Bäume und Gebüsche in der Nähe sind; man trifft sie selbst auf ganz kahlen Feldern und Stoppeläckern an, wo weit und breit keine Gebüsche sind. Hierin weichen sie von den Zeisigen ab, in deren Gesellschaft sie übrigens gern die Wälder durchstreifen, wie überhaupt diese beiden Arten eine große Anhänglichkeit für einander haben. Sie übernachten bei uns in hohen dicken Hecken, in Notfällen, wenn sie von der Nacht auf freiem Felde überrascht werden, sollen sie sich köpflings in den Schnee stürzen, um in den dadurch entstandenen Vertiefungen sichere Nachtherberge zu finden.

Als Zugvögel kommen sie aus ihrer nördlichen Heimat zu uns im November, hauptsächlich zu Ende dieses Monats, und im Dezember. Sie reisen am Tage, gewöhnlich in der Morgendämmerung, wobei sie sehr hoch fliegen, besonders wenn sie über freie Felder müssen. Ihre Zuglinie zeigt nordöstliche Richtung, und in der entgegengesetzten verschwinden sie. Im Februar und März sind sie wieder auf dem Heimweg.

In ihrer nordischen Heimat nisten sie auf buschartigen Birken, welche dort die Waldungen bilden, die hunderttausende von Morgen bedecken; viel seltener findet man das Nest auf Erlen, Weiden oder Fichten; oft kaum 10 cm über dem Boden. In Lappland steht das Nest stets in dichten und sumpfigen Wäldern, gewöhnlich auch im Birkengebüsch, oder wo die Bäume etwas besser bestanden, wie in Finnland, auf Birkenbäumen von Mannshöhe und darüber über dem Boden. Es bildet einen etwas sparrigen Napf; der Unterbau besteht aus Würzelchen und Reiserchen, dann folgt dürres Gras, Moos, Flechten, Pflanzenwolle, und innen ist es mit Weidenwolle dick und warm ausgekleidet; zuweilen sind auch Schneehuhnfedern und Renntierhaare beigemischt. Es enthält Mitte bis Ende Juni 5, seltener 6 Eier, welche auf grünlichweißem Grunde mit braunrötlichen Tüpfelchen besetzt und kaum etwas größer als die des Erlenzeisigs sind. Sie messen 17 + 14 mm.

Die Flachsfinken sind zutraulich bis zur Einfalt, weil sie in ihrer öden Heimat nur wenig Verfolgungen ausgesetzt sind, daher die Gefahren unserer Gegenden nicht kennen. Uebrigens sind sie gewandt, munter und lebhaft; nur auf ihren Brutplätzen verhalten sie sich mäuschenstill, und verraten weder Nest noch Eier durch unnützes Klagen. Im Klettern und verkehrten Anhäkeln an die dünnsten Zweigchen der Erlen und Birken geben sie selbst den Meisen nichts nach. Es gewährt einen unterhaltenden Anblick, einen Trupp dieser Vögel auf den schwankenden Zweigen einer Birke zu sehen, wo sie in den verschiedenartigsten Stellungen herumsteigen, um die Samenträger zu entleeren. Ihre außerordentliche Geselligkeit ist auffallend, man sieht sie nur in großen Scharen beisammen, und wenn diese nicht groß genug sind, so gesellen sie sich zu den Zeisigen. Auf den freien Feldern mischen sie sich im Winter selbst unter die Herden der Feldsperlinge und Hänflinge. Ihr Flug ist wie bei den Zeisigen, doch unterscheiden sie sich durch ihr abweichendes Gezwitscher und ihre längere Gestalt.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Birken- und Erlensamen, und auf den freien Feldern suchen sie bei uns Mohn-, Gänsedistel-, Löffelkraut-, Tabaks-, Salat-, Lein-, Dotter-, Hanf- und Rübsamen, nebst noch vielen andern. Daß sie ihre Jungen aus dem Kropfe ätzen, beweisen diejenigen Flachsfinken, welche man mit Kanarienhennen eingeworfen hat; indessen füttern sie in ihrer Heimat dieselben auch mit kleinen Insekten, denn man trifft schon im Juli die Leinfinken familienweise in den Waldungen Lapplands an, die Alten mit dem Fange von Mücken beschäftigt, welche dort zu Milliarden um Bäume und Büsche

schwärmen, um damit ihre Jungen zu ätzen. Brehm sagt: „Er findet in jenen nordischen Birkenwaldungen im Winter Sämereien und im Sommer während der Brutzeit Insekten, namentlich Stechmücken, in größter Menge. Für meinen Vater (Pastor Brehm) wünschte ich sehnlichst Nestjunge zu erbeuten, aber diese Wälder waren dermaßen mit Mücken erfüllt, daß eine Jagd auf die harmlosen Vögel solche Qualen im Gefolge hatte, von denen man bei uns zu Lande nicht einmal eine Ahnung haben kann. Jeder Baum und jeder Busch war von Mückenwolken umhüllt, und der Mensch, welcher sich in diese Wolken wagte, wurde augenblicklich von diesen Quälgeistern überfallen, und so gepeinigt, daß man alle Jagdversuche schnellstens wieder aufgeben mußte. Soviel aber ward mir klar, daß unser Vogel mit spielender Leichtigkeit sich hier im Sommer Mücken als reichlichste Nahrung erwerben konnte." — Im Zimmer gibt man ihnen hauptsächlich Mohn- mit etwas Hanfsamen vermischt. Rübsamen und Lein fressen sie ungern, auch sind ihnen diese Sämereien auf die Dauer nicht zuträglich. Ein Stückchen Semmel in Wasser erweicht, sowie etwas Grünes zu reichen, darf man nicht versäumen; ebenso ist es ersprießlich, ihnen Flußsand in den Käfig zu streuen, dessen Körner sie zur Verdauung verschlucken. Will man sie besonders gut halten, so gibt man ihnen auch frische Ameiseneier. Sie gehen in der Gefangenschaft leicht ans Futter, werden sehr zahm, und lernen Kunststückchen, wie man sie den Zeisig lehren kann. Es sind muntere, dauerhafte Tierchen, die sich 6 bis 8 Jahre im Zimmer erhalten lassen, und eignen sich gut in den Käfig- und Zimmerflug, wo sie mit ihresgleichen und andern verwandten Arten, den Zeisigen, Stieglitzen, Hänflingen und Kanarienvögeln recht vertraut und friedfertig leben. Mit Kanarien kann man sie, wie schon bemerkt, auch einwerfen; es gibt aber nur graue Vögel. Mit dem Alpen-Leinfink hat Pfarrer Blasius Hanf in Mariahof (Steiermark) schon gelungene Versuche gemacht. Die rote Farbe kam aber nicht zur Entwicklung; die Jungen blieben grau. Sperrt man ein Pärchen Flachsfinken in einen Käfig, so gewähren sie durch ihr Schnäbeln und Liebkosen viele Unterhaltung; sie schreiten auch wohl zu einer Brut, die man aber durch Weichfutter unterstützen muß. Ihre schönsten Farben, das Rot auf dem Bürzel und auf der Brust, verlieren sie indessen bald, und die rote Kopfplatte verschießt stark ins Gelbliche.

Ihr Gesang ist ein leises, unordentliches Gekirre und Gezwitscher und von geringer Bedeutung. Ihre Locktöne klingen „tschett tschett", welches sie häufig, fliegend und sitzend, hören lassen. Beim eifrigen Locken lassen sie noch einen angenehmen Ton hören, welcher wie „düdüdü", und einen, der wie „höid!" klingt.

Beim Fange zeigen sie sich harmlos und unvorsichtig. Auf die Vogelherde fallen sie, wenn man dabei steht, und ihre gefangenen Kameraden schon unter dem Netze zappeln. Sie gehen nach der Locke von ihresgleichen, oder auch nach der von Zeisigen. Man fängt sie auch auf Lockbüschen, und auf ihren Tränkeplätzen mit Leimruten, Schlingen und Sprenkeln. Auch kann man sie, wie die Goldhähnchen, mit einer, an einen langen Stecken gebundenen Leimrute tupfen, sogar noch leichter als die Zeisige, weil sie noch harmloser sind.

Der Distelzeisig. Fringilla carduelis, *Linné.*

Taf. 15, Fig. 3; Fig. 4 Jugendkleid.

Stieglitz, Distelvogel, Rotvogel, Goldfink, Jupitersfink, Sterlitz, Truns, Distelfink. — Carduelis nobilis, *Alb. Magnus*; — Carduelis, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; Carduelis vulgaris, *L.* 1748; — Fr. carduelis, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1825; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Carduelis elegans, *Steph.* 1824; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Linaria carduelis, *Boje* 1828; Card. germanicus, et septentrionalis, *Br.* 1831; — Card. auratus Eyton 1836; — Card albigularis, var., *Madarasz* 1882; — Chrysomitris carduelis, *Rchw.* 1884.

Einer der schönsten Singvögel unseres Vaterlandes. Er zeigt in schöner Zusammenstellung die deutschen Reichsfarben an seinem Köpfchen: Schwarz, Weiß und Rot, und ist hinsichtlich seiner brillanten Färbung einem tropischen Vogel gleich zu achten.

Kennzeichen. Auf dem schwarzen Flügel ein hochgelbes Feld; die schwarzen Schwanzfedern haben weiße Spitzen und die zwei äußern auf jeder Seite des Schwanzes, in der Mitte auf der Innenfahne einen großen weißen Fleck; der Bürzel weiß; die 1. und 2. Schwinge am längsten.

Länge ungefähr 12,5 cm, Flügelbreite 24 cm, Schwanzlänge 5 cm, Schnabellänge 1,1 cm, Höhe des Fußrohrs 1,5 cm.

Beschreibung. Die gute Abbildung genügt. — Frisch nach der Mauser glänzt das herrliche Rot des Kopfes etwas ins Gelbe. — Der Schnabel ist gestreckt und dünn gespitzt, von Farbe rötlichweiß, mit schwärzlicher Spitze; die Augen sind nußbraun; die stämmigen Füße sind fleischbraun oder auch bräunlichweiß, was aber in der Gefangenschaft sich in Rötlichweiß verwandelt. — Nur einmal abgemauserte Vögel sind leicht von den Alten zu unterscheiden; die kleinen Flügeldeckfedern haben graubraune Kanten; die mittleren haben gelblichweiße Enden; der gelbe Spiegel auf dem Flügel ist noch unvollkommen; und die weißen Spitzflecken an den Schwingen sind größer als bei den Alten; ebenso auch die gelblichweißen Enden an den Schwanzfedern; auch das Schwarz, Weiß und Rot am Köpfchen ist noch unrein. Im Alter steigern sich sämtliche Farben zu höherer Pracht. — Das Weibchen ist äußerst schwer zu unterscheiden; das Rot des Vorderkopfs ist etwas lichter und kleiner, besonders an der Kehle, und schneidet mit dem hinteren Augenwinkel ab, während es beim Männchen über dasselbe hinausgehen soll. Das Schwarze um die Schnabelwurzel ist etwas schmäler und matter, ebenso das Schwarz auf dem Scheitel; das Braun auf Rücken und Brust ist weniger schön, etwas grauer, namentlich sind die braunen Federn der Brust nicht gelblich gerandet wie beim Männchen; das Schwarz der Flügel ist trüber; die kleinen Deckfedern derselben stark dunkel graubraun gekantet. Gewöhnlich ist es auch etwas kleiner. Bläst man einem Stieglitz, jung oder alt, die braunen Federn auf der Brust auseinander und sie sind gelblich eingefaßt, so ist es ein Männchen, ohne diesen gelben Rand ein Weibchen. — Die Jungen siehe unten.

Es gibt auch Ausartungen. Rein weiße Stieglitze mit roten Augen, sog. Kakerlaken, sind sehr selten und hat Verfasser nur einmal ein solches Pärchen gesehen, bei welchem nur das Gelb der Schwingen gefärbt, alles andere aber weiß war. Der Schnabel war weißlich, die Füße fleischfarben, die Augen rötlich. Dann findet man gelblichweiße mit durchscheinenden Farben; weißköpfige, weißflügelige, gelbflügelige, schwarze; entweder über und über schwarz oder schwarz mit dem gelben Flügelfelde; die letztern sind gewöhnlich in dumpfer Stube bei Hanfsamen gealterte Vögel, welche in diesem Trauergewande nicht mehr lange leben. Distelfinkbastarde, mit Kanarienvögeln gezogen, siehe bei letztern.

Der Unterschied zwischen den Garten- und Waldstieglitzen ist kein spezifischer. In den Gärten so gut als im Walde trifft man größere oder kleinere, hellere oder dunklere Vögel, die aber alle zu einerlei Art gehören. Auch die größere oder kleinere Zahl der weißen Flügel- und Schwanzschildchen scheint ein zufälliger Unterschied, und nicht etwa ein Merkmal für eine besondere Rasse zu sein.

In Ungarn ist in der Neuzeit eine Abänderung festgestellt worden: Der Weißkehlige Stieglitz, Fr. carduelis var. albigularis, *Madarasz* in Cab. J. 1882, 13, welcher eine rein weiße Kehle hat; auch drei äußere Schwanzfedern sind mit weißen Flecken geziert. Dieselbe Abänderung findet man auch in Frankreich und England.

Man trifft diesen schönen Vogel in ganz Europa, vom mittleren Schweden bis zum Mittelmeer; jenseits desselben in Nordwest-Afrika samt Kanaren und auf Madeira; in Algier und Tunis „eine sehr häufige Erscheinung“ (Cab. J. 1888, 248, Dr. König); selten aber in Egypten; in einem großen Teil West-Asiens, von Smyrna und Persien bis Turkestan und Sibirien hinauf, soweit sich daselbst zusagende Gegenden finden. Von Turkestan ostwärts zweigen sich nachstehende Arten ab, z. B.: Der Große Distelfink, Carduelis major, *Tazanowsky*, welcher größer ist und eine verwaschene Färbung zeigt. Cab. J. 1880, 323. Auf Kuba wurde er eingeführt und gedeiht daselbst; desgleichen in Nord-Amerika, im Centralpark in New-York und bei Boston, wo die Einführung vollständig geglückt ist. (Monatsschr. z. Schutz d. Vög. 1889, 456.) Im mittleren Europa ist er ein allgemein bekannter Vogel; in manchen Gegenden Mittel- und Süd-Deutschlands sogar ein häufig vorkommender und auch sehr beliebter Singvogel. Als Brutvogel kommt er höchstens bis zum 60. Grad vor, obwohl einzelne Fälle bekannt sind, daß er seine Zuglinie bis zum 70. Grad ausgedehnt hat, ohne jedoch daselbst zu brüten.

Er bewohnt die Waldungen, oder doch nicht zu baumarme Gegenden, Laubwälder mit gemischten Holzarten, wenn sie nicht zu düster sind; am meisten an den Rändern; die Baumgärten, Alleen, größere Obstbaumpflanzungen, Feldhölzer, englische Gärten, von den hohen Gebirgswaldungen die Vorwälder; dagegen vermeidet er alte, düstere Hochforste und reine Nadelbestände. Er wohnt gern in der Nähe der Städte und Dörfer, besonders wenn viel Zwetschen- und Pflaumenbäume in deren Umgebung sich befinden. Von den Bäumen macht er seine Ausflüge auf die Samenfelder, auf Wiesen, Triften und Feldraine, wo Disteln, Kletten und ähnliche, ihm zur Nahrung dienende Samengewächse stehen. Im Winter sieht man ihn häufig auf Pappeln, Aspen, Erlen, Birken und Ulmen, namentlich gegen das Frühjahr hin. Auf die Bäume setzt er sich immer sehr frei, auf die äußersten Gipfel, so auch auf die Gesträuche und kleinern Gewächse; er will unbedeckt sitzen. — Sie gehören unter die Strich- und Standvögel; denn die Kälte übt keinen großen Einfluß auf sie

aus, da sie als Samenfresser meistens genug Nahrung zu finden wissen; wenn aber hoher Schnee fällt und ihre Futterpflanzen zudeckt, so sind sie freilich genötigt, weiter zu wandern. Sie streichen aber gewöhnlich nur in einem kleinen Distrikt um ihren Stand herum; im Anfang des Herbstes schlagen sie sich zu größern Herden, im südlichen Europa oft zu großen Scharen zusammen, gegen den Winter aber lösen sie sich wieder in kleinere Truppen von 10 bis 20 Stück auf, welche miteinander nach den Futterplätzen fliegen. Eigentliche Standvögel sind nur die Pärchen, denen es am Brutplatze nicht an Nahrung fehlt. Ihre Streifzüge machen sie am Tage; über die Waldungen fliegen sie hoch weg, auf den freien Feldern aber gewöhnlich nur niedrig, oft dicht über dem Erdboden. Die Hauptzeit ihrer Wanderschaft ist im Spätjahr der Oktober, im Frühjahr der März.

Sie nisten auf Bäumen; im Walde auf Fichten, Tannen, Eichen, Buchen, Ulmen, wilden Obstbäumen; in den Alleen auf Linden, Kastanien, Pappeln; in den Gärten auf Pflaumen-, Zwetschen-, Aprikosen-, Birn- und Apfelbäumen, oft sehr nahe bei Wohnhäusern, welche an Baumgärten grenzen. Das Nest steht 4½ bis 15 Meter vom Boden entfernt, namentlich auf den Nadelbäumen sehr hoch, und ist stets in die dichtbelaubtesten Zweige gestellt. Es ist schwer aufzufinden, denn auf kleinern Bäumen bauen sie immer in die Gipfel, und auf großen steht es in dicht belaubten Zweigen, so daß es von unten nicht leicht zu entdecken ist. Man muß daher im Frühjahr die Vögel aufmerksam beobachten, auf welchen Bäumen sie sich vorzugsweise herumtreiben, und wo das Männchen öfters seinen Gesang hören läßt; dadurch wird man seinen Zweck, das Nest aufzufinden, leichter erreichen. Es gehört zu den kunstvollen Nestern, ist fest und dauerhaft, sehr dicht gefilzt, und an die unterstützenden Zweige auf bewundernswerte Weise befestigt. Es besteht aus zartem Moos, Leberkraut, grauen Flechten, Würzelchen, Fasern, Hälmchen, Fäden, und ist mit Insektengespinsten wie ineinander geleimt; innen ist es mit Pflanzenwolle, Schafwolle und Haaren weich gepolstert. Manchmal ist es innen nur mit Pflanzenwolle belegt; Federn scheint der Stieglitz nicht als Polstermaterial zu verwenden. Es ist sehr niedlich ausgerundet, halbkugelig, und der obere Rand etwas eingezogen; dem Neste des Buchfinken steht es nur wenig nach, doch fehlt ihm der zierliche äußere Aufputz. Sie nisten zweimal. Man findet Ende April oder Anfangs Mai etwa 5 Eier, mit zarter, dünner Schale, so daß der rotgelbe Dotter durchscheint; diese sind auf grünlich blauweißem Grunde, mit wenigen violettgrauen Punkten und blaßrötlichen, blutbraunen und rötlichschwarzen Fleckchen und Strichelchen bezeichnet, welche am stumpfen Ende einen undeutlichen Fleckenkranz bilden. Die Durchschnittsmaße betragen 16 + 12 mm. Sie variieren ziemlich bedeutend in Form und Größe, weniger in der Färbung. Eine zweite Brut findet man Ende Juni oder Anfangs Juli; noch spätere Bruten sind selten, denn im August streifen schon die Familien nach den Futterplätzen oft weit umher.

Nach 13 Tagen schlüpfen die Jungen aus, und werden anfänglich mit kleinen Insektenlarven gefüttert, später aber aus dem Kropfe mit Sämereien. Sie sehen den Eltern nicht sehr ähnlich, haben einen grauen Kopf; einen blaß gelblich-braunen Oberrücken mit dunkeln Schaftflecken; bleich bräunlichgelbe Brustseiten, mit rundlichen, graubraunen Flecken, welche in den Weichen zu länglichen Schaftstrichen werden. Flügel- und Schwanzfedern lassen sie als Distelfinken erkennen; doch sind die Farben nicht so markiert, wie bei den Alten, etwas trüber, und namentlich ist das Gelbe der Flügel nicht so lebhaft. Diejenigen, welche etwas kleiner sind, einen schmalen, weißlichen Ring um die Schnabelwurzel haben, und deren Schwarz und Gelb an den Flügeln etwas matter ist, sind die Weibchen. Doch kann man sie nur unterscheiden, wenn sie im Neste beisammen sind, sonst sind diese kaum bemerkbaren Unterschiede trüglich. In diesem Gewande heißen sie bei uns Grauköpfe. Sind sie noch zu jung, um allein zu fressen, so gibt man ihnen Weichfutter in einem der Länge nach halbierten Federkiel, wie in einem Löffel: Semmel mit erweichtem Mohn und hartgesottenem Ei vermengt; auch kann man Ameiseneier mit Erfolg füttern. Die Männchen, welche sich bald durch Dichten verraten, hängt man neben einen gut schlagenden Kanarienvogel, dessen Gesang sie leicht erlernen, wenn sie nicht durch andere Vögel gestört werden. Uebrigens lernen sie weit schwieriger ein Stückchen nachpfeifen, als Gimpel, Hänflinge und Kanarienvögel; vermutlich weil ihre Stimmorgane das Nachahmen nicht begünstigen. Solche

aufgezogene Junge sind für den Einwurf mit Kanarienvögeln am besten, und deren Bastarde bekommen namentlich einen reinen Kanarienschlag. Für den Einwurf mit Kanarienhennen benützt man die blonden Finken, d. h. solche, bei denen die weiße Farbe vorherrscht, rot und schwarz, aber scharf und schön ausgeprägt ist; denn man hat die Erfahrung, daß sie schönere Hybriden züchten. Die Kanarienhenne soll weiß- oder hellgelb sein, nur nichts Grünes oder Graues haben, weil von solchen meistens unansehnlich gefärbte Junge ausfallen. — Junge Distelfinken, welche man ausnimmt, braucht man übrigens nicht selbst aufzufüttern, sondern man fängt sich die Eltern dazu in einer Nestfalle, und wenn sie das nötige Futter finden, so ziehen sie ihre Brut bereitwillig auf. Oder wenn die Niststelle in der Nähe ist, so setzt man das Nest samt Jungen in einen Käfig, hängt ihn an sicherem Platze auf mit einer Vorrichtung, daß die Alten außen am Käfig sitzen können, und lockt jene nach und nach bis in die Nähe des Wohnhauses.

Der Distelfink ist ein schöner, flinker, lebhafter und gelehriger Vogel; er singt schön, fliegt gewandt, und klettert mit großer Geschicklichkeit, beinahe wie die Meisen, verkehrt an den Zweigen herum. Er sitzt immer auf den höchsten Spitzen der Bäume, hat nirgends lange Ruhe, dreht und wendet den Hinterleib mit ausgebreitetem Schwanze hin und her, singt und lockt, neckt sich mit andern Vögeln, und macht daher seine Anwesenheit bald bemerklich. Wegen seines flinken und muntern Wesens kann man ihn lange mit Lust beobachten. Auf dem Boden ist er etwas unbehilflich, er fliegt daher lieber von einer kleinen Entfernung zur andern, als daß er so weit läuft. Sein Flug ist schnell und leicht, in auf- und absteigenden Wogenlinien. — Ihre Nahrung besteht aus öligen Sämereien, namentlich aus denen aller Distelarten im weitesten Sinne; aus dem Gesäme der Wegwarten, vieler Flockenblumen, der Gänsedisteln, des Habichtkrautes, des Löwenzahns, des Hühnerdarms, des Wegerichs, des Mohns, Leins, Rübsen und der andern Kohlarten; so auch aus Birken- und Erlensamen. Ihre Nahrungsmittel suchen sie meistens auf den Pflanzen und Bäumen selbst; weniger auf dem Boden die ausgefallenen Sämereien. Naumann behauptet, sie fräßen auch Insekten und fütterten ihre Jungen damit, was diesem zuverlässigen Beobachter wohl zu glauben ist. Ameiseneier fressen sie ohne Umstände im Zimmer, ebenso wahrscheinlich auch andere kleine Insektenlarven, Räupchen und Blattläuse, welche sie von den Blättern und Blütenbüscheln ablesen. Vor größern Insekten, z. B. Schmeißfliegen und Mehlwürmern, ergreifen sie aber beinahe die Flucht, und rühren sie nicht an. — Im Zimmer gibt man Hanfsamen mit Mohn und Hafer vermischt, und macht ihnen öfters eine Abwechslung mit einigen Distel-, Kletten- und Löwenzahnköpfen, wenn deren Samen reif sind; auch die Wegerichkolben klauben sie gerne aus. Dazu steckt man ihnen täglich süßes Obst, Feigen, Salat, Hühnerdarm, Kreuzkraut, zarte Kohlblätter oder Brunnenkresse auf. Mit diesem Futter dauern sie viele Jahre aus. Bei den Stieglitzen und Zeisigen bemerkt man, daß sie größere Bissen, wie Salat, Semmelstückchen, Äpfelschnitzchen, unter die Zehen nehmen und meisenartig davon abpicken. Diese Eigenheit, beim Futternehmen mit den Zehen nachzuhelfen, hat man benutzt, um sie auf Gestellen kleine, mit Futter und Wasser gefüllte leichte Schubkärrchen an Kettchen zu sich heranzuziehen, daraus zu fressen, und nach genommenem Imbiß die Schiebkärrchen wieder loszulassen. Man hält sie in einem viereckigen, oben bedeckten Käfig. In einem Turmkäfig werden sie gern drehend. An frischem Wasser zum Baden und Trinken, nebst Flußsand, dessen Körner sie zur Verdauung bedürfen, darf man es ihnen nicht fehlen lassen. Wenn sie baden, bespritzen sie sich nur ein wenig mit dem Schnabel und gehen selten tiefer ins Wasser. Als schöne Vögel eignen sie sich auch sehr gut in den Zimmer- und Käfigflug; aber als gewaltige Fresser stehen sie immer am Troge, und suchen die andern Vögel mit Näräräschreien davon abzuhalten; indessen sind sie nicht bösartig und legen diese Unarten mit der Zeit etwas ab. Mit andern verwandten Vögeln leben sie in der Gefangenschaft, am Freßnapf ausgenommen, sehr freundschaftlich und zärtlich, besonders mit den Zeisigen und Flachsfinken. Wenn man ein Pärchen Distelfinken hält, kann man es bei nötiger Einrichtung zum Brüten bringen, soll ihm aber ein gestricktes Drahtnest zur Unterlage geben, weil es nicht leicht ist, dem geschickten Baumeister einen bequemen Standort und die rechten Baustoffe zu liefern. Gewöhnlich bringen es diese Pärchen nur zu Eiern, nicht

aber zu lebensfähigen Jungen, weil sie die benötigte Nahrung in Gefangenschaft nicht erhalten.

Ihr Gesang hat einen fröhlichen Charakter, viel Abwechslung und ein rasches Tempo; er ist laut und angenehm, und der Stieglitz gehört zu unsern bestsingenden Samenvögeln. Jener enthält mehrere Triller, zwitschernde Töne, und einige zerstückelte Accorde; dazwischen hört man die Silben „fink fink fink", und man hält die für gute Sänger, welche diese öfter hören lassen. Während des Singens ist ihr Körper in steter Bewegung, sie drehen sich bald rechts, bald links. Dabei sind sie sehr fleißig, denn sie singen beinahe das ganze Jahr; am wenigsten noch während der Mauserzeit. Im Freien erlaubt ihnen ihre Lebhaftigkeit nicht, während des Fliegens zu schweigen, denn sie singen von einem Baum zum andern, selbst über weite Strecken fliegend. Ihre Lockstimme klingt fast wie „stichlit, ziflit", oder wie: „Lieber Scholi", recht schnell gesprochen; im Fluge plappern sie „pick pick, — pickelnick, pickelnick — eia!"

Ihre Krankheiten sind: das Drehen, was von den enggegitterten Turmkäfigen herrührt. Um das zu beseitigen, setzt man sie sofort in Kastenkäfige und verhüllt den vordern obern Teil, allwo sich der Vogel dreht und nach hinten stürzt. In diesem oben verdunkelten Käfig legt der Vogel den Dreher wieder ab, aber es dauert oft einen halben Monat und darüber, bis der Vogel wieder hergestellt ist. Die fallende Sucht kommt von zu vielem Hanf oder von einem unreinen Käfig; die Dürrsucht von unpünktlicher Fütterung oder knappem Futter und gänzlicher Entziehung alles Grünen. Die Krallen verlängern sich zuweilen bei den Stieglitzen, so daß sie oft frei hängen bleiben und sich die Füßchen verdrehen. Eilig schneidet man diese unnatürlich verlängerten Spitzen mit einer kleinen Schere auf die natürliche Größe zurück, wodurch auf längere Zeit geholfen, und wiederholt dies Verfahren, so oft es nötig ist. Dies wendet man auch an, wenn sich die Schnabelspitzen unnatürlich verlängern. Für kranke, geschwollene Augen weiß ich kein anderes Mittel, als das Setzen in einen geräumigen Zimmerflug, oder wem hiezu keine Gelegenheit geboten ist, der hänge sie fleißig an die frische Luft, und stecke ihnen Brunnenkresse und Hühnerdarm auf.

Man fängt sie auf dem Finkenherd, wenn er nicht tief im Walde oder ganz im Freien liegt, indem man reife Distel-, Kletten-, Salat- oder Wegwartenbüschel dabei anbringt, und einen Lockvogel, im Käfig versteckt, dabei aufstellt. Im Spätjahr, wo sich die Distelfinken in den Gärten herumtreiben, nimmt man ein Bündel Kletten- oder Distelsamen, bindet es auf einen niedrigen Baum, und behängt es mit Sprenkeln und Leimruten: kann man einen guten Locker dazu hinhängen, so wird man auf diese Weise eine Menge fangen. Da sich diese Vögel vor den Leimruten aber sehr hüten, so kann man statt derselben mit gutem Vogelleim bestrichene Schweinsborsten nehmen, welche sie weniger fürchten; mit diesen kann man sie auch auf dem Neste fangen, wenn man wünscht, daß sie ihre Jungen im Käfig auferziehen sollen. Mit den Jungen kann man sie sogar in einen Meisenkasten locken, wenn man diesen, stark mit Laub verhüllt, auf den Nistbaum hängt.

Dritte Familie: **Dickschnabelfink**, Loxia, *Linné* 1735.

Less. 1831; — Pyrrhula, *Möhring* 1752; *Sws.* 1837; — Coccothraustes, *Briss.* 1790; *Spix* 1827.

Die Arten dieser Familie kennzeichnen sich durch merklich dickeren, einige durch unförmlich dicken, oder vorn gekreuzten Schnabel, dessen Unterschiede bei den betreffenden Gruppen bezeichnet werden; der Gaumen ist ganz oder teilweise hohl, mit seitlichen Längsleisten und Gaumenhöckern; gegen den Mundwinkel zahlreiche verästelte Borsten; mittellange Flügel, in denen die 1., oder 2. und 3. Schwinge die längsten sind. Die Männchen sind schöner gefärbt, als die Weibchen und Jungen. Sie nähren sich von öligen Sämereien, weniger von mehlhaltigen, von Grünzeug, Knospen, und — in beschränktem Sinne — von Insekten.

Diese Familie, oder vielmehr die hier verzeichneten Gruppen, enthalten, nach Gray, mehr als 100 Arten, welche zum größten Teil den Waldungen warmer Länder ange-

hören, und mitunter prachtvoll gefärbt sind. Auch hier hat Deutschland nur die geringe Zahl von 9 Arten aufzuweisen, die wir verschiedener Unterschiede halber in 5 Gruppen einteilen müssen.

1. Gruppe: **Gimpel**, Pyrrhula, *Möhring* 1752.

Briss.; *Pall.*; — Pinicola, et Strobiliphaga, *Vieill.* 1807; — Fringilla, *Temm.* 1815.

Der Schnabel ist kurz und dick, seitlich gewölbt; der Oberschnabel mit einem kleinen Haken; die seitliche Gaumenleiste nach hinten divergierend; Nasenlöcher von den Stirnfedern und Borsten fast ganz verdeckt; die Füße kurz, mit nicht sehr starken Nägeln; die Flügel mittellang, die 2., 3. und 4. Schwinge am längsten; der Schwanz ziemlich lang, etwas ausgeschnitten oder auch gerade; das Gefieder weich; die Männchen schöner als die Weibchen. Sie nähren sich von Gesäme, Beerenkernen und Knospen, und füttern ihre Jungen mit erweichten Sämereien aus dem Kropfe. Von etwa 15 Arten hier: 1 Art.

Der Gimpel. Loxia pyrrhula, *Linné.*

Taf. 15, Fig. 5.

Dompfaffe, Gemeiner Waldgimpel, Goldfink, Blutfink, Rotfink, Gieker, Liebich, Bullenbeißer, Luch, Halle, Golle. — Rubicilla, et Pyrrhula, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Fringilla sanguinea, *Schwenkf.*; — Fr. rubecula, *Frisch*; — Loxia pyrrhula, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; — Pyrrhula vulgaris, *Briss.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1824; *Br.*; *A. Br.* 1872; — Pyrrh. rubicilla, *Pall.* 1811; *K. & Blas.*; — Fr. pyrrhula, *Mey.* 1815; *Glog.* 1834; — Pyrrh. europaea, kleine Var., *Vieill.* 1823; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; — Pyrrh. major, große Var., *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — P. (minor, peregrina, et) germanica, kleine Var., *Br.* 1831; *Mev.* 1886; — P. coccinea, große Var., *Selys* 1842.

Ein sehr schöner, wohlbekannter und beliebter Zimmervogel.

Kennzeichen. Bürzel und Unterschwanzfedern rein weiß; der am Ende gerade Schwanz mit seinen obern Deckfedern glänzend schwarz. Männchen oben aschgrau; Kehle und Brust ein schönes eigenartiges Rot. Das Weibchen auf der Brust grau, mit rötlichem Schimmer. Junge siehe unten.

Länge 16,6 cm, Flügelbreite 27,5 cm, Schwanzlänge 6,7 cm, Schnabellänge 1 cm, Höhe des Laufs 1,6 cm.

Beschreibung. Für das Männchen genügt die Abbildung. — Die hintern Schwingen sind schwarz, mit violettem Schimmer, die letzte auf der äußern Fahne rot überflogen. — Der Schnabel ist kurz und dick, man möchte sagen stumpf, vorn in einen stumpfen Haken auslaufend, von Farbe schwarz; die kleinen Augen sind tiefbraun; die Füße, welche schwächliche Zehen haben, sind dunkel- oder schwarzbraun. — Das Weibchen ist leicht zu erkennen; es hat zwar dieselbe Zeichnung, aber die Brust ist nur rötlichgrau, auch ist das Aschgrau des Rückens bräunlich überflogen. — Die Jungen siehe unten.

Bei dem Gimpel wurden von Pastor Brehm zwei Rassen festgestellt und von unseren maßgebenden Ornithologen bestätigt: eine große und eine kleine. Der Großgimpel, L. pyrrhula major, Br. 1831; L. rubicilla, Pall. 1811; L. pyrrhula var. coccinea, Selys 1842. Dieser Vogel ist standhaft größer als der bei uns vorkommende Gimpel und bewohnt den Osten und Norden Europas und Mittelasiens, kommt aber als Wintergast auch bei uns vor. Als Brutvogel schon in Pommern und Ostpreußen. — Der Kleingimpel, L. pyrrhula var. minor, Br. 1831; L. pyrrhula var. germanica et var. peregrina, Br. 1855. Dies ist die bei uns vorkommende Rasse, welche Frankreich, die Schweiz, Südwest- und Mittel-Deutschland und Oesterreich-Ungarn als Brutvogel bewohnt. — Eine sehr nahestehende Art ist: der Graugimpel, Pyrrhula cineracea, Cab. 1872; P. Cassini, Baird. Bei dieser Art hat das Männchen eine reine graue Brust, während das Weibchen dem unsrigen gleicht; auf der kleinsten Schulterschwinge fehlt der rötliche Fleck. Vorkommen in Ost-Sibirien und Nordwest-Amerika (Alaska).

Es gibt auch noch verschiedene Spielarten, die man aber gewöhnlich nur im Zimmer trifft. Rein weiße Gimpel sind die seltensten; dann gibt es graulichweiße, weißgescheckte, weißflügelige, weißköpfige, rauchschwarze und tiefschwarze. Die letztern Varietäten kommen meist in rauchigen Zimmern vor, wo viel Oel gebrannt wird und wo sie namentlich mit lauter Hanfsamen gefüttert werden. Die Mauser fängt im Juli und August an.

Der Gimpel ist mit seinen Abänderungen in ganz Europa, Nord- und Mittelasien bis Ost-Sibirien, nach Blasius bis Japan, verbreitet. Im südöstlichen Sibirien wurde er von Middendorf wiederholt gesehen. Die Exemplare von Udskoi-Ostrog gehören zu der größern Rasse, es stimmen aber Männchen und Weibchen mit den europäischen

Vögeln vollkommen überein. Dort gibt es auch Vögel mit trüberem Rot auf Brust und Bauch, während der Spiegel auf dem Flügel aschgrau ist. (Also schon ein Uebergang zum Graugimpel.) Dieselben trifft man aber gepaart mit normalfarbigen. — Unsern Erdteil bewohnt er vom mittlern Schweden an bis ins südliche Frankreich, Oberitalien, Griechenland und Klein-Asien; die Südstaaten aber nur als Winter-, nicht als Brutvogel. In Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist er beinahe überall zu treffen, in der Schweiz noch häufiger als bei uns, wo man ihn namentlich im Winter in Baum- und Ziergärten, Parken, Alleen ziemlich häufig sieht. Sehr häufig als Brutvogel ist er aber bei uns nicht; die nördlichen Landstriche haben ihn zahlreicher. Unser Gimpel ist im Sommer ein echter Waldbewohner, und er macht wenig Unterschied, ob der Wald hoch oder niedrig liegt, und verläßt Bäume und Gebüsche nie ohne Not. Häufiger aber findet man ihn in größern und zusammenhängenden Gebirgswaldungen, besonders in Laubwäldern, oder wo solche mit Nadelholz sparsamer durchsprengt sind; namentlich in Buchenwäldern, wo es viele lichte Stellen, vergraste alte Waldwege, kleinere junge Schläge und Gebüsche gibt, und wo dieselben mit Wiesen, freien Plätzen und Aeckern zusammenstoßen. — Auf ihren Streifzügen sind sie weniger wählerisch, denn hier besuchen sie, wie bemerkt, Feldhölzer, Gärten, Alleen, größere Anlagen und auch die freiern Feldbäume, wo sie Genießbares zu finden glauben. Im Spätjahr verlassen sie die Brut- und Sommerplätze und durchstreifen nun Feld und Wald nach allen Richtungen, wobei sie jedoch die Hauptrichtung nicht aus den Augen verlieren; sie halten sich mehr an solche Gegenden, wo es außer Bäumen auch nicht an beerentragenden Gebüschen fehlt; die nördlicher wohnenden machen aber weite Reisen, bis sie wieder in ein milderes Klima kommen; doch scheint es, daß sie das Mittelmeer nicht überfliegen. Für die Dobrudscha, Bulgarien, Makedonien und Albanien aber als „gemeiner Wintervogel" bezeichnet. Die Wanderzeit beginnt im Oktober und dauert bis in den Dezember hinein, die Wiederkehr auf ihre Sommerplätze findet im Februar und März statt. Ihre Reisen machen sie bei Tag, gewöhnlich in den Morgenstunden, wobei sie hoch in der Luft streichen. Sie sind ziemlich gesellig, denn sie reisen in Truppen von 6 bis 12 Stück, wahrscheinlich familienweise; man trifft aber oft solche von 20 bis 30 Stück. Einzeln ziehen sie niemals umher, gewöhnlich paarweise, es müßte denn gerade zufällig eines verunglückt sein. In diesen kleinen Gesellschaften bemerkt man in Beziehung auf das Geschlecht oft eine große Differenz; manchmal sind es fast lauter Männchen, und dann aber auch wieder in der Mehrzahl Weibchen. So findet man sie beinahe den ganzen Winter in unsern Laubhölzern; denn während die unsern fortgereist sind, kommen immer noch aus dem Norden kleine Truppen nach, und diese scheinen in unsern Wäldern, wo sie immer noch Nahrung finden, zu überwintern.

Die vielen Verfolgungen ihrer Bruten haben die gemütlichen Vögel zu großer Mannigfaltigkeit und äußerster Vorsicht in Anlage des Nestes veranlaßt. Man findet es aber für gewöhnlich in unsern großen Laubwaldungen, nicht oft im reinen Nadelwald; in stillen, einsamen Dickichten, wo nicht leicht ein Mensch hinkommt, und sie wenig gestört werden. Dies sind namentlich kleine, freie Stellen im Walde, besonders solche, wo abgegangene Fahrwege, die schon wieder mit Gras bewachsen sind, durchziehen, und jederzeit wählen sie da die jüngern Schläge, Stangenholz oder solches, das erst zu kleinen Stämmen angeschossen und von Buschwerk und Nadelholzanflug umgeben ist; denn in den alten, düstern Hochwäldern selbst nisten sie nicht gern. Das Nest steht in hohen Büschen oder auf kleinen Bäumchen, von Manneshöhe bis 4½, sogar 6 m vom Boden entfernt; auch in den Gabelzweigen eines Busches, oder ziemlich nahe an einem Stamme auf den Seitenästchen. Steht es in bedeutender Höhe auf alten Fichten oder dem Erdboden nahe zwischen Ausschlagreisern, so gehört das zu den Seltenheiten. Das erste Nest im Frühjahr ist meist etwas fester gebaut, als das zweite im Juni, welches lockerer ist. Es ist nett ausgerundet und nicht kunstlos, besteht aus feinen Baumreiserchen, Würzelchen, Hälmchen, Bartflechten, Moos, innen ist es mit Wild- und Roßhaaren, Schafwolle 2c. gefüttert; doch trifft man nicht in allen Nestern Haare an, sondern als Ausfütterung nur feine Würzelchen, Hälmchen; wahrscheinlich findet sich nicht immer Gelegenheit, Haare als Polstermaterial zu bekommen. Die Eier, etwa 5, nur selten 6 an der Zahl, sind im Verhältnis zum Vogel klein, ziemlich

bauchig, mit glänzender Schale, und sind auf dem grünbläulichen Grunde mit violettgrauen, dunkelvioletten und purpurbraunen Flecken und Pünktchen besetzt, welche sehr häufig am stumpfen Ende zu einem Fleckenkranz sich häufen. Sie variieren ziemlich, die purpurbraunen Fleckchen fehlen aber nie. Ihre Maße betragen 21 + 15 mm. Mit 14 Tagen sind die Eier ausgebrütet, und man findet die erste Brut Anfang Mai, die zweite Mitte Juni oder später und diese enthält meist nur 4 Eier.

Gegen die Jungen zeigen die Eltern eine außerordentliche Zärtlichkeit, was man an dem kläglichen Pfeifen bemerken kann, wenn man ein Nest ausnimmt, und gerne unterziehen sie sich der Pflege ihrer Jungen, wenn man sie in der Nestfalle dazu fängt, und mit Hanf, Rübsamen, zerriebenem Milchbrod mit Ei vermischt, nebst Ameiseneiern versieht. Im freien Zustand werden die Jungen mit Sämereien aus dem Kropfe geätzt. — Ihre Färbung ist sehr verschieden von der ihrer Eltern; die schwarze Kappe und Kehle fehlt; der ganze Oberleib ist rötlichbraungrau, mit aschgrauem Schimmer; die Gurgel und Brust ist mit einem rötlichen Gelbgrau überzogen; der Bürzel, Flügel und Schwanzfedern sind aber wie bei den Alten.

Die jungen Gimpel spielen unter den Zimmervögeln eine hervorragende Rolle, denn die Fähigkeit, Lieder und kurze Melodien nachpfeifen zu lernen, und diese wieder in einem ungemein lieblichen Ton vorzutragen, hat nicht leicht ein anderer Vogel in diesem Grade. Obwohl man im allgemeinen den einfachsten Naturgesang dem ewigen Einerlei der hergeleierten Melodie eines künstlich gelehrten Vogels bei weitem vorzuziehen pflegt, so macht doch der Gesang des Gimpels hiervon eine Ausnahme. Kein anderer Singvogel kommt ihm in der Reinheit, Rundung und Fülle des flötenden Tones gleich, wobei aber zu bemerken ist, daß dabei viel auf den Vortrag des Lehrenden ankommt. Sie mit einer kleinen Drehorgel zu unterrichten, ist nicht rätlich, denn deren Ton ist viel zu grell für ihre Organe; auch sind dieselben oft schlecht gestimmt, und da sie den gehörten Ton genau nachpfeifen, so wird, wenn die Originalmelodie an Dissonanzen litt, den Zuhörern ein schlechter Dienst erwiesen. Besser geht es mit einer Flöte oder mit einem Flageolet. Das einfachste aber ist das gewöhnliche Pfeifen mit dem Munde, zumal wenn man den flötenden Klang der Lockstimme der Alten, das bekannte „diü", trifft; solche Töne fassen sie am leichtesten auf, und tragen sie auch viel reiner und angenehmer vor. Bei der Wahl einer Melodie geht man am sichersten, wenn man nur eine einzige lehrt, denn nicht immer fassen sie mehrere auf, sondern werfen die Sätze untereinander, so daß man kaum erkennen kann, was es sein soll. Hat man ein Stückchen eingelernt, dann schreitet man zum zweiten, repetiert aber dazwischen wieder das erste; so kann man allmählig dem Lehrling, wenn er gut aufmerkt und Verständnis zeigt, noch ein drittes Stückchen beibringen, womit man dann die Lehrstückchen abschließt, aber noch lange mit den Schülern das Gelernte wiederholt, besonders nach jeder Mauser, mit der meistens Gesangspausen verknüpft sind. Die Dauer ihrer Lehrzeit ist oft ziemlich lang; vom ersten Tag an, wo man sie aus dem Neste holte, bis nach etwa 8 Monaten muß man sie fleißig üben, und ihnen immer aus der gleichen Tonart vorpfeifen, immer dasselbe Tempo beibehalten, und namentlich auch während der Mauserzeit, wo die Vögel einige Zeit verstummen, beständig fortfahren. Die Zeit, welche man zum Vorpfeifen wählt, ist beliebig; jedoch gleich nachdem sie gefressen haben, sind sie stets am aufmerksamsten; zuweilen erweckt man sie des Nachts und pfeift ihnen vor, aber auch früh in der Morgendämmerung, wenn sie noch ruhig sind, kann man den Unterricht mit ihnen beginnen. Je mehr man sie übt, desto fester und sicherer lernen sie. Man muß sie ferner an einem Platze erziehen, wo sie keine andere Musik, kein Hahngeschrei, kein Sperlingsgezwitscher, kein Thürengekrächze u. dergl. hören, denn dieses fassen sie eben so leicht auf, und sind dann imstande, ein Kikeriki oder sonst etwas Unpassendes in eine liebliche Arie einzuflechten, was den Gesang verdirbt. Gut abgerichtete Gimpel werden teuer bezahlt und finden auch immer Liebhaber; für manche Gegenden und einzelne Personen werden sie ein vollständiger Erwerbszweig, indem sie dieselben in die größeren Städte bringen, und sich nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten 10 bis 50 Mark dafür bezahlen lassen. Nur ist es zu bedauern, daß die meisten von sitzenden Handwerkern abgerichtet werden, welche ihnen selten etwas Besseres lehren, als abgedroschene Melodien und alte Gassenhauer.

Die Jungen werden aus dem Neste genommen, wenn sie 8 bis 10 Tage alt sind, und sich noch gut äzen lassen. Man nährt sie mit geriebenem Milchbrod und hartgesottenen Eiern, oder aufgeweichtem Rübsamen unter erweichte Semmeln gemischt, oder in Milch gequellter Buchweizengrütze, oder auch mit Ameiseneiern. — Die jungen Männchen kann man schon im Neste unterscheiden, denn die gelbrötlichgraue Brust ist etwas rötlicher, was man bemerken kann, wenn die Jungen beisammen sind. Wer sich aber hierin zu täuschen glaubt, rupft den jungen Vögeln 6 bis 8 Federn, je einzeln, nicht alle zumal, aus der Brust, welche bald bei den Männchen rot nachwachsen. Uebrigens lernen auch die Weibchen nachpfeifen, aber unvollkommener; auch die schöne Färbung, welche bei den Männchen eine angenehme Zugabe bildet, hat man hier nicht zu erwarten.

Der Gimpel ist ein stiller, harmloser und friedliebender Vogel; seine Heiterkeit ist nie rasch oder stürmisch, sondern sanfter Natur. Mit andern Nachbarn sieht man ihn nie in Hader oder gar in Kämpfen und mit seinesgleichen nur höchst selten etwas zanken. Die gegenseitige, rührende Anhänglichkeit der Pärchen sieht man am besten, wenn eines davon weggefangen oder geschossen wurde; ihr flötender Lockton nimmt dann einen ganz kläglichen, fast weinenden Ausdruck an, und sie durchstreifen lange Zeit den Ort, um das Vermißte wieder aufzufinden. Bei der erwiesenen Gelehrigkeit unseres Vogels ist es sonderbar, daß man einfältige Menschen mit dem Schimpfwort „Gimpel" bezeichnet, wozu wenig Grund vorhanden ist; denn die Leichtigkeit seines Fanges ist mehr in der Zutraulichkeit zum Menschen, als in seiner Dummheit zu suchen. Auf den Zweigen der Bäume und Gebüsche hüpft er mit Leichtigkeit, und hängt sich auch wohl verkehrt daran, um zu den Sämereien und Knospen zu gelangen. Wenn er recht heiterer Laune oder sonst in Aufregung ist, wendet er in koketter Art den Schwanz bald auf die eine, bald auf die andere Seite und läßt seine Lockstimme dazu hören; ebenso auch, wenn er singt, wobei er noch mit den Flügeln zuckt, den Schwanz schnell ausbreitet, und eben so schnell wieder schließt; doch singt er auch im ganz ruhigen Zustande, ohne eine Bewegung mit dem Leibe zu machen. Beim Fluge, welcher schnell und leicht ist, zieht er die Flügel abwechslungsweise wieder an den Leib, und schießt so in einer großen Wellenlinie fort. Wenn man im Winter einen kleinen Trupp, worunter mehrere Männchen sind, in den Gebüschen herumstreichen sieht, so gewährt dies einen herrlichen Anblick. Es ist aber schwer, die vorn angeführte größere oder kleinere Rasse im Freien zu unterscheiden, da das Auge leicht über Größe getäuscht wird, die Größenunterschiede überhaupt nicht stark in die Augen fallen.

Seine Nahrung besteht in Sämereien, Beeren und Baumknospen, welche er teils von dem Boden, teils von den Bäumen abliest. Er genießt den Samen der Erlen, Birken, Tannen, Fichten und Kiefern, insbesondere die Kerne der Vogelbeeren, Sorbus aucuparia, *L.*, nach denen sie oft weit fliegen; die Beerenkerne des Gemeinen Schneeballs (Schlingbaums), Viburnum opulus, *L.*, des Hartriegels, Kreuzdorns, Ligusters, Wachholders, der Hagrosen; das Gesäme der Rauhkarden, Kletten, Nesseln, Spiräen, Reseden; ferner Hanf, Leindotter, Mohn, Hafer, Rübsamen, Hirse, Buchweizen, Haidekorn. In der kalten Jahreszeit, besonders wenn diese lang währt und dann Futtermangel eintritt, werden sie den Obstkulturen schädlich, weil sie dann die Blütenknospen fruchttragender Bäume fressen, wie der Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Kirschenbäume, der Johannisbeerbüsche, des Ahorn, der Rotbuchen u. a. Die Gimpel sind aber im allgemeinen bei uns zu selten, als daß dieser Schaden stark ins Gewicht fallen dürfte. Auch sind die kleinen Familien, welche in Obstkulturen einfallen, durch Blindschüße leicht zu vertreiben.

Im Zimmer gibt man ihnen Rübsamen und Hanf, nebst etwas Mohn, welches das beste Futter für sie ist. Lauter Hanfsamen bekommt ihnen auf die Dauer nicht gut; sie werden davon zu fett und dann träge; jedoch unter andere Sämereien gemischt, fressen sie ihn, wie alle Samenvögel, sehr gern. Man gibt auch täglich etwas Grünes, als Salat, Hühnerdarm, Kreuzkraut, ein Apfelschnitzchen u. dergl., auch ein Stückchen erweichte Semmel, woran sie sehr gerne herumkauen. Frische Fichtenknospen sind eine Liebhaberei, und wenn man solche vor und während der Mauser füttert, bekommen sie eine recht lebhafte Färbung. Auch die Fütterung mit Nadelholzsämereien wirkt gut für lebhafte Farbenentwicklung bei der Mauser. Man hat indes für die Zimmerfütterung eine große Aus-

wahl, wie aus ihren Nahrungsmitteln im Freien zu ersehen ist. Die meisten fressen aber auch im Käfig recht gerne Ameiseneier, welche sie im Freien nicht finden können. Ein viereckiger, oben bedeckter Käfig ist besser als ein Glockenbauer, weil sie lieber geradeaus hüpfen, als auf und ab. Der Boden desselben muß mit Wassersand oder Erde bestreut sein, weil sie, wie die meisten Vögel, denselben nicht nur der Reinlichkeit wegen bedürfen, sondern auch kleine Quarzkörner zur leichteren Verdauung verschlucken. Die meisten gehen in der Gefangenschaft bald ans Futter; manche aber, und das merke man, werden so vom Heimweh überfallen, daß sie nichts fressen und lieber sterben. Gesellschaft von ihresgleichen, oder auch nur eines andern samenfressenden Vogels, etwa eines Zeisigs, trägt sehr viel zu ihrer Aufheiterung bei. Dann streut man einem störrischen Vogel verschiedenes Futter ins Käfig, besonders aber viel Ebereschbeeren. Auch kann man das erprobte Mittel anwenden, den Boden mit Walderde und Moos zu belegen, die Gitter aber mit etwas grünem Tannenreisig oder Laub zu durchflechten; sogar schon eingewöhnte Vögel werden ungemein fröhlich und lebhaft, besonders ihm Frühjahr, wenn man ihnen zuweilen ihren Käfig so ausschmückt. Steckt man Männchen und Weibchen zusammen, so gewähren sie durch ihre Anhänglichkeit, ihr zärtliches Spiel und ihr Schnäbeln einen größern Zeitvertreib, als wenn sie allein sind. Die Schönheit dieser Vögel, wodurch sie mit manchem ausländischen, teuern Vogel wetteifern können, sowie ihre Zähmungsfähigkeit, machen sie zu einem unserer beliebtesten Zimmervögel. In den Vogelflug eignen sie sich ebenfalls, und sie sind gewöhnlich die Hauptzierde des ganzen Käfigs; in einem größern Zimmerflug nisten sie sogar, und wenn man sie vor den Störungen und Neckereien anderer Vögel, namentlich der Staare, schützt, so bringen sie auch nicht selten die Jungen aus, aber aus Mangel an natürlichem kräftigem Futter selten davon.

Der Gesang ist beiden Geschlechtern eigen, doch singen die Männchen etwas lauter. Es sind eine Menge knarrender, rätschender Töne, unter welche sanft flötende Pfiffe gemischt, aber so leise vorgetragen werden, daß man sie nur in der Nähe hören kann. Dieser Gesang bewegt sich zwar in bescheidenen Grenzen, aber es ist ein Ausdruck gemütlicher Heiterkeit, spornt andere Zimmergenossen zum Chorgesang an und wird dadurch dem Vogelfreund lieb und wert. Unter den Strophen vernimmt man etwa folgende Töne: „quo tra zquä, rrrzia krü, üt si trrr quä, ut, üt üt, me ta üt u. a.“; am schönsten klingt ihr „diridä dü dü dü“. Ihre Lockstimme ist ein sanfter, flötender Pfiff, wie: „diü, — diü,“ und ein gedämpfteres „düt düt!“ Diese Lockstimme ist vieler Modulationen fähig; sie wird zur Warnung, zur Flucht, zur Klage, zur Freude, zum Willkomm und zum Anlocken verwendet und von den Gefährten auch immer richtig verstanden, so daß man die feine Unterscheidungsgabe wirklich bewundern muß.

Ihre Krankheiten sind Verstopfung, Durchfall, Heimweh oder Trübsinn und die Mauserkrankheit. Eine Pflege, wie sie vorn angegeben wurde, wird die meisten Krankheiten beseitigen; übrigens ist das Nähere darüber in der Rubrik „Krankheiten der Vögel“ zu finden. — Ihr Fang geschieht hauptsächlich mit Hülfe eines Lockvogels, welchem sie sehr gern folgen, und ist nicht schwierig. Man fängt sie in Sprenkeln, mit Leimruten, auf Lockbüschen und Klettenstangen. Ohne Lockvogel ist der Fang ein zeitraubender; man hängt alsdann Vogel- und Schlingbaumbeeren als Köder vor. Mit den Jungen fängt man sie in der Nestfalle.

2. Gruppe: **Hakengimpel**, Carpodacus, *Kaup*. 1829.

Corythus, *Cuv.* 1817; — Enucleator, *Br.*; — Pinicola, *Cab.*

Der Schnabel ist kurz und dick, etwas aufgeblasen; der Oberschnabel hakig übergebogen; die Füße kurz aber kräftig; die Flügel ziemlich lang; die 2. oder 3. Schwinge am längsten; der ziemlich lange Schwanz in der Mitte etwas ausgeschnitten. Das Gefieder ist dicht, und bei den Männchen vorherrschend rötlich, bei den Weibchen und Jungen mehr gelblich; die Oberseite sperlingsartig gefleckt. Nach Reichenow 20 Arten, welche die nördlichen Länder bewohnen, während des Zugs aber auch in südlicheren Gegenden erscheinen. Hier beschrieben: 3 Arten.

Der Rosengimpel. Loxia rosea, *Pallas*.

Passer roseus, et Fringilla rosea, *Pall.* 1811; — Pyrrhula rosea, *Temm.* 1815; *Naum.* 1824; *K. & Blas.* 1840; — Carpodacus roseus, *Kaup.* 1829; *A. Br.* 1872; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — Erythrothorax roseus, *Br.* 1855.

Dieser schöne Vogel hat viel Aehnlichkeit mit dem Karmingimpel, ist aber größer als dieser, und hat seine bestimmten Unterscheidungszeichen. In Brehms Tierleben, Vögel 2. Bd. 1882, S. 342, ist der Karmin- und Rosengimpel nicht getrennt.

Kennzeichen. Mit ziemlich kreisförmigem Schnabel. Der Vorderkörper rosenrot, ebenso der Bürzel; Stirn- und Kehlfedern silberweiß aber mit rosigen Säumchen geziert; Rücken rosarot überflogen und schwarzbraun gefleckt; Bauchmitte und Steiß hell rosa; Flügelfedern schwarzbraun mit hellen Säumen, wie auch die Schwanzfedern. Das Weibchen ist sperlings- oder lerchenfarbig, nur Kopf und Bürzel rot überflogen; bei jüngern sehr schwach, bei ältern hat auch der Unterkörper roten Anflug.

Länge 15,5 cm, Flügelbreite 27,4 cm, Schwanzlänge 6,3 cm, Schnabellänge 1,1 cm, Höhe des Laufs 1,8 cm. Sperlingsgröße.

Beschreibung. Der Kopf und Hals sind mit einem schönen Rosenrot überflogen, durch welchen jedoch das Braungrau des Grundes etwas schimmert. Gurgel, Brust und Bürzel sind rein rosenrot; der übrige Unterleib ist weiß mit rosenrötlichen Federsäumen. Schulterfedern und Rücken sind dunkelbraun, streifenartig rotgefleckt. Alle Flügelfedern sind matt dunkelbraun; die größern Deckfedern mit großen, weißen Enden und rosenroten Kanten, wodurch zwei weiße Querstriche auf dem Flügel gebildet werden; die übrigen Schwingen haben gelbbräunlichweiße Kanten. Die obern Schwanzdeckfedern sind rosenrot mit dunkelbraunen Schaftflecken; die Schwanzfedern sind dunkelbraun mit rosenroten, die äußersten mit einem helleren Säumchen. — Die Weibchen sind lerchenfarbig, die Federn auf dem Scheitel und Rücken grau gerandet; unten weiß, an den Weichen mit braunen Schaftflecken; Kinn, Kehle und Hals blaßrötlich mit braunen Schaftflecken; die Stirn lebhafter rot, mit schwärzlichen Flecken. Der Bürzel ist lichtrötlich, die Federn um die Mitte braun; die mittlern und obern Flügeldeckfedern sind an der Spitze weißgerandet, die längern haben blaßweißliche Enden. Der Schnabel ist wie beim Hänfling, doch etwas kolbig, von Farbe rötlichgrau; die Augen sind nußbraun; die Füße stämmig und bräunlichgelb.

Die Heimat dieses schönen Vogels ist das nördliche Asien, namentlich Ostsibirien, von wo er im Winter über Rußland nach Ungarn und zuweilen als Seltenheit tiefer ins innere Deutschland kommt. Er bewohnt die lichten Laubwaldungen Sibiriens, welche aus Föhren und Birken bestehen, ebenso auch die buschreichen Flußufer wie der Karmingimpel, und nährt sich von verschiedenen Sämereien und Beeren. Fortpflanzung wie beim Karmingimpel. — Im Zimmer muß man ihn halten, wie den Fichtengimpel.

Der Karmingimpel. Loxia erythrina, *Pallas*.

Taf. 15, Fig. 6.

Karmin-Hänfling, Brandfink. — L. erythrina, *Pall.* 1770; *Gm.*; — Fringilla flammea? *Retz. ex L.*; — Pyrrh. erythrina, *Temm.* 1815; *Naum.* 1824; *K. & Blas.* 1840; — Carpodacus erythrinus, *Kaup.* 1829; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Pyrrhulinota rosacea, *Hodgs.* 1833; — Erythrothorax rubrifrons, *Br.* 1855; — Carp. erythrinus, et Erythr. roseus, *A. Br.* 1882.

Der männliche ausgefärbte Karmingimpel ist einer der farbenprächtigsten Vögel, die in Europa vorkommen, aber leider ist diese Pracht auch vergänglicher als die jedes andern Vogels, wenn er in den Käfig kommt.

Kennzeichen. Mit sehr kolbigem Schnabel; die Spitzen der Flügeldeckfedern sind hellgrau, keine weißen Flügelbinden; die 3 ersten Schwingen beinahe gleich. Oben das Gefieder graubraun; beim Männchen mit rosenrotem Scheitel und dunkel karminroten Flecken; beim Weibchen oben fahlgrau mit dunklern Längsflecken, und bräunlichgrauem Scheitel.

Länge 15,3 cm, Flügelbreite 26 cm, Schwanzlänge 6,3, Ausschnitt 75 mm, Schnabellänge über den Bogen 1 cm, Höhe des Fußrohrs 2 cm. Beinahe Finkengröße.

Beschreibung. Kehle und Augenkreise sind graulich weiß; Gurgel und Kropf schön rot; die Brust blaß karminrot; der übrige Unterleib ist schmutzig weiß. Der Kopf ist schön karminrot mit dunkelbraunen Schaftflecken; der Hinterhals etwas schmutziger; ebenso die Wangen und Seiten des Halses; der Rücken hell braungrau mit größern, dunkeln Karminflecken; der Bürzel schön rosenrot. Die kleinen Flügeldeckfedern sind graubraun, mit lebhaft rostbraunen Enden; die andern Deckfedern schwach dunkelbraun, mit rostgelblichweißen Enden, welche durch den Flügel zwei weißliche Querstreifen bilden; die Schwingen sind

dunkelbraun, heller gekantet und rosenfarbig eingefaßt. Der Schwanz ist graubraun mit hellern Kanten, gegen die Wurzel rosenrot überflogen. Mit zunehmendem Alter wird das herrliche Karminrot immer schöner. — Die jungen Männchen sind braungrau, mit hellern, ins Grünliche spielenden Federrändern; der Bürzel ist schmutzig gelbgrün; der Unterleib ist schmutzig bräunlichweiß mit bräunlichen Flecken. Sie sollen erst im dritten oder vierten Jahre völlig ausgefärbt werden. — Das Weibchen ist etwas kleiner; oben matt olivenbraun, dunkel gestrichelt, mit hellern Federrändern; der Bürzel ist gelbgrünlich; der Bauch schmutzigweiß, mit braunen Längsflecken. Es sieht den jungen Männchen ähnlich. — Der Schnabel ist kurz und dick, hat vorn ein kleines Häkchen, aber bei weitem nicht so auffällig wie beim Hakengimpel, von Farbe ist er hornfarben; die Augensterne sind dunkelbraun; die Füße bräunlich fleischfarben. — Junge dem Weibchen ähnlich.

Der Karmingimpel ist für Europa ein nordöstlicher Vogel. In unserm Erdteil bewohnt er besonders Galizien, Polen, Preußen, die Ostsee-Provinzen, Rußland; gemein in vielen Partien des Kaukasus. Radde traf ihn auf der Westseite des Schah-Dagh bei dem hochgelegenen Dorfe Kurusch in einer Höhe von etwa 3000 m sehr häufig, wo er auf den üppigen Bergwiesen sein schönes Flöten erschallen ließ. Zum Aufsitzen fanden die Gimpel nur die Stauden des rasch aufschießenden Bärenklau, Heracleum sphondylium, *L.* Sie halten sich gern an den buschreichen Ufern der Flüsse mit verkrüppelten Laubholzschlägen auf, wo Buschweiden und Röhricht wachsen, an Plätzen, wie sie teilweise die Rohrammer aufsucht. — Als Zug- oder Strichvogel vertauscht er seinen nördlichen Aufenthalt im Winter mit einem mildern Klima.

Der Karmingimpel brütet, wie bemerkt, auch im nordöstlichen Deutschland nicht allzu selten; so besonders in Ostpreußen, auch in Pommern, in Schlesien bei Breslau; auf der Insel Sylt fand Naumann ein Pärchen nistend; ferner — und häufiger — in Kurland, Polen, Volhynien, Galizien, im mittlern Rußland und Sibirien an geeigneten Orten. Im ganzen Stanowoigebirge, im Flußgebiete der Uda und an der Südküste des Ochotskischen Meeres fand ihn Middendorf verbreitet und nistend. Schon um die Mitte des April stellten sie sich bei Udskoi ein. Im rauhen Daurien stellen sie sich erst in der zweiten Hälfte des Mai ein. Mitte Juni findet man daselbst auf Zwergbirken die Nester mit 4 bis 5 Eiern. Er liebt feuchte Waldgegenden mit einzelnen Bäumen und vielem kleinen Unterholz und Gärten von ähnlichem Charakter; ja er begnügt sich mit dergleichen Gestrüpp ohne höhern Baumwuchs, namentlich an Hügeln und Bachufern. Das Nest steht gewöhnlich in einem buschigen Dornstrauch, besonders Schwarzdorn, Weißdorn, Berberizen, $1/2$ bis $1^1/2$ m, seltener $2^1/2$ bis 3 m hoch in höhern verwilderten Pflaumenbäumen. Es ist eigentümlich grasmückenartig gebaut, besteht aus dürren langen Hälmchen mit Rispen und Tierhaaren ausgefüttert, und enthält 5, seltener 6 ovale Eier, welche auf rein blaugrünem Grunde mit kleinen blaugrauen und purpurbraunen Schalenflecken und noch einzelnen schwarzbraunen oder ganz schwarzen Flecken, Punkten und Strichen bezeichnet sind. Sie messen 2 + 1,4 cm. — Die Jungen sind gelbbraun ohne jegliche Spur von Rot, oben etwas dunkler, auf den Flügeln zwei sehr deutliche rostbräunliche Binden. Oben sind die Federn eigentlich braun mit gelben Säumen, unten gelblich mit braunen Längsflecken; Bauch weißlichgelb, fast ungefleckt; der Schwanz gabelig ausgeschnitten.

Ihre Nahrung besteht aus verschiedenerlei Sämereien, aus jungen Knospen, Schößlingen und Grünem. Im Zimmer füttert man Kanarien-, Rüb-, Hanf- und Leinsamen; wenn man sie gut pflegen will, gibt man ihnen geriebenes Milchbrod mit gelben Rüben und darunter Mohnsamen, sowie frische Ameiseneier, und läßt täglich etwas Grünes nicht fehlen. — Der Gesang ist charakteristisch, hell- und flötenartig und erinnert an den des Hänflings und der Goldamsel, er lautet etwa: huit huatje huetja und ist ziemlich lang. Beim Singen sperrt er den Schnabel weit auf und hebt den Kopf hoch. Die Lockstimme ist derjenigen des Kanarienvogels sehr ähnlich, ein weiches wiib! wiib!

Wie vorn bemerkt, verschwindet bei dem Karmingimpel im Käfig die schöne rote Färbung, wie beim Rosen- und Fichtengimpel, und wird mißfarbig. Der Gesang ist aber sehr angenehm und wohllautend; nur schade, daß der Vogel nicht lange ausdauert.


11.
4.
8.
3.
5.
2.
1.
6.
10.
7.
9.

Der Fichtengimpel. Loxia enucleator, *Linné.*

Taf. 15, Fig. 7.

Hakengimpel, Hakenkreuzschnabel, Größter Kreuzschnabel, Fichtenhacker, Finnischer, Pariser-Papagei. — Rubicilla maxima canadensis, *Edwards*; — L. enucleator, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; — Coccothraustes canadensis, *Briss.* 1760; — L. psittacea, *Pall.* 1811; — Pyrrhula enucleator, *Temm.* 1815; *Naum.* 1824; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; — Fringilla enucleator, *Mey.* 1815; *Glog.* 1834; — Corythus enucleator, *Cuv.* 1817; *K. & Blas.*; *v. Hom.* 1885; — Pinicola enucleator, *Cab.* 1851; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Carpodacus enucleator, *Rchw.* 1884.

Kennzeichen. Mit einem sehr ausgezeichneten, stark hakenförmigen Oberschnabel, der den Unterkiefer überragt, doch ohne sich zu kreuzen. Der Scheitel — je nach dem Geschlecht — rot oder gelb; über den Flügel laufen 2 weiße Binden, welche niemals scharf abgeschnitten sind. Drosselgröße.

Länge 21,4 cm, Flügelbreite 33,5 cm, Schwanzlänge 7,8 cm, Schnabellänge über den Bogen gemessen 1,6 cm. Höhe des Laufs 2,2 cm. Stärker als ein Kreuzschnabel.

Beschreibung. Das Gefieder dieses schönen Vogels ist beinahe dem gleichen Farbenwechsel unterworfen, wie bei den Kreuzschnäbeln. — Beim Männchen sind Kopf und Hals karmoisinrot; Rücken, Schultern und Oberschwanzdeckfedern noch etwas dunkler rot; der Bürzel rot mit aschgrauen Fleckchen; die Brust etwas bleicher rot; Seiten des Bauchs und der After aschgrau; die kleinen Flügeldeckfedern sind dunkelbraun, rot gekantet; die mittlern haben große weiße Enden und sind an den Kanten rosenrot angeflogen; die größern Flügeldeckfedern sind bräunlich, breit hellweiß gekantet; durch diese und die vorigen werden zwei weiße Flügelbinden gebildet; die Schwingen sind braunschwarz, die hintern weiß, die vordern hell rostgelb, nach der Wurzel karminrot gekantet, (die rote Farbe verschießt aber bald und wird nach der Mauser orangegelb); der ausgeschnittene Schwanz ist braunschwarz, mit gelblichgrauen und rot überflogenen Seitenkäntchen, die äußersten mit weißlichen Säumchen. Der Schnabel ist nicht besonders groß, aber kurz und dick; der Oberschnabel tritt über den untern hakig und weit hervor, und wird dadurch dem Schnabel mancher Papageien ähnlich, die untere Schnabelhälfte hat keinen Haken; die Farbe ist von oben schmutzig braun, nach der Wurzel gelblich fleischfarben; die stämmigen Füße sind schmutzig dunkelbraun; die Augen nußbraun. — Die jüngeren Männchen sind ockergelb, orangegelb und rotgelb, bis sie endlich karmoisinrot werden. — Die Weibchen sehen schön ockergelb aus; doch blickt meist der graue Grund etwas hervor, daher sind sie grauer, auch etwas kleiner. Rot werden sie nie, wie die Männchen.

Ihr Aufenthalt ist das nördliche Europa, so weit hinauf als noch einigermaßen Bäume gedeihen, so in Lappland und Finnland, in Nord-Asien bis Udskoi-Ostrog; in den gleichen Breiten auch in Nord-Amerika. Ein von Middendorf bei Udskoi geschossenes Männchen zeichnete sich durch ein sehr schönes Rot vor den europäischen Exemplaren aus; auch das Weibchen zeigt daselbst ein lebhafteres Gelb. In manchen Jahren, wenn die Kälte in ihrer Heimat zu streng wird oder Futtermangel eintritt, kommen sie als Zug- und Strichvögel südlicher, bis Südschweden, Rußland, und in die russischen Ostsee-Provinzen, ins nordöstliche Deutschland, dagegen nur selten bis ins mittlere oder gar südliche Deutschland. Auf ihren nördlichen Brutplätzen verteilen sich diese Vögel auf weite Räume, sind deshalb nirgends häufig; dagegen auf ihren Wanderzügen, besonders wenn starker und anhaltender Schneefall sie nach mildern Länderstrichen treibt, bilden sie manchmal außerordentlich zahlreiche Scharen, die nach Tausenden zählen, so in den Jahren 1821, 1822, 1832, 1844, 1878, wo sie sich im Nordosten Deutschlands in unschätzbaren Mengen einstellten. Die Strichzeit ist der Oktober und November, und mit Beginn des Frühlings sind sie schon wieder auf dem Heimwege. Ihre Reisen machen sie in größern oder kleinern Truppen und bei Tag. — Sie bewohnen die Schwarzwälder, besonders Fichtenbestände, und kommen nur notgedrungen in reine Laubholzwaldungen.

Der Fichtengimpel bewohnt die ungeheuren menschenleeren Waldungen des hohen Nordens und Nordostens, welche aus Fichten und Tannen, untermischt mit vielen Wachholdersträuchern, bestehen; Kiefernwald lieben sie nicht, noch weniger solchen von Laubholz. Dort wird auch gebrütet. Er ist zu dieser Zeit in Finnland häufig, jedoch mehr im innern Lande als in den Küstengegenden. Im April beginnt er mit dem Bau des Nestes, welches man auf kleinen Fichten $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ m hoch findet, und welches charakteristisch gebaut ist. Es steht nämlich auf einem Zweige dicht am Stamme, ist aber mit beiden verflochten, so daß es sehr fest steht. Es hat Aehnlichkeit mit dem Neste des Gemeinen Gimpels, ist aber verhältnismäßig größer, und besteht aus Reisern, Flechten, Halmen, Würzelchen und ist

mit Wildhaaren gefüttert, oder auch mit feinen Würzelchen ausgelegt. Die Eier, deren es meist 4 Stück sind, haben auf grünbläulichem Grunde violettgraue, dunkelbraunrote, purpurbraune und schwarze Pünktchen, Punkte und Flecken. Sie gleichen denen des Gimpels, sind aber viel größer, 2,6 cm lang, 1,8 cm breit.

Ihre Nahrung besteht in dem Gesäme der Nadelbäume, besonders der Fichten, Tannen und Lärchen, der Buchen, Erlen, Birken, Ulmen, Eschen, Ahorne, der Wachholder-, Rausch- und anderer Beeren. Mit ihrem kräftigen Schnabel beißen sie die Tannenschuppen so leicht durch, als ein Kreuzschnabel, mit dem sie auch sonst viele Aehnlichkeit zeigen. Von den Beeren hülsen sie die Häute ab und verzehren nur das Fleisch und die Kerne. Es ist aber anzunehmen, daß sie während der Brütezeit auch Insekten fressen und füttern. Im Zimmer gibt man ihnen Hanf, Hafer, Rübsamen und dazu ein aufgeweichtes Semmelstückchen; im Sommer Zusatz von frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern nebst Grünem. Sie gewöhnen sich leicht ein, werden sehr zahm und zutraulich, und lassen sich sogar mit den Händen streicheln, was sonst nicht wohl ein Vogel leiden mag. Wenn sie zu fett werden, so entzieht man ihnen den Hanf und gibt Semmel, stark mit gelben Rüben vermengt, und Kanariensamen. Auf den Zweigen der Bäume klettern diese großen schönen Vögel sehr geschickt, wie die Kreuzschnäbel, hüpfen auch leicht, aber auf dem Boden geht das schwerfällig und schief. Hat man ein Pärchen beisammen im Käfig, so thun sie sehr zärtlich und vergnügen durch ihre Tändeleien, und wenn man Nistgelegenheit macht, so legt das Weibchen Eier. Ob es zu lebensfähigen Jungen kommt, ist bis jetzt noch nicht festgestellt. Vom warmen Ofen muß man sie entfernt halten; wenn es ihnen nur wenig zu warm wird, so keuchen sie, sperren den Schnabel auf und schnappen nach Luft, denn als hochnördliche Vögel können sie nur in frischer Luft gedeihen, deshalb ist der Aufenthalt in freier Volière zuträglicher als im Zimmer. Ihre schöne Färbung ist aber ebenso hinfällig, wie beim Kreuzschnabel und Karmingimpel. Das duftige Rot verliert sich und macht einer düstern Färbung Platz. Es sind sanfte und friedfertige Vögel, arglos und zutraulich wie die Zeisige, die sich leicht eingewöhnen und in Bälde zahm gegen ihre Pfleger werden.

Ihr Gesang ist sehr angenehm, abwechselnd und flötend, etwas leise, verdient aber zu den bessern Vogelgesängen gerechnet zu werden. Naumann sagt, das Männchen ist ein ganz vortrefflicher Sänger und singt selbst den ganzen Winter hindurch, am lautesten aber in der Begattungszeit. In den hohen Sommertagen seiner Heimat, wo die Sonne eine zeitlang ununterbrochen am Horizont sichtbar bleibt, singt er besonders eifrig und wird deshalb im Norden der „Nachtwächter“ genannt. Ihre Lockstimme ist ein rein gepfiffenes „diü!“

Wegen ihrer Arglosigkeit sind sie nicht schwierig zu fangen; man fängt sie in Sprenkeln, Leimruten und Schlaggärnchen, welchen man Vogelbeeren als Köder vorhängt. Sie sollen so vertrauensduselig sein, daß man ihnen, wenn sie gerade eifrig mit Fressen beschäftigt sind, an einen langen Stecken befestigte Schlingen über den Kopf ziehen könne.

3. Gruppe: **Kreuzschnabel**, Crucirostra, *Cuv.* 1800.

Br. 1831; — Curvirostra, *Scop.* 1777.

Die Spitzen des Schnabels kreuzen sich, bald rechts, bald links; derselbe ist stark und dick, von den Seiten zusammengedrückt, der Unterschnabel ist an der Wurzel breiter, als der obere, Nasenlöcher klein, mit einem weichen Rändchen und Borstenfederchen verdeckt, Zunge etwas lang und vorstreckbar, vorn schmal löffelartig und hart; die Füße sind kurz und stark, mit langen schön gekrümmten Nägeln, die Flügel etwas lang und schmal; die 1. Schwinge die längste; die großen Schwingen abgerundet; die mittleren, von der 9. an, am Ende ausgerandet; der Schwanz kurz mit gabelförmig ausgeschnittenem Ende; jede Feder nach außen schief zugestutzt. Die einjährigen Männchen sind gewöhnlich hellrot, seltener hellgelb oder grüngelb, welche Farbe bei nächster Mauser in Rot übergeht. Die Weibchen sind grüngrau, mit schwärzlichen Längsflecken, die Jungen gleichen denselben. Die Fortpflanzungszeit richtet sich nach den gerade vorhandenen Nahrungsmitteln, sie brüten zu allen Zeiten,

meistens im März und April, nicht selten sogar in den Wintermonaten. Sie sind Bewohner der Nadelwälder, deren Samen sie fressen, und nach denen sie oft sehr weite aber unregelmäßige Streifzüge unternehmen und dann manchmal in Gegenden vorkommen, denen sie wieder jahrelang fehlen. Außerdem fressen sie, wenn auch weniger gern, Buchecker, Ahorn, Hornbaum- und noch andere Sämereien; auch Blattläuse und kleine Räupchen. Die Natur scheint jede Art dieser Gruppe auf die verschiedenen Samen der Nadelhölzer, auf Kiefern, Föhren, Fichten und Tannen, auch auf die Lärchenzäpfchen angewiesen zu haben. Kiefern haben die größten und stärksten Zapfen. Diese bewältigt leicht der Große Kreuzschnabel; dann folgen die leicht zu öffnenden Fichtenzapfen, an diese hält sich der Fichtenkreuzschnabel, und endlich die kleinen Flügelbinden-Kreuzschnäbel sind auf die weichen kleinen Zapfen der Lärchen angewiesen. Um die Samenkerne aus den Zapfen zu lösen, ist dieser kreuzschnäbelige Apparat das zweckmäßigste Instrument, das man sich denken kann. Und wie es rechts und links gedeckte Zapfen gibt, so gibt es auch rechts und links gekreuzte Schnäbel. Sie beißen zunächst am Zapfenstiel eine oder einige Schuppen heraus, dann zwängen sie die Schnabelspitze zwischen diese und die nächste hinein, machen eine seitliche Bewegung mit dem Kiefer, wodurch die Deckschuppe in die Höhe getrieben und das Korn bloßgelegt wird, welches sie nun mit Hilfe der Zunge in den Schnabel einführen und das Korn abhülsen. Bei jeder ausgebrochenen Deckschuppe geht es leichter. Kleine Kreuzschnäbel können sich große Zapfen nur mit Mühe öffnen, und kommen nur dadurch zum Korn, daß sie die Schuppen mühselig durchnagen. Sehr gerne beißen sie aber die Zapfen am Stiele ab und tragen sie nach andern Bäumen, wo sie an einem bequemen Platz die Zapfen ausfressen. Wenn nämlich der Kreuzschnabel sich auf einer Tanne niedergelassen hat, so tritt er mit dem einen Fuß auf den Zapfen, mit dem andern hält er sich am Zweige fest, trennt den Zapfen ab, packt ihn mit dem Schnabel oben, mit den Füßen unten und fliegt nun in schiefer Richtung nach dem erwählten Plätzchen, wo der Zapfen aufgelegt und mit einem Fuße gehalten wird, während der andere Fuß den Zweig umklammert, und nun kann das Ausbrechen der Samen beginnen. Gerne halten sie den einmal gewählten Freßplatz ein, und man findet unter einem solchen oft ganze Haufen entleerter Zapfen.

Die Jungen werden aus dem Kropfe mit geschältem Nadelholzsamen und kleinen Blätterinsekten aufgefüttert. Es sind dickköpfige, etwas plump aussehende Vögel, gehören aber zu den beliebtesten Käfigvögeln der Gebirgsbewohner. Sie haben auch in ihrem Betragen etwas, das an die Papageien erinnert; denn diesen ähnlich klettern sie mit Hilfe von Schnabel und Füßen auf dem Gezweige der Nadelbäume und im Käfig herum.

In anatomischer Beziehung bemerkt Nitzsch: Der Kopf der Kreuzschnäbel ist groß, unten hinterwärts sehr breit, indem die Unterkieferäste hinten sehr von einander entfernt sind; diejenige Seite des Kopfes, wo der Haken des Unterschnabels in die Höhe geht, ist stets muskulöser als die andere, welche weniger beim Benagen der Tannenzapfen in Bewegung gesetzt wird. Das Fleisch der getöteten Wildfänge ist — nach Vater Brehm — von dem Harzgehalte so durchdrungen, daß es eigentlich nicht verwest, sondern eher zur Mumie eintrocknet, nur muß man es vor Schmeißfliegen bewahren, deren Maden auch das harzhaltige Fleisch nicht scheuen.

Von etwa 7 Arten bei uns: 3 Arten.

Der Kiefern-Kreuzschnabel. Loxia pityopsittacus, *Bechstein.*

Taf. 15, Fig. 8.

Großer Kreuzschnabel, Großer Krummschnabel, Roßkrinitz, Großer Grünitz, Kiefernpapagei, Tannenpapagei. — L. curvirostra major, Dr. Otto (in Buff. Uebers. 10. Bd., S. 40) 1784; *Gm.*; *Bechst. cit.* 1795; — L. pityopsittacus, *Bechst.* (ex Borkhausen) 1807; *Naum.* 1824; *Glgo.* 1834; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — Curvirostra pinetorum, *Mey.*; — Cruc. pityopsittacus, *Br.* 1831.

Dieser Vogel unterscheidet sich auf den ersten Blick von dem nächstfolgenden, seinem nahen Gattungsverwandten, durch den viel dickern, gewölbten Schnabel, und durch den ungewöhnlich dicken und breiten Kopf, so wie durch die stets beträchtlichere Größe.

Kennzeichen. Der dicke, hohe, papageiartige Schnabel ist unten an der Wurzel 1,4 cm

breit, und jede Kinnlade läuft in einen kurzen Haken so aus, daß die Spitze der untern sehr selten über den Rücken des Oberschnabels hervorragt; Männchen: Hauptfarbe menningrot im Alter; oder olivengrün im 2. Jahr; Weibchen: graugrün, gelblich gemischt.

Länge fast 29 cm, Flügelbreite 19 cm, Schwanzlänge 6,6 cm, Schnabellänge 1,4 cm, Höhe der Läufe 2 bis 2,2 cm. Größe des Kirschkernbeißers.

Beschreibung. Die Abbildung genügt für das alte Männchen. — Das schöne Rot, womit das Gefieder der alten Männchen übergossen zu sein scheint, ist bald hell, bald schön mennigerot, bald auch zinnoberrot, bald nur ziegelrot, doch immer heller, d. h. mehr mennigerot als beim Fichten-Kreuzschnabel. Der Schnabel ist sonderbar geformt: von der obern Schnabelhälfte hängt vorn ein spitziger Haken herab, und von der untern Schnabelhälfte geht ein solcher hinauf, daß sich beide kreuzen, was bald auf der linken, bald auf der rechten Seite der Fall ist; die Farbe desselben ist schwärzlich horngrau; die Augen sind schön dunkelbraun; die Füße sind stark und stämmig, schmutzig rötlichbraun. — Die jungen Männchen sehen mehr gelb als rot aus, und sind auch wohl mit einem schmutzigen Rot überflogen, was je nach dem höhern Alter sich endlich in die oben angegebene Farbe verwandelt. — Die Weibchen sind sehr kenntlich; Oberkopf und Nacken sind dunkel bräunlichgrau, grüngelb überflogen; die Kehle graulich weiß, unterwärts grünlich angeflogen; Brust hellgrau mit grüngelben Federrändern; der übrige Unterkörper grünweiß; Oberrücken und Schultern sind dunkel braungrau, mit graugrünen Federrändern; der Bürzel ist licht gelbgrün. — Junge siehe unten.

Die Heimat dieses stattlichen Vogels ist das nördliche und gemäßigte Europa und Sibirien, wo er so hoch hinaufgeht, als die Nadelbäume gedeihen, unter denen er die Kiefer, Pinus sylvestris, *L.*, zwar bevorzugt, doch aber gemischte Nadelwaldungen lieber bewohnt, als einförmige. Von den nördlichen Schwarzwäldern, die er — außer der Brutzeit — das ganze Jahr nach Nahrung durchstreift, kommt er zuweilen in die Kiefernforste von Livland, Esthland, Rußland, Polen, in die östliche Ebene von Preußen u. s. w., und brütet wohl auch zuweilen daselbst. Für das mittlere und südliche Deutschland, die Schweiz und Oesterreich-Ungarn ist er aber eine seltene Erscheinung, weit seltener, als der Fichtenkreuzschnabel, wozu auch noch insbesondere die starke Lichtung vieler Waldungen des deutschen Gebiets beiträgt. Wir dürfen sein Erscheinen bei uns deshalb nur als ein zeitweiliges bezeichnen; dann kann es aber wieder vorkommen, daß er nicht nur vereinzelt, sondern ziemlich häufig, sogar in Truppen, auftritt. Seine Winterstreifzüge dehnt er zuweilen bis in die Lombardei aus. — Er bewohnt die Nadelwälder ebener und bergiger Gegenden, besonders solche, in denen Kiefern, Fichten und Tannen vermischt wachsen, und wählt dann die Waldränder an solchen Stellen, wo hohe, alte Bäume einzeln stehen, auf denen er sich am meisten wegen der Zapfen aufhält und nur selten tiefer herabgeht. Außer der Fortpflanzungszeit streicht er weit umher, fliegt immer nur den Nadelwäldern nach, und erscheint in Gegenden, wo nur Laubholz wächst, höchst selten. In reinen Fichtenwaldungen kommt er nicht leicht vor, aber auch reine Kiefernwaldungen wählt er nicht zu dauerndem Aufenthalt, sondern, wie schon bemerkt — gemischte Waldungen. Er ist ein Stand- und Strichvogel; die Ankunft bei uns kann aber nicht genau bestimmt werden, denn sein Aufenthalt richtet sich gewöhnlich nach der Nahrung in seiner Heimat, je nachdem er Ueberfluß oder Mangel hat. Aber auch dies ist nicht immer maßgebend, denn sie erscheinen in manchen Gegenden zu einer ziemlich gewissen Zeit, wo sie beinahe alle Jahre gesehen und gefangen werden, dann aber auch plötzlich wieder mehrere Jahre ausbleiben. Sie fliegen in kleinen Gesellschaften von 12—20 Stücken von einem Bezirk in den andern, wo sie so lange bleiben, als es Samenzapfen gibt; dann erst streichen sie weiter. Ihre Wanderzeit ist gegen Ende September. Ihre Reisen finden bei Tage statt, gewöhnlich in der Morgendämmerung, wobei sie hoch in der Luft fliegen. Meistens stellen sie sich später ein, als ihre Vettern.

Ebenso unbestimmt ist die Zeit des Nistens. Sie brüten im Dezember, Januar, Februar, März, April, Mai und Juni, was sich ebenfalls ganz nach dem reichlichen Gedeihen des Fichten- und Kiefernsamens zu richten scheint. Die Winterkälte übt keinen Einfluß auf die Fortpflanzung, wenn es nur nicht an fruchttragenden Tannenzapfen fehlt. Daß er in unserem Vaterland ein sehr seltener Brutvogel ist, wurde schon bemerkt. Jedes Pärchen wählt sich ein kleines Revier, welches es gegen andere seinesgleichen hartnäckig zu behaupten sucht. Auch hier suchen sie mehr die Waldränder auf, und verraten ihren Stand bald durch ein unruhiges Hin- und Herfliegen, eine besondere Lebhaftigkeit, und durch den

häufigen Gesang, den die Männchen hören lassen. Sie bauen auf hohe Kiefern und Fichten in die Gipfel, oft nahe am Stamm, öfters weiter von demselben entfernt, in einer Höhe von 24—30 m, je nach der Höhe des Baumes; das Nest ist aber immer so gestellt, daß ein dichter Nadelbüschel oder auch ein Ast eine schützende Decke von oben gegen den, in den Wintermonaten fallenden Schnee bildet. Das Nest besteht äußerlich aus Tannenreiserchen, dann folgen Bartflechten, Moos und dürre Grashälmchen, selten ist es noch mit einzelnen Federn gefüttert. Es ist schön gebaut, dickwandig, wie gefilzt, tiefer als eine Halbkugel und enthält meistens 4 längliche, etwas kleine Eier, welche auf trübem, blaugrünlichweißem Grunde einzelne violettgraue und mehrere blutrote und schwarzbraune Fleckchen und Punkte haben. Sie variieren ziemlich, und die Brütezeit ist 15 Tage. Das Weibchen baut allein das Nest ohne Mithilfe des Männchens, wird aber von demselben fleißig begleitet und mit Singen unterhalten, auch später — wenn es brütend auf den Eiern sitzt — in den Mittagsstunden abgelöst oder auch mit Futter versehen. Die Eier messen 28 + 22 mm.

Die Jungen, welche von den Eltern mit Fichten- und Kieferngesäme aus dem Kropfe gefüttert werden, sehen oben grau und schwarzbraun gefleckt aus, der Hinterrücken und Bürzel ist grünlichgelb überflogen; der Unterleib ist grauweiß; die Brust gelblich, die Seiten sind grünlich überflogen; in den Weichen sitzen bräunlichschwarze Schaftflecken, die an der Kehle ganz fein sind. Die Farbenunterschiede zwischen Alt und Jung sind sehr bedeutend.

Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus dem Samen der Nadelbäume; vorzugsweise von Kiefern, Fichten, Weißtannen, Lärchen, doch fressen sie auch den Samen der Erlen, des Hanfs und die Beeren, oder eigentlich die Kerne der Früchte des Vogelbeerbaums, vermutlich auch Blattläuse. Um den Samen aus einem Tannenzapfen zu holen, beißt ihn der Vogel meistens am Stiele ab, trägt ihn auf einen nahen Ast, und öffnet dann die eng anschließenden Schuppen mit seinem hiezu eigens eingerichteten Kreuzschnabel mit Leichtigkeit, um die Samenkerne unter denselben hervorzuziehen, und er kann die stärksten Kiefernzapfen ebenso leicht aufbrechen, als die weichern von Fichten und Lärchen. In wenigen Minuten ist er mit dem Zapfen fertig, den er nun wegwirft, um einen andern zu holen. Daß es Zapfen mit rechts und links sich deckenden Schuppen gibt, wie aber auch Kreuzschnäbel, deren Spitzen sich vorn teils rechts, teils links kreuzen, möge hier nochmals erinnert sein. Während des Fressens verhalten sie sich ganz still, und man hört nichts, als das Knistern, wenn sie die Schuppen aufreißen; man bemerkt aber ihre Anwesenheit bald an den vielen herumliegenden Zapfen, deren Schuppen aufgesperrt und ausgefressen sind. — Im Zimmer füttert man sie mit Hanfsamen, Rübsamen, Hafer. Hanf fressen sie sehr gern, er macht sie aber fett, deshalb gewöhnt man sie lieber an den Samen verschiedener Tannenarten und steckt Obstschnitzchen zum Benagen auf. — Sie benagen sehr gern die jungen Schößlinge der Nadelbäume, fressen sie auch teilweise, deshalb verschaffe man ihnen häufig solche, weil sie unstreitig für sie gesund sind. Wer keine Gelegenheit hat, frische Tannenschößlinge beizuschaffen, füttere möglichst viel Grünes. Auch Weichfutter und Ameiseneier lassen sie sich behagen, wie ich im Vogelzimmer bemerkte, wo solche Auswahl stattfand. Vogelbeeren fressen sie ebenfalls gern. Wenn man ihnen mittelgroße Tannenzapfen in den Käfig gibt, so kann man ihre Geschicklichkeit beim Oeffnen derselben beobachten. Sie sind leicht einzugewöhnen und zu erhalten; trinken viel und baden auch zuweilen. Der Käfig muß stark, entweder ganz von Draht oder wenigstens von hartem, starkem Holze sein, weil sie imstande sind, mit ihrem eisenharten Schnabel fingerdicke Eckstäbe in kurzer Zeit zu zernagen. Mit Hilfe ihres Schnabels klettern sie beständig im Käfig herum, indem sie sich mit demselben festbeißen und die Füße nachziehen, wie es die Papageien machen, spielen mit ihren Freßgeschirren oder nagen an dem Gitterwerk des Käfigs, immer machen sie sich etwas zu schaffen, und gewähren dem, der sie beobachtet, manche Kurzweil; durch ihr schädliches Benagen aber auch manchen Aerger. Zum Aus- und Einfliegen im Wohnzimmer taugen sie nicht wohl, weil sie die Möbel benagen und die Ecken absplittern. — Will man sie auf die Dauer halten, so gibt man ihnen zu obigem Gesäme noch Weichfutter, d. h. ein Gemenge von Semmel und gelben Rüben, an das sie bald gewöhnt sind. Sie werden recht zahm, aber ehe sie dieses sind, hat man sich vor ihren Schnabelbissen zu

hüten, denn sie kneipen empfindlich, und oft so, daß die Wunde blutet. Es ist nur schade, daß die alten Männchen ihre rote Farbe verlieren und im Käfig nie wieder bekommen, sondern ein orange- oder gar graugrünes Gefieder erhalten, wie die jüngern Vögel. In der Stubenluft kann sich das duftige Rot nicht mehr entwickeln.

So schwerfällig diese Vögel aussehen, so klettern sie doch mit Leichtigkeit auf den dünnsten Zweigen der Tannen herum, oft in verkehrt hängender Stellung, und gebrauchen Schnabel und Füße dazu, was an die Papageien erinnert, wie schon bemerkt; sie nehmen dabei die verschiedensten Posituren an und kommen sehr schnell von einem Aestchen zum andern. Auf der Erde hüpfen sie etwas plump und schief. Sie sind gar nicht scheu, vielmehr dummdreist, so daß sie selbst ein Schuß nicht verjagt; dabei sind es harte und kräftige Vögel, was schon ihr Brüten im kalten Winter beweist. Beim Singen sitzt das Männchen immer hoch und frei auf der Spitze eines Nadelbaums, doch singt es auch auf sonderbare Art, indem es von einem Baume zum andern einen Balzflug ausführt, besonders während der Brütezeit; dieser Gesang überrascht in den Wintermonaten, wo man weit und breit keinen Vogel zu hören gewohnt ist, und klingt höchst angenehm.

Der Gesang ist ein wunderliches Gemisch von hellpfeifenden, schnurrenden, flötenden und zwitschernden Tönen, im Ganzen angenehm und dem Gesang des Fichtenkreuzschnabels gleichend, aber mit stärkerer Tonfülle, und mit häufiger Einflechtung der Locktöne. Er lautet etwa: „gia gia göck derdä! hip hip herregehi! gä gä gorroror! ga ga gäär!“ Ihre Lockstimme lautet wie „köp“ und etwas tiefer „zock“. Durch die Locktöne werden sie nicht selten im Zimmer lästig, da sie dieselben fast den ganzen Tag hören lassen, besonders wenn sie knapp gefüttert werden.

Im Zimmer sind sie mancherlei Krankheiten unterworfen und dauern deshalb selten länger als 2 bis 3 Jahre; sie bekommen die Fettsucht, krankhafte Augenlider, Beulen an den Füßen, fallende Sucht und dergleichen, welche Krankheiten man teils dem zu vielen Hanfsamen, teils unreinlicher Haltung zuschreiben darf. Die Landleute haben den wunderlichen Glauben, die Kreuzschnäbel zögen die Krankheiten der Menschen an sich; die Vögel, welchen der Haken des Oberschnabels rechts hinabhängt, sollen die Leiden des männlichen Geschlechts, und die, welchen der Oberschnabel links hinabkreuzt, die Krankheiten des weiblichen Geschlechts an sich ziehen. Ja, glaubensstarke Leute gehen so weit, das Wasser zu trinken, in welches der Vogel seine Exkremente fallen ließ.

Ihr Fang geschieht auf mancherlei Art; am leichtesten mit einem Lockvogel, namentlich auf der sogenannten Klettenstange und mit Sprenkeln. Wenn man sie irgendwo bemerkt, so geht man auf einen freien Platz und stellt hier einige Tannengipfel auf, von einer Höhe, daß man bequem hinauflangen kann. Diese werden nun mit so viel Sprenkeln behängt, als das Bäumchen fassen kann, und so beschnitten, daß die herbeifliegenden Vögel keine andern Sitze finden, als die Stellhölzchen der Sprenkel. In dem Busche selbst aber hängt ein Lockvogel in einem kleinen Käfig, der die vorüberfliegenden Gesellschaften anruft, welche nun herbeikommen, aufsitzen wollen, sich fangen und mit den Sprenkeln herabstürzen. Die Klettenstange siehe beim „Fang der Vögel“. Ohne Lockvogelködert man sie mit Vogelbeeren, wobei es aber oft lange dauert, bis sie dieselben beachten.

Der Fichten-Kreuzschnabel. Loxia curvirostra, *Linné*.

Taf. 15, Fig. 9.

Kleiner Kreuzschnabel, Kreuzvogel, Krummschnabel, Krünitz, Kleiner Tannenpapagei, Tannenvogel, Zapfenbeißer. — Loxia, alte Aut.; — Conirosor, *Rudb.*; — *L. cit.* 1746; *L.* curvirostra, *L.* 1748 bis 1866; *Gm.*; *Bechst.* 1795; *Naum.* 1824; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — L. concifera, *Klein* 1750; — Crucirostra abietum, *Mey* 1815; *Br.* 1831.

Im Ganzen finden wir hier dieselben Abweichungen, wie bei dem vorigen Vogel, auch eine mit diesem übereinstimmende Lebensart; die Größe bei diesem ist aber merklich geringer; etwa die des Gimpels.

Kennzeichen. Der Schnabel ist gestreckt, sanft gebogen, unten an der Wurzel nur 1 cm breit, die sich kreuzenden Spitzen lang und schwach, so daß die des Unterschnabels meistens über den Rücken des Oberschnabels emporragt; Männchen: Hauptfarbe alt: rot, oder jünger:

hellgelb, orangegelb, grünlichgelb; Weibchen: grau mit grün gemischt; Jung; noch grauer, als das Weibchen.

Länge 17½ cm, Breite 28 cm, Schwanzlänge 5,4 cm, Schnabellänge 1,2 cm. Höhe des Laufs 1,8 cm.

Beschreibung. Für das alte Männchen genügt die Abbildung. Der Schnabel ist gestaltet wie beim vorigen, aber schmäler und kleiner, von Farbe schwärzlich braun; die kleinen Augensterne sind dunkel nußbraun; die stämmigen Füße braun. — Bei jüngern Männchen, abwärts, ist die Farbe dunkel zinnoberrot, hoch gelbrot, rötlich orangefarben, hochgelb, hellgelb, lehmgelb, bis endlich die unvermauserten Jungen kommen, welche oben grau, dunkler gefleckt und grünlich überflogen sind; der Bürzel hat einen hellgelben Anflug und schmale, braunschwarze Schaftflecken; der ganze Unterkörper ist grauweiß mit braunschwärzlichen Schaftstrichen; die Oberbrust hat einen gelblichen Ueberflug. Die Männchen im Nestgefieder sind stets an dem etwas lebhafteren Ueberflug zu erkennen. — Die Weibchen sind grau, an Kopf, Rücken, Brust und Bürzel grünlich, oder grünlichgelb überflogen.

Der Fichtenkreuzschnabel bewohnt das gemäßigte und nördliche Europa, vom Aufhören des größern Baumwuchses an bis in die Tannenwälder Frankreichs und der Schweiz, die Gebirgswälder Mittel-Europas bis auf die Nadelwaldungen Griechenlands; den größten Teil Nord- und teilweise Mittel-Asiens bis zum fernen Osten. In Nord-Amerika leben sehr nahestehende, aber kleinere Arten. Er folgt überall den Tannenwaldungen, bergauf und bergab, und bevorzugt als Futterbaum besonders die Fichte, Pinus abies, *L.*, und die Lärche, P. larix, *L.* — In Deutschlands größeren Tannenwäldern ist er nicht selten, und brütet im Harz, im Thüringer Wald, im Schlesischen Gebirge, in Preußen, soweit hier die Fichte in der Ebene Massenbestände bildet. Ferner brütet er in den Nadelwäldern Böhmens, Frankens, in den südwestdeutschen Tannenwaldungen; im Schwarzwalde zu jeder Zeit, wie auch in den Vogesen. Auf seinem Zuge kommt er bis ins südliche Europa, und fliegt selbst über das Mittelmeer, um die Gebirgswaldungen Afrikas und Klein-Asiens zu besuchen. — Er ist Stand- und Strichvogel, wie ihn eben gerade die Nahrungsmittel hiezu bestimmen, denn die strengste Kälte allein ist nicht imstande, ihn zu vertreiben. Ihre Streifzüge machen sie schon frühzeitig im Sommer, Juni und Juli, selten später, in Truppen von 20 bis 50 Stück, welche ziemlich fest zusammenhalten und die abseits gekommenen wieder mit ihren Locktönen herbeirufen: gewöhnlich machen sie ihre Touren in den Frühstunden, doch auch sonst unter Tage. Auch bei diesem Kreuzschnabel, der überall sehr viel häufiger ist, als sein großer Vetter, bemerkt man eine solche zeitweilige wechselnde Verbreitung; zuweilen massenhafter Andrang in Waldungen, denen sie dann auch wieder jahrelang fehlen können. Das hängt — wie schon bemerkt — mit dem Gedeihen der Nadelholzsämereien zusammen. Den nichts bietenden Hungerwaldungen weichen sie aus und suchen die samentragenden Reviere auf. In Ost-Sibirien, bei Darasun, nistet dieser Kreuzschnabel häufig; im Sommer hält er sich auf den Gipfeln der mit Zirbeln besetzten Gebirge auf, im Winter fliegt er in die Thäler herunter, und bewohnt die Lärchenwälder. Zur Nachtruhe wählen sie gern bestimmte Teile des Waldes, und daselbst das dichte Gezweige der höchsten Nadelbäume.

Die Hauptbrut fällt in den Dezember und Januar, doch richten sie sich nicht bestimmt nach dieser Zeit, denn sie nisten, was wunderbar genug ist, zu allen Jahreszeiten, im Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Wahrscheinlich nisten sie in guten Samenjahren auch mehr als einmal, was ihre außerordentliche Vermehrung in manchen Jahren erklären mag. So erfahren wir von Oberlehrer Demuth aus Böhmen: „Nistet zweimal jährlich, im Januar und April". — Das Nest steht hoch in den Gipfeln der alten, hohen Fichten, und steckt so in den Nadelbüscheln, daß es von oben und unten nicht leicht gesehen werden kann, also schwer zu entdecken ist. Das Aeußere des Nestes besteht aus Tannenreiserchen, Haidekrautstengeln, Grashälmchen, dann aus Moos, Flechten, Grasrispen und zarten Würzelchen, oft wenig mit Federn ausgelegt; es ist gut zusammengeflochten, hat einen tiefen Napf und ist dickwandig genug, um einen bedeutenden Grad von Kälte abzuhalten, denn der Boden desselben ist oft 5 cm dick. Es enthält 3 bis 4, aber selten 5 Eier, welche auf schmutzig grünlichweißem Grunde blaß violettgraue und blaß blutbraune Punkte und Fleckchen haben, worauf man auch öfters noch Aderzüge und Pünktchen von schwarzbrauner Farbe sieht. Die Eier gleichen denen des Kiefernkreuzschnabels, sind aber kleiner.

— Man nahm früher an, diese Vögel kitteten ihr Nest innen mit Harz aus, was sich jedoch als ein Irrtum erwiesen hat. Junge Nestvögel habe ich niemals erhalten, und könnte zu ihrer Erziehung — falls jemand in den Fall käme, solche zu erhalten — nur den Rat erteilen, sie mit Eifutter, dem man ein Drittel gemahlenen oder gut zerquetschten Hanf einmischt, zu ätzen und später an das unten angegebene Futter zu gewöhnen.

Es sind gesellige, muntere Vögel, welche mit großer Gewandtheit in den Tannenzweigen herumklettern, wobei ihre Stellung den Kopf ebenso oft nach oben wie nach unten gerichtet zeigt. Wo die Füße nicht hinreichen, häkeln sie sich mit dem Schnabel an und ziehen den Leib mit dem Kopf nach, wie die Papageien, woher denn auch ihr Name Tannenpapagei rührt. Auf dem Boden sind sie ungeschickt, denn sie können nur schief hüpfen. Ihr Flug ist aber leicht und schnell, schußweise flatternd, wobei sie die Flügel abwechselnd wieder anziehen. Es sind kräftige Tiere, die vermöge ihres dichten, warmen Gefieders auch der grimmigsten Kälte Trotz bieten; sie singen mitten im Winter, wenn nur ein freundlicher Sonnenblick durch die Wolken bricht.

Ihre Nahrung sind vorzugsweise die Samen aus den Zapfen aller Nadelbäume; Buchen-, Ahorn-, Hornbaum-, auch Erlensamen, die Kerne der Vogelbeeren, auf welche sie oft sehr erpicht sind, wenn es an Tannenzapfen mangelt, dann auch Distelsamen, Knospen und Blüten der Nadelbäume, Knospen von Laubholz, Beeren, selbst hie und da Insekten, besonders die Spanner- und Blattwickler-Raupen; nach den Beobachtungen Vater Brehms namentlich Blattläuse, welche sie — trotz der eigentümlichen Schnabelform — gut abzunehmen wissen. Sie fressen viel und bringen ihre meiste Zeit mit diesem Geschäfte zu. Den Zapfen öffnen sie, entweder am Baume hängend, oder sie beißen ihn am Stiel ab und schleppen ihn auf einen Ast. Es sieht hübsch aus, wenn so ein kleiner Vogel, mit einem Tannenzapfen im Schnabel, von einem Baum zum andern fliegt. Den Schnabel wetzen sie sehr häufig, um ihn von dem anklebenden Tannenharz zu reinigen. — Im Zimmer gehen sie sogleich ans Futter; man gibt ihnen Hanfsamen, Hafer, Rübsamen, Erberesch- und Wachholderbeeren, frische Tannenzweige samt Knospen zum Benagen, Birn- und Apfelschnitzchen; auch Bucheckern und Nußkerne. Das weiche Futter von Semmel und gelben Rüben nebst Ameiseneiern und Mehlwürmern sind zweckdienliche Zugaben. Verschafft man ihnen hie und da einen Tannenzapfen, so gibt dies einen artigen Zeitvertreib. Sie werden so zahm, daß sie sich auf den Fingern herumtragen lassen. Auch diese Vögel verlangen einen starken Käfig, wie die vorigen, damit sie ihn nicht zerbeißen können, denn sie nagen die stärksten Stäbe im Käfig ab.

Ihr Gesang besteht aus zwitschernden und klirrenden Strophen, worunter eine wie „rejiz" klingt, welche man ihr Krähen nennt. Bechstein bezeichnet ihn wie folgt: Hi zäri zäri, zirs böng böng böng, hist hist hedi, gip gip gip gip, dihoja dihojah, gaga gaga u. s. w. Er ist etwas leiser als der Gesang seines großen Vetters; auch werden die Locktöne häufig mit eingeflochten. Ihre Locktöne lauten hell: „kip kip", und tiefer: „zock zock!" Die, welche „zock" locken, geben zum Fang gute Lockvögel. Diese lockenden Töne sind höher und schwächer, als bei der großen Art und leicht zu unterscheiden.

Krankheiten und Fang sind wie bei den Kieferkreuzschnäbeln. — Zu den dauerhaften Stubenvögeln gehören die Kreuzschnäbel nicht, denn Nadelholzsämereien sind kein gewöhnlicher Handelsartikel und ihr Lieblingsfutter — Hanfsamen — macht sie zu fett. Während es nichts Seltenes ist, Stieglitze und Zeisige 10 und mehr Jahre im Käfig zu halten, gelingt es beim Kreuzschnabel oft kaum 3 Jahre. Im Zimmerflug sind sie dauerhafter. Vielleicht wären auch die in der Neuzeit als Handelsware leicht erhältlichen Sonnblumenkerne ein zuträgliches Futter.

Der Lärchen-Kreuzschnabel. Loxia leucoptera, *Gmelin.*

Taf. 15, Fig. 10.

Weißbinden-, Bandflügeliger Kreuzschnabel, Finkenkreuzschnabel, Finkenflügel. — L. leucoptera, *Gm.* 1788; *Blas.* in Naum. 1860; *Rchw.* 1884; *Mev.* 1886; — L. falcirostra, *Lath.* 1790; — Crucirosta bifasciata, *Br.* 1831; — L. taenioptera, *Glog.* 1834; *Blas.* in Naum. 1860; — Cruc. leucoptera, *Br.* 1855; — L. bifasciata, *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves.*

Kennzeichen. Der Schnabel ist verhältnismäßig schwächer als beim vorstehenden, gestreckt, sanft gebogen, mit langen sich kreuzenden Spitzen, von denen die des Unterkiefers über den Oberkieferrücken vorsteht. Im Flügel zwei weiße Querbinden, die beim Männchen etwas breiter sind.

Länge 16 cm, Schwanz 6 cm, Flügel 8,6 cm, Schnabel 1,4 cm, Lauf 1,6 cm. Kleiner, als der Fichtenkreuzschnabel.

Beschreibung. Die Färbung ist wie bei den vorhergehenden; beim einjährigen Männchen Orangegelb, oben mit Grün überflogen, zu einem schönen Johannisbeerrot in der folgenden Mauser übergehend; im Nacken und auf dem Bauch grau angeflogen. Der Flügel hat zwei weiße, scharf abgeschnittene Querbinden, die bei Weibchen und jüngeren Vögeln weniger breit sind, als beim alten Männchen; die Spitzen der drei hintersten Schwingen schneeweiß, beim alten Männchen blaß rosenrot. Die grauschwarzen großen Schwingen und Schwanzfedern sind grünlich gekantet. Weibchen und Junge grau, oben grün überflogen, mit schwärzlichen Längsflecken. Aeltere Weibchen nähern sich der Farbe der jüngern Männchen.

Der Lärchenkreuzschnabel ist in Sibirien und Nord-Amerika heimisch, wo er hauptsächlich die Regionen der Lärchenwälder bewohnt; er kommt auf seinen Streifzügen zuweilen in die europäischen Nadelwaldungen, wo er schon in manchen Jahrgängen — und nicht zu selten — in Schweden beobachtet, zuweilen aber auch schon in Deutschland gefangen wurde, so in Schlesien, Böhmen, im Harz, auf dem Thüringer Wald, im Rheinischen Gebirge. Auf dem Harz und dem Erzgebirge werden fast alljährlich solche Kreuzschnäbel unter den andern Verwandten gefangen. Im Herbst 1889 wurden in den gebirgigen Nadelwaldungen des östlichen Deutschlands, namentlich in Oberschlesien, zahlreiche Gesellschaften beobachtet, und auch mehrere Exemplare davon gefangen. Da er fast immer in Gesellschaft des Fichtenkreuzschnabels auftritt, so wird er von manchen Ornithologen nur für eine Rasse des letzteren gehalten; doch ist der Weißbindige standhaft kleiner.

Nach Gloger hat übrigens dieser Vogel auch ein anderes Betragen. Er ist im Käfig viel ungeselliger und zänkischer gegen seinesgleichen wie gegen andere Vögel; zeigt sich aber im übrigen aufmerksamer und klüger als andere Kreuzschnäbel. Auch hat er in seinem schlanken Schnabel nicht soviel Kraft, um mit gleicher Leichtigkeit das Holzwerk der Käfige zu zernagen, wie seine größern Vettern, klettert schlechter und hüpft dafür besser, wie er überhaupt in seinem Benehmen zierlicher und flinker ist. Auch er kann die Stubenwärme nicht leiden und zieht die frische Luft vor, weil er sie in seinen heimatlichen Wäldern gewöhnt ist. An seinen Futterherrn wird er sehr anhänglich. Sein Gesang ist angenehm, laut und mannigfaltig, aus flötenden, zwitschernden und trillernden Strophen zusammengesetzt. Sein Lockton lautet: gätt gätt, oder gärt gärt in verschiedenen Modulationen. Sein Hauptfutter sind die Samen der weichen Lärchenzäpfchen. Im Käfig füttert man Hanf und was für andere Kreuzschnäbel angegeben. — Die Brutgeschäfte sind wie bei seinen Vettern; Nest und Eier haben aber wenig kleinere Maße.

4. Gruppe: **Grünfink**, Ligurinus, *Koch* 1816.

Chloris, *Möhr.* 1752; — Coccothraustes, *Meyer* 1815; — Serinus, *Boje* 1822; — Chlorospiza *Bp.* 1852.

Der Schnabel ist stark und kegelförmig; der Unterschnabel an der Wurzel breiter als der obere, an den Laden eingezogen, dem Schnabel der Sperlinge ähnlich, schwächer als bei den Kernbeißern, aber stärker als bei den Finken; Naslöcher und Schnabelbasis mit kurzen, nach vorn gerichteten Borstenfedern umgeben; im Unterkiefer sind kleine Ballen bemerkbar; die Füße sind kurz und stämmig; die Flügel reichen bis zur Hälfte des Schwanzes; die 3 vordersten Schwingen die längsten; die 1. Schwinge kleiner als die 3.; die 2. bis 4. deutlich verengt; der ziemlich kurze Schwanz in der Mitte seicht ausgeschnitten. Gefieder vorherrschend grüngelb; bei den Weibchen mehr graugrün; die Jungen gefleckt. Diese Gruppe umfaßt etwa 4 Arten, davon bei uns: 1 Art.

Der Grünling. Loxia chloris, *Linné.*

Taf. 15, Fig. 11.

Grüner Kernbeißer, Grünhänfling, Grünfink, gelber Hänfling, Grünzling, Zwuntsche, Schwanis. — Chloris, alte Aut; — Fringilla chloris, *L.* 1746; *Temm.*; *Naum.* 1826; *Glog.*; — Loxia chloris,

L. 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Ligurinus chloris, *Koch* 1816; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Chl. hortensis, *Br.* 1831; — Chl. chrysoptera, *Landb.* 1834; Chl. flavigaster, *Sws.* 1837; — Chl. vulgaris, *Cab.* J. 1873.

Kennzeichen. Hauptfarbe gelbgrün; der Flügelrand, die großen Schwingen auf der Außenfahne, und die meisten Schwanzfedern an der Wurzelhälfte hochgelb; Weibchen mehr graugrün oder graubraun.

Länge 15,4 cm, Flügelbreite 26,8 cm, Schwanzlänge 5,8 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Laufs 1,8 cm.

Beschreibung. Die Abbildung genügt für das alte Männchen. — Der dicke Schnabel ist hell fleischfarbig im Frühling, im Herbst etwas grauer, an der Spitze graulich; der Augenstern ist dunkelbraun; die kurzen, starken Füße sind schmutzig fleischfarben. — Das Weibchen ist ziemlich leicht zu erkennen; es ist ein wenig kleiner; der Oberleib ist mehr grünbraun; an der Stirn nur dunkelbräunlich, nicht grüngelb; der Unterleib mehr grau als grüngelb; an der Brust stehen einzelne gelbgrüne Flecken; das auszeichnende Gelb an den Flügeln und Schwanzfedern ist viel bleicher und nicht so ausgedehnt. Das Grau an den hintern Schwingen ist beim Weibchen nur bräunlichgrau, beim Männchen schön aschgrau. Junge Weibchen sind noch unansehnlicher, düster grau mit wenig grün. Dagegen sind alte Weibchen fast so schön als jüngere Männchen. Die Jungen siehe unten. — Die dreierlei Arten, welche die Vogelsteller aufführen, z. B. die großen, mittlern und kleinen, sind gewöhnliche Abänderungen. — In Südfrankreich, Spanien und Nord-Afrika ist die grüngelbe Färbung feuriger, weshalb eine besondere Rasse, der Goldgrünling, Loxia aurantiiventris, Br. davon abgeleitet wurde.

Den Grünling findet man in ganz Europa, vom mittlern Schweden bis zu den Inseln des Griechischen Archipel, in Klein-Asien und Nordwest-Afrika. In Mittel- und Ost-Asien finden sich nahestehende Arten. In Deutschland gehört der Grünling zu den allgemein bekannten Vögeln; dasselbe gilt auch für die Schweiz und Oesterreich-Ungarn. Im Winter sieht man große Flüge an den griechischen Küsten des Mittelmeers; er kommt aber auch als Brutvogel in den Ebenen und auf den Gebirgen Griechenlands vor. — Sie bewohnen die Waldränder, welche an Wiesen und Aecker grenzen, besonders wo die Gegend fruchtbar, und Wasser in der Nähe ist. Hauptsächlich scheinen sie tiefliegende, sumpfige Strecken zu bewohnen, wo es viel Kopfweidenanpflanzungen gibt; denn dies scheinen ihre Lieblingsbäume zu sein. Die sogenannten Auwälder der Flüsse ziehen sie allen andern Gehölzen vor. Auch in Obstbaumalleen halten sie sich sehr gern auf; ebenso in Baumgärten, oft nahe bei oder in bewohnten Orten, von wo aus sie dann die Aecker und Felder ihrer Nahrung wegen besuchen. In großen, finstern Waldungen findet man sie nicht, am wenigsten in Nadelwäldern. Sie halten sich selten hoch in den Bäumen auf, sondern mehr in den untersten Aesten der Krone, wo sie gewöhnlich still sitzen, dagegen sind sie viel auf dem Freien, und man sieht sie oft weite Strecken über freies Feld fliegen. — Ihre Nachtruhe halten sie, nicht gemeinschaftlich, auf alten Weidenköpfen, in den Astwinkeln der Pyramidenpappeln, wohin sie auch gern ihre Nester setzen, in dichtbelaubten Bäumen, in verwachsenen Hecken, und wo sie es haben können, auf einzelnen, oder gruppenweise gestellten Nadelbäumen. — Bei uns sind sie meistenteils Strichvögel und suchen im Herbst mildere Gegenden auf, ohne jedoch weit zu wandern, und es scheint, daß der Abgang immer wieder durch neue Zuzügler von Norden her ersetzt wird. In manchen Wintern aber bleiben viele zurück, und suchen im Verein mit andern Wintervögeln Futterplätze auf, so gut es geht. Doch kommen sie nicht so leicht auf die Höfe und vor die Häuser, wie Finken und Ammern, sondern zeigen sich zurückhaltender; haben sie aber erst einmal einen Futterplatz gewählt, besonders wo man Hanf ausstreut, so benehmen sie sich zuletzt sehr keck, sogar zudringlicher, als alle andern Vögel, kommen bis vor die Fenster, sitzen in Meisenschläge und können oftmals gefangen werden, wenn man sie wieder in Freiheit setzt. Im Februar 1879, ebenso wieder in dem bitterkalten Dezember 1879, dann wieder 1880 bis 1881, 1884 bis 1885, stellten sich auf den Futterplätzen in meinem Hausgärtchen und auf den Futterbrettern vor den Fenstern auffallend viele Grünlinge ein, wie es in früheren Jahren nicht vorkam, Männchen und Weibchen in gleicher Anzahl. Sie zeigen sich aber nicht alle Jahre in dieser Weise. Bechstein und Naumann haben dieses Futtersuchen auf Höfen und sogar vor Fenstern nie beobachtet, wir können es aber als sichere Thatsache konstatieren. Sie bilden auf dem Zuge eigene, nicht sehr große Gesellschaften, reisen, hochfliegend, besonders in den Morgenstunden; schlagen

sich aber auf den Futterplätzen zu andern verwandten Vögeln, Finken, Spatzen und Ammern. Ihre Zugzeit ist der Oktober, und im Frühjahr das Ende des Februar und der März.

Sie nisten ziemlich nahe beisammen, beinahe gesellig, wie die Sperlinge, ohne wegen der Brutplätze zu hadern. Das Nest ist $1\frac{1}{2}$ bis 6 m vom Boden entfernt; man findet es auf Weidenköpfen, besonders in Alleen auf Pappeln und Linden, Rüstern; seltener auf Obstbäumen, in jungen Schlägen von Nadelbäumen, Lebens- und in Taxusbäumen, in dichten Epheuranken, in Wachholderbäumchen, auf hohen Büschen von Weiß- und Schwarzdorn, auf wilden Rosenbüschen, in Hecken u. dgl. Auf Bäumen setzen sie das Nest nicht hoch, meistens nahe am Stamm im Winkel eines Astes eingebaut, und das Weibchen brütet so fest, daß es sich zuweilen im Neste ergreifen läßt. Dieses besteht aus Würzelchen, Quecken, Pflanzenstengeln, Hälmchen, Moos, Flechten, Wollflocken, Federn und Tierhaaren, ist ziemlich groß, nicht tief, aber gewöhnlich dicht und nett gebaut. Man findet darin oft schon in der ersten Hälfte des April etwa 5, selten 6 Eier, welche eine schöne, längliche Gestalt haben, und auf silbergraulichem Grunde mit einigen kleinen Fleckchen von einem bleichen blut- und graurot, und mit deutlichen blut- und rötlichschwarzbraunen Punkten besetzt sind, welche gewöhnlich am stumpfen Ende stehen, und öfters nur spärlich vorkommen. Maße märkischer Eier: 19,55 + 14,55 mm. Im Juli findet man die zweite Brut mit 4 bis 5 Eiern, wobei aber zu beachten, daß dies bei uns in Süd-Deutschland der Fall ist, wohl aber nicht bei den nördlicher brütenden Vögeln. Eine dritte Brut ist auch bei uns selten. Die Eier haben mit denen der Kreuzschnäbel Aehnlichkeit. Die Brütezeit dauert 13 Tage, und die Jungen werden mit geschälten und erweichten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert. Sie betteln mit einem eigentümlichen Gezeter, das wie: tschild, tschild schild, oder schidl schidl schidl lautet, um Futter, und werden von ihren treuen Eltern auch in einem Käfig gefüttert, wenn man sie in der Nähe des Nistplatzes aufhängt. — Die Jungen sehen grüngrau aus mit vielen dunkeln Längsflecken, doch erkennt man die Männchen schon an dem gelberen Anstrich. Man erzieht sie mit aufgequelltem Rübsamen, welchen man ihnen mit einem längs halbierten Federkiel eingibt; besonders auch mit Käsequark und Ameiseneiern. Sie werden ohne besonderes Zuthun sehr zahm, und lassen sich einige Zeit zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, ziehen aber so allmählich den Aufenthalt im Freien vor, bis sie endlich das Wiederkommen vergessen, wenn man nicht größere Pausen des Zurückbehaltens im Zimmer eintreten läßt.

Der Grünling ist ein kräftiger, dickkopfiger, kurzgeschwänzter, mit seinesgleichen gesellig lebender Vogel; er sieht zwar etwas plump aus, ist aber dabei recht gewandt. Außer der Brütezeit lebt er sehr still und versteckt und ist nur wenig bemerklich, nur während derselben macht er sich durch vieles Singen und durch einen Balzflug auffälliger, indem er schief in die Höhe flattert, dabei aber die Flügel hoch hebt, daß sich fast die Spitzen berühren, wie wir es manchmal bei unsern Haustauben sehen, dann unter fortwährendem Singen einen oder einige Kreise beschreibt und sich mit diesem Flugspiel wieder langsam auf den Baum niederläßt, von dem er aufstieg. Auf dem freien Felde ist er ziemlich scheu, nicht so in der Nähe seines Nestes, wo er sich zutraulicher zeigt. Auf der Erde hüpft er in raschen Sprüngen einher, aber nicht gern lang und weit. Sein Flug ist rasch und kräftig in einer großen Wogenlinie.

Ihre Nahrung besteht meistens aus ölhaltenden Sämereien; seltener aus Beeren, Baumknospen und jungen Pflänzchen. Sie lesen die Sämereien teils vom Boden auf, teils holen sie solche von den Pflanzenstengeln. Sie fressen Reps-, Kohl-, Spinat-, Rüb- und besonders gern Hanfsamen; ferner Mohn-, Salat-, Leinsamen und noch viel anderes Gesäme. Im Herbst und Winter fressen sie die harten Samen der Hain- und Weißbuchen, die Flügelsamen der Ulmen (Rüstern), die Kerne der Vogel- und Wachholderbeeren; mehlige Sämereien, wie Hirse und Hafer, aber nur im Notfall, und noch vieles andere. In der Art, sich zu nähren, ähnelt dieser Vogel den Hänflingen, wie den Kernbeißern; denn er liest zwar die meisten Sämereien vom Boden auf, holt aber auch sehr viele von den Stengeln der Pflanzen und selbst von den Bäumen herab. Wenn Finken und Grünlinge vereint dem Raps-, Hanf-, Kohl- und andern Gemüsesamen nachgehen, sitzen die letzteren

oben auf den Stengeln und klauben die Samen aus den Kapseln, während die ersten unten lauern und vom Boden auflesen, was jenen entfällt oder was sie ihnen herabtreten; so geht nichts verloren. Den Spinatsamen lieben die Grünlinge ganz außerordentlich, auch Sonnenblumenkerne; doch geht ihnen der Hanfsamen über alles. Sobald der Samen auf einem Hanfacker zu reifen beginnt, versammeln sich nach und nach alle Grünlinge der Umgegend, jung wie alt, daselbst; und läßt man sie gewähren, so sind sie im stande, die ganze Ernte zu vernichten. Hier müssen sie vertrieben werden.

Im Zimmer füttert man Hanf, Rübsamen, Sonnenblumen-, Haferkerne, viel Grünes und Obstschnitzchen; im Frühjahr — zum Sporn für fleißiges Singen — Weichfutter aus Milchbrot und gelben Rüben. Hanf schadet dem Grünling nicht wie dem Buchfinken. Ameiseneier und Mehlwürmer verspeisen sie als Delikatesse wie viele andere Samenvögel. Damit dauern sie viele Jahre, sind fröhlich und erfreuen mit ihrem zwar kurzen, aber angenehmen Gesang ihren Futterherrn. Sie sind leicht an das Stubenfutter zu gewöhnen. Zum Aufenthalt weist man ihnen einen viereckigen, oben bedeckten Käfig lieber als einen Turm an, weil sie sich in ersterem besser befinden. In den Käfigflug sind nur gutartige Exemplare zu gebrauchen, weil die bissigen die Freßgeschirre belagern und mit ihrem starken Schnabel nach allen Vögeln beißen. Ihre Zähmungsfähigkeit empfiehlt sie am meisten als Stubenvögel. — Leicht kann man ein Pärchen Grünlinge zum Nisten bringen, wenn man ihren Wohnraum dazu herrichtet und ihn mit Niststoffen versieht. Mit einer Kanaria erzeugt der Grünling große wohlgestaltete Hybriden, deren Gesang aber zu wünschen läßt.

Der Gesang besteht nur aus wenigen Strophen, die Stimme ist aber wohlklingend und trillernd. Im Frühling jubelt er mit heller Stimme sein Lied hinaus in den allgemeinen Chorus, das ungefähr wie „gürrürrürrürr wuid wuid wuid wuid geng geng geng geng" klingt und das er auch im Käfig — verschieden moduliert — hören läßt. Wenn man die Jungen zu andern gut singenden Vögeln hängt, so nehmen sie etwas unter ihren eigenen Gesang davon auf. Ihre Lockstimme lautet in einem hohen und kurz abgebrochenen, pfeifenden Ton, wie: „jick, jickjick jickjickjick"; dann hört man noch ein angenehmes „gürrürrürrürrürrürr", ein „grrüü", ein weiches „gib", das an den Lockton des Kanarienvogels erinnert, und ein „twui!"

Von Krankheiten werden sie bei ihrer kräftigen Natur nicht leicht befallen. — Im allgemeinen fängt man sie auf dem Finkenherde und auf Lockbüschen, wenn ein Lockvogel dabei angebracht ist. Ferner fängt man sie mit einem aufrecht gestellten Hanfsamenbüschel, den man mit Sprenkeln behängt oder mit Leimruten belegt; auch bei dieser Art geht es viel leichter, wenn man einen Lockvogel, oder auch nur einen andern verwandten Samenvogel in einem kleinen Käfig versteckt, dabei anbringt. Man fängt die Alten auch durch ihre Jungen im Meisenkasten, indem man dieselben in die untere Abteilung bringt, oder auch in der Nestfalle, denn sie sind anhänglich an ihre Brut und scheuen keine Gefahr.

5. Gruppe: **Kernbeißer,** Coccothraustes*), *Briss.* 1760.

Bechst. 1805; *Pall.* 1811; *Cuv.* 1817; Geospiza, *Gould* 1837.

An dem dicken Kopf der Schnabel auffallend dick und stark, ziemlich lang, kreiselförmig, die Schneiden scharf, etwas gebogen und wenig eingezogen; inwendig, oben an der Gaumenseite 3 Längsriefen, hinter diesen eine knollige quere Erhöhung, und dieser gegenüber — im Unterkiefer eine ansehnliche hartwulstige Grube, so recht dazu gemacht, die Kirschensteine und andere harte Samen wie in eine Presse einzuklemmen und aufzuknacken; die Naslöcher klein und rund, und mit Borstenfederchen bekleidet; die Füße kurz aber kräftig, mit scharfspitzigen Krallen; die Flügel ziemlich lang und breit, mit — zum Teil — eigentümlich gestalteten Schwingen (siehe auch Kennzeichen); die 2. oder 3. Schwinge am längsten; der Schwanz kurz und schwach ausgeschnitten. Das Gefieder ist

---

*) Grundsätzlich sollte man eigentlich keinen Gruppennamen vorsetzen, der dann bei Anwendung den Artnamen, somit auch den rechtmäßigen Autor beseitigt.

dicht und weich; die Männchen lebhafter gefärbt als die Weibchen, die Jungen geschuppt. Von etwa 12 Arten bei uns: 1 Art.

Der Kirschkernbeißer. Loxia coccothraustes, *Linné.*

Taf. 16, Fig. 1 Männchen, Fig. 2 Jugendkleid.

Kirschfink, Kirschknacker, Brauner Kernbeißer, Bullenbeißer, Dickschnabel, Klepper, Kernknacker, Leske, Kirschenschneller. — Coccothraustes, alte Aut.; *L. cit.*; — L. coccothraustes, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.*; — Coccothr. vulgaris, *Pall.* 1811; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Fringilla, coccothraustes, *Ill.* 1811; *Mey.*; *Naum.* 1824; *Glog.*; — Cocc. deformis, *Koch*; — C. fagorum, et cerasorum, *Br.* 1831; — C. europaeus, et atrogularis, *Selby* 1833.

Kennzeichen. Eine besondere Merkwürdigkeit ist die Gestalt der mittlern Schwungfedern; diese sind, von der 5. bis zur 9., quer abgestutzt, breiten sich am Ende der Außenfahne in eine vorstehende, etwas verzogene deutliche Ecke aus, welcher auf der breiten Innenfahne ein tiefer Ausschnitt schräg gegenüber steht. Es sieht gerade aus, wie wenn diese Federn mit einer Scheere zugestutzt worden wären. An den nächstfolgenden Schwingen verliert sich dieser Ausschnitt allmählich, sie sind aber noch auffallend breit. Die Schwanzfedern gelbbraun mit weißen Spitzen; die Schwingen schwarz mit weißem Feld auf der Innenfahne; die 2. Schwinge am längsten, die 4 großen Schwingen außen verengt.

Länge 17,3 cm, Flügelbreite 31,8 cm, Schwanzlänge 5,6 cm, Schnabellänge 2 cm, Höhe der Fußwurzel 2,2 cm. Größer als der Grünling.

Beschreibung. Abbildung und Kennzeichen genügen. Der Schwanz kurz, nur schwach ausgeschnitten, wurzelwärts schwarz, die beiden mittelsten Federn aschgrau, nach außen gelbbraun; alle Schwanzfedern haben weiße Enden, welche an den äußersten Federn am größten sind, und auf der Innenfahne beinahe die Hälfte der Feder einnehmen. Der Schnabel ist im Verhältnis zum Körper auffallend groß, dick, rund und ist von Farbe im Sommer schmutzigblau, im Herbst fleischfarben, an der Spitze schwarz; die Augen sind hellrötlich; die Füße klein und kurz, aber stämmig, von Farbe schmutzig bräunlich. — Das Weibchen hat die gleiche Zeichnung, aber alle Farben sind matter und trüber; daher ist es leicht vom Männchen zu unterscheiden. Die Kehle und der schwarze Ring um den Schnabel ist mehr schwarzbraun als blauschwarz; der Oberkopf schmutzig graugelb; der Hinterhals bräunlich aschgrau; der Rücken matt schokoladebraun; der Bürzel graugelb; der Unterleib rötlichgrau; der weiße Flügelfleck ist hell aschgrau überflogen; die schwarzen Schwungfedern sind durch Aschgrau getrübt und die Schwanzfedern haben an den Enden weniger Weiß. — Die Jungen siehe unten. — Man trifft auch zuweilen Ausartungen, reinweiße, graulichweiße und semmelgelbe.

Der Kirschknacker bewohnt Europa bis zur Mitte Schwedens, die mildern Teile Rußlands, das Petersburger Gouvernement schon „sehr selten"; gemein in der Dobrudscha, im Winter scharenweise; in Bulgarien nicht selten, in Griechenland und in Klein-Asien das ganze Jahr, im Winter jedoch viel häufiger; weiterhin im mildern Sibirien, doch nicht über den Baikal hinaus, denn die Kirschfinken Ost-Sibiriens bilden selbständige Arten. Höher als das mittlere Schweden geht er nicht; und in England ist er ziemlich selten, wandert aber — infolge des milden Klimas — nicht fort. In Deutschland bewohnt er nur gewisse Gegenden, in welchen es ihm nicht leicht an Nahrung fehlt; besucht besonders die Laub- oder gemischten Waldungen, Feldhölzer und Obstgärten. Ziemlich häufig zeigt er sich in der Mark Brandenburg, in manchen Jahren sogar in Menge. Es wird ihm aber von den Baumgärtnern sehr nachgestellt, da sie den Kirschfinken für einen Knospenfresser und deshalb für schädlich halten. (Cab. J. 1876, 123.) In Gegenden, wo er im Sommer Kirschen, im Winter Buchenkerne und Vogelbeeren findet, ist er in der Regel zu keiner Jahreszeit selten. Die gleichen Verhältnisse gelten auch für die Schweiz und Oesterreich-Ungarn. Zu Ende des Oktober beginnt er seine Wanderschaft in wärmere Länder, kommt dann in alle Südstaaten von Griechenland bis Spanien und setzt auch nach Nordwest-Afrika über; seine Rückkehr ist im März. In Deutschland sieht man einzelne auch im Winter, es ist aber zu vermuten, daß dies aus dem Norden kommende Nachzügler sind. — Er bewohnt alle Arten von Laubholzwäldern, am meisten aber solche, wo Eichen, Hain- und Rotbuchen wachsen. Sonst kommt er auch in Feldhölzer, größere Baumgärten, in englische Anlagen und Parke, namentlich gern, wo kirschentragende Bäume, Padus und Prunus, angepflanzt sind oder nahe stehen. Den Kirschbäumen fliegt er übrigens auch sehr weit nach. Hohe, dicht-

belaubte Bäume sind sein Lieblingsaufenthalt, denn wenn er gerade nicht in Nahrungsgeschäften begriffen ist, so sieht man ihn meistens auf solchen. In den Ebenen wie auf den Gebirgen sucht er immer die Stellen aus, wo der Wald an fruchtbare, abwechslungsreiche Gegenden grenzt.

Sie haben einen ziemlich großen Nestbezirk, in welchem das Männchen keinen andern seinesgleichen duldet, und welchen sie dadurch verraten, daß sie sich mit einer außerordentlichen Unruhe darin herumtreiben, schreien und singen, und öfters die Sitze von einem Baum auf den andern wechseln, was gewöhnlich schon im März geschieht. Das Nest steht auf ältern und jüngern Bäumen, starken Büschen, auf Obstbäumen, gewöhnlich an den lichtern Stellen, im Walde mehr am Rande, besonders in jungen Eichenpflanzungen von starker Mannshöhe an bis 9 m vom Boden entfernt. Es ist sehr kenntlich, denn von unten betrachtet sieht es immer groß und flach, ansehnlich breit aus, ist daher leicht kenntlich. Es besteht aus trocknen Reiserchen, Würzelchen, etwas Baummoos, Flechten, und ist innen mit feinen Würzelchen oder Hälmchen ausgelegt, unter denen sich zuweilen etwas Tierhaare oder Wolle befinden; das Geflecht ist nicht sehr dicht, aber schön ausgerundet und ziemlich gut gebaut; zuweilen aber findet man ein leichter gebautes Nest, welches man von unten fast für ein Turteltaubennest halten könnte. In diesem findet man, nicht vor dem Mai, etwa 4 bis 6 Eier, welche auf blaßgrünlichem Grunde nicht sehr häufige, aschgraue und einzelne dunkelbraune Flecken, Schnörkelchen und Adern haben, die am stumpfen Ende etwas dichter stehen. Die Maße märkischer Eier betragen: 23,52 + 16,8 mm. Diese werden vom Weibchen allein bebrütet und in 14 Tagen schlüpfen die Jungen aus, welche merklich anders gefärbt sind, als die Eltern; die schwarze Kehle ist kaum durch einige Fleckchen angedeutet; Kopf und Hals hellgelb, grau gewölkt, Scheitel und Wangen etwas dunkler; Rücken und Schultern kaffeebraun, ebenfalls gewölkt; der Bürzel matt braungelb; der ganze Unterkörper ist trübweiß, in den Seiten mit einem dunkel rostgelblichen Anfluge und dunkelbraunen Querflecken; Flügel und Schwanz sind wie beim Weibchen. Die Männchen kann man auch schon in diesem Kleide an dem stahlblauen Schimmer der schwarzen Schwungfedern erkennen, welche bei dem Weibchen aschgrau gekantet sind. — Sie füttern ihre Jungen übrigens nicht mit Sämereien, sondern, so viel bekannt, nach Art der Finken mit Insekten auf. Dieselben werden demgemäß vom Liebhaber mit Käsequark, Fleischstückchen und Ameiseneiern am besten erzogen. Semmel in Milch erweicht macht schmierige Exkremente, wodurch sich die Jungen sehr beschmutzen, was auch bekundet, daß es kein richtiger Futterstoff ist, denn bei richtiger Fütterung misten die jungen Vögel feste Klümpchen. Wenn sie allein fressen, gewöhnt man sie an Sämereien und Weichfutter. Sie werden sehr zahm, laufen und hüpfen ihrem Pfleger auf dem Fuße nach, und stellen sich mutig mit ihrem starken Schnabel gegen kleine Hunde und Katzen zur Wehre, wenn sie gleich bei ernstlichem Angriff hier nichts ausrichten könnten. Sie lassen sich auch einige Zeit zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, bei längerer Dauer eines freien Zustandes vergessen sie aber schließlich das Heimkommen. Um die mißtrauischen Alten in der Nestfalle zu fangen, muß letztere so geschickt als möglich mit Genist, Moos und Laub bedeckt werden. Den Alten gibt man als Aetzfutter Ameiseneier, Käsequark, Herz und Milchbrot gemischt, nebst Hanf und Sonnenblumenkernen.

Der Kirschknacker hat unter den deutschen Vögeln im Verhältnis zu seiner Größe den allerstärksten Schnabel und kann die harten Kerne von Kirschen, Schlehen und Hainbuchen — die ein Mensch, der gute Zähne hat, kaum zerbeißen kann — mit Leichtigkeit und lange nach einander fort aufknacken. Dazu ist sein dicker Schnabel von innen ganz besonders eingerichtet, an dessen unterem Teil ein Ansatz befindlich, daß die harte Schale des Kirschensteins wie in einer Form liegt und leicht aufgeknackt wird, der enthülste Kern aber nicht ausweichen kann. Der obere Teil des Schnabels aber ist mit gerippten Erhöhungen versehen, vermittelst welchen der enthülste Kern gleichsam zermahlen werden kann. Die Größe des Schnabels, die Dicke der Hirnschale, die starken Kinnbacken und Muskeln an denselben, passen genau für die harten Körner, welche zu seinem Unterhalte dienen. Der dicke Kopf, die kurzen Füße und der kurze Schwanz sind auch sehr auffällig für eine Vogelgestalt. — Vor dem Menschen hat er eine große Scheu und fürchtet ihn als seinen

schlimmsten Feind, vor welchem er immer zeitig die Flucht ergreift, denn er ist schlau und listig. Er sucht sich meistenteils in den Baumkronen zu verbergen, und wenn er verscheucht wird, so steigt er gern zuerst auf den Gipfel und fliegt von diesem ab. Zwischen den Zweigen hüpft er mit ziemlicher Gewandtheit, auf dem Boden aber etwas ungeschickt und schief; im ganzen ist er mehr lebhaft als träge. Sein Flug scheint anstrengend, ist aber schnell, schußweise und in flachen, weiten Bogenlinien.

Seine Nahrung besteht aus Sämereien mit harten, holzigen Schalen, namentlich den Kernen der Kirschen, der Hain- und Rotbuchen, selbst der frischen Oliven, Vogel- und Wachholderbeeren, Ahorn-, Eschen-, Erlen- und Ulmensamen, Tannensämereien; Rüb-, Hanf-, Salat- und Rettigsamen, Kletten- und Distelsamen, Sonnenblumenkernen u. dgl.; im Frühjahr — in Ermangelung anderer Futterstoffe — mitunter aus Baumknospen. Die Lieblingsnahrung machen jederzeit die Kirschkerne aus, welche er mit seinem starken Kiefer mit ebenso viel Leichtigkeit aufknackt, als ein Buchfink den Hanfsamen. Wenn sie Kirschbäume plündern, verhalten sie sich ganz still, und man hört nichts, als das Aufkrachen der Kirschensteine; nähert man sich, so entfliehen alle mit einem lauten zicks zicks! nach der entgegengesetzten Seite. Unter einem solchen heimgesuchten Baum sieht es schlimm aus, denn das Kirschenfleisch werfen sie weg und arbeiten auf den Kern los; Boden und Zweige sind dann mit den blutenden Kirschen bedeckt, und wenn man nicht rechtzeitig Einhalt thut, so können sie der Kirschenernte sehr schaden, weil sie sich einen solchen Baum gut merken und immer wiederkehren, wenn man nicht scharf dreinschießt. Im Spätjahr gehen sie auch an die Erbsen; sie hülsen die Schoten ab und verzehren die weichen Körner in größter Stille und Behaglichkeit. Im Frühjahr und Sommer sucht er auch Insekten, besonders Spanner- und Blattwicklerraupen und Puppen, wie der Kreuzschnabel, aber er frißt auch, wie Naumann beobachtete, Käfer und deren Larven; nicht selten fängt er die fliegenden Maikäfer in der Luft und verzehrt sie dann, auf einer Baumspitze sitzend, stückweise, nachdem er zuvor Füße und Flügel als ungenießbar weggeworfen hat. Er fliegt auch auf frisch gepflügte Aecker, wohl einige hundert Schritte vom Gebüsch, um dort Käferlarven aufzulesen und seinen Jungen zu bringen.

Im Zimmer füttert man sie mit Hanf-, Rübsamen und Hafer; als erwünschte Zuthat gibt man in der Kirschenzeit die abgestreiften Kirschensteine zum Aufknacken, Buchecker, Apfelschnitzchen, Salat und Vogelbeeren. Hasel- und Wallnüsse, Aprikosen-, Pfirsich-, Zwetschen- und Pflaumenkerne fressen sie ebenfalls; diese großschaligen Kerne muß man aber zuvor aufklopfen. Baumzweige mit Knospen und grüne Erbsenschoten gelten ihnen als Leckerbissen. Will man sie auf die Dauer halten, so gibt man vom Frühjahr an noch Weichfutter mit frischen Ameiseneiern gewürzt, nebst einer Zugabe von 6 Mehlwürmern, dann bleiben sie auch sehr schön im Gefieder, und leisten als Sänger, was ihnen zu leisten möglich ist.

Dieser großschnäbelige Dickkopf gehört zu den merkwürdigsten Vögeln, und da er recht angenehme Farben am Gefieder trägt, so findet er auch manchen Liebhaber, sei es für den Einzeln- oder Gesellschaftskäfig. Das letztere ist aber nur mit erprobten gutmütigen Kirschfinken zu wagen, da ihre kräftigen Schnabelhiebe gefährlich sind, besonders am Futtertrog, wo sie sich neidisch zeigen, und die schwächern Vögel ganz still, ohne zänkisch zu scheinen, mit einem kräftigen Biß töten können. Ich habe aber auferzogene Kirschknacker gehabt, die sich in dem Flug durchaus harmlos aufführten und keinen ihrer kleinen Kameraden beleidigten, so gefährlich sie auch dreinschauten. Ja, selbst Wildfänge habe ich in Flugkäfigen gesehen, welche sich nach Aussage ihrer Besitzer ganz friedlich betrugen. Das letztere muß aber zuvor festgestellt werden, indem man sie in eine schwach besetzte Volière fliegen läßt und beobachtet, wie sie sich am Futtertrog benehmen. — Vor ihren Schnabelhieben hat man sich im Anfang ihrer Gefangenschaft zu hüten; wenn man sie in die Hand nimmt, beißen sie blutrünstig. Doch werden sie mit der Zeit ebenfalls recht anhänglich. — Der Gesang ist klirrend und schirkend, nicht laut, mit vieler Einflechtung der Locktöne, und wird — wenn im Einzelkäfig — mit vielem Fleiße vorgetragen. Ihre Lockstimme ist ein schneidend scharfes „zicks zicks“ und ein gedehntes durchdringendes „zih!“

In der Nestfalle sind sie mit den Jungen leicht zu fangen. Andere Methoden führen schwer zum Ziele, denn es sind schlaue und mißtrauische Vögel.

Zweite Ordnung: Tauben, Columbidae, *Vigors* 1825.

Die europäischen Tauben verdienen den Namen: Samenfresser mit größerem Recht als die vorhergehende Abteilung, und gehören ebenso wie diese zu den Nesthockern, indem die Jungen so lange im Nest sitzen müssen, bis sie beinahe flügge sind.

Der Schnabel ist bei unsern heimischen Arten etwas schwach, hinten höher als breit, oben vor der Spitze etwas erhöht, an derselben gewölbt, hart und übergekrümmt, an der Wurzel oben weichpolsterig, höckerig aufgetrieben, bei manchen Rassen durch auffallende Warzen verdeckt; Unterschnabel wurzelwärts etwas breiter als der obere, zuweilen klaffend; das Kinn sehr lang befiedert; die Nasenlöcher fast in der Mitte des Schnabels, ritzartig, oberhalb durch den Nasenhöcker verschließbar; die Stirn gewölbt ansteigend und deutlich vom Schnabel abgesetzt; die Füße sind mittelmäßig, oft kurz, die schwächliche Hinterzehe in gleicher Höhe mit den drei vorderen eingelenkt; die Vorderseite des Laufs samt Zehen mit umfassenden Tafeln, hinten mit netzartigen Schuppen, die Farbe derselben meist rot; die Nägel ziemlich stark, aber nicht scharf; die Schwingen sind hart, die drei ersten ziemlich gleich lang, darunter die 2. die längste; Vorderschwingen zählt man 10, Armschwingen 11 bis 15. Der Schwanz ist meist 12=, zuweilen 16fedrig; nur bei einigen Rassetauben — den Pfautauben — zählt man die doppelte Zahl als Ausnahme. Das kleine Gefieder ist derb, dicht und glatt, bei unsern heimischen Tauben ein sanftes Aschblau (mohnblau sagt Naumann) vorherrschend, das durch grünen und purpurnen Metallglanz auf Hals= und Brustfedern, sowie durch hübsche Flügelbinden gehoben wird. Anders jedoch verhält es sich mit den Tauben warmer und heißer Erdteile, welche sich durch sehr lebhafte, prachtvoll schillernde Metallfarben auszeichnen. — Die Wildtauben haben ihren Aufenthalt in Wäldern und felsigen Gegenden und wohnen gern in Gesellschaften, mitunter in sehr großen, beisammen. Es sind breitbrüstige, etwas kleinköpfige Vögel; sie leben in Einweiberei, bleiben auch das ganze Jahr paarweis beisammen, haben eigentümliche Manieren, ein bauchrednerisches Ruchsen oder Girren bei ihren Liebesbewerbungen, das in ihrer speziellen Geschichte eingehender beschrieben ist. Sie machen ziemlich künstliche Nester aus Reisern, in welche die Weibchen zwei weiße Eier ablegen, die durchschnittlich in 17½ Tagen ausgebrütet werden. Die Legezeit bei den Täubinnen ist eine sehr regelmäßige, aber unbegreiflicherweise durch Jahrhunderte unbeachtet geblieben und erst vor einigen Dezennien durch Handelsdirektor Fürer genau beobachtet und veröffentlicht worden. Näheres bei Col. risoria und bei den Haustauben. Beim Brüten beteiligt sich der Tauber etwa von Vormittags 10 bis Nachmittags 3 Uhr, während welcher Zeit die Täubin ihren Nahrungsgeschäften nachgeht. Sie nisten zweimal jährlich. Brutflecken am Bauch — wie so viele andere Vögel — haben sie nicht. Die Jungen kommen mit haarähnlichen Dunen aus dem Ei, welche sich später auch noch einige Zeit auf den hervorbrechenden Federn festsetzen; haben mehrere Tage geschlossene Augen, werden in den ersten 8 Tagen sorgfältig von den Alten bedeckt und warm gehalten, und mit einem zarten Futterbrei von beiden Eltern, Tauber und Täubin, aus dem Kropfe gefüttert. Zu diesem Zwecke ist der Schlund in einen wahren Kropf erweitert, dessen Wände sich zur Brutzeit verdicken, netzartige Falten und Zellen auf der Oberfläche bekommen, um unter erhöhter Thätigkeit der erweiterten Blutgefäße einen milchartigen Stoff abzusondern, womit die Jungen in den ersten drei Tagen allein, später auch noch mit andern erweichten Nährstoffen vermischt, von ihren Alten gefüttert werden. Diese Absonderung des milchartigen Stoffes bei den Tauben steht bei den Vögeln ganz einzig da und trennt die Tauben streng von den Hühnern ab. Bei Drosseln und Schwalben ist die Beimischung zum Aetzfutter für ihre Dunenjungen nicht milchartig, sondern ein gummiartiger, klarer Stoff. Wahrscheinlich kommt die Beimischung eines ähnlichen Nährstoffes für dunenjunge Vögel auch noch bei andern Arten vor, deren Brut= und Aetzverhältnisse uns beiweitem noch nicht genug bekannt sind und wohl auch späterhin nur schwierig unserer Beobachtung zugänglich werden, obwohl die Ornithologie, durch die Unterstützung gebildeter Vogelzüchter, sehr wesentliche und förder=


1.
2.
3.
4.
5.
6.

liche Beiträge zu erhalten Aussicht hat. Im ganzen zeigen aber die Tauben eine große Gleichgültigkeit gegen Eier und Junge, worin sie abermals von den Hühnern abweichen, wozu sie aber wohl ihr angeborenes furchtsames Naturell treibt. Die Eier verlassen die meisten Wildtauben bei geringfügigen Störungen und bei wiederholter Beunruhigung geben sie wohl auch ihre Jungen auf. Ihre Trennung von den Hühnern und Aufstellung in einer besondern Ordnung hat auch sonst sicherlich ihre Berechtigung, obschon dieselben in mehreren Bildungsverhältnissen Aehnlichkeit mit den Hühnern zeigen.

Ueber die anatomischen Verhältnisse der Tauben bemerkt Prof. Nitzsch: Die Wirbelsäule besteht aus 12—13 Hals-, 7 zum Teil verwachsenen Rücken- und 7 Schwanzwirbeln. Das Brustbein ähnelt dem der Hühner, wegen seines gegen das Becken vorspringenden Hinterrandes, unterscheidet sich aber wieder durch die Anordnung der Buchten und durch die auffallende Höhe des Kammes, welcher nur von Seglern, Kolibris und Flughühnern übertroffen wird; dem schwachen Gabelbeine fehlt der untere Fortsatz; der Handteil der Flügel ist im Gegensatz zu dem der Hühner länger als der Vorderarm und dieser länger als der Oberarm. Die Muskeln zeichnen sich durch die außerordentliche Stärke ihrer Bäuche und die Kürze ihrer Sehnen aus. Die weiche Zunge ist schmal, spitzig, pfeilförmig, ihr fein gezähnelter Hinterrand eingezogen; der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropf (siehe auch vorn). Der Vormagen ist gestreckt und drüsenreich, der eigentliche Magen sehr muskulös; der Darmschlauch 6- bis 8mal so lang als der Leib; die Blinddärme sind immer klein. Die Leber ist ungleich lappig, die Gallenblase fehlt, die Bauchspeicheldrüse ist doppelt, die Milz rund, der Eierstock einfach und nur auf der linken Seite entwickelt.

Unsere heimischen Arten nähren sich vorzüglich von Sämereien und Körnern, besonders von wickenartigen, von Knollen, auch fressen sie zuweilen kleine Schnecken samt den Häuschen, wahrscheinlich wegen des Kalkgehalts der letzteren. Sämereien verschlucken sie ganz, doch stoßen sie auch Samenkapseln und Schoten gegen den Boden, um sie zu öffnen. Dagegen gibt es ganze Gruppen ausländischer Arten, welche sich von Beeren und weichen Früchten nähren, die sie vorzugsweise auf den Bäumen abnehmen und deshalb auch wenig auf den Boden herabkommen. — Solche Gruppen bilden: die Fruchttaube, Carpophaga, Selby 1835; die Schmucktaube, Alectroenas, Gray 1840; die Flaumfußtaube, Ptilopus, Sws. 1836; die Papageitaube, Treron, Vieill. 1816; die Zahntaube, Didunculus, Peale 1848. — Sie trinken auf eigene Weise, indem sie den Schnabel ins Wasser stecken, die Nasenlöcher verschließen, und nun das Wasser — ohne abzusetzen — in sich hineinziehen, bis ihr Durst gelöscht ist. Gerne baden sie im Wasser oder lassen sich beregnen, indem sie die Flügel dazu lüften, aber ein Staubbad, wie die Hühner, sah ich noch keine Taube nehmen, obwohl das von andern Seiten behauptet wird. Locktöne, die in die Ferne tönen, hört man bei den Tauben nicht; ein dumpfes Knurren, das sog. Nestheulen, und das bekannte Rucksen oder Girren, ein feines Piepen bei den Jungen, ist alles, was man zu hören bekommt, aber niemals hört man ein fernhintönendes Rufen. „Es ist eine Art natürliche Bauchrednerei“, sagt Gloger. Girrvögel, Giratores oder Gyrantes, ist deshalb eine Benennung, die manche Ornithologen für die Tauben wählen. Ihr Flug ist ausdauernd, rasch und leicht, wobei sie meist mit kräftigem Flügelschlag in gerader Linie fortschießen, aber dabei sehr rascher Wendungen fähig sind, die sie oft vor den Klauen der Raubvögel schützen. Beim Balzfliegen oder bei andern fröhlichen Veranlassungen schlagen sie häufig die harten Schwingenspitzen nach oben zusammen, wodurch ein lautes Klatschen entsteht. Der Gang ist schrittweise trippelnd, nicht schnell, aber nett anzusehen und mit einem leichten Kopfnicken verbunden.

Wie groß die Fortschritte in der Ornithologie sind, kann man recht deutlich an den Tauben sehen. Linné zählte in der 10. Ausgabe seines Systema Naturæ, 1758, für sämtliche (einschließlich der Haus-) Tauben nur 23 Arten. Acht Jahre später, in der 12. Ausgabe 1766, 40 Arten. Gmelin, 1788, schon 110 Arten; Temminck 1813 in dem schönen Werk: „Histoire naturelle des Pigeons“ 169 Arten, welche prachtvoll abgebildet sind. Bonaparte hat in seinem „Conspectus generum avium, 1850—1856“ die Zahl der Tauben auf 288 erhöht. Und G. R. Gray zählt in seiner „Hand List 1870“

beinahe 400 Arten, wovon der bei weitem größte Teil den warmen Ländern unserer Erde angehört. Dr. Reichenow zählt in seinem „Handbuch 1882" 5 Familien mit 16 Gruppen; Dr. A. Brehm in seinem „Tierleben 1882" 3 Familien mit 12 Gruppen.

Diesen Zahlen gegenüber haben wir für Deutschland nur die überaus bescheidene Zahl von vier Wildtauben zu verzeichnen, aber — von den Felsentauben abstammend — eine große Anzahl Farbenrassen; dann ferner die ganz eigenartigen Hof- oder Rassetauben, deren Abstammung wir nicht wohl nachzuweisen vermögen. Zu einiger Vollständigkeit ist weiter angeschlossen die bei uns domestizierte Lachtaube.

Diese Ordnung enthält bei der Geringzähligkeit unserer deutschen Wildtauben und bei der Schwierigkeit aus diesen Tauben scharf charakterisierte Familien zu bilden, nur eine

Einzige Familie: Taube, Columba, *Linné* 1735.

Die Beschreibung der Ordnung gilt auch für die Familie. Die Haus-, Hof- oder Rassetauben sind beim Hofgeflügel eingereiht und dort eingehender beschrieben. — Unsere Wildtauben sind in 2 Gruppen geschieden.

1. Gruppe: Turteltaube, Turtur, *Selby* 1835.

Peristera, *Boje* 1828; Streptopelia, *Bp.* 1855. — Schwanz gerundet, stufig, etwas länger als bei andern Tauben; im Flügel die 1. und 2. Schwinge am längsten; die Hauptfärbung ist isabellfarben, isabellbraun, gefleckt, und nicht aschblau wie bei unsern andern heimischen Wildtauben; am Hals eine schwarze Binde. Sie sind kleiner als die andern Tauben, schlanker und kurzfüßiger, bewohnen Laub- und Nadelwälder, gern an Flußufern, auch große Parke und Anlagen, und wandern bei Nacht. Sie nisten auf Bäumen, brüten, füttern und führen die Jungen gemeinschaftlich. 2 Arten.

Die Turteltaube. Columba turtur, *Linné*.

Taf. 16, Fig. 3.

Wilde Turteltaube, Wilde Lachtaube, Wegtaube, Rheintaube. — Turtur, alte Aut.; — T. auritus, *Ray* 1713; *Gray* 1844; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Col. turtur, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — Peristera turtur, *Boje* 1828; *Br.* 1831; — Turtur communis, *Selby* 1833; *Mev.* 1886; — T. vulgaris, *Eyton* 1886; *A. Br.* 1882.

Kennzeichen. Außer den beiden mittelsten, haben alle Schwanzfedern, oder wenigstens jederseits die vier äußersten, stets eine weiße Spitze; der Schwanz stark gerundet; die bräunlichen oder gelbrötlichen Schulterfedern haben dunkelbraune oder schwarze Schaftflecken. Die 2. Schwinge gleich der 1.

Länge 30 cm, wovon der Schwanz 11,4 cm wegnimmt, Flügelbreite 52,5 cm, Schnabellänge 1,8 cm, Höhe des Fußrohrs 2 cm.

Beschreibung. Kopf und Nacken ist mohnblau (die eigentümliche blaugraue Farbe bei den Tauben nennen wir: mohnblau); Kopfseiten sanft rötlichgrau; an den Halsseiten stehen einige Reihen schwarzer Federchen, welche an den Enden silberweiß sind; diese bilden eine Art Ring, was dem Vogel ein sehr schönes Ansehen gibt; der Oberrücken ist aschgrau, schwärzlich gefleckt und rostbraungrau gekantet; der Bürzel aschblau, nach hinten öfters bräunlich überflogen; Hals und Brust sind sanft purpurrötlich, mit violettem Schimmer; der Unterleib weiß. Die Schulter- und Flügeldeckfedern, nebst kleinen Schwingfedern, sind schwarz, schieferblau überflogen, mit hell roströtlichen Kanten; die übrigen Deckfedern und mittlern Schwingen hell mohnblau; die großen Schwingen schwarzgrau. Die Schwanzfedern sind schieferfarbig mit weißen Enden; die beiden mittelsten schwarzgrau. — Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern bei den Alten feuerfarben, bei den Jungen braungrau; die Augenlider blaß karmoisinrot; die Füße blutrot. — Das Weibchen ist etwas kleiner und nicht ganz so lebhaft gefärbt, besonders die weinrote Farbe auf der Brust weniger schön. — Die Jungen haben ein düster gefärbtes, aschgraues Kleid mit schwarzbraunen Flecken und schmalen, blaß rötlichbraunen Kanten. — Die Mauser fängt bei den Tauben, die man im Zimmer hält, schon im Juni an und zwar mit den mittleren Schwingen.

Sehr nahestehende, früher mit unserer Turteltaube für identisch gehaltene Arten sind: Die Girrtaube, Col. orientalis, Lath. 1790; C. rupicola, Pall. 1811; C. gelastes, Temm. 1820; C. meena, Sykes 1832. Sie ist etwas größer, dunkler gefärbt; Oberkopf bräunlicher, Säume der Flügeldecken rotbraun, Unterkörper schön weinfarbig. Heimat: Ost-Asien. — Die Palmtaube, Col. senegalensis, L. 1766;

C. aegyptiaea, Lath.; C. pygmaea et rufescens, Rchb. 1850. Sie ist kleiner, nur 26 cm lang. Kopf und Brust weinrot; schwarz und rotbraun geflecktes Halsband; Rücken rotbraun; vordere Flügeldecken und Unterrücken grau, Bauch weiß; mittlere Schwanzfedern graubraun, äußere halb schwarz, nach außen weiß. In Ost-Afrika, West-Asien, nicht selten in der Türkei und zuweilen in Griechenland.

Die Turteltaube bewohnt Süd- und Mittel-Europa und West-Asien bis zum 58. Breitengrade; in Persien ist sie noch gemeiner; weiterhin nach Osten wird sie durch andere Arten ersetzt. Im Süden Europas ist sie von Spanien bis in die Levante ein häufig vorkommender, stellenweis sogar gemeiner Waldvogel, besonders in den Donauniederungen, in Bosnien, Serbien, in der Türkei und in Griechenland; in letzterem besonders häufig auf den Durchzügen, seltener als Brutvogel. In Nordwest-Afrika ist sie häufig; die Kanaren bewohnt sie in Menge, während sie Nordost-Afrika nur auf dem Zuge besucht. Im Norden Europas hat sie zwar ihre Zuglinie schon bis zum 70. Grad ausgedehnt, ohne indes daselbst zu brüten. In Deutschland wird sie nur strichweise, aber schon im Norden Deutschlands selten oder gar nicht mehr getroffen und geht nördlich als Brutvogel überhaupt nicht höher als bis zum südlichen Schweden. In der Provinz Ost-Preußen kommt sie erst anfangs Mai an, ist aber in manchen Gegenden ziemlich häufig. Sie bewohnt waldige Gegenden, wie sie die große Ringeltaube aufsucht, besonders gern Fichten- und Kiefernwälder, wenn sie mit Laubholz gemischt sind und wo es viele junge Dickungen und hohes Stangenholz gibt, namentlich wenn sie an Gewässern liegen, welche ein reines Wasser führen und von Feldern, Wiesen und Aeckern begrenzt werden. So beschaffene Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen, gemischt mit Tannen, bewohnt sie ebenfalls gern. Im reinen Hochwalde findet man sie nicht. — Als ein echter Zugvogel kommt sie nicht vor Mitte des April, eher noch später, im ersten Drittel des Mai, und verläßt uns gegen das Ende des August und im September, zuweilen erst im Oktober*).

Sie nisten gern in der Nähe eines Wassers, wo viel dichtes und hohes Unterholz wächst. Ihre Nistplätze verraten sie durch das häufige Girren, welches der Tauber fleißig hören läßt, sowie durch das Klappen mit den Flügeln, welche derselbe oberhalb zusammenschlägt, während er einen Kreis um sein Weibchen beschreibt, sich mit hochgehaltenen Flügeln schwebend zu ihm oder auf einen andern bequemen Sitz in seiner Nähe herabläßt und so dem darnach Suchenden eine Anweisung gibt. Gern wählen sie Stangenholz, gebildet von Fichten, Tannen oder Kiefern, doch findet man das Nest auch auf jungen Eichen, Buchen, Birken, seltener auf schlanken Dornbäumchen, selbst zuweilen auf Dornsträuchern. Es sitzt in den dichten Zweigen junger Bäumchen, ist immer mit Vorsicht versteckt, steht $2^1/_2$ bis 7 m vom Boden entfernt, ist ein Gebilde von dünnen, feinen Reiserchen und Stengeln, und so durchsichtig, daß man von unten die Eier durchscheinen, ja zuweilen die ganze brütende Taube sieht, so daß man sich wundern muß, wie ein so leicht gebautes Nest zusammenhält. Es enthält gegen die Mitte des Mai zwei weiße kurzovale Eier, welche von beiden Gatten abwechslungsweise binnen 17 Tagen ausgebrütet werden. Maße märkischer Eier: 29,1 + 22,9 mm. Die Jungen muß man bald ausnehmen, weil sie bei der geringsten Störung vom Neste flattern und sich im dicksten Gebüsche verkriechen. Die Eier der zweiten Brut findet man im Juli. Wenn man die Alten von den Eiern verscheucht, so verlassen sie diese augenblicklich; weniger thun sie es bei den Jungen, an welche sie mehr Anhänglichkeit zeigen.

Diese niedliche, anmutige Taube hat einen leichten, zierlichen Gang, und jedes Schrittchen ist mit einem Kopfnicken begleitet, wobei sie das muntere Köpfchen nach allen Seiten wendet. Ihr Flug ist der schnellste unter allen Tauben, vielleicht einer der gewandtesten unter allen Vögeln; man muß staunen, mit welcher pfeilschnellen Behendigkeit

*) Ueber Helgoland ist der Zug der Wildtauben: bei Palumbus „ziemlich viel Zug." Zeigt sich vom März bis Oktober und selbst noch im November auf dem Zug über Helgoland. — Bei Oenas „nur sehr sparsam." — Bei Turtur verschieden. Den 28. Mai und 29. Mai 1886 „ganz auffallend viele. Diese Taube scheut heftigen Wind nicht." Den 23. Mai 1887 „Turteltauben." 29. Mai 1887 „sehr viel Zug", dann wieder abnehmend. Ornis 1886, S. 121, und Orn. 1887, S. 416, Bericht von H. Gätke.

sie durch die Kronen der dichtbelaubtesten Bäume schießt, und dieser schnelle Flug ist es auch, der sie öfters vor den Krallen des nicht minder gewandten Lerchen- und Taubenfalken errettet. Es gewährt ein schönes Schauspiel, diese flüchtigen Tiere, sowohl den Verfolger als die Verfolgte zu beobachten, und die kraftvollen, schußweisen Stöße des erstern, denen das menschliche Auge beinahe nicht zu folgen vermag, sowie die blitzgeschwinden Ausbiegungen der Taube zu bewundern. Erreicht sie einen Wald, so ist sie gerettet, auf freiem Felde aber gewöhnlich verloren, weil der hungrige Falke immer gieriger auf seine Beute wird, das Täubchen aber zuletzt die Fassung verliert. Einer eigentümlichen Liebhaberei des Kuckucks für die Gesellschaft der Turteltauben möge hier erwähnt sein. Diese ist des näheren beschrieben in dem Freileben des Kuckucks.

Der girrende Tauber sitzt gewöhnlich auf der Spitze eines Baumes, bläst den Hals auf, senkt Kopf und Schnabel etwas nach unten und läßt nun mit angenehmer Stimme sein eintöniges: turrturr, turrturr, turrturr in öfterer Wiederholung und verschiedener Modulierung ertönen; die kleinen Intervalle werden durch einen eigenen Kehlton ausgefüllt, der vom Aufatmen hervorgebracht wird, und den man nur in der Nähe vernimmt. An schönen Morgen girrt er oft lange Zeit ohne Unterbrechung und beschließt sein Liebeskonzert gewöhnlich mit dem oben beschriebenen klatschenden Flugspiel. Wo mehrere Paare nahe beisammen wohnen, beleben sie in dieser Zeit den Wald auf angenehmste Weise.

Ihre Hauptnahrung sind die Samen der Nadelbäume, der Fichten und Kiefern, und wo sie in großer Häufigkeit vorkommt, kann sie durch Auflesen der ausgesäten Tannensämereien nachteilig werden, doch frißt sie noch vielerlei Samen schotentragender Unkräuter; auf den Feldern hauptsächlich Hanf, Rübsen, Hirse, Erbsen, Wicken, Linsen, Weizen u. u. a. Im Zimmer gibt man ihr außer dem Angegebenen auch Brot und Semmeln; am besten ist ein Gemisch von kleinerem Gesäme, wie Hanf-, Mohn-, Rübsamen, kleine Vogelwicken und Weizen. Die jung aufgezogenen Turteltäubchen werden sehr zahm und vergnügen ungemein durch ihr sanftes, einnehmendes Betragen. Man füttert sie mit eingequellten Wicken, Linsen, Hirse, Fichten- oder Kiefernsamen, welche Sämereien man in den Mund nimmt, und sie mit Hilfe der Zunge in den geöffneten Schnabel drückt. Sie pflanzen sich mit ihresgleichen, beinahe noch leichter aber mit den Lachtauben fort, und erzeugen mit letztern Bastarde; diese bekommen aber einen andern Ruf und rucksen wie die Lachtauben. Man hält sie gewöhnlich in einem großen Verschlag, oder weist ihnen einfach einen großen Käfig an. Man kann sie auch an den Taubenschlag gewöhnen, doch müssen die Jungen von zahmen Turtel- oder Lachtauben ausgebrütet sein, und es sieht sehr artig aus, solche Tauben aus- und einfliegen zu lassen; im Winter müssen sie aber gegen Kälte geschützt werden, gegen die sie empfindlich sind. Außerdem muß der Liebhaber gefaßt sein, daß die angeborene Vorliebe für den Wald wieder erwacht und die Pfleglinge die Heimkehr vergessen.

Der Fang ist, das Sackgärnchen ausgenommen, wie bei der Hohltaube.

Die Lachtaube. Columba risoria, *Linné.*

Indische Turteltaube, bei uns gemeinhin: Turteltaube, während unsere heimische wilde Turteltaube beinahe unbekannt ist. — Turtur indicus, alte Aut.; — Col. risoria, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1837 (in Wiegmanns Archiv, 3. Jahrg. 106); *K. & Blas.* 1840; — Turt. torquatus, *Briss.* 1760; — T. risorius, *Selby* 1835; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Meves* 1886; — T. semitorquata, *Sws.* 1837; — T. vinaceus, *Gray* 1845; — T. ridens, *Br.* 1855; — T. decipiens, *Hartl.* 1862.

Kennzeichen. Hauptfarbe angenehm gelblich fleischfarben, unten heller; graulich überflogene Schwung- und Steuerfedern; mit einem schwarzen Halbringe am Hinterhalse, welcher den Jungen fehlt. Die 2. Schwinge gleich der 1.; die Schnabelfirste von Kopflänge.

Länge 31 cm, Schwanz 13,1 cm, Flugweite 51,4 cm, Flügellänge 17,7 cm, Schnabel 1,8 cm, Lauf 1,8 cm. Merklich kleiner als die Haustaube.

Beschreibung. Hauptfarbe blaß gelblichfleischfarben; der Hinterhals ist mit einem schwarzen Halbringe eingefaßt, dessen Spitzen nach vorn stehen und dem Vogel zur besondern Zierde werden, weil dieses Schwarz noch besonders durch eine weiße Einfassung gehoben ist; der Unterleib ist weißlich; die

vorderen Flügeldeckfedern, Schwungfedern und Schwanzfedern sich aschgrau, ins Schwärzliche ziehend; von unten sieht der Schwanz halb weiß, halb schwarz aus. Der Schnabel ist an der Wurzel rötlichweiß, nach der Spitze schwärzlich, der Augenstern rotgelb; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist nur unmerklich kleiner und lichter gefärbt als das Männchen. — Den Jungen fehlt der schwarze Halsring, welcher erst nach der ersten Mauser erscheint.

Es gibt auch eine Abänderung: Die weiße Lachtaube, C. risoria alba, *Temm.* 1813, Fürer in Borth 1858, Nr. 14, 15. Diese hat ein durchaus weißes Gefieder, an dem sich der Halsring durch seinen erhöhten Glanz noch weißer abhebt; der Schnabel ist sehr blaß fleischfarbig, nach der Spitze mit weißem Nagel. Der Augenstern schön rotgelb wie bei der Normalfarbe, die Füße karmoisinrötlich, nur wenig heller als bei jener. Wenn man gleichgefärbte Pärchen zusammen gibt, pflanzen sie sich in dieser Farbe fort.

Kakerlaken gibt es selten; diese haben außer der weißen Gefiederfarbe auch rosenrötliche Augen, weißlichen Schnabel und helle Füße.

Bemerkt sei hier, daß in Afrika und Asien noch mehrere, sehr ähnliche verwandte Arten leben.

Das eigentliche Vaterland dieser niedlichen und allbekannten Taube ist Nordost-Afrika, Süd-Arabien und Indien. In Afrika bewohnen sie in großer Menge die Steppenwaldungen. Sie ist schon von Mittelnubien an nach Süden hin häufig und wird im Innern Afrikas zur gemeinsten Art. Bei einem Ritt durch die Samhara, sagt Brehm, oder durch irgend eine Steppe des Innern tönt das Lachen und Girren dieser Tauben beinahe von jedem Busch herab und zu gewissen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin, sammeln sie sich in manchen Waldungen zu wirklich ungeheuren Massen. Solche Heere scheinen wahrscheinlich von Nahrungsmangel getrieben, wochenlang gemeinschaftlich in der Steppe umherzuschweifen, und an manchen Wasserplätzen kommen sie in den Vormittagsstunden und gegen Abend zu Millionen an, wenn auch nicht sämtlich auf einmal, so doch stundenlang in ununterbrochener Folge. Durch diesen Aufenthalt in der Steppe ist auch die ihr eigentümliche Wüstenfarbe (Isabellfarbe) zu erklären. — Von ihrer eigentlichen Heimat wurden sie über ganz Europa, ja über alle Weltteile als beliebte Stubenvögel verbreitet und sind auch in Deutschland allenthalben wohlbekannt. — Auf den borromäischen Inseln im Lago maggiore wurden sie in Freiheit gesetzt und leben nun in unabhängigem Zustande, ganz so, wie es wilde Vögel thun. Dort bauen sie auf Nadelbäume und sind, obgleich sie unter freiem Himmel bleiben, zutraulich und bilden eine reizende Staffage für die üppige Vegetation dieser anmutigen Inseln.

Bei den Landleuten trifft man sie häufig in der Stube, gewöhnlich hinter dem Ofen, wo ihnen ein Plätzchen angewiesen ist. Man läßt sie mit etwas beschnittenen Schwungfedern in der Stube herumlaufen, oder gibt ihnen einen passenden, großen Vogelkäfig; ein solcher Käfig muß mindestens 1 ¼ m lang, 90 cm hoch und 60 cm breit sein; die Sprunghölzer haben 2,4 cm Durchmesser; ein Kistchen von 17 cm Länge, 12 cm Breite und 6 cm Höhe dient als Nest. Man hat auch schon den Versuch gemacht, sie in günstig gelegenen Taubenhäusern aus- und einfliegen zu lassen, was sich gar nicht übel ausnimmt. Ein solcher Versuch ist überhaupt nicht so schwierig, als man gewöhnlich glaubt, nur darf man sie nicht direkt aus dem Käfig in ein Taubenhaus fliegen lassen. Die, welche man zu diesem Zwecke bestimmt, müssen in Vogelzimmern aufgewachsen, gewandt und sehr flugfähig sein, auch dürfen es durchaus keine gezähmten Tauben sein, sondern man muß sie so menschenscheu als möglich halten. Man setzt dieselben in den betreffenden Taubenschlag, gewöhnt sie vier Wochen daran und läßt sie dann erst fliegen. Mit ungewandten, überzahmen Tauben kann ein Versuch niemals gut enden, denn diese haben selten den Scharfsinn, den einmal verlassenen Taubenschlag, auch wenn sie den besten Willen dazu hätten, wieder zu finden, und werden dann in ihrem verlassenen Zustande eine Beute von Menschen und Tieren. Im Taubenschlag gibt man gutes Körnerfutter. Im Winter sind sie gegen starke Fröste zu schützen, und man setzt sie am besten bis zur guten Jahreszeit in ein temperiertes Vogelzimmer. Wenn sie aber gut gefüttert sind und warmes Wasser zum Trinken erhalten, können sie wohl ein paar Grad Kälte ertragen. Bei freiem Flug setzen sie sich gern auf Bäume. In einen geräumigen Zimmerflug, wo verschiedenerlei Vögel gehalten werden, paßt auch ein Pärchen Turteltauben. Sie nisten in die hingesetzten Körbchen, in welche sie einige wenige Strohhalme eintragen, die das Nest vorstellen sollen, und darauf legt die Täubin zwei schöne weiße Eier; das erste Ei legt sie abends

zwischen $4^1/_2$ bis 7 Uhr, ruht den folgenden Tag aus, an welchem sie das gelegte Ei noch nicht bebrütet, sondern nur bewacht, und am darauffolgenden Tag zwischen 1—2 Uhr nachmittags legt sie das zweite Ei (ganz wie alle andern Taubenarten, was sehr merkwürdig ist) und fängt mit Brüten an, welches $15^1/_2$ bis $16^1/_2$ Tage dauert. Von 9—2 Uhr wird sie vom Tauber abgelöst. Sie brüten mehreremal in einem Jahre. Die Jungen gleichen den Eltern bis auf den schwarzen Halsring, welcher fehlt; auch haben sie grauere Flügelfedern mit weißen Rändern; doch kann man die Männchen im Nestgefieder an der etwas lebhaftern Farbe erkennen. Bei diesen Tauben ist der Wille zum Brüten gut, aber die Ausführung oft mangelhaft, denn nicht selten bringen sie nur ein einziges Junges aus, oder lassen eines — durch ungeschicktes Verschleppen aus dem Neste, das sie dann nicht mehr unterschieben können, erkalten. Manchmal aber vertreibt vieles Ungeziefer die Alten aus dem Neste. Das Ungeziefer wird mit Erdöl getötet. Ein Junges, das noch nicht vollständig erstarrt ist, kann man wieder durch warmes Anhauchen aufwärmen. Man nimmt es in die hohle Hand oder legt es in Watte und haucht solange nach dem Leib des erkälteten Jungen, bis es wieder auflebt. Dann setzt man es, in Watte eingedeckt, auf eine Wärmflasche mit ca. 36 Grad Reaumur und deckt das Ganze mit einem Teppich zu. Nach etwa zwei Stunden kann man das durchwärmte Junge wieder ins elterliche Nest einsetzen.

Diese Tauben sind stille, harmlose, verträgliche Geschöpfe. Mit treuer Liebe halten die Pärchen zusammen, und wenn sie nicht gewaltsam getrennt werden, so vermag sie nur der Tod zu scheiden. Des Nachts sitzt der Tauber immer dicht neben seinem Weibchen und vergnügt es mit seinem Gekicher, das wie „hähähähähä" oder „hihihihi" klingt. Besonders aufgeräumt und munter werden sie, wenn sie ein von der Sonne beschienenes Plätzchen finden, wohin sie sich ganz behaglich setzen; man sieht ihnen da ordentlich das wohlthuende Gefühl an, welches die Sonnenwärme bei ihnen erregt. Da sie reinliche Tiere sind, muß man ihre Behälter fleißig mit frischem Wassersand bestreuen, dessen größere Körner sie ohnehin zur Beförderung der Verdauung verschlucken. Wo es an Wassersand fehlt, nimmt man Rasen-, Garten- oder Walderde. Besonders reinlich müssen die weißen Lachtauben gehalten werden, welche sich dann aber auch sehr gut ausnehmen. — Die Turteltaube läßt sich nicht gern in der geschlossenen Hand halten, sondern sie sträubt sich dagegen heftig und verliert viele Federn dabei, denn diese sitzen sehr locker. Es ist daher nicht rätlich, sie wie die andern Tauben zu halten, sondern üblich, sie auf die flache Hand zu setzen und mit der andern flachen Hand leicht zu bedecken. So kann man sie von einem Platz zum andern bringen; während sie bei festem Anfassen ein solches ungestümes Gezappel und Flügelschlagen anwendet, daß man das ganze hübsche Federkleid des Vogels beschädigt.

Wenn der Tauber seine Liebe ausdrücken will, thut er einige Sprünge nach seinem Weibchen, stellt sich mit abwärts gerichtetem und wenig ausgebreitetem Schwanze vor sie hin, richtet den Kopf und den etwas aufgeblasenen Hals gerade und hoch auf und beginnt nun sein helltönendes Rucksen, bei dem er jedesmal den Kopf wieder abwärts senkt und zwar bei jeder Silbe tiefer. Bei jedem folgenden Ruf wird die gleiche Bewegung ausgeführt. Rucksen sie aber ohne aufgeregt zu sein, so fallen auch jene lebhaften Pantomimen weg und sie machen dann auch keine Sprünge. Dieser Ruf ist ein helltönendes „kuk rrruuh, kuk rrruuh", das r scharf und lang betont, und wird, je nach dem Grad der Aufregung 4- bis 12mal und noch öfter, sogar einige Minuten lang wiederholt, was dann dem Gehör lästig fällt; oder der Tauber steht im Neste und ruft die Täubin mit demselben Lockrufe (nicht mit dem „huu", welches andere Tauben heulen) zu sich. Zwischen den Intervallen hört man meist schnarchendes Aufatmen, welches das Aufrichten des Kopfes begleitet, das man aber nur in der Nähe vernimmt. Wenn sie eine Verwunderung oder Aufregung ausdrücken wollen, so lassen sie ein abgebrochenes, ziemlich hohes „huh" ertönen. Das Weibchen beantwortet das Rucksen des Taubers mit einem feinen, höhern und weniger lauten „kukrruuh!" und manche Turtelweibchen sind so girrlustig, daß sie mit den Taubern in die Wette girren, und nur das Eierlegen gibt die Sicherheit, daß man wirklich eine Täubin besitzt. Dies ist eine Eigentümlichkeit, die bei Täubinnen anderer Arten von mir nicht bemerkt wurde. Auch

schnäbeln sie sich wie alle Tauben und es ist reizend, die zärtliche Anhänglichkeit derselben zu beobachten. Bei guter Behandlung erreichen sie ein Alter bis zu 10 Jahren.

Ihre Nahrung besteht aus den kleinen Sämereien, als: Hanfsamen, Lein, Mohn, Hirse, Rübsamen, kleinen Vogelwicken (große Wicken fressen sie nicht oder nicht gern), zerkleinerten Semmeln und Brot. Ein einfaches Futter ist gedörrtes, griesartig zerstoßenes Weißbrot zur Hälfte, die andere Hälfte Hirsenkörner. Als bestes Futter für die Nestjungen kann ich Hirse, mit ein wenig Hanfsamen vermischt, empfehlen. Frisches Wasser täglich ist ein unentbehrliches Bedürfnis für sie.

Sie sind mancherlei Krankheiten unterworfen, besonders leicht bekommen sie geschwollene Füße. Ebenso bemerkt man auch, daß die Ausdünstung von kranken Personen einen schädlichen Einfluß auf sie übt, welcher Umstand dem hier und da verbreiteten Aberglauben Nahrung gab, sie befreieten Leidende von ihren Uebeln, indem sie Krankheiten an sich zögen. Sonst bekommen die Jungen, wenn sie noch in dem Neste gefüttert werden, auch Geschwüre innerhalb des Kropfs, woran sie häufig sterben. Diese Krankheiten haben gewöhnlich ihren Ursprung darin, daß man ihr Trinkwasser nicht oft genug erneuert oder sie nicht gut füttert.

2. Gruppe: **Holztaube**, Columba, *Linné* 1735.

Palumbus, *Kaup* 1829; — Lithönas, *Rchbch.* 1823; — Palumbönas, *Bp.* 1854. — Nasenhöcker ziemlich entwickelt, die kurzen roten Füße etwas hochläufiger als bei den Turteltauben, der mittellange Schwanz gerade abgestutzt; die Fußwurzel oben etwas befiedert; die Hauptfarbe das bekannte Aschblau (Taubenblau) mit rötlichem und grünlichem Metallschiller am Hals. Diese Gruppe enthält die Stammeltern unserer Haustauben. 4 Arten.

Die Ringeltaube. Columba palumbus, *Linné.*

Taf. 16, Fig. 4.

Große Wald- und Wildtaube, Große Holztaube, Bloch-, Kohl- und Kuhtaube. — Palumbus torquatus, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Columba torquata, *Frisch* 1734; *Leach* 1816; *Br.* 1831, 1855; — Col. palumbus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Pal. excelsus, *Bp.* 1838.

Kennzeichen. Hauptfarbe aschgrau, auf beiden Seiten des Halses die Alten mit einem weißen Fleck, die Jungen ohne denselben. Auf dem Flügel, nahe dem Vorderrand, ein großer weißer Längsfleck.

Länge 41,2 cm, Flügelbreite 74 cm, Schwanzlänge 16,1 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Höhe des Fußrohrs 3,3 cm. Ansehnlich größer, als die Haustaube.

Beschreibung. Der Kopf und Hals ist schön graublau; Halsseiten und Nacken tief meergrün mit Purpurschiller; auf jeder Halsseite steht ein weißer, halbmondförmiger Fleck; Oberrücken und Flügel blaugrau; Bürzel schön mohnblau; der Schwanz ist am Ende schieferschwarz, nach der Wurzel mit einer hellen Querbinde. Die Fittigdeckfedern sind schwarz, die andern weiß, und bilden einen desgleichen großen Längsfleck; die großen Schwingfedern sind schieferschwarz, mit scharfbegrenzten, weißen Säumen; die übrigen Schwingfedern schiefergrau. Der Kropf ist blaugrau, mit einem sanften Purpurschiller überflogen; der übrige Unterleib bläulichweiß. — Der Schnabel ist an der Wurzel hochrot, nach der Spitze schwefelgelb, die Nasenhaut weiß bestäubt; die Iris ist rein blaßgelb; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist mehr grau als blau und ein wenig kleiner, übrigens schwer zu unterscheiden. — Den Jungen fehlt der weiße Halsfleck und der Schiller am Halse; auch ist die ganze Färbung weniger schön. — Bemerkbare Abänderungen findet man in der Kopfform; man findet sie mit hoher, mittelhoher und niedriger Stirn, woraus man aber keine Rassen ableiten kann.

Diese große und stattliche Taube ist eine Spezialität für Europa, denn sie überschreitet dessen Grenzen nirgends weit. Nordwärts in Schweden bis zum 65. Grad und zwar in Nord-Schweden häufiger als in Süd-Schweden; in England nicht selten, und die im Norden Englands wohnenden bleiben im Süden und auch in Irland sogar im Winter zurück, was das milde Klima begünstigt; in Spanien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz, in Oesterreich-Ungarn, bis ins südliche Rußland ein allgemein bekannter, strichweise sogar häufiger Waldvogel. In West-Asien wird sie als Brutvogel schon sehr selten, aber durch eine nahe verwandte Art: die Kasiotische Taube, Col. casiotis, *Bp.* 1850 vertreten.

Auf dem Zug besucht sie alle südeuropäischen Staaten zum Ueberwintern; setzt aber auch nach Nordwest-Afrika hinüber, doch wie es scheint, kommt sie in Aegypten nicht vor. In Griechenland brütet sie nur selten in den einsamsten Gebirgswaldungen, überwintert aber daselbst in großer Menge; ebenso in der Türkei und in Klein-Asien. — Sie bewohnt die Waldungen, sowohl Laub- als Nadelwälder, letztere aber lieber als reine Laubwälder, und zieht diesen selbst gemischte Waldungen vor. Zwischen Ebenen und Mittelgebirgen macht sie wenig Unterschied. Die Vorliebe für den Schwarzwald ist durch ihre Vorliebe für Tannensämereien begründet. Ist aber dieser Samen nicht geraten, dann hält sie sich mehr an Laubwaldungen. Sie siedelt sich selbst in kleinen Feldhölzern an, wenn nur hin und wieder einzelne starke Bäume darin stehen, auf denen sie gerne nistet. Ausnahmsweise aber findet man zuweilen ein brütendes Paar in Alleen, Parken, in großen Ziergärten, selbst auf einzelnen Baumgruppen bei Dörfern und Städten, ja inmitten derselben furchtlos ihren Aufenthalt nehmen, und es ist diese Annäherung dieses scheuen Waldvogels an bewohnte Plätze ein Analogon zu dem Brüten der Amsel in den Hausgärten. Vielleicht mögen es auch durch Menschenhand auferzogene, aber wieder zur Freiheit gekommene Vögel sein, die nun hier — ziemlich ungescheut — ihr Wesen treiben. Sah Verfasser doch selbst im Jahre 1879, mitten in hiesiger Stadt Stuttgart, eine Ringeltaube in Gesellschaft eines Fluges freilebender Haustauben beinahe ein ganzes Jahr in guter Freundschaft leben, mit denselben auf den Plätzen, welche die Stuttgarter Gemüsehalle umgeben, Futter suchen, und an dieser Halle und dem naheliegenden „Alten Schloß" übernachten.

Sie nisten auf Fichten, Weißtannen, Kiefern, Linden, Erlen, Eichen, Pappeln, Buchen, in einer Höhe von 3—30 m vom Boden, aber auch oft auf Stangenholz, etwa 12 Fuß hoch, auf nicht zu starken Gipfel- oder Nebenzweigen; oder auch am Stamme dicker Bäume versteckt. Das Nest selbst ist eine kunstlose, platte, runde oder ovale, kaum etwas vertiefte Unterlage von Reisern und so leicht gebaut, daß man nicht selten die Eier durchscheinen sieht; trotzdem wird es nicht leicht von Stürmen herabgeworfen. Zuweilen benutzt diese Taube auch ein verlassenes Krähennest. Die zwei Eier, welche man bei der ersten Brut von der Mitte des April an zu suchen hat, sind weiß, dünnschalig, mit deutlichen Poren und wenig Glanz; die der zweiten Brut findet man im Juli. Dieselben sind im Vergleich mit dem Vogel nicht groß, etwas größer als die der Feldtaube, meistens länglich, an beiden Seiten fast gleich abgerundet, seltener kurz oval. Die Eier der kurzen Form gleichen etwas denen der Eulen, sind aber zartschaliger, glänzender. Maße märkischer Eier: 39,2 + 28,87 mm. Ihre Eier verlassen sie bei geringen Störungen, nicht selten sogar auch die Jungen, da sie zu furchtsam sind, um wieder zum Nest zurückzukehren. Dagegen hört man, daß sie auf den nordfriesischen Inseln und in Schleswig-Holstein mehr und mehr in die Gärten gezogen sind, wo sie im Gegensatz zu ihrer sonstigen Menschenscheu fast alle Furcht abgelegt haben und auch beim Nest viel weniger ängstlich sind. Von den Besitzern großer Gärten wird auch dieser harmlose Vogel gerne gesehen und geschützt, und er benimmt sich deshalb hier zutraulicher. Gleiches erfährt man aus einigen niederländischen Städten, aus Amsterdam, Rotterdam, Leyden, Leuwarden, wo sie auf den Bäumen belebter Alleen nisten, welche die Kanäle (Grachten) einfassen. — Die Jungen, welche mit erweichten Sämereien, wie alle Taubenarten, aus dem Kropf gefüttert werden, sind anfangs mit blaßgelben zottigen Dunen dicht bekleidet, welche später von den hervorkeimenden Federn verdrängt werden. Die Jungen sitzen in entgegengesetzter Richtung im Neste, d. h. die eine streckt den Kopf dahin, wo die andere das Hinterteil hat, um jede Gefahr sogleich wahrzunehmen. Sie geberden sich gerade wie unsere jungen Haustauben und piepsen auch so.

Diese schöne Taube ist rasch und flüchtig, scheu und klug. Sie beobachtet im Wald und im Freien jede sich nahende Gefahr und weiß sich derselben zeitig genug zu entziehen. Sie traut bei uns nicht leicht einem Menschen, dem Kinde so wenig als dem Bauersmann oder Jäger, und man muß es als eine besondere Erscheinung betrachten, daß sie in manchen Gegenden der Niederlande soviel zutraulicher ist, als bei uns. Ihr schrittweiser Gang ist zierlich und geschwind; ihr Flug ist kräftig, schnell und gewandt; beim Abfliegen hört man ein mehrmaliges Klappen, nachher ist er von einem pfeifenden Säuseln: „wich, wich, wich" begleitet. Sie ist nicht so gesellig, als andere Tauben, und nur während der Zugzeit,

namentlich im Spätjahr sieht man kleinere oder größere Truppen beisammen; von anderen Taubenarten hält sie sich entfernt, ohne deshalb gerade feindselig zu sein. Zur Paarungszeit ist der Tauber sehr unruhig, fliegt öfters in schiefer Richtung in die Höhe, schlägt die Flügelspitzen nach oben zusammen, daß es weithin klatscht, breitet den Schwanz aus und senkt sich dann mit hochgehaltenen Flügeln zu seiner Täubin herab, die solche Liebesbewerbung mit freundlichem Kopfnicken annimmt, auch wohl selbst den Tauber bei einem Rundflug klatschend begleitet. Die einzelnen Paare halten treu zusammen. Frühmorgens girrt der Tauber sein Morgenlied, worauf sich beide sonnen und putzen; sodann fliegen sie nach den Futterplätzen und kehren gegen 10 Uhr auf ihre Bäume zurück, wo wieder ein wenig geruckst wird; eine Stunde später geht es zur Tränke und dann wird bis mittags 3 Uhr der Ruhe gepflegt; nun fliegen sie wieder auf die Futterplätze, von 5 bis 7 Uhr verweilen sie auf ihren Bäumen, rucksen wohl auch wieder, und zuletzt, ehe sie sich zur Nachtruhe begeben, fliegen sie noch einmal zur Tränke. Das ungefähr ist die tägliche Beschäftigung aller wilden Tauben, wenn sie anders durch keine gewaltsamen Störungen unterbrochen wird. — Ihre Stimme ist ein beinahe heulendes „huhu, huhu!" und ein girrendes drei- oder viermal wiederholtes Rucksen, das wie „ahu ku kuha" lautet. Zwischen jeder Strophe und dann am Ende vernimmt man ein sonderbares Klappen, dieses ist aber nur in der Nähe hörbar. Der Tauber sitzt dabei fest auf einem Ast und bläst den Hals auf.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Fichten-, Kiefern- und Tannensamen; dann aus Getreidearten, als: Wicken, Erbsen, Linsen, Heidekorn, Buchweizen, Weizen, Hanfsamen, Lein-, Rüb- und Wegrichsamen; ferner aus Heidelbeeren, Eicheln, Bucheckern; aus den Sämereien vieler schotentragender Kräuter, aus Baumknospen und Blütenkätzchen. Sie liest die Sämereien besonders gern auf lichten freien Stellen, an Blößen und Waldrändern auf, fliegt aber auch auf die Felder und Aecker, denn diese Taube will sich frei umsehen, um einer Gefahr schon von weitem zu entfliehen; doch läuft sie der Nahrung wegen zuweilen auch unter ziemlich düsterem Gebüsch oder dichtstehenden Bäumen umher.

Im Zimmer füttert man sie mit Wicken, Erbsen, Weizen, Gerste, Heidekorn, Hanf und anderem. Hafer fressen sie nur ungern. Junge, die noch nicht allein fressen, muß man mit erweichten Sämereien stopfen, am leichtesten, wenn man die Körner in den Mund nimmt und mit der Zunge in den geöffneten Schnabel bringt. Sie werden sehr zahm und können zum Aus- und Einfliegen gebracht werden, bis die Zugzeit im September naht, wo der Freiflug zu unterbrechen ist, damit sie nicht mit ihren freilebenden Kameraden entweichen. Ihre Zähmungsfähigkeit bezeugt Hofjägermeister Alex. Brun auf Seeland, welcher ebenfalls Nestlinge zum Aus- und Einfliegen brachte. (Ornis 1885, S. 121.) Auch mit Haustauben können sie angepaart werden, doch hält es schwer, solche Bastarde aufzubringen. Selbst die auferzogenen Wildlinge können mit einander gepaart und dazu gebracht werden, Junge zu erziehen; es gehen aber gewöhnlich einige Jahre hin, ehe es den Alten glückt, ihre Jungen aufzubringen. Man füttere sie, so lange sie Junge haben, nur mit weichem Futter, nämlich mit altbackenem Semmelgries, klein zerschnittenen Nudeln oder Pfannkuchen, Hirse und füge auch etwas fein zerschnittenen Salat bei. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten dieser Tauben, daß sie ihre Jungen anfangs nicht mit Sämereien füttern wollen, wodurch dieselben öfters eingehen. Sind die Jungen erst einige Wochen alt, dann nehmen sie auch mit Gesäme vorlieb. Ich hatte einst ein Rheintäubchen mit einer Lachtaube gepaart, welche die seltsame Liebhaberei hatten, ihre Jungen mit Ameiseneiern zu erziehen und sie auch wirklich aufbrachten. Anders aber ist es mit alt eingefangenen Tauben; diese gehen nicht leicht mehr ans Futter, sondern verharren in starrem Eigensinn, ohne zu fressen und sterben am Hunger oder am Heimweh, wenn man nicht hilft. Man muß sie mit Wicken oder Gerste stopfen, aber nicht übermäßig, und nachher, mit Hilfe eines Kölbchens, Wasser einschütten. Diese Tauben sind aber kräftig und sträuben sich sehr gegen das Stopfen, deshalb wickelt man sie in ein Handtuch, daß nur Kopf und Schwanz frei bleibt, wodurch der Widerstand gebrochen wird und das Stopfen ohne Quälerei vorgenommen werden kann. Ihre Schönheit und ihr lauttönendes Rucksen, welches ihre Zufriedenheit bekundet, sowie ihre stattliche Figur machen sie dem Liebhaber angenehm.

Man fängt sie am leichtesten auf ihren Tränkeplätzen mit Fußschlingen; ebenso auf dem Tränkherd, wo man sie mittags oder gleich nach Sonnenuntergang zu erwarten hat. Uebrigens holt man sich am leichtesten die Jungen aus dem Neste. — Sie gehören als jagdbares Geflügel zur niedern Jagd, wie die andern Wildtauben, müssen aber wegen ihrer Scheue mit großer Vorsicht hinterschlichen werden. Am leichtesten erlegt man sie auf den Ruf, wenn man diesen gut nachzuahmen versteht.

Die Hohltaube. Columba oenas, *Linné.*

Taf. 16, Fig. 5.

Holz-, Fels-, Blau-, Kohl-, Bloch-, Lochtaube, kleine Waldtaube. — Oenas, et Vinago, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Columba önas, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 1807; *Br.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1849; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — C. cavorum, et arborea, *Br.* 1831.

Diese Taube ist leicht mit der wilden Feldtaube zu verwechseln, von der sie sich aber außer den angegebenen Artkennzeichen noch durch den Mangel alles Weißen unter den Flügeln und auf dem Rücken, sowie durch den rötlichgelben Schnabel unterscheidet; auch ist sie stets von schlankerem Körperbau.

Kennzeichen. Hauptfarbe mohnblau, ebenso der Unterrücken, Bürzel und die untern Flügeldeckfedern; auf dem mohnblauen Flügel nur eine Andeutung der schwarzen Flügelbinden, d. h. diese Binde nicht zusammenhängend wie bei der Felsentaube.

Länge 31 cm, wovon der Schwanz 12 cm wegnimmt; Flügelbreite 64,5 cm, Schnabellänge 2 cm, Höhe des Fußrohrs 2,4 cm.

Beschreibung. Der Kopf und Hals ist mohnblau; der Unterhals dunkel schieferblau mit blaugrünem und purpurnem Metallschiller; Schultern und Rücken aschblau; der ganze Hinterrücken schön mohnblau; der Kropf auf grauem Grunde mit einem Purpurschiller; der Unterleib licht mohnblau. Die Deckfedern der Flügel und kleinen Schwingen sind hell aschgrau, jedoch nach dem Rücken mit schwärzlichen Flecken bezeichnet, wodurch einige undeutliche Flügelbinden entstehen; der Schwanz ist schieferblau, am Ende mit einer breiten, schieferschwarzen Binde. — Der Schnabel ist bei alten Vögeln an der Wurzel rötlich, vorn gelblich; der Augenstern dunkelbraun; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist etwas kleiner und matter gefärbt, doch schwer zu unterscheiden. — Die Jungen haben einen braungrauen, vorn gelblichen Schnabel und am Halse fehlt der schöne, grüne Federnschiller.

Die Hohltaube ist ein europäischer Waldvogel, aber in der Neuzeit mit noch engerer Begrenzung, als ihre große Verwandte. Nordwärts kommt sie bis Britannien und ins mittlere Schweden, westwärts ins nördliche Frankreich, ostwärts bis ins mittlere und südliche Rußland, denn schon im Gouvernement Petersburg ist sie selten, dies nach Osten hin noch mehr. Am häufigsten sah sie Brehm in den — zumeist aus Weiden bestehenden — Auwäldern an der untern Donau. In Deutschland ist sie ziemlich selten geworden, fehlt in manchen Gegenden ganz und ist nur noch ziemlich häufig, wo wenig Verkehr ist und auch noch viele hohle Bäume vorkommen, die sie als Brutstätten benützen kann. Aus Gegenden, wo starker Verkehr ist, hat sie sich ganz verzogen. Ihren Aufenthalt nimmt sie in hoch und nieder gelegenen Waldungen, besonders in den gemischten, die viele alte, hohle Bäume aufzuweisen haben, welche ein Haupterfordernis für sie sind. Vorzugsweise liebt sie mit großen Löchern versehene Buchen, Eichen, Weiden, wilde Birn- und Apfelbäume u. dgl., hauptsächlich gern, wenn diese an Felder und Wiesen grenzen, wo sie ihre Nahrung in der Nähe finden kann. Ihre Nachtruhe hält sie in einer Baumhöhle. Als Zugvogel kommt sie bei gelinder Witterung schon im Februar, sonst im März und verläßt uns im September und Oktober und verbringt diese Zeit in den südeuropäischen Wäldern, besonders in Bulgarien, Makedonien, Griechenland, auch in Klein-Asien und Persien, besucht auch — doch nur selten — Nordwest-Afrika, aber nicht den Osten dieses Erdteils.

Sie nisten nur in Baumhöhlen, gewöhnlich in Waldbäumen, doch auch in Alleen und in einzelnen Feldbäumen, in alten hohlen Apfel- und Birnbäumen, in hohlen Weiden, wovon es ganze Waldungen in den Auen der untern Donau gibt; oft nahe bei Dörfern, wenn nur sonst die Gegend nicht waldarm ist; bald in Mannshöhe, bald in den hohen Gipfeln der Bäume. Ueber den Besitz einer solchen Höhle kommen sie oft in Streit mit Spechten, Dohlen, Blauracken und andern, welche ebenfalls Ansprüche an eine solche Wohnung machen; und obwohl sie kräftige Flügelschläge austeilen und grimmig dazu knurren,

müssen sie doch meistens den Platz räumen, weil ihr Schnabel zu schwach ist, um wirksam einzuhauen. Das Nest ist eine kunstlose Unterlage von dürren Reisern oder von Würzelchen, bisweilen von Laubmoos oder auch von dürren Blättern, und enthält gewöhnlich in der ersten Hälfte des April 2 weiße Eier, welche 17½ Tage bebrütet werden. Sie gleichen den Eiern der Feldtaube, sind bald länglich eiförmig, bald kurzoval und ziemlich glanzlos. Maße märkischer Eier: 36 + 27 mm. Das Betragen dieser Tauben beim Nest aber ist sehr verschieden von dem der Ringeltaube, denn sie verlassen die Brut nicht, wenn sie auch mehrmals gestört werden, ja sie brüten mitunter so fest, daß man das brütende Weibchen von den Eiern abheben kann. Im Juni findet man die Eier der zweiten Brut; sie wählen aber zu jeder eine andere Höhle, weil die Jungen das Nest als einen stinkenden Pfuhl von Unrat hinterlassen, so daß es im gleichen Sommer nicht wieder gebraucht werden kann; doch suchen sie im nächsten Jahre wieder dieselben Löcher zu benutzen. Nach Thienemann sollen sie anfangs August noch eine dritte Brut machen.

Die Hohltaube ist ein gewandter, zierlicher, reinlicher und schmucker Vogel, liebt die Gesellschaft, daher man im Herbst und Frühjahr auf dem Zug oft Herden von Hunderten im Felde antrifft. Sie ist auch mit andern Vögeln verträglich und friedfertig. Ihr Flug ist reißend schnell; wie ein Pfeil schießt sie durch die dichtesten Bäume, und dem flinksten Falken weiß sie zu entrinnen, wenn sie noch den Wald erreichen kann. Beim Beginn des Fluges hört man ein leichtes Klatschen, dann ein hohles Pfeifen, auch sieht man sie ziemliche Strecken schweben; das Niedersitzen verursacht nur wenig Geräusch. Das Rucksen des Taubers ist von dem der Ringeltaube verschieden, dem der Feldtaube mehr ähnlich und klingt: „huhkuh" oder „hurkuh", und wird immer sechs- bis achtmal nacheinander wiederholt. Wenn er recht eifrig ruckst, so hört man ihn das „huh huh huh, huh huh huh" sehr oft und lange wiederholen, und dann klingt es fast, wie wenn der zahme Tauber ins Nest heult. Ein kurzes gedämpftes „huh" lassen sie ebenfalls bei etwas Auffallendem hören. Beim Rucksen sitzt der Tauber fest auf einem Ast, wie die Ringeltaube, und bläst den Hals auf, läuft aber nicht hin und her, wodurch sie sich von der rundtanzenden Felsentaube unterscheidet.

Ihre Nahrung besteht in vielerlei Getreidearten, als: Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Buchweizen, Haidekorn, Wicken, Linsen, Erbsen, Hanf, Grassamen, Heidel- und anderen Waldbeeren und noch einer Menge anderer Sämereien, besonders gern derer von den Nadelbäumen. Im Spätherbste suchen sie auch Eicheln und Bucheckern und stopfen damit die Kröpfe voll. Nach diesen Sämereien fliegen sie auf Felder, Waldblößen oder an Waldränder.

Im Zimmer gehen die Jungen leicht ans Futter, doch muß man die Alten öfters eine Zeitlang stopfen, ehe sie allein fressen; unter andern zahmen Tauben gewöhnen sie sich schneller. Man füttert sie am besten mit Wicken und Gerste. Die jung Aufgezogenen lassen sich nur schwer zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, paaren sich aber mit zahmen Tauben von wildblauer Farbe, und erzeugen Bastarde. Man hat indessen die Vorsicht zu gebrauchen, sie während der Zugzeit eingesperrt zu halten, weil sie sonst leicht die Rückkehr vergessen. Ich selbst habe es nie soweit gebracht, daß mir Hohltauben aus- und einflogen. Alle, welche ich aufzog und denen ich freien Flug gestattete, kamen nicht wieder in den Schlag zurück. Im Zimmer selbst hält man sie in einem geräumigen Verschlag paarweise und gibt ihnen ein Körbchen, worin sie nisten können.

Wo es viele solcher Tauben gibt, fängt man sie auf einem eigens für sie gestellten Herd, worauf man als Lockvögel einige wildblaue Haustauben aufläufert (anbindet). Der Liebhaber holt die Jungen aus dem Nest, oder fängt die Alten vermittelst eines Sackgärnchens, welches er vor ihre Nesthöhle hält und die Taube hineinflattern läßt; ist die Höhlung sehr hoch, so bindet man das Gärnchen an eine lange Stange. Mit starken Leimruten kann man sie beim Neste fangen.

Man hat auch schon versucht, förmliche Hohltaubengehege in geeigneten Waldungen anzulegen, welche nicht ohne günstigen Erfolg geblieben sein sollen. Von kernfaulen Bäumen höhlt man 60 bis 80 cm lange Stücke aus, versieht sie nesterartig mit Boden und Deckel, bohrt ein Flugloch und setzt kurze Sitzstangen davor ein; man legt eine Salzlecke in der Nähe an und

trägt Sorge, daß sie auf keinerlei Weise gestört werden. Im ersten Jahr läßt man alle Jungen ausfliegen, damit der Fang in späteren Jahren desto ergiebiger wird.

Das Fleisch sämtlicher jungen Wildtauben ist ausgezeichnet zart und schmackhaft; das der alten dagegen sehr zäh.

Die Felsentaube. Columb livia, *Auctorum.*

Taf. 16, Fig. 6.

Stein-, Klippen-, Ufertaube, Gemeine wilde Feldtaube. — Col. livia, alte Aut., *Briss.* 1760; *Gm.* 1788; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Col. saxatilis, *Aldr.*; *Schwenf.*; — Col. rupicola, *Charleton*; *Ray* 1713. — *Linné* leitet die Haustaube von C. önas ab, beschreibt aber unter C. domestica eine Felsentaube.

Kennzeichen. Hauptfarbe mohnblau; Unterrücken und untere Flügeldeckfedern weiß; auf dem Flügel steht ein zusammmenhängendes schwarzes, doppeltes Querband, gebildet von den schwarzen Binden am Ende der Schwingen 2. und 3. Ordnung, sowie der großen Deckfedern, die nach dem Rücken hin einander fast berühren. Der Schnabel ist schwarz. Um sie von der ähnlichen Hohltaube unterscheiden zu können, ist auf die Artkennzeichen zu achten.

Länge 32 bis 33,5 cm, Flügelbreite 62 bis 64 cm, Flügellänge 21,5 bis 23 cm, Schwanzlänge 9,5 bis 11 cm, Schnabellänge 1,9 cm, Fußrohr etwa 2,5 cm.

Beschreibung. Der Kopf ist hell schieferblau; der Hals dunkler mit grünem und purpurfarbigem Metallschiller; der übrige Unterleib ist dunkel mohnblau. Der Oberrücken ist hell aschblau, ebenso die Flügeldeckfedern; die Schwingfedern sind aschblau mit viel dunkleren Enden; auf dem Oberflügel steht ein breites, doppeltes, blauschwarzes Querband. Der Unterrücken ist weiß; der Schwanz dunkelaschgrau mit einer breiten, schwarzen Endbinde. Die äußerste Feder ist auf der Außenfahne bis zur schwarzen Endbinde weiß. — Der Schnabel ist schwarz, mit einem weißlichen Nasenpolster; der Augenstern ist brennend gelbrot; die Füße sind blutrot. — Das Weibchen ist etwas schmächtiger und nicht so rein und schön gefärbt. Die Jungen sind bleicher und trüber gefärbt, an der Kehle ohne Federn, welche sich erst nach der Mauser ergänzen, und am Halse ohne Schiller.

Es ist erwiesen, daß bei der großen Individuenzahl und der weiten Verbreitung auch Abänderungen bei der wilden Taube vorkommen, z. B. sehr lichtblaue, ganz mohnblaue ohne weißen Bürzel, hammerschlägige, schieferschwarze, kohlschwarze, zuweilen auch weißgefleckte.

Die Felsentaube betrachtet man allgemein und wohl auch mit Recht als das Stammtier unserer Haustauben, denn die gewöhnlichen wildfarbigen Feldtauben, welche unsere Schläge bevölkern, stimmen in allem so sehr mit den Felsentauben überein, daß sich ein Zweifel über Abstammung nicht festsetzen kann. Sie hat eine ungleich ausgedehntere Verbreitung, als die beiden vorbeschriebenen europäischen Waldtauben, aber auch einen ganz verschiedenen Aufenthalt, denn sie meidet allen Wald und setzt sich in gewöhnlichen Verhältnissen nie auf Bäume, ja, man könnte glauben, sie habe eine förmliche Scheu vor denselben. Die wildlebende Felsentaube hält sich nur am Gestein steiler, senkrecht abfallender oder gar überhängender Felswandungen, an Klippen, an Felsriffen, in Schluchten, welche von steilen Wänden eingefaßt werden, selbst in weitläufigen, finstern Grotten und großen oder kleinen Höhlen auf, auch wenn sie sich unter die Erde erstrecken, wenn sie nur Gelegenheit zum Anbringen der Nester und Schutz gewähren. Dr. Berthelot fand auf den Kanaren eine Kolonie dieser Tauben auf der vulkanischen Insel Lanzerote in dem noch frischen Krater eines feuerspeienden Berges, trotz des Schwefelgeruches und der Hitze, welche noch darin herrschte. Solche schutzgewährende Plätze suchen sie zur dauernden Ansiedlung auf, besonders gern, wenn diese Felsen hart am Meere liegen, größere oder kleinere Inseln und Felseneilande vom Wasser abgrenzen, oder als steile Klippen emporsteigen, an welche die Brandung des Meeres donnert. Solche bieten den wilden Felsentauben willkommene und sichere Heimstätten. Doch nicht allein am Meeresgestade, auch an solchen Felsen sind sie angesiedelt, welche im Binnenlande liegen, an steilen, hohen Flußufern, wie auch auf kahlen Gebirgen; in Aegypten an den Pyramiden, an den steilufrigen Stromschnellen des Nils, nach Brehm in Afrika selbst inmitten der Wüste, „wo man sich fragen muß, wie die arme Erde hier imstande sei, den Massen genügende Nahrung zu bieten, wenn nur ein stehender Felsen mit steilen Wänden Obdach gewährt.“ Im Norden Europas finden diese Tauben solche Plätze an den Uferklippen von Britannien, auf der Westküste von Schottland, auf den Hebriden, Orkneys-, Shetlands- und Faröerinseln, auf einigen Eilanden an

der südwestlichen Küste Norwegens, hier besonders auf dem Felseneiland Rennesö bei Stavanger. Aber in ungleich größerer Anzahl halten sie sich an den Felsenküsten Süd-Europas auf, welche das Mittelmeer säumen, von Portugal und Spanien, Süd-Frankreich, Italien, Krain, Triest, Istrien, im höhlenreichen Karstgebirge, bis Griechenland und Klein-Asien; nicht seltener Brutvogel auf dem Kaukasus und an den Steilküsten der benachbarten Binnenwasser, des Kaspi- und Schwarzen Meeres, sogar gemein an den türkischen Küsten des Schwarzen Meeres. Ferner an den Europa gegenüberliegenden Küsten ganz Nord-Afrikas; auf dessen Westseite — nach Adanson — an den Felsen der Magdalenen-Insel in der Mündung des Senegal in unzähliger Menge; ebenso auf den Kanarischen Inseln auch im Innern, am Pik Teyde bis 8000 Fuß über dem Meer; im Nordosten Afrikas bis ins südliche Nubien. In Asien von Palästina, Syrien, Persien, Turkestan, Indien, bis auf den Himalaya, in Daurien, vielleicht noch weiterhin nach Osten, denn Swinhoë verzeichnet sie für die „Ebenen von Peking", doch treten in Ost-Asien andere nahestehende Arten auf. Rechnet man zu den angegebenen Küstenstrichen und Binnenländerstrecken dieser drei Erdteile noch sämtliche große und kleine Inseln, deren es im Mittelmeer und im Griechischen Archipel so viele gibt, samt den kleinen Eilanden hinzu, so ergiebt sich für die Felsentauben eine sehr weite Verbreitung. — Die nördlicher wohnenden Felsentauben, besonders die im Binnenlande angesiedelten, zwingt die Futternot, im Spätjahr nach mildern Gegenden zu wandern, wobei ich aber bemerken muß, daß in Deutschland solche Wanderzüge echter Felsentauben noch nicht mit Sicherheit konstatiert sind. Einige Fälle sind zwar von Naumann und Brehm sen. verzeichnet. Ein großer Flug wandernder Tauben wurde Ende des März 1804 bei Dahle in Westfalen bemerkt, welcher (wahrscheinlich) nach Norden wanderte. Ihre Gesellschafter waren Saatkrähen und Dohlen. Im Dezember 1818 erschien eine ungeheure Schar — etwa 1000 Stück (nicht Paare) — in der Gegend von Kreuzburg an der Werra, welche „allgemeine Aufmerksamkeit" erregte. Sie kamen in Gesellschaft sehr vieler Dohlen, Nebel- und Saatkrähen und saßen am Tage mit den Haustauben in friedlicher Gemeinschaft auf den Dächern, suchten ihr Futter mit ihren schwarzen Gesellschaftern auf den Feldern, und zogen gegen Abend in die Nadelwälder zum Uebernachten. Das trieben sie vom Ende des Dezember bis Mitte Januar, wo sie allmählich verschwanden. Im August 1846 zeigte sich ein Flug dieser Tauben, etwa 30 bis 40 Stück, in der Umgebung Renthendorfs. Sie hielten sich in den hochstämmigen Nadelwäldern auf, flogen auf die Felder, abends zur Tränke und übernachteten auf hohen Kiefern und Fichten. Da aber unsere Felsentauben niemals auf Bäumen niedersitzen, noch viel weniger auf solchen übernachten, erscheint es zweifelhaft, welcher Art die erwähnten Wanderscharen angehörten.

Was nun die bei uns im deutschen Binnenland vorkommenden freilebenden Tauben betrifft, die sich an großen Gebäuden, an Kirchen, Türmen, Stadt- und Festungsmauern, an größern Staats- und Privatbauten, an Hallen, unter Brückenbogen u. dgl. niederlassen, welche mit Gesimsen, Gurten, Fensterverdachungen, Aufsätzen, geschützten Vorsprüngen und sonstigen Verstecken außerhalb, zuweilen auch innerhalb der Gebäude versehen sind, die ein ruhiges Uebernachten begünstigen und Nistgelegenheiten bieten, so darf man diese nicht als die echten wilden Felsentauben ansehen, es sind meistens Flüchtlinge aus Taubenschlägen, die zwar ihr Fortkommen auf eigene Rechnung suchen, aber ihre Nahrungsmittel auf Straßen und Plätzen zusammenlesen, und wohl nur selten das Feld besuchen. Sie benehmen sich auch nicht scheuer gegen menschlichen Verkehr, als gewöhnliche Schlagtauben und verdienen nicht einmal die Bezeichnung „verwildert". Es sind Freitauben, welche der wohlwollende Gemeinsinn schützt und die öffentliche Mildthätigkeit der Tierfreunde unterstützt.

Sie nisten in den oben angegebenen Ländern in den Vorsprüngen, Rissen, Spalten und Löchern schroffer, hoher Felsenwände, oder in großen, weiten Höhlen und Grotten derselben, meistens in sehr zahlreichen Gesellschaften. Sie lieben es vorzüglich, wenn diese Felsen unterhalb vom Meer oder auch von einem süßen Gewässer bespült werden. Auf den Faröerinseln sind sie gemein, wissen sich aber samt ihren Nestern und Jungen so geschickt in Höhlen zu verbergen, daß die Bewohner nur sehr selten ein Nest mit Jungen entdecken. Auch im Innern der Inseln sind sie beim Futtersuchen äußerst scheu und dabei

im Fliegen so gewandt, daß weder die Raubmöven, noch weniger die Kolkraben ihnen etwas anhaben können, während die jungen gewöhnlichen Schlagtauben öfters von letzteren getötet werden. In Ober-Aegypten, schreibt Brehm, gibt es viele Ortschaften, welche mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Den unteren Teil des ärmlichen Gebäudes, welches eine Pyramide im kleinen Maßstab vorstellt, bewohnt der Bauer (Fellah), der obere Teil gehört den Tauben, und ist nicht aus Backsteinen, sondern aus lauter eiförmigen, dickwandigen Töpfen zusammengesetzt, welche aufeinander liegen und mit Mörtel (resp. Nilschlamm) verkittet werden. Diese Töpfe haben 2 Oeffnungen, eine kleine von etwa 2 cm, und eine große, welche die Taube gut passieren kann. Die kleine Oeffnung ist nur ein Luftloch und geht nach außen, während die große Oeffnung nach innen gerichtet ist. Das Flugloch ist eine kleine Thüre, doch groß genug, daß auch der Fellah durchschlüpfen und nach den Jungen sehen kann. Eingemauerte Zweige vertreten die Flugbretter. Oben ist das Gebäude platt eingedeckt. Daß diese Einrichtung für jene Gegenden zweckmäßig ist, geht aus den Massen von Tauben, welche diese Wohnungen fortwährend umlagern, deutlich hervor. In Indien gehört sie zu den gemeinsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, womöglich in der Nähe von Wasser, und oft in Gemeinschaft mit dem Alpensegler, so in der Nähe der berühmten Fälle von Grisoppa. — Das Nest selbst ist ein kunstloser Haufen von Reiserchen, Stroh und Halmen, und enthält 2 Eier, welche 17½ Tage gemeinschaftlich bebrütet werden. Diese haben meistenteils eine etwas längliche Eigestalt, glatte, glänzende, kreideweiße Schale und messen 36 + 28 mm. Sie machen jährlich 2 und mehr Bruten.

Die Felsentaube ist ein sehr menschenscheuer, dabei äußerst flüchtiger, schneller Vogel. Die Schnelligkeit einer Taube, welche mit weit hergeholtem Futter in gerader Linie ihren Jungen zueilt, setzt in Erstaunen; so auch, wenn sie den Verfolgungen eines Raubvogels zu entrinnen sucht. In vollem Zuge legt sie in einer Minute nahezu eine Wegstunde zurück. Middendorf schätzt weniger, nämlich für die schnellsten Brieftauben 25 geographische Meilen in einer Stunde. Dr. Reichenow führt bei Besprechung der Schnelligkeit des Vogelfluges an, daß eine Wandertaube in der Sekunde 20 m durchfliegt, also in der Stunde 72 km zurücklegt (Cab. J. 1884, 242). Das ist noch weniger. Nimmt man das Mittel dieser 3 Schätzungen, so erhält man 48 Wegstunden in einer Flugstunde. Dabei haben die Vögel die gerade Luftlinie, so daß sie in 4 bis 5 Flugstunden sehr bedeutende Strecken durchmessen können. Das ist mehrere Breitengrade, denn 15 geographische Meilen = 1 Gr. des Aequators. Für gewöhnliche Brieftauben, welche sich bei ihren Postflügen sehr häufig verirren und dann zurecht finden müssen, darf man diese Schätzungen nicht zu Grund legen. — Ihr kräftiger, ausdauernder und gewandter Flug ist mit einem pfeifenden Säuseln: „wich, wich, wich" verbunden; sie schwingt dabei, wenn sie recht eilen will, die Flügel in kleinen, schnellen, ruckweisen Schlägen; sie kann aber auch ganze Strecken ohne alle Flügelbewegung durch die Luft schweben. Bei schönem Wetter beschreibt sie oft einen Kreis in der Luft, wobei sie die Flügel langsam und sehr hoch bewegt, und mit hoch- und stillgehaltenen Flügeln herabschwebt, wo dann der stille Luftzug einen eigenen, säuselnd knarrenden Ton hervorbringt. Im Frühjahr schlägt sie häufig beim Abfliegen mit weit ausholenden Flügelschlägen die harten Schwingen nach oben zusammen, daß dadurch ein wiederholtes lautes Klatschen hervorgebracht wird. Das Rucksen bei den Weibchen und jungen Männchen lautet ziemlich einfach: „hurkuh!" und ist dem Girren der Hohltaubenmännchen ähnlich. Bei den alten Männchen lautet es aber anders und vollständiger, ungefähr: „murrkuruh" oder „mahurkukuh, — murrkuckurruuh", auch wohl, wie sich Naumann ausdrückt, „macknmackenmurrkuh!" Auch hört man bei ihnen jenes den Tauben eigentümliche „huu huu huu huu", welches man sehr bezeichnend „Nestheulen" nennt. Die Jungen piepen in einem hohen, scharfgezogenen Ton. Das aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Felsentaube beim Girren nicht ruhig hinsitzt, wie unsere Waldtauben thun, sondern in halben und ganzen Zirkeln seine Täubin umkreist, ihr mit aufgeblasenem Halse bald aufgerichtet, bald wieder gebückt vortanzt oder mit aufstreichendem Schwanze balzend nachspringt, welche wunderliche Tanzunterhaltung seine Täubin mit einem beifälligen Kopfnicken dankend annimmt. Gefällt der umworbenen Täubin der Freier nicht, so nickt sie

nicht mit dem Kopfe, sondern gibt ihr Mißfallen durch Schnabelhiebe und Flügelschläge deutlich kund und fliegt auf und davon, was aber gewöhnlich nichts hilft, denn der verliebte Tauber fliegt nach und setzt seine Werbung beharrlich so lange fort, bis er williges Gehör findet.

Ihre Nahrung besteht aus allen Arten reifer, mehl- und ölhaltiger Körner, als: Lein, Raps, Rübsamen, Linsen, Wicken, Kichern, Erbsen, Hirse, Weizen, Gerste, Hafer, Roggen und anderm Gesäme. Sie picken die reifenden Samen aus den Hülsen und Kapseln, indem sie die Stengel und Halme zur Erde niederziehen und die ausgefallenen Körner auflesen. Der Roggen behagt ihnen am wenigsten, weil er ihnen, in Menge genossen, schädlich ist, und den Jungen, unreif gefüttert, sogar tödlich wird. Hafer fressen sie zwar auch nicht gern, doch noch lieber als jenen. Außerdem suchen sie aber auch Körner und Sämereien vieler wildwachsender Pflanzen auf den Stoppel- und Brachäckern, auf Haiden, an Wegen, in den Schluchten zwischen Felsen und an den Abhängen der Berge, und gehen deshalb in lichte Waldungen und auf Waldblößen. Auf Aeckern finden sie die Samen der Wicken (Vicia) und von Linsen (Ervum), Walderbsen- (Orobus) und Platterbsen- (Lathyrus) Arten, von den Gattungen Senf (Sinapis), Kohl (Brassica), Rettig (Raphanus) und noch vieler anderen hülsen- und schotentragender Pflanzen; Vogelknöterich (Polygonum aviculare), Haidekorn, Hirsegräser (Panicum), verschiedene Arten Hohlzahn (Galeopsis), Schwarzkümmel (Nigella), Mohnarten und andere Oelfrüchte; ferner Süßklee (Astragalus arenarius), einige Arten von Zwiebeln (Allium), besonders die Samen der giftigen Wolfsmilcharten (Euphorbia), welche sie begierig auflesen und ohne Schaden genießen. Sie fliegen ferner an die Ränder und Lichtungen der Nadelwälder, um Kiefer-, Fichten- und Tannensamen aufzulesen, sogar Wachholder- und Heidelbeeren werden von ihnen aufgesucht. In lichten Eichwäldern holen sie Eicheln, die sie gern genießen, obgleich das Verschlucken derselben ihnen Mühe macht. — In Ermangelung eines hinreichenden Quantums von Sämereien nehmen sie auch zu allerhand kleinen Wurzelknollen ihre Zuflucht, als: von der Ackerzwiebel (Ornithogalum), von Steinbrech (Saxifraga granulata), der knollenwurzligen Platterbse (Lathyrus tuberosus), von Feigwarzenkraut (Ranunculus ficaria), auch picken sie die schon gekeimten Samen aus der Erde, selbst wenn diese sich schon in Samenlappen ausgebreitet haben. Ein schleuderndes Picken mit dem Schnabel hilft ihnen den lockern Boden, aber nicht sehr tief, auseinanderwerfen, um die leicht eingeeggten Samen hervorzuholen. Oefters fressen sie kleine Schnecken mit den Gehäusen, auch Maden oder Insektenlarven, sehr selten aber Regenwürmer. Zu besserer Verdauung verschlucken sie Steinchen, Quarzkörner, auch Mörtelbrocken, welche abgelöschten Kalk enthalten, besonders gern Lehm, der mit Erdsalzen geschwängert ist. Bei der Salzlecke des Viehes finden sie sich ebenfalls ein, um das zu genießen, was die Erde aufgesogen hat. Sie trinken am liebsten klares, reines Wasser, nehmen auch gern ein Wasserbad; besonders lassen sie sich gern beregnen, legen sich auf eine Seite, richten die andere nach oben, lüften dazu den Flügel, damit die Regentropfen auch die bedeckte Seite netzen. Im Sande habe ich sie noch nicht paddeln sehen, wie von manchen Seiten behauptet wird, und obwohl ich schon sehr viele Tauben unterhielt. Beim Trinken waden sie zuweilen ein wenig ins Wasser hinein; es kommt aber auch zuweilen vor, daß sehr durstige Tauben geradezu aufs tiefe Wasser sitzen, trinken, und mit Leichtigkeit wieder auf- und davonfliegen. Brehm schreibt: „Die ägyptischen Tauben setzen sich, wenn sie trinken wollen, mitten auf den Nil, lassen sich von den Wellen tragen, und erheben sich, wenn sie ihren Durst gestillt haben.“ Dasselbe sah auch Professor Szikla in Budapest, wo eine Taube — ohne sich zu besinnen — sich auf das offene Wasser der Donau setzte, den Kopf ins Wasser steckte, einige Sekunden lang trank, und dann ohne Mühe, wie vom trockenen Boden aufflog. (Wien. Mitteilungen 1886, 26.)

Aus der Menge der angegebenen Nahrungsmittel ist für den Taubenfreund zugleich ersichtlich, wie sich die in unseren Taubenschlägen unterhaltenen Feldtauben ernähren, denn alle diese dienen ihnen ebenfalls zur Nahrung.

Gefangen werden sie auf dem Tränkherd; auf den Salzlecken mit Fußschlingen und kleinen, fest angebundenen Tellereisen; die Jungen im Neste; und endlich zufällig, wenn sie zuweilen auf dem Zug, besonders im Winter, sich zu den Hausfeldtauben gesellen und mit denselben in den Taubenschlag kommen.

Dritte Ordnung: Spechte, Picidae.

Die Spechte bilden eine streng abgeschiedene Klasse der Vögel. Es sind Klettervögel im wahren Sinne des Wortes, denn ihre ganze Organisation ist zu diesem Zwecke eingerichtet.

Der Schnabel ist ein wirklicher Meisel oder Keil, bald etwas länger oder kürzer als der Kopf, eisenhart, meistens gerade, nur selten etwas gekrümmt, mit schmalem, scharfem Ende, das aber nicht zugespitzt, sondern bei den meisten vorn senkrecht abgeschnitten und scharf wie ein Meißel ist, und hat — gleichsam zur Verstärkung — mehrere kurze Rippen oder Kiele, von den Forschern Spitzenkiele genannt, während bei den Buntspechten, vom Nasenloch ausgehend, ein Nasenkiel je längs der Schnabelseite gegen die Spitze verläuft. Die Knochen, welche den Hirnschädel bilden, sind dicker und fester, als bei irgend einer andern Vogelgruppe; besonders zwischen den Augenhöhlen finden sich knöcherne Verstärkungen zum Schutz dieses wichtigen Organs. Bei den Jungen ist der Schnabel noch viel kürzer und hat an der Basis einen deutlichen knorpelartigen Knollen, welcher verschwindet, wenn der Schnabel ausgewachsen ist; dieser Knollen scheint den nötigen Stoff zur Härtung des Schnabels zu enthalten. In der ersten Zeit nach dem Flüggewerden können auch wirklich die jungen Spechte noch nicht so kraftvoll die Rinde ausmeiseln, sondern halten sich an die oben auf der Rinde sitzenden weichen Larven, Raupen, Insekten, vermutlich auch an Beeren oder weiche Früchte, bis die rasch eintretende Erhärtung des Hornepithels eine Lebensweise wie bei ihren Alten gestattet. — Die Nasenlöcher sind offen, eirund, nahe der Stirn, mit Borstenfederchen dicht bedeckt; Bartborsten fehlen. Die Zunge ist ganz besonders merkwürdig und eigenartig organisiert, sehr lang vorschnellbar, ja oft von sehr auffallender Länge im Verhältnis zur Größe des Vogels; wurmförmig und vorn noch mit einer hornartigen Spitze versehen, an der sich Widerhäkchen befinden. Sie spielt beim Futtersuchen der Spechte eine sehr wichtige Rolle. Diese spitzige Zunge schießt der Vogel beim Futtersuchen wie eine spitzige Nadel in die von Rinde entblößten Wurmlöcher, zieht die Larven vermittelst der vorn befindlichen Widerhäkchen rasch heraus und zurück in eine Fleischröhre, gleichsam eine Scheide für die Zunge; diese Scheide verläuft nach vorn in eine Rinne, welche ebenfalls mit steifen Haaren besetzt ist. In dieser mit Haaren besetzten Rinne streift er die angespießten Insekten von der Zunge ab und verschlingt sie rasch. Ohne diese Einrichtung könnte von uns nicht begriffen werden, wie der Specht so leicht und schnell sein Futter von den Widerhäkchen der Zunge abzustreifen vermöchte. Der Zungenbeinmuskel ist aber auch außerordentlich ausgebildet; die Hörner desselben laufen hinten um den ganzen Kopf herum bis auf die Nasenwurzel, wodurch die wurmförmige Zunge wie mit Federkraft weit hervorgeschnellt werden kann. Außerdem sind an den Unterkieferseiten Schleimdrüsen angebracht, welche einen klebrigen Schleim absondern, womit Zungenhals und Zunge überzogen sind, was ebenfalls zum Festkleben kleiner Insekten beiträgt. (Siehe auch J. Rennie, Fähigkeiten der Vögel, 1839, S. 113 ff.) Die Füße sind sehr stark, kurz, 2 Zehen nach vorn, 2 nach hinten gerichtet; die zwei vorderen Zehen bis zur Hälfte des 1. Glieds verwachsen; die Hinterzehe die kleinste, aber durch die nach hinten gerichtete Außenzehe unterstützt, welche auch die größte und längste von allen ist. Bei einigen Arten ist die eigentliche Hinterzehe verkümmert oder fehlt gänzlich, so daß nur eine starke Hinterzehe (sonst die Außenzehe) übrig bleibt. Die Krallen sind stark, sehr gebogen, zusammengedrückt, unten zweischneidig; der Lauf auf der Hinterseite oben und seitwärts genetzt, unten getäfelt, auf der Vorderseite durchweg getäfelt, auf der Sohle grobwarzig; die Flügel sind mittellang und etwas abgerundet; 10 Handschwingen schmal und spitzig; die Armschwingen — 9 bis 12 — breiter und nur wenig kürzer als die vorderen; die 1. Schwinge immer kürzer als die Armschwingen, oft nur so lang als die Handdecken; die 3. und 4. Schwinge am längsten. Der Schwanz ist wiederum sehr ausgezeichnet und unterstützt das Klettern ungemein; er enthält scheinbar nur 10 Federn, die aber — besonders die 4 bis 6 mittelsten — fischbeinartige, elastische Schäfte haben, am Ende zugespitzt und ohne Fahne aufhören, so daß nur der rinnenförmige Schaft übrig bleibt, der sich überdies



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

stark nach unten biegt. Von der Mitte an ist der Schwanz dachförmig gebildet, das mittelste Paar Schwanzfedern am längsten und stärksten, das äußerste Paar wie gewöhnlich gebildet; dann — wohlgemerkt — noch ein sechstes Paar, das man aber nur entdeckt, wenn man die Deckfedern aufhebt; es ist auch sehr klein, liegt nicht in der Ebene der anderen Schwanzfedern, sondern auf denselben, zeichnet sich auch durch besondere Härte aus und verstärkt jedenfalls den Druck nach unten, wodurch der aufwärts steigende Vogel gleichsam in die Höhe geschoben wird, aus diesem Grund aber weder rücklings, noch weniger kopfabwärts steigen kann. Man sieht deshalb auch selten einen Specht an der Unterseite sehr wagrechter Aeste. Zur Stütze dieses verstärkten Gefieders ist auch der Endknochen des Schwanzes zu einer Platte ausgebildet. — Das *Gefieder* der Spechte ist etwas kurz, von ziemlich gerundeter Form, am Halse locker, am Kopfe klein, länglich, haarig zerschlissen, und oft zu einer kleineren oder größeren Haube verlängert; die Färbung lebhaft, oft sogar prachtvoll; mindestens bunt in Weiß, Schwarz, Rot, Grün und Gelb. Einmalige Mauser vom Juli an, mit langsamem Verlauf.

Es gibt Spechte in allen Erdteilen, mit Ausnahme Australiens und mancher Länder im Stillen Ozean, wo es zwar viele Wälder gibt, die aber meistens aus Bäumen mit fester und glatter Rinde bestehen, an welcher die Spechte schwer emporklettern könnten. In Afrika kommen nur wenige und meistens nur kleine Arten vor. Dagegen in den Urwaldungen des warmen Asiens und Amerikas mehren sich die Arten in enormer Zahl. Bei uns leben sie meistens in gemischten Hochwäldern, mehrere Arten ziehen Tannenwaldungen vor, während sie reine Buchenwälder weniger besuchen, weil sich diese Bäume durch feste und glatte Rinde auszeichnen, die sie nicht gern besteigen. Obstbaumpflanzungen, in der Nähe der Waldungen gelegen, besuchen sie sehr gern und kommen dadurch oft bis in nächste Nähe der Ortschaften und Wohngebäude.

Es sind ungesellige Vögel, welche fast beständig auf oder an rauhrindigen Bäumen leben, an denen sie ruckweise und kopfnickend hinaufklettern, auch seitwärts und in einer weiten Schneckenlinie aufsteigen, wobei sie den Kopf stark zurückbeugen, und — den Schnabel fast senkrecht (wie einen Hammer, wobei der Hals den Stiel bildet) zum Stamm gerichtet — jederzeit bereit sind, mit der scharfen Keilspitze die morsche Rinde wegzumeiseln und aufgedeckte Insekten mit der scharf gespitzten klebrigen Zunge einzuziehen. Der starke Schwanz mit seinen kräftigen, elastischen Fischbeinkielen gibt hiebei eine vortreffliche Stütze ab. — Bei ihrem Mißtrauen gegen Mensch und Getier sind sie verschlagen genug, sich bei Ansicht eines solchen sofort auf der entgegengesetzten Seite des Stammes zu verbergen, um mit wenig vorgestrecktem Kopfe den Feind heimlich zu beobachten, und sobald es nicht geheuer scheint, in möglichster Stille unbemerkt nach der entgegengesetzten Seite die Flucht zu ergreifen, so daß sich der Specht oftmals schon weit entfernt hat, ehe man den Abflug bemerkt. *Kopfabwärts* klettern, wie es der *Kleiber* kann, bemerkt man niemals beim Specht. Die Futterbäume fliegen sie, wie bemerkt, von unten an, und steigen in einer weiten Spirale — meistens nach rechts — in die Höhe; haben sie bei diesem Absuchen den Gipfel erreicht, so fliegen sie ab und beginnen ebenso am nächsten Baum. Der *Flug* ist eigentümlich, hart und etwas schnurrend, in weiten Bogen, etwa so: ⌒, gegen den Schluß des Bogens werden die Flügel an den Leib gezogen, dann kommt wieder der flatternde Flügelschlag, welcher den Specht auf die Höhe des Bogens bringt u. s. w. In ihren Schlafhöhlen verweilen sie hängend, nie auf dem Boden kauernd.

Ihre *Nahrung* besteht in allen möglichen Insekten, welche an, auf oder in den Bäumen leben. Die meisten jedoch müssen sie aus dem morschen Holz herausmeiseln, bald nur oberflächlich unter der Rinde, bald tief aus dem Holze, aus welchem sie größere oder kleinere Splitter hacken, bis sie zu dem gesuchten Insekt gelangen, welches ihnen ihr Tastsinn, Gesicht und wohl auch der Geruch anzeigt. Dabei versäumen sie nicht, auch auf der entgegengesetzten Baumseite nachzusehen, ob nicht einzelne Insekten — durch das Hämmern erschreckt — die Flucht nach außen ergreifen, worauf dieselben als willkommene Beute verspeist werden. Ameiseneier sind allen Spechten eine Lieblingsspeise, insbesondere aber den *Grünspechten*. Sie fressen aber auch Pflanzenstoffe, so Gesäme, besonders Kerne mit öligem Gehalt, Bucheckern, Hasel- und Wallnüsse, welche sie in Baumspalten klemmen

und die Schale in der Naht aufhämmern. Auch die Samenzapfen der Nadelhölzer öffnen sie auf diese Weise, lassen sie aber auch oft wieder halbgeleert stecken. Die Kernfrüchte zwicken sie in kleinsten Bissen ab, da sie — nach Art der Meisen — keine großen Bissen schlingen. Auch Beeren genießen sie gern, obgleich das weniger von unseren heimischen Spechten bekannt ist. Der große und schöne Kaiserspecht, Picus principalis, *L.*, welcher die Südstaaten Nord-Amerikas bewohnt, frißt sehr gern Traubenbeeren, Persimonpflaumen und Maiskörner in der Milch aus den Kolben, wodurch er sehr schädlich wird. Unsere heimischen Spechte verzehren Vogel-, Mistelbeeren, auch Kirschen. — Wenn sie im Winter den hartgefrorenen Boden der Ameisenhaufen aufhacken, so macht ihnen dies viel Anstrengung; auch werden sie nicht selten bei dieser Arbeit von Menschen oder Raubzeug überrascht, so lange sie im Erdloche stecken, obwohl sie von Zeit zu Zeit in die Höhe steigen und Umschau halten. Andere Insekten, die sich in einem solchen Erdloche vorfinden, wie Maulwurfsgrillen, Larven des Goldkäfers u. a., sind willkommene Beute. — Das Ringeln der Bäume, d. h. Aufhacken der Rinde an gesunden Bäumen wird den Spechten als schadenstiftend angerechnet, bringt aber selten ernstlichen Schaden. Der Grund dieses Ringelns soll darin liegen, daß die Spechte den aus der Rinde hervorquellenden Saft trinken, denn es geschieht nur in der Zeit, wo die Bäume im Saft stehen. — Dem Urteile vieler Kenner folgend, wären die Spechte den nützlichen Vögeln zuzugesellen und auf jede Weise zu schonen, denn sie suchen das Ungeziefer an Orten hervor, wohin sonst kein anderer Vogel gelangen kann. Dieser Meinung sind unsere älteren Autoren: Bechstein, Naumann, A. Brehm, E. v. Homeyer und andere Forscher. Prof. Altum ist nicht dieser Ansicht, er hält ihnen „kein kleines Sündenregister vor", und Prof. Marshall ist der Meinung, daß er mindestens teilweise recht hat, auch Dr. Reichenow neigt zu dieser Ansicht. Schließlich aber vereinigen sich alle diese Herren in dem Ausspruch: „Wenn auch der Wert der Spechte ein unentschiedener ist, d. h. Schaden und Nutzen die Wage hält (wie das bei einem großen Teil der nützlichen Vögel der Fall ist), so verleihen die schönen und originellen Geschöpfe dem Hochwald und den Obstbaumpflanzungen durch ihr heiteres Treiben einen Schmuck und gewähren dem Naturfreund so hohen Genuß, daß dieser Nutzen „in ethischem Sinne" alle Waldbesitzer und Forstmänner auffordert und verpflichtet, diesen gefiederten Zimmerleuten des Waldes, den Spechten, freies Geleit zu gewähren und ihre Wohnstätten zu sichern. Durch das starke Ausforsten nehmen sie ohnehin von Jahr zu Jahr ab."

Ihre Schlaf- und Niststellen zimmern sie selbst an morschen Stellen der Bäume in ziemlicher Höhe, indem sie an der gewählten Stelle so lange Späne herausmeißeln, bis die Röhre die nötige Tiefe erreicht hat, unten mit kesselförmiger Weite, worin der Wendeplatz und Brutraum ist. Die Späne sind oft weit umher zerstreut und verraten dem aufmerksamen Beobachter sofort den Nistbaum. Der Brutraum ist nur mit einigen Spänen belegt und enthält bei großen Arten 4, bei kleinen Arten 6 bis 8 weiße, zartschalige Eier, welche sich durch einen auffallenden Glanz auszeichnen. Das Männchen hilft getreulich beim Brüten, hat auch einen Brutfleck am Unterleib, wie sein Weibchen, und beide Eltern sind so eifrig beim Brüten, daß man sie nicht selten — wenn nur das Nistloch zugänglich ist — auf der Brut abfangen kann. Die dickkopfigen Jungen, welche anfänglich nur mit wenig Dunen bedeckt sind, werden aus dem Kropfe gefüttert, bleiben so lange im Nest, bis sie flügge sind, werden aber nach erlangter Selbständigkeit unnachsichtlich aus dem Brutreviere abgetrieben. Ihre Stimme ist ein lautes Rufen: „kik kik kik", das je nach der Größe des Vogels tiefer oder höher klingt und den Wald auf heitere Weise belebt. Außerdem können sie auch noch durch blitzschnelles Hacken mit dem Schnabel auf einem dürren Aststück oder Zweige einen schnurrenden Ton hervorbringen, wie auf einer Trommel, den man weithin hören kann, und der bei großen Spechten dumpfer, bei kleineren Arten viel heller schallt, und dadurch einen eigenen Beitrag zu den Waldkonzerten im Frühjahr abgibt. Meistens hört man dieses wunderliche Getrommel an schönen Maitagen in den Vormittagsstunden von 9 bis 10 Uhr, wenn auch andere Vögel in fleißigem Gesang ihre Frühlingslust hinausjubeln. In scherzhafter Weise bespricht Professor Marshall die Leistungen der Spechte als Musiker: „Wenn auch die männlichen Spechte keine großen Sänger sind, so leisten viele von ihnen umsomehr als Instrumentalkünstler. Da ein guter Teil

ihrer Existenz, von der Wiege an sich um das Holz dreht, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß das Xylophon ihr Leibinstrument ist, das sie im Frühjahr, bei schöner Witterung bisweilen auch im Herbst, mit Ausdauer und Erfolg zu spielen wissen.“ (Siehe: Die Spechte von Professor W. Marshall, Leipzig 1889, S. 30 ff.).

Diese Ordnung ist sehr artenreich, denn G. R. Gray verzeichnet in seiner „Hand-List 1870“ als Gesamtzahl etwa 350 Arten in ca. 50 Gruppen.*) Andere Systematiker stellen allerdings weit weniger Gruppen auf; Dr. Reichenow 4 Familien mit 16 Gattungen; Dr. A. Brehm 1 Familie mit 4 Sippen. Für Deutschland haben wir nur 8 Arten, wovon einige noch dazu recht selten vorkommen. Die plastischen Merkmale bei unsern Spechten sind — den Dreizehenspecht abgerechnet — wesentlich dieselben. Dagegen haben die Farbenunterschiede einen ziemlich standhaften Charakter, welche bei unseren heimischen 8 Spechten durch 4 Gruppen zum Ausdruck gebracht werden, die aber nur eine Familie bilden.

Einzige Familie: **Specht**, Picus, *Linné* 1735.

Die vorstehende Beschreibung der ganzen Ordnung paßt auch hierher. 4 Gruppen mit 8 Arten.

1. Gruppe: **Schwarzspecht**, Dryocopus, *Boje* 1826.

Carbonarius, *Kaup* 1829; — Dryopicus, *Malherbe* 1849. — Bedeutende Größe, schwarzes Gefieder, rote Kopfplatte. Die ausländischen Arten mit viel Rot und Weiß bezeichnet. 20 Arten, wovon bei uns: 1 Art.

Der Schwarzspecht. Picus martius, *Linné.*

Taf. 17, Fig. 1.

Krähenspecht, tapferer Specht, Kriegsheld, Holz-, Hohl- und Lochkrähe, Holzvogel, Baumroller, Spesszk. — Picus niger maximus, alte Aut.; — P. niger, *L.* 1746—48; — P. martius, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; — Dryocopus martius, *Boje*; *Rchw.* 1884; — Carbonarius martius, *Kaup.*

Kennzeichen. Ganz schwarz, mit hochrotem Scheitel oder Genick.

Länge 40 cm, Länge des Schwanzes 16,5 cm, Schnabellänge 5,4 cm, Flügelbreite 73 cm, Höhe des Laufs 3,6 cm.

Beschreibung. Hauptfarbe schwarz, von der Stirn bis ins Genick brennend karmoisinrot. Der Schnabel ist weißbläulich, die Zunge kann 7,7 cm über die Schnabelspitze verlängert werden; die Augen sind hellgelb, die Füße bleigrau. — Beim Weibchen ist nur das Genick rot.

Der Schwarzspecht ist über ganz Europa und Mittel-Asien bis in dessen fernen Osten verbreitet; nach Dybowsky noch im fernsten Ost-Sibirien in der Amur-Provinz; nach A. Brehm auf der Nordseite des Himalayagebirges; nach Pater Swinhoe in den Wäldern bei Peking. Er bewohnt unsern Erdteil so weit nach Norden, als er noch gut bewaldet ist, weniger die Waldungen des Südens; kommt aber überall nur in einzelnen Paaren oder vereinzelt vor, denn der stattliche Vogel gehört zu den selteneren Waldbewohnern. In Deutschland bewohnt er alle größeren Waldungen von den Vogesen bis in die ostpreußischen Wälder, welche an der russischen Grenze aufhören; vom Harz bis auf den Schwarzwald und die dazwischen liegenden Walddistrikte; ebenso weiterhin nach Osten in Polen, Galizien, Böhmen, Oesterreich-Ungarn u. s. w. In der Provinz Preußen kommt dieser — sonst seltene — Specht noch recht häufig vor und bevorzugt besonders die Kiefernwälder. (Dr. E. Hartert, Wien. Mitt. 1887, Nr. 10, 146.) Auch in Pommern und in der Mark, besonders in letz-

*) Ueber diese vielseitige Gruppenbildung äußert Professor Marshall a. a. O. S. 44: „Es gibt kaum eine andere Vogelfamilie, die so sehr zu Lokalrassen neigt, wie die der Spechte, und die lieben Spezies-fabrikanten können sich an ihnen eine Güte thun und nach Herzenslust schwelgen, worin sie denn auch gar nicht blöde gewesen sind. Außerdem kommen Bastardbildungen vor, wodurch die Systematik der Picidae durchaus nicht klarer wird.“

terer, ist er, nach A. Walter, gar nicht so selten in manchen Revieren, z. B. im Angermünder und Templiner Kreis. In England ist der Schwarzspecht ausgerottet; in Dänemark, Schleswig-Holstein wohl nur höchst selten, und in dem waldarmen Holland und Nord-Frankreich gar nicht zu finden. Er liebt nur große, zusammenhängende Waldungen, sie mögen auf dem Gebirge oder in der Ebene liegen, wenn nur möglichst wenig menschlicher Verkehr die Einsamkeit des Waldes stört. Nadel-, gemischte und Laubwälder sind gleich erwünscht, wenn es nicht an alten dickstämmigen Bäumen und großen Ameisenhaufen (von Formica rufa) fehlt. Als echter Standvogel entfernt er sich nie sehr weit von seinem Nestbezirk, und nur die Jungen sind genötigt, nach erlangter Selbständigkeit ein neues Heim zu suchen, da sie von den Alten unnachsichtlich vertrieben werden, denn sie sind nicht geselliger Natur. In Deutschlands größeren Wäldern fehlt er zwar nirgends, doch kann man viele Monate lang den Wald begehen, ohne das kräftige Glück Glück eines Schwarzspechtes zu hören. Die vielen Verfolgungen, welche dieser augenfällige große Vogel durch Sonntagsjäger erleiden muß, machen ihn sehr mißtrauisch und sehr menschenscheu. Wo ihm nicht feindlich entgegengetreten oder gar Schutz zu teil wird, legt er auch seine Menschenscheu ab, wovon Professor Liebe einen Fall mitteilt: „Auf Befehl des regierenden Fürsten im Reuß'schen Frankenwalde werden diese seltenen Spechte nicht nur sehr geschont, sondern auch ihre Brutbäume stehen gelassen. Ein Forstwart, welcher mitten im prächtigen alten Walde auf einem Jagdschlosse lebte, hatte diese Spechte so an sich gewöhnt, daß er sie mit einem nachgeahmten spechtartigen Pfiffe herbeilocken konnte, und sie dann auf dem Dache eines Bretterschuppens mit Mehlwürmern, Holzmaden und Ameiseneiern fütterte.“ Das will gewiß bei einem sonst so scheuen Vogel viel heißen.

Sie nisten nur in großen, alten Bäumen, Kiefern, Fichten, Lärchen, Eichen, Buchen u. a., unter denen Buchen und Kiefern mit glatten Stämmen bevorzugt sind, meißeln sich mit bewunderungswürdigem Fleiße ein beinahe faustgroßes Loch mit einem zirkelrunden Eingang in diese Bäume, welche aber stets mehr oder weniger kernfaul sind, ein Rohr von 35—40 cm Tiefe, unten mit kesselförmiger Erweiterung von 20—22 cm Durchmesser und sehr glattwandig. Darein legt das Weibchen auf einige Holzspänchen etwa 3—4, zuweilen auch 5 glänzend weiße, fast birnförmige Eier, welche eine Länge von 3 cm bei 2 cm Breite haben. Ihre Nesthöhle ist 4—20 m vom Boden entfernt, aber meist ansehnlich hoch. Die Eier findet man in der zweiten Hälfte des April, und die Brütezeit dauert ungefähr 18 Tage. Die frisch ausgemeißelten, mitunter bis 20 cm langen Holzspäne, welche oft auf 3—4 m in großer Menge auf dem Boden herumliegen, zeigen den Nistbaum an. An ihrem Brüteplatze sind diese sonst mißtrauischen Vögel nicht scheu. Die Jungen werden mit Ameiseneiern und anderen Larven aus dem Kropfe gefüttert, bleiben im Neste, bis sie flügge sind, schauen oft aus ihren Bruthöhlen heraus und zerstreuen sich bald nach dem Ausfliegen nach allen Seiten, weil sie von den Alten nicht lange im Reviere geduldet werden. — Der Schwarzspecht ist ein munterer, kräftiger, aber auch ein äußerst scheuer, mißtrauischer, listiger und ungeselliger Vogel; mit großer Gewandtheit klettert er um die Stämme seitwärts herum und hinauf, ist auf dem Boden jedoch, seiner kurzen Füße wegen, schwerfällig und ungeschickt; dagegen ist sein Flug leicht und schnell, in einer Wogenlinie, doch nicht so bogig, wie bei anderen Spechten, mit einem eigenen wuchtelnden Geräusch; er verbirgt sich beim Anblick von etwas Verdächtigem immer auf der andern Seite des Stammes und fliegt von da, gewöhnlich in heimlicher Stille, unbemerkt weiter. Durch nachgemachtes Klopfen an einen Baum kann man ihn zwar herbeilocken, aber er fliegt auch sogleich wieder ab. — Seine Stimme ist im Fluge ein weithinschallendes „krickkrickkrickkrick“, ein weniger kreischendes „glück glück glück“; im Sitzen läßt er ein durchdringendes, lang gezogenes „kliöh“ hören, dann weiß er noch einen trommelartigen Ton hervorzubringen, indem er mit unglaublicher Geschwindigkeit gegen einen dürren Ast hackt; dieses Schnurren klingt wie „örrrrrrr“ oder „ärrrrrrr“, je nach der Stärke des Zackens, und ist bei stillem Wetter ¼ Stunde weit hörbar; es ist allezeit stärker und tiefer als das der kleineren Spechte.

Ihre Nahrung besteht in Holzwürmern, Käfern, Raupen und Larven der Wespen, Hornissen, Ameisen und deren Larven, besonders von den großen Roßameisen. Wegen der

letzteren fliegt er auf die Haufen, stört mit dem Schnabel darin, und zieht sie dann mit der langen, klebrigen Zunge in Menge hinein. Vielleicht frißt er auch wie die anderen Spechte öliges Baumgesäme, Nußkerne, Vogelbeeren, Kirschen. Zum Halten im Zimmer eignen sich nur die jungen Schwarzspechte, welche sich noch ätzen lassen. Diese füttert man mit Ameiseneiern, ganz kleinen Fleischstückchen und Quark. Auch fein zerdrückte Wall- und Haselnüsse kann man füttern. Hat man Gelegenheit, täglich einige Prisen frisch getöteter Ameisen zu füttern, so gedeihen sie um so besser. Das aber möge sich der Liebhaber merken, daß man den Spechten Alles in kleinste Bröckchen, gleichsam zu Gries zerdrückt, füttern muß, denn große Brocken sind ihrer Natur zuwider. Beim Aufnehmen feiner Nährstoffe bedienen sie sich ihrer Zunge. Sie erinnern an die Papageien und Meisen, welche ebenfalls nur ganz kleine Stückchen verschlucken, und hierin weichen sie gar sehr von den rabenartigen Vögeln ab, welche ganze Mäuse hinunterwürgen. Die Schwierigkeit, Spechte als Käfigvögel zu unterhalten, besteht in Herstellung eines Käfigkastens, der geräumig und fest genug ist, ihren scharfen Schnabelhieben zu widerstehen. Derselbe muß 1 m hoch, ebenso tief, $1^1/_2$ m lang und mit einer tiefen Schublade versehen sein. Der ganze Bretterteil muß innen mit Sturzblech überzogen, die Gitter aus Drahtstäben von mindestens 3 mm Dicke gemacht werden, wie etwa ein solider Papageikäfig. Die Wände dieses Blechkäfigs bedeckt man mit rauhrindigen Holzstücken, die man aufnagelt. Einige Kletteräste von 12 bis 15 cm Durchmesser stellt man in ziemlich senkrechter Stellung vom Boden nach der Decke fest, um dem Specht das Klettern zu ermöglichen. Inmitten des Käfigs legt man einen großen bemoosten Wurzelknollen, und vor denselben die Futtergeschirre, damit der Specht bequemen Zugang zu denselben hat. Außerdem bringt man einen Schlafkasten an, der eine Oeffnung zum Einschlüpfen hat, und geräumig genug ist, den Specht hängend oder liegend aufzunehmen. Man belegt den Boden mit Holzmulm von Weidenstämmen. Das Halten der Spechte ist mit kostspieligen Einrichtungen verknüpft, aber möglich, wenn man das richtige Verständnis, Tierfreundlichkeit und Geduld hat. Auch hat man die Spechtjungen bei frühzeitigem Klettern oder gewaltsamem Wegreißen von Gegenständen, an die sie sich fest angeklammert haben, sehr in acht zu nehmen, weil sich ihnen leicht die Nagelscheiden aus der Nagelmutter ablösen, was außer starker Blutung auch krüppelige Nagelbildung verursacht. Man bestreicht in solchem Fall den Stummel fleißig mit Kollodium, um Heilung zu befördern.

Durch ihre Nahrungsweise werden die Spechte nützlich, und es ist nach Naumann ein Mißgriff, den Jägern die Fänge zu bezahlen. Solche Vögel sollte man eher hegen, als vertilgen. Er hackt seine Löcher niemals in kerngesundes, sondern in kernfaules Holz und in die kranke, morsche Rinde, um Insekten darunter zu suchen, von denen viele forstschädlicher Natur sind. Professor Altum ist zwar anderer Ansicht und glaubt, daß der Specht außer den schädlichen auch die unschädlichen Insekten fresse, besonders Waldameisen vertilgt, an Kiefernsamen Schaden thut, nicht nur in morsche, sondern auch in gesunde Bäume Höhlen schlägt u. s. w. Trotz all diesem aber empfiehlt auch Professor Altum diese — im großen Ganzen doch seltenen — Vögel aufs wärmste der Schonung, und zwar nicht wegen dem eingebildeten Nutzen, sondern aus ethischen Gründen, weil die schönen, lebhaften Vögel dem Hochwald einen eigenartigen Schmuck verleihen, die Waldeseinsamkeit mit heiterem Rufe beleben und den Forstmann wie den Naturfreund durch ihre Erscheinung erfreuen. (Siehe auch vorn in der Beschreibung der Ordnung.)

2. Gruppe: **Buntspecht**, Dendrocopus, *Koch* 1816.

Oben schwarz und weiß, gefleckt und gebändert; Männchen und Junge mit rotem Schnabel; Weibchen nur bei einigen Arten der Scheitel rot. Im Nestkleide haben Männchen und Weibchen einen roten Scheitel, welcher sich aber bei den Weibchen nach einigen Wochen verliert; denn bei unsern heimischen Spechten behält nur das Weibchen des Mittelspechts im Alter seine schöne rote Kopfplatte. Im Schwanz nur die 4 bis 6 mittelsten Schwanzfedern zugespitzt und fischbeinschaftig. Von etwa 80 Arten hier beschrieben: 4 Arten.

Der Weißrückenspecht. Picus leuconotus, *Bechstein.*

Taf. 17. Fig. 2.

Großer Buntspecht, Weißspecht, Elsternspecht. — P. leuconotus, *Bechst.* 1802; 1805; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Bl.*; *A. Br.* 1882; — P. cirris, helle Var., *Pall.* 1811; — Dendrocopus leuconotus, *Koch*; *Kaup.* 1829; *Rchw.* 1884; — P. Lilfordi, griech. Var., *Sharpe* 1871; — Dendromus leuconotus, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Schwarz und weiß bunt mit etwas Rot. Unterrücken und Bürzel rein weiß; vom Mund am Hals hinab ein schwarzer Streif; Bauch und After rosenrot. Auf der Schulter nichts Weißes. Beim Männchen eine rote, beim Weibchen eine schwarze Kopfplatte.

Länge 25 cm, wovon auf den Schwanz 9,5 cm abgehen; Flügelbreite 44 cm; Schnabellänge 3 cm; Höhe des Laufs 2,4 cm. Unter den heimischen Buntspechten ist er der größte.

Beschreibung. Zügel und Stirne sind rostgelblichweiß; der ganze Kopf ist bis auf das Genick mit einem hohen Karminrot geziert; Wangen gelblichweiß; ein kleiner Strich über dem Auge schwarz; vom Schnabelwinkel zieht sich ein breiter, schwarzer Streif um die Wangen, und von da nach der Oberbrust; ein ähnlicher von dem Nacken auf den Hinterhals; der Oberrücken ist tief schwarz; der Hinterrücken weiß mit einigen schwarzen Querflecken; der Bürzel rein weiß; die obern Schwanzdeckfedern schwarz. Der Unterkörper ist weiß, nach dem Bauch gelbbräunlich überlaufen; auf den Brustseiten mit braunschwarzen Längsfleckchen; der Bauch ist blaß rosenrötlich überlaufen; After- und untere Schwanzdeckfedern schön rosenrot. Die Flügel sind schwarz; die Schwingen mit weißen Spitzen, und 6 bis 7 verschobenen, viereckigen, hellweißen Querbinden. Die mittlern Schwanzfedern sind schwarz; das zweite Paar mit dunkelrostgelber Spitze und gleichem Fleck; das dritte Paar mit rostgelben Spitzen und helleren Querbinden; das vierte Paar ebenso mit mehr Schwarz; das fünfte Paar wurzelwärts schwarz, unten weiß mit 3 schwarzen Flecken. — Der Schnabel ist gestreckt, sechskantig, von Farbe bleiblau; die Zunge 7 cm vorstreckbar; das Auge ist gelbbraun; die Füße sind dunkel bleifarben. — Die Weibchen haben am Kopfe nichts Rotes. — Die Jungen sind matter gefärbt, der Vorderteil des Oberkopfes schwarz mit roten Punkten; Männchen und Weibchen gleich; nach einem Monat verschwindet das Rot auf dem Kopf des Weibchens, so daß es dann seiner Mutter gleicht.

Der Weißspecht ist für uns ein nördlicher und nordöstlicher Vogel, bewohnt in unserm Erdteil Skandinavien, Rußland, Polen, Galizien, die Karpathen, seltener die Alpen bei Salzburg, die dalmatinischen Gebirge, den Balkan, weiterhin nach Osten und Asien das ganze gemäßigte und bewaldete Sibirien bis in die Amurprovinz. Für Deutschland ist dieser Specht eine seltene Erscheinung, zumal als Brutvogel; letzteres kann „wahrscheinlich" nur für Schlesien und die Mark nachgewiesen werden. In Griechenland, wo er aber nur selten vorkommt, ändert die Art etwas ab und man unterscheidet den Macedonischen Weißspecht, Picus Lilfordi, Sh. und Dr. 1871, bei welchem der Kopf lebhafter rot gefärbt und der Hinterrücken schwarz gebändert ist. — Er ist ein Gebirgsvogel, bewohnt die Waldungen der Mittel- und Hochgebirge; in Wäldern der Ebene findet man ihn selten oder gar nicht und in denen des Vorgebirges nur dann, wenn alte Buchenstämme vorhanden sind. Reine Eichenwaldungen scheint er nicht zu lieben. Dagegen findet man ihn in hohen Nadelholzwäldern oder auch in solchen, welche mit Laubhölzern, besonders mit Buchen gemischt sind. Er ist Stand- und Strichvogel.

Es ist wohl möglich, daß diese Spechte häufiger in unserm Vaterlande nisten, als oben angegeben, weil Verwechslungen mit dem Großen Buntspecht denkbar sind. Sie nisten wie andere Spechte in Baumhöhlen von hohen alten Tannen (Wien, Mitth. 1886, Nr. 16, 185) und Buchen, Birken, Ulmen u. a., meistens in kernfaule Bäume, nicht unter 4—6 m, gewöhnlich viel höher, weshalb die kleine Oeffnung schwierig zu entdecken ist. Die Eier findet man Mitte bis Ende April. Drei Eier bilden die Grundlage, zuweilen nur zwei, und nur selten findet man vier Eier, welche zwischen denen von P. canus und major in der Mitte stehen, rein weiß und glänzend, 2,4 + 1,8 cm lang sind. Ihre Form ist ein längliches Oval.

Ihre Nahrung besteht in Raupen, Borkenkäfern, Holzmaden, Larven, Puppen, Insekteneiern und ölhaltenden Sämereien. — Dieser schöne Vogel stimmt in seinem Verhalten mit den andern Spechten überein, ist aber in seinem Betragen ruhiger und weit weniger scheu, und läßt sich durch nachgemachtes Klopfen an die Bäume leicht herbeilocken. Durch Vertilgung schädlicher Waldinsekten wird er nützlich.

Der Große Buntspecht. Picus major, *Linné*.

Taf. 17, Fig. 3.

Rotspecht, Großer Schildspecht, Kurzschnäbeliger-, Bandspecht. — Picus varius major, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Picus major, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — P. cissa, *Pall.* 1811; — Dendrocopus major, *Koch*; *Rchw.* 1884; *Meves*; — P. pipra, Macgill. 1841.

Dieser Vogel sieht kürzer und dicker aus, als der Weißspecht (P. leuconotus), und vom Mittelspecht unterscheidet ihn das höhere Rot des Afters, auch ist er etwas größer.

Kennzeichen. Schwarz, weiß und rot bunt. Ein schwarzer Streif vom Mundwinkel am Halse hinab; Rücken und Bürzel schwarz; das schöne Rot des Afters erstreckt sich nicht auf die Seiten des Unterkörpers; der Schnabel ist stark und verhältnismäßig etwas kürzer, als bei andern heimischen Spechten; der Hinterkopf rot, beim Weibchen schwarz. Bei den Jungen hingegen ist der Scheitel rot, und zwar in Gestalt eines viereckigen Fleckes, sowohl bei den weiblichen wie bei den männlichen.

Länge 21,5 cm, wovon der Schwanz 9 cm wegnimmt; Flügelbreite 43 cm; Schnabellänge 2,5 cm; Fußhöhe 2,4 cm. Merklich größer als eine Singdrossel.

Beschreibung. Das Männchen hat im Genick ein hochkarminrotes Querband; die Stirn ist rostgelblich weiß; Schläfe und Wangen trübweiß; Scheitel tiefschwarz; die Wangen sind mit einem schwarzen Streifen eingefaßt, vom Nacken zieht sich ein gleicher, halbmondförmiger, bis auf die Seiten des Kropfes herab; der Rücken ist tiefschwarz; auf den Schultern ist ein großes, weißes Feld. Der Unterleib ist schmutzigweiß, auf der Oberbrust bräunlich überflogen; die Bauchfedern haben gelbrote Spitzchen; der After ist schön karminrot. Die Flügelfedern sind schwarz; die Schwingen mit 5 weißen Querbinden (manchmal auch 4—7). Die 4 mittelsten Schwanzfedern sind schwarz; die nächsten mit weißer Spitze, weißem Querbande und weißem Randfleck; die folgenden wurzelwärts schwarz, gegen die Spitze weiß, mit 2 schwarzen Flecken im weißen Felde; die folgenden ebenso, doch mit mehr Weiß; die äußern schwarz, mit weißen Randfleckchen an der Spitze. An den Enden der Schwanzfedern zieht sich das Weiße in ein angenehmes Braungelb. — Der Schnabel ist etwas kurz und dick, fünfkantig, von Farbe schmutzigblau; die Zunge kaum 5 cm lang vorstreckbar; die Augen braunrot, bei den Jungen graubraun; die Füße bläulichgrau. — Dem Weibchen fehlt das rote Band am Hinterkopf. — Dagegen haben die Jungen, wie schon oben bemerkt, in beiden Geschlechtern einen roten Fleck auf dem Scheitel, welcher aber bei den Weibchen immer blässer wird und zuletzt verschwindet, während er beim Männchen rot bleibt. Sie sind größer und dickköpfiger als die jungen Mittelspechte.

Der Rotspecht bewohnt das nördliche und mittlere Europa, soweit Bäume noch einigermaßen gedeihen; in den gleichen Breiten in Asien bis Kamtschatka und Japan. In unserm Erdteil von Lappland bis Italien, von Spanien bis Griechenland und Klein-Asien, und er ist wohl allenthalben der am häufigsten vorkommende Buntspecht. Auch in unserm Vaterlande trifft man ihn in den verschiedensten Waldungen, denn er bewohnt Ebenen und Gebirge, Nadel-, Laub- und gemischte Wälder, bevorzugt aber Kiefern, Pappeln und Weiden. Im Herbst, wo er der Nahrung wegen herumstreift, kommt er in Feldhölzer, Obstbaumpflanzungen, selbst in Baumgärten der Dörfer und Städte, wo er oft ein hübsches Gefolge von Kleibern, Meisen und Goldhähnchen mit sich führt. Im Sommer zieht er sich zum Nisten in große Nadel- und gemischte Waldungen zurück, und nistet nur selten in reinen Laubwäldern.*)

Zur Anlage ihrer Bruthöhle wählen sie gerne Kiefern und Fichten, wenn aber Laubhölzer mit weichem Holz eingesprengt sind, ziehen sie diese vor. Die Nesthöhle ist in der Höhe von 2—10 m angebracht, selten unter 6 m, in der Regel höher. Das kleine Schlupfloch läßt gerade den Vogel durch und führt zu einer 30 cm tiefen Höhlung, worin die Nestkammer etwa 15 cm weit und mit feinen Holzspänen belegt ist. Die 4—5, selten 6 Eier sind zartschalig und glänzend weiß. Sie messen 25 + 19 mm. Wie bei allen Spechten überläuft die Schale während des Brütens gelbbräunlich.

Ihre Nahrung besteht aus Insekteneiern, Larven, Raupen, Puppen, Käfern, namentlich Borkenkäfern, auch aus Ameisen; ferner aus Sämereien, Bucheckern, Wall- und Haselnüssen, Tannengesäme, besonders der Arven. Die letzteren tragen sie auf einen Baum,

*) Ueber Helgoland ziehen nur wenige Spechte: 20. September 1886 „Picus major, einige Junge." 21. September „P. major, 1 Stück." (H. Gätke, Bericht 1886, in Orn. 1887.)

klemmen sie in eine Spalte und hacken sie mit einigen starken Schlägen auf, um die Kerne herauszulecken. Wenn sie an den Stämmen hacken, sieht man sie oft plötzlich nach der Kehrseite laufen, um die daselbst entfliehenden Insekten wegzufangen, was übrigens alle anderen Spechte auch thun. — In der Gefangenschaft kann man die Jungen mit Ameiseneiern, zerriebenem Fleisch und Quark erhalten, dem man auch zerquetschte Hasel- und Wallnüsse beifügen kann. Mehlwürmer sind sehr begehrt. Dr. Girtanner hatte einen Buntspecht so außerordentlich zahm gemacht, daß er nach Belieben aus- und einfliegen durfte und auf den Bäumen der städtischen Alleen öfter als zu Hause zu sehen war. Ans Entfliehen dachte er niemals. Daß die Spechte nur kleine Bissen schlingen, deshalb alles vorher mit kräftigen Hieben zermeiseln und dann mit der beweglichen Zunge aufnehmen, ist schon mehreremal erwähnt.

Es sieht herrlich aus, wenn diese schönen Vögel an den Bäumen hinauflaufen, oder um die Bäume, einander neckend und verfolgend, herumjagen. Im Winter trifft man oft Meisen und Baumläufer in seinem Gefolge, welche ihm, gleich ihrem Anführer, nachziehen und ein gewisses Revier durchstreifen; der Specht selbst bekümmert sich aber nichts um den kleinen Troß. Mit nachgemachtem Pochen kann man sich den Spaß machen, sie ganz nahe herbeizulocken, denn sie sind gegen Eindringlinge ihrer eigenen Art eifersüchtig und feindselig. Dies zeigt sich auch bei den Jungen, welche man im Zimmer unterhält und die sich bei jeder Gelegenheit bekämpfen. — Ihre Stimme ist ein kurzes, hartes „gick", welches gewöhnlich nur einmal oder in längeren Pausen ausgestoßen wird; hier unterscheidet er sich von dem Lockton des Mittelspechtes sehr bestimmt, denn dieser ruft es fast nie einzeln. Das Männchen trommelt im Frühjahr überdies noch fleißig an dürren Aesten.

Durch Vertilgung vieler schädlichen Forstinsekten werden sie nützlich.

Der Mittelspecht. Picus medius, *Linné.*

Taf. 17. Fig. 4.

Mittlerer Buntspecht, Mittlerer Rotspecht. — Picus varius major, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — P. medius, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.*; — P. cynaedus, *Pall.* 1811; — Pipripicus medius, *Bp.* 1838; — P. roseiventris, *Br.* 1855; — Dendrocoptes medius, *Cab.* 1860; *Mev.* 1886; — Dendrocopus medius, *Rchw.* 1884.

Kennzeichen. Schwarz, weiß und rot bunt. Der After und ein großer Teil des Unterleibs rosenrot; Rücken und Bürzel tief schwarz; im Gesicht kein Schwarz, sondern rostgelblichweiß; der Scheitel rot, auch beim Weibchen; der Schnabel schwächlich und etwas gestreckt.

Länge 19,5 cm, wovon der Schwanz 8,3 cm wegnimmt; Flügelbreite 37,5 cm; Schnabellänge 2,4 cm; Höhe des Laufs 2,3 cm. Rotdrosselgröße.

Beschreibung. Der Kopf prächtig karminrot; die Stirn ist gelbbräunlich weiß; ein Streif vom Nacken auf den Rücken schwarz; der ganze Rücken und Bürzel tiefschwarz; Backen und Halsseiten weiß; auf den Seiten des Halses steht ein großer, dreieckiger, schwarzer Fleck, dessen Spitze sich stark nach der Kropfseite zieht. Der Unterleib ist weiß, gelblich angeflogen, in den Seiten mit tiefschwarzen Schaftstrichen; Bauch und Afterfedern sind schön rosenrot. Die Schulterfedern bilden ein weißes Feld; die Flügeldeckfedern sind schwarz und weiß gefleckt; die Schwingfedern schwarz; die hintern mit 5 viereckigen, weißen Querflecken; die vordern aber mit 6—9 weißen Querbinden, die vorn schief und verschoben, hinten regelmäßiger aussehen. Die mittlern Schwanzfedern sind schwarz, die andern ebenso mit weißen und bräunlichgelben Flecken. — Der Schnabel ist klein und spitzig, bleifarbig; die Zunge kann 5 cm über die Schnabelspitze vorgestreckt werden; die Augen braunrot; die Füße bleigrau. — Das Weibchen ist kaum zu unterscheiden, nur etwas weniger schön gefärbt. — Die Jungen haben die Zeichnung der Alten, auch die rote Kopfplatte, sind aber matter gefärbt. Sie ähneln den Jungen des Großen Buntspechtes, sind aber kleiner und schlanker als diese. — Die Mauser sämtlicher Spechte fällt auf den Juli und August, geht aber so langsam von statten, daß sie sich bis in den Oktober hineinzieht.

Der Mittelspecht ist ebenfalls eine Spezialität, welche Europa eigentümlich, denn weiterhin ostwärts als bis Klein-Asien hat man ihn nicht gefunden. Er bewohnt das gemäßigte mittlere Europa mit Ausschluß von Großbritannien, und ist weder im Norden noch im Süden häufig, am häufigsten wohl in Steiermark. In Deutschland ist er seltener als der Große Buntspecht, und nur in Eichwäldern, besonders solchen, welche sich an Flußthälern hinziehen, etwas häufiger. Er liebt Laubholzwaldungen, auch die gemischten, aber

nicht reinen Nadelwald. Während der Strichzeit besucht er die kleinern Feldhölzer, Kopfweidenpflanzungen, Baumgärten bis in die Nähe der bewohnten Gebäude.

Sie nisten in Laubholz 1 bis 12 m vom Boden, wozu sie sich entweder ein ganz neues Loch ausmeißeln, oder ein altes ausputzen. Was nun die angegebene Höhe der Nesthöhle anbelangt, so muß ich hier die Erfahrungen eines bewährten Beobachters, des Herrn Adolf Walter, einschalten: P. medius hämmert nämlich sein Nistloch selten über Mannshöhe (öfter unter Mannshöhe), dagegen P. major immer höher, was ein unterscheidendes Merkmal zwischen diesen — in Färbung und Größe wenig abweichenden — Vögeln abgeben kann. Die 5 bis 7 Eier, welche man im April zu suchen hat, liegen auf feinen Holzspänen und sehen glänzend weiß aus. Ihre Länge beträgt 21, ihre Breite 17 mm. Sie werden 15 Tage bebrütet. Der Eingang in die Nesthöhle ist zirkelrund, und nur so groß, daß gerade der Vogel durch kann; inwendig ist es kesselförmig erweitert und vom Eingange senkrecht 16 bis 24 cm tief. Man muß, um die Eier herausnehmen zu können, mit Meißel und Säge versehen sein, und es ist deshalb schwierig, sie zu bekommen.

Ihre Nahrung besteht aus Larven, Borken- und Rüsselkäfern, Holzböcken, Spinnen, Raupen, Insekteneiern, Sämereien, Haselnußkernen und Kirschen. Im Zimmer kann man die Jungen dieses artigen Spechts mit Ameiseneiern, Käsequark, Fleisch, zerquetschten Hasel- und Wallnüssen erhalten. Wie man dies anzugreifen hat, wolle der Leser beim Kleinspecht nachlesen. Ebenso auch zu mehrerer Deutlichkeit was vorn beim Schwarzspecht angeführt ist.

Seine Stimme ist etwas höher als beim Rotspecht und klingt „kick kickkickkick", auch läßt er diese Silbe nie einzeln hören, immer folgt es mehrmals hastig auf einander, oder ganz hastig „kickickickick". Im Frühjahr schreien die Mittelspechte besonders viel; dann setzt sich das Männchen auf die Spitze eines hohen Baumes, wiederholt die Silbe „kick" unzähligemal und gegen den Schluß gewöhnlich so schnell nacheinander, daß man es ein Schäkern nennen möchte. Es ist sein Liebesruf. Im Frühjahr läßt er außerdem ein eigentümliches, klagendes „Kääh" hören. Eifersüchtige Männchen jagen sich von einem Baum zum andern, verfolgen sich zu Fuß die Aeste entlang, und wenn sie durch das Jagen müde geworden sind, hängen sie sich beide nebeneinander an einen Stamm oder Ast, kreischen und quäken sich an, packen sich wohl auch gegenseitig, daß sie ein Stück weit herunterfallen, oft bis auf den Boden, wo sie dann aber erschrocken zur Höhe eilen und auseinander fliegen. Auch läßt er jenes trommelartige Schnurren hören, wie die andern Spechte. Im Frühjahr hört man überhaupt in einem Walde, wo viele Spechte wohnen, diese sonderbare Trommelmusik oft aus allen Tonarten, denn je nach der Größe der Spechte ist dieses Schnurren tiefer, bei den kleinern höher, was den damit Unbekannten staunen macht, den Kenner aber nicht wenig belustigt.

Durch ihre Nahrung werden sie für die Wald- und Gartenbäume sehr nützliche Geschöpfe.

Der Kleinspecht. Picus minor, *Linné.*

Taf. 17. Fig. 5.

Kleinspecht, Kleiner Rotspecht, Kleiner Schildspecht, Harlekinsspecht, Sperlingsspecht, Kleiner Baum-Grasspecht, Erdspecht. — Picus varius tertius, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — P. minor, *L.* 1748 bis 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Piculus pusillus, *Br.* 1855; — P. kamtschatkensis, helle Var., *Sand.* 1865; — Dendrocopus minor, *Rchw.* 1884; — Hylocopus minor, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Schwarz und weiß bunt. Der Mittelrücken schwarz und weiß gebändert; Bürzel und obere Schwanzdecken schwarz; am Unterkörper kein Rot; in den Weichen mit schwarzen Schaftstrichen; das Männchen mit rotem, das Weibchen mit weißem Scheitelfleck. Beide Scheitelflecke seitlich schwarz begrenzt. — Die Jungen mit rotem Scheitelfleck, ohne Unterschied des Geschlechtes.

Länge 14,3 cm, Flügelbreite 27,5 cm, Schnabellänge 1,4 cm, Schwanzlänge 5,5 cm, Höhe des Laufs 1,4 cm. Größe des Haussperlings.

Beschreibung. Dieser niedliche Specht ist nicht größer, als ein Haussperling. Den Kopf ziert ein großer, karminroter Fleck, der an den Seiten mit einem schwarzen Strich begrenzt ist; derselbe vereinigt sich mit einem dreieckigen, schwarzen Nackenfleck, dessen untere Seite in einem schmalen Streifen den

Hinterhals hinabgeht; die Stirn ist gelbbräunlich weiß; der Oberrücken ist schwarz, nach unten weiß; Schultern und Unterrücken weiß, mit schwarzen Querstreifen durchzogen; der halbe Bürzel und die obern Schwanzdeckfedern sind schwarz. Ueber dem Auge ist ein hellweißer Streif; die Backen sind weiß; am Schnabelwinkel steht ein dunkler Bartstreif, welcher unter dem Ohre ein schwarzer, dreieckiger Fleck wird; die Unterteile sind weiß, mit einem hellbraunen Anflug; in den Brustseiten mit mattschwarzen Schaftstrichen, und am After mit herzförmigen Flecken. Die Flügel sind schwarz, mit 5—6 weißen, viereckigen, verschobenen Querflecken. Der Schwanz ist nicht scharf zugespitzt, wie bei den andern, sondern kürzer, runder und mit gleichen, nicht so starkschaftigen Federn; die mittleren Schwanzfedern sind schwarz; die andern mit Weiß gefleckt. — Der Schnabel ist klein und bleifarbig; die Zunge kann 2 cm weit über den Schnabel gestreckt werden; die Augen sind rotbraun; die Füße bleigrau. — Dem Weibchen fehlt die rote Kopfplatte, statt dessen ist auf dem Scheitel ein weißer Fleck. — Dagegen haben alle Jungen einen roten Scheitelfleck, die Männchen etwas größer als die Weibchen; bei letztern verfärbt sich aber das Rot zusehends und verschwindet nach und nach ganz, so daß sie nach einem Monat ihrer Mutter gleichen, welche ebenfalls nicht rot gescheitelt ist. Auch haben die jungen Männchen eine schmutzig rosenrot grundierte Unterseite, welche Farbe nach der Mauser verschwindet.

Dieser hübsche Vogel bewohnt ganz Europa, nordwärts bis Lappland; auch Asien unter entsprechender Breite, bis nach Ost-Sibirien, wo er bei Udskoi-Ostrog erlegt wurde. Doch scheint er nirgends gemein, in vielen Gegenden sogar selten zu sein. Man findet ihn in den höchsten Baumwäldern der Alpen noch; er verschmäht zwar reinen Schwarzwald nicht ganz, zieht ihm aber doch Laubholz, im Norden besonders die alten Birkenwälder vor. In Deutschland sucht er gern ebene Laubholzwälder auf, besonders solche, die viele Eichen, Weiden, Rotbuchen, Pappeln, Eschen, auch Busch- und Unterholz haben, mit Gewässern durchzogen sind und an große Obstbaumpflanzungen grenzen; bei uns ist er seltener, als der Mittelspecht, aber doch im ganzen Lande einzeln zu treffen. Beinahe jeden Winter bekomme ich in meinem Hausgärtchen Besuch von einem Kleinspecht, der sich besonders an wurmstichigen Stämmchen der Lonicera tatarica zu schaffen macht. Sumpf- und Kohlmeisen sind seine Wegweiser, mit denen er herumzieht. Seine Nachtruhe hält er in einer Höhle, und er sieht sich oft gezwungen, Feldsperlinge und Meisen, die früher zur Ruhe gehen, mit Gewalt aus seinem Schlafquartier zu treiben, wodurch oft komische Händel entstehen. Er ist ein Stand- und Strichvogel. Auf seinen Winterstreifereien hat er ein eigenes Revier, das er täglich durchzieht, und man sieht ihn dann beinahe zur gleichen Stunde immer auf den gleichen Bäumen, auch kommt er, wie bemerkt, in den Baumgärten selbst nahe an die Häuser, oft in Gesellschaft von Meisen u. a.

Sie nisten in hohlen Eichen, Aspen, Linden, vorzugsweise gern in hohlen Weiden und Rotbuchen, aber auch in Obstbäumen, in einer Höhe von 1 bis 20 m, meist etwa 10 m hoch. Obgleich die Bäume, worauf sie nisten, wegen des unruhigen Benehmens der Vögel leicht zu entdecken sind, so hält es doch schwer, das oft sehr hoch stehende Eingangsloch aufzufinden. Dasselbe ist zirkelrund, sehr klein und die innere erweiterte Höhle tief. In dieser findet man auf feinen Holzspänen 5 bis 6 kurzovale Eier, welche eine reinweiße, zarte, fein glänzende Schale haben. Ihre Länge ist 18, die Breite 13½ mm. Man findet sie Ende April, und die Brütezeit dauert 14 Tage.

Es ist ein sehr munterer, gewandter Vogel, der mit Leichtigkeit an den Baumästen und Stämmen herumklettert. Gewöhnlich hält er sich mehr in der Höhe auf, an dünnen Stämmchen fliegt er jedoch auch von unten an. Gegen andere seinesgleichen ist er futterneidisch und zänkisch, aber mit Baumläufern, Kleibern, Goldhähnchen und Meisen hält er im Winter gute Gemeinschaft, welche ihm, als dem größten, wie ihrem Hauptmann nachfolgen. Gegen die Menschen ist er nicht scheu, und läßt sich wohl auch in der Nähe betrachten.

Seine Nahrung besteht in Ameisen, Borkenkäfern, Spinnen, Raupen, Puppen, Larven, Insekteneiern, auch aus kleinen öligen Sämereien, fein zerhackten Kernen und vermutlich auch aus Beerenfleisch. — Die Kleinspechte können nach meinen und den Erfahrungen aufmerksamer Vogelwirte wohl als Zimmervögel unterhalten werden, aber ihre durchaus eigentümliche Lebensweise verlangt auch eine durchaus eigentümliche Einrichtung ihres Lokals. Ihre Wohnung habe ich folgendermaßen hergestellt: Ich tapezierte die starken Seitenwände eines Kastenkäfigs mit rauhen Rindenstücken von Schälholz, das durch mehrstündiges Einweichen in Wasser geschmeidig gemacht wurde, legte einige raurindige Ast- oder geeignete Stammstücke ziemlich steil, beinahe senkrecht und fest an, um Kletterbahnen

herzustellen. In die Ecken kamen Schlupfkästchen mit runden Löchern, und auf deren Boden eine Lage von Holzmulm (aus hohlen Weidenstämmen), welche ihre Schlaf- und Nisthöhlen bilden mußten. Länge des Kastenkäfigs 1,16 m bei 80 cm Höhe und 60 cm Tiefe. Die Schublade zum Reinigen muß mindestens 15 cm hohe Leisten haben und bequem aus- und eingeschoben werden können. Am besten sind solche von starkem Zinkblech. Die erweichte Schälrinde wird mit kurzen Stiften aufgenagelt, was schnell von statten geht und leicht zu flicken ist, wenn es die Spechte zermeiselt haben; deshalb aber muß der obere Boden und auch die Hinterwand abnehmbar sein. Weitere Ergänzungen, resp. Verbesserungen bleiben dem Erfindungstalent des Herstellers überlassen. — Ihr Futter im Käfig besteht anfangs aus Ameiseneiern, später mengt man dazu zerriebenes Herz, Quark und Eierbrot. Auch zerquetschte Hasel- und Wallnüsse kann man vorsetzen. Alle diese Stoffe müssen aber sehr zerkleinert werden, da sie keinen großen Bissen verschlucken können. Mit der langen beweglichen Wurmzunge können sie die feinsten Körnchen in den Schnabel ziehen. Man steckt ihre Schnäbel in ein mit Ameiseneiern und andern Futterstoffen gefülltes Holzgeschirr (Hohlgeschirr), wo sie dann meistens „tüchtig drauf los schlucken", sagt Walter. An diese Nährstoffe gewöhnt man die Aetzvögel, so lange sie sich füttern lassen. Fressen sie aber nicht und sperren auch nicht freiwillig die Schnäbel auf, so ist das freilich fatal, und man muß nun durch Stopfen nachhelfen. Dies muß aber vorsichtig geschehen; man darf immer nur kleine, winzige Bällchen einschieben, weil sie nur kleine Bissen schlucken können, auch mit Hilfe eines Pinselchens einige Tropfen frischen Wassers nachlaufen lassen, bis sie selbst zugreifen lernen. Man hält ihnen deshalb (wie oben) in einem kleinen Holzgeschirre die Ameiseneier öfter vor, welche sie dann in Bälde ergreifen und später vom Boden aufnehmen lernen. Auch Mehlwürmer fressen sie gern. Wenn sie sich irgendwo fest angeklammert haben, reiße man sie nicht mit Gewalt weg, weil sich gerne die Nagelscheiden aus der Mutter lösen, was krankhafte Fußbildung verursacht. Siehe auch beim Schwarzspecht. Im Käfig sind solche auferzogene Kleinspechte sehr munter und zutraulich, und vertragen sich mit ihresgleichen, wie auch mit Meisen, die man ihnen zur Gesellschaft gibt, sehr gut. „Sie üben," schreibt Walter, „ihre Spielereien in der belustigendsten Weise, führen gewandte Kletterübungen aus und jagen sich um den Stamm herum wie Affen; mit senkrecht hoch gehobenen Flügeln laufen sie wie tanzend am Stamm hin, immer sich neckend und verfolgend." Trat ihr Pfleger ans Gitter, so kam die ganze Familie geflogen und betastete sorgfältig und anhaltend mit ausgestreckter Zunge die an den Käfig gehaltenen Hände, um verborgene Leckerbissen, d. h. Ameiseneier hervorzuziehen, wie es ja auch andere gezähmte Spechte thun, und selbst die Naslöcher und Barthaare mit ihrer Zunge durchstören, wenn sie hiezu Gelegenheit finden. — Die Grundbedingungen zur Aufzucht solcher Vögel sind: richtiges Verständnis, Zeit, Geduld und — die nötigen Mittel. Es darf aber als Meisterstück eines Vogelwirtes gelten, wenn es ihm gelingt, derartige außergewöhnliche Vögel vergnügt und dauerhaft im Käfig zu unterhalten, welche ebenso viele Unterhaltung verschaffen können, als manche teure ausländische Vögel.

Ihre Stimme ist ein hohes feines „gick gick gick", ähnelt zwar der des Mittelspechts, ist aber viel schwächer und wird länger gezogen, auch selten einzeln, sondern immer mehrmals nacheinander, wie „kick kick kick kick kick kick" ausgerufen. Im Frühjahr schreien sie viel, meistens von der höchsten Spitze eines Baumes herab, die einzelnen Silben anfangs gedehnt, dann kürzer, am Schlusse aber immer noch kürzer. Das Männchen kann auch noch außerdem auf einem dürren Aste trommeln, es klingt aber höher und schwächer als das der andern und größern Arten, wie „rrrrrrrr", das r scharf betont. — Für Obstbaumpflanzungen, welche nahe an Wäldern stehen, sowie für die Waldungen selbst, sind es überaus nützliche Vögel.

3. Gruppe: **Dreizehenspecht**, Picoides, *Lacepède* 1801.

Less. 1855; — Tridactylia, *Shaw.* 1815; — Apternus, *Sws.* 1837; — Pipodes, *Glog.* 1842. — Aehnlich den Buntspechten, aber nur mit 3 Zehen, breitem Schnabel, und

durch die aus etwas größern Federn bestehende dichte Halsbefiederung unterschieden. Beim Männchen die Scheitelfedern gelb, beim Weibchen schwärzlich. Von 5 Arten bei uns nur 1 Art.

Der Dreizehenspecht. Picus tridactylus, *Linné*.

Taf. 17, Fig. 6.

Dreizehiger Buntspecht, Dreizehenspecht, Gelbköpfiger Specht, Goldspecht. — P. tridactylus, *Edwards*; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; — P. hirsutus, *Vieill.* 1807; — Picoides tridactylus, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — P. alpinus, *Br.* 1855; Apternus tridactylus, *Rchw.* 1884; — Tridactylia tridactylus, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Schwarz und weiß bunt. Das Männchen mit gelbem, das Weibchen mit silberweißem Scheitelfleck. In der Mitte des Oberrückens ein weißer Längsstreif; ein Streif vom Mundwinkel, ein breiterer vom Auge und ein dritter über dem Auge nach dem Hinterkopf schwarz; die Füße haben nur drei Zehen, zwei nach vorn, eine nach hinten, was ein untrügliches Kennzeichen ist.

Länge 16 cm; Flügelbreite 39,5 cm; Schwanzlänge 7,5 cm; Schnabellänge 2,6 cm; Höhe der Fußwurzel 2,2 cm.

Beschreibung. Die Mitte des Scheitels ist zitronengelb; der übrige Kopf bis in den Nacken schwarz; die Wangen schwarz; über denselben ein weißer Streifen, von den Zügeln läuft ein anderer weißer Streif an den Seiten des Halses herab; ein schwarzer fängt am untern Schnabelwinkel an und läuft nach der Oberbrust, wo er breiter wird; der weiße Nackenstreif läuft mit einem solchen Rückenstreif zusammen, der auf der Mitte des Rückens hinabzieht; der weiße Mittelrücken schwarz gefleckt; der Bürzel ist schwarz; der Unterkörper ist weiß, rostgelblichbraun überflogen; die Seiten der Brust weiß, mit schwarzen Lanzettflecken; die Weichen, der Bauch und After grauweiß, mit schwarzen Querflecken dicht besetzt. Die Schulterfedern sind schwarz; die Flügelfedern ebenso, alle Schwingfedern mit weißen Spitzchen, die größern und mittlern Schwingen mit 5—7 unregelmäßigen, weißen Fleckenbinden. Die 6 mittlern Schwanzfedern sind schwarz; die übrigen mit weißen Querflecken. Der Schnabel ist schwächlich, bleifarbig; die Zunge reicht nur 1 cm über die Schnabelspitze; die Augen silberweiß; die Füße haben nur 3 Zehen (zwei nach vorn, eine nach hinten), und sind dunkel bleigrau. — Beim Weibchen fehlt die gelbe Farbe auf dem Scheitel. Picoides septentrionalis, *Br.*, hat rein weißen, nur wenig gefleckten Unterkörper. Pic. alpinus, *Br.*, schmutzig weißen, stärker gefleckten Unterkörper. Dazu bemerkt H. v. Tschusi: Beide Formen sind von einander wohl zu unterscheiden und eine Sonderung derselben berechtigt. (Ornis 1887, S. 126.)

Die Heimat des Dreizehenspechtes und seiner Verwandten ist der Norden von Europa und Asien bis Kamtschatka, nordwärts bis zur Waldgrenze. Er bewohnt in Mittel- und Süd-Europa nur die Waldungen der Hochgebirge, so die Alpen, die Karpathen, den Transsilvan, den Balkan, den Kaukasus, den Ural, die Skandinavischen Gebirge u. a. In den gleichen Breiten bewohnt er auch die asiatischen Gebirgszüge bis Kamtschatka. Für Deutschland ist er als Brutvogel nur in den bayrischen Alpen aufgeführt. Häufiger ist er in der Schweiz, in Schlesien, Mähren, Böhmen. Im Ganzen aber ein seltener Vogel. Gegen den Herbst und Winter zieht er sich nach den Thälern und kommt dann auch in entferntere ebene Waldungen. In den Alpen trifft man ihn meistens in Nadelhölzern, besonders in solchen von Zirbeltannen, auch in gemischten Wäldern; im Norden bewohnt er den Birkenwald. — Er nistet in selbstgemeiselten Löchern der Tannen und anderer Waldbäume in bedeutender Höhe und legt etwa fünf glänzendweiße Eier, die denen des Mittelspechtes gleichen, aber ein wenig größer sind. Sie messen 25 + 18 mm. — Betragen, Stimme und Nahrung hat er ebenfalls in vieler Hinsicht mit dem Mittelspecht gemein.

4. Gruppe: Grünspecht, Gecinus, *Boje* 1831.

Epichthonius, *Glog.* 1834; — Brachylophus, *Sws.* 1837; — Chloropicus, *Malh.* 1862. — Hauptfarbe grünlich; Schwingen braun und gelblich gebändert; Zunge ungemein lang, fast dreimal so lang als der Schnabel. Die bei uns vorkommenden Grünspechte suchen ihr Futter gern auf dem Boden, jedenfalls weniger an Bäumen, als andere Spechte; sie sind auch viel gewandter auf dem Boden, als ihre Vettern, und insbesondere sind sie ganz erpicht auf Ameisen und deren Brut, weshalb sie überall, Sommer und Winter, deren Haufen durchstören. Von etwa 12 Arten bei uns: 2 Arten.

Der Grünspecht. Picus viridis, *Linné.*

Taf. 17, Fig. 7.

Grasspecht, grüner Baumhacker, Zimmermann, Ameisenspecht. — Picus viridis, alte Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *L. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — Gecinus viridis, *Boje*; *Br.* 1831: *K. & Bl.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Hauptfarbe grün; der ganze Oberkopf bis auf den Nacken hoch karminrot; beim Männchen ein roter, beim Weibchen ein schwärzlicher Streif am Mundwinkel. — Der Grünspecht ist in der Färbung nur mit dem Grauspecht zu verwechseln, ist aber stets bedeutend größer, der Schnabel stärker und gestreckter, die Zunge noch länger als beim Grauspecht, mehr als dreimal so lang wie der Schnabel, überhaupt die längste aller deutschen Spechtzungen; die rote Zeichnung am Kopfe viel größer und alle Schwanzfedern sind bandiert.

Länge 31 cm, wovon der Schwanz 6,6 cm wegnimmt; Schnabellänge 4,2 cm, Flügelbreite 50 cm, Höhe des Laufs 2,6 cm.

Beschreibung. Der Scheitel bis auf den Nacken ist hoch karminrot; die Backen sind schwarz, der Bartstreif ist schwarz, beim Männchen rot, beim Weibchen bräunlichweiß getüpfelt; Oberrücken und Schultern sind schön olivengrün, mit trübweißen Querflecken; der Unterkörper blaß olivengrün; der Bürzel grüngelb; Kehle und Gurgel schmutzigweiß; die Schwungfedern sind matt braunschwarz mit bräunlichweißen und weißen Querflecken. Der Schwanz hat schwärzliche und grüngraue Binden. — Der Schnabel ist bleigrau; die Zunge sehr lang, und kann 14 cm über den Schnabel herausgestreckt werden; die Augen bläulichweiß; die Füße schmutzig bleigrau. — Die Jungen sind unten gefleckt.

Der Grünspecht bewohnt ganz Europa, nordwärts bis Lappland, nach Osten hin wird er noch in Persien getroffen. Im Ornith. Centralbl. wird er selbst noch für Nord-China als Sommervogel bezeichnet. Das jedoch ist bestätigt, daß er nach Osten hin seltener, der Grauspecht dagegen häufiger wird. — In Spanien zweigt sich aber eine Varietät ab, der Spanische Grünspecht, Picus Sharpei, Saund. 1872, welcher einen ganz roten Bartstreif hat. — In Deutschland ist er nicht selten, wenigstens viel häufiger, als der Schwarzspecht. Er ist mehr ein Strichvogel, macht aber keine großen Reisen und bleibt in gelinden Wintern lieber in der Nähe seines Sommeraufenthaltes. Er überwintert in Macedonien, ist in Bulgarien und in den Wäldern der Türkei gemein, zieht aber nicht bis Egypten. — Zum Aufenthalt wählt er die milden Laubwälder, meidet möglichst den Nadelwald, ebenso hochgelegene rauhe Waldungen, und betreibt seine Nahrungsgeschäfte mehr an den lichten freieren Stellen im Walde, an den Rändern desselben und ganz besonders gern in solchen Gegenden, wo Wald und alte Obstbaumpflanzungen zusammengrenzen, welch letzteren er sehr häufig seine Besuche abstattet. Auf solchen Streifzügen kommt er nicht selten bis an die Gärten und an die angrenzenden Wohngebäude; auch an die Bienenstände, wo er aber verscheucht werden muß. In schneereichen Wintern sucht er Zuflucht und Nahrung in alten Hochwaldungen, wo sich nicht selten die Spechte der ganzen Umgegend versammeln, um die in der morschen Rinde sich aufhaltenden Larven und Kerfe herauszuhämmern, bis gelinderes Wetter wieder andere Futterplätze erschließt und sich die Gesellschaft zerstreut.

Sie nisten in den Löchern der Eichen, Aspen, Linden, Pappeln, Weiden, Buchen, Fichten, selten der Kiefern, Birnbäume u. a., in einer Höhe von 2 bis 15 m, doch häufiger hoch, als nieder. Die Späne, welche beide Alte aus einem Loche herausmeiseln und die um den Baum herumliegen, erleichtern das Finden des Nestes sehr. Der Eingang ist gewöhnlich zirkelrund, nicht größer als nötig, dem Vogel eben das Durchschlüpfen zu gestatten, so daß eine Mannshand nicht hindurch kann; im Baume ist die Höhle viel weiter, unten kesselförmig, an den Wänden äußerst glatt und 24—36 cm tief. Nur wenige Holzspäne bilden die Unterlage des Nestes. Man findet darin anfangs Mai 6, 7 bis 8 blendendweiße, glänzende 2,9 cm lange und 2,2 cm breite Eier, welche 17 Tage bebrütet werden. Wenn die Eier frisch sind, scheint der rotgelbe Dotter durch die feine Schale. Beim Brüten wird das Weibchen von 10 Uhr bis mittags 2 Uhr abgelöst, wie es bei Tauben üblich ist. Die Jungen sind anfänglich dickköpfige, fast ungestaltete Tiere, und wenn man mit einem Stock an den Baum schlägt, worin sie liegen, so erheben sie ein eigentümlich klirrendes

Geschrei, das sich aber verliert, wenn sie älter werden. Aehnliche wunderliche Töne hört man auch von jungen Schwarzspechten.

Es sind muntere, fröhliche Vögel, die eine bedeutende Gewandtheit im Klettern besitzen; sie sind listig und vorsichtig, aber nicht so scheu, wie der Schwarzspecht, dabei ungesellig und sie leiden in ihrem Nestbezirke keinen ihresgleichen. Sie klettern auch an Mauern, Holzwänden, Kirchen und Häusern herum und wissen sich sogar an glatten Wänden anzuklammern. Auf den Boden kommen sie öfters und sind daselbst gewandter als andere Spechte; ihr Flug ist hart und rauschend in einer Wogenlinie, aber schnell. Verfolgungen wissen sie sich auf eine geschickte Art zu entziehen, indem sie auf die entgegengesetzte Seite des Baumes laufen, hier ein Weilchen lauschen und unbemerkt fortfliegen, während man sie noch immer hinter dem Baume glaubt. Ihre Stimme ist ein helltönendes „kjück kjück kjück" und ein schwächeres „jück jück". Der Paarungsruf ist angenehm, rein und laut, die ersten Silben gedehnt, die letztern sehr rasch ausgestoßen und lautet: „glüh glüh glüh glück glück glücklücklücklück". Das den anderen Spechten eigene Trommeln hört man vom Grünspecht nicht.

Der Grünspecht sucht seine Nahrung ebenso oft auf der Erde, als an den Bäumen, worin ihm sein nächster Verwandter, der Grauspecht gleicht. Seine Hauptnahrung sind in jeder Jahreszeit, besonders im Sommer, alle Arten Ameisen und deren Puppen, welche er mit seiner langen klebrigen Zunge sammelt und in großer Menge verschlingt. Selbst im Winter, wenn die Erde gefroren ist, hackt er Löcher in die Haufen, um zu den tief im Boden überwinternden Ameisen zu gelangen, wobei er nicht selten vom Raubzeug bemerkt und überrascht wird. Doch frißt er auch ölhaltende Baumsämereien, Tannensamen, Hasel- und Wallnüsse, Vogelbeeren u. a. Er klettert auch mit großer Behendigkeit an den Bäumen herum, um die kranken Stellen nach Insekten zu durchsuchen und findet hier Borken- und andere Käfer, Larven, Puppen, Insekteneier, an alten Weidenbäumen besonders die Larven des großen Weidenbohrers.

Die Jungen kann man mit Fleisch, Ameiseneiern und Käsequark aufbringen, wovon ich mich schon selbst überzeugt habe; ob sie aber Bucheckern und Nüsse fressen, habe ich bis jetzt noch nicht erprobt. Zu einem längern Unterhalten müßte man die gleiche umständliche Einrichtung herstellen, wie beim Schwarzspecht.

Der Grünspecht gehört zu den nützlichen Vögeln; da er aber stark hinter die Ameiseneier geht, so sehen ihn die Leute, welche Handel damit treiben, nicht gern. Von den Bienenstöcken kann man ihn durch einen Scheuchlumpen leicht abhalten.

Der Grauspecht. Picus canus, *Gmelin.*

Taf. 17, Fig. 8.

Graukopf, kleiner Grünspecht, Erdspecht, Kleiner Ameisenspecht. — P. canus, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1805; *Naum.* 1826; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; — P. norvegicus, *Lath.* 1790; — P. viridicanus, *M. & W.* 1810; — P. chloris, *Pall.* 1811; — P. caniceps, *Nils.* 1819; — Gecinus canus, *Boje*; *K. & Bl.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Hauptfarbe grün, der ganze Kopf grau; nur am Männchen ein Fleck auf dem Vorderscheitel rot. — Dieser Vogel sieht, flüchtig betrachtet, dem Grünspecht sehr ähnlich, ist aber doch merklich kleiner, der Schnabel schmächtiger, die Zunge viel kürzer, die Zeichnung am Kopf ganz anders und nur die beiden Mittelfedern des Schwanzes sind bandiert.

Länge 30 cm, wovon der Schwanz 10,7 cm wegnimmt, Schnabellänge 3 cm, Flügelbreite 46 cm, Höhe des Laufs 2,4 cm. Nur wenig kleiner als der Grünspecht.

Beschreibung. Kopf und Hals sind licht aschgrau; Stirn grüngrau; ein Fleck auf dem Kopfe schön karminrot; Bartborsten und ein Fleck vor dem Auge schwarz; ein anderer schwarzer Streif läuft von der untern Schnabelhälfte nach dem Halse; Oberrücken und Schultern sind schön olivengrün, schöner als beim Grünspecht; Unterrücken und Bürzel gelb, ins Grüne schimmernd; der Unterkörper ist hell grünlichgrau. Die Flügel sind olivengrün; die Schwingen schwarzbraun mit gelblichweißen Querbändern; Schwanzfedern schmutzigbraun, mit grünlichen Rändern und schwarzen Schäften; die Mittelfedern haben einige schiefe, dunkle Querflecken. — Der Schnabel ist dunkelgrau; die Zunge kürzer als beim Grünspecht, denn sie reicht nur um 9 cm über die Schnabelspitze hinaus; die Augen rötlichgrau, im Alter rot; die Füße bleigrau. — Die Weibchen haben auf dem Kopfe kein Rot. — Die Jungen sind unten von der Unterbrust an schwarzgrau gefleckt.

Der Grauspecht bewohnt in Europa dieselben Länder, wie sein Vetter Grünspecht, er ist aber nach Osten hin in Asien weiter verbreitet, denn er kommt noch in China und Japan als Brutvogel vor. In West-Europa ist er selten, so in Frankreich und in der Schweiz; in England ausgerottet; im waldarmen Holland nicht zu treffen und in Deutschland im allgemeinen nicht so häufig als der Grünspecht, einzelne Striche etwa abgerechnet. In den Auwäldern bei Wien sind Grün- und Grauspecht ziemlich zahlreich vertreten, an der mittleren Donau dagegen sparsam zu finden, was wohl dem Mangel an Waldameisen zuzuschreiben sein dürfte; dagegen an der untern Donau, in der Dobrudscha, ist der Grünspecht nicht selten, der Grauspecht sogar ein gemeiner Waldvogel. Aufenthalt und Strichzeit stimmt mit der des Grünspecht überein. Er lebt bei uns in den milden Laubwaldungen, kommt im Winter auch in die Obstgärten bis vor und an die Wohnhäuser, und besucht gern die Bienenstände, wo ihn aber der besorgte Bienenvater mit einem roten Zeuglappen verscheucht. In hochgelegenen Gebirgswäldern hält er sich nicht gern auf, so wenig als der Grünspecht, wenn sie nicht warme Thäler enthalten, die ihm zusagen. Nieder gelegene Waldungen zieht er vor, meidet ausgedehnte Nadelwälder, ausgenommen die Bestände der Zirbelkiefer.

Sie nisten in Eichen, Buchen, Aspen, Linden, Fichten, Kiefern, zuweilen auch in Obstbäumen, indem sie in diese ein Loch meiseln, mit schönem, zirkelrundem Eingang. Die unter den Brutbäumen liegenden Holzspäne verraten das Nestloch, welches eine Tiefe von 25—30 cm hat. — Das Nest steht in einer Höhe von 1—15 *m* vom Boden, ist mit einigen feinen Holzspänen gefüttert und enthält in der ersten Hälfte des Mai etwa 6—8 reinweiße, glänzende Eier, etwas kleiner als die des Grünspechts, mit so feiner Schale, daß der Dotter durchscheint. Sie messen 25 + 20 mm. Diese werden so eifrig bebrütet, daß man mit einiger Behutsamkeit den Brutvogel auf den Eiern fangen kann. Dem eiersammelnden Liebhaber sei hier bemerkt, daß der Grünspecht gewöhnlich höher nistet als der Grauspecht, man findet aber (ausnahmsweise) auch beim Grünspecht schon Nester mit 2 m Höhe und beim Grauspecht schon mit $^1/_2$ m Höhe, also noch unter Brusthöhe. Doch kommen bei beiden höher stehende Nistplätze häufiger vor.

Im Betragen ähnelt er dem Grünspecht, seine Stimme ist aber nicht so schneidend und klingt „gück gück gück"; eine angenehme, volltönende Stimme läßt er im Frühjahr hören, sie lautet: „klii klih klih klyh klyh klüh klüh klüh klüh", welches der Grauspecht hoch anfängt und den Ton von Silbe zu Silbe sinken läßt. Diese wohlklingenden Töne haben Aehnlichkeit mit denen des Grünspechts, aber das Tempo ist langsamer, die Töne gerundeter und durch das allmähliche Sinken so ausgezeichnet, daß sie ein aufmerksames Ohr sogleich erkennt. Auf den dürren Aesten versteht das Männchen durch schnelles Hämmern sehr meisterhaft zu trommeln, aber kürzer als andere Spechte. Zuweilen setzt er sich auf den Gipfel eines hohen Baumes und hält Umschau, was man beim Grünspecht nicht bemerkt.

Seine Hauptnahrung besteht hauptsächlich in Ameisen und deren Puppen, besonders von der gemeinen Waldameise, Formica rufa und von der Braunameise, F. fusca, weshalb man ihn viel häufiger auf der Erde als oben an hohen Baumschäften sieht; er verzehrt aber noch Borkenkäfer, Larven, Maden, Raupen, Puppen und Beeren. Von den Ameisen bekommen sie eine süßsäuerliche Ausdünstung, wie die andern Spechte. In Ost-Sibirien hält er sich — nach Middendorf — in der Nähe der Ortschaften auf und kommt bis an die Wohnhäuser wie bei uns. Es wurde beobachtet, wie er Zirbelnüsse, die unter dem Strohdach aufbewahrt wurden, davon trug. Zirbelnüsse sind dort überhaupt eine vielbegehrte Nahrung vieler Tiere: der Sperlinge, Meisen, Kleiber, Spechte, Tannen- und Eichelhäher, der Kreuzschnäbel, Fichtengimpel, Tauben, Wald-, Haus- und Truthühner, Gänse; ferner der Hunde, Schweine, Kühe, Zobel, Füchse, Dachse, Eichhörnchen, Mäuse, Bären und auch — der Menschen. Die Zirbelwälder bieten vielen Tieren Aufenthalt und Nahrung.

Wer Junge zu erziehen wünscht, findet Näheres beim Schwarz- und Kleinspecht.

Durch Vertilgung schädlicher Waldinsekten sind sie sehr nützlich.

Vierte Ordnung: Sitzfüßler, Brachypodes.

Die Vögel, welche in dieser Ordnung vereinigt sind, zeichnen sich durch kurze Läufe und kleine Füße aus, welche — mit Ausnahme des Wiedehopfs — mehr zum Sitzen, als zum Laufen dienen. Der Ueberzug des Laufes besteht in Quertafeln auf der Vorderseite des Tarsus, während die Hinterseite von kleinen Schildchen bedeckt ist oder ganz nackt bleibt. Dies ist jedoch die einzige augenfällige Uebereinstimmung, denn in diese Ordnung sind Vögel aufgenommen, welche durch Körperbau, Lebensweise und Brutgeschäfte sehr von einander abweichen, die aber in anderen Ordnungen — welche für unsere deutschen Vögel aufgestellt sind —, ebenso schwierig unterzubringen wären. Deshalb muß auf die Angabe weiterer gemeinsamer Merkmale verzichtet und auf die Kennzeichen der Familien verwiesen werden. Angereiht sind hier: 7 Arten in 6 Familien.

Erste Familie: Wendehals. Jynx, *Linné* 1748.

Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, gerade, sehr spitz, kegelförmig, nur wenig zusammengedrückt, hinten breiter als hoch; Nasenlöcher nahe beisammen, dicht vor der Stirn, ritzförmig, in einer sehr weichen Haut, nur teilweise von Borsten bedeckt; die Zunge ist außerordentlich lang, wie bei den Grünspechten, wurmförmig, weich und klebrig, aber vorn nur mit einer kleinen Hornspitze, welche viel kürzer und auch nicht mit Widerhäkchen besetzt ist, wie bei den Spechten; sie kann aber auch — wie bei diesen — sehr weit vorgeschnellt werden, und spielt beim Futteraufnehmen des Vogels ebenfalls eine wichtige Rolle, da er mit dieser langen klebrigen Zunge — wie mit einer Leimrute — alle kleinen und kleinsten Insekten leicht anheftet und in den Schnabel zurückzieht, wo vermutlich eine Einrichtung besteht, wie bei den Spechten, nämlich das Abstreifen der erfaßten Beute durch irgend eine Vorrichtung, wodurch sie ihre eingeleckte Beute so auffallend rasch verschlucken können. — Die Füße sind kurz, ziemlich stark, 2 Zehen nach vorn, 2 nach hinten; die Zehen ziemlich lang, der Lauf vorn und hinten quertäfelt, seitlich je mit einer Reihe kleiner, netzförmiger Täfelchen; die Krallen ziemlich scharf, aber nicht groß; der Schwanz mit 10 weichen, breiten, abgerundeten Federn, und 2 sehr verkümmerten Seitenfedern jederseits unter dem Schwanz, die Schäfte der Schwanzfedern sind — im Gegensatz zu denen der Spechte — weich und allmählich verschmälert, und verschwinden zwischen den Fiederchen der Spitze. Im Flügel ist die 1. Schwinge verkümmert, die 3. Schwinge die längste, die 2. und 4. Schwinge nicht viel kürzer; die 3. und 4. außen verengt. Das Gefieder ist sehr locker und weich, und überaus zart gefärbt.

Der Wendehals ist ein eigenartiger Vogel und erschwert dem Systematiker die Einreihung im System, da man ihn kaum mit anderen Vögeln vergleichen kann. Oberflächlich betrachtet scheint er — durch die lange, wurmförmige Zunge, durch die paarweise Zehenstellung, durch seinen kickenden Ruf — den Spechten anzugehören, es bestehen aber wieder solche große Verschiedenheiten, daß man ihn den Spechten nicht wohl anschließen kann. Von eigentlichem Klettern ist beim Wendehals ohnehin keine Rede. Von 4 Arten bei uns: 1 Art.

Der Wendehals. Jynx torquilla, *Linné*.

Taf. 18, Fig. 1.

Grauer Wendehals, Drehhals, Holzdreher, Natterwendel, Otterwendel, Langzüngler, Leirenbendel. — Jynx, et Torquilla, alte Aut.; — Cuculus jynx, *L.* 1746; — Jynx (et Yunx) torquilla, *L.* 1748—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.* 1831; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Torquilla striata, *Briss.*; — Picus jynx, *Pall.* 1811; — Jynx punctata, et major, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Gurgel blaßgraugelb, mit feinen braunschwarzen Querwellen; vom Nacken bis auf den Oberrücken herab ein braunschwarzer Streif; der Schwanz mit fünf zickzackförmigen braunschwarzen Binden.

Länge 17,8 cm, Schwanzlänge 6 cm, Flügelbreite 27,5 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Laufs 1,6 cm. So groß wie eine Feldlerche.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. — Alle Farben sind sanft in einander verschmolzen, sehen in einiger Entfernung grau aus, aber in der Nähe betrachtet, findet man, daß der Vogel sehr angenehm gezeichnet, und das Gefieder weich und seidenartig ist. — Der Schnabel ist nicht stark, von Farbe hornbräunlich; die Zunge ist lang, dehnbar, und kann 6 cm über den Schnabel hervorgeschnellt werden; die Augen sind gelbbraun; die Füße schmutzig bräunlichgelb. — Das Weibchen ist nur unmerklich kleiner und hellgrauer, daher schwer zu unterscheiden. — Man findet auch blasse, weiße und gefleckte Spielarten.

Der Wendehals bewohnt als Brutvogel das mittlere und nördliche Europa und Asien, ostwärts bis China und Japan. In unserem Erdteil geht er nordwärts bis ins mittlere Schweden und Finnland. In Mittel- und Südrußland ist er sogar häufig, trotzdem er in Steppengegenden mit den wenigen Bäumen vorlieb nehmen muß, welche die Flußthäler säumen, aber gesichertere Plätze bieten, als unsere Obstplantagen. In Deutschland gehört der Wendehals zu den bekannten Vögeln, ohne gemein zu sein, und ist ein Begleiter des lieblichen Frühlings, den er mit seinem gemütlichen: „freud freud freud" anzeigt. Die Ankunft fällt in die Mitte oder die zweite Hälfte des April, der Abzug beginnt im August. In Spanien und Griechenland ist der Wendehals selten; häufiger in Italien, wo schon einzelne Vögel überwintern, wie auch in Griechenland. Die Mehrzahl setzt aber nach Nordafrika über, wo sie — nach Heuglin — in Egypten, Nubien, Abessinien und Arabien den Winter zubringen. Nach Major Loche und Dr. König auch in Algier und Tunis. Cab. J. 1888, 170. — Sein Aufenthalt bei uns sind die Laubholzwälder, welche viel Blößen, guten Graswuchs und Nachbarschaft von Wiesen, Feldern und Obstbaumpflanzungen haben. In gemischten Wäldern trifft man ihn ebenfalls, nicht aber in reinen Nadelwaldungen. Er liebt Bäume vom mittlern Schlage, besonders solche, welche mit Höhlungen versehen sind, versteigt sich selten in hohe Baumkronen und hält sich gern im Sommer in Obstgärten und den damit verbundenen Baumpflanzungen auf, kommt auch mitunter bis nahe zu den Gebäuden, wenn er nur Ameisenhaufen daselbst findet. Beim Wegzug kommt er auch auf die mit Futter- und Küchengewächsen bebauten Aecker, denn er fliegt gern dem Gebüsche nach, wenn ihm nur hin und wieder ein Baum oder Gebüsch bei vorkommenden Gefahren Schutz gewähren kann. — Sie nisten in Baumhöhlen, wie sie sich gerade vorfinden, von 1 bis 8 m vom Boden entfernt, auf Weiden, Pappeln, Erlen, Aspen, Birn- und Apfelbäumen; bauen häufig kein Nest (nur zuweilen findet man eine Unterlage von Moos, Halmen und Haaren), sondern legen auf den klaren Holzmoder 7 bis 12 rein weiße, schwach glänzende Eier, welche eine so zarte Schale haben, daß der Dotter durchscheint; sie sind gewöhnlich kurz oval. Maße märkischer Eier: 20,16 + 15,28 mm. Man findet sie in der Mitte des Mai, und die Brütezeit dauert 14 Tage. Das brütende Weibchen sitzt so fest, daß es nicht selten über den Eiern mit der Hand gefangen werden kann, zumal diese Vögel nicht vorsichtig in der Wahl des Nistbaumes sind und oft solchen an recht besuchten Plätzen wählen. Nähert man sich dem Neste, so erscheint das Männchen ganz in der Nähe und fliegt von einem Aste zum andern; haben sie Junge, so kommen die Alten und schreien ängstlich „scheck scheck", wodurch sie ihr Nest verraten. Die Jungen sitzen aber so lange im Neste, bis sie völlig flugbar sind, und weil die Alten den vielen Unrat derselben nicht wegtragen, so wird ein solches Nest zuletzt ein stinkender Pfuhl, wie das des Wiedehopfs. Im ganzen brauchen sie ca. 6 Wochen, bis die Jungen selbständig sind, welche stets mit einer eigentümlichen zirpenden Stimme um Futter bitten.

Dieser Vogel ist ruhig, harmlos und still. Die Menschen scheut er nicht, und läßt sich daher gut in der Nähe beobachten. Mit andern Vögeln ist er friedfertig, und selbst wenn zwei Männchen Streit bekommen, so besteht er nur in einem Hin- und Herfliegen, Grimassenschneiden und Halsverdrehen, wobei sie aber einander ja nicht zu nahe kommen. Solche Händel zu beobachten, erregt die Lachlust in hohem Grade. Er sitzt meistenteils auf den Aesten, oft etwas hoch und ziemlich frei, besonders während des Frühlingsrufes, hüpft auch der Länge nach darauf fort, klammert sich, um ein Insekt wegzunehmen, öfters an einen Stamm, klettert aber niemals wie die Spechte an den Bäumen herum. Auf dem Boden hüpft er nicht ungeschickt, obwohl mit stark gebogenen Knieen. Sein Flug ist auf weite Strecken wogend; geht es nicht weit, so senkt er sich bis beinahe zum Boden herab, flattert dann gerade hin und steigt nun in einem flachen Boden auf den erwählten Sitz. Höchst sonderbar aber ist das merkwürdige Grimassenschneiden und Gebärdenspiel, das ihm

eigen ist. Er richtet die Kopffedern zu einer Haube auf, streckt den Hals zu einer ganz besondern Länge, zieht ihn wieder rasch zurück, wendet den Kopf, verdreht die Augen, breitet den Schwanz wie einen Fächer aus, macht langsame Verbeugungen, und kollert dazu wie ein Laubfrosch mit aufgeblasener Kehle. Den Kopf kann er wie eine Schlange drehen, so daß der Schnabel bald rückwärts, bald vorwärts steht. Diese Schlangengrimasse erschreckt die meisten Tiere sehr und treibt sie zu unverweilter Flucht. Man könnte glauben, er habe konvulsivische Anfälle. — Sein Frühlingsruf klingt „wüd wüd wüd wüd wüd wüd" oder „weid weid weid", ist angenehm, wird aber nicht sehr weit gehört. Man wird freudig überrascht, wenn man an einem heitern Frühlingsmorgen diesen Ruf zum erstenmal vernimmt, sowie der erste Ruf des Wiedehopfs, des Kukuks, des Pirols stets einen angenehmen Eindruck auf das Gemüt macht. In der ersten Zeit nach seiner Ankunft ruft er sehr eifrig die Silben „weid weid weid" wohl 12- bis 20mal, macht nur kurze Pausen und treibt sich aufgeregt im Revier umher, bis er erst ein Weibchen gefunden, dann aber läßt er sich nicht mehr so anhaltend, und später beim Nestbau gar nicht mehr hören.

Er nährt sich von allen Arten kleiner Ameisen und deren Puppen, fliegt deshalb auf Ameisenhaufen, stört darin, und wenn diese hervorwimmeln, so schlängelt er flink mit seiner langen, klebrigen Zunge darunter und zieht sie rasch in den Schnabel; die Ameiseneier klebt oder spießt er mit der harten Zungenspitze an und verschlingt sie einzeln; andere Insektenlarven, Puppen und Räupchen frißt er mit dem Schnabel wie andere Vögel. Er verzehrt auch im Herbst Holunderbeeren.

Im Zimmer läßt er sich mit Ameiseneiern an das Nachtigallenfutter gewöhnen und befindet sich wohl dabei. Wenn man ihm im Zimmer freien Flug und Lauf gewährt, so untersucht er alle Ritzen mit seiner langen Zunge, um Insekten aufzufinden, man kann sich daher den Spaß machen, Ameiseneier zwischen die Ritzen zu legen, welche er mit größter Gewandtheit mit seiner wurmartigen Zunge aufleckt. Stellt man ihm in einem Geschirrchen Ameiseneier vor den Käfig, so kommt er gleich herbei ans Gitter, streckt die lange bewegliche Schlangenzunge hindurch, wühlt blitzschnell in den Ameiseneiern herum und zieht die anhängenden ebenso rasch in den Schnabel zurück. Junge, die man erzieht, lassen, wie oben bemerkt, ein klirrendes, dem Schwirren der Heuschrecken sehr ähnliches Gezirpe hören, und werden außerordentlich zahm. Sie taugen recht gut in einen Flug, wo sie mit ihren Faxen und Kopfverdrehungen viele Kurzweil verschaffen, mit allen andern Vögeln im Frieden leben und sich dieselben höchstens durch ihre unschädlichen Grimassen vom Leibe zu halten suchen. Wer gern Vögel unterhält, ohne auf Gesang zu achten, kann sich mit Wendehälsen manche Unterhaltung verschaffen. „Das Hungergeschrei einer derartigen Jugendschar," sagt Dr. Girtanner, „ist das merkwürdigste, was von Tonwerken gehört werden kann"; die leiseste Bewegung des Kästchens, in welchem das Nest mit den Jungen liegt, ruft ein rätschendes Gesumme hervor. Mit ihren Kopfverdrehungen beginnen sie frühzeitig. In einem kleinern Käfig beschädigt er durch sein immerwährendes Grimassieren die Bauch- und weichen Schwanzfedern, paßt also nicht in solchen.

Mit einem Schläggärnchen kann man ihn fangen, wenn man Mehlwürmer oder Ameiseneier als Köber vorhängt. — Sie gehören zu den nützlichen Vögeln.

Zweite Familie: **Kukuk.** Cuculus, *Linné* 1735.

Schnabel kürzer als der Kopf, sanft gebogen, schwach, und — die Form abgerechnet — kaum den einer Taube übertreffend; vorn ein wenig zusammengedrückt, doch mit scharfen Schneiden; die Naslöcher fast kreisrund, von einem nackten, besonders hinten vorstehenden, fast röhrenförmigen Rande umgeben, welcher in der Jugend am höchsten ist; die hornige Zunge ist mittellang, seitlich und vorn fast schneidend; Füße sehr kurz und schwach, denn die Läufe sind kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel; vorn bis weit unter die Ferse, hinten bis fast an die Zehen wollig befiedert; die Schenkel mit herabhängenden Hosen (verlängerten Federn); 2 Zehen nach vorn, 2 nach hinten, die äußere hintere eine Wendezehe; Nägel klein und schwach, aber scharf; Läufe vorn und seitlich mit umfassenden Tafeln. Flügel lang, schmal und spitzig, da die größten Hinterschwingen noch nicht zur Hälfte so lang, als die vorderen sind; die 1. Schwinge gleich der 8.; die 3. Schwinge die längste; Schwanz 10federig und gut solang als der Leib,

nach außen stark stufig abgerundet, die 6 mittelsten Federn gleichlang, die einzelnen Federn breit und zugerundet; dessen Deckfedern weit über seine Mitte hinausreichend. Das Gefieder ist ziemlich dicht, aber nicht besonders umfangreich, und sitzt lose auf der Haut. Die Geschlechter weichen wenig, die Jungen merklich in der Färbung ab. Die Mauser erfolgt bei den unsrigen während ihrer Abwesenheit in wärmern Ländern; bei Gefangenen im Februar und März; sie dauert wegen des ungleichzeitigen Ausbrütens aber verschieden lange. Man findet Individuen, die schon beim Wegzuge in der Mauser begriffen, andere, die bei ihrer Ankunft im April noch nicht fertig damit sind.

Sie sind in unserem Vaterland zumeist Bewohner des Waldes, nähren sich von Insekten, besonders von Raupen, nicht nur von glatten, sondern auch von haarigen Raupen, welche nicht leicht ein anderer Vogel frißt; weichen aber von allen heimischen Vögeln durch ihre merkwürdige Fortpflanzung ab, denn sie brüten ihre Eier nicht selbst aus, sondern schieben sie meist kleinen Insektenfressern in die Nester und überlassen diesen die Ausbrütung und Auferziehung der Jungen. Und merkwürdig! die meisten der erwählten Vögel übernehmen diese Aufzucht bereitwillig, indessen ihre eigene Brut stets eine verlorene ist. Als Grund des Nichtbrütens wird die sehr langsame Entwicklung der Eier angegeben, welche durch die ungewöhnliche Größe des Magens verursacht werden soll. Für Entwicklung eines Eies schätzt man etwa 5 Tage Zeit (fast 8 Tage sagt Bechstein), so daß beim Selbstbrüten die ersten Eier längst faul wären, bis die letzten, etwa 5 bis 6, abgelegt würden*). Dieses Nichtbrüten hängt also nicht vom guten oder schlechten Willen der Kukuksmutter ab, sondern ist durch ihre Organisaton bedingt. Die Erhaltung dieser Art ist nur durch eine — von der allgemeinen Regel abweichende natürliche Veranlagung möglich, die auch wirklich vorhanden ist, und der sich auch meistens die Beteiligten fügen, um — diese sonderbare Art in ihrem Bestand zu erhalten. Darüber wird ausführlich in der nachfolgenden Beschreibung berichtet. Außer den Beschreibungen unserer Altmeister, voran Naumann sen. und jun., Bechstein, Pastor G. W. Thienemann**), Graf Casimir Wodzicki***) in Schlesien, Pastor Baldamus, Prof. H. Blasius, Pastor W. Päßler, Prof. Liebe in Gera, Ad. und K. Müller, H. Göbel, A. Nehrkorn, Pastor Brehm, und den eigenen Zuthaten des Verfassers, kommen diesmal hinzu: die Beobachtungen des bewährten, auf diesem Gebiet vielerfahrenen Forschers Adolf Walter, der durch seine belehrenden Artikel in verschiedenen Fachschriften längst den deutschen Ornithologen rühmlich bekannt ist, und sich der vom Verfasser erbetenen Aufgabe unterzog, diesen Aufsatz mit seinen eigenen Erfahrungen zu vergleichen, wodurch wir wohl in den Stand gesetzt werden, die Naturgeschichte unsres merkwürdigen Vogels — auf genaue Beobachtungen gestützt — um ein gutes Stück der Wahrheit näher zu bringen.

Die Familie der Kukuksvögel, Cuculidae im weitern Sinn, ist sehr zahlreich. Gray zählt über 200 Arten, welche die heißen Länder bewohnen und von denen manche ebensowenig brüten, als unser europäischer Kukuk. — Die Baumkukuke, Cuculinae im engeren Sinn, enthalten nach Dr. Reichenow etwa 80 Arten, welche die heißen Breiten der östlichen Halbkugel bewohnen. Nur unser bekannter Kukuk bezieht im Sommer die gemäßigten Striche Europas und Asiens. Hier beschrieben: 2 Arten in 2 Gruppen.

Erste Gruppe: **Baumkukuk**, Cuculus, *Linné* 1735.

Die Familienbeschreibung paßt vollständig hierher. Die 2. Schwinge fast gleich der 4. — Die meisten Baumkukuke sind — wie schon bemerkt — Schmarozer, welche ihre Eier ebensowenig ausbrüten können, wie unser heimischer Kukuk. Von etwa 50 Arten (die noch in drei weitere Gruppen untergebracht werden: Cacomantis, *Müll.* 1842; Hieracoccyx, *Müll.* 1842; Ololygon *Cab. et Heine* 1863;) bei uns nur 1 Art.

---

*) Wer sich für diese abweichende Organisation interessiert, findet ausführliches: Cab. J. 1868, 348, von Dr. Opel. — Ueber die Legepausen — vom Legen eines Eies bis zum nächsten Ei — siehe auch am Schluß S. 415.

**) W. Thienemann wies schon im Jahre 1815, damals noch junger Dekan, anatomisch nach, daß die langsame Entwicklung der Eier des Kukuks am Eierstock wohl der Hauptgrund sein dürfte, daß dieser Vogel nicht selbst brüten kann. Den gediegenen Aufsatz hierüber findet der Interessent in Cab. J. 1853 (1. Jahrg.) Extraheft, S. 54—60. — Auch Dr. Glogers Beiträge, Cab. J. 1853, S. 401, seien rühmend erwähnt.

***) Graf Wodzicki veröffentlichte im gleichen Journal 1853, Extraheft, S. 50—54, einen höchst interessanten Aufsatz, worin er auf die Fürsorge des Kukuks für seine Nachkommenschaft aufmerksam macht, und ist es dem Verfasser bedauerlich, dieses lebensvolle Bild nicht eingehender vorführen zu können. Graf Wodzicki war einer der zuverlässigsten Beobachter!

Der Kukuk. Cuculus canorus, *Linné*.

Taf. 18, Fig. 2, Männchen; Fig. 3, jüngeres Weibchen; Fig. 4, graues Jugendkleid.

Gemeiner-, Europäischer-, Singender-, Aschgrauer Kukuk, Rotbrauner Kukuk, Kuckuck, Guckguck, Gugug, Gauch. — Cuculus, alte Autoren; — C. cuculus, *L.* 1746—48; — C. canorus, *L.* 1758—66; *Scop.; Nozemann* 1770; *Gm.; Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1826; *Br.* 1831; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — C. hepaticus, rotbraune Var., *Sparrm.* 1788; — C. rufus, rotbraune Var., *Bechst.* 1791; — C. borealis, *Pall.* 1811; — C. cinereus, *Br. ex Besecke*, 1831; — C. indicus, *Cab.;* — C. telephonus, *Heine* 1863.

Kennzeichen. Die Füße nebst Krallen sind gelb; die Schwanzfedern haben am Schafte weiße Fleckchen; die Schwingfedern auf der Innenfahne weiße Bänder; der weiße Unterkörper ist mit schwärzlichen Wellenstreifen besetzt. Größe einer Turteltaube, er sieht aber wegen des langen Schwanzes größer aus. — Länge 31, Schwanzlänge 17, Flügelbreite 61, Schnabellänge 2, Höhe des Laufs 1,6 cm.

Beschreibung. Abbildung und Kennzeichen genügen. Die größeren Schwingen sind schwärzlichgrau, auf der Innenfahne mit 7 bis 11 weißen Querflecken, die kleinern dunkelaschgrau, mit 3 weißen Flecken. Die Federn des keilförmig abgerundeten Schwanzes sind mattschwarz, mit weißen Spitzchen und 7 bis 10 dicht am Schaft stehenden weißen Querflecken. — Der Schnabel ist schwärzlich, an der Wurzel gelblich; der sehr weite Rachen, Zunge und Schnabelwinkel sind orangerot; die Augen sind ziemlich groß, bei den Alten feuerfarben, mit orangegelbem Augenlidrändchen; die Füße samt Krallen sind schön hellgelb. — Alte Weibchen und junge Männchen, die nur einmal abgemausert sind, sehen dem in Fig. 2 abgebildeten Vogel in der Hauptfärbung ziemlich ähnlich, doch mit etwas matterer Anlage und einer weniger feurigen Farbe der Augensterne. Auch findet man bei den Weibchen öfters vorn am Hals, zuweilen auch am Hinterhals, eine licht rostgelbliche Mischung.

Es gibt aber auch rotbraune Kukuke bei uns und das sind meist junge Weibchen. Diese wurden früher als eine eigene Art abgetrennt: Der Rotbraune Kukuk, C. hepaticus, *Sparrm.* 1786; — C. rufus, *Bechst.* 1791, 1802, 1805; — C. himalayanus, *Gould* 1836; *Blyth* 1843. Die obern Teile sind rostfarben mit schmalen schwarzbraunen Querstreifen; Kehle und Vorderhals weiß, roströtlich überflogen, mit schwärzlichbraunen Wellenlinien in die Quere dicht besetzt; die Schenkelfedern weiß und ebenso gewellt; die Afterfedern weiß mit einzelnen schwarzen Querstreifen; Schwingen schwärzlichbraun mit rostfarbenen Querflecken, welche nach der Wurzel in Weiß übergehen; auf der Innenfahne stehen diesen Flecken rötlichweiße Querbinden entgegen; die Hinterschwingen haben schwarze und rostfarbige Querbinden; der Schwanz ist ebenso bezeichnet, am Schafte aber gehen diese Querflecken in Weiß über. — Dieser rostfarbige Ton ist aber veränderlich, geht bei den meisten nach zweiter Mauser in den gewöhnlichen aschgrauen Ton über, und bleibt nur bei wenigen Individuen durch mehrere Mausern rotbraun. Dagegen muß dem Leser bemerkt werden, daß in südlicheren, resp. wärmern Ländern dieser rotbraune Ton öfter vorkommt und dauerhafter anhält. Trotzdem sind es nur Varietäten und keine besondern Arten, denn sie unterscheiden sich sonst in keiner Weise, fliegen mit den Grauen, paaren sich auch mit denselben, und endlich erlegte oder erhielt Naumann solche Vögel, welche — gerade in der Mauser begriffen — den Uebergang vom rotbraunen zum aschgrauen Kleide hinlänglich beurkundeten. Naumann hat ein solches Uebergangskleid auf Taf. 128 abgebildet.

Man trifft den Kukuk in ganz Europa samt Inseln, bis hinauf zum Polarkreis, in einzelnen Fällen selbst bis zum Eismeer, wo er aber erst zu Ende des Mai ankommt. In Nord- und Mittel-Asien (Sibirien) ostwärts bis zum Japanischen Meer und Nord-China; nordwärts erreicht er — nach Middendorf — den Taimyr nicht. Auf dem Zuge kommt er in Süd-Asien bis auf die Sunda-Inseln. In Afrika zieht er ebenfalls weit umher. Heuglin sagt: „in Arabien, Egypten und Nubien im Herbst und Frühjahr; einzelne bleiben bis zum Mai in Egypten, und im Monat August habe ich in Nubien, bei Chartum im September, schon wieder junge Vögel auf dem Rückzuge ins Innere Afrikas getroffen." A. Brehm hält dafür, daß der Kukuk bis in die Südstaaten Afrikas wandere. Von manchen Ornithologen werden freilich die in Süd-Afrika und Ost-Asien wohnenden Kukuke für besondere, wenn auch nahestehende Arten gehalten, was sich erst später bei mehr Erfahrung entscheiden dürfte. — Der Kukuk hat demnach eine sehr weite Verbreitung, und es ist nicht zu wundern, wenn auferzogene junge Kukuke in Gefangenschaft so außerordentlich lange von der Aufregung des Zugtriebes leiden. — Der Abzug beginnt — nach Gätkes 3. Jahresbericht, Ornis 1887, S. 421 — schon in der zweiten Hälfte des Juli, und zwar mit den Jungen, welche, kaum recht ausgewachsen, wie die jungen Stare*) sofort ihre Geburtsstätte verlassen und dem Süden zuwandern. Er dauert durch den August, zu welcher

---

*) Siehe auch die Fußnote auf Seite 134.

Zeit auch die Alten abziehen, und endet im September. Der Abzug über Helgoland weist nach West-Afrika. Major v. Loche verzeichnet ihn für Algier als Durchzugsvogel; für Tunesien ist er aber, nach Dr. König: „kein häufiger“. Cab. J. 1888, 166. — In Griechenland, wo der Kukuk als Sommervogel nur im Gebirge vorkommt, beginnt der Rückzug, nach Dr. Krüper, schon Mitte Juli; denn Ende Julis wurden auf Tynos und Syra diese fetten Vögel auf den Straßen verkauft und von den Griechen als Delikatesse verspeist. Erst der August bringt die alten Vögel. — Sein Wiederstrich fällt bei uns in die zweite Hälfte des April, bei mildem Wetter wohl auch schon eine Woche früher; in den Südstaaten Europas in die erste Hälfte und in den Nordstaaten unseres Erdteils hört man seinen Frühlingsruf erst im Mai, und zwar oft spät im Monat. Auf der Insel Malta wird er, wie auch auf Helgoland, jährlich zweimal gesehen, beim Abzug und bei der Wiederkehr. Während des Hauptzuges trifft man oft mehrere Kukuke ziemlich nahe gesellig beisammen, die sich später aber auf weitere Räume verteilen. — Im Norden unseres Erdteiles ist der Kukuk viel häufiger als Sommervogel verbreitet, als in Süd-Europa, weil er dort viel mehr kleine Vögel findet, denen er seine Brut anvertrauen kann. In Skandinavien gehört er, nach A. Brehm, zu den gemeinsten Vögeln des Landes, und kaum hat Brehm irgendwo so viele Kukuke gesehen, als in Norwegen und Lappland. Aber auch an der mittlern Donau ist er sehr häufig und kann dort als Charaktervogel gelten, denn selbst in den dortigen ausgedehnten Rohrfeldern fehlt er nicht völlig. — Gebirge bewohnt er bis über den Baumwuchs hinauf, bis zur Schneegrenze; im Himalaya bis über 8000 Fuß Höhe. Er zieht zwar den Wald vor, kommt aber auch — wenn gleich seltener — in Gegenden, wo nur Röhricht und Buschwerk wächst, selbst auf baumlose Inseln und auf Steppen, wo er sich mit Gestrüpp und niedern Kräutern begnügt. Sein Aufenthalt ist aber stets da, wo kleine insektenfressende Vögel wohnen, denen er seine Eier anvertrauen kann. Je mehr solche Vögel vorkommen und je besser sein Futtertisch gedeckt ist, um so häufiger wird sich der Kukuk einfinden. Dies sind auch die Grundbedingungen seiner Existenz. Gemischte Waldungen, besonders in der Nähe von vogelreichen Brüchen und Sümpfen, bewohnt er oft in bedeutender Anzahl. — In unserem Vaterland ist der Kukuk sehr ungleich verteilt. Bei uns in Württemberg überall mehr einzeln, so auch um Stuttgart. Fünf Mark setzte ich schon seit Jahren für das Beibringen eines nackten jungen Kukuks aus und konnte lange keinen erhalten. Es gibt nur wenige Gegenden bei uns, wo ihre Anzahl bemerklicher ist. Anders ist es dagegen in manchen Gegenden Mittel- und besonders Norddeutschlands, wo sie stellenweis so häufig vorkommen, daß auf ein Weibchen (die stets in Minderzahl sind), drei, vier, selbst fünf Männchen kommen, die dasselbe durch ihr Revier begleiten, und die auch (nach gemachten neueren Erfahrungen) diese Begleiterstelle in aller Verträglichkeit versehen sollen, so lange sich nämlich die Begleitung innerhalb der Grenzen ihres Reviers durchführen läßt. (Orn. Centralbl. 1877, Nr. 16 und 17; dass. 1879, Nr. 3.). Auch für die Mark und für die Provinz Preußen wird sein Vorkommen als ein häufiges bezeichnet. In Vorpommern soll er dagegen seltener sein. Wie andere Zugvögel beziehen sie alljährlich ihre alten Brutgebiete. Naumann beobachtete ein Männchen mit einem kennbar abgeänderten Ruf durch 25 Sommer im gleichen Gebiet. Nach A. Walters Feststellung gilt das Gleiche auch für die Weibchen, welche sich durch eigentümliche Färbung ihrer Eier, die von andern kennbar abweichen, sowie dadurch, daß man diese in demselben Gebiete und bei der gleichen Vogelart wieder findet, so auszeichnen, daß die Identität außer Zweifel ist.

Die männlichen Kukuke erwählen sich in dem ihnen angemessenen Gebiete einen Standplatz, das ist ein ziemlich großes Revier, das sie gegen andere Kukuksmännchen hartnäckig verteidigen und jeden Rivalen daraus zu vertreiben suchen. Nach dem oben Gesagten dürfte man aber annehmen, daß der männliche Kukuk nur sein Standrevier verteidigt, nicht aber das durchziehende Weibchen. Jeder Waldgänger, der den Kukuksruf gut nachzuahmen weiß und sich gut versteckt, kann das standhabende Männchen des Reviers bis auf wenige Schritte herbeilocken, welches dann wütend den unsichtbaren Nebenbuhler umfliegt, bis es die Neckerei entdeckt und erschrocken die Flucht ergreift, wenn es — statt seinesgleichen — den gefürchteten Herrn des Waldes ansichtig wird. Anders aber verhält es sich mit den Weibchen. Diese durchstreifen gewöhnlich ein weit größeres Revier, um während der Legezeit (resp. Legenot) die nötige Anzahl Nester der insektenfressenden Vögel aufzufinden, wobei sie nicht selten die angrenzenden Reviere mehrerer benachbarten Männchen durchstreifen, sich denselben durch ihre einladende Kicherstimme anzeigen, auch von jedem derselben bestens aufgenommen, durch das ganze Revier sehr galant begleitet, und niemals verjagt werden, bis das weite Herumstreifen endlich in ein Gebiet führt, wo ein anderes Weibchen residiert. Das ändert aber sofort die Scene; denn in diesem Falle giebt es sehr erbitterte Kämpfe zwischen denselben, gerade wie das bei den Männchen (unter sich) der Fall ist, wenn ein fremder Kukuk in ihr Revier eindringt. Das eingedrungene Weibchen wird von dem andern heftig angefallen, muß das Revier schleunigst wieder verlassen, und darf

seine Eier hier nicht absetzen*). Es geht daraus zur Genüge hervor, daß die Kukuke nur da in Monogamie leben, wo die Zahl der Männchen und Weibchen gleich verteilt ist. Die aufmerksamen und gründlichen Beobachtungen in der Neuzeit haben aber dargethan, daß eine gleiche Verteilung der Geschlechter selten, dagegen der Bestand der Weibchen viel geringer ist, vielleicht nicht einmal die Hälfte der Männchen beträgt. Das hat seinen Grund offenbar darin, daß bei dem unstäten Umherschweifen der Weibchen, um in ihrer Legenot passende Nester für ihre Eier zu finden, welche ja, — wie bekannt — meistens niedrig nistenden Vögeln anvertraut werden, daß bei diesem Umherschweifen um niedriges Buschwerk auch manche dieser spähenden Halbmütter verunglücken, während die scheuen flüchtigen, in ihren Baumkronen versteckt lebenden Männchen nichts von den Drangsalen ihrer brutbergenden Stammhalterinnen wissen; denn sie bekümmern sich um die Nachkommenschaft nicht und beteiligen sich in keiner Weise bei der Entfernung von Nesteiern und Jungen, wie manche Forscher behaupten.

Was der geneigte Leser bis jetzt vernommen hat, wird ihm die Ueberzeugung beibringen, daß der Kukuk kein eigenes Nest nötig hat und auch keines baut. Desto mehr aber ist die Begabung des Weibchens zu bewundern, die Nester anderer Vögel, besonders der insektenfressenden, aufzufinden. Auch die bestversteckten, seien sie im dichten Rohr, in Binsen, in Gebüschen, im moosigen Wulst des Waldbodens, unter Rainen, in Holzklaftern, Höhlen oder sonstwie verborgen, entgehen seinem Späherauge nicht. Das sind in unserem Vaterlande zumeist die Nester gewisser hiezu geeigneter, niedrig nistender Vögel: besonders der Rotkehlchen, der Grasmücken, der Laubsänger, der Rohrsänger; der Zaunkönige, deren geschützte Nester sie häufig wählen; der Braunellen, Bachstelzen, Pieper; zuweilen der Sing- und Schwarzdrossel. Er meidet die Nester der Nachtigallen und Fliegenfänger! Dagegen hat man seine Eier auch schon in den Nestern der Rohr- und Goldammern, der Buch- und Grünfinken, der Hänflinge u. a., obwohl viel seltener, gefunden**). — Das Eierlegen geschieht meistens am stillen frühen Morgen; seltener übertags oder abends. Das Kukuksweibchen läßt sich auch — als scheuer und ängstlicher Vogel — nicht leicht dabei beobachten, sondern geht so heimlich als möglich zu Werke. Ein klägliches und anhaltendes Schreien, oft ein keckes Angreifen der Nestvögel, sogar der recht kleinen, z. B. Cal. phragmitis, bezeichnet die Besorgnis derselben beim Nahen des großen Vogels zu ihrem Neste. Daß sich aber die Vögel „sehr freuen", wenn ihnen der Kukuk ins Nest legt, wie wir zuweilen lesen, wollen wir einfach ins Reich der Märchen verweisen. Da die Kukuksmutter sich nicht immer in die Nester kleiner Vögel, wie der Rohrsänger, Grasmücken, Rotkehlchen, Bachstelzen, oder gar der Müllerchen oder Zaunkönige hineinsetzen kann, um zu legen, so legt sie in solchen Fällen das Ei auf dem Boden ab, nimmt es in den Rachen und trägt es so nach dem gewählten Neste, sei dieses nun im Gebüsch, auf dem Boden, im Röhricht oder in einer Höhle. In die Nester größerer Vögel setzt sie sich aber hinein und legt das Ei ab, wie jeder andere Vogel. Sie wurde schon ertappt beim Legen ihres Eies auf den Boden; sie wurde auch schon von ihrem gelegten Ei verjagt, ohne daß sie es im Rachen fortbringen konnte; es wurden aber auch schon Exemplare erlegt, welche eben das Ei im Rachen trugen, um es in das vorgemerkte Nest einzulegen. Es waren gar viele solcher Fälle zu verzeichnen, bis man endlich in der Lage war, dieselben mit dem Thatbestand in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Den rastlosen Bemühungen hellblickender und gewissenhafter Forscher ist es auch — im Laufe der letzten zehn Decennien***) — gelungen, die Geschichte des Kukuks, wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil aufzuklären und von den frühern, mitunter märchenhaften Zusätzen zu reinigen.

---

*) Doch aber zuweilen, wenn viele Kukuke auf kleinem Raum zusammen leben, kommt es vor, daß mehrere Weibchen solche kleine Reviere durchstreifen und dann findet man nicht selten 2, in sehr seltenen Fällen auch 3 Kukukseier in einem Nest, die dann von verschiedenen Weibchen eingeschmuggelt sind, was man an der Färbung der Eier erkennt. Man findet dann helle Eier, dunkle Eier, meistenteils mit grünlicher, mitunter rötlicher Grundfarbe. A. Walter.

**) Selbst im Nest des Dornbrehers findet man zuweilen ein Kukuksei, das das Kukuksweibchen trotz der Wachsamkeit und der Rauflust des Würgers einzuschmuggeln verstand. Doch nicht immer gelingt dies Einlegen des Eies ins Würgernest und es mußte, wie schon mehrmals bemerkt wurde, das Kukuksweibchen den Angriffen des Würgers weichen. A. Walter.

***) Im Sommer 1787 veröffentlichte der englische Arzt Edward Jenner, bekannt durch seine Erfindung der Kuhpockenimpfung, eine Beobachtung über einen jungen frisch ausgeschlüpften Kukuk (siehe: Rennie, Baukunst der Vögel, Leipz. 1833), den er im Nest einer Braunelle mit einem andern Nestling entdeckte: „das Nest — so berichtet Jenner — stand am äußersten Punkt einer Hecke, so daß ich alles, was vorging, sehen konnte; zu meiner großen Verwunderung sah ich den jungen Kukuk, obgleich er erst kürzlich ausgekommen war, wie er die junge Braunelle zum Neste hinauswarf. Dieses geschah sehr sonderbar &c." Ich verweise den Leser, um Wiederholungen zu vermeiden, auf den ferneren Verlauf unserer Beschreibung, wo alles so ausführlich erzählt ist, als von Dr. Jenner, auch ohne weitläufige Zugaben.

In den meisten Fällen wird das eingeschmuggelte Kukuks-Ei von den Nesteigentümern als eigenes betrachtet und mit den noch übrigen Eiern zur Brut übernommen. Mit dem Einlegen des Eies in das fremde Nest ist es aber bei der Kukuksmutter nicht abgemacht. Sie zeigt ihre unbewußte Fürsorge dadurch, daß sie von dem Gelege, falls es schon 4 bis 5 Eier enthält, einige aus dem Neste wirft (nicht aber frißt), so daß das Gelege samt dem Kukuksei nur 3 bis 5 Eier zählt. Ist das Gelege noch nicht voll, nur mit 2 oder 3 Eiern belegt, so wird auch in diesem Fall eins, selbst noch ein zweites Ei ausgeworfen*). — Die Brütezeit dauert auch für das Kukuksei nicht länger, als für die Eier anderer kleiner Waldvögel, nämlich 13 Tage. Ist diese Zeit vorüber, dann zeigt sich die Fürsorge der Kukuksmutter zum zweitenmal! Genau zur Ausschlüpfezeit des jungen Kukuks fliegt seine Mutter in aller Heimlichkeit und Stille ans Nest heran und wirft sämmtliche Eier oder auch ausgeschlüpfte Junge — welche sie neben ihrem Abkömmling vorfindet — aus dem Neste, die man auch um die angegebene Zeit stets in der Nähe auf dem Boden findet. Das ist die Ursache, warum man den frisch ausgeschlüpften Kukuk fast immer allein im Neste findet. Nach dieser Beseitigung erlischt aber auch die weitere Thätigkeit der Kukuksmutter für dieses Gelege und sie überläßt die fernere Sorge den Pflegeeltern, die auch — und zwar in den meisten Fällen — getreulich ihres aufgedrungenen Amtes walten. Bleibt zufällig ein Ei, resp. ein Junges zurück, wenn etwa die Kukuksmutter beim Säubern des Nestes verjagt wurde, so zeigt sich die erwähnte natürliche Veranlagung für Erhaltung der Art zum drittenmal, und zwar diesmal beim jungen Kukuk selbst. Der junge Gauch hat nämlich schon nach circa 48 Stunden, an dem 3. Tag seines Lebens, noch nackt und blind, die Begabung und Kraft, seine Nebenjungen auf die breite vertiefte Rückengrube wie auf eine Schaufel zu laden und über den Nestrand hinaus zu werfen. Er bleibt von nun an allein im Nest, und wird von seinen Pflegeltern in der ersten Zeit bis zu etwa 8 Tagen erwärmt, und mit Aufwand aller Kräfte gefüttert, bis er flügge und selbständig ist. Dies ist der gewöhnliche Verlauf. — Aber auch Mißgeschick durch verhängnisvolle Wahl eines Nestes ist nicht ausgeschlossen; davon unten einige Fälle**).

Kehren wir nun zu den Eiern zurück und unterziehen sie einer nähern Besichtigung. Diese sind für die Größe des Vogels auffallend klein, nicht größer als Sperlingseier, obwohl der Kukuk vier- bis fünfmal größer aussieht. Sie messen durchschnittlich 22,2 + 16,2 mm***). Das Gewicht

---

*) Enthält das Nest nur 1 Ei, etwa das erst gelegte, so wird in der Regel auch dies Nestei von dem Kukuksweibchen entfernt, und in diesem Fall kommt es häufig vor, daß der Nestvogel sein Nest verläßt und das Kukuksei preisgiebt. Man kann wohl als Regel aufstellen, daß die Kukuksmutter, wenn sie Nesteier vorfindet, stets eines, mehrere oder auch mitunter alle aus dem Neste entfernt. (Orn. Centralbl. 1881, Nr. 1.) A. Walter. Nun kommt es aber auch öfter (doch aber als Ausnahme) vor, daß man ein volles Gelege antrifft; in diesem Fall hat die Kukuksmutter zuerst (als das Nest noch leer war) gelegt, und der Nestvogel sein volles Gelege nachher, ohne weitere Beunruhigung durch die Kukuksmutter. A. Walter fand sogar in einem noch nicht ganz fertigen Nest der Weißen Bachstelze ein Kukuksei. Die Stelze baute aber trotzdem das Nest aus und legte erst 2 Tage nachher (in dem gewöhnlichen Zeitraum) ihre 5 Eier hinzu. Nun begann sie zu brüten. — Noch mag hier bei den Ausnahmen ein weiterer Fall stehen: Da das Kukuksweibchen nicht in Ruhe, wie andere Vögel, sein Ei legen kann, sondern Störungen mannigfacher Art ausgesetzt ist, die ihm oft schon die Vögel, denen es sein Ei einschmuggelt, bereiten, so kann es vorkommen — und ist auch schon vorgekommen — daß es in der Eile keins der vorgefundenen Nesteier entfernen kann und das Gelege des Nestvogels bleibt nun — infolge der Störung — auch vollzählig. Doch ist dies eine seltene Ausnahme. A. Walter.

**) Ein Mißgeschick ganz besonderer Art ist es, wenn das Kukuksweibchen sein Ei in eine Baumhöhlung mit solchem engen Eingang schiebt, daß nachher der junge Kukuk nicht ausfliegen kann und in dieser Haft elendiglich verkümmert, wenn späterhin die Zugzeit seine Pflegeeltern in die Fremde ruft und sie ihn dann nicht mehr füttern können. Er ist verloren, wenn ihn nicht irgend ein Zufall rettet. — Auch kommt es nicht allzuselten in Gegenden — wo sich viele Kukuke aufhalten — vor, daß in ein Nest zwei Weibchen ihre Eier absetzen, so daß dann 2 junge Kukuke auskommen. Nach unsern genauesten Beobachtungen darf aber nur ein Kukuk das Nest besitzen und somit entscheidet hier das Recht des Stärkeren. Der Stärkere schafft den Nebensaßen über Bord, wie jeden andern Vogel, und bleibt dann allein sitzen. Einen solchen Zweikampf haben die Gebrüder Adolf und Karl Müller sehr eingehend beschrieben, auch mit einigen guten Abbildungen verdeutlicht. Bei der großen Ueberfüllung unseres Buches ist es mir wirklich leid, diese interessante Schilderung nicht wortgetreu aufnehmen zu können. Ich setze aber bei, wo dieselbe nachzulesen ist. Siehe „Liebes Monatsschrift zum Schutz der Vögel, 1887, Nr. 3, S. 59 ff." — Wenn man 2 Kukukseier in einem Nest findet, so kommen diese Eier auch von 2 verschiedenen Weibchen, welche zufällig das gleiche Revier durchstreiften. Das beweist die verschiedene Färbung der Eier, denn bekanntlich legt ein und dasselbe Weibchen immer gleiche Eier. Siehe auch die erste Fußnote S. 406.

***) Es kommt deshalb, nach Walter, sehr oft vor, daß die Eier der größeren Pflegevögel in vielen Fällen ebenso groß, oder doch fast so groß wie die Kukukseier sind. Bei der Gartengrasmücke, Hortensis, ist das Nestei mitunter so groß, doch in der Regel ist das Kukuksei etwas

des gefüllten Eies beträgt $3^7/_8$ bis $4^1/_4$ Gramm, das des entleerten Eies durchschnittlich 23—25 Centigramm. (Das leichteste entleerte Ei wiegt 18, das schwerste $29^1/_2$ Centigramm. Dr. Kutter hat sogar ein noch schwereres, das 32 Centigramm wiegt. A. Walter.) Diese entleerte Schale ist ein Viertel bis ein Drittel schwerer als andere Eierschalen gleicher Größe, nicht sehr dick aber von so großer Härte und Festigkeit, wie bei keinem andern gleich großen Ei. Wenn man Eier vom Kukuk zum Präparieren mit der Nadel durchsticht, so muß man viel stärker drücken, um die Schale zu durchbohren, als dies bei andern Eiern der Fall ist. (Orn. Centralbl. 1880, Nr. 24, A. Walter.) Am Gewicht und an der Härte der Schale kann man die Kukukseier unterscheiden und unterschobene Fälschungen erkennen und vermeiden*). Die Schale ist glatt und glänzend. Die Größe der Eier ist jedoch verschieden, sowie ihre Form; bald sind sie rundlich, bald oval. Noch mehr sind aber die Färbungen verschieden. Man findet spangrüne Eier mit und ohne Zeichnung; ferner solche, welche auf weißem, grauem, grünem, grünlichem, bräunlichem, gelblichem, rötlichem und braunrötlichem Grunde mit graugrünen, olivengrünen, aschgrauen, gelbbraunen, olivenbraunen, gelbroten, weinroten, braunroten, dunkelbraunen und schwarzen Tüpfeln, Stricheln, Flecken und Schnörkeln bezeichnet oder marmoriert sind. Es kommen jedoch auch einfarbige Eier vor, wenngleich selten. So sind schon milchweiße und bläuliche oder — wie oben bemerkt — grünliche Eier gesammelt worden. Die von der Grundfarbe scharf abstechenden einzelnen schwarzen Punkte sind bei den meisten Eiern charakteristisch und fehlen nur in seltenen Fällen ganz. Die mit dunklerem Grunde haben meist die Flecken in deutlich dreifacher Steigerung der Grundfarbe. Häufig findet bei der vielfach änderlichen Färbung auch eine Aehnlichkeit der Kukukseier mit denen der Nestvögel statt. Mag diese Aehnlichkeit nun auf Zufall beruhen oder nicht, so sind doch die Eier der kleinern Pfleger immer an der mindern Größe leicht zu unterscheiden, wie beim Teichrohrsänger, beim Müllerchen, beim Zaunkönig und bei den Zwerglaubvögelchen, wo ein Irrtum nicht stattfinden kann. Viele dieser Kukuksweibchen haben einen besondern Form- und Farbentypus bei ihren Eiern, auch eine bestimmte Auswahl der Brutvögel für ihre Eier. Manche wählen vorzugsweise Rotkehlchen, andere Bachstelzen, wieder andere Zaunkönige ꝛc. Nach Walter wählen die legenden Weibchen vorzugsweise solche Nester, in denen sie selbst erzogen wurden, und weichen nur dann davon ab, wenn es an der nötigen Auswahl fehlt. Fehlt aber diese, so müssen sie in ihrer Legenot mit allen möglichen Nestern, zuweilen auch mit unpassenden, d. h. mit verlassenen Nestern vorlieb nehmen, in denen ihre Eier gar nicht zur Bebrütung kommen. In solcher Legenot, oder wegen starken Mangels an passenden Nestern, kommen sie zuweilen auch bis in die Hausgärten, selbst bis in die Gehöfte und an Wohnhäuser, um ein Unterkommen für das abzulegende Ei zu finden. Der Fall, daß eigensinnige Vögel ihre eigene Brut samt dem eingeschmuggelten Kukuksei aufgeben, kommt zwar selten vor, aber er kommt vor (nach Walter sogar „nicht selten")! Was nun die Aehnlichkeit der Kukukseier mit denen ihrer gewählten Brutvögel betrifft, so setze ich den Ausspruch A. Walters hierher, den ich in dieser Angelegenheit für sehr kompetent erachte: „Von 214 Kukukseiern, die ich im Laufe der letzten zwölf Jahre entdeckte, konnte man hinsichtlich der Farbe nur 6 den Nesteiern ‚sehr ähnlich' nennen; eine ziemliche Anzahl war den Nesteiern ‚im ganzen ähnlich'; der bei weitem größte Teil der Kukukseier hat aber ‚gar keine Aehnlichkeit' mit den Nesteiern." (Zeitschr. für ges. Ornith. 1886, Heft 1, Budapest)**).

Wir begleiten nun den jungen Kukuk, der — wie schon bemerkt — mit 13 Tagen aus dem Ei schlüpft, bis zu seiner Selbständigkeit. Er kommt nackt, blind und sehr klein zur Welt, wie es die Größe des Eies nicht anders zuläßt, er unterscheidet sich auch in der ersten Zeit nicht merklich. Drei Tage später aber ist er gut noch einmal so groß, denn er wächst sehr schnell; er ist jetzt dickköpfiger mit vorstehenden Augapfeln, und ziemlich kennbar markiert; auf der hellen Fleischfarbe zeigen sich schon blauschwarze Stoppelfluren, und er hat schon so viel Kraft, daß er mit „überraschendem Geschick" und fast unheimlicher Sicherheit vorgefundene oder auch eingelegte

---

größer. Bei der Grauen Bachstelze, Mot. alba, sieht das Kukuksei in den meisten Fällen nicht größer aus. Bei der Sperbergrasmücke fand Walter zwei beisammen liegende Kukukseier, die beide gleich groß den Nesteiern sind. Beim Dorndreher ist das Nestei fast immer gleich groß mit dem Kukuksei. In den Nestern der kleinen Pflegevögel dagegen ist das Kukuksei jederzeit an seiner bedeutenderen Größe kenntlich. — Auch die Härte seiner Schale trägt zur Erhaltung der Art bei.

*) Der radiale Querschliff der Schale eines Kukukseies ist von W. v. Nathusius, Cab. J. 1882, S. 296, durch eine Abbldg. (Fig. 9) verdeutlicht, welche Abhandlung nebst den Untersuchungen von andern Eischalen für Interessenten der Oologie sehr viel Belehrendes enthält. — Ferner von demselben: Gewichtsbestimmungen und Messungen a. a. O. S. 158.

**) Auch soll hier nicht verschwiegen werden, daß bei dem Sammeln der Kukukseier auch manche Täuschungen — absichtliche oder unabsichtliche — unterlaufen mögen, und auf diese Weise die Ansicht gefördert wurde, daß das Kukuksweibchen immer den Nestvogeleiern ähnliche Eier lege.

Nestjunge aus dem Neste werfen kann, indem er sich nämlich rücklings unter den ihm nächsten Vogel schiebt, ihn in die breite Rückengrube nimmt, wozu er seine Flügelarme wagerecht ausbreitet, dann sich am Nestrande aufrichtet, und ihn mit einer Rückwärtsbeugung über Bord wirft. Der blinde Vogel tastet noch mit den Flügelfingern umher, um sich gleichsam zu überzeugen, daß er nun allein im Neste sitze, dann sinkt er in die Nestmulde zurück. Bei Bearbeitung der 1. Auflage im Jahre 1847, hatte ich diese Erfahrung noch nicht gemacht, wollte überhaupt an diesen — mir grausam scheinenden — Instinkt nicht glauben, wie es sicherlich wohl auch schon manchen andern sentimentalen Naturfreunden ergangen sein mag, und ich berichtete nach Autoritäten, welche diesen Thatbestand vermittelten. Unterdessen aber habe ich mehrmals Gelegenheit gehabt, aus eigener Anschauung mich von der bestimmten Thatsache zu überzeugen, „daß der junge Kukuk seine Stiefgeschwister absichtlich*) aus dem Neste wirft". Der erste Fall meiner Beobachtung war bei einem fast nackten Jungen, das sicherlich höchstens 3 Tage alt war; diesem legte ich, da es allein im Neste saß, achttägige Kanarienvögel ins Nest, und der junge Kobold ruhte nicht eher, als bis er eines durch heftiges Umherdrehen und Unterschieben des Kopfes oder Hinterkörpers auf dem Rücken, oder vielmehr in der Rückengrube zu sitzen hatte; den Hintern schob er dann dem Nestrande zu, stand schnell und kräftig hoch auf, machte eine Rückwärtsbeugung — und draußen lag das eingelegte Junge; ebenso erging es den andern. Diese Proben wiederholte ich zu meiner und anderer Ueberzeugung sehr oft. Zu diesem Hinauswerfen bemerkt A. Walter, der sehr viel praktische Erfahrungen über den Kukuk und seine Brutverhältnisse besitzt: „Je jünger diese Schmarozer sind, desto energischer betreiben sie das Hinauswerfen und thun ganz wütend dabei, bis sie wieder allein im Neste sitzen. Und sie thun das mit einem wirklich überraschenden Geschick, trotzdem sie sich sonst sehr ungelenk zeigen. Den Rücken gebrauchen sie dabei wie eine Schaufel. Dies Hinauswerfen vollführen sie ebensogut, wenn sie nackt und noch nicht sehen können, als später befiedert." In der 2. und 3. Auflage unseres Buches steht: „Zusammengeknitterte Papierknäuel wurden gleichfalls über Bord des Nestes geworfen." Dies ist aber keine präcise Ausdrucksweise, denn der junge Kukuk macht sich nur den Rücken von der Papierkugel frei, wirft sie aber nicht aus dem Nest, worauf ich von A. Walter aufmerksam gemacht wurde, was sich denn auch bei andern Proben bestätigte. Weiter belehrt uns Walter: „Der kleine Kukuk wirft weder Eier, noch Papierkugeln, noch auch Beeren u. dgl. aus dem Nest, sondern nur lebende Vögel!" Auf diese Thatsache gründet sich auch ein wichtiger Beweis: daß nämlich der junge, soeben ausgeschlüpfte oder nur einen Tag alte Kukuk — neben ihm liegende Eier nie selbst entfernt, d. h. in dieser kurzen Spanne Zeit noch nicht entfernen kann, deshalb um die Zeit des Ausschlüpfens von seiner Mutter unterstützt wird, welche die Eier oder etwaige Nebenjunge aus dem Neste wirft, und somit ihrem Kinde gleich beim Eintritt in die Welt „den Kampf ums Dasein" erleichtert. Denn man findet immer um diese Zeit Eier oder Nebenjunge außerhalb des Nestes liegen**). Hat der junge Gauch 48 Stunden Lebensalter auf dem Rücken, so bedarf er — wie der aufmerksame Leser oben erfahren — keine Hilfe mehr, sondern ist imstande sich zum alleinigen Inhaber des Nestes zu machen. Das eingeschmuggelte Kukuksei verdirbt jedem Brutvogel die eigene Brut.

Sehend wird der Kukuk etwa am 6. Tag, einzelne Rückenstoppeln beginnen zu platzen, am 11. Tag füllt er das ganze Nest aus, die Augen sind weit geöffnet; er hat, außer den blauschwarzen Kielen mit kurzen Federchen, braune Flügeldeckfedern, unter dem Bauche ist er um diese Zeit noch kahl und zeigt nur Stoppelfluren. Je älter er wird, desto mehr hört der feindselige Trieb, Nebenjunge aus dem Neste zu werfen, auf, und mit etwa 15 Tagen Alter wirft er nichts mehr aus dem Nest, das er auch nicht mehr nötig hat, und er füllt nicht nur das Nest aus, sondern er überragt dasselbe mit dem Rücken, der nun von Federn völlig bedeckt ist und keine Grube mehr zeigt, so daß sich neben dem großen gefräßigen Vogel, der stets um Futter bettelt und den Schnabel weit aufsperrt, auch kein anderer Vogel mehr halten könnte; mit etwa 20 Tagen verläßt er das Nest für immer und geht nun rasch seiner Selbständigkeit entgegen. Nach dem Aus-

*) D. h. infolge der „natürlichen — aber von andern Vögeln abweichenden — Veranlagung zur Erhaltung der Art".

**) Diese Thatsache wird bestätigt von dem scharfsichtigen Joh. Andr. Naumann, Vater; unserem berühmten Joh. Friedr. Naumann, Sohn; — Dr. E. Baldamus, Pastor in Osternienburg, Zeitschr. ges. Naturwiss. 1867, S. 99; — Forstmeister H. Göbel, Cab. J. 1879, S. 169. — Auch in dem Aufsatz der Gebrüder A. und K. Müller (in Liebe's Monatsschrift, 1887, Nr. 3, S. 81) sind diesbezügliche Andeutungen gemacht. — A. Walter, Fürsorge des Kukuks f. s. Nachkommen, Zeitschr. für ges. Ornithologie, Budapest, 1886, S. 66 ff.; — desgleichen auch Apotheker Link in Burgreppach (bei Hofheim in Bayern): Liebe's Monatsschrift 1889, Nr. 16.

fliegen folgen ihm die Pflegeeltern nach, wohin es ihm beliebt, nicht er ihnen, und versorgen ihn noch so lange mit Futter, bis er fähig ist, sich allein zu ernähren. Seine Stimme, so lange er im Neste sitzt und nach Futter schreit, lautet fein, aber durchdringend: „ziß, zissiß, zississiß“, nach dem Ausfliegen macht sich ein r bemerklich, die Stimme lautet: „zirk, zirk-zirk“; wenn er allein fressen kann, bleibt er still und begiebt sich bald auf die Wanderschaft*).

Im Nestgefieder sehen die Jungen sehr verschieden aus. Man trifft solche, deren Hauptfärbung von oben bald hell, bald dunkel rostbraun, bald schiefergrau, bald bräunlich schwarzgrau aussieht. Die Rostbraunen haben schwarze Querbänder; die Schiefergrauen weiße und rostbraune Schuppen; die Braungrauen haben weißgraue und rostfarbige Federränder. Uebereinstimmend haben diese verschieden gefärbten Jungen: graue Augen, bleiche rötlichgelbe Schnabelränder, orangeroten Rachen, und schwefelgelbe Füße samt Klauen. Der Unterkörper ist weiß, blaß bräunlichgelb überflogen, mit schwärzlichen ungeregelten Wellenstreifen durchzogen, wie gesperbert; im Genick stehen einige weiße Federn. Da sie mithin in der Farbe sehr abweichen, man auch selten Gelegenheit hat, viele Vögel gleichzeitig mit einander zu vergleichen, so läßt sich zwischen Männchen und Weibchen kein bestimmter Unterschied nachweisen; doch sind die Rotbraunen meistens weibliche Kukuke.

So scheu die alten Kukuke sind, so mutig und bissig, fast unverschämt sind junge Kukuke, trotz ihrer armseligen Verteidigungsmittel, d. h. trotz ihres schwachen Schnabels und ihrer schwachen Füße. Wenn man sich einem solchen, stark halb- oder ganz-wüchsigen Vogel nähert, erhebt er die Flügel wie ein Raubvogel, beißt nach der Hand, oder sperrt den Schnabel auf, schnellt mit wütender Gebärde den Kopf vor, um „bange zu machen“, daß man wirklich auch davor erschrecken möchte. Aber diese Zornesäußerungen sind sehr unschädlicher Natur und im ganzen ist der Kukuk, wenigstens in der Gefangenschaft, ein harmloser, mit andern Vögeln friedlich lebender Genosse. Bechstein erzählt einen Fall von seinem Mut und seiner Schneidigkeit: „Ein junger Kukuk, der soeben aus dem Neste genommen war, setzte durch sein grimmiges Betragen zwei sehr gute — auf ihn gehetzte Hühnerhunde so in Schrecken, daß sie, aller Ermunterungen ihres Herrn ungeachtet, mit schrecklichem Heulen und Bellen wohl eine Viertelstunde lang um ihn herum liefen, ehe es einer wagte, den leibarmen Vogel von hinten zu packen. Sie waren mehrmals im Begriff zuzufahren, sobald der Kukuk aber seinen ungeheuern Rachen aufsperrte und den Kopf vorschnellte, wichen sie erschrocken zurück.“

Will man junge Kukuke selbst aufziehen, so geschieht dies am leichtesten mit Ameiseneiern, rohem Kalbsherz und Käsquark (worunter ich immer den sauern Marktkäse verstehe). Sie gedeihen dabei gut und werden dickleibig, fressen aber lange nicht allein, und man darf die Geduld nicht verlieren, bis sie ganz ausgewachsen sind. Sie sind sehr bequemer Natur und lassen sich gerne bedienen. Wenn sie schon älter sind, nehmen sie einen störrischen Charakter an und wollen nicht mehr aufsperren, aber auch nicht allein fressen. In diesem Falle muß man sie so lange stopfen, bis sie sich zum Selbstfressen bequemen, oder wenigstens das dargebotene Futter vom Finger abnehmen. Sie sitzen oft stundenlang ruhig auf einem Fleck, sind dabei nichts weniger als scheu, doch auch nicht zutraulich und annähernd und können niemals das Betasten leiden, welches sie mit gespreizten Flügeln und Schnabelhieben abzuwehren suchen, wobei sie den Kopf zurückziehen, dann aber vorschnellen, wie schon oben berichtet ist. Trotz dieses unfreundlichen Charakters muß man solchen Pflegling aber jederzeit schmeichelnd und liebkosend behandeln, denn einmal abgeschreckt und geängstigt, verfällt er in stumpfes Hinbrüten, vergißt rohe Behandlung nicht und geht dann gewöhnlich an Abzehrung zu Grunde. Ein störrisches Wesen ist ihm angeboren, neben welchem er aber doch stille Anhänglichkeit für seinen — ihn sanft behandelnden Pfleger bewahrt, wie wir auch unten erfahren werden. Wenn er um Futter bettelt, schreit er wie im Freien: ziß zissiß, wenn er Futter erhält, ruft er sanft: zizizißiß! und zittert dabei mit dem Kopfe. Wenn er seinen Pfleger kennt, nimmt er die dargebotenen Bissen begierig aus der gleichen Hand, die er anfänglich mit Schnabelhieben bedrohte. Der Kukuk hat schwächliche Füßchen, ist deshalb auch ein schlechter Läufer; auf eine kleine Strecke ist der Gang schrittweise trippelnd,

---

*) Auf Helgoland zeigt sich der Kukuk, wie vorn erwähnt, zweimal, beim Einzug und beim Abzug. Der Einzug ist nach den Berichten Maler Gätkes (Ornis 1885, 1886, 1887) ein schwacher; auch beginnt derselbe nicht vor dem Mai, 5. bis 29. Mai. Der Rückzug ist aber viel belebter, beginnt in der Mitte des Juli und dauert bis in den August hinein; für Anfang September ist nur noch wenig Zug verzeichnet. Was aber auch wieder zu betonen ist: daß die Jungen schon Mitte des Juli mit dem Rückzug den Anfang machen, und daß erst später die Alten nachfolgen. Späterhin zur Reife gelangte junge Kukuke (Walter fand noch gegen Ende des Juli Eier) bilden nun — wohl oder übel — den Nachtrab. Wo diese westwärts abziehenden Kukuke überwintern, deren Zuglinie wohl nach West-Afrika weist, kann ich dem wißbegierigen Leser nicht beantworten, da diese Quartiere zurzeit noch nicht bekannt sind.

auf weitere Entfernungen hüpfend. Dagegen hat er einen leichten gewandten, nicht aber besonders schnellen Flug, auch wenn die Schwingen in gutem Zustande sind. Wer nun ernstlich wünscht, einen oder einige Kukuke durchzubringen, muß freien Flug im Zimmer gestatten, und durch Annageln von mehreren, 4 cm dicken Sitzstangen, an geeigneten Stellen in der Höhe, dafür Sorge tragen, daß sie rechtzeitig ausruhen und mit den Sitzplätzen wechseln können. Je munterer sie sich mit Flugübungen herumtreiben, desto sicherer erhalten sie sich gesund. Freßnapf und Wassergeschirr bringt man in der Höhe an, etwa auf einem Futtertisch, damit sie bequem anfliegen können. Auch ist in der Zeit, wo es bei uns kalt wird, eine Temperatur von 15 bis 18 Grad Reaumur zu unterhalten, denn der Kukuk ist ein wärmeliebender Vogel und geht in der Kälte zu grunde. Vom August bis in den September hinein packt sie der Wandertrieb, wo sie dann sehr unruhig werden, bei Tag und Nacht umherfliegen, oder mit ausgebreiteten Flügeln, auf der Sitzstange hockend, unabläßig fächern und so gleichsam das Fliegen markieren. Haben sie Freiflug, so bleiben sie reinlich und erhalten das Gefieder; im Verschlag aber zerschinden sie ihr weiches Gefieder, das leicht bricht, auf bedauerliche Weise; sie werden sehr unansehnlich, hilflos im Fliegen und zu Fuß, und verkümmern zuletzt elend, wenn hier der Vogelfreund nicht mit gutem Futter, Reinhaltung des Vogels und Käfigs, besonders aber mit einem gut erwärmten Lokal den herabgekommenen Pfleglingen zu Hilfe kommt. Frühjahrs, im März und April, wiederholen sich die Anzeichen der Zugperiode, aber nicht mehr so heftig als im Spätjahr. Ich rate deshalb entschieden ab, einen Kukuk im Kleinkäfig überwintern zu wollen. Nur beim Freiflug in einem heizbaren Lokal befindet sich der Kukuk wohl und heimisch und kann seinem Pfleger Freude machen. Andere Vögel, auch die kleinsten, kann man neben ihm unterhalten; er thut keinem etwas zuleid! Wie interessant müßte es sein, ein Pärchen Kukuke zum Eierlegen zu bringen, und zu gleicher Zeit in der gleichen Voliere auch einige Pflegeltern ihrer Bruten: Rotkehlchen, Braunellen, Schwarzköpfchen, Müllerchen, auch etwa Steinrötel, als Brutvögel zu besitzen!! — Für Turteltauben zeigen sie besondere Vorliebe.

Was nun das Rufen des Kukuks in Gefangenschaft anbelangt, so muß ich der Angabe verschiedener Autoren: „der gefangene Kukuk rufe im Käfig nicht!“ entschieden widersprechen. Das auferzogene gesunde Kukuksmännchen braucht etwa 12 Monate und darüber zur richtigen Entwicklung seiner Stimme. Erst nach dieser Zeit hat er die Kraft, mit seinem einzigen Muskelpaar — auf der rechten und linken Seite am untern Kehlkopf — die hellen melodischen Töne seines Rufes hervorzubringen. Vor dieser Zeit bringt der Vogel (wenigstens in Gefangenschaft) nur ein monotones Gurgeln hervor, das noch keine Aehnlichkeit mit dem spätern Rufe hat. Hat man z. B. ein junges Kukuksmännchen im Juni 1888 erhalten und gesund überwintert, so wird sich sein Ruf erst im Juli oder August des folgenden Jahres entwickeln. Aus dem mißtönenden Gurgeln, etwa wie: warg warg oder worg worg lautend, löst sich allmählich der helle Ruf aus: worg kuk, worg kuk! bis ein deutliches, weithin hörbares: kuk — kuk, kuk — kuk! das Ohr des Pflegers erfreut. Man könnte dann wirklich glauben, der Vogel habe selbst eine Freude an seinem Rufe, so unabläßig setzt er denselben fort. Es kommt vor, daß er minutenlang ruft, ohne abzusetzen oder seinen Vers zu unterbrechen. Ich zählte in einzelnen Fällen 100 Rufe und darüber, so daß ich sagen darf: „das auferzogene gesunde Kukuksmännchen ruft bis zum Ueberdruß im Zimmer.“ Die Balzgebärden beim Rufen: das Aufblasen der Kehle, das Senken der etwas ausgebreiteten Flügel und das Aufheben des Schwanzfächers, das erregte Hin- und Herdrehen auf der Sitzstange, sind aber nie so heftig wie beim Waldkukuk. Im Oktober läßt der Ruf schon nach, d. h. er reduciert sich auf viel weniger Rufe, oft nur 5 bis 6mal, bis er zuletzt stumm bleibt. Geht Ueberwinterung und Mauser gut vorüber, so beginnt im April des folgenden Jahres sein heller Liebesruf von neuem, und wird sich von da an jedes Frühjahr wiederholen, so lange er gut verpflegt wird und gesund bleibt. — Beim freien Waldkukuk wird sich wohl die Stimme vor Ablauf eines Jahres entwickeln, d. h. er wird seinen Ruf hören lassen, wenn er das nächste Frühjahr in seinem Geburtsrevier einwandert. — Es wird sich auch empfehlen, dem jungen Männchen das Kukuk auf einer „Kukukspfeife“ genau in der Waldstimme vorzurufen, damit er nicht etwa verstümpert werde. Hat man das Mißgeschick, ein Weibchen erzogen zu haben, so muß man auf den fröhlichen Ruf allerdings verzichten, denn man hört von demselben nichts, als ein leises kwa kwa kwa, und ein helles — fast mittelspechtartiges — kikikik! das rasch ausgestoßen wird; sonst aber — im Betragen — gleichen sich Männchen und Weibchen sehr. Aber das möge jeder Liebhaber beherzigen, daß es viel schwieriger ist, einen Kukuk zu herbergen und zu überwintern, als einen einfachen Zeisig oder auch ein Schwarzköpfchen, und wohl mag dies die Ursache sein, warum sich so wenig Vogelfreunde mit derartigen Ueberwinterungsmühen befassen*).

---

*) Ein Stuttgarter Vogelfreund, Restaurateur Schallich, erzog im Sommer 1882 ein junges Kukuksmännchen, welches über ein Jahr brauchte, bis die Stimme zum hellen Ruf entwickelt war; im August

Ich selbst habe schon viele solche Versuche gemacht, teils mit gutem, teils auch mit mißlungenem Erfolg; gut, wenn man ein Männchen erzog, gesund durchwinterte, im Laufe des nächsten Sommers fröhlich rufen hört, sich und Bekannten damit Freude macht und den Vogel mehrere Jahre am Leben erhält, wie Verfasser im Jahre 1850—53; mißlungen, wenn man ein Weibchen überwinterte, dann auf den Ruf verzichten muß; oder wenn gar der erwählte Vogel vorzeitlich das Zeitliche verließ und einen nächsten Jahrgang nicht erlebte, so z. B. durch Fettsucht oder gegenteilig durch Leibarmut, auch durch übertriebenes Zugfieber einging. Nicht allein Liebhaberei, sondern auch Beharrlichkeit und — besonders keine Scheu vor pekuniären Opfern gehört zu solchen Versuchen. Ich führe einige an. — Zu den bestgelungenen rechne ich den oben erwähnten, welcher vom Juni 1850 bis Dezember 1853 währte, wo das sonst gesunde und fleißig rufende Männchen der Kälte erlag, denn ihm wurde das Lokal (leider zu sagen: aus Sparsamkeitsrücksichten) bei Nacht nicht mehr genügend geheizt. — Im Mai 1868 erhielt ich einen jungen, etwa 3 Wochen alten Kukuk, den ich ohne Mühe mit Quark und Kalbsherz erzog. Wie gewöhnlich fraß auch dieser Vogel sehr lange nicht allein, noch im November ließ er sich das Futter reichen, und nur vom Hunger getrieben bequemte er sich endlich zum Selbstfressen, er nahm aber nur Streifen vom Kalbsherz, selten Quark und zuletzt keinen mehr. Wasser trank er wenig, wenn es aber geschah, so schöpfte er mit dem Unterschnabel, richtete den Kopf in die Höhe und ließ das Wasser in den Schlund hinabrinnen. Baden sah ich diesen Vogel nie. Er hatte freien Flug in einem — Tag und Nacht geheizten — Arbeitssaale, wo er von seinen Sitzstangen aus täglich mehreremal umher flog und auch auf dieselben zurückkehrte, obgleich seine Schwingen mangelhaft waren. Wenn nicht gut geheizt wurde, war er aufgedunsen und traurig, doch war die Temperatur meist 15—18 Grad R., und je wärmer es war, desto schlanker und glatter sah der Vogel aus. Von Mitte Februar 1869 ab verlor er Federn, ohne daß sich dieselben ersetzten, und mir wurde bang, den halbnackten Vogel durch mangelhafte Mauser einzubüßen; das dauerte auch noch den März hindurch, und nur durch übermäßiges Heizen des großen Lokals konnte ich dem Kukuk das Leben erhalten. Doch Anfang des April kamen auf einmal viele Stoppeln zum Vorschein, welche sehr rasch zunahmen und sich weiter entwickelten, so daß ich bis Mitte des Mai einen schön abgemauserten grauen Kukuk besaß, beinahe so frisch in der Färbung, als er nur im Freien werden konnte, denn er wechselte auch das große Gefieder. Zeitweise — besonders bei heiterem Wetter — ließ er eine helle Stimme wie „kikikikik“ hören, manchmal ein leises kakaka, sonst nichts, denn es war — leider ein Weibchen. Im Juni stellte ich den hübschen seltenen Vogel einige Wochen zur öffentlichen Schau aus, und im Juli setzte ich ihn im Walde in Freiheit. Das „Warum?“ ich diesen Vogel in Freiheit setzte, mag der Leser würdigen, wenn ich ihm erkläre, daß das Warmhalten des großen Saales bei Nacht von Mitte September 1868 bis Ende Aprils 1869, also 7½ Monate, ein recht kostspieliges Opfer erforderte. Auch die Reinlichkeit des betreffenden Arbeitssaales wurde vielfältig alteriert, da der fliegende Vogel überall seine Schmisse absetzte. Es waren also zumeist pekuniäre Gründe, dem Vogel die Freiheit zu schenken. Pfleger und Pflegling trennten sich aber doch schwer. Das erstemal war der zahme Vogel nicht zu bewegen, mich zu verlassen, sondern kehrte wiederholt zurück, so daß ich genötigt war, denselben wieder nach Haus zu nehmen. Den andern Tag ging ich energischer vor, setzte ihn in das Astwerk einer jungen, doch schon haushohen Eiche und versteckte mich rasch im Gebüsche. Er flog nun allmählich in die Höhe und hielt oben lange Umschau. Ich sah ihn auch mehrmals im Gezweige picken, wie wenn er Futterstoffe abgenommen hätte. Nach ca 1½ Stunden trat ich wieder auf's Freie, dem Vogel in Sicht. Er beachtete mich nicht mehr und auf meinen Lockruf kam er nimmer zurück. Den andern Morgen in der Frühe entdeckte ich keine Spur mehr von ihm. — Im Juli 1876 erzog ich wieder einen jungen Kukuk, der sich — abweichend von andern Individuen — gleich von vornherein

---

„kwargte“ es noch und erst im September kam der helle Ruf zum Ausdruck. Dann aber erfreute es seinen Pfleger, sowie dessen Gäste aufs angenehmste mit seinem wohltönenden, recht kräftigen Ruf. Stundenweise hat Verfasser nebst andern Vogelfreunden dem fröhlichen Waldrufe mit Vergnügen zugehört, denn der Kukuk war nicht sparsam mit seinen Vorträgen. Verlockende pekuniäre Offerte vermochten den Besitzer nicht, sich von seinem Lieblinge zu trennen; aber das ungeeignete Lokal, in dem die Temperatur bei Nacht nicht genügend unterhalten werden konnte, brachte den Vogel zum Eingehen. — Ein anderer Fall wird (in Monatsschrift z. Schutze der Vögel, 1884, Nr. 10, S. 252) von Herrn Karl Bartels erzählt. Der Verlauf der Aufzucht war, wie oben geschildert. Ein Unterschied nur darin, daß dieser Kukuk vor einem Altersjahre sein „Kukuk“ hören ließ. „Meine Freude war groß, schreibt Bartels, als ich nach meiner mühsamen Aufzucht dieses Ziel erreicht hatte.“ Mehrere Jahre blieb Bartels Kukuk am Leben und hat seinen Besitzer, wie auch dessen Bekannte stets mit seinem angenehm klingenden Ruf erfreut, den er oft hundertmal an einem Tage hören ließ. Noch manche Fälle dieser Art wären anzuführen; doch werden diese dem geneigten Leser genügen.

anhänglicher zeigte, denn er flog freiwillig manchmal auf Schultern und Kopf. Auch zog dieser Kukuk den Käsquark mit Ameiseneiern bestreut jeder andern Nahrung vor; besonders fiel mir auf, daß er gern kleine Salatstückchen verschlang. Denselben sah ich auch einigemal baden, wobei er den Schnabel ins Wasser steckte und sich vorsichtig bespritzte. Am 13. Sept. kam Besuch mit Hundebegleitung, wodurch er erschreckt wurde und so heftig ans Fenster stürmte, daß er tot auf dem Gesims niederfiel. Beim Oeffnen war er überaus fett, der Magen war sehr groß und füllte einen bedeutenden Teil der Bauchhöhle. Auch dies war ein Weibchen.

Der Waldkukuk ist ein scheuer und flüchtiger Vogel, gewandt im Fluge, ungeschickt auf dem Boden. Er sitzt nur auf den dicksten Aesten, weil er sich auf den schwachen nicht gut zu halten vermag. Mit seinen Kletterfüßen hängt er sich zwar zuweilen an einen Stamm, um ein Insekt wegzunehmen, klettert aber nicht daran herum, wozu er keine Geschicklichkeit besitzt. Gegen andere seinesgleichen ist er unduldsam, denn er leidet nur das Weibchen um sich, behauptet gegen andere Männchen ein ziemlich großes Revier und kommt mit diesen bei allen Begegnungen auf seiner Grenze in Zweikämpfe; auch durchstreift er seinen Bezirk täglich mehreremal, und kommt deshalb ziemlich regelmäßig auf bestimmte Bäume. Jene Kämpfe bestehen zwischen den Männchen in heftig verfolgendem Nachfliegen und Stoßen. Bei den eifersüchtigen Weibchen aber, die sich — wie vorn bemerkt — ebenfalls bekämpfen, und zwar oft heftiger als dies bei den Männchen der Fall ist, „in blindwütendem Aufeinanderlosfahren", um sich dann mit Schnäbeln und Füßen zu durchzausen, wobei sie nicht selten zu Boden stürzen und gefangen werden, oder sonst verunglücken. — Der Flug ist schön aber nicht auffallend schnell, und hat Aehnlichkeit mit dem des Turmfalken, weniger mit dem des Sperbers, weshalb er von Unerfahrenen leicht mit einem dieser Raubvögel verwechselt wird. Auch unsern kleinen Vögeln scheint dies zu passieren, denn Bachstelzen, Würger, Fliegenfänger, Laub-, Rohrsänger und Grasmücken necken ihn bei jeder Gelegenheit und stoßen wohl auch nach ihm. Walter hat auch beobachtet, daß er von einem Grünspecht ernsthaft verfolgt wurde. Alle diese genannten Vögel und noch manche andere mögen den Kukuk nicht leiden. Ob sie ihn aber für einen Raubvogel halten, ist doch sehr fraglich! — Wer den Kukuk nur einmal genau beobachtet hat, wird ihn gewiß für keinen Raubvogel halten. Auch hat derselbe einen spitzigeren Kopf als diese Räuber und für das Kennerauge unterscheidet sich auch das Flugbild sofort durch den ziemlich schnellen, gleichtaktigen, nicht weit ausgeholten Flügelschlag, der nicht durch Schweben unterbrochen wird, wie es bei den genannten Raubvögeln vorkommt, und bei denselben als Charakteristikum angesehen werden kann. Auch verfolgt der Kukuk, meistens eine gerade Linie, nie kreisend wie die Raubvögel, wobei er jedoch Bäumen und Gebüschen mit Gewandtheit auszuweichen weiß. Vor dem Niedersitzen wird der Flügelschlag schwächer, geht aber auch da nicht in ein eigentliches längeres Schweben über. Beim Suchen nach Nestern sieht man die Weibchen zwischen Gehölzen, Rohrfeldern, Baumgruppen, über freien Waldflächen, Wiesen und Feldern niedrig und unstet, bald etwas gleitend, bald zu kleinen Flügelschlägen ausholend, in allerhand Kreuz- und Querzügen umherfliegen, wobei sie nicht selten bis in Gehöfte und Ortschaften hinein geraten, und dieser unruhige Flug unterscheidet sich wesentlich von dem oben erwähnten geradlinigen. Um Insekten zu erhaschen, fliegen sie oft auf Brachen oder kurzgrasige Wiesen, welche dem Walde nahe liegen, wo sich mitunter viele Bärenraupen, von Gastropacha rubi, aufhalten. Nicht selten streifen auch die Männchen durch die Obstbaumgüter, wo sie zuweilen — wie auch oben bemerkt — bis an wohl bevölkerte Wohnplätze kommen und ihren Ruf hören lassen. Uebrigens sieht man sie selten sehr weit fliegen, sondern öfters wieder aufsitzen. — Eine ganz besondere Anhänglichkeit des Kukuks an die Turteltauben erwähnt Middendorf. Im Stanowoi-Gebirge (Gebirgszug am Ochotskischen Meer) schlich er dem Girren kurz eingewanderter Turteltauben, Columba gelastes, *Temm.* 1820, nach, und traf dreimal nacheinander jedesmal einen Kukuk als Kameraden bei einer Taube an, der dann als vermeintliche Turteltaube herabgeschossen wurde. In Griechenland, wo diese sonderbare Kameradschaft bekannt ist, wird der Kukuk der „Turteltaubenführer" genannt. (Midd. Sib. Reise, 4. Bd. 1215). Liebhaber, welche einen einzelnen Kukuk aufziehen, können dem einsamen Sonderling mit Turteltauben eine angenehme Gesellschaft verschaffen. Ihr Kukruh erinnert auch im Silbenmaß an das Kukuk, ohne daß ich jedoch eine Aehnlichkeit des Rufes bezeichnet haben möchte, denn das Kukrruu der Lachtauben ist verzweifelt langweilig, während man den Ruf unseres Kukuks tagelang ohne Widerwillen hören kann.

Sein frühlingsverkündender Ruf ist jedermann bekannt und bei Alt und Jung in gutem Andenken. Er lautet wie sein Name: „kukuk, kukuk, kukuk", zweisilbig, die erste Silbe höher, die zweite Silbe eine kleine Terz tiefer. Wenn er das Weibchen hitzig verfolgt, ruft er schnell hintereinander „guggug — gug, guggug — gug", also diesmal dreisilbig, dies kommt jedoch nicht häufig vor, dann folgt wieder das gewöhnliche zweisilbige kukuk, kukuk". Dies letztere wiederholt er immer mehrmals hintereinander, doch am Tage nicht leicht über 20 bis 30mal;

wohl aber bald nach Mitternacht, wenn der Morgen zu dämmern beginnt; dann wiederholt er oft seinen Ruf mehrere Minuten lang, so daß man denselben hundertmal zählen kann; dazu sitzt der Kukuk still und ohne zu pausieren oder seinen Platz zu verändern. Wenn der Morgen heller herauf dämmert, dann gesellen sich auch nicht selten die Flötenpfeifen der Pirole und die Stimmen noch anderer Frühsänger dazu, was in der hehren Waldesstille ein ganz eigenartiges Vogelkonzert bildet und einen feierlichen Eindruck macht. Hat der Kukuk genug Verse gesungen, so ist er wieder ruhig, bis der junge Tag anbricht, wo er dann nochmals Gelegenheit ergreift, seinen Ruf weithin hören zu lassen, dann aber unaufhaltsam seine täglichen Streifzüge beginnt. Von zu vielem Rufen wird er auch manchmal heiser, so daß sein Ruf zuweilen ganz sonderbar klingt; dann hört man oft noch vor dem Schluß einer Strophe die Silben „kwa wa wawawa" anknüpfen, welche Aehnlichkeit mit dem heisern Gelächter eines Menschen haben. Auch wird der Ruf mit einem Krächzen eingeleitet, das man aber nur in der Nähe vernimmt. — Gewöhnlich sitzt er beim Rufen in einer dichten Baumkrone, oder auch auf einem dürren Wipfel; doch ruft er auch im Fortfliegen, selbst im weiten hohen Fluge, wenn er mit einem Weibchen nach weit entferntem Platze fliegt, denn so weite Wege kann er — wie Naumann bemerkt — nicht machen, ohne sich einigemal hören zu lassen, wobei er auch im Fluge die Balzgebärden etwas markiert. Selten aber kann man ihn beobachten, wenn er sitzend ruft, denn dieser aufmerksame Vogel läßt sich nur selten anschleichen. — Er ruft stets mit gesenkten, wenig ausgebreiteten Flügeln und etwas gehobenem Schwanze; wenn er aber hitzig ruft, senkt er die Flügel noch stärker, breitet den Schwanz fächerförmig aus, hebt und senkt denselben, dreht ihn auch etwas hin und her, bläst die Kehle stark auf wie ein Laubfrosch und macht so viele Verbeugungen als er Kukuk ruft. Er wendet sich, wie Naumann beobachtete, auf dem Ast hin und her, dreht sich auch ganz um, und ruft so seinen Namen nach allen Richtungen der Windrose hinaus. Bei stillem Wetter hört man den Kukuk wohl eine halbe Stunde weit rufen. Sehr treffend schildert Dr. Bolle (Orn. Centralbl. 1879, Nr. 8): „Das Lied kennt Jeder, Wenige den Rufer; denn schwer nur folgt das Auge seinen Spuren, die scheu sich bergen in des Waldes Kronen! —" Wenn Regenwetter bevorsteht, ruft er viel, morgens und abends; bei Regen nur wenig; während der Begattungszeit aber beinahe den ganzen Tag, bis auf den heißen Mittag, wo er Siesta hält. Von seiner Ankunft an hört man den anregenden waldbelebenden Ruf bis in die Mitte des Juli hinein, etwa so lang als das Weibchen Eier legt; er wird aber schon mit Anfang dieses Monats stiller und läßt sich dann nur noch morgens und abends, doch nimmer so anhaltend hören, bis er für dies Jahr ganz verstummt. — Das Weibchen hat einen Ruf, der mit einem hellen Gekicher zu vergleichen ist, und ungefähr wie „kükükükükük" lautet, das äußerst rasch ausgestoßen wird, besonders anfänglich; wenn es aber 10 bis 20 mal sich wiederholt, unterscheiden sich die Silben deutlicher. Wenn das Männchen dreisilbig: „gugug — gug, gugug — gug" ruft und man hört dazu das Gekicher des Weibchens, so bezeichnet das ein freudiges Zusammentreffen.

Ihre Nahrung besteht aus Kerbtieren, besonders aus Larven, Raupen, glatten und haarigen, aus Puppen, allen möglichen (besonders Mai-) Käfern, nur nicht aus der Spanischen Fliege, Lytta vesicatoria, *L.*, wie Apotheker Link in Burgreppach (Bayern) mitgeteilt hat; ferner aus Schmetterlingen und Beeren. Raupen, und zwar behaarte Raupen sind ihre hauptsächlichste Nahrung, und da sie große Fresser sind, so verzehren sie deren eine unglaubliche Menge, so daß oft ihr Magen wie gepolstert aussieht, weil sich die feinen Spitzen der Raupenhaare in die Magenhaut bohren. Achtzig bis hundert Raupen des Prozessionsspinners, Gastropacha processionea, *L.*, in dem Magen eines erlegten Kukuks zu finden, ist keine Seltenheit. Ein bei Tückelhausen erlegter Vogel enthielt in seinem Magen 27 große Raupen von Gastropacha rubi, Brombeerspinner, Larven von Lina populi, und vom Maikäfer. Bei andern Kukuken fand man Raupen vom Weidenspinner, Leucoma salicis; vom Goldafter, Porthesia chrysorrhoea; vom Großkopfspinner, Leucoma dispar, u. v. a. Auch Kohlraupen vom Kohlweißling, Pieris brassicae, fressen sie mit Gier, von denen sich fast die meisten Vögel mit Ekel zurückziehen. Ueberhaupt verabscheuen die meisten andern Vögel haarige Raupen, daher darf man die Kukuke den nützlichen, deshalb zu schonenden Vögeln zugesellen. Raupen, welche an der Rinde sitzen, nimmt er weg, indem er hinfliegt, sich in die Quere anklammert und mit der gemachten Beute sofort wieder abfliegt, um sie an bequemem Ort zu verschlingen. Herumklettern sieht man ihn nie; das kann er auch nicht.

Schädlich wird das Kukuksweibchen, weil das Gelege eines jeden Vogels zu Grunde geht, wenn es sein Ei ins Nest gebracht hat; das mag auf ein Weibchen ca 5 bis 6 Nester ausmachen. Wir wollen es aber deshalb nicht auf die Liste schädlicher Tiere setzen, weil der Kukuk im ganzen doch zu selten ist, und weil die meisten kleinen Sänger 2 Bruten machen und sich ihren Bestand dennoch erhalten. Durch ihre Nahrung gehören die Kukuke zu den allernützlichsten Vögeln. — Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß ihr Magensaft rötlich gefärbt ist.

Einen alten lebendigen Kukuk habe ich noch nie erhalten. Bechstein sagt: „Der alte Kukuk stirbt, wenn man ihn ins Zimmer bringt, und will außer seinen natürlichen Nahrungsmitteln kein gekünsteltes Stubenfutter annehmen.“ Wer je in den Besitz eines solchen käme, müßte, wenn der Kukuk keine lebenden Raupen fräße, zum Stopfen mit Ameiseneiern seine Zuflucht nehmen.

Von dem Kukuk erzählt man sich viele Märchen, welche ich hier nicht weiter berühren will, indem ich glaube, durch naturgetreue Darstellung und mit Hilfe Herrn Adolf Walters dazu beigetragen zu haben, das Wahre von dem Erdichteten unterscheiden zu können. Das: „Wie! und Wo!“ ist durch viele, ja sehr viele gesammelte Beobachtungen, oft durch scheinbar unbedeutende, allmählich in den richtigen Zusammenhang gebracht worden, und es konnte so den Vogelfreunden die Geschichte des Kukuks und seiner wunderbar abweichenden Fortpflanzung nach dem heutigen Stand unseres Wissens ziemlich vollständig vorgetragen werden. Eine schwierige Frage für unsere Forscher bleibt noch offen: „Wie lange dauern die Pausen des legenden Kukuksweibchens von einem Ei bis zum nächsten?“ Diese Frage kann nur da sicher gelöst werden, wo es nicht viele Weibchen gibt; oder durch Halten in Gefangenschaft. Die bekannten Schätzungen lauten auf 5 bis 8 Tage. Ein alter Vogelhändler unserer Gegend vom Jahre 1830, der „Sillenbücher“ genannt, behauptete: alle 14 Tage findet man im Revier einen frischen Jungen. Das hieß: das zweite Ei wird erst gelegt, wenn das erste ausgebrütet ist! Herr Walter schätzt 5—7 Tage, ist aber der Ansicht, daß zu genauer Bestimmung noch viel mehr präcise Beobachtungen gesammelt werden müssen.

2. Gruppe: **Häherkukuk.** Coccystes, *Gloger* 1834.

Schnabel an der Wurzel dick und merklich breit, seitwärts zusammengedrückt, beinahe so lang als der Kopf; Nasenlöcher länglich ritzförmig, mit einer Haut von oben hälftig verschlossen; die 2. Schwinge fast gleich der 5.; die 10 Schwanzfedern schmal, mehr als körperlang, sehr keilförmig, die mittelsten doppelt so lang, als die äußeren; die Schenkelbefiederung ist lang und bildet weite Hosen. — Gestalt sehr schlank, mit glatt anliegendem Gefieder, auf dem Kopf eine Haube. Von etwa 10 Arten, welche Afrika und Indien bewohnen, hier beschrieben: 1 Art.

Der Häherkukuk. Cuculus glandarius, *Linné.*

Straußkukuk, großer gefleckter, langschwänziger Kukuk. — C. maculatus, *Edw.*; — C. glandarius, *L.* 1758—66; *Naum.* 1826; — C. andalusia, *Briss.*; — C. pisanus, *Gm.*; — Edolius glandarius, *Less.*; — Coccystes glandarius, *Glog.* 1834; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; Cuc. phaiopterus, *Rüpp.* 1845.

Kennzeichen. Auf dem Kopfe ein liegender Federbusch; die Schwanzfedern mit weißen Enden; der Oberleib auf dunklem Grunde weiß gefleckt; der Unterleib und die unteren Flügeldeckfedern weiß oder gelblich; Füße dunkel. Wenig größer als unser Kukuk.

Länge 39,5 cm, wovon der keilförmige, nur aus 10 Federn bestehende Schwanz 22 cm wegnimmt; Flügelbreite 61 cm; Schnabellänge 2,4 cm; Höhe der Läufe 3 cm.

Beschreibung. Hauptfarbe oben dunkel braungrau mit Bronzeschimmer, Schultern und Flügeldecken weiß gefleckt; Schwanz graubraun, die Federn mit weißer Spitze; der Unterleib weißlich, auf dem Vorderhals blaß rostgelb überflogen. Auf dem Kopf steht eine hell aschgraue Haube. Der Schnabel braunschwarz, unten an der Wurzel horngelb, die Mundwinkel fleischfarben; Iris braun, Augenkreis violett; die Füße graugrünlich. — Der junge, noch unvermauserte Vogel hat einen kürzern Federbusch, welcher samt dem Hals schwarz ist; der Oberrücken und Schwanz ist braunschwarz, unten ist der Hals bis auf die Oberbrust schön dunkelrostgelb, der Bauch weißlich; die Iris aschgrau; übrigens oben weiß gefleckt, und die Flügelbinden wie bei den Alten.

Dieser schöne Vogel bewohnt Süd-Europa, namentlich die Länder ums Mittelmeer, West-Asien und Afrika bis zum Kongo. Er zeigt sich zuweilen in Ober-Italien, und wurde als Seltenheit schon in England und Deutschland getroffen. Er ist Bewohner der Wälder, besonders der Mimosenwälder, kommt in Ober-Egypten in die baumreichen Gärten, ist lebhafter und flüchtiger, so fluggewandt, wie ein Sperber, aber geselliger und weniger menschenscheu als unser Kukuk, und nährt sich von allerlei großen Insekten, Larven, behaarten und unbehaarten Raupen. Sein Geschrei ist hell und wird regelmäßig oft nacheinander und so laut ausgestoßen, daß er — nach A. Brehm — mit keinem andern Vogelgeschrei verwechselt werden kann. Es ist ein lachendes elsterartiges Geschrei wie: „kiau, kiau“; der Warnungsruf klingt: „kerk kerk“. Auch hört man noch ein mißlautendes „kiek kiek, kiek kiek“. Seine Eier schiebt dieser Vogel ebenfalls andern Vögeln unter. In Egypten fand A. Brehm im Neste des egyptischen Corvus cornix einen jungen

Häher-Kukuk, der von Nebelkrähen gefüttert und verteidigt wurde; in Spanien, wo es keine Krähen (außer auf dem Zuge) gibt, legt er es in das Nest der Gemeinen Elster, in Portugal in das der Blau-, und in Algier in das der Mauren-Elster; auch will man das Ei schon selbst im Nest des Kolkraben gefunden haben. — Brehm kommt zu dem Schluß, daß dieser Kukuk seine Brut verschiedenen rabenartigen Vögeln einschiebt nnd ebensowenig selbst brütet, wie sein Vetter. Aber es findet doch wieder ein großer Unterschied statt, denn die sämtlichen Jungen, die ächten und unächten, bleiben im Frieden beisammen, und werden gemeinschaftlich von den Nesteigentümern auferzogen, ohne daß die ächte Brut zu grunde gehen muß, wie leider bei unserem heimischen Kukuk geschieht. Nicht selten findet man auch zwei junge Häherkukuke neben mehreren jungen Krähen oder Elstern liegen. Merkwürdig hiebei ist, daß die Zieheltern, bekannt als scharfsinnige Vögel, keinerlei Unterschied zwischen eigenen und zugebrachten Kindern machen. Nach erlangter Selbständigkeit fliegen Kukuke und Rabenarten je ihre besonderen Wege, welche ihnen Mutter Natur vorgeschrieben hat, ohne weitere Gemeinschaft zu zeigen, als bis erstere wieder die Nester ihrer Erzieher in Anspruch zu nehmen genötigt sind. Die Eier sind 2,6 cm lang und 2,2 cm breit, mit feinkörniger, mattglänzender Schale, welche auf braun grünlichweißem Grunde mit schmutzig zimmtfarbenen kleineren und größeren Flecken von hellerer und dunklerer Nüance überall — nach der Art der Sperlingseier, nur um das stumpfe Ende häufiger stehend, — fast bedeckt ist. In Größe gleichen sie ungefähr den Elstereiern, in der Form aber den Kukukseiern, sind aber mit Elstereiern oder gar den Kräheneiern kaum zu vergleichen, viel weniger zu verwechseln, denn Form, Poren, Fleckenzeichnung, selbst die grünliche Grundfärbung fallen — aufs erste Ansehen — ganz anders ins Auge und ins Gefühl. Junge Häherkukuke erhält man mit gleichem Futter, wie unsere heimischen, mit Fleisch, Käsequark, Ameiseneiern und feinem Obst. Sie werden anhänglich, und sind viel gewandter und freundlicher, als ihre Vettern.

Dritte Familie: Wiedehopf, Upupa, *Linné* 1735.

Eine — durch großen Schopf, langen Schnabel und bunte Färbung — ausgezeichnete Vogelgestalt. Der Schnabel ist sehr lang, länger als der Kopf, etwas gebogen, aber dünn und schlank, wenig zusammengedrückt, stumpf gespitzt, mit fast dreieckigen — nicht hohlen, wie bei anderen Vögeln — sondern ausgefüllten Kinnladen, etwas biegsam; Nasenlöcher nahe der Stirn, klein, oval und offen; Zunge, im Gegensatz zum Wendehals, winzig klein, dreieckig und platt; Füße kurz, aber ziemlich stämmig; 3 Zehen nach vorn, 1 nach hinten, nicht groß; die beiden äußeren Zehen an der Basis miteinander verwachsen; die Nägel wenig gebogen, kurz; der Nagel der Hinterzehe etwas größer und fast ganz gerade; die Bedeckung der Läufe und Zehen besteht aus groben Schildern. Flügel groß und breit, sehr abgerundet; die 4. und 5. Schwinge die längste; der Schwanz mittellang, aber breitfedrig, am Ende gerade, enthält 10 Federn. Der Kopf ist mit einer schönen Haube geziert, welche aus einer doppelten Reihe schmaler Federn besteht, die in der Mitte des Schopfes am längsten, — und vermittelst starker Hautmuskeln — sehr beweglich sind, denn beim Aufrichten bilden sie einen breiten, fächerartigen Helm, welcher den Vogel trefflich ziert, und ebenso rasch wieder niedergelegt, wie aufgerichtet werden kann. Das Gefieder ist weich, großfedrig und bunt gezeichnet. Bei Alten und Jungen nur wenig Unterschied. Die Wiedehopfe sind gewandte Erdläufer, gehen schrittweise, nickend, nähren sich von Insekten und Larven, nisten in den Höhlen der Bäume, Felsen und auch in anderen Verstecken auf dem Boden.

Die Familie der Hopfe enthält etwa 20 Arten, wovon auf Baumhopfe, Irrisor, *Less.* 1831, etwa 14, auf die Wiedehopfe etwa 6 Arten kommen, welche Afrika und Indien bewohnen. Bei uns nur: 1 Art.

Der Wiedehopf. Upupa epops, *Linné*.

Taf. 18, Fig. 5.

Widhopf, Europäischer, Gemeiner Widhopf, Wiesenhupper, Heervogel, Kukukslakai, Kukuksknecht, Hirschkukuk, Gänsehirt, Dreckhahn, Hupupp. — Upupa, alte Aut.; — Epops, *Jonston.*; — Upupa epops, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1781—1805; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Up. cristata variegata, *L.* 1761; — Up. vulgaris, *Pall.* 1811; — Up. bifasciata, *Br.* 1831; — Up. indica, *Hodgs.* 1844; — Up. maculigera, *Reichb.* 1854.



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart.

Kennzeichen. Zwei Reihen Haubenfedern, rostrot mit schwarzer Spitze; die großen Schwingfedern sind schwarz, mit einer weißen Binde unfern der Spitze; der schwarze Schwanz hat in seiner Mitte ein halbmondförmiges weißes Querband.

Länge 25,3 cm; Flügelbreite 46,5 cm; Schwanzlänge 9,5 cm; Schnabellänge 4,8 cm; Höhe der Läufe 2,2 cm. Größe einer starken Amsel.

Beschreibung. Die naturtreue Abbildung genügt. — Der Schwanz besteht nur aus 10 Federn, ist schwarz und hat eine weiße, halbmondförmige Querbinde. Der Schnabel ist von Farbe rötlichgrau, nach der Spitze schwarz; die Augensterne sind dunkelbraun; die kurzen Füße bleifarben. — Das Weibchen ist etwas kleiner, hat einen kürzeren Federbusch, und die Färbung ist etwas matter.

Dem Wiedehopf sehr ähnlich, nur etwas kleiner, ist der Indische Wiedhopf, Up. indica, *Layard* 1875, von den Eingeborenen Hudhud genannt. Er ist dunkler gefärbt, an der Haube ohne Weiß, die 1. kurze Schwinge schwarz. In Vorder- und Hinter-Indien von Ceylon bis Malakka.

Seine Verbreitung ist eine sehr ausgedehnte, denn er findet sich in Süd- und Mittel-Europa; er ist selten in England, geht ziemlich hoch nach Schweden hinauf, erreicht aber den Polarkreis nur als Ausnahme, denn er wurde als große Seltenheit schon in Finnmarken (70. Gr. n. Br.) beobachtet, auch in Lappland geschossen, ohne indessen in diesen hohen Breiten zu brüten, denn als Brutvogel tritt er höchstens bis zum 60. Grad auf. Er findet sich auch durch ganz Sibirien bis zum Japanischen Meer, ist gemein in China, scheint aber in Japan selten zu sein. In der Kirgisensteppe ist er besonders auf den Grabstätten jener Ländereien ein sehr häufiger, von den Einwohnern gern gesehener und geschützter Vogel. Im Süden Europas ist er häufiger, als in dessen nördlichen Ländern, besonders in den Donauniederungen, in Ungarn, in Bulgarien, bis in die Dobrudscha hinein. Auf dem Zug kommt er bis Süd-Asien; in Nord-Afrika westlich bis auf die Kanaren und bis zum Senegal, östlich bis Egypten und Nubien, und wandert selbst noch viel weiter nach dem Süden Afrikas. Nach A. Brehm ist er in Afrika in jedem Dorfe, ja selbst inmitten der Städte seßhaft, denn nicht das Vieh ist es, welches dort für die Nahrung des Vogels sorgt, die ebenso unappetitlich ist, als der Vogel schön in die Augen fällt. Der Mensch selbst sorgt dort für seinen Unterhalt; das ist die unverfrorene Natürlichkeit der Eingebornen, welche jeden Winkel zu Ablagerung ihrer Abfälle und Exkremente benützen, und da die Geier nicht alles abräumen können, so treibt sich der Wiedehopf gemütlich und ungestört an diesen Stätten herum, in denen eine ungeheure Menge Maden, Larven, Fliegen und Käfer erzeugt werden, welche dem Wiedehopf zur reichlichen Nahrung dienen. Deshalb wird er von den Eingebornen so gerne geduldet und infolgedessen aber auch so vertraut, daß er sich inmitten der Ortschaften ansiedelt und jeden geeigneten Raum zur Anlage seines Nestes benutzt. Er ist demnach in Afrika nicht nur Zug- sondern auch Brutvogel. Im Gegensatz zu dieser zahmen Vertraulichkeit ist bei uns der Wiedehopf ein sehr ängstlicher und menschenscheuer Vogel, was auch bei den vielen Verfolgungen nicht wunder nehmen kann. — In Deutschland und in der Schweiz ist er, mit wenig Ausnahmen, nirgends häufig, und in manchen Gegenden sogar sehr selten. Als Zugvogel kommt er in der ersten Hälfte des April bei uns an, einige Tage früher, als der Kukuk, weshalb sein Beiname: Kukukslakai, und verläßt uns wieder frühzeitig, vom August an bis in den September hinein. Er zieht bei Nacht, wie auch die meisten kleinen Vögel. — In Deutschland bewohnt er am liebsten die Ränder alter Laubwälder, welche an Wiesen und Felder grenzen; Wälder mit wenigem Unterholz, aber mit Lichtungen von vergrasten Waldwegen, kurzgrasigen Waldwiesen, am liebsten von Hutungen, in der Nähe von Schaf- und Rinderwaiden, von Tiergärten, weil er mit Vorliebe die Futterplätze der Wiederkäuer aufsucht. Angrenzende Aecker mit Viehtriften, überhaupt auf feuchtem Grunde gelegene Plätze bieten ihm eine beliebte Abwechslung, mögen sie auch ziemlich hoch liegen. Doch zieht er Ebenen vor. Er ist mehr Feld- als Waldvogel, obgleich er nicht gern weit aufs freie offene Feld fliegt. Man findet ihn aber auch in größeren Baumpflanzungen, z. B. von Weiden, Pappeln, Obstbäumen u. dergl., wenn es dazwischen Waideplätze und Triften gibt.

Sie nisten in hohlen Bäumen, besonders gern in hohlen Weidenbäumen, sowie auch in Obstbäumen, Eichen, in Mauer- und Felsenlöchern, unter Wurzeln, unter Grasrainen u. s. w., oft auf dem bloßen Erdboden, oft bis zu einer Höhe von 10 m über demselben. Gerne

benutzen sie Baumhöhlen mit etwas engem Eingang, in welchem die vermoderte Holzerde eine weiche, natürliche Unterlage bildet, auf welche dann das Weibchen ohne weitere Vorkehrungen seine Eier legt. Wo eine solche weiche Unterlage fehlt, besteht das Nest aus Hälmchen, Würzelchen, Grasstöckchen, welchen zuweilen kleine, trockene Stückchen Kuhmist beigefügt sind. Ganz aus Kuhmist oder aus noch schmutzigerem Material bauen sie niemals; es ist dies eine grundlose Sage. Die 5 bis 7, selten 8, oder gar 9 Eier, welche man im Mai findet, sind im Verhältnis zur Größe des Vogels ziemlich klein, haben eine auffallend längliche Gestalt, und sehen schmutzig grünlichweiß, gelblichgrau, rötlichgrau, bräunlichgrau oder gar chokoladebraun aus; man sieht also, daß sie ziemlich variieren. Die Mittelmaße märkischer Eier betragen 24,5 + 17,1 mm. Die Brütezeit dauert 16 Tage, während welcher Zeit das Weibchen am Unterleib einen großen Brutfleck bekommt.

Die Jungen sehen der Mutter ähnlich, haben aber einen viel kürzern Schnabel und dicke, weißgelbe Ränder an demselben. Sie werden mit Larven, Maden und Käfern gefüttert, wachsen langsam, und bleiben lange im Neste sitzen. — Da die Wiedehopfe die Exkremente ihrer Jungen nicht aus dem Neste tragen, und sich dieselben dadurch sehr anhäufen, so wird das Nest zuletzt eine unsaubere Kloake und verbreitet einen üblen Geruch, welcher sich der ganzen Familie mitteilt; dadurch entstand das Sprichwort: Du stinkst wie ein Wiedhopf. Dieser Geruch verliert sich aber völlig, wenn die Jungen ausgeflogen sind und mit dem Neste nicht mehr in Berührung kommen. Im Zimmer riecht der Wiedehopf nicht, wenn er reinlich gehalten wird.

Der Wiedehopf ist ein vorsichtiger, scheuer, oder eigentlich ein furchtsamer Vogel, der die Annäherung des Menschen schon vom weitem flieht und sich in die Zweige eines nahestehenden Baumes flüchtet. Er sieht sehr bunt aus, und sein schöner Federbusch, den er fächerförmig rasch aufschlägt, dabei den Schwanz etwas in die Höhe schnellt und sich verbeugt, dazu die hübsche bandförmige Zeichnung der Flügel und des Rückens, macht diesen Vogel zu einer angenehmen, auffallenden Erscheinung. Auf dem Boden — Futter suchend — entfaltet er den Schopf wenig, sondern trägt ihn spitz nach hinten gelegt; am häufigsten fächert er damit im Frühjahr zur Paarungszeit, wo er mit gesenkter Schnabelspitze und vielen Verbeugungen umherschreitet. Vor den Raubvögeln hat er eine große Furcht, sogar jede vorüberfliegende Schwalbe ängstigt ihn; fliegt aber eine Krähe oder gar ein wirklicher Raubvogel über ihn weg, so legt er sich nieder, breitet Schwanz und Flügelfedern rund um sich aus, biegt den Kopf zurück und streckt den Schnabel geradeauf in die Höhe. In dieser höchst sonderbaren Lage bleibt er, bis die Gefahr vorüber ist, wahrscheinlich um den Feind zu täuschen; denn er sieht in dieser Positur auch wirklich einem braun, weiß und schwarzgestreiften Lumpen ähnlicher, als einem Vogel. Sein Gang ist schrittweise, behend, bei jedem Schritte mit einem Kopfnicken verbunden, wobei er den Schnabel stark abwärts senkt, und sieht recht nett aus. Auf Bäumen hält er sich wenig auf, wenigstens sitzt er immer auf starken Aesten und im Innern der Baumkrone verborgen, so daß man ihn da selten zu Gesicht bekommt. Uebrigens ist er ein einsam lebender, ungeselliger Vogel, der außer seinem Weibchen keinen andern seinesgleichen um sich dulden mag; ihre Zänkereien sind aber nicht sehr gefährlich, und bestehen mehr aus einem heisern Geschrei, auffallenden Gebärden und ungewöhnlichem Hin- und Herfliegen. Der Flug ist leicht, geräuschlos, am Tage nie sehr hoch, mit abwechselnd bald schnellen, bald langsamen, weit ausgeholten, etwas unregelmäßigen Flügelschlägen, wodurch er ein schwankendes Ansehen und Aehnlichkeit mit dem des Eichelhehers bekommt. Er streckt im Fluge den Hals aus, den Schnabel etwas gesenkt, den Federbusch ein wenig gehoben, so daß sich der Wiedehopf auch im Fliegen auszeichnet. Die Lockstimme ist ein heiserer Ton, wie „rrä rrrrä“ oder „ehrr“, dem Starengeschrei ähnlich, nur noch heiserer. Der Frühjahrsruf ist sehr eigentümlich, und scheint dem Wiedehopf einige Anstrengung zu machen. Er sitzt dabei meistens im Innern großer Baumkronen: der Eichen, Pappeln, Aepfel- oder Birn- und anderer starkästiger, dichtbelaubter Bäume, oft nahe am Wipfel, doch niemals so frei, daß man ihn von weitem sehen könnte; hier läßt er mit sonderbaren Gebärden, in aufgerichteter Stellung, den Federbusch wie einen Fächer ausgebreitet, die Kehle stark aufgeblasen, den Schnabel abwärts gesenkt, den wunderlichen Liebesgesang erschallen, der wie „hupp — hupp, hupp — hupp“,

seltener dreimal „hupp — hupp — hupp" klingt, und zwar in Pausen von gleichem Zeitmaß zwischen jedem „hupp — hupp", nur selten ruft er viermal nacheinander, aber niemals öfter. Jede Silbe wird mit einem starken Kopfnicken hervorgestoßen. In großem Eifer wird oft noch ein leises „buh buh" beigefügt, das man aber nur in der Nähe vernimmt. Dieses Hupphupp ist zwar nicht starkklingend, dennoch hört man es im stillen Walde oder auf dem Felde auf nahezu halbstündige Entfernung. In der Paarungszeit hört man es manchmal stundenlang hintereinander fort. Von weitem hat es dann viele Aehnlichkeit mit dem Bellen eines kleinen Hundes. Eine lebhafte Phantasie könnte auch an den Ruf seines Vetters Kukuk denken, der seine beiden Töne in gleichen Noten abruft. Auf einem größern hohlen Schlüssel kann man diesen Ton nachahmen. Von den Jungen hört man ein feines Zirpen wie: „zirririt".

Seine Nahrung sucht er hauptsächlich auf dem Boden, auf kurzgrasigen Wiesen, Waldwegen, Aeckern, Rainen, besonders Viehwaiden, Hutungen u. dgl. Sie besteht aus den verschiedensten Käferarten, Heuschrecken, Feld- und Maulwurfsgrillen, Larven, Raupen, Maden, Regenwürmern, Ameisen und deren Puppen, nebst noch mancherlei andern Insekten, welche er mit seinem langen, vorn harten Schnabel überall hervorzuziehen weiß; auf weichem, feuchtem Boden und Tierexkrementen pickt er sie fingertief aus dem Erdreich. Den Käfern staucht er die Flügeldecken, Köpfe und Füße ab, wirft sie in die Höhe, fängt sie aber sicher und gewandt wieder auf, bis sie zum Schlucken bequem sind, und läßt sie mit beständigem Schütteln und Nicken in den Schlund hinabgleiten, weil ihm seine ganz kurze Zunge hiebei keine Dienste zu leisten vermag. Weiche Larven und Maden sind ihnen lieber als harte Käfer, und es sieht aus, als ob ihnen das Fressen mühseliger wäre, als anderen Vögeln. Mit Gewandtheit erschnappt er auch Fliegen in der Luft.

Der Wiedehopf ist ein schön gezeichneter, kurzbeiniger Vogel; er vergnügt im Zimmer durch seine wohlproportionierte Gestalt, das hübsche Fächerspiel seines Federbusches, seine sonderbaren Gebärden und durch seine Zähmungsfähigkeit, was aber alles wegfällt, wenn er nicht richtig behandelt wird. Wenn man alte Wiedehopfe mit Jungen erhält, geht die Eingewöhnung mit frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern leicht von statten, weil sie damit ihre Jungen bereitwillig füttern. Nach etwa 3 Tagen gibt man klein zerschnittene, rohe Fleischstückchen, übergießt diese mit frischem Wasser, das man wieder ablaufen läßt, bestreut und mengt sie mit Ameiseneiern; in einem andern Geschirre setzt man klein zerschnittenen sauern Quark vor, den man ebenfalls stark mit frischen Ameiseneiern mengt und bestreut. Dies Futter wird nun von den Alten zum Aetzen benützt und ist sehr nahrhaft, so daß die Jungen schnell heranwachsen. Hat man Junge ohne die Alten selbst zu erziehen, so verwendet man das gleiche angegebene Aetzfutter. Junge Wiedehopfe sperren aber gewöhnlich nicht gern den Schnabel auf, um sich füttern zu lassen, und in diesem Falle muß man stopfen, am besten mit in Wasser getauchten Fleischstückchen, Käsequark und Ameiseneiern. Das aber merke man: die Aetzportionen müssen immer seitwärts durch den geöffneten Schnabel eingeführt werden, um die Schnabelspitze nicht zu schädigen. Beim Aetzen sperren sie zwar auch ihren Schnabel zuweilen auf, verdrehen aber den Kopf seitwärts, zittern damit, erheben ein Gezirpe und vereiteln durch ihr Grimassieren oftmals das Füttern. Hier muß man Geduld haben. Endlich kommt auch die Zeit, wo sie allein fressen und den langen Schnabel mit Geschick zu brauchen lernen. Fleischstückchen, Quark und Ameiseneier bilden unabänderlich das nahrhafteste Futter. Sie verschleudern aber auch vieles und sind starke Fresser, müssen deshalb täglich zweimal gefüttert werden. Das Wassergeschirr muß tief sein, mindestens 6 cm, damit sie den Schnabel versenken und das Wasser einziehen können, wie etwa die Tauben. Baden sieht man sie nicht, aber dafür im Sande paddeln, wozu man — durch Aufstellung eines Sandkistchens — Gelegenheit geben kann. Ueber den Winter muß man sie unbedingt im warmen Zimmer halten und abends für Beleuchtung sorgen, damit sie etwa bis 8 Uhr Futter zu sich nehmen können. Um ihren dünnen Schnabel zu schonen, wählt man die Futtergeschirre von Holz, welche man bei 7 cm Tiefe unten mit Rasen belegt. Ein Verschlag von mindestens 1 m Länge, 60 cm Tiefe und 90 cm Höhe ist für diese großen Vögel nötig; auch gehört dazu eine 8 cm tiefe Schublade, welche stark mit Wassersand oder Rasenerde gefüllt ist. Kästchen mit run-

den Schlupflöchern oder auch künstlich hergestellte Höhlen benützen sie sehr gern, schlüpfen viel aus und ein und schlafen auch wohl darin. Das Versteckspielen geht bei ihnen rasch von statten; sie verschwinden schnell, wie Mäuse, und kommen ebenso rasch wieder zum Vorschein. Die Sitzstangen müssen astdick sein und einen Durchmesser von 5 cm haben, weil der Vogel wegen des steifen Nagels die Hinterzehe nicht stark spannen kann. Hat man ein Paar, so thun sie im Frühjahr sehr verliebt, das Männchen ätzt sein Weibchen, indem es die Bissen tief in den Schnabel desselben steckt, auch wohl aus Neckerei wieder herauszieht und dies einigemal wiederholt. Dazu läßt es seinen Liebesgesang: „Hup hup!" fleißig hören. Es kommt beim Weibchen auch zum Eierlegen, zu Jungen aber brachten es die Vögel bei Dr. Stölker nicht, obgleich er sich jahrelang mit Aufzucht und Erziehung junger und alter Wiedehopfe beschäftigte.

Ihre Zahmheit gegen ihren Ernährer ist bemerkenswert; sie steigen und klettern an ihrem Herrn herum, und suchen sich auf Kopf und Schultern zu setzen, ja sie werden wirklich öfters aufdringlich, sind sehr aufmerksam, und wissen gute und böse Worte und Pantomimen recht wohl zu unterscheiden. Ich habe schon mehrmals Wiedehopfe erzogen, und mitunter bis zu 3 Jahren erhalten, aber stets haben sie mir Freude gemacht. Im Frühjahr lassen die Männchen ihr eigentümliches „hup hup" hören, und sind zu dieser Zeit außerordentlich lebhaft; ihre Kopffedern schlagen sie dann beständig auf und nieder, was ihnen recht gut steht. In eine kleine Volière passen sie nicht, weil sie gegen schwächere Vögel bösartig sind und solche töten, wenn sie denselben beikommen können. In einem großen Zimmerflug, wo die Vögel Raum zum Ausweichen haben, fällt diese Bosheit ziemlich weg. Auch unter sich selbst sind die Wiedehopfe nicht immer verträglich, besonders im Frühjahr, wo sich Liebesbande knüpfen, gibt es öfters Eifersuchtsscenen zwischen den Männchen, welche nicht selten einen tödlichen Ausgang nehmen. Hat man ein Liebespaar, welches zusammenhält, so wird eine abgesonderte Gelegenheit zum Nisten geboten, nämlich ein kleines Kistchen mit einem Schlupfloch und etwas Holzmulm oder Rasenerde auf dessen Boden. Daß es die Vögel nur zu Eiern, nicht auch zu Jungen bringen, ist schon vorhin erwähnt.

Die Alten fängt man mit spannenlangen, dünnen Leimrütchen, vor welche man zappelnde Mehlwürmer bindet; wenn sie an dem Wurme zupfen, so fällt das Leimrütchen auf sie, welches deshalb ganz locker in den Boden gesteckt sein muß.

Der Wiedehopf ist ein sehr nützlicher Vogel, namentlich durch Vertilgung vieler schädlicher Larven. In Italien wird der Wiedehopf gefangen und zum Verspeisen abgewürgt, trotzdem das Fleisch einen widrigen Bisamgeruch hat.

Vierte Familie: **Racke**, Coracias, *Linné*. 1748.

Galgulus, *Briss.* 1760.

Eine auffallend schön gefärbte Vogelfamilie, die früher den Hähern zugeteilt wurde, von Systematikern der Neuzeit — wohl passender — bei den Sitzvögeln, Insessores, oder Leichtschnäblern, Levirostres, eingereiht wird. — Der Schnabel ist stark, nur wenig kürzer als der Kopf, ziemlich gerade, aber gegen die Spitze sind beide Kiefern in einem Haken abwärts gekrümmt, oben abgerundet, hinten breit, nach vorn zusammengedrückt; Nasenlöcher an der Stirn, ritzförmig, schief geöffnet, Nasengruben von oben mit einer Haut überdeckt; an der Schnabelwurzel steife Borsten; hinter dem Auge ein kahler Fleck; Füße kurzzehig und nicht stark, Läufe vorn getäfelt und hinten und seitlich grob genetzt; 3 kurze Zehen nach vorn, die hintere noch kleiner und mit kurzem Nagel; die Vorderzehen bis zur äußersten Wurzel gespalten; die Flügel lang und spitz, die 2. Schwinge die längste; der Schwanz 12federig, das äußerste Paar bei älteren Vögeln (besonders Männchen) etwas verlängert, sonst gerade abgeschnitten, aber auch gabelig oder stufig. Das Gefieder liegt fest an, ist etwas zerschlissen und schön gefärbt. Bei Alten und Jungen wenig Unterschied. — Sie leben an den Rändern lichter Wälder, welche an ebene, trockene und warm gelegene Reviere grenzen, wo sie nach Nahrung herumschwärmen und sich bald bemerklich machen, denn sie fliegen gern und viel. Gloger sagt: die Racken verhalten sich zu ihren nächsten Verwandten — den Bienenfressern — wie die Fliegenfänger zu den Schwalben.

Ueber die Anatomie dieses Vogels bemerkt Nitzsch: Die Gattung Coracias hat nur ein einziges schwaches Muskelpaar am unteren Kehlkopf, folglich fehlt auch der Singapparat, den die

Rabenarten doch besser entwickelt haben. Eine weitere Merkwürdigkeit sind 2 beträchtliche Luftzellen unter der Haut, und zwar vorn eine auf der Stirn, eine andere am Hinterschädel und um den Hals herum.

Diese Familie ist durch 10 Arten vertreten, welche in Afrika und Süd-Asien vorkommen. Hier beschrieben: 1 Art.

Die Blauracke. Coracias garrula, *Linné*.

Taf. 19, Fig. 1.

Mandelkrähe, Gemeine Racke, Racker, Blauer Rabe, Garbenkrähe, Birkhäher, Blauhäher, Roller. — Cornix coerulea, alte Aut., *L. cit.* 1746—48; — Garrulus argentoratensis, *Aldr.*; *Ray*; — Coracias garrula, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1791; 1805; *Naum.* 1822; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; — Coracias garrulus, *Brünnich* 1764; *Glog.* 1834; *Meves* 1886; — Corac. viridis, *Cuv.* 1817; — Cor. loquax, *Licht* 1824.

Die Blauracke ist einer der schönsten Vögel unserer deutschen Ornis, dessen allmähliches Verschwinden aus Deutschland leider zu befürchten ist, weil — wie sich Dr. Diederich ausdrückt — „die ekle Sonntagsjägerei ihre vandalische Zerstörungslust gerade am Schönsten mit Vorliebe befriedigt".

Kennzeichen. Hauptfarbe blaugrün, der Rücken hell zimtfarbig, die Schwingen auf der untern Seite schön lasurblau, die Füße gelb; hinter jedem Auge ein nacktes Fleckchen; die Schwanzfedern in der Länge unter sich wenig verschieden; die beiden Mittelfedern blau- oder graugrün.

Länge 31,6 cm; Flügelbreite 70,8 cm; Schwanzlänge 13 cm; Schnabellänge 3 cm; Höhe des Laufs 2,4 cm. Größe einer Dohle.

Beschreibung. Die naturtreue Abbildung genügt. — Von unten ist der Schwanz dunkelblau, am Ende hell blaugrün. — Der Schnabel ist von Farbe schwärzlich; die Augen braun, nach außen grau: die Füße von Farbe dunkelgelb. — An den Weibchen sind alle Farben matter; das Blaue nähert sich mehr dem Grünlichen; die Zimtfarbe des Rückens ist graulicher; das schöne Lasurblau unter den Flügeln ist schwächer; die Enden der großen Schwingen sind mattschwarz, weißlichgrau gerändert; die zugespitzten Seitenfedern des Schwanzes, welche beim Männchen etwas länger sind, sind hier von gleicher Länge mit den übrigen. Bei recht alten Weibchen ist übrigens beinahe kein äußerer Unterschied mehr zu entdecken. — Die Mauser findet nicht bei uns statt, sondern wenn sie sich in wärmeren Ländern befinden.

Die Racke bewohnt Süd- und Mittel-Europa, nordwärts bis Schweden; in den gleichen Wärmelinien West-Asien bis Kaschmir, um das Schwarze und Kaspi-Meer wohl am häufigsten; außerdem ganz Nord-Afrika vom Senegal bis Egypten, den nördlichen Teil des Schwarzen Erdteils aber auf dem Zug, der ihn bis zum Kap und auf die Insel Madagaskar führt. Als Brutvogel ist er häufig in Spanien strichweise, ebenso in Süd-Frankreich und in dem gegenüberliegenden Algier, viel seltener in Italien; häufiger wieder in der Türkei, in Ungarn, in der Walachei, in Süd-Rußland, besonders in der Dobrudscha überall gemeiner Brutvogel; in Griechenland wieder häufiger als Zug-, denn als Brutvogel, letzteres wieder mehr in Klein-Asien u. s. w. Interessant ist eine von Fellow hervorgehobene Thatsache, daß die Blauracke, die im südlichen und westlichen Gebiete Klein-Asiens gemein ist, überall der Elster ausweicht und nirgends brütet, wo sich diese aufhält. Ornis 1889, S. 300, Dr. Diederich. Nördlicher gelegene Länder sucht die Racke selten auf, und so ist sie auch für Deutschland unter die seltenen Brutvögel zu rechnen, die auch — als echte Sommervögel — nicht lange bei uns verweilen, zu Ende des April ankommen, und im August schon wieder auf der Wanderschaft nach dem Süden sind. In Süd-Europa findet die Ankunft früher, die Abreise später statt. Dieser Vogel meidet aber überall die sumpfigen Gegenden und hohen Gebirge. In Deutschland findet man ihn nur in den lichten Wäldern der ebenen sandigen Gegenden, wie sie die östliche Ebene bietet, besonders da, wo Birken sind, untermischt mit einzelnen hohlen Eichen oder faulen Buchen, gern in der Nähe von Kiefernwäldern, nie tief im Walde, sondern an dessen Rändern, wo sie von Aeckern und Wiesen begrenzt werden, besonders wenn hier einzelne hohe Bäume, Felskegel oder unbewohnte Feldhütten stehen, von denen aus er eine weite Umschau halten kann. In der Erntezeit sieht man ihn oft auf den Garben und Kornhaufen, die man Mandeln nennt, auf Insekten und Würmer lauern, woher der Name „Mandelkrähe" rührt.

Obgleich sie zänkisch untereinander sind, so findet man — nach Naumann — doch nie einzelne Paare in der Brutzeit, sondern meistens mehrere in einem nicht weitläufigen Bezirke. Das Nest befindet sich in dem baumreichen Norden immer in den Höhlungen von Eichen, Buchen, Birken, Espen u. dergl., nie unter Mannshöhe vom Boden, meistens aber viel höher. Die Höhle ist gewöhnlich nicht sehr tief, und mit trockenen Wurzeln, Halmen, zuweilen mit Haaren und Federn ausgefüttert. Etwas anderes ist es aber in baumarmen Ländern. In Griechenland,

wo es an hohlen und anderen Bäumen fehlt, bedienen sie sich verlassener Elsternester, welche noch ihren Deckel haben. Oder sie benützen, gleich den Bienenfressern, die Löcher in den Erdwänden. Von der Mühle beobachtete auf Negroponte, wo zwischen Olivenwaldungen und Weingärten viele Landhäuser stehen, daß sie unter den Dächern der Häuser, und zwar in Gesellschaft der Dohlen brüten. Das Nest enthält im Juni etwa 5 glänzend weiße, feinkörnige Eier, welche 17 Tage bebrütet werden. Die Maße märkischer Eier betragen 37,5 + 28 mm. Die beiden Alten brüten wechselweise mit solchem Eifer, daß man diese sonst so scheuen Vögel bisweilen auf dem Neste fangen kann. Da die Alten, nach Wiedehopfs Art, die Exkremente nicht wegtragen, so sitzen die Jungen oft bis über die Ohren im Schmutz. Sie werden mit Insekten und Maden groß gefüttert. — Die Jungen sehen weit einfacher aus, als ihre Eltern; Kopf, Hals, Unterrücken und der ganze Unterleib sind schmutzig lichtgraugrün; Schultern und Oberrücken sind graulich braun, mit schmutzig grünem Schimmer; die Augen sind grau. Um sie zu erziehen, nimmt man sie halbflügge aus dem Neste, füttert sie mit gehacktem Ochsenherz, Fleisch, Käsequark und Ameiseneiern, bis sie allein zu fressen im stande sind. Wenn man ihnen halberwachsene Frösche gibt, so werfen sie solche in die Höhe, fangen sie mit dem Schnabel wieder auf, schlagen sie bei den Hinterbeinen an den Boden, und fahren so lange fort, bis sich diese nicht mehr rühren; dann erst werden sie verschlungen. Wenn sie älter sind, gewöhnt man sie an Weißbrot, stark mit Rinderherz oder sonstigem zerkleinerten Fleisch gemischt. Semmel in Milch erweicht naschen sie recht gern. Die Racken sind starke Fresser und müssen deshalb täglich zweimal gefüttert werden. Man sieht sie selten trinken und nie baden. — Sie sind dressurfähig und werden recht zahm und anhänglich an ihren Pfleger, sind aber gegen Fremde viel zurückhaltender. Durch ihr Gefieder zieren sie eine ganze Vogelstube, wo man sie aber nicht mit kleinen Vögeln zusammenbringen darf, weil sie diese anfallen, sondern nur mit gleich großen wehrfähigen Vögeln, welchen sie nichts anhaben können. Nur bei Freiflug entfalten sie ihre Schönheit und Gewandtheit. In engem Gewahrsam schädigen sie ihr Gefieder und werden still und verdrossen. Siehe auch beim Bienenfresser. Alt eingefangene sind schwierig einzugewöhnen und noch schwieriger zu zähmen.

Im Freien betragen sich diese schönen Vögel außerordentlich flüchtig, und so scheu, daß man sich bei uns begnügen muß, sie nur mit einem Fernrohr aus gehöriger Entfernung beobachten zu können. Sie eilen rasch fliegend von einem Baum zum andern, wählen aber zu ihrem Sitze immer die Gipfel, so daß sie sich in einer Gegend bald bemerklich machen. Gegen ihresgleichen sind sie sehr bissig, weshalb es oft zu so heftigen Balgereien kommt, daß sie kämpfend zur Erde herabpurzeln. Ihr Flug ist sehr schnell und leicht, und hat Aehnlichkeit mit dem Taubenflug, unterscheidet sich aber vorteilhaft durch seine Zierlichkeit und raschere Wendungen, welche allen Racken eigentümlich sind. An schönen Tagen steigt das Männchen in der Nähe des Nestes mit einem einzelnen „rack rack rack“ bis zu einer ziemlichen Höhe hinauf, wirft sich in der Luft wie spielend hin und her, und schießt dann plötzlich wieder in steilem Absturz herab, wobei es ein scharfes „rää rää rää“ hören läßt. Gewöhnlich sitzt es auch wieder auf den gleichen Platz, von dem es abflog; das ist immer ein freier, erhöhter Gegenstand, ein trockener Ast u. dgl., von dem aus es den Balzflug bald wieder beginnt. Mit diesen Flugspielen vergnügt es sich und sein Weibchen. Nie hüpft die Racke in dem Gezweig eines Baumes umher, sondern führt jede Veränderung ihres Platzes fliegend aus, denn ihre kurzen Füße erlauben ihr nur ein Hüpfen, und zwar ein plumpes, auf dem Boden. Ihre Stimme, die sie bei ruhigem Sitzen hören lassen, ist ein einzelnes hohes „rack“ oder mehrmals „rack rack“, ein klagendes hohes „kräh“, dem Geschrei junger Dohlen ähnlich; dann auch ein hohes schnarrendes „racker racker racker“, welches am besten mit dem Schackern der Elstern verglichen werden kann, und durch welches sie auch am meisten ihren Aufenthalt verraten.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Mai- und anderen Käfern, Heuschrecken, Grillen, Larven, Raupen, Puppen, Würmern, kleinen Fröschen, Eidechsen und wohl auch aus kleinen Mäusen. Sie erlauern diese Beutetiere auf einem Stein, Pfahl, einem Zweige, oder auf einem Kornhaufen, wo sie bequem aufsitzen und aufmerksam nach jenen umsehen können. Haben sie eines entdeckt, so fliegen sie — gleich den Fliegenfängern — rasch hinzu, ergreifen die Insekten im Fluge und verzehren sie sofort; nur größere Beutestücke töten sie durch ein wiederholtes Stauchen auf den Boden, ehe sie solche verschlingen. In Ländern, wo es Feigen gibt, verzehren sie solche gern, vermutlich auch andere süße Früchte.

Die Racke empfiehlt sich durch ihre schöne Färbung als Zimmervogel; diese wird indessen bei den Jungen nicht so lebhaft, als bei den Freilebenden. Man hat aber nur wenig Gelegenheit, diese — bei uns seltenen Vögel zu erhalten, deshalb ist der Preis ein ebenso hoher, wie für einen Ausländer.

Fünfte Familie: Bienenfresser, Merops, *Linné*. 1758.

Die Bienenspechte sind ebenso prachtvoll gefärbt, wie die vorbeschriebenen Vögel, dabei schlanke und ansprechende Gestalten. — Der Schnabel ist etwas lang, länger als der Kopf, gestreckt, ziemlich dünn, aber stark, sanft gebogen, hinten etwas breit, seitlich etwas zusammengedrückt, spitzig, scharfrückig und scharfschneidig, und nur wenig hohl; Nasenlöcher nahe der Stirn, klein und rundlich, von vorgestreckten Borstenfederchen überdeckt; Zunge lang und dünn, vorn mit sehr dünner und harter Spitze; hinter dem Auge ein kleines kahles Fleckchen, das aber durch steife Wimperhaare geschützt ist; Zügel mit steifen Haarfederchen dicht besetzt; Füße sehr klein und kurz, fleischig, mit breiten Sohlen; der untere Teil des Schienbeins über der Ferse nackt, Läufe hinten weichhäutig, fein genetzt, vorn getäfelt; Nägel ziemlich lang, gekrümmt und spitzig, und auf der inneren Seite mit einer starken Schneide versehen; die mittlere Zehe mit der äußeren bis zum 2. Gelenke, mit der inneren bis zum 1. Gelenke verwachsen; Flügel lang und spitzig, mit kurzen Armknochen; die 1. Schwinge sehr klein, lanzettförmig, die 2. Schwinge die längste; Schwanz 12fedrig, bald gerade, bald ausgerandet oder gabelförmig. Dieses Charakteristikum wechselt aber bei den verschiedenen Arten in verschiedener Weise ab; bei unserer europäischen Art verlaufen die beiden Mittelfedern in 2 verlängerte Spieße, was sich beim fliegenden Vogel recht hübsch ausnimmt. Das Gefieder ist kurz und knapp anliegend, die Gestalt gestreckt und schlank. — Es sind ungemein gute Flieger, welche nach Schwalbenart Insekten im Fluge fangen, und — was ganz merkwürdig — es besonders auf gestachelte absehen, auf Hornissen, Wespen, Hummeln und Bienen, welche sie — samt dem Stachel ohne jeden Nachteil verschlingen, was man sonst nur von dem Nußhäher und dem Storch weiß. Den kleinen Insektenfressern bringt die Wirkung des giftigen Stachels bekanntlich den Tod.

Diese Familie zählt etwa 40 Arten, welche in 3 Gruppen geschieden werden: Schwalbenspint, Merops, *L.*, 20 Arten; Feldspint, Melittophagus, *Boje* 1828, 10 Arten; Nachtspint, Nyctiornis, *Sws.* 1836, 6 Arten. — Hier beschrieben: 1 Art.

Der Bienenfresser. Merops apiaster, *Linné*.

Taf. 18, Fig. 6.

Immenvogel, Spint, Bienenwolf, Bienenschwalbe. — Merops, alte und uralte Autoren von Aristoteles an; — Apiaster, ebenso; — Ispida merops, *L.* 1746—48; — Merops galilaeus, *Hasselq.* 1757; — Merops apiaster, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1826; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Mer. Schäghaghi, *Forsk.* 1775; *Gm.* 1788; — Mer. chrysocephalus, *Gm.*; — M. hungariae, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Genick und Nacken rotbraun; Stirn nach hinten grün; Schultern strohgelb; der ganze Unterkörper, von der hochgelben mit einem dunkeln Querbande begrenzten Kehle an, hell grünblau.

Länge 22,7 cm, wovon der Schwanz 10,7 cm wegnimmt; Breite 40,5 cm; Schnabellänge 35 cm; Höhe des Laufs 1,4 cm. Starengröße, aber gestreckter.

Beschreibung. Für diesen schönen Vogel genügt die Abbildung. — Die Schwanzfedern sind blaugrün; die beiden mittelsten Federn sind 2,4 cm länger und haben schwarze Enden und schwarze Schäfte. — Der Schnabel ist stark und schwarz; der Augenstern hoch karminrot; die Füße sind klein, stämmig, von Farbe dunkel rötlichgrau. — Das Weibchen ist nur unmerklich kleiner und weniger lebhaft gefärbt. — Die jungen Vögel haben eine gelbe Stirn, übrigens die gleiche Färbung.

Dieser Vogel bewohnt hauptsächlich diejenigen Länder, welche das Mittelländische und Schwarze Meer begrenzen; so Spanien, Südfrankreich, Italien, Griechenland samt größeren und kleineren Inseln, die Türkei, Klein-Asien, Persien, Turkestan und vielleicht noch viel weiter ostwärts bis China; ferner ganz Nord-Afrika auf dem Zug, südlich bis zum Kap; nach Heuglin auch zuweilen im Sommer in Senaar. Süd-Rußland, die Länder um das Schwarze und Kaspische Meer, Ungarn und die Donauländer bis in die Dobrudscha bewohnt er in Menge. In der Aufregung des Zugtriebes dehnt er seine Reisen auch zuweilen viel nördlicher aus, und erscheint dann auch in Deutschland, Dänemark, Schweden, Finnland u. a., wo der schöne Vogel immer Aufsehen erregt. — Ihr Aufenthalt ist gewöhnlich in der Nähe großer Flüsse oder am Strande des Meeres, besonders wo steile Ufer sind; von hier aus durchstreifen sie die sandigen Gegenden und blumenreichen Wiesen längs der Gewässer, namentlich die Thäler zwischen fruchtbaren Bergen und die Waldränder; sie lassen sich jedoch häufig auch in der Nähe menschlicher Wohnungen sehen, denn ihre Lebensart gleicht der der Schwalben, indem sie beständig in der Luft herumschwärmen,

um fliegende Insekten zu fangen. Als Zugvögel kommen sie Ende April und gehen wieder im August. In Griechenland kommen sie früher und ziehen später ab.

Sie nisten wie die Uferschwalben und Eisvögel in Erdlöchern oder engen Röhren, welche sie gewöhnlich an steilen Ufern oder sonstigen Erdwänden, welche sandigen oder doch weichen Boden haben, mit Schnabel und Füßen sich selbst graben. Die Röhren sind 1—2 m tief, und gehen in wagrechter Richtung in den Boden; hinten ist eine backofenförmige Erweiterung angebracht, welche eine einfache Unterlage von etwas Moos und einigem Geniste enthält, worin man im Mai 5—8 beinahe runde, sehr glänzende, reinweiße Eier findet, welche etwa 16 Tage bebrütet werden. Die Länge der Eier beträgt 2,3 cm, die Breite 1,9 cm. Nur das Weibchen brütet und hat einen großen Brutfleck. Als Kuriosum führe ich an, daß die Jungen sehr gewandt rückwärts in ihre Höhlen laufen, und auch die Alten benützen diesen Krebsgang in ihre Bruthöhle.

Dieser Vogel nimmt sich während des Fluges noch weit schöner aus, besonders wenn seine brillanten Farben im Sonnenlicht spielen. Er hat einen ausgezeichnet schönen Flug; in den kühnsten Wendungen, mit Leichtigkeit und Gewandtheit, weiß er sich zu drehen und zu schwenken. Bald schwebt der kühne Segler mit stillgehaltenen Flügeln, ohne merkliche Bewegung derselben, hoch oben in der Luft in schönen Kreisen, bald streicht er schnellflatternd dicht über den Pflanzen weg, um Insekten aufzunehmen. Zu Fuß ist er schlecht und kann, wie die Schwalben, nur wenige trippelnde Schrittchen gehen, daher macht er sich auch wenig auf dem Boden zu schaffen, sondern setzt sich nur auf Hügel, Steine oder freistehende dürre Aeste, um Umschau zu halten oder um auszuruhen. Seine Geselligkeit ist merkwürdig, denn man sieht oft diese Vögel in Scharen zu Tausenden vereint umherstreifen, wobei sie sich mit einem hellklingenden Lockton „frisrisri" zusammenhalten, welcher dem Geschrei der Mauerschwalben ähnelt. Auch während der Brütezeit halten sie sich zusammen, und machen oft viele Röhren, welche ihnen zugleich als Schlafstellen dienen, dicht neben einander. — Ihre Stimme ist ein helles „frisrikrüi", ein heiseres „gra gra" und ein flötendes „grülgrügrügrül!"

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in immenartigen Insekten, welche sie in größter Menge, ohne Schaden samt dem Stachel verschlingen. Sie verzehren Wespen, Bienen, Hummeln, Hornissen, Grabwespen, Heuschrecken, Bremsen, Mücken, Schnaken u. dergl., welchen sie gleich den Schwalben in der Luft nachjagen oder welche sie nach Art der Racken und Fliegenschnäpper von einem Sitzpunkt aus erspähen. Wenn sie ein Wespennest entdeckt haben, so pflanzen sie sich in der Nähe desselben auf, und fangen alle aus- und einfliegenden Wespen weg, wodurch sie sehr nützlich werden. Wo aber Bienenzucht betrieben wird, werden sie aus dem gleichen Grund schädlich, weil sie die ein- und ausfliegenden Bienen mit unfehlbarer Gewandtheit abfangen. Hier müssen sie mit Strenge vertrieben werden. Samenkörner, welche man zuweilen in ihrem Magen findet, verschlucken sie nur zufällig, wenn sie Insekten von Blumen- oder Samenstengeln wegnehmen.

Ein solcher Vogel, der — wie die Schwalben — seine meiste Lebenszeit fliegend zubringt, kann so wenig als diese zu einem Käfigvogel gemacht werden. Nur wer in der Lage ist, einen großen Freiflug einzurichten, kann Freude am Unterhalte eines Bienenspintes erleben. Wohl wäre es sehr interessant, wenn in zoologischen Gärten größere heizbare Lokale erstellt und eingerichtet würden, die nur zur Herberge echter Flugvögel, wie Schwalben, Spinte, Kukuke, Goldamseln und anderer verträglicher Vögel bestimmt wären. Die starken Sitzstäbe müßten in der Höhe, in der Mitte und Tiefe überall verteilt werden, aber so weit auseinander, daß die Bewohner zum Weitflug förmlich gezwungen würden. Nur eine Ecke wäre mit einem gut verzweigten Baum zu bestellen, um solchen Vögeln, welche außer dem Weitfluge auch gern im Baumgezweige leben, einen geeigneten Platz zu verschaffen, wie z. B. den Goldamseln, Kukuken; gleichsam einen Bummelplatz. Grundsätzlich müßte man die meisten Futtergeschirre in mittlerer Höhe des Lokals aufstellen, dagegen Bad- und Trinkgeschirre stets auf dem Boden. Das Futter müßte ein nahrhaftes sein: Rinderherz, roh und gekocht, Eierbrot, Quark, Weißwurm, Ameiseneier, Mehlwürmer, zerquetschten Hanf eingemischt; Beeren und weiches Obst aufgesteckt. Maikäfer und Heuschrecken, in der Flugzeit eingesammelt, sind ein gesunder, naturgemäßer Zusatz. Vor dem Aussetzen in den großen Flug müssen die Vögel an Zimmerfütterung gewöhnt sein.

Man fängt sie in ihrer Heimat in den Nestlöchern; bei uns können sie nur durch einen guten Schuß erlegt werden, was einem geübten Flugschützen eben nicht schwer fällt. — Als weiteres Kuriosum führe ich „ein Mittel, die Haare sehr schwarz zu färben", von Gesner an: „man nehme die Galle dieses Vogels und vermische sie mit ebensoviel Olivenöl. Besonders wirksam ist das Mittel, wenn das Oel aus unreifen Oliven bereitet wird. Probatum est."

Sechste Familie: Eisvogel, Alcedo, *Linné*.

Ebenso schön in der Färbung, wie die beiden vorbeschriebenen Vögel, aber beinahe als eine dickköpfige Mißgestalt erscheint uns der Eisvogel, mit dem wir die Sitzfüßler abschließen. — Der Schnabel ist — dem Dickkopf entsprechend — groß, dick und lang, gerade, fast vierseitig, am Rücken beider Kiefern kantig, allmählich zugespitzt, vorn etwas zusammengedrückt, mit scharf deckenden Rändern; Zunge sehr klein, fast wie beim Wiedehopf; Nasenlöcher klein, ritzförmig, schief, durch eine nackte Haut verschließbar; Füße sehr klein und kurz, fleischig, mit breiter Sohle, und bis über das Fersengelenk kahl; die Hinterzehe klein; die mittlere Vorderzehe mit der äußern bis zum 2. Gelenke verwachsen; die Nägel sehr klein; Läufe vorn getäfelt, hinten fein genetzt; ein echter Sitzfüßler; Flügel kurz und stumpf, die 2. und 3. Schwinge am längsten, und außen etwas verengt; der Schwanz ist auffallend kurz, und besteht aus 12 Federn, zuweilen noch aus einigen überzähligen. Das Gefieder ist glatt anliegend, sehr schön gefärbt und prachtvoll metallschillernd. Die Federn des Hinterkopfs bilden eine kleine Holle. Alte und Junge wenig verschieden. — Sie leben einsam an kleinen fischreichen Gewässern, aus denen sie ihre Nahrung — meistens kleine Fische und Wasserinsekten — durch Stoßtauchen holen. Auch verstehen sie zu schwimmen, doch meist nur auf kurze Strecken.

Die Gesamtfamilie der Königsfischer, Alcedinidae, ist sehr zahlreich, denn sie beläuft sich etwa auf 140 Arten, unter denen es kurz- und langschwänzige, breit- und spitzschnäbelige, große von Raben- und kleine von Meisengröße gibt, welche zur leichteren Uebersicht in kleinere Gruppen geschieden werden. Für die hier geltende Familie — welcher unser Eisvogel angehört — sind 25 Arten verzeichnet, die aber alle kleiner sind, als der unserige. Alle anderen bewohnen warme Erdteile, deshalb ist der Name „Eisvogel" für dieselben nicht besonders zutreffend. Hier beschrieben: 1 Art.

Der Eisvogel. Alcedo ispida, *Linné*.

Taf. 18, Fig. 7.

Europäischer Eisvogel, Königsfischer, Alcyon, Martinsvogel, Uferspecht, Wasserspecht, Wasserhennle. — Alcedo, et Alyon (= Halcyon), alte Aut.; — Ispida, *Albertus Magnus*; — Corvus aegyptius, *Hasselq.* 1757; — Gracula atthis, *L.* 1758—66; — Alc. ispida, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1826; *Br.* 1831; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Sturnus atthis, *Daud.* 1800; — Alc. advena, *Br.* 1831; — Alc. Pallasii, *Reichb.* 1848.

Ein sehr schöner Vogel, der mit keinem andern der europäischen Vögel zu verwechseln ist.

Kennzeichen. Scheitel und Hinterhaupt dunkelgrün, mit hellgrünblauen Mondfleckchen; Schultern und Flügeldeckfedern dunkelgrün, letztere mit hellgrünblauen Fleckchen; ein Streif den ganzen Rücken entlang schön hellbau grünlich; der kurze Schwanz lasurblau. Füße rot.

Länge 17 cm, wovon das Schwänzchen 4 cm wegnimmt; Flügelbreite 27,5 cm; Schnabellänge 4 cm; Höhe des Laufs 2 cm.

Beschreibung. Die naturgetreue Abbildung genügt. — Der Schnabel und Kopf ist unverhältnismäßig groß und stark, erster von Farbe schwarz mit hochroten Mundwinkeln; das Auge ist dunkelbraun; die Füße sind sehr klein und lebhaft mennigrot. — Bei den Weibchen und den jüngern Vögeln fällt die Färbung mehr ins Grüne, als ins Lasurblaue.

Der Eisvogel bewohnt das gemäßigte und warme Europa, von Dänemark, Liv- und Esthland an bis in dessen Südstaaten. Er ist selten in England, noch seltener in Schweden, geht ostwärts in der gleichen Breite Mittel-Asiens bis zum Irtysch, und soll besonders zahlreich an den klaren Flüssen des Altai sein. Weiterhin in Ost-Asien wird er durch nahestehende Arten vertreten. In Nordwest-Afrika kommt er bis zum Senegal, er soll dort sogar Brutvogel sein, während er auf den Kanarischen Inseln nur auf dem Zug beobachtet wird. In Spanien ist er Brutvogel, und jahraus, jahrein; in dem warmen Griechenland dagegen, so häufig er daselbst während den Zugzeiten auftritt, findet man ihn nicht brütend, z. B. auf der Insel Korfu des Winters in Menge an der Seeküste von Ende August bis zu Anfang des April, fehlt aber den Sommer über ganz. In Deutschland sieht man den prachtvollen Vogel überall an hellen Gewässern, immer aber nur einzeln oder paarweise, und nirgends häufig. — Er hält sich an den Ufern der Ströme, Flüsse, Teiche, Seen, Bäche und anderer Gewässer auf, welche entweder hochuferig oder auch flachuferig sind, wenn sie nur mit Gebüschen und Bäumen besetzt sind, doch liebt er vorzugsweise ziemlich seichtes, klares, fließendes Wasser und vermeidet stehendes und mooriges; im Winter zieht er den Gewässern nach, welche nicht zufrieren, oder streicht an den Küsten des

Meeres entlang, wo man ihn an geeigneten Stellen nicht selten fischen sieht. Nachzügler, welche bei uns überwintern, haben oft viel durchzumachen und bei strenger Kälte, welche die Gewässer mit einer Eisdecke schließt, erliegen manche dem Nahrungsmangel. Seine Standplätze, wo er sich nach Nahrung umsieht, sind immer ziemlich versteckt; es sind dies Pfähle, Stöcke, Steine, Baumzweige u. dgl., niedrig am oder über dem Wasser, wo man ihn auf einem oder dem andern allezeit treffen kann. Auf höhere Büsche und Bäume wagt er sich nur während des Frühjahrs, wenn er sich mit seinem Weibchen herumneckt. Er ist mehr Strich- als Zugvogel, welcher vom August und September an seinen Sommeraufenthalt verläßt, im Winter offene Gewässer aufsucht und gegen März oder April wieder auf seine Brutplätze zurückkommt.

Sie nisten in den Gegenden ihres Aufenthalts an abgelegenen einsamen Winkeln, besonders an senkrecht abfallenden oder überhängenden Uferstellen, welche mit Sand durchsetzten lehmigen Boden haben, und graben und hacken daselbst mit Schnabel und Füßen eine Röhre, welche etwa stark 5 cm weit, oft 1 m tief wagrecht in den Boden zieht, und Aehnlichkeit mit einem Rattenloche hat und zuweilen kaum von einem solchen zu unterscheiden ist. Steigt ein Fischgeruch aus der Höhle, so hat man sicher ein frisches Nest vor sich. Diese Röhre ist immer mehrere, 4 bis 10 Fuß über dem Wasserspiegel angelegt und hat hinten eine backofenförmige Erweiterung, in welcher man auf Fischgräten, welche als Unterlage für die Brut dienen müssen, von Mitte April bis in den Mai 7 (selten mehr, selten weniger) ziemlich große, rundliche Eier findet, welche eine blendendweiße glänzende Schale haben. Der frische Dotter scheint rotgelb durch. Maße märkischer Eier: 22,2 + 18,45 mm. Das Weibchen brütet dieselben allein in 15 Tagen aus, und die Jungen bekommen Larven, Libellen nebst anderen Wasserinsekten, und später kleine Fischchen zur Nahrung. Die Exkremente von Alt und Jung werden nach Naumann sorgfältig aus der Höhle geschafft, aber die Gewöllbutzen, welche aus feinen Fischgräten und Ueberbleibseln von Libellen bestehen, werden zur erwähnten Unterlage benützt, worauf die Eier liegen, und bilden zuweilen eine dicke Schicht. Nach den Jungen darf man nicht leicht vor Mitte des Juni suchen. — Frisch ausgeschlüpfte Eisvögel sind unschöne, dabei höchst unbehilfliche Geschöpfe, ganz nackt und großköpfig, der ganze Schnabel noch klein, der untere verkürzt. Sie zittern mit den Köpfen, wenn sie um Futter bitten, und lassen ein eigentümliches Wispern oder Schnarren hören, das bald heller, bald dumpfer klingt, je nachdem sie dabei den Schnabel öffnen oder schließen. Dr. Girtanner vergleicht es mit dem Gesumme einer Maultrommel; ein anderer Vogelfreund mit dem Schnurren eines alten Katers. Dieses Schnarren verliert sich, sobald sie allein fressen können, außerdem hört man noch ein einfaches Schnalzen. Wenn die Federn wachsen, scheinen sie stachelig zu sein, weil die langen Federscheiden nicht bald aufplatzen; sie sehen dann aus, wie ein junger Igel, der von Stiften bedeckt ist. Wenn sie später befiedert sind, schirken sie laut wie ein Kukuk und sehen dann ihren Eltern ziemlich gleich, nur daß das Gefieder dunkler, der Schnabel auch viel kürzer ist. Sie verbreiten einen ziemlich starken Moschusgeruch und werden, auch nach dem Ausfliegen, noch lange gefüttert. Alte Eisvögel zeigen viel Liebe zu ihren Jungen. Sie brüten jährlich nur einmal, wenn aber die erste Brut gestört wurde, kann man auch noch späterhin, als oben angegeben, Eier und Junge finden.

Jedes Pärchen hat sein eigenes Nestrevier, und wird dessen Grenze von anderen überschritten, so werden sie mit einem scharfen Geschrei in pfeilgeschwindem Fluge verfolgt, wobei sie dicht über dem Wasser hinschnurren. Es sind überhaupt scheue, ungesellige, zanksüchtige Tiere, welche alle anderen Vögel zu vertreiben suchen; ebenso ängstlich und feig sind sie wieder beim Anblick von großen und stärkeren Feinden. Man sieht den Eisvogel, wenn er nicht aufgescheucht wird, oft lange Zeit auf einer Steinspitze, einem Pfahl, einem wagrechten Zweig, kaum einen Meter hoch, wie hingenagelt sitzen und unverwandten Blickes die Fläche des Wassers betrachten, um eine Beute zu erspähen. Er verdient den Namen „Sitzfüßler" im strengen Sinn des Wortes, denn seine kleinen Füßchen sind nicht zum Laufen bestimmt; sein Flug ist aber reißend schnell und schnurrend, kaum ein Meter über dem Wasserspiegel, jedoch nicht von langer Dauer, selten weiter als einige hundert Schritte. Er ist auch ein guter Taucher, hält sich aber nur so lange unter Wasser auf, als er braucht, um seine Beute zu erhaschen und an die Luft zu befördern. Er schwimmt auch gut, aber nicht weit, wobei er unter Wasser die Flügel und breitsohligen Füße als Ruder benutzt. — Seine Stimme ist ein durchdringendes, hellpfeifendes „tiit tiit tit tit!" er läßt dieses „tiit" fast nur fliegend hören, und etwas kürzer, wenn er sich eben setzen will: „tit tit tit".

Seine Nahrung besteht in kleinen, fingerlangen Fischchen und kleinerer Fischbrut, kleinen Krebschen, aus Wasserschnecken, Blutegeln, Wasserlarven, Wasserinsekten, namentlich Libellen, Wasserwanzen u. dgl. Um Fische zu fangen, lauert er mit großer Geduld, bis sie an die Oberfläche des Wassers spielend hervorkommen; bietet sich ein solcher seinem Stoße dar, so stürzt er sich, den Kopf abwärts, wie ein Frosch ins Wasser, daß das Wasser über ihm zusammenschlägt und kommt dann gewöhnlich beinahe an der gleichen Stelle mit dem Fischchen im Schnabel wieder

herauf, begibt sich auf seinen Standplatz, dreht und wendet dasselbe so lange, bis es ihm zum Verschlingen recht im Schnabel liegt, und würgt es alsdann, den Kopf voran, hinunter. Er macht übrigens auch Fehlstöße, weil er den Fisch unter Wasser nicht weit verfolgen kann; weicht dieser seinem ersten Stoße aus, so ist er meist gerettet. Kommen an seine gewählten Sitze zu wenig Fischchen, so fliegt er nach den ihm bekannten Stellen, wo es deren gibt, erhebt sich schnell etwa 1 m über das Wasser, rüttelt eine Zeitlang wie ein Turmfalk und stürzt sich dann beim Anblick eines solchen, wie ein Bleiklumpen, ins Wasser, um es wegzuschnappen. Vor einem Raubvogel rettet sich der sitzende Eisvogel nicht durch Abfliegen, sondern er stürzt wie ein Stein ins Wasser. Bei Wasseranschwellungen, welche die Gewässer trüben, kommt der Eisvogel in Not, weil er dann die Fische nicht mehr sehen kann. Er ist nun auf Insektenkost so lange angewiesen, bis sich die Wasser wieder klären, oder muß in dieser Zeit klare Bäche aufsuchen, wenn solche nicht zu weit entfernt sind. Auch im Winter kommen sie in Not, wo sie sich an eisfreien Stellen und offenen Wasserlöchern oft kümmerlich durchschlagen müssen.

Um Eisvögel im Zimmer zu unterhalten, muß schon eine besondere Einrichtung des Aufenthalts getroffen werden. Alte Eisvögel sind schwer einzugewöhnen, weil sie ein Wasserbecken bedürfen, das etwa 25—30 cm Wassertiefe und 40 cm Durchmesser hält, auch reichlich mit fingerlangen Fischchen bevölkert ist, welche sie sich selbst ausfangen können, wie im Freien. Dem Futterherrn mag dies einige Zeit Unterhaltung machen, denn der köpflings ins Wasser stürzende Eisvogel fängt mit Sicherheit das aufs Korn genommene Fischchen und verzehrt es auf dem Rand des Beckens. Das Angewöhnen an ein Mischfutter geht aber nicht leicht, da sie zu eigenartig sind, solches anzunehmen, häufig gehen sie dabei zu Grunde. Mit Jungen ist die Eingewöhnung nicht schwierig, und kann ich darüber folgendes mitteilen: Je jünger sie sind, desto leichter geht deren Eingewöhnung, ein Alter von 10—12 Tagen ist das geeignetste, denn da sperren sie noch gern ihre Schnäbel auf, um sich füttern zu lassen. Aeltere Junge dagegen sind schon halsstarrig, und müssen meistenteils gestopft werden, und wenn dieses nicht mit Fleiß und in regelmäßigen Zwischenräumen geschieht, gehen sie hin, weil sie lange nicht allein fressen, wenn sie auch schon ziemlich erwachsen aussehen. — Junge, dem Neste enthobene Eisvögel, ohne die Alten, erzieht man mit frischen Ameiseneiern, Mehlwürmern und kleinen winzigen Fischchen. Da aber letztere für den Städter schwer erhältlich sind, läßt man es bei Ameiseneiern und rohen Fleischstückchen bewenden, und fügt später klein zerstücktes Fischfleisch hinzu, bis sie allein fressen können. Dies Futter behält man bei. So lange die Exkremente fest geformt sind, sind die Vögel gesund, werden die Exkremente dünnflüssig, so gibt man nur Fischfleisch, stark mit Ameiseneiern vermengt. Ich habe auch sauern Käsequark gefüttert, welcher ihnen gut bekam. Hat man alte und junge Eisvögel familienweise beisammen, so werden die Alten das Brutgeschäft übernehmen, wenn sie reichlich mit kleinen Fischchen versehen werden, die man in ein Bassin setzt. Zum Aufenthalt richtet man einen geräumigen Verschlag her, in den man ein hölzernes Bassin (Wanne) setzt, das um so zweckmäßiger wird, wenn man frisches Wasser zu- und ableiten kann. Das Innere des Verschlags schmückt man mit grünen Weidenzweigen aus, deren abgeschnittene Enden in Blumentöpfe mit feuchter Erde gesteckt werden, wovon man einige Zweige in eine wagrechte Lage spannt, damit sie den jungen Eisvögeln als Sitze dienen können; sonst brauchen sie keine andern Sprunghölzer. Den Verschlag schließt man mit Drahtgitter oder mit einem Netz ab. In einem solchen Aufenthalt fühlen sie sich heimisch, werden zutraulich, und gewöhnen sich, dargebotenes Futter aus der Hand zu nehmen. Sie sitzen immer ruhig auf einer Stelle, gewöhnlich auf dem Rande des Wasserkübelchens, vor ihrem Freßgeschirre, welchem sie auch mit gutem Appetite zusprechen; selten lassen sie eine Stimme hören, werden sie aber durch eine fremde Person oder einen Hund gestört, so schreien sie laut, und flattern mit Heftigkeit gegen die Wände ihres Gitters. Kleine Fischchen, welche ich ihnen zeitweise ins Kübelchen setzte, bemühten sie sich nicht zu fangen, nur wenn diese in ihre Nähe kamen, schnappten sie solche bisweilen weg. Ich glaube, sie würden auf die Dauer zu erhalten sein, wenn sich jemand damit abgeben wollte; mir entleideten sie aber, sodaß ich nur ein einziges Mal ein Pärchen bis zum nächsten Frühjahr hatte, wo ich sie in gesundem Zustande in Freiheit setzte. Die auferzogenen Eisvögel gewöhnt man an Stubenfutter, das man aus rohen Herzstückchen, Quark, Ameiseneiern und kleinen, länglich geschnittenen Fischstückchen zusammensetzt. Letztere dürfen aber keine starken Gräten haben. (Siehe oben.) Das Futter für alte Wildlinge, welche nur kleine Fischchen fressen mögen, ist sehr umständlich und auch kostspielig zu beschaffen, da solche keine Marktware bilden. Sie sind also solchen Liebhabern, welche den Geldbeutel schonen müssen, und welche keine Geduld — vielleicht auch kein Geschick — haben, die starrsinnigen alten Eisvögel an klein zerstücktes Fisch- und anderes Fleisch zu gewöhnen, nicht zu empfehlen. Ein Verschlag, auf beschriebene Art mit Weiden zugerichtet, und mit einem Pärchen Eisvögel versehen, nimmt sich jedoch in der That sehr hübsch aus, und vermag schon dem Liebhaber Vergnügen zu machen.

Man fängt sie mit kleinen Tellereisen, welche man auf ihre Lieblingsplätze stellt; auch in Sprenkeln, welche man so richtet, daß der untere Teil ins Wasser hängt, das Stellholz aber etwa 40 cm über dem Wasserspiegel zu einem bequemen Sitze einladet.

Der Eisvogel lebt zu einzeln und ist im ganzen zu selten, als daß man sagen könnte, er stifte an wilden Fischereien wirklichen Schaden, deshalb verdient er keine besondere Verfolgung, insbesondere, da er sich mehr an die Brut kleiner Fischarten hält, deren Wert nicht hoch anzuschlagen ist. Von rationell betriebenen Fischereien, wo man Schaden befürchtet, sind diese scheuen Vögel abzuhalten und zwar durch Blindschüsse, wodurch sie vertrieben werden. — Dem Jäger auf Wasserwild kann der Eisvogel manchmal lästig werden, und zwar durch sein scharfes Kreischen, das die ganze Umgebung aufmerksam macht, und besonders Strand- und Wasserläufer zur Vorsicht und Flucht antreibt. Aber ein wahrer Freund der Natur wird es nicht über sich gewinnen, diesen schönen Vogel, „den fliegenden Edelstein", mit der Wasserratte in gleiche Kategorie auf die Vertilgungsliste zu setzen.

Fünfte Ordnung: **Rabenartige Vögel**, Corvidae, *Leach* 1816.

Sämtliche Rabenarten sind kräftig organisierte Vögel, von der Größe einer Dohle bis zu der des Kolkraben. Ausnahmen machen einige ausländische Arten, der Wüstenhäher, Podoces Panderi, *Fischer*, 1823, welcher kleiner als die Dohle, und der Erzrabe, Corvultur crassirostris, *Rüppell*, 1845, welcher größer und starkschnäbeliger als der Kolkrabe ist. — Der Schnabel ist kräftig, schwach gebogen, oben rundlich, seitlich zusammengedrückt, mit scharfen Schneiden; vor der Spitze des Oberschnabels bei manchen Arten mit einem kleinen Ausschnitt; Nasenlöcher rundlich, nahe der Stirn, mit dichten Borstenfedern bedeckt; (doch fehlt letztere Kennzeichnung einigen ausländischen Gruppen, wie Gymnorhina, Gymnocitta, Galgulus); die Zügelbefiederung ist ebenfalls aus kurzen Borsten gebildet; die Füße stark, die Zehen völlig frei; der Lauf länger als die Mittelzehe, vorn getäfelt, die Zehen mit wenig erhabenen Ballen, rauhen Sohlen und ziemlich starken — unten zweischneidigen — Krallen; Flügel ziemlich lang, die 1. Schwinge verschiedener Länge, doch immer wenigstens halb so lang, als die 2., gewöhnlich die 4. Schwinge am längsten, die Schwingen werden nach der Spitze verschmälert, decken sich deshalb nicht, so daß im Fluge dieselben, wie gespreizte Finger auseinanderstehen; Schwanz nicht kurz, von verschiedener Länge, abgerundet oder auch keilförmig. Sie haben — wie die Singvögel — den Singmuskelapparat am Kehlkopf, der aber im Verhältnis zur Größe der Vögel schwach entwickelt ist. Von einem eigentlichen Singen ist auch keine Rede; ein gurgelndes Gekrakel — bei den meisten Arten fast eine Karikatur auf Gesang — muß man dafür gelten lassen. Ihre gewöhnliche Rufstimme ist jedoch ein weithinschallendes rauhes Geschrei, und es dürfte kein Mißgriff sein, wenn man die Rabenarten in eine besondere Ordnung zusammenfaßt. Viele Arten dieser gelehrigen und munteren Vögel werden von Liebhabern im Haus unterhalten, aber alle haben die leidige Gewohnheit, kleine Gegenstände, besonders gern glänzende von Metall, fortzuschleppen und zu verstecken, und dadurch im Hause mancherlei Ungelegenheiten zu verursachen, worauf ich auch an dieser Stelle aufmerksam mache. — Es sind kluge Vögel, dabei kühn und räuberisch, und alle von großem Haß gegen die Raubvögel erfüllt, welche sie, besonders wenn sie in der Mehrzahl sind, bei jeder Gelegenheit nach besten Kräften verfolgen, und durch Nachfliegen, Stoßen und viel Geschrei zu verjagen suchen. Nicht selten setzen sie für ihren Haß das Leben ein, indem sie den großen Falken oft so nahe auf den Leib rücken, daß sie von diesen ergriffen werden und deren tödlichen Klauenhieben erliegen müssen, während ihre eigenen Waffen ihrem Grimm nicht gleichkommen. Den kleinen Raubvögeln setzen sie aber hart zu. — Ihr Verbreitungsbezirk erstreckt sich über die ganze Erde. Die Arten der kalten Länder sind meistens einfach und dunkel gefärbt, das Gefieder aber durch Metallglanz gehoben; die Arten der heißen Länder zeichnen sich mitunter durch große Farbenpracht aus. Ihre Nester setzen sie auf Bäume, in Felsenritzen, in Ruinen, auf die Vorsprünge der Türme u. s. w., passen sich überhaupt allen klimatischen und lokalen Verhältnissen in Nord und Süd, in Ost und West an. Die Weibchen legen etwa 5 Eier, welche — je nach Größe — in 17—20 Tagen ausgebrütet werden; die Jungen bleiben lange im Nest, sind anfänglich beinahe nackt, nur mit einzelnen schlaffen Dunen bedeckt, und werden auch nach dem Ausfliegen noch lange mit großer Sorgfalt gefüttert. Das Futter tragen die Alten denselben in der dehnbaren Kehle zu, und stecken es in ihren weit aufgesperrten Schnabel. Sie nisten jährlich nur einmal. In Beziehung auf die Futterstoffe sind sie nicht wählerisch, denn sie gehören zu den Allesfressern, ziehen aber animalische Stoffe vor, und manche Arten werden durch Plündern der Vogelnester und durch den Raub junger Vögel und anderer Kleintiere bisweilen schädlicher, als wirkliche Raubvögel. Sie gehen aber auch ans Aas.

Sharpe führt in seinem Katalog 162 Arten in ca. 40 Gruppen auf, obwohl die Gesamtzahl damit noch nicht abgeschlossen scheint. Von dieser großen Zahl kommen auf Deutschland: 11 Arten, die wir in 4 Familien unterbringen.

Erste Familie: Nußrabe, Nucifraga, *Brisson*. 1760.

Caryocatactes, *Cuv.* 1817; — Nucivorus, *Glog.* 1834.

Der Kopf ist etwas groß, der Schnabel lang und spitzig, der Körper etwas gedrungen. Der Schnabel ist so lang als der Kopf, eher noch länger, rundlich, fast gerade, aber an der Spitze in einen wagrechten platten Keil oder Meißel zusammengedrückt; der Unterschnabel hat inwendig einen hornigen erhabenen Wulst der Länge nach, der ziemlich in der Mitte anfängt und fast bis zur Spitze reicht, so daß die beiden Spitzen der tiefgegabelten Zunge neben diese ziemlich scharfe Kante zu liegen kommen. Dieser Höcker erleichtert dem Vogel das Zerdrücken der harten Nußschalen sehr wesentlich. Die kleinen runden Nasenlöcher befinden sich nahe der Schnabelwurzel und sind mit runden Borstenfederchen bedeckt; der Schwanz bis zur Hälfte von den Flügeln bedeckt; die 4. und 5. Schwinge am längsten, die 2.—6. außen verengt. Die Füße sind stark, rabenartig, aber schlanker als bei den Raben, die Läufe vorn quer geteilt. Das Gefieder ziemlich locker und seidenartig. Sie bewohnen waldige Gebirgsgegenden, wandern, fressen Insekten, Früchte, Nüsse, Beeren, plündern aber auch die Vogelnester und nisten sehr frühzeitig im Jahre. Hartschalige Früchte erweichen sie — gleich den Hähern — im Kropf, würgen sie wieder aus, und können sie nun leicht öffnen.

Diese Familie enthält etwa 6 Arten, wovon bei uns: 1 Art.

Der Nußknacker. Nucifraga caryocatactes, *Linné*.

Taf. 19, Fig. 2.

Zirbelhäher, Nußhäher, Nußpicker, Nußkrähe, Nußhart, Nußknacker, Schwarzer Markward, Markolf, Nuß- und Bergjäck, Spechtrabe, Dünnschnäbeliger-, Dickschnäbeliger Tannenhäher. — Caryocatactes, alte Aut.; — Pica guttata, *Frisch*; — Corvus caryocatactes, *L.* 1746—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; — Nucifr. caryocatactes, *Temm.* 1814; *Leach* 1816; *K. & Blas* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Car. nucifraga, *Nils.* 1817; — Garrulus caryocatactes, *Hempr.* 1828; — Nuc. macrorhynchos, langschnäbel. Var.; Nuc. brachyrhynchos, kurzschnäbel. Var.; Nuc. platyrhynchos, breitschnäbel. Var., sämtlich von Pastor Brehm 1831, 1855; — Nuc. tenuirostris, dünnschnäbel. Var.; Nuc. crassirostris, dickschnäbel. Var., *E. Hartert* 1887; — Nuc. caryocatactes, var. leptorhyncha, schlankschnäbel. Tannenhäher; Nuc. caryocatactes, var. pachyrhyncha, dickschnäbel. Tannenhäher, *R. Blas.* 1887.

Kennzeichen. Mit gestrecktem, fast geradem, rundlichem Schnabel. Hauptfarbe dunkelbraun mit tropfenartigen weißen Flecken, der Schwanz schwarz mit weißem Ende.

Länge 30 cm; Flügelbreite 56 cm; Schwanzlänge 11,3 cm; Schnabellänge 4,8 cm; Höhe des Laufs 4,2 cm. Größe des Eichelhähers.

Beschreibung. Die Abbildung ist genügend. — Der Schnabel ist lang, stark und spitzig, von Farbe glänzend schwarz; die Augen sind dunkel nußbraun; die Füße sind schwarz. — Beim Weibchen ist die Grundfarbe lichter, mehr rostbraun als dunkelbraun.

Man trifft diesen Vogel in den waldigen Gebirgsgegenden des gemäßigten und nördlichen Europa und Asiens, ostwärts bis Kamtschatka und bis zum Japanischen Meer; in unserem Erdteil nordwärts bis ins mittlere Skandinavien. Die Zirbelkiefer, auch Arve genannt, Pinus cembra, *L.*, ist für ihn der Lebensbaum, dem er nachzieht. Auch auf hohe Gebirge, wo die Arve nur noch als Strauch gedeiht, folgt er dieser Frucht nach. Auf den Alpen und Apenninen kommt er ziemlich regelmäßig vor. In unserem Schwarzwald, in den uralten Tannenwäldern bei Wildbad, Kniebis, Rippoldsau, ist er schon ein seltener Brutvogel geworden, und dies noch viel mehr in den Mittelgebirgen Deutschlands. In manchen Fichtenbeständen der Provinz Preußen ist er, nach E. Hartert, regelmäßiger Brutvogel; besonders scheint der äußerste Osten sein Brutgebiet zu sein. Dagegen kommt er in manchen Jahren, wenn in seinen heimischen Waldungen die Zirbelnüsse mißraten sind, nicht selten in großer Anzahl südlicher als Wandergast auch bis zu uns, und endigt seine Züge erst im südlichen Frankreich, in der Schweiz und in Süd-Deutschland, in den Donauwäldern, in Süd-Rußland und ebenso in Mittel-Asien. Diese Züge sind aber nicht regelmäßig, sondern richten sich nach dem Futter, und es können oft viele Jahre vergehen, bis sich

diese Vögel wieder in auffälliger Menge zeigen. Seinen liebsten Aufenthalt hat er in den Nadelwäldern, besonders in solchen, welche Fichten und Zirbeln enthalten; einsame, stille Gebirgswaldungen, wie sie das menschenarme Nord-Asien in größter Ausdehnung besitzt. Er kommt aber auch in gemischten Wäldern vor, besonders auf der Wanderschaft, wie er auch kleine Laubwaldungen mit Eichen, Buchen und Haselbüschen durch- und absucht. Haselnüsse gehören ebenfalls zu seinen Lieblingsfrüchten. Die Strichzeit kann schon im Juli beginnen, und endet im März des nächsten Frühjahrs, wo sie wieder auf ihren Brutplätzen sind. — In manchen Jahren (das letztemal 1885 und 1887) durchziehen auffallend viele Nußhäher unsere Wälder, wovon sich die meisten durch einen bedeutend schlankeren und schmäleren Schnabel auszeichnen, und man nimmt an, daß diese Vögel aus Gegenden kommen, wo es weitläufige Zirbelwaldungen gibt, deren weichschalige Nüsse die Hauptnahrung dieser Wanderer sind. Solche weit ausgedehnte Wälder liegen in Nordost-Asien. Man unterscheidet zu genauerer Bestimmung in der Neuzeit 2 Rassen: nämlich unsere europäische Art, welche — infolge ihrer hartschaligen Futterstoffe — einen starken, fast krähenartig gebogenen Schnabel hat, und deshalb als Dickschnäbeliger Tannenhäher zu bezeichnen ist. Die andere Rasse, welche uns zeitweise aus Nord- und Nordost-Asien (meistens aus dem Amur- und Argungebiet) zuwandert, und — infolge ihrer weicheren Nahrungsmittel — einen viel schlankeren, schmäleren und geraderen Schnabel hat, wollen wir nach dem Vorschlag von Dr. Rud. Blasius als Schlankschnäbeligen Tannenhäher bezeichnen. Benennungen für diese Rassen findet der Interessent im lateinischen Synonymenverzeichnis. Näheres über den Dünnschnäbeligen Tannenhäher: Wien. Mitth. 1887, Nr. 10, S. 150. — Ferner: Der Tannenhäherzug durch Oesterreich-Ungarn im Herbst 1887 von Viktor Ritter v. Tschusi zu Schmidhoffen, Ornis 1889, S. 129 ff. Und noch manches über die Häherzüge ist in Fachschriften zerstreut.

Die Fortpflanzungsgeschichte des Nußknackers war lange in Dunkel gehüllt. Dem Forschungseifer des Herrn Oberförsters Schütt in Waldkirch, Cab. J. 1861, S. 62; ferner des Herrn Baron v. König-Warthausen; sowie den Bemühungen des Herrn Georg Vogel in Zürich hat man die jetzige Aufklärung zu danken. In der Neuzeit fand Herr E. Hartert den Dickschnäbeligen Tannenhäher in Ost-Preußen brütend. Sie nisten hauptsächlich in den Nadelwäldern der Mittel- und Hochgebirge, oder suchen im gemischten Walde die Nadelholzgruppen heraus, wo sie an freien, der Sonne zugänglichen Hängen auf 2—3 dcm starken Fichten oder Tannen in einer Höhe von 5—8 m auf den Quirlästen am Stamme das Nest hinsetzen. Die erste Unterlage besteht aus Reisern, Lehm, Holzmulm und Pflanzenbüschchen, ebenso ist die Außenwand des Nestes aus Reiserchen geflochten, dann folgt die Polsterung aus Flechten, Grasstengeln, Moos und Bast. (Das Nest des Eichelhähers ist von diesem total verschieden.) In diesem Nest findet man schon sehr früh im Jahre, so daß man zuweilen den Schnee noch durchwaten muß, um zum Neste zu gelangen, von der Mitte des März an, 4 feinkörnige, glänzende Eier, welche im Mittel 33,10 mm lang und 24,63 mm breit sind. Die Grundfarbe ist ein lichtes, sehr blasses Grünblau. Die Zeichenfarbe in sparsamen gerundeten Flecken ist violettgrau und blaß grünbraun, welche bald gleichmäßig verteilt sind, bald am stumpfen Ende einen Kranz bilden; zwischen diesen beiden Tönen sitzen manchmal kleinste und kleine schwarzbraune Tüpfeln. Im allgemeinen ist das Ei des Tannenhähers ein ganz charakteristisches, und obwohl es sich an die Eier verschiedener Artverwandten anschließt, wird es nach den Erfahrungen des Herrn Vogel doch von den Fachmännern selten verkannt werden. (Vergl. dessen Abhandlung über den Tannenhäher, St. Gallen, Zollikofer 1873.) Die Brutzeit dauert 18 Tage, und in dem Magen eines getöteten Jungen fand man Rückstände von Schnecken, Käfern, Wall- und Haselnüssen und Ebereschbeeren. Also Animalien und Vegetabilien, wie es die Vögel in dieser frühen Jahreszeit auftreiben können. — Der Nußknacker ist demnach kein Höhlenbrüter, wie man früher annahm.

Die Jungen sehen den Eltern ähnlich, sind aber auf einem viel lichtern Grunde kleiner und spärlicher gefleckt; Schnabel und Füße sind hell hornfarben; die Schnabelwülste hellrosa. Sie können mit Fleisch und Käsequark erzogen werden, bedürfen aber der Reinlichkeit wegen viel Wasser zum Trinken und Baden. Von den Jungen hört man ein leises „körr körr" und ein feines Piepen.

Der Nußhäher zeichnet sich durch ein dreistes Benehmen gegen die Menschen aus. Auf dem Brutplatze ist er anfänglich auch wenig scheu, und erst durch wiederholte lästige Beobachtungen wird er mißtrauisch und schüchtern. In seinen Bewegungen ist er kräftig und ungestüm, zeigt auch einige Gewandtheit im Klettern, hüpft geschickt auf Aesten und Zweigen herum, ist dagegen nicht so unruhig, wie der Eichelhäher, auch sieht man ihn öfter in dichtbelaubten Gebüschen und Bäumen still sitzen und Siesta halten. Er ist übrigens sehr räuberisch und ein starker, mutiger Vogel. Sein Flug ist leicht, wobei er die Flügel stark ausbreitet und kräftig schwingt.

Seine Nahrung besteht aus größeren Insekten, Käfern, Larven, Würmern, Raupen, Hornissen, Wespen und Bienen, welche er ohne Gefahr, gleich den Bienenfressern, samt dem Stachel verschluckt; auch aus kleineren Schnecken. Im Herbst frißt er Vogelbeeren, Bucheckern, Eicheln und besonders gern Hasel- und Wallnüsse; diese letzteren weiß er sehr geschickt zu spalten. Frische Haselnüsse sprengt er mit seinem dazu eingerichteten Schnabel so kräftig auf, daß man sie von weitem krachen hört. An die Zapfen der Tannen krallt er sich meisenartig fest und bricht die Schuppen auf, um den Samen zu erlangen. In den sibirischen Waldungen, in denen die Zirbelkiefer in großer Menge auftritt, sind sie die Hauptzerstörer der Arvenzapfen. A. Brehm beobachtete sie am Obi, wo sie in Scharen von Tausenden von einem Wald zum anderen zogen, um die Arven zu plündern. Diese Streifzüge bewegten sich in südlicher Richtung, weil im Süden die Bestände der Zirbelkiefer weit ausgedehnter und dichter, und die Nüsse dort größer sind. Aehnliches hat man in Tirol beobachtet. Wenn dort die Zapfen zu reifen beginnen, zieht alles aus, um die Tannenhäher zu vertilgen, denn die Vögel halten sich tagelang in den Wäldern auf und richten darin großen Schaden an. (Cab. J. 1877, 222.) Fleisch ist für diesen Vogel eine leckere Speise; wo er daher junge Vögel ertappen kann, erwürgt er sie ohne Umstände; auch die Eier raubt er aus den Nestern weg, und er gibt in dieser Beziehung dem verrufenen Eichelhäher nichts nach, nur ist er nicht so gewandt im Suchen der Nester. Besonders gern stiehlt er die in den Dohnenstiegen gefangenen Vögel. Sein Schlachtopfer packt er mit dem Schnabel, tritt mit den Füßen darauf, und hackt ihm das Hirn aus. In seinem großen Schlunde verbirgt er den Ueberfluß seiner Nahrungsmittel, um sie gelegentlich zu verzehren, oder auch an einer geeigneten Stelle für die Zukunft aufzubewahren, und legt sich eigentliche Magazine an. Die Eicheln erweicht er im Kropfe, speit sie später wieder aus, hülst die Schale ab und verzehrt den Kern; alte harte Haselnüsse nimmt er zwischen die Klauen, und hämmert sie an dem Ende, wo die Nuß angewachsen war, meisenähnlich, auf. Zum Zermalmen der Kerne dient die vorn erwähnte Leiste im Unterschnabel. — Im Zimmer ist dieser gefräßige Vogel mit Weißbrot, Quark und Fleisch leicht zu erhalten, und kein Kostverächter. Er läßt sich, alt eingefangen, ebenfalls zähmen, darf aber nicht zu anderen Vögeln gebracht werden, weil er sie sonst erwürgt, und selbst größere Vögel, wie z. B. den Eichelhäher, überfällt dieser kräftige, dreiste Vogel und tötet sie. Deshalb ist Vorsicht geboten, wenn man ihn je unter andere Vögel setzen wollte. Wenn er keine Nüsse zu knacken hat, so zermeißelt er aus Langeweile das Holz des Käfigs mit kraftvollen Schnabelhieben. — Seine gewöhnliche Stimme ist ein kreischendes „kräck kräck kräck", und ein höheres „körr körr körr!" Im Frühjahr läßt er auch eine Art von schwatzendem Gesang hören. Er kann aber auch feinere Gesangsweisen, wie vom Rotkehlchen, nachahmen, wenn er solche Vögel in seiner Umgebung hört, wodurch er an die Würger erinnert.

Man fängt sie in eigens für sie eingerichteten Dohnen und Fußschlingen ziemlich leicht, wenn man tote Vögel, Vogelbeeren und namentlich Haselnüsse als Lockspeise vorhängt. Sie gehen auch einzeln nach dem Kauz und Uhu. In manchen Gegenden löst man dem Jäger die Fänge dieser Vögel mit Geld aus. Dadurch, daß sie die Fichtensaaten aus der Erde hacken, die in manchen Gegenden sehr geschätzten Arvennüsse verzehren, und viele Bruten, sowohl Eier als Junge, vertilgen, werden sie nachteilig; sie verzehren indessen auch wieder viele schädliche Waldinsekten.

Zweite Familie: **Baumrabe,** Garrulus, *Brisson.* 1760.

Glandarius, *Koch* 1816.

Die Spitzen des geraden starken Schnabels sind gegeneinander gewölbt, die Schneiden sind ganz gerade, die Schnabelspitze zu einem kleinen Haken abwärts gekrümmt, derselbe weit kürzer als der Lauf; die Füße sind kräftig, etwas schlank, vorn quergetäfelt; die Nasendeckfedern ragen bis zur Mitte des Kiefers vor; in dem etwas kurzen Flügel ist die 4. und 5. Schwinge am längsten; die 1. gleich den Armschwingen, oder etwas kürzer; der Schwanz ist abgerundet, das Gefieder weitstrahlig; auf dem Kopfe eine Haube von verlängerten aufstrebenden Federn. Sie sind ein Bindeglied zwischen den Krähen und Würgern, weichen jedoch von letzteren durch ihre Obstnahrung ab, gehen nicht schrittweise, sondern hüpfen sehr gewandt in den Zweigen umher, halten sich nur in den Wäldern auf, wo sie paar- oder familienweise, seltener in kleinen Scharen umherstreichen, fast nie auf Felder oder auf freie Gegenden fliegen, ja solche nicht einmal gern überfliegen, sondern immer den Bäumen und hohem Gebüsch folgen, welche ihr Wohngebiet sind. Sie nähren sich von Früchten aller Art, Insekten, vorzüglich von Vogeleiern und kleinen Jungen, welche sie aus den Nestern rauben und dadurch Schaden stiften Von 18 Arten bei uns: 2 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe: **Baumhäher**, Garrulus, *Briss.*

Kennzeichen: siehe die Familie. — 1 Art.

Der Eichelhäher. Garrulus glandarius, *Linné.*

Tafel 19, Fig. 3.

Häher, Heher, Holzhäher, Eichelkrähe, Wald- und Eichenheher, Holzschreier, Nußjack, Herold, Markwart, Markolf, Jäck, Hähre. — Pica glandaria, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Corvus glandarius, *L.* 1746—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1822; *Glog.*; — Garrulus glandarius, *Vieill.* 1816; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Glandarius pictus, *Koch* 1816; — Lanius glandarius, *Nils.* 1820; — Gland. germanicus, septentrionalis, et robustus, *Br.* 1831, 1855.

Dieser Häher gehört unter die schönsten deutschen Vögel.

Kennzeichen. Hauptfarbe graurötlich, die Deckfedern der vorderen großen Schwingen mit schwarzen, blauen und weißen Querbinden durchzogen; Schwanz schwarz mit weißen Deckfedern; die 4. Schwinge größer als die 7.

Länge 32,2 cm; Flügelbreite 53,5 cm; Schwanzlänge 16,5 cm; Schnabellänge 2,4 cm; Höhe des Laufs 4,8 cm. Größe einer Taube.

Beschreibung. Die langen Scheitelfedern sind weiß; hinterwärts blaßrötlich überlaufen, mit schwärzlichen Längsflecken; im übrigen genügt die Abbildung. Das ganze Gefieder ist sehr weich und seidenartig anzufühlen. Der Schnabel ist schwarz; die Iris hellblau; die Füße sind bräunlich fleischfarben. — Das Weibchen sieht dem Männchen ziemlich ähnlich; doch sind die Kopffedern etwas kürzer, und die Farbe des ganzen Gefieders weniger lebhaft.

Der Eichelhäher ist wiederum eine Spezialität Europas, denn nach Osten hin vertreten ihn verwandte Arten, die bei aller Aehnlichkeit doch standhafte Abänderungen bilden. Er bewohnt in Europa alle Waldungen; nordwärts bis zum mittleren Schweden noch Brutvogel, ebenso in den Südstaaten Europas. Auch in Deutschland ist er überall zu finden, wo es Waldungen gibt. Im Nadelwald fast so häufig, als im gemischten und reinen Laubwald, deshalb auch allgemein bekannt. Er hält sich mehr in den Vorwäldern, als tief in den Waldungen auf; besonders wenn sie mit Laub- und Nadelhölzern untermischt sind und viel Eichen haben. Unter den gemischten Wäldern zieht er diejenigen vor, welche Blößen haben und wo es hin und wieder Nadelstangenholz gibt. Laubholzdickichte mit Eichen untermischt sind ihm ebenfalls ein angenehmer Aufenthalt. Zwischen Ebenen und Gebirgen macht er keinen Unterschied, doch in düsteren zusammenhängenden Nadelwaldungen trifft man ihn am seltensten; während der Brut- und Zugzeit kommt er auch in die den Waldungen nahe gelegenen Baumgüter. Niederes Buschwerk meidet er, und freie kahle Gegenden sind ihm ein Greuel. Dagegen ist die Zirbelkiefer, welche in Sibirien strichweise ausgedehnte Waldungen bildet, ein sehr bevorzugter Baum für die in Asien lebenden verwandten Häher. — In einem großen Teil Deutschlands ist er Stand- und Strichvogel, der einen ziemlich großen Distrikt durchstreift; nördlicher wohnende suchen mildere Waldungen auf und kommen dann bis in den Süden unseres Erdteils, wohl aber nicht bis Nord-Afrika. Die Zugzeit ist September und Oktober, im Frühjahr März und April.

Von seinen nahen Verwandten mögen folgende erwähnt sein: Der Schwarzköpfige Häher, Garrulus melanocephalus, *Géné*, 1839 (G. Krynicki, *Kaleniczenko*, 1839). Derselbe hat eine schwarze Kopfplatte, im übrigen unserem Häher ähnlich. Klein-Asien, Kaukasus, Persien. — Der Strichelhäher, G. lanceolatus, *Vig.* 1831. Kopf schwarz, auf der schwarzen Kehle weiß gestrichelt, Unterkörper hell weinrot; mittlere Schwingen, sowie die Schwanzfedern auf der Außenfahne blau und schwarz quergebändert, mit schwarzer Binde vor der weißen Spitze. Himalaya.

Sie nisten bald dicht am Stamm, bald weit vom Stamm auf dichten Zweigen, bald hoch, bald tief, von Mannshöhe bis 36 Fuß vom Boden entfernt; auf jungen Fichten, Kiefern, wilden Obstbäumen, auf hohen Dornsträuchern, seltener auf jungen Eichen, Buchen, Linden u. a. Auf einem starken Baum findet man es selten, öfters noch im hohen Stangenholz und hohen Dickicht. Das sauber gebaute, nicht große Nest besteht aus Reiserchen, Haidekraut, dürren Pflanzenstengeln und zarten Würzelchen. In diesem findet man Mitte April oder Anfangs Mai 5—7, ja sogar mitunter 9 Eier, die auf gelblich grauweißem oder grünlich weißem Grunde mit matten, braungrauen Punkten überall bespritzt sind, welche am stumpfen Ende oft in einen Kranz zusammenfließen, und zuweilen einzelne Haarzüge und Punkte von schwarzbrauner Farbe haben. Maße märkischer Eier: 30 + 23 mm. Die Brütezeit dauert 17 Tage. Eine zweite Brut ist fraglich, da die Jungen sehr langer Pflege bedürftig sind.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Die Jungen sind recht hübsche und muntere Vögel, gleichen ihrer Mutter, und werden sehr anhänglich; man erzieht sie mit Fleischstückchen, Semmeln in Milch erweicht, und Käsequark. Sie machen dadurch viele Unterhaltung, daß sie kleine Melodien nachpfeifen lernen, Worte nachsprechen und allerhand fremde Töne nachahmen. Zu ihrem Aufenthalt gibt man ihnen ein $^3/_4$ m hohes und 1 m langes Gitter. Zum Lernen muß man die Männchen wählen, welche man im Neste an etwas lebhafterer Färbung erkennt; die Weibchen lernen nichts. Die alt Eingefangenen taugen wenig ins Zimmer, weil sie nicht leicht zahm werden, sondern viele Geduld in Anspruch nehmen.

Ihre Nahrung besteht in Käfern, Raupen, Schmetterlingseiern, Larven, Puppen, Regenwürmern, Haselnüssen, Eicheln, Bucheckern, Zirbelnüssen, Kirschen, Vogelbeeren und andern Waldfrüchten. Von den Weizen- und Roggenäckern holen sie das noch nicht ganz reife Getreide und verschlingen die ganzen Aehren. Eicheln, Hasel- und Wallnüsse tragen sie bei gutem Herbstwetter im Schlunde oft haufenweise zusammen, stecken sie in Baumspalten oder unter das welke Laub und holen sie später, wenn sie seltener werden, wieder hervor. Die Eicheln wissen sie sogar unter dem Schnee hervorzufinden. — Leider sind es räuberische Vögel, die viele Vogelnester plündern, besonders die der Drosseln. Die meisenartige Gewandtheit, womit sie Bäume und Büsche durchstreichen und dabei die verstecktesten Vogelnester entdecken, macht sie zu einer fürchterlichen Geißel für die Bruten aller Waldvögel, die sie bezwingen können. Von Busch zu Busch schweifend, finden sie gar manche Nester, saufen die Eier aus, verschlingen die nackten Jungen, und erhaschen die kurz ausgeflogenen, noch ungewandten Gelbschnäbel, welche sie zu nahe kommen lassen. „Der Sperber und die drei Würger unserer Wälder," sagt Trinthammer, „sind ebenfalls schlimme Gesellen, aber sie alle zusammen hausen noch lange nicht so arg unter den Sängern des Waldes, als dieser Häher. Er ist der Neunmalneuntöter in des Wortes schlimmster Bedeutung. Wo dieser Strauchritter überhand nimmt, ist an ein Aufkommen der Bruten unserer andern Waldvögel nicht zu denken." Daß sie alte Vögel bis zu Amselgröße nicht verschonen, wenn sie deren bei ihren Nestern, wo sich dieselben oft in blindem Heldenmut zur Abwehr stellen, habhaft werden können, ist schon öfter beobachtet worden. Auch junge Rebhühner nehmen sie weg, so sehr sich auch die Mutter dagegen wehren mag. — Es sind kecke, listige, und wie oben bemerkt, sehr gewandte Vögel. Die Scheitelfedern richten sie bald zu einem Büschchen in die Höhe, bald legen sie dieselben ganz glatt nieder, wobei sie possierliche Stellungen einnehmen; auf den Bäumen sitzen sie selten still, sondern treiben sich von Ast zu Ast. Auf die Erde kommen sie selten, und wenn es geschieht, so hüpfen sie in ziemlich schwerfälligen Sprüngen. Ihr Flug ist etwas schwankend und unregelmäßig, auch nicht sehr flink, weshalb sie aus Furcht vor den Raubvögeln nur ungern über weite Räume fliegen, sondern auf jedem einzelnen Baum und Gebüsche Halt machen, wobei einer dem andern nachfliegt. Unter den Raubvögeln ist der Habicht ihr ärgster Feind, welcher sie ohne Umstände überall wegnimmt. Gegen den Sperber setzen sie sich mutig zur Wehr und hauen mit Klauen und Schnabel fest ein, obgleich sie dem besser bewaffneten Räuber schließlich unterliegen müssen.

Man hört verschiedene Stimmen von ihnen. Die gewöhnlichste ist ein rauhes, durchdringendes „rrää rrää rrää", womit sie den Wald durchlärmen; dann hört man noch ein gedehntes „miäh", was dem des Mäusebussards bis zum Täuschen ähnelt; ein „mäu", beinahe wie von einer Katze. Aus diesen und andern Tönen setzt dieser Vogel eine Art Gesang zusammen, den er fast das ganze Jahr hören läßt. Er ahmt auch öfters einzelne Töne anderer Vögel nach, worin er wieder an die Würger erinnert. — Sie vertilgen viele schädliche Insekten, aber auch reife Früchte, als Kirschen, frühe Birnen, Pflaumen, und — was das Schlimmste ist — nehmen im Frühjahr eine Menge Nester aus. Es thut dem Naturfreund leid, diesen schönen Vogel als „sehr schädlich" bezeichnen zu müssen, aber er ist ein Schrecken aller Drosselarten und anderer kleiner Waldvögel, denen er die Nester mit Eiern oder Jungen plündert. Daher wird mit Recht in vielen Ländern Schußgeld für die Fänge bezahlt.

Man fängt sie in Sprenkeln, wenn man Haselnüsse oder einen Vogel als Lockspeise vorhängt; auf der Häherhütte mit Leimruten, welcher Fang besonders für sie hergerichtet wird. Sie werden nämlich durch eine lebendige oder ausgestopfte Eule, welche sie heftig verfolgen, herbeigelockt. Auch wird der Fang mit der Vichtel angewendet, welcher sehr unterhaltend ist. Dessen Beschreibung siehe „Fang der Vögel". Palliardi beschreibt einen originellen Fang. „Wenn man einen Eichelhäher gefangen hat, so bindet man ihn im Wald an, worauf er fürchterlich schreit. Es kommen alsdann aus der ganzen Gegend die Häher zusammen, um zu sehen, was der Kamerad anschreit, und können dann auf Leimruten, die man passend an einigen Waldstangen angebracht hat, gefangen oder — wenn man eine Laubhütte in der Nähe errichtet hat — auch geschossen werden." Gekocht geben sie eine kräftige Brühe; die jungen Häher einen guten Braten.

2. Gruppe: **Flechtenhäher**, Perisoreus, *Bp.* 1831.

Der Schnabel ist schlanker, nur gegen die Spitze hin sanft abwärts gebogen, vor der Spitze schwach gezahnt; der Fuß ist etwas kurzläufig; der Schwanz wenig länger als beim Baumhäher; das Gefieder weich und strahlig, auf dem Kopfe nicht verlängert, doch kann es der Vogel in Aufregung zu einer kleinen Holle stellen. Von 4 Arten hier: 1 Art.

Der Rotschwanzhäher. Garrulus infaustus, *Linné.*

Taf. 19, Fig. 4.

Unglückshäher, Nordlandshäher. — Merula saxatilis. *Will. et Ray*; *L. cit.* 1746—48; — Corvus infaustus, *L.* 1758; *Brünn.*; *Gm.*; *Glog.* 1834; *Naum.* 1860; — Lanius infaustus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1795, 227; — C. russicus, *Sam. Gm.* 1774; — C. sibiricus, *Gm.*; — C. mimus, *Pall.* 1811; — Garrulus infaustus, *Vieill.* 1816; *Boje* 1828; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1884; *v. Hom.*; — Pica infausta, *Wagl.* 1827; — Perisoreus infaustus, *Bp.* 1854; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Hauptfarbe lichtrostgrau mit schwarzbraunem Oberkopf, die untern Flügel-, sämtliche Schwanzdeckfedern und der Schwanz (bis auf seine beiden grauen Mittelfedern und einen solchen Anstrich außen an den Enden der beiden folgenden Paare) durchaus rostrot; in der Mitte der dunkelgrauen Flügel ein rostroter Spiegel. Die 7. Schwinge etwas größer als die 4.

Länge 28 cm; Schwanz 13,3 cm; Flugbreite 44 cm; Schnabel 2 cm; Fußrohr 3 cm.

Der Schnabel ist kleiner als beim Eichelhäher, seine Farbe wie die der Füße schwarz; das Auge nußbraun. Das Jugendkleid ist blasser, sonst wenig verschieden von dem der Alten.

Dieser Vogel findet sich nur im hohen Norden von Europa und Asien, kommt südlich nicht weiter als bis Stockholm und Christiania, wurde aber einzeln auch schon in Deutschland, in Schlesien, und in der Hohen Tatra (Karpathen) getroffen. Von Middendorf wurde er nördlich von Turuchansk nicht mehr gesehen. Bei Jakutsk, im Stanowoi-Gebirge (Ost-Sibirien), sowie an der Südküste des Ochotskischen Meeres fand er sich überall in großer Menge. Wo Nadelholz, namentlich die Fichte, in jenen hohen Breiten noch nicht zu sehr verzwergt, ist sein Sommeraufenthalt. Auf seinen Winterstreifereien nach milderen Gegenden kommt er auch in besser bestandenen Nadelwaldungen, welche mit Laubholzbäumen vermischt sind, und in Birkenwaldungen vor. — Sein Nest findet man in den einsamen, ausgedehnten Nadelwaldungen des hohen Nordens, wo selten Menschen verkehren. Er baut es nie sehr niedrig, in die dichtesten Zweige der Tannen nahe am Stamm, aus Reisern, Halmen, Moos und Flechten, und polstert es mit Haaren und Federn aus. Es enthält, für jene Gegenden sehr früh, schon Anfangs April 5—6 Eier, welche denen des Eichelhähers, bis auf die geringere Größe, durchaus gleichen; sie messen 28 + 15 mm. Zwischen Amginskaja und dem Aldan fand Middendorf schon am 16. April drei nackte Junge in einem Neste, das in dem Astquirl einer — im Dickicht stehenden Lärche erbaut war. Dieses Frühbrüten erinnert an den Tannenhäher. Die Alten verhalten sich beim Neste sehr still, was die Auffindung desselben erschwert.

Dieser Vogel ist nicht so beweglich oder possenhaft, sondern stiller als der Eichelhäher; wenn man ihm in dichten Waldungen zu nahe kommt, sucht er sich durch ruhiges Verhalten, indem er mit aufgesträubter Holle auf einem Aste nahe am Stamme steht, der Beobachtung zu entziehen, fliegt dann aber plötzlich unter gellendem Schreien durch die Baumkronen davon. Dieses jählings erhobene Zetergeschrei, das den sorglosen Wanderer sehr erschreckt, hat ihm den Namen Unglückshäher eingetragen. Sein ruckweiser, unstäter Flug ähnelt dem unseres Eichelhähers, von dem ihn jedoch die Rostfarbe seines Gefieders und die kleinere Figur unterscheidet. Seine Stimme ist ein häherartiges, lautes „skruih skruih", und eine Art Gesang, aus mancherlei heiseren Tönen bestehend. — Er nährt sich von Sämereien der Tannen, Fichten, Arven, Eichen, Buchen, Haseln u. a., nach welchen er die dünnsten Zweige, wie eine Meise, beklettert; auch legt er sich an verborgenen Orten Vorratskammern an; ferner frißt er Beeren, Insekten, Mäuse und Vögel, wo er solche erwischen kann, und holt auch Eier und Junge aus den Nestern. Die Lappen müssen ihn oft mit Stöcken von den Plätzen vertreiben, wo sie ihr Fleisch trocknen. Sie dulden ihn im Sommer aber dennoch sehr gern bei ihren Renntierherden, weil er durch Wegfangen ihrer Quälgeister, der Bremsen, sehr nützlich wird. — Er läßt sich leicht zähmen und vergnügt den Liebhaber durch sein Betragen; Nahrung wie beim Eichelhäher.

Dritte Familie: Felsenrabe, Fregilus, *Cuvier* 1817.

Coracias, *Briss.* 1760; — Graculus; *Koch* 1816; — Pyrrhocorax, *Vieill.* 1816.

Der Schnabel dünner als bei andern Raben, ziemlich lang; Nasenlöcher ein Drittel bis ein Sechstel von Borsten bedeckt; die Flügel lang und spitzig, reichen zusammengelegt bis zum Ende des geraden Schwanzes, welcher halb so lang als der Flügel ist; die 4. Schwinge am längsten; die 1. so lang als die Armschwingen; die Läufe vorn schwach geteilt, mit 3—5 größeren Tafeln; Schnabel und Füße bei Alten lebhaft gelb oder rot gefärbt. Gefieder schwarz schillernd. Sie bewohnen nur sehr felsige Gebirge und führen daselbst eine Lebensweise nach Art der Dohlen. Einiger Unterschiede wegen bildete Blasius — für die folgenden 2 Arten — 2 Gruppen.

1. Gruppe: Alpenkrähe, Fregilus, *Cuv.* 1817.

Schnabel auffallend lang, länger als der Kopf, dünn und säbelförmig gebogen, etwa wie beim Wiedehopf, doch aber bedeutend kräftiger beschaffen, die Nasendeckfedern faserig; die langen Flügel überragen den geraden Schwanz; die 5. Schwinge weit größer als die 3., die 4. die längste. 1 Art.

Die Rotschnäbelige Alpenkrähe. Fregilus graculus, *Linné.*

Taf. 19, Fig. 5.

Alpenrabe, Steinrabe, Gebirgsrabe, Steinkrähe, Schweizerkrähe, Steinsage. — Coracias, et Pyrrhocorax, alte Aut.; — Monedula pyrrhocorax, *Hass.* 1757; — Upupa eremita*), *L.* 1758; — Up. pyrrhocorax, *L.* 1758; — Corvus eremita, *L.* 1766; *Gm.*; — Corv. graculus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.* 1834; — Gracula pyrrhocorax, *Scop.* 1769; — Corvus docilis, *Sam. Gm.* 1771; — Grac. eremita, *Koch* 1816; — Fregilus graculus, *Cuv.* 1817; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *Mer.* 1886; — Coracia erythrorhamphos, *Vieill.*; — Pyrrhocorax graculus, *Temm.*; *v. Hom.* 1885; — P. rupestris, *Br.* 1831; — Graculus graculus, *Sharpe* 1874.

*) Schlecht gestopfte Exemplare verwirrten die Beschreibungen der ältern Autoren, sodaß sie fast für beide Arten zu verwenden sind. Der Waldrabe, Corvus sylvaticus, *Gesner*, ist ein künstlich verunstaltetes Stopfexemplar, und aus Teilen verschiedener Vögel zusammengesetzt. Dieser Popanz spukt auch in Linné's Werken, und ist bei Upupa (Corvus) eremita citiert.

Kennzeichen. Violettschwarz; Schnabel und Füße rot; der Schnabel länger als der Kopf, stark gebogen und vorn dünn gespitzt; die Flügel überragen den Schwanz.

Länge 38 cm; Flügelbreite 78—79 cm; Schnabellänge beinahe 5 cm; Schwanzlänge 14,3 cm; Höhe des Laufs 4,8 cm. Größe zwischen Dohle und Saatkrähe.

Beschreibung. Farbe tiefschwarz, mit grünem, stahlblauem und violettem Schimmer. Der Schnabel ist nicht sehr dick, lang gestreckt, spitz zulaufend, von Farbe korallenrot; die Augen sind nußbraun; die Füße schön glänzend rot. — Die Weibchen sind nur ein wenig matter gefärbt. — Die Jungen sind mattschwarz, die Iris braun; der Schnabel schwärzlich, die Füße noch nicht rot, vorn am Lauf braun. Erst während und nach der Mauser färbt sich der Schnabel allmählich korallenrot, wie die Füße.

Die Alpenkrähe ist ein Gebirgsvogel wie die nächstfolgende, und bewohnt die Felsengebirge der ganzen Alten Welt, von Spanien und Britannien an durch das ganze mittlere und südliche Europa, und fortsetzend auch die mittelasiatischen Gebirgszüge bis ins ferne China und Japan; ebenso auch die Gebirge Nord-Afrikas, die Kanaren, den Atlas, die Gebirge Abessiniens, nach Heuglin besonders die in Simehn (oder Siemenien) bis zu 14000 Fuß Höhe, samt den Inseln der genannten Erdteile. Der einfache schöne Vogel beschränkt sich aber bei Auswahl seiner Stand- und Brutplätze nur auf gewisse zusagende Gegenden, wo er dann mehr oder minder zahlreiche Vereine mit seinesgleichen bildet, dagegen andere — scheinbar ebenso günstig gelegene Plätze gänzlich meidet. So bewohnt er z. B. nach Dr. Bolle von den 7 kanarischen Inseln nur Palma, von den heißen, grottenreichen Thälern der Küste an bis auf die höchstgelegenen Bergzinnen, die sich Winters mit Schnee bedecken; auf allen anderen siedelt er sich nicht an. Die gleiche eigenartige Auswahl beobachtet er auch auf den Gebirgen des Kontinents. In unserem Erdteil finden sich die Alpenkrähen in Portugal und Spanien zahlreich, in letzterem — nach Dr. Brehm — schon an Felswänden, welche sich höchstens 800 Fuß über das Meer erheben, sowie in fast allen übrigen Gebirgen bis in die Pyrenäen. In den Schweizer Alpen sind sie selten geworden und

ihr Vorkommen ist auf wenige Lokalitäten beschränkt; sie finden sich nur noch in den höchstgelegenen Felsenwildnissen hart unter der Schneegrenze; so in einigen sehr hochliegenden Dörfern des Kantons Graubünden, z. B. in Parpan, wo sie auf dem Kirchturm brüten; desgleichen auch an den unzugänglichen Felswänden bei Faucigny. Auch einige hochgelegene Felswände in Kärnten und Tirol beziehen sie als Brutvögel. Auch trifft man sie an einigen felsigen Küsten und bedeutenderen Gebirgen Englands, Schottlands und Irlands. Durch den Aufenthalt an einigen Felsküsten Englands läßt sich auch ihr Vorkommen an der flachen Küste Ost-Frieslands während der Zugzeit erklären, wo zuweilen unter den Scharen der Saatkrähen einige Alpenkrähen beobachtet wurden. Durch Sturmwetter von ihrer eigenen Truppe abgelöst, scheinen sie sich den Krähenscharen angeschlossen zu haben, und fallen dann in Gegenden ein, wo sie sonst nicht gesehen werden und auch nicht wohl hingehören. Ferner findet man sie auf den Karpathen, auf dem Balkan, Kaukasus, Ural. Mit derselben eigentümlichen Auswahl bewohnen sie auch die ungeheuern asiatischen Gebirgszüge bis auf den Himalaya und die chinesischen Gebirge.

Sie wohnen in der Höhe, bis weit über den Holzwuchs hinauf, an unzugänglichen Felsen, bei hochliegenden alten Ruinen und in den höchsten einsamen Gebirgsdörfern. Als Strichvögel begeben sie sich im Herbst auf die Sommerseite der Hochgebirge, und besuchen während des Winters die hohen Thäler, kehren aber Nachts wieder in die Gebirge zurück. Als wahre Alpenvögel verlieren sie sich nie ganz aus den Gebirgen. Doch wandern einzelne Scharen, vermutlich die jungen Vögel, im Oktober nach wärmeren Gegenden, und kehren im März zurück. Bei dem Kloster des St. Bernhard trifft man oft Truppen von 50—100 Stück, welche einige Tage dort als Gäste verweilen, gastfreundlich gefüttert werden und dann weiter reisen. — Sie nisten in Felsenspalten und in den Löchern der unzugänglichsten Felsenwände. Das Nest findet man im Mai; die Unterlage besteht aus Wurzelreisern, die nach innen immer feiner werden, der Einbau ist ein 6 cm dichter Filz von verschiedenartiger Tierwolle und Haaren und sehr warm. Die 4—5 Eier sind auffallend größer als Elstern- oder Dohleneier; sie messen 44 + 29 mm, sind von ovaler Gestalt, mit sehr dünner, zarter Schale, mattglänzend, kleinporig; die Grundfarbe ist ein olivenbräunliches Weiß, die Schalenflecken sind olivenbräunlich grau, und die Zeichnungsflecken von ganz entschiedenem Olivenbraun, heller oder dunkler. Die unregelmäßig gestalteten Flecke bedecken meist die gesamte Oberfläche, stehen jedoch meist am stumpfen Ende dichter und größer.

Es sind kluge, vorsichtige Vögel, die in ihrem Betragen an unsere Dohle erinnern, aber leichter und zierlicher fliegen. Sie fliegen schnell und hoch, erheben sich kreisend ohne Flügelschlag und lassen sich auf diese Weise auch wieder herab. Mit einander spielend, führen sie die schönsten Wendungen aus, stürzen einander aus der Höhe nach, um ebenso schnell wieder aufzusteigen, bis sie des Flugspieles genug haben. Mit Tagesanbruch verlassen sie ihre hohen Wohnungen und suchen ihre Nahrung aus hochgelegenen Aeckern und freien Berghalden, gehen auf dem Boden sehr behende und setzen sich nur höchst selten auf einen Baum. Dagegen sitzen sie gern auf Vorsprüngen kahler Felswände, um sich zu sonnen. Vorüberfliegende Raubvögel werden von der ganzen Schar verfolgt und unter betäubendem Lärm mutig angegriffen und verjagt.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus hochfliegenden Insekten, Regenwürmern, Schnecken, Sämereien und Beeren. In warmen Ländern, wie in Spanien, aus Heuschrecken, Spinnen und Skorpionen. Im Winter durchstöbern sie auf den hohen Gebirgsstraßen die Pferde-Exkremente nach unverdauten Körnern, und in Graubünden sollen sie oft dem Pflug nachgehen, wobei man bewundern muß, wie geschickt sie dabei den langen bogenförmigen Schnabel zu gebrauchen wissen. Sie fressen auch verschiedenes Getreide und Hanfsamen. Im Zimmer gibt man ihnen Brot, Fleisch und Quark.

Diese schönen Vögel lassen sich, jung aufgezogen, leicht angewöhnen, werden sehr zahm und zutraulich, sind unterhaltend und possierlich, lassen sich berühren, streicheln, auf dem Kopf krabbeln und laufen ihrem Herrn auf dem Fuße nach. Doch haben sie, wie andere Raben, die fatale Eigenschaft, glänzende kleine Gegenstände wegzuschleppen und zu verstecken. Gegen schwächere Vögel sind sie leicht bösartig, und selbst große Vögel werden von ihnen mißhandelt. — Ihre Stimme lautet rabenartig, doch feiner: „kria kria“, und sanfter, dohlenartig: „dla dla dla!“ Ein schwazendes Gezwitscher stellt ihren Gesang vor.

Die Jungen holt man — oft mit Lebensgefahr — aus den Nestern; anders ist diesen scheuen Vögeln nicht leicht beizukommen. Und in Kärnten wagt es, nach Dr. Keller, kein heimischer Alpenjäger, einen Schuß auf diesen Vogel abzugeben, weil nach einer alten Sage sein Gewehr entweder zerreißt, oder von nun an schlecht schießt.

2. Gruppe: Alpendohle, Pyrrhocorax, *Vieill.* 1816.

Nur kopflanger, und verhältnismäßig stärkerer Schnabel; der Schwanz ragt unter den Flügeln hervor; die 5. Schwinge fast gleich der 3., weit kleiner als die 4. Schwinge, welche die längste ist. Es erinnert die Alpendohle mit ihrem Gefieder und goldgelben Schnabel an ein großes Amselmännchen. Lebensweise wie bei der vorigen. 1 Art.

Die Gelbschnäbelige Alpendohle. Fregilus pyrrhocorax, *Linné.*

Taf. 19, Fig. 6.

Schneekrähe, Stein-, Schnee-, Bergdohle, Amseldohle, Alpenamsel, Schnee-, Steindachen, Bergbulle. — Corvus pyrrhocorax, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1805; *Naum.* 1822; 1860; *Glog.*; — Pyrrhocorax alpinus, *Vieill.* 1816; *Koch*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Pyrrh. pyrrhocorax, *Temm.*; — P. montanus, *Br.* 1831; — Freg. pyrrhocorax, *Sws.* 1836; *Rchw.* 1884; — P. Forsythii, *Stolizka* 1874.

Kennzeichen. Schwarz, mit gelbem Schnabel und roten Füßen; der Schnabel kürzer als der Kopf. Der junge Vogel hat einen schmutzig hellgelben Schnabel und braune Füße. Der Schwanz ragt unter den Flügeln hervor.

Länge 35 cm; Flügelbreite 76,5 cm; Schwanzlänge 14,3 cm; Schnabellänge 2,7 cm; Höhe des Laufs 4,2 cm. Taubengröße.

Beschreibung. Hauptfarbe schwarz, mit schwachem Metallschimmer. Der Schnabel ist etwas klein und schwächlich, an der Spitze stumpf ausgeschnitten, von Farbe schön orangegelb; die Augen sind dunkelbraun; die Füße sind schön zinnoberrot. — Beim Weibchen ist die Färbung schmutziger.

Die Alpendohle bewohnt so ziemlich dieselben Gebirgszüge und Länder, wie die vorhergehende, aber in etwas anderer Verteilung; in Spanien ist sie nicht selten, dagegen auf den Gebirgen des britischen Inselreichs, während sie auf den Schottischen Alpen hin und wieder gemein sein sollen; in den Schweizer, Tiroler und Bayerischen Alpen aber viel häufiger, als die Alpenkrähe; ebenso in Italiens und Griechenlands Gebirgen. In den Karpathen scheint sie zu fehlen. Die gleiche Verbreitung hat sie in den asiatischen Hochgebirgen, vom Libanon bis auf den Himalaya und Altai. Im letzteren bewohnt sie die gleichen Bergzüge und bildet, nach den Beobachtungen Brehms, mit der Alpenkrähe sogar gemeinschaftliche Flüge. — „Wie zum Saatfelde die Lerche," schildert der Schweizer Tschudi, „zum See die Möwe, zum Kornspeicher die Taube und der Spatz, zur grünen Hecke der Zaunkönig, zum jungen Lärchenwald die Meise und das Goldhähnchen, zum Feldbache die Stelze, zum Buchenwalde der Fink, so gehört zu den Felsenzinnen unserer Alpen die Bergdohle. Findet der Wanderer auch sonst in den Bergen keine Bewohner, eine Schar Bergdohlen, welche zankend und schreiend auf den Felsenvorsprüngen sitzen, oder schrill pfeifend mit wenigen Flügelschlägen auffliegen und dann in weiten Kreisen die Felsen umziehen, findet er gewiß immer, sei es auf den Weiden über der Holzgrenze, oder in den toten Geröllhalden der Hochalpen, auch an den nackten Felsen an und im ewigen Schnee." Auf den Schweizer Gebirgen ist sie ziemlich gemein, wo sie sich in einer Höhe bis zu 8000 Fuß und noch viel höher über der Meeresfläche aufhält. So werden gewisse beliebte Felspartieen durch viele Generationen hindurch bewohnt und im Laufe der Zeit fußhoch mit Kot bedeckt. Die Bergthäler verläßt sie nie ganz, obgleich sie nach Nahrung suchend, im Winter schaarenweise tiefer herabsteigt, gewöhnlich aber bald wieder in die hohen Gebirge zurückkehrt. Doch auch bei den Alpendohlen ist nachgewiesen, daß sie in Truppen von 50 bis 100 Köpfen nach wärmeren Gegenden auswandern und im Frühjahr wieder heimkehren. Aus Ost-Friesland teilt uns Edm. Pfannenschmidt in der „Gef. Welt 1888" folgendes mit: „Am 11. März zeigten sich die seit mehreren Jahren nicht erschienenen Alpendohlen. Ihre gelben Schnäbel stempeln sie im Volksmund zu großen schwarzen Krammetsvögeln. Der Zug bestand aus mehr als 50 Köpfen. Die Kenntnis, daß die Alpendohle hier durchzieht, verdankte ich zuerst einer Mitteilung des verstorbenen Berliner Tiergarten-Direktors Bodinus. Ich habe sie hier an der Küste mehrfach beobachtet und auch einzelne Stücke erlegt. Ihr Durchzug ist sehr eilig; die Reise geht östlich." Woher kommen diese Wanderer? Wohin ziehen sie?

Sie nisten immer gesellschaftlich, wie die Dohlen, nur in geringer Entfernung von einander, in hohen Klippen und schroffen, unzugänglichen Felswänden, wo nicht leicht ein Mensch beikommen kann, die sie aber unter beständigem Geschrei und Gezänk umschwärmen. Das Nest steht unter Absätzen in Spalten und in Felsenlöchern in ungeheurer Höhe und besteht aus einem Unterbau von Wurzeln und Aestchen; auf diesem liegt das eigentliche Nest aus feinen Reiserchen,

Würzelchen und Heugeflechten. Die Nestmulde ist gut und dicht mit allen möglichen Tierhaaren ausgefüttert. Es enthält etwa 4—5 Eier, welche auf braun grünweißlichem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken und kleinen leberbraunen Flecken in verschiedenen Tönen bezeichnet sind, so daß die Gesamtfärbung den entschiedenen Charakter der Olivenfarbe annimmt. Die Form ist gewöhnlich eine etwas gestreckte, manchmal sogar zugespitzt. Sie messen ca. 40 + 28 mm. Die Eier der Alpendohle sind stets viel gröber gefleckt, olivenbräunlicher und etwas größer, als die der Gemeinen Dohle, welche öfters von gewissenlosen Händlern für jene verkauft werden. Die Zeit der Suche nach Eiern kann vom Ende des April bis zu Ende des Mai angesetzt werden.

Es sind unruhige, muntere und gesellige Vögel, welche in Scharen von vielen Hunderten umherschwärmen, sich fliegend und laufend jagen und necken, und dazu einen großen Lärm machen. In ihrem Betragen erinnern sie sehr an die Dohlen. Im Fluge sehen sie aus wie ein Kreuz, was von dem langen Schwanz und den schmalen Flügeln herrührt. Sie fliegen rasch, und wenn sie sich aus der Höhe herablassen, oder aus der Tiefe heraufsteigen wollen, schön schwebend und in Schneckenkreisen. Man hält sie für Wetterpropheten; wenn es schneien oder regnen will, so fliegen sie niedrig, bei bevorstehendem schönem Wetter oder Kälte fliegen sie sehr hoch. Der Gang ist schrittweise und rasch.

Ihre **Nahrung** besteht aus Insekten, kleinen Land- und Wasserschnecken, Regenwürmern, Getreide, Hanfsamen, Beeren, Kirschen u. dergl., gelegentlich auch aus kleinen Tieren. Auf tierische Ueberreste gehen sie so begierig wie die Raben und verfolgen in gewissen Fällen selbst lebende Tiere wie Raubvögel. Einen angeschossenen Alpenhasen verfolgten sie, so lange sie den Flüchtling sehen konnten. Im Kropfe einer geschossenen Bergdohle wurden von Tschudi 13 Landschnecken gefunden, welche alle gefüllt waren. In Zeiten der Not nehmen sie aber auch mit Baumknospen und Fichtennadeln vorlieb. Recht gern fressen sie auch die in den Gebirgen heimischen Zwergwachholderbeeren, Juniperus nana, von deren Genuß ihr Fleisch einen harzigen Wohlgeruch annimmt. Die verschlungenen Schneckenhäuschen gehen unverdaut wieder ab, der animalische Inhalt ist aber aufgelöst. (Wien, Mitteil. 1884, Nr. 7, 105.) Im **Zimmer** füttert man diesen schönen Vogel mit Fleisch, Brot und Quark. Jung aufgezogen lassen sie sich leicht zähmen und vergnügen durch ihr anhängliches munteres Betragen. Sie sollen auch einzelne Wörter nachsprechen lernen. Kleine glänzende Dinge stehlen sie ebenfalls und suchen sie zu verbergen. Sie sollen ein seltsames Gelüste nach brennenden Kohlen haben und damit schon Veranlassung zu Feuersbrünsten gegeben haben?? Wenn sie fressen, halten sie die Speisen mit den Klauen und reißen stückweise davon ab; das übrige verstecken sie und verteidigen es gegen Menschen und Hunde. Man soll sie auch zum Aus- und Einfliegen gewöhnen können. — Ihre **Stimme** klingt fast wie bei den Dohlen: „krü krü küri", auch „jaik jaik jaik!" Ihr Gesang ist krakelnd. — Andern Vögeln gegenüber ist dieser lebhafte, intelligente und hübsche Vogel aber ein neckischer und hinterlistiger Gefährte, paßt daher nicht zu kleinen und schwächern Vögeln.

Die Jungen auszunehmen, ist mit Lebensgefahr verknüpft. Wenn man nach den Alten schießt, so kehrt der ganze Schwarm noch einmal teilnehmend zurück, um ihrem gefallenen Kameraden zu helfen, denn es sind neugierige, mutige Vögel. Auf diese Weise ist dem Schützen Gelegenheit gegeben, noch einen zweiten Schuß anzubringen.

Vierte Familie: Feldrabe, Corvus, *Linné* 1735.

Es sind starke Vögel mit kräftigem Schnabel und scharfen Kieferschneiden, und die Merkmale, welche für die Ordnung aufgestellt sind, haben auch hier volle Geltung. Schnabel und Füße sind immer schwarz. Im übrigen verweisen wir auf die Gruppen.

Sharpe zählt in seinem Katalog, mit Einschluß der Dohlen, Elstern und Blauraben (Cyanocorax, *Boje* 1826), etwa 80 Arten. Hier sind beschrieben 6 Arten, die mancher Unterschiede wegen in 5 Gruppen zusammengestellt sind.

1. Gruppe: Elsterrabe, Pica, *Briss.* 1760.

Cissa, *Barrère* 1745; — Cleptes, *Gambel* 1847; — Gelastes, *Mäklin* 1868.

Es sind langschwänzige Raben, die in der Färbung abweichen, im Betragen aber ziemlich übereinstimmen. Der **Schnabel** auf der Firste etwas stärker gebogen; Füße ziemlich stark und hochläufig, die Läufe vorn getäfelt; Flügel kurz, gerundet; die 1. Schwinge klein, schmal und säbelförmig, die 5. Schwinge die längste; der Schwanz sehr lang und keilförmig abgestuft, die längsten Federn desselben länger als der Körper. Der Flug ist schnelltaktiger als bei den Raben, der Ruf schackernd, die Nistweise abweichend. Von etwa 4 Arten hier: 1 Art mit mehreren Abänderungen.

Die Elster. Corvus pica, *Linné.*

Taf. 19, Fig. 7.

Elster, gemeine Elster, Alster, Azel, Heister, Grückelster, Hätze, Gartenkrähe, Schätterher. — Pica, et P. varia. alte Aut.; — Pica caudata, *Gesn.*; *Aldr.*; *Jonst.*; *Will. et Ray*; *Albin*; *L. cit.* 1746 — 1766; *Boje* 1826; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Diederich* 1889 in Ornis, p. 282; — Corvus pica, *L.* 1746—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; — C. rusticus, *Scop.* 1769; — P. albiventris, *Vieill.* 1816; — C. (Pica) hudsonica, Nordamerik. Var., *Sabine* 1823; — P. europaea, *Boje* 1826; — P. vulgaris, *Hempr.* 1829; — P. germanica, et septentrionalis, *Br.* 1831; — P. bottanensis (-butanensis?), Nordindische Var., *Delessert* 1840; — P. megaloptera, et media, Nordindische Var., *Blyth* 1842, 1844; — P. sericea, Chines. Var., *Gould* 1845; — P. tibetana, Tibetan. Var., *Hodgs.* 1847; — P. japonica, butanensis bactriana, et chinensis, Ostasiat. Var., *Bp.* 1850—56; — P. leucoptera, Weißflügel. Var., *Gould* (Birds of Asia) 1850; — Pica pica, *Sharpe* 1874; — Pica rustica, *Rchw.* 1884; *Mev.* 1886. — Die vielen Ländernamen lassen auf weite Verbreitung schließen, was auch zutrifft.

Kennzeichen. Schwarz mit verschiedenem Schiller, Unterbrust, Unterrücken, Schulterfedern und Innenfahne der großen Schwingen rein weiß; die 1. Schwinge schmal und sichelförmig, kaum halb so lang als die 2., der Schwanz lang und keilförmig.

Länge 42 bis 43 cm, wovon aber 24 cm auf den langen Schwanz kommen; Flügelbreite 55 bis 57 cm; Schnabellänge 3,6 cm; Höhe des Laufs 4,8 cm. Taubengröße.

Beschreibung. Die Brust vom Kropf bis an den Bauch nebst Schultern sind schneeweiß; der Unterrücken weißgrau; sonst ist alles andere bis auf die weißen Fahnen der großen Schwingen schwarz. Der Hals und Rücken schillert ins Blaue; die Flügel mehr ins Grüne; die Schwanzfedern, welche einen Keil bilden, haben einen prächtigen Metallschiller von Goldgrün, Blaugrün und einer dunkeln Purpurfarbe. Der Schnabel ist schwarz; die Augen sind dunkelbraun; die Füße schwarz. — Das Weibchen ist etwas matter gefärbt; der Schwanz ist kürzer, und das Schwarz geht auf dem Unterhalse nicht so weit auf die Brust herab.

Nahestehende Arten sind: Die Afrikanische Elster, Pica mauritanica, *Malherbe,* 1843; sie ist etwas schwächer als unsere Europäerin; die ganze Oberseite samt Bürzel schwarz; hinter dem Auge ein nackter blauer Fleck. Wohngebiet in Marokko und Algier, diesseits des Atlasgebirges. — Die Kalifornische Elster, P. Nutalli, *Audubon,* 1832; der eben beschriebenen ähnlich, sofort aber kenntlich, weil sie einen gelben Schnabel hat. Spezialität für Kalifornien, südwärts nur bis zur Stadt San Diego.

Das Verbreitungsgebiet der Elster, samt ihren Rassen, ist ein sehr ausgedehntes und umfaßt den größten Teil Europas; auch noch einen kleinen Teil des nordwestlichen Afrika in Marokko und Algier; in den gleichen Wärmelinien auch Asien bis zu dessen fernstem Osten, und weiterhin — überbrückt von Süd-Kamtschatka durch die Aleuten-Inselgruppe — auch das nordwestliche Amerika von Alaska bis Kalifornien. Doch sei hier bemerkt, daß die Elstern aus den extremsten südlichen Strichen der hier angegebenen Erdteile, nämlich die Afrikanische und Kalifornische Elster, nicht nur als Rassen, sondern als Arten gelten. Siehe auch oben. — In einem großen Teil Asiens ist die Weißflügelige Elster, Pica leucoptera, *Gould,* die verbreitetste Rasse; diese ist wenig größer und hat auf dem Flügel mehr Weiß als unsere heimische Elster; sonst in allem gleich. — Einige weitere Abänderungen unseres Vogels in Asien, bei P. bactriana und P. bottanensis, im Norden Indiens; sowie bei P. sericea, in China; ferner bei P. hudsonica, im nordwestlichen Amerika sind — nach R. B. Sharpe — nicht bedeutend genug, um besondere Rassen abzuzweigen, sondern derselbe schließt sie der europäischen Art vollständig an*). — Die Verbreitung der Elster in Asien ist aber keineswegs eine zusammenhängende und erleidet mitunter sehr bedeutende Unterbrechungen. Nach Middendorf ist die Elster in der Barabinzensteppe, zwischen Omsk, Tomsk und Barnaul, ungemein häufig. Weiterhin nach Osten, im Stanowoigebirge oder in Udskoi-Ostrog, ließ sich die Elster nicht mehr sehen. Nordwärts sah sie Middendorf nur bis 61½ Gr. n. Br. — Nach A. Brehm kommt die Elster in Asien vom nördlichen Waldgürtel bis Persien und Kaschmir vor; nach Pallas, Schrenck, Gloger und Blasius ostwärts bis zur Lena, im Jenisei-Thal bis fast zur Mündung; auch im südlichen Teil der Halbinsel Kamtschatka; in einem großen Teil Chinas und in Japan. — Unsere heimische Elster findet sich in Europa von Spanien bis zum Ural und Kaspischen Meer; in Skandinavien vom Nordkap

---

*) Dr. Diederich dagegen empfiehlt, von diesen Rassen Kenntnis zu nehmen und sie durch beigelegte Namen zur Geltung zu bringen, um die Verbreitung einer Art verfolgen, und die Abzweigung nahestehender Arten aus solchen Ergebnissen deuten zu können. Die geographische Verbreitung der Elstern hat Dr. Diederich sehr eingehend besprochen und durch eine beigegebene Karte übersichtlich dargestellt. Siehe Ornis 1889, S. 280 bis 332.

(70⅔ Gr. n. Br.) bis in die Türkei und Griechenland, wo sie (besonders in letzterem) die sumpf- und gebüschreichen Gegenden bewohnt, am häufigsten in Akarnanien und in der Parnaß-Ebene; sie brütet auch zahlreich in Albanien. Nach Rüppell „im Winter auch in Unter-Aegypten". Eine ganz eigentümliche Auswahl zeigt sie auch in andern europäischen Ländereien. So sieht man sie, nach A. Brehm, in vielen Provinzen Spaniens gar nicht, wogegen sie in andern wieder gemein ist. So in Großbritannien, wo sie aber nordwärts immer seltener wird, im Norden Schottlands, auf den Hebriden, Shetland- und Orkney-Inseln aber ein unbekannter Vogel ist. Das Gleiche bezüglich des Aufenthalts läßt sich auch für Frankreich und alle übrigen Staaten Europas sagen. — In unserem Vaterland und in der Schweiz ist sie in bewohnten Gegenden überall zu Haus. Der nesterplündernde schädliche Vogel ist aber nicht überall beliebt, in manchen Gegenden verschrieen und förmlich ausgerottet; in andern zwar geduldet, im allgemeinen wird aber ihre Zahl meistens in bescheidenen Grenzen gehalten, obwohl sich der schlaue Vogel unversehens auch da, wo er nicht gern gesehen wird, einzuschmuggeln weiß. — In vielen Gegenden Ungarns, wo ihre Schädlichkeit nicht eingesehen und deshalb für die Elster, wie auch für den Raubwürger, kein Schußgeld bezahlt wird, finden sich ihre Nester zu Hunderten; in andern Gegenden, wo Prämien auf ihre Erlegung gesetzt sind, kommen sie auf den Aussterbeetat. Auch für die Dobrudscha bezeichnet sie Sintenis: „gemein in den Balten, selten im Walde". Im gemäßigten Rußland, einschließlich des Gouvernements Petersburg, und in Norwegen wird sie in ganz besonderer Menge getroffen; in Norwegen fast für heilig gehalten, weil sie das erste Reis zu ihrem Neste „genau am Christtage" eintragen soll. Hier wird ihr auch erlaubt, nicht nur in den Gärten, sondern selbst unter den Vorsprüngen der Häuser ihr Nest anzubringen. — Zu ihrem ständigen Aufenthalt meidet sie alle hohen Gebirge, baumlose Landflächen und zusammenhängende große Waldungen. Dagegen nistet sie gern in kleineren Feldhölzern, an den Rändern der Waldungen, in größeren und kleineren Baumgärten, besonders gern, wenn diese alte, sparrige Bäume haben; an Landstraßen, welche mit vielen Pyramidenpappeln besetzt sind, wo sie weite Umschau halten kann. Im Sumpfland begnügt sie sich mit dichtem Buschwerk, und in dichtes Dorngesträuch setzt sie ihr großes Nest nicht selten kaum 2 Ellen über dem Boden auf, während sie in den Pyramidenpappeln ihr Nest bis zu 60 Ellen Höhe hinaufbaut. Sie weiß sich allen möglichen landschaftlichen Verhältnissen anzupassen, wenn sie nur die nötige Sicherheit bieten; immer aber ist sie gern in der Nähe bewohnter Orte, denn in unangebauten Gegenden siedelt sie sich niemals an. Große Städte mit Wald in der Nähe, mit größern Baumgruppen und Baumgärten im Innern, scheut sie auch im Sommer nicht, setzt sich zuweilen auf Häuser und überfliegt sie häufig; aber in die Straßen geht sie nicht hinab. Ihre Futterplätze sind die Waldränder, die Feldhölzer, die Baumgüter, die Buschpartien längs der Flüsse und Sümpfe, sowie deren Ufer; in Meeresnähe zuweilen am Strande und an der Küste; besonders gern auf Wiesen und Aeckern, welche aber nicht weit von Gehölzen entfernt sein dürfen. Sie ist mehr Stand- als Strichvogel, verläßt ihr Wohngebiet selten auf weitere Entfernung als eine Stunde und nur im Winter streift sie weiter umher als sonst. Im Spätjahr sammeln sich die Jungen in kleinen Scharen und streifen futtersuchend von einem Orte zum andern. — Da die Elstern viel verfolgt werden, so nisten sie unter sehr abweichenden Verhältnissen, bald sehr hoch, bald nieder, wie oben schon bemerkt ist, in abgelegenen Fichtendickichten oft kaum mannshoch. Man findet das Nest auch auf alten Wald- und Alleenbäumen, auf Kastanien, Tannen, Weiden, auf Birnen-, Apfel-, Kirschen- und Zwetschenbäumen, selbst in hohen Dornbüschen der Feldhecken und — was bei dem verschlagenen Vogel auffällt, oft nahe bei menschlichen Wohnungen. Die erste Anlage des Nestes besteht aus dürren Reisern und Dornen; die zweite Lage ist eine 4 cm dicke Wand von Lehm oder Erde, und der innere Einbau besteht aus Würzelchen, Laub, Halmen und Tierhaaren; von oben hat es einen Deckel von Dornen und trocknen Reisern, während der Eingang auf einer Seite befindlich ist. Die Lehmschicht ist in die nächsten Zweige eingeknetet, und so fest, daß ein schwacher Schrotschuß nicht durchschlägt. Für jede Brut richten sie ein neues Nest her. Auch findet man nicht auf allen Nestern einen Deckel, indem er zuweilen bei den Reservenestern fehlt. Beim Nestbau sind sie sehr klug und vorsichtig, verhalten sich auch sonst ganz still beim Nest, und bleiben in weiter Entfernung davon, wenn sie einen Menschen in dessen Nähe bemerken. Sie legen, um zu täuschen, mehrere Nester an, sind bald bei diesem, bald bei jenem, sodaß man das richtige Nest oft erst entdeckt, wenn man die Jungen darin hört. In diesem findet man im März oder in der ersten Hälfte des April 6—8, selten 9 Eier, welche auf schmutzig grünlichem Grunde olivenbraun und aschgrau gesprenkelt sind. Die Eier messen: 33 + 23 mm. Die Brütezeit dauert 18 Tage, und in den Mittagsstunden von 10 bis 2 Uhr wird das Weibchen durch das Männchen abgelöst. Die Jungen, welche den Alten (in matter Färbung) gleichen, werden mit Insekten, Regenwürmern, Erdmast, aber auch häufig mit jungen Vögeln aufgefüttert, wodurch sich die alten Elstern recht schädlich machen.

Die Elster kann man schon aus der Ferne erkennen, nicht nur an ihren scharf begrenzten weißen und schwarzen Farben, sondern auch an dem auffallend langen Schwanze, den abgerundeten Flügeln und dem eigentümlichen Fluge; nach mehrern langsamer ausgehaltenen Flügelschlägen kommt regelmäßig ein schnellzappelndes Bewegen der Flügel. Im Flug weicht sie durchaus vom Raben ab, der sich stundenlang in hoher Luft mit Flugspielen vergnügt, indessen die Elster nur (scheinbar schwerfällig) von einem Baum zum andern, und nicht gern über freies Feld fliegt. Sie geht schrittweise auf dem Boden, mit wackelndem Gange, thut manchmal ein paar Sprünge dazwischen, und trägt dabei den langen Schwanz erhaben, indem sie auch zuweilen mit demselben wippt. Sie ist munter und gewandt, dabei listig und höchst vorsichtig, obwohl sie in der Nähe der Menschen wohnt. Männchen und Weibchen halten das ganze Jahr zusammen. — Wenn man sie jung erzieht, was mit altbackenem Brot, Fleisch und Käsequark gar nicht schwer fällt, so werden sie außerordentlich zahm, lernen einzelne Worte nachsprechen, kleine, musikalische Stücke nachpfeifen, lassen sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, und machen durch ihr munteres geschäftiges Wesen ihrem Besitzer manche Unterhaltung. Uebrigens haben sie wie andere Rabenarten die Unart, daß sie kleine glänzende und nichtglänzende Gegenstände stehlen und verstecken, wodurch sie schon oft zum Verdacht eines Diebstahls Veranlassung gegeben haben. Sogar in ihrem Neste findet man solche Gegenstände; in hiesiger Gegend wurde einst eine Pappel gefällt und in einem darauf befindlichen Elsternnest ein wertvoller goldener Ring gefunden. Auf den Hühnerhöfen wissen Gezähmte sehr schlau die Nester auszuspähen, picken die Eier an und verzehren davon, was sie mögen; den Rest fressen vollends die Hühner selbst. Dadurch verursachen sie ihrem Futterherrn und dessen Nachbarn Schaden. Ihr Alter sollen sie in der Gefangenschaft mitunter auf 20 Jahre bringen, wenn sie nicht früher in einem Wassergefäße ertrinken, welches Los sie als leidenschaftliche Bader sich zuweilen zuziehen, wenn sie in die Tiefe eines Wassergeschirrs versinken und nachher den rettenden Ausweg nicht mehr erreichen können, weil sie naß geworden sind. — Ihre Stimme ist ein rauhes „schack schack“ oder „schackerackackack!“ Auch hört man einen schwatzenden Gesang, den sie oft mit großem Fleiß vortragen und womit sie in Gefangenschaft nicht selten das Gehör ihres Futterherrn malträtieren. Nilson bezeichnete ihre Eigenschaften sehr richtig mit drei Worten: Sagax, loquax, furax, d. h. listig, schwatzhaft, diebisch!

Ihre Nahrung besteht in Insekten, Würmern, Obst, Feldfrüchten, Vogelbeeren, Getreidekörnern und Aas. Im Frühling plündern sie andern Vögeln ihre Nester und rauben Eier und Junge; sie lassen in ihrer Nähe keinen Vogel aufkommen. Alte Vögel überfallen sie ganz unvermutet, weil sich diese nicht sehr vor ihnen fürchten und so in ihrer Sicherheit überrascht werden, und die Jungen jagen sie so lange umher, bis sie ermattet niedersinken und ihre Beute werden. Im Zimmer fressen sie alles Genießbare aus dem Tier- und Pflanzenreiche.

Auf der Krähenhütte, wo sie den Uhu mit vielem Geschrei umschwärmen, schießt man sie am leichtesten. Uebrigens fängt man sie auch im Winter mit Leimruten, an welche man Stückchen Fleisch bindet; die andern bei den Raben angegebenen Fangmethoden sind ebenfalls hier anwendbar; bei ihrer Vorsicht sind sie aber schwer zu fangen. Ihr größter Feind unter den Raubvögeln ist der Habicht, der sie häufig schlägt, und unter dessen Klauen sie immer verloren ist. Andern weiß sie sich geschickt zu entziehen, denn vermöge ihres langen Schwanzes ist sie so gewandt in schnellen Wendungen, auch kann sie sich so geschickt verstecken, daß sie den Raubvögeln oft entkommt.

Leider müssen wir die Elster als einen schädlichen Vogel bezeichnen. „Sie ist eine ganz schändliche Nesträuberin,“ sagt v. Riesenthal, „sucht die Büsche nach Vogelbruten ab, würgt noch unbeholfene junge Vögel, holt das junge Geflügel vom Hühnerhofe und vertreibt Rebhennen und selbst Fasanenhennen durch unabläßige Angriffe von den Nestern, worauf sie dann die Eier frißt. Es zeugt daher von geringem Verständnis, wenn man sie — wie leider so häufig geschieht — an und in den Dörfern gewähren läßt; sie gehört zu den schädlichsten Vögeln.“ (Siehe: Kennzeichen unserer Raubvögel, Riesenthal 1889, S. 63.) — Man sucht mit Recht ihre Anzahl zu vermindern und sie nach Gegenden zu drängen, wo ihr Vorhandensein weniger Schaden stiftet, denn außer allen kleineren Feldvögeln rauben sie auch kleines Hof- und Hausgeflügel, wo sie demselben nur immer beikommen können.

2. Gruppe: **Dohlenrabe**, Monedula, *Briss.* 1760.

Lycus, *Boje* 1822; — Coleus, *Kaup* 1829.

Kleine Raben, mit kurzem, oben nur wenig gebogenen Schnabel; die 3. Schwinge die längste; die Läufe vorn stark getäfelt. Ihr Flug ist rascher und leichter, ihr Ruf höher und angenehmer als bei den großen Rabenarten, obwohl sie den Rabenschrei gut nachahmen können. Von 5 Arten hier: 1 Art.

Die Dohle. Corvus monedula, *Linné*.

Taf. 19, Fig. 8.

Dohlenrabe, Talk, Dachlicke, Klaas, Turmkrähe, Dahle. — Monedula, Graculus, et Lupus, alte Aut.; — C. monedula, *L.* 1746—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — C. spermolegus, *Vieill.* 1820; — Lycos monedula, *Boje*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Colaeus monedula, *Kaup*; *Rchw.* 1884; — Mon. turrium, et arborea, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Scheitel, die Flügel, der Rücken und Schwanz sind schwarz; der Unterleib schwarzgrau und an den Seiten des Halses steht ein weißgrauer Fleck; die Mundspalte ist weit kürzer als der Lauf; die Iris weißlich.

Länge 31 cm; Flügelbreite 67 cm; Schwanzlänge 13 cm; Schnabellänge 3 cm; Höhe des Laufs 3 cm. Taubengröße.

Beschreibung. Der Scheitel, Flügel, Rücken und Schwanz dunkelschwarz; auf Hinterkopf und Nacken aschgrau; auf der Unterseite schiefer- oder grauschwarz. Der Schnabel ist schwarz, wie auch die Füße; die Iris bei den Jungen hellblau, bei den Alten silberweiß. — Beim Weibchen sind die aschgrauen Zeichnungen dunkler, die Färbung etwas matter, doch sind die Unterschiede nicht bedeutend, daher Männchen und Weibchen schwierig zu unterscheiden. — Die Jungen sind noch viel matter gefärbt, der Schiller nur schwach. — Die Federn der Kehle und Gurgel sind etwas pfeilförmig gespitzt. — Es gibt aber auch Varietäten: ganz schwarze, gescheckte und weißliche.

Zu bemerken ist hier, daß die Dohlen in ihrer weiten Verbreitung nach Osten hin in der Färbung abändern. Die Dohlen West-Europas, z. B. Spaniens, sind bedeutend schwärzer, während nach Osten hin die aschgraue Beimischung immer heller, weißer, wird, und das Schwarz davon intensiver abhebt. Am lebhaftesten ist dieser Unterschied in Ost-Asien, in der Gegend des Baikal in Daurien (Davurien). Schon die Dohlen Ost-Preußens haben, nach E. v. Homeyer, mehr Weiß, als diejenigen Pommerns, und so nimmt das Weiß allmählich nach Osten hin, und selbst schon im nördlichen Rußland, an Intensität zu. Dadurch wurden folgende Rassen (oder Arten) aufgestellt: Die Dunkle Dohle, Corvus spermolegus, *Frisch*, 1734. Sie ist ganz schwarz mit grünem und violettem Glanz, an jeder Kopfseite einen tiefschwarzen Mondfleck, dessen hohle Seite nach dem Auge gerichtet ist, mit kleinen weißen Punkten umgeben. Heimat Spanien und Nordwest-Afrika. — Die Halsbanddohle, C. collaris, *Drummond*, 1846. Sie hat ein scharf begrenztes weißes Halsband. Heimat Mittel-Asien, in der Altai-Gegend.

Man findet die Dohlen in ganz Europa, mit Ausnahme von Island und Lappland; in Sibirien ostwärts bis zur Lena, südwärts bis in die Breite von Persien. Sie ist außerordentlich häufig in Rußland und West-Sibirien; seltener im Süden Europas. In Deutschland sind sie bekannt, aber sehr ungleich angesiedelt, denn in manchen Gegenden werden sie durch ihre große Menge lästig und manche Striche vermeiden sie, ohne daß man einen stichhaltigen Grund hiefür anzugeben wüßte. — Sie bewohnen kleine Waldungen und Feldhölzer mit hohlen Bäumen, Steilufer, Felsenwände; noch lieber aber bei uns die Türme, Kirchen, alte Schlösser mit vielen Vorsprüngen, hohes Gemäuer, wie Stadt- und Festungsmauern, Ruinen aller Art, hohe alte Gebäude in Städten und Dörfern. Am Tage ziehen sie auf Wiesen, Viehweiden und Felder in ungeheuren Scharen, und die Nacht bringen sie auf hohen Bäumen, besonders Erlen, und auf den Dächern und Seitenlücken der genannten Gebäude zu. — Sie verlassen uns nur im strengsten Winter, und auch da nicht alle. Sie kommen dann allabendlich in großen Schwärmen teils für sich allein, teils aber unter den Gemeinen und Nebel-, noch lieber unter den Saatraben gemischt nach ihren Schlafbäumen, welches immer sehr hohe sein müssen, und umkreisen sie oft bis in die tiefe Dämmerung hinein, ehe sie sich zur Ruhe begeben, denn sie übernachten weit lieber auf hohen Bäumen im Freien, als an geschützten Orten. Nach solchen Schlafplätzen müssen sie oft 4 bis 5 Meilen weit fliegen. So häufig sie indessen in den volkreichsten Städten während der Brutzeit verkehren, so sehr weichen sie von den Gemeinen Raben im Winter ab, denn nicht leicht kommen sie mit denselben — wenigstens bei uns — in Städten oder Dörfern auf Straßen und Plätze, um Futter zu suchen. Dies erlaubt ihre ängstliche Vorsicht nicht. Es gehört bei uns unter die Seltenheiten, sie nur in Vorstädten zu sehen. — Ihre Zugzeit ist der Oktober und November und im Frühjahr der Anfang des März. Die Richtung des Zuges ist bei uns im Herbst gegen West, welcher sie bis Nordwest-Afrika, einschließlich der Kanaren, und in die Atlasländer führt. Auf dem Zug fliegen die Scharen oft so hoch, daß sie nur noch wie Staub aussehen, trotzdem hört man — nach Gätke — ihre Stimmen noch sehr klar aus der stillen Höhe herunterschallen.

In der Wahl der Nistplätze weichen die Dohlen von ihren andern Verwandten ebenfalls bedeutend ab. Sie leben und nisten zwar auch gesellig wie die Saatkrähen, aber bei uns auf

Kirchen, Türmen, Schlössern, hohen Mauern und andern hohen Gebäuden, selbst in leer stehenden hoch gelegenen Taubenschlägen; am liebsten an Gebäuden mit gotischen Zieraten; gern in der Nähe der Menschen und oft mitten in den volkreichsten Städten. Hier bringen sie ihre Nester auf Balken, in Löchern, Höhlen, im Sparrenwerk, auf steinernen Vorsprüngen u. dergl. an, denn jedes passende Plätzchen wird sorgfältig benützt, wodurch die Nester oft sehr nahe beisammen stehen. Wo sie keine Gelegenheit haben, Gebäude zu benutzen, sind sie genötigt, in Gehölzen weite Baumhöhlen, in Eichen, Buchen u. a., zu suchen, denn nicht gern setzen sie ihre Nester frei auf die Aeste der Bäume, wozu sie schon Pyramidenpappeln gewählt haben. So kann es auch vorkommen, daß sie die Nester von verlassenen Saatkrähen-Kolonien übernehmen und weiterhin benutzen, wenn sie geduldet werden. Auch in verlassenen Steinbrüchen findet man Dohlen-Kolonien und nicht zu selten in den Löchern hoher alter Stadtmauern. In der Dobrudscha, wo sie gemein sind, nisten sie an Steilufern und im Walde. Bei Kiel auch mit den Saatkrähen in gemeinschaftlichen Kolonien; die Dohlen meist nur in den Höhlen der betreffenden Bäume. — Das Nest ist für die Jungen ein sicheres und warmes Lager und besteht aus Reisern, Stroh, Heu, Haaren, Federn, und enthält Mitte oder erst Ende des April etwa 5 Eier, welche auf blaß blaugrünlichem Grunde aschgrau, ölbraun und schwarzbraun gefleckt sind. Maße märkischer Eier 37,9 + 24,6 mm. Die Brütezeit dauert $17^1/_2$ Tage. Während derselben nimmt der Hader und Streit bei diesen mutwilligen Vögeln kein Ende; zuerst streiten sie um die Plätze, nachher um die Baumaterialien. So lange sie Junge haben, ist ein beständiges Ab- und Zufliegen nach den Feldern bemerkbar; läßt sich ein Raubvogel sehen, so bricht der ganze Schwarm auf und verfolgt ihn mit gräßlichem Lärmen oft halbe Stunden weit. Wenn die Jungen etwas flügge sind, so steigen sie auf den Rand des Nestes, setzen sich vor die Höhlen und sehen sich um; abends kehren sie aber wieder ins Nest zurück. Sie sind mit Quark und Fleischstückchen leicht zu erziehen, lernen bald allein fressen, lassen sich aber auch noch sehr lange das Aetzen gefallen. Sie werden — so jung erzogen — zahmer und anhänglicher als jede andere Rabenart.

Die Dohlen sind gesellige, muntere, gewandte und listige Vögel. Ihr Flug ist viel schneller, als bei den andern Rabenarten, so schnell beinahe wie der einer Taube, woran man sie unter den gemischten Scharen leicht erkennen kann. Weil sie oft in Gesellschaft anderer Rabenarten sind, fliegen sie diesen zuliebe viel langsamer. Wenn sie guter Laune sind, machen sie schöne Schwenkungen in der Luft, drehen sich im Kreise umher und ergötzen sich durch steigende und fallende Flugspiele. Ihre Stimme ist ein hohes „kräh kräh", ein angenehmes „daah daah", das zweite ah etwas sinkend, und ein höheres „jäck jäck!" Bei Gezähmten hört man ein Gekrakel, verbunden mit den Lockrufen, welches eine Art Gesang vorstellen soll. Den Rabenschrei rufen sie täuschend nach.

Sie ernähren sich von Insekten, Larven und Regenwürmern. Den Schweinen, Schafen und dem Rindvieh setzen sie sich auf der Weide auf den Rücken und lesen ihnen Läuse und Zecken ab. Dem Ackermanne folgen sie dicht hinter dem Pfluge, um die Regenwürmer und Engerlinge aufzulesen. Sie fressen auch Getreide, Kirschen, Pflaumen und Vogelbeeren; Mäuse, Vogeleier, junge und alte Vögel, wenn sie solche bekommen können, verschmähen sie ebenfalls nicht; doch machen sie nicht so förmlich Jagd darauf, wie die Elstern oder Häher. Ferner verzehren sie junge Kräuter, Grasspitzen und Feldknoblauch, nach welchem sie im Winter sehr riechen.

Die Dohlen lassen sich leicht zähmen, da es ohnehin schon halbe Hausvögel sind. Kommen sie aber in Gefangenschaft, wenn sie schon flügge sind und fliegen können, so geht man sicherer, auch wenn sie scheinbar zahm thun, man stutzt ihnen 4, höchstens 5 Vorderschwingen hart an ihren Deckfedern, damit sie sich nicht etwa ins Weite verfliegen und die Heimat aus den Augen verlieren. Man kann sie mit der nötigen Geduld recht vernehmlich einzelne Wörter nachsprechen lehren, ohne die Zunge zu lösen, welche Operation in die Rumpelkammer des Unsinns zu verweisen ist. Es sind, wenn man sie frei im Haus oder Hof herumfliegen läßt, überaus geschäftige, unterhaltende Tiere. Auf dem Hühnerhof machen sie es aber gerade wie andere Raben, sie picken nämlich, wenn sich Gelegenheit bietet, die Eier an, um sie auszutrinken. Ich hatte eine sehr gezähmte Dohle, welche allabendlich mit den Hühnern auf der Stange, gewöhnlich neben dem Hahn saß, mit dem sie ein besonders freundschaftliches Verhältnis unterhielt, wegen des Eierfraßes aber fortgeschafft werden mußte. Das Krähen des Haushahns und das Gackern der Hühner lernte sie täuschend nachahmen. Sie werden so zahm, daß sie ihrem Herrn auf der Straße nachfliegen, und sind so aufmerksam, daß sie auf alles achtgeben, besonders wenn es Zeit zum Essen ist, wo sie sich bestimmt einfinden. Das Aus- und Einfliegen lernen sie leichter, als irgend ein anderer Vogel, und stellen sich, wenn man sie daran gewöhnt, auf einen gewissen Pfiff wieder ein. Junge Dohlen sind, wie schon oben bemerkt, leicht zu erziehen, da sie sich bereitwillig füttern lassen. Das Futter besteht in Quark, Fleisch, altbackenem Weißbrot in Milch erweicht, in Kirschen, Waldbeeren u. s. w. Sie lassen sich sehr lange ätzen, auch wenn sie gut imstande wären, selbst-

ständig zu fressen, wobei sie stets ein bettelndes „da ah da ah!" hören lassen, aber auch durch übertriebene Anhänglichkeit nicht selten lästig werden. Im Zimmer kann man sie nicht freilaufend dulden, weil sie kleine glänzende und nichtglänzende Sachen verschleppen. Ueberhaupt merke sich der Liebhaber beim Halten von Dohlen, Elstern und Raben, daß sie nur in recht geräumigen Höfen bei freiem Lauf angenehm zu halten sind; im Haus oder gar im Zimmer aber wegen Beschmutzens, Verderbens und Stehlens leicht zur förmlichen Hausplage werden können.

Während der Zugzeit kann man sie in Menge fangen, wenn man auf einem Mistacker einen Herd für sie einrichtet, und einige lebendige Dohlen dabei anbindet.

Bei diesen Vögeln ist der Nutzen größer als der Schaden, weshalb man sehr Unrecht thut, ihre Fänge mit Geld einzulösen. Von betrügerischen Flugschützen werden deren Fänge oft für die Fänge der Elstern ausgegeben, die gewöhnlich teurer bezahlt werden, weil letztere Vögel ungleich schädlicher und schwerer zu schießen sind. In Park- und ähnlichen Anlagen, wo man die Singvögel schonen will, darf sie — nach Riesenthal — nicht geschont werden, da sie auch Nesträuberin ist.

3. Gruppe: Saatrabe, Frugilegus, *Lesson* 1831.

Die 1. Schwinge*) ebenso lang als die 9.; der Körper ist schlanker als beim Gemeinen Raben; das Gefieder am Vorderhals gleichförmig, zerschlitzt, nicht mit pfeilförmigen Spitzen, mit starkem Glanz und prächtigem violettem Schiller; der Schnabel — mit den nächsten Gruppen verglichen — nach vorn dünner und spitziger, sieht deshalb länger aus und ist auch stumpfschneidiger; im Alter sofort kenntlich an der grauweißen schäbigen Stelle um die Schnabelwurzel. Diese Art bohrt nämlich nach Larven, Würmern und Körnern fast fingertiefe Löcher in den Boden, so nett und glatt, daß sie wie mit einem spitzigen Setzholz gebohrt aussehen, wodurch die Borsten und Federchen um die Schnabelwurzel abgestoßen, endlich im Keime erstickt werden und nie wieder nachwachsen. Auf dieses und die spitzige Form des Schnabels hat man zu achten, sonst ist der Saat- und Gemeine Rabe schwierig zu unterscheiden. Die Läufe sind vorn stark getäfelt, mit ungefähr 6 bis 7 ziemlich gleichgroßen Tafeln. Sie brüten gern gesellschaftlich und setzen oft viele Nester auf einen Baum. Diese — nebst den 2 nachfolgenden Gruppen bilden den eigentlichen Inbegriff der Feldraben, welche ca. 30 Arten enthalten, von denen nur wenige in unserem Erdteil vorkommen. Von dieser Gruppe: 1 Art.

Der Saatrabe. Corvus frugilegus, *Linné*.

Saatkrähe, Feldkrähe, Ackerkrähe, Haferräcke, Nacktschnabel, Grindschnabel. Bei uns in Württemberg nennt man diese und folgende Arten: „Raben" und nicht: „Krähen." — Cornix frugilega, et frugivora, alte Aut. *cit*; *L.* . 1746—66; — Corvus frugilegus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Gould; Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; — Trypanocorax frugilegus, *Kaup*; *Loche* 1858; *Mev.* 1886; — prädatorius, *Rennie ex Montagu* 1839; — C. agrorum, granorum, et advena, *Br.* 1831, 1855; — C. agricola, *Frisch.* 1864.

Der Saat- und Gemeine Rabe gleichen sich so sehr, daß sie in einiger Entfernung weder durch Farbe, Größe oder Schrei selbst von dem Kenner, noch weniger aber von dem Laien sicher zu unterscheiden sind. In der Nähe betrachtet, ist es aber die Schnabelbildung, und bei alten Saatraben der weißliche Grind um den Schnabel, welcher den Saatraben standhaft kennzeichnet. Nebenstehende Kopf- und Schnabelbilder sind von untadeliger Naturtreue. Der Saatrabenschnabel ist entschieden geradliniger und dünner, als der vom Gemeinen Raben.

Kennzeichen. Der sehr gestreckte Schnabel ist länger oder doch von gleicher Länge mit dem Fußrohr; der lange Flügel bedeckt den abgerundeten Schwanz; die 4. Schwinge die längste, die 6. kürzer als die 2.; das kleine Gefieder am Kopf und Halse zerschlissen und seine abgerundeten Umrisse ganz undeutlich; Farbe schön schwarz mit blauem und violettem Schimmer. Die Gegend über den Nasenlöchern, in welcher sich hin und wieder die Stoppeln aufkeimender, abgenutzter Federn zeigen, ist kahl und weißlich; bei Jungen sind die Nasenfedern noch vorhanden.

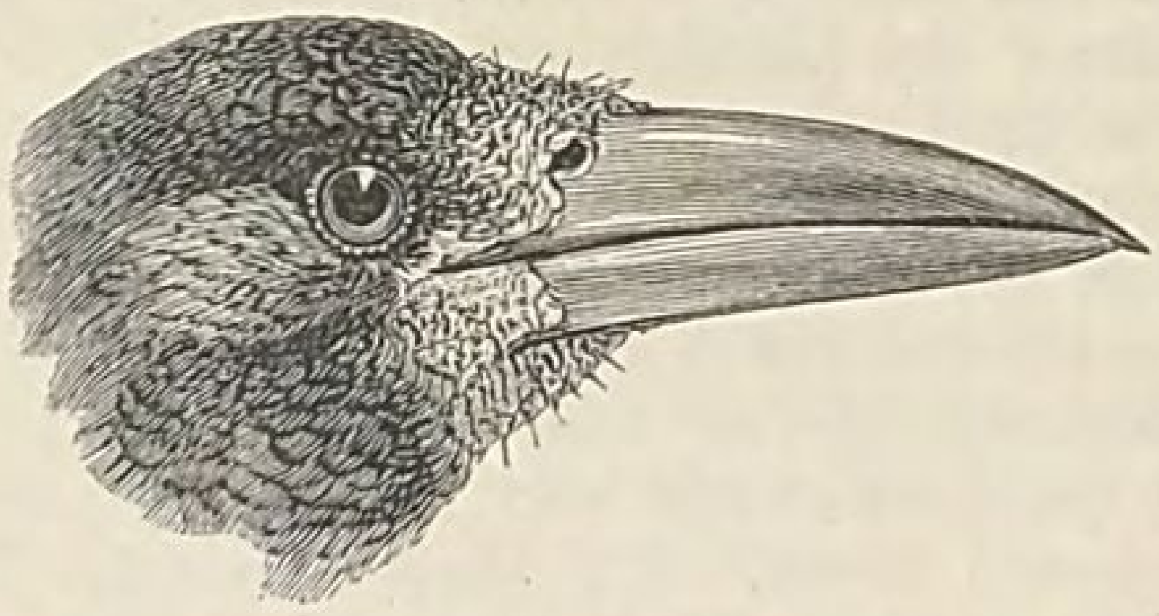
Länge 43 cm; Flügelbreite 88 cm; Schwanzlänge 27,5 cm; Schnabellänge 5,4 cm; Höhe des Laufs 5 cm. Größe des Gemeinen Raben.

---

*) Dies Kennzeichen zwischen Saat- und Rabenkrähe ist aufgestellt von Dr. Ernst Hartert, Wien. Mith. 1887, Nr. 10, 146.

Beschreibung. Hauptfarbe dunkelschwarz, mit prächtigem, stahlblauem und violettem Schimmer; schöner als bei irgend einer andern Krähenart. — Der schwarze Schnabel ist gestreckt, länger und spitziger als beim Gemeinen Raben; um die Schnabelwurzel herum mit einer weißlichen, kahlen und grindigen

Kopf und Schnabelbildung in 1/2 nat. Größe.



Alter Vogel.



Junger Vogel.

Haut bedeckt; die Augen sind nußbraun; die Füße schwarz. — Das Weibchen ist unmerklich kleiner, und der schöne Metallschimmer nicht so lebhaft. Bei jungen Vögeln ist die Schnabelwurzel mit Federn und Borsten bedeckt, weil sich diese erst später abnützen, nachdem sie schon viel im dürren Erdreich nach Würmern und Engerlingen gehackt haben; das Gefieder ist weniger glänzend, die Augensterne sind graubraun.

Die Saatkrähe ist nicht so weit verbreitet, als ihre Vettern: der Gemeine und der Nebelrabe. Sie bewohnt die gemäßigten Teile von Europa und West-Asien und ist von Süd-Schweden bis ins südliche Deutschland als Brutvogel verbreitet; nach andern, noch südlicher gelegenen Gegenden kommt sie meist nur auf dem Zug. In den Auwäldern bei Wien bilden die Saatkrähen und Dohlen zuweilen förmliche große Brutkolonien. In der Dobrudscha ist die Saatkrähe gemein, im Herbst oft in sehr großen Scharen. Die Südstaaten Europas: Spanien, Frankreich, Italien, Griechenland, berührt sie nur auf dem Zuge, mitunter in ungeheuren Scharen, welche auch nach Nord-Afrika übersetzen. In einigen Gegenden Frankreichs, Englands und selbst Deutschlands wird sie vergebens gesucht, wogegen sie in Pommern, Sachsen und Anhalt in großen Vereinen brüten, in Ost-Preußen findet man nur wenig Brutkolonien, mehr wohl in West-Preußen (immer die Provinzen zu verstehen, nicht das Königreich).

Sie bewohnt kleinere Feldhölzer, die Waldränder, Alleen, Parke und große Baumgärten, wenn sie ziemlich eben liegen und an Felder, Wiesen und Viehweiden grenzen. Gebirge meidet sie als Brutvogel gänzlich, macht aber der Nahrung wegen weite Streifzüge auf hohe Gebirgswiesen. Auch den Steppen fehlt sie nicht und brütet hier auf den kleinen Baumgruppen längs der Flußufer. Im Oktober und November ziehen sie in ungeheuren Scharen fort, immer gegen Westen, fliegen manchmal dicht über die Erde hin, ohne viel zu schreien, manchmal aber auch sehr hoch und mit vielem Lärmen. Wenn sie hoch fliegen, drehen sie sich in großen Kreisen, fliegen wieder eine Strecke gerade fort, dann drehen sie sich wieder und entschwinden so allmählich dem beobachtenden Auge. Berge überfliegen sie gewöhnlich nicht hoch, dagegen die Thäler oft in großer Höhe; sie schrauben sich dann mitunter allmählich so hoch empor, daß sie dem Auge nur noch als kleine Pünktchen erscheinen, oder demselben ganz entschwinden*). Ihre Wanderungen setzen sie regelmäßig bis Süd-Europa und Nord-Afrika fort, wo sie sich dann allmählich in kleineren Scharen auf die Futterplätze verteilen. Doch überwintern viele schon im südlichen Deutschland und noch weit mehr in Süd-Frankreich. Die bei uns überwinternden bilden im Verein mit den Dohlen große Schwärme, in deren Gesellschaft sie auch in später Dämmerung die hohen Bäume aufsuchen, welche sie zu Schlafstellen gewählt haben, gern in der Nähe von Städten und Dörfern, wo sie sich vor Uhu und Mardern sicherer fühlen, als im einsamen Walde. Von da verteilen sie sich frühmorgens wieder auf ihre Futterplätze, das sind oft meilenweit entfernte ebene Aecker, leere Getreidefelder, kurzgrasige Wiesen, Hutungen u. dergl., wo sich aber jede einzelne zu ihrer Schar hält. Im Februar oder März, je nach der Witterung, kommen sie wieder auf ihre Brutplätze.

*) Ueber Helgoland ist der Zug von Monedula, Frugilegus und Cornix ein starker und hört auch das ganze Jahr nicht vollständig auf. Am stärksten ist der Zug im März, Ende September und im Oktober. — 24. März 1886: Frugilegus „massenhaft den ganzen Tag. Cornix wenig." 25. März, Monedula, Frugilegus und Cornix „Millionen von früh bis abends, soweit das Fernrohr reicht, zu beiden Seiten der Insel zu sehen." 23. September, Cornix „bedeutend ziehend"; 5. Oktober Cornix und Frugilegus „viele Scharen". 7. Oktober, Cornix und Frugilegus „sehr viel". 25. Oktober Cornix „zahllose Scharen von Tausenden überhin". Von da nimmt der Zug allmählich ab. Ornis 1887, 394, H. Gätke.

Sie nisten an den Orten ihres Aufenthalts, besonders in Feldhölzern, auf hohen Laub- und Nadelholzbäumen, Kiefern, Fichten, Eichen, Buchen, Erlen, Pappeln, hohen Weiden u. a.; oft so dicht zusammen, daß zwölf und mehrere Nester auf einem einzigen Baume stehen. Bei Wahl der Nistbäume geben sie solchen den Vorzug, welche nicht nur sehr hoch und ohne vieles Unterholz sind, sondern auch womöglich in der Nähe bewohnter Orte stehen, wenn sie nicht gewaltsam daran verhindert werden. Das Nest besteht aus Reisern, Dornen, Würzelchen, Stoppeln samt Erde, auch Haaren und Federn; es ist aber lockerer und schlechter gebaut, als das Nest ihrer Vettern, des Gemeinen und Nebelraben, indem es in der zweiten Lage weniger Erde, zum innern Bau keine Wolle und Haare, sondern nur dürres Laub, Grasstöckchen und Stroh enthält. Wirft man ein Saatkrähennest vom Baume herab, so zerstiebt es, während die Nester der andern Krähen fest beisammen bleiben. Es enthält anfangs April etwa 4 bis 5 Eier, welche auf blaßgrünem Grunde mit aschgrauen und verschiedenen dunkelbraunen Flecken und Punkten bezeichnet sind. Von den Eiern ihrer Vettern unterscheiden sie sich meistens durch eine etwas geringere Größe und ein schmutzigeres, mehr ins Gelbbräunliche ziehendes Grün. Die Maße märkischer Eier betragen 38 + 27 mm. Während des Nestbauens ist in diesen Krähenkolonien beständig Hader und Streit, entweder wegen der Bauplätze, oder des Baumaterials. Eines der beiden Gatten muß daher stets beim Nest zurückbleiben, um den angefangenen Bau zu überwachen; sonst kommen die Nachbarn und tragen alles bis aufs letzte Reiserchen weg, sind aber einmal die Nester fertig, dann vertragen sie sich gut mit einander und dulden zuweilen selbst Dohlen unter sich. Bei diesen Bauanstalten lassen sie ein immerwährendes Geschrei hören, wodurch sie sich widrig machen. Durch ihre übergroße Zahl, die oft Tausende übersteigt, können sie auf ihren Nistplätzen zur Last werden, und sind dann nur sehr schwer zu vertreiben. Das Ausnehmen der Nester, das Wegschießen von Jungen und Alten, das Abbrennen von Raketen an ihren Standplätzen muß jahrelang fortgesetzt werden, um diese Vögel zu vertreiben oder wenigstens in Schranken zu halten. — Wenn die Jungen selbständig geworden sind, entfernt sich frühmorgens Alt und Jung in mehreren Scharen verteilt nach allen Richtungen, oft mehrere Meilen weit auf den umliegenden Feldern zerstreut, sie kommen aber abends wieder regelmäßig an ihre Brutplätze zum Uebernachten zurück. Dies dauert bis in den Juli hinein, dann unternehmen sie größere Züge und übernachten auch in andern sichern Wäldern, bis sie sich zur Zugzeit in immer größere Scharen vereinigen, um endlich in Gemeinschaft nach südlichen Gegenden zu wandern, wo sie dann den Winter zubringen können, bis die mildere Jahreszeit sie wieder zurückführt. Siehe auch den Zug über Helgoland. — Der Habicht und andere große Raubvögel holen sich manche junge Krähe vom Neste weg, ohne sich an das Geschrei der Alten zu kehren. Auch bei Nacht hört man öfters ein starkes Gelärme in den Brutkolonien, und es scheint, daß — außer dem Uhu — auch noch andere Raubtiere, wie Marder und Iltis, die schlafenden Krähen überfallen und abwürgen.

Die Saatkrähe hat in ihrem Betragen vieles mit dem Gemeinen Raben übereinstimmend, doch ist sie furchtsamer, weniger mutig und scheint selbst der viel kleinern Elster an Mut nicht gleich zu kommen, denn wenn die Saatkrähe dem Nest einer Elster zu nahe kommt, fährt letztere beherzt drauf los, daß Federn stieben, und verjagt sie. Der Flug ist leichter, als beim Gemeinen Raben und viel öfters ein schwebender. Man sieht sie zu allen Jahreszeiten in großen Gesellschaften beisammen, wozu sie wohl auch Furchtsamkeit bestimmen mag, denn so zahlreich sehen sie ankommende Feinde früher, um ihnen dann mit vereinten Kräften zu begegnen. Mit den Dohlen vertragen sie sich gut, auch Staare werden als Gesellschafter gern aufgenommen, dagegen leben sie mit den andern Rabenarten nicht in Freundschaft, und besonders weichen sie den Kolkraben ängstlich aus. Wenn sie sich im Sommer an hellen Tagen oft scharenweise in die Luft schwingen, und in einer Höhe, wo sie das menschliche Auge kaum noch erreichen kann, mit einander spielen und sich im Kreise herumdrehen, dann aber mit einem brausenden Getöse plötzlich herabstürzen, — prophezeit der Landmann starken Wind, der auch bisweilen eintrifft. Auch über den Nestern zeigen die Brutpaare oft ihre Flugkünste und führen sie dann gemeinschaftlich aus. Sie gehen spät zur Nachtruhe, oft wenn es schon finster ist, wobei sie ganz stillschweigend, schnell und dicht über die Erde wegstreichen. — Ihre Stimme ist ein heiseres „kraa kraa", oder „gaarb gaarb", tiefer, runder und angenehmer, als beim Gemeinen und Nebelraben, wodurch man sie schon in großer Entfernung unterscheiden kann; und ein höheres „kürr kürr, kroa!" Ein krakelndes Gezwitscher ersetzt den Gesang.

Ihre Nahrung sind nackte und Gehäus-Schnecken, Insekten, Larven, Engerlinge und vorzüglich Regenwürmer. Dem Ackersmann folgen sie hinter dem Pfluge nach und lesen auf, was er von Insekten ausackert. Unter den Maikäfern richten sie große Niederlagen an; einige fliegen auf die Bäume, fressen ab und schütteln durch die Erschütterung des Niederlassens und Herumsteigens, während unten andere stehen, um die herabgefallenen Käfer zu verzehren; so geht es von Baum zu Baum. Aus der Erde ziehen sie solche Pflanzen, deren Wurzel in der Tiefe von

einem Engerling, einer Erdraupe oder sonst einer Insektenlarve benagt oder teilweise abgebissen ist, um so bequemer zum Zerstörer zu gelangen; mit ihrem spitzigen Schnabel bohren sie dann weiter nach und ziehen das Insekt hervor. Auch sonst bohren sie nach Larven, welche ihnen vermutlich ihr feiner Geruch anzeigt, Löcher in den Boden. Sie fressen aber auch Grünes, Kohl, Salat, sehr gern Getreide, Hülsenfrüchte, Mohn, Kirschen, Brombeeren und andere Früchte, wodurch sie viel Schaden stiften können. In den Olivenwäldern Süd-Frankreichs und Italiens richten sie während ihres Winteraufenthalts oft so arge Verwüstungen an, daß man beständig Wachen ausstellen muß. Dadurch werden sie dorten verhaßte Gäste. Aas gehen sie nicht so leicht an, und wenn man sie dabei sieht, so geschieht es meist nur wegen der in demselben enthaltenen Insekten. Mäuse dagegen fressen sie gern. Naumann erzählt, daß er in Mäusejahren oft 6 bis 7 Mäuse im Kropf einer einzigen Krähe fand.

Sie sind leicht zu zähmen, nehmen mit Brot, Quark, Tischabfällen und Körnern vorlieb, und richten, auf dem Hofe umhergehend, nicht leicht Unfug an, weil sie weit weniger räuberisch sind, als ihre nächsten Verwandten.

Man kann die Ueberwinternden auf dem Vogelherde fangen, wenn man eine lebendige Saatkrähe dabei aufläufert. Aber nur große Not durch tiefen Schnee und grimmige Kälte treibt sie auf Höfe oder gar in Städte, wo sie sich gern an die Dohlen halten, gegen andere Raben aber stets eine Abneigung bekunden. — Ihren Nutzen schätzt man größer als den Schaden, den sie anrichten, denn sie vertilgen eine große Menge schädlicher Insekten und Feldmäuse, welche der Landwirtschaft nachteilig sind; daher ist ihr häufiges Wegschießen nicht zu billigen, so lange sie sich nicht allzusehr in einem kleinen Distrikt vermehren. Ist dieses aber der Fall, so müssen sie allerdings „als schadenstiftend“ vertrieben werden. Einige aufgehängte tote Krähen dienen als Vogelscheuchen.

4. Gruppe: **Krähenrabe,** Corone, *Kaup* 1829.

Cornix, *Bp.* 1850.

Der Schwanz abgerundet, das Gefieder locker und nur wenig glänzend; die Flügel erreichen die Spitze des ziemlich geraden Schwanzes nicht; die 4. Schwinge die längste; Schnabel kürzer als der Lauf; die 1. Schwinge kürzer als die 9. (siehe auch Anmerkung bei der Saatkrähe); die Läufe sind vorn stark getäfelt, mit 6 bis 7 ziemlich gleich großen Tafeln; Firste an der Spitze stark gekrümmt; Brustfedern zugespitzt; sonst getreue Bilder des Kolkraben im verkleinerten Maßstabe. Gloger hält Cornix und Corone für zusammengehörige Varietäten. 2 Arten.

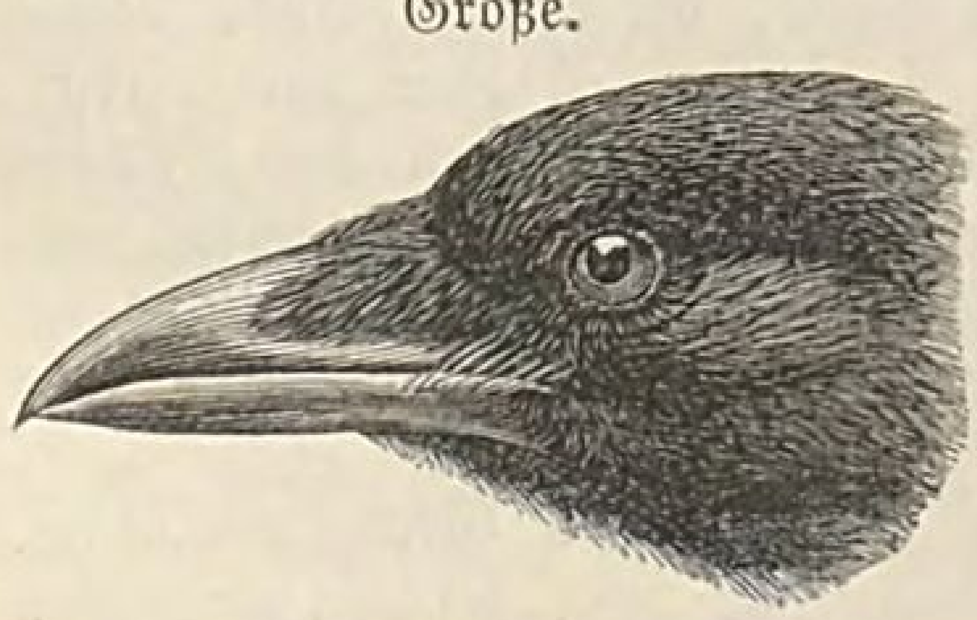
Der Gemeine Rabe. Corvus corone, *Linné.*

Rabenkrähe, Krähenrabe, Rabe, Krähe, Feldrabe, Mittelrabe, Quake, Kräge, Aaskrähe, Schwarze Krähe; bei uns: Krapp. — Cornix, alte Aut.; — Corvus corone. *L.* 1758—66; *Scop.* 1769; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Br.* 1831; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw,* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — C. subcorone, et hiemalis, *Br.* 1831; — Corone corone, *Sharpe.*

Im Vergleich mit dem Saatraben ist der Schnabel des Gemeinen Raben über die Firste entschieden mehr gebogen, kräftiger, weniger gestreckt. Auch ist der Schnabel beim Gemeinen Raben niemals grindig, resp. federnlos. Die naturtreue Abbildung des Kopfes und Schnabels gibt dem aufmerksamen Beschauer ein sicheres Verständnis. Siehe auch die Bemerkung beim Saatraben.

Kennzeichen. Der Schnabel und die Mittelzehe von gleicher Länge, kürzer als der Lauf; der Schwanz fast gerade oder nur wenig gerundet; das ganze Gefieder am Kopf und Halse pfeilförmig zugespitzt und gleich dem übrigen mit deutlichen Umrissen; Totalfärbung schwarz, auf Hals und Rücken stahlblau glänzend. Bei der Rabenkrähe (wohl auch bei der Nebelkrähe) ist die 1. Schwinge kürzer als die 9.

Kopf- u. Schnabelbildung in 1/2 natürl. Größe.



Gemeiner Rabe.

Länge 43 bis 45,5 cm; Schwanzlänge 18 cm; Flügelbreite 95 cm bis 1 m; Schnabellänge 4,8 cm; Höhe des Laufs 6 cm. Größe des Nebelraben.

Beschreibung. Hauptfarbe schwarz, auf Hals und Rücken mit stahlblauem Schiller. Der Schnabel ist stark, vorn merklich zusammengedrückt und deutlich übergebogen, und wie die starken Füße von Farbe schwarz; die Augen dunkelbraun. Männchen und Weibchen sind kaum zu unterscheiden; ersteres ist nur unbedeutend größer — Junge matt schwarz mit grauen Augen.

Dieser Rabe bewohnt, außer unserem Erdteil, das gemäßigte Sibirien, hier besonders häufig den gesamten Verlauf des Jenisei von Atschinsk an. Middendorf bemerkt, daß es ihm auffiel, wie sich die verschiedenen Rabenarten in die asiatischen Länderstrecken teilten. Vom Ural bis jenseits Wladimir (ans Gouvernement Moskau grenzend) gab es vorherrschend Dohlen; im Ural selbst besonders viele Kolkraben, in den Steppen Süd-Sibiriens wieder auffallend viele Elstern. Die Rabenkrähen zeigten sich erst gegen den Jenisei. In Turuchansk kommen Raben und Nebelkrähen in gleicher Häufigkeit vor. Diese beiden verwandten Arten gehen noch nördlicher bis zum Polarkreis, wo sie zu Ende des März ankommen, um später dort zu brüten. An der Lena und östlich von der Lena gab es keine Nebelkrähen mehr, sondern nur Rabenkrähen, die sich auch noch am Aldan und an der Südküste des Ochotskischen Meeres (hier nur noch einzeln) sehen ließen. Auch ist der Schwarze Rabe für Japan verzeichnet, nicht aber der Nebelrabe. Eine etwas kleinere Varietät: Der Australrabe, C. corone, var. australis, *Gould*, bewohnt Australien. Eine andere Varietät: Der amerikanische Rabe, C. corone, var. americanus, *Audub.* bewohnt Nord-Amerika. Die weitere Verbreitung dieses Raben in unserem Erdteil, speziell auch in Deutschland, möge der geneigte Leser bei seinem nahen Verwandten — dem Nebelraben — ersehen, wo diese ausführlich besprochen ist.

Sie bewohnen gebirgige und ebene Gegenden, letztere lieber, und siedeln sich in Laub- und Nadelwäldern, in großen Waldungen und kleinen Feldhölzern, auf einzelnen Feldbäumen, sowie auf den Bäumen der Bach- und Flußufer an. Besonders lieben sie die Gehölze, welche an Aecker, Wiesen und Viehtriften grenzen. Sie kommen auch in ganz flachen, selbst in moorigen Gegenden vor, lieben die Ufer der Gewässer, vor allem die Seeküste, auch wenn solche felsig ist, und finden sich beim Aufgehen des Eises überall am Wasser ein, zumal wenn sich Baumgruppen oder Wald in der Nähe befinden. Es sind Stand- und Strichvögel; letztere versammeln sich im Spätherbst in großen Scharen, und wandern im Verein mit den Dohlen südlicher, wobei sich alle noch vorhandenen jungen Vögel befinden. Doch bleiben bei uns noch viele Alte im Winter als Standvögel zurück. Die Ausgewanderten kehren Ende Februar und Anfangs März zurück. Im Winter lagern sie sich auf Wiesen, Mistäckern und Straßen, oder treiben sich sonst auf Plätzen umher, wo es Pferdeexkremente, Küchenabfälle und Kehricht gibt. Ihre Nachtruhe halten sie im Wald auf den dichtesten Bäumen, besonders auf Nadelbäumen, oder im Winter auch im Verein mit Dohlen in größern Parkanlagen, wo es sehr hohe große die Nachtruhe sichernde Bäume gibt. Zu dieser Jahreszeit kommen sie der Nahrung wegen bis dicht an Dörfer und Städte, ja mitten in dieselben hinein auf größere Plätze, werden auch da, wo man sie schont oder gar füttert, ziemlich zutraulich, nie aber unvorsichtig. Dies kann man auf dem Stuttgarter Schloßplatz, wo sie Winters gefüttert werden, gar oft beobachten. Den zugeworfenen Brocken fliegen sie entgegen bis auf wenige Schritte zu dem Spender, mit dem gemachten Beutestück aber fliehen sie sofort wieder in genügende Sicherheit. Zahme Raben, welche auf Höfen freien Lauf haben, werden nicht selten von ihren freilebenden Kameraden besucht, aber stets mit großer Vorsicht, ob ihnen nirgends Gefahr droht. Bei rauher, stürmischer Witterung begeben sie sich schon untertags auf ihre Schlafstellen; sonst gehen sie immer spät in der Dämmerung zur Ruhe. So lange sie nicht gestört werden, fliegen sie Jahr aus Jahr ein auf die gleichen Schlafbäume, oft Stunden weit; werden sie aber gestört, so suchen sie andere Plätze auf.

Sie nisten einzeln in den Wäldern, zwar oft ziemlich nahe beisammen, aber niemals zwei Pärchen auf einem Baum, wie die Saatkrähen. Das Nest steht bei uns auf hohen schlanken Bäumen, seltener auf einem niedrigen. Wo es aber die Bodenverhältnisse bedingen, bauen sie auch an Felsen, oder auf den Erdboden; aber sie behalten ein und dasselbe Nest oft eine Reihe von Jahren bei, wenn es günstig liegt; tragen aber alljährlich neues Material herbei, wodurch es sich oft zu einem großen Klumpen gestaltet, und so fest und dicht wird, daß Schrotkörner davon abprallen. Es besteht aus trockenen Reisern, Wurzeln, Schlamm, Kräutern, Gras, Wasserpflanzen, Knochen; das Innere ist nur eine kleine schalenförmige Vertiefung, und mit Moos, Wolle, Pelz, Haaren und Federn gefüttert. Dieses enthält im April, oft erst zu Ende dieses Monats — denn die Raben sind nicht sehr frühe Brutvögel — 4, seltener 5 oder gar 6 Eier, welche auf hellgrünlichem Grunde mit grauen und dunkelolivenbraunen Spritzern und Flecken bezeichnet sind, die aber vielfältig variieren. Doch gänzlich ungefleckte kommen höchst selten vor. Durchschnittsmaße 41,79 + 29,04 mm, wie die Eier des Nebelraben. Siehe auch die Maße bei demselben. Brütezeit 20 Tage. So lange sie Junge zu füttern haben, sind die Alten sehr räuberisch und deshalb schädlich.

Es sind listige, verschlagene und mutige Vögel; dabei in einem hohen Grade vorsichtig. Den Landmann wissen sie sehr wohl vom Jäger zu unterscheiden; vor dem letztern ergreifen sie in guter Weite die Flucht, während sie sich dem arbeitenden Ackersmanne ohne große Scheu nähern. Ihr Gesicht ist sehr scharf und ihr Geruch so fein, daß sie die Nahrungsmittel unter

dem Schnee, und ein Aas auf mehrere Stunden weit riechen können, auch wenn es im dichten Walde oder unter einer Bedeckung versteckt liegt; ihre mißtrauische Vorsicht erlaubt ihnen zwar nicht, sich darauf niederzulassen, weil sie einen Hinterhalt befürchten, aber sie umkreisen den Platz, von dem der Aasgeruch ausgeht, lange Zeit unter vielem Geschrei. Ihr Gang ist wackelnd, aber bedächtig und fast stolz; ihr Flug ist fest und gerade, mit langsamen Flügelschlägen, wobei sie sich durch die gespreizten Schwingen, welche wie Finger aussehen, kenntlich machen. Sie lieben die Gesellschaft von ihresgleichen, der Nebelraben, der Saatkrähen und der Dohlen und sind schon vor Tagesanbruch munter, versammeln sich dann gern auf einem großen Baum zum Morgenbesuch und fliegen nun erst auf die Felder und Futterplätze, wo sie sich verteilen und bis gegen Mittag mit Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt sind. Mittags verbergen sie sich gern in den dicht belaubten Baumkronen, fliegen dann wieder nach den verschiedenen Futterplätzen, von da aus wieder zu einem gemeinschaftlichen Abendbesuch und dann auf die Schlafstellen, welche sie im Sommer in der Nähe der Nester, im Winter auf großen Bäumen in Gesellschaft wählen und in aller Stille aufsitzen. Ihre Stimme ist ein tiefes, rauhes „grab grab grab", und ein hohes „krü krü krü!"; ein kurzes Knarren lassen sie hören, wenn sie einen Raubvogel verfolgen. Krakelnde und schwatzende Töne, welche sie mühsam hervorpressen, vertreten die Stelle des Gesangs.

Ihre Nahrung ist sehr mannigfaltig; es gibt eigentlich nichts Genießbares, das sie verschmähen, besteht aber hauptsächlich aus Fleisch, vom Aas eines größeren Tieres an bis herab zum kleinsten Insekt. Zwischen frischer oder verwesender Beute machen sie keinen Unterschied. Die Auswurfhaufen von der See oder an den Ufern von Flüssen, an welchen sich noch Ebbe und Flut bemerkbar macht, werden fleißig abgesucht. Große feste Muscheln tragen sie in die Luft und lassen sie aus der Höhe herabstürzen, damit sie auf hartem Boden aufschlagen und zerschellen. Im Binnenland verzehren sie Käfer, Heuschrecken, Larven, Getreidekörner, Hülsenfrüchte, Baumfrüchte, Nüsse, Kirschen u. a. Aas ist eine Delikatesse für sie, nach diesem fliegen sie oft meilenweit. Während der Brütezeit sind sie wahre Raubvögel; sie stellen allem jungen Geflügel nach, stehlen junge Enten, Gänse, Rebhühner, Fasanen, Wachteln und plündern die Nester. Mit vorsichtigem Fluge streifen sie über Felder und Sümpfe, durchsuchen mit scharfem Blick nach unten die Gebüsche und Waldsäume nach Nestern, besonders nach denen der Feldhühner und Fasanen und berauben sie der Eier, sobald sie deren ansichtig werden. Hinter dem Pflüger suchen sie Regenwürmer, Engerlinge, Larven, Mäuse, welche eine Lieblingsspeise bilden. Dem Hamster weichen sie aber aus. Ueber angeschossenes Wild fallen sie gemeinschaftlich her, fangen immer zuerst damit an, die Augen auszuhacken, und reißen dann meist den Bauch auf. Im Winter überfallen sie abgemattete Rebhühner, gehen nach den Tierexkrementen der Landstraßen, und kommen auf die Miststätten der Dörfer, oft mitten in die Straßen der Städte. Die Exkremente der Pferde, die Roßäpfel, fressen sie meistens ganz, ohne Auswahl, weil man da — wo sie als Gäste waren — keine Ueberbleibsel mehr findet, während Ammern, Haubenlerchen, Finken, Spatzen u. a. nur die unverdauten Körner auslesen.

Junge Raben sind leicht aufzuziehen und werden sehr zahm, und wenn man die nötige Geduld hat, lernen sie auch einige Worte nachsprechen. Man füttert sie mit Fleisch, Quark, Kirschen, reifen Waldbeeren, Weißbrot in Wasser oder Milch erweicht, hält sie trocken, warm und reinlich, dann gedeihen sie vortrefflich. Sie lernen bald allein fressen, lassen sich aber trotzdem lange Zeit ätzen. Bei freiem Lauf machen sie oft weite Spaziergänge, wodurch sie nicht selten abgefangen werden und für ihren Futterherrn verloren gehen. Ihr kluges, mutiges Benehmen verschafft manche Kurzweil; indessen passen sie, des jungen Geflügels wegen, welches sie abwürgen, nicht auf Hühnerhöfe; auch wissen sie sehr wohl die Nester der Hühner zu finden und saufen dann die Eier aus. Glänzende Gegenstände stehlen sie, wie alle ihre Gattungsverwandten, um sie irgendwo zu verstecken. Man läßt sie mit beschnittenen Schwingen laufen.

Den Raubvögeln leisten sie kräftigen Widerstand, und nur selten werden sie von stärkern Falken oder dem Habicht überrumpelt, der sich in offener Fehde nicht an sie zu wagen scheint. Mit den kleinern Raubvögeln binden sie ohne weiteres an, suchen sie zu überfliegen, und stoßen dann von oben herab nach denselben; nur selten aber gelingt es ihnen, diesen behenden Tieren etwas anzuhaben. Die größeren Arten, besonders die Adler, verfolgen sie mit einem dumpfen, knarrenden Ruf, so daß der Kenner sogleich von der Gegenwart eines solchen Räubers in Kenntnis gesetzt wird. — Der Fang ist wie bei den Nebelkrähen.

Sie schaden, nach Naumann, durch das Rauben einer Menge junger Vögel und Eier, stehlen junges Hausgeflügel, plündern die Kirschen- und Pflaumenbäume; auf den Obstbäumen treten sie die zarten Reiser, und in den jungen Nadelwäldern die zerbrechlichen Wipfel ab. Sie nützen aber wieder durch das Wegfangen vieler schädlichen Insektenlarven, und einer Menge Feldmäuse, welchen sie oft mit großer Geduld vor den Löchern auflauern; daher ist es geraten, ihre Vertilgung nicht allzu eifrig zu betreiben.

Der Nebelrabe. Corvus cornix, *Linné.*

Taf. 19, Fig. 9.

Nebelkrähe, Grauer Rabe, Mehlrabe, Schildkrähe, Mantelkrähe, Aaskrähe, Graumantel, Graurücken, Luderkrähe, Nebelkrapp. — Cornix cinerea, alte Aut.; — Corvus cornix, *L.* 1746—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.*; *Naum.* 1822; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *Midd.*; *Sundev.*; *Degl. & Gerbe*; *Heugl.*; *Gray*; *Severzow*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — C. cinereus, *Leach* 1816; — Corone cornix, *Kaup.*; — C. subcornix, *Br.* 1831.

Der Nebelrabe ist stets ohne jeden Vergleich an seiner grauen Färbung zu unterscheiden. Sonst aber in allem dem Gemeinen Raben gleich.

Kennzeichen. Kopf, Kehle, Flügel, Schwanz und die Federn, welche das Schienbein bedecken, sind schwarz, das übrige aschgrau.

Länge 44 cm; Schwanzlänge 18 cm; Flügelbreite 95 cm bis 1 m; Schnabellänge 4,8 cm; Höhe des Laufs 6 cm. Größe des Schwarzen Raben.

Beschreibung. Rücken, Brust, Hinterhals und After sind schön aschgrau; Kopf, Kehle und Hals Flügel und Schwanz sind schön schwarz. Der Schnabel ist schwarz; die Augen sind dunkelbraun; die Füße schwarz. — Die Weibchen sind äußerlich nicht wohl zu unterscheiden, doch ist das Graue etwas dunkler oder bräunlich überlaufen.

Der Nebel- und der Schwarze Rabe sind zwei sehr nahestehende Arten, mehr als Sprosser und Nachtigall, weshalb viele Ornithologen diese beiden Formen für Farbenrassen erklären, denn Futter, Schrei, Nistweise, Raubgier, Vorsicht, Anpassen an die Bodenverhältnisse, Betragen, sind im allgemeinen gleich, nur an den Mamillenquerschnitten der Eier sollen sich Unterschiede zeigen. Wie man aber auch den spezifischen Unterschied auffassen möge, so ist die graue Färbung charakteristisch und standhaft ausgeprägt, auch leben diese Vögel in gesonderten Gruppen, denn die eine Art tritt da auf, wo die andere nicht vorkommt, weshalb man angewiesen ist, sie auch als gesonderte Arten, mindestens als standhafte Rassen (die schwarze Rasse als Grundform?) zu betrachten. In Deutschland bewohnt der Nebelrabe mehr die nördlichen, der Schwarze Rabe mehr die südlichen Teile; wo aber ihre Verbreitungsstriche zusammenstoßen, wie im mittleren Deutschland, sind fruchtbare Bastarde der beiden Arten nicht selten.

In wunderlicher Gruppierung bewohnen diese beiden sich so nahestehenden Arten die verschiedenen Länderstrecken in Europa und Asien bis zum fernen Osten, wie auch einen Teil Nord-Afrikas, sodaß es nötig erscheint, um eine klare Uebersicht zu gewinnen, die Gesamtverbreitung beider Arten zusammenzustellen, soweit dies dem Verfasser nach den ihm vorliegenden Berichten gelingen kann. Der Abkürzung wegen soll der Nebelrabe mit „Grau", der schwarze Rabe mit „Schwarz" bezeichnet werden, was die Deutlichkeit nicht stören wird. — Auf Island kommt der Graue Rabe nur gelegentlich und selten vor, auf den Faröern ist er dagegen ein gemeiner Standvogel, der Schwarze Rabe nur selten. In Großbritannien nimmt Schwarz mehr das südliche Gebiet ein, wie in England und Wales, mit fast gänzlichem Ausschluß von Grau; in ganz Schottland dagegen ist Grau vorherrschend, während Schwarz zwar noch vorkommt, sogar weit nördlich, dagegen in der Zahl keinen Vergleich mit Grau aushält. In Irland ist Grau gemeiner Standvogel, Schwarz verhältnismäßig selten. In England ist der Schwarze Rabe zum größeren Teil ein Sommervogel, der im Frühjahr erscheint und im Spätjahr abzieht, worauf dann der Graue Rabe einwandert und bis zum Frühjahr Stellvertreter bleibt, dann aber wieder verschwindet. In Norwegen, Schweden, Finnland ist Grau häufig, Schwarz sehr selten. Grau vorherrschend in ganz Rußland, doch nimmt der Schwarze Rabe bestimmte Striche von Archangel bis zum Schwarzen Meer ein, jedoch nicht weiter, als bis auf die östlichen Abhänge des Ural, während der Graue Rabe ostwärts bis ungefähr 200 Werst von Krasnojarsk (am Jenisei in Sibirien) seine Verbreitung fortsetzt. Sonderbarerweise erscheint der Schwarze Rabe erst wieder einige 100 Werst über Tomsk (Obigegend); zuerst in kleinerer Anzahl als der Graue Rabe, dann aber zunehmend, bis in derselben Entfernung vom Jenisei Grau ganz aufhört, Schwarz aber sich bis zum Ochotskischen Meer und Japan, südwärts bis zur Mongolei verbreitet. Nordwärts hängt die Ausbreitung beider Arten mit der des Hochwaldes zusammen. Ueber die Grenze der Föhre, 2800 Fuß unter der Schneegrenze, gehen diese Rabenarten in Skandinavien nicht hinaus. (Dr. Diederich, Ornis 1889, 287.) In Turkestan kommen beide Arten vor; in Kaschmir nur Schwarz; in Klein-Asien, Arabien und Egypten bis Nubien nur der Graue Rabe. Diese südlichen Vögel sind etwas kleiner und heller grau. In Algier ist der Schwarze Rabe ein häufiger Bewohner der Waldgegenden, und findet sich auch im östlichen Marokko, ebenso auf Madeira und Kapverde; sehr selten bei Gibraltar und in Spanien; Brutvogel in ganz Frankreich, im Winter besonders zahlreich im Süden,

Grau dagegen häufiger Wintervogel in der Normandie und Pikardie. In Belgien und Holland ist Schwarz vorherrschend und gemeiner Brutvogel; Grau nur Wintervogel. In Deutschland ist die Elbe als Grenze der Brutstätte beider Arten zu verzeichnen. Schwarz nimmt die Bezirke westlich, Grau diejenigen ostwärts dieses Flusses ein; in der Oberlausitz, in Braunschweig, Anhalt und Mecklenburg aber ist gemeinsamer Boden (Cab. J. 1871, S. 72), und Bastarde kommen häufig vor; ebenso in Schleswig-Holstein, doch hier noch Schwarz vorherrschend. Grau nur im östlichen Holstein Brutvogel. In Dänemark ist Grau vorherrschend, Schwarz sehr selten. In der Schweiz herrscht dagegen Schwarz vor, Grau sehr selten; ebenso in Savoyen. Grau gemeiner Standvogel durch ganz Italien samt Inseln; Schwarz nur in Ober-Italien bis Toskana. In Piemont kommen Bastarde zwischen beiden Arten vor. Im Erzherzogtum Oesterreich ist der Schwarze Rabe selten; in Ober-Oesterreich häufiger Brutvogel und verschrieen als „Nestplünderer"; in den Auwäldern bei Wien Schwarze und Graue Raben in ziemlich gleicher Anzahl; dagegen an der mittleren und noch weit mehr an der unteren Donau, in der Bukowina, in Siebenbürgen, in Ungarn, Bosnien mit eingeschlossen, bis in die Dobrudscha hinein, ist der Graue Rabe vorherrschend und gemein; der Schwarze Rabe für die Dobrudscha überhaupt gar nicht verzeichnet. Schwarz in Mähren und Böhmen, zahlreich in Tirol; in Steiermark Wintervogel; in Kärnten und Steiermark wieder gemeinsamer Boden. Außerdem der Schwarze Rabe in Serbien, in der Walachei, in Bulgarien und Makedonien; aber nicht, oder nur sehr selten in Griechenland, während der Graue Rabe alle diese und die dazwischen liegenden Länder bewohnt, besonders Griechenland und viele Inseln des Griechischen Archipels, darunter Kandia und Cypern als Brutvogel. — Einen großen Teil dieser interessanten Zusammenstellung der Verbreitungsbezirke dieser Vögel verdanken wir dem englischen Ornithologen Professor A. Newton, veröffentlicht in Ornithol. Centralbl. 1879, Nr. 15 und 18; vervollständigt durch den 2. Jahresbericht aus Oesterreich-Ungarn, Ornis 1885, S. 335. — Für Südwest-Deutschland ist der Nebelrabe meistens nur Wintervogel und stets in Gesellschaft des Schwarzen Raben, aber ziemlich vereinzelt, wie etwa 1 zu 12, wobei hie und da eine Bastardfärbung auffällt. Je strenger der Winter, desto mehr erscheinen bei uns Graue Raben.

Sie halten sich in Wäldern auf, welche an Wiesen, Felder, Gewässer und Küstenstriche grenzen, wo sie ihrer Nahrung nachgehen, ganz so wie ihre schwarzen Vettern; sie wissen sich auch, wie diese, allen Bodenverhältnissen anzupassen, denn in England bewohnt der Graue Rabe Morlandstrecken, in Holland thut dies der Schwarze Rabe; in Schottland benützt der Graue Rabe für sein Nest die sturmgepeitschten Klippen; im sonnigen Egypten die stolzen Palmen, Sykomoren und Mimosen (Akazien). Ein Weiteres siehe auch beim Gemeinen Raben. Sie sind je nach den Temperaturverhältnissen der Länder, welche sie bewohnen, Stand- und Strichvögel, welche im Oktober nach den Winterquartieren fliegen, im Februar und März aber wieder ihre Brutplätze beziehen. Diese Züge bilden oft auffallend große, zahlreiche Scharen.

Sie nisten in größeren und kleineren Waldungen, Feldhölzern, selbst in Baumgruppen auf Wiesen, nicht tief im geschlossenen Hochwald, sondern näher dem Rande oder an freien Plätzen, und wählen zur Anlage des Nestes dicke, hohe, alte Bäume. Es ist aber, wie schon erwähnt, verschieden angelegt, denn wo es an Bäumen fehlt, benützen sie auch Felsen, Schornsteine, Dächer oder geradezu einen Versteck auf dem flachen Boden. Man fand sogar ein Nest auf einem Misthaufen mitten im Felde, ein anderes unter einem Brückenkopf. Immer aber behalten sie, gleich ihrem schwarzen Vetter, ihr Nest jahrelang bei, wenn sie nicht vertrieben werden. Es besteht aus denselben Materialien, wie sie beim Schwarzen Raben angeführt sind, und es enthält Mitte oder Ende des April ein Gelege von 4, selten 5, noch seltener 6 Eiern, welche auf grünlichem Grunde mit grauen und dunkel olivenbraunen Pünktchen und Flecken bespritzt sind. Den Eiern des Schwarzen Raben sehen sie in Farbe und Form so ähnlich, daß sich kein äußerlicher Unterschied angeben läßt. Auch die Maße stimmen mit denen des schwarzen Vetters überein. Durchschnittsmaße märkischer Eier, gemessen 34 Stück: 41,79 + 29,04 mm; Maße im mittleren Deutschland, gemessen 9 Stück: 44,3 + 30,3 mm; Maße aus Cypern, gemessen 10 Stück: 41 + 27,9 mm. Letztere sind demnach die kleinsten (Cab. J. 1879, S. 388). Doch hat W. v. Nathusius durch mikroskopische Untersuchungen der Mamillen-Querschnitte der Eierschalen beider Raben festgestellt, daß sich hier Unterschiede zeigen. Bei Corone ergeben sie im Durchschnitt: 0,0102 bis 3; bei Cornix etwa: 0,0053; bei Bastarden: 0,0090 □mm. Dadurch scheint nachgewiesen, daß es, wenn auch sehr nahestehende, doch gesonderte Spezies (oder Subspezies) sind. Wer die belehrende Abhandlung darüber nachzulesen wünscht, findet sie: Cab. J. 1879, S. 1—26; ferner eine kritische Besprechung dieser Untersuchungen: Cab. J. 1880, 106—108.

Ihr Fang geschieht mit einem Tellereisen, in welches man ein Stückchen Fleisch bindet, doch muß das Eisen sorgfältig verdeckt werden. Mit klein gehacktem Fleische, unter das man Krähenaugenpulver mengt, kann man sie vergiften. Zunächst wirkt dieses Gift narkotisch, und

wenn man sie nicht sogleich in der ersten Betäubung ergreift, so erholen sie sich soweit wieder, daß sie noch davonfliegen und anderswo verenden. Wenn die Giftdosis klein war, kann man sie dadurch am Leben erhalten, daß man ihnen ein Infusum gallarum (Galläpfelaufguß) oder Barytwasser als Gegengift gibt. (Siehe Brehms Vogelfang, S. 58.) Dann fängt man sie im Winter noch mit Papiertüten, welche man innen mit Vogelleim bestreicht und in die man ein Stückchen Fleisch legt; diese gräbt man in den Schnee, den offenen Teil nach oben gerichtet, der Rabe steckt, freilich nach langem Besinnen, den Kopf hinein, und die Tüte sitzt wie eine Mütze darauf fest. In der Angst fliegt er gerade in die Höhe, kommt aber bald wieder herab, und kann nun ergriffen werden, ehe er sich wieder befreit. Ein leichter Fischhamen leistet bei diesem Fang sehr gute Dienste, zumal die Raben scharf beißen. — Die beste Art, sie zu schießen, ist auf der Krähenhütte, wo ein Uhu aufgesetzt ist; auf diesen Feind stechen sie mit einer solchen Wut, daß sie alle Vorsicht beiseite setzen und ungescheut nahen.

Bei beiden Raben ist bei gleicher Lebensweise auch Nutzen und Schaden gleich. Im großen ganzen möchte man zu dem Schlusse gelangen: die Vermehrung der Schwarzen und Grauen Raben in Kulturgegenden einzuschränken, dagegen die Vermehrung der Saatkrähen und der Dohlen vorerst nicht zu beschränken, bis zur völligen Klarstellung ihres Schadens und Nutzens; denn nach den bis jetzt herrschenden Ansichten dürfen wir diese beiden letzteren, besonders die Dohlen, noch eher den nützlichen Vögeln zugesellen. Rechnet man hiezu noch die Staren, so haben wir der nützlichen Feldvögel genug, um die räuberischen Krähenraben beschränken zu können. Während der Saat- und Brutzeit sind beide Raben schädlich, weil sie nicht nur sehr gern die Saatkörner auflesen, sondern noch mehr — wenn sie ihre gefräßigen Jungen ätzen müssen — sämtliche Gelege und Junge des Kleingeflügels, welche sie erlangen und bezwingen können, zerstören, und auch junges Hausgeflügel, selbst junge Hasen rauben, wie schon oben bemerkt ist. Ich setze noch den Ausspruch eines zuverlässigen Beobachters, des Herrn E. Hartert hierher: „In der Provinz Preußen ist die Nebelkrähe überall gemein. Aber der geringe Nutzen dieser Krähe kann nimmermehr den enormen Schaden, den sie an Sumpf- und Wassergeflügel, sowie an allen großen und kleinen am Boden nistenden Vögeln thut, aufwiegen."

5. Gruppe: **Kolkrabe**, Corax, *Bp.* 1850.

Pterocorax, *Kaup* 1854. — Bei diesem großen Raben ist der Schnabel sehr stark, hoch, lang, scharfschneidig, die Firste der ganzen Länge nach stark gekrümmt; der Oberkiefer über den untern stark herabgebogen; der Leib ist gestreckt, die Flügel lang und spitzig, so lang oder beinahe so lang als der Schwanz; der letztere häufig abgerundet; die 3. Schwinge die längste, die 6. Schwinge kürzer als die 2., die starken Läufe wie bei der 4. Gruppe, vorn getäfelt; das Gefieder des Vorderhalses pfeilförmig zugespitzt, das übrige Gefieder knapp und glänzend: 1 Art.

Der Kolkrabe. Corvus corax, *Linné.*

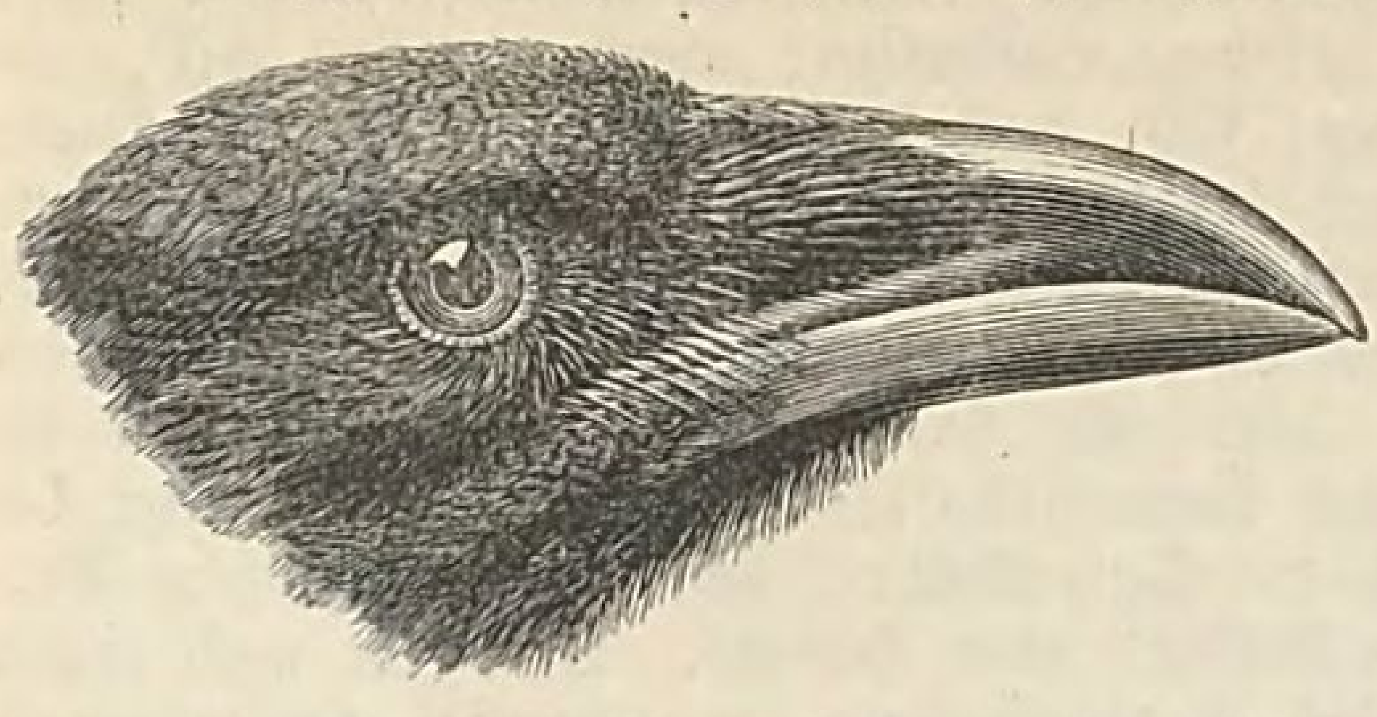
Der Kohlrabe, Großer Rabe, Edelrabe, Steinrabe, Kohlkrave, Großer Aasrabe, Große Krähe, Großer Galgenvogel, bei uns: Kielkrapp oder Kohlkrapp. — Corvus, alte Aut.; — Corvus corvus, *L.* 1746—1748; C. corax, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm*; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; 1831; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — C. maximus, *Scop.* 1769; — C. clericus, *Sparrm.* 1784; — C. sylvestris, et littoralis, *Br.*; 1831; — C. nobilis, *Gould* 1837; — C. vociferus, *Cabot* 1844; C. lugubris, *Agass.* 1847; — C. tibetanus, *Hodgs.* 1847; — C. faröensis, *Schl.* 1892.

Der Kolkrabe ist jederzeit an seiner viel bedeutenderen Größe und an dem über die Firste stärker gebogenen Schnabel zu unterscheiden. Auch die kleineren Exemplare, welche in Nord-Sibirien zuweilen vorkommen, sind immer noch um ein namhaftes größer, als die Gemeinen Raben.

Kennzeichen: Der sehr starke, an der Wurzel 3 cm hohe Schnabel ist von gleicher Länge mit dem Fußrohr; die Mittelzehe kaum etwas kürzer; der Oberkiefer über den Unterkiefer herabgebogen; der Schwanz ist keilförmig zugerundet und dessen Ende wird von den Flügelspitzen ganz erreicht; der ganze Vogel tief schwarz, mit bläulichem und grünlichem Glanze; die Brustfedern sind keilförmig zugespitzt. Merklich größer als der gemeine Rabe.

Länge 57 cm; Schwanzlänge 25 cm; Flügelbreite 120 cm; Schnabellänge, über den Bogen gemessen, stark 7 cm; Höhe des Laufs 7 cm, etwa so groß wie ein mittlerer Haushahn, doch herrscht in der Größe ein merklicher Unterschied.

Beschreibung. Hauptfarbe schwarz; mit starkem, stahlblauem, violettem und grünem Schimmer. Der Schnabel ist stark gewölbt, von oben allmählich heruntergebogen, an der Spitze etwas gezahnt; Unterkiefer fast gerade, die scharfen Schneiden schlagen scherenartig ineinander, so daß er das Fleisch so durchbeißen kann, als wenn es mit einer Schere durchschnitten wäre; von Farbe ist er glänzend schwarz; die Augen sind schwarzbraun; die stämmigen, grob geschilderten Füße schwarz, die Krallen stark und scharf. — Das Weibchen ist unmerklich kleiner, und der Metallschimmer schwächer. — Die Jungen haben ein glanzloses Gefieder und ins Bräunliche verschossene Schwing- und Schwanzfedern, die Augensterne sind lichter.


Kopf- u. Schnabelbildung in 1/2 natürl. Größe.

Der Kolkrabe findet sich in ganz Europa, vom höchsten Norden, Island mit eingeschlossen, bis zu den südlichsten Staaten; ebenso in Asien, von Nord-Sibirien südwärts bis Syrien, ostwärts bis Japan und Kamtschatka; von da anschließend an das nördlichste Nord-Amerika bis Mexiko hinab; in Afrika von den Nordstaaten bis zum Südkap. In den südlichen Staaten Europas, in Spanien, Italien und Griechenland tritt er häufig auf; auch in der Türkei; an der mittleren und unteren Donau ist er gemein. In Deutschland dagegen ist er sparsam zu treffen, in vielen Gegenden sogar selten oder ganz verschwunden, was bei dem unbegrenzten Mißtrauen dieses Vogels und den beharrlichen Verfolgungen desselben durch unsere Jagdliebhaber (die ihn unter die schädlichsten Vögel stellen) nicht zu verwundern ist. Sein kräftiger Körperbau gestattet ihm den Aufenthalt im äußersten Süden wie im höchsten Norden, er weiß sich allen Erdteilen, Klimaten und Bodenverhältnissen anzupassen. — Ueber seine Verbreitung in Sibirien sagt Middendorf: „Der Große Rabe war überall zu treffen, nur im Taimyrlande sah ich keinen einzigen und auch in allen Steppen Süd-Sibiriens keinen, bis zuerst wieder beim Stationsdorf Jschatskaja (Gouv. Jeniseisk). Am unteren Jenisey waren die Raben mitunter recht häufig. In der Gegend des 60. Grades paarten sie sich schon zu Anfang des Februar. Am 20. Februar legte ein Trupp von 10 Raben unter dem 64. Breitegrad eine Tagereise nordwärts in unserem Geleite zurück; diese fielen durch ihren besonders kleinen Wuchs auf. An der Boganida unter 71. Grad nisteten einige. Von Jakutsk an bis zur Südküste des Ochotskischen Meeres und selbst in der Mandschurei kam der Große Rabe überall vor, obgleich nirgends häufig. In Sibirien überwintert er noch unter dem 75. Grad n. Breite" (Midd. Sib. Reise, 2. Bd. 162, 4. Bd. 812). Er bewohnt bei uns die Wälder der Ebenen und Gebirge, wenn sie an Felder, Wiesen und Gewässer stoßen, und entfernt sich im Sommer nie weit von seinem Standorte, streift zwar im Herbste weit umher, fliegt jedoch abends wieder nach einem größern Walde, um auf einem hohen Baume seine sichere Nachtruhe zu halten. Im hohen Norden, wo es mit den Wäldern ein Ende hat, muß er mit felsigen Partien und anderen öden Plätzen, wie sie gerade die Gegend bietet, vorlieb nehmen. Er ist mehr Standvogel, und nur im Winter einigermaßen Strichvogel.

Sie nisten auf den höchsten, beinahe nicht besteigbaren Waldbäumen, auf Tannen, Fichten, Buchen und Eichen, in Felsenritzen, steinigtem Geklüfte und in dem hohen Mauerwerk öder Ruinen. Das Nest ist groß, es besteht der Unterbau aus starken Reisern, der Mittelbau aus feinern Würzelchen, Erde und Rasen; und die Mulde, welche 25 cm Breite und 12 bis 14 cm Tiefe hat, ist mit Bast, Moos, Flechten, Gras, Schafwolle u. dgl. warm ausgefüttert. In diesem findet man frühzeitig, schon Ende des Februar oder Anfang des März, in Island zu Ende des März, 4 bis 5, selten 6 Eier, welche auf grünlichem Grunde grau, hell- und dunkelbraun gefleckt und verhältnismäßig größer als die seiner Verwandten sind. Maße der Eier: 52 + 33 mm. Die Brütezeit ist 21 Tage. Die Jungen werden mit Insekten, Regenwürmern, Fischen, jungen Vögeln, kleineren Säugetieren, Eiern, Aas und anderem dergleichen gefüttert. Will man sie ausnehmen, so hat dies Anfang des April zu geschehen, bevor sie ganz flügge sind. Die Alten sind sehr besorgt für ihre Brut und ungestört bleiben die Jungen bis Ende des Mai im Horste, fliegen endlich aus, und halten sich noch lange Zeit in der Nähe desselben auf; dann aber geht es mit den Eltern auf die Futterplätze, wo sie sich allmählich selbst ernähren lernen und bis zum Herbst selbständig werden. Ist dies aber der Fall, so hat es mit dem Familienleben auch ein Ende, und sie werden nun von den Alten unnachsichtlich aus dem Reviere gejagt, worein sich die Jungen fügen und ein neues Heim gründen müssen. In der Nähe ihres Nestplatzes dulden sie keine andern Raben, am allerwenigsten Saatraben. Außer der Brütezeit sind sie jedoch etwas verträglicher, als während derselben.

Von den andern Rabenarten unterscheidet sich dieser schon von weitem durch seine beträcht-

lichere Größe, seinen schwimmenden raubvogelartigen Flug und seinen runden Schwanz; er fliegt leicht und unternimmt oft bloß zum Vergnügen größere Luftreisen; wenn er eilen will, beschleunigt er den Flug durch kräftige Flügelschläge, fällt auch zuweilen — im Gefühl seiner Flugkraft aus reiner Spielerei — einige Meter tief herab, um wieder zur vorigen Höhe aufzusteigen. Bei schönem, warmem Wetter sieht man oft ein Pärchen, in Schneckenkreisen schwebend, sich beinahe ohne Flügelschlag emporschwingen, und so lange himmelwärts drehen, bis sie dem Auge entschwinden. Er ist ein kluger, schlauer, über alle Maßen vorsichtiger Vogel; dabei zänkisch und bissig; mit andern Raben hält er keine Gemeinschaft, und kommt im Winter bei uns weder in Dörfer noch in Städte. Aber auch die Rabenkrähen hassen ihren großen Verwandten sehr und stoßen nach ihm wie nach einem Bussard oder Habicht. Wenn er nach einem Aase fliegt, so läßt er sich nicht eher nieder, als bis er die Gegend ein paarmal umkreist und ausgekundschaftet hat, ob für ihn genügende Sicherheit vorhanden sei. Die Bussarde fällt er unerschrocken an, und zaust sie tüchtig bei den Aesern herum, wenn sie seine Autorität nicht anerkennen wollen. Mit allen Raubvögeln bindet er fliegend an, denn er ist ein ebenso mutiger als kräftiger Vogel. Er hat einen gravitätischen, schrittweisen Gang, kann aber auch schnelle und weite Sprünge thun. — Ihr Geschrei klingt rauh und tief „krak krak krak“, und in einem höhern Tone „kruk kruk“, auch vernimmt man noch andere Modulationen dieser Töne. An schönen Frühlingstagen, wo Männchen und Weibchen in der Höhe kreisen, hört man ein sonores „klong klong“. Von dem Geschrei der kleinern Raben unterscheiden sich diese Stimmen sehr, weil der Ton tiefer, stärker und abgebrochener ist. Ein rauhes Gekrakel stellt seinen Gesang vor.

Seine Nahrung besteht in Hasen, Wald-, Rebhühnern, Mäusen, Hamstern, Zieseln, Maulwürfen, Käfern, Larven, Insekten, Regenwürmern, lebenden und toten Fischen, Fröschen, Muscheln, Schnecken, jungem Geflügel, Vogeleiern und besonders aus Aas. Sein scharfes Gesicht läßt es ihn in weiter Ferne entdecken; das gefallene Wildbret findet er im tiefsten Dickichte, wobei ihn natürlich sein feiner Geruchsinn leitet. Er frißt auch Obst, und im Winter durchstört er alle Mist- und Kothaufen. Die kleineren Tiere ergreift er mit dem Schnabel, die größern, wie ein Raubvogel, mit den Klauen. In Island ist er, nach Olafson, in Menge vorhanden, sucht im Winter sein Futter zwischen Hunden und Katzen auf den Höfen, geht im Sommer am Meeresufer den Fischen nach, hackt im Frühjahr die neugeborenen Lämmer tot, verjagt die Eidergänse vom Nest und säuft ihre Eier aus. Er folgt in kleinern Scharen dem Adler und sucht Ueberbleibsel seiner Beute zu erschnappen. Kranke oder alte Kolkraben, oder junge aus dem Nest gefallene verzehren sie ebenfalls. Auf dem freien weiten Felde ist nichts vor ihm sicher, was er fangen und überwältigen kann, besonders während der Zeit, wo er Junge hat. Auf Feldhühner und Hasen stößt er wie ein Raubvogel. In nördlichen Ländern lebt er meist von angeschwemmten Aesern und Seetieren, welche am Strand liegen, von Eiern und jungen Vögeln der Flügeltaucher und Enten. In südlichen Ländern soll er auch stark an Baum- und Feldfrüchte gehen. — Verfasser sah einst in den Stuttgarter „Anlagen“ einen aufgezogenen Kolkraben am Ufer des runden Sees laufen, auf dem Wassergeflügel unterhalten wird. Eine daselbst ruhende Bisamente, größer als der Rabe, erhob sich gemächlich, um dem gravitätisch einherschreitenden Vogel auszuweichen; plötzlich faßt der Rabe den Schwanz der Ente mit dem Schnabel, von dem er höchstens einen cm erwischte. Nun begann ein eigentümliches Ringen, ein Hin- und Herzerren; die Ente zog aus Leibeskräften nach dem Wasser, der Rabe ebenso zurück aufs Land. Ich mußte über diese beiden hin- und herzerrenden Vogelgestalten unwillkürlich lachen. Das dauerte aber nicht lange und die Sache wurde ernst. Mit blitzartiger Geschwindigkeit rückte der Rabe mit dem Schnabel an dem erfaßten Schwanze vor, kam der Ente näher, griff mit einem Fange in ihren Rücken, während er sich mit dem andern im Grase festhielt, und begann nun mit mörderischen Hieben auf den Körper, besonders auf den Kopf des Opfers zu hacken. Jetzt sprang ich hinzu und befreite dadurch die Bisamente, die nicht viel kleiner als eine Hausgans war, vor einem sichern Tode.

Jung aufgezogen läßt er sich zum Sprechen abrichten, wovon man viele Beispiele zu erzählen weiß. Zu diesem Zweck sagt man ihm in deutlicher Aussprache und täglicher vielfacher Wiederholung monatelang einige Wörter vor, bis er sie deutlich nachspricht. Ihre tiefe Baßstimme eignet sich gut zum Aussprechen menschlicher Worte. Sie werden sehr zahm, laufen auf dem Hofe umher, folgen ihrem Herrn aufs Feld nach, lauern auf Mäuse, und verteidigen sich gegen Hunde und Katzen, oder greifen sie aus freien Stücken mit derben Schnabelhieben an und schlagen sie in die Flucht. Daß sie auch größeres und kleineres Geflügel anfallen, wo sie es erwischen können, und töten, ist schon erwähnt; auch hat man sich vor ihren kräftigen und schmerzhaften Schnabelhieben sehr in acht zu nehmen, besonders das Gesicht, da sie gefährlich verletzen können. Da sie glänzende und nichtglänzende Dinge wegstehlen und verstecken, so

haben sie schon manchmal auf unschuldige Personen einen Verdacht gewälzt, was sich jeder Vogelfreund, welcher rabenartige Vögel erzieht und laufen läßt, merken möge. Die Fütterung der Jungen findet man beim Gemeinen Raben. Sie baden gerne, das muß man aber im Käfig nicht zugeben, weil durch die starke Nässung das Holz fault und übelriechend wird. Zu diesem Zweck läßt man die badelustigen Vögel heraus und stellt ein Badgeschirr auf, wo sie dann nach Genüge baden können, ohne ihren Käfig zu beschmutzen. — Sie sollen ein Alter von mehr als 50 Jahren erreichen, wie man es schon an Gezähmten bemerkt haben will.

Zu fangen und zu schießen sind diese klugen und überaus mißtrauischen Vögel sehr schwer. Auf die Luderhütte muß man sich vor Tagesanbruch begeben, damit man von den Raben nicht bemerkt wird. Gehen aber vier Personen hinein und später wieder drei heraus, so wird der Rabe irre, indem er der Meinung ist, es seien alle abgegangen, und nähert sich der Hütte. Jäger nehmen an, der Vogel könne sich nur drei Personen merken und übersehe die vierte. Auf der Krähenhütte, wo sie den Uhu mit einem dumpfen „korr korr“ umkreisen, thut man wohl, sogleich zu schießen, weil ihre Vorsicht größer ist, als ihr Haß gegen den Uhu und sie sich nicht immer auf die Hackbäume setzen. Lebendig kann man sie nur dann bekommen, wenn man sie aus dem Neste holt.

Obgleich sie durch Vertilgen von Mäusen, Insekten und Larven nützen, so ist doch der Schaden, den diese räuberischen Vögel verursachen, beträchtlicher; daher werden die Fänge derselben dem Jäger für Geld eingelöst. Er überfällt nicht nur junge oder kranke Hasen, wie man früher annahm, sondern nach den Erfahrungen, die man gemacht, auch alte gesunde Hasen, auf welche er eifrig Jagd macht. Wird er allein nicht Meister, so ruft er Kameraden zu Hilfe herbei. Graf Wodzicki erzählt uns: „Im Jahre 1851 sah ich 3 Raben, 2 auf dem Boden, den dritten in der Luft. Ein Hase sprang auf und lief, was er laufen konnte. Alle Raben verfolgten ihn laut krächzend und stießen wie Raubvögel bis auf die Erde herab. Der Hase setzte sich einmal, lief darauf weiter, setzte sich zum zweitenmal und duckte sich endlich zu Boden. Sofort stürzte der eine Rabe sich auf das Opfer, schlug die Krallen in des Hasen Rücken und hieb auf dessen Kopf los. Der andere Rabe kam zu Hilfe und der dritte versuchte, den Bauch aufzureißen. Obgleich ich schnell aus dem Schlitten sprang und eiligst auf den Hasen zulief, kam derselbe doch nur noch halb lebendig in meine Hände.“

Sechste Ordnung: **Raubvögel**, Raptatores.

Die Raubvögel sind sofort an dem stark gekrümmten Schnabel, an den mit großen Krallen bewehrten starken Füßen, sowie an den großen, scharfen, meist lebhaft gefärbten Augen zu erkennen. Der ganze Typus zeugt von Kraft, Mut und Schnelligkeit. Der Leib ist kräftig, gedrungen, breitbrüstig; der Kopf vollkommen, groß, wohlgerundet; der Hals kurz, die Flügel sind lang, starkschwingig und bekunden gute Flieger.

Der Schnabel ist stark aber kurz, der Oberkiefer sehr gebogen und abwärts gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, derselbe breiter als der untere Kiefer, welchen er umschließt; der Rand beider Schneiden scharf, häufig noch durch einen Zahnausschnitt verschärft, welcher meistens da angebracht ist, wo sich der Unter- in den Oberkiefer spitzewärts einfügt. Auch am Unterkiefer ist bei verschiedenen Arten ein solcher Zahnausschnitt angebracht, und dann dem Zahn des Oberkiefers gegenüber. Wo sich ein solcher Zahn nicht befindet, ist die Schneide des Oberkiefers scharf (scherenartig) übergreifend. An der Wurzel des Schnabels befindet sich eine, meist lebhaft gefärbte Wachshaut, die in der Regel nackt ist, und nur ausnahmsweise — z. B. beim Bartgeier und bei den Eulen — von Federn bedeckt ist. Das Nasenloch öffnet sich in der Wachshaut, ist verschieden geformt: rund oder kurzoval, länglichoval oder birnförmig, gekrümmt, schlitzförmig u. s. w. und kann zuweilen als Kennzeichen bei sich ähnlich sehenden Arten dienen, es ist deshalb seine Form und Lage in der Wachshaut zu beachten. Die starken Füße sind ein charakteristisches Merkmal und kennzeichnen unter allen Umständen den Raubvogel sofort durch starke Zehen und mehr noch durch die daran befindlichen großen, gekrümmten Krallen, welche sie mit unglaublicher Kraft bis auf die Fußsohlen einschlagen können, wo durch angebrachte Warzen eine Vorrichtung getroffen ist, daß sie sich durch den heftigen Einschlag der nadelspitzen Krallen nicht selbst verletzen. Ein Tier, das einmal in den eingeschlagenen Krallen eines Raubvogels — gleichwie in einer Angel — hängt, kommt selten mehr mit dem Leben davon, auch wenn es der Räuber, durch irgend einen schreckhaften Umstand veranlaßt, wieder fahren läßt. Nicht selten aber hat der Raubvogel nicht einmal mehr die Fertigkeit, die eingeschlagenen Krallen aus dem Körper des erbeuteten Tieres zu lösen, sondern ist dann genötigt, dasselbe aus den Klauen förmlich herauszufressen. Es sind dies furchtbare Waffen, und bei der Stärke, welche alle Raubvögel in ihren Fängen

besitzen, genügt oft ein Griff in den Körper des erjagten Opfers, dasselbe augenblicklich zu töten. Es ist das ihre eigentliche Mordwaffe; mit dem Schnabel wird nur wenig nachgeholfen, er dient beim Fressen mehr zum Zerreißen des Beutetieres. Wenn Habichte oder Sperber im Fluge jagen und ihre Beute überholt haben, so schlagen sie ihre Fänge seitwärts in den Leib des Opfers, wodurch meistens der Kropf oder Hals aufgerissen wird. Junge, noch nicht geübte Raubvögel, welche ihre eingeholte Beute von hinten schlagen, müssen nicht selten mit dem ausgerissenen Schwanz vorlieb nehmen, während der schwanzlose Vogel sich noch retten kann. Wunden, von Raubvogelkrallen geschlagen, heilen schwer und dürfen nicht vernachlässigt werden. Dies merke sich jeder Jagdfreund, Wärter oder Liebhaber, welcher mit wilden Raubvögeln zu schaffen hat. — Die Füße sind — soweit nicht befiedert — getäfelt, geschuppt oder genetzt, nach hinten meist feiner; die Krallenglieder geschildet, aber sehr verschieden. Von den vier Zehen ist stets eine nach hinten gerichtet, die mittlere und äußere durch eine kleine Spannhaut etwas verbunden; wo diese Spannhaut fehlt, wie bei dem Flußadler und bei den Eulen, ist die äußere Zehe nach hinten wendbar. Die hintere Kralle ist gewöhnlich die stärkste; dieser gleich die innere Vorderkralle, dann kommt die mittlere und zuletzt die äußere. Die Hinterzehe entspricht dem Daumen, wird als Nr. 1 gezählt, dann folgt Nr. 2 die innere, Nr. 3 die mittlere, Nr. 4 die äußere Vorderzehe samt Kralle. Die Krallen selbst sind oben rund, unten meistens hohl und haben seitliche Schneiden oder Längskanten, besonders an der Mittelkralle. Doch gibt es auch hierin verschiedene Abweichungen, die bei einigen Arten berührt werden, wo diese auf die Lebensweise von Belang sind. Die Flügel sind beträchtlich groß, die Zahl der Schwingen ziemlich regelmäßig: 10 Handschwingen, 12, 13 bis 16 Armschwingen. Der Afterflügel hat 3—4 kurze feste Federchen. Der Schwanz besteht fast immer aus 12 Federn, nur bei einigen Arten aus 14. Die Befiederung ist unterschiedlich; bei den Falken ist sie knapp, die Konturen je nach Größe verschieden; die Eulen haben ein sehr weiches, duniges, dichtes Gefieder. Dunen, in Form von Staubdunen finden sich bei Geiern und andern Tagraubvögeln; bei ersteren in besonders ersichtlicher Form auf dem Halse; Federn fehlen zuweilen an einzelnen Stellen des Kopfes. Bei vielen Arten reicht die Schenkelbefiederung über den ganzen Lauf bis zu den Zehen hinab und bildet hier die sogenannten „Hosen". Die Färbung ist eine ziemlich einfache, wenigstens bei unsern deutschen Arten, aber die Zusammenstellung der Farben eine sehr fein in die Augen fallende und besonders noch durch feine Quer- oder Längszeichnungen, sowie durch lebhafte Wachshaut-, Augen- und Fußfärbung gehoben. Nur die Eulen haben meistens eine düstere Färbung, doch gibt es auch hier wiederum sehr fein gezeichnete Arten.

Die Größe wechselt sehr bedeutend, bei den größten erreicht sie die eines Truthahns und darüber, bei den kleinsten nicht mehr als die einer Amsel oder gar noch weniger. Aber ganz merkwürdig ist es, daß die Weibchen ihre Männchen stets bedeutend an Größe übertreffen, auch an Stärke und Mut, aber gewöhnlich weniger schön im Gefieder sind. Also in ersterem Punkt das gerade Gegenteil der Hühner. Das Gesicht ist vorzüglich entwickelt, ebenso auch das Gehör; bei den Geiern nimmt man einen sehr feinen Geruchssinn an. Sie sind auch geistig gut entwickelt, das beweist ihre Fähigkeit, daß man sie zur Jagd auf Vögel und anderes Wild abrichten kann. Was aber ihre Stimme anbelangt, so kann man sie nicht zu den Tonkünstlern rechnen, denn diese umfaßt nur wenige Schreilaute, ein Kickern, ein katzenähnliches Miauen oder sonstige nicht besonders angenehme Töne, welche beiden Geschlechtern eigen sind.

Sie bewohnen die ganze Erde, die kältesten und die wärmsten Zonen. In den Höhen, wo dem Menschen wegen der Dünne der Luft das Blut aus Nase und Ohren dringt, fliegen die Raubvögel mit derselben Leichtigkeit, wie in den tiefsten Luftschichten. Auf dem — über 20 000 Fuß hohen — Chimborasso sah Humboldt, der denselben im Jahre 1807 bis auf 19 300 Fuß erstiegen hatte, die Kondore noch in so bedeutender Höhe über sich schweben, daß sie wie kleine Punkte erschienen. Eine Viertelstunde später waren dieselben Vögel am Meeresufer, so daß sie in dieser kurzen Zeit die Temperaturdifferenz von ca. 40 Graden R. durchmachten. Die meisten gehören dem Walde an, meiden aber weder das hohe öde Gebirge, noch die baumlose Steppe, noch auch wasserreiche, selbst sumpfige Gegenden oder freie Felder. Doch ist ihr Aufenthalt meistens so gewählt, daß sie nicht allzuweit nach ihren beutespendenden Plätzen zu fliegen brauchen und in möglichster Sicherheit ausruhen und horsten können. — Ihre Nahrung besteht meistens in dem Fleisch selbstgefangener Tiere, sowohl der Haartiere als der Vögel, der Reptilien, Amphibien, Fische, Insekten; bei vielen — insbesondere bei Geiern — aus Aas und noch andern Auswurfstoffen. Unverdauliche Stoffe, wie Haare, Federn, Knöchelchen von Zähnen und Klauen, ballen sich zu Klumpen und werden von Zeit zu Zeit, gewöhnlich alle 24 Stunden (auch früher), heraufgewürgt und ausgespieen. Man nennt diese Butzen „das Gewölle". Die andern Stoffe — Muskelfleisch, Sehnen, Knochen — werden durch den scharfen Magensaft zu Brei aufgelöst. Die eigentlichen Aasfresser, die Geier, speien kein Gewölle aus. Der Kot ist eine dünnflüssige,

kalkige Masse und wird weithin ausgespritzt, meist nach hinten, zuweilen aber auch — sonderbar genug — zwischen den Beinen durch nach vorn. Sie können sehr viel auf einmal fressen, aber auch sehr lange hungern.

Die Raubvögel brüten nur einmal im Jahre im Frühling, manche sehr frühzeitig. Die Horste stehen meist auf Bäumen, doch auch auf Felsvorsprüngen oder in Höhlen steiler Wandungen, in Ruinen, in Mauerlöchern alter hoher Gebäude, in Ermanglung anderer Gelegenheiten selbst auf dem platten Boden, kaum gedeckt durch einiges Buschwerk, auf der Unterlage eines Reisighaufens. Es sind meistens große Gebilde aus Reisern, die gröbsten Prügel als Unterlage, nach oben immer feinere, zuletzt mit weichern Stoffen und Laubreisern zu einer flachen Mulde verarbeitet, in der die Eier liegen. Am Bau beteiligen sich beide Geschlechter, am Brüten aber zumeist die Weibchen. Viele Vögel haben den merkwürdigen Brauch, ihre Horste mit zarten, frischen Reisern, von Fichten, Birken, Buchen u. a. zu belegen, nicht nur während der Brutzeit, sondern auch für die Dunenjungen. Es ist dies nicht bloße Spielerei, sondern trägt zu dem Gedeihen der Jungen, d. h. Reinhaltung des Horstes bei. Viele Raubvögel ziehen es aber vor, schon bestehende Horste zu benützen; in Güte, wenn es herrenlose sind, mit Gewalt, wenn sie einen Herrn haben, der sie nicht freiwillig abtreten will. Sie führen oft so lange Fehden um einen solchen Horst, daß sie bequem einen frischen bauen könnten. — Interessant sind die schönen Flugspiele dieser besten aller Flieger, welche sie in der Nähe des Horstplatzes oder hoch über demselben ausführen. „Prachtvolle Flugübungen, wahre Reigen in hoher Luft“ — sagt A. Brehm — „sind die Liebesbeweise der großen Mehrzahl; eigentümliche, gellende oder auch sehr zärtliche Laute bekunden ihre Aufregung; Eifersucht spielt auch unter den Raubvögeln eine Rolle.“ Jeder Eindringling ins Nestrevier wird angegriffen und womöglich verjagt. Pfeilschnelle Wendungen, ebenso gewandte Angriffe, glänzende Abwehr, mutiges, gegenseitiges Verfolgen und ebenso mutiges Standhalten kennzeichnen derartige Kämpfe. Wenn sich die kräftigen Raufer packen, geschieht es immer gegenseitig, sie verkrallen sich in einander und stürzen nun wirbelnd aus der Höhe herab. Unten angekommen wird der Kampf augenblicklich abgebrochen. Aber so wie sie sich wieder in die Luft erheben, beginnt der Kampf von neuem und dauert so lange fort, bis der schwächere Teil sich über die Grenze des Nestgebiets zurückzieht. Diese Zweikämpfe gewähren dem Beobachter, welcher für das Leben der Tiere offenen Sinn hat, einen eigenartigen Genuß.

Die Eier sind rundlich, rauhschalig und von verschiedener Färbung, auf lichtem Grunde mit lehmbräunlicher Färbung, wie bei den einzelnen Arten beschrieben. Auch bei den Raubvögeln lösen die Männchen in den Mittagsstunden ihre Weibchen ab, bei verschiedenen Arten wenigstens ist es bestimmte Thatsache, bei allen aber noch nicht sicher anzugeben. Dagegen beteiligen sich die Männchen beim Füttern der Jungen ohne Ausnahme. Nach etwa 3 bis 5 Wochen Brütezeit schlüpfen die Jungen aus, kleine runde Wesen mit dicken Köpfen, welche in weißwollige warme Dunen eingekleidet sind und von denen die meisten Arten auch bald nach dem Ausschlüpfen mit großen hellen Augen in die Welt blicken, denn Kopf samt Augen sind von Anfang kräftig entwickelt, während die Füße längere Zeit zu kräftiger Entwickelung brauchen. Oken rechnet sie zu den Nesthockern; die Jungen werden aber nicht geätzt wie Singvögel, sondern die Alten würgen den Fleischbrei vor die kleinen Dunenjungen, und zwar anfänglich in, später vor den Schnabel und nach kurzer Zeit greifen diese selbst nach den zerstückelten Portionen; wenn sie älter sind, erhalten sie die Beutetiere ganz und frisch, welche sie nun mit den Fängen ergreifen, in Stücke zerreißen und verschlingen, so gut es geht; anfänglich wohl ungeschickt, späterhin aber mit einer Meisterschaft, die einem Trancheur zur Ehre gereichen könnte. Kleine Tiere verschlingen sie auch wohl ohne viel Umstände — ganz. Auf Habichthorsten hat man, als Vorrat, schon über ein Dutzend erbeuteter Tiere, meistens Vögel, gefunden. Sie wachsen ziemlich rasch heran, bekommen auf der Oberseite bald Federn, zuletzt am Kopfe und unten, müssen aber sehr lange im Neste unterhalten werden, bis sie zum Ausfliegen kommen, werden auch nach diesem noch lange von den Eltern verpflegt und späterhin angeleitet, selbst ihre Beute zu erwerben, was oft bis zum Spätjahr dauern kann. Wenn die Jungen aber selbständig geworden, lösen sich gewöhnlich die Familienbande auf, die Jungen werden aus dem elterlichen Revier verjagt und müssen sich ein anderes Heim suchen. Die Vertriebenen führen nun mehrere Jahre ein unstetes Wanderleben, streifen des Unterhaltes wegen durch weite Länderstrecken, bis sie sich endlich einen Gatten und auch ein neues Heim erworben haben. Alle Raubvögel lieben ihre Brut ungemein, verteidigen ihren Horst aufs heftigste gegen ebenbürtige Feinde und selbst dem Menschen gegenüber beweisen manche eine staunenswerte Kühnheit. Nicht aber bei den Adlern ist diese Kühnheit zu suchen, wie wohl erwartet wird, sondern mehr bei den kleinen Raubvögeln, besonders bei den Eulen, wie aus ihrer Naturgeschichte zu ersehen ist. — Sie mausern jährlich nur einmal vom Juni an, die Mauser geht aber langsam von statten.

Viele Raubvögel wandern im Spätjahr in südlichere Gegenden, andere — und gerade die,

welche den hohen Norden bewohnen — begleiten ihre Beutetiere nur so weit diese streichen. Auf solchen Wanderungen kommen zuweilen größere Schwärme zusammen, was man sonst bei den vereinzelt lebenden Raubvögeln nicht gewöhnt ist. Diese Gesellschaften lösen sich aber gegen Frühjahr allmählich wieder auf, denn sie kehren nur noch paarweise in ihre Brutreviere zurück.

In Gefangenschaft sind die jungen Raubvögel — besonders die Dunenjungen — mehr oder weniger leicht zu unterhalten und werden namentlich die letzteren (d. h. Dunenjunge) sehr anhänglich an ihren Futterherrn. Je edler, d. h. je raubgewandter die Arten sind, desto feineres Muskelfleisch bedürfen ihre Jungen zur Aetzung; je unedler, d. h. je allgemeiner und anspruchsloser die Alten bei Wahl ihrer Futterstoffe, desto leichter sind auch ihre Jungen zu erziehen. Uebrigens findet der geneigte Leser über spezielle Pflege derselben das Nähere bei den betreffenden Arten. In enger Gefangenschaft sind alle verdrossene, langweilige und, möchte ich beifügen, bedauernswerte Geschöpfe, denn ihnen fehlt das Herrlichste, was ihnen der Schöpfer verliehen, die Freiheit des weiten unbegrenzten Fluges durch die Räume des Himmels und der Erde. Trotzdem gibt es Arten, die sich viele Jahrzehnte erhalten lassen. Aber zum Brüten in Gefangenschaft versteht sich kein Raubvogel. Buffon sagt: „Er zeugt keine Sklaven!"

Linné hatte in seinem ersten systematischen Verzeichnis, 1735, das in seiner spätern Entwickelung so hochbedeutend für die Naturwissenschaften werden sollte, für die Raubvögel nur drei Familien mit 15 Arten, worunter — wohlgemerkt — Psittacus den Anfang macht. Im Jahre 1748 sind für dieselben verzeichnet: Strix, Falco, Psittacus. In seinem bedeutendsten Werke, von 1758, ist die Einteilung: Geier, Vultur, mit 6 Arten; Falk, Falco, mit 26 Arten; Eule, Strix, mit 11 Arten; Würger, Lanius, mit 10 Arten, zusammen 53 Arten. Die Papageien sind nicht mehr bei den Raubvögeln. In seinem Schlußwerke, von 1766, sind die Arten vermehrt: 8 Geier, 32 Falken, 12 Eulen, 26 Würger, zusammen 78 Arten. — Im Jahre 1874 (also 108 Jahre später) zählt der Engländer Dr. R. B. Sharpe, Verfasser eines sehr geschätzten systematischen Werkes der Neuzeit, unter dem Titel: „Catalogue of the Birds in the British Museum, London 1874", an Tagraubvögeln — ohne Eulen und Würger — die bedeutende Zahl von 356 Arten für die ganze Erde auf, welche folgenderweise eingeteilt sind: Geier, Vulturinae, *Bonaparte* 1838, 10 Gruppen mit 25 Arten; — Geierfalken, Polyborinae, *Lafresnay* 1839, 4 Gruppen mit 13 Arten; — Habichtartige, Accipitrinae, *Swainson* 1837, 10 Gruppen mit 88 Arten; — Bussardartige, Buteoninae, *Sws.* 1837, 12 Gruppen mit 51 Arten; — Adlerartige, Aquilinae, *Sws.* 1837, 31 Gruppen mit 96 Arten; — Falkenartige, Falconinae, *Sws.* 1837, 11 Gruppen mit 80 Arten; — Fischadler, Pandiones, *Sharpe* 1874, 2 Gruppen mit 3 Arten.

Für unsere deutschen Raubvögel, welche — einschließlich der Eulen — nur 50 Arten enthalten, genügen 13 Familien mit ihren Gruppen vollständig. Wir trennen sie in zwei Abteilungen, wovon die Tagraubvögel 12 Familien mit 37 Arten und 15 Gruppen, unsere Nachtraubvögel nur eine einzige Familie mit 13 Arten und 4 Gruppen enthalten.

I. Abteilung. Tagraubvögel, Accipitres, *Vieill.* 1807.

Die Augen seitlich, gewimpert, von nackten oder wolligen Augenkreisen umgeben; über, unter und hinter den Augen die Bedeckung wie auf dem übrigen Kopf nach hinten gerichtet, vor denselben die Zügel von einem strahlenden Haarstern unvollständig bekleidet, oder von schuppenförmigen Federchen bedeckt; die Innenzehe ohne Nagel kürzer oder so lang als die äußere; die Nasenlöcher in der Wachshaut geöffnet. — 12 Familien.

Erste Familie: Geier, Vultur, *Linné* 1758.

Will. et Ray 1676; *Klein* 1750; *Möhr* 1752; *Briss.* 1760; — Aegypius, *et Gyps.*, *Sav.* 1809; — Otogyps, *Gray* 1844; — Pseudogyps, *Sharpe* 1873.

Der Kopf und Vorderhals ist entweder nackt oder nur mit Dunenfederchen und Federstrahlen bedeckt, stellenweise ganz kahl, sieht deshalb auch etwas klein aus; der Hals mit einer Krause, welche vorn meist nicht ganz schließt; der Schnabel mindestens so lang als der Kopf, stark, gerade, höher als breit, nach der Spitze sehr gekrümmt, mit scharfen Schneiden, aber ohne Zahn, und einer großen Wachshaut, welche gut ein Vierteil oder mehr einnimmt und durch eine Einschnürung scharf vom harten Spitzenteil des Schnabels absetzt; am Gaumen befinden sich, nach Reichenow, einige Höcker, welche offenbar beim Zerreißen der Nahrung als Zähne dienen; Nasenlöcher nahe an der Schnabelwurzel, länglich; Füße stark, der Lauf bis zur Hälfte herab befiedert, sonst genetzt; der Schenkel mit langen Federn, welche Hosen bilden. Die Zehen sind ver-

schieden von denen der Falken. Die Mittelzehe ist lang und stark; die äußere ziemlich schwach und viel kürzer; die innere und hintere noch kürzer; die Krallen kurz, wenig gebogen und stumpf, so daß sie — den Mordwaffen der Falken gegenüber — viel weniger Bedeutung haben. Doch können sie immerhin noch sehr bedeutende Wunden damit schlagen und sind keine zu verachtenden Gegner. Zwischen den Zehen sind Spannhäute. Der Flügel ist ungemein groß und breit; meist die 4. Schwinge die längste; der Schwanz steif, 14fedrig, mit sehr langen Deckfedern. Das Gefieder besteht aus großen, langen und breiten Federn. — Die Geier brauchen 4 bis 5 Jahre, bis das Gefieder ausgefärbt ist, die Verschiedenheit zwischen Jung und Alt ist aber, Neophron ausgenommen, nicht sehr auffällig; dagegen ändert die Form des Gefieders. Der weiße Kopfflaum nimmt allmählich ab und macht einer fast borstenartigen Bedeckung Platz; die Halskrausen, anfangs schmale flatternde Federn, werden später kürzer, breiter, wolliger. — Die Geier bewohnen alle Erdteile mit Ausnahme Australiens; doch sind die Arten, welche Amerika bewohnen, die Neuweltsgeier, durch einige Kennzeichen verschieden; das auffälligste daran sind die großen, eiförmigen, durchgehenden (durchsichtigen) Nasenlöcher, welche durch keine Scheidewand getrennt sind. — Sie halten sich in Gebirgen oder felsigen Gegenden auf, viele auch in Waldungen, von wo aus sie weite Ländereien absuchen, um Beute zu erwerben, die aus dem Aas aller Tiere, besonders der Haartiere, aber auch aus menschlichen Abgängen besteht. Zur Auffindung verendeter Tiere dient ihr scharfes Auge sowohl als ihr feiner Geruch, denn sie finden weit entfernte tote Tiere auch wenn sie bedeckt sind oder im Gebüsche liegen, also nicht gesehen, sondern nur gerochen werden können. Im Jahre 1877 fielen im Felbertauergebiet bei Salzburg 200 Rinder, die nur leicht bedeckt wurden. Bald erschien der Weißkopfgeier, dessen Wohngebiet wohl kaum näher als in Slavonien anzunehmen sein dürfte. — Nur im Notfall greifen sie auch lebende Tiere an. In warmen Ländern, wo es nur selten an Stoffen fehlt, um ihren Hunger zu stillen, werden sie als Straßenreiniger und Totengräber willig geduldet, sogar als nützliche Tiere geschätzt und erleiden keine Verfolgung. Näheres über ihre Lebensweise wolle man beim Weißkopfgeier nachlesen. Wenn sie Gelegenheit finden, sich an einem Aas voll zu kröpfen, so können sie das Unglaubliche leisten und überladen sich manchmal so, daß ihnen der letzte Bissen im Schlunde stecken bleibt oder gar im Schnabel ansteht. In diesem Zustande sind sie, kaum im stande aufzufliegen, auch wirklich schon überrascht worden, wo sie gar nicht fähig waren, aufzufliegen und so ergriffen oder erlegt werden konnten. Dagegen können sie aber auch wieder wochenlang Hunger leiden. Sie trinken viel und baden oft. Letzteres ist auch, sagt A. Brehm, keinem Vogel nötiger als ihnen; denn wenn sie von ihrer Mahlzeit aufstehen, starren sie von Schmutz und Unrat; zumal die langhälsigen Geier sind oft über und über blutig und schmierig vom Aas.

R. B. Sharpe verzeichnet in seinem Katalog 25 Arten, wovon hier beschrieben sind: drei Arten in drei Gruppen.

1. Gruppe: **Schmutzgeier,** Neophron, *Sav.* 1809.

Cathartes, *Jll.* 1811; — Percnopterus, *Rafin.* 1815; — Necrosyrtes, *Glog.* 1842; — Gypiscus, *Sundev.* 1873. — Schnabel der Firste nach von Kopfeslänge, schlank gestreckt; die Wachshaut nimmt mehr als die Hälfte des Schnabels ein; Nasenlöcher längsliegend, parallel dem Kieferrande; Kopf und Gurgel mit kurzen, büschelig gruppierten Haarfederchen unvollkommen bekleidet, der übrige Hinterhals mit langen, zugespitzten Federn bedeckt; Schwanz keilförmig; die 3. Schwinge die längste, die 1. länger als die 6.; Lauf nicht befiedert, sondern grob genetzt, Zehen beschildet, die Sohlen feinwarzig. Von 4 Arten hier 1 Art.

Der Schmutzgeier. Vultur percnopterus, *Linné.*

Taf. 20, Fig. 3.

Aasvogel, Kot-, Malteser-, Egyptischer Geier, Rachum. — Percnopterus, et Gypaëtos, *Gesn.* und andere alte Autoren; — Vultur sacer aegyptius, *Belon.* — Falco percnopterus, *L.* 1748; — V. montanus aegyptius, *Hasselquist* 1751; — V. percnopterus, *L.* 1758—66; *Gm.*; — V. leucocephalus. *Briss.*; *Gm*; *Lath.*: — V. stercorarius, *Lapeyr.* 1793; — V. albus, et ginginianus, *Daud.* 1800; — Neophron percnopterus, *Sav.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchn.* 1884; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; *v. Ries.* 1889; — V. meleagris, *Pall.* 1811; — Cathartes percnopterus, *Jll.* 1811; *Temm.* 1820; *Naum.* 1822, 1860; *Br.* 1831; *Glog.* 1834.

Kennzeichen: Der Schnabel schwach und sehr in die Länge gezogen; Gesicht und Kehle nackt; der Nagel der Mittelzehe lang und wenig gekrümmt, der der Hinterzehe groß und sehr krumm; die Schwingen braunschwarz, die der 2. und 3. Ordnung an der Endhälfte der Außen-

fahne lichtgrau. Beim alten Vogel ist die Hauptfarbe weiß; beim jungen Vogel dieselbe dunkelbraun.

Länge 64,5 cm, Flugbreite 150 cm, Schwanzlänge 21,5 cm, Schnabellänge 7 cm, Höhe des Laufs 8,3 cm. Größe eines Haushahns.

Beschreibung. Die Abbildung des alten Vogels genügt. — Das Weibchen ist am Kopfe blässer. — Die Jungen sind sehr von den Alten verschieden; Schnabel, Kopfhaut und Füße dunkler und schmutziger; das Gefieder schmutzig dunkelbraun; im Nacken, auf den Flügeldeck- und Rückenfedern mit hellen Spitzen.

Ein naher Verwandter ist der Kappengeier, Vultur pileatus, *Burchell* 1825; ihn zeichnet die wollige Kappe auf dem Hinterkopf und Hinterhals aus; seine Färbung ist erdbräunlich, am Kopf heller. Er bewohnt Mittel-Afrika vom Senegal bis Abessinien, südwärts bis zum Kap, aber nicht Nord-Afrika. Für die Völker jener heißen Länder ist er durch die Beseitigung aller verwesenden Stoffe sehr nützlich, wird deshalb überall gern gesehen und benimmt sich wie ein halbes Haustier.

Afrika ist als das eigentliche Vaterland des Schmutzgeiers zu betrachten, denn er findet sich vom Norden bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung; doch auch in Syrien, Palästina, Arabien, ostwärts bis Nord-Indien und in die Himalayaländer, ferner in der Türkei, in Griechenland; seltener in Ungarn, in der Walachei, Unteritalien, noch seltener in Oberitalien, von wo er sich bisweilen in die Schweiz begibt, und in der Nähe des Genfersees hat er in felsigem Geklüfte schon einigemal gebrütet. In Spanien ist er Brutvogel, in Südfrankreich Besuchsvogel; am häufigsten aber wohl im Süden der Balkan-Halbinsel. — Er meidet die Waldungen, besonders größere, ruht sich nicht einmal gern auf Bäumen aus und gibt Gebirgsgegenden den Vorzug; wählt trockene Steppen mehr als fruchtbares Land, besucht gern die Seeküsten, und wenn er Ebenen wählt, so müssen solche wenigstens Felsenschluchten mit steilen Wänden und Ueberhängen in der Nähe haben, in denen er Ruhe halten kann. Gern folgt er den Karawanen, welche durch die Wüste ziehen, wo er gleich die Abgänge von Menschen und Tieren, sowie jedes verendete Tier verzehrt.

Der Horst steht gewöhnlich auf schmalen Felsenabsätzen oder in Höhlen, meist an unzugänglichen Stellen, wo sie gern gemeinschaftlich neben einander brüten. In Egypten benutzt er, nach Heuglin, die Pyramiden zur Anlage seines Horstes; in Indien, außer Felsen und Klippen, Pagoden, Moscheen, große Gebäude, Grabmonumente, nur selten aber Bäume. Ein beliebter Brüteplatz ist, nach Alléon, in der Stadt Konstantinopel, und zwar das Türkenviertel, wo der nützliche Vogel geschätzt und geschützt ist, während er das Fremdenviertel meidet. Dort brütet er auf Cypressen und Moscheen, und Alléon schätzt die Anzahl der jährlich ausgebrüteten Jungen auf 1000 Stück. Das Gelege enthält in der Regel zwei längliche Eier, welche auf gelblichweißem Grunde rotbraun gefleckt und marmoriert, einzelne auch mit blutschwarzen Flecken und Streifen bezeichnet sind. Die Länge derselben beträgt 7 cm, die Breite 5 cm.

In ganz Afrika ist der Schmutzgeier ein zutraulicher Vogel, weil er, wie bemerkt, als nützliches Tier, das viele tierische Abfallstoffe und Aas verzehrt, nicht belästigt oder verfolgt wird. In Gegenden, wo dies nicht der Fall, ist er scheu und vorsichtig. Im Gehen hat er viel Aehnlichkeit mit unserm Kolkraben, ist häufig in Bewegung und gebraucht seine Schwingen oft stundenlang nur des Spiels halber. Sein Flug ist schwimmend fast ohne Flügelschlag; will er größere Entfernungen durchfliegen, so rudert er mit fünf bis sieben gemessenen Schlägen und streicht dann eine weite Strecke dahin, wobei der Hals lang ausgestreckt wird, sodaß er einem Storch nicht unähnlich sieht. Nach einer reichlichen Mahlzeit sitzt er oft lange Zeit auf einer und derselben Stelle in träumerische Ruhe versunken, bis ihn wieder Nahrungsgeschäfte weiter treiben. Im Süden und in Nubien sieht man sie oft in großen Gesellschaften prächtige Flugübungen ausführen, auch gemeinschaftlich auf Nahrung ausgehen, wobei sie sich stets friedfertig betragen.

Weil er in den heißen Ländern die bald in Fäulnis übergehenden Küchenabfälle, so wie auch alles Aas, selbst und sogar mit Vorliebe Menschenkot verzehrt und dabei manches Ungeziefer vertilgt, z. B. Ratten, Mäuse, Eidechsen und andere Kriechtiere, so stand er schon bei den alten Egyptern in großem Ansehen und genießt noch jetzt bei den Muhamedanern so viel Rücksicht, daß man ihn überall duldet und ihm nichts Böses zufügt.

2. Gruppe: **Gänsegeier,** Gyps, *Sav.* 1808.

Ein langer, gänseartiger Hals von gleichmäßiger Stärke, welcher samt dem länglichen Kopf mit flaumartigen Borsten bedeckt ist, kennzeichnet diese Gruppe, welche große Arten enthält. Der Schnabel kürzer, als die Mittelzehe ohne Nagel; der Lauf vorn an $^1/_3$ befiedert, hinten nackt, so weit nicht befiedert, netzförmig geschuppt, Zehen oben geschildet, wie beim Kuttengeier, der

Schwanz 14fedrig; um den Grund des Halses bilden verlängerte Federn einen Kragen, über welchem der Hals und Kopf, wie bemerkt, gleichmäßig wollig bedeckt ist; um die Ohren kein ausgezeichneter Kreis von aufgerichteten Federn; keine Augenbrauen; Achselfedern nicht vorgestreckt, ziemlich von der Gestalt der übrigen Federn der Unterseite. — Von 8 Arten hier 3 Arten.

Der Weißkopf-Geier. Vultur fulvus, *Gmelin.*

Taf. 20, Fig. 1.

Gänsegeier, Gelbrötlicher, Fahlgelber, Fahler Geier, Alpen-, Erdgeier. — V. fulvus, *Will. et Ray*; *Briss.*; *Gm.* 1788 ex *Briss.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; *K. & Bl.* 1840; *v. Ries.* 1889; — V. leucocephalus, *Gm.* 1788 ex *Briss.*; *Bechst.* 1805; — V. vulgaris, *Sav.* 1809; — V. persicus, *Pall.* 1811; — V. albicollis, *Linderm.* 1843; — Gyps fulvus, *Gray.* 1844; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — V. fulvus occidentalis, et orientalis, *Schl.* 1844, 1862.

Kennzeichen. Kopf und Hals mit kurzem, weißem Flaum bedeckt, nackte Stellen an Kopf und Hals bleiblau; an der Halswurzel ein Büschel schmaler, zugespitzter, weißlicher Federn; das übrige Gefieder bis auf die schwarzen Schwing- und Schwanzfedern, vom blassen Rotgelb bis zum düstern rötlichen Graubraun, mit hellern Federschäften; die Füße bläulich.

Länge 11 dcm, Flugbreite 2,6 m, Schwanzlänge 33 cm, Schnabellänge 9 cm, Höhe des Laufs 10,7 cm. Ein großer Vogel, nicht viel kleiner als der Kuttengeier.

Beschreibung. Siehe die Abbildung. — Die Weibchen sind meist bedeutend größer als die Männchen, diese aber meist heller gefärbt. Im Jugendkleid ist an der untern Halswurzel ein Federbüschel, das Gefieder ist schmal, sehr schlank zugespitzt und flatternd, während das Gefieder der Alten eine kurze, zerschlissene und haarartige Krause bildet. Die Färbung desselben ist meist rostfarbig. — Dieser Geier ändert in Größe und Färbung bedeutend ab, denn man trifft ihn bald rötlich-, hell- oder dunkelbraun, braungrau, weißgrau, wobei teils Klima, teils Alter einzuwirken scheint.

Nahestehende Arten sind: Der Sperbergeier, Vultur Rüppelli, *Bp.* 1850, dunkelgraubraun, die Federn geziert mit weißlichen Säumen, wodurch das Kleid buntscheckig wird. Auge silbergrau; Schnabel an der Wurzel gelb, spitzewärts, bleifarbig, Wachshaut schwarz; Fuß dunkel, bleigrau. Heimat: Mittel-Afrika. — Der Fahlgeier, Vultur Kolbi, *Daudin* 1800; ebenfalls dem Gänsegeier ähnlich, mit fahlgrauem Gefieder und vollständig schwarzgrauem Schnabel. Heimat: Süd-Afrika.

Unter den in Europa vorkommenden Geiern ist der Gänsegeier der am meisten und weitesten verbreitete. Er bewohnt die Länder ums Mittelländische Meer, verbreitet sich ostwärts durch Asien bis in die Himalaja-Länder; er ist häufig in ganz Nord-Afrika; in unserem Erdteil in Spanien, Sardinien, Sizilien, aber nur spärlich in Italien; um so häufiger in den südöstlichen Ländern Europas und Klein-Asiens, samt Egypten, Nubien und Abessinien. Von Griechenland und der Türkei, wo er ein allgemein bekannter Vogel ist, siedelt er sich in Bulgarien, in der Dobrudscha, in der Walachei, in Bosnien, in Siebenbürgen, in Süd-Ungarn, in Kärnten und Krain an, und bei der großen Flugfähigkeit dieser Vögel kommt einer und der andere zuweilen auch noch weiter nordwärts bis in die deutschen Staaten. — Diese Geier scheinen vorzugsweise Felsenbewohner zu sein, deshalb trifft man sie häufig in der Nähe von Gebirgen, welche steile Felswände haben. Felswände, die der Ebene nahe liegen, wohl gar bis ans Meer reichen, lieben sie mehr als solche, welche sich in den höchsten Regionen der Gebirge verlieren. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, daß sie in Gegenden, wo es an passenden Felswandungen fehlt, auch mit hohen Bäumen vorlieb nehmen und selbst auf denselben horsten. Als nördlichster, aber auch seltenster Brutplatz dürften zuweilen, nach A. Brehm, die Salzburger Alpen zu betrachten sein. Der Horst steht auf hohen, steilen, schwer zugänglichen Felsen und meist in einer Höhle, sodaß er von oben gegen Regen geschützt ist, und besteht aus einer Lage von spärlich zusammengetragenen Reisern und Pflanzen. Er enthält gewöhnlich von der Mitte des Februar an nur ein großes, 8,3 cm langes, 6 cm breites, sehr rauhschaliges, fast runzeliges, schmutzig grünlichweißes Ei. Rötlich gefleckte kommen nur selten vor. Die Brutzeit beträgt nach Dr. Krüper gegen 5 Wochen. Wenn die Brutplätze günstig sind, findet man immer mehrere Horste in einer Entfernung von 100—200 Schritten beisammen; klatscht man stark mit den Händen, oder feuert eine Pistole ab, so treten die Geier aus ihren Bruthöhlen heraus, sehen sich einige Zeit aufmerksam um, und kehren dann wieder auf ihre Nester zurück, wenn man sich gut verborgen hält. Dadurch entdeckt der Eiersammler ihre Nisthöhlen. Nur selten findet man den Horst auf Bäumen.

A. Brehm schreibt in der Naumannia, 2. Bd. S. 47: „Um die großen Geier zu schießen, legt man ein Aas in der Nähe einer Hütte oder eines Erdwalles aus, bei denen man sich verstecken oder anschleichen kann. Es ist für den Jäger ein eigener Genuß, das tolle Treiben dieser gefräßigen Vögel beobachten zu können. Bei der Auffindung des Aases scheint es mehr der Gesichts- als der Geruchssinn, wohl aber beides im Verein, zu sein, welcher sie leitet, denn sie

erscheinen auch auf frischgefallenen Tieren, welche noch keine Spur von Fäulnis zeigen. Ein weiter Kreis, den die Geier in einer unserem Auge unbemerkbaren Höhe durchstreifen, wird abgesucht, und erst dann, wenn einer von ihnen etwas aufgefunden zu haben vermeint, läßt er sich schraubenförmig herab, um den Gegenstand näher zu betrachten. Wäre es bloß der Geruch, der sie bei der Aufsuchung des Aases leitete, so könnte der Geier auch nur Aas finden, welches unter dem Winde läge; dies ist aber nicht der Fall, und man sieht sie von jeder beliebigen Richtung zum Aase kommen. Sobald sie einen Familienverwandten, einen Raben oder auch einen Marabu in der Nähe eines Kadavers sitzen sehen, so ziehen alle zu gleicher Zeit von den verschiedenartigsten Seiten zu demselben. In kurzer Zeit fallen öfters 20 bis 30 Geier auf, von deren Vorhandensein man vorher gar keine Ahnung hatte. Ein Punkt, den das Auge am klaren blauen Horizont kaum auffindet, fällt schief herab und wird zu einem Geier.

„Die Gier dieser Vögel," sagt Brehm, „ist merkwürdig. Mit wagrecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanze, schlappenden und ausgebreiteten Flügeln geht es in mächtigen Sätzen auf das Aas zu, bei welchem ein Gewimmel, Streiten, Zanken und Arbeiten entsteht, welches gar nicht zu schildern ist. Beständig kommen neue hinzu, und der herannahende Jäger stört diese nicht im geringsten, da sie ihre Verwandten auf dem nahen Aase noch ruhig sitzen sehen. Beim Verzehren eines Aases reißen sie zunächst ein rundes Loch in die Bauchwand, strecken den Kopf und den Hals tief hinein, und fressen aus dieser garstigen Schüssel, was sie erhaschen können, dann erst werden die langen Eingeweide herausgezerrt, stückweise abgerissen und verschlungen. Kopf und Hals sind dann mit Blut und Schleim überkleistert, so daß die Gänsegeier einen abscheulichen Anblick gewähren. Keinem Vogel ist deshalb das Baden nötiger als diesem. Hunde, welche sich bei einem solchen Schmaus ebenfalls einfinden, wagen sich nicht in die Nähe der großen, scharfhauenden Geier, nur der Marabustorch, welcher sich ebenfalls beim Aas einstellt, teilt mit seinem Keilschnabel nach rechts und links solche wuchtige Schläge aus, daß er sich unter allen Umständen seinen Anteil sichert. Der Ohrengeier, Vultur auricularis, *Daudin* 1800, streckt beim Niederlassen schon in bedeutender Höhe die Füße lang von sich; die Weißkopfgeier kommen im leichtesten, zierlichsten, falkenähnlichen Fluge herab, wozu sie ihre scheinbare Schwerfälligkeit gar nicht zu befähigen scheint. Die Schwerfälligkeit der Geier ist in der That nur scheinbar, ein paar senkrechte Sprünge genügen dem Vogel, um auffliegen zu können, und äußerst selten gelingt es, wenn vier Schüsse aus zwei schnell gewechselten Doppelgewehren auf die erst sitzende, später fliegende Gesellschaft abgefeuert wurden, noch ein drittes Gewehr zur Hand zu nehmen, sie sind dann bereits außer Schußweite. Hierzu gehört indes keine gar große Entfernung, denn die Geier sind ganz außerordentlich schwer tot zu schießen. In der Regel werden sie durch einen derartigen Ueberfall — der ihnen immer nur von den unersättlichen europäischen Naturaliensammlern droht, nie von Eingebornen — so geschreckt, daß sie sich nach den Schüssen unweit des Aases erst wieder hinsetzen, die Sache ordentlich ansehen und dann die Flucht fortsetzen. — Die Verwundeten suchen sich natürlich auch zu entfernen; sie sind bei ihrer Lebenszähigkeit imstande, stark verwundet noch mehrere 100 Schritte weit zu fliegen, dann fallen sie meist tot aus der Luft herunter. Die Flügellahmen fangen an zu laufen und zwar so schnell, daß ein Mensch sich anstrengen muß, um ihnen nachzukommen; bei Annäherung desselben stellen sie sich pfauchend zur Wehre, und es erfordert große Vorsicht, ihren Schnabelhieben auszuweichen. Gefaßt, bedienen sie sich auch der immerhin starken Krallen, und wissen sie sehr empfindlich zu brauchen. Alle Verwundete brechen die eben gefressene Speise von sich. — Beim Herabsteigen zu dem Aase hört man den Geiern manchmal einen dem Turmfalken ähnlichen zwitschernden Ton; beim Aase selbst ein leises, heiseres Kreischen, nie aber eine laute, durchdringende Stimme."

„Der Flug der Geier ist eher ein Schweben zu nennen, als ein Fliegen. Lange Zeit bemerkt man keinen Flügelschlag, und dennoch bewegt sich der Vogel mit ziemlicher Schnelligkeit ohne irgend eine Anstrengung nach jeder beliebigen Richtung. In der Regel fliegen sie in einer so großen Höhe, daß das Auge sie nicht wahrnehmen kann; einer zieht dem andern nach. Sie stürzen sich schon aus großer Höhe auf das Aas herab, und halten sich, obgleich alle Geier mit einander fressen, mehr oder weniger mit ihren Arten zusammen. Die Araber, von denen sie gefürchtet sind, weil sie schlafende oder ermattete Menschen in der Steppe töten und verzehren sollen, schreiben ihrer Leber Heilkräfte zu. Den abscheulichen Aasgeruch der Geier bezeichnen sie mit dem Namen Moschus; die Vögel selbst heißen Nissr, die Neophronen Rachme. Ohne sie, die nützlichsten aller Raubvögel der heißen Zone, würde die Atmosphäre Chartums (in Aegypten) nicht auszuhalten sein, denn die Unreinlichkeit der Bewohner kennt keine Grenzen, so daß jeden Morgen die Neophronen vollkommen Beschäftigung und reichliche Nahrung selbst in den öderen Straßen der Stadt finden; denn der Schmutzgeier scheint außer dem gewöhnlichen Aas, wie schon oben bemerkt, den Menschenkot allem andern vorzuziehen und füttert auch seine Jungen damit. In den Straßen Kairos laufen jetzt keine solche Vögel mehr herum, wie früher der Fall war."

Es ist eine Ausnahme, daß ein derartiger alter Geier in Gefangenschaft wirklich zahm wird. Immer bleibt er tückisch und scheu; deshalb hat sich auch der Wärter vor seinen kräftigen Schnabelhieben zu schützen, die stets nach dem Gesicht gerichtet sind. Beim Angriff auf einen Gegner drückt er den Kopf nieder, wie etwa eine zürnende Gans, schreitet dann pfauchend auf den Gegenstand seines Grimmes los, schnellt den Schnabel blitzschnell zum Hiebe vor, und wo er die Haut erwischt, gibt es Blut. Dagegen wird ein jung auferzogener Geier recht anhänglich und gemütlich gegen seinen Futterherrn und seine Umgebung und kann selbst an Aus- und Einflug gewöhnt werden. An Gezähmten machte man die Bemerkung, daß sie frisches Fleisch dem stinkenden vorzogen, daß sie unter den Eingeweiden Herz und Leber am liebsten fraßen und gerne Knochen benagten. Tote Vögel gingen sie nur dann an, wenn man eine Stelle kahl rupfte. Gewölle sah man sie nie auswerfen. Frisches Wasser trinken sie gern und viel und baden recht gern, weshalb man dazu Gelegenheit geben muß.

3. Gruppe: **Kuttengeier**, Vultur, *Briss.* 1760.

Starke, große Vögel, der Leib kräftiger, der Hals kürzer, der Kopf größer, mit stärkerem, höherem Schnabel als bei der vorhergehenden Gruppe. Der Schnabel länger als die Mittelzehe ohne Nagel; die Läufe oben rings befiedert, vorn bis über die Hälfte, außen in einem schmalen Streif bis auf $^4/_5$ der Länge, das Nackte genetzt und geschildet wie beim Gänsegeier; der Schwanz 12federig; rings um den Hals ein nach dem Nacken zu aufsteigender Federkragen, über welchem der Hals nackt ist; die wollige Bedeckung des Oberkopfes spitz auf dem Genick auslaufend, von diesem gesondert dicke Augenbrauen aus Haarfedern gebildet; um das Ohr steife, Haarbüscheln ähnliche Federchen aufgerichtet; lange vorgestreckte, locker angeordnete Achselfedern beschatten seitlich den Kropf. — Von etwa 4 Arten hier 1 Art:

Der Kuttengeier. Vultur monachus, *Linné.*

Taf. 20, Fig. 2.

Mönchsgeier, Großer, Brauner, Grauer*) Geier. — V. griseus, *Alb. Magnus;* — V. cinereus, *Ray.; Briss.; Gm. ex Briss.* 1788; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.*; *Naum.* 1822; *Glog.*; *Br.* 1831, 1855; *v. Ries.* 1889; — V. monachus, *L.* 1766 *ex Edwards; Gm.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — V. arrianus, et niger, *Daud.* 1880; — Gyps cinereus, *Sav.* 1809; — *K. & Blas.* 1840. *) Dieser Geier ist doch mehr braun als grau, deshalb „cinereus" nicht zutreffend gewählt.

Der größte Vogel unseres Erdteils, größer als der Steinadler, aber nicht so wehrhaft, wie dieser.

Kennzeichen. Der Hals über die Hälfte ganz nackt, bläulich; die zwischen den Halsfedern hervorstehenden Dunen bilden, bei eingezogenem und dadurch verstecktem kahlem Teile des Halses vorn einen herzförmigen Kragen, der einen dunkler befiederten dreieckigen Fleck einschließt; an jeder Schulter steht ein beweglicher Federbusch; der Schwanz reicht über die Flügel hinaus; die Fußwurzeln sind über die Hälfte herab befiedert, der kahle Teil schmutzig fleischfarben; die Halskrause von gelösten, breiten, abgerundeten Federn gebildet.

Länge 115 cm, Flügelbreite 2,6 m, Schwanzlänge 40 cm, Schnabellänge (über den Bogen) 11,3 cm, Höhe der Läufe 13 cm, wovon 9,5 cm befiedert sind.

Beschreibung. Die Abbildung des alten Vogels genügt. — Jung mit dünnem Flaum an den sonst nackten Stellen, und mit hellern Federsäumen an den größern Federn.

Der Kuttengeier bewohnt die Mittelmeerländer fast in gleicher Verbreitung wie der Gänsegeier; Asien noch weiterhin nach Osten, denn er kommt noch in China vor; dagegen in Nord-Afrika nur die Atlasländer und einen Teil der Westküste, während er in Egypten nur selten vorkommt. In unserem Erdteil bewohnt er die ebenen und gebirgigen Waldungen Süd-Europas; in Spanien sparsamer, als der Gänsegeier; ferner in Sardinien; Griechenland sparsam; häufig die Donauniederungen bis in die Dobrudscha hinein; ebenso häufig das angrenzende Bulgarien und die Walachei, Serbien, Bosnien, Syrmien, Slavonien, Kroatien. Weiterhin nach Norden kann er nur noch als seltener Brutvogel verzeichnet werden. In Klein-Asien ist er häufig; ebenso im südlichen Ural; in Persien wieder selten. Wie andere Geier macht auch dieser ungeheure Streifzüge, um Beute zu erlangen und so kommt er auch zuweilen nach Deutschland. Haben sich doch einst einige dieser Geier bis nach Holstein verstrichen.

In der Fruska Gora, einer fruchtbaren Gebirgslandschaft in Syrmien (Süd-Ungarn), ausgezeichnet durch herrliche Wein- und Obstgärten, auf den Höhen der etwa 2 bis 3000 Fuß hohen Berge mit urwüchsigen Waldbäumen, aus riesenhaften Buchen, Eichen, Linden und sonstigen Laubhölzern bestanden — wurden gelegentlich eines Jagdausfluges des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, wozu auch A. Brehm und E. v. Homeyer geladen waren, 6 bis 8 Horste des Kuttengeiers besucht. Die Horste standen nur auf Bäumen, meist auf alten Eichen, Buchen oder Linden der dichtesten Bestände, immer aber so angelegt, daß der Brutvogel freien Abflug hatte. In der Regel hatte der Geier die stärkern obern Wipfel solcher Bäume gewählt, welche dürre Zacken in die Luft streckten, die dem Männchen zum Ruhesitze dienten. Der Horst ist so groß, daß man den Brutvogel nicht sehen kann. Der Durchmesser beträgt etwa $1^1/_2$ m Breite bei 75 cm Höhe, und besteht aus ziemlich starken Knüppeln, die mit dünnerem Gezweige ausgefüttert werden, worauf die flache Nestmulde aus zartern Reisern liegt. In dieser findet man im Februar oder auch erst im März nur ein einziges dickschaliges weißes Ei. Zwei Eier sind sehr selten. Die Maße sind 85 + 68 mm. Das Junge, anfangs mit weißwolligem Flaum bedeckt, bedarf wohl 3 Monate, bis es flugfähig und allmählich selbständig wird. Wo Steinadler und Kuttengeier beisammen nisten, zeigt sich zwischen diesen gewaltigen Vögeln eine ausgesprochene Feindschaft, die oft in grimmen Kampf ausartet, welchem aber jederzeit der letztere, bedrängt durch die scharfen Klauen des Adlers, entfliehen muß. Ein von Kronprinz Rudolf beobachteter Kampf ist in Cab. J. 1879 S. 23 und in dessen „Ornithol. Beobachtungen" S. 6—8 ausführlich geschildert.

Der Kuttengeier ist um seine Brut viel besorgter, als jeder Adler, deshalb beim Horste nicht schwierig zu erlegen. Männchen und Weibchen wechseln im Brutgeschäft ab. Der Horst wird, wenn keine Störung vorfällt, lange Zeit alljährlich benützt. — In waldarmen Gegenden, wo es an Bäumen fehlt, weiß sich auch dieser Geier in die Verhältnisse zu schicken und nistet auf Felsenabsätze, welche von oben geschützt sind, oder auch in Höhlen; es soll dies aber selten sein. Auf Felsen ruht er aber gern in den Nachmittagsstunden aus. Sein Flug ist schön und schwebend, oft in einer Höhe, daß er dem Auge verschwindet. Das Benehmen des Kuttengeiers ist edler und gemessener als beim Gänsegeier, und auch im Flug sollen diese beiden Vögel zu unterscheiden sein. Das Flugbild, sagt A. Brehm, unterscheidet sich von dem des Gänsegeiers durch die verhältnismäßig breitern und etwas mehr zugespitzten Flügel und den etwas längern Schwanz, andererseits auch dadurch, daß die Spitzen der Fittige ein wenig nach oben gebogen, vom Gänsegeier dagegen gerade getragen werden. Diese Unterschiede sind aber nicht immer in die Augen fallend.

Dieser Geier ist einer der größten Vögel, die in Deutschland vorkommen, und übertrifft noch den Seeadler. Er hat einen kürzern stärkern Hals, kräftigern Körper, einen mehr adlerartigen Schnabel und breitere Flügel, als der Gänsegeier, das Gefieder ist dichter und weicher; auch ist er überall, etwa Ungarn abgerechnet, seltener als dieser. — Er nährt sich vom Aas aller Tiere, sowohl vom frischen als vom faulenden, besonders von dem der Haartiere, deren Felle er mitverzehrt, und wird somit für die heißen Länder, wie alle Geier, sehr wohlthätig, indem er die Luft verpestende Aeser aufzehrt. Durch die besondere Einrichtung seines Schnabels, welcher scharfe Schneiden hat und vorn nach dem Haken zu fein gerieft und mit einem kleinen Knöpfchen versehen ist, wird er in den Stand gesetzt, das Fleisch sehr rein von den Knochen abzunagen, selbst wenn es schon fest vertrocknet ist. Der Kuttengeier soll auch lebende Tiere angreifen und töten, wie A. Brehm aus Beispielen nachweist. Selbst junge Ziegen und Hasen werden von ihm angegriffen; außerdem Ziesel, Eidechsen, Schildkröten. Heuglin schlich in Griechenland einer Gesellschaft von ca. 8 Kuttengeiern nahe und fand zu seinem Erstaunen, daß sie mit dem Fressen von ziemlich großen Landschildkröten beschäftigt waren. Wenn dieser Geier Haartiere frißt, speit er auch Gewölle aus, was bei den reinen Aasfressern nicht geschieht. E. Hodeck bezweifelt aber sehr das Angreifen kranker Schafe, was er — der viele Geier im Freileben zu beobachten Gelegenheit hatte — nie erlebt hat. (Wien. Mittl. 1887 Nr. 4.) Hat er sich recht vollgefressen, wird er so unbehilflich, daß er mit den Händen ergriffen oder totgeschlagen werden kann. In der Gefangenschaft ist er, auch alt eingefangen, weniger bösartig, als der Vorige, doch ist immerhin bei einem Vogel, der so kräftig beißen kann, Vorsicht geboten. Der jung auferzogene Kuttengeier aber wird ebenso zahm und anhänglich an seinen Futterherrn, ist aber stets gemessener und zurückhaltender, als sein ganskköpfiger Vetter. Das Fleisch der Säugetiere zieht er vor, doch frißt er auch Vögel, während er Fische selbst bei größtem Hunger nicht berührt. Tote Katzen und Eingeweidefleisch sind ihm Leckerbissen. Wasser ist ihm Bedürfnis zum Trinken und Baden.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Zweite Familie: Bartgeier, Gypaëtus, *Storr* 1780.

Gyptus, *Dumeril* 1806; — Phene, *Sav.* 1809.

Von den eigentlichen Geiern weicht diese Familie schon bedeutend ab, ähnelt ihnen bloß durch die verhältnismäßig schwachen Krallen und die außerordentliche Verdauungskraft. Adlerähnlich ist ihre Fuß- und Halsbefiederung; edelfalkenartig ihre schöne, schlanke und kräftige Gestalt. — Der Kopf ist vollständig befiedert, mit auffallend flacher, sogar etwas vertiefter Stirn; die Wachshaut — seitlich stark gewölbt — trägt wie die ganze Schnabelwurzel Dunen und nach vorn gerichtete Federstrahlen, die sich besonders am Kinn zu einem nach vorn oder abwärts gerichteten auffallenden Knebelbart verlängern, der aus steifen Borsten besteht; Schnabel sehr gestreckt, groß und stark, sehr zusammengedrückt; der Oberkiefer nach der Spitze starkhakig gekrümmt und vor dieser etwas aufgeschwungen, daher hier höher als in der vertieften Mitte. (Diese eigentümliche Schnabelform wiederholt sich bei dem Fregattvogel.) Der Rachen ist sehr weit gespalten; die Nasenlöcher in der Wachshaut liegend; die Wachshaut aber von den erwähnten Borstenhaaren vollständig verdeckt; die Füße sind kurz, im Verhältnis zur Größe des Vogels eben nicht stark zu nennen; die Mittelzehe etwas lang, mit der äußern durch eine Spannhaut verbunden, die Hinterzehe die stärkste; die Krallen weder sehr groß noch auch scharf gespitzt; die Schenkel mit langen Hosen, die Läufe bis dicht an die Zehen befiedert, hinten in einem schmalen Längsstreifen nackt. Die Zehen sind oben geschuppt, nach den Krallen beschildet, an den Sohlen rauhwarzig. Der Flügel sehr lang, aber nicht breit, sehr zugespitzt, die großen Schwingen am Ende schmal; die 2. oder 3. Schwinge am längsten; der Schwanz lang, stufenförmig aus 12 breiten Federn bestehend. Das Gefieder liegt etwas knapp an, ist unten weich und gerundet, verlängert sich an den Hosen bedeutend, so daß die Fußwurzeln davon bedeckt werden.

In anatomischer Beziehung ist folgendes zu bemerken: Der Hals hat 13, der Rücken 8 und der Schwanz 7 Wirbel; das Brustbein ist groß; die Armknochen stark, ebenso die Schulterknochen; die Schlüsselbeine kräftig; die Beinknochen dagegen schwach; der Schädel ist oben flach und schmal, unten hingegen breit, die Schädelhöhle klein, die Kiefer biegsam. Die Speiseröhre ist sehr weit und faltig; Schlund und Magen bilden einen einzigen Sack, doch sind Speiseröhre, Kropf und der eigentliche Magen durch kleine Wülste geschieden. Der Magenschlauch ist faltig und dehnbar, innerlich mit vielen Drüsen besetzt, welche einen scharfen, übelriechenden Saft absondern. Die Brustmuskeln sind stark entwickelt. Das Auge ist schön, und die Augenhaut bildet einen breiten wulstigen Ring um die Regenbogenhaut, welcher prachtvoll rot gefärbt ist. Die Nasenhöhle ist groß und weit, die Riechmuscheln lang und doppelt gewunden. Die Zunge ist breit, vorn gerundet, hinten am Rande gezahnt und gelappt. — Zu dieser Familie rechnet man 2 — übrigens sich sehr nahestehende — Arten.

Der Bartgeier. Gypaëtus barbatus, *Linné*.

Taf. 20, Fig. 4.

Geieradler, Bartadler, Bartfalk, Lämmer-, Gemsen-, Jochgeier, Weißkopf, Grimmer. — Gypaëtos, alte Aut.; — Vultur aureus, *Gesn.*; *Aldr.*; — V. barbatus, *Edwards*; *L.* 1758—66; *Bechst.* 1791; — Falco magnus, *Sam. Gm.* 1774; — Gypaëtus grandis, *Storr* „Alpenreise“ 1780; — Gyp. barbatus, *Storr* 1784; *Cuv.* 1800; *Steinmüller* 1809; *Naum.* 1822; *Glog.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; — V. barbarus, et Falco barbatus, *Gm.* 1788; — G. aureus, alpinus, et castaneus, *Daud.* 1800; — V. leucocephalus, Alt, et melanocephalus, Jung, *M. & W.* 1810; — G. hemalachanus, *Hutt.* 1838; — G. altaicus, *Gebler* 1840; — G. barbarus occidentalis, *Schl.* 1844; — G. orientalis, *Blyth.* 1863.

Dieser seltene Raubvogel, welcher am Schluß des vorigen Jahrhunderts noch zur Schweizer Ornis gezählt werden konnte, steht nach neuesten Berichten allda jetzt auf dem Aussterbeetat.

Kennzeichen. Wachshaut, Nasenlöcher und Schnabelwurzel mit starren borstigen Federn bedeckt; am Kinn ein vorwärts gerichteter Borstenbart; die Schäfte der Flügel- und Schwanzfedern von außen weiß; die Füße graublau.

Länge 108 cm, Flügelbreite 2,35 m, Flügel 80,5 cm, Schwanz 51,5, Lauf 9,5 cm, Schnabel (über den Bogen) 10,7 cm, Mittelzehe samt Kralle 10,3 cm, Hinterzehe samt Kralle 9 cm, äußere Zehe samt Kralle 7 cm, Hinterkralle nur 5 cm. Dies sind Mittelmaße; für die Männchen etwas kleiner, für die Weibchen etwas größer zu rechnen.

Beschreibung. Die gute Abbildung des alten Vogels genügt. — Der Schnabel ist sehr gestreckt, in der Mitte etwas satteltief, vorn mit einem großen, bogenförmigen Haken endigend, von Farbe bräunlich horngrau;

das schöne Auge hat eine silberweiße Iris, welche von einem feuerfarbenen Ringe umgeben ist; die Füße sind behost, bis auf die Zehen kurz befiedert: letztere graublau. Das Weibchen unterscheidet sich durch eine etwas ansehnlichere Größe und blässere Farbe. — Der jüngere Vogel ist ganz anders gefärbt, als der alte Vogel. Er ist im ganzen dunkler und einfarbiger. Kopf und Hals sind schwarzbraun; Brust, Seite und Bauch hell rostbraun, hin und wieder mit undeutlichen weißbräunlichen Flecken; alle obern Teile sind dunkelbraun, am Hinterhals, den Schultern und Flügeldeckfedern mit lichtblauen Flecken und Kanten; zwischen den Schultern sind mehrere Federn mit Schaft- und weißen Spitzflecken; Schwingen und Schwanz wie bei den Alten, in der Mitte aber mehr braun als grau.

Eine sehr nahestehende Art (vielleicht Rasse) ist: der Nacktfuß-Bartgeier, Gypaetus ossifragus, *Sav.* 1809; G. nudipes, *Br.* 1840; G. meridionalis, *K.* u. *Bl.* 1840. — An demselben ist vorn nur $^1/_4$ der Fußlänge, hinten etwas über die Hälfte nackt; die 2. Schwinge am längsten; die 1. gleich der 4. und auf der Unterseite ganz schwarz; unter dem Auge nach dem Ohre hin wollige weiße Federchen, die am Unterkiefer gar nicht, am Oberkiefer nur mit wenigen schwarzen Borstenfedern gemischt sind. Heimat: Die Gebirge Nord- und Süd-Afrikas.

Der Bartgeier bewohnt die Hochgebirge Süd-Europas, Nord-Afrikas und Asiens, von Spanien bis Peking. In unserem Erdteile die Pyrenäen und andere Gebirgszüge Spaniens ziemlich häufig; ebenso die Gebirge Sardiniens; sehr selten die Apenninen; noch viel seltener auch die Graubündener Alpen, Tessin, Bern und Wallis in der Schweiz*); in den süddeutschen und österreichischen Alpen ist er ausgerottet. Weiter ostwärts bewohnt er noch die Siebenbürger Alpen, die Karpathen; sehr selten Dalmatien; minder selten ist er auf dem Transsylvan, Balkan, auf den höhern Gebirgszügen Bosniens einschließlich der Herzegowina, der Türkei und Griechenlands; etwas häufiger findet man ihn auf dem Kaukasus. In Asien bewohnt er die klein- und mittelasiatischen Gebirgszüge, den Himalaja, den Tianschan, den Sajan, die Daurischen Alpen und die Gebirgszüge westlich von Peking. In Afrika den Atlas, die Gebirgszüge längs des Roten Meeres, auch die auf der asiatischen Seite in Arabien; in Abessinien die Gebirge von Simehn, wo Heuglin in sieben Tagen acht Stücke erhielt und ebensoviel angeschossene verloren gingen. Doch muß hier bemerkt werden, daß diese südlichen Bartgeier zu der nacktfüßigen Rasse gehören.

Seinen Horst legt der Geieradler, wie viele andere Raubvögel, an kahlen, steilen Felswandungen im Gebirge an, meistens so, daß er entweder gar nicht, oder nur mit großer Gefahr zu erreichen ist, und es kann als Ausnahme gelten, wenn einmal ein solcher Horst leichter bestiegen werden kann. Derselbe steht in breiten Felsritzen, Höhlen oder auch auf Vorsprüngen, welche aber von oben immer durch überhängendes Gestein vor den Unbilden des Wetters und vor den Sonnenstrahlen geschützt sind; er ist sehr groß und hoch geschichtet, etwa $1^1/_2$ m breit, 1 m hoch, mit einer Nestmulde von 60 cm Durchmesser und 12 cm Tiefe, und besteht aus einem großen Haufen von Prügeln, Aesten, Zweigen, Reisern, obenauf die feinsten, und die Mulde ist mit feinen Wurzeln, Haidekraut, Gras, Bast und Tierhaaren sehr weich belegt, sehr sauber gebaut und so geräumig, daß Alte und Junge bequem Platz darin finden. Schon früh im Jahre, je nach den Verhältnissen der Temperatur: in Griechenland im Januar, im Kaukasus im Februar oder März, legt das Weibchen oft nur ein einziges Ei, noch häufiger aber 2 Eier, welche rundlichoval, grobkörnig, etwas größer als die der Hausgans sind, und auf trübweißem Grunde mit schmutzig bläulichroten Schalenflecken und schmutzig braunroten, manchmal hellbraunroten Zeichnungsflecken mehr oder weniger bedeckt sind. Innerlich scheinen sie gelblich durch. Die Eier aus den Gebirgen von Spanien messen $9+6^1/_2$ cm. Schätzt man die Brutzeit auf 1 Monat, so stimmt damit die Angabe, daß man in Spanien und Nord-Afrika im März, spätestens im April die Jungen bemerkt. Gewöhnlich bemerkt man aber nur ein Junges, denn das Vorkommen zweier Jungen ist, nach Dr. Girtanner, nur ein seltenes, da in der Regel ein Ei nicht befruchtet ist. Frisches und anrüchiges Fleisch, Knochen, Schildkröten u. a. werden den Jungen von den Alten in den Klauen zugetragen und zerstückelt vorgelegt. Sie bleiben so lange im warmen Neste, bis sie völlig erwachsen und flugfähig sind. Die Ausflugzeit fällt in die Mitte des Juli. Wenn man aber einen Horst der Eier oder Jungen beraubt, so halten sich die Alten in sehr gemessener Entfernung, verteidigen nicht ihre Brut und lassen höchstens ein klagendes

*) Die Schweiz betreffend, verdient hier bemerkt zu werden, daß im Jahr 1887 Ende Februar ein großer alter Vogel dieser sehr selten gewordenen Art im Wallis vergiftet aufgefunden wurde. Er hatte von einem vergifteten Fuchse gefressen, wurde schon ca. 25 Jahre in der Gegend bemerkt, und war besonders für strolchende Feldkatzen ein sehr strenger Richter. In der weiten Umgegend wurde er als „das alte Wyb" bezeichnet. Und nun berichtet der unermüdliche Schweizer Naturforscher Dr. Girtanner in einer vor kurzem erschienenen interessanten Arbeit über die Lämmergeier, daß dieser große Raubvogel für die Schweizer Alpen ebenfalls als „ausgerottet" zu verzeichnen ist. Der erwähnte Vogel war ein Weibchen mit $2^1/_2$ m Flugbreite bei 1,20 m Länge und steht jetzt im Naturalienkabinett von Lausanne. („Diana" 1887 Nr. 13; Schweiz. Bl. f. Orn. 1887 Nr. 42, Dr. Girtanner.)

Pfeifen hören. So berichtet uns Dr. Krüper, der in Griechenland Gelegenheit hatte, mehreremal solche Horste ausnehmen zu lassen.

Bei den früheren Beschreibungen dieses großen Raubvogels scheint vieles übertrieben und dessen Lebensweise mit Raub- und Mordgeschichten ausgeschmückt worden zu sein, so daß derselbe für gefährlicher und räuberischer gehalten wurde, als er es in der That ist. Es ist auch recht leicht möglich, daß er von Unkundigen mit dem viel gewaltigeren Steinadler verwechselt und dessen Räubereien auf Rechnung des Bartgeiers gesetzt wurden. In Spanien und Griechenland, wo er weniger die höchsten Kuppen der Gebirge, sondern mehr die mittleren Regionen und oft genug die Ebenen bewohnt, wenn dieselben steile felsige Schluchten in der Nähe haben, wird er für einen ziemlich harmlosen Raubvogel gehalten, der sich von Aas, Knochen, Schildkröten und kleinen Säugetieren nährt. „Kein Spanier," sagt Brehm, „kennt den Bartgeier als berüchtigten Räuber, wie die Schweizer den ihrigen schildern." Auch die Lämmergeier, welche den Kaukasus bewohnen, sind — nach Dr. Radde — keine solche grimmigen Raubvögel, als welche sie von älteren Autoren des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts in der Schweiz geschildert wurden. — Vom abessinischen Geieradler berichtet Heuglin: „Unsere Stubengelehrten schildern den Bartgeier als stolzen Räuber, welcher mutig große Säugetiere, ja selbst den Menschen angreift und in den Abgrund zu stoßen sucht. Wir haben Gelegenheit gehabt, diesen Vogel durch längere Zeit alltäglich in nächster Nähe zu beobachten, haben viele Dutzende von ihnen erlegt, und zu unserem Erstaunen gefunden, daß seine Nahrung fast ausschließlich in Knochen und anderen Abfällen von Schlachtbänken besteht, daß er gefallene Tiere und menschliche Leichname angreift, daß er aber nur im Notfalle selbst jagt; denn selten glückt es ihm, einen Hasen oder eine verirrte oder kranke Ziege wegzufangen. Rabenartig umherschreitend, auch seitwärts hüpfend, sieht man ihn zuweilen auf den grünen Matten des Hochlandes auf die dort überaus zahlreichen Ratten lauern. In der Haltung hat er nichts mit den eigentlichen Geiern gemein, eher noch manches mit dem Schmutzgeier, namentlich was seine Bewegungen auf der Erde anbelangt. Morgens mit Tagesgrauen verläßt er die Felsen, auf denen er Nachtruhe hält, schweift rasch und weit über Felder, Wiesen und Dörfer zu Thale, oft so blitzschnell, daß man deutlich das sturmartige, fast metallisch klingende Rauschen seines Gefieders vernimmt, kreist dann um Marktplätze, wo gewöhnlich geschlachtet wird, oder folgt mit vielen andern Aasvögeln den Lagern und Heereszügen. So war er während der ersten Monate unseres Aufenthaltes in den Bogosländern nicht beobachtet worden, bis zur Ankunft der abessinischen Truppen, mit denen er auch wieder verschwand. Während der Feldzüge des Königs Theodor gegen die Galla fanden sich Dutzende dieser Vögel als stetige Begleiter des Heeres ein." — Ein ebenso ruhmloses Zeugnis stellt A. Brehm dem Heldenmut des Bartgeiers aus, welcher denselben als einen Vogel bezeichnet, der im großen nicht viel mehr ist, als der ihm in vieler Hinsicht nahe verwandte Schmutzgeier im kleinen: ein kraftloser, feiger, leiblich wie geistig wenig begabter Raubvogel, welcher nur gelegentlich ein schwächeres lebendes Wirbeltier wegnimmt, gewöhnlich aber in Knochen und andern tierischen Abfällen seine Nahrungsgeschäfte macht. — Vorstehendes sind die Schilderungen mehrerer namhaften Forscher der Neuzeit über den Charakter und die Ernährungsweise der südlich wohnenden Bartgeier.

Ganz anders lauten die Schilderungen über die Stärke, Kühnheit und Raubsucht desselben Vogels von den Naturkundigen der Schweiz, wie solche auch unser Naumann in seine Naturgeschichte aufgenommen und die wir hier im Auszug geben. „Der Bartgeier ist ein kühner und verwegener Räuber, obgleich weder seine schwach bekrallten Füße, noch auch die Stärke des Schnabels denen des Adlers gleichkommen. Sein leicht gebauter Körper, seine ungemein großen Flügel und sein langer, breiter Schwanz bezeichnen ihn als einen vorzüglichen Flieger, der in mächtigen Kreisen und in außerordentlicher Höhe ohne Flügelschlag die Lüfte durchschwimmt; sein herrliches Auge bemerkt in unglaublicher Ferne die wachsame Gemse oder das ruhig weidende Schaf, und er stürzt diese Tiere, ehe sie noch ihren Feind bemerken, als sichere Beute in den Abgrund, wobei er pfeilschnell, mit den Flügeln sausend durch die Luft fährt. In seinen Flügeln, nicht in seinen Füßen liegt seine Stärke. Er erwartet deshalb immer den Zeitpunkt, bis eine Gemse oder eine andere größere Beute an einem Abgrund steht, dann macht er schnell einige Kreise über sie, stößt mit Blitzesschnelle von der Seite auf dieselbe, packt sie mit seinen Klauen, betäubt das Opfer durch gewaltige Flügelschläge und sucht es mit aller Macht über den Felsen hinauszureißen, um es in den Abgrund stürzen zu lassen. Dies alles ist das Werk weniger Sekunden, worauf er sich auf das zerschmetterte Opfer niederläßt. Selbst kleine Kinder sucht er auf diese Weise zu überrumpeln." Ein derartiger Fall, der Neuzeit angehörend, wird von dem rühmlich bekannten Schweizer Ornithologen Dr. Girtanner mitgeteilt, wo ein Bartgeier am 2. Juni 1870 sogar einen vierzehnjährigen Knaben jählings überfiel und zu Boden riß, und nur durch energische Gegenwehr und Mordiogeschrei des Knaben, sowie durch Herbeikunft einer Frau wieder verscheucht wurde. Trotzdem hatte der Kleine schon erhebliche Verletzungen davongetragen. Aus-

führlichere Beschreibung dieses Falles findet man: Zool. Garten, Jahrg. 12, S. 241—247. — Ein Schweizer Alpenjäger berichtet einen andern Fall: „Als ich einst auf einer meiner Gebirgsjagden gegen Abend in gemütlichem Gespräch bei einem Hirten saß, schnoberte dessen Hund am nahen Abhang herum. Plötzlich erreichte ein Jammerschrei des Hundes unser Ohr. Im selben Augenblicke sahen wir das treue Tier über dem Abgrund in der Luft schweben und stürzen, während sein Mörder, ein alter Bartgeier, über ihm hinschwamm. Schnell ließ sich auch der Geier auf seine Beute hinunter und verschwand wie diese vor unsern Augen. Es wickelte sich dies alles viel rascher ab, als es hier erzählt werden kann."

Vergleicht man das sehr verschiedene Benehmen des Bartgeiers in anderen, besonders südlichen Ländern, außerhalb der Schweizer und Tiroler Alpen, so läßt sich dies nur dadurch genügend erklären, daß sie in der Schweiz nur wenig Gelegenheit finden, Abfälle von Schlachtvieh, Aas und selbst kleines Getier zu erbeuten, und dadurch, im Kampf ums Dasein, von wütendem Hunger getrieben wurden, kühnere Raubzüge auszuführen, wie die starken Adler, und die Jagd auf größere Tiere, wie sie sich eben in der Schweiz finden, zu unternehmen, worin sie nun gar sehr von ihren südlicher wohnenden, oder überhaupt bezüglich der Nahrung besser situierten, deshalb harmloseren Kameraden abweichen, welche sich — wie wir oben gesehen — viel mehr der Lebensweise der Geier nähern. Hie Geier, hie Adler!

Seine Nahrung besteht je nach der Fauna der Länder, welche er bewohnt, vorzüglich in jungen Gemsen, jungen Schafen, Ziegen, kleineren Hunden, Katzen, Hasen, Murmeltieren, Schildkröten, Schlachtviehüberresten, allen Arten Knochen und Aas. Daß die letztgenannten Stoffe in wärmeren Ländern die Hauptnahrung bilden, ist vorn berichtet. In der Gefangenschaft frißt der Bartgeier keine Vögel und es mag wohl auch so im Freileben sein. Schildkröten läßt er aus bedeutender Höhe auf felsigen Grund herabfallen, damit sie zersplittern. Neben und unter dem Horst findet man in Gegenden, wo es Schildkröten gibt, eine Menge ausgefressener Schalen, Knochen und andere Ueberreste derselben. Er kann unglaublich große Knochen, bis zur Größe einer starken Mannesfaust, selbst Eselshufe hinabschlingen, die er in kurzer Zeit ganz vollständig verdaut, mögen sie auch noch so splittrig sein. Das Gewölle enthält niemals Knochen. Markknochen sind die Leckerbissen, welche der alte Bartgeier am meisten liebt; bei Futtermangel werden aber auch ganz alte vertrocknete, ja selbst leere Röhrenknochen, welche nicht einmal mehr die Hunde fressen mögen, hinabgewürgt. Das Schlingvermögen dieses Vogels ist ein ganz außerordentliches. Die Schnabelöffnung, welche den Rachen bildet, ist so weit gespalten und dehnbar, daß man mit der Hand bis tief in den Schlund hinabgreifen kann. Diesem Schlingvermögen entspricht aber die Verdauungskraft, denn alles, was er von animalischen Stoffen verschlingt, wird vom Magensaft aufgelöst.

Das große, mehrere Quadratmeilen umfassende Jagdrevier wird täglich mit einer gewissen Regelmäßigkeit abgesucht, wobei die Paare in nicht zu großer Entfernung längs den Gebirgszügen dahinfliegen, auch wohl, am Ende angekommen, umkehren und die andere Seite absuchen. Bei diesem Absuchen fliegt der Bartgeier schnell, beinahe ohne Flügelschlag dahin, wobei seine Gestalt so zierlich erscheint, daß ihn nur der Unkundige mit einem Geier oder Adler verwechseln kann. Wenn er etwas entdeckt hat, beginnt er Schraubenlinien um den Gegenstand zu ziehen, um zu untersuchen, ob es verlohnt, sich herabzulassen. Er senkt sich nun allmählich tiefer herab, setzt sich auf den Boden nieder und läuft nun wie ein Rabe auf das Gesuchte zu. — Seine Stimme ist ein durchdringendes Geschrei, das man mit der Silbe „Fiyyyy" vergleicht, dann hört man noch ein feines Piepen, fast wie von jungen Tauben, und einen Laut, der an den Bussard erinnert. Im Momente des Auffliegens hört man ein auffallendes Knarren, nicht aber im Fortstreichen.

Der junge Geieradler ist nicht schwierig zu erziehen, wenn man ihn trocken und warm hält, so lange er nestjung und noch zu schwach ist, auf die Füße zu stehen. Man füttert ihn mit gutem zerkleinertem Fleisch, das man vorlegt, nicht mit Knochen, noch weniger mit übelriechendem Fleisch. Dies setzt man fort, wenn er auch stark genug ist, auf einer Stange zu sitzen, gibt dann aber ein Gefäß sowohl zum Trinken als gelegentlichem Baden. Knochen frißt er, wenn er einmal älter, mit Vorliebe, dann aber gibt man gute Markknochen. Zu einer Fütterung bedarf der Vogel 1 bis $1^1/_2$ Pfund Fleisch. Milch trinkt er gern. Zum Nachtlager gab Dr. Girtanner seinem Pflegling eine mit Stroh gefüllte Kiste, in welcher er jede Nacht mit Wohlbehagen ausruhte, indem er sich ganz auf den Bauch niederlegte und den Schwanz frei über die Kiste hinausstehen ließ. Ein großer runder Korb würde gleiche Dienste thun! Seinem Futterherrn wird er sehr anhänglich, gegen Fremde ist er stets mißtrauisch und kampfbereit.

Die rostrote Färbung der Unterseite verschwindet stets in Gefangenschaft und wird fast ganz weiß, während in der Freiheit nie Bartgeier mit reinweißer Unterseite gesehen werden. Man schließt deshalb, daß die intensive rostrote Färbung bei den Bartgeiern durch Baden in eisen-

haltigen Wassern, die sich auf den Felsen ansammeln, entstehe. Die neuen Federn wachsen weiß nach und werden erst im Verlaufe einiger Zeit rostrot, je älter die Federn, desto intensiver rostrot. Wer sich des weiteren dafür interessiert, möge nachlesen: Cab. J. 1874, S. 93, dasselbe 1875, S. 434; Wiener Mitt. 1883, Nr. 2, 3, 4; besonders aber Wiener Mitt. 1887, Nr. 2, 3 ff. von E. Hodeck.

Wie alle Raubvögel, die nur im freien weiten Fluge ihre Gewandtheit und Kraft entwickeln können und freudige Lebenslust zeigen, ist auch dieser Vogel in Gefangenschaft phlegmatisch, verdrossen, und sitzt den ganzen Tag, ohne viel Unterbrechung auf seiner Sitzstange. Das schöne Auge allein verrät Aufmerksamkeit. Jedoch hüte man sich, diesen aufgezogenen entarteten Raubtieren lebendige Geschöpfe vorzuwerfen; entweder werden solche nicht beachtet, was noch das beste ist, oder aber sie werden auf eine so plumpe und schmerzhafte Weise vom Leben zum Tode gequält, daß derjenige, der eine solche Quälerei veranlaßt, den Titel eines Tierquälers redlich verdient. Jung aufgezogene und großgefütterte, der Natur entfremdete Raubvögel verstehen ihr Handwerk, rasches Abtöten der Beute, auch nicht im mindesten.

Dritte Familie: **Adler**, Aquila, *Brisson* 1760.

Barrère 1745; *Möhring* 1752; — Falco, *Linné* 1735; — Aëtos, *Nitzsch* 1840; — Pteroaëtus, *Kaup* 1884; — Aëtus, *Agass.* 1848.

Große, wohlgestaltete Vögel von stattlichem Aussehen, das auch die kleinen Arten dieser Familie auszeichnet. — Der Scheitel ist platt und wie auch der Nacken und Hinterhals mit verlängerten zugespitzten Federn bedeckt, welch letztere stets eine hellere, im Alter oft recht lebhaft rostgelbe Färbung haben; die Augen liegen vertieft unter dem weit vortretenden Stirnbein; der Schnabel ist gut von halber Kopfeslänge, wurzelwärts etwas gerade, dann aber in starkem Haken gekrümmt, ungezahnt, von hornbläulicher Farbe und schwarzer, sehr scharfer Spitze. Die Läufe, bis an die Zehen rundum mehr oder weniger befiedert, sind etwa von der Länge der Mittelzehe, die Zehen sind stark, gelb gefärbt und mit großen, sehr gekrümmten, spitzigen Krallen bewaffnet, auch mit einer Spannhaut verbunden; die Krallen unten flach mit schwach vortretenden Kanten, die Mittelkralle mit einer Längskante inwendig längs der Mitte; Flügel lang, nicht eben sonderlich breit; die 4. Schwinge die längste; die Außenfahne von der 2. bis zur 6. oder 7. nach der Spitze verengt, der Schwanz mittellang und breit, am Ende ziemlich gerade oder nur wenig zugerundet. — Sie ergreifen ihren Raub im Laufen oder Sitzen, größere schwerfällig fliegende Vögel schlagen sie auch im Flug und in Futternot gehen sie auch auf Aas. — Man zählt zu dieser Familie, einschließlich der Seeadler, 22 Arten, wovon hier beschrieben: 9 Arten in 5 Gruppen.

1. Gruppe: **Edeladler.** Aëtus, *Nitzsch* 1840.

Hierher paßt die Familienbeschreibung. Die Füße sind bis an die Zehen befiedert; die Zehen geschildet; die Fußsohlen rauh und warzig. Diese Gruppe enthält die größten und stärksten Arten in Europa und Asien, und nur die Seeadler können sich mit ihnen messen. Sie werden aber in Größe und Raubgier noch von der — in Süd-Amerika hausenden — Harpye, Thrasaëtus (Vultur) harpyia, *L.* 1758, übertroffen, welche als der verwegenste und stärkste aller Raubvögel gilt. — Hier beschrieben: 2 Arten.

Der Goldadler. Aquila chrysaëtus*), *Linné.*

Taf. 20, Fig. 5.

Steinadler, Gemeiner, Brauner, Schwarzbrauner, Weißschwänziger oder Ringelschwänziger Adler, Berg-, Hasen-, Rauchfußadler, Aar. — A. valeria, germana, chrysaëtus, melanaëtus, et fulva, *Gesner* und andere alte Autoren; — Falco chrysaëtus, *L.*, nordöstliche Rasse, 1746—66; *Briss.*; *Scop.* 1777; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Br.*; *Yarrell* 1841; *Naum.* 1860; — Falco fulvus *L.*, mitteleuropäische Rasse, gemeinhin „Steinadler“ 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822; *Br.*; *Glog.* 1834; *Schl. & Sus.* 1839; — F. cygneus, weiße Var., *Lath.* 1790; — F. niger, dunkle Var., *Gm.* 1788; —

---

*) Die englischen Ornithologen: G. R. Gray in seiner „Hand-List“ und R. B. Sharpe in seinem „Catalog 1884“ betrachten Gold- und Steinadler als Farbenrassen, nicht als gesonderte Arten, welche aber verschiedene Gegenden bewohnen. Ebenso auch viele deutsche Ornithologen, wie: Bechstein, Gloger, Keys. u. Blasius, Eug. v. Homeyer, Dr. A. Reichenow u. a.

F. aquila, *Bechst.* 1791; — Aquila fulva, *Sav.* 1809; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* als Var. 1885; — A. chrysaetus, *Borkh.* 1800; *K. & Blas.* 1840; *R. B. Sharpe* 1874; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves* 1886; *v. Riesenthal* 1889; — A. nobilis, *Pall.* 1811; — A. regalis, *Temm.* 1815; — A. regia, *Less.* 1831.

Aehnlichkeit mit unserem Stein-Adler hat in einiger Entfernung der Königs- (Kaiser-) Adler. Der Steinadler hat aber einen schlanken (nicht plumpen) Körper, einen längern Schwanz, größere Augen, spitzigere Nackenfedern, kürzern Kopf und Schnabel, sowie eine andere Stimme. Der Steinadler hat Bussardschrei, der Königsadler ein rauhes: Krau krau.

Kennzeichen. Füße bis an die Zehen hellfarbig befiedert, die Zehen mit drei großen Schildern; Nasenlöcher schiefliegend, kaum 7 mm hoch; der Rachen bis unter die Augen gespalten. Die Flügelspitzen erreichen noch nicht das abgerundete Ende des Schwanzes; die schmal zugespitzten Federn am Nacken und Hinterhalse rostgelb; die Schultern ungefleckt; bei sehr alten Vögeln weiße Schulterdecken; Schwanz weiß, mit schwarzer Endbinde, das Weiß von den Deckfedern teilweise unverdeckt, bei sehr alten in der Mitte aschgrau bandiert; die Iris der großen Augen goldfarbig oder braun. Die 6 ersten Schwingen auf der Außenfahne verengt.

Länge 83—90, Flugbreite 196—220, Fittiglänge 60—67, Schwanz 31—36, Schnabel im Bogen gemessen, 6,6—7, wovon 2 cm auf die Wachshaut kommen, Lauf 9,5 cm, Hinterkralle als die stärkste, 6,8 cm.

Beschreibung. Im mittleren Alter ist die Hauptfärbung schwarzbraun, oben etwas heller als unten; der Hinterhals vom Nacken an rostgelblich; die Stirn ist schwarzbraun; die Schwungfedern schwärzlich oder schwarz; der Schwanz ist an der Wurzel weiß, sodann folgt eine schwarze Bänderung oder Querfleckung, dann eine breite schwarze Endbinde; die Hosen sind braun; die Unterschwanzdeckfedern weiß; die Befiederung der Füße eine helle, weißlich, blaßrötlich oder hellbraun. — Beim sog. Goldadler ist der Kopf bis auf den Hinterhals hinab gelblich rostfarben; Rücken und Schultern tief dunkelbraun, mit schwachem rötlichem Metallglanz; Oberschwanzdecke weißbräunlich, hell, graubraun marmoriert; Kinn und Gurgel rötlich braunschwarz; der Unterkörper rostfarben, von der Brust durch eine dunkelbraune, fast herzförmige Zeichnung geschieden; die Hosen sind nach außen tief dunkelbraun; die Flügeldeckfedern gelblichbraun; der Flügelrand heller; der Hinterflügel braunschwarz gefleckt, läßt auch Weiß hervorschimmern; die Schwanzfedern sind aschgrau, mit schwärzlichen Zickzackbändern; ein weißer dreieckiger Schulterfleck kennzeichnet das Männchen, ist jedenfalls bei demselben deutlicher als beim Weibchen; der Augenstern ist lebhaft orangerötlich. Nach A. Brehm ist der Goldadler etwas kleiner. — Beim jungen Vogel sind die Farben lichter und unreiner, das helle Orangebräunlich des Nackens bis auf den Scheitel und die Halsseiten verbreitert; die lichten Ränder auf den Flügeln breiter, beim Verschieben oft der weißliche Grund durchleuchtend; die Hosen sehr hell, oft mit Weiß gemischt; vom Schwanz mehr als die Hälfte graulichweiß, nur gegen das Ende schwarz; die untern Schwanzdecken weißlich mit blaßrötlichbraunen Querbinden; der Augenstern ist gelbbraun. — Das Weibchen ist einige Zoll größer, manchmal sehr auffallend größer; die Färbung nicht viel verschieden, nur weniger lebhaft. — Der Schnabel ist von mäßiger Breite, ziemlich stark zusammengedrückt, hornblau, nach vorn schwarz; das Auge in der Jugend braun oder gelbbraun, dann mit zunehmendem Alter immer mehr ins Orangegelbe, bis endlich im hohen Alter feuerfarbig; die Zehen, Wachshaut und Mundwinkel gelb. — In der Gefangenschaft verliert sich die Feuerfarbe der Iris und geht wieder ins Braune zurück.

Die Mauser geht so langsam von statten, daß gewöhnlich zwei ineinander laufen; sie fängt schon im Juli an. Schwerlich pflanzen sie sich vor dem 4. Jahre fort; zu Erlangung des ausgefärbten Kleides sind aber viele, 7 bis 8, vielleicht 10 Jahre erforderlich.

Der Steinadler*) wechselt sein Kleid ungemein; das Alter spielt dabei eine große Rolle. Doch lassen sich je nach den Gegenden, in welchen der Horst stand, drei Haupttypen und ein Uebergang vom Steinadlergefieder ins Goldadlergefieder deutlich erkennen. Kronprinz Rudolf war wohl der beste Adlerkenner der Jetztzeit; derselbe hielt die Art fest und gibt nur „Typen“ zu. An die wechselnde Größe, belehrt er in seinen „Beobachtungen“, darf man sich nicht halten, sie stammt meistens von den Ernährungsverhältnissen in der Jugend des Vogels. Man kann somit den südwest-, nordwest- und mitteleuropäischen Steinadler in eine Gruppe rechnen; den südosteuropäischen in die zweite, und den nordost- und nordeuropäischen in die dritte Gruppe. Diese dritte Gruppe ist der Goldadler des alten Naumann und des alten Brehm. Zwischen der zweiten und dritten Gruppe gibt es eine Uebergangsrasse. Die Unterschiede sind aber zu gering, um Arten daraus zu bilden. Näheres enthält die bezeichnete Schrift, ein Vermächtnis des Kronprinzen Rudolf, wohl das beste, was in der Neuzeit über diesen Adler mitgeteilt wurde.

---

*) Unter dem Titel: „Ornith. Beob. Wien, 1880“ ist von Kronprinz Rudolf von Oesterreich-Ungarn eine kleine Schrift erschienen, welche über den Steinadler abhandelt. Dieser Schrift sind auch sämtliche Notizen über Verbreitung und Aufenthalt entnommen. Leider ist dieser hohe Protektor zum Schrecken seiner vielen Verehrer am 30. Januar 1889 überraschend schnell aus diesem Leben geschieden! — Ihm folgte bald nach der Nestor der deutschen Ornithologie: E. v. Homeyer in Stolp, im 80. Jahre, am 31. Mai 1889.

Dieser stattliche Adler bewohnt Europa, Mittel-Asien bis zum fernen Osten, auch — aber selten — Nord-Afrika. In unserem Erdteil trifft man ihn nordwärts bis Schweden und Ost-Preußen; als seltenen Vogel in Spanien und Frankreich; selten in der Schweiz, in Tirol, Salzburg und Steiermark; häufiger in Syrmien im Fruskagora-Gebirge, nicht selten in Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren, Oesterreich, aber nur als herumstreifenden, beutesuchenden Vogel; nur sehr selten in den genannten Ländern als Brutvogel. In den meisten deutschen Staaten ist er dagegen selten und nur einzeln oder in einzelnen Paaren zu treffen; dies besonders im Spätjahr und Winter, wo er die Felder absucht, und wenn es nichts mehr zu erbeuten gibt, wieder verschwindet. Die Herumziehenden sind in der Mehrzahl jüngere ungepaarte Vögel bis zu 3 oder 4 Jahren Alter, welche dann in weit südlicheren Gegenden herumstreifen, als wo später ihre Brutplätze zu suchen sind; selten sind es vereinzelte Alte, und noch seltener gepaarte Paare. — Ihr Aufenthalt ist in Gebirgen mit unzugänglichen Felswandungen; sie siedeln sich aber ebenso gern in großen, ruhigen, wildreichen und menschenleeren Waldungen an, wo sich die nötige Sicherheit für ihre Horste findet. Auf allen andern Plätzen sind es unstete Wanderer, denn ihr großes Flugvermögen befähigt sie zu den weitesten Reisen, wohin sie der Kampf ums Dasein, zunächst der Hunger treibt. Nachtruhe hält dieser vorsichtige Adler im Wald auf einem hohen abgelegenen Baum oder in einer hohen geschützten Felsenspalte.

Als Brutvogel ist der Steinadler in den Alpenländern nur in ungemein geringer Anzahl vertreten, denn wo sich der mächtige Raubvogel zeigt, ist er den größten Nachstellungen ausgesetzt. Jeder Alpenbauer ist ein geübter Schütze und rechnet sich's zur hohen Ehre, einen Adler zu erlegen. Die wenigen großen Horste in den Alpen werden bald entdeckt, da der gefürchtete Vogel in weitem Umkreise sein Unwesen treibt. Seinem Horste ist aber wenig anzuhaben, da er meist an unzugänglichen Felswänden untergebracht ist. Ist dies nicht der Fall, so werden Eier und Junge, oft mit wirklicher Lebensgefahr, ausgenommen, da bekanntlich hohe Preise dafür bezahlt werden. Es muß aber nach den Ansichten des Kronprinzen Rudolf Plätze geben, wo dieser Vogel vollkommen unbehelligt sein Brutgeschäft durchführt, denn in der österreichischen Monarchie ist die Anzahl der ungepaarten Jungen im Frühling und Sommer, und der Paare und vereinzelten Alten im Winter, eine sehr bedeutende, nur gehört ein scharf beobachtendes Auge, Geschick und Ausdauer dazu, um zu erkennen, ob in einer bestimmten Gegend Steinadler durchziehen. Wie andere große Raubvögel gelangt auch dieser erst im dritten oder vierten Jahr zum Brutgeschäft, und bis dahin durchstreift er, von seiner Selbständigkeit an gerechnet, die entlegensten Gegenden in weiten Reisen. Kronprinz Rudolf glaubt, daß in den höheren Teilen der Karpathen, der Siebenbürger Alpen, in den weit ausgedehnten Wäldern Ost-Preußens, Russisch-Polens und in noch andern großen russischen Waldungen die meisten Horste der Steinadler stehen. — Der Horst befindet sich mehrenteils in unzugänglichen, gegen Unwetter geschützten Spalten und Höhlen steiler hoher Felswände, oder in großen, einsamen wildreichen Waldungen, welche einem Urwald ähnlicher sehen müssen, als einem rationell ausgeforsteten durchsichtigen Walde. Hier wählt er die obersten Aeste einer hohen uralten Eiche, einer Kiefer, oder sonst eines mächtigen Waldbaumes zur Anlage seines Horstes, welcher sehr groß, bis zu 2 m Durchmesser bei 1 m Höhe, ist; oben ist er flach, sodaß die Eier in einer kaum merklichen Vertiefung liegen. Er besteht in der Grundlage aus starken Prügeln, Zweigen, dann folgen dünnere, die nach oben immer feiner gewählt, und endlich mit Pflanzenstengeln, Haidekraut, Wolle und Haaren belegt werden. Die 2 bis 3 Eier sind für die Größe des Vogels ziemlich klein, von kurzer, bauchiger Gestalt, 74 mm lang und 58 mm breit, mit weißlichem oder schwach blaugrünlichem Grunde, die Schalenflecken violettgrau, kastanienbraun, mehr oder weniger gefleckt und bespritzt, selten aber ganz ohne Zeichnung. Sie haben die Größe der Truthenneneier, sind aber viel runder oder kürzer. Nach den Eiern hat man schon vom März an bis in den April hinein zu suchen. Die Brutzeit wird auf 5 Wochen geschätzt. Die weißwolligen Jungen, deren man selten mehr als zwei, oft nur ein einziges in einem Horste findet, werden mit allerlei Wildbret ernährt, welches von den Alten auf dem Rand des Nestes zerfleischt wird. Auf einer solchen Schlachtbank fehlt es selten an Vorrat, und es ist kaum zu glauben, wie viel von diesen gefräßigen Vögeln täglich zusammengeschleppt wird. Auf dem Felsenabsatz eines Horstes fand man nach Bechstein die Skelette von ca. 40 Hasen und die Ueberreste von ca. 300 Entenarten. In einem andern Horst fand man 2 Gemskitzen, eines davon mehr als zur Hälfte verzehrt, 5 Alpenhasen, die Reste eines Fuchses und eines Murmeltieres. Die Jungen bleiben lange im Horste, und wenn sie flugbar sind, werden sie von den Eltern im Jagen und Rauben unterrichtet. Sie verteidigen dieselben mit vieler Kühnheit gegen vierfüßige und geflügelte Feinde, zuweilen selbst gegen Menschen, denen sie aber sonst im allgemeinen mißtrauisch und scheu ausweichen.

Der Steinadler ist ein raubgieriger, kräftiger und gewandter Vogel; Furcht und Entsetzen ergreift die ganze Vogelwelt bei seinem Erscheinen, und wehe dem armen Schlachtopfer, das in

seine Klauen fällt. Seine funkelnden Augen, sein drohender Blick, seine furchtbaren Waffen verraten sogleich den kühnen Räuber. Wenn er eine Beute erfaßt hat, stellt er sich gewöhnlich mit stark gelüfteten Flügeln, ausgebreitetem Schwanze, gesträubten Nackenfedern auf sie hin, indem er mit dem eisernen Griff seiner scharfgespitzten, bis tief auf die Knochen eindringenden Krallen das erfaßte Schlachtopfer — dem mit einem Fang gewöhnlich Genick und Kehle umspannt ist — förmlich erstickt und erdolcht, so daß es meist kaum imstande ist, einige dumpfe Schmerzenslaute herauszupressen. Ist der Ueberfall gut gelungen, die Beute sofort wehrunfähig gemacht, so läßt er nicht selten ein frohlockendes Gickern dazu hören. Seine Stimme klingt helltönend „hiah“ oder „gijah“, beinahe wie von den Bussarden, doch ist sie stärker und durchdringender. Von der rabenartigen Stimme des Königsadlers weicht sie entschieden ab. Sein Flug ist hoch und majestätisch, in den niederen Luftregionen schwimmend; wenn er aber auf Beute stößt, zeigt er größere Gewandtheit als man vermuten möchte. Der Ueberfall ist rasch und ungestüm.

Von der Maus bis zum schüchternen Reh, sagt Naumann, von der Wachtel bis zum scheuen Trappen muß alles unter seinen Klauen bluten, Hirsch- und Rehkälber, junge Schweine, Ziegen, Lämmer, Hasen, Kaninchen, Dachse, Füchse, Marder, Katzen, Hamster, Maulwürfe, Ratten, Mäuse; ferner Trappen, Gänse, Enten, Kraniche, Störche, Reiher, Fasanen, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner, Puter, Pfauen und Haushühner, alles muß ihm zur Beute dienen. Hasen und Gänse scheinen unter allen seine Lieblingsspeise zu sein. — Erst längere Zeit nach Sonnenaufgang fliegen beide Gatten von einer Felskante in der Nähe des Nestes gleichzeitig ab, dann senkt sich das Räuberpaar, rasch die Tiefe gewinnend, hinab, überfliegt die Thalmulde und zieht an den Terrassen des gegenüberliegenden Höhenzuges langsam hin, der eine Gatte stets in einiger Entfernung vom andern, so daß, was dem erstern entgangen, dem nachfolgenden um so sicherer zu Gesicht kommt. Am Ende des Gebirgsstockes angelangt, kehren sie in entgegengesetzter Richtung zurück, und suchen so in weiten Zickzacktouren den ganzen Gebirgszug aufs sorgfältigste ab. „Wehe dem armen Meister Reineke, sagt Dr. Girtanner, dem seine Nachtjagd schlecht ausgefallen, und der nun selbst noch, auf Brotreisen begriffen, ein unbesorgt spielendes Steinhühnervolk auf dem Bauch kriechend überfallen wollte, und dabei seine Aufmerksamkeit zu sehr auf seine gehoffte Beute richtete, wenn plötzlich mit angezogenen Schwingen, aber weit geöffneten vorgestreckten Fängen der König der Lüfte pfeilschnell seitwärts heransaust. Den einen Fang schlägt er dem unvorsichtigen Schelm im nächsten Moment um seine fletschende Schnauze und macht so auch die schärfsten Zähne unschädlich, begräbt den andern im Körper seines Opfers, drückt dasselbe, durch Flügelschläge sich im Gleichgewicht erhaltend, mit aller Gewalt darnieder und fängt grausam genug seinen Raub zu zerfleischen an, ehe noch dieser sein Leben ausgehaucht.“ — Die Rebhühner, welche er sehr verfolgt, jagt er umher, bis sie ermüdet sich im Sitzen greifen lassen. Er fängt die Tiere im schnellsten Lauf und große Vögel im Fluge. Können Enten und Gänse tiefes Wasser erreichen, so retten sie sich manchmal durch schnelles Untertauchen, aber angeschossene jagt er so lange auf dem Wasser umher, bis sie, zum Tauchen ermattet, in seine gierig vorgestreckten Klauen fallen. Seine Jagd währt bis gegen Mittag, dann ruht er an einem sichern Platze aus, um ungestört zu verdauen; dann geht es zur Tränke. Nun wird ein nochmaliger Raubzug angetreten und zum Schluß bei gutem Wetter werden noch Flugübungen ausgeführt. Männchen und Weibchen vergnügen sich im Frühjahr durch schöne Flugspiele, wobei sie sich in der Luft zu unermeßlicher Höhe erheben, sodaß sie fast dem Auge entschwinden, zuweilen auch plötzlich aus der Höhe in jähem Sturz herabfallen, um aufs neue emporzusteigen, und dies so lange fortsetzen, bis sie des Spieles genug haben. Der Schlafplatz wird aber immer still und vorsichtig aufgesucht.

In der Gefangenschaft fügt er sich bald in sein Schicksal, und ist, wenn er auch nicht ganz zahm wird, doch nie so böswillig und heimtückisch, als die Seeadler. Junge, aus dem Horste geholt, schienen im Dunenkleid sehr unbehilflich, und saßen, bis sie ein halb Jahr alt geworden, auf den Läufen, die Zehen fest geschlossen, erst nach dieser Zeit lernten sie stehen und bildeten sich zu stattlichen Vögeln aus. Ein vereinzeltes Weibchen legte jährlich in seinen Behälter ein oder zwei vollkommene Eier, wurde aber 15 Jahre alt, ehe es ans Legen kam. Das Auge färbt sich bei Gefangenen niemals goldgelb, sondern bleibt dunkelbraun; das Gefieder wird immer dunkler, zuletzt fast schwarz; der Nacken mehr rostfarbig; an der Schwanzwurzel bleibt aber immer so viel reines Weiß, daß es von den Deckfedern nie ganz verdeckt wird. Man füttert sie mit Fleisch, Eingeweide und toten Vögeln, sowie mit Säugetieren, wobei sie leicht erhalten werden können, und stellt auch Trinkwasser auf, dessen sie manchmal bedürfen. Auf das Schlachtfleisch streut man kleine Tauben- oder Hühnerfedern (in Geflügelschlächtereien erhältlich) oder auch Kälberhaare, um — ihrer Gesundheit wegen — die Bildung von Gewöllen zum Auswürgen zu befördern. — Von den Tartaren und andern verwandten Nationen Asiens wird er als Beizvogel benutzt und wegen seiner Stärke höher geschätzt als kleine Jagdfalken. An ausgestopften Tieren wird er sehr sinnreich eingeübt, sie am Hals zu packen und die Augen auszureißen, und

kann, da er gelehrig ist, zur Jagd auf Rehe, Antilopen, wilde Schafe, Füchse, selbst auf Luchse, Wölfe u. a. verwendet werden. Wegen seiner Schwere wird er nicht auf der Faust getragen, sondern auf einem Querholz mit einer Stütze, die im Bügel eine besondere Scheide zum Hinsetzen hat; so wird er mit verkapptem Kopfe dem Wilde so nahe als möglich gebracht, ehe man ihn losläßt. Ein gut dressierter Vogel steht im Werte des besten Pferdes oder von zwei Kamelen.

Da er der Wildbahn sehr schadet, so bezahlt man dem Jäger für die Fänge ein gutes Lösegeld; er kann aber nur aus einem Hinterhalte erschlichen, oder auf dem Anstande aus einem verborgenen Ort geschossen werden, denn er ist sehr scheu. Am leichtesten bekommt man ihn winters auf den Fuchshütten bei hingelegtem Aase, auf das er im Hunger gern geht; auch in den Tellereisen wird er öfters gefangen.

Auf der Krähenhütte greift er den Uhu nicht an, bäumt still auf und sieht sich den großköpfigen, glotzaugigen Gesellen aufmerksam an, fliegt aber bald wieder ab; er muß deshalb rasch aufs Korn genommen werden, am sichersten mit der Kugelbüchse. — In der Jägersprache heißen die Raubvögel: fliegendes Raubzeug; die Füße: Fänge; die langen Schenkelfedern: Hosen; das Nest: Horst; nisten: horsten; vom Baum wegfliegen: abstreichen; die alle 24 Stunden ausgewürgten Ballen aus unverdaulichen Zähnen, Schnäbeln, Klauen, Federn, Haaren bestehend: Gewölle; fressen: kröpfen; sich ausleeren: schmeißen, Schmiß; ihre Beute erhaschen: sie schlagen, sie stoßen, sie fangen.

Der Königsadler. Aquila imperialis, *Bechstein.*

Taf. 21, Fig. 1.

Kaiseradler, Schwarzer-, Kurzschwänziger Adler, Breitschnäbeliger*) Adler. — Falco Mogilnik**), *Sam. Gm.* 1774; *Fr. Gm.* 1788; — Aquila heliaca, *Sav.* 1809; *Gould.* 1837; *Gray* 1845; *Bp.* 1850; — F. imperialis***) *Bechst.* 1812; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.* 1834; — A. imperialis, *Cuv.* 1817; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — A. crassipes, *Hodys.* 1844; — A. Mogilnik, *Strickl.* 1855; *Schl.* 1862; *Heugl.* 1869; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — A. melanaëtus, *Rchw.* 1889 *ex Linné.*

Kennzeichen der Art. Füße bis an die Zehen dunkelfarbig befiedert, die Mittelzehe mit fünf, die übrigen mit vier großen Schildern; Rachen bis hinter die kleinen, graugelben Augen gespalten; Wachshaut ebenso breit als lang; Nasenlöcher querliegend, 12 mm hoch; der obere Rand mit einem Einschnitt; Flügelspitze bis an und über das Ende des geraden Schwanzes ausreichend; die schmalen Federn am Nacken und Hinterhalse weißlich rostfarben; die Schultern weißgefleckt; der Schwanz aschgrau gewässert mit schwarzer Endbinde; ein unter den Deckfedern vortretendes Weiß an der Schwanzwurzel; am jungen Vogel einfarbig braun, mit wenig Weiß an der Wurzel; die 7 ersten Schwingen verengt.

Länge 80—85 cm, Flugbreite 190—200 cm, Flügellänge 60—63 cm, Schwanzlänge 27—29 cm, Schnabellänge über den Bogen 6—7 cm, Höhe des Laufs 9,5—10 cm, die hintere Klaue bis 4 cm, auch weniger gebogen als beim Steinadler.

Beschreibung. Hauptfärbung schwarzbraun, mit isabellfarbenem Nacken, schwarzer Stirne und großen, weißen Schulterflecken. Der Schnabel ist bläulich, nach vorn schwarz; das Auge kleiner als beim Steinadler, graugelblich, katzenartig, nur im Mittelalter braun; die Zehen gelb mit schwarzen Krallen. — Wie bei allen Raubvögeln ist auch hier das Weibchen merklich größer, die Färbung aber weniger lebhaft als am Männchen. Beim jungen Vogel sind Kopf, Hals und Unterleib semmelfarbig, letzterer mit rötlichbraunen Längsstreifen; der Hinterhals und Rücken braun; auffallend verschieden vom Steinadler.

Von dem Steinadler unterscheidet er sich durch geringere Größe, kürzeren und grade abgestutzten Schwanz, was ihm ein plumpes Ansehen giebt; die Flügel erreichen oder überragen das Schwanzende, der Rachen ist tiefer gespalten, das Auge ist kleiner, die Füße sind kleiner mit schwächern Zehen und weit weniger gekrümmten Krallen, der kürzere Schwanz ohne sichtbares Weiß. Im Fluge gleicht er dem Steinadler sehr, kann aber schon in weiter Ferne an dem geraden kürzern Schwanz erkannt, und von diesem und dem Seeadler unterschieden werden.

---

*) Die Breite des Schnabels gibt, nach Gloger einen sehr bestimmten beständigen Charakter; der Schnabel des kleinsten Königsadler-Männchens ist breiter als der des größten Steinadler-Weibchens, und der bestbezeichnende Name wäre für ihn: Breitschnäbeliger Adler. Handbuch 1834, S. 67.

**) Der Sam. Gmelinsche Name: „Mogilnick“ läßt keine sichere Deutung zu, weder für den Königs-, noch für den Steppenadler. E. v. Homeyer, Briefe, S. 127.

***) Durch „Bechsteins Naturgeschichte“ eingeführt, ist diese Benennung in unserem Vaterlande eine „altgewöhnte“, deshalb zur Ueberschrift gewählt.

In Spanien und Nord-Afrika kommt ein sehr ähnlicher Adler vor, der Prinzenadler, Aquila Adalberti *A. Br.* 1860; A. leucolena, *Dresser* 1872; derselbe ist im Alter dunkler, in der Jugend noch semmelgelber, und in jedem Alter lebhafter gefärbt als der slavonische Königsadler. — Ein in etwa zehnjähriger Gefangenschaft gehaltener Königsadler zeigte an den Schultern keine rein weißen, sondern gelblichweiße Flecke.

Der Königsadler hat eine sehr weite Verbreitung, denn er bewohnt Südost-Europa, Nordost-Afrika, letzteres hauptsächlich als Wandervogel, wo er bis zu den ersten Wasserfällen des Nil zieht, und Mittel-Asien bis zum fernen Osten in China. In unserem Erdteil wohnt er als Brutvogel in Süd-Ungarn, hier aber noch selten; häufiger in Slavonien, besonders im syrmischen Waldgebirge, in Siebenbürgen, Serbien, Rumänien, Süd-Rußland, in den Waldungen und Steppen der untern Donau, in Griechenland und in der Türkei. A. Brehm bezeichnet den Königsadler als einen Steppenvogel, obwohl er Waldungen der Ebenen und Mittelgebirge gerne bewohnt, von hier aber seine Raubzüge weit ins flache Land hinaus macht. In den nördlicheren Teilen seiner Wohngebiete ist er Zugvogel, sucht im Spätjahr wärmere Gegenden auf und kehrt Ende des März oder im April auf seine Brutplätze zurück. In Süd-Europa wandert er nicht, oder nicht weit.

In Beziehung auf seine Brutplätze ist der Königsadler viel mannigfaltiger als der Steinadler, wenn es daselbst nur reichliche Beute gibt, denn er bewohnt die Waldungen der Mittelgebirge, der Hügelländer und der Ebenen, die kleinen Gehölze der Steppe, wie einzelne Baumgruppen oder auch die baumlose Steppe, wo er genötigt ist, den Horst auf dem blanken Boden anzulegen, wie es sein Vetter, der Steppenadler, thut. Hie und da wird auch wohl eine hohe Felsenspalte zum Horstplatz erwählt, denn er weiß sich klugerweise in alle landschaftlichen Verhältnisse zu schicken. — Nach den Beobachtungen des Kronprinzen Rudolf horstet der Königsadler in den Bergen Syrmiens, in der schön bewaldeten Fruska Gora recht häufig; er zieht aber die niedern Vorberge und die Randwälder, welche schon an flaches Land grenzen, den höhern, von prachtvollen Buchenwäldern bedeckten Gebirgszügen vor. Zwar findet man auch im Innern des Gebirges einzelne Horste, jedoch viel häufiger solche auf den niedern Hügelketten. Der Grund, daß er die niedern Vorberge als Horstplätze wählt, besteht in einer Lieblingsspeise dieses Vogels, in der Ziefelmaus, Spermophilus citillus, *L.*, welche sich in den Ebenen daselbst in zahlloser Menge aufhält und als Landplage gilt. Diesen großen Nagern zulieb nimmt er seinen Aufenthalt in deren Nähe. In den ausgedehnten, aber aus verkümmerten Bäumen bestehenden Wäldern, die sich im Flachland bei der ungarischen Grenzstadt Titel (vor der Mündung der Theiß in die Donau) ausdehnen, findet man den Kaiseradler sehr häufig; er ist sozusagen ein Charaktervogel dieser Gegend. Hier hausen aber auch die Ziesel in so übermächtiger Anzahl, daß sie ganze Feldstrecken zerstören. — Sieben Horste dieses Adlers, welche Kronprinz Rudolf beobachtete, standen auf Eichen, zum Teil auf jungen schwachen Bäumen. Während alle andern Adler mit wählerischer Vorsicht nur hohe alte Bäume zum Horstbau aussuchen, scheint der Königsadler mit allem was er findet, zufrieden. In der Dobrudscha, wo der mäusevertilgende Vogel durchaus keine Verfolgung von den Einwohnern zu erdulden hat, findet man den Horst oft in nächster Nähe der Ortschaften auf den daselbst befindlichen Bäumen, insbesondere auf Pappeln, Espen und Weiden. Simpson fand ein Nest im Gipfel einer zehn Fuß hohen Weide. In der Krim findet man den Horst im Gestrüppe der Steppe versteckt, dem Erdboden nahe oder ganz auf demselben. Der Horst ist für das Körpermaß des Vogels nicht groß, besteht unten aus groben, oben aus feinen Zweigen, auch trockenem Gras, Wolle u. dgl., dem häufig noch grünbelaubte Zweige beigefügt werden, solange die Jungen noch in Dunen sind; er hat eine flache Mulde und ist in seinen Wänden dicht von Feldsperlingen besetzt, welche mit lautem Gezwitscher die Behausung ihres mächtigen Hausherrn umflattern und in dem Gesperre der Zweige ihre eignen Nester anlegen. Ein derartiger Horst hat 130 cm Durchmesser und circa 60—70 cm Höhe. Das Gelege, welches man in Griechenland schon in der ersten Woche des April finden kann, hat man in Rußland und Sibirien um einen ganzen Monat später zu suchen. Die zwei bis drei Eier sind von sehr kurzer, dicker Gestalt, kürzer und kleiner als die des Steinadlers, 6,6 bis 7 cm lang, 5,2 bis 5,5 cm breit, grobkörnig, rauh, glanzlos, und auf weißem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken, sowie mit rostfarbigen, rundlichen Flecken und Punkten ziemlich gleichmäßig bezeichnet. Der Grund ist meist reiner und die Zeichnung sparsamer, als bei den Steinadlereiern.

Den Horst verteidigt der Königsadler mutig gegen alle Vögel, welche sich desselben bemächtigen wollen, selbst gegen den Steinadler; er beschreibt auch zuweilen schöne Flugspiele über demselben, oder hält auf einem benachbarten Baume sitzend, aufmerksame Wacht, fliegt aber bei Annäherung eines Menschen (besonders eines mit Schießgewehr bewaffneten) sofort mit einem rauhen krächzenden Signal ab, um das Weibchen zu warnen, worauf dieses ebenfalls abstreicht und mit seinem Gatten in sicherer Höhe kreist, bis die Gefahr vorüber scheint.

Der Königsadler ist weit weniger scheu als der Steinadler, da er, wie schon bemerkt, in seiner eigentlichen Heimat wenig oder nicht verfolgt wird; er braucht aber zur Erlegung einen außerordentlich starken Schuß, denn das Gefieder ist so dicht, daß die Schrote abprallen. Er ist auch weder so verwegen, noch so mutig wie der Steinadler, und nähert sich im Betragen mehr seinen Verwandten, den großen Schreiadlern. In seiner Stellung hat er was Eigenes, das von der andrer Adler abweicht, er trägt nämlich den Körper mehr horizontal als aufrecht, etwa wie ein Rabe und nicht wie ein Falk. Jung aufgezogene Königsadler werden recht zahm. Die Stimme weicht sehr von der des Steinadlers ab, denn sie ist mehr rabenartig, rauh und lautet: kra kra kra, oder krau krau krau! und wird auch von Gefangenen oft gehört. Der Unterschied in der Stimme liegt zweifelsohne im verschiedenen Bau der Luftröhre des Königsadlers, welche zwischen ihren Aesten durch einen dreieckigen Knochen geteilt ist, wodurch diese (Aeste) sehr erweitert werden, und durch Spannung der Luftröhrenhaut diese rauhen Töne hervorbringen können. Außerdem hört man noch leisere tiefe Töne und im Hunger ein Zischen.

Die Nahrung ist wie beim Steinadler, wenn man von den größeren Tieren absieht. Die Ziselmaus ist aber, wie bemerkt, ihres zarten Fleisches wegen eine Lieblingsspeise, und das nicht nur für unsern Königsadler, sondern noch für viele andre große und kleine Raubvögel, welche in der Ebene jagen.

2. Gruppe: **Schrei-Adler.** Naeviaëtus.

Pseudaëtus, *Hodgson* 1844; *Meves* 1886. — Diese Gruppe enthält verschiedene Arten nach Größe und Färbung. Im Alter ist die Hauptfarbe braun, ganz oder ziemlich einfarbig, in der Jugend hellrostgelb oder gefleckt, besonders auf den Flügeln; die Schwanzdecken sind weiß oder doch hellrostfarbig. Während der Mauser sind bei den Adlern und namentlich in der Schreiadler-Gruppe die neu hervorsprossenden Federn dunkler als die alten abgeschossenen, welche im Verlaufe eines Jahrganges sehr abbleichen, wie dies auch bei andern Vögeln der Fall ist. Der zuverlässigste Kenner dieser Gruppe, E. v. Homeyer, dem Verfasser die genauere Kennzeichnung und geographische Verbreitung derselben verdankt, äußert in Cab. J. 1875, 153, etwa folgendes: „Diese Gruppe hat zu mancherlei Verwirrungen Anlaß gegeben. Von den älteren Schriftstellern kann man hier fast ganz absehen, da bis auf die neueste Zeit alle Schreiadlerarten wenig gründlich gekannt waren. Naumann führt in seinem Werke, I. Bd. 1822, 217, nur eine einzige Art auf: F. nævius, *L.* In den Nachträgen, 13. Bd. 1860, S. 40, finden wir 2 Arten, nämlich außer der erwähnten noch F. clanga, *Pall.*" — E. v. Homeyer rechnet nun zu dieser Gruppe 6 Arten, von denen wir 3 Arten in Betracht ziehen, da nur sie in Deutschland, die beiden großen Arten aber selten, vorkommen.

Der Steppen-Adler. Aquila orientalis*), *Cabanis.*

Größter Schrei-Adler. — A. nipalensis, *Hodgs.* 1836; *Dresser* 1875; *A. Br.* 1882; — A. biasciata, *Gray* 1844; *Bp.* 1850; *Strickl.* 1855; — A. orientalis, *Cab.* 1854; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves.* 1886; *v. Ries.* 1889; — A. mogilnik, bisfasciata, et naevioides, *Schl.* 1862; — A. famurensis, *Swin.* 1871; — A. mogilnik, *B. R. Sharpe* 1874 *ex Gm.* — *) Die Trennung als besondere Art hat Prof. Cabanis bewiesen und durchgeführt, daher wird ihm die Autorschaft zugeschrieben.

Kennzeichen. Nasenlöcher länglich quer. Alt und jung auf dem Braun des Körpers ohne alle Rostflecken; Schwanzdecken oben und unten roströtlichgelb, nur ausgebleicht weiß oder weißlich; Rostflecken ohne Grau; Fußwurzel einfarbig braun, oder graubraun; hintere Schwingen an der Innenseite mit scharf hervortretenden hellgrauen Binden und bei nicht ganz alten Vögeln, wie der Schwanz, mit sehr großen roströtlichgelben Spitzenflecken; Mundspalte bis an oder über die Mitte des Auges; die beiden mittleren Schwanzfedern deutlich an der Oberseite gebändert. — Anmerkung: Bei einigen Vögeln, ohne Unterschied des Alters, kommt ein mehr oder minder bedeutender rostfarbener Nackenfleck vor, der individuell zu sein scheint.

Er ist ein Riese unter den Schreiadlern, der fast dieselben, ja mitunter noch größere Maße hat, als der Königsadler. Länge 78 cm; Flugbreite 190 cm; Flügel 60 cm; Schwanz 27,5 cm; Lauf 9,5 cm; Mittelzehe 6,5 cm; deren Kralle 2,8 cm. Nach spezieller Ausmessung von 18 Stück durch Herrn E. v. Homeyer stellen sich die Maße: Schwingen 525—590 mm; Schwanz 250—295 mm; Lauf 90—104 mm; die Spalte des sehr großen Schnabels 73 bis 76 mm; Höhe desselben vor der Nase 32—37 mm.

Beschreibung. Der alte Vogel ist der Hauptfärbung nach einfarbig dunkel erdbraun. Der Schnabel ist schwärzlichblau, die Wachshaut pomeranzengelb; Iris in der Jugend nußbraun, im Alter goldfarben; die Läufe sind kurz befiedert, und die kurzen Hosen bräunlich, immer dunkler als bei Stein- und Kaiseradler; die Zehen gelb, an den Sohlen mit starken Gelenkballen; die Krallen schwarz. — Das Dunenkleid zieht etwas ins Gelbliche und hat bei sehr jungen Vögeln einen leichten graulichen Anflug. Zehen und Wachshaut sind anfangs blaßgelb, nehmen aber bald einen ins Pomeranzenfarbige ziehenden Ton an. Schon die hervorsprossenden Flügel- und Schwanzfedern sind an ihren Spitzen rostrot mit schmalem weißlichem Saum. Das Gefieder des Körpers auch hier schon, ohne jede Zeichnung, einfarbig dunkel kastanienbraun, mit leichtem Stich ins Graue. Die Gestalt ist plump, der Schnabel sehr groß, wodurch die Steppenadler schon in den allerjüngsten Zuständen mit Sicherheit von den verwandten Arten unterschieden sind.

Dieser Adler ist mit keinem seiner Verwandten zu verwechseln, namentlich unterscheidet er sich, solange er in der Jugend noch Flecken hat, sehr auffallend. Diese Flecken stehen, wie schon erwähnt, nur auf den Spitzen der Schwanz- und hintern Schwungfedern, sowie auf den Spitzen der Deckfedern, und bilden über dem Flügel 2 beinahe zusammenhängende Binden. Die Flecken sind von mehr roströtlicher Färbung, als bei jedem andern Schreiadler und fehlen gänzlich auf dem kleinen Gefieder, was allein schon bei jüngern Vögeln ein völlig ausreichendes Kennzeichen gibt. — Die Nackenfedern sind auffallend kurz und unterscheidet er sich auch dadurch von allen übrigen Schreiadlerarten.

Der Steppenadler hat seinen Namen nicht umsonst, denn er hält sich nur an freie Gegenden und meidet den Wald; er bewohnt einen großen Teil Asiens und des östlichen Europas. Als Brutvogel hat man ihn bisher nur in den Steppen an der Wolga und denen Mittel-Asiens, namentlich in der Hohen Gobi gefunden. Seine Verbreitung scheint ostwärts bis China zu gehen und in Ost-Indien ist er durchaus nicht selten. Es scheint jedoch nicht festgestellt, ob er dort nistet oder die alten Vögel nur Wintergäste sind, während die jüngern, noch nicht brutfähigen auch ihren Sommeraufenthalt dort nehmen. Im südlichen Rußland, am Schwarzen Meer und am Bosporus hat man ihn gefunden, aber das westliche Europa hat er ganz gemieden. Ein junger Vogel im Königsberger Museum wurde in Pommern erbeutet. In der Dobrudscha soll man, nach Sintenis, das Nest des Steppenadlers auf der bloßen Erde, nur gedeckt durch einen Strauch, gefunden haben. Orn. Centralbl. 1878, 15.

Der Schell-Adler. Aquila clanga, *Pallas.*

Großer Schrei-Adler. — Aquila clanga, *Pall.* 1811; *Degl. & G.* 1849; *Br.* 1855; *Heugl.* 1869; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *E. v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — A. fusca, et unicolor, *Br.* 1831, 1855; — A. vittata, *Hodgs.* 1844; — A. fusco-ater, *Wodz.* 1851; — A. naevia, *Nils.* 1858; *Schrenk* 1859; *Dybowsky* 1868; *Hume* 1869; — Falco clanga, *Naum.* 1860; — Pseudaëtus clanga, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Nasenlöcher rund oder rundlich; Nacken und Oberbrust wie der Oberrücken stets ohne Rostflecken. Die Fleckung beginnt auf der Unterseite stets unterhalb der Kropfgegend und zeigt sich in eigentümlichen rostgraulichen Längsstreifen des jungen Vogels, welche nach der zweiten Mauser breiter werden und ein mehr rostliches Ansehen gewinnen. Die Schaftflecken der hinteren Schwingen und Flügeldeckfedern sind sämtlich mit Grau mehr oder weniger gewässert. Die untern Schwanzdecken sind rostlich weiß, die obern rein weiß; Fußwurzeln von der Körperfärbung, mit mehr oder minder Weiß gemischt, gewöhnlich der untere Teil, namentlich bei jüngern Vögeln, mehr oder minder bedeutend, rein weiß; Wurzeln der Schwungfedern an der Innenseite weißgraulich gewässert. Die mittlern Schwanzfedern an der Oberseite nicht oder wenig gebändert; die Unterseite des Schwanzes mit wenigen und wenig bemerklichen Binden. Die Mundspalte erreicht nicht die Mitte des Auges; die Flügel erreichen fast oder überragen das Schwanzende.

Der Schelladler ist merklich größer und schlanker als der Schreiadler. Länge 69—70; Flugbreite etwa 175; Lauf 11; Schwanz 28; Mundspalte 5,4; Mittelzehe 5,5; deren Kralle 2,6; Hinterzehe 2,8; deren Kralle 3,2 cm.

Beschreibung. Das braune Gefieder purpurschwärzlich schillernd. Kein rostroter Nackenfleck. Unter dem Auge ein weißliches Fleckchen. Im hohen Alter beinahe einfarbig, bis auf die weißgefleckte Oberschwanzdecke. Der Schnabel ist bleiblau; die Wachshaut zitrongelb; die Iris in der Jugend nußbraun, dann immer gelber, bis im Alter ins Goldfarbige übergehend; die Zehen zitrongelb, an den Sohlen mit starken Ballen; die Krallen schwärzlich, ziemlich groß, mehr schlank, nicht stark gebogen, unten flach, die mittelste mit einer Randschneide nach innen, die Kralle der Hinterzehe in gerader Linie 3,5 cm.

Er erreicht die Größe des Steppenadlers nicht und ist auch schlanker, überhaupt von allen Schreiadlern am schlanksten gebaut. Auch reichen die Flügel bis an oder über das Schwanzende, was bei keinem andern Schreiadler der Fall ist.

Die Verbreitung dieses Vogels ist, nach E. v. Homeyer, eine höchst eigentümliche. Eine gewöhnliche Erscheinung als Brutvogel ist er von den nördlichen Ufern des Kaspischen Meeres durch Süd-Sibirien bis ins Amurland, nördlich bis zum 56. Grad im Ural. Steppengegenden vermeidet er und scheint, wie sein kleiner Vetter, die Laubwälder, besonders hochgelegene, vorzuziehen. Sein Vorkommen in Südost-Europa ist gewiß, und er verfliegt sich häufiger in das südwestliche Europa als man dies bisher annahm; aber es ist nicht festgestellt, ob er auch als Brutvogel vorkommt. Außerdem kommt er auch in Egypten im Winter häufig vor. Seine Verbreitung ist eine viel größere als die des Schreiadlers, aber merkwürdig ist es, daß der Schelladler weit häufiger in Süd-Deutschland, in der Schweiz, in Italien und Frankreich vorkommt, als der Schreiadler; während er in Nord-Deutschland zu den größten Seltenheiten gehört, wo der Schreiadler einer der gewöhnlicheren Raubvögel ist. Seine Zugzeit ist von der Mitte des September, im Frühjahr vom Anfang des April an. Seine Zuglinie ist im Herbst eine südwestliche, im Frühjahr entgegengesetzt.

Sein Horst steht auf alten hohen Bäumen, wo er gern einen von Bussarden und Milanen verlassenen ausbessert und vergrößert. Auch er hat die Gewohnheit, den Horst mit frischem Laub zu belegen. Im Mai findet man darin 2 Eier, welche denen des Steinadlers, bis auf geringere Größe, höchst ähnlich sind. Sie messen 67 + 50 mm.

Das sehr schwarze Gefieder und die ansehnlichere Größe mit dem auffallenden weißen Fleck auf dem Bürzel, lassen diesen Vogel schon in der Entfernung von dem kleinen Schreiadler unterscheiden. Seine Stellung gleicht ganz der des Steinadlers, er ist aber sanfter und wird in der Gefangenschaft bald zutraulich. Durch seine Stimme unterscheidet er sich entschieden vom kleinen Schreiadler, sie klingt: „jef, jef, jef", ähnlich dem Bellen eines jagenden Spitzhundes. Er raubt Wasservögel, besonders Enten, selbst Gänse, Feldvögel, junge Hasen, Hamster, Mäuse, Frösche, auch Käfer, aber niemals Fische.

Der Schrei-Adler. Aquila naevia, *Brisson.*

Taf. 21, Fig. 3.

Kleiner Schrei-Adler, Kleiner Schellen-, Gänse-, Enten-, Rauhfuß-Adler. — Aquila planga, clanga, anataria, congener, naevia, et maculata, alte Autoren, welche, trotz dieser vielerlei Namen, keine Arten unterschieden, sondern Farben- und Größenunterschiede für zufällige hielten; — A. naevia, *Briss.* 1760; *Gm. ex Briss.* 1788; *Lath.*; *M & Wolf* 1810; *Gould* 1837; *K. & Bl.* 1840; *Gray* 1845; *Bp.* 1850; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Falco naevius, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.* 1834; — F. maculatus, Jugend, *Gm.*; — A. planga, *Vieill.* 1823; — A. pomarina, *Br.* 1831; *Rchw.* 1889; — Pseudaëtus naevius, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die Nasenlöcher sind kurz, länglichrund, schief gestellt, oben etwas nach vorn geneigt und am Vorderrande durch eine Hautleiste etwas gebuchtet. Im Nacken und um die Kropfgegend Rostflecken, die nur bei Vögeln des höchsten Alters ganz fehlen; Oberflügel sehr hell und gegen die Rückenfärbung stark abstechend; Schwanzdeckfedern nicht rein weiß; Mundspalte bis vor die Mitte des Auges; Fußwurzel ein Fünftel kürzer als bei den beiden vorhergehenden Arten; Schnabel schwach; Flügel und Schwanz kürzer, letzterer stets unter 25 cm.

In dieser Gruppe ist er der kleinste Adler. Länge 65; Flugbreite 160; Fittiglänge 49; Schwanz 25; Lauf 8; Schnabel 3,90; Mundspalte 4,5 cm.

Beschreibung des ausgefärbten Vogels. Hauptfarbe einfarbig düster erdbraun; Oberflügel heller; im Genick ein rostgelber Fleck; das Gefieder der Beine heller als die Brust; Schwingen matt schwarz; Schwanz mattschwarz mit Querbinden auf der Innenfahne, welche an der Unterseite hellgrau sind. Der Schnabel ist schwarz; die Wachshaut und Iris in der Jugend gelbbräunlichgrau, dann gelbbraun, immer gelber, bis im Alter hochgelb; die Füße sind schlank, mit kurzen Hosen; die Läufe dicht befiedert; die etwas schwächlichen Zehen hochgelb; die schwarzen Krallen schlank, schwach, nicht stark gebogen, spitz, unten flach zweischneidig. Im mittleren Alterskleid Hauptfarbe erdbraun, auf dem Oberflügel und der Brust einige feine rostfarbige Spitzenschaftfleckchen; Hosen und Beine sehr bleich rostbraun. Im Jugendkleid ist das ganze Gefieder dunkel kaffeebraun, oben am dunkelsten mit Kupferschimmer; die Federn je nach zunehmender Größe mit rostgelblichen Schaftstrichelchen, und noch hellfarbigeren grauen größern Tropfenflecken besetzt; die Unterschwanzdecke licht rostgelb, bräunlich gefleckt. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt, nur die kleineren Männchen etwas mehr gefleckt.

Die Verbreitung des Schreiadlers ist, nach E. v. Homeyer, eine weit beschränktere als die des Schelladlers. Die Angaben über das Vorkommen desselben sind fast überall unzuverlässig, da er stets mit seinen Verwandten verwechselt wurde. Seine Hauptwohnplätze in Mittel-Europa sind das nordöstliche Deutschland, nach den Beobachtungen E. Harterts, einer der häufigsten Raubvögel in der Provinz Ostpreußen; ferner in Pommern, Polen, Ungarn, West-Rußland, in der

Dobrudscha und in der europäischen Türkei, wo er bis nach Griechenland herabgeht. Auf der oberungarischen Herrschaft Arva wurden von 1864 bis 1874, in zehn Jahren, 222 Schreiadler erlegt. Cab. J. 1876, 331. Auf dem Zug bereist er die asiatische Türkei und Nord-Afrika. Weiter ostwärts ist seine Verbreitung in Asien beschränkt, und nach Keßler macht der Don die Grenze zwischen dem Schrei- und Schelladler, indem östlich dieses Flusses fast ausschließlich der Schelladler, westlich der Schreiadler vorkommt (Wand. d. Vög. E. v. Homeyer, 153). Westwärts erscheint er schon in Italien, in der Schweiz und in Frankreich als große Seltenheit. Dagegen ist er in den Niederungen Nord-Deutschlands, wo es ja überall Wälder mit ausgedehnten Brüchen, großen Seen und sumpfigen Waldwiesen gibt, ein häufiger Brutvogel. Laubwälder, und unter diesen den Buchenwald, zieht er entschieden den Nadelwäldern vor. Er hält sich mitunter auch in weniger bewaldeten Revieren auf und bestreicht von da freie Gegenden und Felder, namentlich die niedern wasserreichen Partien derselben. Sein Zug ist anfangs April und Mitte September. Seine Zuglinie scheint aber eine südliche oder südöstliche zu sein. In Nord-Deutschland wurde er nie als Wintervogel beobachtet.

Er horstet auf hohen, alten Bäumen, auf Eichen, Buchen, seltener auf Birken und Erlen, und noch seltener auf einem Nadelbaum. Der Horstbaum ist, nach E. v. Homeyer, nicht im Dickicht, sondern an einer kleinen Blöße, um beim Abstreichen vom Horste nicht durch Gezweige behindert zu sein. Gerne sucht er auch hügelige Stellen für die Wahl des Horstplatzes. Der Horst wird, wenn nicht bedeutende Störungen vorfallen, viele Jahre benutzt; er hat aber oft auch mehr als einen, mit denen er dann nach Gutdünken wechselt. Während des Brütens legt er auch — wie es viele andre Raubvögel thun — grüne Zweige auf. Das Gelege besteht gewöhnlich aus 2 Eiern. Nur ein einziges Ei zu finden, ist nicht ganz selten; 3 Eier bei einem Gelege zu finden, ist eine Ausnahme. Diese sind kurzoval, fast gleichförmig stumpf abgerundet, grobkörnig und auf weißem, ins Blaugrünliche ziehenden Tone mit graurötlichen Schalenflecken und dunkel kastanienbraunen Spritzern, Punkten und Flecken bezeichnet, die sich oft an einem Ende kranzartig häufen. Manchmal haben sie nur wenig Farbenzeichnung. Sie messen im Mittel 61,3 + 49,4 mm.

Dieser Vogel erinnert vielfach an die Bussarde, obwohl er in seinen Stellungen den größern Adlern ähnlich ist. Sein Flug ist nicht so kräftig, wie bei andern Adlern, aber auch nicht so träge, wie bei den Bussarden. Er ist scheu und vorsichtig, hütet sich auf freiem Felde vor der Nähe des Menschen und kann meist nur im Walde hinterschlichen werden. Die Stimme unterscheidet ihn auffallend vom Schelladler, es ist ein etwas gedehntes, hell und wohlklingendes „wuih", das mit einem eigentümlichen, hellpfeifenden kürzern „fuik" wechselt. Diese Stimmen hört man während der Begattungszeit am häufigsten, wenn beide Gatten hoch in den Lüften im Kreise fliegen, oder sich über dem Walde flugspielend umhertreiben. Zu andern Zeiten läßt er sich so selten hören, als sein Verwandter, der Schelladler. Die Nahrung besteht aus Fröschen, Eidechsen, Nattern, gelegentlich auch aus Fischen, deshalb bewohnt er gern solche Gegenden, wo es dergleichen Beutetiere gibt; ferner raubt er auch kleinere Säugetiere und Vögel, besonders während der Nestjungenzeit, wo er der hungrigen Brut zulieb raubt, was er nur aufbringen kann. In der Gefangenschaft frißt er Fleisch aller Art, besonders gern Geflügel, wird zahm und zutraulich und bedarf Wasser zum Trinken und zeitweise zum Baden.

3. Gruppe: **Zwerg-Adler.** Hieraëtus, *Kaup.* 1845.

Nisaëtus, *Hodgs.* 1836. — Sehr kleine Adler mit ziemlich kurzen Fußwurzeln, sonst aber in allem die Adlergestalt darstellend. Ihre Größe ist noch etwas geringer, als bei den Bussarden, sie sind aber viel gewandter als diese, so gewandt im Rauben, daß sie an die Edelfalken erinnern. Der Farbenwechsel ist bei diesen kleinen Adlern sehr bedeutend, wie beim Bussard, und an kein uns bekanntes Gesetz gebunden, man bestimmt deshalb 2 Farbenrassen, die eine mit hellem, die andere mit dunklem Unterleib. 1 Art.

Der Zwerg-Adler. Aquila pennata, *Gmelin.*

Taf. 21, Fig. 4.

Kleinster, Gestiefelter, Singender Adler. — Falco pennatus, *Gm.* 1788; *Temm.* 1824; *Glog.* 1834; *Naum.* 1860; A. pennata, *Cuv.* 1817; *Vig.* 1824; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — A. minuta, et nudipes, *Br.* 1831; — Morphnus dubius, et Butaëtus Lessoni, *Smith* 1835; — Butaquila strophiata, et Nisaëtus pennatus, *Hodgs.* 1837; — Spizaëtus milvoides, *Jerd.* 1839; — Hieraëtus pennatus, *Kaup.* 1845; — A. longicaudata, *Heugl.* 1856.

Kennzeichen. Die Nackenfedern stumpf zugespitzt, die Federn des übrigen Körpers stumpf zugerundet; ein weißer Fleck, von 8 bis 10 weißen Federn gebildet, ziert die Schultern; Schwanz von den Flügeln bedeckt; die 6 vordersten Schwingen an der Außenfahne verengt. Der Unterkörper verschieden, dunkelbraun oder weißlich. (Siehe unten die Beschreibung.) Etwas kleiner als der Mäusebussard.

Länge 47 cm, Flugbreite 114 cm, Flügellänge 36 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 6 cm. Das Weibchen ist 4 cm länger und 6—8 cm breiter.

Beschreibung. Die helle Spielart, A. pennata, hat Stirn und Zügel gelblich weiß, Scheitel und Backen dunkelbraun, die Federn an der Wurzel weiß, längsgefleckt. Der Unterkörper lichtgelblich, mit braunen Schaftflecken, die an der Brust dichter stehen als nach hinten; am Oberkörper ist der Nacken rötlichbraun; der Rücken und Flügel schwarzbraun mit Kupferglanz, die Federn sämtlich heller gerandet, wodurch auf dem Flügel zwei undeutliche Binden entstehen; die Schwingen dunkelbraun mit drei matten Querbinden auf der Innenfahne; auf der Schulter ein weißer Fleck; die Schwanzfedern oben dunkelbraun, unten graulich, am Ende hell gesäumt. — Der junge Vogel ist unten hell roströtlich, sonst gleicht er dem alten. Nestjunge oben braun, unten rostgelb, ohne Schaftstriche und ohne den weißen Schulterfleck. — Die dunkle Spielart, A. minuta, ist am Kopf und Nacken trüb rotbraun mit dunkeln Längsflecken; der Unterkörper tief dunkelbraun, weshalb die Schaftstriche nicht viel bemerklich sind; nach hinten wird die Farbe etwas lichter; die Rücken- und Schulterfedern sind dunkelbraun; die Schwanzfedern mattbraun, mit 3 bis 4 dunklern Binden, am Ende hell gesäumt. Auf den Schultern ebenfalls ein weißer Fleck. Das Jugendkleid ist lichter, die Schaftflecken der Unterseite deshalb deutlicher, die Schwanzbinden aber nur schwach bemerklich. — Der Schnabel ist bleifarbig, spitzewärts schwarz; die Wachshaut hellgelb; die Iris gelbbraun; die Füße sind nicht sehr stark, mit dichter Befiederung; die Federhosen sind lang; die nicht sehr großen Zehen gelb; die Krallen sind sehr groß, schlank, nadelspitzig, schwarz. — Die Weibchen sind stets einige Centimeter größer.

Dieser niedliche Adler bewohnt nur die gemäßigten und warmen Länder Mittel- und Süd-Europas, Nord-Afrika während der Zugzeit, West-Asien bis Indien. In unserem Erdteil findet man den Zwergadler — nach der Beobachtung des Kronprinzen Rudolf — in den ausgedehnten Wäldern Ungarns, in den Donaufürstentümern, in der Türkei, in Süd-Rußland; westwärts von uns, und zwar ziemlich häufig, in Spanien; selten in Italien. Mehr vereinzelt in den westlichen österreichischen Provinzen, sehr selten in Deutschland und Frankreich. Finden wird man ihn überall in den Landstrichen, die seinen Anforderungen entsprechen, wenn er auch selten geworden ist, nur erfordert es viel Uebung, Ausdauer und ein scharfes Auge, um den Zwergadler in unseren Wäldern finden und beobachten zu können, und besonders die dunkel gefärbten Exemplare nicht mit dem Bussard zu verwechseln. Er bewohnt die Gebirgswaldungen wie auch die Wälder der Ebenen, wenn sie nur gut bestanden sind, eine große Ausdehnung haben, Ruhe und Ungestörtheit bieten und besonders vor den Verfolgungen der Menschen sichern, denn der Zwergadler ist kein scheuer, vorsichtiger Raubvogel, sondern eher zutraulich, deshalb leicht zu erlegen.

Er horstet in großen Waldungen, gern an solchen Stellen, wo sich eine große Fernsicht darbietet. Der Horst ist im Verhältnis zur Vogelgröße ein mächtiger, aber er ist kein Freund vom Nestbauen, und macht lieber den Schreiadlern, Bussarden, Milanen und Reihern ihre Horste streitig, ehe er einen neuen baut. Er hat auch mit manchen andern Raubvögeln die Liebhaberei gemein, denselben mit frischen grünen Laubzweigen zu belegen. Nicht selten findet man mehrere Horste des Zwergadlers in geringer Entfernung von einander. Die zwei, nur selten drei Eier findet man Anfangs Mai; sie sind oval, zuweilen kurz, ziemlich feinkörnig, glanzlos, grünlichweiß, mit rotgrauen Schalenflecken und braunroter Fleckenzeichnung; häufig aber auch mit einfarbigem Grunde, nämlich einfach blaugrünlichweiß. Sie messen durchschnittlich 56 + 45 mm. (Cab. J. 1872, S. 300, von L. Holtz.) Die Entwicklung der Jungen, welche in 4 Wochen ausgebrütet sind, geht langsam von statten, und braucht bis zum vollkommenen Flüggewerden wohl bis Ende des August. Unter den Jungen eines Horstes findet man dunkel und hell gefärbte. Beim Brüten sind Männchen und Weibchen beteiligt und sehr besorgt um ihren Horst; sie benehmen sich auch anhänglich und zärtlich gegen einander und schnäbeln sich, nach Wodzicki, fast wie die Tauben. Nach demselben Beobachter ist es auch bezeichnend, wie der Zwergadler seinen Horst besteigt; er setzt sich weit von demselben auf den Ast, bückt den Kopf, bläst den Kropf auf und schreitet langsam, wie eine Taube, demselben zu, dabei läßt er ein wohltönendes „kei kei kei" hören. Während der Brutzeit ist der Zwergadler außerordentlich kühn, greift mutig alle größeren Raubvögel an und bringt selbst Seeadler durch wiederholte gewandte Stöße zum Weichen. Milane und Habichte werden in gleicher Weise verjagt.

Dieser kleine Adler repräsentiert ganz die Gestalt des Steinadlers in verjüngtem Maßstabe, denn er erreicht die Größe des Bussards nicht, ist aber viel gewandter als dieser, denn er kann Stare und selbst Tauben im Fluge fangen, jagt gern im Walde, und hier, nach A. Brehm, nicht weniger geschickt, als der Habicht. Wie der Wanderfalk wird auch der Zwerg-

adler von Milanen verfolgt, wenn er eine Beute gemacht hat, die er häufig auch dem Schmarotzer zuwirft. Vögel, kleinere Säugtiere und Lurche, besonders Eidechsen, bilden seine Hauptnahrung. Zu seiner Belustigung kreist der Zwergadler in höchst anmutiger Weise umher, liebt es auch, in bedeutende Höhen aufzusteigen, bei seinen Jagden hingegen schwebt er niedriger über dem Boden dahin, wobei er sich mit den schlanken Flügeln und fingerförmig geteilten Spitzen als echten Adler kennzeichnet. Seine Stimme ist ein feines „tü tü" oder „tü tü tü", das eher dem Pfeifen eines Wasserläufers gleicht und recht wohltönend ist. Kronprinz Rudolf möchte ihn den singenden Adler nennen, denn die kurze, aus abwechselnden Lauten bestehende Strophe ist ein Gesang, nicht mit dem schrillen Pfiff anderer Raubvögel zu verwechseln, sondern eher mit den Tönen eines Singvogels zu vergleichen.

Gegen den Uhu zeigt er tödlichen Haß und stoßt mehrmals und mit voller Gewalt nach demselben, wobei er erlegt werden kann.

4. Gruppe: **Habichts-Adler.** Nisaëtus, *Hodgson* 1837.

Die Nackenfedern pfriemenförmig verlängert, die Rücken- und Bauchfedern breit; kein weißer Fleck an der Flügeleinlenkung; Schwanz ragt mit einem Endbrittel unter den Flügeln hervor, welche verhältnißmäßig kürzer als bei anderen Adlern sind; der Körper ist schlank; die ziemlich langen und starken Füße sind bis auf die Zehen befiedert, die Fänge groß und kräftig mit langen flachgebogenen Nägeln; der Schnabel ist stark. Es sind sehr gewandte und mutige Raubvögel; ihre schlanke Gestalt, sowie der rasche Flug erinnern sehr an die Habichte. Von 4 Arten in Europa nur: 1 Art.

Der Habichts-Adler. Aquila fasciata, *Vieillot.*

Gestrichelter, Bonellis Adler. — A. fasciata, *Vieill.* 1790, 1822; *Strickl.* 1855; *Rchw.* 1882; — Falco Bonelli, *Temm.* 1820, *Naum.* 1860; — F. ducalis, *Licht.* 1824; — A. intermedia, *Boitard* 1825; — A. Bonelli, *Less.* 1831; *Gray.* 1869; — Nisaëtus grandis, nipalensis, et rubriventris, *Hodgs.* 1836, 1844; — Tolmaëtus, Eutolmaëtus, et Spizaëtus grandis, et Bonelli, *Blyth.* 1846; — N. niveus, et strenuus, *Jerd.* 1847; — Aquilastur Bonelli, *Br.* 1860; — Nis. fasciatus, *A. Br.* 1882; — Nis. Bonelli, *v. Hom.* 1885; — Pseudaëtus fasciatus, *Meves* 1886.

Unter den Adlern ist dies der gewandteste und durch seine Dreistigkeit der gefährlichste; eine Geißel für die einsam gelegenen Meierhöfe, auf denen Hofgeflügel und Tauben unterhalten werden; ein Würger für alle Tiere des freien Feldes, die er bezwingen kann, und es sind deren nur wenige, bei denen er es nicht wagt. Die Harpye Süd-Europas.

Kennzeichen. Der lange, am Ende gerade, mit 9 bis 10 schmalen dunkeln Bändern weitläufig durchzogene Schwanz ragt mit dem Endbrittel oder Endviertel über die Spitzen der ruhenden Flügel hinaus; Zehen und Krallen sehr groß, letztere aber nur im Viertelkreise gebogen. Unterseite auf weiß- oder lichtbraungelblichem Grunde mit dunkelbraunen Schaftstrichen, die höchstens 3 mm breit und unten zuweilen birnförmig erweitert sind; die 6 ersten Schwingen an der Außenfahne verengt.

Länge 68 bis 74 cm, Flugbreite 153 bis 167 cm, Flügellänge 50 bis 52,5 cm. Schwanz 24 bis 26 cm, Schnabel im Bogen 5 bis 5,2 cm, Größe des Schelladlers.

Beschreibung. Oberseite dunkelbraun, Kopfseite und ganze Unterseite weiß mit schwarzbraunen Schaftstrichen, auf der Brust Tropfenflecke, Schenkel und Steiß mit braun gemischt; Schwanz graubraun, mit 9—10 schmalen dunkeln Bändern. — Der Schnabel ist bleiblau, die Wachshaut schön zitronengelb; das Auge in der Jugend lebhaft nußbraun, im Alter goldfarbig; die Läufe sind hoch, die Zehen auffallend groß, hochgelb, die großen Krallen schwarz. — In der Jugend ist der Unterkörper blaßgelblich rostfarben, der Oberkörper graubraun, mit dunklern Schaftstrichen, Flecken und undeutlichen Bändern, auf dem Unterflügel ein großes, weißes Feld.

Der Habichtsadler bewohnt Süd-Europa von Spanien bis Griechenland; Nordwest-Afrika, doch selten Egypten; Asien bis zum Himalaja-Gebirge und Indien. In Spanien und Algier ist er der am häufigsten vorkommende Adler. Für Deutschland aber nur eine sehr seltene Erscheinung. — Waldlose felsige Gebirge sind seine Wohnplätze, von denen er weit hinaus in die Ebenen nach Beute umherstreift. Er wandert nicht, streicht aber nach der Brutzeit im Lande umher, wo ihrer dann oft mehrere zusammentreffen. R. Brehm sah einmal über dem Königspark Pardo bei Madrid ihrer zwanzig dahinziehen. Am Horstplatz wird aber kein andrer Raubvogel von ihm geduldet. Er horstet in den Höhlen und Rissen steiler Felsenwände, aber auch, wenn auch



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

seltener, auf Bäumen. Powys berichtet über diese Art, die er in Epirus beobachtete: „Immer waren es Paare, die Felsen in der Nähe von Sümpfen als Wohnsitz inne hatten.“ Lord Lilford traf diese Adler in Albanien brütend. Die Horste in Griechenland waren aus Zweigen des wilden Oelbaums und einigen Blättern der Stecheiche zusammengetragen, die Nestmulde mit einigen Dunen des Brutvogels belegt. Obenauf belegt der Vogel seinen Horst mit frischem Laub, das von Zeit zu Zeit erneuert wird. Die zwei Eier, welche man schon im Februar zu suchen hat, sind kurz elliptisch, ziemlich rauh, mit kleinen, unregelmäßigen Poren, glanzlos, von grünlich weißer Grundfarbe, mit vielen bleich rostbraunen Schalenflecken, wie gewässert, und mit einigen kleinen, braunroten Flecken und Schmitzen bezeichnet. Auch haben diese Eier eine dunkelbraune, leicht abwaschbare Pigmentierung. Bei durchfallendem Lichte erscheint die Schale grün, wie bei Palumbarius. Bei der Seltenheit dieser Eier sind die Abweichungen nicht genugsam bekannt; sie sind 7,1 bis 7,5 cm lang und 5,4 bis 5,7 cm breit. Die Brutzeit dauert 28 Tage. Eier dieses Raubvogels wurden gesammelt in Süd-Spanien, Gibraltar, Malta, Süd-Italien, Dalmatien, in der Herzegowina, in Griechenland, in der Türkei u. s. w.

Dieser Vogel ist stark wie ein Adler, gewandt wie ein Edelfalk und beutegierig wie ein Habicht, dabei aber vorsichtig; er hat einen rascheren Flug als andre Adler, über seinem Horste dreht er sich in hohem majestätischem Flug umher, ist aber durch die schlankere Gestalt, den langen Schwanz und die blasse Isabellfarbe der Unterseite samt Flügeln leicht zu unterscheiden; noch kenntlicher ist der alte Vogel an dem vorherrschend blendenden Weiß, der dunkeln Endbinde und dem schwarzen Feld in der Mitte des weißen Unterflügels. Im Sitzen trägt er sich weniger edel als andre Adler, mehr wagrecht und nach vorn gebeugt. Er ist auch außerordentlich mutig, denn er fürchtet sich vor keinem andern Vogel, sei es Steinadler, Geieradler, Kutten- oder Gänsegeier, alle werden von ihm angegriffen. — Seine Nahrung besteht aus Tieren von Hasengröße, bei den Vögeln von Trappengröße an abwärts. In Spanien ist er der gefürchtetste Feind der Haushühner, und nimmt sie vor den Augen ihrer Besitzer weg; ebenso stellt er den Tauben nach, die er, gewandt wie ein Edelfalke, im Flug wegfängt. Wenn die Tauben die Flucht ergreifen, stürzt sich einer der Adler aus bedeutender Höhe herab unter die Tauben, welche dadurch in Verwirrung geraten. Sein Gefährte benutzt diese Verwirrung und stößt mit untrüglicher Sicherheit auf eine herab, während der erste von neuem sich erhoben hat und nun einen eben so sichern Stoß ausführt. In der Not soll er auch Aas fressen.

5. Gruppe: **See-Adler,** Haliaëtus, *Savigny* 1809.

Aquila, *Vieill.* 1807. — Die Mitglieder dieser Gruppe sind große, starke Raubvögel. Der große Schnabel, der ziemlich kleine Kopf, der lange Hals, die breiten, im Sitzen träge hängenden Flügel, erinnern an die Geier. Der Schnabel sehr groß und hoch, ungezahnt; Nasenlöcher parallel dem Vorderrande der Wachshaut, etwas schief; der Lauf halb befiedert, in der untern Hälfte nackt; Zehen ganz beschildet, kurz und ungemein dick, ohne Spannhaut; die Sohlen rauhwarzig, Krallen groß und dick, unten flach, mit schwach vortretender Kante; Mittelkrallen inwendig mit einer Kante längs der Mitte; Schwanz etwas kurz, stark zugerundet; Flügel groß und breit; 2. bis 6. Schwinge nach der Spitze außen verengt, die 3. Schwinge die längste; Körper stark, beinahe plump. Die Nackenfedern sind nicht lang, aber scharf zugespitzt. Die Färbung ist eine düstere, graubräunliche. Der Schwanz ist weiß und auch der Kopf hellfarbig. Sharpe zählt 7 Arten, von denen hier 2 Arten:

Der Gemeine See-Adler. Aquila albicilla, *Linné.*

Taf. 21, Fig. 2.

Meeradler, Großer Fischadler, Gelbschnabel, Weißschwanz, Gänseadler, Beinbrecher, Gußaar. — Pygargus, Albicilla, et Hinnularia, alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — Falco albicilla, *L.* 1758; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1805; *Naum.* 1822; *Glog.* 1834; — F. melanaëtus, Jugend, *L.* 1758; — Aquila albicilla, Alt, et ossifraga, Jugend, *Briss.* 1760; — Vultur albicilla (albiulla ist Satzfehler), *L.* 1766; — F. albicaudus, *Gm.*; — F. hinnularius, *Lath.* 1790; — Haliaëtus albicilla, *Leach.* 1816; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — H. borealis, *Faber* 1827.

Kennzeichen. Schnabel in der Jugend schwärzlich, im Alter hellgelb; die Fußwurzel nur halb befiedert; der nackte Teil derselben und die Zehen gelb; die Hosen dunkelbraun einfarbig, nur am jungen Vogel gefleckt; der Schwanz keilförmig, die äußerste Feder 4,8 cm verkürzt; das Schwanzende kaum mehr als 2,4 cm über die Flügel hinausragend; die Innenfahnen der vor-

dersten 5 bis 6, und die Außenfahnen der 2 bis 7 großen Schwingen am Enddrittel schnell verschmälert. Die Schwanzdeckfedern braun; der Kopf in der Jugend braun, im Alter schmutzig weißlichgrau.

Länge 84—94 cm, Flugbreite 2,25—2,50 m, Fittiglänge 65—72 cm, Schwanzlänge 31 cm, Schnabellänge über den Bogen 8,4 cm, Höhe des Laufs 9,5 cm.

Beschreibung. Er ist im hohen Alter düster braun, mit hellern Federrändern; der Unterleib dunkelbraun; die großen Schwingen schwarz; Kopf und Hals gelbbräunlich weiß; der Schwanz rein weiß. — Schnabel hellgelb mit weißer Spitze; Wachshaut, Füße und Augensterne zitrongelb; die Krallen schwarz. Jüngere Vögel sind schmutzig graubraun, hin und wieder mit Falb und hellem Weißgrau gemischt; Kopf und Hals fallen mehr ins Weißgraue; der keilförmige, weiße Schwanz ist an der Wurzel schwarz gefleckt und bespritzt. — Junge Männchen sind dunkel kastanienbraun, weiß und rostgelb gefleckt; der Schwanz ist dunkelbraun gefleckt; der Schnabel schwärzlich. — Das Weibchen ist größer und in jedem Alter heller gefärbt.

Der Seeadler bewohnt Grönland, ganz Europa und Nord-Asien bis Japan, besonders die Meeresküsten, die Seen und große Flüsse. In unserem Erdteil: den ganzen Norden; Jütland, Seeland, Pommern; er ist ziemlich häufig an der Nordsee als Wintervogel, in den Wäldern an der Ostsee als Brutvogel; ebenso in Ungarn, besonders der Donau entlang, bis in die Dobrudscha (Delta der Donau) hinein, wo der gewaltige Vogel an den geflügel- und fischreichen Balten und Inseln sehr häufig ist; in Süd-Rußland u. s. w. Auf baumlosen Inseln, wo er im Winter seine Jagden betreibt, übernachtet er in den Dünen, gewöhnlich aber auf Waldbäumen, Felsen und Strandklippen. Nach der Brutzeit streichen Alte und Junge nach ausgiebigen Futterplätzen, teils an den Meeresküsten, teils an den größern Flüssen stromaufwärts im Innern der Länder, wo sie dann einige Zeit verweilen, bis sie verjagt werden, oder die Gegend ausgebeutet ist. Dabei sieht man nicht selten Gesellschaften von 3—4, ja 6—8 Stück gemeinschaftlich reisen. Die jungen nicht gepaarten Adler ziehen einige Jahre, Sommer und Winter, in den Ländern herum, bis sie in einem Alter von ca. 3 bis 4 Jahren paarungsfähig geworden sind und einen Horstplatz suchen. In Europa sind sie die am häufigsten vorkommenden großen Adler.

Ueber den Aufenthalt der Seeadler auf der Westseite Schleswig-Holsteins und der nordfriesischen Inseln äußert sich Dr. Rohweder wie folgt: „Vom September bis zum Februar halten sich stets einige Seeadler in der Küstengegend auf. In den 10 bis 15 Kilometer von der Nordsee entfernten Waldungen haben sie bestimmte Lieblingsbäume, die zum Uebernachten immer wieder besucht werden, so viele auch schon heruntergeschossen worden sind; von hier aus ziehen sie regelmäßig auf das an Fischen wie an Wasservögeln gleich reiche Jagdgebiet des Wattenmeeres. Noch ist die Morgendämmerung nicht gewichen, so streichen sie schon über das Haff, langsamen Fluges und scheinbar gleichgültig, der bequemen Beute sicher. Auf hohem Uferrande, zur Zeit der Ebbe auch auf einem über den Schlickergrund hervorragenden Stück Wrackholzes, oder einer Scholle des Seetorfes, pflegen sie bald der Verdauung nach reichlicher Mahlzeit, um nachher wieder auf neuen Raub auszuziehen. Erst in der Abenddämmerung ziehen sie dem erwählten Ruheplatze zu. An diesem, der regelmäßig auch von einigen Steinadlern besucht wird, habe ich die Bemerkung gemacht, daß entweder ihr Schlaf ein leiserer ist, als der des Steinadlers, oder daß Gesicht und Gehör schärfer sein müssen, daß sie in sternklarer Nacht sich weit schwerer anschleichen lassen, als jener, trotzdem sie meist mitten in der lebenden Krone, die Steinadler aber auf einem frei hervorragenden dürren Ast ihr Nachtquartier aufschlagen." Hiezu bemerkt E. v. Homeyer (Reise nach Helgoland, S. 76): „Auf Hiddensöe scheint der Seeadler fast noch zahlreicher zu sein, denn ich habe zur Herbstzeit mehrmals bis über 20 Seeadler in einer Reihe auf kleinen Erhöhungen ruhig sitzen sehen. Auch auf der nahe gelegenen Insel Rügen hat er seine Lieblingsbäume, wo zur Zugzeit im Herbst stets mehrere übernachten. In der Regel sind dies kleine Baumgruppen aus einzelnen starken Kiefern bestehend, und man erlegt die Seeadler am sichersten, wenn man sich an einem solchen Platze vorher anstellt. Einzelne hervorragende Bäume sind so bevorzugt, daß man schon ein Dutzend im Laufe eines Jahres von demselben Baume herabgeschossen hat." — Zum Ausruhen setzt sich dieser Adler aufs Wasser, wie ein echter Schwimmvogel.

Die meisten Seeadler bauen ihre Horste an den Gestaden der nordischen Meere, in Norwegen, Schweden, an den Küsten der Nord- und besonders der Ostsee, in den großen Waldungen Rußlands und Nord-Deutschlands, in Dänemark, Mecklenburg, wo namentlich die Insel Rügen, zuweilen auch Hiddensöe, einen bekannten Brutplatz für diese Raubvögel bildet. Nur selten horstet der Seeadler weiter als eine halbe Stunde vom Wasser entfernt, eher näher. Im südlichen Rußland sind ebenfalls längs der großen Ströme in der Nähe des Schwarzen Meeres mehrere Lieblingswohnstätten des Seeadlers. Im eigentlichen Mittel-Europa wird er nirgends als Brutvogel gefunden. In Oesterreich sind die einzigen Brutstätten dieses Adlers in Süd-Ungarn, in Slavonien, im Bannat und noch weiter an der Donau hinab bis an die serbische Grenze ziemlich häufig; noch häufiger aber in der an Wassergeflügel so reichen Dobrudscha. Hier,

wo es in manchen Distrikten an Bäumen fehlt, horstet er nicht selten auf Steppen oder auf unbewohnten Seeinseln, teils auf Schilfhaufen, teils auf dem flachen Muschelsand. Auch auf der Insel Hiddensöe hat er schon am Strand zwischen niedern Binsen auf dem flachen Boden gehorstet. Im nördlichen Jütland nistet er sehr häufig fast in allen Waldungen. Kjärbölling sah ihn in einem Uferwäldchen auf einer Landzunge im Liimfjord, welches fast nur aus 5 bis 6 Ellen hohen verkrüppelten Birken bestand, und wo er sein Nest in einem etwa 4 Ellen hohen Baume angelegt hatte. Im allgemeinen horstet er aber lieber auf steilen Felsen oder auf Meeresklippen, in vorgefundenen Höhlen oder auf freien, von oben etwas geschützten Vorsprüngen. Da wo Hochwälder die Meeresküsten oder Flußufer säumen, wählt er die höchsten Bäume des Waldes zu seinem Horste. Die alten tausendjährigen Eichen, worauf er horstete, waren früher unter dem Namen „Adlereichen" bekannt. — Der Horst steht auf den höchsten Gipfelzweigen, teils und häufiger auf den Queräſten mehr oder minder nahe am Stamm, auf Eichen, Schwarz- und Weißpappeln, Kiefern, Buchen und andern hohen Waldbäumen. Die Feldsperlinge benützen auch nicht selten die Wände des großen Horstes als Schlaf-, Nist- und Tummelplätze, wie sie es beim Königsadler ja auch thun. In der Nähe des Horstes findet sich meistens ein Ruhe- oder Schlafbaum, der sehr hoch und mit dürren Aesten versehen sein muß, wo einer oder der andere Adler, der nicht beim Horste beschäftigt ist, aufbäumt, und vom erfahrenen, vorsichtigen Jäger angeschlichen werden kann. Der Horst ist sehr groß, gegen 6 bis 7 Fuß breit, und wird durch das alljährliche Auflegen frischen Gezweigs bis zu 3 Fuß hoch und noch höher, so daß sich ein Mann bequem und ohne Gefahr darauf legen kann. Die 2, seltener 3 Eier findet man gegen das Ende des März, sie sind im Verhältnis zur Größe dieses Adlers nur klein zu nennen, denn die Maße betragen durchschnittlich nur 70 + 55 mm, sie sind kurz oval und starkbauchig, mit grobkörniger, vielporiger Schale, sehen trüb weiß aus, entweder ungefleckt oder auch mit spärlichen rötlichbraunen hellern und dunklern Flecken bedeckt. Von innen scheinen sie licht grünlich durch. Die Brutzeit kann man zu 5 Wochen abschätzen; die Jungen aber brauchen an 3 Monate bis sie flügge werden, und kehren in der ersten Zeit des Ausfliegens auch noch öfter zum Horste zurück, bis sie allmählich selbständig und dann von den Alten abgetrieben werden. Für die hilfsbedürftigen Jungen schleppen beide Eltern Nahrung im Ueberflusse herbei, besonders Fische und Wassergeflügel, und verwandeln während dieser Zeit den Horst in eine wahre Schlachtbank. Beim Horst zeigt sich der Seeadler viel energischer als der menschenscheue Steinadler, und wagt zuweilen tollkühne Angriffe auf die menschlichen Störenfriede seiner Brut, besonders wenn der Horst schon Junge enthält. Die Angriffe alter Seeadler können sehr gefährlich ausfallen. Die Steinadler begnügen sich meistens damit, die Plünderung ihres Horstes aus sicherer Entfernung zu überwachen und zu Zeiten ein klägliches „Hii!" auszustoßen! Im Dunenkleid erkennt man den jungen Seeadler an der Bedeckung des Laufes, derselbe ist hinten bis zur Ferse nackt, vorn in der obern Hälfte befiedert, in der untern Hälfte mit 4 bis 5 umfassenden Quertafeln bedeckt, dicht über den Zehen genetzt; die Zehen selbst sind mit Quertafeln besetzt und zwar die Mittelzehe mit 13 bis 14, die Außenzehe mit 5 bis 6, die Innenzehe mit 4 umfassenden Quertafeln; die länglichrunden Naslöcher steigen nach vorn schief auf. Das Dunengefieder ist in den ersten Tagen weiß und ziemlich kurz, aber nachher, wenn die Spitzen der Schwingenkiele hervorbrechen, kommen dichte graubraune Unterdunen zwischen den Federdunen hervor, wodurch sich die Farben ändern. (Ornis 1886, 338, *Meves.*)

Dieser Adler ist ein gewaltiger Räuber, dessen Stärke das kleine Gewild sehr zu fürchten hat; sein Blick ist wild, man vermißt darin das Majestätische der andern Adler. Uebrigens ist er während der Strichzeit gesellschaftlich, denn man sieht nicht selten ihrer 3 bis 4 gemeinschaftlich jagen, sich aber nachher auch um die gemachte Beute zanken. Sein Flug scheint schwerfällig, und er fliegt selten sehr hoch, wobei er den vorgestreckten Kopf und den kurzen ausgebreiteten Schwanz etwas unter die Horizontallinie herabsenkt, was ihn schon in der Ferne kenntlich macht. Seine Stimme ist ein rauhes, tiefes „krau krau!" oder „rra rra", welches in der Entfernung dem Hundegebell ähnelt, auch hört man ein schirkendes „kri kri kri"; in der Gefangenschaft ein hohes, hastig ausgestoßenes „hi hi hi hi". — Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen, nach denen er ins Wasser mit angezogenen Flügeln stößt, zeitweilig vollständig unter dem Wasser verschwindet wie der Flußadler, sich auch wieder mit Hilfe einiger kräftigen Flügelschläge rasch emporarbeitet und mit der gemachten Beute in den Fängen davonfliegt. Doch verschmäht er keineswegs die warmblütigen Tiere, besonders Hasen, Gänse, Enten und andere Wasservögel, geht auch auf Aas und bestätigt das Sprichwort: „Wo ein Aas ist, versammeln sich die Adler." Von Robben oder großen Fischen wird er bisweilen in den Abgrund gerissen und ersäuft. Meer- und Süßwassergeflügel aller Art — großes und kleines —, welches sich durch blitzschnelles Untertauchen den ersten Stößen dieses gefürchteten Raubvogels zu entziehen weiß, jagt er fortgesetzt und so lange umher, indem er sehr aufmerksam den Weg des Tauchers in Sicht behält und ihm über dem

Wasserspiegel folgt, bis dieser durch vieles Tauchen so abgemattet wird, daß er oben liegen bleibt und nun als leichte Beute fortgeschleppt wird, daher suchen sich auch die meisten dieser Wasservögel durch Fliegen zu retten.

In der Gefangenschaft beträgt sich der alt eingefangene Adler ungestüm, tückisch und wird nie recht zutraulich. Sehr jung Aufgezogene machen hievon eine Ausnahme, indem sie recht anhänglich werden. Er ist sehr ausdauernd, denn man hat Beispiele, daß er schon 80 Jahre in Gefangenschaft aushielt. Cab. J. 1877, 108.

Junge Seeadler sind, nach Kronprinz Rudolf, nicht sonderlich scheu, mit Gefahren noch nicht bekannt; plump und schwerfällig versäumen sie häufig rechtzeitig zu entfliehen und lassen daher den Schützen nahe an sich kommen. Der alte Vogel, der schon viel gereist ist, allwinterlich mehrmals die Schrote einiger nachgefeuerten Schüsse pfeifen gehört hat, wird zu einem der scheuesten Tiere. Auf der Luderhütte erwartet man ihn mit Tagesanbruch, und hier beim Aase ankommend, machen ihm augenblicklich alle andern Gäste Platz. Der Angeschossene geht Menschen und Tieren zu Leibe, kann selbst dem stärksten Mann zu schaffen machen und mit Klauen und Schnabel fürchterliche Wunden schlagen, was sich der Schütze merken und im gegebenen Fall zur Vorsicht mahnen möge. — In Fuchseisen, die man mit einem Aas ködert, fängt er sich leicht.

Der Weißköpfige See-Adler. Aquila leucocephala, *Linné*.

Weißköpfiger Meeradler, Amerikanischer See-, Fisch-, Strandadler. — A. leucocephalos, *Briss.* 1760 *ex Catesby*; — Falco leucocephalus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Temm.*; *Glog.*; *Naum.* 1860; — A. leucocephala, *Pall.* 1811; *Br.* 1831; — Haliaëtus leucocephalus, *Sav.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Ries.* 1889; — H. borealis, *Faber* 1827.

Kennzeichen. Der Schwanz abgerundet, die äußerste Feder kaum um 2,4 cm verkürzt; das Schwanzende ragt mehr als 5, oft über 7 cm über die Flügel hinaus. Die Innenfahnen der vordersten 4 bis 5, und die Außenfahnen der 2 bis 6 großen Schwingen am Endbrittel schnell verschmälert; Kopf, Hals, Ober- und Unterschwanzdecke im Alter rein weiß.

Länge 76 bis 95 cm, Flugbreite 190 bis 200 cm, Flügellänge 63 bis 71 cm, Schwanz 32 bis 38 cm, Schnabel 9,5 cm, Lauf 9,5 bis 10,5 cm.

Beschreibung des ausgefärbten Kleides. Der ganze Kopf und Hals rein weiß, ebenso der Schwanz samt obern und untern Deckfedern; das übrige Gefieder einfarbig tief schokoladebraun. — Der Schnabel, das Auge und Wachshaut hellgelb; die Füße sind etwas schlanker als bei dem Weißschwanz, mit großen spitzigen Krallen, von Farbe gelb. — Im mittlern Alter graubraun; die Flügel, Kopf und Hals mit gelblichgrauweißen Federspitzen, lichter als bei der vorigen Art und bereits mit vielem, auffallendem Weiß gemischt; die meisten Schwanzfedern an den Rändern und Spitzen schwarzbraun bezeichnet und bespritzt. Der Schnabel und Augenstern ist heller als beim Jungen. Im Jugendkleid sind Kopf und Hals schwarzbraun, mit helleren braunen Federspitzen; das übrige Gefieder rötlichbraungrau, oben mit einem schwärzlichen Fleck auf jeder Federspitze, unten mit dergleichen Längsflecken; der Schwanz schwarz, an den inneren Fahnen bis zur Spitze mit Rostbraun und Schwarzgrau fein gefleckt und gesprenkelt. An der untern Seite des Schwanzes ist die weißliche Farbe mehr vorherrschend als beim weißschwänzigen Adler. Der Schnabel, Füße und Wachshaut blaßgelblich, die Iris braun.

Dieser große und schöne Adler bewohnt das ganze nördliche Amerika, ist häufig in den Vereinsstaaten an allen großen Landseen, Strömen und am Meer, kommt aber in Europa nur in Menagerien und in zoologischen Gärten vor, denn daß er sich schon einigemal in unsern Erdteil verirrt haben soll, ist fraglich. Seinen Horst setzt er nach Adlerart auf hohe alte Bäume, sehr oft auf Nadelbäume und tief in die Waldungen, meist in sumpfige Gegenden; er ist groß, aus Aesten, dürren Zweigen, Haidekraut, Rasen und Moos gebaut, und enthält 2 gelblich- oder bläulichweiße Eier, die denen unseres Seeadlers ähneln, nur etwas kleiner sind.

Er ist kleiner, aber gewandter und flinker in seinem Betragen, seine Haltung ist edler als die des Weißschwanzes, und besonders ist sein Flug leichter und rascher; dies beweist er hauptsächlich, wenn er dem nicht minder gewandten Flußadler eine Beute abjagt, dieser, endlich den unermüdlichen Verfolgungen nachgebend, sie fahren läßt, und der Seeadler nun mit ungemeinem Kraftaufwand im blitzgeschwinden Fluge solche in der Luft auffängt, ehe sie noch das Wasser erreichen kann. Wenn er beutespähend umherfliegt, trägt er Kopf und Schwanz unter der Horizontallinie, wie der europäische Seeadler. Seine Stimme, die er hauptsächlich bei diesen Verfolgungen hören läßt, wird ein durchdringendes Bellen genannt und erschallt weithin, weshalb sie auch trompetenartig genannt wird. Im gefangenen Zustande läßt er sie ebenfalls häufig hören, ist aber hier meist unruhig und wild. — Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen, nach denen er mit angezogenen Flügeln ins Wasser stürzt, wenn sie oben schwimmen, oder die er dem Flußadler abjagt; sonst frißt er auch noch andere größere Haartiere und Vögel, von denen

er selbst Schwäne angreift und tötet. Ein solcher Kampf ist sehr hartnäckig, denn der Schwan setzt heftigen Widerstand entgegen und teilt mit den Flügelknochen kräftige Schläge aus, muß aber schließlich doch den Klauenhieben des mächtigen Raubvogels unterliegen. Aas geht er ebenfalls gern an.

Vierte Familie: Fisch-Adler, Pandion, *Savigny* 1809.

Triorchis, *Leach.* 1816; — Balbusardus, *Flemming* 1828. — Sie unterscheiden sich als ein eigentümliches Geschlecht und weichen in mancher Hinsicht von den Edeladlern ab, daher bildet man mit Recht eine besondere Familie, die aber nur wenige Arten enthält. Sie verbinden die Adler mit den Weihen, gehören aber ihres Betragens und ihrer Größe halber mehr zu den ersteren, ob ihnen gleich deren Flügelhaltung fehlt. — Auch ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß diese Raubvögel sehr ausgebildete Stoßtaucher sind und es den Möven gleichthun, was sie vor vielen andern Raubvögeln auszeichnet, denn nur die Seeadler haben dieses Tauchvermögen, wenn auch in geringerem Grade. Sie leben auch nur von Fischen, klauben das Fleisch sorgfältig von den Gräten los und vermeiden auch die Schuppen zu schlingen. Schnabel stark, kurz, mit sehr langem Haken; Nasenlöcher schmal, fast schlitzförmig, fast parallel dem Kieferrande; Füße ungemein dick, Schenkel ohne Hosen, vorn nur wenig am Lauf befiedert; der Lauf verkehrt ziegelförmig geschuppt; kurze und sehr starke Zehen, die äußere stärker als die innere, ohne Spannhaut, eine Wendezehe, welche beim Festhalten des Fisches hinten eingreift; die Sohlen raspelartig scharfwarzig; an der innern Seite des Endballens der Zehen eine scharfe Warze nach innen; die Zehen genetzt, das Krallenglied beschildet; Krallen ungemein groß, sehr gebogen, scharfspitzig und durchaus gerundet, unten nicht gefurcht, nur die Mittelkralle mit einer seitlich verlaufenden Innenkante; die Flügel groß und lang, das Schwanzende überragend, die 3. Schwinge am längsten, die 2. gleich der 4. Das Gefieder im Nacken spitz und abstarrend, sonst derb und knapp anliegend und im Leben wasserdicht; aus diesem Grunde wohl auch die Fettdrüse auf dem Steiß größer als bei andern Raubvögeln. Färbung von oben braun, Unterseite, Scheitel und Nacken weiß. Sie haben einen leichten, schönen Flug mit sehr eingezogenem Halse und etwas gesenktem Hinterkörper, und schweben in nicht sehr bedeutender Höhe über Teichen oder Flüssen entlang, bis sie sich eines Fisches bemächtigen können, da sie jede andere Nahrung verschmähen. Von dieser Familie existieren nur wenige Arten; R. B. Sharpe zählt in seinem Katalog 1874 nur 2 Arten. Hier nur 1 Art.

Der Fischadler. Pandion haliaëtus, *Linné.*

Taf. 21, Fig. 6.

Flußadler, Fischaar, Weißfuß, Pflumpfer, Fischweihe, Fischgeier, Karpfenadler, Fischhabicht, Balbusard, Osprey. — Haliaëtus, Morphnos, et Balbusardus, alte Autoren; — Falco cyanopoda, *Gesner*; — Falco haliaëtus, *L.* 1746—66; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.* 1834; — F. arundinaceus, *Sam. Gm.* 1774; — F. carolinensis, *Gm. ex Briss.*; — A. piscatrix, *Vieill.* 1807; — Pandion fluviatilis = Fluvialis, *Sav.* 1809; — Accipiter haliaëtus, *Pall.* 1811: — Triorchis fluviatilis, *Leach.* 1816; — Balbusardus haliaëtus, *Flem.* 1822; — Pandion alticeps, et planiceps, *Br.* 1831, 1855; — P. haliaëtus, *Less.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — P. indicus, *Hodgs.* 1840; — P. ichtyaëtus, *Kaup.* 1847.

Kennzeichen. Wachshaut und Füße lichtblau, die Iris gelb; die Beine auf der Vorderseite vom Fersengelenk herab nur etwas befiedert, ohne sogenannte Hosen; von den Augen an auf beiden Seiten des Halses schief herab ein breiter, dunkelbrauner Streif; der Unterleib weiß, nur an der Brust mit einzelnen braunen Pfeilflecken; der Schwanz mit sechs dunklen Querbinden.

Länge 60 cm, Flugbreite 156 bis 164 cm, Schwanzlänge 20 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. Die Schenkelfedern sind kurz und weiß, und bilden keine sogenannten Hosen, sondern liegen glatt an. — Der Schnabel ist an der Spitze schwarz; Wachshaut und Füße sind lichtblau; die Iris gelb; der Lauf ist nur oben und vorn etwas befiedert, die Sohlen sehr rauh, an den Zehen hat der Vogel runde Krallen, während sie bei den andern Raubvögeln rinnenförmig sind. — Die Jungen vor der ersten Mauser sind unten ganz weiß, die männlichen von oben schwarzgrau, die weiblichen braungrau, Kopf- und Hinterhals sehr stark mit Weiß gefleckt. — Das Weibchen ist größer, die weißen Nackenfedern gehen nicht so weit am Hinterhalse herunter, und am Kropfe ist es stärker gefleckt.

Der Fischadler hat eine sehr weite Verbreitung, denn er wird in allen Erdteilen getroffen. Die kleinen Unterschiede der asiatischen, afrikanischen, australischen und amerikanischen Fischadler

rechtfertigen, nach A. Brehm, eine Trennung in verschiedene Arten nicht. Doch bewohnt er lieber die nördlichen und gemäßigten Länder und Inseln, als die heißen. Vermißt wird er aber nirgends. Auch in Deutschland ist er nicht allzu selten, besonders in Pommern, in der Mark, in Böhmen und am Rhein. Auch in den großen Waldungen der mittleren und unteren Donau zählt er nicht zu den seltenen Brutvögeln, brütet aber nicht in den Auwäldern, sondern in den größeren Waldungen der angrenzenden Ländereien, wo er die Fischwasser absucht, die belebteren Gegenden der Donau aber so lange meidet, als seine Jagden dort ergiebig sind. Für unser Württemberg ist er ein seltener Brutvogel, und auch selten auf dem Zug. Sein Abzug fällt auf den September, sein Wiederstrich auf den April. Kronprinz Rudolf äußert sich folgendermaßen: „Wasser und genügender Fischfang sind die einzigen Bedingungen, die er an eine Gegend stellt, um sich daselbst häuslich niederzulassen. Er fischt ebenso gern im Meer als im Süßwasser, und schmiegt daher seinen Horstbau an den Charakter seines Fischplatzes. In baumlosen Steppen horstet er am Boden, am Meeresstrand an den steilsten Felswänden, ebenso wie auf den kleinsten Korallenriffen. In waldreichen Ländern sucht er hohe starke Bäume; im Hochgebirge dagegen unzugängliche Punkte im Gestein. Ueberall aber behält sein Horst denselben Charakter, stets ist es ein für die nicht bedeutende Größe des Vogels unverhältnismäßig hoher und breiter Bau, aus grobem Material zusammengesetzt.“ Er horstet in unsern Wäldern auf die Spitze wipfeldürrer, starker Bäume, alter Eichen oder halb abgestorbener Tannen. Der große korbartige, d. h. unten abgerundete Horst befindet sich regelmäßig auf der höchsten Spitze, oder wenigstens in den oberen Aesten. Er besteht aus dürren, trockenen Zacken, Zweigen, Wurzeln, Moos, Gras u. dgl. und das Weibchen legt darein Ende April 2, gewöhnlich 3, seltener 4 Eier von ovaler oder kurz ovaler Gestalt, welche 6,2 bis 6,8 cm lang und 4,4 bis 5,2 cm breit sind; sie haben auf weißem, ins Blaugrünliche ziehendem Grunde dunkel rotbraune Flecken und Spritzer, welche zuweilen einen Fleckenkranz bilden. Es sind sehr schöne Eier, welche etwa 26 Tage bebrütet werden. Der Fischadler lebt in Gegenden, wo er häufig auftritt, geselliger als viele andere Raubvögel, indem mehrere Horste nicht selten ganz nahe bei einander stehen. Die 2 bis 3 Jungen sind sehr gefräßig und werden von den Alten überreich mit Fischen versorgt, die aber meistens nur in der Vorderhälfte angefressen werden; die andere Hälfte verfault auf dem Boden, falls nicht Raben oder Milane die Abfälle holen. Sie brauchen gut 2 Monate bis sie flugfähig sind, lernen dann unter Anleitung der Eltern selbständig fischen, und begeben sich dann späterhin auf die Wanderschaft.

Seine Nahrung besteht einzig in Fischen, welche er aus dem Wasser holt, mögen sie nun der Oberfläche nahe oder mehr in der Tiefe sein. Er überkreist deswegen die Teiche und andere Gewässer in nicht sehr hohem Fluge, wobei sich sein Flugbild durch die eigentümlich spitzigen Flügel und den kurzen Schwanz auszeichnet, rüttelt in der Luft, um einen entdeckten Fisch recht aufs Korn nehmen zu können, stürzt dann mit angelegten Flügeln und ausgestreckten Fängen beinahe senkrecht in die Fluten, daß das Wasser über ihm zusammenschlägt, arbeitet sich aber wieder rasch empor, hilft sich mit einigen Flügelschlägen auf die Oberfläche und schüttelt sich durch eine zitternde Bewegung die Tropfen ab, schreit auch wohl vor Freude über seinen glücklichen Fang und fliegt dann damit an einen sichern Ort, um ihn zu verzehren. Fehlstöße sind nicht selten, besonders bei tiefschwimmenden Fischen, welche noch rasch flüchten können. Den Fisch ergreift er immer so, daß derselbe den Kopf vorwärts kehrt. Seine Krallen schlägt er so tief ein, daß er manchmal den Fisch nicht eher los bekommt, bis er ihn aus den Fängen förmlich herausfrißt. Die Baschkiren nennen ihn deshalb „eiserne Kralle“ und fürchten sich vor ihm, weil sie der Meinung sind, die Verletzungen seiner Krallenhiebe seien unheilbar und lebensgefährlich. Wenn er zu große Fische angreift, so schleppen sie ihn zuweilen unter dem Wasser fort, daß er ertrinkt, und es ist eine bekannte Sache, daß schon alte schwere Karpfen gefangen wurden, welche die noch halbverwesten Klauen in ihrem Rücken stecken hatten. Fische, welche ihm durch Zappeln entfallen, nimmt er nicht wieder auf. Das Fleisch frißt er sorgfältig aus den Gräten heraus und verschlingt auch wenig Schuppen. Dem Geflügel thut er nichts zuleide, deshalb lassen die Wasservögel auch nicht die geringste Furcht vor ihm blicken. Auch andere Vögel läßt er unbehelligt. Seine großen sparrigen Horste werden häufig von Feldsperlingen als Herberge benützt; am Roten Meer thut dasselbe eine Würgerart; und in Nord-Amerika sind es die Purpurgrakeln, die den Horst ebenfalls benützen. Seine Stimme ist ein sanftes „kai, kai!“ Die Töne des Schreckens sind gückernd, selten hört man ein rauhes „krau“.

Weil er den Fischereien sehr nachteilig ist, so werden dem Jäger die Fänge teuer bezahlt. Man kann ihn aus einem Hinterhalte schießen; wegen seines dichten Gefieders verlangt er aber einen tüchtigen Schuß. Mit ziemlicher Genauigkeit die Stunden einhaltend, zieht er längs den Flüssen auf und nieder, wo man ihn dann erwarten kann. Diese Zeit fällt gewöhnlich auf 8

bis 9 Uhr und 12 bis 2 Uhr. Auf den Uhu stößt er nicht, und durch vielfache Verfolgungen wird er sehr vorsichtig und scheu. In Gefangenschaft füttert man ihn mit lebendigen kleinen Fischen von 1/4 bis 1/2 Pfund, welche man in einem Geschirr mit frischem Wasser vorsetzt. Fleisch von Geflügel und Schlachtvieh fressen sie nicht gern und verkümmern dabei in Bälde. — Fangen kann man ihn auf folgende Art: Man legt ein Fuchseisen (Schwanenhals) ins flache Wasser, wo sich der Fischaar öfters sehen läßt, muß es aber ziemlich fest stellen, damit es der als Köder daran gebundene Fisch nicht losschnellt.

Fünfte Familie: **Schlangen-Adler,** Circaëtus, *Vieillot* 1816.

Sie machen einen Uebergang von den Adlern zu den Bussarden, haben von den ersten die lang zugespitzten Federn am Kopf und Nacken, von den letzteren die Lebensweise, die Haltung, die kurzen Zehen, welche samt den Sohlen sehr rauh geschuppt, gleichsam gepanzert sind, und das lockere Gefieder, besonders den Kopf der — verhältnismäßig — breit aussieht und nebst den großen gelben Augen fast an einen Eulenkopf erinnert. — Der Schnabel mäßig groß, nicht gleich von der Wurzel an gebogen, mit langem Haken, ungezahnt, ziemlich zusammengedrückt; die Augen sind groß; um die Augenkreise wolliger Flaum; die Zügel mit Borsten bedeckt; Nasenlöcher länglich oval, parallel dem Vorderrand der Wachshaut, ziemlich senkrecht; der Flügel breit und lang, die 1. Schwinge kleiner als die 7., die 3. oder 4. Schwinge am längsten; die Füße sind hoch, rauhschuppig, grob genetzt, hinten nackt, vorn im obern Fünftel befiedert; die Zehen sehr kurz, mit kurzen, gekrümmten und spitzigen Nägeln versehen; die Krallen unten hohl, ohne stark vorspringende Kante, die Mittelkralle längs der Mitte mit seitlicher Innenkante, unten rund mit 2 Längsfurchen, auch die Hosen sind kurz; der Schwanz ist mittellang, gerade abgeschnitten. Das Gefieder am Hinterhals meist sehr lang, zugespitzt und starr abstehend. R. B. Sharpe zählt in seinem Katalog 1874: 5 Arten, wovon in Deutschland 1 Art.

Der Schlangenadler. Circaëtus gallicus, *Gmelin.*

Taf. 21, Fig. 5.

Natternadler, Kurzzehiger-, Blaufüßiger Adler, Schlangen-Bussard, Weißer Hans. — Aquila pygargus, *Briss.* 1760; — Falco gallicus, *Gm.* 1788; — A. leucamphomma, *Becker* 1804: — F. leucopsis, *Bechst.* 1805; *Glog.* 1834; — A. brachydactyla, *M. & Wolf* 1810; — Accipiter hypoleucos, *Pall.* 1811; — F. brachydactylus, *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; — Circaëtus gallicus, *Vieill.* 1817; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; v. Ries.; — Circ. brachydactylus, *Vig.* 1824; — C. leucopsis, anguium, et meridionalis, *Br.* 1831, 1855.

Kennzeichen. Wachshaut und Füße lichtblau, der Augenstern gelb, die Fußwurzeln lang, die Zehen kurz; um das große gelbe Auge ein weißwolliger Fleck. Oberleib braun, Unterleib weiß, mit lichtbraunen oder rostgrauen Flecken, Schwanz mit drei dunkeln Querbinden. Die Nackenfedern breit, einfach zugespitzt

Länge 65,5 cm, Flugbreite 162 cm, Schwanzlänge 27,5 cm, Schnabellänge im Bogen 5,4 cm, Höhe des Laufs 10 cm. Bedeutend ansehnlicher als der Bussard.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Um das Auge steht ein weißwolliger Fleck. — Der Schnabel ist bläulich, die Wachshaut hellblau; die Augen sind größer als bei allen Tagraubvögeln; die Iris schön gelb und die Pupille sehr klein; die Beine sind blaß hellblau, 3½ cm befiedert. — Im höhern Alter ist es ein schöner Vogel. Die Stirn ist breiter weiß; Kopf und Hals auf weißem Grunde mit sehr schmalen, blaß rötlichbraunen Schaftstrichen, die am Kropfe etwas breiter und heller werden, der übrige Unterrumpf bis an den Schwanz, desgleichen die Unterflügeldeckfedern rein weiß, nur an den Hosen noch viele Federschäfte braun; die obern Teile tiefbraun. — Im Jugendkleid sind alle obern Teile sehr dunkelbraun, mit lichtern Federenden; die untern Teile vom Kropfe an blaß rötlichbraun, mit wenigen weißen Flecken, bloß die Hosen mit Querbändern. Wachshaut, Mundwinkel und Füße sehr blaß bläulichweißgrau; die Iris schwefelgelb. — Das Weibchen ist um 5 cm größer und am Unterleibe häufiger gefleckt.

Der Schlangenadler bewohnt in unserem Erdteil mehr die wärmeren Länder, so Spanien, Süd-Frankreich, Italien, die Staaten der Balkan-Halbinsel, die Südstaaten Oesterreich-Ungarns, die Steppen und Wälder der Dobrudscha, Süd-Rußland; in Deutschland findet man ihn am Rhein, besonders in der Pfalz, in Schlesien, Brandenburg, Pommern, Preußen; auch weiterhin nordwärts, in Holland; Dänemark und Großbritannien scheint er zu fehlen. Aber auch in unserem Vaterland gehört er zu den selteneren Vögeln. In Nordwest-Afrika kommt er als Brutvogel, in Nordost-Afrika als Zugvogel vor. In West-Asien verbreitet er sich bis Indien, wo er ebenfalls brütet und häufiger ist, als bei uns. Nach Deutschland kommt er als Zugvogel erst

zu Ende des April oder Anfangs Mai und zieht vom August an wieder ab, um in wärmeren Gegenden zu überwintern. — Bei uns nimmt er seinen Stand in ebenen oder hügeligen lichten Wäldern, in feuchten oder auch sumpfigen Lagen, mit Wiesen abwechselnd, und führt ein stilles Leben im Walde, so daß er sich nirgends viel bemerklich macht; auffallend sind höchstens seine Flugspiele über dem Horstplatz, wo er aber leicht mit dem Bussard verwechselt werden kann und jedenfalls von Nichtkennern auch verwechselt wird; denn im Anfang dieses Jahrhunderts war der Schlangenadler noch ziemlich unbekannt und seine Lebensweise ist erst seit einigen Jahrzehnten festgestellt.

In den bergigen Rheinwäldern kommt er manchmal brütend vor, und auch in anderen Gegenden Deutschlands, z. B. in der Mark, wird er bisweilen brütend gefunden; aber der Vogel wird auch leicht übersehen, oder wie bemerkt, mit dem Bussard verwechselt, dessen Schrei auch der seine ähnelt. Der Horst steht in Wäldern hoch oben auf alten Laub- oder häufiger auf Nadelbäumen, in einsamen Gegenden; manchmal auch kaum mannshoch auf Seitenästen. Er besteht aus dürren Zweigen und Reisern, zuweilen mit Eichenlaub oder frischen Buchenreisern belegt; bisweilen sind auch noch grüne Zweige angebracht, welche ein Schattendach bilden; man findet darin in der ersten Hälfte des Mai, merkwürdig! stets nur ein Ei, als ob der Vogel nicht im stande wäre, zwei Junge zu ernähren. Dieses Ei ist zur Größe des Vogels auffallend groß und mißt 74 + 59 mm. Ein frisches Ei von E. Sachse (in Altenkirchen) wog 73,7 — entleert 14,2 g — bei 78 + 65 mm Länge und Breite. Es ist oval, wenig zugespitzt, glanzlos, von Farbe weiß mit blaugrünlichem Stiche, ungefleckt, und unterscheidet sich nur durch das feinere Korn von den Eiern des Seeadlers. Die Brutzeit dauert 28 Tage. Für das einzige Junge sind die Alten recht besorgt und die Mutter trägt dasselbe bei Störungen des Nestes, welche die Sicherheit gefährden, zu einem andern Horste, den sie irgendwo angelegt haben, was Graf Wodzicki und Prinz v. Wied übereinstimmend bezeugen.

Dieser schöne Raubvogel ist dem äußern Ansehen nach ein wahres Mittelding zwischen Adler und Bussard; sieht man ihn lebendig, so gleicht seine Gestalt von vorn einem Adler, von der Seite aber einem Bussard, dem er auch in Flug und Stimme mehr gleicht, als einem Adler. In der Nähe unterscheidet er sich sofort durch die auffallend großen, gelben Glotzaugen; in der Höhe klingt seine Stimme: „hi i hi i" bussardartig, beim Bussard aber deutlich: „hi ä", das „ä" deutlich betont.

Seine Nahrung besteht größtenteils in Amphibien, als Schlangen, Blindschleichen, Fröschen, Schnecken, Regenwürmern, Krebsen, Fischen, er verschmäht aber auch nicht junge Hasen, Ratten, Maulwürfe, Mäuse u. a. Schlangen zieht er aber jeder andern Nahrung vor, und er geht bei deren Tötung so sicher zu Werke, daß ihm selbst die gefährlichste Schlange nichts anhaben kann. Er packt sie mit einem Fuß dicht hinter dem Kopfe, mit dem andern weiter hinten und beißt das Genick durch. Dadurch ist sie widerstandslos gemacht, und nach einigen Minuten geht das Verschlingen an, indem er die sich noch windende Schlange, den Kopf voran, verschluckt, und bei jedem Schlucke ihr das Rückgrat zerbeißt, ohne sie zu zerstückeln. Die Schuppen speit er späterhin in Ballen aus. Uebrigens sind die angeborne schnelle und sichere Angriffsweise, sein dichtes Gefieder und seine hartschuppigen Füße seine einzigen Waffen gegen das Schlangengift, denn Dr. Mechlenburg ließ seinen jung aufgezogenen Schlangenadler, auf den Wunsch des Naturhistorikers Lenz, von einer Kreuzotter in den Kopf beißen: der Vogel wurde von Stund an krank und verendete am dritten Tage. In der Gefangenschaft ist er still, ohne Wildheit, wird bald zahm und braucht ein Wassergefäß, in das er sich gern stellt und aus dem er zuweilen säuft. Durch vorgelegte lebendige Schlangen kann man ihm vorzüglich Freude machen, da er sie sehr gern frißt.

Den Nahrungsmitteln nach gehört er zu den nicht schädlichen Raubvögeln.

Sechste Familie: **Bussard**, Buteo, *Cuvier* 1799.

Bechst. 1802; *Vieill.* 1817; *Gray* 1844; *Schlegel* 1862; — Buses, *Cuv.* 1798.

Auf den Zügeln stehen feine haarförmige Federchen, welche in der Mitte einen Wirbel bilden; auf dem Kopf und Nacken sind die Federn rundlich, auf der Kehle schmal und spitzig, im übrigen ist das Gefieder ansehnlich lang und macht den untersetzten Körper scheinbar größer, als er wirklich ist. — Der Schnabel von der Wurzel an abschüssig, etwas klein, ohne Zahn, statt dessen höchstens eine seichte Ausschweifung, mit etwas eingezogenen Rändern, sehr gekrümmt; Nasenlöcher birnförmig, nach vorn verschmälert, der obere Rand fast gerade und einspringend, der untere stark gekrümmt; die Füße kurz, eine Strecke am Lauf, oder bis zu den Zehen, befiedert, sonst getäfelt; die Zehen kurz mit nicht sehr großen aber starken Krallen; zwischen der mittleren und äußeren Zehe eine Spannhaut; der Kopf dick mit flachem Scheitel; die Flügel

ziemlich groß, lang und breit, stumpf; die 6. Schwinge bedeutend, gegen 2½ cm kleiner als die 2.; die 2. bis 5. auf der Außenfahne nach der Spitze verengt; die 4. Schwinge die längste, Schwanz ganz von den Flügeln bedeckt, gerade oder schwach abgerundet. Weibchen, Männchen und Junge gleichen sich, aber das lockere Gefieder ändert sich mannigfaltig, sowohl ins dunklere — schwärzlich, als ins hellere — weißlich, so daß man selten zwei ganze gleiche Vögel zumal sieht. Auch das frisch vermauserte Kleid ist um vieles dunkler, als das alte abgetragene. Die Mauser beginnt — wie bei den Tauben — mit den mittelsten Schwingen, fängt schon in der Mitte des Mai an, dauert aber bis in den August und September hinein. Es sind kräftige mutige Raubvögel von stattlichem Aussehen, die man noch am besten mit kleinen Adlern vergleichen könnte, aber sie sind weniger fluggewandt, als die Habichte und Falken, können daher andere Vögel nicht leicht im Fluge fangen, sondern müssen ihre Beute meist im Sitzen überraschen. Der Flug ist sanft, häufig schwebend und sehr schön, auch sieht man sie zuweilen mit Gewandtheit über einer vermeintlichen Beute rütteln; im Frühjahr wiegen sie sich in schönen Kreisen über ihrem Horste und beleben die Gegend mit ihrem — freilich nicht sehr melodiösen — Liebesgesang: hiäh, hiäh! das eher an Katzenschrei erinnert. Beim Stoßen auf Beute ist der Mauser jedoch viel behender als man dem plump aussehenden Vogel zutrauen möchte, wobei er vor lauter Gier die Fänge schon von weitem vorstreckt, besonders wenn es gilt, einen auf der Flucht befindlichen halbwüchsigen Hasen zu schlagen. Daß er diese Schmarotzer der Landwirtschaft ebenfalls schmackhaft findet, ist wohl dem Jäger ein Greuel, nicht aber dem Landwirt. Gegen andere Raubvögel zeigen sie sich kühn, denn sie drängen sich zu den größeren Edelfalken außerordentlich dreist heran, um ihnen die gemachte Beute, welche sie selbst nicht fangen können, abzujagen. — R. B. Sharpe zählt hieher 26 Arten, wovon in Deutschland vorkommen: 2 Arten, für welche wir — bemerklicher Unterschiede wegen — zwei Gruppen bilden.

1. Gruppe: **Mäusebussard**, Buteo, *Brehm* 1828.

Die Läufe nicht ganz befiedert, vorn zur Hälfte, hinten ganz nackt; der Schwanz mit 10 bis 14 deutlichen dunkeln, am Schaft abgesetzten Querbinden; der zusammengelegte Flügel bedeckt den Schwanz beinahe oder auch ganz; die 3. bis 5. Schwinge gleich lang; der Lauf länger als die Mittelzehe, vorn mit einer Reihe Quertafeln; Hinterseite und Zehen an der Wurzel genetzt, das Nagelglied beschildet. Von etwa 18 Arten, für diese Gruppe verzeichnet, bei uns: 1 Art.

Der Mäusebussard. Buteo vulgaris, *Linné.*

Taf. 24, Fig. 3.

Gemeiner Bussard, Glattbeiniger Bussard, Busaar, Katzenadler, Mausadler, Mausgeier, Mausfalk, Waldgeier, gemeinhin: Mauser. — Buteo vulgaris, *Gesn.* und andere alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; *Scop.* 1769; *Gm.*; *Bechst.* 1802; *Leach.* 1816; *K & Blas.* 1840; *Kaup.* 1850; *Schl.* 1854; *Heugl.* 1869; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — Buteo triorchis, *Ray* 1713; — Falco buteo, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; — F. glaucopsis, *Merrem* 1786; — F. albus, weiße Var., *Daud.* 1800; — Accipiter buteo, *Pall.* 1811; — B. mutans, *Vieill.* 1820; B. pojana, *Sav.* 1822; — B. medius, *Br.* 1831; — B. albeolus, weiße Var., *Selys* 1842.

Kennzeichen. Wachshaut etwas aufgetrieben, nebst den nackten Füßen gelb; Nasenlöcher birnförmig, nach vorn verschmälert; Iris braun oder grau; die Schäfte der Schwung- und Schwanzfedern weiß; Flügelspitzen nahe an das Schwanzende reichend; Schwanz wenig abgerundet, fast gerade, mit zwölf dunkeln Querbinden.

Länge 52,5—55 cm, Flugbreite 120—138 cm, Schnabel im Bogen 3,3 cm, Schwanz 21,5 cm, Lauf 7 cm, Größe eines mittleren Haushahns.

Beschreibung. Für das braune Kleid genügt die Abbildung. — Der wenig abgerundete Schwanz besteht aus 12 dunkelbraunen und ebenso viel graubraunen Querstreifen; die Schäfte der Schwung- und Schwanzfedern sind weiß. — Der Schnabel ist schwärzlich; die Iris braun; die etwas aufgetriebene Wachshaut und Füße sind gelb, die schwarzen Krallen ziemlich groß, scharf, aber nicht sehr gekrümmt. — Das Weibchen ist wie bei den andern Raubvögeln etwas größer. — Das Dunenkleid ist verschieden gefärbt, je nach der spätern hellern oder dunklern Färbung des Alterskleides: rein weiß, lichtgrau weiß oder aschgrau; die Naslöcher länglichrund, aus der Richtung des Kiefers nach vorn schwach ansteigend. (Beim jungen Wespenbussard ist das Nasloch schlitzförmig und dadurch ein sicheres Kennzeichen.)

Bei diesem Bussard herrscht in der Färbung des Gefieders eine solche Verschiedenheit, wie man sie fast bei keinem deutschen Raubvogel mehr antrifft, und die weder im Alter noch im Geschlecht ihren Grund hat. Man kann sie nach der Hauptfarbe in drei Varietäten einteilen:

1) In die oben beschriebene braune. Man erkennt diese Varietät an dem braunen Rücken und den Flügeln, sowie an der gelblichweißen Brust, die mit braunen Streifen und Längsflecken bezeichnet ist, welche ein etwas undeutliches Schild bilden.

2) Die schwarze Varietät, B. var. fuscus, *Macgil.* 1830, unterscheidet sich durch die dunklere Färbung und durch die wellenförmigen, gebrochenen Querstreifen auf der Brust.

3) Der weißliche Mäusebussard, B. var. albidus, *Bechst. ex Gm.*, fällt durch das hervorstechende Weiß der Grundfarbe des Gefieders auf, welches mit braunen Flecken mehr oder minder besetzt ist. Bei dieser Abänderung sind die Augen perlgrau, die Krallen grauschwarz, dieselbe soll in Mecklenburg und Ost-Thüringen nicht allzuselten sein. Orn. Centrbl. 1879, 145

Zwischen allen diesen Farbenverschiedenheiten stehen noch Uebergänge, wodurch sie so verschmelzen, daß man oft nicht recht weiß, zu welcher man sie zählen soll. So kommt auch eine rein schwarzbraune Abänderung ganz ohne hellere Flecke vor; eine rötlich dunkelbraune Abänderung mit gelblichweißer Unterseite und dunkelbraun regelmäßig in die Quere gesperbert. Außerdem giebt es auch Ausartungen, z. B. Kakerlaken, welche rein weiß sind und rötliche Augen haben. Alle diese aber sehr selten. — Unser Mauser wird schon in den Steppen Rußlands durch einen nahen Verwandten ersetzt, es ist dies: der Adlerbussard, Buteo ferox, *Sam. Gmelin* 1774; auch Weißschwanzbussard, B. leucurus, *Naum.* 1853 (in Naumannia, 256, mit Abbildung). Er ist größer, stärker und hochbeiniger, und stets an seinem hellen, beinahe weißen Schwanz zu erkennen. Seine Heimat ist in Mittel-Asien, jedoch ist er auch in Klein-Asien nicht selten, von wo er sich bis ins südliche Rußland verbreitet. — Der Steppenbussard, Buteo desertorum, *Daudin* 1800; auch B. tachardus, *Vieill.* 1816. Er ist unserem Mauser sehr ähnlich, unterscheidet sich aber durch etwas geringere Größe und rostfarbigen Anflug auf Schwanz und Schenkeln. Es giebt aber Uebergänge, sodaß eine Unterscheidung zuweilen kaum möglich ist. Er vertritt unsern Mauser in Ost-Europa, Asien und Afrika, hat aber seine Wanderzüge schon bis nach Deutschland ausgedehnt, wo er auf der Krähenhütte, freilich sehr selten, erbeutet wurde.

Der Mäusebussard ist eine Spezialität für Europa, dessen Grenzen er nirgends weit überschreitet. Er bewohnt unsern Erdteil von Süd-Schweden an bis in die Südstaaten am Mittelmeer, in letztern mehr als Wintervogel; ostwärts nur einzeln bis Klein-Asien, denn schon in Griechenland brütet der Mauser nur noch in einzelnen Paaren in den Gebirgswäldern. Von Heuglin während des Winters „nur einzeln in Egypten beobachtet“. In England wurde er ausgerottet; dagegen in Süd-Schweden, Dänemark, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, im Balkan, in Nord- und Mittel-Rußland, einer der bekanntesten und zahlreichsten Raubvögel. In Frankreich und Belgien ist er mehr als Wander-, weniger als Brutvogel zu betrachten. In Holland bewohnt er mehr die östlichen Bezirke. Für unser Württemberg ist der Mauser einer der gewöhnlichsten Raubvögel, der auch nicht selten überwintert, mindestens durch die aus dem Norden kommenden Bussarde ersetzt wird. Seine Zugzeit ist der September und Oktober, die Wiederkehr im März und April. Im Spätjahr sieht man ihn in Gesellschaften von 20—50 und mehr Stück langsam und zerstreut gegen Westen ziehen. — Er liebt die Ebenen wie die Berge, vorzüglich solche Waldungen, die Getreidefelder in der Nähe haben; im Frühlinge sucht er gern die größern Wälder, im Herbst mehr die Ränder derselben und Feldhölzer auf.

Den Horst setzen sie auf die höchsten Eichen, Buchen, gewöhnlich auf Tannen, seltener auf Fichten und andere hohe starke Bäume, aber nicht immer in den Gipfel, nicht selten auch nur in der mittlern Höhe auf einen starken Seitenast. Er besteht unten aus starken trocknen Reisern, die nach oben immer dünner und zarter, ganz oben auch, der Reinlichkeit wegen, mit zarten grünen Reisern belegt werden; nur selten findet man Moos und Tierhaare. Die Vertiefung für die Eier ist nur eine kleine. Ein solcher Horst muß lange halten, wenn er halbwegs sicher ist, und wird — wenn verlassen — von andern Raubvögeln benützt, weil alle insgesamt nicht gern neue Horste einrichten. Gewöhnlich bildet ein Rabennest die Grundlage, welche durch Auflagen neuer Reiser vom Bussard bis zu einem Durchmesser von 60 cm vergrößert wird. Ende April oder auch erst im Mai findet man im Horst 3, seltener 4 Eier, welche im Mittel 5,6 cm lang und 4,5 cm breit sind, ihre Form ist kurz oval, bauchig, das Korn ziemlich fein geebnet, aber nicht glänzend, grünlich- auch kalkweiß, rötlich lehmartig oder rotbraun gefleckt und bespritzt, manchmal mehrere Flecken zusammengeflossen, nie sehr dicht bezeichnet und zuweilen ganz ohne Flecken. Von 3 Eiern ist in der Regel das eine dunkler, das zweite blasser gefleckt, das dritte fast ungefleckt. Besonders sei hier bemerkt, daß die Eier des Mausers, des Rot- und des Schwarzmilans sich bis zum Verwechseln gleichen, daher es für akkurate Eiersammler nötig ist, die Eltern der Brut sicher bestimmen zu können. Auch der Habicht hat sehr ähnliche Eier. Beim Horst ist der Bussard still, sehr scheu und wechselt leicht bei Störungen. Brütezeit 4 Wochen. Die weißgrauen flaumigen Jungen werden mit Mäusen, Amphibien, jungen Vögeln u. dergl. aufgefüttert. — Einem in Gefangenschaft gehaltenen Bussardweibchen gab man aus Scherz 3 Hühnereier zum Ausbrüten, was dieses auch bereitwillig annahm, und die ausgebrüteten Küchlein nach besten Kräften führte und wärmte, selbstverständlich unter vieler Beihilfe des Futterherrn. —

Erwähnt mag werden, daß dieser Mauser — wenn beim Horste beunruhigt, zuweilen seine Jungen in einen andern Horst verschleppt, wie es auch schon beim Schlangenadler bemerkt wurde.

Man erkennt den Bussard schon von weitem an seinem kurzen, etwas plumpen Körper, und seinem sanft hingleitenden schwebenden Fluge. Während der Zug- und Brütezeit fliegt er indessen auch sehr hoch, und beschreibt schöne Schneckenkreise in der Luft. Besonders zierlich sind die Flugreigen über dem Horstplatz, und es ist ein schöner Anblick, wenn ein Paar bei heiterem Wetter in ungemessener Höhe seine Kreise zieht, und ihr weitdringendes miääh den Raum bezeichnet, den sie am Horizonte einnehmen. Haben sie des Flugspiels genug, so stürzt einer nach dem andern mit angezogenen Flügeln in den Wald hinab in die Nähe ihres Horstplatzes. Seine Stimme ähnelt dem Miauen einer Katze und klingt hoch: „miä, miä“; wenn ihn Krähen necken, so hört man zuweilen ein hastiges „gäck gäck gäck“; die Jungen gickern.

Er nährt sich meistens von Mäusen, Hamstern, Maulwürfen, Ratten, Fröschen, seltener von Kröten, Schlangen, sowohl giftigen als nicht giftigen; wenn er stark hungert und nichts besseres hat, frißt er auch Regenwürmer, Schnecken, Käfer, Grillen, Heuschrecken, Engerlinge, Raupen; wenn er seine — immer hungrige — Brut zu ernähren hat, greift er aber alles auf, was er bewältigen kann, dann raubt er Feld- und Waldvögel, Rebhühner, Fasanen, feldstrolchende Haushühner, junge und alte Krähen, junge Hasen bis zu Mittelgröße, und soll selbst kleine Rehkälber schlagen. Auch Vogeleier verschmäht er nicht, wenn sich Gelegenheit bietet. Den Maulwürfen paßt er an den Röhren auf, bis der Bewohner die lockere Erde in die Höhe stößt; dann greift er schnell mit beiden Fängen durch und zieht ihn hervor. Seine Hauptnahrung bilden aber jederzeit Feldmäuse, deren man oft 8—10 in seinem Kropfe findet. Er sitzt meistens still auf einem Baume, Stein oder Hügel, und sobald er eine Beute bemerkt, fliegt er mit leisem Fluge schnell hinzu, ergreift und verzehrt sie auf der Stelle; manchmal sieht man ihn auch über einer Beute rütteln, um sie recht aufs Korn zu nehmen. Beim Stoß aus der Höhe stürzt er mit hart angezogenen Schwingen schief herab, faßt dann wieder Luft und schießt nun mit weit vorgestreckten Fängen auf sein Opfer, um es zu schlagen. Ohne Umstände überfällt er den Wanderfalken auf freiem Felde und nimmt ihm seine Beute ab, denn der Bussard ist ein kräftiger und mutiger Raubvogel. Als häufig vorkommende stattliche Raubvögel werden junge Bussarde nicht selten in Gefangenschaft unterhalten, zeigen sich da sehr gutmütig, werden in Bälde zahm und anhänglich an ihren Futterherrn, ein wahres Gegenstück zum Habicht. Aber wie alle in Gefangenschaft gehaltene Raubvögel werden sie phlegmatisch und kauern stundenlang auf ihrer Sitzstange, scheinbar leblos, nur mit stets aufmerksamem Auge. Das Töten lebender Tiere verlernen sie bei guter Fütterung vollständig. Wenn man daher lebendige Tiere, besonders zählebige, vorwirft, so artet der Angriff nicht selten in eine förmliche Tierquälerei aus, die jeder gewissenhafte Tierhalter absolut vermeiden muß. Man kann sie in Gefangenschaft mit Fleischabfällen, Fischen, selbst Kartoffeln, Brot und sonstigen genießbaren Stoffen leicht unterhalten, obwohl die unnatürlichen auf Dauer nicht zuträglich sein mögen. Insbesondere zeigt der — durch Stubenfütterung noch nicht entartete Bussard große Vorliebe für die Schlangen, welche er ohne Verzug tötet und stückweise verschlingt. Selbst die giftige Kreuzotter wird von ihm angegriffen, getötet und, wenn nicht zu groß, ganz verschlungen, immer den Kopf voran. — Er trinkt gern Wasser.

Er ist nicht unschädlich, denn während seiner Brutzeit thut er Schaden an den Bruten der Wald- und Feldvögel. Er stibitzt auch manches Feldhuhn, manchen Fasan und selbst manchen jungen (gut halbwüchsigen) Hasen weg; allein er nützt auch wieder durch Vertilgen schädlicher Tiere, und namentlich wird dem Bussard nachgerühmt, daß er ein sehr eifriger Mausfänger sei. Der Waidmann kann ihn nicht leiden, weil er dem Bestand der jagdbaren Tiere schadet. Dagegen hat der Landwirt sehr triftige Gründe, denselben — besonders im Spätherbst — nicht zu verfolgen. Im Herbst erlegte Bussarde sind auffallend fett vom Mäusefang.

Als ein viel verfolgter Vogel ist er sehr scheu und läßt sich im freien Felde nur schwer ankommen, dagegen kann man ihn auf seinem Schlafbaum, der an den weißen Exkrementen kenntlich ist, erwarten, wo er mit Sonnenuntergang aufbäumt. Sonst fängt man ihn in allen Raubvogelfallen leicht, und er frißt auch gewöhnlich noch die Locktaube auf, wenn sie nicht durch Drahtgitter gesichert ist. Auch auf der Krähenhütte wird er leicht erlegt, da er den Uhu heftig angreift.

2. Gruppe: **Rauhfuß-Bussard**, Archibuteo, *Brehm* 1828.

Triorchis, *Kaup*. 1829; — Butaetus, *Less*. 1831. — Die befiederten Läufe unterscheiden diese Gruppe auf den ersten Blick von andern Bussarden; die nackten Zehen sind geschildet; im Flügel die 3. und 4. Schwinge am längsten; der zusammengelegte Flügel erreicht das Ende des Schwanzes; das Gefieder ist — wie beim vorigen — locker und weich; die Kopf- und Nacken-

federn sind rundlich, beim Rauhfuß auf der Gurgel zu Borsten umgestaltet. Die Färbung, ein Gemisch von Weiß, Braun und Schwarz, ändert ebenfalls, wie beim Mauser, sehr häufig ab. Ihre eigentliche Heimat liegt im hohen Norden, in jenen öden menschenleeren Sumpfgegenden, welche wir als die Tundra bezeichnen, für diese Vögel aber — samt noch unschätzbar vielen andern — ein futterspendendes und sicheres Eldorado; nur die Härte des strengen Winters treibt sie nach unsern Gegenden, denn nur höchst selten bleibt bei uns ein Brutpaar zurück. Von 4 Arten hier: 1 Art.

Der Rauhfußbussard. Buteo lagopus, *Brünnich.*

Taf. 24, Fig. 4.

Rauhbeiniger Bussard, Rauhbeinige Weihe, Rauhbeiniger Mäusefalk. — Lagopus, *Alb. Magnus*; — Falco lagopus, *Brünn.* 1764; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; — F. slavonicus, *Lath.* 1790; — Buteo pennatus, et plumipes, *Daud.* 1800; — B. lagopus, *Leach.* 1816; *K. & Blas.* 1840; — Archibuteo planiceps, et alticeps, *Br.* 1831; — Butaëtus lagopus, *Bp.* 1838; — Arch. lagopus, *Gray* 1844; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889.

Kennzeichen. Die Fußwurzeln sind bis auf die Zehen herab befiedert, hinten am Lauf ein nackter, geschildeter Streif, der sogleich sichtbar wird, wenn man die Befiederung auseinander biegt; Zehen und Wachshaut gelb; der Rumpf auf weißem Grunde braungefleckt, an der Unterbrust ein großes dunkles Schild; der Schwanz weiß, gegen das Ende hin mit einer dunkeln Binde, bei ältern Vögeln mit mehreren Binden; unter dem Flügel vorn am Daumengelenk ein großer dunkelbrauner Fleck.

Länge durchschnittlich 52 cm, Flugbreite 140 cm, Schwanz 20 cm, Schnabel im Bogen 4 cm, Lauf 7,4 cm. Größe des Mausers.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. Bei sehr alten Vögeln sind Kehle, Gurgel und Seiten des Kropfes oft ganz schwarz, nur sparsam weißlich gestreift, der Nacken schön rostgelb angeflogen; der Bauch und die langen Afterfedern sind weiß. Im ganzen sind die hellen Farben bei alten Vögeln nicht so auffallend, als bei jungen. Alles dies aber mit sehr vielen Abänderungen. — Die Befiederung der Füße ist gelblichweiß, klein braun gefleckt, die Zehen gelb, die Krallen schwarz; der Schnabel bläulich hornfarben; das Auge schön nußbraun. — Die Weibchen haben weniger Weiß.

Dieser Bussard bewohnt den hohen Norden von Europa, Asien und Nord-Amerika, kommt von der Winterkälte vertrieben in gelindere Gegenden, überwintert im mittlern, weniger im südlichen Europa, und ist in Deutschland während des Hauptzuges vom November bis März ein verbreiteter Raubvogel. Er ist hauptsächlich ein Vogel der Tundra, jener hochnördlichen, einsamen, unermeßlichen Sumpfstrecken, oder auch der Zwergwaldungen, welche die Tundra abgrenzen oder auch einschließen. Zu uns kommt er erst im Oktober, eher noch später, verweilt auf günstigen Futterplätzen bis zum März und wählt dann vorzüglich ebene, mit kleinen Gehölzen abwechselnde Felder zu seinem Aufenthalt, wo er sich oft auf Grenzsteinen, Hügeln und einzeln stehenden Bäumen niederläßt. Zuweilen brütet ein Paar in Westpreußen, Pommern, Mähren, auf Rügen, an der Weichsel; selbst in Thüringen und in der Lausitz ist dies schon vorgekommen. Wenn der Rauhfuß in Deutschland brütet, was aber selten ist, so wählt er hohe Bäume, wie sein Vetter Glattfuß; auch in felsigem Geklüfte soll er schon gehorstet haben. Häufiger findet man ihn — als Brutvogel — schon in Nord-Schweden und noch mehr in Nord-Rußland. In seiner eigentlichen Brutheimat aber ist weder an Bäume noch an Felsen zu denken; hier überziehen Zwergbirken, Laub- und Renntiermoos und andere hochnordische Gewächse den sumpfigen Boden durch viele Breitegrade, und auf diesen Gewächsen muß er seinen Horst anlegen, wenn er es nicht auf dem blanken Boden haben will. Gewöhnlich ist zur Anlage desselben eine hügelige Anschwellung gewählt. Er besteht aus feinen Reisern, denn dicke Reiser gibt es in der Tundra nicht, die feinsten oben, und nur selten findet man Tierhaare verwendet. Er enthält 2 bis 3, selten 4 Eier, welche denen des Mausers gleichen. Sie messen 5,4 + 4,4 cm und sind nur wenig kleiner, etwas glänzend, das Korn feiner, als die des Mausers. Die Jungen werden hauptsächlich mit Lemmingen und Tundravögeln ernährt.

Die Nahrung ist die gleiche, wie beim Vorigen; in Sibirien sind Lemminge die Hauptnahrung. Wo er mit dem Wanderfalken (ich habe irgendwo gelesen: mit dem Habicht!) zusammenlebt, jagt er, wie sein Vetter, denselben die gemachte Beute ohne viel Umstände ab, wie wenn es so sein müßte. Bei tiefem Schnee, wo die Mäuse selten sind, wird er den Rebhühnern besonders gefährlich, ist daher dem Waidmann ebenfalls ein ärgerlicher Vogel. Seine Stimme hat einen etwas höhern Ton, als die des Mausers, sie klingt hoch und hell: miäh! Sein Flug ist sanft, schwebend, bisweilen so hoch, daß er dem Auge entschwindet; oft sieht man ihn, um eine

Beute recht aufs Korn zu nehmen, über derselben unter beständigem Flattern stille halten und rütteln und dann auf dieselbe herabstürzen. Trotz der Aehnlichkeit des Mausers und Rauhfußes kann man sie doch leicht unterscheiden; beim Fluge schlägt der Rauhfuß mehr die Schwingen nach unten, thut 2 bis 3 Schläge und schwebt dann eine Strecke geradeaus; auch sind die Flügel länger; am Handgelenk steht ein schwarzer Fleck, der auch von unten sichtbar ist; auch der Schwanz hat eine andere Zeichnung. — In der Gefangenschaft muß er mit Fleisch unterhalten werden, weil er wählerischer ist als der Mauser, auch trinkt er sehr gern frisches Wasser. Auf der Krähenhütte wird der Rauhfuß am leichtesten geschossen, da er unter allen Raubvögeln dem Uhu fast am heftigsten zusetzt. Den großen kräftigen Uhu wagt er zwar nicht anzugreifen, aber alle kleineren Eulen auf der Krähenhütte, wie den Waldkauz, die Waldohreule, den Schleierkauz, erwürgt er ohne Umstände, wenn man ihnen nicht zu Hilfe kommt.

Siebente Familie: **Wespenbussard.** Pernis, *Cuvier* 1817.

Pterochalinus, Pternis, *Glog.* 1842; — Henicopernis, *Gray* 1844.

Die Wespenfalken haben nur eine oberflächliche Aehnlichkeit mit den Bussarden, denen sie früher zugesellt wurden, zeichnen sich aber durch auffallende Verschiedenheiten aus. Sie erinnern in manchem an die Milane, sind auch von Gray in seiner „Hand-list" unter die Milane eingereiht worden. R. B. Sharpe bringt sie in der 6. Abteilung „Aquilinae" unter und bildet für sie ebenfalls eine eigene Gruppe: Pernis, wie vor ihm Cuvier gethan. — Schnabel lang, schwach, wenig gekrümmt, ohne Zahn; um die Augenkreise Borstenfedern; die Zügel mit kurzen abgerundeten Federn schuppig bedeckt; Nasenlöcher ritzförmig; parallel dem Kieferrande; kurze, stämmige rauhgeschuppte Füße, Läufe hinten nackt, vorn zur Hälfte befiedert, mit starken Hosen; Zehen lang aber schwach, Krallen schwach und wenig gebogen; die Krallen sämtlich unten flachhohl, mit scharfer Kante jederseits; Mittelzehe länger als der Lauf; die innere Zehe ebenso lang und kaum stärker als die äußere; Zehen querlinig genetzt, das Krallenglied beschildet; am Gaumen ein Höcker. Flügel lang und spitzig; die 3. Schwinge die längste; die 1. Schwinge größer als die 7. und kleiner als die 6.; Schwanz lang und abgerundet, überragt die Flügel; das Gefieder ist derb. Sie rauben nur kleine, nicht schnelle Tiere, besonders stechende Insekten, Hummeln, Hornissen, Wespen, Bienen, gegen deren Stich jene harten Federchen das Gesicht wie ein Panzer schützen. Zu erwähnen ist der flinke Gang dieser Vögel, denn sie laufen — ganz gegen die Gewohnheit anderer Raubvögel und ohne Beihilfe der Flügel — so rasch wie eine Haushenne, wodurch sie im stande sind, Felder und kurzgrasige Wiesen nach kleinen Tieren und Insekten abzusuchen. Von 4 Arten hier beschrieben: 1 Art.

Der Wespenbussard. Pernis apivorus, *Linné.*

Taf. 24, Fig. 5 Männchen, Fig. 6 Weibchen.

Wespenfalk, Wespenweihe, Wespengeier, Krähen-, Froschgeier, Sommermauser. — Buteo vespivorus, et apivorus, *Will. & Ray.* — Falco apivorus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1822, 1860; — Falco poliorhynchus, *Bechst.* 1802; — Accipiter lacertarius, *Pall.* 1811; — Aquila variabilis, *Koch.* 1816; — Pernis apivorus, *Cuv.* 1817; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.*; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — P. communis, *Less.* 1831; — P. apium, et vesparum, *Br.* 1831.

Kennzeichen. An den Zügeln statt der Bartborsten mit dicht stehenden derben, eiförmig zugespitzten Federchen; mit gestrecktem Schnabel, in welchem am Gaumen ein kleiner Höcker befindlich; Nasenlöcher ritzförmig, parallel dem Kieferrande (ein Hauptmerkmal dieser Art gegenüber dem Gemeinen Bussard); die Wachshaut bei alten Vögeln schwärzlich, gelb gemischt.; bei jungen Vögeln aber ockergelb; auch die gelbe Iris unterscheidet diese Art vom braunäugigen Mauser; Schwanz abgerundet, unregelmäßig bebändert, denn von den 3 sichtbaren breiten Hauptbinden ist die vorletzte von der sehr breiten letzten soweit entfernt, daß dazwischen noch eine zu fehlen scheint; oder auch ist dieser hellere Zwischenraum zuweilen mit einer 4. (oder mehreren) schmalen Binde durchzogen; die Schwanzspitze ist immer weißlich. Alle kleinern Federn sind an der Wurzelhälfte weiß und alle Federn am Unterleibe haben dunkle Schäfte.

Länge 56 cm, Flugbreite 125 cm, Schwanzlänge 26,5 cm, Schnabellänge 4 cm, Höhe des Laufs 6 cm. In der scheinbaren Größe gleicht er dem Mauser, er ist aber gestreckter und schlanker, da Flügel und Schwanz verhältnismäßig viel länger sind, während er dem Rumpfe nach kleiner erscheint.

Beschreibung. Dieser Raubvogel ändert (wie der Mauser) vielfältig ab. Die gewöhnliche Färbung ist einfach braun, unten mit weiß gemischt, und mit braunen Querflecken und Schaftstrichen bezeichnet. Zuweilen ist das Kleid einfarbig braun, dunkelbraun oder rostbraun, immer mit dunkleren Schäften. Für das alte Männchen genügt die Abbildung. — Das Weibchen ist kaum etwas größer, am Kopfe stets weniger grau, zuweilen fehlt auch jede Spur; die untere Seite des Vogels ist immer dunkler als am Männchen. — Bei jüngern Vögeln ist der Kopf gelblich- oder bräunlichweiß; die obern Teile sind dunkelbraun, mit weißen Federsäumen; die untern Teile weiß, am Kropfe braun überflogen, mit lichtbraunen Schaftstrichen; die Wachshaut ist gelb; die Iris graubraun. — Jüngere Weibchen sind unten oft blaßrostbraun. — Das Dunengefieder weicht von dem anderer Raubvögel ab, es ist beinahe ganz weiß gefärbt; auch die Formbeschaffenheit desselben ist auffallend; die einzelnen Strahlen der Dunenkrone sind (nach Blasius in Cab. J. 1864, 281) wellenförmig hin- und hergebogen, auf dem Hinterkörper mehr flachwellig. Durch die weit vorstehenden Borstenspitzen erhalten die Dunen ein seidenartiges Ansehen; auf den Zügeln sind kurze bräunliche Borstenfedern, in denen sich der Charakter der spätern Zügelfedern nicht im entferntesten andeutet. Die Bauchfläche des jungen Wespenbussards ist ganz nackt. Der später so schwache Schnabel ist in der ersten Jugend auffallend stark und schwarz; die Zunge vorn schwärzlich. Auch wenn sich schon Federn entwickelt haben, sieht das weiße Dunenkleid noch lange hervor.

Der Schnabel und die Nägel sind grauschwarz bis schwarz. Das Auge grau, silberweiß, braun, hellgelb, goldgelb, bis rötlichgelb; Wachshaut, Schnabelwinkel und Füße hellgelb; mit zunehmendem Alter die Wachshaut goldgelb; zuweilen die Wachshaut schwärzlich, und nur um die Naslöcher gelblich. — Diese Teile ändern je nach dem Alter und auch nach der hellen oder dunkeln Totalfärbung, wie schon bemerkt, vielfältig ab.

Ein ähnlicher Wespenbussard, doch etwas größer und mit verlängerten Schopffedern, ist in Asien heimisch, wird aber als besondere Art gerechnet: Gehaubter Wespenbussard, B. ptilonorhynchus, *Temm.* 1823 (= Buteo cristatus, *Vieill.*).

Die Verbreitung des Wespenbussards erstreckt sich über ganz Europa. In Ost-Rußland ist er am häufigsten; in den Niederungen Norwegens nach A. Brehm zuweilen in großer Anzahl; sonst aber meist nur in einzelnen Paaren, denn er ist in unserm Vaterland zu den selteneren Raubvögeln zu rechnen und nirgends so gemein, wie der Mausbussard. Dasselbe gilt auch für Württemberg, denn nicht oft kann man in den Besitz dieses Vogels kommen. Landbeck traf ihn noch am häufigsten bei Mössingen und Tübingen, sowohl auf dem Strich, als brütend. — Er bewohnt sowohl ebene als auch höher gelegene Waldungen von gemischter Holzart, zieht aber Laubwälder, besonders Buchen- und Eichenwald vor; überhaupt Gegenden, wo Obstbäume und andere Pflanzen vorkommen, welche Wespen, Bienen und Hummeln, seiner Lieblingsnahrung, ebenfalls zum Aufenthalt dienen. — Als Zugvogel stellt er sich erst gegen die Mitte oder Ende des Monats April ein, oft erst im Mai, und zieht vom August an bis in den September hinein wieder ab. Der Zug ist bei uns im Frühjahr von Westen nach Osten, im Spätjahr umgekehrt. Er wandert gewöhnlich nur familienweise, zuweilen aber auch in Gesellschaften von 30 bis zu 50 Stück, die oft so rasch hintereinander folgende Flüge bilden, daß die Zahl der Zugvögel im Verlauf einiger Stunden weit über Tausend geschätzt wird. Manche Züge fliegen hoch und drehen sich dabei beständig im Kreise in schönem Flug ohne sichtbare Bewegung der Flügel; manche fliegen niedriger, kaum über Baumeshöhe, dann aber nicht kreisend und genau die Zugrichtung einhaltend*). Zuweilen fallen sie, Nahrung suchend, auf gepflügten Aeckern ein, sodaß die vorn suchenden immer wieder von den hintersten in der Zugrichtung überflogen werden, welche sich ebenfalls niederlassen und durch diesen Wechsel stetig, wenn auch langsam, weiter kommen. Es gibt auch in Deutschland Gegenden, wo er als Brutvogel ziemlich häufig auftritt, so im Westerwald (unfern Koblenz), wo ein eifriger Ornitholog vom Jahr 1861 bis 1874 einunddreißig Nester fand. (Cab. J. 1875, 417.) Der Horst steht auf alten starken Bäumen, besonders auf

---

*) Ueber die Zugrichtung der Wespenbussarde, welche teilweis auch für die Milane gilt, setze ich einige Beobachtungen bei, welche Brüggmann (in A. Br. Thierleben, Vögel 1. Bd. S. 715) mitteilt: „Seit meinem Hiersein (in Schloß und Dorf Kniphausen, Oldenburg) habe ich fast jedes Jahr Ende des Mai einen Zug dieser Vögel, 30 bis 40 Stück, ziehen sehen. Die Richtung war von West nach Ost, nie über Baumhöhe, nie Kreise beschreibend; niemals auch sich niederlassend. Viele fußten auch im Kniphauser Parke. Im Jahr 1875 bemerkte ich am 26. Mai, nachmittags 4 Uhr etwa 50 Wespenbussarde, dieselben kreisten seitwärts von Kniphausen etwa in 30 m Höhe und zogen, beständig Kreise beschreibend, von West nach Ost weiter. Die Zahl der durchgezogenen Vögel schätze ich über Tausend." Gätke hat auf Helgoland übereinstimmende Beobachtungen gemacht. Einmal erschienen während des Herbstzuges gegen Mittag aus Osten her Wespenbussardflüge von 5 bis 7 Stück in rascher Folge, nahmen im Verlaufe des Zugs an Zahl stetig zu, und flogen von 2 Uhr bis nach Einbruch der Nacht zu 20 bis 30 Stück so dicht hintereinander, daß Gätke dieselbe Frage wie Brüggmann sich vorlegen mußte: „Woher kommen diese Scharen und wo ziehen sie hin? Nach A. Brehms Ansicht kommen diese Vögel aus dem fernen Osten Rußlands und wandern West-Afrika zu. Zur Bestätigung dieser Ansicht will ich eine andere Mitteilung (aus Cab. J. 1888, S. 158 von Dr. A. König) machen: „Der Wespenbussard geht weit über Tunis

Tannen und Buchen, wenn solche an Felder und Wiesen grenzen, bald hoch, bald niedrig, er ist etwa 85 cm breit, kunstlos, aus ziemlich dünnen Reisern gebaut; der Vogel begnügt sich aber auch mit einem verlassenen Raben- oder Raubvogelnest, das er ein wenig herrichtet und obendrauf mit frischen grünen Reisern belegt. Noch lange bevor die Eier gelegt werden, sitzen die Vögel beisammen im Horste und freuen sich ihrer „Kinderstube". Dann steigen sie auch hoch in die Lüfte und vergnügen sich durch Flugspiele über dem Nistplatz, wo sie in weiten Kreisen, beinahe ohne Flügelschlag, sich hoch hinaufdrehen, das Männchen dann das Weibchen übersteigt und nun aus großer Höhe mit hochgestellten Flügeln und einer eigentümlichen schüttelnden Bewegung sich zu ihm herabläßt, um sofort wieder aufzusteigen und das Spiel zu wiederholen, bis beide dessen überdrüssig sind und zum Walde herabkommen. Nach der Erfahrung des erwähnten Ornithologen, Herrn Baumeister Sachse, findet man erst Ende des Mai oder Anfangs Juni die 2 Eier, welche 56 mm lang und 46 mm breit sind; sie haben eine kurze, starkbauchige Form, sind feinkörnig mit etwas Glanz, gelbgrünlichweiß oder ockergelb, mit ineinander verlaufenden bleich rostfarbigen Zeichnungen getrübt, und auf diesen mit hellerem oder dunklerem Rostbraun bespritzt, gefleckt und marmoriert. Diese Farbe ist oft so dick aufgetragen, daß sie sich zum Teil abwaschen läßt.

Die Jungen werden mit Ameisen, Wespen, Bienen und deren Brut, mit Raupen, Fliegen und andern Kerbtieren aufgefüttert, welche ihnen die Alten vorwürgen. Der Horst wimmelt von Ameisen und Wespen, und kann für denjenigen, der die Jungen ausnimmt, als sichere Andeutung der Art gelten. Man findet auch Waben um den Baum herum und im Walde zerstreut. Auch die ganz adlerähnliche Haltung des jungen Wespenbussards ist, nach H. Blasius, charakteristisch; er sitzt oder steht von Anfang an aufrecht, mit erhobenem Haupte, friedfertig aber furchtlos, ohne anzugreifen und ohne sich bei der Annäherung eines Menschen zur Wehr zu setzen. Uebrigens erhalten die Jungen auch junge und alte Vögel, kleine Säugetiere, frische, ganze Waben mit Wespen- oder Hummelbrut u. dgl. vorgelegt, wie es eben die Alten aufzutreiben vermögen. Sie sitzen lange im Horst, und auch nach dem Ausfliegen benutzen die Jungen denselben noch einige Zeit zum Ruheplatz und werden noch lange von den Alten gefüttert. Aus diesem Grunde hält die Familie, entgegen dem harten Benehmen vieler anderer Raubvögel gegen erwachsene Jungen, noch lange treulich zusammen und begibt sich endlich auch gemeinschaftlich auf die Wanderschaft.

Der Flug dieses bei uns ziemlich seltenen Raubvogels ist sanft, er bewegt die Flügel in matten Schlägen, kann aber auch weite Strecken ohne Flügelschlag schweben. Das schöne Flugspiel der Paare über ihrem Horst ist vorn erwähnt. Im Flug unterscheidet er sich vom Bussard durch die längern und schmäleren Flügel und den längern Schwanz. Auf der Erde schreitet er wie ein Rabe mit etwas hochgetragenem Halse und gesträubten Nackenfedern, aber viel hurtiger, überhaupt auch flinker als alle andern Raubvögel, wodurch er sich sehr auszeichnet. Seine Stimme ist ein hastiges kik kik kik, auch hört man ein sehr gezogenes, beinahe klägliches kiiik von den um Futter bittenden Nestjungen, welche dieses küiik oft 3 Sekunden lang hinziehen. Außerdem noch ein hohes hijä hijä, dem Miauen des Mausers ähnlich.

Seine Nahrung besteht in Fröschen, Eidechsen, Schlangen, Käfern, Raupen, Würmern, fliegenden Insekten, Vogeleiern, jungen und alten Vögeln, Mäusen, Hamstern und andern kleinen Tieren, welche er, flinken Ganges umhersuchend, im Sitzen überraschen kann. Ganz vorzüglich aber sucht er die Nester der Hummeln und Wespen auf, nach welchen er die Erde wie eine Henne aufscharrt, um zu den Waben und deren Brut zu gelangen. Die ihn umschwärmenden Insekten weiß er so geschickt wegzuschnappen, daß sie quer in den Schnabel kommen, und er nun durch einen kräftigen Biß einen Teil des Hinterleibs samt Stachel ablöst und fallen läßt. Die harten Fußschilder und das derbe Gefieder vor den Augen schützen ihn vor den Stichen der ihn Umsummenden. Jung aufgezogene Wespenbussarde werden sehr zutraulich und erinnern im Betragen mehr an einen flink herumlaufenden Raben, als an einen Raubvogel. Sie zeigen eine große Vorliebe für Obstnahrung, als Stachel-, Johannis- und Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen,

---

hinaus und verbringt den Winter in noch viel südlicheren Regionen. Während der Wintermonate sieht man ihn nicht, dagegen beobachtete ich einen starken Flug von 30—40 Stück bei Hamam el Lif am 2. Mai 1887, auf dem Zug nach Norden begriffen. Die Vögel ließen sich von der eingeschlagenen Richtung nicht abbringen und zogen in geringer Höhe über mir weg, so daß ich die Art deutlich erkennen konnte. Bald darauf erhielt ich auch von Präparator Blanc einen frisch geschossenen Vogel dieser Art." In Algier dagegen kommt dieser Raubvogel „auffallender und unerklärlicher Weise" (wie sich Dr. König a. a. O. S. 141 ausdrückt) nur selten vor. — Diese Zugrichtung läßt schließen, daß mehr Vögel nach West auswandern, als von dort zurückkehren, daß vielmehr die meisten dieser gutfliegenden Wanderer eine andere Zuglinie nach Europa, zurück auf ihre Brutplätze, einhalten, so daß man fast unwillkürlich an eine „Rundreise" erinnert wird.

Birnen, gebratenen Aepfeln, auch Brot in süßer oder saurer Milch erweicht, die sie oft der Fleischfütterung vorziehen. Ueberhaupt zeigen sich die Jungen in der Gefangenschaft sehr heißhungrig und es gibt nichts, das sie verschmähen würden, wodurch sie auch wiederum an die Raben erinnern. Durch Plündern der Vogelnester wird dieser Raubvogel schädlich, deshalb hassen ihn alle Feld- und Waldvögel, und begleiten ihn mit unaufhörlichem, ängstlichem Geschrei. Besonders hart verfolgen ihn die Krähen. Aber unbedingt nützlich wird er durch Vertilgen der Wespen- und Hornissenbrut. Gegen alle Eulen zeigt er tiefen Haß, und wird deshalb auf der Schuhuhütte am leichtesten erlegt.

Achte Familie: Milan. Milvus, *Brisson* 1760;

Cuv. 1800; — Hydroictinia, et Lophoictinia, *Kaup.* 1844.

Stattliche Raubvögel, kenntlich an dem langen, gabelförmig ausgeschnittenen Schwanz. — Schnabel mäßig groß, nicht gleich von der Wurzel an gebogen, in einen großen Haken endigend, sehr stumpf gezahnt, etwas über halbe Kopfeslänge, Kopffedern spitzig verlängert; Rachen bis unter die Augen gespalten; Nasenlöcher oval, parallel dem Vorderrande der Wachshaut, nach oben verschmälert; Füße kurz, Läufe hinten nackt, vorn fast zur Hälfte befiedert; am Schenkel lange Hosen; Zehen kurz und beschildet; die Krallen nicht groß und nicht stark gekrümmt, jederseits unten mit vorspringender scharfer Kante und Längsfurche, in der Mitte rund erhaben; Lauf- und Mittelzehe von gleicher Länge; Flügel sehr lang und zugespitzt; die 3. und 4. Schwinge am längsten, die 2. bis 5. Schwinge, und sehr schwach die 6. nach der Spitze auf der Außenfahne verengt; Schwanz lang und mehr oder weniger tiefgabelig ausgeschnitten und ganz, oder fast ganz von den Schwingen bedeckt. Sie horsten auf Bäumen, ihre Horste sind aber meistens mit alten Lumpen und Papierfetzen gepolstert, wodurch sich dieselben von andern unterscheiden. Beim Niederlassen auf Aeste und besonders auf den Boden haben sie Mühe, ihre langen Flügel zurecht zu legen. Auch zeichnen sie sich, außer ihrem Gabelschwanz, noch dadurch aus, daß sie im Flug die Schwingenspitzen etwas höher tragen als den Rücken, wie es auch die Weihen thun. Von etwa 7 Arten hier: 2 Arten.

Der Rotbraune Milan. Milvus regalis, *Linné.*

Taf. 24, Fig. 1.

Königsweih, Roter Milan, Gabelweih, Hühnerweih, Hühnerdieb, Gabel-, Rüttelgeier, Schwalbenschwanz. — Milvus, alte Aut.; — M. regalis, *Belon*; *Schwenkf.*; *Briss.*; *L. cit.* 1766; *Br.* 1831; *K. & Bl.* 1840; *Bp.* 1850; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* — Falco milvus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; — M. vulgaris, *L.* 1748; *Flemm.* 1822; *H. & Ehr.* 1828; — F. austriacus, *Gm. ex Kramer*; — M. ictinus, *Sav.* 1809; *Rchw.* 1882; — Accipiter regalis, *Pall.* 1811; — M. ruber, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Hauptfarbe rostfarben; der große, stark gegabelte Schwanz rostrot, unvollkommen dunkelbraun bebändert, die Binden am Schaft nach der Schwanzwurzel schräg gerichtet; die äußern Federn desselben über 6 cm länger als die mittelsten; die Fußwurzeln halb befiedert und gelb. Länge 60, Flugbreite 143, Schwanz 34,5, Schnabel 3,6, Lauf 2,4 cm. Bussardgröße, aber gestreckter.

Beschreibung. Abbildung genügt. Der Schnabel ist bläulich; Wachshaut, Mundwinkel und Füße sind gelb; die Iris silberfarben. — Das Weibchen ist einige Zolle größer und hat einen bleichern Schwanz; der Rücken ist einfarbig braun; der Kopf mehr mit Rostfarbe überlaufen; die Brust ist mehr mit Weiß vermischt. — Junge Vögel sind heller gefärbt; der Scheitel und Hinterhals ist gelblichweiß, rostroth gefleckt; der Schnabel ist schwarz.

Der Rotmilan bewohnt unsern Erdteil vom südlichen Schweden an bis in die Südstaaten, ostwärts in Süd-Rußland bis zur Wolga und zum Uralfluß, hier nur noch selten; nach Rüppell auch in Unter-Egypten; noch häufiger in Nordwest-Afrika bis auf die Kanaren. An der mittlern Donau tritt er seltener auf, als der Schwarzmilan; weiter Donau abwärts wieder zahlreicher und in der Dobrudscha an geeigneten Gegenden häufig, so auch in Bulgarien und Rumänien, während er bei Konstantinopel fehlt und für Griechenland nur als Zugvogel bezeichnet wird. Früher in Frankreich und England sehr häufig, in letzterem jetzt beinahe ausgerottet. In Deutschland ist er nirgends häufig, doch als Brutvogel in den meisten Staaten zu finden. Bei uns in Württemberg jedenfalls häufiger, als der Schwarzmilan, der bei uns nur selten vorkommt. Er kommt frühzeitig, schon im Anfange des März, oft zugleich mit der Waldschnepfe und verläßt uns im



Lith. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

September oder Anfangs Oktober, überwintert in gelinden Wintern zuweilen auch ganz. Seinen Wohnsitz hat er in Wäldern, welche mit Feld und Wiesen abwechseln, von wo er meilenweit die freien Orte durchstreift, denn er ist ein Feldvogel, der nur des Abends im Wald seine Schlafstätte aufsucht. Ihre Reisen machen sie gemeinschaftlich, oft in Truppen von 50 bis 100 Stück. Diese Züge sind bei uns im Spätjahr gerade nach Westen gerichtet, dabei fliegen sie auf der freien Ebene niedrig und langsam, indem sie sich in weiten Kreisen umherdrehen, auch einzelne sich niederlassen und ausruhen. Die Straße von Gibraltar kreuzt er jährlich zweimal.

Seinen Horst findet man in ebenen, weniger in gebirgigen Waldungen, stets in großer Höhe und meist dicht am Hauptstamm, auf alten hohen Bäumen (Laub- oder Nadelholz gilt ihm gleich), auf Eichen, Buchen, Kiefern, Fichten; er hält etwa 90 cm im Durchmesser und besteht aus Reisern, Wurzeln, Halmen, unterscheidet sich aber von andern Horsten dadurch, daß er regelmäßig mit Lumpen und Papier ausgelegt ist, welche der Vogel in freiem Felde, meistens auf Mist- und Düngerhaufen erbeutet. Diese Vorliebe, seinen Horst mit farbigen Zeugen oder Papier auszustaffieren, teilt er genau mit seinem Vetter, dem Schwarzbraunen Milan. Die 2 bis 3, selten 4 Eier messen 58 + 45 mm, sind feinkörnig, ohne Glanz, der Grund ist weiß, mit schwach grünlicher Neigung, die Schalenflecken sind lehmbräunlich mit grobem Gekritzel, Punkten und Spritzern von einem dunkeln Rotbraun; die Zeichnungen sind aber nie sehr häufig. Sie gleichen den Eiern des Mäusebussards. Wie die meisten Eier, welche äußerlich einen grünlichen Anflug haben, sind auch diese inwendig lichtgrün. Das Weibchen sitzt etwa 4 Wochen sehr fest auf den Eiern und wird während dieser Zeit vom Männchen fleißig gefüttert, wie auch späterhin die Jungen.

Der Flug dieses Raubvogels ist von unvergleichlicher Zierlichkeit, stundenlang sieht man ihn umherschweben, ohne nur einen Flügelschlag zu bemerken, wobei er zu einer Höhe hinaufsteigt, daß er dem Menschenauge entschwindet. Dies besonders beim gemeinsamen Flugspiel über dem Horstplatz, wo oft die Paare gegen einander kreisen, zusammenfliegen und sich scherzend gegen einander aufrichten. Treffend sagt daher Schiller: „In dem Reich der Lüfte — König ist der Weih!“ Sein Flug ist meist langsam und sanft, oft sucht er nicht hoch über dem Boden die Gegend ab, nur wenn er auf Beute stoßt, zeigt er sich flinker. Er ist aber feig, fürchtet andere Raubvögel und selbst die Raben bieten ihm Trotz. Eine beherzte Gluckhenne, welche sich für ihre Küchlein wehrt, kann ihn abschrecken und manchmal auch verjagen. Seine Stimme ist ein hohes „h i ä h, h i — h i — h i ä h!“ sein Freudengeschrei ein trillerndes Pfeifen, und während der Begattungszeit eine Art Gesang aus obigen Tönen zusammengesetzt, im Hunger rufen sie: f i i i — i h i h i h!

Er nährt sich von kleineren Tieren, als Mäusen, Maulwürfen, jungen Hasen, Eidechsen, Schlangen, Fröschen; hauptsächlich aber während der Brutzeit, wo er es haben kann, von jungen Gänsen, Hühnern und Enten, wodurch er dann den Geflügelhaltern viel Verdruß macht. Er wagt sich ganz nahe an die Dörfer und Meierhöfe, und wo er einmal etwas weggekapert hat, kommt er sicher alle Tage, beinahe zur gleichen Stunde wieder; Aas ist ihm ein Leckerbissen. Im Notfall frißt er auch Insekten, Würmer und Obst. In Gefangenschaft werden die jungen Milane sehr zahm und sind leicht mit Fleischabfällen zu unterhalten. Zum bequemen Sitz gibt man eine armsdicke Stange, wo sie ihren Unrat weit abspritzen. Anfangs sind sie recht ängstlich; das verliert sich aber in Bälde. Mit ihresgleichen und andern Tieren sind sie verträglich und in günstigem Falle kann man freien Flug gestatten, ohne den Vogel zu riskieren.

Gegen den Uhu zeigt er großen Haß, legt diesem Nachtvogel gegenüber seine gewöhnliche Feigheit ab und stoßt heftig auf denselben, sodaß er auf der Krähenhütte eine ziemlich leichte Beute des Jägers wird. Sonst ist er als ein scheuer Vogel nur aus einem Hinterhalte zu schießen, was bei einem Aase noch am leichtesten geschieht. In einem Tellereisen, worauf man ein Stück Fleisch oder einen toten Maulwurf bindet, ist er nicht schwierig zu f a n g e n.

Zur Zeit, als die Falknereien noch existierten, fing man den Milan mit Falken und selbst mit dem viel kleinern S p e r b e r, dem er aus Furcht bis in Wolkenhöhe entfloh, von diesem aber beharrlich überstiegen und mit Stoßen, Fängen und Schnabelhieben solange bekämpft und geängstigt wurde, bis er aus Mattigkeit als geschlagene Beute zur Erde niederstürzte und hier von den Jägern gefangen wurde. Es war dies gewöhnlich ein Vergnügen der fürstlichen Herren und Prinzen, weshalb er in Frankreich noch jetzt „K ö n i g s w e i h e, Milan royal“ heißt.

Der Schwarzbraune Milan. Milvus niger, *Brisson.*

Taf. 24, Fig. 2.

Schwarze Hühnerweihe, Aetolischer Milan, Braune Gabelweihe, Dunkelbraune Gabelgeier. — Milvus niger, *Belon*; *Schwenkf.*; *Sibbald*; *Rcacz.*; *Briss.* 1760; *K. & Blas.* 1840; *Bp.* 1850; — M. aetolius, *Aldrov.*; *Sav.* 1809; — Accipiter Korschun, *Sam. Gm.* 1774; — Falco migrans,

Boddärt 1783; — F. ater, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1805; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.* — M. ater *Daudin* 1800; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — F. fusco-ater, *M. & W.* 1810; — Accipiter milvus, *Pall.* 1811; *Kaup.* 1844; — M. migrans, *Strickl.* 1855; *Gray* 1869; *Schl.* 1873; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Oberleib schwarzbraun; der Schwanz mit vielen schmalen schwarzbraunen Querbändern bezeichnet, nur etwas gabelförmig, die äußern Schwanzfedern nicht über 2,4 cm länger als die mittlern.

Länge 55 cm, Flügelbreite 140 cm, Flügel 46 cm, Schwanzlänge 27 cm, Schnabellänge im Bogen 3,6 cm, Höhe des Laufs 5,4 cm.

Beschreibung. Kopf, Kehle und Hals sind schmutzigweiß; der Unterleib ist rostbraun, mit schwarzen Schaftflecken; der Oberleib ist schwarzbraun; der nur etwas gabelförmige Schwanz ist braun, mit 9 bis 12 schmalen Bändern. — Der Schnabel ist schwarz; Wachshaut und Augenkreise sind gelb; die Augensterne braungrün; die Füße sind klein, fast schwächlich, von Farbe orangegelb. — Das Weibchen ist 5 bis 7 cm größer; oben dunkler und unten rostbrauner, welche Farbe an den langen Schenkelfedern besonders hervorsticht. Der junge Vogel ist am Leib dunkelbraun, etwas ins Rötliche, auf dem Rücken etwas dunkler mit hellen Federrändern, am Kopf und Hals mit rostgelben Streifen längs den dunkelbraunen Schäften; die Füße sind heller gelb, die Augen sind braun.

Eine sehr nahestehende Art ist der Schmarotzermilan, M. aegyptius, et Forskali, *Gm.* 1788; F. parasiticus, *Daud.* 1800. Der Schmarotzermilan wurde erst von Gmelin als eigene Art abgetrennt. Bei diesem Milan ist der Schnabel stets horngelb, nicht schwarz; die Grundfarbe des Kopfes ist braun, nicht grau, sonst aber ist er unserem Schwarzbraunen Milan so ähnlich, daß er früher als selbständige Art bezweifelt wurde. Seine Heimat ist in Afrika, besonders in Egypten, Arabien, Klein-Asien, in der Europäischen Türkei, und es ist nicht anzunehmen, daß die mitten in Konstantinopel auf den Moscheen brütende Art mit unserem heimischen Milan identisch sei. Der orientalische Schmarotzermilan bewohnt Dörfer und Städte noch lieber als den Wald, nistet auf den Minarets der Moscheen ebensowohl wie auf den Bäumen innerhalb der Ortschaften, doch auch auf Palmen und hohen Waldbäumen und sucht seine Nahrung in den Höfen, auf Straßen und Schlachtplätzen, welche in allen möglichen Abfällen der Fleischbänke, des Fischfangs und der Küche besteht, und ist bei einem Aas der erste Gast. Er ist ein Charaktervogel der orientalischen großen und kleinen Städte und Dörfer, wo er wegen seiner großen Nützlichkeit durch Aufzehren luftverpestender Abfälle ein geschützter, mindestens willig geduldeter Vogel ist, dem die Einwohner nichts zu leid thun. Durch die wohlwollende Duldung der Eingebornen ist er in Kairo zum Gassenvogel geworden, wovon wir hierzuland keine Vorstellung haben, und es ist nichts Seltenes, daß er den Dienstboten, welche Fleisch auf dem Kopf tragen, dasselbe aus ihren offenen Körben wegstiehlt.

Unser heimischer Schwarzmilan bewohnt ebene wasserreiche Gegenden Europas und Mittel-Asiens, von Spanien bis zur Lena; zur Ueberwinterung zieht er nach Afrika. Er ist seltener in West-Europa, häufiger im Osten unseres Erdteils, so in Niederösterreich und Ungarn, der ganzen Donau entlang, in der Walachei, in Süd-Rußland, besonders in der Dobrudscha gemein. In Deutschland in manchen wasserreichen Strichen häufiger als der Rotmilan, so namentlich in der Mark, in Pommern, Mecklenburg, teilweis am Rhein und Main. Bei uns in Württemberg weit seltener als Regalis, doch traf Landbeck sein Nest bei Tübingen auf Eichen, und auch im Hardthauser Wald unter Neckarsulm. — Er kommt als Zugvogel zu Ende des Monats März und Anfangs April, und zieht Ende September und Anfangs Oktober wieder ab.

Unser Schwarzmilan sucht zu seinem Aufenthalt solche Waldungen, welche fischreiche stehende oder langsam verlaufende Gewässer in der Nähe haben. Sein Horst steht bei uns auf den höchsten Waldbäumen, auf Eichen, Buchen, Tannen, entweder im Wipfel oder doch in der Nähe desselben auf Seitenästen. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Horst auch auf schwächern Bäumen in sehr verschiedener Höhe angebracht sein kann, wie es eben die Verhältnisse bedingen, wonach sich der Vogel zu richten hat. Dieser gleiche Vogel baut z. B. in der Dobrudscha, wo er sehr gemein ist und es stellenweise an Bäumen fehlt, nicht selten auf buschigen Steppen und an Balken, wie die Weihen. Der Horst hat einen Durchmesser von etwa 80 cm, und besteht aus Reisern von verschiedener Stärke, die nach oben immer feiner werden. Auch findet man in den Horsten stets Fischgräten von dem ausgespieenen Gewölle, außerdem noch Haare, Werg, Wolle, Papier und selbst Lumpen aller Art, wie beim Rotmilan, wodurch sich diese Horste von denen andrer Raubvögel leicht unterscheiden, Dr. Reichenow fand eine ganze blaue Schürze in einem solchen Horst; in andern Horsten hat man ganze Strümpfe und Sacktücher gefunden. Die Lumpen und altes Papier erbeuten sie gewöhnlich aus Düngerhaufen, welche im freien Felde gelagert sind. Es ist auch nicht selten der Fall, daß mehrere Horste dieses geselligen Raubvogels nahe beisammenstehen. Besonders gern horsten sie in oder doch in der Nähe von Reiherkolonien, um die abfallenden Fischreste für sich und ihre Jungen zu erbeuten. Der Horst enthält 3 bis 4 meist kurzovale Eier, welche 54+42 mm messen, ziemlich feinkörnig, glanzlos, auf trübweißem, gelblichem, graulichem oder grünlichem Grunde häufig mit bleich lehmbraunen Flecken marmoriert und bespritzt

sind. Die Jungen haben unten ein weißliches, am Hinterkopf schwach rostfarbiges, von oben hell graubraun überflogenes Dunenkleid, welches sich, nach Dr. H. Blasius, durch Länge und Lockerheit auszeichnet. In aufrechter Haltung sitzen diese auf den Fersen im Horst, während die Rotmilane sich furchtsam auf den Boden niederdrücken. Ein einziger Blick auf den mit Jungen besetzten Horst, sagt Blasius, läßt keinen Zweifel, ob man Rot- oder Schwarzmilane vor sich hat. Beide Milane sind leicht zähmbar und werden sehr anhänglich, fliegen unter günstigen Umständen auch wohl aus und ein, ohne sich zu verlieren. (Cab. J. 1864, 286.)

Dieser Vogel hat ebenfalls einen wunderschönen schwimmenden Flug, besonders wenn er, wie Kronprinz Rudolf schildert, über dem Wasserspiegel größerer Gewässer schwebt: „Im Frühjahr während der Paarungszeit steigt das Paar hoch in die Lüfte und kreist. Plötzlich läßt sich der eine oder der andere mit schlaff hängenden Flügeln bis dicht über den Wasserspiegel fallen, zieht dann pfeilschnell in krummen Linien eine kurze Strecke dahin, ebenso wieder zurück, rüttelt wie ein Turmfalk und führt die wunderbarsten Bewegungen nach allen Richtungen aus.“

Er nährt sich von Fischen, Fröschen, jungen Vögeln, jungen Hasen, Hamstern, Zieseln, Mäusen und Aas. Fische und Frösche scheint er lieber zu fressen, als warmblütige Tiere. Uebrigens kann er die Fische nur fangen, wenn sie oben an der Wasserfläche sind, weil er nicht mit dem ganzen Leib untertauchen kann, wie es der Fischadler thut. Gezähmte Milane fressen auch Brot in Milch gebrockt, und Obst, besonders Pflaumen. Der Schwarzmilan ist zwar kleiner, aber flinker und mutiger als der Rotmilan, und wird dem jungen Geflügel der Meiereien und Ortschaften durch seine — fast sorglose Keckheit gefährlich; denn die Küchlein der Enten und Hühner nimmt er angesichts ihrer kläglich schreienden Eltern weg, und nur ein gut angebrachter Schuß kann seiner Raubgier hier steuern. — Der Schwarzmilan ist, nach Kronprinz Rudolf, ein Feind des Uhu, aber viel vorsichtiger und zurückhaltender als manche andere Raubvögel, denn sie kreisen für gewöhnlich nur hoch über dem Uhu, so daß ein Schrotschuß sie nicht erreichen kann, stoßen nicht, und verschwinden nach einiger Zeit wieder in derselben Richtung, welche sie gekommen sind.

Neunte Familie: Gleitaar, Elanus, *Savigny* 1809.

Elanoides, *Vieill.* 1818; — Milans, *Boje* 1822.

Seltene Raubvögel von Turmfalkengröße, die nur in etwa 5 Arten vorkommen, sich sehr gleichen, und mit abstechenden Farben, Schwarz und Weiß, bezeichnet sind. Außer dem blendendweißen Unterkörper unterscheidet sie der Flug, während dessen sie die Flügelspitzen bedeutend höher tragen als den Leib. — Schnabel klein, vorn sehr zusammengedrückt, an der oberen Schneide etwas ausgeschweift, langhakig, mit tiefgespaltenem Rachen; Nasenlöcher parallel dem Kieferrande; Füße kurz und dick, vorn zweidrittel herab befiedert; Läufe und Zehen fein genetzt, das Krallenglied beschildet; Krallen unten rund; die Mittelkralle seitlich längs der Mitte mit vortretender Innenkante; die Flügel lang und schmal endigend; der Schwanz mäßig lang, schwach ausgeschnitten, von den Flügeln etwas überragt; die 1. Schwinge gleich der 3., kaum kürzer als die 2. und längste; die 2. und 3. auf der Außenfahne nach der Spitze verengt. Das Gefieder ist seidenweich wie bei den Eulen, am Kinn und Zügel stehen ziemlich lange vorwärts gerichtete Bartborsten. — Von 5 Arten hier: 1 Art.

Der Gleitaar. Elanus melanopterus, *Daudin.*

Schwarzflügeliger, Schwarzschultriger Schwimmer, Falkenmilan, Black, Zorrag. — Falco coeruleus, *Desfont.* 1787; — F. vociferus, *Lath.* 1790; — F. melanopterus, *Daud.* 1800; *Glog.* 1834; *Schl. & Sus.* 1839; *Naum.* 1860; — F. clamosus, *Shaw.* 1809; — Elanus caesius, *Sav.* 1809; — E. melanopterus, *Leach.* 1817; *Hartl.* 1857; *Heugl.* 1869; *Gray*; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889.

Kennzeichen. Auf dem Oberflügel ein großes schwarzes Feld; die Unterflügeldecke rein weiß. Im Alter an allen obern Teilen hellaschgrau, an den untern weiß. In der Jugend oben bräunlichgrau, unten rötlichweiß.

Länge 31,5 cm, Breite 73 cm, Flügellänge 27,5 cm, Schwanzlänge 12,5 cm, Schnabellänge im Bogen 2,3 cm, Lauf 3,6 cm. Turmfalkengröße.

Beschreibung. Das alte Männchen ist oben schön hellaschgrau, auf dem Oberflügel steht ein tiefschwarzes, sehr in die Augen fallendes Feld, welches von den Deckfedern gebildet wird; über den Augen ein weißer, durch dieselben ein schwarzer Strich; Stirn, Wangen und der ganze Unterkörper rein weiß, an den Seiten sanft grau angehaucht; am Schwanz sind die mittlern Federn hellaschgrau, die andern

nach außen weiß gekantet. Der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut, Füße und die Augen sind schön hochgelb. — Jung: Oben dunkler mit braunrötlichem Anfluge, der auf dem Kopf am stärksten ist, hier mit dunklern Schaftflecken; sämtliche hintern Flügel-, Schwung- und Schwanzfedern mit sehr breiten weißlichen Enden, welche an den ersten noch von verwaschener Rostfarbe begrenzt werden. Brust und untere Halsseiten hell graulichrostfarben, am Rande heller; Unterbrust weißlich, blaß angeflogen, mit schmalen dunkelbraunen Schaftstrichen. Die mittlern Schwanzfedern sind rötlichgrau, die übrigen mit weißen Außenkanten; von einer bänderartigen Zeichnung zeigt sich daran nichts; die Iris dunkelbraun. — Das Weibchen ist etwas größer, sonst gleicht es dem Männchen vollkommen.

Ganz Afrika mit einem Teil des angrenzenden Asiens bis Indien bewohnt dieser kleine Raubvogel; von dort kommt er in die südlichen Teile Europas herüber, und wurde als Seltenheit auch schon in Deutschland erlegt. Sein Aufenthalt sind freie, aber nicht kahle Gegenden, wo er sich gern auf die obersten Spitzen der Bäume und der Gebüsche setzt, um eine Beute zu erspähen.

Der Horst steht ziemlich niedrig, oft kaum 12 Fuß über dem Boden, in der Nähe der Gärten oder in diesen auf Citronen- und Orangenbäumen, oder in dem dichten Gipfel des Nabakstrauches, weil er in Egypten, wo ihn A. Brehm nistend antraf, geschont und deshalb zutraulich wird. Derselbe ist groß, flach, dicht gebaut, besteht aus Reisern, mit feinen Wurzelfasern und Haaren belegt, und enthält Ende Februar oder in der ersten Hälfte des März 3 bis 5 Eier, welche eine kurze, fast runde Ovalform haben, 3,5 cm lang und 3 cm breit sind. Der Grund ist grünlichweiß mit rotgrauen Schalenflecken und rotbraunen Flecken von teils verwaschener, teils deutlicher, oft wie marmorierter Zeichnung.

Dieser Vogel ist schon in der Ferne an dem unten durchaus weißen Gefieder zu erkennen. Sein Flug ist schwebend, sanft, durch wenige matte Flügelschläge unterbrochen; die Schwingenspitzen trägt er während des Fluges höher als den Leib. Die Stimme ist hellgellend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Säugetieren, Mäusen, Vögeln, Insekten, namentlich Heuschrecken, und deshalb begleitet er gewöhnlich die Züge der Wanderheuschrecken. Seine Exkremente haben einen auffallenden Bisamgeruch. Er verzehrt, nach Aussage der Eingeborenen, vornehmlich Feldmäuse, niemals Vögel.

Zehnte Familie: **Habicht**, Astur, *Brisson* 1760.

Cuv. 1799; — Dädalion, *Sav.* 1809; — Sparvius, *Vieill.* 1816; — Aster, *Sws.* 1837.

Sie sind nicht so breitkopfig wie die Edelfalken, sondern ihr Kopf ist schmäler und kleiner. Schnabel von halber Kopfeslänge, stark, von der Wurzel an gekrümmt, mit einem deutlichen aber flachen Zahn im Oberschnabel, der einen entsprechenden seichten Ausschnitt im Unterschnabel hat; Nasenlöcher rundlich, kurz oval, nach vorn schräg aufsteigend, der obere Rand fast gerade; Füße groß und stark mit langen Zehen, besonders die mittlere, welche nur wenig kürzer als der Lauf ist, mit hohen warzenähnlichen Ballen im Sohlengelenke und sehr gekrümmten scharfen Krallen, welche unten in der Mitte etwas erhaben sind, mit vorspringenden Seitenkanten, die mittlere mit stärkerer Innenkante; die Läufe hinten nackt, vorn $^1/_4$ derselben befiedert, Unterschenkel mit langen Hosen; Zehen vorn getäfelt, an der Wurzel meist genetzt; Schwanz fast gerade, lang, Flügel kurz, bedecken den Schwanz etwa zur Hälfte; die Schwingenspitzen überragen die untern Schwanzdeckfedern nicht; die 4., oder 4. und 5. Schwinge die längsten; die 1. ungefähr gleich der 8., die 6 ersten verengt. — Sie nisten lieber in Nadel- als in Laubwäldern, machen ihre Horste bloß von Reisern, und benützen wohl auch fremde Nester als Unterlage. Sie sind sehr gewandt, verwegen und stark, die flinksten und mordgierigsten aller Raubvögel und daher wahre Geißeln für die übrige Vogelwelt. Weniger nach Art anderer Raubvögel ziehen sie Kreise um eine Beute zu erspähen, sondern durchfliegen meist in raschem, niedrigem Flug die Gefilde, bis sie eine Beute entdecken, auf die sie sich jählings stürzen, um sie zu überrumpeln, oder verfolgen sie fliegend und packen sie meist von der Seite. Kleinere Vögel entführen sie sofort in den Klauen, größere Beute aber stürzen sie zu Boden, töten sie und schleppen sie dann an einen ruhigen Ort so gut es geht, wodurch sie sich vom Wanderfalken unterscheiden, der seine Beute meist im Freien verzehrt. Als Kuriosum kann ich noch mitteilen, daß der Habicht gleich dem Sperber seinen Schwanz wie um eine Achse zu drehen vermag, welche eigentümliche Beweglichkeit in der Organisation der Schwanzwirbel zu liegen scheint. Durch diese Gelenkigkeit werden auch die schnellen Schwenkungen hervorgebracht, wodurch sich die Habichte vor allen andern Raubvögeln auszeichnen. — Sharpe zählt in seinem Katalog für Habichte und Sperber 53 Arten, wovon hier: 2 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe: Habicht, Astur, *Lacépède.* 1806.

Zehen an der Wurzel genetzt, das Nagelglied und der Lauf getäfelt; Lauf 1/3 befiedert; Schwanz abgerundet, dessen Endbinde scharf abgesetzt; Nacken ohne weißen Fleck. In der Jugend Längsflecken, im Alter zierliche Querlinien am Unterkörper. Sharpe zählt über 30 Arten, wovon bei uns: 1 Art.

Der Hühnerhabicht. Astur palumbarius, *Linné.*

Taf. 22, Fig. 1 alter Vogel, Fig. 2 junger Vogel.

Habicht, Taubenhabicht, Stockfalk, Hühnerfalk, Hühnerweihe, Hacht, Sperberfalk, Langschwanz. — Accipiter astur, *Alb. Magnus;* — Accipiter palumbarius, et Falco gentilis*), *Gesn.* und andere alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — F. saggitatus, *Frisch* 1734; — F. palumbarius, *L.* 1758 bis 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; — F. gallinarius, Jung, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; — F. marginatus, *Lath.* 1790; — F. tigrinus, *Shaw.* 1800; — Astur palumbarius, *Lacép.; Cuv.* 1817; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — A. indicus, *Hodgs.* 1844.

Der alte frisch vermauserte Habicht ist einer unserer schönsten, aber auch einer der wildesten Raubvögel.

Kennzeichen. Wachshaut, Augensterne und die großen starken Füße gelb; über den Augen ein weißer Streifen; Oberleib dunkelaschgrau oder dunkelbraun, Unterleib und Unterflügel weiß mit feinen schwarzbraunen wellenförmigen Querlinien; bei jungen Vögeln rötlichweiß mit dunkelbraunen Längsflecken; Schwanz abgerundet mit 5 (seltener 4 oder 6) dunklen Querbinden. Die weiße Schwanzspitze von der breiten einfarbig dunkeln Endbinde vor derselben scharf abgesetzt, ohne Mitteltinten; die Zehen an der Wurzel genetzt, an der Spitze getäfelt; der Lauf bis zu 1/3 der Länge befiedert; der Nacken dunkel, ohne weißen Fleck.

Länge 50 cm, Flugbreite 1 m, Schnabellänge im Bogen 4,2 cm, Schwanzlänge 20,3 cm, Höhe des Laufs 7,7 cm.

Beschreibung. Altes Männchen. Siehe Abbildung. — Der Schnabel ist bläulichschwarz, Mundwinkel und Wachshaut gelb; die Iris schön gelb; die Beine sind groß und stark, von Farbe hellgelb, die nadelspitzen Krallen schwarz. — Altes Weibchen. Größer als das Männchen, oben mehr braun als blau; die untern Teile sind stark mit Rostgelb überflogen, die braunschwarzen Querlinien breiter, als am Männchen. Im hohen Alter findet dagegen kein Unterschied mehr zwischen beiden statt. — Junge Vögel sind bis nach der ersten Mauser, also über ein Jahr, ganz von den Alten verschieden. Oben dunkelgraubraun mit zimtbraunen Federkanten; Halsfedern mit schwarzem Mittelstreif; die des Steißes mit weißlichen Querstreifen; Unterkörper blaß roströtlich, wenn älter — rötlichweiß, mit braunen Längsflecken; der Schwanz hat 5 schwarzbraune und 5 bräunlichaschgraue Querbinden und am Ende weiße Spitzchen; die Schwingen sind schwarzbraun und haben graubraune Querbinden.

Der bläuliche Anflug auf dem Oberleib älterer Vögel verschwindet in den Sammlungen gänzlich und wird graubraun. Ausartungen in Weiß sind selten. Auch die Schwanzbinden sind verschieden gefärbt, bald sehr kräftig gezeichnet, dann auch wieder recht blaß und kaum vom Grund zu unterscheiden. Im fernsten Nordosten seiner Verbreitung, in Kamtschatka, ist die weißliche Färbung vorherrschend, besonders in den höhern Altersklassen, wo kaum noch Schaftflecken und eine schwache Bänderung an Flügeln und Schwanz angedeutet sind.

Der Habicht bewohnt die gemäßigten und nördlichen Gegenden von Europa und Nord-Asien bis zum fernsten Osten samt Japan. Auf dem Zug bis Nord-Afrika und in die Nilländer, aber hier im Süden nur noch einzeln und selten, denn schon in Italien gehört der Habicht zu den seltenen Erscheinungen. Uebrigens giebt es innerhalb der angegebenen Grenzen viele Gegenden, wo man den Habicht nicht trifft. In Deutschland sind nur wenige Striche, wo er nicht unter die bekannten Vögel zu zählen wäre, denn der raubsüchtige Vogel macht sich bald bemerklich. — Sein liebster Aufenthalt sind waldige Ebenen und Berge, wenn sie mit Feldern und Wiesen abwechseln, doch hält er sich lieber in kleinen aber gut bestandenen Wäldern in der Nähe der Dörfer, welche mit Feldern und Baumwiesen abwechseln, auf, als in abgelegenen

*) Gentilis war zu Gesners Zeit eine gewöhnliche Benennung dressierter Falken, besonders der großen Arten. Linné's Diagnose: „im Schwanz 4 dunkle Querbinden" stimmt aber für den Habicht mehr, als für andere Falken. Die von Gmelin gesammelten 18 Namen, wodurch besonders die Varietäten: Junge, Mittlere und Alte, Männchen und Weibchen, auch Farben- und Größenunterschiede von Palumbarius und Peregrinus bezeichnet wurden, wollen wir „im Frieden ruhen lassen, da sie für unsere Zeit ohne Verständnis und Bedeutung sind".

großen dichten Waldungen oder in weitläufigen Feldern. Er ist Strich- und Standvogel; doch sieht man ihn während seiner eigentlichen Zugzeit im März und April, sowie im September und Oktober am häufigsten.

Den Horst findet man in Laub- und Nadelwäldern auf einem hohen Waldbaume, am liebsten auf Tannen, Kiefern und Buchen, seltener auf Fichten und Eichen, meist oben im Wipfel. Er ist ansehnlich groß, hat oft 1 Meter im Durchmesser, steht nahe am Stamm, oder um denselben herum, auf starken Aesten, ist aus Nadelholz- und anderen Zweigen erbaut, wovon die untersten oft 3 cm dick sind; nach oben werden sie dünner und ganz obenauf liegen oft grüne Fichten- oder Tannenreiser, die stets erneuert werden, so daß man solche noch bei den Jungen antrifft. Oben hat der Horst nur eine flache Vertiefung für die Eier. Habichte haben übrigens mehrere Horste zum Abwechseln, der aber, welcher zur Brut gewählt, ist mit frischen Nadelzweigen belegt. Anders sind die Brütverhältnisse des Habichts in der Dobrudscha, wo er des vielen Geflügels wegen die weitläufigen Steppen bewohnt und aus Mangel an hohen Bäumen öfters in dem Buschwerk der Steppen seinen Horst unterbringen muß. In der zweiten Hälfte des April findet man darin 2 bis 4 Eier, welche eine bauchige Eiform und grobkörnige Schalen haben; der Grund ist grünlichgraulich oder kalkweiß, selten noch etwas mit gelbbrauner Farbe gefleckt. Die Maße märkischer Eier betragen 58 + 45 mm. Inwendig scheinen sie stets grünlich durch. Die Jungen sind oben mit grauweißen, unten reinweißen Dunen bekleidet; sie sitzen anfänglich auf den Fersen mit geschlossenen Zehen, bleiben lange im Neste, und es vergehen Wochen, ehe sie stehen, zwei Monate, bis sie so weit befiedert sind, daß sie ausfliegen können. Der Horst bildet zu dieser Zeit eine wahre Vorratskammer oder Schlachtbank von Vögeln und kleinen Haartieren aller Art, welche von den Alten in den Klauen (nie im Schnabel) herbeigeschleppt werden. Die Jungen der Schwarz-, Nebel- und Saatraben nehmen die alten Habichte ohne Umstände aus ihren offenen Nestern und schleppen sie ihren Jungen als Futter zu, mögen die Alten auch noch so sehr lärmen und schreien. Aber nicht allein die Jungen, auch die Brutvögel holt der Habicht vom Neste und erdrosselt sie nach kurzem Kampf mit seinen kraftvollen Fängen. Ihre Jungen verteidigt die Habichtmutter mutig, und es sind schon Fälle vorgekommen, wo sie mit wahrer Wut auf Kinder, sogar auf Erwachsene, eine andere sogar nach eingespannten Pferden so lange stieß, bis sie der Kutscher mit dem Peitschenstiel erschlug. Die Anhänglichkeit an ihre Brut ist so groß, daß sie für dieselbe alle Vorsicht ablegen und sich durch ihre halbflüggen Jungen in jede Art von Falle locken lassen. Man hat in Cab. J. 1885, S. 237, ein Beispiel angeführt, daß nach einer Habichtmutter, die von der Brut verjagt wurde, binnen $1^1/_2$ Stunde 7, sage siebenmal geschossen wurde, denn erst der siebente Schuß brachte die treue Mutter zu Boden. Der Horst enthielt 3, nur wenige Tage alte Junge. — Will man die Alten fangen, so macht man zu diesem Zweck eine 30 cm tiefe Höhle in einen Rain in der Nähe des Horstes, setzt die Jungen hinein und gittert vorn fest ab, doch so weit, daß die Jungen noch den Kopf durch das Gitter strecken können. Vorn vor das Gitter legt man ein Tellereisen, dessen Fangarme mit einer Binde umwickelt werden, damit dem gefangenen Vogel der Knochen des Fußrohrs nicht abgeschlagen wird, und bindet die Falle vermittelst einer starken Schnur fest an einen tief in die Erde getriebenen Pflock oder an ein Baumstämmchen, denn der Habicht ist stark und würde die Falle — die ihn am Beine festhält — mit Leichtigkeit entführen. Tellereisen und Schnur wird mit Erde und Moos bedeckt, nur die Stellzunge bleibt frei, aber nur wenig sichtbar. So verdächtig nun auch die Sache dem Habicht erscheint, so kann er doch dem Gewimmer seiner Jungen nicht lange widerstehen und fängt sich in Bälde beim Futterzutragen; gewöhnlich das Weibchen zuerst, später das Männchen. Und diese selben — in der Freiheit an ihre Brut so anhänglichen Vögel werden durch den Verlust derselben in der Gefangenschaft so toll und sinnlos, daß bei gemeinschaftlichem Zusammensperren jeder Zug von Anhänglichkeit verschwindet, zuerst die Jungen aufgefressen werden, dann auch die Alten sich gegenseitig überfallen und abwürgen, wobei gewöhnlich das stärkere Weibchen Siegerin und übrig bleibt. Wem es also um die Aufzucht junger Habichte zu thun ist, bringe sie — jeden für sich — in einen besonderen Verschlag, verhänge denselben von oben zur Hälfte mit einem Tuch, halte sie reinlich, und füttere sie mit frischem gutem Fleisch, wie es beim Wanderfalken angegeben. Der Habicht hat eine angeborene große Menschenscheue, er fürchtet in ihm seinen gefährlichsten Feind; ist dieser Standpunkt überwunden und der junge Vogel durch entsprechendes und fortgesetztes Liebkosen, sowie durch Hunger, angewöhnt, resp. gezähmt, dann wird er recht anhänglich an seinen Futterherrn. Ein älterer Habicht ist kein Vogel für die Gefangenschaft, die er nicht erträgt und fortwährend tobt. Alle Vögel, die man zu ihm sperrt, und die er bezwingen kann, würgt er ab, seien es seinesgleichen oder andere, er macht keinen Unterschied. Die Dressur, welche aber wohl keiner der geneigten Leser anzuwenden Lust haben wird, siehe am Schluß dieser Beschreibung.

Der männliche Hühnerhabicht, obgleich kleiner als das Weibchen, übertrifft dieses an Mut,

Schnelligkeit und Kühnheit, aber nicht an Stärke. Es sind beherzte, außerordentlich fluggewandte Vögel; ungeachtet ihrer kurzen Flügel fliegen sie sehr schnell, meist niedrig, sehr oft schußweise, ohne bemerkbare Flügelbewegung, mit eingezogenem Nacken, wobei sie den Schnabel etwas in die Höhe halten; der Schwanz läuft im Fluge nach der Spitze gewöhnlich schmäler zu. An den abgerundeten kurzen Flügeln kann man sie im Fluge leicht von dem ähnlichen Wanderfalken unterscheiden, welcher lange, schmale und spitzige Flügel hat. Im Frühjahr beschreiben Männchen und Weibchen oft schöne Schneckenkreise mit ausgebreitetem Schwanze über dem Nestplatz. Sonst halten sie sich, wenn sie keine Jagdzüge machen, meist verborgen in den Baumkronen und sitzen niemals frei, wie es bei anderen Raubvögeln vorkommt. „Mordgier und Blutdurst," schildert Naumann, „unterstützt von Schnelligkeit und Kraft, blicken aus allen seinen Handlungen hervor." — Als früher die Falknerei noch existierte, war dieser Habicht ein berühmter Beizvogel, obgleich er wegen seines Trotzes sehr mühsam zu dressieren war. In der Tatarei und in Indien ist er noch heute der geschätzteste aller Jagdfalken, und wird auf Kragentrappen, Milane, Aasgeier, Reiher, Ibisse, Enten, Scharben, Hasen u. s. w. abgerichtet. Zur Hasenjagd wird er mit Ledergamaschen gestiefelt, damit die Füße geschont bleiben, weil der Hase den Falken einige Zeit durchs Gebüsch schleppt. — Die eingeborenen Indier und Tataren sind im stande, den Habicht so fein zu dressieren, wie weiland unsere Falkoniere, und verhältnismäßig rasch gewöhnt er sich an Menschen, Hunde, Pferde und andere Gegenstände, welche geeignet sind, ihn anfänglich zu erschrecken. Seine Gelehrigkeit in der Hand eines guten Falkners ist geradezu wundervoll und sein Verständnis dem eines guten Rassehundes fast gleich. Thompson versichert: „so zahme und kluge Habichte besessen zu haben, daß es genügte, die Hand auszustrecken, um sie auf diese zu locken; andere konnten ungefesselt vor den Zelten sitzen, flogen beim Aufbruche der Gesellschaft mit, und folgten dem Jagdzug durch Wald und Lichtung, ohne jemals zurückzubleiben, bis ein Jagdvogel aufgestöbert wurde und ihre Arbeit begann. Es war ein wundervoller Anblick, den Vogel: Sultana genannt, wie einen Pfeil hinter einem aufgeflogenen Wildhuhn herstürzen zu sehen, jeder der beiden Vögel alle Muskeln anstrengend, der Falk mehr und mehr sich nähernd, bis es ihm endlich gelang, die Beute zu schlagen." Einen großen Teil dieser — zur Dressur bestimmten — Habichte bringt man aus den kaspischen Waldungen, wo der Habicht „Tarlan" benannt wird. „Immer — sagt Dr. Radde — ist es nur Astur palumbarius, der von den Tataren im Kura-Thale zur Jagd auf Frankolin, Fasan und Feldhuhn gebraucht wird." Ein gut abgerichtetes Weibchen wird bis zu 50 Goldrupien (ca. 500 Mark), ein Männchen mit 30 Goldrupien bezahlt. — So in Indien und Persien! — Von den alten Falknern wurde er dieser Eigenschaften wegen als ein Edelfalk, Falco gentilis oder nobilis, ausgezeichnet und geschätzt! Und jetzt bei uns!? Bei uns ist es der bestverschriene Raubvogel! „Der abscheuliche Strauchritter voll Mordgier und Blutdurst!" „Ein gefangener Habicht, sagt A. Brehm, ist für uns ein ebenso hassenswerter Vogel, wie der freilebende. Seine Wildheit und Bosheit, seine Unverträglichkeit und Mordgier machen ihn uns bald in höchstem Grade widerwärtig u. s. w." Dazu bemerke ich: dieser gewandte, lebhafte und starke Raubvogel kann die Gefangenschaft nicht ertragen, und benimmt sich in dieser wie toll*), wenn er nicht durch Dressur kultiviert wird. Allerdings haben wir dazu weder Veranlassung noch auch Geschick, wenn anders die Falkenjagd nicht wieder „in die Mode" kommt, wozu aber wenig Aussicht vorhanden. Im übrigen ist er nicht schlimmer, als mancher andere Raubvogel, obwohl seinem lebhaften Jagdeifer gegenüber die meisten andern wahre Schlafmützen sind. Er thut, was seines Amtes ist, und besitzt hiezu die ausgeprägtesten Gaben, unvergleichliche Gewandtheit, starke Waffen in seinen kräftigen Fängen und scharfen Krallen, welche in Größe und Schärfe in der deutschen Raubvogelwelt ihresgleichen nicht haben; dazu unermüdlichen Eifer. Die meisten Vögel, selbst Raben, wenn er es darauf abgesehen hat, sind schnellstens getötet. Nur einmal hat Verfasser es erlebt, daß ein Star — von einem Habicht im Fluge geschlagen — mit lautem: grüüüü grrüüüü grüüüü! entführt wurde, bis das Jammergeschrei in der Ferne erstarb. Der arme Schelm wurde am hintersten Teil des Körpers gefangen und erhielt somit keine sofortige tödliche Verwundung. Für gewöhnlich macht aber der Habicht seinen erbeuteten Tieren schneller den Garaus, als die tüchtigste Köchin es mit dem Schlachtmesser vermag. Ich stehe nicht an, die Habichte und Sperber für die gewandtesten aller Raubvögel zu halten, da sie sowohl schnell fliegende als sitzende Vögel fangen können, was letzteres selbst die gerühmten Edelfalken nicht fertig bringen. Eduard der Dritte, König von England 1327—77, setzte Todesstrafe auf den Diebstahl eines dressierten Habichts. Und unter der Regierung Jakobs des Ersten, 1603—25, wurde die Vorliebe für diese Jagd so übertrieben, daß sein Falkenmeister Thomas Monson 100 Pfd. Sterling (2000 Mark) für eine Brut Habichte bezahlt haben soll. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß der Habicht in

---

*) Siehe auch sein Benehmen bei den Jungen in Gefangenschaft.

England verschwunden ist. — Seine Stimme ist ein stark tönendes „gia, giak"; außer diesem hört man noch ein hohes, schirkendes „kirk kirk!" etwas kräftiger als beim Sperber.

Er nährt sich von großen und kleinen Vögeln, von Tauben, Enten, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühnern, Fasanen, Krähen, Dohlen, Elstern, Hähern; ferner von Mäusen, Hamstern, fängt selbst die gewandten Eichhörnchen, Wiesel, junge und sogar zuweilen alte Hasen, welche er durch Ausdauer nach hartem Kampfe überwältigt. Vater Brehm erzählt, daß sich ein Habicht mit einem ergriffenen alten Hasen förmlich wälzte, ohne seine Beute fahren zu lassen, ob er gleich oft unten zu liegen kam. Er fängt ohne Unterschied die fliegenden wie die sitzenden, die großen wie die kleinen Vögel; den Zeisig so gut als die Krähe oder den Fasan. Ein panischer Schrecken ergreift die Vögel bei seinem Erscheinen, und bemächtigt sich oft ihrer Sinne so sehr, daß sie starr sitzen bleiben, und schon unter seinen Klauen bluten, ehe sie sich noch zur Flucht entschlossen haben. Vor diesem verwegenen Raubvogel sind die Tauben im Schlage, die Hühner im Stalle nicht sicher. Seine Kühnheit ist so groß, daß er auf den Bauernhöfen der fürchterlich geängsteten Taube, die um ihr Leben zu retten durch die Fensterscheiben ins Wohnzimmer fliegt, — mit gleicher Hast nachfolgt und sich durch das Klirren des zerspringenden Glases in seinem Vorhaben nicht stören läßt. Er stößt bald senkrecht, bald schief, bald horizontal; ebensogut von hinten oder gerade entgegen, wie von der Seite oder von oben her; ja zuweilen kehrt er sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf einen Augenblick gleichsam in der Luft um, und greift so sein Schlachtopfer von unten. Fehlstöße sind bei ihm selten. Die sich in dichtes Gebüsch flüchtenden sind auch hier nicht immer sicher, indem er ihnen zu Fuß nachspringt und sie noch aus den dichtesten Dornen hervorzerrt. Die Krähen, welche ihm sehr feind sind, verfolgen ihn in Scharen beständig mit großem Geschrei, allein nicht selten muß einer der Schreier den Hohn mit dem Blute zahlen. Sitzend nimmt er sie namentlich des Winters weg, und während des Sommers, wie schon bemerkt, die brütenden Weibchen samt Jungen von den Nestern. Nordmann erwähnt eines Falles, daß in Helsingfors ein Habicht von dem Fenstergesims einen Lockvogel samt dem Käfig davontrug, einige hundert Schritte davon sich im Schnee niederließ und dann den kleinen Vogel herauszog.

Wenn er im freien Felde nichts mehr erbeuten kann, so wagt er sich in die Nähe der einzelnen Höfe, Maiereien, Ortschaften, selbst in größere, und hier sind die Plätze, welche seinen schlimmen Ruf begründeten, wo man die Gewandtheit dieses Raubvogels bemerken und die Raschheit und Sicherheit des Ueberfalls — fast mit Schrecken — beobachten kann. Wie der Sperber, so stürmt auch der viel größere Habicht am Rande eines Gehölzes, eines Zaunes, hart an dem Gemäuer eines Hauses, auch wohl über ein niedriges Dach setzend, oder zwischen zwei Gebäuden pfeilschnell durchschießend, einher, fällt wie eine Bombe in den Hofraum, wo er Geflügel weiß, nimmt eines hinweg und dies alles so schnell, daß das erschrockene Volk erst recht zu lärmen beginnt, wenn der Habicht schon im Abstreichen mit seiner Beute begriffen ist. Die so schnell fliegenden Feldtauben fängt er mit Sicherheit, wenn sie auch nur eine kleine Strecke bis zu ihrem Schlage zurückzulegen haben und es verpaßten, in genügender Entfernung zu flüchten. Fliegen sie im Schwarme, so stößt er unter sie, daß sie auseinanderstieben, und macht dann auf eine einzeln fliegende Taube Jagd, die ums Leben fliegt und ihr möglichstes einsetzt. In der Regel aber überholt er sie durch Stoßen. Dieser Stoß ist pfeilschnell im wahren Sinne des Wortes, so daß man keine deutlichen Umrisse, sondern nur noch einen grauen Luftstreifen bemerkt. Die höchste Geschwindigkeit gibt er aber seinem Stoß, derselbe mag nun schräg von oben, oder in mehr horizontaler Richtung erfolgen, stets ohne merklichen Flügelschlag. Sobald er die Taube eingeholt hat, schlägt er mit beiden Fängen nach derselben, und zwar dringen die großen nadelspitzen Krallen so tief in die Weichteile, daß sie sofort — tödlich verletzt — die Flügel hängen läßt, und fliegt mit derselben häufig in entgegengesetzter Richtung davon. Während der Brutzeit fliegt er mit der Beute immer seinem Horste in schnurgerader Richtung zu. Macht der verfolgte Vogel im Moment des Einholens eine rasche Seitenbewegung, so erfolgt der Hieb seitwärts auch nur mit einem Fang, und wird dann erst noch mit dem andern nachgeholfen, während kleine Vögel stets nur mit einem Fang geschlagen werden. Mit einem größern Vogel, welchen er im Fluge gefangen hat, läßt er sich erst auf den Boden nieder, schlägt in raschem Wechsel die Krallen fest ein und schleppt ihn dann durch die Luft fort, wobei er sehr viel Kraft entwickelt. Wenn er nämlich einen Vogel gefangen hat, frißt er ihn nicht, wie der Wanderfalk, auf der gleichen Stelle, sondern trägt ihn an einen versteckten Ort, um ihn in Ruhe zu verzehren. Solchen Ort bezeichnet ein Federhäufchen. Sind kleine Vögel seinen Stößen entkommen, und er bringt das Stoßen — welches ihn anstrengt — nicht mehr fertig, so läßt er doch nicht von der Jagd auf sie ab, wie es die sogenannten Edelfalken thun, sondern beginnt mit ihnen einen Wettflug, bis sie — müde geworden — dennoch in seine Klauen fallen. Ich habe mehrmals selbst bemerkt, daß verfolgte Vögel bis zum Herabsinken abgehetzt sich kaum noch in der Luft fortschleppen konnten, schützende Weinberge und anderes Gebüsch in der Angst überflogen und sich in einer Baumwiese aufs

kurze Gras stürzten, wo sie der — kaum minder müde — Habicht nur aufnehmen durfte. Hätten diese Vögel noch so viel Besinnung gehabt, sich in das Gewirr der dichtbelaubten Weinberge zu stürzen, so wären sie gerettet gewesen. Verfasser hatte z. B. einen Garten mit Weinberg an einem nach Süd gelegenen Abhang, oberhalb desselben ist eine Hochebene mit Baumgärten und Ackerfeld, unterhalb desselben Baumwiesen und Küchengärten. Ein Habichtpaar betrieb seine Jagden im Sommer 1853 bis 1855 immer in der gleichen angeführten Weise. Auf der Hochebene — Hohe Brag genannt — jagten sie die Vögel auf und was sie nicht sofort überrumpeln konnten, trieben sie im Wettflug nach den erwähnten Baumwiesen, wo sie dann dieselben stets abfingen. Die beobachteten erbeuteten Vögel waren: Sperlinge, Buchfinken, Grünlinge, Staren, 1 Amselmännchen, Feldtauben, 2 Elstern, 2 Rebhühner und 1 Wildente. Letztere konnte Verfasser durch Lärmen dem Habicht abjagen; sie war schon verendet und gab einen Braten. Es sieht freilich nicht heldenhaft aus, wenn ein großer, fast 1 m klafternder Raubvogel einem kleinen Grünling nachjagt, immer aber muß man den Jagdeifer und die Ausdauer des Habichts bewundern, der sich zuletzt doch auch mit allen Zeichen der Ermüdung hinter dem gehetzten Vogel nachschleppt*). Immer geht es freilich nicht so glatt ab. Wenn er bei großem Hunger in Geflügelhöfe einfällt und in der Eile auf ein schweres Huhn stößt, das er nicht heben kann, aber auch seine Beute nicht wieder aufgeben will, so kann es dem Wicht passieren, daß er Freiheit oder Leben einbüßt, wie es einst im Hühnerhof des Verfassers vorkam. Der Habicht — ein schönes altes Männchen — schlug einen schweren Hahn, wurde aber durch das Zetergeschrei der Hühner verraten, auf dem Hahne reitend betroffen und mit einem Korb, der zur rechten Zeit bei der Hand war, überdeckt. Die Gegenwehr des Habichts war eine verzweifelte; er mußte mit einem schweren Packtuch überzogen und so unschädlich gemacht werden. Der Hahn war so schwer verletzt, daß derselbe in kurzer Zeit verendete.

Wenn er recht voll gefressen ist, sitzt er ruhig auf einem Zweige, und wartet die Verdauung ab; er sieht dann wegen des eingezogenen Kopfes und des gekrümmten Rückens sehr buckelig aus; dies ist die beste Gelegenheit, um ihn schußrecht zu hinterschleichen, was aber nur einem sehr geübten Jäger gelingt. Man fängt ihn wegen seiner Raubgier in allen Arten von Raubvogelfängen leicht; auch auf dem Vogelherde, wo er nach den Lockvögeln geht, wird er häufig gefangen; ebenso auf der Krähenhütte erlegt. — Fast möchte man bedauern, daß man die Gewandtheit und den Mut dieses Vogels nicht — wie früher — durch die geeignete Dressur zur Jagd auf Federwild verwerten kann, wie es noch heute die asiatischen Völker machen, und ihn statt dessen auf die Liste der sehr schädlichen, deshalb auszurottenden Tiere setzen soll. Mit letzterem — mit dem Ausrotten nämlich — hat es freilich noch gute Wege, denn der Habicht ist nicht nur gewandt und mutig, sondern auch sehr listig und menschenscheu; er weicht dem Jägersmann — den er fürchtet — überall aus und weiß seinen Horst in großen Waldungen so gut zu verstecken, daß es nur selten gelingt, junger Habichte habhaft zu werden. Wenn er auf der Krähenhütte den Uhu erblickt, attaquiert er sehr heftig und anhaltend, und steht — mit den Flügeln rüttelnd — dem Uhu oft so nahe, daß man nicht schießen kann, ohne den Uhu zu gefährden; er bäumt dann gern auf und muß nun rasch aufs Korn genommen und erlegt werden. Kleinere Eulen greift er ohne viel Federlesens an und erwürgt sie. Weniger bekannt ist es, daß man den Habicht auch statt eines Uhu auf der Krähenhütte verwenden kann, denn die Rabenarten stoßen heftig nach demselben und können hier erlegt werden.

Zur Dressur

waren die jungen Habichte, welche sich aber schon einige Wochen selbständig erhalten und Beute gemacht hatten, die gesuchtesten, sie wurden von den Falknern mit den besten Preisen bezahlt. Sie waren es, die man mit dem Namen Edelfalk, Falco gentilis, beehrte. Das Geheimnis, die Wildheit und den Trotz dieser Falken zu beugen, kann ich dem geehrten Leser — aber nur in kurzem Auszuge — mitteilen. Zu allen Vornahmen, bei welchen man den Habicht anfassen mußte, zog der Falkonier zum Schutz seiner Hände starke, aber weiche Stulphandschuhe an, welche der Vogel mit seinen gewaltigen Krallen nicht durchgreifen konnte. Gleich nach dem Fange bekam der Wildfang eine lederne Haube über den Kopf, die bis über die Augen herabreichte, den Schnabel aber samt Naslöchern frei ließ. Dann erhielt der Vogel um die Füße ein Paar lederne Strümpfe, Fesseln, wenn man will, die hinten durch eine metallene Schlinge ver-

*) Seit diesen Beobachtungen sind viele Jahre dahingeschwunden. Die ganze Gegend, wo mein so stiller abgelegener Garten lag, ist total verändert; von mehreren Bahnlinien durchschnitten, sind neue weitläufige Stadtviertel dort erstanden; ein Friedhof bedeckt ein großes Areal und friedlich schlummern in seinem Schoß die Abgeschiedenen. Für die Umgegend ist durch diese Aenderungen ein lebhafter Verkehr erstanden, die Vogelwelt aber ist verschwunden. Seit jener Zeit gehört es für mich zu den großen Seltenheiten, in Stuttgarts Umgebung einmal eines Habichts ansichtig zu werden.

bunden, und diese mit einem Wirbel versehen war, welcher zum Festhalten einer Schnur diente, damit sich dieselbe beliebig drehen konnte, ohne zu schränken. Hierauf setzte man den Wildfang in einen Reif, der an einer Schnur aufgehängt war. Nun konnte die Dressur beginnen! nämlich das Wiegen mit einer Schnur, womit man den Reif anziehen und in Bewegung setzen konnte.

Werter Leser! Dieses Wiegen dauerte aber — nach der Vorschrift, die mir vorliegt — drei Tage und drei Nächte, wozu sich 4 Personen alle 3 Stunden ablösten!! Alles ging ohne Geräusch zu. Durch diese schwankende Bewegung wurde der Vogel gezwungen, sich auf seinem Wackelsitze festzuhalten, um nicht herabzufallen, und wenn er endlich — durch Mattigkeit veranlaßt — schlafen wollte, so wurde noch verstärkter gewiegt. Beim Anfang des Wiegens mußte man dem Falken die Haube aufsetzen, wenn er aber das Wiegen gewöhnt war, konnte man dieselbe zeitweise abnehmen, damit er seine Umgebung betrachten lernte. Häufig läßt nämlich der unbehaubte Vogel den Reif, in dem er sitzt, fahren und hängt sich flatternd an die Beine, gleich einem Seiltänzer, wenn man ihn gleich, von Anfang an, ohne Haube wiegen wollte. So wurde er durch dieses anhaltende widernatürliche Wachen nach einiger Zeit ganz verdummt, und vergaß auch seine angeborne Wildheit und Menschenscheue. Seine Wärter begegneten ihm in allem aufs freundlichste, der Vogel verlor dadurch alle Furcht und war nun in kurzer Zeit zu gewöhnen, auf die Hand seines Wärters zu fliegen und dort Futter zu holen. Das war der Anfang der Dressur, und da er nie anders gefüttert wurde, als wenn er auf die Hand flog, so gewöhnte er sich allmählich an die futterspendende Hand und setzte sich willig und gern auf die dargebotene Faust. An vieler Wiederholung dieser Uebung durfte man es natürlich nicht fehlen lassen, zuerst an der Schnur, später frei, aber im Dressiersaal. War man der Dressur sicher, so wurde das freie Feld gewählt, zuerst auch an einer langen Schnur, wo man vor dem Habicht gefangene Vögel (mit wenig gestutzten Flügeln) fliegen und ihn dann (durch sanften Abwurf) nachfliegen ließ. Wenn der Vogel gefangen war, wurde der Habicht unter Schmeichelworten zurückgelockt und mit einigen Fleischbrocken gefüttert, nicht mit dem gefangenen Vogel. Der Scharfsinn der Falkner richtete es so ein, daß der Habicht eben hungrig war, wenn man ihn zum Fange losließ, und ihn dann jedesmal fütterte, was ihn um so bereitwilliger machte. Endlich ließ man ihn auch ohne Fessel zur Jagd los, und wenn der Falkner die Dressur für „fest" hielt, setzte man dem Vogel die Falkenhaube auf, damit er sich nicht zerstreuen konnte, nahm ihn aufs Feld zum ernsten Spiel, und wenn ein Vogel aufgetrieben war, zog man die Kappe ab und ließ ihn dem Wild nachfliegen. Er that nun, was seines Amtes war. Und je mehr Uebung, desto williger und gewandter zeigte sich der Vogel. Die Anhänglichkeit wurde so groß, daß nur selten ein ferm dressierter Falk durchging. — Welcher Unterschied zwischen einem tobenden Wildfang und einem dressierten Jagdhabicht!

Wenn einer der geehrten Herren Leser einen Drang verspürt, aus dem wilden Unhold, Hühnerhabicht genannt, einen wackern liebenswürdigen Edelfalken heranzubilden, der lese: Buffons Uebersetzung der Vögel, 2. Band, S. 108—124, von Dr. W. Martin, Berlin 1774, wo des weiten und breiten darüber abgehandelt ist. Dieser gleiche Aufsatz ist auch in vielen Abhandlungen über die Edelfalken zu lesen, z. B. in Bechsteins Naturgeschichte, alte Ausgabe von 1791 und neue Ausgabe von 1805, 1. Band S. 711; in Naumann 1. Band 1822, beim Jagdfalken, F. candicans; in Glogers Handbuch der Vögel, 1834, S. 43—45; sowie noch in einer Menge von Jagdbüchern. — Die Bezähmung durch Tabaksnarkose, welche L. Lungershausen in Anwendung brachte, siehe: Der Tiergarten von Dr. Weinland, 1. Jahrgang 1864, S. 37—43.

Die Falknerei ist sehr alt und kam früh aus dem Morgenland nach Europa. Im Mittelalter war sie eine Hauptbelustigung der Fürsten und des Adels, und da auch die Frauen teil daran nahmen, so kam dieser Sport, besonders in Frankreich, sehr in Aufnahme. In Deutschland stand die Falknerei schon unter Kaiser Friedrich II. in hohem Ansehen. Die Erfindung des Schießpulvers und die neuzeitlichen Präcisionswaffen haben dies alles verändert. Siehe auch die Schlußbemerkungen beim Jagdfalken.

2. Gruppe: **Sperber**, Accipiter, *Briss.* 1760.

Nisus*), *Cuv.* 1799; — Jerax, *Leach* 1816; — Cooperastur, *Bp.* 1854. — Der Leib ist sehr gestreckt und der Kopf kleiner als bei den Edelfalken. Sie kennzeichnen sich besonders durch die außerordentliche Länge der dünnen Mittelzehe, denn die beiden andern Zehen sind um mehr als ein Gelenk kürzer, die Innen- und Hinterzehe am stärksten, der hohe Lauf viel länger als die Mittelzehe samt Kralle, die Zehen sind fein, der Lauf vorn und hinten grob getäfelt; der Lauf

---

*) Grundsätzlich sollte man keinen Gruppennamen wählen, der den Artnamen und dessen Autor beseitigt.

bis höchstens 1/5 der Länge befiedert; Schwanz gerade, die dunkle Endbinde desselben allmählich in hellere Farbe übergehend; im Nacken ein weißer Fleck. Der Unterleib ist bei Jung und Alt durch dunkle Querlinien geziert. Was die Habichte im Großen, sind die Sperber im Kleinen; denselben auch ähnlich, ebenso mutig und gewandt im Rauben. Sharpe zählt 23 Arten, wovon bei uns: 1 Art.

Der Finkenhabicht. Astur nisus, *Linné*.

Taf. 22, Fig. 3 altes Männchen, Fig. 4 altes Weibchen.

Sperber, Finkenfalk, Wachtelhabicht, Sperlingsstößer, Spatzenstecher, Taubenstößer, Sprinz. — Accipiter fringillarius, alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — Moscheutus, *Aldr.*; — Nisus, et Sparverius, *Will & Ray*; — Falco nisus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naumann* 1822, 1860; *Glog.*; — Dädalion fringillarius, *Sav.* 1809; — Acc. nisus, *Pall.* 1811; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Jerax fringillarius, *Leach*; — Nisus communis, *Less.* 1831; *Mev.* 1886; — N. elegans, *Br.* 1831; — Falco nisosimilis, *Tickell* 1833; — Astur nisus, *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — N. fringillarius, *Kaup* 1847.

Dieser Vogel ist an Gestalt und Betragen der Hühnerhabicht im Kleinen, nur hat er verhältnismäßig viel schlankere Füße. Männchen und Weibchen weichen in der Färbung, in Größe und auch in der Lebensart so merklich von einander ab, wie es nicht leicht bei einem andern Vogel vorkommt.

Kennzeichen. Iris, Wachshaut und Füße gelb, letztere mit langem, dünnem Lauf und langer schlanker Mittelzehe; die Zehen getäfelt, der Lauf bis höchstens 1/5 der Länge befiedert; Schwanz mit geradem Ende und mit 5 schwärzlichen Querbinden; die dunklen Endbinden und der trübweise Endsaum durch Mitteltinten verbunden oder allmählich ineinander verwaschen; im Nacken ein weißer Fleck. — Alt: Oben blaugrau, unten weiß mit braunen oder rostfarbenen Wellenlinien. Jung: Oben graubraun, unten weiß, an der Kehle und am Vorderhalse braun in die Länge gefleckt, in den Seiten, am Bauch und an den Schenkeln mit zierlichen Querlinien.

Länge des Männchens 31 cm, Flugbreite 60 cm, Schwanz 14,5 cm, Schnabel im Bogen 1,6 cm, Lauf 5,4 cm; Länge des Weibchens 36 bis 40 cm, Flugbreite 74 bis 76 cm, Schwanz 19 cm, Schnabel im Bogen 2 cm, Lauf 6 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen oben graublau, am Oberleibe immer mehr aschblau als das Weibchen, im Nacken deutlich oder undeutlich weiß gefleckt; unten weiß mit feinen braunen oder rostfarbenen Wellenlinien; Augenbrauen, Zügel und Kehle weißlich, braun oder rostfarben geschmitzt; der Schwanz ist am Ende gerade, und hat 5 schwärzliche Querbinden. — Der Schnabel ist hornblau; die Wachshaut, das Augenlidrändchen und die Füße sind gelb; die Krallen schwarz, die Iris goldgelb. — Das Weibchen ist 5 bis 7 cm größer als das Männchen, an den Gliedmaßen stärker und vollkommener, so daß man es für einen ganz andern Vogel halten könnte, wenn man sie nicht auf den Nestern beisammen sähe; auch stehen, wie beim Männchen, im Nacken einige vertuschte weiße Fleckchen. Im Alter ist es dem Männchen ziemlich ähnlich, nur mit bräunlichen Wangen, auch nie so schön und fein am Unterkörper gewellt, als das Männchen; es sieht aber zuweilen einem männlichen Hühnerhabicht auffallend ähnlich. Bei jüngern Weibchen ist die Oberseite mehr bräunlichgrau; die untere Seite schmutziger und gröber gebändert. — Die jungen Vögel sind ganz anders; von oben graubraun, rostfarben gebändert; unten weiß, an der Kehle braun in die Länge, am Hals, an Bauch und Schenkeln aber in die Quere gefleckt. Ueberhaupt sind alte und junge Sperber — von unten gesehen — mit Einschluß der großen und kleinen Flügelfedern sehr zierlich in die Quere gefleckt, und je nach Größe der Federn mit mehrern Querflecken an einer Feder. Unter ihnen sind die Weibchen wie gewöhnlich größer, etwas brauner, auch weniger rötlich als die Männchen.

Bei dem Sperber fällt eine große Veränderlichkeit des Gefieders auf, teils durch Alter und Geschlecht, teils durch klimatische Einflüsse veranlaßt. Er findet sich etwa in folgenden Farbentönen: Von oben hellbraun bis zum dunkelsten Schwarzbraun, mit aschbläulichem Anflug, von unten weiß bis ins lebhaft Roströtliche, in allen Schattierungen; die Querbinden sind dunkelbräunlich, bräunlich, rostgelblich, roströtlich; meistens sind diese Binden fein gewellt, selten grob. Bei Exemplaren aus der Kafferei ist unten die rotbraune Farbe vorherrschend, viel schöner als bei den unsrigen; die Querlinien sind aber weniger scharf oder deutlich.

Der Sperber bewohnt, wie der Habicht, ganz Europa, soweit es ordentlichen Wald gibt; Asien in der gleichen Breite bis zum fernsten Osten und Nord-Afrika samt den Kanaren. In unserem Erdteil geht der Hauptzug im September und Oktober mit den Finkenarten in südlichere Gegenden bis Süd-Europa, wo schon viele überwintern, ein guter Teil setzt auch noch nach Nord-Afrika hinüber, wo sie bis in die Nilländer, selbst bis Kordofan, aber nur einzeln vorkommen. Aus Egypten ziehen sie wieder ab und bleiben nicht als Brutvögel zurück, dagegen letzteres auf den Kanaren, in Algier und Tunis. In Asien treibt sie der Winter bis nach Indien und Südpersien, wogegen sie in Nord-Persien und Kleinasien auch als Brutvögel bekannt sind. Der Rückzug ist

im März und April, aber nicht wenige bringen auch den ganzen Winter bei uns zu, gefährden alle Wintervögel auf ihren Futterplätzen, und während dieser Zeit betreiben sie ihre Raubzüge bis in die Hausgärten, Höfe und Straßen belebter Ortschaften, und gehören überhaupt nebst den Turmfalken bei uns zu den bekanntesten Raubvögeln. — Ihre Wohnplätze suchen sie in Waldungen, lieber in den kleinern oder in Feldhölzern, welche an Wiesen und Felder grenzen, und gern in der Nähe von Dörfern und Städten, sie mögen in der Ebene oder hoch gelegen sein, wenn die Gegend nur viel Kleingeflügel beherbergt. Wenn der Sperber Auswahl hat, so gibt er dem Nadelholz den Vorzug, hält sich auch, wenn er nicht auf der Jagd begriffen ist, vorsichtig im Gehölz verborgen und auch daselbst seine Nachtruhe.

Seinen Horst legt er auf Bäumen von mittlerer Größe oder im Stangenholz an, an Stellen, wo die Bäume ein düsteres Dickicht bilden, aber am Rande, nicht im Innern desselben; lieber auf Nadel- als auf Laubbäumen. Derselbe steht meistens am Stamm, ist daher mehr länglich als rund, flach und besteht aus Fichten-, Tannen- und Birkenreisern, etwas Moos, zuweilen auch noch mit feinen Reisern, Würzelchen und Haaren belegt, und von einer Größe, daß der lange Schwanz des brütenden Weibchens meistens nicht aus dem Nest ragt. Aus Bequemlichkeit übernehmen auch die Paare gern ein Krähennest, das ihnen gut gelegen scheint, und richten es nach Sperberbrauch ein. Der Horst enthält im Mittel 4 bis 5, aber auch nur 3, und bei ältern kräftigen Weibchen sogar 6 bis 7 dickschalige, etwas rundliche Eier, welche auf kalk- oder grünlichweißem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken, blassem, gelblichem Rostbraun, und mit dunklem Leberbraun mehr oder weniger gefleckt und bespritzt sind; ganz fehlt die eine oder andere Zeichnung nie. Inwendig scheinen sie hellgrün durch. Die Maße märkischer Eier betragen 38,97 + 31,75 mm. Die Brutzeit ist von Mitte des Mai bis Mitte des Juni, dauert etwa 3 Wochen, und die anfänglich weißwolligen Jungen brauchen sehr lange, bis sie den Horst verlassen, und bis in den August hinein, bis sie sich selbständig ernähren können. Das Weibchen brütet allein, sitzt sehr fest auf den Eiern und verteidigt ihre Brut sehr mutig mit allen Kräften. Ein Knabe, welcher den Horstbaum besteigt, muß sich gefaßt machen, einen schmerzhaften Krallenhieb an den Kopf oder Rücken zu bekommen. Die Sperberjungen verhalten sich bei solchen Attacken mäuschenstill. Beide Eltern schleppen ihren Jungen Nahrung zu, und es ist nicht zu selten, daß man auf dem Horst die Körper von 8 bis 10 kleinen Vögeln zumal aufgespeichert findet. Auch nach dem Ausfliegen sorgen die Eltern noch lange für ihre Jungen, bis sie unterrichtet und gewandt genug sind, selbständig ihre Beute zu erjagen. Dann aber hat die Freundschaft ein Ende und die Jungen müssen andere Jagdgründe suchen. Wenn junge Sperber schlafen, legen sie den Kopf auf den Rücken und bergen den Schnabel im Gefieder.

Der Sperber ist der Habicht im Kleinen, wie oben schon bemerkt; er ist ebenso gewandt und mutig, und auch er übertrifft im Fangen kleiner Vögel noch die Edelfalken, indem er schnellfliegende oder sitzende Vögel mit gleichem Geschick erbeuten kann. Dieser Eigenschaften wegen ist er bei den asiatischen Völkern, wie sein großer Vetter Habicht, bis in die Neuzeit herein ein hoch geschätzter Beizvogel, welcher auf ziemlich gleiche Weise dressiert wird, wie beim Habicht angegeben. Sein Flug ist sehr schnell, aber meistens niedrig, überhaupt gehört er zu den besten Fliegern. Wie ein Pfeil schießt der Sperber mit angelegten Flügeln durch die dichten Aeste belaubter Bäume hinter seiner Beute her, ohne anzustoßen. Mit reißender Schnelle streicht er dicht über die Erde hin, um die Vögel in ihrer Sicherheit zu überrumpeln, überspringt gleichsam in schnellstem Fluge die aufstoßenden Hindernisse, als Mauern, Zäune, Hecken, niedere Gebäude; oder fährt mit rapider Schnelligkeit um die nächste scharfe Ecke und fällt wie der Blitz unter die futtersuchende, sich sicher wähnende Vogelherde und nimmt einen — zuweilen auch zwei mit sich fort, schneller als man sich's nur denken kann. Lange Strecken schießt er oft ohne Flügelschlag durch die Luft. Vom Turmfalken unterscheidet er sich im Fluge durch seine kürzeren abgerundeten Flügel, denn jener hat spitzige; auch rüttelt der Sperber niemals in der Luft wie der Turmfalk. Im Stoßen ist auch der letztere weit nicht so flink. Mutig — sogar tollkühn — sind beide, Männchen und Weibchen, das letztere aber stärker, und beherzt genug um Krähen zu schlagen, wie Verfasser (Dezember 1881) selbst mit ansah. Ein Rabe saß in hiesiger Stadt auf einem Haus, als ein Sperberweibchen über dasselbe wegstrich. Sofort eilte der Rabe nach und fing an zu stoßen, der Stoß brachte den Raben unter den Sperber, welcher denselben sofort unter dem Flügel mit beiden Fängen schlug, worauf sie auf die Straße herabwirbelten. Mit wenig Sprüngen war der Kampfplatz erreicht, beide fuhren auseinander, der Sperber flog davon, dem Raben war ein Flügel gebrochen, ich vermute durch den Absturz, und er wurde leicht von mir gefangen. Die Verletzung unter dem Flügel war aber so tiefgehend, daß er nach 2 Tagen verendete. Es war ein starker, männlicher Rabe, C. corone. Einen andern Fall erzählt Vater Brehm. „Ein Sperberweibchen hatte einen Sperling gefangen und ihn hinter den Zaun meines Gartens — kaum 10 Schritte von meiner Wohnung getragen, und ich ließ es ruhig geschehen. Er war noch nicht halb mit

seiner Beute fertig, so kam eine Krähe, um ihm die Beute abzunehmen. Sogleich breitete der Sperber seine Flügel aus und bedeckte damit seinen Raub. Als aber die Krähe zu wiederholtenmalen auf ihn stieß, flog er auf, hielt den Sperling in dem einen Fange, wendete sich im Fluge so geschickt, daß der Rücken fast der Erde zugekehrt war, und griff mit dem freien Fang der Krähe so heftig in die Brust, daß diese abziehen mußte." Einen Fall, der neuern Zeit angehörig, erzählt uns Dr. Ziemer (Cab. J. 1885, 239). „Eine Krähe saß ruhig auf einem Gartenzaun, da stieß ein Sperber auf die ahnungslose, packte sie, purzelte mit ihr auf die Erde und wälzte sich dort im Kampfe mit ihr herum. Die Krähe, die im Rücken gepackt und deshalb ziemlich wehrlos war, schrie ganz erbärmlich, worauf 2 andere in der Nähe Befindliche herbeieilten und mit lautem Geschrei über den Sperber herfielen, der nun seine Beute losließ und sich eiligst aus dem Staube machte. Der geschlagenen Krähe gelang es erst nach 2 oder 3 vergeblichen Versuchen aufzufliegen." Naumann erzählt sogar einen Fall, wo ein Sperber einen — über den Wald ruhig hinziehenden Fischreiher aus freien Stücken überfiel, ihn am Halse packte und mit demselben, der ein gräßliches Geschrei erhob, zur Erde herabpurzelte, wo er ihn erst fahren ließ. Gewiß eine große Tollkühnheit von einem Vogel, der kaum die Größe einer Feldtaube hat. Wenn sie sich niedersetzen, bewegen sie allemal den Schwanz wie eine Bachstelze, ziehen den Hals sehr ein und machen einen Buckel. Seine Stimme klingt schirkend „kirk kirk kirk"; dann hört man noch ein sanftes „gü gü gü" von ihm.

Seine Nahrung besteht in Feld- und Waldvögeln von Zeisiggröße bis zur Größe einer Taube; im Notfall frißt er aber auch Mäuse, Käfer, Insekten u. dgl. Er fängt die sitzenden und fliegenden Vögel, und stößt wie der Hühnerhabicht oft auch in schräger Richtung aus der Höhe auf seine Beute, macht aber ebenso, auch wenn er ihr in gerader Linie nachschießt, wie dieser, im Augenblicke des Zugreifens eine rasche kurze Schwenkung, um sein Schlachtopfer von unten oder von der Seite zu packen. Mit vieler List kundschaftet er ihre Futter- und Sammelplätze aus, fliegt pfeilschnell dicht über der Erde, hart an Gesträuchen, Zäunen oder Gebäuden hin, damit er nicht zu früh gesehen wird, schwingt sich plötzlich in die Höhe, stürzt nun wie ein Blitz unter die sichere Herde und nimmt einen hinweg, wie wir schon vorn erwähnt. Auf Sperlinge hat er es besonders abgesehen. Oft setzt er ihnen in vollem Zuge bis in die Gebüsche, Gebäude, durch Thüren und Dachlöcher nach, wobei er in seiner Hast nicht selten seine eigene Sicherheit aufs Spiel setzt. Erst kürzlich, den 11. Februar 1886, verfolgte in Heilbronn ein Sperber einen Sperling durchs offene Fenster in eine besetzte Schulstube, ergriff denselben auf dem Boden, und kam beim Abflug an ein geschlossenes Fenster, wo er von den Knaben ergriffen wurde. Für seine Kühnheit wurde er durch den Ausstopfer belohnt. Wenn er gerade nicht hungrig ist und eben eine Beute gemacht hat, so sieht man ihn zuweilen wie im Triumph mit derselben eine Zeitlang zierliche Kreise beschreiben. Den 11. Juni 1856 wurde eine junge weiße Tümmlertaube, die etwa 4 Wochen flog und sehr flugfähig war, über meinem Hause von einem Sperberweibchen gejagt, so zwar, daß es den Anschein hatte, als wolle es neben der Taube fliegen; dann plötzlich wurde von dem Sperber ein, gleich darauf zwei andere Stöße nach derselben seitwärts mit großer Schnelligkeit ausgeführt, denen die Taube meisterhaft auswich; nun ließ sie sich, über dem Hause angekommen, mit hochgehaltenen Flügeln so schnell ihr möglich, gerade auf dasselbe herabsinken (abgeängstigt suchte sie den Schlag zu erreichen); das gleiche Manöver machte der Raubvogel nach, nur schneller, ein Schlag seiner langen Fänge nach unten und da hing sie in seinen Klauen, so nahe bei mir (ich war gerade oben im Taubenschlag an einem Dachfenster), daß ich mit einem Stock den Räuber hätte erreichen können. Die Taube, so schwer und groß als der Sperber, wurde mit anscheinender Leichtigkeit weithin in eine baumreiche Ecke unseres Thales geschleppt. Während dieser mich sehr beunruhigenden Jagd machte ich durch Klatschen und Schreien einen solchen Lärm, daß ein Stier davon scheu geworden wäre, der Sperber ließ sich aber nicht irre machen. Er wurde einige Wochen später, nachdem er noch mehrere Tauben geraubt hatte, durch einen Schuß erlegt. Vorstehende Fälle beweisen, daß sie eben ihre Opfer ergreifen, wie es die Umstände erfordern, ohne sich genau an eine Norm zu binden. — Eine gewöhnliche Taube trägt das Sperberweibchen ohne sichtliche Anstrengung davon, mit schweren Tauben, etwa großen Kropftauben, muß es sich niederlassen und kann zuweilen noch verjagt werden. Meistens ist aber die Taube so schwer verletzt, daß sie eingeht. Bei einer solchen geschlagenen Taube ist gewöhnlich der Kropf aufgerissen. Wegen der Kraft, womit der Sperber eine große Beute fortschleppt, gab ihm Linné wohl den Artnamen: Nisus = starker Träger. Ueberhaupt darf man sicher sein, daß ein Sperberweibchen günstig gelegene Taubenschläge öfters mit Raubanfällen heimsucht, wenn es den Taubenraub einmal angefangen hat. Am gefährlichsten ist es während der Zeit, wo es Junge versorgen muß.

Der Sperber ist zu zähmen, wenn man ihn im Dunenkleide aus dem Neste holt. Hat er aber schon Federn auf dem Rücken, dann hält es schon schwer. Man muß ihn genau so

halten wie den Habicht, nämlich trocken und warm, und anfänglich gutes zerkleinertes Fleisch geben. Später erhält man ihn mit billigen Fleischteilen, Eingeweiden und Mäusen, versäumt auch nicht zur Gewöllbildung dem Fleisch zarte Federn von geschlachteten Tauben zuzusetzen, damit der Pflegling gesund bleibe. — Bei den asiatischen Völkern ist der Sperber ein sehr geschätzter Beizvogel und wird unter allen kleinen Falken am meisten zur Jagd gebraucht; im südlichen Ural hauptsächlich zum Fang der Wachteln. Man füttert die Jungen im Sommer auf, richtet sie ab, benutzt sie im Herbst zur Jagd und läßt sie dann, nach Eversmann, wieder fliegen, denn es lohnt nicht, sie den Winter durch zu füttern, weil man im Frühjahr so viele Jungen bekommen kann, als man nötig hat. Zur Jagd werden hauptsächlich die größeren Weibchen gewählt. Auch in Persien und Indien richtet man den Sperber zur Jagd mit gutem Erfolg ab. Die Jagd mit dem Beizvogel ist eines der beliebtesten Sommervergnügen. In Persien jagt man hauptsächlich nach Sperlingen, welche man aufscheucht und den Sperber nachwirft, bevor jene ihr Versteck erreicht haben. Er fehlt, nach St. John, selten seine Beute, folgt den Sperlingen mit solchem Eifer nach, daß er sogar in Mauerlöcher und Höhlungen nachschlüpft und dadurch nicht selten verunglückt. Ein guter Sperber schlägt nicht selten 15 bis 20 Sperlinge in einer Stunde. Seine Gelehrigkeit ist zu bewundern. Eine Woche nach dem Fang kann man ihn zur Jagd verwenden, zur Sicherung aber noch an einer langen Schnur gefesselt. Weniger Tage Arbeit genügen, ihn soweit zu zähmen, daß er auch ungefesselt zu seinem Herrn zurückkehrt. Ebenso geschätzt ist der Sperber bei den indischen Falknern, wo sie auf Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Tauben und hauptsächlich auf die Majna, Eulabes religiosus, *L.*, (starenartige Vögel) abgerichtet werden. Sie leisten namentlich in den Dschungeln gute Dienste, und belohnen, nach Jerdon, die Mühe ihrer Abrichtung sehr gut. Leider kann ich über diese „vorzügliche Abrichtung" nichts Bestimmtes mitteilen, weil in dieser Richtung unsere Autoritäten samt ihren reiselustigen Berichterstattern ebenso verschlossen sind, wie die indischen Falkoniere, welche die Dressur dieser gewandten Raubvögel als ein Geheimnis zu behandeln scheinen. Es ist aber zu vermuten, daß sie in ähnlicher Weise durchgeführt wird, wie etwa beim Habicht, und daß auch der Sperber einige Zeit unablässig im Reife gewiegt werden muß, bis er durch Ermattung des Körpers seine Wildheit ablegt oder vielmehr — vergißt. Der geneigte Leser, welcher sich hiefür interessiert, möge das Bezügliche beim Habicht nachlesen! So wie bei uns die Sperber dressiert werden, bis sie ihre Menschenscheue abgelegt haben, gehört Geduld und zwar sehr viel Geduld dazu, denn wenn die Jungen nur einige Wochen alt sind und Federn auf dem Rücken durch die Dunen sprossen, haben sie schon ein wildes, scheues Wesen angenommen, das nur durch Geduld und freundliche Behandlung, sowie durch Hunger beseitigt werden kann. Das Aufsetzen einer Kappe, welche die Augen bedeckt, Nase und Schnabel frei läßt, mag wesentlich zur Zähmung beitragen und ist nicht zu übersehen. Bei uns existieren für den gewandten, mutigen Vogel keinerlei Sympathien; er ist „nach altem Herkommen" ebenso verschrieen, wie sein großer Vetter Habicht. Seine Gewandtheit gilt für „Mordgier", sein Eifer für „Bosheit und Blutdurst"! Da man bei uns diese schätzbaren Eigenschaften durch Dressur nicht dienstbar macht, so sieht man nur den schädlichen Raubvogel in ihm, dessen unvergleichlicher Gewandtheit eine Menge kleiner, nützlicher Vögel zum Opfer fallen, und zahlt für das Einbringen von Kopf und Fängen ein gutes Schußgeld. Der Sperber ist übrigens sehr bedacht darauf, daß die Kassa der Vogelschutzvereinsmitglieder nicht zu stark durch Ablieferung seines Kopfes in Mitleidenschaft gezogen werde, indem er denselben meist rechtzeitig in Sicherheit bringt; und die gelben Fänge, welche als Sperberbeine (mit oder ohne besseres Wissen) von Flugschützen geliefert werden, tragen überhaupt alle Raubvögel der gleichen Größe in gleicher Farbe und sind demnach nur für den geübten Sachverständigen ein Kennzeichen des echten Sperbers. Deshalb muß auch die Ablieferung des kenntlicheren Kopfes verlangt werden, oder überhaupt — Ablieferung des ganzen Vogels, um Betrug zu verhüten. Alle andern Raubvögel sind weder „so mordgierig, noch so boshaft und blutdurstig", und besonders wäre es schade für den Turmfalken, der sich recht gerne mit Feldmäusen begnügt, wenn er als Lückenbüßer für den viel gewandteren Sperber einstehen müßte.

Elfte Familie: Falk, Falco, *Linné* 1735.

Hierofalco, et Hierax, *Cuv.* 1817, 1829; — Hieracidea, *Gould* 1836; — Rhynchodon, *Nitzsch* 1840; — Jerofalco, *Kaup.* 1847.

An dem ziemlich großen runden, oben flachen Kopf ist der Schnabel stark, sehr kurz, von seiner Wurzel an gekrümmt, oben mit einem scharfen Zahn, welcher in einen ähnlichen Ausschnitt des Unterschnabels paßt; die Wachshaut sehr deutlich, völlig bloß; Naslöcher zur Seite und hinter der Mitte des Schnabels, rundlich und ganz offen, zuweilen mit einem Hügelchen in der

Mitte; Zügel meist mit kurzem Flaum und längern Borsten besetzt; Füße kurz und stark, mit langen Zehen und hohen warzenartigen Sohlenballen; die Krallen sind sehr stark, sehr gekrümmt und nadelspitz; oben rund, unten flach mit vortretenden scharfen Kanten; zwischen der Außen- und Mittelzehe meistens ein Spannhäutchen; die innere Zehe samt der hintern immer die stärkste; Läufe genetzt oder geschuppt, die Zehen ebenso und nur oben geschildert; Unterschenkel mit anliegenden Federn besetzt, welche lange Federhosen bilden; die Flügel sind lang und schmal; die 1. Schwinge von gleicher Länge mit der 3., die 2. die längste; die 2. und 3. Schwinge nach der Spitze außen plötzlich verengt; die Schäfte hart und steif; die Umgebung des Auges ist unbefiedert, die nackte Stelle von gleicher Farbe mit der Wachshaut; die Iris braun, nicht gelb. — Die nordischen Falken horsten auf steilen Felsen in der Nähe des Meeres und der Vogelberge; andere auf Bäumen, wie sie die Landschaft bietet, in Ermanglung solcher auch in der Tundra auf dem Boden; die bei uns wohnenden benützen hohe Waldbäume, ruinenhafte Burgen, zuweilen selbst die Türme in bewohnten Orten. Die Horste sind am betreffenden Platze beschrieben; über die Eier möge hier bemerkt sein, daß sie sich durch lebhaften rostroten oder rostbraunen Ton auszeichnen, wodurch sie sich von den Eiern anderer Raubvögel unterscheiden lassen. Ueber die Jungen äußert sich H. Blasius (Cab. J. 1864, 280) wie folgt: „Schon im frühesten Lebensalter sind die Edelfalken furchtlos, stellen sich in aufrechter oder etwas zurückgebogener Haltung dem Angreifer entgegen, ohne selbst den herannahenden Feind leidenschaftlich anzugreifen; sie lassen sich sehr leicht zähmen und zeigen eine auffallende Anhänglichkeit an ihren Pfleger und an ihre Heimat. Im Dunengefieder zeichnen sie sich durch einen auffallend kurzen, nach hinten sehr rasch erweiterten Kopf aus. Das Dunengefieder ist kurz und anfangs bei allen Arten weiß. Auf den Zügeln liegen sehr kurze Borstenfedern. Bei allen sind die Naslöcher kurz elliptisch, horizontal, fast kreisrund."

Die Falken sind über alle Erdteile verbreitet, von den Polen bis zum Aequator. Ihr ausgezeichneter Flug gestattet ihnen weite Wanderungen. Man zählt gegen 60 Arten, von denen sich aber für Deutschland nur 9 Arten zählen lassen, welche hier in 2 Gruppen untergebracht sind.

1. Gruppe: **Edelfalk.** Hierofalco, *Cuvier* 1817;

Boje 1826. — Vom Mundwinkel und dem Auge läuft — charakteristisch — ein dunkelbraun gezeichneter Streif zwischen Wange und Kehle herab, der Bart genannt, woran die Falkoniere des Mittelalters die Edelfalken von den Habichten zu unterscheiden pflegten. Dieser Bart ist aber nur bei wenigen Arten scharf ausgeprägt. Sie zeichnen sich außerdem durch lange Vorderzehen, besonders durch sehr lange Mittelzehen, sehr weit vorstehende Ballen unter den Sohlengelenken, und große scharfe Nägel aus. Bei den großen Arten sind die Füße samt der Wachshaut in der Jugend bläulich und werden erst nach der 2. Mauser gelb, was in ältern Naturgeschichten häufig zu Verwechslungen Anlaß gegeben hat. Bei den kleinen Arten sind die Füße und Wachshaut von Jugend an gelb, die Iris im Auge aber braun, bald dunkler, bald heller, aber nie gelb. Der Schwanz ist mehr oder minder abgerundet, mittellang, und läuft nach dem Ende etwas schmäler zu.

Sie gehören zu den schnellsten Fliegern der Vogelwelt, und ihr Raub besteht fast einzig in Vögeln, welche sie fliegend erhaschen; sie stoßen in schiefer Richtung von oben auf dieselben herab und müssen sie deshalb erst vorher zu übersteigen suchen. Die ungeheure Gewalt, mit welcher sie auf ihre Beute stürzen, erlaubt ihnen nicht, nach sitzenden Vögeln auf dem Boden zu stoßen. Ausnahmen hievon sind selten. Sie durchschneiden deshalb, wenn sie jagen, die Luft mit reißender Schnelligkeit, und fliegen dann meist niedrig, um die Vögel durch jähes Erschrecken zum Auffliegen zu bringen; werden sie vorher bemerkt, so drücken sich die Bedrohten fest auf den Boden und entgehen so der Gefahr. Die Edelfalken sind im stande, die am schnellsten fliegenden Vögel zu fangen, wobei auch die Schwalben mit inbegriffen sind. Die schnellsten Flieger machen ihnen freilich viel zu schaffen und retten sich zuweilen, indem sie in das Wasser stürzen und untertauchen, was sogar schon Tauben versucht haben, oder wenn es ihnen gelingt, die schützenden Baumdickichte des Waldes zu erreichen. Aber meistens hält ihre Flugkraft nicht lange genug aus, weil sie zuletzt vor Angst die Fassung verlieren. Hat der Falk aber 4 bis 5 Fehlstöße gemacht, so läßt er von der Verfolgung ab und behelligt den Flüchtling nicht weiter, während der Habicht auch nach einigen Fehlstößen denselben weiter verfolgt und eine Hetzjagd beginnt, bis er den ermatteten Vogel ergreifen kann.

Als früher die Falknereien noch existierten, waren sie — die sogenannten Edelfalken — nebst den Habichten, die geschätztesten Jagdvögel, und es wurden gut abgerichtete Falken mit sehr hohen Preisen bezahlt. Sharpe zählt etwa 33 Arten. Hier beschrieben: 6 Arten.

Der Jagdfalk. Falco candicans, *Gmelin*.

Taf. 22, Fig. 5.

Edelfalk, Weißer Falk, Polarfalk, Isländischer, Grönländischer Falk, Schwimmerfalk, Großer Schlachter. — Falco islandicus, *Briss.* 1760; *Brünn.* 1764; *Gm.*; *Bechst.* 1805; *Faber* 1822; — F. candicans, *Gm.*; *Bechst.* 1805; *Naum.* 1822; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Glog.*; *K. & Bl.* 1840; *Schl.* 1841; *Bp.* 1850; *Gray* 1869; *Sharpe* 1874; *Rchw.* 1882; *v. Ries.* 1889; — F. grönlandicus, *Hancock Athenaeum* 1838; — F. arcticus, *Holböll.* 1854; *Blas.* in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; — F. Holbölli, *Sharpe* 1874; — Hierofalco candicans, *Mev.* 1886; — F. rusticulus, *Rchw.* 1889 ex L.

Kennzeichen (nach H. Blasius in Naum. 1860). Wachshaut, Augenkreise und die großen Füße in der Jugend blaßblau, dann grünlich, im hohen Alter blaßgelb; der Backenstreif undeutlich; Schwanz 21,5 bis 23,5 cm lang, länger als die in Ruhe liegenden Flügel, mit schwarzen Schäften und 14 bis 16 dunkeln Querbändern auf lichtem Grunde; am jungen Vogel mit ebensoviel lichten Querstreifen auf dunklem Grunde; in der Jugend fahlbraune Längszeichnung; im Alter blauschwärzliche Querzeichnung, mag nun bei dem Gesamtgefieder, die bräunliche, graue oder die weiße Farbe vorherrschen.

Länge 60 bis 64,5 cm, Flugbreite 129 bis 140 cm; durchschnittliche Flügellänge beim Männchen 33 cm, beim Weibchen 36,6 cm; Schwanzlänge 21,5 bis 23,5 cm, Höhe des halbbefiederten Laufs 6,6 cm; die Mittelzehe, nebst der im Bogen gemessenen 4,5 cm langen Kralle 7 cm, Schnabellänge im Bogen 4,2 cm.

Beschreibung. Die größeren nordischen Jagdfalken kommen mit vorherrschend weißem, vorherrschend grauem und braunem Gefieder vor.

Im höchsten Norden ist die weiße Abänderung vorherrschend; die etwas südlicher wohnenden Falken sind oben bläulich grau, das Jugendkleid der letztern ist oben braun, rostfarbig überflogen. Die mit Längszeichnung sind immer jüngere, die mit Querzeichnung ältere Vögel, gleichviel, wie die Grundfarbe ist.

Die Falken mit vorherrschend weißem Gefieder zeigen eine zweifache Verschiedenheit:

1) Mit Längszeichnung: die Rückseite ist mit breiten, der Scheitel und die Unterseite mit schmalen dunklen Schaftflecken von rostfarbig brauner Farbe bezeichnet, die dunklen Schaftstriche des Hinterhalses sind nach den Federspitzen hin keilförmig erweitert.

2) Mit Querzeichnung: die Rückseite ist bis zu den obern Schwanzdeckfedern mit dunklen Querbinden, der Scheitel mit dunklen Schaftstrichen, die sich am Hinterhalse lanzettlich erweitern, die Weichen- und Hosenfedern mit querrundlichen Erweiterungen der dunkeln Schaftstriche bezeichnet; sämtliche dunkle Zeichnungen sind bläulich grauschwarz ohne Spur von Rostfarbe. — Durch wiederholtes Mausern wird die weißliche Gesamtfärbung heller und weißer.

Falken mit vorherrschend grauem Gefieder zeigen dreifache Verschiedenheit:

1) Mit Längszeichnung: die ganze Oberseite vom Scheitel einschließlich bis zur obern Schwanzdecke gleichmäßig dunkelbraun ungefleckt; auf der Unterseite weiß mit breiten dunkeln Schaftflecken; die braune Färbung entschieden rostfarbig überflogen.

2) Mit Längszeichnung: die Oberseite auf vorherrschend dunklem Grunde weißlich gefleckt; der Scheitel weißlich, mit braunen Schaftflecken; Unterseite weiß mit braunen Längsflecken; die braune Färbung ebenfalls rostfarbig überflogen.

3) Mit Querzeichnung: die Oberseite licht bläulichgrau und dunkelbraun quergebändert; der Scheitel fast einfarbig dunkelgraubraun; die Unterseite weiß mit dunklen Querflecken und Querbinden an Weichen und Hosen; die dunkelbraune Farbe mit entschieden blaugrauem, nie rostfarbigem Anfluge. — Diese Falkenart hat sich in der Zeichnung überhaupt weite Grenzen gesteckt; übrigens ist bei allen Formen mit Längszeichnung der Farbenton entschieden rostfarbig, bei allen Formen mit Querzeichnung entschieden bläulichgrau angeflogen. — Der (zuweilen doppelt gezahnte) Schnabel ist hellbläulich; die Wachshaut und kahlen Augenkreise im Alter schmutzig hellgelb, im Mittelalter grünlichgelb und in der Jugend blaßblau; die Augen sind dunkelbraun; die sehr starken, langzehigen, feinnetzigen Füße sind vorn über zwei Drittel befiedert, bei den Alten schmutzig hellgelb, bei Jungen blaßblau, die Krallen sind sehr groß und schwarz. Die langen Hosenfedern fallen bis auf die Zehen herab; der Schwanz ragt wei über die Flügelspitzen hinaus.

Aus obiger Beschreibung ist ersichtlich, daß Farbe des Gefieders und Größe bei diesen Falken bedeutenden Abänderungen unterliegen, und es ist bei der unvollkommenen Kenntnis dieser Verhältnisse nicht zu wundern, daß ältere Autoren vielerlei Arten daraus ableiteten. Die Forschungen der Neuzeit ergeben ein anderes Resultat. Die namhaften Ornithologen: Schlegel, H. Blasius, E. v. Homeyer u. a. nehmen an, daß die meisten Abänderungen auf eine Art zurückzuführen sind. A. Brehm nimmt 2 Arten an, was aber nicht ausschließt, daß sie sich als Abarten eines und desselben Vogels herausstellen. Diese zweite Art ist durch den nächstfolgenden Gierfalken beschrieben. — Dr. Holböll, welcher mehrere Jahre in Grönland zubrachte, die dortigen Vögel, insbesondere den Polarfalken sorgfältig beobachtete, bemerkt folgendes: Der



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Jagdfalk in Grönland tritt gleich häufig im Norden wie im Süden auf, ist aber in der Färbung sehr verschieden, denn er kommt von beinahe reinem Weiß bis zum dunkeln Blaugrau vor; es paaren sich aber helle und dunkle Vögel miteinander, und eben solche Junge werden in einem Horste gefunden. Freilich hat auch das Alter einen Einfluß auf die Entwicklung der weißen Farbe, denn wenn man auch sehr hellgefärbte Vögel neben dunkeln findet, so findet man doch keine rein weiße Jungen in dem Horst.

Die Heimat dieses großen, schönen Edelfalken ist rings um den Pol im höchsten Norden von Europa, Asien und Amerika, in Gegenden, wo nur noch wenig menschlicher Verkehr herrscht, die aber Myriaden von Land-, Sumpf- und besonders von Wasservögeln beherbergen. Alle finden in dem drei Monate lang währenden Sommertag eine reich besetzte Tafel und vorzügliche Brutplätze, deshalb halten sie auch so zäh an ihrem Wohnsitz und lassen sich nur ungern durch die Strenge des hochnordischen Winters südlicher treiben. Hier hausen die Jagdfalken als unbeschränkte Herrscher und holen sich ihren reichlichen Anteil unter den Beutetieren. Aus dieser reich bestellten Tafel läßt sich auch erklären, warum die Falken des höchstens Nordens schöner und größer sind, als die, welche minder hochnordische Breiten bewohnen. Dem Abzug der Beutetiere folgen auch die Falken nach, und kommen dann in unserem Erdteil im Winter nach Island, zum Teil bis zu den Faröern und Shetlands, einzelne bis Schottland, aber nur selten bis an die Küsten Deutschlands und Hollands. — Hellblickende Nordpolfahrer vermuten um den Pol offenes Wasser, welches sie Polarbassin nennen und auf welchem viele dieser hochnordischen Vögel den Winter zubringen sollen. Ebenso wird von ihnen behauptet, daß im Frühjahr diese Scharen, vom Pol südwärts wandernd, wieder ihre alten Brutplätze beziehen. Ob sich dies bestätigt oder ins Reich der Hypothesen gehört, müssen fernere Beobachtungen aufklären. — Waldungen gibt es in den genannten Polargebieten nicht, deshalb sind Gebirge oder eigentlich die steilsten Strandfelsen in der Nähe der „Vogelberge“ ihre eigentlichen Wohn- und Horstplätze. Die Gebirge des Innern bewohnt der Jagdfalk nur da, wo es viele Schneehühner oder anderes Geflügel gibt.

Der Horst des Polarfalken steht zumeist in der Nähe des Meeres auf steilen unzugänglichen Felsen, auf einer von oben geschützten Platte oder in einer weiten Höhle. Er ist aus Aesten und schwachen Zweigen, die nach oben immer dünner gewählt werden, zusammengesetzt, mit dürrem Gras und Moos belegt und hat nur eine flache Mulde. In diesem findet man auf Island zu Ende des Mai, auf dem nördlicher gelegenen Grönland erst im Juni 3 bis 4 Eier, welche die des Wanderfalken an Größe bedeutend übertreffen, ihnen aber sonst gleichen. Die Grundfarbe ist braungelblich, mehr oder weniger rotbräunlich oder dunkel rotbraun bespritzt und gefleckt; manchmal sind sie auch mit der Zeichnungsfarbe vollständig und gleichmäßig bedeckt. Die Form ist meistenteils rein oval, die Länge beträgt im Mittel 6 cm, die Breite 4,8 cm, die Schale ist mehr oder minder rauh und stark. Der Horst wird von den Alten mutig verteidigt; nach Menschen, welche denselben gefährden, stoßen sie stundenlang mit lautem Geschrei, fahren bis auf wenige Meter am Gesicht vorüber und durch die Wucht des Stoßes wieder in die Höhe, ohne jedoch einen thätlichen Angriff zu wagen. Die Jungen werden lange im Horste ernährt, und die Alten sorgen immer für Vorrat an Alken, Lummen u. a.; erstere werden später im Rauben unterrichtet, aber schließlich, wenn sie selbständig geworden, von den Alten in andere Reviere abgetrieben.

Dieser große Falk ist ebenso mutig und schnell, aber weit stärker und ausdauernder als der Taubenfalk. Sein Flug ist wie bei allen Edelfalken reißend schnell und besteht aus rasch folgenden Flügelschlägen, welche nur selten durch ein kurzes Schweben unterbrochen werden; beim Jagen fliegt er meist niedrig; nur während des Umherstreifens auf dem Zuge oder im Frühjahr während der Begattungszeit erhebt er sich mit dem Weibchen zu bedeutender Höhe, zieht schöne Kreise in der Luft und vergnügt sich und sein Weibchen durch gewandte Flugspiele. Den weißschwänzigen Seeadler greift er beherzt an, um ihn durch wiederholte Stöße zu ängstigen, und er nötigt auch wirklich den großen ungelenken Gegner gewöhnlich zur Flucht. Von Raben wird er oft schreiend verfolgt, manchmal so lange, bis er die Geduld verliert und nach einem dieser lästigen Begleiter stößt, worauf die andern unter ängstlichem Schreien sich eiligst zerstreuen. Beim Sitzen trägt er sich sehr aufrecht, auf dem Boden ist er aber unbeholfen und ungeschickt. — Seine Nahrung besteht in Schneehühnern und Wasservögeln, Lunden, Alken, Lummen, Möven, Strandläufern, auch Enten, Tauben und andere leicht aufzuscheuchende Vögel werden von ihm im Fluge gefangen; darunter nur wenige im Sitzen. Eine durchdringende, fast trillernde Stimme lassen die Alten sowohl wie die Jungen beim Neste hören, sonst aber selten. In der Gefangenschaft wird er leicht zahm und zutraulich gegen den Menschen, zieht frisches Geflügel jeder andern Nahrung vor, frißt übrigens auch sonst Fleisch aller Art, verschmäht aber faules und stinkendes.

Die Abrichtung gelang immer mit solchen Falken am besten, die im ersten Herbst ihres Lebens eingefangen (nicht aus dem Neste genommen und aufgezogen), bedeutend im Fluge geübt,

des Raubens kundig und abgehärtet, jedoch noch nicht zu sehr verwildert waren. Im Mittelalter, wo die Lust am Fange des Haar- und Federwildes durch Raubvögel in vollster Blüte stand, wurde ein dressierter Jagdfalk sehr hoch geschätzt und nicht selten mit hunderten und tausenden von Gulden bezahlt. Es galt an fürstlichen Höfen für einen Ehrenpunkt, in Pracht und Tüchtigkeit des dazu Gehörigen sich von keinem andern übertroffen zu sehen. Das Amt eines Oberhoffalkenmeisters war eine der höchsten Ehrenstellen, deren Verleihung dem Regenten allein zustand und die nur aus den ältesten und angesehensten Geschlechtern besetzt wurde. Diese Jagd war durch förmliche Gesetze geschützt, die eine Menge sowohl schreiend ungerechter, als lächerlicher Privilegien enthielten. Die Erfindung des Schießpulvers hat dies geändert. Die Falknereien sind in Europa eingegangen, und nur noch durch die asiatischen Steppenvölker und in den Barbarenstaaten Nordafrikas, von wo die Jagd mit Falken auch ursprünglich abstammt, wird sie noch betrieben, also von wohlberittenen Völkern und in Gegenden, deren flache, öde Nacktheit bei jedem andern Jagdbetrieb die Annäherung an das Wild ungemein erschwert, und deren ausgedehnte Ebenen sich dazu eignen, diese, in hügeligem und durchschnittenem Terrain gefährliche Jagd ohne großes Bedenken betreiben zu können, da die losgelassenen jagenden Beizfalken stets zu Pferde begleitet werden müssen. — Durch ein hochfeines Verständnis der Fähigkeiten und natürlichen Begabung der Tiere ihres großen Reiches — noch unterstützt durch eine eiserne Geduld — leisten die Indier und Tataren das Unglaubliche in Zähmung und Dressur derselben zum Nutzen oder auch zu überraschenden Kunststücken. — Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe genannt, (geb. 1194, gest. 1250), hat ein Werk über „die Kunst mit Falken zu jagen“ geschrieben, dessen Inhalt noch jetzt als wertvoll gilt.

Der Gierfalk. Falco gyrfalco, *Linné*.

Geerfalk oder Gyrofalk, Norwegischer Falk, Geierfalk, Brauner Jagdfalk, auch Schlachtedelfalk. — Gyrfalco, alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — Falco gyrfalco, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1805; *Br.* 1831, 1855; *K. & Blas.* 1840; *Schleg.* 1841, 44, 54; *Bp.* 1850; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Newt. & Wolley* 1864; *Sund.* 1869; *Gray* 1869; *Gould* 1872; *Sharpe* 1874; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Ries.* 1889; — F. rusticolus?, *L.* 1758—66; — F. norvegicus, *O. F. Müller* 1776; *Nils.* 1820; *Tristr.* 1859; — F. gyrfalco norvegicus, *Schl.* 1862; — Hierofalco gyrfalco, *Mev.* 1886.

Kennzeichen (nach H. Blasius in Naum. 1860). Etwas kleiner als der Vorhergehende, kommt nur in Braun und Blaugrau auf der Oberseite vor, und zwar hauptsächlich in folgenden drei Abänderungen:

1) Mit Längszeichnung: die Oberseite und der Scheitel ungefleckt, gleichmäßig braun; die obern Schwanzdeckfedern mit unvollständiger Querzeichnung vom Rande aus; die Unterseite weißlich mit dunklen Schaftflecken; die Hosenfedern rostweißlich.

2) Mit Längszeichnung: die Oberseite rostweißlich gefleckt; der Scheitel weißlich; der Hinterhals und die Unterseite etwas heller, wie beim vorigen, mit dunkeln Schaftflecken.

3) Mit Querzeichnung: die Rückseite blaugrau und dunkelbraun quergebändert; der Scheitel graubraun; auf der Unterseite und an den Weichen quergefleckt.

Beschreibung. Dieser Falke stimmt in der Gestalt und den plastischen Verhältnissen vollkommen mit dem grauen Jagdfalken überein, nur ist er etwas kleiner. Die Flügellänge beträgt beim weiblichen Gierfalken im Mittel 35 cm, beim männlichen 31,8 cm; der Größenunterschied zwischen ihm und dem Jagdfalken ist also nicht bedeutend. Er wird deshalb nicht unbedingt für eine selbständige Art, sondern nur für eine klimatische Abänderung des Jagdfalken gehalten. Auch bei diesem Falken hat das bräunliche Jugendkleid Längszeichnung, das graue Kleid des ausgebildeten alten Vogels Querzeichnung.

Der Gierfalk ist ein Bewohner nördlicher, aber nicht hochnördlicher Länder, wohnt also immer südlicher als der Polarfalk, und hat auch niemals ein so weiß oder hellgefärbtes Kleid als dieser. Er bewohnt den Norden Skandinaviens, einschließlich Lapplands, Nordrußland, Sibirien und Nordamerika in den gleichen Breitegraden. Seevögel im Sommer, Schneehühner im Winter bilden ihre hauptsächlichste Nahrung. Außerdem sollen sie auch Hasen anfallen und (nach Radde) monatelang von Eichhörnchen leben, welche sie von den Zweigen wegholen. A. Brehm erzählt: „Auf den Nyken, zwei Vogelbergen im nordwestlichen Lappland, sah ich während meines dreitägigen Aufenthalts regelmäßig um 10 Uhr vormittags und gegen 4 Uhr nachmittags ein Gierfalkenpaar erscheinen, um Beute zu gewinnen. Ihre Jagd war stets überraschend kurz. Sie kamen an, umkreisten den Vogelberg ein- oder zweimal und stießen dann unter einen Schwarm der Alken, Lummen oder Lunde, packten regelmäßig einen dieser Vögel und trugen ihn davon. Ich habe sie nie fehlstoßen sehen.“ Brehm vergleicht diesen Vogel mit einem großen Wanderfalken.

Als Brutvogel ist der Gierfalk zumeist nur in Lappland und Skandinavien bekannt; im

Herbst und Winter ziehen besonders die jungen Vögel südlich, einzeln bis Nord-Deutschland und Holland, wo sie früher nicht selten von den Falkonieren eingefangen wurden. Wohnt der Gierfalk in Gegenden, wo noch Baumwuchs besteht, so setzt er sein Nest auch auf Kiefern oder andere Bäume, 3 bis 4 m über dem Boden. Mac Farlane fand in der Umgebung des Flusses Anderson binnen 3 Wochen 18 Horste desselben, wovon 16 auf Bäumen, 1 auf Felsen und 1 auf dem Boden an der Seite eines steilen Hügels standen. Sie bestanden aus Aesten, schwachen Zweigen, Moos, Heu, Hirschhaar, Federn u. a.

Lebensweise wie beim Jagdfalken, das Korn der Eier ist aber feiner, die Länge beträgt 5,3 cm, die Breite 4,2 cm; die Form ist eine rundliche. Als Beizvogel wird der Gierfalk ebenso geschätzt wie der vorherbeschriebene.

Der Würgfalk. Falco lanarius, *Linné*.

Taf. 22. Fig. 7.

Schlachtfalk, Schlachter, Sternfalk, Sackerfalk, Blaufuß, Britischer Falk, Raro, Lanner, Lanette, Großer Merlin. — Lanarius, alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — Falco lanarius, *L.* 1746—65; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805 nur kurz berührt; *Pall.*: *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Bp.* 1850; — Falco saker (= sacer, saqer), *Gm. ex Briss.* 1788; *Schl.* 1855; *Heugl.* 1869; — F. laniarius, *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *Schl.* 1844; *v. Hom.* 1855; *v. Ries.* 1889; — F. cyanopus, *Thien.* 1846; — Gennaja sacer, *Bp.* 1854; — Pnigohierax lanarius, *Cab.* 1872; — Hierofalco sacer, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Wachshaut, Augenkreise und Füße in der Jugend lichtblau, im Alter allmählich in gelb übergehend; ein nicht sehr deutlicher Backenstreif; im Genick ein dunkler Fleck; die Handschwingen auf der Innenfahne hell gefleckt; der Unterleib gelblich oder weiß, mit runden oder länglichen braunen Flecken; der Schwanz länger als die in Ruhe liegenden Flügel, braun mit weißer Spitze und 4 bis 5 cm die Flügel überragend; bei den Alten die Schwanzfedern mit 9 bis 11 rundlichen, nicht am Schaft durchgehenden weißen Flecken, die auf der Außenfahne fast kreisförmig, auf der Innenfahne, ausgenommen der zwei mittlern, quer-elliptisch und gelblich überflogen sind; die Mittelzehe, ohne Kralle, von der Länge des Laufs.

Länge des Männchens 50 cm, Breite 110 cm, Schwanzlänge 17,8 cm, welcher von den Flügeln bis auf 4,2 cm verdeckt wird; der Schnabel im Bogen 3 cm, Lauf 4,5 cm, Mittelzehe ohne Kralle 4,5 cm. Länge des Weibchens 55 cm.

Beschreibung. Die Kehle ist gelblichweiß; Stirn, Wangen und ein Streif über dem Auge rostgelblich, schwarz gestrichelt; der Scheitel rosträtlich, dunkel gefleckt; im Genick steht ein braunschwarzer Fleck; der Hinterhals ist rostgelblich, dunkel gefleckt; der Oberleib ist schwarzbraun, mit schmalen, dunkelrostfarbenen Federkanten; Rücken und Schwanz sind graulich überflogen, letzterer mit heller Spitze, und an der innern Fahne wurzelwärts mit verloschenen, rostgelben Querflecken. Ein schmaler Streif neben der Kehle herab ist braunschwarz; der Unterleib ist blaßrostgelb, mit dichten, länglichen schwarzbraunen Flecken. — In der Jugend: der Mantel ist tief braun mit dunkelrostgelben Federrändern; der Schwanz braun mit rostgelben Flecken, der Rand semmelgelb; der Backenstreif braun; der Unterleib in die Länge gefleckt braun und rostgelb. — Das Weibchen ist stets lichter und größer als das Männchen, oben fast graubraun statt schwarzbraun, unten rostgelblich. — Der Schnabel ist, immer einfach gezahnt, flacher gebogen als beim Jagd- und Taubenfalken, bläulich, vorn schwarz; das Nasenloch länglichrund; die Zehen sind stark, langgeballt, aber weit kürzer, die Krallen weniger gebogen als die des Taubenfalken, Läufe 2½ cm herab kurz befiedert, im Jugendalter, vielleicht bis zum 3. Jahr, blau, dann aber allmählich in bläulich- oder grünlichgelb übergehend, und im höhern Alter gelb; das Auge dunkelbraun. — Er ändert in der Farbe, namentlich in Betreff der mehr oder weniger hervortretenden rostroten Farbe, nach Alter und Aufenthalt individuell ab.

Eine sehr nahestehende Art ist: der Feldeggsfalk, auch Rotkopffalk, Falco biarmicus, *Temm.* 1820; F. tanypterus, et cervicalis, *Licht.* 1824; F. Feldeggi, *Schl.* 1841; *Kaup.* 1850; *v. Ries.* 1889. Er ist kleiner als der Würgfalk, aber etwas größer als der Wanderfalk, kurzzehiger, Scheitel und Nacken rotbraun; der Bartstreif ist kräftiger mit schwarz markiert; Rücken, Flügel und Schwanz grau und dunkel gebändert. Unterseite blaß rötlich isabellfarben, auf der Unterseite kleine Tropfenflecken. Die Bänderung des Schwanzes besteht nicht aus Flecken wie beim Würgfalken, sondern aus 11 bis 12 roströtlichen Querbinden. Seltener in unserem Erdteil, als der Würgfalk. In Südost-Europa, Nord-Afrika von Algier bis Egypten, südwärts bis zum Kap.

Der Lanner gehört mehr einem gemäßigten Klima an; er bewohnt Südost-Europa, Mittel-Asien in den gleichen Breiten bis China, und den Nordosten von Afrika. In unserem Erdteil sind seine westlichsten Brutplätze in Böhmen, Nieder-Oesterreich, Ungarn, Bosnien, Galizien, Polen, Süd-Rußland, Bulgarien; in Griechenland als Brutvogel nur selten, dagegen in Klein-Asien häufiger. Für Egypten bemerkt Heuglin: „Einzeln in Unter-Egypten, häufiger im Winter; brütete im Mai 1851 auf der Pyramide des Cheops." In den Auwäldern bei Wien ist er

Brutvogel und geht den Waldungen an der Donau entlang bis in die Dobrudscha hinein, wo er auch als Brutvogel häufig ist und fast ausschließlich in verlassenen Horsten anderer Raubvögel nistet und selbst verwegen genug ist, mit dem Kuttengeier einen Kampf um den Besitz seines Horstes zu wagen, den er durch seine überlegene Fluggewandtheit und zähe Ausdauer dermaßen beunruhigt, daß der riesige Vogel endlich lieber dem Quälgeist weicht und sich einen andern Horstplatz sucht. Er siedelt sich gern in der Nähe großer Flüsse an, wo sich viel Wassergeflügel aufhält, dem er eifrig nachstellt. Gegen den Winter wandert er nach mildern Erdstrichen.

Seinen Horst findet man auf kleinen Vorsprüngen hoher jäher Felswände, oder auf hohen Waldbäumen, meist auf Eichen, seltener auf Linden, Weiden oder Pappeln. Die Baumaterialien sind die gewöhnlichen; Aeste und Zweige, nach oben hin immer feiner, belegt mit etwas Laub auf der flachen Mulde. Mitte April findet man 4—5, selten 6 Eier von kurzovaler Form, mit rauher, grobkörniger Schale, die auf schwach bräunlichgelbem Grunde dunkler, bis zum Rotbraun bespritzt, gewölkt und gefleckt sind. Sie stehen in der Größe zwischen denen des Jagd- und Wanderfalken, und messen nach Göbel (Cab. J. 1873, 129) 55 + 43 mm. Andere aus Süd-Rußland messen 52 + 40 mm. Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern, entfernt sich gewöhnlich erst wenn der Steiger am Baum hinaufklettert, und umkreist, wenn es endlich zum Abflug genötigt ist, sehr lange und unruhig den Horst, aber meist außer Schußweite. Forstrat Holz und Göbel bezeichnen beide den Lanner als nicht scheuen Vogel, während er von andern Beobachtern als höchst vorsichtig und scheu geschildert wird. Das Weibchen wird vom Männchen mit Nahrung versorgt und von 10 bis 2 Uhr abgelöst. Beide Vögel haben deshalb Brutflecke, das Weibchen aber stärkere. Der Flaum der Jungen ist pelzartig und milchweiß, diesen Flaum tragen sie 4 volle Wochen, ehe sie Federn bekommen, bleiben im ganzen 11 bis 12 Wochen im Neste, bis sie vollständig befiedert sind, und so läßt sich ermessen, welche Massen von Geflügel die Alten zusammenschleppen müssen, um ihre gefräßige Brut groß zu füttern. Der Würgfalk sieht dem Wanderfalken im Jugendkleide außerordentlich ähnlich, ist aber größer und schlanker, was durch den längern Schwanz bedingt ist. Er trägt die Flügel vorn frei, hinten über den schmalen Schwanz gekreuzt und hält im Sitzen den Körper sehr aufrecht. Im Flug ist er vom Wanderfalken leicht zu unterscheiden, denn er ist länger, und die Flügel sind spitziger und stark ausgebaucht, auch fliegt er nach Brehm schneller als sein Vetter Wanderfalk, etwa wie der Baumfalk, bewegt rasch und heftig die Flügel, um nach mehreren Schlägen gleitend dahinzuschießen. Ueber dem Horste machen die Paare im Frühjahr interessante Flugspiele, wie andere Raubvögel. Er hat ein großes Jagdrevier in ganz freien Gegenden, wo er junge Hasen, Enten, Rebhühner, Tauben und anderes Geflügel raubt. Auf seinen Jagden zeigt er sich als ein ebenso gewandter als rascher Flieger und gibt hierin seinen Verwandten nichts nach. Eine lebensfrische Schilderung des Würgfalken während seines Winteraufenthaltes in Egypten gibt uns Heuglin: „Wenn die auf den Lagunen und Sümpfen des Nildelta überwinternden Wasservögel anlangen, sammeln sich um sie gleichzeitig eine Menge von Falken und Adlern, namentlich Feldeggs- und Wanderfalken, Königs- und Schreiadler, welche hier an frischer Beute nicht Mangel leiden. Mit ihnen erscheint auch hie und da der „Saker“. Bald hat er sich seinen Standort auf einer einzelnstehenden Sykomore, Palme oder Akazie ausersehen, von welcher aus er seine Jagdbezirke übersehen kann. Erwacht der Tag und mit ihm der betäubende Lärm von tausenden in Flüge gescharten Gänsen, Enten, Strandläufern, welche auf Schilfinseln in den Lagunen oder im seichten freien Wasser einfallen, so verläßt auch der Würgfalk seinen Stand. Doch deckt dann noch ein dichter niedriger Nebelschleier das Gewässer, was den Räuber in seinem Werke übrigens keineswegs hindert. Er streicht, meist ohne vorheriges Kreisen, in gerader Linie auf einen munter schäkernden Flug von Enten zu. Nun erfolgt ein Augenblick lautloser Stille. Wasserhühner und andere schlechte Flieger ducken sich und tauchen im Nu unter, während die ihrer Fertigkeit in den Lüften bewußten Enten plötzlich aufsteigen und sich durch schleunige Flucht zu retten suchen. Jetzt steigt auch der Falk etwas, saust wie ein Pfeil dahin und erhascht entweder mit erstaunlicher Gewandtheit stoßend sein Schlachtopfer oder schlägt dasselbe mit den Fängen nieder und trägt es, oft verfolgt von kreischenden Milanen und Turmfalken, doch ohne sich im mindesten um die Schreihälse zu bekümmern, auf den nächsten etwas erhabenen trockenen Platz, um es zu kröpfen. Zuweilen kreist er auch hoch in den Lüften und stürzt sich wie spielend auf hin und her streichendes Sumpfgeflügel, seinen Flug erst beschleunigend, wenn er die Beute gehörig ins Auge gefaßt hat. Letztere entgeht ihm selten, obgleich der „Saker“ viel weniger hastig und ungestüm zu Werk geht als seine Verwandten. Während der wärmern Jahreszeit bäumt er auf und zieht mit einbrechender Dämmerung ruhigen geraden, etwas schleppenden Fluges seinem Nachtstande zu.“ Bezüglich seiner Abrichtung zur Jagd bemerkt Heuglin: „Zur Gazellenjagd läßt sich nur der Würgfalk verwenden; die übrigen Edelfalken

stoßen meist zu gewaltig und töten sich oft selbst durch Zerschellen des Brustbeines. Aus diesem Grunde bezahlt man abgerichtete Würgfalken mit außerordentlich hohen Preisen."

Wie man aus Vorstehendem ersieht, wird der Lanner ebenfalls als Jagdfalk benützt und folgte in der Falknerei im Range nach dem Isländerfalken. Am meisten bedienen sich seiner noch heute die Tatarenfürsten zur Jagd.

Der Wanderfalk. Falco peregrinus, *Auctorum.*

Taf. 22, Fig. 6.

Taubenfalk, Taubenstoßer, Blaufalk, Schwarzbacken, Gemeiner Falk, Pilgrims-, Berg-, Wald-, Tannen-, Großer Baumfalk. — F. peregrinus, *Alb. Magnus*; *Will. et Ray*; *Brisson* 1760; *Penn.* 1766; *Tunstall* 1771; *Gm.* 1788; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.* 1820; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — F. gentilis*), *L.* 1758—66; — F. barbarus? *L.* 1758—66; — F. communis, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Sav.* 1809; *Schl.* 1855; *Heugl.*; — F. abietinus, *Bechst.* 1805; — Hierofalco peregrinus, *Boje* 1828; — F. cornicum, et anatum, *Br.* 1831.

*) Siehe auch die Anmerkung bei Palumbarius.

Kennzeichen. Die Flügel von gleicher oder fast gleicher Länge mit dem Schwanz; Wachshaut, Augenkreise und Füße gelb, in der Jugend grünlich; die Zehen sehr lang, mit schwarzen Klauen; Hosen schmutzigweiß ins Graue, zuweilen rostgelblich überflogen, mit vielen dunkelbraunen breiten Längsflecken oder Querwellen; der Backenstreif breit und wie der obere Teil der Wangen schwarz; das Genick weiß gefleckt. Im Alter oben aschblau mit schwarzen Wellenlinien; Schwanz mit 9 bis 12 schwarzen Binden. Jung oben dunkelbraun mit hellen Federsäumen, unten gelblich- oder bräunlichweiß mit braunen Längsflecken; Schwanz mit 7 bis 9 hellen Querflecken.

Länge 40 bis 50 cm, Flugbreite 90 bis 120 cm, Flügellänge 35 cm, Schwanzlänge 16,6 cm, Schnabellänge im Bogen 3,6 cm, Höhe des Laufs 6 cm, die Mittelzehe 6 cm. Die größern Maße gelten dem Weibchen.

Beschreibung. Alter Vogel. Oben aschblau mit schwarzen Querflecken, unten rötlichweiß mit schwarzen Wellenlinien; die Kehle, ein Teil der Wangen und der Kropf weiß; von der Schnabelwurzel und dem Auge geht ein schwarzer Streif bis zur Mitte des Halses herab; das Genick ist etwas weiß gefleckt. Die Schwingen sind schieferschwarz, auf der Innenfahne mit rostgelben Flecken. Der Schwanz hat die Rückenfarbe, ist etwas zugerundet, am Ende mit weißen Spitzen, und hat 9 blauschwarze Querflecken, bisweilen auch 12. — Im hohen Alter wird die Färbung reiner, und der Unterleib hellaschblau überflogen; sonst bleibt sich alles gleich. — Junger Vogel. Oben dunkelbraun mit hellen Federsäumen, unten gelbbräunlichweiß mit braunen Längsflecken; der Schwanz hat 7 bis 9 helle Querbinden. — Das Weibchen ist einige Centimeter länger, sonst aber jederzeit dem Männchen ähnlich; doch ist die Färbung am Unterleibe stets etwas gelblicher, mit mehr Wellenlinien, oben heller. — Der Schnabel ist kurz, dick, sehr gekrümmt, mit scharfem Zahn und tiefem Einschnitt im Unterkiefer, dessen Farbe bläulichschwarz; die Iris dunkelbraun; die Läufe sind geschuppt, ein Drittel befiedert, schön gelb; die sehr scharfen krummen Krallen schwarz.

Infolge der großen Ausbreitung dieses Falken gibt es auch sehr viele Abänderungen in Größe und Färbung vom hellsten bis zum dunkelsten. Es gibt Männchen und Weibchen, die am Oberleib bald mehr aschblau und schwärzlich, und am Unterleib mehr oder weniger reinweiß oder trübweiß, und dabei entweder mehr ins bräunliche oder ins schwärzliche sich ziehende Querstreifen haben. Dies sieht man am besten bei einer zahlreichen Sammlung dieser Raubvögel, wo nur wenige sich ganz gleichen. — Sehr nahestehende Arten, die manche Ornithologen auch nur für Rassen ansprechen, sind: Der Große Wanderfalk, Königsfalk, Schaheen, Falco peregrinator, *Sundev.* 1837; *Gray* 1874. Derselbe ist größer, oben schieferschwarz, Kehle weiß, unten rostfarbig, schwarz gestrichelt, seitlich quergebändert. Er findet sich in Indien. Ludw. Stewart war Augenzeuge, wie ein solcher dressierter Jagdfalk in Lahore an einem Morgen drei Königsbrachvögel, Ibis papillosa, *Temm.*, schlug, welche in einem frisch gesäten Reisfelde fraßen und hier aufgetrieben wurden; Wien. Mitt. 1886, Nr. 6. — Der Kleine Wanderfalk, F. minor, *Bp.* 1850; derselbe ist kleiner und sehr dunkel gefärbt; ein Afrikaner, der auf der Westseite bis zum Süden des betreffenden Erdteils in dieser Färbung vorkommt. — Der Schwarzbacken-Wanderfalk, F. melanogenys, *Gould.* 1837, ausgezeichnet durch den breiten schwarzen Bartstreif. Man findet ihn in Australien. — Es ist aber nicht zu übersehen, daß man alle diese Rassen oder (wenn man sie so taufen will) Arten zuweilen auch bei uns findet, und zwar verpaart mit den für gewöhnlich bei uns vorkommenden Wanderfalken, daher A. Brehm daran hält, sie nicht als Arten zu trennen. — Eine nahestehende aber gute Art ist: der Berberfalk, F. barbarus, *L.* 1766; F. tunetanus, alte Aut.; F. peregrinoides, *Temm.* 1820; F. punicus, *Levaill.* 1840. Er ist um ein gutes kleiner, hat einen rostroten Nackenfleck, und eine nur sparsam gesperberte Unterseite. Dieser schöne Vogel bewohnt West-Asien, ganz Nord-Afrika, und besucht auch zuweilen Spanien.

Der Wanderfalk bewohnt ganz Europa, Asien, Afrika, Amerika und selbst Australien. Es ist eine der wenigen Vogelarten, deren Verbreitung so weit reicht, daß sie fast alle bekannten Teile der Erde umfaßt; vom hohen Norden, rund um die Pole, und dem Aufhören des Holzes an, auch häufig in der Tundra, durch die gemäßigte, selbst bis in die heiße Zone hinein ist sein Aufenthalt. In heißen Gegenden bewohnt er die Gebirgszüge, um eine gemäßigtere Temperatur zu genießen. In Deutschland ist er nicht allzu selten, besonders im nördlichen; und obwohl die meisten im Herbste fortwandern, so werden sie immer wieder durch nördlicher wohnende ersetzt. Dies Fortziehen und Ankommen währt den ganzen Winter hindurch, doch sieht man im zeitigen Früh- und Spätjahr, März und September, die meisten; übrigens tritt er in einem oder dem andern Lande auch als Standvogel auf, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß er im Winter sein Quartier in belebten Städten auf einem der Türme aufschlägt und von da aus — zum Schrecken der Taubenhalter — sich vom Taubenfang durch ganze Winter ernährt. — Er bewohnt bei uns zwar Waldungen, besonders solche, wo es nicht an steilen Felswandungen fehlt, die er zur Anlage seines Horstes wählt. Bei seiner großen Verbreitung ist er aber oft genötigt, sich an ganz andern Plätzen anzusiedeln; so z. B. ist er wegen des vielen Geflügels in der Tundra des Nordens dort noch häufiger zu finden, als in unsern Wäldern.

Als Brutvogel ist dieser schöne Falk für Deutschland selten zu nennen, doch kommt er in manchen Gebieten etwas häufiger vor als in andern, so in Ost-Preußen, Pommern, Brandenburg, im Harz, im Thüringerwald, in den böhmischen Gebirgen bis in die Nähe Prags, wo er sich an unzugänglichen Felswänden ansiedelt; auch an den schroffen Abhängen des Niederrheingebirges, im Westerwalde bei Altenkirchen (unsern Neuwied), in einigen Revieren der Wetterau (Frankfurt a. M.) u. a. O. Bei uns in Württemberg scheint er zumeist nur auf dem Durchstrich vorzukommen, und Nestjunge habe ich hier (in Stuttgart) noch nie erhalten. Gerne horstet er auch auf ruinenhaften hohen Türmen, die im oder am Walde liegen, und hat er einmal einen solchen Platz angenommen, so läßt er sich so leicht nicht wieder vertreiben, wenn ihm auch Eier und Junge geholt werden. Selbst auf den hohen Türmen volkreicher Städte bringt er manchmal den Horst an. So nistete im Jahr 1880 ein Paar auf dem Turme der Petrikirche mitten in Berlin. In den Wäldern wählt er nicht immer Felsabsätze, in manchen Gegenden gibt es auch keine Felsen und dann benützt er hohe Waldbäume: Tannen, Kiefern, Fichten. Im Gegensatz zu solchen hohen Horstplätzen siedelt er sich auch in Moorgegenden, in der Tundra an, und hat hier — wo es an Baumwuchs wie an Felsen fehlt — keine andere Wahl, als den platten Boden zu benützen, und mit dürftiger Deckung zufrieden zu sein, sei es Stein oder irgend ein Buschwerk, besonders wenn das Erdreich wenigstens nach einer Seite etwas jäh abfällt und dadurch weniger zugänglich ist. Auf der niedrigen Sandinsel Saltholm (bei Kopenhagen) hat ein Paar auf der bloßen Erde genistet (Ornis 1885, 85). So fanden A. Brehm und seine Begleiter in der Tundra drei Horste, und im Juli die halbbefiederten Jungen so unbesorgt beisammen sitzen, als gebe es hier in dieser Einöde weder Eisfüchse noch Wölfe. „Schon von ferne," schildert Brehm, „machten uns die Wanderfalken auf den Horst aufmerksam. Auf weite Strecken flogen sie uns entgegen, umkreisten uns lautschreiend in hoher Luft, kamen um so tiefer herab, je mehr wir uns dem Horste näherten, und stießen dann fortwährend auf uns hernieder. In ihrer Besorgnis entfalten sie dabei alle Künste des Flugs. Eben sieht man sie noch in schwindelnder, weit mehr als schußfreier Höhe ihre Kreise ziehen, plötzlich aber die Flügel anlegen und nun sausend herunter bis auf wenige Meter an einem vorüberschießen, ohne Flügelschlag sich aufs neue erheben, wieder in der Höhe kreisen, um von neuem herabzusausen. Zu wirklichen thätlichen Angriffen aber erkühnen sie sich nicht; kommen auch niemals so nahe, wie Habichte und Möven in gleichen Verhältnissen." — In seinem Horste findet man frühzeitig schon in der ersten Woche des April die Eier. Nur selten ist der Horst ihr eigenes Machwerk, denn diese Falken finden es bequemer, den verlassenen Horst eines Raubvogels, eines Reihers oder auch eines Raben zu benützen. Wird er von den Eigentümern nicht freiwillig verlassen, so müssen es die letztern unfreiwillig thun, weil sie vom Falkenpaar verjagt oder getötet werden. Die 3 oder auch 4 Eier haben eine rundliche Form und sind auf braungelblichem Grunde blässer oder dunkler rötlichbraun bespritzt und bekritzelt, oder noch dunkler und völlig rotbraun bezeichnet und gefleckt, zumal am stumpfen Ende. Sie sind sehr verschieden, öfters bei einem Gelege, manche mehr gelblich und sehr hell, manche mehr rötlich und viel dunkler gefärbt. Sie sind sehr kurzoval, grobkörnig, glanzlos, die großen 5,4 cm lang und 4,2 cm breit; doch ist nicht zu übersehen, daß mit dem Abändern dieser Falken in der Größe auch deren Eier ändern. Während der Brütezeit vergnügt sich das Männchen in schönem, hohem Fluge über dem Neste und läßt fleißig seine Stimme dazu hören. Dies kann dem Eiersammler einigermaßen als Wegweiser zum Neste dienen. Nach den Beobachtungen des Herrn Ernst Hartert brüten beide Geschlechter abwechselnd.

Der kräftige Körperbau, die langen Flügel, das blitzende Auge, sagt Naumann, beurkunden auf den ersten Blick einen mutigen, starken und gewandten Vogel. Die Erfahrung lehrt, daß er nicht umsonst mit so furchtbaren Waffen ausgerüstet ward, und daß er im Gebrauch derselben dem Isländer- und Würgfalken nicht nachstehe. Sein Flug beim Jagen ist außerordentlich schnell, mit raschen Flügelschlägen meist niedrig über dem Erdboden hinstreichend, um einen Vogel zum Auffliegen zu bringen; gelingt ihm dies, so ist derselbe verloren, denn er übersteigt ihn nun rasch und stößt von oben in schiefer Richtung mit rapider Schnelle nach dem Schlachtopfer. Im Fluge zeichnet er sich durch seinen schlanken Körper, die langen, schmalen, spitzigen Flügel und den dünnen Schwanz vor andern aus. Wenn er sich eben vom Boden erhebt, breitet er den Schwanz aus und fliegt erst eine kleine Strecke dicht über der Erde hin. Auch ist er bei uns sehr scheu und vorsichtig und wählt zur Nachtruhe meist nur die Nadelwälder, geht auch aus Vorsicht erst spät zur Ruhe. Sitzend zieht er den Hals sehr ein, so daß der runde Kopf auf der Schulter zu sitzen scheint; die weiße Kehle mit den abstechenden schwarzen Bartstreifen machen ihn von weitem kenntlich. Seine Stimme klingt stark und volltönend: „kajak, kajak!" auch hört man noch ein helles kli kli kli.

Sein Raub besteht in Vögeln von der Größe einer Lerche bis zu der einer Ente, ja selbst bis zur Größe einer Wildgans; besonders richtet er schwere Niederlagen unter den Tauben und Rebhühnern an. Er kann aber nur fliegende Vögel fangen, den sitzenden kann er nichts anhaben; dieses hat seinen Grund darin, daß er, wie alle Edelfalken, mit ungeheurer Heftigkeit in schiefer Richtung von oben herab stößt, wodurch er sich Schaden zufügen würde, wenn er mit solchem Kraftaufwande nach einem auf dem Boden sich befindlichen Vogel stoßen würde. Auch die sehr langen Flügel und die verhältnismäßig kurzen Füße sind ihm hinderlich, etwas vom Boden aufzunehmen, daher ist er — wie andere Edelfalken — auf den Fang fliegender Vögel angewiesen. E. v. Homeyer bestätigt auf Grund seiner langjährigen Beobachtungen ebenfalls, daß der Wanderfalk gänzlich außer stande sei, auf einen Vogel am Boden oder auf dem Wasser zu stoßen oder ihn aufzunehmen. Wo man dies gesehen haben will, hat man sich durch mangelhafte Beobachtung täuschen lassen, indem ein am Boden liegender Vogel nicht geschlagen werden kann; sobald er aber durch den Stoß erschreckt wird und auffliegt, wird er sofort vom Falken erfaßt. Wenn er auch unter Umständen im Walde wohnen muß, so kann er hier doch nicht mit Erfolg jagen, außer auf großen freien Plätzen; er sieht sich daher gezwungen, täglich meilenweite Ausflüge zu machen, und Felder und Fluren einer weiten Umgegend zu durchstreifen, besonders aber die Nähe bewohnter Orte aufzusuchen, wo viele Tauben gehalten werden. Wo es ihm an Rebhühnern, seiner Lieblingsspeise, fehlt, müssen ihn die Tauben entschädigen. Diese fliegen in der Angst so dicht als möglich aneinander, hat sich eine aber nur ein wenig vom Haufen abgesondert, so stößt er pfeilschnell von oben auf sie nieder. Greift er fehl, dann sucht ihn die Taube zu übersteigen, und wenn ihr dies einigemal glückt, so wird der Falke ermüdet und zieht ab, was aber trotz des gewandten Flugs der Tauben eben nicht häufig vorkommt. Naumann sah sogar einmal eine Taube in der größten Not ins Wasser stürzen, und sich durch Untertauchen glücklich retten. Den wandernden größern Wasservögeln folgt er häufig auf ihren Zügen; auch ist es nicht ungewöhnlich, ihn ganze Winter seinen Aufenthalt auf Türmen der großen Städte und Vorstädte aufschlagen, hier die Tauben hoch über dem Menschengetümmel jagen oder bis an die Taubenschläge verfolgen und auf hohen Kirch- oder Hausdächern Tafel halten zu sehen. Dadurch unterscheidet er sich von dem ihm in manchem ähnlichen Hühnerhabicht, denn dieser setzt sich nicht auf solche freie Plätze, um seinen Raub zu verzehren, sondern schleppt ihn in Verstecke und läßt sich denselben von keinem andern Raubvogel abnehmen. Auch das Flugbild des Wanderfalken ist ein anderes. Er hat lange, schmale und spitze Flügel, der Habicht kürzere, breite, abgerundete, wodurch der Aufmerksame sie schon in der Ferne unterscheiden kann. Auch Raben, Dohlen und Häher müssen seinen Hunger stillen; ebensowenig verschont er Schnepfen, Kibitze, Brachvögel, wilde Enten und selbst wilde Gänse. In den Gebirgswaldungen jagt er Auer-, Birk- und Haselhühner, kurz alle Vögel, welche er fliegend trifft oder zum Fliegen bringen kann. Er ist so mutig, daß er sogar Trappen anfällt, sich mit ihnen balgt und sie mit seinen scharfen Klauenhieben bis zum Tod verwunden kann. Bei Stuhlweißenburg war Herr Kertesz (1883) Augenzeuge, wie ein Wanderfalk eine Trappe von der Seite angriff, sich an ihr verfing und von derselben herumschleppen ließ, bis sie stürzte und beide in Gefangenschaft gerieten. Die Trappe erlag in Bälde ihren Wunden. Ornis 1885, 248. Nur einen einzigen Vogel gibt es — bemerkt Brehm — welcher mit Erfolg auf ihn stößt und ihn aus seinem Gebiete vertreibt: die Schmarotzermöve, Lestris parasitica, *L.* Diesem äußerst gewandten, mutigen und rauflustigen Bewohner der Tundra flößt jeder vorüberfliegende Wanderfalk Sorge um die eigne Brut ein, und jeder, welcher sich von fern blicken läßt, wird augenblicklich aufs heftigste angegriffen. Unter lautem Schreien verfolgt ihn die Raubmöve, holt ihn

in kürzester Frist ein und belästigt ihn nunmehr ununterbrochen durch die heftigsten Stöße. Mit unnachahmlicher Gewandtheit übersteigt sie fortwährend den Gegner und stoßt von oben herab. Der Falk sucht nur auszuweichen, nicht aber die Angriffe durch Gegenwehr zu vereiteln, und sucht — augenscheinlich sehr belästigt — so eilig als möglich weiter zu kommen, fortwährend verfolgt von der unermüdlichen Möve, so weit das Auge des Beobachters reicht. Nicht so mutig benehmen sich die Raben diesem Raubvogel gegenüber, welche sonst so übermütig sind und selbst den Habicht aufs heftigste attaquieren. Dem Wanderfalken weichen sie eilig aus, denn er macht mit ihnen wenig Umstände, erhebt sich über die Necker, stößt von oben herab und schlägt unfehlbar einen. Wenn er denselben auch nicht fressen mag, sondern wieder fallen läßt, ist der Geschlagene doch stets tödlich verwundet. Seine Beute verzehrt er immer auf freiem Felde und niemals im Gebüsch. Dies merken sich die plumpen Bussarde und die ungeschickten Milanen recht gut, welche genau auf den Falken acht geben und, sobald er mit einer Beute anrückt, ohne Umstände über ihn herfallen, um sie ihm abzunehmen, was man nicht ohne Verdruß ansehen kann. Der sonst so kühne Falke überläßt auch gutwillig den ungebetenen Gästen seinen Raub, stößt einigemal sein „kia kia" aus und fliegt davon, wird aber dadurch zu weiteren Räubereien veranlaßt.

Wenn man diesen schönen Raubvogel in der Gefangenschaft unterhalten und zähmen will, so geht das leicht, wenn man ihn noch im Dunenkleide erhält, er muß aber trocken und warm gehalten werden. Die Unterlage ihres Korbes, in dem die Jungen frei sitzen, macht man aus zarten Reisern oder auch mit Stroh, das man immer trocken hält, und belegt es oben drauf mit kleinen frischen Nadelzweigen, wie es auch die Alten thun. Sind die Jungen schon etwas älter, teilweise schon mit Federn bedeckt, so thut's auch einfach ein umgestürzter Korb, so daß sie auf dem Boden und nicht im Innern des Korbes liegen. (Siehe auch beim Turmfalken.) Später kommen sie auf Sitzstangen. Das Futter besteht in frischem zartem Fleisch, als Taubenfleisch, Kalbs- und Rinderherz, und darf besonders nicht in zu großen Portionen auf einmal gegeben werden, sondern in kleinen, dafür müssen sie aber öfters geätzt werden. So lange der Kropf nicht leer ist, soll man nicht wieder füttern, ebensowenig soll man aber Dunenjunge hungern lassen. Frisches Vogel- und Mäusefleisch samt Gefieder und Haaren gereicht, ist für das Gedeihen des jungen Vogels sehr ersprießlich, weil es Gewölle erzeugt, welches auch von den Edelfalken ausgewürgt wird, obgleich weniger stark als bei den Eulen, welche alle Kleintiere mit Haaren und Federn verschlingen, während die alten Falken das Fleisch sauber aus dem Balg schälen, deshalb weniger Federn und Haare in den Kropf bekommen. Wer keine Gelegenheit hat, kleine tote Vögel zu füttern, bestreue das Fleisch mit kleinen Taubenfedern, deren es in Geflügelstopfereien unentgeltlich gibt. Mit zunehmendem Alter und entsprechender Erstarkung kann man auch Muskelfleisch und überhaupt billige Fleischteile füttern. Das Fleisch junger Hunde, Katzen oder Tauben ist ihnen eine Delikatesse. Aber alles, was man füttert, muß frisch sein. Frisches Wasser gibt man nach Bedarf. Dieser Vogel wird sehr zahm, wenn er gut behandelt wird, und läßt sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, darf diese Freiheit aber nicht im Uebermaß erhalten, damit er das Rauben nicht lerne, sonst verwildert er wieder. Insbesondere aber ist er während der ganzen Zugzeit vollständig und unbedingt zu Hause zu behalten, sonst siegt der mächtige Naturtrieb über seine zahmen Gewohnheiten und er entweicht für immer. Sein Behälter muß seiner Größe angemessen, wenigstens $1\frac{1}{2}$ m hoch, $1\frac{1}{2}$ m lang und $1\frac{1}{2}$ m tief sein, sonst beschädigt er sein Gefieder. Die runden Sitzstangen, deren man 2 bis 3 anbringt und so weit auseinander entfernt, daß er fliegen muß, um von einer auf die andere zu gelangen, dürfen wohl 1 Decimeter Durchmesser betragen. Was hier über die Auferziehung gesagt ist, kann man auf alle edlen Raubvögel anwenden. — Er läßt sich zum Fange anderer Vögel abrichten, war früher einer der geschätztesten Beizvögel und für die Falknereien sehr gesucht, denn er ist sehr gelehrig, folgsam und anhänglich. Die Einwohner des Dorfes Falkenswert bei Herzogenbusch in Flandern beschäftigten sich zunftmäßig damit, solche Falken zu fangen, abzurichten und in die Falknereien Europas zu verkaufen, wo ein gut abgerichteter Falke nicht selten mit 800 holländischen Gulden bezahlt wurde. — Beim Habicht ist einiges über die Dressur bemerkt, worauf ich den Leser verweise. Sie gilt auch für die Edelfalken.

Auf der Krähenhütte ist er am leichtesten zu schießen. Er setzt dem Uhu heftig und mit starkem Geschrei zu, und bäumt dann bald auf. Wenn man den Ort weiß, wo er abends seine Nachtruhe in den Wäldern zu halten pflegt, kann man ihn auf dem Anstande erwarten und erlegen. Dieser Falk ist aber sehr vorsichtig, mißtrauisch und streicht beim geringsten Geräusch ab.

Da er dem Geflügelwild und den Tauben eine wahre Geißel ist, wie es überhaupt alle Edelfalken sind, so wird dem Jäger ein gutes Schießgeld für Fänge und Kopf dieses Vogels bezahlt.

Der Baumfalk. Falco subbuteo, *Linné.*

Taf. 23, Fig. 1.

Lerchenfalk, Kleiner Wanderfalk, Schwarzbäckchen, Lerchenhabicht, Lerchen-, Schwalbenstößer. — Subbuteo, alte Autoren; — Dendrofalco, *Rudbeck*; *L. cit.* 1746—66; *Briss.*; — Falco subbuteo, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; *Glog.*; *Gould* 1837; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — F. Barletta, *Daud.* 1800; — Hypotriorchis subbuteo, *Boje* 1826; *Bp.*; *Gray*; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Die Flügel länger als Schwanz; der Backenstreif breit und von den weißen Wangen sehr abstechend; das Genick weiß gefleckt; die obern Teile des Körpers ungefleckt; Brust und Bauch mit dunkeln Längsflecken; Hosen und After licht rostrot; Unterseite des Schwanzes gebändert; die Oberseite gewöhnlich ungefleckt; Wachshaut und Füße gelb; die Zehen sehr lang und dünn, unten mit warzenartigen Sohlenballen. Im Alter oben einförmig braunschwarz, aschblau überpudert; unten weiß mit schwärzlichen Längsflecken. In der Jugend oben schwarzbraun mit gelbbraunen Federsäumen; unten blaß rostgelb, dunkelbraun gestreift; Wachshaut und Augenkreise trüb hellgelb oder bläulichgelb.

Länge 30—34 cm, Flugbreite 78 cm, Schwanzlänge 15,3 cm, Schnabellänge im Bogen 1,8 cm, Höhe des Laufs 3,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,3 cm. Die größern Maße für das Weibchen.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. — Der Schnabel ist hellblau, nach der Spitze schwarz; die Wachshaut, nackten Augenkreise und die Lider sind gelb; die Augensterne nußbraun; die Füße gelb, mit sehr langen, dünnen Zehen. — Sehr alte Männchen sind reiner gefärbt; oben wie aschblau gepudert; Schenkel und Afterfedern schön rostfarben, die Brust weiß, mit schwarzbraunen Längsflecken. — Junge Vögel sind von oben schwarzbraun, mit gelbbraunen Federsäumen; im Genick gelblichweiß gefleckt; der Unterleib blaß rostgelb, mit dunkelbraunen Längsflecken; Hosen und After rötlich rostgelb; der Schwanz ist von unten schmutzig weiß, mit schmalen, dunkelbraunen Querbändern. Füße, Wachshaut und Augenkreise sind lichter. — Das Weibchen ist 3,5 cm größer; von oben mehr schwarzbraun, an der Brust viel gröber und dichter gefleckt; sonst ist es in allem dem gleichalterigen Männchen sehr ähnlich.

Der Baumfalk bewohnt die gemäßigten und wärmern Länder Europas vom mittlern Schweden bis in die Südstaaten; ebenso Mittel-Asien in den gleichen Breiten bis zum fernen Osten. In unsern Südstaaten, Spanien, Italien und Griechenland aber nur selten als Brut-, häufiger als Zugvogel. Auf den Kanaren erscheint er regelmäßig, auch in Nordwest-Afrika, in Nordost-Afrika aber nur selten. Heuglin äußert sich: Ein Exemplar, dessen Identität mit dem echten Baumfalken aber noch nicht erwiesen ist, wurde im August 1852 bei Dongola erlegt. In Indien ist er häufiger Wintervogel. — In den Deltawäldern der Dobrudscha (Mündung der Donau ins Schwarze Meer) ist er sehr häufig, auch als Brutvogel. Gemein ist er, nach Eversmann, in den Vorbergen und Steppen des Ural. In Deutschland ist dieser Falk bekannt, häufig aber nirgends, denn unsere Fluren sind viel zu arm an Feldvögeln, um vielen Paaren dieser pfeilgeschwinden Raubvögel ihren Unterhalt zu gewähren. Er kommt im April bei uns an und verläßt uns im September und Oktober, ein fataler Begleiter der Lerchen, Schwalben und Wachteln.

Er horstet in großen und kleinen Waldungen auf alte, hohe Bäume, nahe am Gipfel; zuweilen auch in Felsenspalten, selten in sehr weiten Baumhöhlen; in der Steppe auch zuweilen auf dem Boden. Am liebsten benützt er aber ein fremdes, besonders ein Krähennest, denn er ist — wie die meisten Raubvögel — zu bequem, einen neuen Horst anzulegen. Sein Horst besteht aus Reisern, Würzelchen, Moos und Haaren, und soll nie so flach als andere Raubvogelhorste sein, sondern vielmehr vertieft, sodaß er hierin Aehnlichkeit mit dem Horste des Turmfalken hat. Nach A. Walter ist der Horst nur kümmerlich gebaut und die Eierzahl nicht so groß wie bei andern kleinen Falken, denn man findet nur 3 bis 4 Eier, welche auf rostgelblichweißem oder braungelblichem Grunde mit blassem Braunrot bespritzt und bekritzelt sind, nicht selten aber auch dunkel braunrot und stärker gefleckt vorkommen; zuweilen ist auch der Grund weiß ins Grünliche spielend. Die Zeichnungen sind spärlicher, reiner und weniger verwischt, als die sehr ähnlichen des Turmfalken. Ihre Form ist kurz eiförmig, selten schlanker, die Schale feinkörnig, ziemlich glatt, etwas glänzend, die Flecken aber matt. Die Maße betragen 42 + 33 mm. Während der Brutzeit füttert das Männchen recht fleißig sein Weibchen, welches ihm in der Regel mit Freudengeschrei entgegenfliegt und sich die Beute abholt. Die Jungen, welche in 3 Wochen auskommen, meistens erst im Juni, bleiben einen guten Monat im Nest, sind anfangs mit grauweißem Flaum bekleidet, haben blaugraue Augensterne, helle Wachshaut, lassen sich leicht mit frischem, zerkleinertem gutem Fleisch aufziehen, wenn man sie trocken und warm hält, ihre Unterlage, auf der sie ruhen, öfters mit frischen Birkenreisern belegt, wie es ihre Eltern thun, was wohl einen guten Einfluß

auf ihre Entwicklung übt. Sie werden dann ungemein zahm und anhänglich an ihren Pfleger. Auch zum Aus- und Einfliegen kann man diesen Falken bringen, wenn er sehr jung erzogen wurde und nichts von seinen Eltern weiß. Der Ausflug muß aber zeitweise unterbrochen werden, damit er nicht verwildert, insbesondere unbedingt während der Zugzeit. Man wolle überhaupt die Auferziehung des jungen Taubenfalken durchlesen, welche bei allen feinen Raubvögeln maßgebend ist. Sie bedürfen Trinkwasser, baden zuweilen und müssen im Winter vor Kälte geschützt werden. Er wurde früher auch als Beizvogel benutzt, und war mutig genug, selbst wilde Gänse am Halse zu fassen und aus der Luft zu stürzen, wobei man ihm aber schnell zu Hilfe eilen mußte, damit bei ungleichem Kampf der Beizvogel nicht zu Schaden kommen konnte. — Die Alten sieht man ihre flugfähigen Jungen anfangs im Fluge füttern, wie die Schwalben, und wenn sie fluggewandt genug sind, so steigen die Alten höher und lassen den Vogel gerade zu den Jungen herabfallen. Der Junge ist aufmerksam und ergreift ihn mit den Fängen; wenn er ihn verfehlt, so stürzt der Alte nach und fängt ihn wiederum auf, ehe er den Boden erreicht hat. Diese Versuche werden vielfach erneuert. Auch füttern sie von Schnabel zu Schnabel. Wenn der futterbringende Alte und der entgegenfliegende Junge sich fast berühren, nimmt jener den gefangenen Vogel aus den Fängen in den Schnabel und reicht ihn dem Jungen, welcher ihn ebenfalls mit dem Schnabel übernimmt, hierauf mit dem Fang ergreift und auf dem Ast eines hohen Baums verzehrt.

Dieser kleine Edelfalke ist ein Abbild des Wanderfalken im Kleinen und der schnellste aller europäischen — überhaupt einer der schnellsten aller Raubvögel, denn er hat eine bewunderswürdige Gewandtheit, und ist dabei außerordentlich kühn und entschlossen. Man erkennt ihn im Fluge an seinen langen, schmalen, spitzigen und etwas gekrümmten Flügeln, ganz ähnlich einer großen Turmschwalbe, sitzend an der weißen Kehle und dem breiten, schwarzen Backenstreif. Er fliegt sehr leicht und pfeilgeschwind im wahren Sinne des Worts. Den befiederten kleinen Bewohnern des Waldes thut er nichts zuleide, desto mehr haben ihn aber die auf freiem Felde hausenden Vögel zu fürchten, von welchen ihm auch der Flüchtigste nicht flüchtig genug ist, denn er überholt alle bei uns lebenden Vögel, die schnellen Schwalben und Segler nicht ausgenommen. Auch ist er beim Beziehen seines Nachtquartiers sehr vorsichtig, denn die Gegend des Waldes, wo er übernachten will, überfliegt er oftmals mit einem besondern Geschrei, und begibt sich nicht bälder zur Ruhe, als bis er die Gegend sicher glaubt. Des Morgens erhebt er sich ziemlich spät von seinem Stand, überkreist dann einigemal den Wald, läßt auch wohl seine helltönende Stimme dazu hören, und zieht nun, nach aufgegangener Sonne, zu Felde.

Seine Nahrung besteht in Lerchen, Schwalben, allen kleinen Feldvögeln, feldernden Waldvögeln, Strandläufern, Brachvögeln, jungen Rebhühnern, Wachteln, Staren, aber auch aus Heuschrecken, Käfern und andern großen fliegenden Insekten, welche er wohl gerne frißt; Aas berührt er nie. Er fängt nur die fliegenden Vögel, niemals die sitzenden, und stößt von oben herab mit großer Kraft in schiefer Richtung auf seinen Raub, welchen er deshalb erst vorher zu übersteigen sucht, und zwar mit solch reißender Schnelligkeit, daß man nicht im stande ist, seine Gestalt zu erkennen. Die Schwalben, welche die meisten andern Raubvögel mit höhnendem Geschrei necken und verfolgen, fürchten sich sehr vor ihm, weil sie wohl wissen, daß es hier die schnellste Flucht gilt; sie sammeln sich gewöhnlich unter großem Lärmen zu einem Schwarm, und schwingen sich zu einer bedeutenden Höhe in die Luft, oder stürzen ins Röhricht und dergleichen, um seinen Klauen zu entrinnen. Hat sich eine von der Haupttruppe abgelöst, so wird sie sogleich verfolgt. Auf die einzelnen, frei im Felde fliegenden Schwalben, Mehl- und Rauchschwalben macht er auch ohne Umstände Jagd, und fängt sie auf 4 bis 10 Stöße; wenn er aber öfter fehl stößt, so wird er müde und zieht ab. Der aufmerksame Beobachter merkt es sogleich an dem panischen Schrecken der Schwalben, wenn ein Baumfalk in der Nähe ist. Mit einem sehr auffallenden ängstlichen „zrii" oder kürzern „zri" (nicht „ziflit") sieht man sie mit schnellstem Fluge, wobei sie sich auf eigene Weise hin und her werfen, nach allen Richtungen davoneilen, und im Handumwenden ist die ganze Gegend von Schwalben leer, die noch kurz vorher in geschäftiger munterer Eile von ihnen durchschwärmt wurde. Es wird dann nicht lange anstehen, so erscheint der kleine Edelfalk, kenntlich an seinen schmalspitzigen, etwas gekrümmten Schwalbenflügeln und seiner schlanken Gestalt, an einen großen Mauersegler erinnernd, mit reißendschnellem Fluge auf dem Plan, und wehe dem Schwälbchen, das ihm jetzt in Sicht kommt. Ist es noch ein junges, minder gewandtes Geschöpf, so ist es jedesmal und schon nach wenigen Stößen verloren; eine alte fluggewandte Schwalbe macht ihm mehr zu schaffen und einem ungeübten Anfänger entwischt auch manche Schwalbe, bis er die nötige Routine hat. Mit eigentümlichen sehr raschen Schwenkungen leitet er zuweilen die Jagd ein, was man nicht allzuselten, sogar in den Außenstraßen frequenter Städte beobachten kann, und es scheint mir, als ob er mit diesem lavierenden Flug den ins Auge gefaßten Vogel verwirren wollte. Dann geht die Verfolgung los. Schwalben und Lerchen scheinen ihm hauptsächlich als Nahrung zu-

gewiesen zu sein. Im August und September, wo die Schwalben schon in größern geselligen Vereinen fliegen, kann man diese Jagden häufig über volkreichen Gegenden beobachten, wenn man auf den Angstruf der Schwalben, ihr „zrii", achtet, womit sie den auf sie heranschießenden Falken ankünden, denn nur selten kommt dieser im bequemen Reisefluge in eine solche Gegend. Hat er eine Beute gemacht, so kehrt er meistens auf dem entgegengesetzten Wege wieder zurück, den er bei der Verfolgung einhielt. Mauersegler sah ich ihn nie fangen, obwohl er sie leicht einzuholen vermag. — Männchen und Weibchen jagen häufig in Gemeinschaft, nachher können sie sich aber um die gemachte Beute nicht vertragen, zanken sich, und dadurch entwischt nicht selten der Gefangene wieder. Vor allen andern Vögeln scheint er vorzugsweise die Feldlerchen auf das heftigste zu verfolgen; diese fürchten sich vor ihrem Erbfeinde auch so sehr, daß sie aus Schrecken wie betäubt zur Erde stürzen, und hierbei oft mit den Händen ergriffen werden können, indem sie in der Todesangst ihre Zuflucht zu den Menschen nehmen, oder den Pferden zwischen die Füße fallen; wenn sie ihn aber von weitem erblicken, erheben sie sich schnell zu einer Höhe, wo sie das menschliche Auge kaum noch erreichen kann, weil sie hier oben der Falke nicht mehr zu übersteigen sucht. Im Frühjahr sind es hauptsächlich Lerchen und andere Vögel des freien Feldes, welche er zur Beute wählt, bis sich diese in den erstarkten Saaten und Feldgewächsen sichern können; dann im Sommer und Herbst geht es hinter den Schwalben her. Wie klug und listig dieser kleine, hübsche Räuber ist, geht daraus hervor, daß er nicht selten den Hühnerhund begleitet, welcher seinem Herrn das Feld absucht, über diesem beinahe ohne Flügelbewegung schwebt, und sobald der Hund eine Lerche oder andere kleine Vögel aufscheucht, auf dieselben pfeilschnell herabschießt und sie sozusagen vor der Nase des Schützen wegnimmt. Läßt man einen Lerchenfalken an einer langen Schnur im freien Felde aufsteigen, wo eine Lerche auffliegt, so wird sie in Eile vor ihrem Todfeinde wieder zur Erde niederstürzen und sich andrücken, wo sie ein gewandter Fänger mit einem Schmetterlingsnetz decken kann.

Zum Auffüttern junger Baumfalken verwendet man kleingeschnittenes Kalbs-, Rinder- oder Hammelherz. Auch reichlich Ameiseneier muß man den Dunenjungen auf ihre Fleischfütterung streuen; ebenso auch hie und da Käfer und Heuschrecken füttern, damit die Ausbildung der Knochen gehörig stattfindet. Dabei hält man sie im warmen Neste, und sorgt dafür, daß dasselbe durch den Schmiß nicht durchnäßt werde. Sobald sie stark genug sind, sich auf einer Sitzstange zu halten, läßt man sie solche benützen, bis sie wieder freiwillig ins Nest gehen. Versäumt man diese Pflege der Dunenjungen, so werden manche lahm an den Beinen und gehen ein. Schon befiederte Junge sind abgehärteter und meist leichter zu erziehen. Den Turmfalken abgerechnet wird nicht leicht ein Vogel so vertraut und anhänglich als der Baumfalk, so liebenswürdig in seinem Benehmen und so leicht zum freien Aus- und Einflug zu gewöhnen. Während der Zugzeiten muß man aber diese Freiflüge beschränken, damit der mächtige Naturtrieb ihre Intimität gegen den Futterherrn nicht überflügle.

Mit großem Leidwesen muß ich diesen schönen und gewandten Vogel des Schadens anklagen, den er an unsern Vögeln, die im freien Felde hausen, anrichtet, denn als Beizfalk, der seines Mutes und seiner Folgsamkeit wegen sehr geschätzt war und zur Jagd auf Stare, Wachteln und Rebhühner verwendet wurde, wird er bei uns, wo die Jagd mit Falken zur Fabel geworden, nicht mehr dressiert, wenn nicht die allmächtige Mode das längst Begrabene wieder aufleben läßt. Man schießt ihn am meisten auf der Krähenhütte, wo er den Uhu mit starkem Geschrei angreift. Er ist namentlich den Lerchenfängern ein höchst ärgerlicher Vogel, da er ihnen oft die Lerchen verjagt, was ich jedoch meinerseits — wie auch wahrscheinlich viele meiner werten Leser — demselben als recht gute Eigenschaft anrechne!

Der Eleonorenfalk. Falco Eleonorae, *Géné.*

Grauer, Griechischer Falk. — Falco Eleonorae, *Géné* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — F. arcadicus, *Linderm.* 1843; — F. concolor, *v. d. Mühle* 1844; — F. dichrous, *Ehrhardt* 1856; — Hypotriorchis Eleonorae, *Mev.* 1886.

Dieser Falk ist etwas stärker als der Turmfalk, und ganz schiefergrau. Jüngere Vögel sind unten auf hellbraunem Grunde dicht schwarz gefleckt; die Kehle isabellfarbig, Schwingen und Schwanzfedern auf der Innenfahne mit rostbraunen Querbinden; ein schwarzer Bartstreif neben der Kehle. Männchen und Weibchen gleich.

Dieser Falk findet sich auf den griechischen Inseln, besonders auf den von Menschen nicht bewohnten Klippen und Inseln des Cykladenmeeres und besucht die größern Inseln nur gelegentlich, um dort Beute zu holen. An einigen größern Inseln jedoch, welche steil ins Meer abfallende Ufer haben, pflanzt er sich auch fort.

Als eine besondere Eigentümlichkeit dieses Falken führt Dr. Krüper (Cab. J. 1864) an,

daß seine Brutzeit gänzlich abweichend von der aller übrigen Vögel Europas sei, denn erst zu Anfang des Augustmonats legt dieser Falk seine 2—3 Eier, welche denen des Baumfalken gleichen, nur wenig größer sind. Nur sehr wenig Paare beginnen Ende des Juli zu legen. Der Grund dieses späten Brütens ist durch die Nahrung für die Jungen bedingt. Während des Frühlings bis zum August hin ernähren sich diese Falken von Insekten, besonders von Heuschrecken, von kleinen Amphibien und mitunter von Vögeln, wenn solche zu finden sind. Erst vom August bringt der Vogeldurchzug den alten und jungen Falken reichliche Nahrung, besonders werden die fetten Zugwachteln der jungen Brut vorgelegt. Durch diese reichliche Nahrung werden die jungen Falken so fett, daß die Fischer, welche an den Brutinseln landen, dieselben als Delikatesse zum Verspeisen ausheben. Anfangs Oktober verlassen die jungen Falken das Nest, welches auf den menschenleeren und nur selten besuchten kleinen Felseninseln auf freier Erde, höchstens unter dem Schutz eines überhängenden Steines oder einer Pflanze steht. Auf bewohnten Inseln sind die Nester besser versteckt. Ende Oktober und im November verlassen die alten und jungen Falken ihre Heimat und kehren erst im April dorthin zurück. Gänzlich unbekannt ist es, wohin diese Falken ziehen. (Dr. Krüper, Griech. Jahreszeiten, 163).

Der Merlinfalk. Falco äsalon, *Brisson.*

Taf. 23, Fig. 2 Männchen, Fig. 3 junger Vogel.

Steinfalk, Blaufalk, Zwergfalk, Kleiner Sperber, Merlin, Schmierlein, Grigri, Kleiner Lerchenstößer. — Accipiter äsalon, *Gesn.*; *Will. et Ray*; *Charleton*; *Sibbald*; *Briss.* 1760; — Falco äsalon, *Aldr.*; *Klein*; *Tunstall* 1771; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Glog. K. & Blas.* 1840; *Midd.* 1851; *A. Br.* 1882; — Litho-falco, et Dendrofalco, *Gesn.*; *Ray*; *Briss.* 1760; — F. regulus, *Pall.* 1773; *Gm.*; *Rchw.* 1882; — F. lithofalco, *Gm.* 1788; *Br.* 1831; *Kaup* 1845; — F. sibiricus, *Shaw* 1800; — F. smirillus, *Sav. ex Schwenkf.* 1809; — F. caesius, *M. & W.* 1810; — Hypotriorchis äsalon, *Boje* 1826; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Aesalon äsalon, *Kaup* 1847; — Aesalon lithofalco, *Bp.* 1854; *Mev.* 1886; — Lith. äsalon, *Hume* 1869.

Der Merlin nähert sich in manchem den Rötelfalken, denn der charakteristische Bartstreif ist beim Männchen nur schwach und beim Weibchen und den Jungen noch schwächer markiert. Auch finden ähnliche Farbenänderungen beim Männchen, beim Weibchen und bei den Jungen statt, welche die Rötelfalken kennzeichnen. Das Männchen hat eine breite dunkle Endbinde am Schwanz, wogegen das Weibchen und die Jungen 5—6 schmale Querbinden zeigen. Außerdem kommen noch manche Farbenverschiedenheiten vor. Dies genügte strengen Systematikern, um für diese Art eine besondere Gruppe aufzustellen: Aesalon, *Kaup* 1847.

Kennzeichen. Der Schwanz ist etwas länger als die zusammengelegten Flügel, gebändert, kaum $1/4$ seiner Länge hervorragend; Wachshaut, Augenkreise und Füße gelb; Mittelzehe ohne Kralle kürzer als der Lauf. Bartstreif schwach markiert. Das alte Männchen oben aschblau mit schwarzen Schaftstrichen und einer breiten schwarzen Binde am Ende des Schwanzes; unten rostgelb mit braunen Lanzettflecken. Das Weibchen und der junge Vogel ist von oben graubraun mit rostfarbenen Flecken und Federkanten; von unten gelblichweiß mit braunen Längsflecken; Schwanz graubraun mit 5—6 dunklen Querbinden. Nach der dritten Mauser wird das Weibchen oben graublau und im hohen Alter dem Männchen ähnlich gefärbt.

Länge 26—30 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabellänge im Bogen 1,6 cm, Höhe des Laufs 3,6 cm. Die größern Längenmaße gehören dem Weibchen.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. Altes Männchen: Der Schnabel ist hellblau; Wachshaut, Augenlider und Füße gelb; die Iris dunkelbraun. — Der jüngere männliche Vogel ist von oben graubraun mit rostfarbigen Flecken und Kanten; der Oberhals weißlich, mit rostbraunen Flecken; der Unterleib rostgelblichweiß, mit braunen Längsflecken; der Schwanz ist graubraun mit 5—6 schwarzen feinen Querbinden. Die Wachshaut ist gelbgrünlich, die Füße hellgelb, die Krallen schwarz. — Das Weibchen ist 2,5 cm größer, sieht dem jungen Vogel ähnlich, ist aber an der Brust weit stärker rostbraun gefleckt; die Farbe des Oberleibes geht aber nach der zweiten, oft erst dritten Mauser in ein graublaues Kleid über; der dunkelbraune Schwanz mit 5—6 hellrostbräunlichen, schmalen Querbinden, während das Männchen nur eine breite Endbinde am Schwanz hat.

Der Merlin bewohnt den Norden von Europa und Asien, wo er den Baumfalken und den Sperber ersetzt. Er wird erst recht gemein in der Nähe, zum Teil innerhalb des Polarkreises, wo der Holzwuchs aufhört und die Tundra beginnt. Seine Brutplätze sind auf Island, auf den Faröern, in Nord-Schottland, in Nord-Skandinavien, einschließlich Lapplands, in Nord-Rußland, und in den gleichen Breiten durch das ganze nördliche Sibirien, nach Middendorf bis zum fernsten Osten in Udskoi-Ostrog. Es ist auch kaum zu zweifeln, daß er nicht auch im Norden Nord-Amerikas vorkommen sollte, doch wird der daselbst angesiedelte Merlin von mehreren Naturforschern für eine selbständige Art: Falco columbarius, *L.* 1758 (*ex Catesby*), gehalten.

Wenn der Eintritt kalter Jahreszeit seine Beutevögel südwärts treibt, muß er sich ebenfalls zur Wanderschaft entschließen und macht die Reise mit durch alle Länder bis zum Süden; in unserem Erdteil bis auf die südeuropäischen Halbinseln. In Griechenland kommt er, nach Krüper, im Oktober oder November an, um hier oder auch in Egypten zu überwintern. Im Winter ist er, nach Heuglin, ziemlich gemein in Egypten und bleibt oft bis in den Mai hinein. In Asien kommt er aus seinen hochnordischen Brutplätzen auf dem Zuge bis Nord-Indien, Nord-China und Japan. — Für Deutschland ist er nur als Durchzugsvogel zu betrachten, obwohl auch einer oder der andere als gefährlicher Gesellschafter unserer kleinen Wintervögel zurückbleibt. Seine Zugzeit ist vom September bis in den November, die Rückkehr vom März bis in den Mai, wo auch die letzten Nachzügler nach ihren nordischen Brutplätzen eilen. Er scheint Ebenen, welche von Gebirgen, und zwar mehr kahlen als waldigen, begrenzt werden, vorzuziehen; im hohen Norden aber bewohnt er ganz öde Gebirge, wie bemerkt, auch die Tundra und hügelige Haidegegenden, soweit strauchartige Pflanzen nordwärts gedeihen. Wenn er abends nach seiner Schlafstelle fliegt, so umkreist er vorher seiner Sicherheit wegen die Gegend einigemal, fällt dann aber plötzlich wie ein Stein auf dieselbe herab. Wenn er aufbäumt, wählt er die untern Aeste in der Nähe des Stammes.

In den Gegenden seines Sommeraufenthaltes muß er sich zur Anlage seines Horstes nach der Landschaft richten. Gibt es Bäume, so wählt er diese, oder überbaut ein verlassenes Krähennest. In der öden Tundra, in weitläufigen Moorgegenden oder in der Haide muß er sich mit dem flachen Boden begnügen, und in dem ungeheuren Einerlei dieser unermeßlichen Wüsten ist das Nest sicherer geborgen als auf einem niedrigen Baum. In den Gebirgsgegenden des Nordens wählt er Vorsprünge oder Felsenritzen für die Anlage seines Horstes. Derselbe ist flach, besteht aus Reisern, Haidekraut und andern dürren Pflanzen seiner Umgebung. Im Juni findet man darin 3—4 Eier, welche auf braungelblichem Grunde viele braunrote Punkte, Fleckchen und verlaufene marmorartige Zeichnungen haben, besonders am stumpfen Ende. Manche sind auch über und über braunrötlich gewölkt. Sie haben eine glatte feinkörnige, wenig glänzende Schale, sind sehr kurzoval, 3,8 cm lang und 3 cm breit.

Die Aufzucht der von den Alten heißgeliebten Jungen ist ebenso, wie beim Baumfalk angegeben, und sie verlassen gewöhnlich schon zu Ende des August die nördlichen Heimatplätze und begeben sich auf den Zug. Jung aufgezogene Merline werden sehr anhänglich, und wenn man sie richtig zu dressieren weiß, lernen sie den Fang der im freien Felde fliegenden Vögel bis zu Wachtelgröße.

Der Merlin wird im Flug häufig mit dem Baumfalk verwechselt, und erinnert an eine große Schwalbe, unterscheidet sich aber durch seinen gedrungenern Körperbau, etwas hellere Färbung und die kürzern Flügel hinlänglich. Er ist sehr gewandt und beherzt; raubt auf dem Felde alle fliegenden, kleinern Vögel, und weiß auch die flüchtigsten im pfeilgeschwinden Fluge wegzufangen; auf den Faröern stößt er hauptsächlich auf Stare. Die Lerchen fürchten ihn ebenso sehr wie den Baumfalk. In einem ältern Jagdbuch wird er sogar „Lerchenzuchtmeister" betitelt. Aber nicht allein an kleine, sondern auch an größere, selbst Enten, wagt sich dieser Miniatur-Raubvogel. Edm. Pfannschmidt sah ihn (in Ost-Friesland) eine Stockente schlagen und sich mit derselben zwischen den Eisschollen am Strande umherkugeln. Er hält den Zwerg- und Wanderfalk für die ärgsten Räuber unter der Sonne. Der Merlin hat übrigens in seiner Lebensweise so viel Aehnlichkeit mit dem Baumfalk, daß ich auf diesen verweisen kann, auch er ist im stande, die so schnell fliegenden Schwalben im Fluge zu fangen und rasche Wendungen weiß er so sicher wie ein Sperber auszuführen. In der Tundra fängt er alle kleineren Vögel, welche diese beherbergt, vom Blaukehlchen bis zu den Drosseln und Strandläufern. Ja er hat Mut genug, solche Vögel zu schlagen, welche ihm an Gewicht gleichkommen oder gar schwerer sind. Gray sah den Merlin in der Stadt Glasgow Tauben fangen und Lilford behauptet, daß ihm dieser kleine Falk mehrmals verwundete Waldschnepfen davontrug. Er war einst der Lieblingsfalk der Kaiserin Katharina II., welche jährlich eine Anzahl einfangen und abrichten ließ; nach beendigten Jagden im Spätherbst wurde ihnen die Freiheit wieder geschenkt. In der Gefangenschaft zeigt er eine solche Gewandtheit, daß er zugeworfene tote Vögel auffängt, ehe sie zu Boden fallen — so erstaunlich rasch erhebt er sich von seinem Sitze in die Luft. — Seine Stimme ist etwas höher und heller als beim Baumfalk und klingt „kri kri kri kri"; auch hört man noch eine andere angenehme Stimme, wie: „keihä!"

2. Gruppe: Rötelfalk, Cerchneis, *Boje* 1826.

Tinnunculus, *Vieill.* 1807; — Falco, *Sav.* 1809; — Erythropus, *Br.* 1828. — Von der Edelfalken-Gruppe unterscheidet sich diese durch höhere Füße mit dickern und kürzern Zehen, durch kürzere, weniger harte Schwingen, den langen stark zugerundeten Schwanz, der je nach Alter und Geschlecht eine verschiedene Zeichnung hat. — Der Schnabel über der Firste gemessen über halb so lang als die Mittelzehe mit Kralle; mit einem Zahn im Oberkiefer und einem dazu passenden Einschnitt im Unterkiefer; die Zehen sind kurz, namentlich die mittleren nicht so auffallend lang, die hintere die stärkste; die Fußsohlen nur rauhwarzig; die Krallen nicht gar sehr gekrümmt, aber spitzig, unten flach mit vortretenden scharfen Kanten. Das Gefieder ist weicher als bei den Edelfalken, der Schwanz zeigt durch Farbenveränderung Alter und Geschlecht an. Unter den Schwingen ist die 2. die längste, die 1. der 3. näher als der 4.; die verengten Schwingen schmal, dicht unter der Verengung außen $1^1/_2$ cm breit. Sie sind nicht so fluggewandt wie die Edelfalken, und können meist nur sitzende Vögel fangen, oder solche durch Umherjagen ermüden und dann ergreifen. Sonst fangen sie vornehmlich Mäuse, kleine Amphibien und Kerbtiere. Um eine Beute sicher aufs Korn zu nehmen, sieht man sie oft in der Luft rüttelnd oder flatternd an einer Stelle sich erhalten und dann lothrecht auf dieselbe herabfallen, wobei aber Fehlstöße nicht selten sind. Die Arten dieser Gruppe bauen sich einen schönen vertieften Horst, wenn solcher auf Bäumen angelegt ist, was sie aber nur selten thun. — R. B. Sharpe zählt in seinem Katalog, 1874, für diese Gruppe 22 Arten, wovon hier: 3 Arten.

Der Rotfußfalk. Falco vespertinus, *Linné.*

Taf. 23, Fig. 7 Männchen, Fig. 8 Weibchen.

Abendfalk, Rotfüßiger Falk, Kobez. — F. vespertinus, *L. ex Demidoff* 1766; *Sam. Gm.*; *Lepéchin; Fr. Gm.*; *Lath.*; *K. & Blas.* 1840; *Schl.* 1862; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — F. rufus, *Scop.* 1786; — F. rufipes, *Besecke* 1792; *Beschst.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; *Gould* 1837; — F. Barletta, *Sprüngli*; — Cerchneis vespertinus, *Boje* 1826. — Erythropus vespertinus, *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Tinnunculus vespertinus, *Gray* 1844; — Erythr. rufipes, *v. Ries.* 1889.

Kennzeichen. Augenlider, Wachshaut und Füße mennigrot, beim Jungen rötlichgelb; die Krallen gelbweiß, an den Spitzen grauhornfarbig; die spitzigen, langen Flügel und Schwanz gleich lang; die 1. Schwinge länger als die 3., um 4 cm länger als die 5.; der Rücken des Männchens bleigrau, des Weibchens aschgrau und schwarzbunt; der Zahn am Oberkieferrande stumpf.

Länge 26 cm, Flugbreite 62 cm, Schwanzlänge 12,5 cm, Schnabellänge im Bogen 2 cm, Höhe des Laufs 3 cm. Kleiner, als der Turmfalk, seine Flügel aber auffallend länger.

Beschreibung. Die Abbildungen genügen. Der dunkle Backenstreif ist nur schwach. — Das Weibchen ist noch 2 cm größer als das Männchen. — Jüngere Vögel sind oben tiefbraun, rostfarben gekantet; unten gelblichweiß mit braunen Längsflecken; der Schwanz ist hellrostfarben, mit 10—12 schwärzlichbraunen Querbändern. Wachshaut und Füße sind gelbrot.

Dieser schöne Falk bewohnt das südöstliche Europa und in den gleichen Breiten auch Asien bis zum fernen Osten im Amurgebiet, wo er durch den sehr nahestehenden Amurfalk, F. amurensis, *Radde* 1862, abgelöst wird. In unserem Erdteil bewohnt er hauptsächlich Ungarn, Polen, Rußland, das letztere in großer Ausdehnung, bis ins Gouvernement Petersburg, wo er als „nicht seltener Brutvogel" aufgeführt ist; ferner Serbien, die Moldau und Walachei; gemein in den Deltawäldern der Dobrudscha. In Galizien, Ost-Preußen, Schlesien schon seltener und von da nach Westen immer spärlicher, sodaß er für West-Deutschland und die angrenzenden Länder eine recht seltene Erscheinung ist. Auf dem Spätjahrszug, im September und Oktober, sucht er geeignete, südlicher gelegene Länder und man sieht ihn dann in Süd-Frankreich, in der Schweiz, in Italien und Griechenland samt Inseln. Ungeheure Scharen, schreibt Alléon, passieren im Frühling und Herbst den Bosporus zum Ein- und Abzug; doch in manchen Jahren auch seltener. Nach Heuglin kommen diese Falken auch nicht selten nach Nordost-Afrika im Frühjahr und Herbst in zahlreichen Scharen; sonst nur einzeln längs des Nils bis Chartum beobachtet. A. Brehm behauptet, daß er in Südost-Afrika häufiger bemerkt werde, als im Nordosten dieses Erdteils. Nach Rüppell einzeln in Arabien. In Asien richtet sich, nach A. Brehm, die Zuglinie vorzugsweise nach Indien. — Er liebt zum Aufenthalt hauptsächlich die freien Ebenen, Steppen oder steppenartige Gegenden, weitläufige Felder mit kleinen Waldpartieen abwechselnd, weitaus-

gedehnte Wiesen, welche nicht gänzlich von Baumwuchs und Gebüsch entblößt sind, bewachsene Auen der Flußufer; auch Sumpfränder, wenn sie in freie Felder oder Wiesen verlaufen. Während des Zuges folgen sie gern den Stromthälern. Aber zum Standort für ihre Horste bevorzugen sie sanfte Gehänge der Hügel, selbst steilere Abfälle der Berge mehr, als die freie, offene Ebene. Besonders sind ihnen Felswände erwünscht, wo sie Gelegenheit finden, ihre Horste zu bergen. Sind hier noch einige hohe Bäume zu finden, so gibt das einen Anziehungspunkt für diese ohnehin geselligen Falken, sodaß sich zuweilen recht große Gesellschaften zusammenfinden.

Den Horst verraten auch diese Falken durch ihre Flugspiele über demselben. In Ungarn nimmt er zur Brut gern alte Dohlen- oder Elsternester, selbst neu angelegte, indem er die sich widersetzenden Eigentümer mit Hilfe seiner Kameraden verjagt. Sonst legt er auch seinen Horst auf Bäumen an, gern auf hohen Weiden; auch in Baumhöhlen, wenn sie groß genug sind; in Felsspalten u. a. Für das mittlere und nördliche Deutschland ist dieser Falk nur als sehr seltener Brutvogel zu verzeichnen. Doch sind einzelne Fälle verbürgt. Dr. Reichenow erlegte im Juni 1881 (?) im Spreewald (in der Nieder-Lausitz) einen Rotfußfalken, dessen Horst wegen der vielen Kanäle daselbst nicht aufgefunden werden konnte. Dagegen wurde aus einem Horst bei Halle 1888 ein Gelege entnommen, das Oberstabsarzt Dr. Kutter, anerkannt einer der zuverlässigsten Vogeleierkenner, für ein ganz richtiges erklärte. Nach Gloger brütet er in Schlesien „höchst wahrscheinlich“. In Ost-Preußen traf E. Hartert vom 10. bis 19. September 1881 in der Nähe von Königsberg eine Menge dieser prächtigen Falken, „hunderte von Zwergfalken“, von denen viele erlegt wurden. Alle waren im Jugendkleide! Zu Ende des Mai findet man 4 bis 5 Eier, welche eine gelblichweiße Grundfarbe haben, die aber durch blasse und dunkelrotbraune Flecken und marmorartige Zeichnungen fast verdeckt ist. Sie sind rundlich oval, feinkörnig, glatt, 3,5 cm lang und 3 cm breit, von hellerer Farbe als die des Merlinfalken, denen sie sonst gleichen.

Wenn er auch fliegend dem Turmfalken höchst ähnlich sieht, so erkennt ihn ein geübtes Auge an dem kürzern, weniger abgerundeten Schwanz und den längeren, spitzewärts schmäleren Flügeln; sein weniger schneller Flug und das Rütteln unterscheidet ihn vom Baumfalk. Sein Flug ist leicht, in kurzen Pausen schwimmend und schön; er ist nicht scheu, sehr gesellig, und kommt in den Ländern seiner eigentlichen Heimat auf dem Zug oft scharenweise vor, sodaß, nach Nordmann, einmal in der Nähe Odessas auf einer taurischen Fichte, die ein Trupp für die Nachtruhe erwählte, mit einem Doppelschuß 11 Stück erlegt werden konnten. — Seine Stimme ist ein hellgellendes „ki ki ki“, höher und anmutiger, als das des Turmfalken.

Seine Nahrung besteht in Käfern, Wasserjungfern, Spinnen, besonders aber aus Heuschrecken, die er nebst dem Rosenstar auf ihren Wanderzügen begleitet, und deshalb als einer der wichtigsten Verminderer jener Landplage angesehen werden darf. Mit großer Geschicklichkeit nehmen sie kleine auf dem Boden laufende Käfer auf, halten sie zwischen ihren kurzen Klauen fest und fressen sie im Fluge aus denselben heraus. Nur selten fängt er sich Vögel und kleine Säugetiere, als Mäuse u. dgl. Wenn er gesättigt ist, setzt er sich auf die dürren Spitzen eines Baumes, einer Hecke, einer Erdscholle, und ruht gemütlich aus. Seine Jagden betreibt dieser niedliche Falk hauptsächlich am Abend bis in die späte Dämmerung hinein, was Linné veranlaßte, ihn Vespertinus zu taufen; daher auch sein Name Abendfalk. Die Fütterung wolle man beim Turmfalken nachlesen.

Seiner Nahrung nach gehört er zu den nützlichen Vögeln.

Der Rötelfalk. Falco cenchris, *Naumann.*

Taf. 23, Fig. 6 Männchen.

Italienischer, Kleiner Turmfalk, Gelbklauiger, Kleiner Rotfalk. — Falco tinnuncularius, *Vieill.* 1790; — F. Naumannii, *Fleischer in Naum.* 1818; — Falco cenchris, *Naum.* 1822, 1860; *Cuv.* 1829; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — F. tinunculoides, *Natt. in Temm.* 1820; — F. xanthonyx, *Natt. in Naum.* 1822; — Cerchneis cenchris, *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; *v. Ries.* 1889; — Tinn. cenchris, *Kaup.* 1844.

Kennzeichen. Der Schnabel mit einem sehr spitzwinkligen Zahn, die kurzen Zehen mit dicken, wenig gekrümmten, gelblichweißen Krallen; die 1. Schwinge kürzer als die 3., gegen 2,5 cm länger als die 5.; Füße, Augenkreis und Wachshaut gelb; Rücken rostrot.

Länge 29 cm, Flugbreite 64,5 cm, Schwanzlänge 14,3 cm, Schnabellänge im Bogen 1,6 cm, Höhe des Laufs 3,4 cm. Kleiner als der Turmfalk und leicht kenntlich an den weißen Klauen.

Beschreibung. Für das Männchen genügt die Abbildung. Der dunkle Backenstreif ist undeutlich. — Der Schnabel ist von Farbe hellblau mit schwarzer Spitze und hat einen größern spitzwinkligen Zahn als der Turmfalk; die Wachshaut gelb; die Iris dunkelbraun; die Füße sind gelb, die Farbe der Krallen gelblichweiß. — Das Weibchen ist größer, oben rostfarben, mit dunkelbraunen Querflecken; der

Unterleib rostgelblich, auf der Brust mit braunen Lanzettflecken, an den Schenkeln mit kleinen, rundlichen Flecken; der Schwanz ist rötlichgrau, auf den Außenfahnen aschgrau, mit weißem Spitzensaume, einer breiten, schwarzbraunen Endbinde und 6—9 schmälern Querbändern. Es hat, wie auch die Jungen, in Färbung große Aehnlichkeit mit der nächstfolgenden Art.

Der Rötelfalk bewohnt Süd-Europa samt Inseln, von Spanien bis Griechenland; Klein-Asien, Persien, Turkestan bis tief in die Steppen hinein; Afrika in den Nordstaaten als Brut-, in den Südstaaten als Zugvogel. In unserem Erdteil trifft man ihn namentlich in Spanien, Süd-Italien, in Griechenland, in der Türkei, in der Dobrudscha, in Süd-Rußland, wo er die Ebenen und steppenartigen Länderstriche bewohnt, wie sein Vetter Rotfußfalk. Von Kroatien aus dringt er noch weiter nach Norden vor, zeigt sich in Krain, Kärnten, in Steiermark. Nur selten aber zeigt sich ein solcher Vogel in unserem Deutschland, obwohl schon in der Nähe des Bodensees Junge erlegt wurden, welche aus dem Kanton Thurgau kamen. Die Zugzeit ist von Ende März bis in den April, der Abzug beginnt schon im August und dauert bis in den September. Ebenen, welche in der Nähe von Gewässern liegen, scheint er vorzuziehen. Aber im Süden Europas bewohnt er größere und kleinere Städte, sogar kleine Ortschaften, denn die Heuschrecken vertilgenden schönen Vögel sind überall sehr geschont, von den Türken und Russen fast heilig gehalten, deshalb so wenig scheu, daß sie sich nicht nur auf großen hervorragenden Gebäuden häuslich niederlassen, sondern auch mit der kleinsten Lehmhütte vorlieb nehmen. In ihrer Lebensweise haben sie die größte Aehnlichkeit mit dem Rotfußfalk, mit dem sie auch gern in Gesellschaft leben, wenn sie auf ihren Zügen zusammenkommen.

In den Städten, welche sie bewohnen, steht der Horst in Mauerlöchern, unter den Vorsprüngen der Dächer oder in sonstigen Höhlungen, welche einigermaßen Gelegenheit bieten, mögen die Häuser bewohnt oder verlassen sein. Auf der Akropolis-Ruine in Athen nisten viele Paare, sowie auch in Athen selbst auf allen geeigneten Häusern. Die meisten Dörfer in der sumpfigen Ebene am Missolonghi, besonders in der Umgebung von Phidaris, haben ihre Brutkolonieen. Die türkische Bauart mit den breit vorspringenden Dachtraufen und vielen Balkenköpfen geben diesen zutraulichen Vögeln Gelegenheit genug, ihre Horste unterzubringen. Brehm sah sie um die Kirchtürme Madrids ihre schönen Flugspiele über den Horstplätzen ausführen. Wo es ihnen an Gebäuden mangelt, wählen sie Felsen oder Baumhöhlen, nicht selten in Gesellschaft der Turmfalken. In den Deltawäldern der Dobrudscha brüten sie, nach den Gebrüdern Sintenis, mit Vorliebe. Der Horst ist aus wenigem Genist gebaut und enthält 5 bis 6 Eier, welche heller gezeichnet und von glatterer Oberfläche, dabei entschieden kleiner sind, als die des Rotfußfalken; der Grund ist gelblichweiß, heller und dunkler rotbraun gefleckt und marmoriert. — Größere Insekten, namentlich Heuschrecken, sind ihre Hauptnahrung, deshalb sieht man sie in jenen Ländern, wo die Heuschreckenplage zu Haus ist, als wohlthätigste Helfer in der Not an und läßt ihnen grundsätzlich alle Schonung angedeihen. Eidechsen, Mäuse, auch kleine Vögel, werden ebenfalls nicht verschmäht. Vom Turmfalken unterscheidet sie die mindere Größe und schlanke Gestalt von Ferne, die weißgelben Krallen in der Nähe. Die Fütterung im Haus wolle man beim Turmfalken nachsehen.

Der Turmfalk. Falco tinnunculus, *Linné.*

Taf. 23, Fig. 4 Männchen, Fig. 5 Weibchen.

Mauer-, Kirch- und Rotfalk, Roter Sperber, Sperlingshabicht, Rüttelgeier, Graukopf, Wannenweher, Rüttelfalk. — Tinnunculus, et Cenchris, alte Aut.; — F. tinnunculus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Accipiter alaudarius, *Briss.*; *Gm.*; — F. fasciata, *Retz.* 1800; — F. brunneus, *Bechst.* 1802; — F. rufescens, *Sws.* 1836; — F. interstinctus, *Maccl.* 1839; — Cerchneis tinnunculus, *Boje* 1828; *Br.* 1831; *Sharpe* 1874; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; *v. Ries.* 1889; — Tinn. alaudarius, *Gray* 1844; — Tinn. tinnunculus, *Heugl.* 1869.

Kennzeichen. Wachshaut, Augenkreis und Füße gelb; Krallen schwarz; der Zahn am Oberkiefer stumpf. Mit zugerundetem Schwanze; rostfarbenem schwarzgeflecktem Oberleibe; gelblichweißem, mit braunen Lanzettflecken bezeichnetem Unterleibe; die Spitze der 1. Schwinge steht der 4. näher als der 3., reicht nur 12 mm über die 5. hinaus; die Schwingen dicht unter der Verengung ihrer Außenfahne gegen 2 cm breit; der Schwanz reicht mit dem Endviertel über die Flügel hinaus. Beim Männchen ist Kopf und Schwanz aschgrau, letzterer mit einer schwarzen Binde vor der weißen Spitze. Das Weibchen und der junge Vogel mit roströtlichem schwarzbraun geflecktem Kopfe, rostfarbenem, schwarzgebändertem Schwanze.

Länge 32 cm, Flugbreite 70 cm, Schwanzlänge 14,5 cm; Schnabellänge im Bogen 2 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm. Taubengröße. Das Weibchen ist einige cm länger.

Beschreibung. Die Abbildungen genügen.


4.
5.
7.
8.
6.
3.
2.
1.

Der Turmfalk bewohnt ganz Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, doch bis zum Polarkreis und noch darüber hinaus; Asien in den gleichen Breiten etwa bis Indien; Nord-Afrika samt Madeira und Kanaren als Brutvogel. Auf dem Zug im September überfliegen viele das Mittelmeer und setzen nach Afrika über, wo sie vom Nil bis zum Senegal, selbst bis zum Aequator vorkommen. Doch überwintern schon viele im Süden Europas, und einzelne bringen auch den Winter bei uns zu*). Der Widerstrich ist frühzeitig, gewöhnlich schon im März. — Zu seinem Aufenthalt wählt er gerne die Ebenen, wie seine Vettern, aber nicht ausschließlich, denn er bewohnt auch die Vor- und Mittelgebirge, und nicht selten trifft man ihn noch in den Hochalpen bis zu 2000 m Höhe. Seine Wohnsitze sind Ruinen, halb verfallene Burgen, hohe Stadtmauern, Türme, Schlösser, Kirchen, Felsen, selbst Strandfelsen, welche ihm Gelegenheit bieten, seinen Horst unterzubringen. Wo diese Gelegenheiten fehlen, wählt er Feldhölzer, die Ränder der Waldungen, besonders von Kiefern oder auch größere Walddistrikte zu seinem Aufenthalt. Man sieht ihn in größeren und kleineren Städten, deren Gebäude ihm Unterkunft gewähren, so gut wie im freien Feld bei einer Burgruine, im Walde oder auf Strandfelsen, wo er unter Möven oder Felsentauben horstet.

So verschiedenartig die Plätze ihres Wohnortes, ebenso sind es auch die ihres Horstes. Denselben findet man in den Löchern und Spalten von Felsen und alten Ruinen, an und in Mauern, Gebäuden, auf Turmgebälk u. a.; zuweilen in hohlen Feldbäumen, besonders wenn sie vereinzelt oder am Rande der Waldungen stehen. Auch alte Krähennester werden benützt und wieder wohnlich hergerichtet; ebenso benützt er Elsternester, und er muß oft ernstliche Kämpfe um den Besitz eines solchen Platzes bestehen, denn weder Krähen noch Elstern lassen sich gutwillig vertreiben. Ist der Horst auf einem freistehenden Baum vom Falkenpaar selbst angelegt und eingerichtet, so ist er sehr haltbar geflochten, warm mit Halmen, Federn, Haaren und Stückchen von Mäusefellen ausgepolstert und noch meistens mit frischbelaubten Birkenreisern belegt. Dies fällt um so mehr auf, als er in Baumhöhlen beinah ohne alle Unterlage brütet. Gesellig wie die Rötelfalken sind, horstet auch der Turmfalk an sehr günstigen Plätzen, in Feldgehölzen oder an Waldrändern, zuweilen in Vereinen von 20—30 Paaren. Nicht zu selten findet man brütende Turmfalken unter Dohlen, Felsentauben, in Saatkrähen-, Reiher- und Mövenkolonien. Nach Landbeck nistet er bei Rippoldsau, Freiersbad, Kniebis (im württ. und bad. Schwarzwald) in Strohkörbe, welche die Bauern an den Giebeln aufhängen, weil sie glauben, es sei dies das beste Mittel zu Abhaltung der Habichte. Der Horst enthält 4 bis 5, selten 6 oder mehr Eier, die auf hellrostfarbigem, lehmrötlichem oder gelbgrauem Grunde rost- und rotbraun, braunrot oder gelbbraun gefleckt und marmoriert sind; oft zeigen sie nur wenige große Flecken, sehr selten sind sie aber ungefleckt. Sie sind also sehr verschieden, oft in einem Nest; doch inwendig immer weiß und von außen fast glanzlos. Die Länge beträgt 3,8 bis 4 cm, die Breite 3 cm. Von den Lerchenfalkeneiern unterscheiden sie sich durch rötere Färbung und verwaschene, nicht zu scharfe Zeichnung. Die Jungen sind anfangs mit weißem Flaum bedeckt, der sich später oben hellgrau färbt. Aus dem Flaum kommt zuerst das Schwänzchen zum Vorschein, und zunächst die Schwingen und Ohrendeckel, dann die Schulterfedern, die im fortwährenden Wachsen allmählich den Flaum verdrängen, der auf dem Kopf am längsten sichtbar bleibt. Wenn die Jungen in hohem Gemäuer oder in Felsenhöhlen ausgebrütet wurden, so halten sie länger darin aus, als die, welche in freistehenden Nestern auf Bäumen auskamen und die ihre Wiege oft schon verlassen, ehe sie noch ordentlich fliegen können, sich dann in den Aesten naher Bäume verbergen, bis sie den Alten aufs Feld nachfliegen, und es währt oft lange, ehe sie ihre Nahrungsmittel selbst erbeuten können. Ihre erste Jagd geht dann gewöhnlich nach Insekten, besonders nach Heuschrecken. Von den

*) Ueber Helgoland macht sich der Zug von Raubvögeln bemerklich vom Anfang des März bis in den Oktober hinein; von da nimmt der Zug ab, obwohl sich einzelne noch im Dezember zeigen. Kleine Raubvögel: Tinnunculus, Nisus, Aesalon, Subbuteo, wandern häufiger über Helgoland, meistens nur „einige“, selten „mehrere“, noch seltener „starker Zug“! Nicht allzuselten zeigt sich Peregrinus. Den 5. und 6. Oktober einige junge Cineraceus; 28. Oktober ein Buteo und Apivorus. Mehreremale erschienen Haliaëtus, so am 19. und 20. April, am 6. und 13. Mai, am 22. September. — Albicilla je 1 Stück am 19. und 27. Oktober, „letzterer geschossen und ins Meer gefallen“; der letzte am 31. Dezember 1886. Von Eulen berührten Helgoland hauptsächlich: Otus und Brachyotus, und zwar vom 8. Oktober bis 29. Dezember, immer nur einzelne oder paarweise. Am 15. Oktober (1885) bemerkt Gätke in seinem 2. interessanten Bericht: „Während der Nacht ungeheuer viel Zug von Lerchen, Drosseln, Staren, Brachvögeln, Regenpfeifern, — auch Strix otus? fehlte nicht und raubte im Fluge beim Leuchtfeuer, namentlich Singdrosseln.“ Der größere Teil dieses nur kurzen Auszugs ist Gätkes 3. Jahresbericht, Ornis 1887, S. 394—447, entnommen. — Auch hier muß auf die Thatsache aufmerksam gemacht werden, daß vom Ende des Juni ab, durch Juli und August, bis weit in den September hinein die jungen Raubvögel den Rückzug beginnen und fortsetzen, die Alten den Zug beschließen.

Alten erhalten sie meistens Mäuse, Heuschrecken, Käfer, mit denen diese oft alle Viertelstunden angeflogen kommen; doch erhalten sie auch Vögel und Eidechsen. Nach Middendorf kam in den letzten Tagen des August ein ganzer Trupp junger Turmfalken an die Boganida (Nord-Sibirien), um sich an den Lemmingen gütlich zu thun. Fünf erlegte Exemplare ergaben sich alle als Weibchen.

Dieser Falke ist mutig, bisweilen sogar dummdreist; er fliegt leicht, schnell und mit geschwinder Flügelbewegung, aber bei weitem nicht so reißend schnell, als der Merlin- und Lerchenfalke. Er hat das Eigene, daß er im Fliegen öfters Halt macht, und geraume Zeit in nicht bedeutender Höhe auf einer Stelle in der Luft flatternd stehen bleibt, um nach einer Beute zu spähen, was man Rütteln nennt und welches diesem Vogel zu mehreren Namen verholfen hat. Hat er eine Beute entdeckt, sei es auch nur eine Heuschrecke oder ein Käferchen, welche seinem Scharfblick nie entgehen, so stürzt er mit angezogenen Flügeln herab, faßt hart über dem Boden wieder Luft und ergreift nun die Beute mit den Fängen, aus welchen er die kleinen Insekten herausfrißt, größere Beute aber fortträgt und an bequemem Platze verzehrt. Er fliegt nicht sehr hoch, und wenn er weit weg will, mit schnellen Flügelschlägen, dazwischen in ganz kurzen Pausen schwebend; nur beim Horste und recht schönem Wetter steigt er zuweilen schwebend ohne Flügelschlag in einer Spirallinie zu einer Höhe hinauf, daß er fast dem Auge entschwindet. — Vom Sperber unterscheiden ihn seine längern und spitzigern Flügel; vom Lerchenfalken aber sein längerer Schwanz und langsamerer Flug. Mit dem Kukuk, besonders mit dem rotbraunen, wird er ebenfalls verwechselt, aber dieser macht sich durch seinen geradeaus gehenden Flug, seinen spitzen Kopf und seinen schmälern Schwanz kenntlich. Wenn der Turmfalk mit seinen großen Augen etwas scharf ansieht, fällt ein rasches Auf- und Abwiegen des Kopfes auf, welches einigermaßen an das Kopfwiegen bei den Eulen erinnert.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Mäusen, seltener aus kleinen Vögeln bis zu Wachtelgröße, aus Fröschen, Eidechsen, Käfern, Grillen, Heuschrecken und andern Insekten. Er hat nicht die Gewandtheit, schnell fliegende Vögel wegzufangen, jagt sie aber so lange umher, bis sie sich ermattet setzen und er sie nun ergreifen kann; sonst überfällt er sie gewöhnlich im Sitzen. Die Sperlinge verfolgt er am meisten, treibt sie bis unter die Dächer oder Zäune und zieht sie womöglich noch aus ihren Schlupfwinkeln hervor; bisweilen fliegt er auch nach den Singvögeln in den Käfigen.

Der Turmfalke ist, nach meiner Ansicht, unter allen Raubvögeln am leichtesten zu zähmen und zum Aus- und Einfliegen zu gewöhnen. Wenn man ihn im Dunenkleide ausnimmt, so wird er außerordentlich anhänglich an seinen Pfleger, mehr als irgend ein anderer Vogel, denn er begnügt sich nicht allein, seine Zutraulichkeit im Zimmer zu zeigen, sondern auch, wenn er freien Flug hat, nähert er sich seinem Herrn auf der Straße ohne alle Befangenheit und setzt sich auf die Schultern, was nicht leicht ein anderer Vogel thut. Ich hatte schon mehrere Gezähmte, die mir immer sehr viele Freude machten. Ihre Anhänglichkeit ist der Art, daß sie nur dicht bei ihrem Wärter sitzen wollen. Es sieht sehr schön aus, wenn ein solcher Vogel vom Fenster abfliegt, sich in weiten Schneckenkreisen bis in die Wolken erhebt, daß man ihn beinahe nicht mehr wahrnehmen kann, und er doch in dieser bedeutenden Höhe das Haus, seine Heimat, nicht aus dem Auge verliert, denn sehr oft lockte ich meine Falken mit einem Stück rohen Fleisches, das ich vor das Fenster hielt, wieder herbei, was meistens in schnellem Fluge erfolgte. Wenn es gegen den September geht, bleiben sie tagweise aus, manchmal auch bei Nacht, und dann ist es die höchste Zeit, sie mit aller Strenge einzusperren, was sie schlechterdings nicht leiden mögen, sondern mit großer Unruhe und sichtlicher Angst am Fenster klappern, um ihren freien Flug wieder zu bekommen. Behält man sie nun während der Zugperiode nicht zu Haus, so gehorchen sie dem mächtigen Naturtrieb und entweichen mit ihren Kameraden. Dasselbe gilt auch im Frühjahr von den Monaten März, April und Mai; man kann ihnen also nur etwa 6 Monate den freien Flug gestatten. — Einer meiner Falken besuchte öfters die Taubenschläge der Nachbarschaft, ohne jedoch den Tauben etwas zuleide zu thun; doch stürmten diese allemal in größter Bestürzung heraus. Der Falke, wahrscheinlich durch das Getümmel nicht weniger erschreckt, folgte ebenso schnell wieder nach und eilte seiner Heimat zu. Nie bemerkte ich, daß dieser Falk einen Vogel fing, auch glaube ich nicht wohl, daß es auf freiem Felde geschah, was ich daraus schließe, daß er stets mit Heißhunger nach Hause kam. Diese große Zähmungsfähigkeit haben aber nur, wie oben bemerkt, diejenigen, welche man noch im Dunenkleide aus dem Horste holt; wenn sie schon älter sind, ist nicht mehr so viel mit ihnen auszurichten. Ich fütterte sie anfangs im Dunenkleide mit gutem frischem klein zerschnittenem Fleisch, besonders Kalbsherz, später mit Ochsenherz, und wenn sie ausgewachsen waren, mit billigen Fleischabfällen, Eingeweiden, toten Mäusen und gelegentlich mit kleinen Vögeln. Dabei muß man sie warm und trocken halten und ihnen, so oft die alte Unterlage beschmiert ist, eine frische geben. Auch versäume man nicht, das Nest, auf dem die Jungen liegen, mit frischen, grünen Reisern, beson-

ders von Birken, zu belegen, was viele Raubvögel im Gebrauch haben, und gewiß der Gesundheit dienlich, nicht bloß Spielerei ist. Die beste Art, Dunenjunge unterzubringen, ist ein runder Korb von der Größe des Horstes, etwa 25—30 cm Durchmesser, mit Stroh bis zum Rande gefüllt, und mit nur schwacher Mulde. Beim Schmeißen bringen die Jungen den Hintern nahe bis zum Rande und spritzen mit erhobenem Hinterteil die Exkremente fast einen Meter weit ab. Dadurch bleibt das Nest rein. Wird das Stroh feucht, so werden die Jungen fußlahm und sind schwer zu kurieren, oder gehen ein. Wenn sie älter sind, setzt man sie auf Stangen, welche sie nur halb umspannen können, dann aber ist ihr Gedeihen ein freudiges. Dr. Liebe rät, das Futter mit grobem Pulver von Fleischknochen zu bestreuen. Das mag richtig sein und ist der Probe wert. Ebenso kann man auch fein zerklopfte Eischalen auf das zu fütternde Fleisch streuen. Ich selbst habe jenes Fußleiden immer auf feuchte Unterlagen und Erkältung zurückgeführt, nicht auf das Futter. Deshalb halte man sie so wie oben angegeben: trocken und warm, füttere frisches klein zerschnittenes Fleisch, und wenn man sicher gehen will, so streue man reichlich frische oder getrocknete Ameiseneier aufs Futter. Diesen Zusatz von Ameiseneiern aufs Futter empfehle ich bei allen Raubvögeln, welche als Insektenfresser angegeben sind, also bei allen kleinen Arten. Will man Gewöllbildung befördern, so bestreut man das Futterfleisch mit feinen Taubenfedern, die man in Geflügelhandlungen leicht erhalten kann. Das Füttern von kleinen Vögeln und Mäusen kann ja im Ernst dem gewöhnlichen Liebhaber nicht empfohlen werden, weil er diese nicht auftreiben kann, so förderlich diese auch dem Gedeihen junger Raubvögel sein mögen. Daß sich die Lähmung der Füße auf Erkältung zurückführen läßt, weiß ich aus Erfahrung. Ich erhielt vier sehr beschmutzte, aber gesunde dunenjunge Falken mit noch wenigem Federansatz. In meinem Eifer, die Fälkchen zu reinigen, nahm ich einen Schwamm, bearbeitete die Schmutzstellen mit kaltem Wasser und setzte sie unter eine Bettdecke. Zu meinem Schrecken aber waren beide Gewaschene halb gelähmt in den Füßen, unfähig zu stehen. Sie erholten sich nur langsam. Die beiden ungewaschenen Vögel blieben vollkommen gesund und erhielten später Freiflug, bis sie sich im Spätjahr auf Nimmerwiedersehen empfahlen. — Ihre Stimme ist ein helles „kli kli kli kli!“ ein sanftes „kibbrick kibbrick“, ein heiseres „ki ki!“ Bisweilen gibt es unter den Aufgezogenen arge Schreier, welche durch ihren Lärm lästig werden.

Dieser Raubvogel verzehrt eine große Anzahl Feldmäuse, Heuschrecken und Grillen, ist daher mehr nützlich als schädlich; es ist deshalb nicht angelegt, ein großes Schußgeld für dessen Fänge zu zahlen. Schon Bechstein sagt in seiner Jagdzoologie, Erfurt und Gotha 1820: „im Frühjahr findet man oft nichts als Laufkäfer (Carabus) in seinem Magen. Die Jungen werden auch gewöhnlich mit nichts als Insekten (Käfer, Heuschrecken) und Feldmäusen ernährt.“

Zwölfte Familie: **Die Weihe** (auch der Weih), Circus, *Lacépède* 1806.

Pygargus, *Koch* 1816; — Strigiceps, *Bp.* 1831; — Glaucopteryx, *Kaup* 1844; — Pterocircus, *Kaup* 1850.

Schnabel klein, etwas zusammengedrückt, schon von der Wurzel an gekrümmt, mit einem stumpfen, wenig bemerkbaren Zahn, mit großen Bartborsten am Grunde; ein ausgezeichneter Kranz von schmalen, nach dem Ende erweiterten, stumpf gerundeten, etwas nach hinten eingebogenen Federn umgrenzt die Kopfseiten und bildet hier eine Art Schleier; Nasenlöcher parallel dem Kieferrande, länglich rund, der obere Rand gerade, parallel der Firste; Zügelborsten stehen weit und gedrängt über die Firste hinaus; Füße mit langem, dünnem Lauf, mittelmäßigen Zehen und nicht sehr gekrümmten Krallen, welche unten flach sind, jederseits mit einer wenig vorspringenden Kante; mit nicht undeutlichen Zehenballen und Hosen; Zehen beschildert; Läufe getäfelt, vorn $^1/_5$—$^1/_4$ oben befiedert, dreimal so lang als die Schnabelfirste; Körper schlank, mit ziemlich langem Schwanze; Flügel lang und schmal mit 24—25 Schwingen; welche das Schwanzende fast ganz erreichen; die 1. Schwinge ungefähr gleich der 6., die 3. und 4. Schwinge am längsten, die 2. bis 4. oder 5. außen spitzewärts verengt; die 1. bis 3. oder 4. auch auf der Innenfahne ausgeschnitten; die 3. u. 4. Schwinge nach außen spitzewärts schwach gezähnelt.

Die Feldweihen sind eigenartige schlanke Gestalten, an welchen der dick aussehende Kopf mit dem Federwulst um die Augen sehr auffällt; dieser oben erwähnte Schleier erinnert einigermaßen an die Eulen, obgleich er nie so ausgeprägt ist, wie bei diesen, auch nach Verschiedenheit des Alters und der Arten mehr oder weniger deutlich hervortritt. Das Gefieder ist weich, am Halse etwas locker, übrigens glatt anliegend. Männchen, Weibchen und Junge sind mehr oder weniger unähnlich gefärbt und es währt drei bis vier Jahre, bis sie ausgefärbt sind. Dieser Umstand hat bei der früheren unvollständigen Kenntnis dieser Arten zu vielerlei Verwirrungen Anlaß gegeben, bis es den Bemühungen eifriger Forscher gelang,

dieselben zu klären. Sie lieben ebene Gegenden, freie Felder, Wiesen, Sümpfe und Gewässer; mehrere Arten treiben sich vorzugsweis auf weiten baumlosen Steppen in Nahrungsgeschäften umher, wo sie mit leisem schwankendem Flug umherstreichen, um die daselbst hausenden Tiere zu überfallen und die Vogelnester zu plündern. Sie tragen im Flug die Schwingenspitzen höher als den Rücken, worin sie mit den Gabelweihen Aehnlichkeit haben, und jagen bis spät in die Abenddämmerung hinein, sodaß sie noch mit den Eulen zusammentreffen, an die sie auch hier wiederum erinnern. Auf der Krähenhütte achten die meisten Weihen bei Tag nicht so viel auf den Uhu, wie andere Raubvögel, bäumen nicht auf und streichen in Bälde wieder ab. Gegen Abend aber benehmen sie sich anders, da stoßen sie heftig und mutig, aber auch nur kurze Zeit, dann ziehen sie wieder von dannen, kehren aber gewöhnlich wieder zurück, um ihren Angriff zu wiederholen. Man muß sie deshalb sofort aufs Korn nehmen. Sie horsten auf dem flachen Boden, und verstecken den Horst im Getreide, im Gras, im Rohr, in niederem Gebüsch und setzen ihn niemals auf Bäume oder Felsen. Die Weihen haben eine weite Verbreitung, denn sie finden sich in allen Erdteilen, nur nicht im hohen Norden und nicht in Gebirgsgegenden. Ihre 4 bis 5 Eier sind rundlich, weißgrundig, mit rötlichen Flecken oder auch ungefleckt. Die Dunenjungen der Circus-Arten haben — nach H. Blasius — schlanke, nur vorn in den obern Teilen befiederte, vorn und hinten quergetäfelte, nach außen und innen genetzte Läufe und an der Basis genetzte Zehen. Das Dunenkleid weicht nicht auffallend von dem des Sperbers ab. — R. B. Sharpe zählt in seinem Katalog 15 Arten, wovon für Deutschland: 4 Arten.

Die Rohrweihe. Circus aeruginosus, *Linné.*

Taf. 25, Fig. 1 Männchen; Fig. 2 Weibchen, Fig. 3 Junges Männchen.

Auch: der Rohrweih, Sumpf-, Schilf-, Wasser-, Brand- und Rostweihe, Rote Weihe, Sumpf-Bussard, Rostfalke, Enten- und Fischgeier. — Circus, *Gesn.*; — Milvus aeruginosus, alte Aut.; *L. cit.*; — Falco aeruginosus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; — C. palustris, *Briss.*; — C. rufus, Jung, *Briss.* 1760; *Gm.*; *Lath.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Glog.*; *Heugl.* 1869; — F. arundinaceus, *Bechst.* 1802; — C. aeruginosus, *Sav.* 1809; *K. & Bl.* 1840; *Bp.* 1850; *Schl.* 1854; *Sharpe* 1874; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — Accipiter circus, *Pall.* 1811; — Pygargus rufus, *Koch* 1816; — Buteo aeruginosus, *Dumont* 1824; *Flemm.* 1828.

Die Rohrweihe ist ein großer Vogel, ihre Hauptfarbe braun, und wird von Unkundigen manchmal mit dem Mausbussard verwechselt, allein sie unterscheidet sich durch schlanken Körper und Füße, längern Schwanz, und längere schmale Flügel deutlich, sowie auch durch den hellen Achselfleck.

Kennzeichen (nach H. Blasius in Naum. 1860): Die Schwungfedern außen bis zur 5., inwendig bis zur 4. verengt, die 3. und 4. am längsten, die 4. oft länger als die 3., die Mittelschwingen größer als die obern Deckfedern; der innere Winkeleinschnitt der ersten Schwungfeder ragt etwas über die obern Deckfedern hinaus; der Schleier ist an der Kehle unterbrochen, deshalb nicht so deutlich wie bei der Kornweihe; der Schwanz ragt weit bis 5 cm über die Spitzen der angelegten Flügel hinaus. Die Daumenkralle entschieden größer als die Zehe; die Mittelkralle größer oder ebenso groß als die Daumenkralle, beträgt $^3/_5$ der Mittelzehe; Flügel inwendig unbebändert; Bürzel- und Schwanzdeckfedern braun. Beim alten Männchen ist Kehle und Oberkopf weiß, letzter dunkel gestrichelt; der Mantel dunkelbraun; an den Achseln ein großer weißer Fleck; die großen Schwingen schwarzbraun; die Mittelschwingen aschgrau; am Unterflügel viel Weiß; der Schwanz weißgrau; Bauch, After und Hosen schön rostfarben. Beim Männchen im Mittelkleide ist das Gefieder braun mit hellgeflecktem Kopf; das aschgraue Flügelfeld kleiner und matter; die obern Schwanzdeckfedern bräunlich; der Unterflügel hat wenig Weiß an der Basis der großen Schwungfedern. Beim alten Weibchen ist das Gefieder braun, am Kopf etwas heller; auf dem Flügel ist nur ein grauer Anflug; die obern Schwanzdeckfedern sind rotbraun; der Unterflügel an der Wurzel der großen Schwungfedern rostgelblich und braungrau gewässert. Beim Jungen ist das Gefieder schwarzbraun mit rostgelbem Scheitel, Genick und Kinn, und rostfarbigen hellen scharfen Eckkanten der Federn der Oberseite.

Länge 52,5 cm, Flugbreite 124 cm, Schwanzlänge 24 cm, Schnabellänge im Bogen 3,6 cm, Höhe des Laufs 8,5 cm. Schwächer als der Bussard.

Beschreibung. Abbildung und Kennzeichen genügen. Der Schwanz ist fahlweiß; auf den Achseln steht ein weißer, braun gesprenkelter Fleck; Hosen, Bauch und After sind rostfarben. — Der Schnabel ist bläulich; Wachshaut und Iris ist gelb; ebenso die Füße. — Das Weibchen ist größer, mit gelblichweißem Kopf und Kehle, übrigens dunkelbraun, unten aber heller. Im hohen Alter ähnelt es dem Männchen. — Junge Vögel siehe oben.

Die Rohrweihe bewohnt Europa bis kaum zum 60. Grad; Asien in den gleichen Breiten, in den Altaigegenden noch häufig, dann aber weiterhin nach Osten an Zahl abnehmend, so daß sie im Amurgebiet und in China nur noch selten vorkommt. Nord-Afrika bewohnt sie in wasserreichen Sümpfen häufig, und ist — nach Heuglin — „gemein längs des ganzen Nilgebiets". Zugvögel ziehen bis über den Aequator hinaus. In unserem Erdteil sind es ebenfalls größere Sümpfe und wasserreiche Niederungen, welche sie zum Aufenthalt wählt, wie sich solche in Holland und in der Norddeutschen Tiefebene (oder Seenplatte), in Ostfriesland, in Oldenburg, im Bremer Bezirk, in den Marschen Schleswigs, in Mecklenburg, Pommern und Preußen finden; ferner trifft man sie in einzelnen sumpfigen Stellen der Auwälder bei Wien, an den Ufern der Donau, in den ausgedehnten Sümpfen Ungarns, an der untern Donau und in der Dobrudscha, wo sie gemeine Brutvögel in den Balten sind. Außer den genannten übrigens noch an vielen zusagenden Plätzen. Der Abzug dauert vom August bis in den September und Oktober, der Widerstrich beginnt bei gutem Wetter schon im März.

Sie nistet ins dichte Rohr, auf einzelne Schilfkufen im Sumpfe, in hohe Wasserpflanzen, in Nesseln, in niederes, über dem Wasser hängendes Weidengebüsch, so daß der Horst gewissermaßen schwimmt; manchmal auch in langes Getreide in der Nähe des Wassers. Der Horst besteht aus Rohrstengeln, Binsen und Reisern, ist ziemlich hoch getürmt, von oben aber flach. Man findet darin im Mai 4—5, selten 6 rundliche Eier, welche einfarbig grünlichweiß sind. Innerlich scheinen sie schön grünlich durch. Sie sind 5 cm lang und 3,7 cm breit. Die Brütezeit dauert drei Wochen. Während derselben schwingt sich das Männchen unermeßlich hoch in die Luft, macht seinem brütenden Weibchen zulieb allerhand schöne Flugkünste und wunderliche Gaukeleien, läßt seine Stimme hören, fast wie die Katzen miauend, und stürzt sich plötzlich rücklings mit mancherlei Schwenkungen bis zum Boden herab, erhebt sich aber gleich wieder zur vorigen Höhe, schreit sein „kei kei", und überschlägt sich abermals. Durch diese Flugspiele verrät es den Nistplatz. Junge Weihen, welche man in den Nestern überrascht, verteidigen sich sehr mutig, indem sie sich auf den Rücken legen und funkelnden Auges mit den nadelspitzen Krallen um sich hauen. Sie werden übrigens bei guter Behandlung recht zahm. Die Alten zeigen viele Anhänglichkeit an ihre Brut, verlassen den besetzten Horst nur ungern, und kehren — wenn verjagt — bald wieder dahin zurück. Kronprinz Rudolf hält die Rohrweihen für die zärtlichsten Eltern, die man sich denken kann.

Der Flug dieses schlanken Raubvogels ist meistenteils nieder, fast träg, aber leicht und schwimmend, mit scharf nach hinten gebogenen Flügeln, etwas gaukelnd, weil er im Weiterfliegen stets das Gelände nach rechts und links absucht. Auf dem ausgespannten Flügel bemerkt man ein hellaschgraues Feld. Er schaukelt sich langsam über Feld und Wasser, um sitzende und kriechende Tiere zu erbeuten, fällt, sobald er etwas Taugliches entdeckt, plötzlich darauf nieder und verzehrt es auf der Stelle. Das Weibchen schreit hoch „piep piep", das Männchen „keu keu"; zuweilen läßt es auch die miauende Stimme hören, wie oben bemerkt; erschreckt lassen sie schirkende Töne hören, fast wie ein Turmfalk.

Die Rohrweihe nährt sich von Amphibien, Insekten, kleinen Säugetieren, namentlich aber von Wasser-, Sumpf- und Feldvögeln und deren Eiern, welche sie sehr geschickt zu leeren weiß; die kleineren verschluckt sie mit der Schale. Sie trägt dieselben in den Fängen auf das Trockene, schlürft sie aus, daß kein Tropfen verloren geht, und holt so ein Ei nach dem andern. Während der ganzen Brütezeit nährt sie sich fast von nichts als von den Bruten der Vögel. Daß sie ein arger Nestplünderer ist, wissen die Vögel wohl, und sie wird von Kibitzen und Möven deshalb auch mit vielem Geschrei und grimmigen Bissen verfolgt. Kleine Schwimmvögel jagt sie ohne weiteres vom Nest und plündert dasselbe. Größere Enten und besonders Gänse verteidigen aber ihre Brut herzhaft. Wenn sich die Fische in der Laichzeit an flachen Stellen herumtreiben, holt sie auch solche von der Fläche des Wassers weg. Nach der Brütezeit, wenn es keine Eier mehr zu stibitzen giebt, verfolgt sie die jungen wilden Gänse, Enten, Wasserhühner, Strandläufer, Kibitze und dergleichen Vögel. Der hauptsächlichste Raub sind die Wasserhühner. Selbst an Schwaneneier, wenn dieselben unbewacht sind, wagt sich — nach Naumann — dieser Eierdieb; diesen kann er aber nichts anhaben, denn die Schalen sind ihm zu fest.

Sie ist als ein scheuer Vogel schwer zu schießen, ausgenommen, wenn man sie im hohen Grase überraschen kann, wo sie sich niederließ, um eine Beute zu machen. Nach Eversmann (Cab. J. 1853, 64) wird die Rohrweihe von den Kirgisen und Baschkiren hin und wieder zur Entenjagd abgerichtet, was sonst nirgends angeführt ist. Auf der Krähenhütte haben die Weihen ein eigentümliches Benehmen. Am hellen Tag kommen sie nur selten, zeigen sich gegen den Uhu nur wenig aufgeregt, bäumen gar nicht oder doch nur selten auf, fliegen einigemal um denselben herum und ziehen bald wieder ab. Daher muß man sie unverweilt aufs Korn nehmen, wenn sich Gelegenheit bietet. Anders aber benimmt sich die Weihe des Abends gegen die

Dämmerung, wo sie viel schärfer und anhaltender auf den Uhu stoßt, und in dieser Zeit viel leichter zu erlegen ist.

Durch ihre Gefräßigkeit und Zerstörung einer unsäglichen Menge von Bruten wird die Rohrweihe sehr schädlich, und es ist daher notwendig, den Jäger durch ein Lösegeld für die abgelieferten Fänge aufzumuntern, ihrer allzu großen Vermehrung entgegen zu wirken.

Die Kornweihe. Circus cyaneus, *Linné*.

Taf. 25, Fig. 4 Männchen, Fig. 5 Weibchen.

Blaue oder Weiße Weihe, Blauer Habicht, Weißfalke, Blauvogel, Mehlvogel, Schwarzflügel, Ringelfalk, Kleiner Rohrgeier, Kornvogel. — Pygargus*), *Belon*; — Lanarius cinereus, *Frisch*; *Briss.*; — Accipiter coeruleus, *Edw.* 1743; *L. cit.* 1766; — Falco cyaneus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *Temm.* 1820; — F. griseus, *Gm.*; — Circus gallinarius, *Sav.* 1809; — Accipiter variabilis, *Pall.* 1811; — Pyg. dispar, *Koch* 1816; — F. strigiceps, *Nils.* 1817; — F. pygargus, *Naum.* 1822, 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Glog.*; — C. cyaneus, *Boje* 1822; *Gould* 1837; *K. & Blas.* 1840; *Degl. & G.* 1867; *Gray* 1869; *Schl.* 1873; *Sharpe* 1874; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries* 1889; — C. pygargus, *Steph.* 1826; — C. cinereus, *Br.* 1831; — Strigiceps cyaneus, et pygargus, *Bp.* 1850; — Str. nigripennis, et pallens, *Br.* 1855. — *) Von den ältern Autoren undeutlich beschrieben, konnte der Artnamen „Pygargus" sowohl auf diese, als auf die Wiesenweihe bezogen werden, was aber jetzt durch bessere Kennzeichnung wegfällt.

Bei den nun folgenden Weihen zeigen die alten Männchen am Oberkörper ein zartes Bläulichgrau in verschiedenen Tönen, sie sind aber erst im dritten Jahre ausgefärbt, im zweiten Jahr nur annähernd; während die Weibchen und Jungen ein bräunliches Kleid tragen und den Männchen mehr oder weniger unähnlich sind, ja sogar so verschieden von ihnen aussehen, daß man sie für ganz andere Arten halten könnte. Dadurch haben sich in ältern Naturgeschichten mancherlei Verwechslungen eingeschlichen, wie solche bei minder erfahrenen Ornithologen auch noch heute vorkommen.

Kennzeichen (nach H. Blasius in Naum. 1860): Die Schwingen außen bis zur 5., inwendig bis zur 4. verengt: die 4. am längsten; die Mittelschwingen größer als die obern Deckfedern; der Schleier geht vorn an der Kehle durch und ist sehr deutlich, fast wie ein Eulenschleier. Der Winkeleinschnitt auf der Innenfahne der 1. Schwinge bleibt meist einige Millimeter hinter der Spitze der ersten obern Flügeldeckfedern zurück. Der Schwanz abgerundet; die erste Feder 2 cm verkürzt, ragt 5 cm über die Flügel hinaus; die Daumenkralle so lang als die Zehe; die mittlere Kralle wenig kürzer, halb so lang als die Mittelzehe; obere Schwanzdeckfedern weiß; Schwingen und Schwanz oft gebändert. Beim alten Männchen ist Kopf, Hals und Oberseite zart blaugrau; die übrige Unterseite und die obern Schwanzdeckfedern weiß; die großen Schwungfedern auf dem Unterflügel an der Basis weiß, nach der Spitze schwarz; die mittlern Schwanzfedern aschgrau, die äußern weiß. Beim Männchen im Mittelkleide ist das Gefieder oben braungrau und hell gefleckt, unten weiß mit braunen Schaftstrichen; die obern Schwanzdeckfedern sind weiß mit braunen Schaftflecken; die großen Schwingen auf dem Unterflügel weiß und braun gebändert. Beim alten Weibchen ist alles ganz ähnlich mit etwas weniger Grau im Gefieder. Das Junge ist verschieden; die Oberseite braun mit Rostgelb gefleckt, und hellrostfarbigen scharfen Endkanten der Federn; die Unterseite rostgelb mit braunen Schaftstrichen; die großen Schwingen gebändert; die Iris braun.

Länge 46 cm, Flugbreite 110 cm, Schwanzlänge 21 cm, Schnabellänge im Bogen 2,8 cm, Höhe des Laufs 7 cm. Schwächer als die Rohrweihe.

Beschreibung. Abbildung und Kennzeichen genügen. Das jüngere Weibchen ist um 5 bis 7 cm größer und auffallend vom Männchen verschieden. Es ist oben dunkelbraun mit hell rostfarbenen Flecken; unten gelblichweiß mit braunen Lanzettflecken; die Schwingen sind graubraun, auf der untern Seite gebändert; die mittleren Schwanzfedern haben 5 aschgraue und 5 dunkelbraune Querbinden, die andern sind in der Mitte und an der Wurzel weiß, an den Kanten rötlichbraun. Junge Vögel ähneln dem Weibchen. Das alte Weibchen siehe oben.

Die Kornweihe bewohnt das mittlere Europa und Asien in den gleichen Breiten bis zum fernsten Osten in Japan. In Nord-Afrika auf dem Zug bis zum Aequator. Nach Dr. Rüppell ziemlich häufig in Egypten, Nubien und Arabien. Von Heuglin bloß einzeln in Unter-Egypten beobachtet. Nordwärts kommt sie nur bis Süd-Schweden vor, und in den Südländern Europas nur als Zug- und nicht als Brutvogel. Nach Dr. Krüper wenigstens ist sie nicht als Brutvogel für Griechenland und Klein-Asien zu betrachten und nur Winters zu sehen. Sie bewohnt in unserem Erdteil dieselben Ländereien, die bei der Rohrweihe angegeben, soll in Holland sogar häufig vorkommen, in Rumänien und der Dobrudscha sehr häufiger Brutvogel,

und in der letzteren auch im Winter nicht selten sein. Dagegen dürfte sie für andere Gegenden, besonders auch für Ungarn, viel seltener sein. In Deutschland ist diese Weihe ziemlich selten als Brut- und Zugvogel. — Sie zieht im September ab und stellt sich im März wieder ein, und in gelinden Wintern bleibt zuweilen eine zurück. Ihre Wohngebiete sind flache Gegenden, welche mit weitläufigen Getreidefeldern, Wiesen, Gewässern oder Moräſten abwechseln; ebenso grasreiche Steppen mit einzelnem niedrigem Gehölze.

Sie nisten auf dem Boden und zwar ins lange Korn, in große Repsstücke, ins Rohr, in einen Strauch auf großen Wiesen oder in jungen Holzschlägen, und in am Sumpfe stehenden Weidengebüschen. Der Horst besteht aus Reisern, zuweilen nur aus dornigen, aus Kartoffelstengeln, Rohrhalmen, Gras, Moos, Tierhaaren, auch Federn, und ist ein ziemlicher Klumpen. Er enthält zu Ende des Mai 4—6 grünlichweiße Eier, welche nur zuweilen kleine Spritzflecken oder feine Zeichnungen von matter rötlichgrauer oder gelbbrauner Farbe haben; sie sind viel kleiner als die der vorigen Art, von rundlicher Form, sehr feinkörnig, aber ohne Glanz; die Länge beträgt bei den größten 4,6 cm, die Breite 3,6 cm; es giebt jedoch viel kleinere, die dann von denen der folgenden Arten schwer zu unterscheiden sind. Inwendig scheinen sie schön grün durch. Nach Naumann dauert die Brutzeit 3 Wochen. Die Dunenjungen haben ein dichtes, grau gefärbtes Kleid, hocken mit den Köpfen zusammen im Neste, drücken sich bei Ankunft eines fremden Besuchs platt auf den Boden nieder und geben keinen Laut von sich. Ihre feine Stimme klingt wie das Piepen junger Hühnchen. Sie bleiben — wie die meisten Raubvögel — lange im Nest, werden von den Eltern im Jagen unterrichtet, um dann später selbständig und ziemlich ungesellig auf eigene Rechnung zu leben.

Dieser leicht gebaute Vogel hat einen sanften, schwebenden Flug, welcher mit matten Flügelschlägen abwechselt. Er wiegt sich mit Ausdauer beinahe den ganzen Tag über Felder und Wiesen dahin, dreht sich zuweilen im Kreise, fällt auf den Boden herab, wie um etwas zu greifen, erhebt sich wieder und setzt sich nur, um auszuruhen, auf einen Erdhügel, einen Stein oder sonst auf eine freie Stelle. Während der Brutzeit fliegen Männchen und Weibchen gesellig miteinander, kreisen auch wohl längere Zeit gegen einander, worauf sich das Männchen, plötzlich den Kopf nach oben gerichtet, fast senkrecht rasch in die Höhe erhebt, mit halb angezogenen Flügeln steil nach abwärts fällt, unten einen Kreis beschreibt und dann von neuem in die Höhe steigt. Dieses Flugspiel kann das Männchen minutenlang fortsetzen und öfters wiederholen. Nach A. Brehm versucht es auch das Weibchen, ist jedoch weniger fluggewandt als das Männchen. Bäume verabscheut er und übernachtet auch nicht darauf, sondern gewöhnlich im Getreide oder in einem Feldbusche. Seine Stimme ist ein sanftes „gägergäg gäg!“, ein feines Piepen und ein Schirken.

Seine Nahrung besteht in Amphibien, kleinen Säugetieren, Insekten, Vogeleiern, jungen Vögeln, Rebhühnern, jungen Fasanen, Lerchen, jungen Hasen u. dergl. m. Unaufhörlich schwankt deshalb dieser Raubvogel im leisen, niedrigen Flug auf den freien Getreidefeldern umher, den gierigen Blick stets nach unten geheftet, und sobald er einer Beute, eines Nestes mit Eiern und Jungen, oder eines brütenden Vogels gewahr wird, schießt er schnell darauf zu, und selten entgeht ihm eines dieser unversehens überfallenen Schlachtopfer. Die Lerchen überrascht er unzähligemal im Sitzen und raubt ihnen eine Menge Eier und Junge. Rebhühner kann er zwar nicht im Fluge fangen, weshalb sie jedesmal vor ihm die Flucht ergreifen und sich in Feldgewächsen zu verbergen suchen, aber er ängstigt sie, indem er über einem solchen Orte lange herumflattert, oftmals niederfällt, als wenn er etwas zu ergreifen wüßte, wieder auffliegt und dies Treiben so lange fortsetzt, bis es eines der Rebhühner versieht und ertappt wird. Er ist ein schlimmer Feind für die Feldhühner und nächst dem Sperber auch für die kleinen Feldvögel. Am eifrigsten betreibt er seine Jagden und Streifereien nach Sonnenuntergang, und dies so lange, bis es dunkel werden will, wo dieser Vogel dann Mäuse und Hamster erbeutet, welche, um Nahrung einzutragen, nun aus ihren Höhlen kommen. Diese Abendpartieen macht er aber nur in der Nähe des Bezirks, wo er übernachtet oder nistet; zu anderen Zeiten haben sie Reviere von einigen Stunden im Umfange, welche sie täglich zu einer gewissen Zeit passieren.

Man darf die Kornweihe unbedingt zu den schädlichsten Raubvögeln zählen, deren Verminderung zu begünstigen ist. Auf der Krähenhütte benimmt sie sich wie die Rohrweihe.

Die Steppenweihe. Circus pallidus, *Sykes.*

Blasse Weihe, Dalmatische Weihe, Blaßgraue Weihe. — Accipiter macrourus, *Sam. Gm.* 1774; — Falco macrurus, *Fr. Gm.* 1788; — Circus pallidus*), *Sykes* 1832; *Gould* 1837; *Temm.*; *K. & Blas.* 1840; *Gray* 1869; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — C. dalmatinus, *Rüpp.* 1837; — Strigiceps

pallidus, *Bp.* 1838; *Heugl.* 1869; — C. Swainsonii, *A. Smith* 1840; *Bp.* 1850; *Schl.* 1862; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Glaucopteryx pallidus, *Kaup* 1850; — C. desertorum, *Br.* 1855; — F. pallidus, *Naum.* 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; — C. macrurus, *R. B. Sharpe* 1874. — *) Der von Keyserling und Blasius gewählte und bekannte Artnamen ist zur Ueberschrift beibehalten.

Kennzeichen (nach H. Blasius in Naum. 1860): Die Schwingen sind außen bis zur 4., inwendig bis zur 3. verengt; die 3. am längsten; die Mittelschwingen und obern Deckfedern von gleicher Länge; der innere Winkeleinschnitt der 1. Schwinge liegt an der Spitze der obern Deckfedern, oder ragt höchstens etwas über 1 cm weiter vor, als die Spitzen der ersten obern Deckfedern; die Einschnürung auf der Außenfahne der 2. Schwungfeder von den obern Flugdeckfedern verdeckt; der Schleier ist sehr deutlich, vorn an der Kehle durchgehend; der Schwanz reicht über die Flügel hinaus. Beim alten Männchen ist die Oberseite blaßblaugrau, nach dem Rücken weiß; von dem blaugrauen Vorderhalse an die übrige Unterseite weiß; die langen Schwingen auf dem Unterflügel vorherrschend weiß der ganzen Länge nach, mit schwachem schwarzem Längsstreif über die Mitte des Unterflügels; die obern Schwanzdeckfedern sind weiß und grau quergebändert; die mittlern Schwanzfedern grau, nach außen weiß. Beim Männchen im Mittelkleide ist die Oberseite braun mit heller Rostfarbe gefleckt; die Unterseite weiß mit rostroten Flecken auf der Brust; die großen Schwingen unten gebändert. Beim alten Weibchen ist die Oberseite dunkelbraun mit rostgelben Flecken; die Unterseite rostgelb mit rotbraunen Schaftstrichen, die sich auf Bauch-, Weichen- und Hosenfedern querbindenartig erweitern; die großen Schwingen unten gebändert; die obern Schwanzdeckfedern braun und weiß gebändert. Jung oben dunkelbraun mit roströtlichen scharfen Endkanten der Federn; die Unterseite hell rostfarbig, ungefleckt oder an den Kopfseiten undeutlich gefleckt; auf Wangen und Ohrengegend steht ein dunkelbrauner verkehrt nierenförmiger Fleck; die obern Schwanzdeckfedern weiß mit braunen Schäften; die großen Schwingen unten gebändert.

Länge 44 cm, Flugbreite 1 m, Flügellänge 33,5 cm, Schwanzlänge 21 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Lauf 7 cm, Mittelzehe mit der 12 mm langen Kralle 4,2 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen ist oben licht aschblau, ebenso der Vorderhals. Für das Uebrige genügen die obigen Kennzeichen. Die Schwanzfedern sind grau, nach außen allmählich weiß, mit 4—5 dunkelbraunen, nach außen roströtlichen Querbinden. — Der junge Vogel, vorn beschrieben, hat einen ähnlich gebänderten Schwanz. — Der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut gelb, die Augen in der Jugend tiefbraun, dann braungelb, im Alter gelb; die Füße citronengelb. — Alte Weibchen der Steppen- und Wiesenweihe sind sich in der Färbung sehr ähnlich, unterscheiden sich aber durch die Zeichnung der obern Schwanzdeckfedern und Schaftflecken der Unterseite, man wolle deshalb auf die Kennzeichen achten.

Die Steppenweihe bewohnt das mittlere und südliche Europa, Süd-Rußland, die Türkei, Griechenland, die untern Donauländer, Oesterreich-Ungarn, scheint aber in Deutschland sehr selten zu sein. In den Steppen der Dobrudscha ist diese Weihe so häufig, daß — nach Elwes — an einigen Brutplätzen an einem Tage ein Korb voll Eier gesammelt werden konnte. In Asien reicht ihre Verbreitung bis nach Ostindien. In Nord-Afrika scheint sie nur als Zugvogel vorzukommen, nach Heuglin häufig in Egypten, Kordofan und Ost-Sennaar, seltener in Nubien; vielleicht auch in Abessinien. Als Zugvogel erscheint sie im Frühjahr, liebt freie Gegenden mit Wiesen und Getreidefeldern, weite Thalgründe, denen es nicht an Gewässern fehlt, besonders die Steppen der osteuropäischen Länder und Asiens, und verläßt im Anfang des Herbstes diese Gegenden wieder. Sie übernachtet nicht auf Bäumen, sondern auf plattem Erdboden zwischen hohem Grase oder Getreide, setzt sich überhaupt ungern auf den Ast eines Baumes.

In Deutschland ist die Steppenweihe ein sehr seltener Brutvogel; in Ungarn ist sie schon häufiger und in den Donautiefländern, namentlich in der Dobrudscha und am sogenannten „Trajanswall" ist sie — wie oben bemerkt — sehr gemein. Der Horst befindet sich stets auf dem Erdboden zwischen hohem Grase, niederem Gesträuch, im Getreide, und ist aus Pflanzenstengeln, Heu, Schilf u. dergl. kunstlos zusammengesetzt. Er enthält 4—5 Eier, welche fast weiß sind, inwendig mit hellgrünlichem Schein. Die Mehrzahl derselben ist gefleckt und zwar intensiver als die der Korn- und Wiesenweihe. Diese Flecken sind teils feiner, teils gröber, teils sind sie auch nur gesprenkelt; die Zeichnungsfarbe ist ein helleres oder dunkleres Gelb- oder Rotbraun, manche zeigen auch nur violettgraue Schalenflecke. Die Größe der Eier ist im Mittel 4,6 cm Länge und 3,5 cm Breite. Die Eier dieser und der andern Weihen darf man nicht vor Mitte des Mai suchen, da sie ihre Horste nicht früher anlegen können, als bis Rohr, Gras oder Getreide so hoch gewachsen ist, um diese verdecken zu können.

Diese schönen Vögel sind scheu und vorsichtig, treiben sich in niederem Fluge auf den Feldern umher, um nach Beute zu spähen, wobei man sie sich öfters niederlassen sieht, um solche zu ergreifen. Durch ihre lebhaften Flugspiele im Frühjahr verraten sie ihren Nestplatz, da sie



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

dieselben meistens über dem Horste aufführen. Man wolle hierüber bei der Kornweihe nachlesen. Das alte Männchen ist im Fluge schon aus der Ferne an seinem fast ganz weißen Unterflügel von den beiden nahe verwandten Arten der Korn- und Wiesenweihe zu unterscheiden. Auf den Uhu stößt die Steppenweihe, besonders abends bei Sonnenuntergang, sehr eifrig und tollkühn.

Die Wiesenweihe. Circus pygargus, *Linné* (cineraceus, *Montagu*).

Taf. 25, Fig. 6 altes Männchen, Fig. 7 junges Männchen, Fig. 8 junges Weibchen.

Kleine Weihe, Bandweihe, Blaurote Weihe. — Pygargus*), *Will. & Ray*; *Edwards*; *Alb.*; *L. cit.*; — F. pygargus, *L.*, 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; 1805; — F. cineraceus, *Montagu* 1808; *Temm.* 1820; *Naum.* 1822, 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Glog.*; *Schl. & Sus.* 1839; — C. Montagui, *Vieill.* 1820; — C. cinerascens, *Steph.* 1825; — C. cineraceus, *Cuv.* 1829; *K. & Blas.* 1840; *Gray* 1869; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries* 1889; — Circus pratorum, *Br.* 1831; — Strigiceps cineraceus, *Bp.* 1838; *Heugl.* 1869; — C. pygargus, *R. B. Sharpe* 1874; *Rchw.* 1882. — *) Siehe auch die Bemerkung bei der Kornweihe.

Kennzeichen (nach H. Blasius in Naum. 1860): Die Schwungfedern außen bis zur 4., inwendig bis zur 3. verengt; die 3. ist die längste, beträchtlich länger als die 4.; die Mittelschwingen und obern Deckfedern von gleicher Länge; der innere Winkeleinschnitt der ersten Schwungfeder ragt beträchtlich, 2—4 cm weiter vor, als die Spitzen der ersten obern Flügeldeckfedern; die Einschnürung auf der Außenfahne der 2. Schwungfeder ragt deutlich sichtbar über die obern Flügeldeckfedern hinaus. Der Schleier ist vorn an der Kehle unterbrochen und nur undeutlich, durch die Federform wenig auffallend, unter dem Kinn oft kaum sichtbar, mit wenig umgebogenen Federenden. Dr. Kaup hat diese kleine Aenderung für genügend gehalten, um aus diesem Vogel eine besondere Gruppe: Glaucopteryx zu bilden, worauf Sharpe jedoch nicht eingegangen ist. — Der Schwanz reicht bis zu der Flügelspitze, oder nur wenig, etwa 2 cm über die Spitzen der angelegten, sehr langen Flügel hinaus, und ist mit 4—5 Binden bezeichnet. Beim alten Männchen ist Kopf, Hals und Oberseite bläulichgrau; die übrige Unterseite weiß mit schmalen rostroten Schaftflecken; die obern Schwanzdeckfedern sind aschgrau; die großen Schwingen auf dem Unterflügel ganz schwarz. Mittelfedern des Schwanzes und Außenfahne der übrigen wie die Rückenfarbe; auf der innern Fahne aber und an der Unterseite meist mit 4—5 rostfarbigen Querbinden. Beim Männchen im Mittelkleide ist die Oberseite braun und hellrostfarbig gefleckt; die Unterseite rostrot mit rotbraunen Schaftstrichen auf der Brust; die großen Schwingen unten gebändert. Das alte Weibchen ist oben dunkelbraun und rostgelb gefleckt; die Unterseite rotgelblich mit rotbraunen Schaftstrichen; die obern Schwanzdeckfedern mit grauen Enden und dunkeln Schaftstrichen; die großen Schwingen unten gebändert. Die Jungen sind oben dunkelbraun mit hellrostfarbigen scharfen Endkanten der Federn; die Unterseite ist hellrostfarbig mit dunklen Schaftstrichen; die großen Schwingen unten gebändert; die obern Schwanzdeckfedern sind weiß mit hellrostfarbigen Enden und dunklen Schäften.

Länge 42 cm, Flugbreite 1,1 m, Schwanzlänge 20 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Höhe des Laufs 6 cm.

Beschreibung. Das alte Männchen ist am Kopf, Hals und Rücken aschblau; im Genick ist eine weißliche Stelle; die Schwingen erster Ordnung sind schwarz, die folgenden licht aschblau mit einem schwarzen Querband; der Bauch und die Schenkel sind weiß mit rostroten Schaftstrichen; der aschgraue Schwanz hat 4—5 dunkle Binden. Bei dieser Weihe ist der Schleier nur undeutlich; die Flügel sehr lang, bis zum Schwanzende reichend; der Unterflügel hat zwei schwarze Querbinden und eine angedeutete rostfarbige. — Der Schnabel ist schwarz; Wachshaut, Iris und Füße sind gelb. — Am alten Weibchen und jüngern Männchen ist der Oberleib braungrau; der Scheitel rostrot, schwarz gestrichelt, der Unterleib weiß mit verwischten, dunkelrostgelben Flecken. Bei den Weibchen hat der Schwanz 7, bei den Männchen 4 dunkle Querbinden. Ueberdies ist das Weibchen jederzeit um einen oder mehrere Zoll größer. — Die jungen Vögel sind oben dunkelbraun mit rostfarbenen Fleckchen; der Unterleib ist hell rostfarben; über und unter dem Auge steht ein weißer, auf den Wangen ein dunkelbrauner Fleck; die Schwung- und Schwanzfedern haben dunkle Querflecken; der Bürzel ist weiß; die Augensterne dunkelbraun.

Die Wiesenweihe ist weit verbreitet. Im gemäßigten Europa ist sie mehr ein östlicher als ein südlicher Vogel, daher im westlichen und nördlichen Europa selten. Asien bewohnt sie bis zum fernen Osten in China. Das südliche Europa, Süd-Asien und Nord-Afrika bis zum Aequator, durchstreift sie auf dem Zuge. In unserem Erdteil bewohnt sie am häufigsten die Ebenen der Donauniederungen von Wien an bis in die Dobrudscha hinein; ferner die feuchten grünen Steppen Rußlands und Südwest-Sibiriens, einschließlich Turkestans. In Deutschland zählt sie zu den

seltenen Raubvögeln, bewohnt vorzugsweise die norddeutschen Niedergelände und Holland. Für die Mark wird sie als seltenste Weihe bezeichnet. Sie liebt einsame, weit ausgedehnte Ebenen mit Wasser, besonders sehr weitläufige Felder, große Wiesen und tiefliegende sumpfige Striche, die hin und wieder Buschweiden und anderes Gesträuch haben. Sie ist — nach Kronprinz Rudolf — ein Vogel der Tiefebene, wie ihre Vettern, und wird ebensowenig im Gebirge wie im Walde getroffen. Nur ausnahmsweise bewohnt sie hochgelegene Gegenden, wenn solche das Gepräge der niedern feuchten Wiesengründe widerspiegeln. Auch in der Steppe sucht sie so beschaffene Plätze auf, welche durch irgend ein Gewässer feucht gehalten werden; sie unternimmt aber von hier aus größere Streifzüge nach trockenen Gegenden. Sie kommt Anfangs März und April und zieht im Oktober wieder weg; sehr selten bleibt eine in gelindern Wintern zurück.

Der Nistplatz ist bei diesen unstäten Vögeln und ihrem großen Jagdrevier schwer auszumitteln, denn solange sie nicht Junge haben, sind sie bloß abends, wenn es schon zu dunkeln beginnt, in den nächsten Umgebungen des Horstes anzutreffen, und da sie ihn gewöhnlich in hohem Gras, im Gestrüpp, im Rohr, im Getreide, in Rapsfeldern u. dgl. in den größten Breiten verstecken, so ist die Stelle sehr schwer aufzufinden. Wo Rohr- und Wiesenweihen häufig vorkommen, wie in den Donauniederungen, findet man nicht selten förmliche Ansiedelungen ihrer Horste, wo sie in Gesellschaft ihren Brutgeschäften obliegen. Der Horst befindet sich stets an der Erde, ist ein einfacher Bau aus Reisern, Stroh, Pflanzenstengeln und enthält gewöhnlich nicht vor der Mitte des Mai 4—6 kalkweiße, sehr leicht ins Blaugrünliche spielende Eier, welche meistens ohne Flecken und nur zuweilen nach Art derjenigen der zwei vorhergehenden Weihen gefleckt sind. Sie sind sehr kurzoval, vom feinsten Korn, Euleneiern ungemein ähnlich, haben eine Länge von 4,1 cm und eine Breite von 3,3 cm.

Im Flug sieht sie schlanker aus als die Kornweihe, die Flügel sind länger und viel schmäler zugespitzt, auch trägt sie den Schwanz mehr geschlossen, nicht so breit, daß man sie schon in der Ferne unterscheiden kann. Uebrigens hat sie den gleichen schwankenden Flug, oft mit einer Möve vergleichbar, schwingt sich wohl auch zuweilen in die Höhe, um nach Falkenart zu rütteln und zu kreisen, und läßt sich hierauf senkrecht ins hohe Gras oder Getreide herabfallen, um etwas aufzunehmen oder zu ruhen, und setzt dann den Flug weiter fort. Während der Paarungszeit sieht man die Pärchen häufig in der Höhe und ihre Flugspiele ausführen, indem sie sich aus hoher Luft fast bis auf den Boden herabfallen lassen und dann wieder zur vorigen Höhe aufsteigen, bis sie des Flugspiels genug haben. Das Männchen ist ein zierlicher Vogel, welcher — von der Sonne beleuchtet — fast silberglänzend über den wogenden Kornfeldern umherschwebt und den Naturfreund fesselt, welcher gewöhnt ist, meistens nur dunkel gefärbte Raubvögel zu sehen.

Ihre Nahrung besteht, wie bei andern Weihen, in Mäusen, Maulwürfen, Zieseln, Hamstern, jungen Hasen, Vögeln, Vogeleiern, Fröschen und Insekten. Sie vermag zwar keinen fliegenden Vogel zu fangen, aber niedrig über die Felder streichend überrascht sie dieselben oft im Sitzen oder plündert deren Nester. Alte Rebhühner scheinen ihr zu schwer und groß, denn nie hat Naumann gesehen, daß sie dieselben so heftig verfolgt hätte, wie die Kornweihe. — In der Gefangenschaft werden alle Weihen bald zahm, besonders die jung aufgezogenen, und benehmen sich ruhig und zutraulich. Den Jungen muß man ihren Fraß in kleinen Teilen von Maikäfergröße zerstückelt vorlegen, da sie sich selbst bei starkem Hunger nicht an große Stücke wagen; auch bedürfen sie Trinkwasser.

Man muß sie ebenfalls den schädlichen Vögeln beigesellen, weil sie nicht nur eine Menge Vogeleier und Junge verzehrt, sondern auch oft genug die brütenden Weibchen über denselben erwischt, und bei uns jedenfalls weit mehr nützliche Vögel als Mäuse wegfängt. Auf der Krähenhütte benehmen sie sich wie die Rohrweihen.

II. Abteilung. **Nachtraubvögel**, Strigidae *Leach* 1816.

Die allgemeinen Kennzeichen wolle man bei der Familienbeschreibung nachlesen.

Einzige Familie: **Eule**, Strix, *Linné* 1735.

Briss. 1760; *Cuv.* 1800; *Sav.* 1809.

Die Eulen sind leicht kenntlich an dem großen Kopf und den auffallend großen Augen und bilden eine gut abzugrenzende Familie. — Sie haben ein sehr lockeres, flaumreiches, weiches Gefieder, die Konturen der einzelnen Federn sind groß, nach der Spitze rund, fein zerfasert und knistern bei der Berührung; die Fahnen der Schwungfedern sind am äußern Rande

mehr oder minder gezähnelt oder in kleinen hakenförmig gebogenen Fiederchen gefranzt, wodurch der Flügelschlag fast unhörbar wird, was ihnen beim Fang mausartiger Tiere — vielen Eulen eine Hauptnahrung — sehr zu statten kommt. Im muldenförmigen Flügel 23—29 Schwingen, meistens die 3. oder 4. Schwinge die längste; der Schnabel steckt zum großen Teil in den starren Federn des Augenkreises, sieht deshalb klein aus, ist aber sehr hakig gebogen, spitzig und scharf, oben ohne Zahn, unten zuweilen mit einem Einschnitt; die rundlichen Naslöcher öffnen sich am Vorderrande der schmalen, oft undeutlichen, von vorwärtsstehenden Borstenfedern bedeckten Wachshaut, welche hier etwas aufgetrieben ist; die großen, nach vorn stehenden Katzenaugen sind von steifen, aber haarähnlich auslaufenden Federn — radspeichenartig — umgeben, welche man Augenkreise nennt; um diese Augenkreise zieht sich noch ein Federkranz, der aus mehreren Reihen sehr fester, mit dem Ende umgebogener Federn besteht, welche sich gewöhnlich unter dem Kinn vereinigen, bei einigen nur seitwärts sich zeigt, bisweilen aber die erwähnten Augenkreise vollständig einschließt. Diesen Federkranz nennt man „Schleier". Nur bei einigen Arten wird er fast undeutlicher als bei den Weihen. Das große Auge hat auch eine verhältnismäßig große Pupille, welche aber sehr veränderlich ist, denn bei stark einfallendem Lichte zieht sie sich sehr klein zusammen, bleibt aber kreisrund und wird nicht — wie der Stern im Katzenauge — schmal und länglich, wie es irrigerweise Professor Oken, Vögel 1837, S. 115, angegeben hat. Die Sehkraft der Eulen ist mehr oder weniger empfindlich gegen den Glanz des Sonnenlichts, es ist aber irrtümlich zu glauben, sie sähen am Tage nichts. Wir werden uns in ihrer speziellen Geschichte überzeugen, daß dies nicht der Fall ist. Der Augapfel selbst ist unbeweglich und an der erhabenen Augenhöhle fest angewachsen, die krystallinische Feuchtigkeit sehr groß und rund; das ganze Auge ist mit einer großen halbdurchsichtigen Nickhaut versehen, womit die Eule dasselbe willkürlich auf- und zuschließen kann; das untere Augenlid ist auch größer als das obere. Die Unbeweglichkeit des Auges wird aber durch die Beweglichkeit des Kopfes ersetzt, den sie — ohne den Körper zu bewegen — fast in einem vollständigen Kreise herumdrehen können. Wollen sie einen Gegenstand scharf aufs Korn nehmen, so wiegen sie deshalb den Kopf hin und her, auch auf und ab, wie es ihnen gerade zum visieren paßt. Die Farbe des Auges ist verschieden; dunkelblau, dunkelbraun, schwarzbraun, hellgelb, mittelgelb, pomeranzengelb, und für die Arten charakteristisch, deshalb als Artkennzeichen zu beachten. — Die Eulen sind mit einem feinen Gehör begabt, denn die meisten haben viel weitere Ohrmuscheln als andere Vögel, auch mehr Beweglichkeit am Ohr, welches willkürlich geöffnet und verschlossen werden kann, was durch eine Art Klappen geschieht, die von regelmäßig strahligen Federn umgeben und wohl geeignet sind, den leisesten Ton aufzufangen. Bei einigen Arten ist diese Oeffnung so groß, daß man das Auge im Kopf liegen sieht, wenn man den Ohrdeckel aufhebt. Die Füße sind ziemlich stark, bei den meisten bis auf die Zehen befiedert, letztere wenigstens mit einzelnen steifen Haaren bewachsen; die Zehen ziemlich kurz, die hinterste die schwächste, sogar ein wenig höher eingelenkt, die äußere Zehe zurücklegbar, eine Wendezehe, welche nach vorn seitwärts und nach hinten gedreht werden kann; die Krallen sind groß, rund, mäßig gebogen und außerordentlich spitzig; die untere Seite mit einer kurz verlaufenden Rinne. Eine Ausnahme bildet die Mittelkralle der Schleiereule, welche nach innen fein gezähnelt ist. Die nackten Teile des Fußes sind geschuppt, das Krallenglied meistens geschildert.

Bezüglich der Verhältnisse des Darmes kann auf die Angaben bei den Tagraubvögeln verwiesen werden, mit denen sie im allgemeinen übereinstimmen, nur daß bei den Nachteulen der Kropf fehlt, und dafür der Magen größer ist, auch daß sie lange und weite Blinddärme haben. Die Milz ist rundlich, die Leber in 2 gleich große Lappen geteilt. Die Wirbelsäule besteht aus 11 Hals-, 8 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln. Die Rückenwirbel sind nie verwachsen, die Knochen weniger luftführend; die Lufträume in der Hirnschale sind dagegen viel größer als bei andern Raubvögeln. Die Eulen zeichnen sich überhaupt im Skelett durch großen Kopf gegen kleinen Körper und lange Extremitäten aus.

Die meisten Eulen fliegen nur in der Dämmerung oder in mondhellen Nächten nach ihrem Raub. Etwas anderes aber ist es bei den nordischen und hochnordischen Eulen, welche im hohen Sommer, wo die Sonne in gewissen Breiten einige Monate fortwährend über dem Horizont steht, gar keine andere Wahl haben, als bei Tageshelle, selbst bei hellem Sonnenschein zu jagen, und welche sich in dieser Hinsicht nicht von den Tagraubvögeln unterscheiden. Dem langen Tag folgt eine ebenso lange Nacht, in welcher die Sonne, je nach der Lage des Ortes zum Pol, mehrere Monate gar nicht mehr sichtbar wird, und während dieser Zeit können sie nur in der Polarnacht jagen und müssen sich mit der Helle der Gestirne oder des Nordlichts begnügen, sofern sie überhaupt nicht der strengen Kälte des Hochnordens nach südlicheren Breiten ausweichen. Wenn sich bei uns eine Eule bei Tag sehen läßt, oder von irgend einem Vogel Naseweis entdeckt wird, so wird sie unvermeidlich von allen benachbarten Vögeln scharenweis umlärmt und verfolgt, und hält

sich daher — um dies möglichst zu vermeiden, bei Tag vorsichtig in Felsen, Baumhöhlen, in einer Astgabel oder sonst irgendwo verborgen. Sie horsten meist in Höhlen von Bäumen, alten Gebäuden, Felsenspalten, in alten Rabennestern und machen ein einfaches Nest. Ihre weißen Eier sind beinahe kugelrund. Sie haben eine große Liebe zu ihren Jungen, verteidigen sie mit Mut und tragen ihnen, wenn man sie weggenommen und eingesperrt hat, noch lange Futter zu, falls sie deren Aufenthalt noch finden können. Ueber das Betragen der Dunenjungen sagt H. Blasius in Cab. J. 1864, S. 289: Die Ohreulen sind anfangs menschenfeindlich, stellen sich bei jeder Annäherung, solange sie jung und wild sind, zur Wehr, breiten die Flügel aus, strecken die Krallen vor, oder werfen sich sogar auf den Rücken, und es dauert längere Zeit, bis sie sich in Gefangenschaft an Menschen gewöhnt haben. Dann aber können sie mitunter recht zahm werden. Die übrigen, wie Aluco, Flammea, Noctua, sind friedlich und leicht zähmbar, und ich halte es — bei der ausgesprochenen Anhänglichkeit mancher auferzogenen Arten an ihre Pfleger und bei den genügsamen Ansprüchen an ihre Wohnplätze — nicht für sehr schwierig, bei sachgemäßer Einrichtung verschiedene Eulenpaare zum Brüten und Aufziehen ihrer Jungen zu bringen. Bei den Uhus ist dies schon öfters gelungen. (Siehe dessen Beschreibung.) — Sie machen drollige Posituren, wozu ihre sonderbare Gestalt viel beiträgt; bei etwas Unerwartetem bücken sie sich mit dem Kopf schnell vorwärts, nicken rechts und links und sehen einen Gegenstand oft minutenlang starr an; zornig gemacht, sträuben sie das Gefieder, pfauchen und bringen mit dem Schnabel einen klappenden Ton hervor. Ihre abenteuerlichen Stimmen, ihr unheimliches Aussehen und meist nächtliches Erscheinen machen, daß sie Abergläubischen von jeher gefürchtete Vögel waren, ja selbst Vorboten eines nahen Todesfalls oder sonstigen Unglücks, daher ihre famosen Namen: Toten- oder Leichenvögel, Leichenhühner, Wehklagen u. a. — Ihr Flug ist leise, aber nicht besonders schnell, daher können sie nur schlafende oder laufende Geschöpfe überfallen und nicht wohl einen Vogel im Fluge erhaschen, dabei sieht man sie nach Art der Weihen niedrigen und schwankenden Flugs die Felder absuchen. Wenn sie überflüssige Beute gemacht haben, tragen sie solche in ihre Schlupfwinkel für die Zeit der Not. Kleinere Tiere verschlingen sie ganz, nachdem sie vorher dieselben mit dem Schnabel durchknetet und getötet haben; den größern Tieren reißen sie den Kopf ab, verschlucken denselben womöglich ganz, das Uebrige wird sauber aus dem Balg geschält und der etwaige Rest sorgfältig zusammengelegt und in einem Winkel verwahrt. Ihre Nahrung machen Vögel, größere und kleinere vierfüßige Tiere und Insekten, vornehmlich aber Mäuse aus, deshalb gehören die meisten Eulen zu unsern nützlichen Vögeln. Unverdauliche Gegenstände, wie Haare, Federn, Knochen, Zähne, Flügeldecken von Insekten, speien sie, in längliche Knoten (Butzen) geballt, als Gewölle wieder aus. Es ist deshalb angezeigt, daß man den in Gefangenschaft gehaltenen Eulen zeitweilig Hasenhaare und kleine Taubenfedern auf das Futter streut, um dieser organischen Thätigkeit zu entsprechen. Auch kleine zerstoßene Eierschalen kann man auf das Futter streuen, um die nötige Kalkzufuhr herzustellen, wodurch die Verdauung gefördert wird. Weiteres findet man bei Beschreibung der Arten. Tagraubvögel und fast alle andere Vögel leben mit ihnen in ewiger Feindschaft, weil sie von ihnen im Schlafe überfallen und ihrer Jungen beraubt werden. Da nun jene wissen, daß unsre heimischen Eulen am Tage nicht schaden können, so werden diese, wie auch schon oben bemerkt, mit wütendem Geschrei verfolgt und umschwärmt, und von den stärksten Raubvögeln sogar angegriffen. Diese Verfolgungssucht benutzt man, indem man eine angebundene Eule aufläufert und die angreifenden oder neckenden Vögel dabei schießt oder mit Leimruten fängt. Man nennt dies: Fang auf der Krähenhütte. Siehe denselben.

Savigny und Cuvier teilten die Eulen nach den Ohrmuscheln ein: in weit- und engöhrige. Andere Systematiker bestimmten die Tageulen für die erste Stelle, zum Anschluß an die Weihen. Wieder andere beginnen mit den Ohreulen. — G. R. Gray zählt in seiner „Hand-List 1869“ für die Gesamtfamilie Strigidae beinahe 200 Arten in 55 Gruppen. — R. B. Sharpe schätzt in seinem „Catalogue of the Striges, London 1875“ die Zahl der Eulen auf der ganzen Erde zu etwa 190 Arten, wovon das Britische Museum 153 Arten besitzt; bildet daraus 2 Familien: Bubonidae und Syrniidae: in 19 Gruppen mit obigen 153 Arten. Er beginnt mit den großen Ohreulen und beschließt mit den Schleiereulen. — Keyserling und Blasius stellten für die europäischen Eulen 7 Gruppen (genera) auf.

Für Deutschland haben wir nur die sehr bescheidene Zahl von 13 Arten zu verzeichnen, wovon einige noch dazu recht selten vorkommen, deshalb kann die Sonderung in Gruppen hier einfach durchgeführt werden, indem wir die Lebensweise und das äußerliche Ansehen dieser wunderbaren Vögel zur Gruppenbildung für genügend erachten, und — mit kleiner Aenderung — die Einteilung unseres verehrten Naumann beibehalten. Wir beginnen wie früher mit den Tageulen, stellen die 13 Arten aber etwas anders zusammen, indem wir den Lapplandskauz in die 1. Gruppe, den Zwergkauz in die 3. Gruppe versetzen. — 4 Gruppen.

1. Gruppe: Tageule. Surnia, *Dumeril* 1806.

Syrnium, *Sav.* 1809; — Nyctea et Syrnia, *Steph.* 1825; — Nycthierax et Leuchybris, *Sund.* 1872. — Der Kopf scheint bei einigen weniger groß als bei den Nachteulen, weil die Federn knapper anliegen, das Gesicht ist weniger platt, bei einigen Schmalköpfen in dieser Gruppe mit einem undeutlichen Schleier; der Schwanz aber ist bei allen Tageulen länger, keilförmig und überragt die Flügel um ein merkliches, nämlich um 4—8 cm; auch die Schwingen sind bei einigen Arten fast so hart wie bei den Tagraubvögeln, und bei diesen ist dann der Flug nicht so leise wie bei den meisten andern Eulen; die kurzen Füße und Zehen dicht befiedert, der Leib schlank. Sie rauben nicht bloß in der Dämmerung, sondern auch am Tage, weil sie als nordische Vögel, in den Zeiten wo die Polarsonne einige Monate fast beständig über dem Horizont sichtbar ist, keine andere Wahl haben, als, wie vorn bemerkt, am lichten Tage zu jagen. Daher haben sie ebensoviel Falken-, als Eulenartiges in ihrer Lebensweise. Nur die Not zwingt sie, mildere Gegenden aufzusuchen, bei welcher Gelegenheit sie auch zuweilen in Deutschland gesehen und erbeutet werden. 4 Arten.

Die Schnee-Eule. Strix nyctea, *Linné.*

Taf. 26, Fig. 1.

Große Weiße Eule, Blinzel-Eule, Weiße Tageule, Schneekauz, Harfäng. — Bubo scandianus, et Noctua scandiana*), *L. ex Rudbeck*, 1746—48; — Strix scandiaca, *L.* 1758—66; — Aluco albus diurnus**), *Edwards*; *L. cit.* 1758—66; — Str. nyctea**), *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791; *Daud.* 1800; *M. & W.* 1810; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Br.* 1831; — Str. erminea, *Shaw.* 1789; — Str. candida, *Lath.*; — Str. arctica, *Bartram* 1791; — Str. nivea**), *Thunb.* 1798; *Glog.* 1834; *Bp.* 1843; — Noctua nyctea, *Boje* 1822; *Br.* 1831; — Nyctea nivea, *Steph.* 1824; *Bp.* 1856; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Surnia nyctea, *K. & Bl.* — Nyctea scandiaca, *Sharpe* 1875; *Rchw.* 1889; — Aegolius scandiacus, *Rchw.* 1882; — Leuchybris nivea, *Mev.* 1886. — *) Linné diagnosierte diese weiße Eule nach Zeichnungen des Schwedischen Leibarztes, Dr. Olaus Rudbeck, seines Vorgänger im Amte, der für damalige Zeit ein treffliches Werk über „die Vögel des Nordens“ verfaßte: Die eine dieser Zeichnungen zeigt eine geöhrte (auriculata), die andere eine ungeöhrte (inauriculata) Eule, welche beide wohl unsere Schnee-Eule darstellen sollen. — **) G. Edwards benannte sie: Weiße Tag-Eule. Wohl deshalb gab Linné berichtigend den Artnamen: Nyctea-Nächtling, d. h. ein Vogel, welcher zwar bei Tag, aber auch bei Nacht gleich gut sieht. Prof. Thunberg unterbreitete 40 Jahre später den Artnamen: Nivea.

Kennzeichen: Der Kopf ist verhältnismäßig klein, der Schleier unvollkommener; am lebenden Vogel bemerkt man — allerdings nur sehr kurze Federohren, welche an der Spitze schwarz sind und aufgerichtet, sowie niedergelegt werden können, beim toten Vogel aber nicht mehr bemerkbar sind. Der Schnabel ist schwarz, die Augensterne hochgelb; Augenkreis, Kopfseiten und Kehle rein weiß, wie die untern Flügel- und Schwanzdeckfedern; Schwanz mit etwa 6 dunklen Binden oder rein weiß, 3—4 cm über die ziemlich kurzen, stark gerundeten Flügel vorragend. Der Scheitel rein weiß oder mit etlichen dunklen Flecken; nur die 1. Schwinge der ganzen Länge nach deutlich, die 2. und 3. am Ende undeutlich gezähnelt, die 3. Schwinge am längsten; Zahl der Schwingen 29; die Füße und Zehen sind dicht befiedert, und auch die Zehen sind in diesen Federn so eingehüllt, daß sie die warzigen nackten gelbgrauen Sohlen bedecken, und die Spitzen der großen schwarzen und starken Krallen wie Katzenkrallen aus diesem wolligen weißen Haarklumpen hervorragen. Die Ohrmuschel kaum größer als bei andern Vögeln. Junge Vögel sind mehr oder weniger gefleckt, sehr alte rein weiß, was aber selten vorkommt.

Länge 66 cm, Flugbreite 145 cm, Schwanzlänge 24 cm, Schnabellänge im Bogen 4,4 cm, Höhe des Laufs 5,4 cm. So groß oder fast so groß als der Uhu; die Größe ist aber individuell ziemlich verschieden.

Beschreibung. Das ganze Gefieder ist bei sehr alten Vögeln blendend weiß. — Jüngere Vögel haben graubraune Flecken auf Flügel, Rücken und Brust. — Der starke Schnabel ist schwarz; die Sterne der großen Augen sind hochgelb; die Füße sind mit dichten, weißen Wollfedern befiedert.

Die Heimat dieser schönen und großen Eule sind sämtliche Länder um den Nordpol in Europa, Asien und Amerika. So weit Reisende nach Norden vordrangen, begegneten sie noch dieser Eule. Je einsamer und abgelegener von menschlichem Verkehr, desto sicherer ihr Vorkommen. Die endlosen Wüsteneien der Tundren im Norden sind ihr eigentliches Wohngebiet, doch tritt sie nicht überall gleich häufig auf, sondern richtet sich nach dem Vorkommen ihrer Beutetiere, besonders der Lemminge. Wo diese in großer Zahl auftreten, fehlt auch die Schnee-Eule nicht. In andern Gegenden, außer der Tundra, hält sie sich des Sommers in öden Gebirgen auf, und kommt erst Winters in tiefer gelegene Gegenden herab, unter-

nimmt auch wohl — wenn der Schnee zu tief liegt und die Beutetiere selten werden — eine Wanderung nach südlicher gelegenen Gegenden. In wenig kultivierten Landstrichen trifft man sie auch weit südlicher als Brutvogel, wie wir unten sehen werden. — In unserem Erdteil findet man sie auf Island, doch hier selten, denn diese Insel ist ihr schon zu volkreich, auch wird sie daselbst, ihrer Eier und ihres Balges wegen, zuviel verfolgt. Im obern Skandinavien, in Norrland, Lappland, in Nordwest-Rußland ist sie schon viel häufiger; ferner in Finnland, in Esth- und Livland; im Gouvernement Petersburg ist sie als „nicht seltener Wintervogel" aufgeführt; in Kurland, Lithauen, Ostpreußen, Polen kommt sie fast in jedem Winter vor; auch in West-Preußen, Pommern, Posen erscheint sie im Winter; seltener in Süd-Schweden und Dänemark. Auf den britischen Inseln zählt sie zu den Seltenheiten. Im nordasiatischen Rußland, d. h. in Sibirien, bewohnt sie die Tundra häufig, kommt aber im Osten jener schwach bevölkerten Ländereien viel tiefer gegen Süden herab als westwärts. In den vielen Gebirgen Baikaliens und Dauriens, welche mit kahlen Hochsteppen, Wäldern, Morastland und Thälern abwechseln, auf den Abhängen der steil abstürzenden Granitlager, welche mit Felstrümmern bedeckt sind und schauerliche Wildnisse bilden, selbst in den mit Klippenhaufen bedeckten Wüsten der Mongolei, soll diese Eule — auch als Brutvogel — eine häufigere Erscheinung sein. In Nord-Amerika (einschließlich Grönlands) soll sie im Winter einzeln bis Florida herabkommen. Die zunehmende Not des Spätherbstes und Winters zwingt viele, mit ihren Beutetieren, wie bemerkt, südlich zu wandern, und sie kommt dann auch — gegen ihre Gewohnheit — in Wälder und selbst in die Nähe bewohnter Ortschaften.

Sie nistet auf Felsen oder auf der platten Erde; die Eier sind merklich kleiner und schlanker, feinkörniger, als die des Uhu, trübweiß, und messen 55 + 45 mm. Die Eierzahl beträgt bei der Schnee-Eule mehr als bei andern Verwandten ihrer Größe, denn nicht nur 4—5, sondern selbst 6—7 Eier hat man in Jahren, wo es viele Lemminge gibt, schon gefunden, oder in gleicher Anzahl die Jungen, welche aber in sehr verschiedener Größe im Nest liegen. Auf einen menschlichen Störenfried stößt das Männchen wütend, noch mehr aber auf Hunde und Füchse und setzt dabei nicht selten Sicherheit und Leben aufs Spiel.

Sie hat einen kleineren Kopf als andere Eulen; den Körper trägt sie meist sehr aufgerichtet, während die Füße kaum noch unter dem Gefieder hervorschauen; die Flügel sind unter den Tragfedern teilweise verborgen. In der Aufregung stellt sie am Kopf kurze Federchen in die Höhe, die am ruhigen Vogel nicht bemerkt werden. Böse gemacht schließt sie die Augen, reißt sie wieder auf, breitet den Schwanz etwas aus, den sie sonst geschlossen trägt, faucht und knackt auch wütend mit dem Schnabel; sonst aber ist sie ziemlich ruhig in Gefangenschaft, bei Tag lebhaft munter und hält mehrere Jahre aus. Ihr Flug gleicht dem eines Bussards, doch bewegt sie sich gewandter, wechselnd zwischen Flattern und Schweben, auch ist der Flug nicht leise wie bei den meisten Eulen, sondern rauschend, weil die Schwingfedern hart sind. In den langen Sommertagen des hohen Nordens ist sie den ganzen Tag munter und beutegierig, aber sie ist dies auch während der langen nordischen Nächte, denn auch dann weiß sie ihre Beute zu finden, und es genügt ihr die Helle der Gestirne, des Mondscheins und des Nordlichts. Der Artname: Nyctea, Nächtling, welchen Linné gab, kommt hier zu seiner vollen Bedeutung. Ihre Stimme ist — nach Schrader — ein gedehnter, hohler, kläglicher Schrei und ein rauhes „krah".

Hasen und Kaninchen, Mäuse, und besonders Lemminge sind ihre Beutetiere; den Lemmingen paßt sie stundenlang vor den Löchern auf, bis sie herauskommen und mit einem scharfen Griff augenblicklich getötet und verschlungen werden. Diese sind auch wohl ihre Hauptnahrung. Nicht viel weniger als Haartiere jagt sie Schnee-, Feld- und Waldhühner, wobei sie indessen auch kleinere Vögel nicht verachtet. Daß sie auch Fische frißt, erfahren wir durch Audubon: „Eines Morgens saß ich in der Nähe der Ohio-Fälle auf dem Anstand, um wilde Gänse zu schießen, und dabei hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie die Schnee-Eule Fische fängt. Sie lag lauernd auf dem Felsen, den niedergedrückten Kopf nach dem Wasser gekehrt, so ruhig, daß man hätte glauben können, sie schliefe. In dem Augenblick aber, als sich ein Fisch unvorsichtig zur Oberfläche des Wassers erhoben, tauchte sie blitzschnell ihren Fang in die Wellen und zog regelmäßig den glücklich erfaßten Fisch ans Land. Mit ihm entfernte sie sich sodann einige Meter weit, verzehrte ihn und kehrte nun nach der alten Warte zurück. Hatte sie einen größern Fisch gefangen, so packte sie ihn mit beiden Fängen und flog dann weiter mit ihm als sonst davon. Zuweilen vereinigten sich ihrer zwei zum Verzehren eines großen Fisches." Eine Schnee-Eule in der Tundra, sagt A. Brehm, ist ein herrlicher Anblick. Sie fliegt bei Tag wie bei Nacht, und ist unter Umständen in den Nachmittagsstunden lebhafter, als im Zwielichte des Morgens und Abends. Zu ihrer Warte wählt sie vorspringende Kuppen und Hügel, auf denen sitzend sie auch ihre weit vernehmbare, dem Geschrei des Seeadlers nicht unähnliche gackernde Stimme oft ausstößt. Hier verweilt sie manchmal Viertelstunden lang und zieht, abwechselnd mit den Flügeln schlagend und schwebend fort, steigt in Schraubenlinien in die Höhe, und senkt sich sodann wieder zu einem andern Hügel herab, um aufs neue Umschau zu halten.

Eingesperrt ist diese seltene Eule anfangs wild und ungestüm, wird aber später ruhiger und gewöhnt sich an ihren Wärter, ohne jedoch in dessen Gegenwart zu fressen, bei welcher Ver-

richtung sie nur aus einem Versteck oder durch einen Ritz belauscht werden konnte, da ihr Verschlag verhüllt wurde. Sie trinkt nicht, badet aber gern im Wasser, ihre Ausdauer ist höchstens 4—6 Jahre. Eine Schnee-Eule, welche nicht selbst fressen wollte, wurde durch Stopfen mit Fleisch über 3 Wochen erhalten. Cab. J. 1865, 121.

Die Sperber-Eule. Strix ulula, *Linné*.

Taf. 26, Fig. 2.

Kleine Habichtseule, Falkeneule, Eulenfalk, Trauereule. — Str. noctua major, *L.* 1746—48; — Str. ulula*), *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791; — Str. nisoria, *M. & W.* 1810; *Naum.* 1822, 1860; *Glog.*; — Str. doliata, *Pall.* 1811; — Surnia nisoria, *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — S. ulula, *Bp.* 1838; *Sharpe* 1875; *A. Br.* 1882; — S. funerea, *K. & Blas.* 1840 *ex Lath.* (ist eine nordamerikanische sehr ähnliche Art); — Aegolius ulula, et Nyctea ulula, *Rchw.* 1882, 1889; — Nycthierax nisoria, *Mev.* 1886. — *) Der von Linné gegebene Name ist zur Ueberschrift belassen.

Wohl die schönste Tageule, und einem Falken ähnlich, sodaß man sie geradezu „Eulenfalk" genannt hat.

Kennzeichen: Die Gegend um den Schnabel und das Gesicht ist mit borstenähnlichen Federchen besetzt, welche schwärzlich sind; die Augenkreise sind weiß; von dem Schleier ist bloß an den Ohren ein Stück vorhanden, das einen tiefschwarzen Halbmond bildet, der oben am Auge beginnt. Der Schnabel ist trüb wachsgelb; das Auge schön schwefelgelb; mit braungrauem weißgeflecktem Oberleibe und weißem, fein braungrau in die Quere gestreiftem Unterleibe; untere Flügeldeckfedern weiß mit dunklen Querwellen; der platte Scheitel weiß geschuppt; die nackten Zehensohlen schmutzig gelb; Lauf und Zehen gut befiedert; die 3. Schwinge die längste, 2.—4. Schwinge auf der Außenfahne verengt; die 1. Schwinge der ganzen Länge nach deutlich, die 2. unter der äußern Verengung schwach gezähnelt; die Flügel sind ziemlich lang und spitzig; der Schwanz ist keilförmig und sehr lang, mit 8—10 schmalen weißen Querbändern auf dunkelbraunem Grunde, 6 cm vorragend. Schwingenzahl 24. Die Ohrmuschel kaum größer als bei andern Vögeln.

Länge 40 cm, Flugbreite 75 cm, Schwanzlänge 17,8 cm, Schnabellänge im Bogen 2,4 cm, Höhe des Laufs 3 cm, größer als die Schleiereule.

Beschreibung. Der Oberleib ist graulichbraun mit weißen, tropfenartigen Flecken auf dem Kopf und auf dem Oberleibe; die Schwungfedern sind dunkelbraun mit hellern Querbinden durchzogen; der keilförmige Schwanz hat 9 weiße, schmale Querbinden. Der Unterleib ist schön weiß, jede Feder mit 4—6 schwarzbraunen Querbinden gesperbert. — Der Schnabel ist wachsgelb; die nicht sehr großen Augen hellgelb; die Füße sind dicht gelblichweiß befiedert mit verloschenen, braunen Querfleckchen; die nackten Sohlen schmutzig gelb; die Nägel, der Unterkiefer und die Schnabelspitze schwarz.

Eine sehr nahestehende Art, die man früher für identisch mit unserer Sperbereule hielt, kommt in Nord-Amerika vor: Die Falkeneule, Strix funerea, *L.* 1758—66; Str. hudsonia, *Gm.* 1788. Sie unterscheidet sich von unserer europäischen durch eine dunklere Oberseite und breitere Streifen auf der Unterseite. — Unsere Sperbereule bewohnt den Norden Europas und Asiens bis zum fernen Osten am Ochotzkischen Meer, geht aber nicht soweit über den Polarkreis wie die Schnee-Eule, denn sie verläßt den nördlichen Waldgürtel nicht und scheint überall Birkenwaldungen vorzuziehen. Auf innigen Zusammenhang mit der Birke, sagt A. Brehm, deuten Färbung und Zeichnung des Gefieders. Es kommt vor, daß sie in Fichten- und Föhrenwaldungen brütet, wenn sie aber innerhalb der Birkenwaldungen genügende Nahrung hat, verläßt sie dieselben gewiß nicht. Eigentümlich ist auch, daß sie in Asien nicht so weit nach Süden hinabgeht, wie die Schnee-Eule. Sonst überall gemeiner als diese, ist sie namentlich auf dem Ural eine sehr gewöhnliche Erscheinung; sie ist aber keine Bewohnerin kahler Felsengebirge, sondern nur da zu Haus, wo es nicht an Berggehölzen fehlt, ohne indes die Ebenen zu meiden, denn sie begiebt sich auch häufig in Brüche und an die mit Strauchwerk besetzten Sümpfe, wo sie selbst im tiefen Gebüsche sitzend angetroffen wird. Allwinterlich erscheinen sie in den Ostseeprovinzen bis Dänemark, seltener in Posen, Schlesien, Pommern, Brandenburg, sehr einzeln in der Oberlausitz, in Thüringen, Hannover, Westfalen, bis ins Elsaß u. a.; weiterhin nach Osten häufiger, so in Polen, Nieder-Oesterreich, Ungarn, Süd-Rußland und in gleichen Breiten in Asien. Für Deutschland ist der Herbstzug im Oktober und November; der Abzug im März und April.

Sie hat in ihrem Betragen viel Aehnlichkeit mit den Tagraubvögeln; der Kopf ist falkenähnlich, platt und niedrig, das Gesicht schmal, ohne eigentlichen Schleier; die Flügel ziemlich spitzig, der Schwanz lang; die Stirnfedern im Leben glatt angelegt, die Kopfseitenfedern aufgesträubt; sie ist in ihren Bewegungen rasch und gewandt und verdient daher den Namen Sperbereule nicht allein wegen der dunkeln Wellenlinien am Unterleibe. Sie betreibt ihre Geschäfte zwar am lichten Tag, besonders nachmittags, doch fliegt sie auch in der Morgen- und Abenddämmerung umher. Ihr Flug ist schön und teilweis schwimmend, doch schaltet sie zwischen das Schweben kurze, durch ihre Weichheit ausgezeichnete Flügelschläge ein, wodurch er sehr leise wird.

Man könnte sie in der Ferne für einem Turmfalken halten, wenn sie nicht der dicke Kopf kenntlich machte. Langsamer und niedriger, suchend, fliegt sie bei ihren Jagden, wo sie sehr häufig rüttelt und sich oft niedersetzt. Oft sieht man sie auf dem dürren Wipfel eines Baumes sitzen und nach Würgerart von hier sich nach Beute umschauen. Mit ihren hellgelben Augen starrt sie alles ruhig an. Sehr mutig benimmt sie sich einem gefiederten Feinde, oder auch demjenigen gegenüber, der ihr Nest bedroht. Kaum ein einziger Waldvogel ist vor ihren Angriffen sicher. Wheelwright sah, daß sie einen Häher im Fluge schlug, und überraschte sie mehr als einmal beim Kröpfen eines Moorhuhns, dessen Gewicht das ihrige sehr übersteigt. Waldmäuse und insbesondere Lemminge sind ihre Hauptnahrung; aber auch Wald-, Feldvögel und Insekten. Wie ein Falk stürzt sie sich von ihrem Hochsitz herab, packt einen der kleinen Nager, erdrosselt ihn mit den nadelspitzen Krallen und verzehrt ihn mit einigen Bissen, zuerst den Kopf, dann das übrige. Kleine Bissen werden ganz verschlungen. Ihre Stimme klingt angenehm und sanft: „ki ki ki ki!“ Dann hört man auch Töne, wie das Kreischen einer in der Hand getragenen Henne.

Unwahrscheinlich ist es nicht, daß ein oder das andere Paar in Ost- und West-Preußen genistet hat, gewiß aber sehr selten. Sicher ist dies in Lappland. Sie wählt für ihren Horst entweder eine Baumhöhlung, ein altes Krähennest, oder sie baut sich selbst einen auf höhern Bäumen von Reisern, Laub und Moos, worin man 6—8 weiße Eier findet, welche feinkörnig, mattglänzend sind, und 40+30 cm. messen. Sie sind mehr von ovaler als rundlicher Form.

In der Gefangenschaft wird sie bald zahm und zeigt ein sanftes Naturell.

Durch Vertilgung einer großen Menge Lemminge, Hamster, Ratten, Wald- und Feldmäuse wird sie sehr nützlich, obgleich sie wohl auch manchen Vogel wegkapert.

Die Habichts-Eule. Strix uralensis, *Pallas.*

Taf. 27, Fig. 6.

Uralkauz, Großer Habichtskauz, Uralsche Eule, Große braune Tageule. — Str. uralensis, *Pall.* 1771; *Lépéch.*; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.* 1820; *Naum.* 1822; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Br.* 1831; — Str. liturata, *Thunb.* 1792; *Retz.* 1800; *Glog.*; — Str. macrocephalus, *Meisn.* 1815; — Str. macroura, *Natt.* in *M. & Wolf* 1822; — Syrnium uralense, *Boje* 1828; *Sharpe* 1875; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Rchw.* 1889; *v. Ries.* 1889; — Scotiaptex uralensis, *Sws.* 1837; — Ptynx uralense, *Blyth* 1840; — Ulula uralensis, *K. & Blas.*; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886.

Bei dieser großen Eule ist der Schleier groß und deutlich, wodurch sie sich den Nachteulen nähert, denen sie auch in Beziehung auf den gezähnelten Außenrand der 4 längsten Schwingen gleicht, während sie durch den langen keilförmigen Schwanz und besonders durch ihr lebhaftes Benehmen am Tage ebenfalls zu den Tageulen gestellt werden kann, was die im hohen Norden wohnenden Habichtseulen auch gewiß sind, die ganz im Gegensatz zum Waldkauz auch am hellen Tag der Jagd obliegen.

Kennzeichen: Der Schnabel ist gelb, die Augensterne schwarzbraun, der Unterleib fast weiß mit schmalen, braunen Längsstreifen, die Fußbefiederung grauweiß, oft mit schwachen braungrauen Längsfleckchen; die Schwingen bis zur 5. und längsten gewimpert; der Schwanz sehr lang, zugespitzt, mit 6—8 dunkeln durchgehenden Querbinden, so breit als die rostweißen Zwischenräume; 7 cm vorragend. 23 Schwingen. Das Ohr erstreckt sich bis oben über das Auge.

Länge 62 cm, wovon der Schwanz 24—26 cm wegnimmt; Flugbreite 108 cm, Schnabellänge im Bogen 4,2 cm, Höhe des Laufs 5,4 cm. Beinahe so groß als ein Uhu.

Beschreibung. Der Schleier zeigt auf graulichweißem Grunde sehr feine schwärzliche vom Auge aus speichenartig verlaufende Federn, die am Ende doppelt und klein perlweiß gefleckt, unter dem Kinn rostgelblich gemischt und gerader gerichtet sind; die Stirn- und Scheitelfedern sind lang und stehen hoch aufwärts. Der Oberleib ist düster grauweiß mit dunkelbraunen Längsstreifen, je nach den Konturen schmäler oder breiter; auf den Schwingen lichtbraun quergefleckt; der Unterleib ist rostgelblichweiß mit schmalen, dunkelbraunen Längsstreifen; die Schwingen sind gelblichgrau mit blassen, schmutzigbraunen Querbinden; der keilförmige Schwanz ist matt fahlbraun mit 8—9 schmutzigweißen Querbändern. — Der Schnabel ist wachsgelb; der Augenstern dunkelbraun, die Pupille blauschwarz, das Augenlid dunkel kirschrot; die dickbefiederten Füße sind gelblichweiß mit großen, gelbbraunen an den Spitzen schwärzlichen Krallen, die nackten Sohlen gelb. — Junge Vögel sind dunkler, auch unregelmäßiger und dichter gefleckt. — Zwischen Männchen und Weibchen in Färbung kein wesentlicher Unterschied, außer daß letzteres größer ist. Dagegen kommen helle und dunkle Spielarten vor, und hochnördliche, besonders sibirische Exemplare sind stets heller gefärbt, als ihre südlicher wohnenden Kameraden.

Sie bewohnt den Norden und Osten Europas, und Mittel-Asien in den gleichen Breiten vom Ural bis zum fernsten Osten am Ochotskischen Meer. In unserem Erdteil trifft man sie im obern Skandinavien, in Rußland, fürs Gouvernement Petersburg als „seltener Raubvogel“ bezeichnet; in den Ostseeprovinzen, einschließlich Ost-Preußens, wo sie nicht allein als Winter-, sondern auch als Brutvogel angetroffen wird; in Böhmen, Polen, Ungarn, Kärnten, Siebenbürgen; freilich meistens als eine seltene Erscheinung. Im westlichen Teil unseres Vaterlandes kommt sie wohl niemals vor. In den felsigen Gebirgen des Ural soll sie, nach Pallas, die gemeinste aller Eulen sein.

Diese große Eule ist außerordentlich kühn und mutig, sehr wenig scheu gegen Menschen; sie fällt auf Hasen, Kaninchen, Auer- und Birkhühner, und greift, nach Naumann, Bussarde und Reiher beim lichten Tage an. Daß sie dabei kleinere Tiere nicht verschmäht, ist leicht zu erachten. In Wäldern treibt sie den ganzen Tag ihr Wesen und schwärmt mit sanftem unhörbarem Flügelschlage umher; auf dem Freien läßt sie sich dagegen mehr in der Dämmerung sehen.

Sie nistet in Baumlöchern und Felsenhöhlen, in Ermanglung dieser auch in verlassenen Bussardhorsten auf Bäumen, und legt 2—3, selten 4 weiße Eier; diese sind länglich, wie die Eier aller langschwänzigen Eulen, und etwas größer als von Str. aluco. Sie messen 47 + 40 mm, sind vielleicht etwas rauher als von Aluco, jedenfalls aber etwas stärker, woraus sich das größere Gewicht der Schalen ergeben mag. Das leere Ei wiegt 35,5 Decigramm, das von Aluco 24,1 Dg. Innerlich scheint es gelb durch, wie alle Euleneier. — Die Habichtseule brütet in Ost-Preußen. Dies ist verbürgte Thatsache und wurde durch Prof. Altum in Cab. J. 1884, S. 267, veröffentlicht. Zwei andere Fälle veröffentlicht Ernst Hartert in den Wiener Mittleilgn. 1885, Nr. 1 u. 2. Die Reviere, wo diese Beobachtungen gemacht wurden, sind in dem am weitesten nordöstlich vorgeschobenen Teile unseres Vaterlandes in (der Provinz) Ost-Preußen, Bezirksamts Gumbinnen, bei Elchwalde Gauleden zu suchen. Der hauptsächlichste Beobachter war der daselbst anwesende Forstreferendär Schmidt, welcher H. Hartert als wegweisender Geleitsmann zu den Brutplätzen führte. Den ersten Horst hatte das Eulenpaar infolge wiederholter Störungen verlassen, welcher inzwischen von einem Bussardpaar belegt worden war. Darin fanden die Herren, die von diesem Wechsel nichts ahnten, 3 Bussardeier, und unter diesen eingebettet, aber unversehrt, ein Eulenei. Dies war am 12. April, und der Horst stand auf einer dichten, aber leicht besteigbaren Fichte. Auch der zweite Horst war nicht sehr hoch und leicht zu besteigen. Das Brutpaar wurde aber nicht gestört, nur beobachtet: „Den ganzen Tag saß das Weibchen fest auf den Eiern. Abends um die Zeit, wann die Schnepfen laut balzend zu streichen begannen, hörte man in der Ferne das dumpfe whumb — whumb — whumb des Männchens, dem fernen Bellen einer großen Bulldogge vergleichbar. Das Männchen fliegt immer näher, und nun streicht ihm das Weibchen entgegen und bewillkommt es mit Freudengeschrei. Dies Freudengeschrei ist aber „ein mißtönendes, schreckliches Gekreisch“, dem eines alten Fischreihers ähnelnd und hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Bellen des Männchens. Daran sind die Geschlechtsunterschiede zu erkennen. Beide fliegen nun nach Beute aus, und sehen ab und zu nach der Brut. Ein „Meckern“, wie solches in frühern Berichten erwähnt wurde, haben diese beiden Beobachter nie vernommen. Eines Abends, als Schmidt und Hartert die Alte im Horste durch Klopfen beunruhigt hatten, wurde sie sehr zornig, antwortete dem fernen Ruf ihres Männchens mit rauhklingendem Gekreisch und strich blitzschnell, kaum 1 m über dem Kopfe des einen Beobachters hinweg, daß er den Luftzug fühlte und sich unwillkürlich bückte. Beide Eulen lärmten nun so gewaltig, daß sich die Beobachter entfernten, aus Furcht, sie ernsthaft zu stören. — Wo es Baumhöhlen giebt, nisten diese Eulen doch lieber in solchen, als in freistehenden Horsten. — H. Schmidt fand auf dem Horste: Eichhörnchen, Häher, 1 Kukuk, Tauben und ungemein viele Mäuse. Im Frühjahr fangen die Alten gern schwärmende Roßkäfer (Geotrupes). — In einer Nachschrift macht E. v. Homeyer auf das muntere Betragen dieser Eulen am Tage aufmerksam; sowie auch auf das mutige Verteidigen des Horstes, denn H. Schmidt wurde beim Besteigen des Nestbaumes mehrmals so heftig angegriffen, daß es blutige Schmarren gab. Die Jungen entschlüpfen mit 27 Tagen dem Ei, haben anfangs kaum Sperlingsgröße, sind schneeweiß mit blauem Schnabel und fast vollständig geschlossenen Augen; anfänglich haben sie einen pfeifenden Ton. Mit 4 Wochen Alter hatten sie schon beinahe die Größe eines männlichen alten Waldkauzes; der Schnabel ist schön gelb geworden, ebenso lebhaft hellgelb die nackten Teile der Zehen; die Oberseite ist matt bräunlichgrau, heller gefleckt; unten blaß lehmgelb, heller gefleckt, an den Spitzen lichtbräunlichweiß; der Schleier ist bei der Ohröffnung lehmbräunlich, über den Augen dagegen fast weiß. Die nackte Umrandung der Augen ist nicht, wie beim Waldkauz, rot, sondern schwärzlich. Ihre Stimme war ein hohes tremulierendes „hihihihihihi!“. Wie mutig diese Eulen ihre Jungen verteidigen, erzählt uns Graf Wodzicki. Als einer seiner Waldhüter die Jungen in einer tiefen Baumhöhle entdeckte, begann er mit der Axt das Loch zu erweitern, wo-

bei ein kleiner Hund desselben stand. Da stürzte eine der Habichtseulen herab, packte den Hund und nahm ihn etwa 6 m in die Höhe, würde ihn auch unzweifelhaft fortgetragen haben, wenn sie der Jäger nicht daran verhindert hätte.

Die Lappländische Eule. Strix lapponica, *Sparrmann.*

Lapplandskauz, Bartkauz, Kleinaugiger Kauz. — Str. lapponica, *Sparrmann* 1789; *Retz. ex Sparrmann* 1800; *Temm.* 1820; *Naum.* 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; — Str. fuliginosa, *Shaw.* 1789; — Str. barbata, *Pall.* 1811; *Glog.*; — Str. nebulosa, *Temm.* 1815; — Str. microphthalma, *Tyzensky*; — Syrnium cinereum, *Bp.* 1838; *v. Ries.* 1889; — Ulula barbata, *K. & Blas.* 1840; — Syrnium lapponicum, *Strickl.* 1843; *Sharpe* 1875; *Rchw.* 1889; — Ulula cinerea, *Schl.* 1844; — Syrnium barbatum, *A. Br.* 1882; — Ul. lapponica, *Rchw.* 1882; *Mer.* 1886.

Auch bei dieser großen Eule ist die Form des Kopfes wie beim Nachtkauz, aber schon der lange abgerundete Schwanz und noch mehr das muntere Betragen und Betreiben der Jagd beim lichten Tage unterscheiden die Lapplandseule hinreichend von Aluco.

Kennzeichen: Auf weißgrauem Grunde ist der Schleier mit vielen (gewöhnlich mit 9) konzentrischen schwärzlichen Querringen bezeichnet; die Kehle ist schwarz und sieht aus wie ein gemalter Zwickelbart, was der Eule zu dem Namen „Bartkauz" verholfen hat; Unterrumpf und Beine auf weißlichem Grunde mit groben braunen Querwellen, die Unterseite außerdem mit großen Schaftflecken; der Außenrand der zwei Vorderschwingen gezähnelt; die 5. die längste; das ziemlich kleine Auge lebhaft hochgelb; der Schwanz 8,5 cm vorragend mit 7—8 schmalen weißen Querbinden und dichter, feiner, welliger Querzeichnung. Das Ohr halbkreisförmig, das Auge umfassend. 23 Schwingen.

Länge 62—70 cm, Flugbreite 130—140 cm, Länge des Flügels 43—45 cm, Schwanzlänge 24—25 cm, Schnabellänge 3,9 cm, Lauf 5,1 cm. Die größeren Maße gehören dem Weibchen. Größe des Uhu.

Beschreibung. In Farbe und Zeichnung ähnelt diese ansehnliche Eule am meisten dem Waldkauz, ist aber beinahe noch einmal so groß als dieser. Dem Uhu giebt sie in Größe nichts nach, ist aber schwächer im Rumpf und hat schmälere Flugbreite. — Der Schnabel ist nicht besonders groß, hellgelb, die Wachshaut dünn und schmutziggelb, der Rachen tief und weit gespalten, das Nasenloch am Ende der Wachshaut; das Auge ist, als Eulenauge, klein, schön hochgelb; Füße samt den Zehen dicht befiedert; schmutziggelbe Sohlen. Die Krallen sind sehr groß, dünn und nadelspitz, grau mit schwärzlicher Spitze.

Die Barteule bewohnt den hohen Norden von Europa und Asien, von Lappland bis zum fernen Osten am Ochotskischen Meer. In unsrem Erdteil vornehmlich Lappland und Nord-Rußland. In Finnland wird sie schon selten, und fürs Gouvernement Petersburg als „nur selten und zufällig vorkommend" bezeichnet. In Deutschland hat man diese seltene Eule bisher nur in Ost-Preußen und Schlesien erlegt. In Lappland, Finnland und Nord-Rußland ist sie Brutvogel und dies weiterhin durch ganz Nord-Sibirien. Nur widerstrebend weicht diese schöne Eule dem Anstürmen des nordischen Winters, und kommt dann von ihrer Sommerheimat etwas südlicher; in Skandinavien etwa bis zur Mitte dieses Reiches. Dem Zug der Lemminge folgt auch der Bartkauz. — Sie bewohnt Waldungen, soweit sie nordwärts diesen Namen noch verdienen, selbst den verkrüppelten Wald. In den trümmerreichen Alpenwäldern Ost-Sibiriens soll sie häufig vorkommen. Der Horst steht auf Bäumen, in Baumhöhlen und wahrscheinlich auch in Felsenlöchern, oder auf dem Erdboden im Gestrüpp, je nach Beschaffenheit der Landschaft. In diesem findet man 3—4 rundliche weiße Eier, die nach Verhältnis der scheinbaren Größe des Vogels klein sind, und die Größe der Uhueier, selbst die der Schneeeule bei weitem nicht erreichen.

Auch in der Gestalt ähnelt diese große Eule dem Waldkauz, sie erscheint nur etwas schlanker, ist aber durch ihre auffallende Größe, den ungewöhnlich dicken Kopf und durch die in die Länge gezogene Gestalt, wozu der längere Schwanz beiträgt, leicht kenntlich. Die Eulen, besonders die nordischen, sehen wegen der Lockerheit ihres Gefieders überhaupt viel größer aus, als sie wirklich sind. Im übrigen hat sie die possierlichen Manieren mit andern Eulen, die Nahrung mit der Schneeeule gemein, denn sie ist so kräftig und mutig als diese und kann einen erwachsenen Hasen mit Leichtigkeit festhalten und schnellstens töten. Die rauhen Töne ihrer Stimme lauten: „hu hu hu hu!" Des weitern ist nur wenig über ihre Lebensweise bekannt, denn die öden Plätze ihres Aufenthalts erschweren nähere Beobachtungen, und wir müssen annehmen, daß diese mit der ihrer andern Kameraden, den sogenannten „Tageulen" übereinstimmt.

2. Gruppe: Ohreule. Asio, *Briss.* 1760.

Feliceps, *Barrère* 1745; — Otus, *Cuv.* 1800; *Schleg.* 1862; — Bubo, *Dumeril* 1806; *Sav.* 1809; *Cuv.* 1817; — Bubotus, *Rafin.* 1815; — Heliaptex, *Sws.* 1837; — Aegolius, *K. & Bl.* 1840; — Megaptynx, *Bp.* 1854. — Der Kopf ist groß, breit und flach, über jedem Ohr ein Büschel aufrecht stehender Federn, die Ohren oder Hörnern gleichen und eine besondere Kopfzierde bilden; der Schwanz ist mittelmäßig oder kurz, am Ende fast gerade; das Gefieder weich und locker; der Schnabel stark kurzhakig; der Fuß stark, mit kräftigen Fängen und großen, bogigen Nägeln bewaffnet; der Flügel gerundet; die Schwingenlänge verschieden; das Auge groß und bei unseren europäischen Eulen lebhaft gelb gefärbt. Sie betreiben ihre Geschäfte in der Dämmerung und in hellen Nächten, ruhen auch meist bei Tage, aber wenn es sein muß, so fliegen sie mit größter Sicherheit beim lichten Tage durch den Wald und über Feld, ohne nur die mindeste Verlegenheit zu bekunden oder gar irgendwo anzustoßen. — Diese Gruppe enthält ca. 60 Arten, die aber so verschiedentlich von einander abweichen, daß der bloße Ohrbüschel als Kennzeichen weit nicht ausreicht, sondern noch andere Merkmale zur Geltung kommen. Dadurch entstehen in vollständigeren systematischen Werken folgende Sippen: Ketupa, Smilonix, Bubo, Asio, Aegolius, Ephialtes, Scops (die Zwerge unter den Ohreulen). Hier sind beschrieben nur: 4 Arten.

Die Uhu-Ohreule. Strix bubo, *Linné.*

Taf. 26, Fig. 3.

Der Uhu, Schuhu, Buhu, Große Ohreule, Bergeule, Adlereule. — Bubo, alte Aut.; — Bubo maximus, *Charleton* 1677; *Sibbald* 1684; *Frisch* 1734; *Ranz.* 1822; *Flemm.* 1822; *K. & Blas.* 1840; *Schl.* 1854; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — B. atheniensis, *Albin*; *Edwards*; *L. cit.* 1766; *Daud.* 1800; *Sav.* 1809; — Str. bubo primus, *L.* 1746—48; — Str. bubo, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; *Glog.*; — B. ignavus, *Forster* 1781; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — B. microcephalus, *Leach* 1822; — B. bubo, *Licht.* 1817; — B. germanicus, *Br.* 1831; — B. europaeus, *Less.* 1831.

Der Uhu ist unter den europäischen Eulen die größte; sein großes lockeres Gefieder giebt ihm die scheinbare Größe einer Gans, obwohl er weit leichter ist als diese.

Kennzeichen: Die verlängerten Federbüschel über den Ohren fast ganz schwarz; die Augensterne pomeranzengelb; der Schnabel schwarz; Kehle weißlich; die obere Seite dunkelrostgelb, schwarz geflammt; die untere Seite ähnlich mit dunklen Schaftflecken, von denen auf dem Bauch jederseits 12 bis 18 Querwellen ausgehen, auf der Brust große Schaftflecken mit wenigen Querwellen; die 1. Schwinge etwas kleiner als die 6.; die 3. Schwinge die längste; die 2 ersten deutlich, die 3. schwächer gezähnelt; die 2. bis 4. auf der Außenfahne eingeengt; Füße und Zehen dicht befiedert, nur die vordere Tafel am Nagelglied teilweise nackt. Die Ohrmuschel beschränkt sich auf eine ovale Höhle, welche nur die Hälfte der Höhe des Schädels einnimmt. Der Schleier nicht deutlich. Schwingenzahl 29.

Länge 60—65 cm, Flugbreite 170 cm, Schwanzlänge 25 cm, Schnabellänge im Bogen 6,6 cm, Höhe des Laufs 7 cm.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. — Der Schnabel ist stark, von Farbe schwarz; der große Augenstern ist brennend hochgelb, die Pupille tief schwarz; die Füße sind dicht befiedert, blaß dunkelrostgelb mit sehr schmalen, dunkelbraunen Wellenlinien durchzogen, nur die Sohlen nackt; die Krallen groß, schön gekrümmt und schwarzbraun. — Das Weibchen ist stets größer, der Kopf im Verhältnis zu den übrigen Körperteilen aber kleiner; die Ohrenfedern sind etwas kürzer; die Grundfarbe des Gefieders ist dunkler rostgelb und weniger schwarz geflammt. Diese Unterscheidungszeichen sind nicht sehr auffallend, aber stets vorhanden.

Abänderungen kommen bei dem Uhu in der Größe, wie auch in hellerer oder dunklerer Färbung (als die normale) vor. Sehr ähnlich ist der in Mittel-Asien vorkommende Sibirische Uhu, Str. b. sibirica, *Licht.* 1824, (Str. b. turcomana, *Eversm.* 1835); er ist blasser gefärbt und größer. Der Pharaonen-Uhu, B. ascalaphus, *Sav.* 1809, wird für eine gute Art gehalten; er ist, nach A. Brehm, merklich kleiner als unser Uhu, auf der Oberseite aber weißlich gefleckt, auf Brust und Bauch fein rötlich gesperbert, d. h. von jedem Schaftfleck 5—7 feine Querwellen ausgehend; Schnabel schwarz; Iris schön gelb; die 2 umfassenden Tafeln des Nagelgliedes nackt (beim Gemeinen Uhu nur die vordere Tafel am Nagelglied teilweise nackt). In Nord-Afrika, Klein-Asien, selten in Griechenland; in Sicilien und Sardinien zufällig.

Der Uhu bewohnt Europa und Asien bis zum hohen Norden, soweit es noch Waldungen mit felsigen Schluchten giebt, welche ihm sichere Verstecke und Brutplätze bieten. Aber nicht allein

bewaldete, sondern auch nackte Alpenklippen, zerrissene, waldlose Einöden, höhlenreiche, felsige Inseln, wie in Norwegen, wählt er zu seinem Aufenthalt, bis ihn der Winter zwingt, sie zu verlassen. Einzelne Paare bewohnen selbst kleine Uferwäldchen in den Steppen Süd-Sibiriens. Am liebsten sind ihm große zusammenhängende einsame Waldungen mit schroffen Felsen und tiefen Waldschluchten, mögen solche in der Ebene, im Mittel- oder Hochgebirge liegen, wenn es nur nicht an einem guten Wildstande fehlt, der ihm den Kampf ums Dasein erleichtert. In Deutschland findet er sich nicht selten in den Ruinen alter, einsam gelegener Burgen und wählt gern solche zur Anlage seines Horstes. Ziemlich häufig tritt er noch in den Waldungen Ost-Preußens, Lithauens und Polens auf, auch in Pommern. Aber weit häufiger bewohnt er die großen Waldreviere Ungarns, selbst die Donautiefländer bis in die Dobrudscha hinein, wo er als „gemeiner" Steppenvogel bezeichnet wird; ferner Rußland, die Türkei und die griechischen Gebirgswälder; das übrige Süd-Europa aber selten. Im waldarmen Holland fehlt er gänzlich, und in Großbritannien ist er wohl ausgerottet. In Afrika beschränkt sich sein Aufenthalt auf das Atlasgebirge, und nur einzeln kommt er, nach Heuglin, im Winter in Unter-Egypten vor, während Ascalaphus paarweise und in kleinen Gesellschaften in Ober-Egypten und Nubien vorkommt. Nach Middendorf stimmen bei Udskoi-Ostrog, im fernsten Ost-Sibirien, geschossene Exemplare ganz mit den westeuropäischen überein. Er bequemt sich also, wie man sieht, allen Bodenverhältnissen an, wenn es daselbst nur reichliche Beute giebt. In Deutschland aber gehört der Uhu im Ganzen zu den seltenen Raubvögeln und ist in manchen Gegenden so gut wie ausgerottet, und zwar infolge des Eifers, womit die Horste aufgespürt werden, denn für die jungen Uhus werden sehr gute Preise bezahlt. — In unserem waldreichen Württemberg bewohnt dieser für die Wildbahn so schädliche Raubvogel noch die ganze Alpenkette und den Schwarzwald, wo es schwer zugängliche Felsenklüfte und dichte Waldungen giebt, überall aber nur noch in vereinzelten Paaren. — Er ist ein Standvogel, durchstreift aber ein ziemlich weitläufiges Gebiet zu seinem Unterhalt, und nur in ganz futterarmen Gegenden ist er genötigt, im Winter weiter zu streichen. Die jungen Vögel aber, welche von den Alten in andere Reviere abgetrieben werden, sind mehrere Jahre unstäte Herumstreifer, bis sie sich endlich mit einem anderen Gespons ein festes Standrevier erworben haben.

Sie horsten in Felsklüften, in Erdhöhlungen, in alten Steinbrüchen, in den Löchern der Ruinen, auf höheren Baumstumpfen, in großen Baumhöhlen, in der Steppe auch auf dem ebenen Boden hinter einen Busch; selten auf einem hohen Baum. Je nachdem nun der Horst angebracht ist, kann man leicht oder schwer, in einzelnen Fällen, z. B. in hochgelegenen Felsspalten, gar nicht dazu gelangen. Der Horst besteht aus Zweigen, Reisern, Geniste, Moos oder trockenem Laub, und enthält gewöhnlich im März, oft aber erst im April 2, seltener 3, höchst selten 4 Eier, welche verhältnismäßig klein, nur etwas größer als Hühnereier sind, weiß aussehen und eine sehr rundliche Form haben. Sie sind grobkörnig, 6,2 cm lang und 5,4 cm breit; die von gefangenen Weibchen gelegten sind etwas kleiner. Sie werden vom Weibchen in 3 Wochen ausgebrütet; es kommen bei uns aber selten mehr als zwei Junge aus, wogegen man in futterreichen Gegenden auch drei Junge findet. Diese sind anfangs, wie die Jungen anderer Raubvögel, mit Flaum bedeckt, und sehen einem Wollklumpen ähnlich, der auf schmutzigweißem Grunde dunkelbraune, feine Wellenlinien hat. Sie werden von den Eltern sehr reichlich mit Futter versehen, bleiben so lange im Neste, bis sie völlig fliegen können, und bekommen erst in der 6. Woche die Federohren. Sie verraten sich, sobald man ihre einsame Gegend betritt, durch ein weit hörbares Zischen. Von den Alten werden sie mutig verteidigt, und selbst Füchse müssen der Kraft ihrer Klauen weichen.

Der Uhu ist ein kühner und beherzter Vogel, der im Freien die größten Tagraubvögel angreift, die sich seinem Revier nähern, und sie daraus fortjagt. Er hat in ruhiger Stellung, mit aufgedunsenen Federn, ein eigentümliches Aussehen; die Augen sind halb geschlossen, die Ohren etwas niedergelegt, so daß er einem unförmlichen Federklumpen gleicht. Wird er aber gestört, so reißt er, wie Naumann sagt, „seine Glotzaugen" weit auf, sie sprühen ein prachtvolles Feuer, er sträubt das Gefieder, daß er noch einmal so groß aussieht, wiegt den Kopf und Vorderleib rechts und links, hebt einen Fuß nach dem anderen auf, indem er die äußere Zehe beim Niedertreten bald vor-, bald rückwärts dreht, schließt langsam die Augen und öffnet sie wieder, fängt an zu zittern, faucht und knappt mit dem Schnabel, und fährt beherzt auf seinen Feind los, und was er einmal gepackt hat, läßt er nicht leicht wieder fahren, denn sein Mut wird von seiner Stärke unterstützt. Er fürchtet selbst den Steinadler nicht. Am Tage ist er munterer, als viele andere Eulen, deshalb stets auf seiner Hut und bemerkt alles, was um ihn vorgeht; wird er aufgescheucht, so fliegt er ohne Anstoß zwischen den dichtesten Zweigen hindurch und sucht sich einen anderen Versteckplatz. Wenn er sich am Tage sehen läßt, so ist er dem Haß und den Verfolgungen aller Vögel, besonders der Raubvögel und Krähen, ausgesetzt, welche dem Jäger sein

Dasein durch unaufhörliches Schreien und Herumschwärmen verraten. Sein Flug ist leicht, geräuschlos und schwankend, meist niedrig, obwohl er sich zuweilen des Abends auch sehr hoch in die Luft schwingt.

Sein gewöhnliches Geschrei ist ein weit hörbares, gedämpftes „puh, puh, puuh — hu", oder wie andere ausdrücken: U=hu, woher er auch den Namen hat. Ein hohes Huh gleicht dem starken Jauchzen eines Betrunkenen und scheint der Paarungsruf. Diese Töne im einsamen Walde oder in der Nähe verödeter Burgruinen, wo das Echo schaurig wiederhallt, ausgestoßen und schnell wiederholt von mehreren Uhus, haben unstreitig in dem Zeitalter des Aberglaubens und der Unwissenheit die Veranlassung zu der Sage vom wütenden Heer, vom wilden Jäger und seinen Zügen, nebst dessen schrecklichen Vorbedeutungen gegeben, und es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn solche grauenhafte Stimmen, die bald dem Klaffen und Heulen von Hunden, bald dem Jauchzen Betrunkener, dem Wiehern der Pferde, dem Wehklagen verunglückter Menschen gleichen, einem mit der Ursache dieser Töne Unbekannten Furcht und Schrecken einjagen und den Glauben an Gespenster befördern. Diesen Lärmen hört man hauptsächlich im Anfange des Frühlings, zur Paarungszeit.

Dieser große Raubvogel begnügt sich nicht, nur Frösche, Eidechsen, Mäuse, Schlangen und Käfer zu seiner Nahrung zu fangen, er raubt auch Hirsch= und Rehkälber, Hasen, Auer=, Birk=, Wald= und Feldhühner, Fasanen, Krähen u. dgl. Die Rabenarten sind jedenfalls eine bevorzugte Speise, was wir ihm übrigens nicht ins Schadenregister setzen wollen, denn diese kühnen Allerweltsvögel haben von Raubvögeln überhaupt wenig Abbruch und vermehren sich fast schreckenerregend. Der kräftige Uhu aber holt die Krähen nachts von den Bäumen und in den Walddörfern von den Dächern, wodurch oft ein fürchterlicher Lärm unter denselben entsteht. Den kleinen Tieren knickt er den Kopf mit dem Schnabel zusammen, bei größeren reißt er ihn ganz ab und verzehrt sie nun auf einmal oder stückweise, je nach deren Körperumfang. Ganz große Beute, wie Auerhähne, Hasen und Rehkitze verzehrt er nicht mit Haut und Haar, sondern zieht die Haut am Bauche weg, frißt die Eingeweide heraus, und was er nicht bewältigen kann, schiebt er, ordentlich zusammengelegt, in einen finstern Winkel zu einer späteren Mahlzeit. Im Winter geht er auch auf das Aas. Die bedeutenden Knochenstücke, sowie die mitverschluckten Haare oder Federn wirft er in länglichen Ballen als Gewölle wieder aus. In den ungarischen und serbischen Niederungen, der Donau entlang, soll er sich vorzugsweise von Zieselmäusen ernähren, und dort gilt er keineswegs für besonders schädlich, wie bei uns.

In der Gefangenschaft erhält man den Uhu mit allerlei Geflügel, toten Tieren und sonstigen Fleischabfällen, wovon man ihm täglich so viel giebt, als etwa eine Krähe beträgt. Er ist imstande, sehr viel auf einmal zu verzehren, kann aber auch in der Not einen halben Monat Hunger leiden; übrigens ist es nicht ratsam, ihn zu lange hungern zu lassen, es bekommt ihm weit besser, geregelt und mäßig gefüttert zu werden. Wenn er Schlachtfleisch erhält, mischt man Hühner= oder Taubenfedern und Hasenhaare darunter, um Gewöllbildung zu fördern. Wasser bedarf er zum Trinken und zum Baden. Seinen Aufenthalt weist man ihm an einem abgelegenen, weder zu hellen, noch zu finstern Platz an, geräumig genug, um das Verstoßen der Flügel= und Schwanzfedern zu verhindern, wo er nicht oft gestört wird und wo die stinkenden Rudera seiner Mahlzeiten nicht inkommodieren. In Gefangenschaft greift er zu ihm gesperrte, ausgewachsene Katzen an und tötet sie. Sogar Füchse sollen nicht vor ihm sicher sein. Solche Uhu, welche alt in Gefangenschaft kommen, bleiben meistens wild und sind gegen den Futterherrn wie gegen Fremde feindselig, speien vor Zorn Gift und Galle und es gehört sehr viel Geduld dazu, einen solchen Strolch einigermaßen zu kultivieren. Vielleicht wäre auch bei diesem Kobold das gleiche Mittel anzuwenden, wie bei der Zähmung des Habichts angegeben, nämlich ein dreitägiges Wiegen im Reife bei Tag und Nacht ohne Unterbrechung. — Jung aufgezogen wird er erträglich zahm, obwohl es Individuen mit gut= und bösartigen Gesinnungen unter ihnen giebt. Dagegen kann ich dem Leser mehrere Fälle mitteilen, daß Uhupaare in Gefangenschaft gebrütet und ihre Jungen gut aufgebracht haben. So z. B. einen Fall im westfälischen zoologischen Garten in Münster, wo eine Brut in Gefangenschaft glücklich durchgebracht wurde. In einem verhältnismäßig kleinen Behälter des zoologischen Gartens befand sich ein Nestpaar. Am 27. März 1885 legte das Weibchen das erste Ei, einige Tage später das zweite, beide in einer Vertiefung auf dem Boden. Die Niststelle wurde durch einen Bretterverschlag geschützt, nachdem der Uhu längere Zeit am Brüten war. Am 3. Mai wurden Eierschalenreste beobachtet, woraus zu schließen, daß die Jungen ausgeschlüpft waren. Bei dem Brutgeschäft waren also 34 Tage verflossen. Erst am 8. Mai verließ das Weibchen die Jungen, aber nur ganz kurze Zeit. Dasselbe wurde vom Männchen fleißig gefüttert und letzteres schleppte ihm alle guten Bissen, Kaninchen, Vögel und Mäuse zu, während es selbst mit Pferdefleisch vorlieb nahm. Die Töne, womit sich Frau Uhu mit ihren Jungen unterhielt, erinnerten an das Glucksen einer Henne und lauteten: „tucke,

tucke tucke tucke“, 3—5mal, dann wohl ein dumpfes „huhu“. So ziemlich die gleichen Laute ließ auch das Männchen für seine Brut hören. Zum Füttern lüftete das Weibchen die Brustfedern und die Jungen steckten ihre Köpfe hervor. Kleine Fleischstückchen wurden den Jungen in den Schnabel gesteckt. Diese ließen dabei leise piepende Töne hören, wie „wipe, wipe, wipe“. Am 24. Mai wagte es ein kleiner Uhu, der schon etwa 25 cm hoch war, hervorzuwatscheln, was freilich noch unbehilflich geschah und einen komischen Anblick gewährte. Einen Sperling, den er vor sich liegen sah, erfaßte er sofort, würgte ihn aber mit Mühe hinab. Dann begab er sich wieder zur Mutter zurück. Von nun an wurden aber Wanderungsversuche häufiger angestellt. (Mitgeteilt von Prof. Landois in Münster, Cab. J. 1885, S. 407.) Auch im Stuttgarter Tiergarten des Herrn F. Nill wurden schon einigemal junge Uhu gezüchtet und aufgebracht. Ebenso führt Brehm einige Fälle an, daß Uhupaare in Gefangenschaft Junge gezüchtet haben. Das stolze Motto, welches wir von Buffon in der Einleitung für die Raubvögel beigesetzt haben: „Der Raubvogel brütet in Gefangenschaft nicht; er zeugt keine Sklaven!“ können wir also für die Eulen nicht gelten lassen, welche sich doch herbeilassen: „Sklaven zu zeugen!“ Wir müssen es notgedrungen auf die Tagraubvögel beschränken, wenn es anders durch spätere Versuche nicht auch noch hinfällig wird. — Ein frisch ausgehobener junger Uhu, welcher von einem Förster angefesselt worden war, wurde durch zwei volle Monate von seinen Eltern ernährt. Hasen, Ratten und vielerlei Waldvögel nebst Enten waren die Leckerbissen, welche sie herbeischleppten. — Eine Fischerfamilie, welche in den Sümpfen Galiziens einen Horst kannte und ausbeutete, lebte geraume Zeit von den Wasservögeln, besonders von Enten, welche dieser arge Räuber im Uebermaß seinen Jungen zuschleppte. Ratten und Mäuse ließ der Fischer den Jungen, das bessere Wild nahm er mit nach Haus und stellte sich gut dabei. E. v. Homeyer fand in einem Uhuhorst, in welchem sich zwei halberwachsene Junge befanden, noch folgende Tiere frisch und unversehrt, nachdem die Jungen sich bereits vollgekröpft: zwei halberwachsene Hasen, einen Kibitz, eine Bekassine und zwei Ratten. Kibitz und Bekassine waren offenbar vom Nest gegriffen. (E. v. Hom., Nutzen und Schaden der Säugtiere und Vögel.)

Wenn man den

Uhu auf der Krähenhütte

benutzt, so wählt man dazu besonders die Männchen, welche zwar kleiner als die Weibchen sind, aber viel lebhafter und aufmerksamer markieren. Namentlich sind die jungen Vögel weit mehr wert, als die alten. Junge Vögel, welche an die heftigen Attacken der Raubvögel noch nicht gewöhnt, deshalb ängstlicher sind, markieren so vortrefflich, daß das menschliche Auge den in den höchsten Lüften gleich einem Punkte schwebenden Vogel kaum zu entdecken im stande sein würde, wenn ihn nicht des Uhu unglaublich scharfes Auge durch seine eigentümlichen Manieren zuvor angezeigt hätte. Solche junge Vögel blähen dann das Gefieder zu einer unförmlichen Größe auf, halten den Kopf nieder, während sie scharf in die Höhe blicken, knacken oft mit dem Schnabel, während alte Vögel viel gleichgültiger sind und kaum die ganz in die Nähe der Hütte gekommenen Vögel anzeigen. Je näher der kommende Raubvogel heranzieht, desto höher erhebt der Uhu seinen Kopf nach demselben. Bei dem Stoß großer Raubvögel legt er sich nicht selten auf den Rücken, um mit seinen mächtigen Klauen desto besser zugreifen zu können. Es kommt auch vor, daß die sitzende Eule eine kurze Strecke weit dem angreifenden Vogel entgegen fliegt und mit den Krallen nach ihm haut. — Jeder Raubvogel hat besondere Manieren beim Attackieren. Manche schießen mit größter Schnelligkeit hin und her, hinauf und herab, und verschwinden oft pfeilschnell wieder aus dem Gesichtskreise. Andere fahren im raschen Stoß auf den Uhu herab und umkreisen denselben dann in eulenartigem Fluge, oder stehen sogar momentan still. Am schnellsten und unstätesten attackieren Aquila haliaetus, Buteo lagopus, B. desertorum, B. vulgaris, Falco peregrinus und F. aesalon. Auch Milvus regalis und B. apivorus stößt sehr heftig auf den Uhu. Regelmäßig herabstoßend und dann oben sich drehend ist F. tinnunculus. Ein Habicht attakkiert sehr heftig und anhaltend, und steht, mit den Flügeln rüttelnd, oft dem Uhu so nahe, daß man nicht schießen kann, ohne den Uhu zu gefährden. Auch bäumt der Habicht, sowie der Gemeine Rabe, gern auf. Die Weihen sind untertags ziemlich gleichgültig gegen den Uhu und ziehen baldigst wieder ab. Anders aber benehmen sie sich, wenn der Uhu noch abends bei der Hütte sitzt. Dann stoßen die Weihen so lebhaft wie andere Raubvögel. Einige schreien beim Angriff, besonders die Raben, andere geben keinen Laut von sich. Immer aber gehört ein sicherer Schütze dazu, um die pfeilschnellen Raubvögel auch auf der Krähenhütte zu erlegen. (Mittlg. von Leopold v. Krieger.) — Man kann den Uhu aber auch anders verwenden, wenn man ihn nämlich in der Nähe der Horste von Palumbarius, Nisus, Peregrinus u. s. w. aufstellt, wo man dann ohne Mühe die stoßenden Raubvögel erlegen kann. Beim Einfangen desselben für die Krähenhütte muß man schnell nach beiden Füßen gleichzeitig greifen, weil in diesen, wie bei den meisten Raubvögeln, seine größte Kraft liegt. Sind einmal die Fänge in Sicherheit, so ist der

Vogel ziemlich unschädlich gemacht. Zum Schutz kann man starke Handschuhe anziehen, sowie auch die nadelspitzen Krallen etwas abzwicken und stumpf raspeln.

Er ist als scheuer, vorsichtiger Vogel schwer zu erlegen. Ist man im stande, sein Versteck auszuspähen, in dem er sich bei Tage verborgen hält, so läßt er sich hier noch am ehesten beschleichen. Um seiner lebendig habhaft zu werden, muß man die Jungen oft mit Lebensgefahr aus Felsenklüften und altem Gemäuer hervorholen. Die Alten verteidigen ihre Brut aufs heftigste, selbst erwachsene Menschen werden von ihnen angegriffen, und dies giebt Gelegenheit sie abzuschießen, wenn man sich ihrer entledigen will. Wenn man die Jungen eingittert und gut gerichtete Fallen dabei stellt, wie es beim Habicht angegeben, kann man die Alten auch lebend in seine Gewalt bringen.

Für die Wildbahn ist er ein schädlicher Raubvogel, denn er schleppt während der Brütezeit seinen Jungen eine unglaubliche Menge von nutzbarem Wildbret zu; daher werden seine Fänge mit einem guten Lösegeld bezahlt. Er wurde früher zur hohen Jagd gerechnet.

Die Wald-Ohreule. Strix otus, *Linné*.

Taf. 26, Fig. 4.

Kleiner Uhu, Gemeine, Kleine und Rotgelbe Ohreule, Hörnereule, Gold-, Fuchs- und Katzeneule, Horneule. — Otus, et Asio, alte Aut.; — Noctua aurita, *Will. et Ray*; — Str. otus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *M. & W.* 1810; *Naum.* 1822, 1860; — Bubo asio, *Briss.*; — O. albicollis, *Daud.*; — B. otus, *Sav.* 1809; — Otus asio, *Leach.* 1816; — Otus otus, *Cuv.* 1817; — O. vulgaris, *Flemm.* 1822; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — O. europaeus, *Steph.* 1824; — Asio otus, *Less.* 1828; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — O. sylvestris, *Br.* 1831; — Aegolius otus, *K. & Bl.*; — O. verus, *Finsch* 1870.

Diese Eule ist ein Uhu im Kleinen, der Schleier ist aber vollständiger, fast kreisrund; der Schwanz ist auch verhältnismäßig länger, und die 2. Schwinge die längste. Sie hat Aehnlichkeit mit der Sumpfohreule, besonders jung, deshalb achte man auf die Kennzeichen.

Kennzeichen. An jedem Federbusche sind 6 Federn, welche sich durch ihre Größe auszeichnen; der Schnabel ist schwarz, die Iris pomeranzengelb; Augenkreis nach innen dunkelbraun, nach außen rostgelb; Ohrfedern meist mit breiter schwarzbrauner Spitze; der Körper oben rostgelb und weiß, mit grauen und schwarzbraunen Flecken und feinen Zeichnungen; die Brust hellrostgelb mit schwarzbraunen Pfeilflecken und Längsstreifen, die auf ihren beiden Seiten in 4—6 feine schwarze Querwellen ausgehen; die 2 mittlern Schwanzfedern mit verwischten gesprenkelten Augenflecken; die 1. Schwinge kürzer als die 4. Die sehr große Ohrmuschel erstreckt sich in einem Halbzirkel vom Schnabel bis auf den Oberteil des Kopfes, und hat vorn einen häutigen Deckel. Schwingenzahl 24.

Länge 34,5 cm, Flügelbreite 88 cm, Schwanzlänge 13 cm, Schnabellänge im Bogen 3 cm, Höhe des Laufs fast 5 cm. Scheint wegen des lockeren Gefieders einer Krähe gleichzukommen, ist aber dem Rumpfe nach nicht so groß.

Beschreibung. Die Federohren sind sehr groß und etwa 3,5 cm lang; die Farbe derselben schwarzbraun, auf der äußern Seite rostgelblich, auf der innern weiß eingefaßt; die Flügel etwas länger als der Schwanz. Von oben ist der Körper rostgelb und weiß, mit schwarzbraunen und grauen Flecken und feinen Zeichnungen, in Linien und Punkten bestehend; die Schwingen und Schwanzfedern sind gebändert. Die ganze untere Seite ist hellrostgelb mit schwarzbraunen Pfeilflecken und Längsstreifen, welche sich in Zickzacklinien verlaufen. — Der Schnabel ist schwarz; die Augensterne pomeranzenfarben; die Füße sind mit rostgelblichen flaumartigen Federn bedeckt; die Zehensohlen graugelb, die Krallen schwärzlich. — Das Weibchen ist etwas größer und düsterer gefärbt.

Sie variieren in Größe, sowie in heller und dunkler Färbung ziemlich bedeutend, aber nicht bis ins Unkenntliche.

Sie bewohnt die Waldungen Europas bis zur Mitte Schwedens (64. Gr.) und Asien in der gleichen Breite bis China und Japan. In Süd-Europa seltener und wie es scheint nur auf dem Zuge. Nach Heuglin nicht selten im Winter in Egypten; auch auf den Kanaren und in Madeira. In Deutschland ist sie überall bekannt, fast gemein, wo es nicht an Waldungen fehlt. Sie bewohnt Nadel- und Laubwälder, besonders wenn sie recht düster und finster sind und viel Unterholz haben. Bei Tag sitzt sie in dichtbelaubten Bäumen, oder im Winter, wenn kein Laub mehr auf den Bäumen ist, in Nadelholzbäumen, auf einem starken Aste dicht am Stamm, und schläft. Sehr gern versteckt sie sich in dichten, nicht zu kleinen Kiefernsaaten; während sie es vorzieht, im entblätterten Laubholze lieber auf dem Boden, an die Stämme angedrückt, auszuruhen. Sie ist ein Strichvogel und zieht in dieser Zeit guten Futterplätzen nach, d. h. wo es viel Mäuse giebt, und ist während dieser Zeit recht gesellig; man findet dann größere oder kleinere

Truppen von 10 Stück bis zu 50 und 100, auf einem kleinen Raum beisammen, oft 8—10 Stück auf einem Baume versammelt. Auch auf freiem Felde trifft man zuweilen solche wandernde Truppen an, welche dann unbeweglich wie Pflöcke zwischen den Schollen stehen bleiben und erst in nächster Nähe dem Ankommenden ausweichen, langsam weiterziehen und sich auf einem kleinen Raum immer wieder zusammenfinden.

Diese Eulen brüten gewöhnlich in verlassenen Krähen-, Raubvogel-, Wildtauben- und Eichhörnchennestern; hat das Weibchen ein solches in Beschlag genommen, so legt es ohne weiteres etwa 4, auch 5, 6 und selbst 7 rundliche, weiße Eier hinein, welche es drei Wochen allein bebrütet; während dieser Zeit wird es vom Männchen reichlich mit Nahrung versehen. Die Eier findet man Ende März oder im April. Sie sind 4 cm lang und 3,2 cm breit und etwas rauh anzufühlen. Nach A. Walter findet man selbst noch im Sommer bis Ende Juli besetzte Horste. Den Horstplatz verrät das Männchen durch vieles Geschrei: huihui, sowie durch klatschendes Schlagen mit den Flügeln. Es hält treue Wacht und die Annäherung eines Feindes verkündet es, nach Pastor Brehm, mit lautem: „wau wau".

Die Jungen sehen anfangs weißlich aus; wenn der Flaum aber größer wird, bekommt er eine bräunlichgraue, mit dunkeln Wellenlinien durchzogene Farbe, das Gesicht wird schwarzbraun und an der Stelle der Federohren stehen zwei Dunenbüschel; es scheint dann in diesem Alter, als hätten sie eine Perücke auf dem Kopfe. Ihre Stimme ist ein kreischendes „kuuk", nach dem Ausfliegen ein helles gezogenes „pfieb", welches dem Ruf eines jungen Rehes außerordentlich ähnlich ist. Die Alten sind sehr besorgt für ihre Brut, weshalb immer nur eines nach Futter wegfliegt, das andere aber zum Schutz zurückbleibt. Man erzieht sie mit gutem Fleisch, Kalbs- oder Hammelsherz, das man in kleinen Stückchen giebt und reichlich mit Ameiseneiern, frisch oder gedörrt, bestreut, bis sie das Dunenkleid verloren haben. Dann kann man jede Fleischsorte füttern, streut aber Hasenhaare und kleine Taubenfedern darauf, um Gewöllbildung zu fördern. Bei schlechtem Futter, noch mehr aber bei Erkältungen, werden sie lahm an den Füßen. Durch ihr vieles Kreischen, das im Walde weithin tönt, verraten die hungerigen Jungen sehr häufig das Geheimnis ihres Horstes.

Ihre Nahrung besteht in Wald-, Feld-, Spitz- und Wassermäusen, Maulwürfen, Fröschen und großen Insekten, auch jungen und alten Vögeln bis zur Größe eines Rebhuhns, welche sie im Schlafe überraschen können. — Sie hat einen langsamen, geräuschlosen und schwankenden Flug; ist nicht wild, daher ziemlich leicht zu zähmen; im Frühjahr an schönen Abenden läßt sie ein hohes, gedehntes, nicht unangenehmes „huug!" hören, das am Ende um einen halben Ton steigt und durch Fistelruf oder Pfeifen nachgemacht werden kann; eine andere Stimme ist ein hohles, dumpfes „wumb, wumb". Sonst hört man noch ein Knappen mit dem Schnabel und ein Fauchen wie bei andern Eulen. — Man kann sie auch auf der Krähenhütte verwenden, um andere Vögel damit anzulocken. Gezähmte Ohreulen dieser Art vergnügen durch ihre possierlichen Gebärden mehr als irgend eine andere Ohreule und werden bei guter Pflege recht anhänglich.

Sie ist ungemein nützlich, denn ihr Hauptfutter sind doch Mäuse aller Art, deren sie eine sehr bedeutende Anzahl vertilgt, und sollte deswegen überall geschont werden.

Die Sumpf-Ohreule. Strix brachyotus, *Gmelin.*

Taf. 26, Fig. 5.

Gehörnte Sumpfeule, Kurzöhrige Eule, Rohr-, Bruch- u. Wieseneule, Schnepfeneule, Brandeule, Kohleule. Str. accipitrina, *Gm.* 1788 *ex Pall.*; — Str. brachyotos*), *Gm.* 1788 *ex Forster*; *Lath.*; *Temm.*; *Naum.* 1822, 1860; *Blas.* in *Naum.* 1860; — Str. arctica, *Sparrm.* 1786; — Str. palustris, *Bechst. ex Siemssen* 1791, 1805; *Br.* 1831; — Str. tripennis, *Schrank* 1798; — Str. caspia, *Shaw* 1800; — Str. aegolius, et ulula, *Pall.* 1811; — Str. brachyura, *Nils.*; — Otus brachyotus, *Steph.* 1824; *Gould*; *Kaup* 1852; *Gray* 1869; *A. Br.* 1882; — Brachyotus palustris (et galopagonensis), *Gould* 1837; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Aegolius brachyotus, *K. & Blas.*; *Heugl.* 1869; — Asio sandvicensis, *Blyth.* 1846; — Asio brachyotus, et accipitrinus, *Rchw.* 1882; — Brachyotus accipitrinus, *Mev.* 1886. — *) Der altgewöhnte Name wurde zur Ueberschrift gewählt.

Die Sumpfeule hat mit der vorhergehenden so viele Aehnlichkeit, daß sie oft mit derselben verwechselt wurde, aber auch wieder ihre standhaften unterscheidenden Merkmale. Die Federohren sind viel kleiner. Das Auge ist schön schwefelgelb, aber nicht pomeranzengelb; der Gesichtskreis um die Augen breit schwarz; am Unterleib die Flecken nicht gekreuzt, sondern einfache Längsstriche; die Flügel weit über den Schwanz hinausreichend. Wenn sie tot ist, hat man Mühe, die kleinen Federohren zu finden.

Kennzeichen: Die Federohren bestehen nur aus 2—4 sehr kurzen beweglichen Federn; der Schnabel samt Augenkreisen ist schwarzbraun, das Kinn ist weiß; die Iris schön hellgelb; der Oberleib ist rostgelb und weißlich mit groben Zeichnungen und dunkeln Flecken; der



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart.

Unterleib hellrostgelb mit einfachen dunkelbraunen Längsflecken und schmalen Schaftstrichen ohne Querzeichnung; auf der Unterseite der Flügel zwei schwarze Felder; die zwei mittlern Schwanzfedern mit scharfen rostfarbigen Augenflecken; Ohrfedern weiß mit feiner braungrauer Spitze; die 1. Schwinge größer als die 4., die 2. und 3. die längste. Die Ohrmuschel wie bei der vorigen, doch ist der Kopf etwas kleiner. Schwingen 24.

Länge 36 cm, Flugbreite 107 cm, Schwanzlänge fast 14 cm, Schnabellänge im Bogen 3 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm. Größe der vorhergehenden.

Beschreibung. Die nahe bei einander stehenden Federohren an dem etwas kleinen Kopfe bestehen nur aus 3—4 kurzen Federn; der schmale oben deutliche Schleier ist weiß, dunkelrostgelb, schwarz gefleckt und punktiert; der Oberleib ist rostgelb und weißlich mit dunkelbraunen Flecken und etwas groben Zeichnungen; die untern Teile sind schön hellrostgelb, welche Farbe nach dem Schwanz fast ganz in Weiß übergeht, mit schmalen Schaftstrichen und einfachen, dunkelbraunen Längsflecken; die Flügel sind mit dunkeln Querbinden durchzogen; der Schwanz ist rostgelb mit fünf dunkelbraunen Querbändern und weißen Endsäumchen. Der Schnabel und die Augenkreise schwarz; Kinn weiß; Augen schön gelb; die Befiederung der Füße und Zehen ist blaßrostgelb. — Das Weibchen ist etwas größer und schmutziger gefärbt. — Die Jungen sind viel dunkler, das Rostgelb röter; oben die Flecken öfter in Zickzacks verlaufend, unten mit einzelnen Pfeilflecken.

Diese Eule hat eine sehr weite Verbreitung, denn man findet sie fast in allen Ländern der ganzen Erde außer den Tropen. In unserem Erdteil ist sie als Brutvogel mehr im Norden innerhalb des Polarkreises, doch nicht auf Island; ebenso in Nord-Asien durch das ungeheure Gebiet der Tundra; desgleichen in Nord-Amerika. Im Winter zieht sie südwärts, kommt dann in Menge nach Süd-Europa, Nord-Afrika, Süd-Asien, und in Nord-Amerika bis zur Südspitze. Man hat sie bis jetzt zwar weder in Australien noch in Süd-Afrika gefunden, aber es läßt sich, nach A. Brehm, kaum annehmen, daß sie jenen Ländern ganz fehlen sollte. — Sie bewohnt niedrige, feuchte Felder, Wiesen und Sumpfpartieen, sitzt am Tage jederzeit auf der Erde, zwischen Pflanzen und Gesträuchen verborgen, und geht nur auf Bäume, wenn sie von der Erde verscheucht wurde. Während der Strichzeit, im März und September, bis in den Oktober hinein, sieht man sie am häufigsten und in größeren oder kleineren Truppen. Sie zieht gleichzeitig mit der Waldschnepfe; sobald sich die erstere zeigt, kann man sicher sein, daß man auch Sumpfohreulen findet. (Ornis 1887, S. 60.)

Von den vielen Sumpf-Eulen, die Deutschland durchwandern, bleiben nicht selten einzelne (zuweilen auch viele) Paare bei uns zum Brüten zurück. In dem mäusereichen Jahr 1857 brüteten, nach Blasius, in den Brüchen zwischen Elbe- und Saalezusammenfluß ungefähr 200 Paare dieser Eule; in andern Gegenden traf man sie zwar nicht in so bedeutender Anzahl, aber doch in mehreren Paaren brütend an.

Sie nistet im langen Wiesengras, im Rohr oder Schilf, im Haidekraut und anderen Gewächsen, meistens an der Erde, und es gehört zu den größten Seltenheiten, einmal ein solches Nest auf einem Baum zu finden. Die 4—6 weißen, fast runden Eier findet man im Mai; sie sind durchschnittlich 3,9 cm lang und 2,8 cm breit, etwas feiner, länglicher und wenig kleiner, als die der Wald-Ohreule.

Diese hübsche Eule ist nicht so lichtscheu wie die Wald-Ohreule, hat einen leisen, sanften, ziemlich schnellen Flug, und schwingt sich, aufgescheucht, auch zuweilen bei Tage sehr hoch in die Luft, wo sie einer Weihe auffallend gleicht, mit der sie auch sonst Uebereinstimmendes zeigt, denn entsprechend der im Hochsommer wenig geminderten Helligkeit der „Mitternachtssonne", schildert A. Brehm, jagt sie anders als die meisten Eulen, nämlich in viel bedeutenderer Höhe über dem Boden. Sie fliegt mit weit ausholenden Flügelschlägen, behält auch beim Rütteln diese Art Bewegung bei, eilt zuweilen in schnellem, fast gaukelndem Flug weiter, stellt sich wiederum rüttelnd fest, untersucht das unter ihr liegende Feld aufs genaueste und stürzt sich in mehreren Absätzen abwärts, um ihre Beute zu fassen, welche gewöhnlich in Lemmingen besteht. Ihre Stimme klingt nicht unangenehm, fast meckernd, wie: „käw — käw!"

Ihre Nahrung besteht aus allen Mäusearten, besonders Lemmingen, aus größeren Insekten, weniger auch aus Feld- und Sumpfvögeln. Da sie sehr viele schädliche Nager verzehrt, so müssen wir sie unter die allernützlichsten Vögel zählen, und jedem Schützen empfehlen, sie zu schonen.

Die Zwerg-Ohreule. Strix scops, *Linné.*

Taf. 27, Fig. 5.

Posseneule, Ohrenkäuzchen, Waldteufel; Krainische Eule. — Scops, *Aldr.* und andere alte Aut.; — Scops Aldrovandi, *Will. et Ray*; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Strix scops, *L.* 1758—66;

Gm.; *Bechst.*; *M. & W.* 1810; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; *Glog.*; — Str. giu, et carniolica, *Scop.* 1769; *A. Br.* 1882; — Str. pulchella, *Pall.* 1771; — Str. zorka, *Cetti* 1776; *Gm.*; — Scops ephialtes, *Sav.* 1809; — Scops vulgaris, *Ranz.* 1822; — Bubo scops, *Boje* 1822; — Ephialtes scops, *K. & Blas.*; — Asio scops, *Rchw.* 1882; — Scops giu, *Mev.* 1886.

Sie ist die kleinste Ohreule und dem Leibe nach nicht viel größer als eine Drossel. — R. B. Sharpe bildet für diese kleinen Ohreulen eine besondere Gruppe: Scops, *Sav.* 1809, und zählt im Ganzen nicht weniger als 25 Arten (mit 27 Abarten) hierher, wovon auf unsere Europäerin allein 8 Abarten entfallen. Die Verbreitung der Arten dieser Gruppe erstreckt sich aber auch über alle Erdteile.

Kennzeichen: Die Federohren, welche aus mehreren sehr kurzen Federn bestehen, können niedergelegt werden; die dünnen Läufe sind mit sehr kurzen Federchen besetzt, die Zehen nackt; die Augensterne sind gelb; der Schnabel dunkelbraunschwarz; die Färbung des Gefieders ist ein verwaschenes Gemisch von Grau, Weiß und Rostgelb, mit dunkeln Schaftstrichen und feiner Quersprenkelung; die Außenfahne der Schulterfedern mit großen rostweißlichen, scharfbegrenzten Flecken; die Flügel überragen den Schwanz; die 1. Schwinge gezähnelt, die 2. die längste. Schwingenzahl 23. Die Ohrmuschel fast wie bei andern Vögeln.

Länge 19 cm, Flugbreite 49 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge im Bogen 1,8 cm, Höhe des Laufs 2,8 cm.

Beschreibung. Die Flügel sind etwas länger als der Schwanz. Der Schleier ziemlich deutlich, rostfarben. Von oben ist die Grundfarbe graubraun, von unten grauweiß; die ganze Färbung aber ein Gemisch von Grau, Weiß und Rostgelb mit braunen und schwarzen, sehr feinen Zeichnungen, die man aber nur in der Nähe bemerkt. Die Schwingfedern haben rostgelblichweiße Querbinden; der Schwanz ist hellgraubrau, dunkler bespritzt, mit 5 hellrostgelblichen, noch oben schwarzbraun eingefaßten Querbinden. — Der Schnabel ist dunkelbraun; die Iris schön gelb; die schwächlichen Füße sind an den Läufen mit kurzen, graulich rostgelben Federchen dicht bekleidet, die nadelspitzen Krallen bräunlichgrau, vorn schwarz. — Das Weibchen ist etwas größer und stärker, das Gefieder hat hellere Farben.

Diese kleine Eule ändert sehr ab, sowohl in Größe als in Färbung ins Hellgrauliche, Bräunliche oder Rötliche. Manche in freien Gegenden lebende Individuen sind viel heller, während andere in schattigen Wäldern der heißen Landstriche lebende viel schöner und dunkler gefärbt sind. Es giebt auch Exemplare, welche noch um mehrere Centimeter kleiner oder auch größer sind, als oben angegeben.

Unsere Art bewohnt das mittlere und südliche Europa und nach Brehm einen großen Teil Afrikas. England liegt ihr schon zu nördlich. Selten und nur in einzelnen Paaren auf einigen Rheininseln, etwas häufiger in Steiermark, Tirol, Kärnten, Krain (Carniolica), Kroatien, in den Wäldern Ungarns; in der Dobrudscha im Walde gemein; ziemlich häufig in Spanien, Süd-Frankreich; dies noch mehr in Italien, in der Türkei und in Griechenland. In letzterem kommt sie am häufigsten auf der Insel Naxos vor, wo sie in den Rüstlöchern der Häuser brütet, und auch auf der Insel Corfu soll sie während des Sommers sehr gemein sein. In Nordost-Afrika, nach Heuglin, einzeln und paarweis in waldigen Gegenden und Gärten; nach Brehm in den obern Nilländern niemals paarweise, wohl aber in zahlreichen Gesellschaften auf dem Zuge. Nach den vielen Abarten zu schließen, kommt diese kleine Eule aber in viel entlegeneren Ländern vor, nämlich am Kap der Guten Hoffnung, in Turkestan, auf den Malayen, in Japan; selbst in Australien und Amerika. Die Zugzeit fällt auf das Ende des März und in den April, im Spätjahr auf den September und Oktober. — Sie liebt ebene und gebirgige Orte, waldige und felsige, zuweilen kahle Felsenkessel mit vielen Schluchten ohne Gehölz. In Spanien hält sie sich, nach A. Brehm, in ebenen, mit einzelnen Bäumen bestandenen Gegenden auf, namentlich in Feldern und Weinbergen, Gärten, Alleen und Parken. Sie sitzt in Höhlen oder auf dicht belaubten Bäumen, scheut die Menschen nicht, hält sich aber am Tage gut verborgen, dicht an einen Baumstamm gedrückt, oder auch zwischen Laub versteckt, ganz ruhig, sodaß nur ein Zufall sie in Sicht bringt. Erst nach Sonnenuntergang sieht man sie in gewandtem, mehr falken- als eulenartigem Fluge niedrig über dem Boden jagen.

Ihre 3 bis 5 Eier, welche man im Mai findet, sind beinahe rund, von Farbe weiß, und liegen in einer Baumhöhle oder in Felsenspalten. Sie sind kaum 3 cm lang, volle 2,5 cm breit, feinkörnig, glatt und etwas glänzend. In der Schweiz und im südlichen Deutschland trifft man sie bisweilen brütend, vom nördlichen ist indes kein Beispiel dieser Art bekannt.

Diese schön gezeichnete kleine Eule macht die drolligsten Posituren, legt ihre Federöhrchen spielend auf und nieder, und hat einen leisen, schwankenden, aber ziemlich schnellen Flug. Wenn sie getötet ist, fallen die kurzen Federohren nieder und müssen dann mit Mühe gesucht werden, so daß man sie leicht für ungeöhrt halten könnte. An schönen Frühlingsabenden läßt sie ein sonderbares, angenehm melancholisches Konzert hören, zwischen welches sie ein oft wiederholtes Pfeifen mischt; ein solcher Eulengesang nimmt sich um so komischer aus, als er nicht selten von dem Gequacke unzähliger Frösche begleitet wird. Ihr Ruf klingt wie das Wort „giu, giu";

dann hört man noch einen Laut, welcher deutlich wie „tot tot tot" klingt, deshalb heißt sie in der Schweiz Totenvogel; von den Jungen hört man ein Zischen.

Die Jungen, welche leicht zu zähmen sind, kann man zum Fange kleiner Vögel mit Leimruten gebrauchen, weil sich solche durch diese Eule anlocken lassen, um Neckereien auszuüben. Man füttert sie mit klein zerschnittenem Fleisch, das man reichlich mit Ameiseneiern bestreut, wobei sie gesund bleiben. In einem geräumigen Käfig, den man reinlich hält, nehmen sich diese Eulen ungemein niedlich aus und verweise ich die Liebhaber auf das bei der Sperlingseule Bemerkte. Herr Alexander Bau in Berlin erhielt für lebendig ausgestellte Zwerg-Ohreulen einen Preis. Gef. Welt 1876, Nr. 32.

Ihre Nahrung besteht aus kleinen Wirbeltieren, Mäusen, Vögeln, aber auch aus Insekten, Käfern, Grillen, Heuschrecken u. a. Durch Vertilgung der schädlichen Feld- und Waldmäuse wird sie besonders nützlich und sollte daher überall geschont werden.

3. Gruppe: Kauz. Syrnium, *Sav.* 1809.

Ulula, *Barrère* 1745; *Cuv.* 1817; — Athene et Glaucidium, *Boje* 1822, 1826; — Aluco, *Kaup* 1829; — Nyctale, *Br.* 1828. — Der Kopf groß und rund, ohne Federohren; der Schwanz kurz, nur wenig über die Flügel hinausragend; die 3. bis 5. Schwinge am längsten. Das Gefieder bei den meisten Arten weich und locker, Läufe und Zehen befiedert, Farbe des Auges verschieden, gelb oder dunkelbraun, was für die Arten charakteristisch ist. Für die Gruppe „Syrnium" zählt Sharpe in seinem Katalog von 1875 etwa 30 Arten, wovon hier: 4 Arten.

Der Waldkauz. Strix aluco, *Linné.*

Taf. 26, Fig. 6.

Nachteule, Waldeule, Knappeule, Knarr- und Zischeule, Gemeine Eule, Große Baumeule, Nachtkauz, Graue, Rote Buscheule. — Ulula, Strix, et Aluco, alte Aut.; — Str. cinerea, *Ray*; — Noctua major, *Frisch*; — Str. aluco, graue Var., *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; *Glog.*; — Str. stridula, rötl. Var., *L.* 1758—66; — Str. sylvestris, et rufa, *Scop.* 1769; — Syrnium ululans, *Sav.* 1809; — Str. stridulum, *Steph.* — Syrn. aluco, *Boje* 1828; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1889; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Al. aluco, *Kaup*; — Ulula aluco, *K. & Blas.*; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886.

Der Waldkauz gehört bei uns zu den größern Eulen, und ist an dem auffallend großen Kopf, an den großen dunkeln Glotzaugen und den blaßrötlichen Augenlidern sofort zu erkennen. Die Grundfarbe des Gefieders ist entweder aschgraubräunlich, oder auch rotbräunlich. Das Gefieder ist weich und locker, was ihn scheinbar noch größer macht, als er es wirklich ist.

Kennzeichen: Der Kopf ist groß, der Schnabel blaßgelb, die Iris dunkelbraun; an den Schulterfedern steht eine Reihe birnförmiger, weißer Flecke; der Unterleib hat auf hellem Grunde braune Schaftflecken, welche auf beiden Seiten in feine quere Zickzacklinien auslaufen; der Oberleib mit abgebrochenen Wellenlinien, vielen Punkten und unordentlichen Flecken von dunkler Farbe; Füße grauweiß gefiedert mit feinen dunklen Querfleckchen; der kurze Schwanz abgerundet, 3 cm vorragend, durchgängig fein bespritzt und gesprenkelt mit 6—8 erloschenen dunkeln Querbinden auf der Innenfahne; die Schwingen bis zur 6. gewimpert, die 4. am längsten, die 6. außen schwach verengt. Meist 23 Schwingen. Die Ohrmuschel ist eine ovale Höhle, welche nur die Hälfte der Schädelhöhle einnimmt.

Länge 39,5 cm, Flugbreite 95 cm, Schwanzlänge 17,8 cm, Schnabellänge im Bogen 3,6 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm. Sieht größer aus als eine Krähe.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. — Der Schnabel ist stark und blaßgelb; die Wachshaut grünlichgelb, der Augenstern schwarzbraun mit blauschwarzer Pupille; das Augenlidrändchen ist blaßrot; die Füße sind mittellang, kräftig, und beinahe bis an die Klauen mit wolligen Federn bekleidet, die Krallen ziemlich groß und nadelspitz, graugelb und spitzewärts schwarz. — Das Weibchen ist etwas größer und dicker, auch die Grundfarbe mehr rotgrau, statt weißgrau wie beim Männchen. — Die Grundfarbe ändert überhaupt bei diesen Eulen oben vom bräunlichen Aschgrau durch helles Rotbraun bis zu Fuchsrot, unten vom Grauweiß bis zu rötlichem Rostgelb. Wie sehr sie aber auch variiert, so bleibt doch bei der Mehrzahl, namentlich bei jungen Vögeln, die Rostfarbe die vorherrschende; auch sind die Weibchen meistens mehr rot, als die Männchen. Uebergänge von der roten zur grauen Färbung finden sich selbst unter den Jungen einer Brut. — Bemerkt mag hier werden, daß in Rußland immer die graue Färbung, nie die rote vorkommt, welch letztere in den mitteleuropäischen Ländern ziemlich häufig ist.

Der Waldkauz ist eine Spezialität für Europa, denn er überschreitet nur nach Osten hin einigermaßen dessen Grenzen, welche — wie es scheint — mit Klein-Asien, Syrien und Palästina abschließen. Nordwärts geht er mit der Waldgrenze; aber auch für die südlichen Länder unseres Erdteils wird er als eine seltene und vereinzelte Erscheinung bezeichnet. In Mittel-Italien ist er noch häufig, ebenso in den österreichischen Staaten und in den Wäldern der untern Donau. In Deutschland ist er, wenige waldarme Striche abgerechnet, allenthalben gemein. Er bewohnt einsame, alte Laub- und Nadelwaldungen im Gebirge wie in der Ebene, um so lieber, wenn es viele hohle Bäume darin giebt. Während der Strichzeit, im Spät- und Frühjahr, kommt er auch in kleinere Feldhölzer, in große Baumgärten bei Dörfern, selten in ein abgelegenes Gebäude oder in eine Ruine; noch seltener aber in bewohnte Gebäude. Solange die Bäume belaubt sind, sitzt der Waldkauz gern zwischen dicht belaubten Aesten; im Herbst und Winter dagegen benützt er lieber Baumhöhlen, und wenn er eine passende gefunden hat, hält er an einer solchen mit Zähigkeit fest und läßt sich nicht leicht daraus vertreiben.

Im März, bei guter Witterung oft schon frühzeitig, machen sie Anstalt zur Brut, was sie im Wald durch heftiges Rufen und Schreien anzeigen. Man findet den Horst in weiten Baumhöhlen und da, wo es an solchen fehlt, nehmen sie mit einem verlassenen Raubvogel- oder Rabennest vorlieb, in welche sie etwas Moos, Geniste und Federn eintragen, noch öfter aber ohne alle Unterlage 3—4 und 5 weiße, rundliche Eier legen, welche drei Wochen bebrütet werden. Diese sind meistens 4,5 cm lang und 3,9 cm breit, der Bauch nicht ganz in der Mitte, das Korn viel feiner als bei denen des Uhu, mit etwas Glanz. Für ihre Jungen hegen diese Eulen eine rührende Liebe, was man an ihrem Hin- und Herflattern und dem heulenden Gewinsel wahrnehmen kann, wenn man ihnen jene nimmt. Sie setzen dabei ihre Sicherheit aufs Spiel und greifen selbst zuweilen erwachsene Menschen an. Die Jungen sind mehrere Tage blind und ihre roten Augenlider sehen aus, als ob sie geschwollen wären; ihre Bekleidung sind graulichweiße Dunen. Sie wachsen sehr langsam, sitzen lange im Neste, und wenn sie ausgeflogen sind, noch neben demselben, wo sie fleißig von ihren Eltern gefüttert werden, die sie auch gegen ebenbürtige Feinde mutig verteidigen.

Der große Kopf macht diesen nächtlichen Raubvogel sogleich kenntlich, der samt der Schleiereule einer der lichtscheuesten Vögel ist; trotzdem weiß er sich aber auch am Tage so geschickt zu bewegen, daß er bei Störungen ohne Anstoß durch das Dickicht fliegt. Sein Flug ist leicht und schwankend, ganz geräuschlos, was die gefranzten Schwingen und die weichen Konturen des Gefieders bewirken, aber nicht besonders schnell. Bei Nacht ist übrigens der Waldkauz mutig genug, selbst einen Bussard zu überfallen, und ihn mit heftigen Stößen zu ängstigen und zu verjagen, zumal in der Nähe seines Horstes oder seines Schlafbaums. Seine Pantomimen sind die gleichen, wie man sie an andern Eulen bemerkt: er wiegt den dicken Katzenkopf hin und her, faucht und knackt mit dem Schnabel, winkt mit den Augenlidern und sträubt das Gefieder auf. Die gewöhnlichste Stimme ist ein heiseres „*kräh!*". Während der Paarungszeit hört man aber ein lautes „*hu, hu, hu, huhuhuhuhu*", das dem Jauchzen eines Betrunkenen gleicht; auch locken sie sich: „*kühitt, kühitt!*" — Seine **Nahrung** sind alle Mäusearten, Maulwürfe, Frösche, größere Insekten, Raupen, auch Vögel, bis zur Größe einer Ringeltaube, und junge Hasen. Nach den Feldmäusen schwärmen sie beim Mondenschein viel auf den Feldern umher. Eigentümlich ist es, wie Prof. Liebe hervorhebt, daß er immer eine bestimmte Stelle, beziehentlich einen bestimmten Baum aufsucht, um Gewölle auszuspeien. In diesen Gewöllbutzen findet man aber meistens die Ueberreste von Mäusen. — Er ist, wenn man ihn jung erhält, leicht zu zähmen und wird dann recht zutraulich und gemütlich, besonders gegen seinen Futterherrn, dem er alle Liebkosungen erweist, die bei den Eulen gebräuchlich sind. Aber wie die meisten Eulen sitzt auch der Waldkauz stundenlang auf einem Fleck bewegungslos, zu einer Bildsäule erstarrt; das große Auge ist meist halb geschlossen und blinzelt nach irgend einem Gegenstand; fällt ihm etwas besonders auf, so reißt er die Augen auf, wiegt den großen Kopf rechts und links, um das Ding genau zu visieren, dazu wird auch tüchtig mit dem Schnabel geknackt, bis der Friede wieder hergestellt ist. Dieses Einerlei macht das Halten der Eulen nicht selten langweilig. Er scheut das Licht wenig, und wählt gern ein warmes sonnenbeschienenes Plätzchen, um sich daselbst zu wärmen. — Für die Krähenhütte taugt er nicht viel, denn er kauert sich mit geschlossenen Augen beständig nieder, bewegt sich nicht, und macht sich beim Anblick eines Raubvogels so klein wie möglich, drückt die Augen zu und denkt nicht an Gegenwehr, so daß Krähen und Raubvögel oft vorbeifliegen, ohne ihn zu sehen.

Der **Nutzen**, den uns diese Eulen gewähren, ist nicht von geringer Bedeutung, und man sollte, statt den Jägern die Fänge zu bezahlen, diese nützlichen Geschöpfe vielmehr beschützen und hegen, denn das wenige, was sie der Jagd schaden, ersetzen sie reichlich durch Mäusefang. Wenn man in Wäldern, wo es Eulen giebt, **Federhäufchen** gerupfter Waldvögel findet, so gehen diese

auf Rechnung des Habichts und Sperbers, welche ihre gefangenen Vögel rupfen; denn die Eulen verschlingen kleine Vögel samt Federn ganz, und rupfen überhaupt auch größere Vögel nicht viel.

Der Rauhfuß-Kauz. Strix Tengmalmi, *Gmelin.*

Taf. 27, Fig. 3.

Tengmalmskauz, Kleiner Waldkauz, Fichten-, Nachtkauz, Langschwänziges Käuzchen. — Str. noctua, Var., *Tengmalm* 1783; — Str. Tengmalmi, *Gm.* 1788; *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; — Str. dasypus, *Bechst.* 1791 (S. 371), 1805; *Br.* 1831; *Glog.*; — Aegolius Tengmalmi, *Kaup* 1829; *Rchw.* 1882; — Nyctale Richardsoni, *Bp.* 1838; — Nyct. Tengmalmi, *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; *v. Ries.* 1889; — Ulula funerea, *Schl.* 1844; — Nyct. Baedeckeri, *Br.* 1855.

Der Rauhfußkauz sieht dem Steinkauz zum Verwechseln ähnlich, ist aber sofort an der dichten und langen Befiederung der Füße zu erkennen, die beinahe an eine Puderquaste erinnern.

Kennzeichen: Der Schnabel und Augenstern ist gelb; der Schleier deutlich; Schwanz und Flügel sind länger als beim Steinkauz; der Schwanz schwach gerundet, 3 cm vorstehend, mit 5—6 schmalen weißen Querbinden auf dunklem Grunde, ohne feine Querzeichnung; die Füße und Zehenrücken dicht befiedert; die 3. und 4. Schwinge am längsten; die 2. und 3. gezähnelt; die 1. bis 3. verengt. Beim alten Vogel ist das Gesicht weiß, vor dem Auge eine schwarze Stelle; der Federnkranz weiß, hellbraun gefleckt; der Oberleib ist braun mit weißen Tropfenflecken, ohne feine Querzeichnung; der weiße Unterleib ist hellbraun gefleckt. Der junge Vogel ist einfarbig braun, nur Schwingen und Schwanzfedern haben weiße Fleckenbinden. Die Ohrmuschel ist so außerordentlich groß, daß man, wenn man den häutigen Deckel aufhebt, den Augapfel in seiner Höhle zur Hälfte sehen kann, was ebenfalls ein sofortiges unterscheidendes Merkmal ist. 23 Schwingen.

Länge 25 cm, Flugbreite 55 cm, Schwanzlänge 9,5 cm, Schnabellänge im Bogen 2,2 cm, Höhe des Laufs 3 cm. Größe des Steinkauzes.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. — Der Schnabel und die Wachshaut sind hellgelb; der Augenstern schön schwefelgelb; die Füße und Zehen sind bis an die schwarzen Krallen mit langen, dunenartigen, weißlichen Federn bekleidet. — Das Weibchen ist schwierig zu unterscheiden. Der Unterleib ist mehr und stärker gefleckt; der Oberleib etwas brauner; das Weiße im Gesicht ist schmutziger und der schwarze Fleck am Auge kleiner. — Junge Vögel sind fast einfarbig kaffeebraun, unten etwas heller als oben; Bauch und Füße bräunlichweiß; die Schwing- und Schwanzfedern mit weißen Fleckenbinden; der Schnabel ist gelbbraun.

Er bewohnt den Norden unsres Erdteils und Asien in den gleichen Breiten bis zum fernen Osten und soll nach A. Brehm auch in Nord-Amerika vorkommen. Im obern Skandinavien und in Rußland wird er gefunden, aber ziemlich selten, und in den deutschen Gebirgswaldungen, sowie in der Schweiz gehört er unter die selten beobachteten Vögel, wozu auch ihre versteckte Lebensweise beitragen mag. Im südlichen Europa verliert sich dieser Vogel gänzlich, der überhaupt allenthalben selten zu sein scheint. Nie kommt er in die Gebäude, wie der Steinkauz, sondern hält sich stets in düstern Waldungen auf, wo er sich unter Tags im dichten Gebüsch oder in einem hohlen Baume versteckt. Er liebt die mit Nadelhölzern bestandenen großen stillen Gebirgswaldungen vorzugsweise und ist hier eher zu treffen, als in Laubwäldern. Im Herbst und Frühjahr, wo seine Strichzeit ist, trifft man ihn häufiger, als in andern Jahreszeiten, aber meistens einzeln, denn er ist ein einsamer menschenscheuer Vogel.

Sie nisten in hohlen Bäumen, namentlich in hohlen Tannen und Buchen bis zu 12 m Höhe, besonders in solche, welche eine weite Oeffnung haben. Das Weibchen legt im Mai seine 3—4 weißen Eier, welche 3,3 cm lang, 2,4 cm breit sind; sie gleichen denen des Steinkauzes und sind nur etwas länger oval. — Vater Brehm, welcher einen Horst des Tengmalmkauzes in einem düstern Waldgrunde entdeckt hatte, konnte die schon ausgeflogenen Jungen samt den Alten in der Freiheit beobachten. Sobald es dämmerig wurde, begannen die Jungen zu schreien, und ließen ein langgezogenes piep piep hören. Das Weibchen, welches den Störenfried (Brehm sen.) bemerkte, warnte die Jungen mit kläglichen Tönen, die dem feinen Gewimmer eines Menschen sehr ähnlich waren und wie: wi wi wi wi klangen, worauf sich die Jungen nicht mehr regten.

Dieser Vogel wird, wie oben bemerkt, sehr häufig mit dem Steinkauz verwechselt, und es hält im Freien ungemein schwer, ihn von demselben zu unterscheiden, es müssen deshalb die Kennzeichen zu Rate gezogen werden, wenn man den Vogel in Händen hat, welche aber genügen, um ins klare zu kommen. Er ist sanft und geduldig, und weiß sich in

der Gefangenschaft bald in die Umstände zu schicken. Bei Tage verbirgt sich der Tengmalmkauz sorgfältig im Dunkel der Bäume, denn er wird vom Tageslicht geblendet, und von kleinen Vögeln, welche ihn in seinem Versteck entdecken, durch lärmende Warnsignale beunruhigt; er fliegt aber — wenn er der zeternden Schar ausweicht, ohne Anstoß durch das dichteste Gebüsch. Sein Flug ist nach Art anderer Eulen — halb schwebend, dann wieder mit weichen Flügelschlägen abwechselnd, flatternd, etwas gaukelnd, oder vielmehr weihenartig hin und her suchend, völlig geräuschlos, sodaß nicht einmal die feinhörige Maus aufgestört wird; auch niemals in ruckweisen Bogen, wie der Steinkauz thut. Wenn er seine wunderlichen Eulenpossen macht, so kann er den Gesichtsschleier so ausdehnen, daß er sich über den Augen zu einer Art stumpfer Federbüschel erhebt, wodurch man leicht verleitet werden könnte, zu glauben, er habe wirkliche, kurze Federohren. Sein Ruf klingt „kew, kew“, dann folgt noch ein sanfteres gedehntes „kuuk kuuk kuuk“, etwas höher als das der Waldohreule. In der Morgen- und Abenddämmerung schreit er „wa wa wa“, fernem Hundegebell nicht unähnlich, von den Jungen hört man ein langgezogenes Piepen. — Man bedient sich auch dieses Kauzes, um andere Vögel durch ihn herbeizulocken und sie zu fangen. Man stellt nämlich den Tengmalmkauz gefesselt an einem geeigneten Platz auf, wo es kleine Vögel giebt. In der Nähe desselben muß ein Versteck oder eine Laubhütte sein, von wo aus man den Platz übersehen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Um den Kauz herum steckt man Leimrutenstöcke; wenn nun die kleinen Vögel die Eule mit ihren Neckereien umschwärmen, setzen sie sich gerne auf die Leimruten, welche sich an ihr Gefieder ankleben und sie flugunfähig machen. Dieser Fang ist an einem gut gewählten Platz oft recht ergiebig.

Seine Hauptnahrung besteht, wie bei den meisten Eulen, in allen Arten von Feld-, Wald- und Spitzmäusen, größern Insekten und kleinen Vögeln. — Bei Tage aufgescheucht, ist der Tengmalmkauz nicht schwierig zu erlegen. Abends, auf dem Anstande, erschießen ihn oft zufälligerweise ungeübte Jagdliebhaber statt einer Schnepfe, wenn er, nach Art dieser, vor dem lauernden Schützen wie ein Schatten vorbeischwankt. — Gefangene Tengmalmkäuze werden recht zahm, wenn man sie jung erhält, und hat man mehrere beisammen, so zeigen sie sich gegenseitig sehr verträglich und anhänglich. Man füttert sie in der Jugend mit gutem klein zerschnittenem Fleisch, womöglich vom Kalb oder Schaf, und bestreut es stark mit frischen oder gedörrten Ameiseneiern. Wenn sie erwachsen sind, kann man die Ameiseneier weglassen und bestreut dafür die Fleischbrocken mit kurz geschnittenen Hasenhaaren und kleinen Taubenfedern.

In Beziehung auf Nützlichkeit steht er den andern Eulen nicht nach, denn er verzehrt eine große Menge Waldmäuse.

Der Steinkauz. Strix noctua, *Scopoli.*

Taf. 27, Fig. 2.

Kleiner Kauz, Käuzchen, Gemeiner Kauz, Sperlingskauz, Südlicher, auch Egyptischer Steinkauz, Leichen-, Totenvogel, Wehklager. — Str. noctua, *Scop.* 1769; *Gm.* 1788; *Retz* 1800; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; *Glog.*; — Str. passerina; *Bechst.* 1791; 1805; — Str. mortifera, *Bechst.* 1820; — Noctua glaux, südl. Var., *Sav.* 1809; — Str. nudipes, et psilodactyla, *Nils.* 1817; — Noct. meridionalis, südl. Var., *Risso* 1826; — Carine noctua, *Kaup* 1829; *Sharpe* 1875; — Surnia noctua, *K. & Blas.*; — Athene noctua, *Bp.* 1850; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *v. Ries.* 1889; — Noct. veterum, *Schl.* 1862.

Der Steinkauz hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Rauhfußkauz, ist aber sofort durch die Befiederung an den Füßen zu unterscheiden, denn seine Zehen sind fast nackt, und nur mit dünnstehenden Haarfedern bedeckt, während sie bei dem Rauhfuß dichtbefiedert, fast wie eine Puderquaste aussehen. Auch ist der Rauhfußkauz bei uns nur eine seltene Erscheinung; der Steinkauz aber eine gemeine.

Kennzeichen: Der Schleier um das Gesicht sehr undeutlich, Schnabel und Augen gelb; Flügel und Schwanz kurz; beinahe ungefähr ganz von den Flügeln bedeckt, mit 4—5 rostweißlichen durchgehenden Querbinden; die Füße kurz und dicht befiedert; die Zehen fast nackt, auf der Oberseite mit weichen Federborsten besetzt; die 1. Schwinge kurz, die vier folgenden fast von gleicher Länge, viel länger als die 1.; nur die 1. Schwinge deutlich gezähnelt; die 3. Schwinge die längste; die 2.—5. Schwinge auf der Außenfahne verengt. Der Kopf mit weißen Tropfenflecken, schuppig; der Oberleib graubraun mit tropfenartigen hellen Flecken; der Unterleib ist weiß mit unregelmäßigen dunkelbraunen Längsflecken, in welche überall seitlich auf jeder Fahne weiße Flecken eingreifen. Schwingenzahl 24. Die Ohrmuschel kaum größer als bei andern Vögeln.

Länge 24 cm, Flugbreite 52,5 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge im Bogen 1,8 cm, Höhe des Laufs 3,2 cm. Kaum Taubengröße, aber häufig viel kleiner, so daß man versucht sein könnte, ein Sperlingskäuzchen vor sich zu sehen, und in diesem Fall muß man den Schwanz

als Kennzeichen nehmen, der bei dem Sperlingkäuzchen länger ist und unter dem Flügel zur Hälfte vorragt, bei unserem Steinkauz aber mit den Flügeln fast von gleicher Länge ist.

Beschreibung. Der Oberleib ist graubraun mit tropfenartigen, weißen Flecken; der Unterleib ist weiß, schwach rostgelb überlaufen mit unordentlichen, dunkelbraunen Längsflecken; die Schwingen sind dunkelbraun mit 5—6 Reihen weißlichen Querflecken; ebenso der Schwanz. — Der Schnabel ist grünlich-gelb, die runden Nasenlöcher etwas röhrenförmig aufgetrieben; der Augenstern ist gelb; die Wachshaut schmutziggelb; die Läufe sind mit rostgelblichweißen Federn dicht bekleidet, die Zehen aber nur mit dünnen, kurzen Haaren. — Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen.

Bei der großen Verbreitung dieser Eule giebt es auch mehrere Abänderungen, bezüglich Größe und Färbung. Sharpe zählt deren sechs, für die er eine Gruppe: Carine, *Kaup*. 1829, bildet. Die südlicher von uns wohnenden haben mehr eine ockergelbliche als graue Färbung.

Der Steinkauz bewohnt, nach Oken, das ganze gemäßigte Europa. Nach Naumann, außer unserem Erdteil einen großen Teil von Asien und außerdem Afrika bis zum Aequator. Nach Keyserling und Blasius, Europa, den Ural und die Levante (Klein-Asien). Nach Reichenow, Europa und die Mittelmeerländer. Nach A. Brehm, von Süd-Schweden an ganz Europa und einen großen Teil Asiens bis nach Ost-Sibirien hin. Man ersieht hieraus, daß dem Steinkauz ein schönes Stück unserer Erdkugel zur Verfügung gestellt ist. Dem kann ich noch hinzufügen, daß er für Deutschland (wenigstens für unsere Gegend) die häufigste und bekannteste Eule ist; das Gleiche gilt auch wahrscheinlich für alle anderen Länder, in welchen er sich aufhält. — Er wohnt gern in der Nähe der Menschen, aber an einsamen Orten, z. B. auf Kirchenböden und Türmen, in Gewölben, in Scheunen, in Stadtmauerlöchern; ferner in Wäldern, doch mehr dem Rand nahe, in Feldhölzern, in Baumgärten, in Schluchten, Steinbrüchen, Felsenspalten und Ruinen. Besonders liebt er solche Gegenden, wo es viele große, hohle Obstbäume und Anpflanzungen von Kopfweiden giebt, in und auf welchen er sich gern verbirgt. Er ist ein Strich- und Standvogel.

Sie nisten an den Orten ihres Aufenthalts und verraten bald ihren Brüteplatz durch vieles Lärmen und Schreien, welches sie selbst am Tage nicht unterlassen können; bauen übrigens kein eigentliches Nest, denn die Eier liegen fast immer ohne jedwede Unterlage in einer kleinen Vertiefung in Baumhöhlen, in Mauerlöchern, in Erdlöchern steiler Wände nach Art der Mauerschwalbe, hinter Dachsparren oder in Felsenhöhlen. Sie sehen weiß aus, nähern sich sehr der Kugelform, sind nicht feinkörnig, ohne Glanz, im Verhältnis zum Vogel etwas groß, und haben eine Länge von 3,3 cm bei 2,8 cm Breite. Die Zahl der Eier ist 4—5, manchmal auch eines mehr. Die Brütezeit fällt in den Mai und dauert 16 Tage. Die Jungen, welche anfangs mit weißen und braungefleckten Dunen bekleidet sind, werden mit Mäusen, kleinen Vögeln und Insekten aufgefüttert.

Der Steinkauz ist ein unruhiger, lebhafter Vogel, der am Tage ruhig in seinem Schlupfwinkel sitzt, sobald er aber gestört wird, mit Leichtigkeit und ohne Anstoß davonfliegt. Dieser Flug weicht aber in ganz auffallender Weise von dem der anderen Eulen ab; er fliegt nämlich ruckweise in steigenden und fallenden weiten Bogen und sieht dann des kurzen Schwanzes wegen einer sehr vergrößerten Haubenlerche auffallend ähnlich. Sein Nachtflug dagegen ist viel gewandter und hat nicht mehr das spechtartige Wogen, denn rasch und geräuschlos schwingt er sich durch die Luft nach anderer Eulen Art. Den gleichen spechtartigen, wogenden Flug hat auch der nahverwandte Südliche Steinkauz. Er steckt zwar für gewöhnlich in Mauerlöchern und hohlen Bäumen, kommt aber an schönen Tagen, wenn er es ungestört thun kann, hervor, um sich zu sonnen. Im Frühling hört man ein gedehntes, weithin hörbares, ziemlich hohes „kuück“ oder „huugh“ in der Nähe des Brutplatzes, ähnlich dem der Waldohreule; dann ein helltönendes „kew kew kew“, ein angenehmes „kuwitt kuitt“, und ein gedämpftes, fauchendes „pupu, — pupu!“ — Bei Nacht fliegt er nach dem Lichte und läßt fleißig seine Stimme dazu hören, weshalb furchtsame Leute und abergläubische Menschen sehr erschreckt werden, wenn er bei Krankenstuben, in welchen Licht brennt, seine helle Stimme hören läßt. Er wird für den Vorboten eines nahen Todesfalles gehalten, als ob das Käuzchen und seine Nachtmusik damit in Verbindung stände.

Seine Nahrung sind große Insekten, kleine Amphibien, alle Arten Mäuse, Spatzen, Lerchen u. dergl. Er fängt seine Jagden mit einbrechender Dämmerung an, betreibt sie bei hellen Nächten bis zur Morgendämmerung und geht nun, wenn andere Vögel erwachen, zur Ruhe. Heftiger Hunger bewegt ihn bisweilen, seinen Schlupfwinkel einige Stunden vor der gewöhnlichen Zeit zu verlassen, was ihm aber nicht nur nichts einträgt, sondern ihn auch den Neckereien der anderen Vögel bloßstellt. Er betreibt seine Jagden zuweilen von einer Warte aus nach Würgerart, fliegt schnell auf eine entdeckte Beute los, ergreift sie und trägt sie nach einem Sitz. Oder aber schwärmt er leisen Fluges über die Felder und sucht sie nach Beutetieren ab. Mäusearten sind sein hauptsächlichstes Futter.

Jung aufgezogen und gezähmt sind es drollige Vögel, die den Liebhaber schon einige Zeit durch ihre sonderbaren Gebärden vergnügen können, wenn er ihnen einen geräumigen Verschlag zu ihrem Aufenthalte anweist. Sie sind gewandt, lebhaft, führen sichere und weite Sprünge aus, fliegen ohne Anstoß bei Tage umher und machen eigentümliche Verbeugungen, indem sie sich schnell aufrichten und wieder niederbücken; dabei sind sie reinlich, denn ihren Unrat bringen sie auf einen Platz. Während der Paarungszeit werden sie übrigens durch vieles Schreien lästig. So lange sie noch jung sind, füttert man zartes Fleisch, zerkleinertes Herz, stark mit Ameiseneiern bestreut, auch dazwischen Käsequark; so gedeihen sie rasch, und dann giebt man billiges Fleisch, Eingeweide, Maikäfer und, wenn daran gewöhnt, Käsequark; füttert man tote Mäuse, so achte man darauf, daß keine vergifteten dazu verwendet werden, sonst ist das Käuzchen verloren. Frisches Trinkwasser darf nicht fehlen. — Die praktischen Italiener, Spanier und Griechen halten diesen Vogel für „hochbegabt und allerliebst“, hegen und pflegen ihn, lassen ihn im Hause herumlaufen, wo er sich gegen die Katzen wehrt und kräftig mit dem Schnabel dazu knackt. Sie finden ihn deshalb so liebenswert, weil er unter dem Namen „Civetta“ als äußerst tauglicher Lockvogel für die kleinen Zugvögel verwendet wird. Man bindet ihn an gut gewähltem Platz, wo der Vogelzug durchgeht, an einen einbeinigen Stuhl, der gepolstert ist, setzt das Käuzchen darauf, stellt noch einige Lockvögel in der Nähe an, und umsteckt den Platz mit wohlangebrachten Leimruten. Ein anderer langer Faden, der am Fuße des Käuzchens befestigt ist, geht bis zu dem Vogelfänger, der in einer Laubhütte versteckt ist. Von Zeit zu Zeit zieht der Vogelfänger an diesem Bindfaden und läßt das Käuzchen tanzen, worauf die Zugvögel angelockt werden und sich zu Dutzenden fangen. Sie werden als gute Leckerbissen abgewürgt. — Ein von mir aufgezogener junger Steinkauz griff einen im gleichen Alter befindlichen Sperber aus freien Stücken mutig, aber auf sonderbare Weise an, indem er neben ihn hinflog, sich hart an ihn stellte, sobann rasch auf den Rücken legte und mit den Fängen von unten packte; diese Feindseligkeit übte er so beharrlich aus, daß ich den Sperber fortschaffen mußte, um ihn vor diesen Angriffen, denen er sicher unterlegen wäre, zu retten. Der junge Sperber benahm sich hierbei feig und ergriff jedesmal die Flucht, sobald er den Fängen des Käuzchens entrinnen konnte. Einem anderen Steinkauz gestattete ich freien Flug in einer Kammer, den er etwa sechs Wochen benutzte, dann aber allmählich verwilderte und endlich ausblieb. — Sie lassen sich, wie oben bemerkt, sehr gut als Lockvögel für die kleineren Vögel gebrauchen, welchen man Leimruten hinsteckt, worauf sie sich setzen und gefangen werden. Alt Eingefangene sind ziemlich schwer einzugewöhnen.

Um diese Eule lebendig zu fangen, darf man nur den Ort ausspähen, wo sie ein- und ausfliegt, einen Garnsack vorhalten oder vorhängen, und dann an den Baum oder das Gemäuer klopfen, worauf sie in denselben schießen wird. — Durch Wegfangen einer großen Menge Mäuse, welche ihre Hauptnahrung ausmachen, ist sie den nützlichen Vögeln beizugesellen. Sie fängt auch gern Haus- und Feldspatzen, was ihr aber niemand übel nimmt.

Der Sperlingskauz. Strix passerina, *Linné*.

Taf. 27, Fig. 4.

Zwergeule, Zwergkauz, Akadische Eule, Tag-, Wald- und Tannenkäuzchen. — Noctua minima, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; — Str. passerina, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Nils.*; *Schl. & Sus.*; — Str. pusilla, *Daud.* 1800; — Str. pygmaea, *Bechst.* 1805; *M. & W.* 1810; *Glog.*; — Str. acadica, *Temm.* 1815; *Naum.* 1822, 1860; — Athene passerina, *Boje* 1822; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Glaucidium passerinum, *Boje*; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Surnia passerina, *K. & Bl.*; — Microptynx passerinum, *Kaup* 1848.

Die kleinste Eule, denn sie ist nicht größer als eine Rotdrossel.

Kennzeichen: Der Kopf ist klein mit schmalem Gesicht und undeutlichem Schleier; die Flügel kurz, die 3. und 4. Schwinge die längsten; Füße und Zehen dicht befiedert; Schnabel und Augenstern gelb, der Oberleib ist braungrau mit weißen Punkten, der Unterleib weiß mit braunen Längsstrichen, in die seitlich nur am Vorderhalse weiße Flecke eingreifen; der Schwanz zur Hälfte vorragend, mit 4—5 weißlichen schmalen durchgehenden Querbinden. Schwingenzahl 24. Die Ohrmuschel kaum größer als bei andern Vögeln.

Länge 16,5 cm, Flugbreite 30 cm, Schwanzlänge 4,8 cm, Schnabellänge im Bogen 1,6 cm, Höhe des Laufs 1,8 cm. Größe einer Drossel.

Beschreibung. Der Oberleib ist braun, mit weißen Punkten; der Unterleib weiß mit braunen Längsstrichen; die Flügelfedern sind hell rötlichbraun mit einem unordentlichen, hellen Fleckenband quer über den Flügel; der Schwanz ist rostbraun mit 4—5 schmalen, rostgelblichweißen Querstreifen. — Der schwach gezahnte Schnabel und die Augensterne sind gelb; die Füße dicht mit schmutzigweißen Federchen



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart.

bedeckt; die nackten Sohlen sind bräunlichgelb; die braunschwarzen Krallen sind groß, ziemlich gekrümmt und nadelspitz. — Das Weibchen ist 2 cm größer, sieht dunkler aus und die braungraue Rückenfarbe ist olivenfarbig überlaufen. — Junge haben mehr eine bräunliche Färbung.

Auch dieser kleinen Eule wird eine sehr weitgehende Verbreitung zugeschrieben. Nach A. Brehm von Norwegen bis Ost-Sibirien. Nach Keys. und Blasius für Deutschland, Schweden und Rußland; desgleichen von Reichenow für Nord- und Mittel-Europa. Nun bildet aber R. B. Sharpe in seinem Katalog von 1875 für diese Zwergeulen eine besondere Gruppe: Glaucidium, *Boje* 1826, und zählt nicht weniger als 20 Arten hierher. Es ist also anzunehmen, daß sich in verschiedenen Klimaten auch verschiedene Arten, wenn auch nahestehende — abzweigen, und wir stellen für die hier beschriebene Art lieber eine beschränktere Verbreitung auf, wie solche von Dr. Reichenow angegeben.

Sie bewohnt die Gebirgswälder Europas, nördlich so weit noch Bäume gedeihen, südwärts bis auf die Schweizer und Steirischen Alpen, vom Fuße der niedrigern Vorberge bis zu den höchstgelegenen Tannenwäldern. Auf den Alpen des Kaukasus findet sie sich gleichfalls. In den Gebirgswaldungen Skandinaviens ist sie nicht selten; in den Wäldern Rußlands, nach A. Brehm, sogar häufig. Für das Gouvernement Petersburg finde ich sie indessen als: „ziemlich seltenen Standvogel“ verzeichnet. Auch in den gleichen Breiten in Asien bis zum fernen Osten. Für Deutschland darf man sie als einen selten vorkommenden Vogel bezeichnen. Bechstein bemerkt in seiner Jagdzoologie, 1820: man findet dies Käuzchen hin und wieder in Deutschland in den höchsten Waldgegenden, z. B. in Thüringen. Naumann sagt: Ohne gerade gemein zu sein, gehört sie doch keineswegs zu den ganz ungewöhnlichen Vögeln; wohl aber wird sie leicht übersehen. — Nur zweimal hat Verfasser diese kleine Eule im Freien gesehen. Im Frühjahr 1842 und 1861, jedesmal in Gärten, nahe bei Gebäuden. Vor sechs Jahren, im Juni 1884, bekam ich einen jungen Vogel dieser Art, den ich einige Monate im Zimmer unterhielt und dann wieder in Freiheit setzte. Sie liebt einsame, waldige und gebirgige Gegenden und wagt sich nicht viel ins Freie hinaus. Auf dem Strich im Frühjahr und Herbst mag sie auch noch in andern ebenen Gegenden vorkommen, und tiefer Schneefall treibt sie nach milderen Gegenden und in die Nähe der Ortschaften.

Sie wird zuweilen auch in Deutschland brütend gefunden. Das Nest ist in hohlen Waldbäumen, in Spechtlöchern, besonders in Buchen, in einer Höhe bis zu 9 m; es besteht aus Moos und dürrem Laub, und enthält etwa 3—4 kalkweiße Eier, von 2,9—3 cm Länge und ungefähr 2,3 cm Breite; sie sind etwas gestreckt, das eine Ende schmäler als das andere, zugerundet, zwar feinkörnig, aber doch etwas rauh.

Es ist ein sehr niedliches Geschöpf, dem die wunderlichen Eulengebärden, seiner Kleinheit wegen, einen ganz eigenen Reiz geben. Wenn dieser Eulenzwerg aufgeregt ist, streckt er den Kopf etwas vor und erhebt die Federn des Schleiers ein wenig, daß man ihn für eine Ohreule halten könnte. Der Flug dieser Zwergeule ist rasch und gewandt, ihre Bewegungen sind lebhaft; auch treibt sie sich am Tage umher, ohne vom Sonnenlichte geblendet zu werden. — In der Färbung und Zeichnung des Oberleibes hat sie große Aehnlichkeit mit andern Verwandten, denn die Natur hat sich hier mehrmals wiederholt; so tragen Strix passerina, Tengmalmi und noctua an den obern Teilen fast einerlei Färbung. Wenn man aber die geringe Größe unseres Vogels betrachtet, welche mit den Federn kaum die einer Rotdrossel übersteigt, ohne Federn aber fast körperarmer als diese ist, so unterscheidet sich die Sperlingseule deutlich und leicht von dem ähnlichen Stein- und Tengmalmskauz.

Sie nährt sich hauptsächlich von Mäusen aller Art, kleinen Vögeln, auch von Käfern, Heuschrecken, Nachtfaltern und andern großen Insekten, welche sie in der Dämmerung fängt. — In der Gefangenschaft zeigt sie eine besondere Lebhaftigkeit, frißt bei Tag und bei Nacht, und macht sich auch über kleine Vögel her, welche man ihr vorwirft. Man gibt ihr zerkleinertes frisches Fleisch, stark mit Ameiseneiern bestreut, Maikäfer und Heuschrecken. Sie trinkt öfters Wasser. Unter den Eulen ist sie die niedlichste fürs Zimmer und wird jedem Liebhaber, der sie gut verpflegt, viel Unterhaltung verschaffen, da sie, abweichend von dem phlegmatischen mürrischen Temperament der meisten anderen Eulen, sehr beweglich ist und durch ihre komischen Manieren vergnügt. Man setzt sie in einen geräumigen Kastenkäfig mit mehreren starken Springstöcken, auf welchen sie mit vieler Gewandtheit herumspringt. Mit Hilfe des Schnabels und der Füße kann sie, nach Art der Papageien, herumklettern, wie Gadamer berichtet, was man auch bei verschiedenen andern Eulen bemerken kann. Sie wird sehr zahm, wenn man sich mit ihr abgibt und holt das Futter aus der Hand. Gegen Hunde oder Katzen sträubt sie die Federn. — Man hört von ihr einen kreischenden Laut wie „kirr kirr“, ein nicht unangenehmes „dahit dahit“, beim Neste ein pfeifendes „töd tö tö“, von den Jungen ein scharfes, unreines „zieh!“

4. Gruppe: Schleiereule, Strix, *Sav.* 1809.

Aluco, *Flemm.* 1822; — Hybris, *Nitzsch* 1840; — Stridula, *Selys* 1842; — Eustrinx, *Webb & Berthelot* 1844; — Glaux, *Blyth* 1850. — Bei dieser Eule ist der Schleier vollständiger entwickelt, als bei allen andern Eulen. Er ist bei dem lebenden Vogel spitz herzförmig, in zwei gleiche Hälften durch den Schnabel geschieden; bei dem toten Vogel wird dieser Schleier fast rund; die Augen sind — für ein Eulenauge — etwas klein, etwas gewölbt, sehr dunkelfarbig; der Schnabel über den größten Teil der Länge gerade, erst nach der Spitze gebogen; die Flügel überragen den seicht ausgeschnittenen Schwanz um wenigstens 3 cm; im Flügel ist die 2. und 3. Schwinge die längste, keine Schwinge verengt, die Beine sind hoch, dünn befiedert, nach unten weniger, auf den beschildeten Zehen bloß noch mit einzelnen Borsten besetzt; die Krallen sind groß und nadelspitz, die Kralle der Mittelzehe nach innen fein gezähnelt, was sonst kein anderer deutscher Raubvogel aufzuweisen hat, obwohl dieser Naturkamm bei den Nachtschwalben, bei einigen Reiherarten, auch beim Fregattvogel ebenfalls vorkommt. Das Gefieder ist seidenweich und überaus fein und angenehm gefärbt. Die Ohrmuschel ist ungemein groß, mit einem vollkommenen Ohrdeckel. Für sämtliche Erdteile zählt Sharpe 5 Arten. Bei uns nur 1 Art.

Die Schleiereule. Strix flammea, *Linné.*

Taf. 27, Fig. 1.

Schleierkauz, Gelbe Eule, Perleule, Goldeule, Perückeneule, Kircheneule, Schleieraffe, Herzeule. — Aluco minor, alte Aut.; — Noctua guttata, *Frisch*; — Str. flammea, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1805; *M. & W.* 1810; *Temm.* 1820; *Naum.* 1822, 1860; *Br.*; *Glog.*; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *v. Ries.* 1889; — Str. alba, *Scop.*; — Str. perlata, *Licht.* 1824; — Aluco flammea, *Flemm.* 1828; — Str. guttata, *Br.* 1831; — Glaux flammea, *Mev.* 1886.

Die schönste unserer Eulen; oben angenehm aschgrau und grauweiß geperlt, unten silberweiß oder licht ockergelb, mit kleinen dunkeln Fleckchen; der Schleier meistens weiß und zimtbraun schattiert.

Kennzeichen: Der Augenstern ist klein, fast schwarz, der Schnabel gelbweißlich; der Schleier ist sehr ausgebildet, in der Ruhe herzförmig, weiß, um das Auge herum rötlich; die wenig befiederten Läufe und Zehen sind ziemlich lang, die letztere fast nackt; die Kralle der Mittelzehe am innern Rande gezähnelt; das Gefieder seidenweich und kurz; der Oberleib ist aschgrau gewässert mit schwarzen und weißen perlähnlichen Tropfen; der Unterleib weiß oder rostgelb mit kleinen dunkeln Fleckchen. Die untern Flügeldeckfedern hellrostfarbig mit hellen Rändern und dunklen Punkten; die Flügel überragen den Schwanz; die 1. Schwinge größer als die 4. und allein gezähnelt; die 2. und 3. Schwinge die längste; keine Schwinge verengt. Die Ohrmuschel bildet einen großen Halbzirkel vom Schnabel bis auf den Oberteil des Kopfes, mit einem sehr vollkommenen Ohrendeckel.

Länge 34,5 cm, Flügelbreite 93 cm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabellänge im Bogen 2,8 cm, Höhe des Laufs 6 cm, Größe einer Taube, aber dickköpfiger.

Beschreibung. Die Abbildung genügt. — Der Schnabel ist anfangs gerade, erst spitzewärts schön hakenförmig gekrümmt, von Farbe weißlich; der Augenstern ist dunkelbraun, die Pupille blauschwarz; die Läufe sind kurzfedrig befiedert, was sich auf den Zehen in Borstenhaare verliert; die Kralle der Mittelzehe ist am innern Rand gezähnelt. — Das Weibchen ist etwas größer und plumper, im übrigen wie das Männchen variierend; zeigt aber in den Tönen eine etwas düstere Färbung. — Die Mauser dauert von August bis Oktober.

Sie bewohnt die gemäßigten und warmen Länder der ganzen Welt, doch nicht die kalten Klimate. Im mittlern und südlichen Europa ist sie überall, und in Deutschland gemein. — Sie hält sich am liebsten auf Kirchböden, in Türmen, in altem Mauerwerk, in Ruinen, verfallenen und winkeligen, weitläufigen Gebäuden, in Scheunen und unbenutzten Taubenhäusern auf. In Wäldern und Gebirgen sucht man diese Eule vergebens. Dagegen sollen die in Süd-Afrika am Kap vorkommenden Schleiereulen in höhlenreichen Felsen, die amerikanischen zum Teil in hohlen Bäumen wohnen. Sie gehört bei uns zu den Standvögeln.

Infolge ihrer weltbürgerlichen Verbreitung giebt es auch vielerlei Abänderungen, welche manche Ornithologen als Glieder nur einer Art auffassen. Sharpe dagegen zählt in

seinem Katalog von 1875 5—6 Arten. Vater Brehm stellte für Europa und Nordost-Afrika 6 Varietäten auf, worunter eine, welche auf sehr leichtem Grunde mit großen dunkeln Flecken bedeckt war. Eine andere hatte einen glänzend weißen Unterkörper und Schleier. — Nach Glogers Auffassung wären die Schleiereulen mit auffallend vielem Weiß recht alte Vögel.

Sie nisten an den angegebenen Orten in einsamen, ruhigen Winkeln, bauen jedoch kein eigentliches Nest, sondern begnügen sich mit einer bloßen Unterlage von Schutt, Kalkbrocken und dergl., worauf das Weibchen seine 3—5 weißen Eier legt, welche gegen 3 Wochen bebrütet werden. Den Nistplatz verraten sie durch lebhaftes Schreien. Die Eier sind durchschnittlich 3,3 cm lang und 3,1 cm breit, stellen ein kurzes Oval dar, doch ist das eine Ende ein wenig gestreckter, das Korn ziemlich fein und meist ohne Glanz. Die Brütezeit dieser Eulen ist, nach einer Mitteilung in Cab. J. 1875, S. 421, eine umfangreiche und dauert vom April bis in den Herbst hinein, denn man findet noch im Oktober halberwachsene Junge; vielleicht infolge früh gestörter Bruten. Will man die Jungen aufziehen, welche anfangs mit seidenweichen weißlichen Dunen bekleidet sind und wegen ihrer dicken Köpfe häßlich aussehen, so sind die Alten sehr behilflich dazu, wenn man sie, nicht gar zu entfernt vom Nestplatze, in einem weitgegitterten Behälter unter das Fenster setzt, denn jeden Morgen findet man Haufen toter Mäuse, 30—40, für sie bereit liegen, welche die Alten im Verlauf der Nacht zusammengeschleppt haben. Will man Junge selbst füttern, so hält man sie trocken und warm, und füttert klein zerschnittenes frisches Fleisch, mit Ameiseneiern bestreut, bis sie erwachsen sind, wo man dann das Fleisch mit klein geschnittenen Hasenhaaren und kleinen Taubenfedern bestreut.

Der Schleierkauz ist unstreitig in der Färbung die schönste Eule. Die besondere Form des von einem sehr abstechenden Federkreis eingefaßten Gesichts, welches die Gestalt eines Herzes hat, gleicht weit auffallender einem Affengesicht, als einem Katzenkopf, und gestaltet eine lächerliche Fratze. Während des Schlafes verzieht sich der Schleier auffallend ins Lange und Schmale, beim Wachen mehr ins Runde; dies letztere auch wenn sie tot ist. Ihr Schlaf ist ein sehr leiser, denn das geringste Geräusch erweckt sie. Sie richtet sich dann sehr hoch auf, wiegt sich bedächtlich hin und her, knackt mit dem Schnabel, und wenn man ihr näher auf den Leib rückt, fliegt sie weg und mit aller Sicherheit an einen andern Platz, zum Beweis, daß sie auch bei Tag gut sehen kann. In Türmen sitzen sie ruhig auf dem Gebälke und in den Nischen, und lassen sich weder durch das Läuten der Glocken, noch weniger durch das Schlagen der Uhren vertreiben. Auch in Taubenschlägen kommt zuweilen eine solche Eule vor. Naumann erzählt: Ich habe den Schleierkauz öfter unter meinen Tauben aus- und einfliegen sehen. Die Tauben kümmerten sich nicht um ihn und blieben stets im ungestörten Besitz ihrer Eier und Jungen. Stieg man am Tage leise auf den Schlag, so sah man die Eulen ruhig auf einer Stange oder in einem Winkel sitzen und schlafen, und nicht selten neben sich einen Haufen Mäuse liegen, denn sie tragen sich solche Vorräte zusammen, wenn sie üble Witterung vorempfinden, wo sie nicht jagen können. — Dieses friedliche Benehmen gegenüber den Tauben ist wirklich sehr auffällig von einem Raubvogel, der imstande ist, eine wehrhafte Ratte zu schlagen, also auch nicht zu schwach wäre, eine Taube zu überwältigen. In ihrem Betragen zeigt sie sich nicht scheu, ist mehr trotzig, denn bösartig; und da sie stets in der Nähe der Menschen wohnt, so ist sie auch leicht zu zähmen, besonders wenn sie jung aufgezogen wurde. Ihr Flug ist sanft und geräuschlos, langsam, schwankend und meist nieder; ihre Stimme ist heiser, widerlich und kreischend, sie ähnelt ungefähr den Silben „chrüüh!“ Sonst hört man auch noch schnarchende Töne, welche auffallend denen gleichen, welche ein schlafender Mensch ausstößt. Das Knappen mit dem Schnabel hat sie mit den andern Eulen gemein. —

Sie nährt sich von Mäusen aller Art, Ratten, Fledermäusen, und auch wohl kleinen Vögeln, ferner von Käfern und Nachtschmetterlingen. — Eier frißt sie nicht, ob es gleich von manchen behauptet wird; in der Gefangenschaft berührt sie weder angeknickte, noch ganze; dagegen verschmäht sie es nicht, in den Zeiten der Not Aas zu verzehren.

Man kann sie durch nachgemachtes Mäusegepfeife, wie überhaupt alle Eulen, leicht anlocken und erlegen; auch durch ihren Paarungsruf, der auf der hohlen Hand täuschend nachzuahmen ist, kann man sie herbeilocken. Wenn man in einem Gebäude das Loch weiß, durch welches sie für gewöhnlich fliegt, wenn sie aufgescheucht wird, so darf man nur ein feines Klebegarn lose und leicht vor die Oeffnung hängen, und sie von innen herausscheuchen, so wird sie hinein fliegen, sich verwickeln und herabstürzen. — Auch für die Krähenhütte kann man sie benutzen, muß aber ihre zarten Füße mit einer weichen Fessel versehen, damit diese nicht notleiden; muß sie auch vor größeren Raubvögeln schützen, besonders vor dem Rauhfußbussard, der sogleich über sie herfällt und sie ohne Umstände erwürgt. Alte Schleiereulen gehen nicht immer gern ans Futter.

In solchem Falle muß man sie stopfen und womöglich Mäuse beschaffen, bis sie sich zum Fressen bequemen. Das Stopfen einer Eule ist aber nicht jedermanns Liebhaberei; wer daher nicht damit umzugehen weiß, schenke dem nützlichen Vogel nur bald die Freiheit, damit er erhalten bleibt. Die Jungen aber sind leicht zu erziehen und werden zahm und überaus anhänglich an ihren Pfleger. Man füttert sie wie oben angegeben und verschafft — wo es thunlich ist — Mäuse, die selbstredend mit der Falle gefangen und nicht durch Gift getötet sind, welches die Eulen ebenfalls vergiften würde.

Sie ist außerordentlich nützlich und vertilgt eine zahllose Menge Mäuse und Ratten an und in den Gebäuden. Pfarrer Jäckel in Windsheim (Bayern) untersuchte 4579 Gewölle von Schleierkäuzen und fand darin 15,289 Tierreste, worunter 10,465 der Landwirtschaft nachteiliger Tiere, nämlich 4750 Mäuse und Ratten, 5623 Wühlmäuse, 1 Kirschkernbeißer, 72 Maikäfer, 1 Sonnenwendkäfer, 182 Maulwurfsgrillen. (Zoolog. Garten 12. Bd. S. 138—142.) Ganz ähnliche Untersuchungen hat schon früher Prof. Altum in Münster (Westfalen) gemacht; nur enthielten die in sehr großer Menge von ihm untersuchten Gewölle der Schleiereule verhältnismäßig reichliche Knochenreste der dort häufigen Hausspitzmaus (Sorex araneus), welche in Bayern und andern Teilen Süddeutschlands nicht vorkommt. — Achtung solchen beharrlichen, gewissenhaften Forschern!

Ueber den wirtschaftlichen Wert der in Deutschland verbreitetsten Eulen: Waldkauz, Schleiereule und Waldohreule, spricht sich der oben erwähnte Professor Altum in seiner „Forstzoologie" wie folgt aus:

„Im allgemeinen erhellt aus ihrer Nahrung, daß sie ohne Zweifel zu den nützlichsten Vögeln zu rechnen sind. Sie vertilgen zu jeder Jahreszeit, zumal aber dann, wenn sie ihre Jungen zu ernähren haben, eine ungeheure Menge von Mäusen und Wühlmäusen. Dem Oekonomen ist der Waldkauz die wichtigste Spezies und dort, wo es keine Hausspitzmäuse giebt, kommt die Schleiereule diesem nahe. Den Interessen des Forstmannes dient am meisten die Waldohreule, doch leistet ihm auch der Waldkauz sehr anerkennenswerten Forstschutz. Die Leistungen der Schleiereule (welche nur in Feldern, Gärten u. s. w., aber nicht im Walde ihr Wesen treibt), können ihm ziemlich gleichgültig sein. Schonung der Eulen in jeder Hinsicht ist für ihn strenge Pflicht. Wo sich ein Eulenpaar ansiedelt, oder wo ein oder anderer „Eulenbaum" im Reviere steht, da nehme er alle mögliche Rücksicht auf diese seine treuen Verbündeten."

Naturgeschichte

der

Deutschen Vögel

einschließlich der

sämtlichen Vogelarten Mittel-Europas.

Bearbeitet

nach vielen eigenen Erfahrungen und den besten Quellen

für

Liebhaber der Zimmer- und Hausvögel, für Ornithologen und Eiersammler, für Jäger und Jagdfreunde, sowie zur Belehrung der reifern Jugend

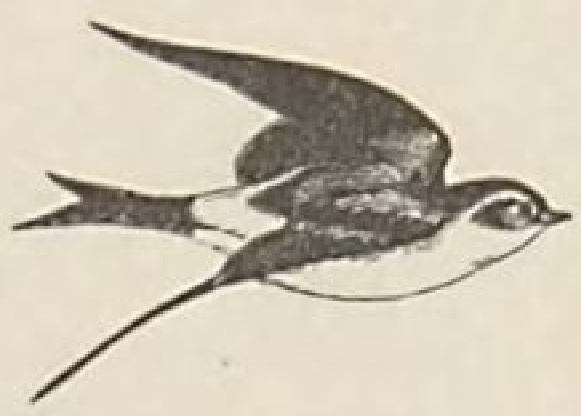
von

C. G. Friderich.

Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 384 naturtreuen Farbendruck-Bildern auf 48 Tafeln, mehreren in den Text gedruckten Abbildungen, und 2 weitern Tafeln zur Erläuterung des Vogelfangs.

Zweiter Halbband.



Stuttgart
Verlag von Julius Hoffmann
1891.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Siebente Ordnung: **Schwimmvögel**, Natatores.

Die Vögel dieser Ordnung haben Schwimmfüße, die Läufe bei den meisten sind so kurz, daß sie kaum das Maß der längsten Zehen erreichen; das Schienbein ist größtenteils in den Rumpf versenkt; die Zehen bis an die Nägel mit ganzrandigen Schwimmhäuten verbunden, oder mit ganzrandigen Hautlappen versehen. Die abweichenden Unterschiede werden bei den betreffenden Familien hervorgehoben. Alle verstehen geschickt zu schwimmen, die meisten auch zu tauchen, denn das Wasser ist ihr Element, worauf sie den größten Teil ihres Lebens zubringen. Viele betreten das Land nur, um zu brüten. Auf oder im Wasser suchen sie ihre Nahrung, auf ihm ruhen sie aus oder bewegen sich im Spiele. Die meisten Wasservögel haben eine laute lärmende und harte Stimme, nichts von den biegsamen und melodischen Tönen, womit viele unserer Landvögel die Waldungen beleben. Ihre Stimmen durchdringen das Getöse der Winde, das brausende Stürmen und den Donner der Wogen. Auch sind die meisten Wasservögel bei Nacht thätig, oder mindestens mit einer Sehkraft begabt, welche die Dunkelheit der Nacht durchdringt. Ihr Gefieder ist dicht und stark eingefettet, wodurch die Haut trocken bleibt. Sie bewohnen die Meere aller Zonen, von den Polen, soweit noch tierisches Leben möglich ist, bis unter den Aequator. Man darf annehmen, daß sie näher nach den Polen kommen, als alle andern warmblütigen Tiere. Soweit polwärts die mutigsten Seefahrer vordrangen, fanden sie noch Seevögel nistend, in Gegenden, wo sich der Weiße Bär nicht mehr sehen läßt, und in Meeren, welche Robben und Walrosse verlassen haben. Meer und Eis bieten ihnen in diesen kalten Himmelsstrichen alles, was sie zu ihren einfachen Bedürfnissen nötig haben. Sie ruhen, reisen und schlafen auf den Eisbänken, aber das stets offene Meer spendet ihnen Futter im Ueberfluß. Die zunehmende Dunkelheit nach dem Herbstäquinoctium treibt sie nach Gegenden, welche noch einige Tagesstunden Helle haben; daher sie den Winter über sich zuweilen auch in unsern Gegenden zeigen, und später zu ihrem Eise zurückkehren, indem sie dem Gang der Sonne schon vor dem Frühlingsäquinoctium nachziehen.

Nach Form der Füße und des Schnabels bilden wir folgende 5 Abteilungen: 1) Mövenartige Vögel, Laridae; 2) Sturmvögel, Procellaridae; 3) Pelekanartige, Pelecanidae; 4) Entenartige, Anatidae; 5) Taucherartige, Colymbidae. Zusammen 5 größere Abteilungen mit 37 Familien.

I. Abteilung. **Mövenartige Vögel**, Laridae, *Leach.* 1816.

Diese Abteilung — von manchen Ornithologen auch als „Seeflieger, Longipennes," ins System eingereiht — enthält etwa 250 bis jetzt bekannte Arten, wovon hier beschrieben: 33 Arten in 3 Familien.

An ihnen sind die Flügel besonders ausgebildet, sehr lang, schmal und spitzig, die 1. Schwinge die längste; die Schäfte sehr stark und steif, gegen die Spitze sanft aufwärts gebogen, die folgenden nehmen aber schnell an Länge ab; Schnabel mittellang mit scharfen Schneiden, zusammengedrückt, entweder gerade gespitzt oder gekrümmt; an der untern Schnabelhälfte tritt vorn eine eigentümliche Ecke hervor, die bisweilen sehr auffallend ist. Die Füße sind von mittlerer Größe, mit ziemlich starkem Knie- (eigentlich Fersen-) Gelenk, über ihm etwas nackt; sie haben Schwimmhäute zwischen den drei Vorderzehen und eine kleine, etwas höher gestellte Hinterzehe. Die Bekleidung der Läufe verschieden: genetzt, geschuppt, quergetäfelt, an den Schwimmhäuten gegittert, bei einigen ausländischen Arten (Oceanites) sogar gestiefelt, welche Verschiedenheiten bei den Artenbeschreibungen meistens angegeben sind. Wo dies unterlassen, genügen die Abbildungen. — Das Gefieder ist unten pelzartig, sehr zart, oben meist zerschlissen ohne deutliche Umrisse. Die Federn zum Ausstopfen der Betten so vortrefflich wie Gänsefedern.

Die meisten Seeflieger, welche diese Abteilung bilden, sind Stoßtaucher; sie fliegen bei ruhigem Wetter wie spielend über die Oberfläche des Wassers in einer gewissen Höhe dahin, sehen achtsam nach unten, halten auch zuweilen rüttelnd inne, und wenn sie etwas entdeckt haben, stürzen sie köpflings abwärts, daß das Wasser fußhoch aufspritzt, nehmen die Beute, meistenteils

Fische, mit dem Schnabel auf und verzehren sie in der Regel fliegend. Beim Herabstürzen auf die Wasserfläche entwickeln sie, wenigstens scheinbar, einen großen Kraftaufwand, sodaß man glaubt, sie kommen tief unter Wasser, dennoch fahren sie bloß mit dem Schnabel durch die Wasserfläche, höchstens noch mit dem Kopf und Hals, selten noch bis an die Brust, so daß Flügel und Schwanz immer sichtbar bleiben. Die Seeschwalben stürzen mehr senkrecht, die Möven mehr in einem Bogen abwärts zur Wasserfläche; doch ist das nicht immer bei allen Arten gleich. Aber die meisten Arten, welche ihren leichten Körper nicht unter das Wasser zwingen können, nehmen die Beute im Fluge von der Wasserfläche weg. Stets ist ihnen deshalb ruhiges Wasser lieber, als das vom Sturm gepeitschte hochwogende, welches das Futtersuchen erschwert, indem auch das Kämpfen gegen den Wind den besten Flieger schließlich ermattet. Hochgehende Fische sind demnach ihr Hauptfutter. Aber auch alles andere, was das Meer bietet und obenauf schwimmt, wird angenommen; Walfischaas (Clionen, welche das hohe Meer oft in solcher Menge bedecken, daß das Wasser zuweilen meilenweit ganz dick davon aussieht), kleine Meerkrebse, Quallen, Würmer u. a., im Hunger selbst auch der Abgang der Robben und Wale. Selten nähren sie sich von Fröschen, Insekten, Käfern, Regenwürmern, gelegentlich auch von Mäusen, welche sie auf Strandwiesen, Brachfeldern, Aeckern, selbst hinter dem Pfluge des Ackermanns finden und ohne Scheu auflesen. — Ihr Flug ist leicht, gewandt und anhaltend; sie bringen viel mehr Zeit in der Luft, als auf dem Wasser und Lande zu. Alle können mehr oder weniger gut schwimmen, und die, welche auf hohem Meere leben, schlafen meistens auch schwimmend auf dem Wasser. Stehend halten sie den Rumpf wagrecht, oft nach hinten höher gehalten, um die zarten Schwanzfedern nicht zu schädigen, die langen Säbelflügel hoch über dem Schwanze ins Kreuz gelegt, den Hals eingezogen; beim Schwimmen liegen sie leicht auf dem Wasser, wie ein Kork. — Einige davon sind räuberischer Natur und fressen kleinere Vögel, deren Junge und Eier, oder jagen ihresgleichen die gemachte Beute ab; die meisten fangen sich jedoch selbst lebende Geschöpfe, wobei manche es nicht verschmähen, auch Aas zu verzehren.

Die Mauser fängt im Juli an und geht bei allen sehr langsam von statten; durch eine nochmalige Mauser im Frühjahr entsteht das Sommerkleid. Ueber die große Aehnlichkeit mancher Mövenarten äußert sich Naumann: Die schaffende Natur hat sich in der Gestalt und Färbung der Mövenarten so oft und mit so kleinen Abweichungen wiederholt, daß noch manche Irrtümer und Verwechslungen der bekannten Arten obwalten mögen. Das Jugend-, Frühlings- und Herbstkleid ändert oft so bedeutend ab, daß man ganz verschiedene Arten vor sich zu sehen glaubt, und es hat dieser Umstand zu mancherlei Verwechslungen Anlaß gegeben, welche die umfangreichen Synonyme bei manchen Arten erklären läßt. Bei vielen Arten fällt in der Jugend am Ende des Schwanzes eine dunkle Zeichnung auf, welche zuweilen wie eine dunkle Binde aussieht.

Sie sind über alle Teile unserer Erde verbreitet, doch mehr in der kalten und gemäßigten als in der heißen Zone; dabei ungeheuer zahlreich an Individuen, häufig in Scharen beisammen, deren Größe Erstaunen erregt, die oft große Flächen bedecken und nach Tausenden zählen. Viele ziehen sich in der wärmeren Jahreszeit, vom Mai an, in nördliche Gegenden, selbst hoch nach Norden hinauf, um daselbst zu brüten, und kommen Ende August wieder nach südlicher gelegenen Gewässern, wobei sie in größeren oder kleineren Vereinen, öfters in sehr bedeutenden Scharen ziehen. Sie machen ihre Reisen nur dem Meere entlang, entfernen sich seewärts nie weit vom Strande, gewöhnlich nicht über 20 Meilen, weshalb sie den Schiffahrern ein Zeichen des nahen Landes sind*). Nur die Sturmschwalbe, Sturmvögel, Albatroße sind viel weiter vom Lande entfernt, oft 6—700 Meilen, sagt Forster, daß man auf ihre Anzeige von nahem Land nicht mehr rechnen kann. Die größeren Arten bewohnen das Meer an seinen Küsten, Inseln, Klippen und Felsengestaden; von den kleinen Arten kommen dagegen manche auch an süßen Gewässern vor. Sie sind auf dem freien Meere und auf anderen Gewässern das, was die Rabenarten auf dem Festlande sind.

Die Mövenarten nisten fast nie in vereinzelten Paaren, vielmehr in größeren oder kleineren Vereinen, oft zu Hunderten, ja Tausenden beisammen; am Meer, auf Klippeninseln, Dünen,

---

*) Für Wasservögel ist der Zug über Helgoland kurz zu fassen: 4. Jan. 1886, Larus minutus „täglich sehr viel“. — 6. Jan., L. minutus „ungeheuer viel zwischen Dünen und Land“. — 3. März. Anas marila, „in Scharen; einzeln Mergus serrator und ein Cygnus musicus“. — 25. März. Anser und Anas „ungeheuer viel ziehend“. — 31. März. Ein Podiceps minor (kommt trotz seines scheinbar schwerfälligen Flugs doch bis Helgoland). — 22. April. „Lummen den ganzen Tag in der Klippe“. — Lange zeigt sich kein Wasservogel mehr. — 15. Dez. Lar. minutus „sehr viel zwischen den Inseln“. — 20. Dez. Anas „sehr viel übers Meer ziehend“. — Gätkes 3. Jahresbericht 1887 in „Ornis“.

Felsenabsätzen u. dergl., wo sie ihre Nester ziemlich frei in eine gescharrte Vertiefung, oft dicht neben einander anbringen. Solche zahlreich besetzte Brüteplätze sind für die Einwohner eine Quelle nicht unbedeutenden Nutzens, denn sie sammeln beinahe die ganze Legezeit die Eier als eine wohlschmeckende Speise, gelegentlich auch die fetten Jungen, und lassen nur die letzte Brut liegen, um den Vögeln ihre Brüteplätze nicht zu entleiden. Naumann hat beobachtet, daß das Männchen sich mehr um die Eier, das Weibchen dagegen mehr um die Jungen bekümmert, und hat diese Erfahrung bei allen Seevögeln bestätigt gefunden. Raubvögel, Raubmöven und andere Raubtiere, welche ihnen gefährlich scheinen, werden von ganzen Schwärmen mit betäubendem Lärm verfolgt und selbst mit Schnabelstößen angegriffen, so daß die meisten in eiligster Flucht dem wütenden Schwarm entrinnen und ihr Heil in der Flucht suchen. Das Abhalten solcher Feinde vermöchte der einzelne Vogel nicht, wird aber der vereinten Menge leicht, und es wird klar, warum die schwächeren Mövenarten und andere Seevögel in so großen Vereinen beisammen leben. Wie alle frei nistenden Vögel sitzen auch die Mövenarten auf ihren Nestern stets dem Winde entgegengerichtet. Die Jungen, welche gut mit wolligen, gefleckten Dunen bekleidet sind, laufen bald von dem Neste, wissen sich durch Niederdrücken auf dem Boden gut zu verstecken, und werden von den Alten mit Futter versehen, bis sie selbständig sind. Beim Füttern der Dunenjungen, welche in der Nähe des Wassers herumhocken, machte man die Bemerkung, daß die Alten die gefangenen Tiere, meist Fische, aus der Höhe vor die Jungen fallen lassen und genau die Reihenfolge bei den Jungen einhalten, d. h. nicht ein Junges mehrmals füttern, ein anderes aber außer acht lassen. Dies geschieht auch dann, wenn die Kleinen ihren Platz wechseln. Dem scharfen Auge der Eltern entgeht dies nicht; sie kennen ihre Jungen und halten die Futterordnung ein. — Nach Oken gehören sie zu den Nestflüchtern, dies sind sie aber nur bis zu einem gewissen Grad und lange nicht in dem Sinn, wie es die Dunenjungen der Hühner sind. — Durch unaufhörliches Schreien und Herumschwärmen sind die Nistplätze sehr belebt, und es giebt im Norden viele, wo die sitzenden Vögel die Felsen durch ihre ungeheure Anzahl völlig bedecken, die fliegenden aber beinahe die Sonne verdunkeln und durch ihr Geschrei das Ohr betäuben. Die Eier selbst sind bei der Mehrzahl olivenbräunlich oder grünlich mit grauen und schwarzbraunen, großen Flecken; die Zahl ist von 1—4, bei unseren deutschen Arten gewöhnlich 3.

Erste Familie: **Seeschwalbe**, Sterna, *Linné* 1746.

Sternula, et Hydrochelidon, *Boje* 1822; — Viralva, *Leach* 1825; — Anous, *Steph.* 1825; — Hydroprogne, *Kaup* 1829; — Sylochelidon, et Gelochelidon, *Br.* 1830; — Haliplana, Helopus, Laropis, et Gygis, *Wagler* 1832.

Der ziemlich lange, scharf zugespitzte Schnabel, die etwas ausgeschnittenen Schwimmhäute und der Gabelschwanz unterscheiden die Seeschwalben kenntlich von den Möven.

Der Schnabel ist kaum so lang oder wenig länger als der Kopf, hart, fast gerade; Unterschnabel am Kiel, wo dessen Spalte aufhört, mit einem schwachen Eck, vorn zugespitzt ohne Haken, sehr zusammengedrückt; die Firste springt winkelig in die Stirnbefiederung ein; jederseits am Oberkiefer eine spitze Befiederungsschneppe; Nasenlöcher ritzförmig, nahe der Stirn, seitlich in freistehenden Nasengruben; die Füße sehr klein mit drei ziemlich kurzen, durch Schwimmhäute verbundenen Vorderzehen, die vorn mehr oder weniger ausgeschnitten sind, und etwas höher gestellter, kleiner Hinterzehe; die Mittelzehe am längsten; Läufe vorn quer getäfelt; auf den Zehenrücken schmale Schilder, sonst kleine und sehr kleine 6- und 8eckige Schildchen; die Beine gegen die Mitte des Rumpfes eingelenkt; der Unterschenkel über dem Lauf etwas nackt; die Flügel lang, schmal, spitzig, Schwalbenflügeln ähnlich; die 1. Schwinge die längste; die Schwingfedern erster Ordnung haben sehr starke, steife Schäfte und auf der Außenfläche ihrer Fahnen einen puderartigen Ueberzug, der sich leicht abscheuert; der Schwanz ist mittellang, gabelförmig, zwölffederig, einem Schwalbenschwanz ähnlich, die äußerste Feder oft noch einmal so lang als die mittelste und in einen langen schmalen Spieß auslaufend. Doppelmauser. Im Fluge ähneln sie der Gestalt nach den Schwalben, allein so reißend schnell ist er nicht. Sie bewegen die Flügel in weit ausholenden nicht schnellen Schlägen, wodurch sich der Körper etwas hebt, wenn sie nach unten, etwas senkt, wenn sie nach oben schlagen, was dem Fluge etwas Unstätes giebt; wenn sie eilen, so ist dies nicht bemerklich; sie können auch schweben, rütteln, schnell im Bogen herabschießen und sich wieder heben, sich überpurzeln; ihr Flug ist überhaupt sehr abwechselnd und gewandt. Ihr Aufenthalt ist das Meer, nur wenige kommen an Landseen und Flüsse; sie lieben große freie Wasserflächen, klares Wasser und kahle Ufer. Wenn sie die Wasserfläche nach Beute absuchen, halten sie Kopf und Schnabel im rechten Winkel nach unten gesenkt. Ihre Nachtruhe halten sie auf freiem Boden ganz nahe am Wasser und auf der Brust so liegend, daß der Schnabel

nach dem Wasser, der Schwanz dem Lande zugekehrt ist, und wenn Hunderte beisammen liegen, so hat nicht eine ihr Gesicht anders als dem Wasser zugewandt. Desgleichen auch am Tag und bei den Nestern. Werden sie aufgestört, so fliegen sie auch wohl auf die freie Wasserfläche und bringen dort die Nacht schwimmend zu. Sie sind Bewohner der gemäßigten und heißen Zone, wandern aber im Sommer auch in die kalte und manche hoch nach Norden hinauf, um sich daselbst fortzupflanzen; halten sich aber im hohen Norden bloß vom Mai bis zum Juli auf. Ihre wenigen Eier, gewöhnlich 2—3, legen sie in eine kleine Vertiefung des Bodens, in niederes Gras oder auf den Sand, brüten gemeinschaftlich, weniger bei Tag, meistens bei Nacht, gegen 3 Wochen lang; die Jungen laufen bald nach dem Ausschlüpfen auf dem Lande umher, wo sie gefüttert werden, bis sie flügge sind. Bei Gefahr drücken sie sich auf den Boden und rühren sich dann nicht mehr, bis sie jene entfernt glauben. Sie wandern meistens nur über dem Meere hin oder dessen Gestaden entlang, oder folgen dem Lauf der Flüsse, der Richtung stehender Gewässer, der Landseen, großer Teiche und Sümpfe; meistens des Nachts, in kleinen Gesellschaften, oder auch in Scharen, hoch durch die Lüfte; wenn sie bei Tage reisen, geschieht es langsamer, häufig unterbrochen durch Suchen nach Nahrungsmitteln.

Von dieser Familie giebt es in den verschiedenen Erdteilen nahezu 70 Arten, die Gray in seiner Hand-List in etwa 14 Gruppen gesondert hat. Hier sind beschrieben: 11 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe: **Weiße Seeschwalbe.** Thalasseus, *Boje* 1822.

Mit Schwimmhäuten, welche nur wenig eingeschnitten sind; die äußere Schwanzfeder pfriemenförmig verlängert; die folgenden schmal und lang gespitzt; der Schwanz $^1/_4$—$^2/_3$ der Länge gegabelt; der Körper weiß oder aschblauweißlich; im Sommer mit schwarzer Kopfplatte, im Winter nur mit schwarzgeflecktem Hinterkopf und weißem Vorderkopf. — 8 Arten.

Die Raub-Seeschwalbe. Sterna caspia, *Pallas.*

Taf. 28, Fig. 1.

Kaspische, Baltische Seeschwalbe, Große Meerschwalbe, Großschnabelige Schwalbenmöve, Wimmermöve. — St. caspia, *Pall.* 1769; *Oedmann* 1782; *Sparrm.* 1786; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Bl.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — St. Tschegrava, *Lépech.* 1776; — St. megarhynchos, *M. & W.* 1810; — St. melanotis, *Sws.* 1836; — St. strenua, *Gould* 1837; — Thalasseus caspius, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der große starke Schnabel ist in der Jugend rötlich, im Alter rot; die Füße sind schwarz, bei den Jungen bräunlich; die Fußwurzel 4,2—4,8 cm hoch; der Schwanz kurz und nicht tief ausgeschnitten. Die Schäfte der Schwingen und Schwanzfedern weißlich; die Innen- und Außenfahne der Schwingen schwarzgrau; die Schwingen oben weißgrau; der unbedeckte Teil und die Unterseite derselben schwarzgrau.

Länge 48 cm, Flugbreite 13,5 dcm, Schwanzlänge 15,5 cm, Mittelfedern 11 cm, Schnabellänge 6,5—7 cm, Lauf über 4,5 cm. Beinahe Kolkrabengröße.

Beschreibung. Im Sommerkleid bedeckt den großen Kopf eine tiefschwarze Kappe, welche noch die Augen etwas einschließt und auf dem Hinterhalse endet; die untern Teile samt dem Schwanz sind weiß, auf der Brust manchmal ein schwacher graulicher Anflug; der Mantel ist licht bläulichgrau, die Schwingen etwas dunkler. Im Winterkleid ist die Kappe auf dem Kopfe weiß und schwarz gefleckt. Im Jugendkleide hat jede Feder des Mantels eine gezackte dunkelbraune und eine weiße Endkante; die längsten Schwingen an den Enden bräunlichschwarz; die Federn des nur seicht ausgeschnittenen, aber ziemlich spitz gegabelten Schwanzes sind licht aschgrau, schwarzbräunlich und weiß gerandet. Der Schnabel ist brennend hochrot, nach vorn schwärzlich, im Herbst ist er lichter; in der Jugend ist er noch um vieles kleiner, matt rotgelb; das Auge ist schwarzbraun, in der Jugend mehr grau; die Füße sind klein aber stämmig, netzartig fein geschuppt, schwarz, bei den Jungen bräunlich.

Diese große Art, sagt Naumann, welche man die Königin der Meerschwalben nennen möchte, bewohnt Süd- und Mittel-Europa, einen großen Teil Mittel-Asiens bis Indien, und Afrika bis in den Sudan. In unserem Erdteil trifft man sie nur selten an der Küste Großbritanniens, Hollands, Frankreichs und Spaniens; brütend auf der Insel Sylt und an der pommerschen Küste; häufig im griechischen Inselmeer, am Schwarzen Meer, und gemein auf dem Kaspischen Meer; ferner auf den großen Seen der Barabinskensteppe, im Flußgebiet des Obi; nach Naumann sogar noch in China und bis Neuseeland. Im inneren Deutschland ist sie eine Seltenheit. Sie ist ein Meervogel und hält sich besonders da auf, wo ganz klares Wasser ist. Als Zugvogel kommt

sie im April an den Brüteplätzen an und verläßt sie im August und September wieder. Ankunft in Sylt gegen den 20. April aus südöstlicher Richtung, Abzug Mitte September.

Sie nisten gern gesellschaftlich. Eine größere Brutkolonie, die einzige in ganz Deutschland, findet sich auf dem nördlichsten Ende der Insel Sylt. Dort traf Naumann im Jahre 1819 noch an 300 brütende Pärchen. Dieser Brutplatz existiert heute (1879) noch, bekannt unter dem Namen „Ellenbogen", einer langen, schmalen Halbinsel, aber wie vermindert! Auf einem kleinen Fleck in der Nähe von zwei Leuchttürmen sind noch etwa 22 Nester vereinigt. Die Abnahme dieser Kolonie muß deshalb eine sehr bedeutende genannt werden, was v. Homeyer den Verheerungen der „fatalen Eiersammler" zuschreibt. Daselbst findet man auch noch brütende Silbermöven und Eiderenten. Im Jahre 1886 berichtet uns Dr. Paul Leverkühn, der in Begleitung des, den Ornithologen rühmlich bekannten Dr. Rohweder eine Reise nach Sylt machte: „Ueber die Dünen ging es weiter nach dem Nordende Sylts, zur Kolonie der Kaspischen Meerschwalbe. In einer Entfernung von 200 Schritt erhoben sich die Riesenseeschwalben von ihren Nestern und schwebten in ziemlicher Höhe über unsern Köpfen. Die Zählung ergab 35 Paare. Sämtliche Eier lagen im bloßen Sand, ohne Anlehnung an einzelne vorhandene Strandpflanzen. Es ist dies die einzige Kolonie in Deutschland. Die Brandseeschwalbe, die Naumann noch zu Tausenden brütend antraf, nistet nicht mehr auf Sylt." (Mitteilungen des Vereins z. Vogelsch. 1886, 322 ff.) Die 2, selten 3 Eier liegen in einer kleinen Vertiefung auf dem bloßen Sand, kaum einige Fuß voneinander entfernt, wo ihrer viele brüten. Sie sind so groß wie Enteneier, ziemlich glatt, trüb gelblich- oder bräunlichweiß, mit aschgrauen und schwarzbraunen Flecken und Punkten bestreut; sie variieren aber gar manchfaltig. Die Jungen haben oben grauliche schwarzgefleckte, unten weiße Dunen, laufen bald vom Neste und werden mit kleinen Fischen gefüttert. — Diese prächtige große Meerschwalbe sieht sitzend etwas plump aus, weil der große Kopf und der ziemlich kurze Schwanz die Formen etwas beeinträchtigen; den Rumpf trägt sie wagrecht, die Brust oft tiefer als den Schwanz; die langen, den Schwanz weit überragenden Flügel hoch gekreuzt, den Hals eingezogen. Das reine blendende Weiß, das sanfte Aschblau des Mantels, das tiefe Samtschwarz des Oberkopfes, der korallrote Schnabel bilden eine wundervolle Farbenzusammenstellung. Ihr Gang ist trippelnd. Sie ist gemächlich, aber ernst und mißtrauisch; die Gesellschaft der Brandmeerschwalbe scheint sie indes zu lieben. Gewöhnlich fliegt sie in einer Höhe von etwa 15 m über dem Wasser, den korallenroten Schnabel senkrecht nach unten gerichtet, die großen Schwingen langsam bewegend und zuweilen stoßtauchend auf das Wasser herabstürzend; aber doch ist sie noch flüchtiger als andere große Möven; wenn sie über den Beobachter gerade hinfliegt, so scheinen die Flügelspitzen schwarz und auch die Füße bilden auf dem Bauche einen dunkeln Fleck. Ihre starktönende rauhe Stimme hat Aehnlichkeit mit dem Geschrei des gemeinen Reihers und klingt wie „krräik", auf dem Brütplatze hört man ein weniger lärmendes „krräe".

Ihre Nahrung besteht in lebenden Fischen, besonders Heringen, die sie selbst fängt. Sie erhält sich öfters flatternd auf einer Stelle, stößt dann plötzlich kräftig ins Wasser, daß das Wasser fußhoch aufspritzt, fährt aber bloß mit dem Schnabel durch die Oberfläche desselben und fliegt fast immer mit einem gefangenen Fisch davon, den sie — im Weiterfliegen — tot kneipt und, den Kopf voran, verschlingt. Anderen Strandvögeln raubt sie aber auch die kleinen Jungen und die Eier. Durch Hochwerfen einer Mütze oder nur Schwenken mit derselben läßt sich der neugierige Vogel in die Nähe locken und kann erlegt werden.

Die Lach-Seeschwalbe. Sterna anglica, *Montagu.*

Taf. 28, Fig. 2.

Englische Seeschwalbe, Amerikanische, Baltische, Acker-, Lachschwalbe, Dickschnäbelige Meerschwalbe, Spinnenmeerschwalbe, Kleine Lachmöve. — St. nilotica, *Hasselq.* 1757, 1762; *Gm.*; *Lath.*; *Rchw.* 1889; — St. anglica, *Mont.* 1813; *Temm.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — St. aranea, *Wils.*; *Sav.* 1823; — St. risoria, Gelochelidon (baltica et) anglica, *Br.* 1822, 1831; *Mev.* 1886; — St. macrotarsa, *Gould* 1837.

Der Schnabel ist merklich gebogen und kürzer als der Kopf; der kleine Fuß schlank und hoch, die Schwimmhäute stark ausgeschnitten; der Schwanz kurz und seicht gegabelt. Dieser Unterschiede wegen hat Brehm 1831 eine besondere Gruppe, Gelochelidon, für diese Seeschwalbe gebildet.

Kennzeichen. Der Schnabel ist schwarz und etwas mövenartig, stark und kurz; die Füße sind schlank und schwarz mit ziemlich stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten; Lauf 3,2 bis 3,6 cm lang; der Schwanz nicht tief gegabelt, und wird von den langen Flügeln weit überragt. Im Winterkleid Kopf und Nacken weißgrau.

Länge 31,5 cm, Flugbreite 93 cm, Flügellänge 32 cm, Schwanzfedern 12 cm, die mittleren 9,5 cm, Schnabel 3,8 cm, Lauf 3,6 cm.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist Kopf und Nacken samtschwarz; der Mantel samt Schwanzfedern sanft bläulichaschgrau; die Unterseite weiß. Im Herbstkleid ist der Kopf weiß, nach dem Nacken schwarz gestrichelt; durch die Augen ein schwarzgefleckter Strich. Im Jugendkleid ist Kopf und Nacken weiß mit schwärzlichen Flecken; der Oberkörper hell aschblau mit braunen gezackten und gelblichweißen Endkanten der Rücken- und Flügeldeckfedern. — Der Schnabel ist kurz und etwas stärker als bei andern Meerschwalben, an der Firste sanft abwärts gebogen, schwarz, bei jüngern Vögeln schwarzbraun; die Iris ist braun, bei Jungen graulich; die Füße sehen der langen Läufe wegen hoch aus, sind schwarz, bei jüngern bräunlich; der Ueberzug der Fußwurzel oben groß, aber seicht getäfelt, hinten fein geschildert, die Schwimmhäute chagriniert.

Sie ist über mehrere Erdteile verbreitet, aber nirgends in sehr großer Anzahl, am wenigsten in nördlicheren Teilen. Sie findet sich in Afrika, Nord- und Süd-Amerika und Asien. In Europa kommt sie nördlich noch an den schottischen Küsten und im Kattegat vor; häufiger in dessen südöstlichen warmen Ländern: in der Krym, in Griechenland, in Ungarn, Illyrien, Dalmatien; seltener an der Westküste Italiens, der Südküste Frankreichs und Englands, an den Küsten Dänemarks, Schleswigs, Pommerns. Im inneren Deutschland gehört sie zu den großen Seltenheiten, doch bei uns am Bodensee und an der Iller gesehen, und auf den Sandinseln des Lechs oberhalb Augsburg und bei Kaufbeuren als Brutvögel verzeichnet. Cab. J. 1887, 614. Als Zugvogel überwintert sie in wärmeren Weltteilen, erscheint Anfangs Mai und verliert sich um die Mitte September. Sie liebt den Meeresstrand mehr als Binnenwasser.

Von der gleichgefärbten und gleichgroßen Brandmeerschwalbe unterscheidet sie sich durch den kürzeren und stärkeren Körper und Schnabel, den weniger dicken Kopf, durch den kürzer aussehenden Schwanz und durch den stetern Flug. Sie ist gesellig, lebt daher selten vereinzelt, und hat eine Stimme, welche dem Lachen eines Menschen ähnelt, sie klingt: „hä hä hä", auch einzeln „hä". — Die 2—3 Eier liegen auf einem etwas erhabenen Platze in einer kleinen Vertiefung auf kurzem Rasen oder auf sandigem Boden. Die Schale ist eben, nicht glatt, glanzlos, mit blaß trübgrünlichem Grunde, der bald ins Olivengrünliche, Bräunliche oder Gelbliche übergeht und mit aschgrauen Schalenflecken, sowie zahlreicheren größeren Flecken und Klexen von schwarzbrauner Farbe bezeichnet ist. Letztere Farbe zieht sich auch ins Rötlich- oder Olivenbraune. Sie sind 4,5 cm lang und 31,5 mm breit. Sie nährt sich von Fischen, Insekten, frißt auch gern Spinnen, und raubt schwächeren Vögeln während der Fortpflanzungszeit Junge und Eier.

Die Brand-Seeschwalbe. Sterna cantiaca, *Gmelin.*

Taf. 28, Fig. 3.

Mexikanische, Kapische, Sandwich-Meerschwalbe, Cayennische, Kentische, Stübbersche Meerschwalbe, Haffpicker. — St. stübberica, *Otto* 1776 (in Büff. Uebersetz. Bd. 31, S. 104); — St. cantiaca, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — St. africana, *Gm.*; — St. Boysii, *Lath.*; — St. columbina, *Schranck* 1789; — St. canescens, *M. & W.* 1810; — Thal. cantiacus, *Boje* 1822; — Th. candicans, *Br.* 1831; — St. acuflavida, *Cabot* 1847; — Actochelidon (*Kaup*) cantiaca, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Der Schnabel ist über 4,5 cm lang, schmal, schlank, schwarz, an der Spitze goldgelb, welches sich auch noch weiter nach der Wurzel verbreiten kann. Die Fahne der 1. Schwinge weißgrau mit weißem Innenrande. Die Füße sind schwarz mit gelben Spursohlen. Der Oberkopf schwarz, Rücken und Flügel silbergrau, Unterleib und Schwanz weiß.

Länge 37,5 cm, Flugbreite 88 cm, Flügellänge 28,5 cm; Schwanzfedern: kürzeste 7,7 cm, längste 15,5 cm, Schnabellänge 5,6 cm, Höhe des Laufs 2,6 cm.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist der Kopf und Nacken tief schwarz; der Mantel licht bläulichgrau; die untern Teile samt dem Schwanz rein weiß, die Brust sanft mit Rosenfarbe angehaucht, was nach dem Tode verschwindet. Im Winterkleid ist der Kopf weiß, die Nackenfedern schwarz gefleckt. Im Jugendkleid ist der Kopf schwarzgrau und schmutzigweiß geschuppt; der Rücken weiß, die Federn mit weißgelben Endkanten und schwarzbraunen Flecken und Zickzackstreifen. — Der Schnabel ist gestreckt und lang, nach vorn schmäler, von Farbe schwarz, an der Spitze schön goldgelb, bei den Jungen vorn bräunlichweiß; die Augen sind dunkelbraun, bei den Jungen lichter; die niedrigen stämmigen Füße mit ziemlich tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten sind schwarz, die untere Seite ockergelb; bei den Jungen rötlichschwarzgrau mit gelben Sohlen.

In Afrika südwärts bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung; auch an dem größten Teil der amerikanischen Küsten. In Europa nordwärts nicht über den 57. Grad hinaus; an den Küsten und Inseln der Nordsee allgemein verbreitet, welche von ihr während der Fortpflanzungszeit zu vielen Tausenden bewohnt werden; berühmt sind darin die englischen Küsten von Kent

und Sandwich; mehrere Küstenstriche Frankreichs, Hollands und Frieslands, die Insel Eierland nahe beim Texel; ferner die Inseln Norderney und Wangeroog. Diese Plätze werden von ihr im Sommer in einer so enormen Anzahl bewohnt, daß die Beschreibungen davon dem, der so etwas noch nie sah, übertrieben vorkommen müssen. Zur Zugzeit ist sie an den Küsten der Nordsee bis ins obere Jütland sehr häufig, an der Ostsee äußerst selten, im Binnenland fast nie bemerkt. — Sie wohnt am Meer, wo es seichtes, klares, von vielen kleinen Fischen belebtes Wasser giebt; besonders liebt sie, nach Naumann, die Brandungen, welche sich auf unterseeischen Riffen erheben, und kein anderer Vogel ist bei Sturm so sehr um das hier in furchtbarer Größe emporsteigende Wogenspiel beschäftigt, als sie.

Auf den genannten Nordseeinseln, erzählt Naumann, besonders auf dem Eiland Norderoog, nistet die Brandmeerschwalbe in Scharen, auf einzelnen Stellen dicht zusammengedrängt zu Tausenden, ja zuweilen zu Hunderttausenden, die Nester so nahe beisammen, daß kaum der fortschreitende Fuß Raum dazwischen findet, weshalb man die Augen nur auf den Boden gerichtet haben muß; die Vögel umflattern den Sucher so nahe, daß sie mit ihren Flügelspitzen nicht selten an dessen Kopf oder Hut stoßen und mit ihrem Unrat sogar die Kleider beklexen, daß sie nachher aussehen, als wären sie mit Kalk bespritzt. Ein solches Wirren und Wimmeln, Schwirren und Toben vermag auch die lebendigste Schilderung nicht genügend wiederzugeben; niemand, wer sich nicht selbst dazwischen befand, kann sich von diesem Leben und Weben, von diesem Drängen und Treiben so ungeheurer Vogelscharen einen richtigen Begriff machen. So berichtete Naumann 1819 in der Isis. Und jetzt! Vergangene Zeiten! In den Beobachtungsstationen für Deutschland findet sie sich gar nicht aufgeführt. Für Oesterreich-Ungarn, für Spalato (Dalmatien) nur als Zugvogel verzeichnet. Ornis 1887, 355. Für Dänemark auf Madsted Holm im Ove-See (Thy) in Gesellschaft von St. anglica nur noch spärsam. Ornis 1886, 99. Hiernach wären also die obigen Angaben aus früheren Zeiten über ihr Vorkommen als Brutvögel in Deutschland nicht mehr zutreffend.

Ihre 2—3 Eier findet man im Juni; ihr Grund ist rostgelblichweiß, auch rein weiß, blaß rötlichgelb und rostgelb, die Schalenflecke sind aschgrau, die Zeichnungsflecke schwarzbraun, zuweilen ins Rotbraune ziehend. Etwas Grünliches haben sie nie, wodurch sie sich von den ähnlichen der Lachmeerschwalbe unterscheiden. Sie sind wie Zwerghühnereier, 5,1 cm lang, 3,5 cm breit. Bei Tage brüten sie wenig, bei warmem Sonnenschein gar nicht, bei Nacht aber anhaltend.

Im Fluge unterscheidet sie der etwas dicke Kopf mit dem langen schwarzen Schnabel, die langen und sehr schmalen Flügel und die etwas niedrigen schwarzen Füße vor anderen ähnlichen Arten; der Flug ist energisch, flink und abwechselnd. Ihre Stimme ist sehr ausgezeichnet, obgleich nicht angenehm; sie schreit laut und kreischend: „kirreck, kirräike, keikeike“; seltener hört man das eigentümliche Krähen, das wie „kree“ klingt.

Die Rußbraune Seeschwalbe. Sterna fuliginosa, *Gmelin.*

St. fuliginosa, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Wils.* 1808; *Blas.* in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; — St. serrata, *Th. Forster* 1817; *Less.* 1828; — Onychoprion fuliginosum, et Haliplana fuliginosa, *Wagl.* 1832; *Mev.* 1886; — St. Gouldii, *Reichb.* 1855.

Kennzeichen. Die Oberseite schwarzbraun, die Unterseite weiß; die Schwanzfedern sind braungrau, nach der Wurzel heller; der schlanke lange Schnabel und die Füße sind schwarz.

Länge 38 cm, wovon der Schwanz 17,8 cm wegnimmt, die kürzesten Mittelfedern desselben sind 8 cm lang; Schnabel 4 cm, Höhe des Laufs 2,6 cm.

Beschreibung. Bei den Alten ist der Oberkopf bis in das Genick und ein Strich durch das Auge nach dem Schnabel schwarz; die Stirn und die ganze Unterseite und die untern Flügeldeckfedern rein weiß; die ganze Oberseite braunschwarz; der Schwanz braungrau; die Schwingen seitlich schwarz. Bei den Jungen ist das Gefieder trübbraun, auf dem Oberflügel und dem Unterrücken mit weißen Federspitzen; die Unterseite ist lichtbraungrau, nach hinten heller.

Diese Art ist über einen großen Teil der tropischen und subtropischen Küstenländer von Mittel-Süd-Amerika, besonders über die Inselgruppen des „Großen Oceans“ — welche unter dem Namen: „Polynesien“ zusammengefaßt werden — verbreitet, kommt auch in Australien vor, wurde aber schon an den Nordseeküsten gesehen und selbst bei Magdeburg lebendig gefangen. — Die 2—3 Eier (nach Dr. O. Finsch's bestimmter Angabe nur ein Ei, Ornis 1887, 371) findet man im Juni auf bloßen Felsen oder auf grünberastem Boden. Sie sind auf gelbbräunlichweißem oder bläulichem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken, sowie rost- und schwarz-

braunen Flecken und Klexen bezeichnet. Ihre Länge beträgt 5,3 cm, ihre Breite 3,1 cm. Beim Ausblasen der Eier findet man den Dotter hochorangerötlich, Ornis 1887, 368, O. Finsch. — Bei der verwandten Sterna (Anous) stolida, *L.*, ist der Dotter gelb, was allerdings bei ausgeblasenen Eiern kein Kennzeichen mehr abgiebt.

Die Paradies-Seeschwalbe. Sterna paradisea, *Brünnich.*

Dougalls Seeschwalbe. — St. paradisea, *Brünn.* 1764; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; — St. (Douglasi 1802, et) Dougalli, *Mont.* 1813; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — St. Macdougalli, *Macgill.* 1830; — St. gracilis, *Gould* 1837; — Hydrocecropis Dougalli, *Boje* 1844.

Kennzeichen: Der sehr gestreckte, schlanke Schnabel ist schwarz mit roter Basis; der Lauf so lang als die Mittelzehe ohne Nagel, gelbrot; der äußerst langgabelige Schwanz ragt noch 4 cm über die Spitze der ruhenden Flügel hinaus; die Außenfahne der 1. Schwinge schwarz, die Innenfahne weißgrau mit weißem Rande; die Außenfahne der folgenden weißgrau. Der junge Vogel hat einen sehr breit schwarz gefärbten Nacken und ungefleckte Schwanzfedern.

Länge 36 cm, wovon die längsten äußern Schwanzfedern 18,5 cm wegnehmen, die mittlern sind nur 7 cm lang; Flugbreite 71,5 cm, Flügellänge 24 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Fußrohr 2 cm.

Beschreibung. Beim Sommerkleid sind Oberkopf und Nacken tief atlasschwarz; die Unterseite rein weiß mit lieblichem rosafarbenem Schein; der Mantel zart hell bläulichaschgrau; Schwanz weiß mit schwachem bläulichgrauem Anflug. Im Winterkleid ist die Stirn weiß, die Kopf- und Nackenfedern schwarz gefleckt. Im Jugendkleid ist die Stirn weiß; Hinterhaupt und Genick schwarz; die Rückenfedern mit gelblichweißen und schmutzigbraunen Endkanten. — Der Schnabel ist schmal, außerordentlich zusammengedrückt, sehr gestreckt, hat unten ein schwaches Eck, der Hornüberzug sieht aus wie Fischbein, von Farbe glänzend schwarz, an der Wurzel rot; bei den Jungen ist er braunschwarz; die Augen sind tiefbraun; die Füße sind klein, gegenüber denen anderer Meerschwalben aber stark, die Schwimmhäute wenig ausgeschnitten, schön gelbrot, bei den Jungen gelblich fleischfarben.

Diese schöne Meerschwalbe soll an mehreren Küsten im Atlantischen und Indischen Meere vorkommen; in Europa findet sie sich an den Küsten Englands, Schottlands, der Picardie, an einigen von Norwegen und an der Westküste der Provinz Schleswig. In Nord-Amerika besonders häufig bei den Bernuden. Sie ist ganz Meervogel, bis jetzt an Binnengewässern nicht bemerkt worden und hat den Zug mit den andern gemein. Die Eier sind 4,2 cm lang und 3 cm breit, deren Grundfarbe blaß gelblich olivengrün, etwas gesättigter als bei den Eiern der Küstenmeerschwalbe; die Schalenflecke sind braun- oder violettgrau, die Zeichnungsflecke schwarzbraun bis schwarz; die Form etwas kurz eiförmig.

Die Paradies-Seeschwalbe ist ungemein zierlich, schlank und zart, und wohl eine der schönsten unter den europäischen Arten. Die schmälern Flügel, der längere Gabelschwanz mit seinen sehr langen Spießen im Verein mit der schlanken Gestalt, der schwarze Schnabel und die gelben Füße machen sie vor allen bekannten Arten schon in der Ferne kenntlich. Sie ist, nach Rohweder, völlig schweigsam, fliegt langsam schwebend über den aufgeregt dahinschießenden Sterna macrura, minuta & cantiaca, wobei sie die langen Schwanzfedern zu einem Spieß zusammenlegt und wie ein Band nachschleppt. Der Küstenmeerschwalbe ähnelt sie im Fluge, aber der auffallend lange Schwanz unterscheidet sie wieder. Ihre Stimme ist ein geschlepptes „krijäh“.

Die Fluß-Seeschwalbe. Sterna hirundo, *Linné.*

Taf. 28, Fig. 4; Fig. 5 Jugendkleid.

Aschgraue, Rotfüßige, Schwarzköpfige, Gemeine Seeschwalbe, Schwalbenmöve, Tärne, Krija, Seekrähe, Spirer, Schnirring, Allenbeck. — Sterna, alt. Aut.; — Hirundo marina, *Will. et Ray*; *L. cit.* 1746—66; — Larus albicans, *Marsigli*; — St. hirundo, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — St. fluviatilis, *Naum.* (in Isis) 1819; *v. Hom.* 1885; — St. marina, *Eyton* 1836.

Kennzeichen: Schnabel und Füße sind hochrot, der erstere spitzewärts schwarz; der dunkle Streif auf der Innenfahne der 1. Schwinge, 7 cm vor der Spitze, 4—5 mm breit; der Lauf 18—21 mm hoch, länger als die Mittelzehe ohne Nagel; der Schwanz wird von den Flügeln etwas überragt; Scheitel und Hinterkopf schwarz, Oberleib aschbläulich, Unterleib weiß, Schwanz

sehr gabelförmig. Das **Jugendkleid** auf dem Mantel silbergrau mit sehr bleichen Wellen und Mondflecken.

Länge 33,5 cm, Flugbreite 7,6 dcm, Schwanzlänge 15,5 cm, Schnabellänge 3,5 cm, Höhe des Laufs 2 cm. Körpergröße einer Turteltaube, sieht aber des reichen Gefieders wegen viel größer aus.

Beschreibung. **Sommerkleid:** Stirn, Oberkopf, Genick und Nacken sind tiefschwarz; Rücken, Schultern und Oberflügel sanft bläulichaschgrau; die größten Schwingfedern sind schieferschwarz; die untern Teile sind weiß mit einem silbergrauen Anfluge auf der Brust; Bürzel und obere Schwanzdeckfedern sind weiß; an dem Gabelschwanze sind die äußern Federn dunkelaschgrau, die mittelsten weiß. Im **Winterkleid** sind Stirn und Zügel weiß, nach hinten schwarz gefleckt. Im **Jugendkleid** sind Stirn und Vorderscheitel weiß mit bräunlichem Anfluge nach hinten, bis auf den Nacken mattschwarz, auf dem Unterarm ein schwarzgrauer Streifen; der Mantel sehr licht bläulichaschgrau, die Federn gelblichweiß und dunkelbraun gerändert. — Der Schnabel ist schön hochrot, die Schnabelspitze schwarz; junge Vögel haben mehr Schwarz oder Braun am Schnabel; die Iris nußbraun, bei den Jungen matter; die starken und stämmigen, aber kleinen Füße sind lebhaft hochrot, bei den Jungen fleischfarben; die Schwimmhäute sind wenig ausgeschnitten.

In Sibirien samt China, in Afrika bis zum Kap, an den Küsten Amerikas. In **Europa** allgemein am Meer und an Binnenwassern, bis zum 62. Grad, wo sie alle Seen und großen Flüsse bewohnt, so auch die von Deutschland; namentlich den Bodensee, Bieler- und Zürichersee, die Donau, die Iller, den Main, Rhein, die Elbe, Mulde u. s. w.; sie gehört überhaupt mehr den süßen Gewässern, als dem Meere an. In der Dobrudscha ist sie sehr gemein und brütet zu Tausenden auf den Sandbänken im See Sinoe. Sie bewohnt häufig die Flußmündungen, oder Stellen, wo die Flüsse weite Betten haben und sich Sand- oder Kiesbänke einige Fuß über die Wasserfläche erheben. An kleinern Flüssen brütet sie nur in einzelnen Paaren oder kommt auch nur vagabundierend vor. Sie kommt als **Zugvogel** in der letzten Hälfte des April und verläßt unsere Gegenden Ende Juli.

An der Küste brütet sie bisweilen vermischt mit St. paradisea, aber zahlreicher als diese; sonst auch an allen größern Binnenwassern. In West-Friesland brütet sie sehr häufig auf feuchten Wiesen und Sümpfen, am meisten an Ufern von Landseen; ebenso am Strande der Inseln von Ameland, Schiermonnikoog, und in Menge auf Rottum. Ihre **Nistplätze** sind große, niedrige Sand- oder Kiesbänke, welche von allem Pflanzenwuchs entblößt sind. Kies ziehen sie aber stets dem Sande vor. An Flüssen hat man sie hauptsächlich da zu suchen, wo das Flußbett einen kurzen, sanft verlaufenden Bogen bildet, und zwar an dessen hohler Seite. Sie brütet aber auch an den tiefeinschneidenden Buchten der Ostsee (Schlei) in Schleswig, aber nicht an der Nordseeküste dieser Provinz, die sie erst nach der Brutzeit spärlich besucht. — Das Nest ist bloß eine gescharrte Vertiefung ohne Unterlage. Darin findet man gegen Ende Mai 2—3 Eier, welche auf trüb rostgelblichem, auch bleich gelbbraunem Grunde violettgraue Schalenflecke und rotbraune, braune und schwarzbraune Flecken, Tüpfel und Punkte haben. Sie messen 38 + 29,5 mm. In Form und Flecken-Zeichnung variieren sie bedeutend. Nach $16^{1}/_{2}$ Tagen Brütezeit entschlüpfen die Jungen den Eiern, verlassen bald den Nestplatz und verbergen sich gut hinter großen Kieseln, Pflanzen und dergl., und man würde sie nicht leicht entdecken, wenn die Alten durch ihr Geschrei nicht zum Verräter würden. Sie erhalten das Futter von den Alten in den Schnabel gesteckt, jedoch nicht lange, dann legen letztere es nur vor oder lassen es einfach auf die Jungen herabfallen, welche sich nun schreiend darum balgen. Sie vermögen nach 3 Wochen schon notdürftig, mit 6 Wochen gut zu fliegen. — Ihre **Stimme** ist ein krähenartiges „**kriäh**“, und in der Not schreien sie „**kreck kreck!**“ Dies alles in verschiedenen Modulationen.

Um ihre **Nahrung** zu suchen, streichen sie langsam und in geringer Höhe über dem Wasserspiegel, halten auch öfters rüttelnd über einer Stelle, und wenn sie eine Beute entdeckt haben, fallen sie wie ein Stein nieder, wobei sie aber nur so weit tauchen, daß die Flügel noch über dem Wasser sind, ergreifen dieselbe und verzehren sie. Vorzüglich ist es der Ukelei, Cyprinus alburnus, *L.*, welcher in klaren Wassern seine Nahrung meist an der Oberfläche sucht. So in Nahrungsgeschäften begriffen, fliegen sie stundenweit auf und ab, vergessen auch nicht, die Altwasser und Lachen abzusuchen, bis sie ihren starken Appetit befriedigt haben, um nach vollendeter Verdauung, die sie ruhig am Flußufer abwarten, von neuem zu beginnen.

Wer eine solche Seeschwalbe lebendig zu erhalten wünscht, bewerkstelligt dies, indem er sie in einen geräumigen Verschlag sperrt und mit rohen Fleischstückchen und zerstückelten Fischen füttert. Den Boden des Behälters bestreut man tief mit Sand und gräbt in denselben das Wassergeschirr, damit der Vogel ebenen Bodens zum Wasser gelangen kann. Sie werden — gut behandelt — so zahm, wie Raben. Ihre **Nachtruhe** halten sie, wie andere mövenartige Vögel, in der Nähe des Wassers, den Kopf diesem zugekehrt, meist in kleinen Gesellschaften, leise gackernd und

plaudernd, bis sie zuletzt verstummen. Unsere Flußschwalbe nächtigt auf freien Kies- oder Sandflächen, andere Seeschwalben aber auch auf Felsenterrassen, an die das Wasser brandet. Es sind zumeist die Plätze, welche sie auch am Tag zum Ausruhen wählen.

Aus einem Hinterhalte, oder auch am freien Ufer, wenn man sich nur ruhig verhält, kann man sie während des Auf- und Abstreichens ohne besondere Schwierigkeiten schießen. — Nach Naumann hat dieser Vogel einen Hauptfeind am Lerchenfalken: „Der Kampf zweier so ausgezeichneter Flieger gewährt ein unvergleichliches Schauspiel. Das gewöhnliche Rettungsmittel der Schwimmvögel, sich sogleich ins Wasser zu stürzen, benützt die Flußseeschwalbe nicht und verläßt sich lieber auf die Kraft ihrer Flügel; sie weicht den gewaltigen Stößen des Falken mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit aus, steigt nach jedem Fehlstoß höher, fällt wohl auch senkrecht herab, oder macht eine kühne Seitenwendung, nähert sich dabei immer mehr den Wolken, bis endlich des Falken Kräfte erschöpft werden und er nun unverrichteter Sache abziehen muß. Junge fängt er mit größerer Leichtigkeit."

Die Küsten-Seeschwalbe. Sterna macrura, *Naumann.*

Taf. 28, Fig. 6.

Nordische, Silbergraue Meer- oder Seeschwalbe, Böspiker. — St. macrura, *Naum.* (in Okens Isis) 1819; 1840; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — St. arctica, *Temm.* 1820; — St. argentata, *Br.* 1822; — St. brachytarsa, *Graba* 1830.

Die Küstenseeschwalbe hat sehr große Aehnlichkeit mit der Flußseeschwalbe; aber erstere ist kenntlich an dem ganz roten Schnabel ohne schwarze Spitze. Auch ist die Unterseite deutlicher aschgrau überflogen.

Kennzeichen. Füße und Schnabel sind hochkarminrot, der letztere aber wenig oder gar nicht schwarz; der dunkle Streif auf der Innenfahne der ersten Schwinge höchstens 3 mm breit; der Lauf 15 mm hoch; in der Jugend auf dem Mantel sehr dunkle Mondflecken.

Länge 37,5 cm, Flugbreite 76,5 cm, Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 27 cm, Schnabellänge 3 cm, Lauf 1,5 cm.

Beschreibung. Sommerkleid: Den Kopf ziert eine samtschwarze Platte, welche noch die Augen einschließt und bis in den Nacken reicht; Kinn, Wangen bis ins Genick weiß; der übrige Unterkörper licht bläulichweiß; etwas dunkler ist die Farbe des Mantels; der Unterflügel und Schwanz weiß. Im Winterkleid sind Stirn und Vorderscheitel weiß, nach hinten bis auf das Genick in Schwarz übergehend, vor dem Auge ebenfalls ein schwarzer Fleck; der Oberkörper etwas dunkler, der Unterkörper heller als im Sommer. Im Jugendkleid die Stirn weiß, nach dem Genick schwarz; der Mantel sanft graublau, die Rücken-, Schulter- und hintern Schwingfedern weißlichgelb, vor diesen matt braunschwarz gerandet; ebenso die Schwanzfedern. Der Flügelbug weiß eingefaßt; auf dem Unterarm ein schieferfarbiger breiter Streif. — Flaumenjunge mit erst wenig Federn auf dem Rücken und den Flügeln sind bunt. Auf Kopf und Oberkörper schwarz und gelblichweiß; der Hals von unten nebst Kehle schwärzlich; Füße und Schnabel licht bräunlichgelb.

Der Schnabel ist kleiner aber etwas höher als bei der Flußmeerschwalbe, am Unterschnabel ein stumpfes Eck, die Farbe hoch karminrot, nur selten zeigt sich dicht vor dessen Spitze ein kleiner schwarzer Längsstrich; bei jüngern Vögeln orangerot; das Auge ist dunkelbraun; die Füße sind klein und niedrig, aber stämmig, die Schwimmhäute sehr wenig ausgeschnitten, die Farbe hoch karminrot.

Die Küstenmeerschwalbe lebt und brütet am nördlichsten von allen, denn sie geht bis in den arktischen Kreis. Man trifft sie in der Baffinsbay, in Grönland und Spitzbergen, an den arktischen Küsten Sibiriens und Kamtschatkas. Im Norden Amerikas und Europas ist sie an vielen Küsten gemein; so an den Küsten Großbritanniens, Irlands, Dänemarks, zum Teil an denen von Norwegen und an vielen der deutschen Nordsee, wo sie auch häufig brütet. Sie lebt meistenteils am Meer und besucht Binnenwasser nur, wenn sie nahe an demselben liegen, geht daher selten mehrere Meilen tief ins Land hinein. Als Zugvogel kommt sie Ausgangs April und später auf ihren Brütorten an und zieht im September nach wärmeren Küstenstrichen, wo sie dann auch zuweilen bis zur West- und Südwestküste Afrikas hinabzieht.

Sie nistet am Meer oder auf den Binnenwassern der Inseln und Halbinseln, auf nahe gelegenen Landseen und an Ausflüssen derselben nach dem Meer; immer in Gesellschaft, oft zu Hunderten beisammen. Die 2—3 Eier findet man hauptsächlich auf kurzem Rasen oder auf kiesigem Boden, gegen Ende Mai oder Juni. Die Grundfarbe ist ein blasses Olivengrün, ein trübes, grünliches Weiß, grüngelbliches oder gelbbräunliches Weiß u. s. w., die Schalenflecke sind dunkelgrau, die Zeichenflecke meist schwarzbraun, einzelne ganz schwarz, auch dunkel olivenbraun, bestehend in

Klexen, Tüpfeln und Flecken. Die Form ist gewöhnlich kurz, ziemlich bauchig, die Länge beträgt 4 cm, die Breite 2,9 cm. Doch variieren sie in Größe, Form und Färbung sehr. Die Brütezeit dauert 15—16 Tage, und die Jungen, welche schon nach einem Tage das Nest verlassen, werden mit Insekten, Würmern und kleinen Fischen aufgefüttert. Die Alten sind sehr besorgt und wachsam für ihre Jungen, kommen gleich herbei, wenn ein Mensch oder ein größeres Tier in die Nähe derselben kommt, schreien und gebärden sich sehr ängstlich, versetzen Hunden häufig Schnabelstiche, stoßen sogar nach dem Kopfe des Menschen und sind in Verteidigung ihrer Jungen viel tollkühner als alle anderen Meerschwalben. Middendorf fand am 25. Juni in der Nähe des Taimyrflusses zwei auf das Moos der Tundra gelegte Eier dieser Seeschwalbe, welche von den Alten mutig verteidigt wurden; doch ließen sich Tags darauf schon ganz kleine Flaumenjunge finden. Am 15. August verschwanden am Taimyrfluß die letzten Vögel dieser Art, welche den Hochnorden stets bedeutend früher als die Möven verlassen sollen.

Von der ähnlichen Flußmeerschwalbe unterscheidet sich diese, außer obigem Kennzeichen, dem geübten Blick schon in der Entfernung durch schlankern Rumpf, geringere Größe, schmälern und längern Schwanz, wie durch sanftere Bewegungen. Sie fliegt ungemein leicht und sanft, dem Anschein nach langsamer als manche andere Art, weil sie die Spitzen der großen schmalen Flügel nicht weit vom Körper entfernt und in weit ausholenden Schlägen bedächtig auf und nieder bewegt, sie kann sich aber auch leicht und schnell schwenken und ohne Flügelbewegung schweben. Ihre Stimme ist ein sanftes, klagendes „krier", ein sanftes „ki ki ki krie", womit sich die im Flug begegnenden grüßen, beim Zanken ein heftiges „rä rä tetätettorie rie". Die Jungen piepen anfänglich. Bei schönem Wetter sucht sie ihre Nahrung auf oder an dem Meere, bei Sturm oder hohem Wellengang kann sie hier aber nichts machen, weil sie zu leicht ist; dann schwärmt sie hinter Dämmen, hohen Deichen, über Wiesen, wo Schutz vor dem Winde ist. Ihre Nahrung besteht aus kleinen Fischen, Stichlingen, Heringsarten, kleinen Krabben, Garnelen, Regenwürmern, Uferwürmern und Insekten.

Die Zwerg-Seeschwalbe. Sterna minuta, *Linné.*

Taf. 28, Fig. 7.

Kleine Schwalbenmöve, Kleinste Möve, Kleiner Fischer, Dänische, Pommersche Zwergseeschwalbe. — Larus piscator, alte Aut.; — St. minor, *Briss.*; — St. minuta, *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1840; *K. & Bl.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — St. parva, *Penn.* 1766; — St. metopoleucos, *Sam. Gm.* 1771; — St. antarctia, *Forst.* 1774; — Sternula minuta, *Boje* 1822; *Br.* 1831; *Mev.* 1886; — Sternula fissipes, danica, et pomarina, *Br.* 1831.

Diese kleine Meerschwalbe ist dem Rumpfe nach nicht viel größer als eine Lerche, sieht aber größer wie eine Turmschwalbe aus.

Kennzeichen. Hinterkopf, Nacken und ein Streif durch die Augen schwarz, Rücken und Flügel hellgrau, Stirn und Schwanz weiß; die 2—3 ersten Schwingen sind dunkel schieferfarbig, auf den inneren Fahnen breit weiß gekantet; Schaft der 2. Schwinge dunkelbraun, der 1. und 3. etwas heller braun; der Schwanz stark $^1/_3$ seiner Länge gegabelt, von den Schwingen überragt; der Lauf mißt 15 mm, der Schnabel ungefähr doppelt so lang als der Lauf; Schnabel und Füße bei den Alten orangegelb, in der Jugend fleischfarbig.

Länge 20,5 cm, Flugbreite 48 cm, Schwanzlänge 7,5 cm, die Mittelfedern 4,8 cm, Schnabellänge 3 cm, Höhe des Laufs 1,5 cm.

Beschreibung. Sommerkleid: die Stirn ist weiß; Schläfe, Kopf und Nacken samtschwarz; ein Strich durch das Auge nach dem Nacken schwarz; der Rücken licht bläulichaschgrau; der Bürzel weiß. Die drei vordersten Schwingfedern sind schieferschwarz. Alle untern Teile des Vogels, nebst dem Gabelschwanz, sind rein weiß. Im Winterkleid ist das Bläulichgrau des Mantels viel frischer und überzieht auch den Bürzel und die beiden Mittelfedern des Schwanzes. Im Jugendkleid ist die Stirn gelbbräunlich weiß, der Hinterkopf schwarzgrau gewellt und geschuppt; der Oberrücken gelbbräunlich mit durchschimmerndem Lichtgrau, braungelblichweißen Federkanten und schwarzgrauen Zeichnungen vor diesen.

Der Schnabel ist im Verhältnis etwas groß und sehr schlank, sehr zusammengedrückt und sehr spitz, schön orangegelb, nach vorn schwarz, bei den Jungen gelblichfleischfarben, das Auge schwarzbraun; die Füße sind klein und schwächlich mit stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten, lebhaft orangegelb, bei den Jungen fleischfarbig.

Sie kommt in Europa, Asien und Nord-Amerika vor, aber nicht höher als bis zum 58. Grad nördl. Br. Das Meer bewohnt sie so gut wie die größeren Gewässer der Binnenländer. An den Küsten von Holstein, Friesland, Pommern, Mecklenburg, Hiddensoë ist sie hin und wieder gemein, ebenso an der Westküste von Schleswig, Holland und Nordfrankreich. Im

Innern Deutschlands ist sie es aber nur an manchen Flüssen und einzelnen Landseen, z. B. an der Elbe, an der Oder, am Rhein bis an den Bodensee; selten aber in der Schweiz. Südwärts zieht sie bis auf die Balearen, Sardinien, Griechenland, Süd-Rußland, Nord-Afrika, aber nur an die Ströme und Strandseen dieses Erdteils; auch in Klein-Asien, Indien, China, Formosa. Für einen längeren Aufenthalt verlangt sie durchaus Sand- oder Kiesboden mit klarem Wasser.

Sie brüten sowohl an den Meeresküsten in kleinen Kolonien allein, oder in Gesellschaft von Sterna hirundo und paradisea, als auch in einzelnen Pärchen an sandigen Stellen fast aller oben genannten und auch nicht genannten Ströme. An Landseen äußerst selten. An ihrem Brutplatze trifft man häufig den Flußregenpfeifer, am Meere den Seeregenpfeifer. Die Eier, welche man Ende Mai findet, 2—3 an der Zahl, gewöhnlich an kiesigen oder sandigen Fluß- und Meerufern, sind auf trüb rostgelbem, manchmal sich ins Weißliche ziehendem Grunde, mit aschgrauen Schalenflecken und tiefbraunen Flecken, Punkten und einzelnen Schnörkeln besetzt. Maß märkischer Eier: 31,56 + 23,18 mm. Die Brütezeit dauert 14—15 Tage. Die zarten Jungen sind äußerst niedliche Geschöpfchen und ihr Dunenkleid ist ungemein weich und zart, oben blaßgelb bräunlichgrau mit dunklen Flecken am Hinterkopf und auf dem Rücken, unterhalb weiß. Man müßte sie mit Ameiseneiern erziehen, frisches Wasser nicht fehlen lassen und Wassersand streuen. — Wenn die Jungen in einem Alter von 18 Tagen den Alten nachfliegen können, so empfangen sie das Futter während des Fliegens, wie die Schwalben. — Die Zwergmeerschwalbe unterscheidet sich sehr leicht durch ihre geringe Größe und ungemeine Beweglichkeit; sie ist lebhaft, flink und heitern Sinnes; wenn sich zwei dieser muntern Vögel begegnen, so drücken sie ihre Freude durch lautes Schreien aus; kommen nun noch andere hinzu, so vervielfältigt sich das Geschrei, es wird hastiger und es beginnt ein gegenseitiges Necken, wobei sie die gewandtesten Schwenkungen machen. Ihre Sehkraft muß ungemein groß sein, sagt Naumann, denn sie fliegt beim Aufsuchen ihrer Nahrung nicht immer niedrig, nicht leicht unter 10 Fuß, häufig aber dreimal so hoch, hält augenblicklich inne, wo ihr scharfer Blick etwas entdeckt, flattert oder rüttelt, an der Stelle bleibend, bis sich ein Geschöpfchen ihrem Stoße darbietet und stürzt jetzt mit angelegten Flügeln blitzschnell, wie ein fallender Stein aufs Wasser, ohne jedoch gänzlich einzutauchen; sie stößt selten fehl und verschluckt die Beute sobald sie sich aus dem Wasser in die Luft erhoben hat. Ihre Stimme hört man häufig, besonders am Nestplatze. So hört man ein scharfes, ziemlich hohes „kref, kref“, ein längeres „kräik“, bei ihren Spielen ein neckendes „kekärrek“, und ihren Hauptlockton, das krähenartige, weit hörbare „kriä!“

2. Gruppe: **Trauer-Seeschwalbe.** Hydrochelidon, *Boje* 1822.

Mit halben — mindestens bis zur Mitte der Zehen — eingeschnittenen Schwimmhäuten, besonders die inneren sind sehr tief ausgeschnitten; die äußeren Schwanzfedern stumpf zugespitzt, nicht gabelförmig verlängert, die folgenden allmählich abgerundet, der Schwanz bis höchstens 1/5 seiner Länge ausgerandet; das Gefieder düster gefärbt, schwarz oder dunkelgrau; im Winter unter und auf dem Vorderkopf weiß; der Lauf beträgt 2/3 bis 3/4 der Firstlänge. — Es sind kleine Vögel, dem Körper nach wie etwa Haubenlerche, Rotdrossel, Amsel, aber im Gefieder größer aussehend, mit tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten, wie oben bemerkt, deshalb von Linné „Spaltfuß, Fissipes“ benannt. Sie leben sehr gesellig, halten sich an langsam fließenden oder stehenden Gewässern, großen Sümpfen, aber nicht am Meere auf. Insekten, Larven, Frösche und kleine Fische sind ihre Nahrung. Die Jungen bleiben länger im Nest als die der vorbeschriebenen Arten. Sie übernachten mitten im Sumpfe sehr weit von den Ufern auf Schlammhügelchen oder auf altem zusammengetriebenem Wust. Von etwa 14 Arten hier: 3 Arten.

Die Weißbärtige Seeschwalbe. Sterna hybrida, *Pallas.*

Taf. 28, Fig. 8.

Schnurrbärtige See-, Meer-, Wasserschwalbe, Bleigraue Seeschwalbe. — Sterna nilotica? *Hasselq.*; *Gm.*; *Rüppel* 1845; — St. hybrida, *Pall.* 1811; *N. & Blas* 1840; *Gray* 1871; — St. Delalandi, et Delamottei, *Vieill.* 1816; — St. leucopareia, *Natt* in *Temm.* 1820; *Naum.* 1840; — Viralva leucopareia, et indica, *Steph.* 1825; — St leucogenys, *Br.* 1831; — Hydrochelidon hybrida, *Gray*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der Schwanz ist stark gegabelt, hell aschgrau, mit weißen Kanten, unten weiß; im Sommer bei den Alten die Kopfplatte tief schwarz, an den Kopfseiten mit einem weißen Streifen, der einem weißen Bart zu vergleichen ist. Der Schnabel ist stark und blutrot, in der Jugend fleischfarben; die Füße sind zinnoberrot. Es ist die größte unter den Trauerschwalben, gut so groß wie eine Amsel, wegen der langen Flügel aber größer aussehend.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart

Länge 25 cm, Flugbreite 68,5 cm, Flügellänge 24 cm, Schwanzlänge 9 cm, die mittleren Federn 7 cm, Schnabel 3 cm, Lauf 2,2 cm.

Beschreibung. Im Sommerkleid bedeckt den ganzen Oberkopf bis auf die Mitte des Nackens eine tiefschwarze Platte, in welcher das Auge noch zur Hälfte sitzt; oben ist der Vogel hellbläulich aschgrau, den Schwanz nicht ausgenommen; unten von der Kehle an lichtes Schieferblaugrau, welches an der Unterbrust und den Tragfedern in Schieferschwarz übergeht. Zwischen der schwarzen Kopfplatte und dem Grau des Unterkörpers sind Kinn, Wangen und Kopfseiten mit einem rein weißen Streifen geziert, welches dem Vogel zu dem Namen Weißbart verholfen hat; nach hinten und untere Schwanzdeckfedern rein weiß. Im Winterkleid ist Stirn und Vorderkopf weiß, Hinterkopf schwarz; die untern Teile rein weiß. Im Jugendkleid ist die Stirn weiß, nach dem Genick schwarz; Rücken und Schulter blaß rostgelb mit breiten, gezackten mattschwarzen Querbändern durchzogen; die Flügel bläulichgrau mit durchschimmerndem blassem Rostgelb; der Schwanz licht aschgrau an den Spitzen blaßrostgelb und mattschwarz gefleckt.

Der Schnabel ist stark, ziemlich hoch, unten mit einem schwachen Eck, sehr spitz, lebhaft blutrot, spitzewärts schwärzlich überlaufen, bei den Jungen blaß rotbräunlich; das etwas kleine Auge tiefbraun; das Augenlid oben schwarz, unten weiß, bei den Jungen ganz weiß; die Füße sind ziemlich hoch und stark, mit nur halben Schwimmhäuten, schön blutrot, bei den Jungen blaß rotbräunlich.

Sie bewohnt Süd-Europa, häufig den Osten, selten den Westen; nordwärts bis Schleswig; in Asien ostwärts bis China und Formosa; besonders häufig am Kaspischen Meer und in Klein-Asien in großer Anzahl; in Nord-Afrika, das ganze Jahr hindurch in Egypten und Nubien. Im südlichen Ungarn und in der Dobrudscha gemein. In Deutschland kam sie bis jetzt nur einzeln vor. Doch aber in einzelnen Strichen, z. B. in Mittelfranken auch als Brutvogel von Pfarrer J. Jäckel verzeichnet, Cab. J. 1855, 410. — Ihr Aufenthalt sind ausgedehnte Sümpfe, Landseen und große Teiche, wo sich diese in Sumpf verlaufen und in Wiesen übergehen, und wo Binsen- und Seggenarten oder schwimmende Wasserpflanzen wachsen. Sie kommt Ende April und geht Ende August.

Sie nisten auf kleinen niedrigen Schlammhügelchen, auf Schilfbüscheln, oder wenn das Wasser zu hoch, auf sich dicht durchkreuzenden Zweigen der noch über das Wasser emporragenden Weidenbüsche und niedrigen Bäumen. Das Nest ist nachlässig von Schilf, Rohr und kleinen Gräsern gebaut und enthält 3, auch 4 Eier, 3,5 cm lang und 2,8 cm breit, von kurzer, bauchiger, schwach kreiselförmiger Gestalt, feinkörnig, mit blaß trüb olivengrünem, ins Gelbliche spielendem Grunde, bräunlich aschgrauen, nicht zahlreichen Schalenflecken und schwarzbraunen und schwarzen regellosen Zeichenflecken, welche am stumpfen Ende dichter stehen. Die Jungen bleiben im Neste, bis sie fliegen können, werden später im Fluge geätzt und folgen deshalb den Alten mit bettelndem Schreien. Wo sie in hinlänglicher Menge beisammen nisten, jagen sie mit vereinten Kräften und lärmendem Geschrei die Feinde ihrer Brut, besonders Rohr- und Wiesenweihen, in die Flucht.

Die schwarze Kopfplatte, die graue Brust, der weiße Wangenstreif mit dem blutroten Schnabel lassen sie schon von weitem erkennen. Ihr Flug ist langsam und sanft, aber gewandt; schwimmen sieht man sie aber selten, und mehr um auszuruhen sich ins Wasser setzen. Ihre Stimme ist ein schnarrendes, nicht allzu lautes „schräb“, in der Aufregung: „kirrerrerk“, rufend „krie“, der gewöhnliche Lockton ein rauhes „krie“, vor den Jungen ein girrendes Piepen „kirre“. Die Jungen piepen. Wenn sie auf ein Tier stößt, das auf festem Boden sitzt, so läßt sie sich, wie andere Arten der Meerschwalben, neben demselben nieder, ergreift es und fliegt damit davon. Kleine Frösche, welche davonhüpfen, werden noch halb laufend, halb fliegend verfolgt.

In Sümpfen, die erfahrungsmäßig von diesen kleinen Wasserschwalben besucht werden, richtet man eigene Heerde her, besetzt solche mit ausgestopften Vögeln dieser Art, die man durch angebrachte, bis zu einer Schilfhütte laufende Drähte in lebhafte Bewegung bringt, wirft auch zeitweilig einen solchen Balg in die Höhe, wodurch die Wasserschwalben herbeigelockt, gefangen und von den Italienern und Welschen (nach Brehm) „vernichtet und gefressen werden“.

Die Grauflügelige Seeschwalbe. Sterna fissipes, *Linné**) (= nigra, *Brisson*).

Taf. 29, Fig. 1 Männchen; Fig. 2 Jugendkleid.

Schwarze, Graue, Spaltfüßige Seeschwalbe, Amselmöve, Mai-, Girrmöve, Brauner Spaltfuß, Mai-, Brandvogel. — Larus niger, alte Aut.; — Lar. niger fidipes, *Aldr.*; *Will. et Ray*; *L. cit.* 1766; — Lar. fissipes, *Marsigli* 1726; *Albin*; — Sterna fissipes, *Brünn.*; *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Gray* 1846; — St. nigra, *Briss.*; *Gm.*; *Bechst.*; *Temm.* 1815; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; — Larus

merulinus, *Scop.* 1769; — St. surinamensis, *Lath.* 1790; — Hydrochelidon nigra, *Br.* 1831; 1855; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — St. plumbea, *Wils.* 1832; — Hydr. fissipes, *Boje* (Okens Isis) 1844; *Gray* 1871; *Rchw.* 1882; — Viralva nigra, *Steph.* 1825. — *) Die große Aehnlichkeit dieser Seeschwalbe mit der nächstfolgenden Weißflügelschwalbe hat zu vielen Verwechslungen geführt, welche noch durch die verschieden gefärbten Sommer-, Winter- und Jugendkleider vermehrt wurden; deshalb wolle man auf die Kennzeichen mehr als auf die Ueberschrift achten, welche einer verwirrten Synonymik entnommen ist. Uebrigens ist die von Linné gegebene Benennung als Ueberschrift belassen.

Die 3 hier beschriebenen Trauer-Seeschwalben haben in einiger Entfernung Aehnlichkeit, aber auch ihre Kennzeichen. Die Weißbärtige hat einen roten Schnabel und rote Füße. Die Weißflügelige hat schwärzlichen Schnabel und rote Füße. Die Grauflügelige hat schwarzen Schnabel und schwärzliche Füße und ihr langer dünner Schnabel macht sie in jedem Kleide kenntlich. Der Grauflügel ist in Deutschland häufig, die beiden andern Arten sind selten; es sind, von uns aus, südöstliche Vögel.

Kennzeichen. Kopf und Hals im Sommerkleide bei den Alten schwarz; der sehr schlanke Schnabel schwarz; der schwach gegabelte Schwanz aschgrau; die grauen Flügel überragen den Schwanz um 5 cm; die Füße rötlichschwarz oder dunkelbraun.

Länge 21,5 cm, Flugbreite 63 cm, Schwanzlänge 8,5 cm, Schnabellänge 3 cm, Höhe des Laufs 1,6 cm. Dem Rumpfe nach höchstens wie eine Rotdrossel, aber größer aussehend.

Beschreibung. Sommerkleid: Der ganze Kopf ist tief schwarz, der Unterleib schieferschwarz, hinten am hellsten; der Oberleib sanft bläulich aschgrau, nach dem Schwanze lichter; am schwarzen Schnabel rote Mundwinkel. Das Weibchen ist in diesem Kleide blasser, und hat, wenn noch jünger, eine weißgefleckte Kehle. Im Winterkleid fehlt dem Unterkörper die schiefergraue Farbe, denn er ist rein weiß, ebenso die Stirne; von da an auf dem Kopfe eine tiefschwarze Platte; der Mantel wie im Sommer. Das Jugendkleid sieht dem eben beschriebenen ähnlich, die Rücken- und Flügeldeckfedern haben aber bräunlichweiße und rötlich dunkelbraune Endkanten und Randflecken; vor dem Auge steht ein schwarzer Mond, auf dem Ohr ein beinahe dreieckiger Fleck, an den Seiten des Kropfes ein schieferschwarzer, ein ebensolcher Längsfleck auf dem Unterarm.

Der Schnabel ist lang, niedrig, sehr schmal, gestreckter als bei anderen einheimischen Arten, glänzend schwarz mit roten Mundwinkeln; das Auge tiefbraun; die Füße sind klein, langzehig, die Schwimmhäute fast bis zur Hälfte ausgeschnitten, schwarzrot. Bei den Jungen ist der Schnabel mattschwarz, das Auge blaßbraun, die Füße rötlich graubraun.

Diese Seeschwalbe ist in enormer Anzahl über viele Striche von Europa, Asien, Afrika und Amerika verbreitet, sodaß man sie für eine der zahlreichsten Arten halten muß, denn man findet sie auch in Australien. Doch geht sie bei uns nicht über den 60. Grad nördl. Br. hinaus. In Deutschland ist sie überall an nicht zu kleinen sumpfigen Süßwassern, besonders auf den Inseln der Havel, in Jütland, in Holland, in Ungarn, in der Dobrudscha in Menge; auch in England ist sie gemein. — Als Sommervogel kommt sie spät zu Ende Aprils oder Anfangs Mai, und verläßt uns Ende Juli oder Anfangs August. Diese Wanderungen macht sie in kleineren oder größeren Gesellschaften, bei uns von 2, 10—30 Stück, in Ungarn aber in noch viel größeren Flügen, oft zu Hunderten beisammen. Naumann sah Schwärme von ihnen, welche die Donau in ihrer ganzen Breite, und so weit das Auge reichte, bestrichen, und, weil sie emsig Nahrung suchten, zwar nicht dicht flogen, jedoch auf mehrere Tausend zu schätzen waren; und dies war an vielen Stellen so. — Da man noch Myriaden von anderen Sumpf- und Wasservögeln auf diesem majestätischen Strome sieht, so vermutet Naumann, daß die Donau wegen ihres teilweise südlichen Laufes ein Hauptfutterplatz unserer Zugvögel sein muß. — Sie ziehen teils des Nachts, teils am Tage, und wenn sie eilen, in so großer Höhe, daß man sie kaum noch sieht, in dichten Flügen gerade fort; wenn sie aber über ein Gewässer kommen, das ihnen Nahrung verspricht, drehen sie sich schreiend in Kreisen und kommen in den herrlichsten Schwenkungen auf dasselbe, halten sich stundenlang daselbst auf, um zu fischen, steigen dann kreisend wieder zu einer unermeßlichen Höhe und verschwinden bald dem beobachtenden Auge, ohne daß man die Richtung ihres Zuges recht wahrnehmen könnte. Ein Beweis, daß die Ströme wohl Futterplätze aber keine Zugstraßen für sie sind.

Sie meiden als Brutvögel die Meeresküsten und klares, fließendes Wasser, und wählen am liebsten schwer zugängliche Moräste, welche mit schwimmenden Wasserpflanzen bedeckt sind. Die Nester findet man auf Schilf- und Seggenkufen, auf schwimmenden Inselchen von altem Wuste, auf den Ranken und Blättern der Wassernüsse (Trapa natans), oder auf den Blättern der Nymphäen, wo diese so dicht geschichtet sind, daß sie die Nester dieser leichten Vögel tragen; an einsamen Stellen der Sümpfe, wo man diese schwimmenden Nester zu suchen hat. Wie bei den anderen Seeschwalben trifft man auch bei dieser Gattung gewöhnlich eine größere Anzahl Nester in ziemlicher Nähe beisammen. Man findet darin Anfangs Juni in einem Geflechte von Rohr-

blättern, Schilf, Grashälmchen und anderen trockenen Pflanzenteilchen 3—4 Eier, welche auf blaß olivenbraunem Grunde mit vielen braungrauen Schalenflecken und rötlich dunkelbraunen und schwarzbraunen Flecken, Tüpfeln und Punkten bezeichnet sind. Sie sind etwas kurz und stark bauchig. Maße märkischer Eier: 34,30 + 24,51 mm.

Im Sitzen zieht sie den Nacken sehr ein und die langen Flügel kreuzen sich hoch über dem Schwanze; im Fliegen scheinen ihre Flügel noch länger und schmäler als bei den anderen. Sie hat höchstens die Größe einer Rotdrossel und wiegt bloß 70 Gramm, die sehr langen Flügel geben ihr aber fliegend eine Größe, in welcher sie jene weit übertrifft. — Ihre Stimme ist sanft klagend, man hört ein weiches, kurzes „gik", ein girrendes „kirr", und den langgedehnten Lockruf: „kliiä" — Dr. Tobias hat auf dem Hammersee bei Karolath (Schlesien) in einer Stunde 24 Stück erlegt, da nach dem ersten Schuß große Schwärme das getöte Tier umkreisten und so ebenfalls erlegt wurden.

Die Weißflügelige Seeschwalbe. Sterna nigra, *Linné* (= leucoptera, *M. & Schinz.*)

Schwarzrückige, Weißschwingige, See-, Meer- oder Wasserschwalbe, Roter Spaltfuß. — Larus cinereus minor, *Aldr.*; — St. fusca, *Ray*; *L. cit.*; — St. nigra*), *L.* 1748—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Gray* 1871; — St. atricapilla, *Briss.*; — St. fissipes, *Pall.* 1811; — St. leucoptera, *Meis. & Schinz* 1815; *Temm.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; — St. javanica, *Horsf.* 1821; — Hydrochelidon nigra, *Boje* (Okens Isis) 1822; *Gray* 1871; *Rchw.* 1882; — Viralva leucoptera, *Steph.* 1825; — Hydr. leucoptera, *Br.* 1831, 1855; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886. — *) Siehe auch die Bemerkungen bei der Grauflügel-Seeschwalbe.

Diese Seeschwalbe hat viele Aehnlichkeit mit Sterna fissipes, *L.*; sie wurden auch von den ältern Autoren in den verschiedenen Kleidern häufig miteinander verwechselt, deshalb ist auf die Kennzeichen zu achten. Auch ist diese Art bei uns eine seltene Erscheinung.

Kennzeichen. Im Sommer bei den Alten Kopf, Hals, Rücken, Brust, Bauch und untere Flügeldeckfedern tief schwarz; der schwach gegabelte Schwanz samt Deckfedern ist weiß; die weißrandigen Flügel überragen den Schwanz um etwa 6—7 cm; der Schnabel rötlichschwarz, die Füße scharlachrot.

Länge 21 cm, Flugbreite 54 cm, Flügellänge 21 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 2,5 cm, Lauf 2 cm. Größe der Haubenlerche, aber wegen der langen Flügel größer aussehend.

Beschreibung. Das Sommer- (Frühlings- oder Hochzeit-) Kleid ist oben teilweise beschrieben; der Flügelrand ist weiß, das übrige des Flügels licht aschblau, an der Schulter und den Unterarmschwingen weißgrau. Im Winterkleid Oberkopf, Nacken und Ohrgegend schwarzgrau, weiß gemischt; vor den Augen steht ein schwarzes Fleckchen; Stirn, Vorderkopf, Wangen, die ganze Unterseite samt Schwanz weiß; der Mantel hell aschgrau; auf dem Unterarm des Flügels ein schwarzgrauer Streif; der Flügel am Bug mit weißer Einfassung. Im Jugendkleid ist der Rücken matt braunschwarz mit hellrostbräunlichen Federkanten, zwischen welchen etwas Aschgrau durchschimmert; die Schulter- und Schwanzfedern hellaschgrau mit weißbräunlichen Endkanten.

Der Schnabel ist kürzer und stärker als bei der Grauflügeligen Seeschwalbe, nadelspitz, schwarz mit rötlichem Schimmer; das Auge tiefbraun; die Füße sind höher und langzehiger als bei der vorhergehenden, die Schwimmhäute sehr tief ausgeschnitten, die etwas höher stehende Hinterzehe nicht so klein und kurz, als bei manchen anderen dieser Gattung, die Farbe glühend gelbrot, im Winterkleid rotgelb. Bei den Jungen alles blässer.

Diese Seeschwalbe ist mehr eine südliche oder südöstliche Art und wird wohl in allen gemäßigt warmen Erdteilen, selbst in Australien angetroffen. In Europa bewohnt sie Spanien, Italien, Dalmatien, Ungarn; häufiger Brutvogel in der Dobrudscha. Zuweilen besucht sie auch die süddeutschen Binnenwasser, den Bodensee und die anderen Seen der Schweiz, doch selten als Brutvogel. Für Nordost-Deutschland ist ihr Vorkommen nur als eine Seltenheit zu verzeichnen. — Aufenthalt wie bei den vorhergehenden. — Auch ihre Brutplätze findet man inmitten großer Sümpfe oder Moräste, oft an ganz unzugänglichen Orten, und das fröhliche, unablässige Umschwärmen der Vögel bezeichnet eine solche Stelle schon von weitem. Die Nester sind an ähnlichen Orten und von gleichem Material wie bei der Grauflügelschwalbe. Die 3, selten 4 Eier sind 3 cm lang und 2,3 cm breit, die Gestalt kurz und etwas kreiselförmig, der Grund eine bleiche Olivenfarbe mit graubraunen Schalenflecken und rötlich schwarzbraunen oder schwarzen Tüpfeln und Kritzeln.

Im Sommerkleide ist dieses wohl die schönste dieser Familie, das tiefe Schwarz des Rumpfes, das sanfte Weißgrau des Flügels, das blendende Weiß des Schwanzes, die hochroten Füße stechen herrlich ab und gewähren ein liebliches Bild. Durch die großen, scharf gesonderten Partieen

dieser Farben, namentlich durch den hellen Ober- und schwarzen Unterflügel unterscheidet sich das schöne Geschöpf schon in weiter Ferne. Im Winter- und Jugendkleid ist die Unterscheidung freilich eine schwierigere. — Ihre Stimme ist ziemlich lauttönend, etwas schnarrend, mit der Silbe „cherr" oder „kerr" vergleichbar.

Zweite Familie: Möve, Larus, *Linné* 1735.

Chema*), et Rissa, *Leach.* 1818, 1825; — Leucus, Ichtyaëtus, Hydrocolaeus, Cheimonea, Pagophila, *Kaup* 1829; — Laroides, *Br.* 1831; — Croicocephalus, *Eyton* 1836; — Rhodostethia, *Magill.* 1842; — Gabianus, Adelarus, Gelastes, *Bp.* 1852; — Glaucus, Dominicanus, *Bruch* 1853; — Atricilla, Gavina, et Aupeilarus, *Bp.* 1854, 1856.

Unsere Systematiker haben die Arten dieser Familie — oft kleiner Unterschiede wegen — in viele Gruppen eingeteilt, wie wir aus obigem Verzeichnis ersehen können. Bei der kleinen Artenzahl, die in Deutschland vorkommt, können wir aber füglich von diesen Gruppen absehen.

Der Schnabel ist mittelang, meistens stark, die Firste bis zur Mitte gerade, dann etwas mehr oder weniger hakenförmig in die überragende Spitze ausgehend; die Firste springt winkelig in die Stirnbefiederung ein; jederseits am Oberkiefer eine spitze Befiederungsschneppe; der Unterschnabel mit einem eigentümlichen, stumpfwinkeligen Eck; im ganzen hoch und schmal, scherenartig übereinander greifend, sehr scharf; der Rachen weit bis an das Auge gespalten, die häutigen Mundwinkel dehnbar; die Zunge fleischig, schmal, die harte Spitze oft geteilt; die Nasenlöcher seitlich in einer großen, länglichen Höhle, fast in der Schnabelmitte, ritzartig, aber vorn erweitert, durchsichtig; die Füße mittelgroß, nicht bis ans Knie befiedert, sondern der Unterschenkel etwas nackt; die drei vorderen Zehen durch volle Schwimmhäute verbunden, die Hinterzehe kurz und schwächlich; Läufe vorn quergetäfelt, sonst genetzt und gegittert; die Flügel groß, lang und breit mit schmaler Spitze, sehr starkschäftig; die 1. Schwingfeder die längste; der zwölffederige Schwanz mittellang, breit, meist gerade, seltener seicht ausgeschnitten oder in der Mitte verlängert; das kleine Gefieder dicht, unten pelzartig, reicher als bei den Meerschwalben. Die Färbung ist eine zarte, bei den verschiedenen Arten ziemlich übereinstimmend, aber nach Jahreszeit und Alter verschieden, denn die Jungen haben ein bräunliches Gefieder und am Schwanz eine schwarze Endbinde, was sie stets von den Alten unterscheidet. Es scheint, daß die kleinen Arten erst im zweiten, die großen im dritten Lebensjahr ihr ausgefärbtes Kleid bekommen. Die zarte Färbung in Weiß, Aschblau und Schwarz wird bei geschossenen Exemplaren leicht verunreinigt und läßt sich durch den Ausstopfer nicht mehr herstellen, wenn er sich auch noch so viele Mühe giebt. — Man kennt 70 bis 80 Arten, welche sich über alle Erdteile ausbreiten und die Meeresküsten wie Binnengewässer beleben. Sehr weit ins Meer hinaus gehen sie, die Dreizehenmöven ausgenommen, nicht, und sind, wenn sie ein Schiff umkreisen, dem Schiffer die sichersten Boten des nahen Landes. Sie nähren sich von Fischen und Weichtieren, gelegentlich auch von Insekten, welche sie am Lande aufsuchen, und wenn es Gelegenheit giebt, fressen sie Aas wie die Geier. Am Ufer lesen sie zusammen, was von Genießbarem angeschwemmt ist, wie die Raben, denn sie sind noch gefräßiger als letztere und werden von beständigem Heißhunger gequält. Dauer der Brutzeit 18—28 Tage, je nach Größe der Brutvögel. Die Jungen werden gefüttert, bis sie flügge sind. (Siehe auch: Allgem. Beschreibung der 1. Abtlg.). Im Stoßtauchen stehen sie den Verwandten etwas nach, stoßen aber in einem Bogen immer noch so heftig in die Wellen, daß sie den leichten Körper etwa bis an die Flügel unter die Wasserfläche zwingen und ihre Beute mit dem Schnabel aufnehmen und sofort verschlingen. — Ihre Nachtruhe halten sie schwimmend auf der freien Wasserfläche, sie nisten gemeinschaftlich und nahe bei einander. Beschrieben sind hier: 14 Arten.

Die Rosenmöve. Larus Rossi, *Sabine.*

Rosenfarbige Möve, Kapitän Roß-Möve. — L. Rossii, *Sab.* 1819; *Richardson* 1825; *Blas.* in *Naum.* 1860; — L. roseus, *Macgillivray* 1824; *Jard. & Selby* 1825; *K. & Blas.* 1840; — Rhodo-

*) Nach Dr. Reichenow ist Xema (*Leach*) ein Lapsus und sollte: „Chema" lauten. Cab. J. 1889, S. 188. Das „Systemat. Verzeichnis von Dr. Reichenow 1889" kam erst im Jan. 1890 in die Hände des Verfassers, nachdem schon viel gedruckt war, konnte deshalb für vorliegendes Werk nicht mehr viel benützt werden! Verfasser hat den Mangel eines einheitlichen Systems schwer empfunden und viele Zeit verwendet, um nur die Ueberschriften — auf das Linné'sche System gestützt — zu begründen. Freudig wäre es zu begrüßen, wenn bei der geplanten Zusammenkunft deutscher Ornithologen (wenigstens nur für die kleine Zahl **deutscher** Vögel) ein System vereinbart würde, das die Ueberschriften feststellte. Für sehr viele unserer deutschen Vögel kann die Priorität für Linné nachgewiesen werden.

stethia Rossi, *Macgill.* 1842; *Rchw.* 1882; — Rhod. rosea, *Baird* 1858; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886. — Die Rosenmöve wurde vom britischen Seefahrer John Roß 1818 im hohen Norden Amerikas (auf der Insel Disko auf der Westseite Grönlands, 70 Gr. nördl. Br.) entdeckt, von Dr. Sabine 1819 beschrieben und ihrem Entdecker zu Ehren L. Rossii benannt. Mehrfach wurde sie schon auf Helgoland erlegt; auch auf den Faröern.

Kennzeichen. Der Schwanz ist zugespitzt, d. h. die 2 mittleren Schwanzfedern bedeutend verlängert; der Mantel ist grau; die Unterseite weiß, lebhaft rosenrot überflogen; der Kopf weiß mit schwarzem Halsband im Sommer, ohne dasselbe im Winter; Schwingen weiß, nur die Außenfahne der 1. schwarz.

Länge 30 cm, Schwanzlänge 12 cm, Flügellänge 26,5 cm, Schnabellänge 2 cm, Lauf 3,2 cm.

Beschreibung. Im Sommer ist der Kopf und Unterkörper weiß, der letztere mit einem lebhaften rosenroten Anflug; um den Hals ein schmales schwarzes Band; vor und unter den Augen ein schwärzlichgrauer verwischter Fleck; der Mantel lichtblaugrau; der Bürzel weiß mit Rosaanflug; die vordern Schwingen schwarz mit weißen Innenfahnen; auf dem zusammengelegten Flügel ein breites weißes Band. Im Winter fehlt das schwarze Halsband, der Hinterhals mit blaugrauer Färbung; die Schwingfedern sind lichtblaugrau. Der Schnabel ist schwarz; die Iris tiefbraun; die Füße sind rot.

Sie ist durch die verlängerten Schwanzfedern, von denen die mittelsten die längsten sind, ausgezeichnet; auch sind, nach Dr. Reichenow, die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel sehr tief an der Seite, unter der Mitte der Schnabelhöhe gelegen. Sie bewohnt die Küsten des nördlichen Nord-Amerika und nordöstlichen Asien.

Die Schwalbenmöve. Larus Sabinei, *Leach.*

Schwalbenschwanz-, Gabelschwanzmöve. — L. Sabinei, *Leach.* 1819; *K. & Bl.* 1840; — Larus, et Xema collaris, *Jard.* 1831; — Xema Sabinei, *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der Schwanz schwach gegabelt; im Sommerkleide haben die Alten einen grauschwarzen Kopf mit schwarzem Halsringe, weißem Hinterhals und oberen Schwanzdeckfedern, und aschgrauem Mantel. Die Jungen sind oben fahlgrau mit scharfen, weißen Federkanten. Die Schäfte der fünf ersten Schwingen und ihre Außenfahne schwarz.

Länge 36 cm, Schwanz 12 cm, Flügellänge 27,5 cm Schnabellänge 2,8 cm, Lauf 3 cm.

Beschreibung. Im Sommer wie oben; die 5 ersten Schwingen schwarz mit weißer Innenkante und weißer Spitze; auf dem Flügel ein weißes Band; der kurz gegabelte Schwanz und Unterseite ist rein weiß. Im mittlern Kleid statt der Kappe nur einen aschgrauen Fleck hinter dem Auge; Nacken und kleine Flügeldecken mattschwarz; Mantel und Rücken mövenblau; Steuerfedern weiß, nach dem Ende mattschwarz. Im Jugendkleid wie oben; der Schwanz weiß mit schwarzen Enden. Das Flaumenjunge ist unten weißgrau, von oben rostgelb, über und über schwarzgefleckt. Füßchen und Schnäbelchen hell rostgelblich. — Bei den Alten: Schnabel schwarzbraun; Augenkreis und Rachen karminfarbig; Füße schwarz. Im Mittelalter: Schnabel schwärzlich, Füße gelblich.

Die Inseln und das Festland der nördlichen Erdhälfte innerhalb des arktischen Kreises sind der Sommeraufenthalt dieser bei uns seltenen Möve; sie wurde aber wiederholt in Europa, in England, Irland, Frankreich, Holland, am Rhein, in der Schweiz und auf Helgoland erlegt, meistens im Jugendkleide. Sie bewohnt die Meeresküsten und Binnengewässer, und nährt sich von Fischen, Crustaceen und anderen Seetieren. Von Middendorf wurde sie erst nördlich vom 74. Gr. angetroffen, wo sie häufig in Gemeinschaft mit Sterna macrura an den Lachen der Tundra und auf den kleinen Alluvialinseln des Taimyrflusses und Sees brütet. Am 10. Juli waren die Eier schon stark bebrütet und lagen zu je zwei in Vertiefungen des Moorbodens, die mit Grashalmen gefüttert waren. Flaumjunge kamen schon am 17. Juli vor und noch am 15. August gab es schwach befiederte aber vollwüchsige Junge. Diese tauchten ganz vorzüglich, während die besorgte Mutter sich mit lärmendem Gegacker auf die Störenfriede herabstürzte. Den Kropf der Alten sowohl wie der Jungen fand Middendorf mit den Larven einer Schnake gefüllt, die dort zu Myriaden in den Sumpfwassern leben. Die Eier maßen 43 + 30 mm und sind auf matt olivengrünlichem Grunde mit bräunlichen Flecken besetzt.

Die Zwergmöve. Larus minutus, *Pallas.*

Zwergschwalbenmöve, Zwergkappenmöve, Kleine Möve. — L. atricolloides, *Falk* 1760; *Gm.* 1788; — L. minutus, *Pall.*; *Oedmann* 1783; *Gm.*; *Lath.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.*

1882; *Rchw.* 1882; — Xema minutum, *Boje* 1822; *v. Hom.* 1885; — Hydrocolaeus minutus, *Kaup* 1829; – L. nigrotis, *Less.* 1831; — Gavia minuta, *Mev.* 1886.

Die Zwergmöve sieht der Schwarzkopfmöve sehr ähnlich, ist aber um vieles kleiner, der Schnabel ist schwach und dünn, fast wie bei einer Meerschwalbe; jedoch der Bau der Füße und der nichtgegabelte Schwanz stellen sie zu den Möven.

Kennzeichen. Beim alten Vogel sind die großen Schwingen hellgrau mit weißen, etwas schwarz gezeichneten Enden und schwarzer Außenfahne der äußersten; die Unterseite der Flügel schwärzlichbraun, viel dunkler als die Oberseite; der Schnabel kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel, dunkelbraun oder schwarz; die Füße rot. Beim jungen Vogel sind die kleinen Flügeldeckfedern, ein großes Feld an der Halswurzel und dem Hinterkopf dunkel rötlichbraun. Schnabel und Lauf ist sehr schwach.

Länge 28 cm, Flugbreite 67 cm, Flügellänge 21,5 cm, Schwanzlänge 8 cm, Schnabel 2,4 cm, Lauf 2,6 cm. Starke Drosselgröße, aber größer aussehend.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist der ganze Kopf bis auf den Hals tief schwarz, hier wie abgeschnitten; der Mantel ist sehr licht aschbläulich; Schwanz samt ganzem Unterkörper rein weiß, letzterer im Frühjahr mit sanfter Aurorafarbe überflogen. Im Winterkleid steht dicht vor dem Auge ein schwarzborstiges Fleckchen; auf dem Ohr ein dunkelaschgrauer Fleck; dieselbe Farbe bedeckt den Hinterkopf bis in den Nacken; der Mantel ist sanft aschblau; die Schwingen mit weißen großen Enden, spitzewärts mit schwarzem Strich; die vorderste mit schwarzer Außenfahne; die Stirn, der Unterkörper samt Schwanz rein weiß. Im Jugendkleid wie oben, aber mit weißgrauem Kopfe; die Rückenfedern schokoladebraun mit weißen Endkanten; die folgenden nur außen mattschwarz, alle mit weißen Spitzen; Vorderkopf, Unterkörper und der Schwanz ist weiß, letzterer am Ende mit einem tiefschwarzen Querbande geziert.

Der Schnabel ist für einen Mövenschnabel sehr schwach, schlank, von der Mitte an sanft gebogen, nach vorn in die scharfe Spitze übergehend, der Unterschnabel ohne ein auffallendes Eck, die schmalen ritzartigen Nasenlöcher liegen unfern der Stirn, die Farbe desselben schwarzrot; das Auge tief braun; die Füße prächtig hochrot; bei den Jungen Schnabel und Füße fleischfarbig.

Die Zwergmöve ist für Europa ein östlich wohnender Vogel, welcher zwar mehr den wärmeren Ländern angehört, aber als Brutvogel noch auf dem Ladogasee, 60 Gr. nördl. Breite, getroffen wird. Sie ist hauptsächlich im mittleren Asien zu Hause, namentlich an der Wolgamündung und dem Kaspischen, weniger häufig am Schwarzen Meer. Im Winter und Frühjahr nach Heuglin eben nicht selten an der Küste des Mittelmeeres. Vom südöstlichen Europa und Klein-Asien kommt sie, wie bemerkt, bis ins nördliche Rußland, wo sie am Ladogasee in Menge brütet. Beim Dorfe Dubno (im russ. Gouvernement Wolhynien) wurden — nach Meves — Anfangs Juni mehrere beinahe schwimmende Inseln untersucht, die von Wasserpflanzen und Schlamm gebildet waren, oft so lose, daß man nicht ohne Gefahr darauf gehen konnte. Dort nisteten diese Vögel in großer Menge. Die Nester bestanden aus Schilf, Grashalmen und anderen Pflanzen. Man findet sie auch an verschiedenen Stellen der Nord- und Ostsee bis Holland, am Ausfluß der Elbe, in der Mark, nach Schalow, häufig an größeren Flüssen des Gebiets, besonders an der Havel und Oder; aber nicht an größeren Seen. Brutvogel im Kroßener-, Lebuser- und Königsbergerkreis. Im übrigen selten an den größeren Flußgebieten und Seen des inneren Deutschlands. Trotzdem diese kleine Möve in verschiedenen Kleidern in Deutschland erlegt wurde, so läßt sich, nach Naumann, eine bestimmte Zugperiode und Zugrichtung nicht ermitteln, denn sie kommen gewöhnlich aus größter Höhe an die Gewässer herab, suchen eine Zeitlang ihre Nahrung und begeben sich nachher auf ähnliche Weise, wie sie gekommen, wieder in größter Höhe fliegend hinweg, ohne daß man die Richtung ihres Weges wahrnehmen könnte. — Als Nistplatz wählt sie seichte morastige Inseln und Ufer und baut ihr Nest wie die Lachmöve. Ihre drei Eier sind von rundlicher Gestalt, oft zugespitzt, die Schale zart und dünn; die Grundfarbe spangrün, olivengrüngelblich bis olivenbräunlich mit violettgrauen Schalenflecken, und rot-, oliven- bis schwarzbraunen Zeichnungsflecken. Ein hellerer Grund mit rundlichen Flecken scheint öfter getroffen zu werden. Sie sind 4 cm lang und 3 cm breit. Die frischen Eier zeichnen sich dadurch aus, daß das Eigelb eine schöne, rötlichgelbe Orangefarbe hat. Die ähnlichen Eier der St. hirundo haben einen ocker- oder schmutziggelben Dotter (Ornis 1886, 273). Maße märkischer Eier: 31,58 + 23,18 mm. — Ein niedliches allerliebstes Geschöpf, das, wie bemerkt, einige Aehnlichkeit mit den Meerschwalben hat; sie sitzt und schwimmt weniger als andere Möven, fliegt desto mehr und hat einen leichten, gewandten und schnellen Flug, dabei ist sie neugierig aber vorsichtig und weiß den Schützen von anderen Leuten gut zu unterscheiden. Ihr Hang zur Geselligkeit vereint sie mit vielen, oft hunderten ihrer eigenen und anderer Arten. Die Stimme ist ein kurzer kreischender Ton. Sie nährt sich von Wasserinsekten, Larven, Haften, Wasserkäfern, Weichtierchen und kleinen Fischchen.

Die Schwarzkopfmöve. Larus melanocephalus, *Natterer*.

Taf. 29, Fig. 3.

Kappenmöve, Hutmöve, Kapuzinermöve. — L. melanocephalus, *Natt.* in *Temm.* 1820; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Xema melanocephalum, *Boje* 1822; *v. Hom.* 1885; — Xema caniceps, *Br.* 1831; — Melagavia melanocephala, *Bp.* 1854; — Gavia melanocephala, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Beim alten Vogel sind die Schwingen fast ganz weiß, die vorderste hat aber auf der Außenfahne einen schwarzen langen Längsstreif. Beim jungen Vogel ist ein Streif durch das Auge und über die Schläfe grauschwarz, Kopf und Hals weiß. Der Schnabel ist sehr stark, von Farbe im Sommer schön hochrot, im Winter orangefarben mit gelber Spitze; in der Jugend schwärzlich mit rötlicher Unterkieferbasis; die Füße rot.

Länge 36 cm, Flugbreite 82,5 cm, Flügellänge ungefähr 30 cm, Schwanzlänge 10,5 cm, Schnabel 3 cm, Lauf 5,2 cm. Taubengröße, aber des reichen Gefieders wegen größer aussehend.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist der Kopf bis auf den Hals tief schwarz, auf dem Hals vom Weiß scharf abgeschnitten, oben und unten am Auge zwei schneeweiße Flecken. Der Mantel licht aschblau; der Hals und alle untern Teile blendend weiß, im Frühjahr auf der Brust mit zarter Rosafarbe angehaucht. Im Winterkleide ist der Kopf samt Unterkörper und Schwanz rein weiß; bei jüngern Vögeln vor dem Auge noch ein schwarzes Fleckchen. Im Jugendkleid sind die Schulterfedern schokoladebraun mit weißlichen Federkanten (dunkler als bei den gleich alten Lachmöven); durch die Augen nach den Schläfen ein schwärzlicher Streif; die vordern Schwingen schwarz mit schmalen weißlichen Endsäumen; das Uebrige oben licht aschblau wie bei den Alten; Kopf und Unterteile samt Schwanz weiß, letzterer mit schwarzer Endbinde. — Der Schnabel ist stark und hoch, nach vorn bedeutend zusammengedrückt, unten mit stark vorspringendem Eck, im Sommerkleid prächtig hoch zinnoberrot, im Winter orangerot, nach vorn röter, an der Spitze hochgelb, bei den Jungen nach vorn bräunlichschwarz; der Augenstern dunkelbraun; die Füße, stark und hoch aussehend, im Sommer korallenrot, im Winter mehr ins Gelbrote, bei den Jungen bräunlich fleischfarben. Der Unterschenkel ist 2 cm über dem Lauf nackt und vorn samt dem Lauf geschildet, hinten feiner gekerbt.

Sie bewohnt das ganze Küstenland des Mittelländischen und Schwarzen Meeres, wo Süß- und Salzwassersümpfe, Moräste und große seichte Seen sind. Gemein in Klein-Asien bei Singora und zwar in Gesellschaften, die täglich mit großem Geschrei ins Land hineinziehen und wieder an die Küste zurückkehren. In der Dobrudscha auf dem See Sinoë zu Tausenden. Im Winter und Frühjahr häufig bei Alexandria. Einzeln findet man sie im Banat, selten im inneren Deutschland. Sie brütet auf kleinen Inseln, schwimmenden Rasen, Schilfpartieen in der Nähe des Meeres oder auch entfernter davon. Das Nest ist ein ziemlich hoher Aufbau von Wasserpflanzen und enthält 3 Eier, welche die Färbung der Zwergmöveneier haben. Sie sind zartschalig, von kurzer, ovaler Gestalt, 4,5 cm lang und 3,5 cm breit.

Diese Möve ist im Sommerkleid mit der tiefschwarzen Kappe, dem zarten Aschblau des Ober-, dem schönen rosa angeflogenen Weiß des Unterkörpers, dem hochroten Schnabel und Füßen ein sehr schönes Geschöpf, das gehend und fliegend am meisten der Lachmöve ähnelt.

Die Lachmöve. Larus ridibundus, *Linné*.

Taf. 29, Fig. 4 Männchen im Sommerkleid; Fig. 5 Winterkleid.

Gemeine, Rotfüßige, Braunköpfige Möve, Mohrenkopf, Rotbein, Kapuzinermöve, Graue Seemöve, Speckmöve, Seekrähe, Holbord, Giritz, Allenboeck. — Cephus Turneri, *Gesn.*; — L. cinereus, *Will. & Ray*; — Gavia ridibunda phönicopus, *Briss.*; — L. ridibundus, *L.* 1766; *Oedmann* 1783; *Gm*; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — L. erythropus, *Gm.*; — L. canescens, *Bechst.* 1805; — L. capistratus, *Temm.* 1820; — Xema (Chema) ridibundum, *Boje* 1822; *v. Hom.* 1885; — Gavia ridibunda, *Boje* 1822; *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Der Kopf im Sommer nußbraun; Schnabel, Augenlidrand und Füße lackrot. Die Schäfte der beiden vordersten Schwingfedern sind bis auf die schwarze Spitze weiß; die Nasenhöhle lang und schmal, das ritzförmige, vorn erweiterte, durchsichtige, 6 mm lange Nasenloch nicht weit von der Stirn; die Schwingen überragen den Schwanz um mehr als 6 cm; im Winter fehlt die Kappe.

Länge 42 cm, Flugbreite 95 cm, Flügellänge 32 cm, Schwanzlänge 13 cm, Schnabellänge 3,3 cm, Höhe des Laufs fast 5 cm. Größer als eine Taube.

Beschreibung. Im Sommerkleide ist der Kopf kaffeebraun; diese braune Farbe geht nicht weit ins Genick, vorn aber bis auf die Gurgel; dicht hinter dem Auge steht ein halbmondförmiges weißes

Fleckchen; der Mantel ist sanft aschblau; Hals, übriger Unterkörper samt Schwanz weiß, auf der Brust oft, aber nicht immer, mit lieblicher Rosafarbe angehaucht; die Schwingen nach der Spitze schwarz. Im Winterkleid ist der Kopf weiß, dicht vor dem Auge ein schwärzliches, auf dem Ohr ein größeres graues Fleckchen. Im Jugendkleid das Gesicht, der halbe Hals, der Bauch und Bürzel weiß, vor dem Auge ein schwarzer Halbmondfleck; Scheitel und Ohrgegend braungrau, in diesem seitwärts des Kopfes ein weißes Feld; auf dem Hals eine Art braunes Halsband, unter diesem hellrostgelb; der Rücken ist braun mit hellern Endkanten; der Unterrücken licht aschgrau; der Flügel ebenso, die mittlern Flügeldeckfedern braun mit hellern rostgelblichen Endkanten; die hintern Schwingfedern ebenso, die mittlern mövenblau, die vordern weiß mit schwarzen Enden; die beiden vordersten auf der Außenfahne schwarz, aber mit weißen Schäften, die Spitze ausgenommen; die Schwanzspitze schwarz. Im ersten Sommer- und Winterkleid finden sich auf dem Flügel noch bräunliche Federn.

Der Schnabel ist etwas schwächlich, in sehr schwachem Bogen in die Spitze ausgehend, unten mit schwachem Eck, das ritzförmige Nasenloch nicht weit von der Stirn; bei Alten hell blutrot, bei Jüngeren orangerot, bei noch Jüngeren bräunlich und zuerst hellfleischfarbig; ebenso die Farbe der Füße; die Augen dunkelbraun, im Alter karminrot.

Vom 30. bis zum 60. Grad ist diese Möve Brutvogel an allen größeren Binnenwassern von Europa, Asien und Nord-Amerika. Im Winter ist sie sehr häufig in Griechenland und Klein-Asien. Im Innern von Deutschland ist sie die gemeinste und zahlreichste Mövenart. — Binnengewässer, Seen, große Teiche, Flüsse, sobald sie stellenweise mit Rohr und Schilf, hohen Gräsern, Binsen und anderen Sumpfpflanzen bewachsen sind, überhaupt schlammiges Wasser haben, geben ihnen überall einen Sommeraufenthalt. Gegen Ende des März kommen sie auf ihren Brutplätzen an und gegen Ende des Juli haben sie schon wieder den Trieb, nach den Ueberwinterungsplätzen zu streichen. Doch trifft man im Winter an offenen Wassern auch in Deutschland noch solche Möven, besonders in den Mündungen der größeren norddeutschen Flüsse. Nach A. Walters Beobachtungen kommt die Lachmöve in Gesellschaft der Sturmmöve im Winter und Frühjahr auch auf der Spree am Berliner Tiergarten vor. Am 31. Dezember 1879 zählte Walter zwischen den „Zelten“ und dem „Schloß Bellevue“ auf der Spree einige 20 Stück Lachmöven und 6 Stück Sturmmöven, welche sehr dreist auf und ab flogen, sich auch auf dem Wasser niederließen und schwimmend nach Küchenabfällen suchten. Sie verweilten an derselben Stelle zuweilen bis in die Mitte des April. (Liebe's Monatsschr. 1889, Nr. 12 und 13.) Sie reisen in Gesellschaft und bilden während des Wanderflugs eine schräge Linie oder auch einen spitzigen Winkel, wie die Kraniche oder Wildgänse, zerreißen diese Ordnung aber alle Augenblicke, stellen sie auch ebenso schnell wieder her und verschwinden unter solchem Wechsel bald den nachfolgenden Blicken. Die Lachmöve bewohnt die süßen Gewässer und ist nicht Seevogel, zu manchen Zeiten zwar gerne in der Nähe des Meeres, auch vorübergehend am Strande desselben, aber niemals auf hoher See, oder höchstens nur dann, wenn sie auf der Wanderung darüber hin muß.

Sie nisten immer in geselligen Vereinen; die Nester einer Schar stehen am häufigsten auf kleinen, von flachem Wasser und Morast umgebenen Schilf- und Binsenbüscheln oder sogenannten Kufen, wenn nur Raum für das Nest darauf ist. Auf dem See Sinoë in der Dobrudscha, wo diese Möve gemein ist, findet man das Nest oft auf den dichtgeschichteten Blättern der Seerose. Man findet darin in der zweiten Hälfte des April 2—3 Eier, welche auf matt schmutzig meergrünem, blaß olivengelbem oder grünem, oder olivenbraunem Grunde mit grauen Schalenflecken, sowie hell- und schwarzbraunen Flecken, Punkten und Schnörkeln bezeichnet sind. Wenn man sie ans Licht hält, scheinen sie inwendig grünlich durch, mit deutlicher Begrenzung der Flecken, wie auch andere Eier dieser Familie. Die Brütezeit ist 17 Tage. Die Eier variieren in Form und Farbe, sind im Verhältnis zur Größe des Vogels sehr groß, wie überhaupt alle Möveneier; viel größer als die eines Kolkraben, obgleich der Vogel bedeutend kleiner ist. Die Schale ist stark und grobkörnig. Die Maße märkischer Eier betragen 50,5 + 36,6 mm. — Wo sie in großen Kolonien brüten, werden die Eier vom 18. April bis 6. Mai je alle 3 Tage als Delikatessen gesammelt und nur das letzte Gelege läßt man liegen, um die Zahl der Brutvögel nicht zu vermindern. — Vögel, welche nicht gepaart sind, werden von den anderen nicht geduldet und treiben sich abgesondert an anderen Futterplätzen herum. — Diese Möven bekunden eine ununterbrochene Wachsamkeit für ihre Brut; wenn sich ein Feind nur erst in der Ferne zeigt, so fallen die Alten mit Wut und Ausdauer über ihn her, stechen nach Hunden und Menschen fast bis zum Berühren, und schreien so gewaltig, daß Raubvögel, Störche und Reiher vor solch wütendem Lärm in größter Bestürzung die Flucht ergreifen. Beim Laufen ist diese Möve so behend wie eine Dohle; ihr Flug ist leicht und gewandt, dabei gemächlich, mit ziemlich weit ausgeholten Flügelschlägen, ohne daß es ihr jedoch an schönen und kühnen Wendungen fehlte. Sie versteht auch, wie die anderen, zu schwimmen, wobei sie den Schwanz etwas erhebt und die langen Flügel hoch über demselben kreuzt. — Sie nähren sich meistens von Insekten, welche sie am Wasser und auf dem Lande aufsuchen, von Würmern, Larven, Heuschrecken, Grillen, Käfern u. a.,



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart.

aber auch von kleineren Fischen, welche sie stoßtauchend oder auch schwimmend vom Wasser aufnehmen. Den Insektenfang betreiben sie sehr eifrig, zählen unter den Möven zu den nützlichsten und verdienen, nach Naumann, Duldung und Schonung, weil sie viel schadenbringende Tiere auf den Feldern vertilgen, welche ihrem Brutplatze nahe liegen. Dem Pflug gehen sie nach wie die Raben, und lesen eifrigst die bloßgelegten Würmer und Engerlinge auf, ohne Scheu vor dem Ackersmann, welcher sich hütet, sie in dieser nützlichen Beschäftigung zu stören. Ihre Lockstimme klingt heiser und durchdringend „kriä", und wenn sie einen Feind anfallen: „krrr kräck äck äck!" Bei Betrachtung von etwas Verdächtigem ruft sie „käckäckäck", auch hört man ein heiseres „kirr!" Das Uebrige wie bei der Gemeinen Seeschwalbe, doch beträgt sich die Lachmöve, auf dem Hofe gehalten, weit gewandter als jene, wird sehr anhänglich an ihren Pfleger und begrüßt ihn auch wohl durch zutraulichen Anruf.

Die Dünnschnäbelige Möve. Larus gelastes, *Lichtenstein.*

Rosen-Lachmöve, Rosen-Silbermöve, Lach-Zwergmöve, Kleine Silbermöve. — L. gelastes, *Licht.* 1824; *Thienem.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — L. Lambruschini, *Bp.*; — L. tenuirostris, *Temm.*; — L. subroseus, *Gené* 1839; — Xema (besser Chema) Génei, *Boje* 1844; — Gavia gelastes, *Bruch* 1853; *Mev.* 1886; — L. columbinus, *Golowatsch* 1854.

Kennzeichen. Das Nasenloch ist kürzer als der Kiel, ungefähr 3/4 desselben; die Schwingen überragen den Schwanz um höchstens 4 cm; der Kopf immer weiß.

Sie hat die Größe der Lachmöve, aber einen viel kleineren Schnabel und lebhaft rosenroten Unterkörper. — Länge 45, Breite 102, Flügel 30, Schwanz 12 cm.

Beschreibung. Mantel und Rücken sind aschblau; Kopf, Hals und Schwanz weiß; der ganze Unterleib lebhaft rosenrot überflogen; die 4 vordern Schwingen — mit Ausnahme der ersten äußern schwarzen — an der Außenfahne weiß, die übrigen aschblau, innen fahl aschgrau, spitzewärts schwarz. Am Winterkleid ist der rosige Anflug nur schwach. — Die Iris ist perlweiß, bei jüngern Vögeln hellbraun; der Schnabel korallenrot, die Füße dunkelrosenrot.

Ihre Heimat ist am Mittelmeer, am Schwarzen, Kaspischen und Indischen Meer. Sie ist recht häufig in der Dobrudscha, wo sie in vielen Paaren auf den Sandbänken im See Sinoë brüten.

Die Sturmmöve. Larus canus, *Linné.*

Taf. 29, Fig. 6 Männchen im Sommerkleid; Fig. 7 Winterkleid.

Graue, Große Graue, Nordische, Blaufüßige, Winter-Möve, Sturmvogel. — Larus albus, *Albin;* — L. albus, dorso cano, *L.* 1746—48; — L. canus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Gavia cinerea, *Briss.*; — L. hybernus, *Gm.*; — L. procellosus, *Bechst.* 1805; — L. cyanorhynchus, *M. & W.* 1810; — Laroides canus, *Br.* 1831; — L. Heinei, *v. Hom.* 1853; — L. kamtschatkensis, *Bp.* 1855.

Kennzeichen. Schnabel wachsgelb, Rachen orangerot, Füße schmutzig fleischfarben, Oberleib aschgrau, unten weiß. An den beiden vordersten Schwingen sind die Schäfte schwarz. Beinahe die Größe des gemeinen Raben.

Länge 40,5 cm, Flugbreite 115 cm, Flügellänge 37 cm, Schwanz 13 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 5 cm.

Beschreibung. Im Sommerkleid blendend weiß, der Mantel schön hell aschblau; die vordern Schwingen tief schwarz, mit Ausnahme einer 4,8 cm langen Stelle vor der weißen Spitze, die folgenden immer mehr nach dem Ende schwarz, alle mit weißen Spitzflecken, die hintern in Aschgrau übergehend. Im Winterkleid sind Scheitel, Seiten- und Hinterhals mit ovalen braunen Fleckchen besetzt. Im Jugendkleid ist das Gesicht weißlich, vor dem Auge steht ein schwarzes Fleckchen; Scheitel und Hinterhals sind braungrau; Brustseiten gelblicher, Bauchmitte grauweiß; der Rücken graubraun, die Federn dunkler gegen den Saum, hier bräunlichweiß gekantet; der Flügel ebenso mit hervorschimmerndem Aschgrau; die hintern Schwingen sind braun, gegen das Ende dunkelbraune Zackenstriche, breit weißbräunlich gekantet; die mittlern Schwingen aschgrau; die großen Schwingen braunschwarz mit schwarzen Schäften, lichter gesäumt; der Schwanz weiß mit breiter braunschwarzer Querbinde und braunweißlichen Säumchen. Im ersten Winterkleid ist der Rücken aschblau mit bräunlichen Federn untermischt; die Brust trübweiß, matt braungefleckt, am stärksten an den Tragfedern.

Der Schnabel ist stark, aber nicht sehr stark gebogen, doch vorne hakenförmiger, das Eck am Unterschnabel schärfer bezeichnet als bei der Lachmöve, bei Alten an der Wurzelhälfte grünlichgelb, im Herbst graublau, vorn citronengelb, der Rachen und Mundwinkel orangerot; bei Jungen gelblich fleischfarben, oben und spitzewärts braunschwarz, später rotgelblich, vorn hell horn-

farben; die Augen dunkelbraun; die Füße im Sommer rötlich blaßgelb, an den Gelenken grünlich; gegen den Winter hell graublau; in der Jugend bleigrau, dann fleischfarbig.

Die Sturmmöve bewohnt den Norden von Europa und Asien von der Breite der norddeutschen Küsten bis in den arktischen Kreis hinein; in unserem Erdteil die Inseln, Küsten und nahen Binnenwasser der Ost- und Nordsee bis Holland, Frankreich und England. An den deutschen Küsten der Ost- und Nordsee, namentlich in den weiten Flußmündungen der Elbe, Weser u. a. überwintern sie schon in großer Menge; weniger gehen sie an die Küsten des Mittel-Meeres. Im inneren Deutschland selten, doch findet man sie zuweilen auf Binnengewässern, weit entfernt von der Küste, wie auf dem Bodensee und anderen Schweizer Seen. Sie ist ein Strichvogel, streicht im Spätherbst von ihren nördlichen Wohnplätzen nach etwas milderen Gegenden und kehrt im Frühjahr wieder zurück. Ihr Aufenthalt ist jedoch mehr das Meer, als entlegenere große Gewässer, und Flüsse sind ihr nur ein Notbehelf. Sie liebt klares Wasser mit sandigem oder steinigem Boden; trüben Gewässern weicht sie aus. Am Meer ist sie sowohl auf Klippen und felsigem Gestade, als auf niederen Inseln und am seichten Strande. Bäume scheut sie nicht und setzt sich zuweilen auf dürre Zacken derselben. Beim Nahen eines Sturmes verläßt sie das Meer und streicht einstweilen einige Meilen landeinwärts auf größeren Gewässern und Aeckern herum.

Brütend kommt diese Möve an den Ostseeküsten in geschlossenen Kolonien am Strande vor, besonders auf kleinen Inseln; denn an der Nordsee ist sie nur zur Zugzeit häufig. Auf der Insel Sylt ist eine Brutkolonie. Ihre Nester stehen an sumpfigen Orten auf Binsen- und Grasbüscheln aber auch an ganz trockenen Plätzen, selbst im Getreide; gewöhnlich nisten sie in großen Vereinen, oft zu Tausenden beisammen, seltener in kleineren Partieen. Das nachlässig gebaute, in der Mitte tiefe und weite Nest enthält 2—3 Eier, welche auf blaßolivengrünem, schmutzig meergrünem, grünlich rostgelbem, selbst thonrötlichem Grunde mit bräunlich aschgrauen Schalenflecken und rötlich schwarzbraunen, mehr runden als zackigen Flecken, Tüpfeln und Punkten besetzt sind, die sich nicht selten am stumpfen Ende kranzartig häufen. Die Flecken sind bald sehr grob, bald feiner. Die Länge der Eier beträgt 5,6 cm, die Breite 4,2 cm, die Gestalt ist meistens regelmäßig eiförmig, die Schale etwas stark, grobkörnig, glanzlos oder nur mattglänzend.

Die Sturmmöve ist trotz ihres einfach gefärbten Gefieders doch ein prächtiger Vogel; so ähnlich sie auch in mehreren Kleidern der Silbermöve ist, so unterscheidet sie sich doch schon in der Entfernung durch ihre geringere Größe, schlankere Gestalt, längere und schmälere Flügelspitzen und größere Beweglichkeit. Stürmisches Wetter ist ihr so zuwider, daß sie bei hohem Wellengange das Meer eine Zeitlang verläßt und ruhigere Gegenden aufsucht, weshalb man sagt, sie habe eine Vorempfindung vom Sturme und zeige bei ihrem Erscheinen an ungewöhnlichen Orten denselben an, daher der Name Sturmmöve. Ihre Stimme ist ein lautes „skia", dann hört man in der Aufregung ein rauhes „skak", in großer Besorgnis ein kreischendes „kiri".

Die Dreizehige Möve. Larus tridactylus, *Linné*.

Taf. 30, Fig. 1 Sommerkleid, Fig. 2 Jugendkleid.

Stummelmöve, Winter-, Eis-, Fischer-, Haffmöve, Schwedische, Isländische Möve, Kittiwaka, Tarock, Kutgejeff. — L. cinereus, *Belon*; — L. tridactylus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; — Gavia hyberna, *Briss.*; — L. rissa, *Brünn.* 1764; — L. cinerarius? *L.* 1766; — Rissa tridactyla, *Leach.* 1816; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — Laroides tridactylus, rissa, et minor, *Br.* 1831; — Chimonea (= Cheimonea) tridactyla, *Kaup* 1829; *Mey.* 1886.

Bei dieser Möve fehlt die Hinterzehe, deshalb ist sie leicht von andern zu unterscheiden. Dies hat genügt, um sie in eine besondere Gruppe unterzubringen: Stummelmöve, Rissa, *Leach.* 1818, welche 3 Arten enthält.

Kennzeichen. Die Hinterzehe ist nur ein warzenartiger Stummel mit sehr kleinem Nagel. Etwas kleiner als ein Rabe.

Länge 39 cm, Flugbreite fast 1 m, Flügellänge 32,5 cm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 3 cm.

Beschreibung. Im Sommerkleid zeigt der Mantel ein gesättigtes Aschblau, etwas dunkler als bei andern Arten; der Kopf, Hals, Unterkörper samt Schwanz blendend weiß; die vordern Schwingenspitzen schwarz, die ersten mit einem schmalen schwarzen Streif auf der Außenfahne, die 5. und 6. mit weißen Spitzchen, die mittleren und hintern Schwingen mövenblau mit weißen Enden. Im Winterkleid ist der Hinterhals bläulichgrau überflogen, vor dem Auge steht ein schwarzes Fleckchen, auf dem Ohr ein schiefergrauer Fleck. Im Jugendkleid ist der Mantel dunkel aschblau, Rücken und Schultern schwarzbraun geschuppt; sämtliche kleine Flügeldeckfedern braunschwarz; Kopf, Hals und Unterkörper samt Schwanz weiß, der letztere mit breiter, schwarzer Endbinde; vor dem Auge ein schwarzes Borstenfleckchen, ein

braunschwarzer Fleck auf dem Ohr, auf dem Unternacken großer mondförmiger, braunschwarzer Fleck; die vier ersten Schwingen sind außen und an der Spitze schwarz, die drei andern mit kleiner werdenden schwarzen Spitzen und schwarzen Außenkanten; die übrigen weiß, nach außen mövenblau.

Der Schnabel sieht etwas hoch aus, ist nach vorn sehr zusammengedrückt, scharfschneidig; in der Jugend ist er schwarzgrünlich, später gelbgrünlich, endlich reingelb; im Frühjahr citronengelb, inwendig nebst Mundwinkel feurig orangerot; das Auge schwarzbraun, im Frühjahr das Augenlid hoch orangerot, das letztere in der Jugend weiß, dann gelb. Die Füße sind in der Jugend trübe fleischfarbig, dann gelbbräunlich, endlich rotbraun.

Auch diese Möve bewohnt den Norden beider Weltteile bis in den arktischen Kreis hinein. Als Strich- und Zugvogel kommt sie im Winter an die Küsten des nördlichen Deutschlands, und ist dann in den Mündungen der Elbe, Weser und anderer Flüsse in Menge und einzeln zu treffen. Durch hartes Frostwetter bedrängt oder vom Hunger getrieben, dehnt sie ihren Zug weiter bis zum Mittelmeer aus, kommt dann auch durch das innere Deutschland, bis auf die Seen der Schweiz und überwintert nicht selten im Rhonedelta. Auch am Rhein, Main, an der Donau und andern Gewässern wird sie zuweilen beobachtet. Trotz der angeführten Fälle ist sie jedoch im ganzen für das Binnenland keine gewöhnliche Erscheinung. Sie ist ganz Meervogel, lebt gern an brausender offener See, nicht an stillem niedrigem Strande, sondern an hohem felsigem Gestade, an welchem die See in tobender Brandung aufsteigt, oder doch in immerwährender wilder Bewegung ist. Ihre Streifzüge gehen von diesen wüsten Wohnsitzen alle seewärts, manchmal viele Meilen vom Lande, oder längs der Küste hin. In gesundem Zustande flieht sie allen menschlichen Anbau, denn sie hat auf trockenem Lande nichts zu suchen. Wo sie gezwungen ist, weit über Land zu reisen, z. B. durch heftige anhaltende Stürme verschlagen, ermattet sie, daher werden manche dieser Möven, die bis zu uns getrieben werden, tot auf den Feldern gefunden, denn in der Freiheit fressen sie nur Fische, welche sie auf dem Festlande nicht erhalten, und andere Futterstoffe nehmen sie nicht zu sich, wie es wohl ihre Verwandten thun, daher findet man sie stets mit leerem Magen und halb oder ganz verhungert.

Wer noch nie einen von Dreizehenmöven besetzten Vogelberg sah, schildert Holböll, kann sich keinen Begriff von der unsäglichen Menge dieser schönen Vögel machen. Sie verdunkeln die Sonne, wenn sie auffliegen und betäuben die Sinne mit ihrem Geschrei. Solche Vogelkolonien trifft man auf den Faröern, auf Island, im nördlichen Norwegen, auf den Lofoten u. a. Der größte Vogelberg Europas liegt nach dem Berichte Dr. W. Hartwigs (Cab. J. 1889, S. 146—148) am Norwegischen Eismeer zwischen Hammerfest und Nordkyn, 71° n. Br.; es ist der Svärholtklubben, ein 300 m hoher Berg von schwarzem Thonschiefer, dessen Bewohner aus L. tridactylus, Alca torda und Fratercula arctica bestehen, und zwar in so ungeheuren Scharen, daß es keine Uebertreibung ist, wenn man sagt: „zu Millionen". Am häufigsten ist die Dreizehenmöve. Ihre Brutplätze sind senkrechte, aus dem Meer aufsteigende Felswände von 30—300 m Höhe über dem Meeresspiegel. Das Nest ist groß, kunstlos aus Tang, Meergras, dürren Grasstöckchen und Erde gebaut, und enthält zu Ende Mai 3 Eier, welche auf blaß graugelblichem, schmutzig rostgelblichweißem, manchmal sich ins Rötliche oder Bräunliche ziehendem Grunde mit hellaschgrauen und violettgrauen Schalenflecken und dunkelbraunen Zeichnungsflecken besetzt sind. Die Flecken sind nicht sehr groß, nicht häufig und meistens rundlich. Ihre Länge beträgt 5,6 cm, ihre Breite 3 cm. Die Brut wird abwechselnd von Männchen und Weibchen besorgt und dauert etwa drei Wochen. Verunglückt eines oder beide Eltern, so nehmen sich andere freie Möven der Eier oder Jungen an; denn es wurden schon Männchen und Weibchen von dem Neste weggefangen, und dennoch von einem andern Mövenpärchen die Eier richtig ausgebrütet und die Jungen aufgefüttert. Diese sorgliche Teilnahme kommt übrigens auch bei andern Seevögeln vor, welche in so unermeßlichen Scharen beisamen nisten. Im Anfange des Juli hört man die Jungen piepen, welchen von den Alten fleißig Futter zugetragen wird, das sie denselben vorwürgen. Alsdann ist der Lärm in einer solchen Nistkolonie am stärksten, teils von den beständig Futter verlangenden Jungen, teils von den Alten, welche ihrerseits aus zärtlicher Besorgnis noch viel mehr als sonst zu schreien pflegen.

Diese Möve geht schlecht und selten, schwimmt aber desto besser; selbst bei ziemlich hohem Wellengange und weit vom Land entfernt benützt sie die hohe See scharenweis zum Ausruhen, seltener das Treibeis. Ihr Flug ist leicht, sanft, sehr anhaltend und voll zierlicher und rasch ausgeführter Wendungen. Mit andern Möven kann sie wegen der fehlenden Hinterzehe nicht verwechselt werden. Ihre Stimme auf den Brüteplätzen ist ein klägliches „käkedäi", ein heiseres „back", dann ein „hä, hiä", welches den Tönen einer Kindertrompete gleicht.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus kleinen Fischen, welche sie ganz verschlingen kann. Sie wird aber von der Gemeinen Schmarotzermöve (wenn dieser Quälgeist vorhanden) sehr verfolgt und solange gejagt, bis sie den erbeuteten Fisch fallen läßt, welchen dann der Schmarotzer

mit größter Gewandtheit in der Luft erschnappt, ehe er das Wasser berührt. Dadurch wird diese Möve oft genötigt, 3—4 Fische zu fangen, bis sie einen für sich behalten kann. Langsam und bedächtig fliegt sie in geringer Höhe über dem Wasser, und stürzt sich nach den — der Oberfläche sich nähernden kleinen Fischen, besonders aus Heringsarten bestehend, wobei sie einen unterwärts gerichteten Bogen macht, durch die Wellenspitzen fährt, auch wohl mit Kopf und Hals untertaucht und meistens mit einem Fisch emporsteigt. Sie kneipt ihn gleich tot und verschlingt ihn, Kopf voran. Nur wenn der gefangene Fisch zu groß ist, trägt sie ihn ans Ufer und zerstückelt ihn daselbst. Während die Meerschwalben sich mit Ungestüm aufs Wasser stürzen, schießen die Möven in einem Bogen gegen die Fläche herab und wieder hinauf, und gelangen ebenso sicher zum Ziel wie jene. Sie gehen nie ans Land, um Würmer und Insekten zu suchen, sondern lieber hinaus aufs offene Meer, oft weit entfernt von allem Lande, und nähren sich dort vom Fange kleiner Fische, welche Seehunde und große Raubfische in Menge aus der Tiefe des Meeres nach der Oberfläche scheuchen, und folgen so den Wanderzügen der Heringsarten. Dadurch zeigen die Möven den Fischern und Robbenschlägern die Ankunft jener beim Lande an, ehe sie noch solche vermuteten.

Die Elfenbeinmöve. Larus eburneus, *Gmelin.*

Weiße, Schneemöve, Ratsherr. — L. niveus, *Martens* 1675; — L. candidus, *Fabric.* 1780; — L. eburneus, *Gm. ex Phipps* 1788; *Lath.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; — Gavia eburnea, *Boje* 1822; — Pagophila eburnea, *Kaup* 1829; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Cetosparactes eburneus, *Macgill.* 1842.

Die Schwimmhäute sind etwas ausgeschnitten, der Fuß ist kurz und kleiner als die Mittelzehe, sie nähert sich deshalb einigermaßen den Seeschwalben. Dr. Kaup bildete 1829 für sie eine besondere Gruppe: Pagophila, welche 2 Arten enthält.

Kennzeichen. Die kurzen starken Füße haben etwas ausgeschnittene Schwimmhäute und sind über dem Lauf kaum etwas nackt; ihre Farbe ist schwarz; der Schnabel graublau mit gelber oder orangefarbener Spitze; in der Jugend schwärzlich. Bei den Alten ist das Gefieder schneeweiß; bei den Jungen auf den Flügeln und dem Schwanze mit einem schwarzen Fleck an der Spitze vor jeder größern Feder.

Länge 43 cm, Flugbreite 13 dcm, Flügellänge 33 cm, Schwanz 13 cm, Schnabel 3,4 cm. Kaum Rabengröße.

Beschreibung. Die obigen Kennzeichen genügen bei diesem einfach gefärbten Vogel, denn die Alten sind rein weiß, die großen Schwingen und Fittigdeckfedern, besonders in der Begattungszeit, mit lieblichem Rosa angehaucht. Die weißen schwarzbraun getigerten Jungen sind um die Schnabelwurzel grau, mit kleinen schwarzgrauen Fleckchen am Halse, oder auch ohne diese.

Der Schnabel ist nicht lang, aber ziemlich stark, an der Wurzel breit und hoch, die Spitze nicht sehr stark gekrümmt, die Ecke am Unterschnabel stumpf, die Farbe zuerst schwärzlich, dann blaugrau mit gelber und endlich mit orangeroter Spitze und Mundwinkel; der Augenstern zuerst braun, dann braungelb, zuletzt schwefelgelb, das Augenlid im Frühling hoch orangerot; die Füße sind kurz, aber stämmig, mit etwas ausgeschnittenen Schwimmhäuten und über dem Lauf nur wenig nackt, in der Jugend rötlich dunkelgrau, dann mattschwarz.

Wohl kein anderer Vogel geht so nahe zum Nordpol hinauf, als diese Möve; noch höher als bis jetzt die kühnsten Seefahrer haben vordringen können. Sie bewohnt im Sommer die eisigen Inseln und Küsten von Europa bis weit über den Polarkreis hinaus; in Nord-Asien über die Beringsstraße, in Nord-Amerika bis hoch in die Baffinsbai hinauf, Nord-Grönland, Labrador u. a. Island liegt ihr viel zu südlich. Sonderbarerweise besucht sie diese Insel nicht einmal auf dem Zug, obwohl sie in den gleichen Breitegraden angetroffen wird. Im Winter verläßt sie jene starre Natur der hochnördlichen Zone, wo selbst im Sommer kaum dürftige Kryptogamen (Moose und Flechten) noch gedeihen, und streicht auf weiter See in etwas mildere Regionen, worunter man aber eine Temperatur zu verstehen hat, gegen die unsere meisten Winter gelinde sind; in Europa z. B. bis zum Weißen Meer und an die nördliche und nordwestliche Küste von Norwegen. Sie weichen eben nur dem andringenden Eise nach südlicheren Breiten. Die festen Eiskanten des Polar- wie des Treibeises genügen ihr vollständig als sichere Stellen zum Ausruhen, denen sie sich ebenso gern anvertraut, als der offenen See. Nur wenige Vögel halten so zäh an der Polarzone fest, wie diese, und die Eismöve, die Pracht- und die Stellers-Ente, der Meerstrandläufer; teilweis der Krabbentaucher, der Große Wassertreter und die Dreizehenmöve. Die wenigen Individuen, welche man in Holland, Schweden,

vor der Elbemündung, sogar am Genfer See erlegte, muß man als durch heftige Stürme verschlagene Vögel betrachten. Sie ist ein echter Meervogel, entfernt sich freiwillig nicht von diesem, begleitet oft die Walfischfänger und Robbenjäger unter höheren Breitegraden auf offenem Meer, wo sie Wind und Wetter trotzt und, wie bemerkt, nur Eisschollen ihre Ruheplätze sind.

In jenen unwirtbaren Gegenden, wo selten Menschen hinkommen, oder noch nie hinkamen, nistet sie in größeren Gesellschaften auf nacktem Felsboden. Diese Brüteplätze darf man sich zwar als einsame und öde, jedoch nicht als düstere Gegenden denken, denn die Sonne geht dort drei Monate lang nicht unter. Das Nest besteht aus Flechten und Seetang und enthält 2—3 Eier, welche auf hell olivengrauweißem Grunde mit braungrauen Schalenflecken und ziemlich großen, einzeln stehenden olivenbraunen Flecken bezeichnet sind. Sie sind kurzoval, sehr rauhschalig, 6,2 cm lang und 4,7 cm breit.

Die Weiße ihres Gefieders übertrifft fast die Weiße des Schnees, welches sich zeigt, wenn der Vogel auf dem Eise mit einer Gravität spazieren geht, die ihm den stolzen Namen Ratsherr verschafft hat. Auch sitzen sie stillbedächtig vor den Eislöchern, welche den Seehunden und Walrossen als Luftlöcher dienen, welche diese Tiere aber auch zum Absetzen ihrer Exkremente benützen. Vor diesen Löchern harren sie in geduldiger Erwartung, wie die Ratsherren, witzelt Martens, bis sich eine Beute bietet, welche sie sofort verzehren. — Ihre Stimme ist ein rauhes kar.

Die Eismöve. Larus glaucus, *Brünnich*.

Große weißgraue, Nordische, Weißschwingige, Weißgraue Möve, Taucher-Möve, Bürgermeister. — L. glaucus, *Brünn.* 1764; *Oedmann* 1783; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Temm.* 1820; *Naum.* 1840; *K. & Bl.*; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — L. glacialis, et giganteus, *Benike* 1812; — L. consul, *Boje* 1822; — L. leuceretes, *Schleep* 1824; — Leucus glaucus, *Kaup* 1829.

Kennzeichen. Bei den Alten sind die Schwingen sehr hell bläulichgrau, bei den Jungen lichtbräunlichgrau, nach den Enden in Weiß übergehend; die Schwingen der Flügel reichen wenig oder nicht über das Schwanzende hinaus; der Schnabel länger als die Mittelzehe ohne Nagel; die 2. Schwinge ebenso lang oder länger als die 1.

Länge 62 cm, Flugbreite 15,3 dcm, Flügellänge 45,5 cm, Schwanzlänge 17,8 cm, Schnabel 6,8 cm, Lauf 7 cm. Beinahe Gansgröße, aber leichter an Gewicht.

Beschreibung. Im Sommer ist der Mantel sehr blaß aschblau; ganzer Unterkörper samt Kopf, Hals und Schwanz blendend weiß; die Enden der Schulterfedern und Schwingen weiß. Im Winterkleid Kopf und Hals verloschen grau gefleckt. Im Jugendkleid ist die Totalfärbung grauweiß, mit Graubraun bespritzt und gefleckt, der Oberkopf am dunkelsten; die Kopfseiten sind trübweiß, vor dem Auge ein borstiges schwarzes Fleckchen; die Schwingen spitzewärts lichter mit bräunlichweißen Endkanten.

Der Schnabel ist stark und groß, die Spitze hakenförmig herabgebogen, der Unterschnabel mit großem stumpfwinkeligem Eck, zuerst (in der Jugend) meistens schwarz, dann mattschwarz, mit durchschimmernder Fleischfarbe, dann spitzewärts gelb, endlich reingelb mit hochrotem Eck am Unterschnabel, und orangerot am Mundwinkel; das Auge erst braun, dann braungelb, im Alter schwefelgelb mit orangerotem Augenlid; die Füße sind blaß fleischfarbig, später gelblich; sie sind nicht sehr groß, aber stark.

Wie die Elfenbeinmöve gehört diese ebenfalls dem höchsten Norden an, doch kommt sie auch auf Island vor. Von ihren hochnördlichen Sommerwohnplätzen streicht sie im Winter längs der Küste und auf offenem Meer etwas südlicher herab bis zu den Faröern, Shetlands, Norwegen, Jütland, einzeln an die deutsche Nordseeküste, wie Kuxhaven; im inneren Deutschland wurde aber noch keine erlegt. Sie liebt rauhes Felsengestade, hohe Felseninseln, kommt auf hoher See öfters zwischen Treibeis vor, auf dem sie auch ausruht; wo sie dieses nicht hat, ruht sie schwimmend. Sie nistet in kleinen Gesellschaften, häufig in der Nähe anderer Seevögel, aber immer auf den obersten Spitzen der Felsen. Middendorf berichtet von dieser Möve: „In der Tundra nistet sie am Boden auf einem Grashügel. Noch unter 74 Grad war diese Möve am Taimyr selten, erst gegen den 75. Grad traf ich sie häufiger. Am 15. August befanden sich unter 75 Grad noch alle Eismöven an ihren Nistplätzen in der Tundra; am 3. und 4. September zog die Mehrzahl fort, nachdem starker Schneefall stattgefunden und der Taimyr sich mit Eis überzogen hatte. Allein sogar noch am 21. September sah ich eine alte Eismöve nebst einem Jungen den Taimyrfluß abwärts (nordwärts) nach dem Meere ziehen.“ — Das Nest ist ein ziemlich großer Haufen von Land- und Seegewächsen, worin man im Mai 2—3 Eier findet, welche auf blaßgelblich olivengrünem Grunde mit asch- und bräunlichaschgrauen Schalenflecken

und schwarzbraunen, nicht sehr großen, ziemlich gerundeten Flecken und Tüpfeln etwas sparsam besetzt sind. Sie variieren ziemlich, verlieren in den Sammlungen wie andere Möveneier den grünlichen Ton und werden bräunlicher. Ihre Gestalt ist regelmäßig eiförmig, oft bauchig, die Schale grobkörnig, kaum etwas glänzend, die Länge 7,5 cm, die Breite 5,2 cm.

Diese große Möve ist ein prächtiger und imponierender Vogel, denn sie gleicht im Flug einem Adler von mittlerer Größe. Ihr Flug ist langsam, aber leicht, und sie widersteht den ärgsten Stürmen auf offenem Meer, wo sie dann niedrig über den Wellen dem Winde entgegenschwebt; wenn sie ermüdet ist, ruht sie auf dem Wasser aus oder begiebt sich in den Schutz des nächstgelegenen Landes. Sie ist vorsichtig, kraftvoll und gefräßig, lebt von Fischen, Krebsen, Muscheltieren, folgt den Walfischfängern, um die Ueberreste getöteter Tiere zu erlangen, plündert die Nester anderer schwächerer Seevögel oder stiehlt Eier und Junge während der Abwesenheit der Alten, und verzehrt bei ihrem immerwährenden Heißhunger Exkremente, selbst Aeser aller Art. Ihre Stimme ist ein harter rabenartiger Schrei „agag", beim Neste ein klagendes „knii knii", oder ein beinahe heulendes „güowüü!"

Die Polarmöve. Larus leucopterus, *Faber*.

Kleine weißschwingige Möve. — L. leucopterus, *Fab.* 1822; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — L. glaucoides, *Temm.* (in Meyers Taschenbuch) 1822; — L. islandicus, *Edmondston* 1823; — Laroides leucopterus, et subleucopterus, *Br.* 1831; — L. arcticus, *Macgill.* 1842; — Leucus leucopterus, *Bp.* 1850.

Kennzeichen. Bei den Alten sind die Schwingen reinweiß, bei den Jungen mit Bläulichgrau etwas getrübt und durch ein dunkles Mondfleckchen von der weißen Endkante geschieden; die 1. Schwinge am längsten; die Flügel reichen stets, oft gegen 5 cm, über das Schwanzende.

Länge 56 cm, Flugbreite 13 dcm, Flügellänge 41,4 cm, Schwanzlänge 16 cm, Schnabel im Bogen 4,4 cm, Lauf 6 cm. Größe eines Kolkraben.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist der Mantel sehr licht aschblau; alles übrige samt großen Schwingen rein weiß; die hintern Schwingen und längsten Schulterfedern mit weißen Kanten. Im Winterkleid sind Kopf und Hals mit blassen braungrauen Schaftstrichen besetzt. Im Jugendkleid haben die Rückenfedern auf weißgrauem Grunde mattgraubraune Querflecken, Kopf und Hals ebensolche Schaftfleckchen; unten bleich aschgrau mit braungrauen Federspitzen; die Kehle fast rein weiß; der Schwanz bänderartig braungrau gezeichnet, am Ende ein weißes und braungraues Querband. Im frühesten Jugendkleid ist die Grundfärbung trüber.

Der Schnabel ist im Verhältnis kleiner, vorn mit kürzerem Haken und stumpfem Eck am Unterschnabel, die weite Nasenhöhle ist länglich; er ist anfangs fleischfarbig, nach vorn schwarz, dann gelbrötlich, endlich grünlich hellgelb, nach vorn hochgelb mit hochrotem Eck des Unterschnabels; das etwas kleine Auge anfangs braun, im Alter hellgelb mit rötlichen Augenlidern; die Füße sind hell fleischfarben, im Alter an Gelenk- und Schwimmhäuten blaßgelblich überlaufen.

Sie bewohnt den höchsten Norden beider Erdhälften, Labrador, Melville, Grönland, Island, Spitzbergen, Nord-Sibirien; kommt im Winter nach etwas milderen Gegenden, bis an die Shetlandsinseln, und wird zuweilen von heftigen Stürmen an die dänische und deutsche Küste der Nord- und Ostsee verschlagen, zuweilen bis vor die Mündung der Elbe, und hier erlegt. Für das innere Deutschland zählt sie als große Seltenheit. Sie nistet an den Küsten Grönlands auf schroffen hohen Felsenwänden, wo sie in kleineren und größeren Scharen, oft in Gesellschaft der Dreizehenmöve, aber von dieser etwas abgesondert und an den höchsten Stellen über dieser, das Nest anlegt, in welchem man 2—3 Eier findet, die denen der Silbermöve, bis auf die geringere Größe, ähnlich sind.

Sie ähnelt der Eismöve, unterscheidet sich aber von ihr außer den angegebenen Kennzeichen durch ihre weit geringere Größe und viel schlankere Gestalt; ebenso durch kleinere und schlankere Figur, auch ganz andere Zeichnung der Flügelspitzen.

Sie fliegt leicht und gewandt und scheut sich deshalb nicht, mit der viel größeren, aber plumperen Eismöve anzubinden und zu kämpfen. Als geschickte Stoßtaucherin nährt sie sich hauptsächlich von lebenden Fischen, welche sie ganz verschlingt, die größeren aber zerstückelt; ganze Scharen folgen unter beständigem Geschrei den Zügen der Walfische, Robben und größeren Raubfische, welche aus der Meerestiefe die kleinen Fische in Menge emportreiben und Beute liefern. Auf diese Weise zeigen sie den Fischern den Zug und die Ankunft jener bei der Küste an, von

denen sie dann die Abfälle erhalten. Nach Faber ist ihre Stimme von der der Eismöve sehr verschieden, sie soll kreischend sein, wie: „ick—knirrr", und dann hört man noch einen Schrei, wie: „giruv!"

Die Silbermöve. Larus argentatus, *Brünnich.*

Taf. 30, Fig. 3; Fig. 4 Jugendkleid.

Große Silbermöve, Blaumantel, Große Sturmmöve, Raukallenbeck. — L. argentatus, *Brünn.* 1764; *Gm.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — L. argenteus, et argentatoides, *Br.* 1831; — Glaucus argentatus, et Michahellesi, dunkle Var., *Bruch* 1853.

Kennzeichen. Am Flügel sind die Schäfte der beiden vordersten Schwingen samt Fahne fast ganz schwarz oder schwarzbraun, so auch die Enden der folgenden Federn bis etwa zur 10.; der Schnabel vor den Nasenlöchern höher, als dicht hinter denselben, die Spitze des Oberschnabels vor den Nasenlöchern stark gebogen. Reichlich Größe des Kolkraben.

Länge 57,5 cm, Flugbreite gegen 15 dcm, Flügellänge 44 cm, Länge des Schnabels 5,4 cm, Schwanzlänge 16,5 cm, Höhe des Laufs 6 cm.

Beschreibung. Im Sommer- (Hochzeits-, Frühlings-) Kleid ist der Mantel schön aschblau, die größten Schulter- und hintersten Schwungfedern mit weißen Kanten, die vorderste Schwinge ganz schwarz mit 5 cm langer weißer Spitze; dieses Schwarz nimmt an den folgenden etwa 8—9 Schwingen allmählich ab, bis es in Grau übergeht; alle haben weiße Spitzen; alles übrige ist blendend weiß. Im Winterkeid steht vor dem Auge ein schwarzborstiges Fleckchen; Kopf und Hals sind matt graubraun gefleckt; sonst wie im Sommer. Im Jugendkleid ist der ganze Mantel graubraun, rostbräunlichweiß gefleckt; der Unterleib unrein weiß mit Grau getrübt und vielen hellgraubraunen verschieden gestalteten Flecken; die längsten Schwingen braunschwarz, welche Farbe nach den hintern immer mehr abnimmt; vor dem Auge ein schwarzes Fleckchen, Kehle weiß; Kopf und Hals auf weißem Grunde hellgraubraun gestrichelt; der Schwanz weiß mit braunschwarzen Zickzacks und solchem Endbande. Im Uebergangskleid wird der Kopf heller, auf dem Mantel kommen durch die großen Flügeldeckfedern und Schwingen erster und zweiter Ordnung aschgraue Partieen zum Vorschein.

Der Schnabel ist stark, die hakige Spitze etwas gestreckt, ein großes Eck am Unterschnabel; in der Jugend fleischfarbig mit schwarzer Spitze, dann bräunlichgelb, bei Alten schön gelb mit rotem Eck; das etwas kleine Auge erst dunkel-, dann gelbbraun, endlich blaßgelb mit orangerotem Lid; die Füße sind weder groß noch stark, erst blei-, dann fleischfarbig, endlich ins Gelbliche übergehend.

Nach Middendorf waren die an der Boganida (südlich vom Taimyr) erlegten Exemplare bis 40 mm größer als die am Taimyr geschossenen, und die am Ochotskischen Meer erbeuteten Vögel hielten in der Größe die Mitte zwischen den hochnordischen Varietäten. — Eine sehr nahestehende Möve ist Mischahelles-Möve, Larus Michahellesi, *Bruch* 1853 (= leucophaeus, *Licht.* 1824). Sie hat einen mausgrauen Mantel und hell ockergelbe Füße. Bewohnt das Mittel-, Schwarze und Kaspi-Meer.

Die Heimat dieser ansehnlichen schönen Möve sind die Küsten des nördlichen und nordwestlichen Europa bis über den 66. Gr. nördl. Br., in Sibirien an allen zusagenden Plätzen; an der Südküste des Ochotskischen Meeres und auf den daselbst gelegenen Inseln. Bei der Bucht von Archangel (am Weißen Meer) in nächster Nähe des Klosters Solavotzky brüten diese Möven in großer Menge. Sie stehen dort unter dem Schutz der Mönche und sind dadurch so zutraulich gegen ihre Beschützer geworden, daß sie sich sogar auf den Nestern füttern lassen. Auf Island wird sie nicht getroffen, im Sommer aber desto häufiger an den Küsten Britanniens und Skandinaviens. Sie findet sich auch an den Küsten Japans und Nord-Amerikas. Unter den großen Möven ist sie eine von denen, welche auf den Binnengewässern Deutschlands noch am häufigsten vorkommt, namentlich wird sie auf dem Bodensee manchmal geschossen, doch ist sie jedenfalls eine seltene Erscheinung und viel seltener noch als L. fuscus, doch weniger als L. marinus. Gewöhnlich sieht man sie nur vereinzelt und im Jugendkleide, noch viel seltener aber im Hochzeitkleide. Sie ist mehr Strich- als Zugvogel, überwintert schon großenteils an der Nordküste Deutschlands, ist ein treuer Begleiter der Heringsfischer und wird namentlich vor den Mündungen großer Flüsse umherstreichend gesehen. Größere Scharen findet man an den Küsten der pyrenäischen Halbinsel und noch sehr viele auf dem Mittelmeer, an den Küsten Nord-Afrikas und in Menge an den Kanarischen Inseln. Obwohl Meervogel, schweift sie doch manchmal sehr weit vom Meeresstrande flußaufwärts oder auf benachbarte Seeen und Teiche, zumal wenn das Meer durch gewaltige Stürme in großer Aufregung ist. Die einzelnen, welche im Innern der Länder erscheinen, kann man übrigens für kaum mehr als zufällig Verirrte halten. Im inneren Deutsch-

land sieht man sie nur auf freien Gewässern, denn grünbesetzte Ufer sind ihr zuwider; daher streicht sie über Baumpflanzungen und grüne Felder, wenn sie von einem Wasser zum anderen zieht, in größter Höhe weg, über freies Feld dagegen niedriger, und läßt sich auch zuweilen auf demselben nieder, um Larven, Kerfe, Würmer und kleine Wirbeltiere zu erbeuten. Ueberhaupt sind diese Möven keine so argen Fischräuber, als man gewöhnlich dafür hält. Am Strande leben sie von Taschenkrebsen, ausgeworfenen toten Fischen, auch von toten Quallen und anderen animalischen Auswürfen. Wenn sie über dem Wasser auf Fische jagen, so können sie sich mit einer solchen Gewalt ins Wasser auf ihre Beute stürzen, daß sie wohl einen halben Meter tief untertauchen.

Sie nisten an den Küsten, Inseln und Halbinseln der Nord-, seltener an der Ostsee, immer in sehr zahlreichen Vereinen. Die Nistplätze sind bald der flache sandige Strand, bald erhöhte Gestade oder dürftig grünende Dünenhügel, bald Plattformen, oder breite, mit Rasen bedeckte Vorsprünge steiler Felsen; lauter Orte, welche unmittelbar am Meer liegen. Auf den nordischen Vogelbergen, welche oft ganz dicht mit brütenden Pärchen besetzt sind, nehmen die Silbermöven von oben herab die zweite Stelle ein, während die Larventaucher und Mantelmöven die obersten Regionen besetzt halten. Gegen Ende Mai findet man in den kunstlosen Nestern auf dem Boden 2—3 Eier, bis zu der Größe eines Gänseies, welche auf olivengrünlichem Grunde schwarzbraun und grau gefleckt sind. Die Form ist mehr schlank als kurz, die Schale stark und grobkörnig, rauh, mit vielen sichtbaren Poren, daher glanzlos; die durchschnittliche Länge beträgt 6,6 cm, die Breite 4,4 cm. Sie wechseln indessen sehr in der Größe und Färbung, beinahe bis ins Unkenntliche ab, weil man die Eier dieser Möve ebenfalls sammelt, wodurch bei den letzten Gelegen die Legekraft mancher Weibchen sehr geschwächt wird, und die Größe der Eier nur noch die eines Hühnereies beträgt. Daraus läßt sich auch namentlich die Erscheinung so mancher kleiner, schwächlicher Vögel dieser Arten erklären, welche man deshalb, sowie ihre Eier, für ganz andere zu halten geneigt ist, wenn man sich nicht selbst an Ort und Stelle von der Echtheit derselben überzeugt hat. Am Taimyrfluß trifft diese Art am 3. Juni ein, wo sie nicht selten in der Tundra brütet und die häufigste der dort vorkommenden Möven ist. Sie hält mit der Eismöve bis in den tiefen Herbst hinein aus. Auch an der Boganida kommt sie als Brutvogel vor.

„Es giebt Nistplätze dieser Möven, deren Entstehung in vergangene Jahrhunderte zurückreicht, die alljährlich benutzt werden, und die dem Eigentümer mitunter gegen 600 Mark jährlich eintragen. Es werden von 4—5000 Pärchen oft nahe an 30000 Eier gesammelt, was namentlich in dem Oertchen Lyst auf der Insel Sylt der Fall ist.“ Diese Angaben stammen noch von Naumann, so wie er es im Jahre 1819 an diesen Plätzen antraf. Das ist jetzt ganz anders geworden.

Man kann auch diese große Möve in einem umschlossenen Hofe oder geräumigen Verschlage erhalten, nur darf es nicht an einem großen, mit frischem Wasser versehenen Behälter und fleißiger Bestreuung ihres Aufenthalts mit Wassersand mangeln, wenn sie nicht bald vor Schmutz verderben soll. Eine Silbermöve zeigte sich übrigens so bösartig, daß sie eine mit ihr zusammengesperrte Mantelmöve unabläßig verfolgte und endlich tötete. — Ihr Hauptruf ist stark und volltönend, etwas mauend, und klingt (einsilbig) „kjau!“. Dann hört man ein tiefes, heiseres, schnelles „hahahaha“, welches dem Lachen mancher Menschen gleicht; die Jungen piepen.

Um sie zu schießen, streckt sich der Schütze auf den Boden hin, um die Neugierde der Möve zu erregen; sobald diese nun herbeifliegt und ihr „hahahaha“ über ihm ertönen läßt, braucht er sich nur umzudrehen, um den Schuß anzubringen.

Die Heringsmöve. Larus fuscus, *Linné*.

Taf. 30, Fig. 5.

Kleiner Schwarzmantel, Gelbfüßige Möve, Große Haffmöve, Korallenmöve; Jugend: Braune, Gefleckte Möve. — L. fuscus, *L.* 1746—66; *Brünn.*; *Oedmann*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — L. flavipes, *M. & W.* 1810; — Laroides melanotos, et harengorum, *Br.* 1831; — Clupeilarus fuscus, *Bp.* 1856.

Sie hat im Jugendkleid viele Aehnlichkeit mit der Silbermöve, ist aber kleiner und hat im Alter gelbe Füße.

Kennzeichen. Im Alter ist der Mantel schieferschwarz, die Füße hellgelb, die Schwingfedern schwarz; in der Jugend oben schwärzlich graubraun mit gelbgraulichweißen Federkanten. Der Schnabel vor den Nasenlöchern nicht höher als dicht vor denselben; der Oberkiefer schwach, in weniger als einem Quadranten gebogen. Die Schwingen überragen den Schwanz bis 10 cm. Länge des schlanken Laufs wenig über 5 cm.



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart.

Länge 51,5 cm, Flügelbreite 13,6 dcm, Flügellänge 43,5 cm, Schwanz 13,7 cm, Lauf 6 cm. Größe einer Nebelkrähe, aber längere Flügel.

Beschreibung. Im Sommerkleid ist der Mantel schieferschwarz oder schwarz mit schieferfarbenem Duft. Die größten Schulterfedern, mittleren und hinteren Schwingen mit weißen Spitzen, welche ein weißes Band auf dem zusammengelegten Flügel bilden; die vorderste Schwinge nahe der Spitze mit einem querdurchgehenden weißen Fleck; alles übrige, Kopf, Hals, Körper und Schwanz, blendend weiß. Im Winterkeid steht vor dem Auge ein kleines schwärzliches Fleckchen, Kopf und Hinterhals sind braungrau gestrichelt. Im Jugendkleid sind alle unteren Körperteile weiß, braungrau gefleckt, weniger dicht als bei ähnlichen Arten; Rücken und obere Teile schwärzlich graubraun mit gelbgraulichweißen Federkanten; die Kehle rein weiß; vor dem Auge ein dunkles Fleckchen; die großen Schwingfedern schwarz, der Schwanz weiß, schwarz gefleckt, nach dem Ende schwarz.

Der Schnabel ist weder sehr lang, noch auffallend stark, in der Jugend fleischfarbig mit mattschwarzer Spitze, dann rötlichgelb, wachsgelb, im vollständigen Kleide hochgelb mit hochrotem Eck am Unterschnabel und orangerotem Mundwinkel; das Auge anfänglich dunkelbraun, zuletzt schwefelgelb mit orangefarbigen Lidern; die schlanken Füße sind erst rötlichweiß, zuletzt hochgelb.

Diese Möve bewohnt die nördlichsten Meere der ganzen Erde. In unserem Erdteil scheint die norwegische Küste bis in den Polarkreis hinauf einer ihrer häufigsten Wohnplätze, sie besucht auch die Faröer, die Orkneys, aber nicht Island. Im Spätjahr kommt sie im Verfolgen großer Fischzüge südlicher, an die Küsten Deutschlands, Hollands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, kommt bis zu den Inseln im Mittelmeer, besonders Rhodos und streicht bis an die Küsten Klein-Asiens, bis in die Buchten und Flußmündungen, wo sie zuweilen in Menge erscheint. Oft fliegen auch kleinere Gesellschaften ins innere Deutschland bis in die Schweiz, auf den Bodensee, an den Rhein, an den Neckar, Main, die Donau, Weser, Elbe und Oder. Sie lebt übrigens vorzugsweise am Meer, am liebsten auf Klippen und Inseln, möglichst weit vom Land entfernt, und bewohnt in der Brütezeit vorzüglich solche; scheut sich aber nicht, über Land auf Feldern und Wiesen umher zu fliegen; nur zusammenhängende Waldungen scheut und überfliegt sie in großer Höhe.

An den deutschen Küsten brütet die Heringsmöve nicht, jedoch schon auf Gothland. Zur Anlage des Nestes wählt sie die Oberfläche der Vorsprünge von Klippen und Felsen am Meer und baut sich ein großes Nest von Meer- und Strandpflanzen. Die 2—3 Eier, welche man Anfangs Juni findet, sind blaß olivengrün, mit Nüancen ins Bräunliche, Grünliche, seltener Rostgelbliche, die Schalenflecke braungrau, die Zeichnungsflecke rötlich- oder nur braunschwarz. Sie sind grobkörnig, 6,5 cm lang und 4,8 cm breit.

Die Heringsmöve ist zwar einfach gefärbt, aber nichtsdestoweniger ein sehr schöner Vogel; der schwarze Mantel unterscheidet sie schon in der Ferne von den Blaumänteln; von der ihr ähnlichen Mantelmöve aber ihre geringere Größe; dieser gleicht sie auch in der Stimme, nur etwas höher schreit sie „agag agagag". Unter den großen Arten ist sie am wenigsten scheu, daher bei ihrem Herumschwärmen am leichtesten zu schießen.

Die Mantelmöve. Larus marinus, *Linné.*

Taf. 30, Fig. 6.

Große Heringsmöve, Großer Schwarzmantel, Riesenmöve, Haffstrut, Oberbürgermeister; Jug.: Große Graubraune, Gefleckte, Bunte Falkenmöve. — Larus nigrescens marinus, *Clusius*; *Albin*; — Lar. maximus, *Will. et Ray*; *Leach.* 1816; — Lar. marinus, *L.* 1758—66; *Oedmann*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Lar. maculatus, Jug., *Bodd.* 1783; — L. naevius, Jug., *Gm.* 1788; — Dominicanus marinus, *Bruch* 1853.

Kennzeichen. Im Alter der Mantel schieferschwarz, die Füße rötlichweiß; die Schwingen schwarz; die Flügelspitzen reichen wenig oder nicht über das Schwanzende; der Schnabel vor den Nasenlöchern höher als dicht hinter denselben, obere Schnabelspitze von den Nasenlöchern an stark, in einem Quadranten gebogen; Farbe des Schnabels orangegelb, am Unterschnabel ein roter Fleck. Länge des starken Laufs 7 cm.

Länge 65,5 cm, Flugbreite 16,5 dcm, Flügellänge 48,5 cm, Schwanz 18 cm, Schnabel 9 cm, Lauf 6,8 cm. Größe einer Gans, und überhaupt die größte Möve.

Beschreibung. Im Sommerkleid, welches erst im vierten, auch fünften Jahre in voller Pracht ausgebildet ist, ist der Mantel schieferschwarz, das übrige, Kopf, Hals, Körper und Schwanz, blendend weiß; die Enden der Schwingen und Schulterfedern weiß, wodurch auf dem Flügel ein weißes Band entsteht. Im Winterkleid stehen auf dem Kopf und Hinterhals braungraue Schaftstriche. Im Jugendkleid sind Stirn und Kehle rein weiß; der Mantel düster erdbraun mit gelbbräunlich weißen

Kanten; die übrigen Teile sind weiß mit braungrauen Schaftflecken, die an den Tragfedern eine Art gewellter Zeichnung bilden; die großen Schwingen braunschwarz; der Schwanz weiß, wurzelwärts schwarz gefleckt, nach dem Ende schwarz mit weißem Saum. Im zweiten Jahr ist der Grund oben viel lichter mit zickzackförmigen braunschwarzen Querstreifen; der Schwanz ist weiß, abgebrochen braunschwarz gebändert.

Der Schnabel ist sehr stark und hoch mit großem Haken, in früher Jugend grauschwarz, dann fleischfarbig, gelblich, endlich hochgelb, unten am stark vortretenden Eck hochrot, Mundwinkel und Rachen orangerot; das Auge wird aus dunkelbraun braungelb, endlich citronengelb mit orangerotem Lid; die Füße sind in der Jugend trüb-, dann blaßfleischfarbig.

Ein nordischer Vogel, der besonders in den europäischen und nordamerikanischen Meeren zwischen dem 60. und 70. Grad vorkommt, bis in die arktische Zone hinauf, sich an den Aufenthalt der am nördlichsten wohnenden Möven anschließt, und im Süden mit der Silbermöve zusammentrifft. In Europa findet man ihn in Norwegen, auf Island, den Faröern, Shetlands, Orkneys, Hebriden, dem nördlichen Schott- und Irland, an den nördlichen Küsten Dänemarks und besonders auf den Watten der Nordsee bei Schleswig-Holstein, wo sich auch im Sommer einige unausgefärbte Individuen vagabundierend herumtreiben; häufiger ist er als Wintervogel, und besucht dann öfters als andere große Möven solche Binnenwasser, welche nicht weit von der Küste entfernt sind. Hin und wieder verfliegt sich dieser Vogel ins innere Deutschland, auf den Rhein, auch wohl bis auf die Seen der Schweiz, nach Frankreich, an die Küsten des Mittelmeeres, einzeln bis Nord-Afrika, immer aber nur sehr selten und im Jugendkleide. Alt verirrt sich schwerlich jemals einer bis zu uns. Als Strichvögel verlassen die Alten ihren Sommeraufenthalt und weichen gegen den Winter der größeren Kälte aus, ohne bestimmte Zeit und Strich zu halten. Herrschende Stürme und die Züge mancher Fischarten haben hieran großen Anteil. Die jüngeren, noch nicht brutfähigen Vögel dürfen sich nicht unter die Alten mischen, sondern irren einsam umher. Sie lebt bald am flachen Strande, bald auf hohem felsigem Gestade. — Gegen Ende Mai findet man in ihrem Nest, das auf hohen Felsen angebracht ist, 2 bis 3 Eier, welche auf graugrünlichem, schwach olivengrünem oder blaßschmutzig braungelblichem Grunde aschgraue, bei dunkelgrundigem braungraue Schalenflecken und schwarzbraune Zeichnungsflecken haben, die noch viel vom helleren Grund sehen lassen. Die Gestalt ist kurz eiförmig, etwas bauchig, grobkörnig; die Länge ist 7,3 cm, die Breite 5,3 cm. Sie variieren sehr.

Trotz ihrer etwas gedrungenen Gestalt ist die Mantelmöve ein prachtvoller Vogel; prächtig sticht der schieferschwarze Mantel von dem blendenden Weiß ab. Unter ihren Verwandten ist sie die größte, stärkste und mutigste Art, dabei gefräßig und streitsüchtig. Alle anderen müssen ihr weichen, wenn sie mit denselben in Streit gerät. Den schwächeren — im Fischfang geschickteren Arten — sucht sie oft, nach Art der Raubmöven, die Beute abzujagen. Wo sie lange auf offenem Meer verweilt, muß sie auch oft schwimmend ruhen, und sie fürchtet hierbei den höchsten Wogengang nicht; sie läßt sich aufs Wasser nieder, verschwindet hinter den Wellenbergen, wird wieder gipfelwärts gehoben, und ist so buchstäblich ein großartiges Spiel der Wogen, ohne daß sie dabei eine Unbehaglichkeit verrät. Ihr Flug ist langsam, aber leicht und ausdauernd, und sie trotzt den ärgsten Stürmen, so lange es ihr möglich, dem Winde die Spitze zu bieten; sucht endlich nach langer Anstrengung hinter den Wogen Schutz, indem sie den beweglichen Thälern und Bergen der Wellen, dicht über sie hinfliegend, folgt und so in einer ungeheuren Schlangenlinie fortstreicht. Sie ist aber, wie bemerkt, gefräßig, streitsüchtig und räuberisch, denn den Schwächeren sucht sie so oft als möglich die Beute zu entreißen, auch raubt sie denselben Eier und Junge. — Ihre Stimme ist ein tiefes, heiseres „ag ag ag", ihr Hauptruf ein rauhes „kjauwis!" Als ein harter Vogel ist sie in der Gefangenschaft leicht durchzubringen, wenn sie nur gut gefüttert und reinlich gehalten wird. Man sei aber so vorsichtig, sie nicht mit schwächeren Vögeln zusammen zu sperren.

Sie ist sehr scheu und schwer zum Schuß zu bringen. Da ein Hinterhalt an einem flachen Strande selten ist, muß man sich platt auf die Erde niederlegen und sie so zu erlauern suchen. Sie verlangt einen tüchtigen Schuß von grobem Hagel, weil ihr dichtes Gefieder viel abhält, und angeschossen geht sie für den Schützen verloren, da sie seewärts entflieht. Flügellahm beißt sie wütend um sich und kann mit ihrem kräftigen Schnabel starke Wunden schlagen. Deshalb ist Vorsicht geboten.

Dritte Familie: Raubmöve, Lestris, *Jlliger* 1811.

Catarractes, alte Autoren; — Catharacta, *Brünnich* 1764; — Buphagus, *Möhr.* 1752; — Stercorarius, *Briss.* 1760; — Coprotheres, *Reichb.* 1854; — Megalestris, *Bp.* 1854.

Schnabel nicht lang, aber stark und kräftig, gegen die wie besonders angesetzte Spitze in einen großen, senkrecht herabhängenden, starken Haken übergekrümmt, mit scharfen Schneiden und weitem Rachen, am Unterschnabel ein ziemlich vortretendes Eck; eine von der Spitze gesonderte Horndecke bedeckt den Oberschnabel von der Basis bis gegen die Mitte; die Nasenlöcher sind ritzartig, vorn erweitert und etwas aufwärts gebogen, durchsichtig, und liegen weit nach vorn; die Füße weder sehr hoch noch stark, über dem Lauf etwas nackt, die Läufe vorn quer getäfelt; die mittellangen Zehen durch volle Schwimmhäute verbunden, welche in der Mitte sogar noch etwas vorstehen; die Krallen sind zwar nicht groß, aber stark gekrümmt und scharf; besonders der an der Innenzehe groß und stark gebogen, wie bei den Raubvögeln; die Hinterzehe sehr kurz und klein, etwas über dem Zehenballen eingelenkt; der Flügel lang, groß, etwas schmal; der Schwanz mit 12 Federn, abgerundet, die beiden Mittelfedern verlängert, zuweilen sehr lang. Sie unterscheiden sich von Sterna und Larus — trotz mancher Aehnlichkeit — durch ganz anders gebildeten Schnabel, durch anders gestaltete Füße, andere Färbung des Gefieders, anderen Flug und andere Lebensweise. Sie gehen geschickt, schwimmen recht gut, fliegen aber mehr als sie schwimmen, stehen und gehen. Weniger geschickt sind sie im Tauchen, denn sie schießen höchstens bis an die Flügel ins Wasser hinein, daher können sie nur das fangen, was oben schwimmt. Ihr luftreiches Gefieder und leichter Körper verhindert das tiefe Tauchen, wie dies übrigens auch bei anderen Mövenarten der Fall ist. Ihr wunderlicher Flug ist voll gewandter Abwechslungen, bald in großen auf- und absteigenden Bogen, bald langsam, bald schnell, schwebend, zuweilen hüpfend, selten eine Strecke in gerader Linie, und sie zeichnen sich durch diesen unstäten Flug vor allen europäischen Vögeln schon in großer Entfernung aus. Wenn sie aber andere Vögel verfolgen, um ihnen die erbeuteten Fische abzujagen, ist ihr Flug fast so pfeilschnell wie bei den Edelfalken. Besonders haben sie es auf die Seeschwalben, Möven und Lummen abgesehen, die sie so lange verfolgen und nach denselben stoßen, bis diese vor Angst und Ermattung die erbeuteten Fische ausspeien, um sich leichter zu machen. Dieser ausgespieenen Beute schießt die Raubmöve wie ein Pfeil nach und erschnappt sie im Sturz mit vielem Geschick, ehe sie noch das Wasser zu erreichen vermag. Solchergestalt verfolgen sie alle fischfangenden Wasservögel; selbst an große wagen sie sich, und werden denselben zur Plage. Sie plündern auch die Nester anderer Seevögel und stehlen Eier und Junge, wo sie solche finden. Da sie dadurch auch den Eiderenten schaden, werden sie als schädliche Tiere in vielen nördlichen Gegenden verfolgt. Die Gatten brüten abwechselnd 21—28 Tage, je nach Größe der Arten, und füttern ihre Jungen in der Nähe des Nistplatzes anfangs mit Fleischbrei, den sie aus der Speiseröhre den Jungen in den Schnabel würgen, später mit Fischen und jungen Seevögeln. Sie beweisen eine große Anhänglichkeit an ihre Brut und verteidigen sie herzhaft gegen Menschen und Tiere, mit List oder Gewalt, denn kommt man ans Nest, sagt Olaffon, und nimmt sich nicht in acht, so bekommt man einen solchen Schlag an den Kopf, daß man beinahe umfällt. Die Hunde schreien jämmerlich, wenn sie von einer größeren Raubmöve geschlagen werden. Das wollige Kleid der Dunenjungen ist einfarbig, nicht gefleckt wie bei den vorbeschriebenen Verwandten. Sie haben eine Doppelmauser. Ihr Wohngebiet ist die kältere Zone an beiden Polen. — Noch einer Eigentümlichkeit sei hier erwähnt. Ihre Schwingen sind größtenteils braunschwarz, aber die Schäfte der großen (Primar-) Schwingen fast bis zur Spitze weiß, am unteren Teil der Flügel sind die Schäfte fast an allen Schwingen weiß; so auch am Schwanz von unten gesehen. Bei Catarrhactes sind die 3 vordersten Schwingen fast bis zur Spitze weiß. Bei Pomarina haben die meisten großen Schwingen weiße Schäfte. Bei Parasitica sind die Schafte der 5—6 großen Schwingen weiß, und bei Crepidata sind nur die Schäfte der 2 größten Schwingen weiß. (Naumann sagt bei Crepidata, 10. Bd. 541: die Schäfte der großen Schwingfedern an der Spitze braunschwarz, übrigens weiß.) Von diesen räuberischen Vögeln sind 7 Arten bekannt, wovon hier beschrieben: 4 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe: Kurzschwänzige Raubmöve. Stercorarius, *Bonaparte* 1830;

Saunders 1876; — Buphagus, *Elliot* 1863. — Mit gerade abgeschnittenen, oder nur ganz wenig verlängerten Schwanzfedern. — 2 Arten.

Die Große Raubmöve. Lestris catarrhactes, *Linné*.

Größte oder Riesen-Raubmöve, Port-Egmonts-Henne, Skua. — Catarractes, *Gesn.*; *Aldr.*; — Skua Hoyeri, *Clusius*; — Catarractes noster, *Will.*; *Ray*; *Sibbald*; — Larus fuscus, *Briss.*; — Catharacta Skua, *Brünn.* 1764; *L.* sämtliche *cit.*; — Lar. catarractes (= catarrhactes), *L.* 1766; *Gm.*; — Lestris catarrhactes, *Ill.* 1811; *Temm.* 1815; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Stercorarius catarrhactes, *Vieill.* 1819; *Rchw.* 1882, 1889; — Catarrhactes vulgaris, *Flemm.* 1828.

Kennzeichen. Auf dem in Ruhe liegenden Flügel zeigt sich an der Wurzel der großen Schwingen ein großer, viereckiger, weißer Fleck; die mittleren Schwanzfedern nur wenig länger als die anderen, am Ende gerade abgeschnitten, winkelig. Der Lauf etwas kürzer als die Mittelzehe mit Nagel, hinten fast glatt. Größe des Kolkraben und darüber.

Länge 55 cm, Flugbreite 14 dcm, Flügellänge 43,5 cm, Schwanzlänge 15,5 cm, Schnabel im Bogen 5,2 cm, Lauf 7 cm.

Beschreibung. Den ganzen Vogel überzieht ein düsteres Erdbraun, am dunkelsten auf Scheitel, Schultern und Rücken, mit dunkelrostgelben Schaftflecken, die am Nacken, auf den kleinen Flügeldeckfedern und in den Bauchseiten heller sind; unter der Kehle, an den Schenkeln und am Bauche zeigt sich eine starke Beimischung von Rostfarbe, die den jüngeren Vögeln fehlt; die Mittelschwingen sind schwarzbraun, die vordern Schwingen braunschwarz; ein Drittel ihrer Länge von der Wurzel an rein weiß, wodurch ein viereckiger weißer Fleck entsteht. Das Jugendkleid ist sehr einförmig, an den obern Teilen schwarzbraun, an den untern dunkelbraun; die Federn am Hals und an der Brust haben lichtere Schaftstriche.

Der Schnabel ist bedeutend stark, der starke Haken ist vor der Krümmung etwas aufgeschwungen, erst an der Wurzel bleiblau, im Alter blaugrünlich schwarz, immer mit schwarzer Spitze; das Auge ist tiefbraun; die Füße, mit bussardartigen Krallen bewaffnet, sind schwarz, in der Jugend dunkel bleigrau.

Diese Raubmöve gehört der kalten Zone unserer Erde an und kommt an beiden Polen vor. Im nördlichen Nord-Amerika besonders in Grönland. In Europa bewohnt sie das obere Norwegen, Island, die Faröer, Shetlands, die Orkaden und Hebriden, von dort kommt sie als Strichvogel im Winter an die schottische, irische, englische, viel seltener an die französische, holländische und deutsche Nordseeküste. Ins Innere von Deutschland und anderer europäischer Länder verirrt sich nur sehr selten eine, und zwar nur im Jugendkleid.

Sie nistet auf hohem felsigen Gestade. Hohe Inseln mit erhabener, grüner Fläche, moorige Stellen mit Quellwassern und Teichen, abwechselnd auch die sandigen Stellen an solchen, wählt sie zu Brütorten, aber nicht in der nächsten Nähe des Meeres, sondern weiter entfernt von diesen, eine Viertelmeile davon, zuweilen gegen 30 Dkm. über dessen Spiegel, und zwar kolonienweise, bis zu 100 und mehr Paaren von ihresgleichen beisammen, nie mit anderen, denn sie ist von allen anderen Vögeln gehaßt und gefürchtet. Das Nest ist nur eine kleine Vertiefung im Sand, Gras oder Moos, und enthält gegen Mitte Mai 2 Eier, die auf blaß olivengrünem Grunde mit asch- und braungrauen Schalenflecken besetzt sind, welche sich am stumpfen Ende dichter häufen, dagegen nach der Spitze sparsamer werden. Sie variieren übrigens häufig. Die Form ist bauchig, spitz zugerundet; die feste Schale ist feinkörnig, mit etwas Glanz, die Länge 7 cm, die Breite 5 cm. Nach 4 Wochen schlüpfen die Jungen aus, welche in braungrauen Flaum gekleidet sind, bald das Nest verlassen und sich zu verstecken suchen. Anfangs werden sie von ihren Eltern mit weichen Stoffen, Mollusken, Würmern, Vogeleiern u. dergl. aus dem Kropfe gefüttert, wie junge Tauben, später wird ihnen das Fressen vorgespieen. Wenige andere Vögel zeigen eine solche Liebe und solchen Mut im Verteidigen ihrer Jungen; sie schlagen mit kräftigen Schnabelhieben den beherztesten Hund in die Flucht und greifen selbst den Menschen an, wenn er sich nicht vorsieht und ihren Stößen ausweicht. — Sie verschlingt allerlei Seetiere tot oder lebendig, besonders aber Fische, die sie teils selbst fängt, teils Möven, Alken, Lummen, Säger, Enten und anderen fischenden Vögeln zu entreißen sucht und sie so lange jagt, bis sie ihr die gemachte Beute überlassen. Selbst die großen Albatrosse soll sie durch anhaltendes Verfolgen so abzuängstigen wissen, daß sie ihre Beute preisgeben und sich ins Meer stürzen. Sie stößt auf schwächere Vögel sogar wie ein Raubvogel mit Gewandtheit und Kraft, kneipt ihnen den Schädel ein und verschlingt sie stückweise, wobei sie ihre starken Krallen zum Halten der Beute braucht. Schwerlich wagt es ein Raubvogel, diese große Möve oder ihre Brut anzufallen, denn sie setzt allen Angriffen Mut und Kraft entgegen, und zeigt auch vor dem Seeadler oder vor den großen Jagdfalken nicht die mindeste Furcht. „Ein allgemeines Angstgeschrei ertönt aus tausend Kehlen zugleich, wenn sich dieser große Räuber einem Brutplatze anderer Seevögel nähert. Er packt das

erste beste Junge und dieses windet sich im Schnabel des forteilenden, während die unglückliche Mutter schreiend, aber ohne weiteren Erfolg, ihm ein Stück nachfliegt. Sobald er sich ungestört sieht, läßt er sich auf das Wasser herab, tötet die Beute und verschlingt sie, fliegt dann seinen Jungen zu und würgt sie diesen vor. Nur der kecke Austernfischer erkühnt sich, wenn diese Raubmöve sich seinem Wohnsitze nähert, schnellen Fluges und mit kräftigen Schnabelstößen auf sie einzudringen und sie von seiner Brut abzuhalten. Er scheint der einzige Vogel zu sein, welcher sich ihr ungestraft widersetzt." So schildert Naumann. — Sie hat ein zähes Leben und stirbt nicht leicht an einer Flügelwunde. Die flügellahm geschossene wirft sich auf den Rücken und verteidigt sich wütend mit Schnabel und mit Krallen, ganz wie ein Bussard es in diesem Zustande macht. Sie kann nicht nur schmerzhaft, sondern auch gefährlich verwunden, denn auch ihre Krallen sind so groß und scharf wie beim Bussard. — Ihre Stimme ist im Fluge ein rauhes „ag ag", sitzend ein rauhes „jia", beim Stoßen auf einen Feind bei dem Neste ein tiefes „hoo!"

Die Breitschwänzige Raubmöve. Lestris pomarina, *Temminck.*

Pommersche, Mittlere Raubmöve, Spatelmöve, Großer Struntjäger. — Catarractes parasita, var. kamtschatica, *Pall.* 1811; — Lestris pomarinus (et pomarina), *Temm.* 1815; *Vieill.* 1820; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Stercorarius pomatorhinus, *Newton* 1865; *Rchw.**) 1882, 1889; — Lestris pomatorhina, *A. Br.* 1882. — *) Nach Dr. Reichenow ist „pomarinus" fälschlich.

Kennzeichen. Die mittleren Schwanzfedern sind verlängert und beinahe bis zum abgerundeten Ende gleich breit, bei den Jungen aber nur wenig länger als die andern; der Lauf länger als die Mittelzehe mit Nagel, auf der Hinterseite sehr rauhschuppig mit eckigen Schildern. Der Oberkörper tief schwarzbraun, unten weiß, in den Halsseiten lehmgelb überflogen, über die Kropfgegend bräunlich quergezeichnet. Rabengröße.

Länge 42 cm, Flugbreite 11,5 dcm, Flügellänge 36 cm, Schwanz (ohne die bis 7 cm längern Mittelfedern) 13,5 cm, Schnabel in gerader Linie 3,6 cm, Lauf 5,5 cm.

Beschreibung. Im Sommerkleid des alten Vogels sind die obern Teile dunkel nußbraun, die untern Teile ebenso einförmig, aber viel heller, nur an den Seiten des Oberhalses nach hinten mit dunkelrostgelben glänzenden Federenden. Im ersten Sommerkleid bedeckt den Kopf eine dunkelschokoladebraune Kappe, ebenso ist der ganze Mantel; Hals, Kehle und Unterleib mit weißem Grunde; am Hals lichtrostgelb mit braunen Schaftflecken, nach dem Kropfe und in den Seiten in dunkelbraune abgebrochene Bänder oder Mondflecken übergehend; die großen Schwingen sind braunschwarz; die sehr breiten, am Ende fast geraden Schwanzfedern rötlich schwarzbraun; die beiden Mittelfedern sind in diesem Alter 4,8 cm länger. Im Jugendkleid ist das Gefieder düster rußig schwarzbraun, auf dem Mantel noch dunkler mit rostgelblichen Federkanten; am Unterkörper durch rostgraue Federkanten und Wellen fast ganz verdeckt; die mittleren Schwanzfedern sind nur 1,2 cm länger.

Der Schnabel ist hell bleifarbig mit schwarzer Spitze; das etwas kleine Auge ist tiefbraun, bei Alten dunkel nußbraun; die Füße sind lichtblau, die Schwimmhäute schwarz, bei ganz jungen Vögeln ist die Hinterzehe und der Zehenballen weiß.

Diese Raubmöve ist, wie ihre Verwandte, eine Bewohnerin des hohen Nordens; häufiger in Amerika, besonders bei Grönland, weniger häufig in Europa und Nord-Asien. Sie bewohnt im Sommer das obere Norwegen, viel seltener Island; außer der Nistzeit streicht sie südlicher, auf die Orkaden und Hebriden, an die großbritannische Küste, seltener an die französische, holländische, deutsche und dänische nördliche Küste. Auf dem Mittelländischen Meer ist sie eine höchst seltene Erscheinung. Die im innern Deutschland vorkommenden Mittelraubmöven müssen als durch Stürme verschlagen betrachtet werden und sind fast immer junge Vögel.

Als echter Meervogel nähert sie sich nur in der Fortpflanzungszeit dem Lande, brütet, etwas entfernt vom Ufer, aber doch in der Nähe des Meeres, auf hohen Küsten und Inseln, an moorigen und quelligen Stellen hoher Plattformen. Die süßen Wasser haben so wenig Anziehendes für sie, daß sehr weit vom Meer abgekommene Vögel viel lieber auf Feldern und Wiesen herumschwärmen und sich niederlassen, als auf Flüssen, Landseen u. s. w., und auf diesen nur sehr kurz verweilen.

Sie brütet, nach Middendorf, in ganz besonderer Häufigkeit auf den am Taimyrfluß gelegenen Tundren; dagegen wurde an der Boganida nur ein einziges Exemplar am 31. Mai auf dem Durchzug geschossen. Am 6. Juni bemerkte er diesen Vogel zuerst, am 7. Juli fand er unter 74 Gr. nördl. Br. die ersten Eier, deren je zwei ohne irgend eine Unterlage auf das bloße

Moos niedergelegt waren. Diese findet man, wie bemerkt, je nach der Temperatur vom Juni bis in den Juli hinein, so auch auf den Brutplätzen in Nord-Amerika. Ihre Form ist etwas kreiselförmig, die Schale stark und feinkörnig (feiner als Möveneier), etwas glänzend, blaß olivengrün, mit braungrauen und braunschwarzen Flecken und Tüpfeln besetzt, die nach dem stumpfen Ende häufiger stehen. Sie messen 63 + 46 mm.

Der Flug ist etwas steter, nicht so gaukelhaft wie der der nächstfolgenden Arten, und an diesem, sowie an größerem und gedrungenerem Körperbau ist sie von der Schmarotzer-Raubmöve schon in der Ferne zu erkennen. Ihre Stimme klingt zweisilbig „j ä, j ä!“ man hört dies besonders, wenn sie andere Vögel verfolgt; beim Neste hört man ein kläffendes „wew wew“.

2. Gruppe: Langschwänzige Schmarotzermöve, Labbus, *Rafinesque* 1815.

Praedatrix, *Vieill.* 1816; — Lestris, *Bp.* 1850. — Mit stark verlängerten mittleren Schwanzfedern. „Rectricibus intermediis longissimis, *L.* 1746—66.“ 2 Arten.

Die Gemeine Schmarotzermöve. Lestris parasitica, *Linné*.

Taf. 30, Fig. 7.

Lanzettschwänzige, Langschwänzige Schmarotzermöve, Polarmöve, Kurzschwänzige Schmarotzermöve, Schmarotzerraubmöve, Strunt- oder Strandjäger, Großer Labbe, Jodieb; von Klein kurzweg: Scheißfalke, Mövenbüttel; in Schweden: Kiov, Swartlasse, Labben, Elaf, Jofugl. — Coprotheres, *Martens*; *Ray*; — Avis arctica, *Edwards*; *L.* sämtliche *cit.* 1746—66; — Larus parasiticus*) *L.* 1758—66; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1809; — Stercorarius, et St. longicaudatus, *Briss.* 1760; *L. cit.* 1766; *Gm.* 1788; — Catarracta parasitica (= parasita), *Brünn.* 1764; *Fabric.* 1780; *Gm.*; *Pall.* 1811; *K. & Blas.* 1840; — Lestris parasitica, *Ill.* 1811; *Boje* 1822; *Br.* 1831; *Glog.* 1833; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Lestr. Richardsoni, *Sws.* 1831; — Stercorarius parasiticus, *Rchw.* 1889. — *) Linné hat nur eine Art beschrieben, oder vielmehr diese beiden — nicht sehr verschiedenen Vögel unter dem Namen Parasiticus vereinigt; denn die Beschreibung des Gefieders paßt teilweis für den „Crepidatus“ (von den schwarzen Schwungfedern haben die beiden ersten schneeweiße Schafte), während Größe und Lebensweise für den „Parasiticus“ zu nehmen ist. — Ray, Brünnich und Buffon haben die beiden Arten getrennt und mit gesonderten Namen versehen. Das hat auch Gmelin gethan, aber die Arten sind nicht klar auseinandergehalten, weshalb eine Verwirrung in den Ueberschriften entstanden ist, und eine Umänderung derselben angestrebt wurde (Ornith. Centralbl. 1881, Nr. 12, S. 93 ff.). Der Linné'sche Name besteht aber seit mehr als 100 Jahren, der Banks-Gmelin'sche Name nicht viel kürzere Zeit, und da die Kennzeichen durch Naumanns vorzügliche Beschreibungen und Abbildungen (10. Bd. S. 506—548) genau festgestellt sind, so kann jede störende Aenderung unterlassen werden. — Damit stimmen die neuen Ornithologen: A. Brehm, Dr. Reichenow, Meves u. a. ziemlich überein. (Siehe auch: E. v. Homeyer, Wien. Mitteilg. 1883, Nr. 3, S. 40.)

Kennzeichen. Größe (nach Naumann) zwischen Saatkrähe und Dohle. (Linné sagt: Taubengröße.) Hauptfärbung: Alt im Sommer rußbraun. Im Winter an der Kehle gelblich, unten grauweiß. Die mittlern Schwanzfedern sind sehr, 9—10 cm verlängert, überragen aber die äußern Schwanzfedern um weniger als doppelte Länge, erst vom letzten Drittel an allmählich in die schmale Spitze auslaufend. Bei den Jungen sind diese Schwanzspieße nur 2,5 cm länger. Die Schäfte der 5 ersten Schwingen sind in jedem Alter weiß. Der Vorderrand der Naslöcher liegt der Nagelspitze weit näher, als der seitlichen Kieferbefiederung (*Rchw.*). — Die Kleider dieser und der folgenden Möve sind im jugendlichen Alter einander sehr ähnlich, daher beachte man die Kennzeichen.

Länge ohne Spießfedern 50, mit denselben 60 cm, Flugbreite 100—110, Flügel 40, Schwanzlänge 18, Schnabel 3, Lauf 4,4 cm.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist der Rücken erdbraun mit hellbräunlichen Federkanten; die Schwingen braunschwarz; der Nacken graugelblich und dunkel gestreift, die Kropfgegend graubraun mit helleren Federsäumen; der übrige Unterkörper auf weißem Grunde graubraun gefleckt und gebändert. Im zweiten Sommerkleid ist der Scheitel schwarzbraun, der Nacken heller; der Mantel aschgraubraun; der Unterkörper auf weißem Grunde an den Halsseiten rostgelblich, auf der Oberbrust grau, nach der Bauchseite bräunlich. Der ausgefärbte Vogel hat am Bauche nichts Weißes, die Totalfärbung ist rußbraun, auf Genick und Scheitel am dunkelsten, die Unterseite weniger dunkel; die Halsseiten etwas ockergelb; die Schwingen braunschwarz; die mittleren Schwanzfedern 9—10 cm länger und am Ende spitz.

Der Schnabel ist stets größer, länger und breiter, die Stirn flacher als bei der nächstfolgenden Kleinen Schmarotzermöve, er hat auch keinen Ausschnitt oder Zahn, welcher den kürzern Schnabel der Crepidata sehr gut charakterisiert; von Farbe bei Jungen bleiblau, vorn

schwarz, bei Alten an der Wachshaut olivengrünlich, sonst schwarz; das etwas kleine Auge tiefbraun; die Füße sind so rauh wie eine Feile und mit spitzigen Warzen besetzt, besonders bei alten Vögeln, im Verhältnis zur Größe des Vogels etwas klein; aber in jedem Alter größer, höher und stärker als bei Crepidata; bei Jungen lichtblau, die Schwimmhäute vorn schwarz, gegen den Lauf weiß, im zweiten Jahr die Zehen und Schwimmhäute ganz schwarz und endlich färbt sich auch der Lauf schwarz.

Die Gemeine Schmarotzermöve ist die bekannteste Art in dieser Familie, gehört aber unter diejenigen Vögel, welche nirgends in großer Anzahl beisammen gesehen werden, und ärmer an Individuen sind, als viele andere Seevögel. Sie bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika in der Nähe des Polarkreises, so Kumberland, Labrador, Grönland, Island, die Faröer, Spitzbergen, Franz-Josefsland, Sibirien. Einzelne kommen auf ihren Winterstreifen südwärts bis Nordwest-Afrika, auf die Kanaren, auf dem Mittelmeer bis Italien. An den Küsten Nord-Deutschlands kommt sie häufiger vor, als die andern Arten dieser Familie; ist aber für die Küsten der Provinz Preußen immer ein seltener Vogel. Für das mittlere Deutschland gehört sie unter die seltensten Erscheinungen, doch kommt sie auch bei uns unter den Arten dieser Familie noch am häufigsten vor. Wenn sie vom Meer in das innere Land verschlagen ist, so bemerkt man sogleich, wie wenig ihr Süßwasser zusagt. Flüsse, Seen, Teiche und andere Gewässer werden von ihr nur beiläufig besucht und nie verweilt sie lange dabei; sie sind hier Feldvögel geworden, und laufen wie die Kibitze auf Wiesen, Feldern und namentlich Brachäckern herum, und suchen hier, ganz wie diese, ihre Nahrung. Dies sind auch immer jüngere Vögel; alte dagegen halten sich mehr an die Richtung der Gewässer.

Ihre Nistplätze haben immer ein hohes Gestade und sind nie ganz hart am Meere, sondern oft eine halbe Meile von demselben entfernt. Sie befinden sich aber auch in der Tundra, welche unermeßliche Strecken großer Moore enthält, wo sich jedes Paar seinen eigenen Platz abgrenzt und gegen Eindringlinge mutig verteidigt; selbst große Raubvögel werden durch unablässiges Stoßen in die Flucht gejagt. Sie nisten ebenfalls gesellschaftlich, aber nie in so großen Vereinen, wie viele andere Möven, höchstens zu 30—50 Pärchen beisammen. Die 2—3 Eier, welche man zu Ende Mai findet, sind auf trüb olivengrünem Grunde, mit düster grauen Schalenflecken und dunkel olivenbraunen Punkten, Klexen und Haarzügen von beinahe schwarzer Farbe bezeichnet. Sie sind feinkörnig, glänzend, bauchig, am spitzen Ende spitz zugerundet, am stumpfen Ende mehr zu- als abgerundet, wodurch sie sich von andern Möveneiern unterscheiden. Sie messen 50 + 38 mm. Die Jungen dieser und der nächstfolgenden Schmarotzermöve sind einander zum Verwechseln gleich, aber die rauhen Füße der Gemeinen, und die glatten Füße der Kleinen Schmarotzermöve sollen ein unterscheidendes Kennzeichen sein. Ihr Geschrei ist laut und gellend und läßt sich etwa mit der Silbe „mau“ verdeutlichen, andere Töne klingen wie „je je je!“ Bei den schwedischen Fischern ist dieser Vogel gut angeschrieben, weil er die Heringszüge begleitet und anzeigt; sie schonen ihn deshalb und füttern ihn mit Abfällen, die sie ihm zuwerfen, und die er mit Gewandtheit in der Luft fängt. Um ihn herbeizulocken, rufen sie: Lab Lab! Sie glauben auch, der Fischfang werde nicht reichlich, wenn der Labbe sich nicht sehen läßt.

Die Kleine Schmarotzermöve. Lestris crepidata, *Blanks-Gmelin.*

Pantoffelmöve, Schwarzzehige Möve, Kreischraubmöve, Langschwänzige, Buffonsche, Kurzschnäbelige Raubmöve, Langschwänzige Schmarotzermöve, Kleine Raubmöve, Falkenmöve, Strandfalke, Kleiner Strunt- oder Strandjäger, Kleiner Labbe. — Catarracta cepphus, *Will. et Ray*; *Brünnich* 1764; *Forster* 1780; *Gm. cit.* — Stercorarius striatus? *Briss.*; *Gm. cit.* 1788; — Larus crepidatus, *Banks* 1772; *Gm.* (ex Hawkeswort itin.) 1788; *Lath.* 1790; *Donndorf* 1792; — Stercorarius longicauda, *Vieill.* 1819; *Rchw.* 1889; — Lestris Buffoni, *Boje* 1822; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Lestris crepidata, *Br.* 1822; *Glog.* 1833; *Naum.* 1840; — Lestris cephus, *K. & Blas.* 1840. — (Siehe auch die Note bei der vorstehenden L. parasitica, *L.*

Kennzeichen. Dohlengröße (nach *Naum.*). Hauptfarbe am alten Vogel aschgrau, auf dem Kopf eine scharf abgegrenzte dunkelbraune Platte; Kopfseiten und Hals gelblich weiß. Mit 2 außerordentlich verlängerten mittleren Schwanzfedern, die in sehr lange und äußerst schmale Schwanzspieße auslaufen, welche die andern Schwanzfedern um mehr als doppelte Länge, fast 15 cm, überragen. Bei den Jungen sind diese Schwanzspieße nur wenig, 2,5 cm länger, als die übrigen, aber auch schon etwas spitz. Die Schäfte der 1. und 2. Schwinge rein weiß (bei Parasitica sind 5 Schäfte weiß), die andern braun. Im Sommer bei jüngern Vögeln Färbung oben dunkelbraun, gänseartig heller geschuppt. Im Winter Oberkopf schwarzbraun, Rücken und Flügel wie oben; Kehle, Hals und Unterkörper mit weißgrauen Säumen, an der Brust getüpfelt. Der Oberschnabel hat dicht neben dem Haken einen kleinen Aus-

schnitt (den Parasiticus nicht hat), was nach Naumann als gut unterscheidendes Kennzeichen gilt; der Vorderrand der Naslöcher in der Mitte zwischen der seitlichen Kieferbefiederung und Nagelspitze (Rchw.).

Länge — ohne Spießfedern — 40, mit denselben 55 cm; Flugbreite 90—95, Flügel 33, Schwanz mit Spießfedern 30, ohne dieselben 15 cm, Schnabel 2,6, Lauf 4 cm.

Beschreibung. Der ausgefärbte Vogel hat auf dem Kopf eine schwarzbraune Platte, scharf durch Weiß geschieden, welche Farbe Kopfseiten, Hals, Kehle und Kropf bedeckt; der Mantel von dem ockergelben Genick an sanft aschgrau (bei jüngern bräunlich aschgrau), ebenso die untern Teile, nur lichter; die Schwingfedern braunschwarz; die Schwanzfedern matt braunschwarz, an den Spitzen am dunkelsten. Im Jugendkleid ist der Mantel schokoladebraun, ins Graue spielend, mit mondförmigen trübweißen Kanten der Federn; Gesicht, Kopf und Hinterhals sind hellbräunlichgrau mit dunkeln Schaftflecken; die Kehle weißlich, die Brust schwach dunkelgrau gefleckt; Brust und Bauch rein weiß, nach den Seiten licht bräunlichgelb und dunkel braungrau gebändert. Diese Jungen gleichen denen der Gemeinen Schmarotzer-Raubmöven, sind aber an Kopf, Hals und Brust auffallend lichter, die mittleren Schwanzspieße länger und spitziger, auch sind sie etwas kleiner und ihre Füße sind glatt, nicht rauh. — Die Farbe des Schnabels ist in der Jugend bleiblau, im Alter die Wachshaut olivengrünlich, vorn immer schwarz; das Auge ist dunkelbraun; die Füße sind viel kleiner und schwächlicher als bei Parasitica, sie haben auch weniger rauhe Schuppen, sind an der Hinterseite des Laufes glatt, von Farbe der bei Parasitica sehr ähnlich, an den Läufen hell bleiblau, an Zehen und Schwimmhäuten ist die vordere Hälfte schwarz, die Hälfte nach dem Lauf weiß, eben diese wunderliche Pantoffelfarbe, später schwarz ohne Weiß, und endlich der ganze Fuß schwarz, indem das Blau an den Läufen allmählich verdrängt wird, daß sie oft schwarz und blau gefleckt aussehen. Wegen dieser sonderbaren Färbung an den Vorderzehen hat der Engländer Sir Josef Banks diesem Vogel den Namen „Pantoffelmöve, Larus crepidatus," gegeben, was aber — wie aus den Beschreibungen zu ersehen — nicht scharf bezeichnet, denn in der Jugend hat Parasitica, Crepidata, oft auch Pomarina, die gleiche Pantoffelfärbung vorn an den Zehen und Schwimmhäuten; daher kommt auch die häufige Verwechslung dieser beiden Schmarotzermöven bei früheren Ornithologen.

Diese Kleine Raubmöve ist seltener als die vorbeschriebene, und scheint unter ihren Verwandten am höchsten gegen den Pol hin zu gehen. Man trifft sie auf Spitzbergen, auf Franz-Josefs-Land, längs der ganzen Küste des Eismeers, auf Kamtschatka, so an der Küste von Nord-Amerika in der Hudsonsbai, in Labrador, Neufundland; selten auf Island und in Norwegen. Im Herbst sucht sie eine mildere Temperatur und kommt dann in unserem Erdteil einzeln bis an die deutschen Küsten; als Seltenheit wurde sie selbst schon ins innere Deutschland verschlagen und erlegt; in der Schweiz auf dem Brienzersee sogar einmal ein alter Vogel, obwohl sonst fern vom Meer gewöhnlich nur junge Vögel vorkommen. — Im obern Skandinavien, auf der nördlichen Seite Islands, auf der westlichen Grönlands und auf Neufundland wird sie brütend getroffen. Die Nistplätze sind wie bei der vorigen. Die 2—3 Eier sind auf schwach olivengrünem Grunde mit bräunlich aschgrauen Schalenflecken, sowie dunkel- und schwarzbraunen Zeichnungsflecken und Punkten sparsam besetzt. Sie sind in der Beschaffenheit und Form denen der andern Arten ähnlich und messen 49 + 37 mm.

Unter den Raubmöven ist dies die kleinste und schönste. Sie hat ebenfalls den sonderbar hüpfenden, schwebenden, schlangenlinigen, deshalb auffallenden Flug wie die andern, auch die gleiche Schmarotzernatur wie ihre größern Verwandten, indem sie andern fischfangenden Seevögeln die Beute abjagt. Die längeren Flügel und die längeren Schwanzspieße unterscheiden die alten Schmarotzermöven kenntlich genug von den größeren Arten, dagegen sieht sie einem Tropikvogel in der Ferne sehr ähnlich. Auf dem Lande läuft sie mit dem Anstande eines Kibitzes herum.

Die, welche aufs Festland getrieben wurden, sind von dem anstrengenden Kampf gegen das Sturmwetter, welches sie von der richtigen Flugbahn abtreibt, sehr abgemattet und so niedergeschlagen, daß sie sich nicht selten mit der Hand ergreifen lassen, jedenfalls aber eine leichte Beute für den Schützen abgeben.

II. Abteilung. **Sturmvögel**, Procellaridae, *Boje* 1826.

Die ganz verschiedene Bildung der Naslöcher unterscheidet die Arten dieser Abteilung sehr von andern Wasservögeln. Die Naslöcher vereinigen sich in deutlichen aufliegenden und vorstehenden Röhren, welche auf der Firste des Schnabels — seltener an dessen Seite — liegen, äußerlich ein- oder zweiteilig aussehen, innerlich aber stets durch eine Scheidewand getrennt sind, weshalb man sie auch „Röhrennasen, Tubinares" nennt. Der Schnabel ist von mittlerer Länge, dick, scharf, am Ende gebogen, und scheint aus mehreren Stücken zusammengesetzt zu sein; die obere Spitze ist hakenförmig herabgekrümmt, aber verschieden gebildet; von der Hinterzehe nur der Nagel vorhanden, die Außenzehe so lang als die mittlere; die Läufe bei den meisten

genetzt; Befiederungsgrenze an der Stirn bogig, an den Mundwinkeln zurückweichend; die Flügel sind sehr lang, je länger aber, desto schmäler; der Schwanz kurz; die drei Vorderzehen mit großen Schwimmhäuten verbunden, welche bisweilen stark ausgeschnitten sind; die hintere Zehe — wie bemerkt — nur kurz oder ganz verkümmert.

Die Eingeweide sind von denen der Möven verschieden; der Schlund ist weit und faltig, der Vormagen sehr groß, dünnwandig, der Muskelmagen nicht besonders fleischig, der Dünndarm mäßig lang; der Dickdarm sehr kurz, die Leber breit, ihr rechter Lappen sehr groß, die Milz klein u. s. w.

Diese Abteilung enthält die kühnsten aller Seevögel, welche furchtlos auf den ungeheuern Ocean hinausschweifen, ohne sich zu verirren, denn sie trotzen der Wut der Stürme und bewegen sich sicher und fröhlich auf dem aufgeregten Elemente, vor dem auch — wie sich Buffon äußert — der unerschrockenste Seefahrer erbleicht. Der Schöpfer hat diesen Tieren einen Instinkt und angemessene Kräfte verliehen, welche der vereinten Macht unseres Geistes und unserer Kunst überlegen sind. Was die Ausdauer anbelangt, so übertreffen sie alle Vögel. Doch dürfen wir annehmen, daß diesen Kindern des Meeres das ruhige heitere Element mehr zusagt, als wenn der Sturm häuserhohe Wellen auftürmt. Sie bewohnen alle Meere der Erde bis zu den Polen; die heiße Zone aber zahlreicher; den südlichen — wasserreichen und menschenleeren — Polarkreis in größerer Anzahl, als den nördlichen. Nur zum Brüten kommen sie ans Land, auf entlegene Eilande, Felseninseln oder an einsame Gestade, die sie auch zum Ausruhen benutzen. Ihre Nester bringen sie im Geklüfte, in Felsenlöchern oder auch in selbstgegrabenen Erdhöhlen an. Die meisten legen nur ein einziges, aber verhältnismäßig sehr großes weißes Ei. Ihre Nahrung sind Fische, andere Seetiere und Aas. Alle sind Stoßtaucher, einige sehr gute, aber eine nicht geringe Anzahl ist kaum im stande, ihren dicht befiederten leichten Körper unter die Wasserfläche zu drücken, sondern genötigt, das auf dem Meer obenauf Schwimmende — oder wenigstens nicht Tiefgehende — wegzuschnappen. Bei aufgeregter oder stürmischer See zeigen sie sich häufiger bei den Schiffen als bei heiterem stillem Wetter, weil sie durch Erfahrung wissen, daß ihnen vom Schiff mancherlei genießbare Abfälle zu teil werden (wobei selbst Menschenkot nicht ausgeschlossen bleibt), die sie dann gierig erschnappen, noch ehe sie in die Tiefe versinken; auch finden sie in dem ruhigen Kielwasser manches Genießbare auf dem Meer, und ihre Flugbahn ist weniger anstrengend. Die abergläubischen Seeleute sehen sie nicht gern und knüpfen üble Vorbedeutungen daran, obwohl der Sturmvogel den Sturm nicht bringt, sondern demselben am Schiff nur auszuweichen sucht.

Zu dieser Abteilung zählt man gegen 100 Arten, wovon hier beschrieben: 8 Arten, die trotz dieser kleinen Zahl 5 verschiedene Familien bilden.

Erste Familie: **Sturmschwalbe**, Thalassidroma, *Vigors* 1825.

Procellaria, *L.* 1746; — Hydrobates, *Boje* 1822; — Oceanites, *K. & Blas.* 1840; — Oceanodroma, *Reichb.* 1853; — Cymochorea, *Coues* 1863.

Schnabel klein, gerade, an der Spitze beider Teile etwas herabgebogen, die obere hakenförmig überhängend, der Unterschnabel mit einem Eck, an der Wurzel rundlich, an der Spitze zusammengedrückt; die eigentümlich aussehenden Nasenlöcher auf der Schnabelfirste liegend, bilden eine zweiteilige Röhre, die bis auf die Mitte des Schnabels reicht und hier abgestutzt ist, sodaß die rundlichen Oeffnungen nach vorn sehen; die Füße schwächlich, aber nicht kurz, die Läufe genetzt, die Zehen mit vollen Schwimmhäuten verbunden, die höher gestellte Hinterzehe äußerst klein; die Flügel schwalbenartig mit langen Schwingen; die 2. Schwinge die längste; der Schwanz zwölffederig, gerade abgestutzt oder gabelförmig; das Gefieder dieser zierlichen Vögel ist dicht und pelzartig; die herrschende Färbung ist eine sehr düstere.

Der weite Ocean ist das Reich dieser wunderbaren Vögel, auf dessen großen Flächen sie sich nach allen Weltgegenden verbreiten. Ihre meiste Lebenszeit bringen sie fliegend zu und gleichen hierin vollkommen den Schwalben; ihr Flug ist ungemein leicht, schnell, voll der kühnsten Wendungen, bald schwebend, bald flatternd, und die Ausdauer ist zum Erstaunen, mit welcher sie fliegend gegen den Sturm Tag und Nacht kämpfen, ohne zu erliegen. Sie fliegen stets nahe über dem Wasser, teils mit den Wogen, teils quer, aber immer mit den Wellenlinien steigend und fallend, den sie überstürzenden mit größter Gewandtheit ausweichend, welche wunderbare Fähigkeit übrigens alle Arten dieser Abteilung besitzen. Man sieht sie in den tiefen Furchen zwischen zwei Wogen halb fliegend, halb laufend sich erhalten und mit äußerster Schnelligkeit der rollenden Woge auf die Oberfläche und in die Tiefe folgen. Bei einem Sturme kommen sie gern in die Nähe der Schiffe und begleiten diese oft ungeheure Strecken weit, um auf deren

ruhigerer Seite, oder in der langen Furche, die der Kiel im Wasser zieht, Schutz gegen das Wetter und Nahrung zu suchen. Zuverlässige Sturmverkündiger können sie nicht sein, weil sie zu jeder Zeit, im Sturme aber erst recht und am meisten, an die Schiffe kommen; bei Windstille und heiterem Wetter bemerkt man sie am Tage nirgends, sie lassen sich dann erst in der Dämmerung sehen und sind, wenn es hell genug ist, die ganze Nacht bis in die Morgendämmerung hinein thätig, wie echte Nachtvögel. Ermüdet ruhen sie wohl auch auf dem Wasser schwimmend aus, und aus ihrer Lebensweise muß man schließen, daß sie auch gute Taucher sein sollten. Uebrigens zeigen sie sich harmlos und ohne Scheu; ihre Stimme ist schwalbenartig und zwitschernd.

Ihre Nahrung suchen sie auf die sonderbarste Weise; sie wiegen sich mit etwas horizontal- oder hochgehaltenen Flügeln so dicht über der Wasserfläche, daß sie diese mit den Füßen laufend berühren und so aufpicken, was für sie Genießbares oben schwimmt. Als die englischen Matrosen diese Vögel auf dem Wasser laufen sahen, wie der Apostel Petrus darauf ging, legten sie ihnen den Namen Petrill oder Petersvögel bei. Ihre Futtertiere, welche sie auf dem Meerwasser auflesen, sind Quallen, Medusen, Salpen und andere kleine Weichtierchen, welche sich sehr schnell in der Magenwärme auflösen und auch den übelriechenden Stoff erzeugen, den sie zu ihrer Verteidigung ausspritzen.

Sie nisten in Erdlöchern zwar meist gesellig, aber nicht nahe beisammen; auf hoch über das Meer emporragenden Inseln und Klippen und hohen felsigen Gestaden, in den Schutt eingestürzter Felsen, ganz nahe am Meer, das ihre Heimat ist. Sie suchen oder graben eine wagrechte, hinten etwas erweiterte Höhle von etwa ein Meter Länge, bringen im Hintergrunde ein unbedeutendes Nest an, in welches nur ein weißes, fast rundes Ei gelegt wird, das beide Gatten gemeinschaftlich ausbrüten. Die Jungen fliegen erst aus, wenn sie vollständig erwachsen sind. Ihre Art, sich zu verteidigen, ist eine höchst sonderbare: sie spritzen nämlich ihrem Angreifer einen widerlich riechenden Strahl Thran durch den Schnabel entgegen.

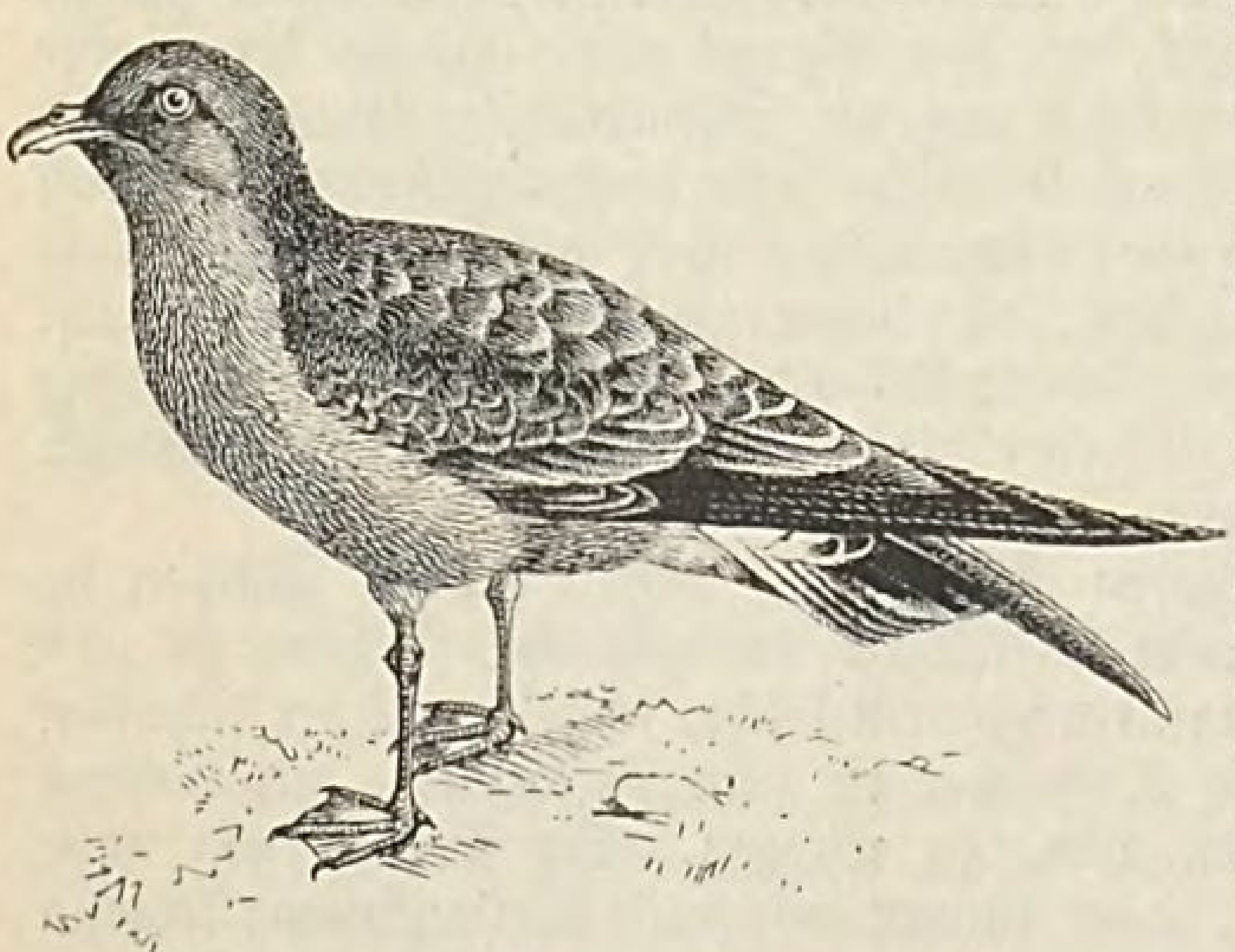
Nutzen gewähren diese Vögel dadurch, daß sie von den nordischen Völkern als Lampen benutzt werden, indem diese durch den sehr fetten, gerupften, von Kopf, Füßen und Flügeln befreiten Körper einen Docht ziehen. — Von etwa 20 Arten hier beschrieben: Zwei Arten.

Die Kleine Sturmschwalbe. Thalassidroma pelagica, *Linné.*

Kleiner Schwalbensturmvogel, Sturmmöve, Kleiner Petrell oder Petersvogel. — Peterell, alte Autoren, *L. cit.*; — Avis Petri, *L.* 1746—48; — Hirundo marina, *Barrère*; — Procellaria pelagica, *L.* 1758—66; *Meves* 1886; — Thalassidroma pelagica, *Vig.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Proc. melanonyx, *Nils.* 1824; — Pr. lugubris, *Natt.* — Hydrobates faroensis, *Br.* 1831; — Thal. melitensis, *Schomb.* 1841.

Von allen Vögeln mit Schwimmfüßen ist dies der kleinste.

Kennzeichen. Das Ende des Schwanzes ist sehr gerade, wie mit einer Schere abgeschnitten, und wird von den Flügeln etwas überragt; der Lauf kaum 2,5 cm hoch; Schwanzdeckfedern rein weiß, Schäfte der weißen Bürzelfedern schwarz. Kleiner als ein Mauersegler.



Kleine Sturmschwalbe, 1/3 der natürl. Größe.

Länge 14,5 cm, Flugbreite 33,5 cm, Flügellänge 13,3 cm, Schwanz 5,5 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,5 cm.

Beschreibung. Beinahe das ganze Gefieder ist ruß- oder braunschwarz; die hintersten Schwingen und großen Flügeldeckfedern haben weiße Endkanten; diese bilden einen Querstrich auf dem Flügel; der Bürzel und die untere Schwanzdecke ist hell weiß; die schwarzen Schwanzfedern an den drei äußersten Paaren mit weißer Wurzel. — Der Schnabel ist schwarz, der Rachen ist rötlich; das ziemlich große Auge nußbraun; die Füße mattschwarz.

Er bewohnt den nördlichen Ocean zwischen Amerika und Europa bis zum Polarkreise, oder zwischen dem 40. und 60. Grad nördlicher Breite; geht aber noch südlicher, denn er wurde von Dr. Reichenow in der Nähe der westafrikanischen Inseln Fernando da Poo, Elobi und bei St. Thome getroffen. Den von Nord-Frankreich und West-England nach Neufundland segelnden

Schiffen begegnet er überall in Menge. Wenn lang anhaltende heftige Nordwest-Stürme zu uns herüber wüten, wird zuweilen auch ein solcher Vogel auf deutsches Gebiet, und selbst bis in die Schweiz getrieben, wo er aber stets verloren ist, denn auf dem Festland ist er fremd, dasselbe bietet ihm keine Nahrung, er irrt als unglücklicher Wanderer ratlos umher, ermattet schließlich und kann endlich mit den Händen ergriffen werden, gewöhnlich mit abgezehrtem Körper. Nur auf dem weiten Ocean, fern vom festen Lande, ist er heimisch.

Auf den Hebriden, Faröern, Orkaden, den hohen Felsgestaden der Bretagne u. a. O. hat er seine Nistplätze in großer Menge. Während der Brütezeit, wo er doch ans Land muß, schlüpft er nach dem Anflug sogleich, mäuseartig, in die gewählte Röhre, Ritze, oder zwischen das Geröll, und entzieht sich so gewandt allen Beobachtungen, sodaß die Schlupfwinkel selbst für Leute, welche mit dem Aufsuchen solcher Nester vertraut, sehr schwer zu entdecken sind. Gräbt man einem solchen Schlupfwinkel nach, so macht der (am Lande ganz fassungslose) Vogel keinen Versuch zu entfliehen, speit dem Verfolger einigemal seinen stinkenden Thran entgegen, soweit der Vorrat im Magen reicht, und läßt sich dann ohne Abwehr ergreifen. Das einzige Ei, welches man findet, ist etwas größer als das einer Turteltaube, kurzoval, weiß, und hat manchmal am stumpfen Ende einen sehr schwachen, kaum wahrnehmbaren Kranz von zarten, roten Fleckchen.

Dieser kleinste aller Schwimmvögel sieht sitzend einer sehr kleinen Raubmöve ähnlich, fliegend, zumal von oben gesehen, einer Stadtschwalbe, und es sticht der weiße Bürzel auf den Meeresfluten, besonders in der Dämmerung, sehr merklich ab. Seine Stimme, welche man namentlich abends und in den Nächten, sonst selten hört, klingt: „wib, wib, üa üa"; während der Begattungszeit wie „keterek-i", das i laut, die ersten Silben leise ausgestoßen.

Die Gabelschwänzige Sturmschwalbe. Thalassidroma leucorrhoa, *Vieillot.*

Großer Petrell, Große Sturmschwalbe, Gr. Sturmsegler, Gr. Schwalbensturmvogel, Mutter Kareys Henne. — Procellaria leucorrhoa, *Vieill.* 1817; *Mev.* 1886; — Proc. Leachii, *Temm.* 1820; — Thal. Leachii, *Vig.* 1825; *Bp.*; *Naum.* 1840; *K. & Blas* 1840; — Thal. Bulockii, *Flem.* 1824; — Thal. leucorrhoa, *Degl.* 1867; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Der Schwanz ist stark gegabelt; die Flügel reichen entweder nicht, oder nur wenig über dessen Ende; Bürzel und Schwanzdeckfedern, besonders seitlich, gelblich gemischt. Etwas größer als ein Mauersegler.

Länge 19 cm, Flugbreite 47 cm, Flügellänge 16,3 cm, Schwanz 8,5 cm, Lauf 2,5 cm.

Beschreibung. Die oberen Schwanzdeckfedern sind rein weiß, die unteren nur an den Seiten; die Schwingfedern sind braunschwarz; alles übrige Gefieder ist rußschwarz, auf Kopf und Rücken am dunkelsten, an den Enden der großen Flügeldeckfedern lichtbräunlich gesäumt. Der Schnabel ist schwarz, das Auge dunkelbraun; die Füße sind schwarz mit durchschimmerndem Fleischbraun.

Er ist ein Bewohner des Großen und Atlantischen Oceans, hat in Amerika seine Sommerwohnsitze und Brutplätze, so auf Grönland, Labrador; in Europa nur auf einigen Hebriden und der Insel St. Kilda, schweift aber bis Portugal und an die westafrikanische Küste. Auch diese Sturmschwalbe wird, wie die vorige, durch lang anhaltende Stürme zuweilen bis ins Innere unseres Vaterlandes verschlagen, wo sie dann jederzeit ein verlorner Fremdling ist, dem das Festland Tod bedeutet. — Das Ei ist fast gleichmäßig zugerundet, zart, feinkörnig, mit weißer Grundfarbe, häufig mit sehr schwachen rostroten Fleckchen am stumpfen Ende. Die Länge beträgt gut 3,5 cm, die Breite 2,6 cm. Die Eier dieser Meersegler erinnern lebhaft an die der Mauersegler, mit denen auch die Vögel manches gemein haben.

Die Art und Weise, wie er seine Nahrung sucht, nämlich fliegend und zugleich auf dem Wasser laufend, hat ihm, wie schon bemerkt, zu dem Namen „Petersvogel" verholfen. Das Uebrige siehe in der Familienbeschreibung.

Zweite Familie: Möven-Sturmvogel, Procellaria, *Linné.*

Lath. 1790; *Ill.* 1811; — Fulmarus, *Leach.* 1816; — Daption, *Stephens* 1825; — Rhantistes, *Kaup* 1829; — Aestrelata, *Bp.* 1856.

Schnabel kürzer als der Kopf oder von Kopfeslänge, kurz, stark, der vordere Teil wie besonders angesetzt, die geschwungenen Schneiden scharf, etwas übereinander greifend; die Naslöcher in einer einzigen Röhre, die aber innen durch eine Scheidewand zweiteilig ist, bis gegen die Mitte des Oberschnabels reicht und vorn mit einem senkrechten Abschnitt endigt, in dem sich die zwei runden Oeffnungen zeigen; die Zunge groß, hinten fleischig, vorn dünn, pergamentartig;

die Füße mittelgroß, die Läufe seitlich sehr zusammengedrückt, die langen Zehen mit vollen Schwimmhäuten und schmalen, spitzschneidenden Krallen, die Hinterzehe nur eine kleine Warze mit sehr kleiner, spitziger Kralle; die Flügel groß und lang mit schmaler Spitze; die 1. Schwinge die längste; die Flügel ähnlich denen der Möven, sind aber weniger lang und spitziger; Schwanz 12- bis 14federig, abgerundet, die unteren Deckfedern bis an dessen Ende reichend. Schnabel und Füße sind hellfarbig; Grundfarbe des Gefieders weiß. Das kleine Gefieder ist sehr reich, weich, in seiner Textur mehr gänse- als mövenartig, auf dem Mantel mit deutlichen Umrissen, unten sehr dick pelzartig. Doppelmauser.

Sie ähneln den Möven, haben aber einen höherstirnigen, runden Kopf, kleinere und spitzigere Flügel, senken beim Gehen die Kniee und sind im Ganzen unbehilflicher. Als echte Meervögel bewohnen sie die weiten Meere aller Zonen, besonders die der kalten an den beiden Polen. Sie sind schlecht zu Fuß, aber desto bessere Flieger, denn sie fliegen ohne sonderliche Anstrengung fast unausgesetzt tagelang; bei den wütendsten Stürmen, denen sie mit gewaltiger Ausdauer widerstehen, zeigen sie sich gerade am thätigsten, fliegen meist dicht über den Wogen bergauf und bergab den Wellenlinien nach, und man muß über die ungemeine Gewandtheit erstaunen, womit sie dem Ueberschlagen derselben ausweichen. Sie sind bis in die Dämmerung, und auch noch in den hellen nordischen Nächten thätig. Als schlechte Stoßtaucher fangen sie nur oben schwimmende Tiere, Fische, tot und lebendig, Quallen, Mollusken; auch auf die toten Körper der großen Seetiere lassen sie sich nieder, um ihren Beute-Anteil zu bekommen. Sie sind gesellig, fürchten den Menschen wenig, und lassen sich beim Brüten oder Füttern der Jungen mit der Hand fangen, wobei sie als einzige Abwehr dem Angreifer mit einer Seitenbewegung des Kopfes einen Doppelstrahl gelben Thranes aus den Schnabelseiten entgegenspritzen.

Sie nisten auf hohen Klippen und Felsen, oft von Brandungen umrauscht, stets aber nahe am Meer, und legen auf den bloßen Boden ein weißes Ei, das abwechselnd etwa 5 Wochen bebrütet wird. Diese Familie enthält gegen 30 Arten, wovon hier: 2 Arten.

Der Eis-Sturmvogel. Procellaria glacialis, *Linné*.

Taf. 31, Fig. 1.

Eismövensturmvogel, Wintersturmvogel, Fulmar, Mameluck; auf Island: Filungur. — Equus marinus, *Clusius*; *Will.*; — Pr. cinerea, *Briss.*; — Pr. glacialis, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1840; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1889; — Pr. hiemalis, *Br.* 1831; — Fulmarus glacialis, *Gray* 1871; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der sehr starke und hakenförmige gelbe Schnabel kaum zweimal so lang als hoch; der Schwanz zugerundet, 14federig; das Gefieder hellaschgrau; im Alter Kopf, Hals und Unterleib weiß; die großen Schwingen grau mit weißlichen Schäften. Rabengröße.

Länge 45 cm, Flugbreite über 1 m, Flügellänge 34 cm, Schwanz 13,5 cm, Schnabel 3,8 cm, Lauf 5 cm.

Beschreibung. Jung bis zum zweiten Lebensjahr ist der ganze Oberkörper hellaschgrau, mit hellern Federsäumchen; die Kehle weiß; die Unterseite licht aschgrau, aschfarbig gewölkt; die großen Schwingen schwarzgrau. Im Alter ist Kopf, Hals und Unterkörper rein weiß; vor dem Auge steht ein dunkles Mondfleckchen; die obern Schwanzdeckfedern hellaschgrau mit weißen Endkanten; der Schwanz ebenso mit weißen Außenkanten; der ganze Mantel hellaschgrau mit weißlichen Endkäntchen; die Schwingfedern wie vorher, doch dunkler. — Der Schnabel ist gelb, die Nasenröhre schieferblau, bei den Alten vorn in Orange übergehend; das Auge erst dunkelbraun, im Alter schwefelgelb; die Füße sind blaß fleischfarbig, im Alter an Gelenken und Schwimmhäuten mit gelblichem Anflug.

Die Heimat dieses Vogels sind die kalten Regionen beider Pole. In Nord-Amerika das Behringsmeer, die Baffinsbay, Davisstraße, Grönland; in unserem Erdteil die Meere vom 80. Grad nördl. Breite bis zu den Hebriden; in Asien das Eismeer. Am Südpol hat man ihn überall getroffen, wo man zu den ewigen Eisfeldern vordrang, und es leben daselbst noch mehrere verwandte Arten. Am Nordpol diese Art allein. Durch heftige anhaltende Nord- und Nordweststürme können vereinzelte bis auf die deutsche Nordsee verschlagen werden, im innern Deutschland wurde er jedoch nie bemerkt.

Im Fliegen ist dieser Vogel einer Möve ähnlich, nicht aber im Sitzen, weil er sich nicht lange auf den senkrechten Läufen zu halten vermag, sondern bald niederkauert; auch durch die dickere Gestalt unterscheidet er sich schon in der Ferne von den Möven. Sein Gang ist schlecht, sein Flug leicht und gewandt; auch während der Brütezeit entfernt er sich weit vom Land aufs freie Meer hinaus, um Nahrung zu suchen, die in den mannigfaltigsten Geschöpfen besteht. So sucht er oben schwimmende, lebende und abgestandene Fische, Quallen, Medusen, Tintenschnecken,

überhaupt was von organischen Wesen oben schwimmt, oder sich der Oberfläche des Wassers gerade nähert. Auch frißt er den Mist großer Waltiere und läßt sich auf dem Rücken des eben auftauchenden lebenden Walfisches nieder, um diesem Meerungeheuer die Schmarotzerinsekten abzulesen, was übrigens auch Möven und andere Seevögel thun. So folgt er den Fischerbooten (besonders denen, in welchen er gefangene Fische bemerkt) und größeren Schiffen, um die Abfälle, welche ins Meer geworfen werden, zu erhaschen; die kleineren fängt er wo möglich fliegend in der Luft auf, zu den größeren läßt er sich aufs Meer hinab und verzehrt sie dort stückweise. In fröhlichster Beschäftigung ist er aber auf dem toten Körper eines Walfisches, Walrosses, der Robben oder großer Fische, wo ihm das Fleisch derselben eine reichliche Mahlzeit bietet, und Tausende, oft in Gesellschaft verwandter Meervögel, sich so emsig in den Schmaus teilen, daß sie auf ein heranruderndes Boot nur wenig achten, und nicht selten von den Schiffern mit einem Ruder erschlagen werden können. — Bei obigen Gelegenheiten kommt ihm sein vorn sehr harter, scharfer Schnabel und der scharfe Sporn an den kleinen Hinterzehe sehr gut zu statten. Beides ist wie dazu gemacht; denn während er auf der schlüpfrigen Haut toter Seetiere durch Niederlassen auf den Lauf und Eindrücken des hintern Zehensporns in die Haut einen festen Sitz hat, kann er mit dem scharfschneidenden Schnabel die zähe Haut öffnen und rasch den Zweck der Sättigung erreichen. Sind einmal Löcher in die schlüpfrige Haut gemacht, so haben auch die andern Seevögel einen bessern Stand und können bequemer fressen.

Er brütet auf der Insel St. Kilda, vielleicht noch auf andern Hebriden, auf den kleinen, bei Island gelegenen Inseln Westmannöern und Grimsöe, auf Spitzbergen und im obern Norwegen, und zwar auf hohen, steilen, meerumbrandeten Felseninseln und Klippen. Es giebt Kolonien, wo Hunderte, ja Tausende beisammen nisten, zuweilen die Art allein, bald auch im Verein mit Alken, Lummen, Larventauchern, Gannets, Möven u. a. — Ende Mai legt das Weibchen ein einziges Ei auf den bloßen Erdboden, nur in eine Vertiefung desselben, damit das Ei nicht ins Meer hinabrollen kann. Es ist im Verhältnis zum Vogel sehr groß, wie das eines Storchs, starkschalig, grobkörnig, etwas gestreckt eiförmig, rein weiß, 7,3 cm lang und 5 cm breit. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und so fest, daß sie sich nicht selten mit den Händen ergreifen lassen. Dies bewog den Naturforscher Faber, allerlei Kurzweil mit ihnen zu treiben; er ließ von oben herab Erde auf einen Brutvogel fallen; als dies nichts fruchtete, endlich Steine, worauf der getroffene Vogel zwar etwas vom Ei weglief; als aber kein weiteres Bombardement folgte, watschelte derselbe wieder gemütlich zum Ei, schob es mit dem Schnabel sorglich unter den Brustfleck und saß so fest darauf, wie vorher. Das Junge hat ein dichtes, langflaumiges Dunenkleid, welches oben hellbräunlich-grau, unten heller ist.

Die Stimme der Eissturmmöve ist ein gackerndes „gä gägägerr", eine andere, besonders beim Nest, ein tieferes „karo!"

Der Teufels-Sturmvogel. Procellaria haesitata, *Kuhl.*

Pr. haesitata, *Kuhl* 1820; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Pr. meridionalis, *Lawrence* 1847; — Aestrelata diabolica, *Bp.* 1856; — Aestrelata haesitata, *Bp.* 1856; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der Oberkörper dunkelbraun, die Federn des Oberrückens ins Aschgraue; obere Schwanzdecke, Halsseiten und Unterkörper weiß, seitwärts ins Graubraune übergehend; die Schwingen wurzelwärts breit, weiß, ebenso die Schwanzfedern; die Handschwingen schwarz. Die Iris ist braun; der Schnabel schwarz; der Fuß gelb mit schwarzen Schwimmhäuten. Die Länge ist 40, die Breite 100, die Fittiglänge 30, die Schwanzlänge 13 cm.

Dieser Sturmvogel, mit seinem verhängnisvollen Namen, bewohnt die warmen Breiten des Atlantischen Oceans, den Golf von Mexiko und das Karaibische Meer, besonders zwischen den Großen und Kleinen Antillen. Er ist aber schon wiederholt an den englischen und französischen Küsten vorgekommen und selbst schon in Unter-Ungarn erlegt worden.

Dritte Familie: Sturmtaucher, Puffinus, *Brisson* 1700.

Kuhl 1820; *Bp.* 1856; — Nectris, *Forster* 1781; — Halodroma, *Ill.* 1811; — Thalassidroma, *Sws.* 1837; — Cymotomus, *Macgill.* 1842.

Der Schnabel ist mittelmäßig, wenig kürzer oder ebenso lang als der Kopf, schlank, gerade oder nach vorn etwas aufgeschwungen; der Oberschnabel in einen ziemlich aufgeschwungenen, eingekeilten, spitzen Haken übergehend; der Unterschnabel ebenfalls mit einem eingekeilten Nagel, etwas abwärts gekrümmt; die Nasenlöcher liegen als zwei deutlich getrennte Röhren oben auf der Firste an der Schnabelwurzel, sind aber etwas kurz und schräg abgeschnitten, des-

halb etwas nach oben sehend; die Taucherfüße sind am Lauf stark zusammengedrückt, ungewöhnlich dünn; Spanne und Sohle scharfkantig; Läufe und Zehen von gleicher Länge; Ueberzug der Läufe genetzt, seitlich am gröbsten, auf den Zehen schmal geschildert; die Schwimmhäute ganz, aber schmal gespannt; statt der Hinterzehe bloß eine bewegliche Kralle; die Flügel mittelgroß mit langen Armknochen, aber einer weniger langen schmalen Spitze; sie erreichen oder überragen das Schwanzende; der Schwanz 12fedrig, abgerundet, fast kurz. Das kleine Gefieder ist derb, dicht und pelzartig.

Sie sind echte Meerbewohner, kommen nur, wenn sie brüten wollen, ans Land, gehen aufgerichtet, auf den Lauf gestützt, schwerfällig und watschelnd ein paar Schritte, sind jedoch fertige Schwimmer und Taucher, selbst auf hochbewegter See, und nicht selten sieht man dieselben auf dem Wasser schwimmen oder von demselben in die Tiefe hinabtauchen. Es sind aber auch ausgezeichnet gewandte, ausdauernde und allen Stürmen trotzende Flieger, indem sie gleich Pfeilen umherschießen, beständig sich wendend, sodaß sie dem Beobachter bald den Rücken, bald den Bauch zuwenden. — Man zählt etwa 20 Arten, von denen hier beschrieben: 2 Arten.

Der Nordische Sturmtaucher. Puffinus anglorum, *Linné.*

Taf. 31, Fig. 2.

Englischer, Gemeiner, Schwarzrückiger Sturmtaucher, Puffin, Wasserscherer. — Diomedea avis, *Gesn.*; *L. cit.*; — Puffinus anglorum, *Will. et Ray*; *Edw.*; *Briss.*; *Penn*; *L. cit.* 1766; *Temm.* 1820; *Boje* 1822; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Procellaria puffinus, *Brünn.* 1764; *L.* 1766; *Fabric.* 1780; *Gm.* 1788; *Br.* 1831. — Nectris anglorum, *Kuhl* 1820; *Mev.* 1886; — Puff. arcticus, *Faber* 1822; *Naum.* 1840; — Nectris puffinus, *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Der schlanke Schnabel steigt gegen den Haken etwas auf; seine Länge beträgt 4,8 cm, der Lauf ist etwas länger; die Spitzen der ruhenden Flügel kreuzen sich über dem Schwanz und ragen 4,8 cm über denselben hinaus. Unterseite weiß, bei Jungen mit Grau gemischt, die Oberseite braunschwarz mit Grau überflogen; die 1. Schwinge die längste. Größe einer Taube, aber größer aussehend wegen des dichten Gefieders.

Länge 31,5 cm, Flugbreite 74 cm, Flügellänge 24,5 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel gegen 5 cm, Lauf 4,8 cm.

Beschreibung. Das Jugendkleid ist einfarbig, matt schwarzbraun, unten etwas lichter. Im zweiten Jahr oben gleich; Kinn, Gurgel und Brust weiß, nach hinten aschgraubraun. Der alte Vogel ist von oben braunschwarz, von unten rein weiß, die Grenze zwischen Schwarz und Weiß grau geschuppt; die Schenkelfedern matt braunschwarz; die Tragfedern teils an den Rändern, teils am Schafte nur mit einigen ungeregelten braunschwarzen Flecken. — Der Schnabel ist mattschwarz, bei jüngeren Vögeln gegen die Wurzel bleischwarz; das Auge ist tiefbraun; die Füße sind wie die der Seetaucher gefärbt; die Außenseite ist dunkel, die entgegengesetzte hell; bei jüngeren Vögeln bleischwarz, die innere Fläche fleischfarbig, die Schwimmhäute licht olivengelb; bei Alten haben die lichtgefärbten Fußteile viel Gelb.

Er geht nicht weit nach Norden hinauf, ist auf dem Meer um Island nicht häufig, auch nicht auf den Faröern, mehr bei den Orkaden, Hebriden, besonders bei St. Kilda, an den großbritannischen Küsten; einzeln auf dem Mittelländischen Meer bis in den Bosporus. Auf dem Atlantischen Ocean zwischen Europa und Afrika bis zu den Kanaren trifft man ihn allenthalben an. Auf dem Meer bei Norwegen kommt er wenig vor, etwas weniger selten ist er auf der deutschen Nordsee, bei Helgoland, bisweilen zeigt er sich auch bei Holland. — Er ist ein echter Meervogel und kommt nur zur Brütezeit ans Land; solche Plätze sind hohe, schroffe, von Brandungen umbrauste Inseln und Felsklippen, deren Fläche von oben berast ist, wie auf der Insel Man, auf St. Kilda, diesem Paradies zahllosen Geflügels, auf der Südküste Islands, den Faröern u. a.; auf diesen Vogelbergen nimmt er mit vielen seiner Art den obersten Platz ein. Hier gräbt er unter den Rasen in die Erde eine gerade, oft mehrere Fuß lange Röhre, in deren weitem Hintergrunde das dürftige Nest ist. In diesem findet man Anfangs Juni ein einziges Ei, welches kurz geformt und stark bauchig, starkschalig, etwas grobkörnig, ein wenig glänzend und von weißer Farbe ist. Die Länge beträgt 5,9 cm und die Breite 4,5 cm.

Er nährt sich von handlangen Fischen und Mollusken, welche er meist durch Tauchen und Nachschwimmen erjagt, wobei er die Flügel etwas öffnet und unter Wasser damit rudert. Wenn die Fische hoch oben an der Wasserfläche schwimmen, fängt er sie auch im Flug, stürzt sich aber nicht tief ins Wasser, sondern nimmt sie nur mit dem Schnabel weg. Ueber ihre Lebensweise sagt A. Brehm: „Ich kenne keinen Seevogel, welcher so ungestüm wie er seines Weges zieht. Gar nicht selten sieht man den Sturmtaucher ruhig schwimmen und vom Wasser aus in die Tiefe hinabtauchen; gewöhnlich aber zeigt er sich fliegend, und zwar nicht eigentlich schwebend,

sondern über die Wellen wegschießend und sie durchfliegend. Mit ausgebreiteten Flügeln jagt er dahin, schnellt sich durch mehrere rasch aufeinander folgende, fast schwirrende Schläge fort, wendet sich seitlich, daß man bald die Ober- bald die Unterseite zu sehen bekommt, und folgt den Wellen in die Höhe und Tiefe, erhebt sich plötzlich auch ca. 3 m hoch über Wasser, und stürzt in schiefer Richtung auf dasselbe herab, verschwindet in ihm, rudert ein gutes Stück weiter und fliegt dann aus dem Wasser heraus wieder in die Luft. Kein anderes Mitglied der Sturmvögel legt in so wechselvoller mannigfacher Weise seinen Weg zurück, wie gerade die Sturmtaucher." Beim Fliegen bildet der Körper mit den gerade ausgespannten schmalen Flügeln ein Kreuz, wie beim Segler (Cypselus), mit dessen schnellem und gewandtem Flug der seinige auch die größte Aehnlichkeit hat. Den Schiffern begegnet er oft, jedoch ohne dem Schiffe zu folgen, und ist, wie alle echten Seevögel, so wenig scheu, sogar zutraulich, daß er oft mit dem Ruder erreicht werden kann; beim Neste setzt er ohnehin alle Furcht beiseite. Die Stimme ist mövenartig; ein rauhes „kriä".

Der Graue Sturmtaucher. Puffinus cinereus, *Gmelin.*

Mittelmeer-Sturmtaucher. — Procellaria cinerea, *Gm.* 1788; — Pr. Kuhlii, *Boje* 1835; — Nectris cinerea, *K. & Blas.* 1840; — N. macrorhyncha, *Heugl.* 1869; — Puffinus Kuhlii, *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Nectris Kuhlii, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Oberleib aschgrau, Unterseite weiß; bei Jungen mit Grau gemischt. Der zugespitzte keilförmige Schwanz länger als die Flügelspitze; der Schnabel etwas länger als der Lauf; die 4. Schwinge am längsten. Das Auge ist dunkelbraun; der Schnabel spitzewärts bläulich, nach der Wurzel lehmgelb; Füße hellgelb. Größe einer Krähe.

An den Nordküsten Amerikas; in den europäischen Meeren von Island bis ins Mittelmeer, wo er bis Griechenland und Klein-Asien ziemlich häufig getroffen wird. Für Deutschlands Küsten eine große Seltenheit.

Vierte Familie: **Riesen-Sturmvogel,** Ossifraga, *Cuvier* 1817.

Kurzhalsige, großköpfige Vögel; der Schnabel ähnelt dem der Sturmvögel und hat eine Nasenröhre, die bis zum scharf abgesetzten, sehr gebogenen scharfen Haken geht; er ist seitlich sehr gefurcht, oben und unten stark aufgeschwungen, am Unterschnabel ein scharf vortretendes Eck; die Schneiden sind sehr scharf; der Rachen bis unter die Augen gespalten; der Fuß ist stark, aber kurzläufig; die Vorderzehen mit vollen Schwimmhäuten; die Hinterzehe nur eine kleine Warze; die Flügel mövenartig, aber nicht so lang und spitziger; die 1. Schwinge die längste. Der 12—14fedrige Schwanz stark abgerundet. Das dichte reichhaltige Gefieder hat meist düstere Farben. Dieser Vogel verbindet durch seine Größe, Schnabel und Körpergestalt die Sturmvögel mit den Albatrossen. Sie ähneln in ihrem Wesen den Sturmvögeln, bewohnen besonders das südliche Weltmeer und nähren sich von Fischen und Aas. — Eine Art.

Der Riesen-Sturmvogel. Ossifraga gigantea, *Gmelin.*

Knochenbrecher, Quebrantahueßos der Spanier. — Ossifraga, *Ulloa* 1781; — Procellaria ossifraga, *Forster* 1783; — Pr. gigantea, *Gm.* 1788; *A. Br.* 1882; — Fulmarus giganteus, *Bp.* 1850; — Ossifr. gigantea, *Reichb.* 1850; *Br.* 1855; *Blas.* in *Naum.* 1860.

Länge gegen 85 cm, Flügellänge 56 cm, der stark abgerundete Schwanz 19,7 cm, Schnabel 1 dcm, Lauf 9 cm. Größer als eine Gans.

Beschreibung. Die Färbung des Gefieders ist verschieden: trübweiß mit dunkelbraunen Flecken; unten weiß. In der Jugend fahlbraun mit hellrostfarbigen Federkanten, oder dunkel schokoladebraun.

Der Schnabel, die nackte Gesichtshaut und Füße sind bei Alten gelb, bei Jungen ist der Schnabel gelblich fleischfarben, die Füße braungrünlich.

Dieser große Meervogel ist ein Bewohner der Inseln und Küsten der südlichen Erdhälfte, jenseits des Wendekreises des Steinbocks, wo er von Seefahrern täglich, aber nie in großer Menge, nur einige Individuen auf einmal, gesehen wird. Ein von Stürmen verschlagener Vogel soll auch auf dem Rhein erlegt worden sein.

Er nistet auf den steilen Felseninseln und Klippen seiner Heimat, besonders auf Prinz-Edwards-, Crozet- und Kerguelen-Inseln; südöstlich von Süd-Afrika. Diese steilen unbewohnten

Klippeninseln sind meist überreich an Pinguinen, Albatrossen, Kormoranen und andern Seevögeln, worunter auch Riesensturmvögel. Er legt in eine Vertiefung des Bodens ohne weitere Unterlage nur einziges großes weißes Ei. Das Junge hat weiße lange Dunen und bleibt sehr lange im Nest. Wenn sich jemand demselben nähert, so speit das Junge ein überaus stinkendes Oel 2 m weit gegen den Störenfried. — An seinem Brutplatze ist der Knochenbrecher leicht zu überrumpeln, da er sich von dem Boden nicht schnell genug zu erheben vermag.

Er ist ein würdiger Nebenbuhler des majestätischen Albatros und teilt mit ihm die Herrschaft über das Meergeflügel, denn die kleineren Sturmvögel weichen ihm scheu aus. Er ist sehr gefräßig, aber vorsichtig, scheu und mißtrauisch, und beißt nur selten an die Angel, womit andere Procellarien leichter zu fangen sind. Gefangen und an Bord gezogen verteidigt er sich mit Mut, haut mit seinem scharfen Schnabel wütend um sich, und wehe der Hand, die er dann trifft. Da er zuweilen einem unvorsichtigen Matrosen den Finger durchbeißt, so mag ihm dies wohl zu dem Namen „Knochenbrecher“ (Ossifraga) verholfen haben. Dieser gefräßige Vogel hält sich häufig bei Kadavern von Walen und Seehunden auf, nährt sich aber auch von Fischen und jagt andern Seevögeln ihre Beute ab. Wenn sich bei einem großen Aas Gelegenheit bietet, fressen sie sich so voll, daß sie sich längere Zeit nicht zum Fluge erheben können.

Fünfte Familie: **Albatros**, Diomedea, *Linné* 1758.

Der Schnabel ist groß, gerade, scharfschneidig, an der Spitze aufgeschwungen, vorn mit einem scharfen gebogenen Nagel versehen; die Nasenlöcher liegen oben im Wurzelviertel des Schnabels in getrennten Röhren geöffnet; die gerundete, hornige Firste verläuft glatt hinter den Nasenlöchern bis in die Furchen der Nasenröhren; die Stirnbefiederung ist winkelig eingebuchtet und die Befiederung beider Kiefer verläuft nach vorn in winkeligen Federschneppen; die Füße sind dreizehig, die Hinterzehe nur durch kleine Nägel angedeutet, und haben sehr große Schwimmhäute; die Flügel sind äußerst lang und ganz schmal; der Unterarm ist so lang, daß die gar nicht auffallend langen Hinterschwingen über die Flügelspitzen hinausragen; die Gesamtzahl der Schwingen beträgt 38, so daß der Albatros die meisten Schwingen unter allen Vögeln aufweist; der Schwanz ist etwas abgerundet.

Es sind wahre Meervögel, welche hunderte von Meilen von ihren hohen Felseninseln auf dem weiten Ocean hinausstreifen und Fische, Mollusken und Aas verzehren. — Von 12 Arten hier: Eine Art.

Der Albatros. Diomedea exulans, *Linné*.

Von den Seefahrern „Kapschaf“ genannt. — Albatros, mehrere alte Autoren, samt *Briss.*; — Diomedea exulans, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Br.*; *Blas.* in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Diom. albatrus, *Pall.* 1774; — Diom. spadicea, *Gm.*; — Diom. adusta, *Tschudi* 1846.

Länge über 12 dcm, wovon der Schwanz nur 21,5 cm wegnimmt; Flugbreite gegen 2,9 m, Schnabellänge 16,5 cm, Lauf 12 cm, Mittelzehe 15 cm. Größer als Pelekan. Gewicht ca. 10 kg.

Beschreibung. Im hohen Alter ist das Gefieder rein weiß, mit Ausnahme der schwarzen Schwingen. Im jüngern Alter auf Rücken und Flügel braun quergewellt; die Oberflügel dunkel graubraun mit hellern Federrändern; die Schwungfedern braunschwarz; die Schwanzfedern weiß mit tief schwarzbraunen Querwellen, die äußerste mit dunkler Außenfahne. In der Jugend lichtbraun, um das Gesicht, Kehle und Hals weiß; der Oberflügel schwarzbraun; die Schwungfedern dunkelbraun.

Die Albatrosse gehören vorzüglich der südlichen Halbkugel unserer Erde an, wo sie die kalte und gemäßigte Zone bewohnen, sind im Atlantischen Ocean nur sehr wenig gegen die heiße Zone vorgeschritten, im Indischen Ocean bis zum 30. Grad südl. Breite noch zu treffen, im Stillen Weltmeer dagegen haben sie den Aequator und selbst den Wendekreis des Krebses überschritten, und bevölkern die zwischen China und Kalifornien gelegenen Meere. Massenhaft kommen sie bei den Inseln St. Paul und Amsterdam vor. Auch in den Meeren, welche die Philippinischen Inseln umgeben, in der Chinesischen Südsee, sind sie gemein. Daselbst befindet sich auch eine ihrer Brutstätten. Wenn sich die Seefahrer im Atlantischen Ocean gegen das Vorgebirge der Guten Hoffnung wenden, so gewahren sie beim 30. Grad nur wenig Albatrosse, aber kaum hat man diesen Grad überschritten, so begegnet man ihnen jeden Augenblick, und einige Grade weiter südlich zeigen sich ganze Herden dieser großen Vögel, welche von nun an

das Schiff nicht wieder verlassen, aber strichweise in andern nahe verwandten Arten auftreten. Eine der häufigsten nächst dem **Kapschaf** ist der **Grünschnabel-Albatros**, Diomedea chlororhynchus, *Lath.*, welcher aber beträchtlich kleiner ist, im Alter weiß mit braunschwarzem Rücken und Flügel; der schwarzgrüne Schnabel auf der Firste orangegelb. — Durch heftige anhaltende Stürme wird zuweilen ein Albatros in die europäischen Meere verschlagen. — Ihre Hauptbrutplätze sind nicht zahlreich. Sie nisten auf den Felseninseln Campbell, Aukland, Macquarie (südlich von Neu-Seeland); auf den Kerguelen, Crozets, Eduards, auf Tristan d'Acunha (südlich von Süd-Afrika); auf Neu Süd-Georgien, auf den Falklands (südöstlich von Süd-Amerika); und noch auf einer kleinen Anzahl anderer Punkte der antarktischen Region. Während der Jugend bleiben sie sehr lang auf diesen Stationen seßhaft, sobald sie aber im zweiten Lebensjahr die großen Federn bekommen, beginnen sie ihre herumschweifende Lebensart und breiten sich in die Ferne aus, wozu sie einen großen Raum auf unserem Erdkörper benützen. Auf diesen vorbenannten Felseninseln, welche nicht bewohnt sind, wählen sie die grasbedeckten Stellen für die Anlage des einfachen Nestes, welches aus Gras und dürren Blättern besteht, ansehnlich groß ist und nur ein einziges, sehr selten 2 Eier enthält, die eine bläulichgrüne Färbung haben. Sie messen 12 + 8 cm. Der brütende Albatros ist schon in der Ferne an seinem weißen Kopfe erkenntlich, brütet sehr fest und will nicht vom Neste, bis man ihn dazu zwingt, dann wackelt er eine kurze Strecke fort, ohne übrigens davonzufliegen, und wird somit durch diese Anhänglichkeit leicht eine Beute der Jäger und Matrosen, welche den stattlichen Vogel selten schonen.

Der Albatros ist ein majestätischer Vogel; es ist ein herrlicher Anblick, wenn er sich dem Schiffe nähert, seine Flügel in mächtiger Spannweite ausbreitet, die im Fluge horizontal ausgestreckten Füße senkt, die weite Schwimmhaut entfaltet, sich langsam auf die sturmgepeitschten Wogen setzt und ruhig vom empörten Elemente schaukeln läßt, oder auch — wenn er nichts Genießbares entdeckt, das Schiff einigemal im weiten Bogen umfliegt, um dann rasch wieder zu verschwinden. Auf den Wellen schwimmt er so leicht wie eine Möve, nimmt etwas Genießbares auf oder ruht sich aus; dann erhebt er sich wieder, läuft mit ausgebreiteten Flügeln über die Seefläche dahin, bis er den Flug wieder aufgenommen hat, beginnt dann zu kreisen und setzt sein stattliches Umherschwärmen weiter fort. Mit Anmut segelt er durch die Luft, von der einen zur andern Seite sich wiegend und dicht über den rollenden Wogen dahingleitend, sodaß es aussieht, als müsse er die Flügelspitzen netzen; dann schwebt er wieder empor mit gleicher Leichtigkeit der Bewegung. — Es scheint, daß die Albatrosse nicht die Gewohnheit haben, unterzutauchen, um Fische zu verfolgen. Aber allen fischfressenden Seevögeln jagen sie die gemachte Beute ab, welche auch diesem Vogelriesen dieselbe überlassen und ihre Gewaltherrschaft respektieren. Dadurch erhalten sie auch ihren Anteil an Fischen. Ihr reich befiederter Leib läßt sich nur schwer unter das Wasser zwingen, dies bringen sie nur fertig, wenn sie aus hoher Luft herabstoßen, was sie aber wohl nicht gerne thun. Daß sie es aber können, versichert Prof. Bennett (1833), der beobachtet haben will, daß einer stoßtauchend 8 Sekunden unter Wasser blieb. Sie fressen nackte Weichtiere, Quallen und Ueberreste toter Tiere, welche an der Oberfläche schwimmen, wenn das Meer sehr bewegt ist. Daher ist eine Zeit der Windstille für ihre Nahrungsgeschäfte ungünstiger, als stürmisches Meer. Es scheint auch, daß das Vorkommen schwimmender wirbelloser Weichtiere in den verschiedenen Meeresregionen bei der Verbreitung der Albatrosse sehr in Betracht zu ziehen ist. Den Schiffen folgt er gern, um die Abfälle der Küche zu verschlingen. Auf dem Boden ist er schwerfällig und kann seiner langen Flügel wegen ohne Anlauf nicht auffliegen. Sein Geschrei ist laut kreischend. Man fängt ihn mit einer starken, an eine dicke Schnur befestigten Angel, an welche ein Stück Speck befestigt ist. Das kräftige, oft 10 kg schwere Tier leistet aber heftigen Widerstand, und manchem gelingt es, sich los zu machen oder die Schnur abzureißen, ehe er aufs Verdeck gelangt; mit einem Schlag auf eine gewisse Stelle des Hinterkopfs kann er jedoch fast augenblicklich getötet werden.

III. Abteilung. **Pelekanartige Vögel**, Pelecanidae, *Leach* 1816.

Der mittelmäßige oder sehr lange Schnabel ist für die meisten ein Kennzeichen; dessen Spitze bei einigen bloß herabgebogen, bei vielen ein eingekeilter Haken, mit scharfen, zuweilen gezähnelten Schnabelschneiden; die engen Nasenlöcher an der Seite in einer Längsfurche; Augenkreis, Kehle und Wangen bei den meisten nackt; an der Kehle häufig eine nackte dehnbare Haut; an den kurzen genetzten Füßen sind alle vier Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden, deshalb auch **Ruderfüßler**, Steganopodes genannt; die kurze Hinterzehe aufliegend. Gefieder knapp, Hals ziemlich lang und der Rumpf gestreckt. Sie leben in allen Weltteilen und Zonen und fressen lebendige Fische, die sie teils durch Tauchen von der Wasserfläche aus, auch

durch Stoßtauchen, oder auch — die fliegenden Fische — in der Luft erbeuten; nisten auf Bäumen, auf Felsen und teilweise auch in Sümpfen, legen trübweiße Eier und füttern ihre Jungen lange im Nest aus der Speiseröhre. Die blinden Jungen sind anfänglich ebenso unbehilflich als die der Sänger, und es müssen ihnen zuerst kleine Stückchen Futter in den Schnabel gesteckt werden, später greifen sie selbst nach dem vorgehaltenen Futter und nehmen es zuletzt auch vom Neste auf. (Meves, Ornis 1886, 332.)

Man zählt für diese Abteilung See- und Flußscharben, Tölpel, Tropik- und Fregatvögel, Kormorane, Pelekane, im ganzen etwa 60 Arten, wovon hier beschrieben: 9 Arten in 5 Familien.

Erste Familie: Tölpel, Sula, *Brisson* 1760.

Dysporus, *Ill.* 1811; — Sularius, *Rafin.* 1815; — Morus, *Vieill.* 1816; — Piscatrix, *Reichb.* 1853.

Schnabel groß, stark, vorn zusammengedrückt, mit einer Spitze, die wie eingesetzt aussieht, hinten dick und rundlich; der Oberschnabel ist breiteilig, welches durch tiefe Längsfurchen angedeutet ist; das Gelenk des untern Schnabels sitzt ganz hinten am Kropf, hat daselbst noch eine Querfurche oder einen durch Bänder zusammengehaltenen Durchschnitt, der eine ungeheure Ausdehnung des bis weit hinter das Auge gespaltenen Rachens zuläßt; die Schneiden desselben etwas eingezogen, sehr scharf und fein nach hinten gezähnelt; Nasenlöcher seitlich der Stirn in einer Seitenfurche des Oberschnabels, einen kleinen kaum bemerkbaren Ritz vorstellend; das Gesicht nackt; ein schmaler nackter Streifen verläuft längs der Mitte der Gurgel; die Befiederungsgrenze verläuft unter den Augen in einem nach vorn gewölbten Bogen zum Mundwinkel nach hinten; die sehr kurzen, starken Füße sind von oben bis an den Lauf befiedert und fast eben so weit in die Bauchhaut eingeschlossen; Läufe genetzt; die hintere Zehe stark nach innen gerichtet und mit den übrigen durch eine volle Schwimmhaut verbunden; der Nagel der mittleren Zehe auf der inwendigen Seite kammförmig gezähnelt; die Flügel außerordentlich lang und schmal, wozu die sehr langen Ober- und Unterarmknochen hauptsächlich beitragen; die 2. Schwinge am längsten; Schwanz keilförmig mit lang zugespitzten Mittelfedern. Diese Vögel haben einen starken Kopf und Hals, flache Stirn, der Rumpf ist ziemlich gestreckt, wegen der kurzen Füße aber haben sie ein unbehilfliches Aussehen, und von ihren langsamen und tölpischen Bewegungen auf dem Lande haben sie ihren Namen erhalten. — Diese Familie umfaßt etwa 9 Arten, wovon hier: 1 Art.

Der Baßtölpel. Sula bassana, *Linné*.

Taf. 31, Fig. 3.

Tölpel von Bassan, Bassaner, Baßgans, Scharnierschnabel, Bassanischer Pelekan, Schotten-, Solangans, Bubies, Soland, Gannet, Weiße Eule, Weißer Seerabe. — Anser bassanus, alte Autoren; *L. cit.*; — Pelecanus bassanus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; — Sula bassana, *Briss.*; *Br.* 1831; *K. & Blas* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Pel. maculatus, *Jug.*; *Gm.*; — S. alba, *M. & W.* 1810; — Dysporus bassanus, *Ill.* 1811; *Naum.* 1842; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der alte Vogel ist einfach weiß, auf Kopf und Hals rostgelblich, nur die vordersten großen Schwingen und der Afterflügel (Fittichdeckfedern) ist braunschwarz oder schwarz, die 10 vordersten Schwingen auf der Unterseite nach der Spitze weiße Schäfte; der Schnabel bläulich. Der junge Vogel ist oben dunkel aschgraubraun, weißlich getüpfelt; auf der Unterseite lichter, schmutzigweiß und aschgraubraun gefleckt, in der Brustmitte am hellsten. Nach zwei Jahren geht er allmählich in Weiß über, die großen Schwingen und der Afterflügel werden schwarz.

Länge fast 9 dcm, Flugbreite 17 dcm, Flügellänge 50 cm, Schwanzlänge 25,5 cm, Schnabel 10,5 cm, seine Höhe und Breite an der Stirn je 2,8 cm, Lauf 5,8 cm. Gansgröße.

Beschreibung. Die Kennzeichen genügen. Im dritten Lebensjahr erhält der Vogel sein ausgefärbtes Kleid, und wird dann zeugungsfähig. Die jährliche Mauser ist im Anfange des Herbstes und dauert etwas lange. — Die Weibchen sind etwas kleiner.

Der Schnabel, umgeben von mehreren unbefiederten Stellen, in denen auch die bis hinter das Auge gespaltenen Mundwinkel liegen, ist im Alter samt Augenkreisen bleiblau, mit weißlicher Spitze und Schneiden, alles übrige Nackte samt Kehlsack schwarz; bei flugbaren Jungen ist der Schnabel grünlichgrau, bei jüngeren schwärzlichblau; das Auge ist klein, liegt dem Schnabel sehr nahe, die Iris ist grauweiß, perlweiß und endlich weißgelb; die Füße bei Jungen olivengrün mit hell olivengelben Spann- und Zehenrücken, bei Alten grünschwärzlich, Spann- und Zehenrücken erbsgrün.

Der Baßtölpel bewohnt die Meere der nördlichen Erdhälfte vom 65. bis gegen den 30. Grad nördl. Breite herab, und kommt unter diesen Breitegraden zwischen Asien und Amerika, und Amerika und Europa vor. An der südlichen Küste Islands, bei den Faröern, Orkaden, Hebriden, bei Schottland und Irland wohnt er in unbeschreiblich großen Scharen. In der kalten Jahreszeit ziehen die Vögel an wärmere fischreiche Stellen, meistens den Meeresküsten entlang, zeigen sich dann an der norwegischen und dänischen Küste, reisen weiter hinab bis Frankreich, Spanien und Portugal, und kommen südwärts bis an die Küsten von Marokko, die Kanaren, und selbst bis zum Kap Verde. In unserem Erdteil ist einer der südlichsten Brüteplätze in der Mündung des Meerbusens von Edinburg, dem Städtchen Nord-Berwick gegenüber, die kleine hohe Felseninsel Baß (Bath Rock), welche etwa eine Seemeile Umfang hat, und von Myriaden Seevögeln bewohnt ist, unter welchen unser Baßtölpel die Mehrzahl bildet. Nach einer Schätzung des Pächters dieses Vogelbergs, der ein kleines Gasthaus gegenüber dieses Felsen an der Küste unterhält, hausen jetzt (1881) 150 000 Solangänse auf der Insel, welche etwa 75 000 Eier legen, von denen der Pächter 1000 Eier nehmen, sowie 1000 junge und 1000 alte Vögel schießen darf. (O. C. 1882, S. 15). In Nord-Amerika sind auch 5 oder 6 Brutkolonien bekannt, deren Bewohner im Winter bis zum Golf von Mexiko ziehen. Der Gannet ist im strengsten Sinn des Wortes ein Meervogel; denn wenn er durch heftige Stürme vom Meer entfernt und auf festes Land verschlagen wird, so ist er hoffungslos, fliegt über Berg und Thal, soweit ihn seine Flügel tragen, bis er endlich ermattet niedersinkt und sich ergreifen oder totschlagen läßt. In diesem Zustande findet man ihn zuweilen im innern Deutschland und selbst in der Schweiz. Nach der Brütezeit verläßt er, wie bemerkt, seine Nistplätze und streift auf dem Meer nach Gegenden, wo er die meisten Nahrungsmittel findet. Der Abzug fällt auf den Oktober, der Wiederstrich auf den März.

Gegen Ende April erscheinen die brütelustigen Scharen wieder auf den Nistplätzen, wo man dann nur die ausgefärbten weißen Tölpel sieht; denn ein jüngerer Vogel, der noch das rußbraune Kleid trägt, wagt es nicht, unter den alten Vögeln am Brutplatze zu erscheinen, und wird hier von diesen auch nicht gelitten. Die Nester legen sie teils auf den Absätzen schroffer Felswände und Klippen, teils oben auf dem mit Rasen bedeckten Rücken derselben an, die niederer stehenden jedoch immer so hoch, daß sie von der Brandung nicht erreicht werden. Mit der Auswahl der Neststellen und dem Bauen der Nester beginnt ein entsetzlicher Lärmen, weil die Paare oft aneinander geraten, das Baumaterial stehlen und sich dann bekämpfen; gewöhnlich bleibt einer der Gatten als Wache zurück, während das andere die verschiedenartigen Baustoffe, Tang, Pflanzenstengel, Heu, Stroh 2c., zusammensucht und im Schnabel herbeischleppt. Fleißige Vögel tragen oft tüchtige Klumpen von 15—20 cm Höhe und 4 dcm Durchmesser zusammen, während sich die faulen begnügen, das Ei auf den bloßen Boden zu legen. Man findet nie ein einsam nistendes Paar, immer sind sie in ungeheurer Menge beisammen, zu Tausenden und Hunderttausenden, selbst bis zu Millionen, weshalb der, welcher so etwas nicht selbst sah, unmöglich im stande ist, sich eine klare Vorstellung von dem beinahe die Sonne verdunkelnden Gewimmel der Ab- und Zufliegenden, und dem ohrbetäubenden Lärm der Hadernden und Streitenden zu machen. Die Nester stehen sehr dicht, oft fußbreit bei einander. Jedes Weibchen legt nur ein einziges Ei von der Größe eines großen Hühnereis, das im Verhältnis zur Größe des Vogels klein und mit einem schwachen kalkartigen Ueberzug bedeckt ist, der abgekratzt werden kann. Während des Brütens wird das ursprünglich weiße Ei bräunlich getrübt, wie bei Lappentauchern u. a. Die Form ist etwas gestreckt, die Schale stark und grobkörnig, die frische Farbe bläulichweiß, die Länge 3,5 cm, die Breite 6,8 cm. Die Brütezeit ist eine lange, sie soll 5—6 Wochen dauern, das Junge schlüpft nackt aus dem Ei und bekommt erst nach 8 Tagen eine weiße Dunenwolle; das nackte Gesicht und der Schnabel sind schwarz, wodurch es den Anschein erhält, als habe es eine Larve. In dieser Dunenbekleidung wird das Junge dem Rumpfe nach beinahe so groß wie seine Eltern, ist aber so unbehilflich und plump, daß das Futter, welches nicht nahe vor ihm ausgewürgt worden, von ihm nicht aufgenommen werden kann. In der ersten hilflosesten Zeit wird ihm der Futterbrei in den Schnabel gegeben. Erst in einem Alter von 6—7 Wochen sind sie so weit befiedert, daß sie den Alten aufs Meer folgen können, um sich nun allmählich selbst erhalten zu lernen. Die jungen Baßtölpel sind eine gesuchte Marktware, und sollen sehr wohlschmeckend sein; die Eier werden aber als widerlich schmeckend nicht geschätzt. — Der wißbegierige Fremde hat auf der Felseninsel Baß Gelegenheit, das höchst interessante Treiben einer solchen Brütekolonie gegen Entrichtung gewisser Gebühren zu beobachten; besonders merkwürdig ist die große Zahmheit der Tölpel bei ihren Nestern, wo manche gar nicht wegfliegen, wenn man sie fast mit den Füßen berührt, oder gar ruhig sitzen bleiben, wenn man sie streichelt. Man besucht den Baß- (Bath-) Felsen von dem kleinen Wirtshaus, Kanty Bay Inn genannt, das dem Vogelberg gegenüber an der Küste liegt, und zwar durch Vermittlung des

Wirtes, der zugleich Pächter des Baßfelsen ist. Jeder Besucher wird — Kuriosität halber — aufgefordert, eine Solangans zu verspeisen, wozu aber ein guter Magen und eine wenig empfindliche Zunge gehört, da der Braten stark nach Häring und Thran schmeckt.

Der Baßtölpel ist ein unbeholfener Fußgänger; die kurzen, breiten Füße liegen weit nach hinten, der Bauch ruht fast auf dem Boden und der steife Schwanz dient als Stütze, über welchem sich die langen Flügel hoch kreuzen; dafür ist er aber ein ausgezeichneter Flieger und vortrefflicher Stoßtaucher. Die Flügelschläge sind rascher und kräftiger als bei den großen Möven, sie werden aber oft durch wirkliches Schweben ohne Flügelbewegung unterbrochen, wodurch sein Flug dem eines Storches ähnlich wird, zumal sich die Tölpel in Schneckenkreisen oft zu größter Höhe hinaufschwingen. Auf dem Meere schläft er zuweilen so fest, daß er ein heranruderndes Boot nicht bemerkt und erlegt werden kann.

Seine Nahrung sind Fische, besonders Heringsarten, Sardellen, Sprotten und Weichwürmer; er schaukelt sich in der Luft, den spähenden scharfen Blick immer nach unten gerichtet, und sobald er einen Fisch erblickt, stürzt er sich mit angezogenen Flügeln ins Wasser, ergreift ihn mit dem Schnabel und verschlingt denselben im Augenblick des Auftauchens. Bei tiefgehenden Fischen stößt er mehrere Fuß tief ins Wasser, sodaß er dem Beobachter auf einige Augenblicke ganz unsichtbar ist; wenn die Fische hoch gehen, bleibt noch ein Teil des Körpers sichtbar. Man sieht es gleich dem kräftigen Stoß und dem stärkeren Anziehen der Flügel an, wenn er tiefer eindringen will; auch fliegt er dann höher, um sich mehr Fall zu geben. Das Tauchen ist bei diesem Vogel nicht leicht und erfordert Kraftaufwand, da sein lufterfülltes Knochengerüste und die Luftbehälter unter der Haut, wie beim Pelekan, den Körper so pneumatisch machen, daß er mehr aus dem Fluge als aus dem Schwimmen zu tauchen vermag. Es ist auch behauptet worden, das letztere vermöge er gar nicht; aber es wurde bemerkt, daß flügellahm geschossene Tölpel wiederholt lange und tief tauchten, wenn man sie mit dem Boote einzuholen suchte. Er verschlingt Fische bis zu 30 cm Länge und stopft sich zuweilen Kehlsack und Speiseröhre so voll, daß er den Schnabel einige Zeit nicht mehr schließen kann, indem die Schwanzflossen des zuletzt verschluckten Fisches noch sichtbar sind, denn er ist ein gewaltiger Nimmersatt. In Gegenden, wo die Fregatten gleichzeitig leben, werden sie von letzteren als Proviantlieferanten mißbraucht, indem diese gewandten Flieger — den Raubvögeln gleich — auf die Tölpel herabschießen, sie mit ihren Flügeln peitschen, oder mit dem scharfen Schnabel kneipen, bis der geängstigte Vogel den verschlungenen Fisch wieder ausspeit, welchen die flinke Fregatte in der Luft aufzufangen weiß, ehe er noch das Meer erreicht hat. — Seine Stimme ist ein rabenartiges kurzes „rab rab rab", im Zorn heftiger „rabrabrabrab!" Beim Neste hört man ein entenartiges Quacken, die Jungen kreischen. — In der Gefangenschaft ist er mit Fischen leicht zu unterhalten, er bedarf aber deren viele, die er zwar tot verschlingt, nicht aber wenn sie faulen. Viel Wasser zum Baden ist unerläßlich. Er ist aber ein hämischer Vogel, der grimmig um sich beißt und, wo er die Haut erwischt, eine blutende Wunde macht. Erwähnt mag hier werden, daß man ein Paar auch zum Brüten und Aufziehen der Jungen brachte, doch nicht ohne erhebliche Kosten (Orn. C. 1881, S. 34).

Zweite Familie: Tropikvogel, Phaëton, *Linné* 1758.

Lepturus, *Möhring* 1752; *Briss.* 1760; — Phaeton, *Ill.* 1811; — Tropicophilus, *Leach.* 1816.

Vögel, welche den Seeschwalben gleichen, aber kräftiger gebaut sind. Der Kopf ist ganz befiedert; der Schnabel groß, stark zusammengedrückt, zugespitzt, nach der Spitze abwärts laufend, am Rande fein gezähnelt, mit durchbrochenen länglichen Nasenlöchern; die Füße sind kurz, die Hinterzehe durch eine schmale Schwimmhaut mit den Vorderzehen verbunden; der Schwanz keilförmig, 12- oder 14fedrig, die zwei Mittelfedern sehr lang und schmal, daß sie von ferne wie zwei Strohhalme aussehen. Sie finden sich fast bloß zwischen den zwei Wendekreisen und fliegen in ungeheurer Entfernung vom Lande aufs hohe Meer hinaus, um Fische zu fangen, welche sie stoßtauchend aus dem Wasser holen und dabei mit eingezogenen Flügeln fußtief eindringen und stets unter der Oberfläche verschwinden. — Gray hat in seiner „Hand-List 1871" 4 Arten verzeichnet, hier: 1 Art.

Der Tropikvogel. Phaëton aethereus, *Linné.*

Sonnenvogel. — Avis tropicorum, alte Aut.; Avis Rabos forcados, *Aldr.*; — *L. cit.*; — Ph. aethereus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Temm.*; *Blas.* in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Ph. melanorhynchus, *Gm.*; — Ph. Catesby, *Brandt.*

Ein alter Tropikvogel ist eine der schönsten Erscheinungen des Meeres. Das blendende Weiß mit dem Rosenanflug, der anmutige Flug, unterbrochen durch die kühnen und tiefen Stöße unter das Wasser, erregen die Bewunderung aller Seefahrer, zumal sie gern die Schiffe umkreisen und auch wohl — wenn man sie nicht verscheucht — tagelang begleiten.

Länge 77,5 cm, von denen nur 30 cm auf den Rumpf mit Kopf und Schnabel kommen, weil der Schwanz mit seinen sehr verlängerten Mittelfedern 48 cm wegnimmt; diese sind ungefähr 30 cm länger, als die übrigen Schwanzfedern; der Flügel mißt 28 cm, der Schnabel 6 cm, der kurze Lauf nur 2,5 cm. Etwa Entengröße.

Beschreibung. Der alte Vogel ist oben und unten blendend weiß, mit sanftem Rosa-Anflug, vor und hinter den Augen schwarz; die großen Schwingen sind schwarz mit weißer Spitze; die Hinterschwingen und Schulterfedern an der Spitze breit schwarz mit weißen Kanten; der Schwanz weiß. Bei jüngeren Vögeln ist das Gefieder besonders auf Kopf und Hinterkörper schwarz gefleckt; in den Weichen stehen breite Schaftflecken, über dem Flügel eine breite schwarze Querbinde. — Der Schnabel ist weit höher als breit, korallenrot, das Auge braun, die Füße gelb.

Seine Heimat sind die Inseln und felsigen Küsten der tropischen und subtropischen Meere beider Hemisphären, nämlich des Atlantischen, Indischen und Stillen Oceans, weshalb ihm Linné wohl auch den dichterischen Namen gab, denn seine Erscheinung zeigt den Seefahrern den Anfang der heißen Zone an, man mag von der nördlichen oder südlichen Seite kommen, und zwar in Aequators Nähe auf allen Weltmeeren. Ueber den 40. Breitegrad scheint er freiwillig nicht hinauszugehen; wo das vorkommt, ist er nur als ein durch heftige Stürme verschlagener Vogel zu betrachten; übrigens soll er schon, als größte Seltenheit, bei Helgoland erbeutet worden sein. Er pflanzt sich auf der Bermudengruppe, besonders auf der Felseninsel Gurnet-Read, fort. Auch ist dies bekannt auf den Felseninseln der Bahamas, der Azoren und Kanaren. Diese echten Oceanvögel brüten bekanntlich auf unbewohnten Inseln weit weg vom Kontinent oder auf unzugänglichen Klippen der Küsten, wie es auch mit Sula, Fregata, Diomedea, Procellaria, Puffinus, Thalassidroma u. a. der Fall ist. Nach vollzogener Brut ziehen diese Vögel wieder hinaus auf das weite Meer und halten sich hier entweder in der Nähe des Brutplatzes oder nicht allzu entfernt auf, worunter aber doch wohl hunderte von Seemeilen zu schätzen sind, und bringen den übrigen Teil des Jahres in Nahrungsgeschäften zu. Ihr außerordentliches Flugvermögen macht es ihnen möglich, sehr weit auf dem freien Ocean herumzuschweifen, der ihre Heimat ist. — Im Mai findet man in Felsenlöchern jener Eilande das einzige Ei, welches rein oval, dünn-, aber ziemlich rauhschalig ist, und auf bleich schokoladebraunem Grunde mit größern und kleinern verwaschenen Flecken von brauner Farbe besetzt ist. Die Länge beträgt 5,8 cm, die Breite 3,9 cm. — Der leichte, graziöse und schwebende Flug, das von dem tiefen Blau der Tropenluft hell abstechende blendende Weiß machen diesen zutraulichen Vogel zum Lieblinge der Schiffer, die er, ohne scheinbare Bewegung der schmalen langen Flügel, oft mehrere Tage lang auf hoher See, bis zu 300 Seemeilen vom Lande entfernt, begleitet. Kein Vogel fliegt mit gleicher Anmut, man meint, er schwimme und ruhe in der Luft, denn ohne sichtbare Flügelbewegung und ohne den Körper zu wenden, zieht er in gewaltigen Höhen rasch dahin; nur wenn er im Fischen begriffen, oder ein Schiff gewahrt, fliegt er rasch und kräftig, senkt sich in weiten Bogen schnell herab und unterläßt nicht, das Schiff einigemal spähend zu umkreisen. Die kurzen und weit zurückgestellten Füße verursachen, daß er nur sehr notdürftig mit aufliegender Brust sich fortzuschieben vermag, wozu er auch noch seine Flügel ausbreitet. Sein Schrei ist mövenartig. In Gefangenschaft dauert er nur kurze Zeit und kann mit Fischen unterhalten werden. Er ist aber bissig und verwundet mit seinem scharfen Schnabel sehr fühlbar. — Seine Nahrung besteht aus Fischen, besonders fliegenden, wobei ihm sein gezähnelter Schnabel trefflich zu statten kommt, und aus Mollusken. Meist schweift der Tropikvogel, nach Heuglin, in gerader und wagrechter Bahn 12—20 m über dem Wasserspiegel dahin, den Schnabel abwärts gerichtet, den Schwanz wenig gebreitet. Hier und da hält er an, rüttelt oder schwebt und stürzt dann plötzlich und pfeilschnell auf Fische herab; er taucht dabei tiefer als die Seeschwalben, steigt auch in gerader, d. h. viel steilerer Bahn wieder in die Höhe. Bei stürmischer Witterung sieht man ihn selten auf See, er sucht dann Schutz in Felsenhöhlen; bei klarem Himmel und ruhiger Luft ist er dagegen beständig in Bewegung, teils Nahrung suchend, teils in Flugspielen sich tummelnd.

Dritte Familie: Fregattvogel, Tachypetes, *Vieillot* 1816.

Fregata, *Ray; Briss.* 1760; *Cuv.* 1800; — Atagen, *Möhr.* 1752.

Der Schnabel ist sehr schlank, nach vorn etwas ansteigend, an der Spitze beider Kiefern mit deutlich abgesetztem, abwärts gekrümmtem scharfem Nagel versehen; die befiederten Läufe sind sehr kurz, vorn quer getäfelt, sämtliche Zehen durch halbe Schwimmhäute miteinander verbunden, jede Zehe mit gebogener, sehr spitziger Kralle, die Kralle der Mittelzehe ist sägenartig eingeschnitten; die Flügel sind äußerst lang, spitz, schmal; die 1. Schwungfeder die längste, die folgenden stufen sich rasch ab; der 12fedrige Schwanz ist stark gegabelt. — Es gibt nur 2 Arten, davon hier: 1 Art.

Der Fregattvogel. Tachypetes aquilus, *Linné.*

Kriegsvogel, Meergeier, Schneider; auf Kuba: Rabihorkado. — Vultur marinus, *Feuillée* 1714; — Pelecanus aquilus, *Osbeck* (Schüler Linnés) 1750; *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; — Pel. Palmerstoni, *Gm.*; — Pel. leucocephalus, *Lath.* 1790; — Fregata aquila, *Cuv.* 1800; — Carbo aquilus, *M. & W.* 1810; — Tachypetes aquilus (= aquila), *Vieill.* 1816; *Blas.* in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1882; — Atagen aquila, *Gray* 1845; *Rchw.* 1882.

Die Länge beträgt 108, die Breite 230, Flügellänge 65,5, Schwanzlänge 47 cm; das Gewicht dagegen nicht viel mehr als 3 Pfund. Scheinbare Größe fast wie eine Gans.

Beschreibung. Das alte Männchen ist schwarz, Oberkörper und Brust metallisch glänzend; die Kehlhaut bis zum Kropf nackt. Das jüngere Männchen ist braunschwarz, auf der Brust, am Grund des Halses und am Kopf weißgrau, der Oberflügel längs dem Unterarm fahlbräunlich, die Kehlhaut am Kinn erweitert. Das Weibchen hat einen weißen Brustfleck. Die Dunenjungen sind gelblichweiß und haben auffallend kurze Füßchen.

Das Auge ist tiefbraun, die nackte Stelle um dasselbe purpurblau; der Schnabel vorn an der Spitze dunkel hornfarbig, in der Mitte weiß, an der Basis lichtblau; die nackte Kehlhaut orangerot; die Füße hell karminrot. — Weiteres siehe oben bei den Familienkennzeichen.

Dieser stattliche Vogel bewohnt die südlichen Meere zwischen den Wendekreisen wie der Tropikvogel, rings um die ganze Erde, aber nicht überall in gleicher Häufigkeit. Man findet ihn an den Küsten der tropischen Länder des amerikanischen Festlandes und der Antillen, nebst den Bahamainseln. Auf Kuba ist er an allen Küsten Standvogel und gemein; man sieht ihn z. B. in Habana täglich in mehreren Exemplaren über dem Hafen schwebend; es gehört zu den großen Seltenheiten, daß einmal dieser Vogel durch heftige und anhaltende Stürme von seiner gewöhnlichen Flugbahn ab und nach nordischen Breiten getrieben wird. Doch hat Bechstein einen Fall verzeichnet, daß im Jahr 1792 ein Fregattvogel auf der Weser erlegt wurde. Seine ausgezeichneten Flugwerkzeuge befähigen ihn zu einem äußerst schnellen und dauerhaften Fluge, so daß er oft mehr als 70 geographische Meilen vom Lande den Seefahrern begegnet. Die Verwegenheit, der kühne Flug, die raubvogelartigen Krallen, der scharfe krumme Schnabel, veranlaßten Osbeck und Linné, denselben Pelekan-Adler, Pelecanus aquilus, zu benennen, denn alle diese Eigenschaften geben ihm Aehnlichkeit mit einem Raubvogel. Die französischen Matrosen nennen ihn „Schneider", wegen des Schwanzes, der sich wie eine Schere öffnet und schließt. Der Fregattvogel ist einer der schnellsten Flieger auf dem Meere; so behend die Seeschwalben und Möven sind, so verursacht es ihm keine Mühe, sie zu überholen. Meerschweine und Delphine beobachtet er unablässig, um die von ihnen aufgejagten Flugfische, welche seine Lieblingsspeise bilden, zu verfolgen. Sie stürzen sich jedoch nicht in das Wasser, denn ihre langen Flügel würden das Auffliegen aus demselben hindern, sondern kurz vor Berührung des Wassers ändern sie die Richtung des Fluges, schießen hart über die Wasserfläche und steigen durch die Gewalt des Absturzes wieder in die Höhe, nachdem sie im Vorüberfliegen mit dem Schnabel die Beute ergriffen haben. Diese besteht, wie bemerkt, aus fliegenden und nichtfliegenden Fischen, auf der Oberfläche schwimmenden oder toten Seetieren, ins Meer geworfenen Abfällen von Fleisch u. a. Sie zwingen auch durch Stoßen auf Seeschwalben, Möven, Tölpel, Scharben u. a. Fischfresser die von denselben aufgenommene Beute auszuwürgen und erfassen sie meist vorher ehe sie das Wasser erreicht. Auch junge Vögel rauben sie wo sie können. Sie schwimmen nicht, weil ihre kurzen Füße und ihre überaus langen Flügel dies beschwerlich machen. Ihr gewöhnlicher Flug ist majestätisch, fast ohne Flügelschlag, ähnlich dem Fluge der Aasgeier, von

welchen sie sich aber sehr leicht durch die spitze Form der Flügel unterscheiden. Audubon hält die Fregatte für den schnellsten Flieger. Der Habicht, der Wander- und Gierfalk müssen ihre Opfer zuweilen eine Viertelstunde weit verfolgen, ehe sie sich derselben bemächtigen können, die Fregatte hingegen stürzt sich aus ihrer Höhe mit der Schnelle des Blitzes herunter auf einen Seevogel, den sie vorher fischen sah, und zwingt ihn, die verschlungene Beute wieder auszuwürgen. Zuweilen kreisen die Fregattvögel stundenlang in hoher Luft, verfolgen sich spielend unter den wundervollsten Schwenkungen; nur beim Forteilen schlagen sie langsam mit den Schwingen. Auf dem Boden sind sie, wie bemerkt, wegen ihrer kurzen Füße ungeschickt und können nur schwer auffliegen. Auf Kuba brütet diese Art im Mai, oft in Gesellschaft, und baut auf horizontalen Aesten der hart am Meere stehenden hohen Bäume aus Reisern ein flaches kunstloses Nest, worin 2—3 längliche glanzlose grünlichweiße Eier von 67 + 50 mm gefunden werden (Dr. Gundlach, Cab. J. 1875, S. 406). Nach andern Angaben brüten die Fregattvögel auch auf Felsen, gern unter Tölpeln, und soll in diesen Nestern nur ein einziges Ei oder Junges gefunden werden, das nur 52 + 37 mm mißt. Die Differenzen dieser Angaben müssen weitere Erfahrungen zurecht stellen; möglich, daß es sich überhaupt um zwei besondere Arten handelt. Dr. Gundlach gilt für einen zuverlässigen Beobachter. Das Ei hat den gleichen Ueberzug von weißem kohlensaurem Kalk, wie die Eier der großen Scharbe, ist aber etwas bauchiger; der innere Schein ist ein gelblicher, bei den Scharben ein grünlicher.

Der Fregattvogel ist sehr wehrhaft, was folgende Anekdote bestätigen mag. Ein solcher wurde auf einem Schiffe, das er zum Ausruhen benutzte, gefangen; kaum war er auf dem Verdecke, als sich ihm ein riesenhafter Hund näherte; der Vogel schlug gleich nach ihm, der Hund nahm die Herausforderung an, mußte sich aber nach kurzem Kampf als Besiegter mit blutigem Kopfe zurückziehen; der Schlag des Vogels war stets nach den Augen gerichtet. Das Fleisch dieser Vögel ist dunkelfarbig und sehr zäh mit Thrangeschmack. Die Stimme ist krächzend. Sie haben auch die Gewohnheit, sehr früh am Tage, schon nachmittags um 3 Uhr, ihre Schlafplätze aufzusuchen. Werden sie daselbst gestört, so fliegen sie augenblicklich auf das hohe Meer hinaus, ziehen in großer Höhe ihre Kreise und kehren erst in der Dämmerung wieder zurück.

Vierte Familie: **Scharbe**, Phalacrocorax, *Brisson* 1760.

Carbo, *Gesn.*; *Lacépède* 1800; — Graculus, *L.* 1735; — Halieus, *Ill.* 1811; — Hydrocorax, *Vieill.* 1816; — Microcarbo *Bp.* 1856.

Die Scharben sind durch ihren kräftigen walzigen Körper, den ziemlich kleinen Schlangenkopf, den langen Hals und insbesondere durch die kurz aussehenden Flügel, welche kaum zu dem steifen Schwanz reichen, von den vorbeschriebenen Arten leicht zu unterscheiden. Der Schnabel ist gerade, mittellang, an den wie eingesetzt aussehenden Spitzen herabgebogen, die obere in starkem Haken überhängend; seitlich sehr zusammengedrückt, der Oberschnabel gefurcht, die Firste gerundet, die Scheiden etwas eingezogen und sehr scharf; der Mund bis hinter das Auge gespalten, der Rachen sehr weit, die Zunge sehr klein; die Haut der Unterkinnlade nackt und dehnbar; das Gesicht meist nackt; die Nasenlöcher nahe der Stirn, in einer Seitenfurche liegend, aber von außen nicht bemerkbar; die Füße kurz und stark, vorn genetzt, mit langen Zehen, von denen die äußerste die längste ist, allesamt nach innen durch drei Schwimmhäute verbunden, der Nagel der 3. Zehe ist gezähnelt; die Schenkelfedern sind etwas verlängert, die langen Armknochen und die kurzen Schwingen machen, daß am zusammengelegten Flügel die vordere mit der hintern Flügelspitze fast von einerlei Länge ist, wodurch der Flügel kurz aussieht; die 3. Schwinge gewöhnlich die längste; der abgerundete Schwanz hat 12—14 Federn, deren Schäfte ungewöhnlich hart und fischbeinartig sind, die obern und untern Schwanzdeckfedern sind äußerst kurz, so daß es fast aussieht, als seien die längern Bürzelfedern ausgerupft. Der Kopf ist klein, die Stirn niedrig, das Gefieder dicht und knapp.

Die Scharben sind gesellig, bewohnen die Meeresgegenden, doch nicht sehr hoch nach den Polen zu; nur wenige Arten auch die süßen Gewässer; sie stützen sich beim Stehen und Gehen auf ihren starren Schwanz, breiten gern die Flügel halb aus und fächern damit, sind hurtige Schwimmer und meisterhafte Taucher, wobei sie nur mit den Füßen rudern und außerordentlich schnell fortschießen. Der Flug hat Aehnlichkeit mit dem der Enten, ist aber auch schwebend und geht schnell von statten. Wenn sie plötzlich erschreckt werden, fallen sie wie ein Stein ins Wasser, schwimmen unter demselben weit fort und fliegen beim Auftauchen schnell davon. Sie nisten auf Felsen, Bäumen und in Gebüschen, legen längliche Eier von grünweißlicher Färbung, die 4 Wochen abwechselnd bebrütet werden. Die kurzflaumigen Jungen bleiben solange im Nest, bis sie flügge sind, färben sich aber erst im 3. Jahre vollständig aus. Sie werden von den

Alten gemeinschaftlich gefüttert, welche ihnen kleine Fische dutzendweise auf den Nestrand vorwürgen, von denen auch viele wieder herabfallen, aber nicht mehr aufgelesen werden. Die Luft wird dadurch so verpestet, daß man die Nistplätze weiter riecht als sieht. Fische und wieder Fische sind ihre Nahrung, welche sie gewandt wie eine Otter zu fangen wissen. Eine erwachsene Scharbe frißt täglich soviel Fische, daß man eine Familie von 4 Personen damit unterhalten könnte. A. Brehm hat beobachtet, daß ein solcher Vielfraß über 40 Stücke 20 cm lange Plötzen verschlang. Können sie andere kleine Tiere erhaschen, wie Dunenjunge oder kleine Wasservögel, so versäumen sie es nicht. Selbst vorüberfliegende Schwalben werden zuweilen von der ruhenden Scharbe mit Blitzgeschwindigkeit erhascht und hinabgewürgt. Man sucht sie deshalb überall zu vertreiben. — Von etwa 30 Arten hier beschrieben: 3 Arten.

Die Kormoranscharbe. Phalacrocorax carbo, *Linné*.

Taf. 31, Fig. 4.

Kormoran, Schwarzer Pelekan, Wasserrabe, Seerabe, Gänsetaucher, Scharbe, Eis-, Baumscharbe, Skalver, Schulver, Stolucherez, Vielfraß, Bisamvogel, Morfex. — Corvus aquaticus, alte Autoren; — Morfex, *Gesn.*; *Belon*; *Aldr.*; *L. cit.*; — Pelecanus carbo, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; — Carbo cormoranus, *M. & W.* 1810; *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Halieus carbo, *Ill.* 1811; — Phal. carbo, *Leach.* 1811; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1889; — Carbo glacialis, *Br.* 1831; — Graculus carbo, *Gray* 1841; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Hal. cormoranus, *Naum.* 1842; — C. albiventer, *Tickell* 1855.

Kennzeichen. Der Schnabel ist so lang als der Kopf, stark, an der Wurzel viel stärker als in der Nähe des Hakens; Augenkreis und nackte Kehlhaut gelblich; ein weißer Federkreis vom Auge an rings um die Kehle; die Rückenfedern abgerundet, kupferbraun und schwarzgrün scharf gesäumt; der Schwanz 14febrig. Größe der Bisamente.

Länge 81 cm, Flugbreite 13,7 dcm, Flügellänge 34,5 cm, Schwanzlänge 16 cm, Schnabellänge 7,5 cm, Lauf 5,8 cm, die längste äußere Zehe 1 dcm, wovon der Nagel 1,2 cm mißt.

Beschreibung. Im Hochzeit- oder Winterkleid sind Wange und Kehle weiß; im Nacken stehen schmale flatternde Federn, die den Hinterkopf mähnenartig dick machen und schneeweiß zwischen den gewöhnlichen grünschwarzen durchblicken; der Hals, der ganze Unterleib und der Schwanz sind grünschwarz mit metallischem Glanze; ein fast viereckiges weißes Feld wird von Flockenfedern auf der Außenseite des Schenkels gebildet; der Oberrücken und die Flügeldeckfedern bronzeglänzend, wie geschuppt mit tiefschwarzen Kanten; die hintern Schwingfedern grauschwarz mit schwarzen Käntchen; die vorderen Schwingen tief braunschwarz mit schwarzen Schäften. Im Sommerkleid sind die zarten weißen Flockenfedern im Nacken und am Schenkel abgebrochen, und diese Stellen sind schwarz. Das Jugendkleid ist mehr grünlich schwarzgrau als schwarz und geht an den untern Teilen in ein schmutziges Weiß über; die Oberrücken-, Schulter- und Flügeldeckfedern haben eine glänzende, schmale, dunkelbraune Einfassung, alles mit Bronzeglanz. Das Zwischenkleid zum ausgefärbten ist oben viel dunkler braun und glänzender.

Der Schnabel ist bis hinter das Auge gespalten, wo der Kopf breit wird (deshalb ein breiter, tiefer, fleischfarbiger Rachen), von Farbe bleigrau rötlich, an der Basis der Unterkinnlade gelb, auf der Firste schwarz, der Kehlsack ist graugrünlich, die übrigen nackten Teile trübgelb; das Auge liegt nahe am Schnabel, ist klein, mit tückischem Ausdruck, im Alter dunkelgrün, in der Jugend braun; die Füße sind stämmig, weichhäutig; die Kralle der Mittelzehe ist gezähnelt, von Farbe schwarz. — Das Weibchen ist etwas kleiner. Es ist übrigens in den Größenverhältnissen dieser Vögel ein bedeutender Unterschied, auch in der Anzahl der Schwanzfedern kommen Abänderungen vor, denn die Zahl dieser beträgt 12—16.

In China und Japan werden die Kormorane zum Fischfang abgerichtet, denn sie pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort. Die Eier werden aber durch Haushühner ausgebrütet. Diese Art weicht aber von der europäischen ab, ist größer und die Grundfarbe auf dem Rücken lichter. Es ist der Chinesische Kormoran, Phalacrocorax sinensis, *Brisson*, und in Ost-Asien heimisch. Bei Hochwasser, erzählt Doolitle, sind die Brücken in Futschau von Chinesen dicht besetzt, welche diesem Fischfange zusehen. Der Fischer steht auf einem meterbreiten 5—6 m langen Floße aus Bambus, welches mit einem Ruder bewegt wird. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen die Vögel ins Wasser, die saumseligen werden mit dem Ruder hineingetrieben und sämtliche verschwinden unter Wasser. Sobald die Scharbe einen Fisch erbeutet hat, taucht sie auf und setzt sich auf das Floß, wo ihr der Fisch abgenommen wird. Verschlingen kann sie denselben nicht, weil ihr ein Ring um den Hals gelegt ist. Nach kurzer Ruhe wird sie von neuem an die Arbeit geschickt. Bei großen Fischen, welche sich tüchtig gegen das Verschlingen wehren, kommt der Fischer zu Hilfe, und zwar fängt er beide, den Kormoran samt Fisch mit einem Hamen, nimmt den Fisch in den Kasten und setzt den Vogel wieder in Freiheit. Nach gethaner Arbeit werden die Vögel gefüttert. Aber nicht allein in China und Japan, sondern



Artist. Anstalt v. E. Höchdanz, Stuttgart.

auch an den Höfen Englands und Frankreichs wurde der Fischfang z. B. mit dressierten Seeraben betrieben. Ihre Lehrmeister waren meistens Engländer, welche so gut bezahlt wurden, wie die Falkoniere; besonders wurden die Vögel zum Forellenfang verwendet. Aus dem Zimmer wurden sie mit verhülltem Kopf nach dem Boot getragen. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie in den Strom, gewöhnlich 4 Kormorane, und verfolgten die Fische mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit. Hatten sie nun je 4—6 Fische gefangen, so wurden sie gerufen, gehorchten augenblicklich und spieen die Fische aus. Am Ende des Fischfanges wurde das Halsband gelöst und jedem ein Fisch zugeworfen, den er geschickt in der Luft auffing. In Europa hat sich aber der Fischfang mit Kormoranen nicht eingebürgert und ist nie allgemein geworden.

Diese Scharbe ist über ganz Europa verbreitet, vom mittleren Norwegen bis zum Süden; im Winter sehr zahlreich in Afrika, sehr häufig an den mittelländischen Gewässern; ebenso in Nord-Amerika. An den Küsten der skandinavischen Halbinsel ist sie gemein, auch auf vielen Binnenwassern Schwedens zu treffen, so auch in Dänemark, Holland, England, Frankreich, Sardinien. An der Donau ist sie sehr häufig, in vielen Gegenden Ungarns sehr gemein, und bleibt dies auch, dem Lauf der Donau folgend, bis in die Dobrudscha hinein. Das gleiche gilt auch für Süd-Rußlands fischreiche Gewässer. An der untern Odergegend und in Pommern kommt sie häufig vor und streift von dort nach verschiedenen Richtungen umher, so nach Preußen, Schlesien, Sachsen, Anhalt u. s. w. In der Schweiz ist sie selten. Bei uns zeigt sie sich nur im kalten Winter auf dem Boden- und einigen anderen Seen. Im Spätjahr sieht man sie am häufigsten umherstreifen, wobei sie den fischreichen Gewässern folgen, die meisten sind aber am Meere; im Frühjahr begeben sie sich wieder auf ihre Nistplätze, an großen Binnengewässern, oft ziemlich tief ins Land hinein. Sie suchen für gewöhnlich ihre alten Brutplätze wieder auf, an die sie große Anhänglichkeit zeigen und nur mit Gewalt davon abgetrieben werden können.

Im hohen Norden bewohnt der Kormoran kahle, rauhe Felsengestade, welche durch ihre weißübertünchte Farbe sogleich ins Auge fallen, südlicher sucht er bewaldeten Strand; wenn er das Meer verläßt und tiefer ins Land eindringt, wählt er lieber ruhig fließende Flüsse, große Landseen, Altwasser, sumpfige Gegenden mit größern und kleinen Gewässern, und wird hier ein halber Waldvogel, der durch seinen scharfen Unrat die Bäume zu Grunde richtet. Er nistet auf hohen Felsen, Bäumen, Gebüschen und im Schilf, wie es die Gegend seines Aufenthalts darbietet. Durch die Odermündung drängte sich eine Schar bis Oderberg hinauf, vertrieb hier eine Reiherkolonie und wuchs schnell zu einer solchen Unzahl an, daß sie mit Gewalt vertrieben werden mußte, was aber erst nach ein paar Jahren gelang. Ebenso entstand eine große Kolonie beim Dorfe Klein-Schönebeck in der Mark, die ebenfalls mit Gewalt verjagt wurde; an einem Tage wurden hier über 400 junge Kormorane geschossen, und dieser Vertilgungskrieg so lange fortgesetzt, bis man sie wieder los war, weil sie überall die Fischereien zu Grunde richteten.

Das Nest ist ein großer, breiter Klumpen von Reisern, Pflanzenstengeln, Tang, Seegras, Schilf, Binsen und dergl., inwendig immer naß und sehr schmutzig. Sie vertreiben daher gern Raben, Krähen oder Reiher aus ihren Nestern, um die erste Grundlage zu einem solchen zu erhalten. Die 3—4 Eier, welche ein Weibchen legt, sind eigentümlich, sehr schlank oder länglich; die eigentliche Schale ist blaugrünlich weiß, der kalkige Ueberzug ist grünlichweiß; sie werden aber bald so besudelt, daß sie olivenbräunlich marmoriert erscheinen, welches sich aber mit warmem Wasser abwaschen läßt; ihre Länge beträgt 6,4 cm, ihre Breite 4 cm. Die Brütezeit dauert 4 Wochen. Die Jungen sehen im Dunenkleide rauchfahl aus, die nackte Stelle ums Auge ist fleischfarbig. In Deutschland macht der Kormoran zwei Bruten, wovon die erste Ende Juni, die zweite im August ausfliegt.

Auf dem Lande ist der Kormoran unbehilflich und träge, im Wasser lebhaft und flink; wenn er steht, ist seine Brust sehr aufgerichtet und der Schwanz meist gegen den Boden gestemmt, zumal wenn er sich auf den Lauf niedergelassen hat. Auf Bäume setzt er sich sehr gern und weiß sich mit seinen breiten Ruderfüßen fest anzuklammern. Er schwimmt vortrefflich, wobei er sich nach Belieben mehr oder weniger tief unter die Fläche einsenken kann; wenn er verfolgt wird, bleibt nichts mehr über dem Wasser sichtbar als Kopf und Hals, wie bei den Lappentauchern. Mit einem kleinen geräuschlosen Ruck taucht er bis in bedeutende Tiefen unter und ist imstande, mehrere Minuten (2 Minuten gewiß) unter Wasser zu bleiben, und kann über 100 m weit unter demselben fortrudern. Beim Auftauchen atmet er rasch, verschwindet bei Gefahr sofort wieder und schießt dann pfeilschnell mit weit ausholenden Stößen unter Wasser dahin, so daß ein — von tüchtigen Ruderern geleitetes Boot ihn nicht einholen kann. Wenn er außerhalb des Wassers sitzt, breitet er gern die Flügel aus und fächert damit, um sie zu trocknen, da sie sonderbarerweise das Wasser annehmen. Der Kormoran fliegt nicht so viel wie die Tölpel oder Möven, doch aber mehr als die Taucher. Er ist schlau, vorsichtig, am Brüteplatz zwar weniger, entzieht sich aber auch da jeder nahenden Gefahr, indem er sich über Schuß-

höhe in die Luft erhebt. Obgleich gesellig mit seinesgleichen, auch sonst die Gesellschaft anderer Vögel suchend, (wiewohl aus eigennützigen Zwecken, da er sie ihrer Neststellen beraubt), so ist er doch immer hämisch gelaunt. Das tückisch blitzende, grüne Auge in dem hinten breiten Kopf geben ihm ein marder- oder schlangenähnliches Aussehen, und wirklich läßt er auch keine Gelegenheit unbenutzt, um sich ihm nahende Geschöpfe mit Schnabelhieben zu verletzen. Prof. Gust. Jäger erzählt eine Beobachtung, die er im Zoologischen Garten in Wien (Nov. 1863) machte: „Die Kormorane legen sich an regnerischen Tagen der Länge nach flach aufs Wasser und fangen mit einer beispiellosen Gewandtheit die hart am Wasserspiegel nach Insekten jagenden Schwalben; ich sah nie einen fehlgreifen."

Vor den Bissen eines alt eingefangenen Kormorans hat man sich sehr zu hüten, da er gern ins Gesicht haut. Jung aufgezogen wird er anhänglicher, lernt seinen Wärter kennen, bleibt für Fremde aber immer gefährlich. Seine Stimme ist rauh wie Rabengeschrei und klingt: „kra, kra!" Die Nestjungen haben häßlich kreischende Töne. Er verschlingt Fische bis zu 30 cm Länge und 7 cm Breite; Aale, die ihm besonders gut schmecken, selbst bis zu 60 cm Länge; Schollen holt er vom Grunde des Meeres bis aus 40 Meter Tiefe, und weiß sich durch seine Gewandtheit auch die flinksten Fische zu erjagen. In der Mark plünderte er den Werbelin-See, der viele Moränen enthielt, vollständig aus. Die Kormorane wurden zwar mit Gewalt vertrieben, der See war aber seiner feinsten Fische beraubt. Auf dem weiten Meer beeinträchtigt der Kormoran durch seine Fischjagden den Menschen nicht, an den Fischereien der Küsten- und Binnenländer ist er aber unbedingt ein sehr schädlicher Vogel.

Die Krähenscharbe. Phalacrocorax graculus, *Linné*.

Taf. 31, Fig. 5.

Kurzschwänzige, Haubenscharbe, Grüne Scharbe, Kleiner Kormoran, Wasserkrähe, Kropfente, Schlucker, Skrav. — Graculus palmipes, *Aldr.*; — Pelecanus graculus, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Pall.*; — Pel. cristatus, *Brünn.* 1764; *Fabric.* 1780; *Gm.*; *Faber* 1822; — Carbo graculus, *M. & W.* 1810; *Temm.* 1820; *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Halieus carbo, *Ill.*; — Hal. graculus, *Ill.* 1811; *Naum.* 1842; — C. cristatus, *Temm.*; — Phal. graculus, *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1889; — Grac. cristatus, *Gray* 1841; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Halieus cristatus, *Glog.* 1842.

Kennzeichen. Der Schnabel ist gestreckt und länger als der Kopf, nach vorn wenig schwächer als an der Wurzel; die Federn des Mantels haben am Ende eine kleine Spitze; Füße schwarz; Gesicht und Kehlsack vorn nackt und rötlich; der Schwanz hat 12 Federn. Entengröße.

Länge 68 cm, Breite über 1 m, Schwanzlänge 13, Schnabel 6—6,5, Lauf 5,5 cm.

Beschreibung. Kopf, Hals und alle unteren Theile sind lebhaft schwarzgrün mit Seidenglanz; oben matt schwarz mit schwachem Kupferglanz und tief samtschwarzen schmalen Federkäntchen. Alte Vögel bekommen auf der Stirn zwischen den Augen einen kleinen 5—8 cm langen beweglichen Federbusch. Bei sehr alten Vögeln sind die längsten Federn dieses Busches etwas nach vorn übergekrümmt. Hinter diesem Büschel ist die Haut nackt und rauh und bildet eine Art kleiner Glatze. Im Jugendkleid ist die Oberseite dunkelgraubraun mit schwachem Bronzeschimmer und kaffeebraunen Federkanten, die schnell in Bräunlichweiß übergehen; nach hinten schwarzbraun, ebenso die Seite des Bürzels und der Schenkel; der Unterleib ist bis zu den schwarzbraunen Schenkeln weiß, seitwärts in die Rückenfarbe verwaschen.

Der Schnabel ist bei alten Vögeln schwarz, im mittlern Alter an der Basis gelb, in der Jugend schmutzig rotgelblich, längs dem Rücken grauschwarz; das kleine Auge ist lebhaft meergrün, bei jüngeren dunkel grasgrün, in der Jugend graubraun; die stämmigen Füße sind im Alter schwarz, oft mit weißlichen Flecken, am jungen Vogel licht gelblichbraun, mit den Jahren dunkler werdend.

Die Krähenscharbe bewohnt die nördlichen Meere bei Grönland, Island, Lappland, Norwegen, das Eismeer bis nach Kamtschatka, die großen Seen in Sibirien, namentlich den Baikal. Auch in Schott- und Irland, auf den Faröern, an den Küsten Nord-Englands sind sie noch häufig; selbst im Mittelländischen und Adriatischen Meer werden einzelne getroffen; auch in der Elbemündung und bei Helgoland wurde sie schon erlegt. — Sie ist ein Meervogel, kommt aber auch auf Binnenwassern vor, auf dem Baikal in unermeßlichen Scharen, und bewohnt Stellen, wo Felsengestade, niedrige Klippen oder hohe, überhängende Felsenwände sich aus dem Wasser erheben. Die weiße Farbe der Felsen verrät schon von ferne ihre Nester. An solchen Plätzen nistet auch diese Scharbe in einer Höhe von 30—45 m über dem Wasserspiegel in kleinen Kolonien zwischen andern Seevögeln, welche diese Stellen mitbewohnen. Der häufige Unrat, mit welchem sie alles umher wie mit Kalk übertünchen, und das Auswürgen halb verdauter Fische machen solche Plätze sehr schlüpfrig und ekelhaft. In dem ansehnlich großen und feuchten Neste findet man Ende April und im Mai 3—4 Eier, welche eine gestreckte Form haben, denen

der Kormoranscharbe täuschend ähnlich und nur wenig kleiner sind. Auf Bäumen oder in Gebüschen brütet diese Scharbe nicht. Ihre Stimme hört man selten, sie ist tieftönend und schnarrend; die Jungen kreischen.

Die Zwergscharbe. Phalacrocorax pygmaeus, *Pallas.*

Taf. 31, Fig. 6.

Zwergkormoran, Kleine Scharbe. — Pelecanus pygmaeus, *Pall.* 1773; *Gm.*; — Halieus pygmaeus, *Ill.* 1811; *Naum.* 1842, — Hydrocorax pygmaeus, et niger, *Vieill.*; — Carbo pygmaeus, *Drapier* 1828; *v. Hom.* 1885; — Phal. pygmaeus, *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1889; — Graculus pygmaeus, *Gray* 1841; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* .1886.

Kennzeichen. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, mit schwachem Haken; der 12fedrige Schwanz ziemlich lang, dessen Federn stufig zugespitzt; die Federn des Mantels sind länglich mit schwarzen Rändern, ohne einen Spitzfleck; der nackte Augenkreis und die befiederte Kehle schwarz. Größe einer Knäckente.

Länge 56,5 cm, Flugbreite 60 cm, Länge des Halses 19 cm, Länge des Flügels 20,5 cm, Schwanz 15,5 cm, Schnabel 2,9 cm, Lauf 3,5 cm.

Beschreibung des Prachtkleides. Den Kopf und halben Hals bedeckt ein dichtes seidenweiches Haargefieder, das vor dem Scheitel verlängert ist und hier eine kleine Haube bildet, von kastanienbrauner Farbe; das übrige Gefieder ist tief schwarz von außerordenlichem Glanz mit schwachem stahlgrünem Schiller; die größern Schulter- und Flügeldeckfedern und Schwingen zweiter und dritter Ordnung sind dunkelaschgrau mit scharfen tiefschwarzen Kanten und scharfen Schäften. Das Sonderbarste in diesem Kleide sind eine Menge feiner weißer flockenartiger Federchen, die zwischen den andern Federn stehen und nur wie weiße Strichelchen hervorstehen; nur die Schulterfedern sind frei davon. Der Schnabel ist schwarz, ebenso die nackte Kehlhaut und die Füße; das Auge ist dunkelbraun (nicht grün).

Im Sommerkleid ist die Färbung weniger schön; der ganze Kopf und Hals bis zur Brust ist braun, vorn heller, hinten auf Oberkopf und Hinterhals dunkler. Die Kehle ist schmutzigweiß; der Schnabel an Schneide und Mundwinkel schmutziggelb. Im mittleren Kleid ist der Kopf und Hals braun, Kehle weiß; der Oberrücken braunschwarz mit feinen lichtbräunlichen Federsäumen; die Schulterfedern dunkelgrau mit braunschwarzen Endkanten; Unterrücken, Weichen und Bauch ganz braunschwarz; die Brust schmutzigweiß, grau und rostbräunlich gefleckt. Das Weibchen ist klein, weniger schwarz und hat einen kleineren Stirnbusch.

Der Schnabel ist in der Jugend schmutziggelb, im Alter schmutzigbraun; im Prachtkleide schwarz; die Füße sind rostbraun, dann braunschwarz, im Alter schwarz; das kleine Auge ist dunkelbraun.

Die Zwergscharbe ist für uns ein südöstlicher Vogel, der von Ungarn und Dalmatien ostwärts bis zum Kaspischen Meer und Aralsee vorkommt, auch in Persien und Nord-Afrika als Brutvogel gefunden wird, und während der Herbstzugzeit die südlichen Länder seiner Verbreitungsbezirke aufsucht, um daselbst zu überwintern. In Ungarn kommt er im April an und streicht im September und Oktober wieder ab. Der Aufenthalt ist bald auf dem Meer, bald auf Landseen, am häufigsten in weitläufigen tiefen Moräſten, wie es deren in Ungarn und der ganzen Donau entlang bis in die Dobrudscha hinein in Menge giebt. Der Sumpf Blatjo ist ein Brutplatz, den Tausende von Zwergscharben benützen.

Diese Scharbe nistet an unzugänglichen, tief morastigen, mit dichtem Rohr und Weidengesträuch besetzten Gewässern in größern oder kleinern Kolonien oft zu Hunderten beisammen; denselben schließen sich noch kleine Reiherarten, der weiße Löffler, die braunen Ibisse u. a. an, und zwar alle im buntesten Durcheinander. Auf einem einzigen Salweidenstrauche sieht man 3—4 Nester unserer Zwergscharbe, ebensoviele des braunen Ibis, mehrere des Seidenreihers und Nachtreihers, des Schopfreihers, und auf den untersten Zweigen 1 oder auch 2 Nester des weißen Löfflers; Nest bei Nest, dicht neben- und übereinander, oft kaum mit fußbreiten Zwischenräumen. Der Lärm und das Gewimmel der Vögel, die sich in einem solchen Sumpfe zum Zwecke der Fortpflanzung vereinigen, ist unbeschreiblich. Es ist aber keine leichte Aufgabe, sich diesen Nestern zu nähern, denn mit Nachen sind diese verwachsenen Plätze nicht oder kaum zu befahren, und zum Durchwaten sind sie zu tief und lebensgefährlich. — In einem derartigen Weidenstrauch nimmt das Nest der Zwergscharbe die höhern und höchsten Stellen ein, d. h. 2—$2^1/_2$ m über dem Wasser; es besteht aus dürren Reisern, ist von den Exkrementen weiß getüncht und enthält Ende des Mai 5, selten 6 sehr schlanke Eier, welche blaugrünlichweiß sind und einen kalkartigen Ueberzug haben, auch im Verhältnis zur Größe des Vogels sehr klein genannt werden müssen, denn sie sind kaum etwas größer als die der Ringeltaube. Sie sind etwa 4,8 cm lang und ungefähr 2,9 cm breit.

Diese Zwergscharbe geht nicht auf Bäume, wohl aber weiß sie sich meisterhaft auf die aufrechtstehenden Rohrstengel zu setzen, deren sie mit ihren langen Zehen immer mehrere zugleich umfaßt, sich mit dem Schwanz unten anstemmt, und so ganz bequem ausruht; ebenso auch auf den äußersten Zweigen der Weidenbüsche. Sonst ein scheuer, mißtrauischer, schlauer Vogel, ist diese Scharbe am Nistplatze gegen die sich nähernden Menschen so völlig harmlos, als ob hier ein ewiger Friede herrsche, wenn sie nicht etwa durch oft wiederholte Störungen mißtrauisch gemacht wurde.

Fünfte Familie: Pelekan, Pelecanus, *Linné* 1735.

Onocrotalus, *Möhring* 1752.

Schnabel ungeheuer groß und lang, ziemlich gerade, durchaus platt niedergedrückt, der Firstenteil durch Furchen von den Seitenteilen gesondert, vorn in den schmalen, krallenförmigen, scharfschneidigen Nagel der Spitze übergehend. Er ist fast gleich breit, jedoch meistens vor der Mitte am schmälsten, zellig, lufthaltend, deshalb sehr leicht. Der Unterschnabel besteht aus zwei langen, sehr biegsamen Knochenarmen, die hinten etwas weiter auseinander stehen, vorn an der Spitze in einen kurzen, scharfen Nagel enden, welcher in den obern Nagel eingreift; diese beiden Knochenarme sind durch einen sehr dehnbaren ungeheuren Kehlsack verbunden, welcher einen außerordentlich großen Rachen bildet, in dessen Tiefe die winzig kleine Zunge liegt. Die Nasenlöcher nahe der Stirne, eine kaum bemerkbare Ritze. Die Läufe stark, wenig zusammengedrückt, etwas höher als bei den Scharben, genetzt; die Mittelzehe die längste, und alle 4 Zehen durch große Schwimmhäute verbunden; die Nägel sind stumpf, keiner gezähnelt, wie bei den vorstehenden Familien. Die Flügel lang und schmal, sehr groß, mit außerordentlich langen Armknochen und vielen aber kurzen Schwingfedern; die 3. und 4. Schwinge am längsten, die Befiederungsgrenze unter den Augen verläuft ziemlich geradlinig, ohne Bogen; der kurze, breite Schwanz besteht aus 20—24 steifen Federn. Das kleine Gefieder ist weich und knapp, sehr schmal und schlank zugespitzt, besonders bei alten Vögeln. Höchst eigentümlich für die anatomische Charakteristik dieser Familie ist, nach Rud. Wagner, das ganze Knochengerüste, weil nicht nur die größeren Armknochen stark luftführend (pneumatisch) sind, sondern außer den lufterfüllten Knochen finden sich auch noch verschiedene Luftzellen unter der Haut der Achselhöhlen, der Brust und des Bauchs; diese zelligen Lufträume dringen ferner durch die Deckfedern des Flügels und zwischen die Spulen der großen Schwungfedern. Am obern Teile des Körpers fehlen diese Luftzellen. Ganz dieselbe Luftverbreitung findet sich auch bei Sula. — Sie gehören unter den Schwimmvögeln zu den größten, fliegen sehr schön, wobei sie den Kopf an den Körper anziehen, schwimmen gut, können aber wegen des dichten Federbalges und wegen des leichten Körpers nicht untertauchen, sondern fischen schwimmend vom Wasser aus wie mit einem Hamen, und können auch große Fische verschlingen. Nur einige Arten, welche aber in Amerika leben, sind auch imstande, durch Stoßtauchen aus der Luft Fische zu fangen. Von 9 Arten, welche die warmen Erdstriche bewohnen, sind hier beschrieben: 3 Arten.

Der Gemeine Pelekan. Pelecanus onocrotalus, *Linné*.

Pelekan, Pelikan, Riesenpelekan, Schwanentaucher, Kropfgans, Wasservielfraß, Eselschreier. — Onocrotalus, alte Autoren; — Pelecanus, *Belon*; — Pelec. onocrotalus, *L.* 1748—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *M. & W.* 1810; *Br.* 1831; *K. & Blas.*; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Pel. phönix, *Less.* 1831; — Pel. roseus, *Eversm.* 1835.

Kennzeichen. Die Befiederung des Kopfes reicht nur in einer Spitze auf der Stirn bis in die Nähe der Schnabelfirste; Augengegend und Zügel in ziemlich bedeutendem Umfang nackt; Firstenteil des Oberschnabels bläulich, mit rotem Nagel; die Seitenstücke des Kiefers unregelmäßig und grob geschuppt, von Farbe bläulich, rot und gelb bunt. Schulterfedern und Schwanz weiß; das übrige Gefieder ebenfalls weiß, im Alter rötlich überflogen. Die Füße sind an ihrer Spur sehr breit, der Lauf kaum zweimal so lang, als die Hinterzehe. Scheitel und Genick sind kurz befiedert, nur im höhern Alter ist das Genick mit einem Büschel schmaler flatternder Federn geziert. Die ungeheure Mundspalte mißt 46 cm. Der Schwanz 20fedrig. Größe bedeutender als beim Höckerschwan.

Länge 13—17 dcm, Flugbreite fast 2,6 m, Schwanzlänge 16,5 cm, Schnabellänge 36 cm, Höhe des Laufs 13 cm. Dieser größte europäische Schwimmvogel wiegt 20—25 Pfund.

Beschreibung. Das Jugendkleid ist düster, erdfarbig oder vielmehr staubig, der Schnabel noch bedeutend schmäler und dessen Oberfläche platter; dessen Farbe ein trübes Ockergelb. Die großen Schwingen sind braunschwarz, die Mittelschwingen schwarz, vorn aschgrau. — In der ersten Mauser bekommen sie ein weißes Gefieder bis auf die schwarzen Schwingen; ist es völlig hergestellt, so sind am Genick die Federn etwas verlängert, auch zeigt sich schon an den obern und vordern Teilen ein schwacher Anflug von Rosen- oder Fleischfarbe. Im dritten Lebensjahre ist das ganze Gefieder, die längsten Schulter- und Schwingfedern ausgenommen, sanft rosenrötlich, oder blaß fleischfarbig, oder auch aurorafarbig; bei verschiedenen Individuen verschieden; am Kopf, Hals, Rücken und Brust am stärksten. Diese zarte rötliche Färbung ist nicht haltbar, sondern bleicht allmählich ab, so daß der Vogel vor jeder kommenden Mauser fast weiß aussieht. Vor dem Kropf ist ein Büschel harter, zerschlissener, rostgelblicher Federn; am Hinterkopf hängt ein etwa 12 cm langer, schmal zugespitzter, flatternder Federbüschel herab.

Der Schnabel ist außerordentlich groß, lang und breit; der Oberschnabel, aus 3 Längsleisten zusammengesetzt, besteht ringsum aus einer dünnen, festen Knochenwand, welche, mit einem zelligen Gewebe lose angefüllt, imstande ist, eine große Menge Luft aufzunehmen, wodurch er sehr leicht wird; der Unterschnabel besteht aus zwei dünnen, biegsamen Knochenarmen, an deren unterer Seite von der Spitze bis zur Wurzel eine nackte, außerordentlich dehnbare Haut befestigt ist, welche sich zu einem ungeheuern Kehlsack erweitern läßt; von Farbe ist er gelb, rötlich marmoriert; die Firste des obern und die Wurzel des untern Teils bleiblau, der Nagel hochrot, die Haut des Kehlsacks blaßgelb; der nackte Teil des Gesichts weißgelb; die Augensterne sind dunkel rotbraun; die Füße fleischfarben. — Die Weibchen sind kleiner, blässer gefärbt, und haben einen schwächern Federbusch.



Gemeiner Pelekan.

Der Aufenthalt des Pelekans ist ein großer Teil von Afrika, Süd-Asien und das südliche Europa; am Asowschen und Schwarzen Meer; die Krim, Taurien, Bessarabien; in großer Anzahl auf den vielen Gewässern in der Nähe der Donaumündungen; ein großer Brutplatz befindet sich auf schwimmenden Inseln im Donaudelta; ferner in der Türkei, in Griechenland, in Süd-Ungarn, zuweilen auch in Italien, von wo er sich zuweilen auch ins innere Deutschland verfliegt. Auf dem Bodensee ließ sich einmal eine Herde von 130 Stück sehen, und auch zu andern Zeiten zeigen sich einige am Boden- und andern größern Schweizerseen. — A. Brehm sagt: „An den Strandseen Egyptens, auf dem Nilstrome während der Zeit der Ueberschwemmung, weiter unten im Süden auf dem Weißen und Blauen Nil mit seinen Nebenseen, auf dem Roten Meer, gewahrt man zuweilen die Pelekane in solchen Massen, daß das Auge nicht imstande ist, eine solche Schar zu überblicken. Scharen von 10—12 Stück sind etwas Seltenes, Gesellschaften von hunderten und tausenden etwas Gewöhnliches." — In Süd-Europa trifft der Pelekan als Zugvogel Ende April und Anfangs Mai ein und zieht im Oktober wieder ab, um in Afrika zu überwintern; die in Asien lebenden überwintern auch im Süden dieses Erdteils. In Ungarn treffen sie in Gesellschaften von 4—600 Stück ein, verteilen sich auf die verschiedenen Gewässer, um zu brüten, und ziehen im Herbst in noch größern Flügen ab, wobei sie hoch durch die Lüfte streichen und eine gewisse Ordnung beobachten; wenn nicht viele beisammen, in einer schrägen Linie hintereinander, wenn mehrere, in zwei solchen, vorn im spitzigen Winkel vereinigt, und in solchem hinten offenen Dreieck ist gewöhnlich der eine Schenkel kürzer als der andere. Wo sie dann Halt machen wollen, löst sich diese Ordnung auf: sie drehen sich eine Zeitlang in großen Kreisen unordentlich durcheinander, schwebend wie Geier, und senken sich endlich in großen Spirallinien aus der Höhe herab. — Sie bewohnen die fischreichen großen Meeresbuchten, große Landseen oder mit solchen durchgezogene Niederungen, weite Flußmündungen, ausgebreitete tiefe Sümpfe, große Ströme, besonders wo diese viele kleine Inseln haben; nicht aber das weite offene Meer. Besonders lieben sie es, wenn die Gewässer mit Rohr, Schilf und Bäumen besetzt sind und recht viele Fische enthalten. Sie machen keinen Unterschied zwischen süßem und salzigem Wasser, aber die seichten Wasser sind ihnen insofern lieber, als sie bequemer darin fischen können. Die Aeste der Bäume benutzen sie sehr gern gemeinschaftlich zum Aufsitzen und Ordnen des Gefieders, oft in solcher Anzahl, als diese nur zu tragen vermögen.

Sie nisten an wasserreichen, tiefen, unzugänglichen Orten, meistens da, wo viel hohes Schilf wächst. Sie treten diese Pflanzen nieder und machen sich eine breite, flache Unterlage von dürrem Rohr, Schilf, Wasserkräutern und trocknem Grase, worin man 2—3 Eier findet,

welche im Verhältnis zur Größe des Vogels klein zu nennen sind, denn sie übertreffen kaum etwas die von zahmen Gänsen. Die Schale ist ungemein dick und grobkörnig, und ist überdies noch mit einer kalkartigen Kruste belegt, welche man wegkratzen kann. Dieser Ueberzug sieht trüb weiß, die Schale aber bläulichweiß aus. Sie sind 8,9 cm lang und 5,9 cm breit und gleichen in Form denen der Scharben. Die Brütezeit dauert etwa 5 Wochen. — Die Jungen kommen sehr klein und völlig nackt aus den Eiern, bekommen aber bald ein weißgraues Dunenkleid, haben ein höchst wunderliches eulenartiges Aussehen und lassen beständig heisere und schirkende Laute vernehmen. So lange sie noch klein sind, lassen sie die Alten aus ihrem Kehlsacke, wie aus einer Schüssel fressen; wenn sie größer werden, würgen sie ihnen die Nahrung, welche aus kleinen Fischen besteht, vor. Die alten Pelekane lieben übrigens ihre Jungen so sehr, daß sie beim Neste die ihnen sonst eigene Scheu ganz vergessen und ihre Sicherheit gefährden.

Der Pelekan wird in der Gefangenschaft zahm, beträgt sich still und zufrieden und lernt als kluger Vogel seinen Wärter bald kennen. Wegen seiner stattlichen Größe und seines auffallenden Schnabels, welchen man einen Fischerhamen im kleinen nennen kann, hält man ihn gern in Menagerien und Tierbuden, und sein Wärter zeigt dem Publikum die Dehnbarkeit seines Kehlsackes dadurch, daß er den Kopf in denselben steckt, indem er den biegsamen Unterschnabel mit den Händen auseinander spreizt. Wirft man ihm etwas vor, so fängt er es in der Luft auf. Durch Bedrohen mit dem ungeheuren Schnabel sucht er sich Kinder und Hunde vom Leibe zu halten, damit aber hat es sein Bewenden, denn er verletzt nicht damit. Man ernährt ihn mit lebendigen und toten Fischen und auch anderem Fleisch, das man in längliche Riemen schneidet; auch Mäuse und kleine Vögel würgt dieser Fresser hinab. Er ist sehr dauerhaft und erreicht bei guter Pflege ein Alter von 50 Jahren und darüber; er bedarf täglich 1—$1^1/_2$ Kilogramm Fische oder dem entsprechende Nahrungsstoffe. — Seine Stimme ist ein heftiges Brüllen, dem Eselsgeschrei nicht unähnlich, sonst hört man auch ein tiefes Grunzen wie „rö rö!"

Dieser Vogel hat, trotz seiner Größe, einen leichten, ausdauernden und schönen Flug, wie ein Storch, mit dem er übrigens während des Fluges nicht verwechselt werden kann, weil er den Hals in einer stark niedergedrückten S-Form auf den Leib zurücklegt, so daß der Schnabel zunächst auf dem Hals, der Hals auf dem Körper liegt. Er erhebt sich vom Wasser wie vom Lande mit großer Leichtigkeit, schwingt die weit von sich gestreckten Flügel in langsamen Schlägen, schwimmt dazwischen in der Luft ohne Flügelschlag, dreht sich in weiten Kreisen und schraubt sich himmelan bis in die Nähe der Wolken, sodaß er nur noch die Größe einer Schwalbe zu haben scheint, und senkt sich ebenso auch wieder herab. Um sich vom Wasser zu erheben, nimmt er einen kurzen Anlauf, wobei er wie ein Schwan mit den Flügeln auf das Wasser schlägt, daß es weithin schallt, bis er frei auf seinen Fittigen liegt; dabei macht man die Beobachtung, daß der erste Anlauf und das Auffliegen immer gegen den Wind gerichtet ist, welcher dies erleichtert, erst wenn sie eine gewisse Höhe gewonnen haben, fliegen sie mit dem Wind; ganz so wie es alle schwere Vögel beim Auffliegen machen. — Er schwimmt schnell, ausdauernd, liegt aber wie ein Kork auf der Oberfläche des Wassers, weil er wegen des lufterfüllten Baues der einzelnen Teile seines Knochengerüstes (man sagt, das ganze Skelett wiege nur $^3/_4$ Kilogramm) ganz unfähig ist, seinen hohlen Leib unter das Wasser zu zwängen; deshalb kann er auch nicht untertauchen und nur an solchen seichten Stellen fischen, wo er mit Hals und Hamenschnabel von der Oberfläche aus das Wasser bis zum Grunde ausbeuten kann. Es versammeln sich deshalb größere Gesellschaften, verteilen sich in einer gewissen Ordnung über einen größern Raum, etwa halbmondförmig, und fischen nun mit ihrem Hamenschnabel das zwischen ihnen liegende Gewässer aus, indem sie allmählich nach dem Ufer immer enger zusammenrücken, dabei mit Patschen der Flügel auf der Wasserfläche einen großen Lärm machen und die geängstigten Fische vor sich her auf einen kleinen Raum drängen und so mit leichter Mühe deren Fang betreiben. Für gewöhnlich sind ihre Nahrung nur Fische, besonders Karpfenarten bis zu $1^1/_2$ Kilogramm schwer; sie greifen jedoch auch andere Tiere an und sind selbst imstande, noch halbverwachsene Enten hinabzuwürgen, denn die Pelekane sind sehr gefräßige Vögel. — Sie zeigen sich da, wo sie verfolgt werden, ungemein scheu und vorsichtig; an andern Orten, z. B. in den Hafenstädten des südlichen Roten Meeres, wo sie nie gefährdet werden, sind sie so zutraulich, daß sie sich, wie bei uns die Schwäne, von den Schiffern daselbst füttern lassen. Sie merken sich aber jede Verfolgung, und unterscheiden einen böswilligen Menschen genau und sicher von einem für sie harmlosen. In der Nähe der Fischerdörfer der egyptischen Strandseen sieht man, nach A. Brehm, zahme Pelekane, welche morgens ausgehen, ihr Futter selbst zu suchen, und abends wieder zurückkehren; einzelne besuchen die Fischmärkte, stellen sich hier neben den Käufern auf und betteln, bis ihnen etwas zugeworfen wird.

Als ein kluger, vorsichtiger Vogel muß er ungesehen erlauert oder hinterschlichen werden,

wenn man mit Schießgewehr Jagd auf ihn machen will, was aber für einen Schützen keine kleine Aufgabe ist. — In kultivierten Ländern würden diese zahlreichen Fischfresser für gepflegte Fischereien von großem Nachteil sein; in jenen öden, zum Teil noch wüsten Gegenden schadet er dem Menschen durch Wegfangen einer Unzahl von Fischen nicht im mindesten. — Als Kuriosum benutzt man in der Türkei den gegerbten festen Kehlsack zu Tabaksbeuteln, welche bis ein Kilo fassen; die langen Armknochen zu Röhren und Mundstücken auf Tabakspfeifen; den ausgehöhlten Oberschnabel aber als gute Scheide für lange Messer und Dolche.

Der Zwerg-Pelekan. Pelecanus minor, *Rüppel.*

Kleiner, Schopf-Pelekan. — Pel. minor, *Rüpp.; Mus. Senkenberg. II.* 1837; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — Pel. mitratus, *Licht.* 1838; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Er ist viel kleiner als der vorhergehende, oft kaum wie der Höckerschwan, sogar oft nicht viel größer als eine Hausgans. Bei ihm geht die Befiederung des Kopfes in einem schmalen Streifen auf der nackten Stirnhaut bis an die Schnabelwurzel hin, auf den Wangen bis unmittelbar an die Unterkieferäste vor; der Lauf ist beinahe dreimal so lang als die Hinterzehe. Die Mundspalte mißt 38 cm. Die lanzettförmigen Federn des Hinterkopfs bilden einen Schopf, das Gefieder ist reinweiß ohne rosa. Sonst hat er in der Färbung und Lebensweise große Aehnlichkeit mit der Gemeinen Art, und A. Brehm führt ihn auch bei Onorcrotalus auf.

Im südöstlichen Europa selten, in der Moldau, am Schwarzen und Kaspischen Meer, in Nordost-Afrika, häufig in Unter-Egypten.

Der Krauskopf-Pelekan. Pelecanus crispus, *Bruch.*

Riesenpelekan. — Pel. onocrotalus, var. orientalis, *L.* 1766; — Pel. crispus, *Bruch* 1832; *Licht.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Pel. patagiatus, *Br.* 1832.

Kennzeichen. Die nackte Stelle ums Auge klein, weil die Befiederung des Kopfes auf der Stirne sehr breit bis an die Schnabelwurzel vorgeht. Der Oberkiefer blaßgrünlich, die Seitenstücke gestreift und dünn geschuppt, gelblich gerandet, der Haken gelblich (nie rot), Schulterfedern und Schwanz sanft graurötlich überflogen; unter dem Mundwinkel ein kurzbefiedertes dreieckiges Feld, vor demselben violette Punkte. Der Hinterkopf und obere Hinterhals mit zarten gekräuselten Federn besetzt, welche im Alter einen lockigen, bis gegen 15 cm langen Flatterbusch bilden. Schwanz mit 22 Federn. Größer als der Gemeine Pelekan.

Länge 14—18 dcm, Flugbreite 3,1 m, Flügellänge 4,5 dcm, Lauf 12,5 cm.

Beschreibung. Das Jugendkleid ist oben graubraun, auf dem Rücken mit hellen Federrändern; unten schmutzig weißgrau; die Schwingen braunschwarz mit schwarzen Schäften. Das Zwischenkleid steht wegen der vielen grauen Schaftflecken so recht in der Mitte zwischen dem Jugend- und ausgefärbten Kleide. Dieses ausgefärbte Kleid ist weißlich, auf dem Mantel und Unterkörper licht bläulichaschgrau oder silbergrau, die Schäfte schwarz; die Fittich-, Daunenfedern und Primarschwingen braunschwarz. Im hohen Alter wird dieser Vogel noch weißer, der perlgraue Anstrich schwächer. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe, kürzern Schnabel und kleinern Federbusch. — Der Schnabel ist blaßgelb, grau gemasert, der Haken nie rot, sondern hochgelb, der Unterschnabel blaßgelb, etwas ins Rötliche spielend, unter dem Mundwinkel mit einem violettgrauen Fleck, der Kehlsack ist hochgelb; das Auge ist rötlichgrau; die Füße sind schwarzgrau, bei Jungen schmutzig bleigrau, rötlich durchschimmernd.

Dieser Vogel ist ein Riese unter den Schwimmvögeln und übertrifft den Albatros um ein Bedeutendes. Er wird hauptsächlich in den untern Donauländern, häufig in der Dobrudscha, in Griechenland, in Dalmatien, Süd-Rußland, besonders an der Wolga, am Kaspimeer, in dem Delta des Kura und der Akuscha getroffen, aber nirgends in so großer Anzahl wie die gemeine Art. Er ist, nach Heuglin, auch häufig in Egypten und Nubien; derselbe Forscher glaubt aber, es sei dies eine vom europäischen Crispus verschiedene Art. Er pflanzt sich in den weitläufigen Moräste der untern Donau fort; einzelne in Süd-Ungarn, in den weiten Banater Morästen. Nest und Eier sind wie beim Gemeinen Pelekan, obschon im allgemeinen etwas größer.

IV. Abteilung. Entenartige Vögel. Anatidae, *Leach.* 1816.

Bei diesen ist der Schnabel selten länger als der Kopf, oft kürzer, hart, aber mit einer weichen Haut überzogen, oben abgerundet, nach vorn niedrig, oft breiter als hoch, statt der

Spitze mit einem besondern Nagel; längs dem Ober- und Unterschnabel verläuft jederseits eine schmale Furche bis an den Nagel und grenzt die feste Horndecke von der weichen Schnabelhaut ab; in derselben verzweigen sich Nerven, wodurch sie tastfähig wird; der gegeneinander passende inwendige Rand beider Schnabelhälften mit harten kammartigen Knochenblättchen (Lamellen) in die Quere besetzt, deren äußere Enden sich bei manchen in scharfe Zähnchen verlängern, weshalb viele Autoren diese Abteilung: Zahnschnäbler, Lamellirostres, benennen. Die Zunge ist fleischig, feinfühlig, an den Rändern verhornt, gefranst oder gezähnelt und bildet einen vortrefflichen Seiher, welcher ermöglicht, die kleinsten Nährstoffe im Schnabel zu behalten und das Wasser rechts und links aus dem Schnabel zu scheiden; die meist niedrigen Füße haben 4 Zehen, von denen die 3 vordern durch 2 volle Schwimmhäute verbunden sind; die kleine Hinterzehe ist völlig frei, etwas höher eingelenkt, doch mit ihrer Spitze den Boden berührend; die Läufe sind vorn teils genetzt, teils getäfelt. Die Flügel sind verschieden, doch meist die Spitze in den ersten Schwingen; der Schwanz hat mehr als 12 Steuerfedern; die Befiederung ist reich, die Haut mit überaus elastischem Flaum dicht besetzt. Die Weibchen sind kleiner als die Männchen, und auch meist weniger schön gefärbt. Sie brüten fast alle auf süßen Gewässern, gehen erst nach diesem an die Seeküste, zum Teil aufs Meer, auf welchem indessen viele überwintern. Die Brütezeit dauert je nach Größe von 3—4½ Wochen. Die mit dichtem Flaum bedeckten Jungen können bald nach ihrer Geburt unter Anleitung der Eltern (meistens der Mutter) sich auf das Wasser begeben und ihre Nahrung suchen. Schwimmen und Tauchen ist ihnen angeboren. Die Zeit der Mauser ist für sie eine bange Periode, denn sie verlieren die Schwingen beinahe auf einen Schlag, wie wenn sie gerupft wären, und können daher über 3 Wochen nicht mehr fliegen. Sie ziehen sich deshalb ihrer Sicherheit wegen in die einsamsten unzugänglichsten Sumpfdickichte zurück und führen hier ein verborgenes stilles Leben. Der Jägersmann kennt diese Verstecke und beutet sie zu seinem Vorteil erbarmungslos aus. Sie nähren sich von Gesäme, Pflanzen, Laich, Konchylien, kleinern Fischen, Fröschen, Würmern, sowie allen Arten von Kerbtieren; legen wohlschmeckende Eier, 5—15 an der Zahl, welche einen hellen grünlichen oder bräunlichen Ton haben. Sie sind wegen ihres schmackhaften Fleisches und wegen besonderer Güte ihrer Federn allgemein ein Gegenstand der Jagd oder sonstiger Ausbeute.

Der Magen der entenartigen Vögel ist starkwandig mit harten Reibplatten versehen; ein Kropf fehlt, daher ist der Vormagen sehr entwickelt. Die Darmlänge ist groß, und bei den vorwiegenden Pflanzenfressern findet man 2 lange recht entwickelte Blinddärme; die Windungen laufen in vielen ovalen parallelen Lagen von oben nach unten, ähnlich wie bei Ardea. Die Zahl der Wirbel ist bei Schwänen: 21—24 Hals-, 10—11 Rücken-, 7—9 Schwanzwirbel; bei Enten und Gänsen: 13—18 Hals-, 9—10 Rücken-, 7—8 Schwanzwirbel. Ferner gehören zu den Rückenwirbeln vorn und hinten stets stark entwickelte falsche Rippen. Ein besonderes Merkmal der Anatiden bildet also die große Anzahl der Hals- und Rückenwirbel. Das Verhältnis des Rumpfes zur Darmlänge ist 1 : 11—12. (Von Dr. Gadow viel ausführlicher erläutert in Cab. J. 1876, 172, und 1877, 386). Die Luftröhre ist bei vielen entenartigen Vögeln mit ganz eigentümlichen Erweiterungen oder gar mit (trompetenartigen) Biegungen ausgezeichnet, so bei Cygnus ferus (musicus), nicht bei Olor; bei Anas boschas, acuta, penelope, moschata, marila, fuligula, ferina, fusca, hiemalis, tadorna u. a., meistens aber nur beim Männchen. Diese Abteilung ist reich an Arten, von etwa 180 sind hier beschrieben: 47 Arten in 5 Familien.

Erste Familie: **Schwan.** Cygnus, *Linné* 1735.

Cygnus, Cycnus, Griech., alte Autoren; *L. cit.* 1735; *Briss.* 1760; *Bechst.* 1809; *Meyer* 1810; — Olor, Lat., alte Aut.; *Schwenkf.* 1603; *Lath.* 1790; *Wagler* 1832.

Der Hals ist außerordentlich lang und dünn, aus 23—24 Wirbeln zusammengesetzt; viel länger als der sehr gestreckte Rumpf, welcher 10 Rücken- und 9 Schwanzwirbel enthält. Der Schnabel ist gleichbreit, vorn eher etwas erweitert, abgerundet, mit einem rundlichen Nagel, der die Hälfte der Kieferbreite einnimmt; die Zähnchen am Kieferrande in eine flache zusammengedrückte Spitze ausgezogen; die fleischige Zunge füllt den innern Schnabel fast ganz aus und hat an der Seite Fransen und Zäckchen; die Nasenlöcher in der Mitte der Schnabellänge, in einer großen mit der weichen Schnabelhaut überspannten Nasenhöhle ganz vorn geöffnet, eiförmig, durchsichtig; zwischen dem Schnabel und dem Auge ist die Haut an einer breiten Stelle nackt; Füße weit nach hinten, niedrig, stämmig; der Lauf weit kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel; die drei Vorderzehen sehr lang mit breiten Schwimmhäuten, die inneren längs der freien Seite mit Hautlappen; die kleine höher gestellte Hinterzehe den Boden kaum berührend;

die Haut der Füße genetzt, die Schwimmhäute gegittert; Flügel sehr groß, mit etwas kurzen Schwingfedern aber sehr langen Armknochen; Gesamtzahl der Schwingen*) 31—33. Der Schwanz enthält 18—24, nach außen hin stufenweis verkürzte Federn. Die Befiederung ist sehr reich, das kleine Gefieder ungemein dicht und weich, unten pelzartig, oben großfedrig, ohne Glanz, auf der Haut mit einem überaus zarten elastischen Flaum dicht besetzt; die ruhenden Flügel sind, wie bei andern Schwimmvögeln, von starken Tragfedern unterstützt. Die Schwäne sind große Vögel und gleichen in dieser Hinsicht den Pelekanen, doch sind sie schwerfälliger. Sie schwimmen mit ungemeiner Kraft und Ausdauer, Geschicklichkeit und Anmut, rudern auch wohl nur mit einem Fuße fort, häufig auch mit aufgelüfteten Flügeln, daß der Wind wie in ein Segel darunter bläst, wobei der Hals in zierliche S-Form gebogen wird. Dagegen sind sie beim Gehen ziemlich schwerfällig und wankend; auch das Auffliegen kommt sie hart an, indem sie auf dem Wasser springend und patschend, dazu mit ausgebreiteten Flügeln schlagend, wenigstens 20 bis 25 m zurücklegen, bis sie den nötigen Anlauf, womöglich gegen den Wind, genommen haben; dann geht es mit vorgestrecktem Halse, etwas gesenktem Kopfe und nicht sehr starkem Flügelschlag ziemlich schnell, und oft hoch, durch die Luft. Beim Niederlassen sind sie vorsichtig und lassen sich schwebend auf dem Wasser hingleiten, wobei sie noch, um den Anprall zu mildern, die Füße dem Wasser entgegenstemmen. Vom festen Boden ist Aufschwingen und Niederlassen noch beschwerlicher, weshalb sie auch beides zu vermeiden suchen. Ihr Flug ist von einem starken heulenden Sausen begleitet, das man noch in weiter Entfernung vernimmt. Untertauchen können sie nicht, weil sie der große Umfang ihres Federpelzes daran hindert, dagegen können sie mit ihrem langen Hals ziemlich tief köpflings gründeln. Die Gatten halten mit Liebe zusammen, tändeln miteinander und schnäbeln sich oft, besonders während und vor der Brutzeit, wobei sie sich mit den Hälsen umschlingen, sich senkrecht gegeneinander aufrichten und Brust an Brust, Bauch an Bauch schmiegen, fast wie es die Lappentaucher machen. Das Nest ist ein großer Haufen von Wasserpflanzen, bald auf dem Wasser aufsitzend, halbschwimmend, bald auf einem kleinen Hügelchen zunächst beim Wasser und enthält 6—8 schmutzigweiße große Eier, welche in ca. 5 Wochen ausgebrütet werden. Die dicht wolligen Dunenjungen bleiben lang unter dem Schutz ihrer Eltern, und erst wenn sie völlig flugfähig und selbständig geworden, entfremden sich allmählich Alte und Junge voneinander, benehmen sich nach einiger Zeit auch wirklich fremd, und die alten Paare vertreiben ihre Nachkommen aus der Nähe des Brutplatzes. Außer der Brutzeit, besonders zur Zeit des Wandertriebes zeigen sie wieder mehr Geselligkeit für ihresgleichen und halten sogar in Truppen zusammen. — Sie nähren sich von Vegetabilien, Wasserinsekten, Würmern, gelegentlich von kleinen Fischen, Fröschen u. a., welche sie am Ufer finden, oder vom Grunde mit ihrem langen Halse heraufholen, oder auch wohl dazu den halben Körper von den Füßen an überkippen, um noch tiefer auf den Grund zu kommen. Im hohen Norden nähren sie sich während der Brutzeit, wie auch das übrige Wassergeflügel, von den Eiern, Larven und Puppen der kleinen Wasserschnake, Culex pipiens, *L.*, womit die Oberfläche der Flüsse und Seen in Lappland und Sibirien oft dicht bedeckt ist. Ihre Nahrung suchen sie viel mehr im Wasser als auf dem Trocknen, wodurch sie sich von den Gänsen standhaft unterscheiden, bei welchen das Gegenteil der Fall ist. Diese Familie umfaßt etwa 10 Arten, wovon hier beschrieben: 5 Arten.

Der Höckerschwan. Cygnus olor, *Linné.*

Kaspischer Schwan, Zahmer, Südlicher, Gemeiner, Rotschnabel-Schwan. — Cygnus, *Gesn.*; *Belon*; *Aldr.*; *Jonston*; *Charleton*; — C. mansuetus, *Will. et Ray*; *L. cit.* 1746—66; — Cygnus olor,*) *L.* 1735; *Ill.* 1811; *Vieill.* 1816; *Br.* 1831; *Wagl.* 1832; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Anas cygnus, var. mansuetus, *L.* 1746—66; — Anser cygnus, *Klein* 1750; *Brünn.* 1764; – Anas olor, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; — Cygnus gibbus, *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; — C. sibilus, *Pall.* 1811; — C. immutabilis, weiße Var., *Yarrell* 1843. — *) Linné hat diesen Namen in seinem ersten systematischen Versuche vom Jahr 1735, also 53 Jahre vor Gmelin, aufgestellt. Was nun unsern Höckerschwan anbelangt, so hielten die meisten älteren Autoren, samt Linné, den Höcker- und Singschwan für die zahme und wilde Rasse einer Art, bis die anatomischen Unterschiede das Artrecht für beide Arten feststellte.

---

*) Cygnus ferus (musicus) 10 Hand-, 21 Arm-, 2 Schulterschwingen == 33; Cygnus olor 10 Hand-, 18 Arm-, 3 Schulterschwingen = 31. Die gleiche Zahl Schwingen wie Olor hat auch Gypaëtus. Bei Vultur monachus beträgt die Gesamtzahl 35. Am meisten Schwingen unter allen bekannten Arten hat der Albatros, nämlich 10 Hand-, 36 Arm-, 2 Schulterschwingen = 48 Schwingen. Welcher Unterschied zwischen einem Sperling mit insgesamt 18 Schwingfedern! (Cab. J. 1855, 118 ff. von Professor Sundevall.)

Kennzeichen. Zwischen Schnabel und Auge ist eine nackte Stelle schwarz. Der ausgefärbte Vogel hat einen roten Schnabel mit einem schwarzen Höcker an der Stirn, der Nagel und Mundwinkel ebenfalls schwarz. Im Schwanz 22—24 Federn. Volle Schwingenzahl 31. Der Oberkiefer hat längs des ganzen Randes spitzige Zähnchen; die Befiederung der Stirn nach vorn spitzwinklig begrenzt; die Naslöcher schräg. Die Luftröhre macht keine Windungen. Diese Art schwimmt mit gebogenem Hals. Einer der schwersten deutschen Vögel, denn er wiegt von 9—12 Kilo.

Länge 15,5 dcm, Flugbreite über 23 dcm, Schwanzlänge 24 cm, Schnabellänge 12,5 cm, Höhe des Laufs 10,5 cm.

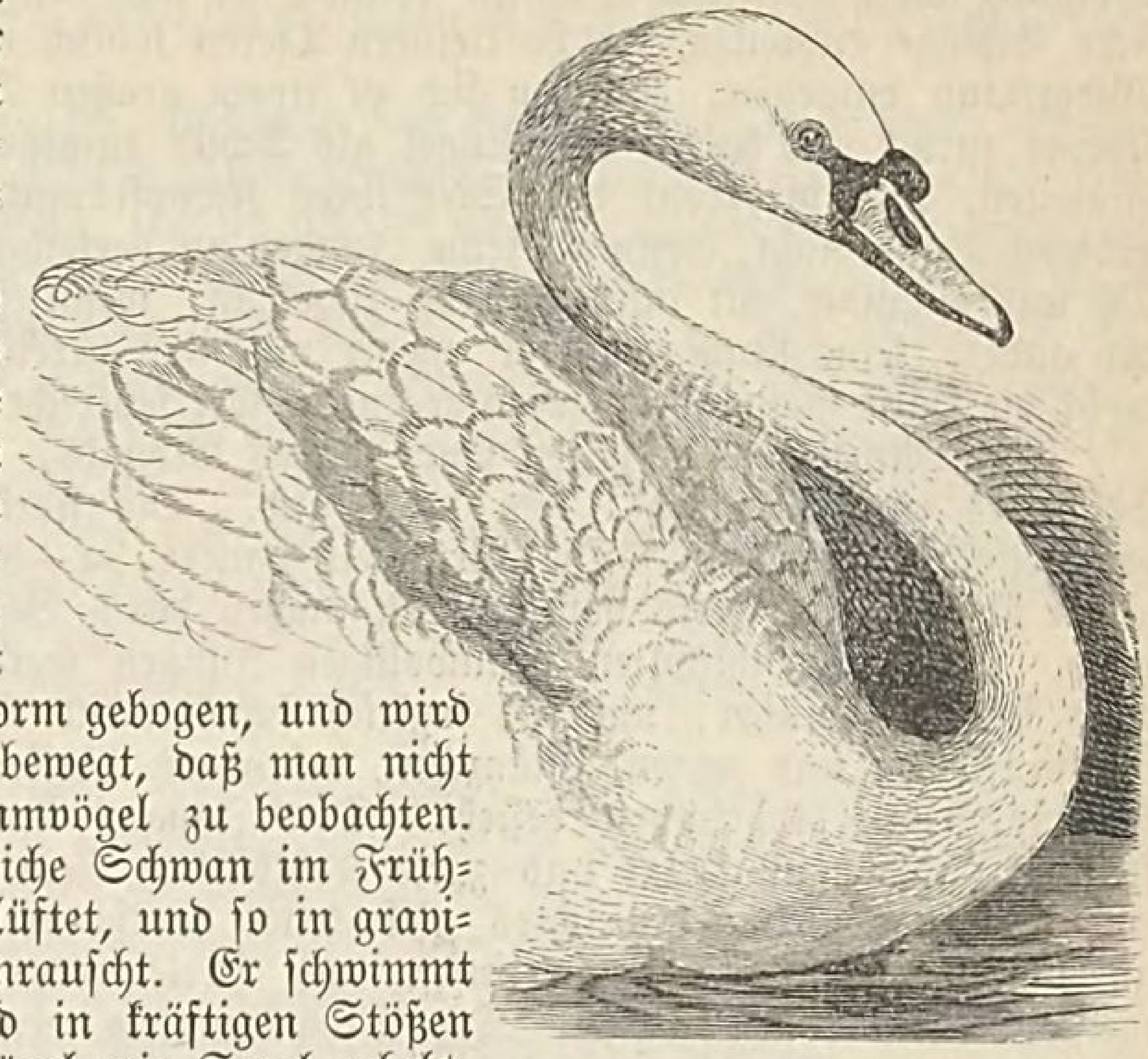
Beschreibung. Hauptfärbung rein weiß; der Kopf und Hals oft rostgelblich überflogen. — Der Schnabel ist hochrot, längs der Spalte mit einem schwarzen Rändchen; Nasenhöhle, Unterschnabel, der Knollen vor der Stirn und die breiten, nackten Zügel sind tief schwarz; der Augenstern tief nußbraun; die Füße sind matt schwarz. Beim Weibchen ist der Knollen oben an der Schnabelwurzel etwas kleiner. Die Jungen sind braungrau mit hellbleifarbigem Schnabel und Füßen; sie färben sich bei der zweiten Mauser heller, wo sie durch das reine Weiß der neuen Federn oft sehr scheckig aussehen, aber erst in der dritten rein weiß. Im dritten Jahre, das Geburtsjahr mitgerechnet, sind sie zur Fortpflanzung tauglich.

Die ursprüngliche Heimat des Höckerschwans ist — nach Prof. Oken — der Orient, d. h. die Breiten von Klein-Asien, Persien, das Schwarze und Kaspische Meer, sowie ostwärts die andern größern Seen Süd-Sibiriens; weitläufige wasserreiche Sumpfstrecken und die Deltas großer Flüsse. Im Orient wurde er auch seit den urältesten Zeiten domesticiert, und überall zahm und halbzahm auf Teichen und Flüssen gehalten, und verbreitete sich von da aus als Prachtvogel über das ganze gemäßigte und warme Europa, wo wir ihn noch heute finden, während er in seiner ursprünglichen Heimat — einzelne Striche abgerechnet — seltener geworden ist. Von den Alten wurden mehrere Flüsse angeführt, welche durch die Menge ihrer Schwäne berühmt waren, so der Mäander in Klein-Asien, der Strymon in Thracien, der Kaystros in Jonien, der Mincio im Mailändischen u. a. In unserem Erdteil ist der Höckerschwan in wildem Zustande (nach Sintenis) nur in der Dobrudscha gemein als Brutvogel, wo er sich auf größern Seen und in Balten aufhält; im Winter aber in noch größerer Anzahl als im Sommer bemerkt, weil seine Zahl durch Zuzüge aus andern Ländern verstärkt wird, und er auch seinen Vetter Singschwan zum Nachbar erhält, der sich vom nordischen Eis hierher in diese milden Regionen flüchtet. Als Brutvogel bleibt aber der Singschwan hier nicht zurück; ihn zieht es wieder heim nach der reinen Luft seiner Nordlandsseen. Außer der Dobrudscha brütet der wilde Höckerschwan — nach Dr. Krüper — auch auf einigen großen Seen Griechenlands, so auf dem Kopais-See; ebenso auch in der Türkei. — Zahm, halbzahm und teilweis wieder verwildert, kommt er aber vom südlichen Skandinavien an bis in die Südstaaten Europas vor, wo wir ihn meistens auf herrschaftlichen Teichen als Ziervogel bewundern. In Rußland findet man den Höckerschwan nur selten gezähmt, denn ihn ersetzt dort der Singschwan. Die flugbaren halbzahmen Schwäne aber erfaßt im Spätjahr der Wandertrieb, und viele ziehen bis in die Südstaaten, bis ans Mittelmeer, aber nur selten in dessen westliche Ausbreitung, nicht selten aber in die Gewässer der Dobrudscha, Griechenlands, der Türkei und Klein-Asiens, wo sich an den sumpfigen Deltas großer Flüsse die verschiedensten Sumpf- und Wasservögel versammeln und bis zur bessern Jahreszeit verweilen, worunter auch der Höcker- und Singschwan zu zählen ist. Solche Sammelplätze nennt man in Smyrna „die Arche Noahs". Sie setzen übrigens auch nach Nord-Afrika über; Heuglin schreibt: „im Winter einzeln und in kleinen Flügen in Unter-Egypten, vorzüglich bei Damiette. Auch in Algier „stellen ihnen die Araber nach". In gelinden Wintern bleiben auch viele der Halbzahmen an den Küsten der Ostsee, während sie sich an der Nordseeküste nur als Durchzügler zeigen. Viel seltener fallen sie auf Landseen ein, weil diese leicht überfrieren und sie dann zur Weiterwanderung gezwungen sind. Die Zugzeit beginnt im Oktober; der Flug richtet sich nach offenen Gewässern und im März kehren sie wieder auf ihre Brutplätze zurück. Auf dem Zug halten sie in größern oder kleinern Truppen zusammen und formieren dann ein schräge Linie. Diese Zugschwäne fliegen sehr hoch und sind äußerst menschenscheu und vorsichtig, mögen die Glieder einer solchen Gruppe nun aus Halbzahmen, Verwilderten oder ganz Wilden bestehen. Bei diesem Umherschwärmen nach offenen Gewässern kommen sie auch zuweilen auf die Binnengewässer Deutschlands und der Schweiz.

In Deutschland und vielen Ländern Europas hält man die Höckerschwäne auf größern und kleinern Gewässern, in einem halbgezähmten Zustande; daher sind sie jedermann bekannt. Es giebt nicht leicht einen Park, ein herrschaftliches Schloß, ein schönes Landhaus, städtische Anlagen und dergl. mit einem Teiche, auf dem nicht diese schönen Tiere gepflegt würden.

In Berlin, Potsdam, Spandau und Brandenburg, auf der Spree, Havel und auf den vielen Seen dieser Gegenden werden eine Menge Schwäne unterhalten, welche sich des Schutzes

der Regierung erfreuen und schon seit Jahrhunderten diese Landschaften als eine eigenartige Zierde beleben. Diese halbzahmen Schwäne sieht man aber nur selten fliegen, außer wenn bei ihnen der Wandertrieb erwacht und einen Teil derselben zur Reise in andere Gegenden antreibt, besonders wenn man unterließ, ihnen die Schwingen rechtzeitig zu kürzen. Der Höckerschwan liebt die Freiheit und kann nicht auf lange in engem Gewahrsam eingesperrt werden, wenn er nicht verkümmern soll.



Höckerschwan.

Der Schwan hat eine imposante und doch zierliche Gestalt, und spielte deshalb schon in der Mythe der Alten eine große Rolle. Er wurde seit undenklichen Zeiten für ein Muster schöner Körperproportionen gehalten, von den Dichtern aller Zeiten gerühmt und von den Bildnern als Zierde aufgestellt. Der lange, schlanke Hals ist selten gerade aufgerichtet, meistens in S-Form gebogen, und wird überhaupt in so zierlichen Abwechslungen bewegt, daß man nicht satt werden kann, diese schönen Schwimmvögel zu beobachten. Prächtig sieht es aus, wenn der männliche Schwan im Frühjahr den Hals zurücklegt, die Flügel hoch lüftet, und so in gravitätischem Stolze auf der Wasserfläche dahinrauscht. Er schwimmt bald langsam und sanft, bald rasch und in kräftigen Stößen fortrauschend, wobei er nicht selten die Flügel wie Segel erhebt. Der wilde Höckerschwan fliegt auch gut, wobei er den langen Hals gerade ausstreckt, und jeder Flügelschlag ist von einem starken, weit hörbaren Sausen begleitet. Daß ihm aber das Auffliegen schwer wird, ist schon vorn in der Familienbeschreibung erwähnt.

Man nennt diesen Schwan mit Unrecht den stummen, denn im wilden Zustande hat er eine laute, trompetende Stimme, welche beim Männchen wie „kiurr", beim Weibchen heller: „keiorr!" klingt; im gezähmten Zustande hört man sie aber selten. Sie lassen gewöhnlich nur dumpfe, murmelnde oder leise grunzende Töne vernehmen, und im Unwillen ein Zischen wie die Gänse. — Gegen kleineres Wassergeflügel ist der zahme Schwan unduldsam, besonders gegen Gänse und Enten, sobald ihm nicht ein sehr großer Raum angewiesen ist, indem seine Herrschsucht so ausartet, daß er solches unablässig verfolgt, oder gar tot beißt; doch sind die Gänse klug genug, in sehr anständiger Entfernung von ihrem hochtrabenden rauflustigen Verwandten zu bleiben, um sich nicht zu gefährden. Der Geselligkeitstrieb der Schwäne erstreckt sich überhaupt nur auf die eigene Art, und erleidet auch hier noch Ausnahmen, besonders an dem Brutplatz, wo sich die Männchen oft heftig befehden, mit den Schnäbeln packen, mit den Hälsen umschlingen und nun gegenseitig mit den starken Flügelknochen so kräftig aufeinander losdreschen, daß zuweilen einer der Kämpfer ganz unterliegt, oder gar ersäuft wird, wenn der Kopf des Besiegten allzulang unter Wasser gedrückt wurde. Die Weibchen nehmen nicht teil an diesen Kämpfen, sondern sehen ruhig zu. Es wird aus diesem Grunde zuweilen nötig, alte heißspornige Schwanenritter zu entfernen, um dem übrigen tyrannisierten Wassergeflügel Ruhe zu schaffen, wenn der Teich von kleinerem Umfang ist und noch anderes Ziergeflügel enthält. Will man die Zierde durch Schwäne nicht vermissen, so unterhält man ein einzelnes Schwan-Weibchen oder auch deren zwei, deren Benehmen dann ein friedfertigeres ist, zumal sie auch keine Bruten zu führen haben.

Man baut ihm kleine Häuschen, worin er sicher nisten kann, und lähmt den erzielten Jungen einen Flügel, um das Fortfliegen zu verhindern. Die Häuschen, welche man zum Nisten baut, dürfen nicht hoch über dem Wasserspiegel sein, müssen fest gebaut, 1,2 m lang, ebenso breit und hoch sein, und mit einem 6 dcm breiten und 7 dcm hohem Eingang versehen werden. Zum bequemen Auf- und Absteigen errichtet man eine schräg aus dem Wasser sich erhebende Treppe.

Der wilde Höckerschwan nistet auf freiliegenden, großen Landseen, wenn an den Ufern viel Schilf und Rohr wächst, dieselben auch so beschaffene größere und kleinere Inseln enthalten. Für das Nest wird ein Plätzchen einige hundert Schritte vom Ufer erwählt, entweder auf einer kleinen Insel, oder in einem Schilf- und Rohrbusche, nie tief im Rohr, sondern nahe am Rande mit freier Aussicht auf die Wasserfläche. Es bedarf vieler Materialien, welche zu unterst aus

Schilfstöcken, Rohrwurzeln, Stengeln, dann Halmenblättern und dergleichen bestehen, so daß es zuletzt einen dichten Klumpen von 1—2 m Durchmesser und ½—1 m Höhe bildet. So lange die Brut ungestört darin vollzogen werden kann, wird es alljährlich gern benutzt. Bei Verteidigung ihrer Eier und Jungen können sie mit den kräftigen Flügelknochen überaus empfindliche Schläge austeilen, welche kleinern Tieren tödlich werden. Dem Seeadler setzen sie kräftigen Widerstand entgegen, bauschen sich zu einem großen Federballen auf, ziehen den Kopf auf den Körper zurück und halten die Flügel als Schild entgegen, mit dem sie rasche und kräftige Schläge austeilen, und oft krönt der Sieg ihren Kampfesmut. Im Wasser fürchtet der Schwan den größten Hund nicht, wenn er seine Jungen zu verteidigen hat. — Die Gatten sind unzertrennlich und einander mit inniger Liebe zugethan; wenn sich einer zufällig einmal entfernt, so hat der andere keine Ruhe, bis er wieder mit ihm vereint ist. Sie schnäbeln sich, schlingen auch wohl die Hälse ineinander, stehen gegeneinander senkrecht in die Höhe, und tändeln oft sehr zärtlich.

Im April, d. h. gegen Ende dieses Monats, legt das Weibchen 5—8, selten 9 Eier, welche 11 cm lang und 8 cm breit sind. Die starke, grobkörnige Schale hat eine schmutzig graugrünliche Färbung. Die Brütezeit dauert 34—36 Tage, welches Geschäft das Weibchen allein besorgt, aber stets von dem Männchen durch Begleiten und treues Wachehalten unterstützt wird. Die ausgeschlüpften grauwolligen Jungen werden noch einen Tag erwärmt, dann aber aufs Wasser geführt, um sich sogleich schwimmend ihr Futter zu suchen, welches in kleinen Wassertierchen und zarten Pflänzchen, besonders Wasserlinsen und den Wurzeln der schmal- und breitblätterigen Rohrkolben besteht. Den Jungen kann man einen Futterzusatz dadurch verschaffen, daß man Salat und zarte Kohlblätter klein hackt, und stark mit Kleienmehl bestreut und vermengt. Auch erweichtes altbackenes Weißbrot, kleingehackt, mit Kleie bestreut, ist ein gutnährendes Futter. Wasserlinsen, mit Kleie vermischt, sind ein nahrhafter Zusatz für die meisten entenartigen Vögel. Die Schwanmutter erwärmt ihre Jungen so lange unter den Fittichen, als sie Platz daselbst finden, bisweilen nesteln sie sich auch auf dem Rücken ihrer Mutter ein und schauen zierlich zwischen den Flügeln hervor; dann später, wenn die Jungen Federn zeigen, liegen sie in den Nestern dicht zusammen, und bleiben überhaupt in der Obhut ihrer Eltern, bis sie flugbar werden, die piepende Stimme in die knurrende übergeht und bis sie zischen gelernt haben, dann werden sie nach und nach selbständig und halten sich zu Altersgenossen. — Im Stuttgarter Schloßgarten war längere Zeit ein männlicher Bastardschwan, von einer weißen Mutter und einem schwarzen Vater abstammend. Er war völlig so groß, wie ein erwachsener weißer Schwan. Der Schnabel rot und ohne Höcker; die Färbung war weiß und schwarz gemischt; das Schwarz aber nirgends tief, sondern grau abgeschwächt. Im Jahr 1874 war er mit einem weißen Weibchen gepaart, welches 4 Eier legte, aber nichts ausbrachte. Das Männchen beteiligte sich ebenfalls an der Brut.

Ihre Nahrung besteht aus den Wurzeln und Samen der Wasserpflanzen, grünem und reifem Getreide, vorzüglich aus Hafer und solchen Körnern, welche keine Grannen haben, aus Wasserinsekten, Würmern, Muscheltieren, kleinen Lurchen, aber nur gelegentlich aus kleinen Fischen, welche im seichten Wasser hilflos geworden sind. Eigentliche Fischfresser sind sie nicht und zum Fang solcher zeigen sie weder Neigung noch Geschick. Sie nähren sich der Hauptsache nach von Vegetabilien wie die Gänse, ohne so fleischgierig zu sein wie die Enten. Den Fischteichen werden sie durch ihre Nahrung nützlich, da sie vermittelst ihres langen Halses auf den Grund reichen, und die Wurzeln der Wasserkräuter ausziehen; daher können sie in kleinern Teichen, die schlammigen Boden haben, worin besonders die Schilfarten außerordentlich wuchern, dieselben, wo nicht ganz ausrotten, doch bedeutend in Schranken halten, damit der Teich nicht ganz verwachse und der Fischzucht schade. Entengries oder die sogenannten Wasserlinsen werden besonders gern von den Jungen verzehrt. — Das Futter, mit welchem man bei uns die Schwäne unterhält, besteht in Hafer, Gerste, Erbsen, Brot, das sie überaus gern fressen, gekochten Kartoffeln, Rüben, Salatblättern, Kohl u. dergl. Auf großen Teichen, wo sie das Futter selbst suchen können, und ordentliche Weideplätze daneben haben, bedürfen sie des Sommers wenig Zusatz; wo dieses aber nicht der Fall ist, muß man sie regelmäßig füttern. In strengen Wintern, wo man keine eisfreien Stellen im Wasser offen halten kann, treibt man sie in Ställe, welche man mit reinem Stroh, Sägspänen, trockenem Sand, zarter trockener Erde, Torfmulm u. dergl. bedeckt, hält sie überhaupt reinlich, giebt ein hinlänglich großes Wasserfäßchen mit stets frischem Wasser und ausreichendes Futter; auch befreit man sie, sobald es die Witterung erlaubt, wieder von dem Stallleben.

Will man die Schwäne zum Gelenken oder Absperren in die Winterquartiere fangen, so werden sie entweder, wenn sie noch nicht flugbar sind, auf Kähnen mit vielen Menschen an das Ufer oder ins Schilf getrieben und mit großen Hamen zugedeckt; oder man ergreift sie mit den Händen. Auch nimmt man große Stellnetze, welche an zwei Schlagstangen befestigt, und

an den äußersten Enden mit 2 Zugschnüren versehen sind. Die Netze stellt man in eine Ecke des Wassers, so, daß sie von Wasser bedeckt sind. Sind die Schwäne darauf getrieben, so werden die Leinen angezogen und die Schwäne sind gefangen. Aufs Land getrieben, kann man sie auch mit einem Tiras überziehen, was besonders anwendbar, wenn das Wasser gänzlich zugefroren ist und sie leicht zu treiben sind.

Die Schwäne gehören zur hohen Jagd, übrigens sind sie in Deutschland dieser Gefahr nur selten ausgesetzt. — In Dänemark ist die Schwanenjagd zu gewissen Jahreszeiten eine große Lustbarkeit, die in der Nähe der Inseln, wo sie sich in der See aufhalten, vorgenommen wird. Es werden dann immer mehrere Hundert erlegt. — Nämlich von Ende Juli bis Ende August verlieren die Schwäne ihre Schwungfedern und ziehen in die See. So schnell sie nun auch schwimmen, so suchen ihnen doch die Fischer nahe zu kommen, um sie mit einer Stange, an deren Ende ein Haken ist, lebendig in das Boot zu ziehen. In Sibirien fängt man sie mit Schlingen, welche man mittels schwerer Steine, an Stellen, wo sie zu fressen pflegen, ins Wasser senkt. Zum gleichen Zweck macht man viereckige Gitterwerke aus weißen Stäben, befestigt in jedes Eck eine Schlinge, und legt solche, noch mit Steinen beschwert, ins Wasser, worin sich die Schwäne beim Untertauchen nach Futter mit dem Hals fangen, erwürgen, und nur noch das Hinterteil aus dem Wasser hervorragen lassen. — Im wilden Zustande sind sie sehr scheu und vorsichtig.

Das Fleisch der alten Schwäne ist zähe, das der Jungen aber vortrefflich. Die fetten Brüste der Jungen oder Einjährigen werden eingesalzen und nachher geräuchert und geben einen leckern Bissen. Die Federn sind sehr nutzbar; die Schwingfedern haben sehr lange Spulen und starke Schäfte, und können als dauerhafte Schreibfedern verwendet werden; besonders hochgeschätzt sind die Dunen, welche den Eiderdunen in nichts nachstehen. Die Bälge, worauf die Dunen noch stehen, gebraucht man zu Unterfutter und Muffen; auf erkältete Glieder gelegt, erwärmen sie schneller und besser, als alles andere Pelzwerk. — Außer der anerkannten Zierde, welche dieser schöne Vogel den Teichen verleiht, hat er auch noch den Nutzen, daß er die Reiher und andere Fischräuber anfällt und sie fortjagt, somit ein natürlicher Beschützer der Fischteiche wird. — Der Schwan soll ein Alter bis zu 100 Jahren erreichen.

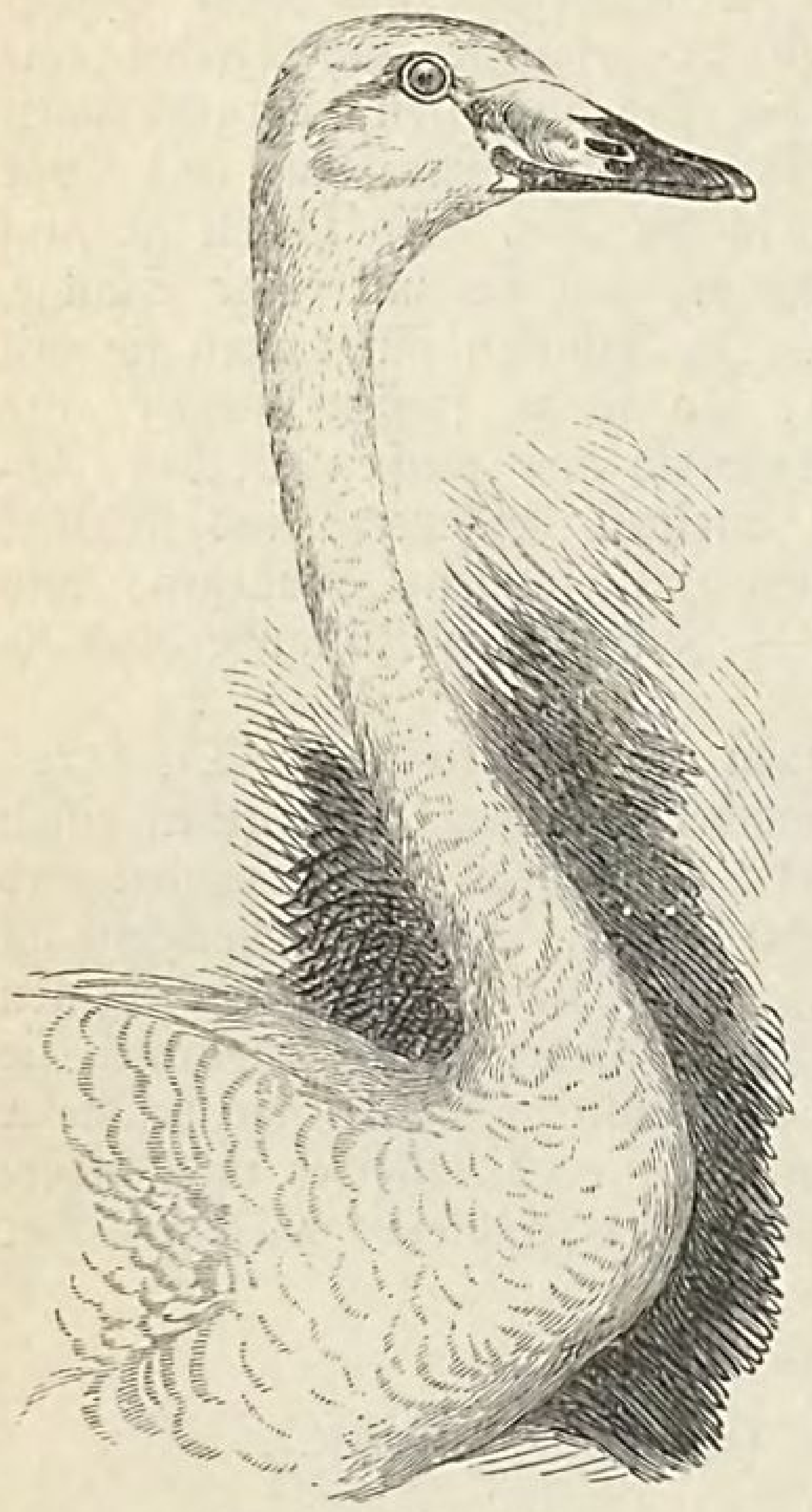
Der Nordische Schwan. Cygnus ferus, *Linné* (musicus, *Bechst.*).

Wildschwan, Singschwan, Gelbschnabel, Isländer-Schwan. — Cygnus ferus, *Gesn.*; *Belon; Aldr.*; *Will. et Ray*; *Albin*; *Edwards*; *Marsigli*; *Briss.*; *L. cit.* 1746—66; — Anas cygnus, var. ferus*), *L.*, 1746—66; — A. cygnus, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; *Otto* (in Buffons Uebersetz., 32. Bd. 185) 1806; — Cygnus musicus, *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886. — C. melanorhynchus, *M. & W.* 1810; — Olor ferus, *Wagl.* 1832; — C. xanthorhinus, *Naum.* 1842. — *) Der von Linné gegebene Name ist zur Ueberschrift gewählt.

Kennzeichen. Nasenlöcher gelb oder gelblich fleischfarben, welche Farbe die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge bis gegen die Mitte des Schnabels einnimmt; die Kinnhaut ebenso, nur die vordere Schnabelhälfte und die Ränder schwarz; Nasenlöcher parallel dem Kieferrande, von der Seite aus durchsichtig; die Lamellen des Oberkiefers am Rande nicht vorstehend. Der Schnabel ohne Höcker, aber unfern der Stirn sehr viel höher als bei olor, und zu beiden Seiten der Firste eine schwache Andeutung einer unbedeutenden Erhöhung; 33 Schwingen, 20—22 Schwanzfedern. Die Luftröhre tritt bei beiden Geschlechtern in das hohle Brustbein und macht darin mehrere Krümmungen; diese Art schwimmt wohl deshalb mit aufgerichtetem Hals. Gewicht 7—8 kg. Sonst alles wie beim Vorigen.

Dieser Schwan bewohnt als Brutvogel den Norden von Europa, Asien und Amerika. So Island, Lappland, Nord-Rußland, ganz Nord-Sibirien samt Kamtschatka; im nördlichen Nord-Amerika die Meeresbuchten, große und kleine Binnenseen, weitläufige Sümpfe und die Deltas großer Flüsse; im Winter wandert er im letztgenannten Erdteil bis nach Virginien, Karolina und Louisiana herab. In Sibirien verbreiten sie sich — nach Pennant — weit gegen Norden und schwärmen im Sommer auf den Seen und Morästen der großen Sibirischen Tundra umher; im Winter hingegen ziehen sie sich in großer Menge nach dem Schwarzen und Kaspischen Meer, und wohl auch auf andere große Seen Süd-Sibiriens, solange diese eisfrei bleiben. Middendorf traf sie am 24. Mai an der Boganida (Taimyrland), 70 Grad nördlicher Breite, und am 27. Mai am Taimyrfluß, 74—74½ Grad nördl. Breite, brütend. Am 8. August waren sie an der Großen Schantarinsel (Ost-Sibirien) in vollster Mauser, so daß binnen wenigen Stunden 21 Stück erlegt werden konnten. In China kommen sie im Winter bis Schangai, und in Peking überwintern sie bisweilen zahlreich auf den Teichen rings um den Kaiserpalast, wo

alle Vögel geschont und gefüttert, deshalb zutraulich werden. — In unserm Erdteil bleiben einzelne Singschwäne das ganze Jahr auf Island und wohnen auf dem offenen Meer, wenn das süße Wasser der Binnenseen zugefroren ist; allein die große Menge zieht südwärts nach milden Gegenden. Es sind dann regelmäßige Durchzugsvögel der Nord- und Ostsee; wohl am häufigsten in den geschützten Einbuchtungen der Ostsee um Rügen, Usedom; auch auf den Strömungen in der Ostsee, weil diese länger eisfrei bleiben. Ueber die Menge dieser Schwäne schreibt Herm. Maier aus Ost-Preußen (Cab. J. 1885, 96): „Auf dem Zuge rastet dieser Schwan am Frischen Haff in derartigen Mengen, daß die Wiesen, auf denen er sich niederläßt, vollständig weiß erscheinen."


Der Nordische Schwan.

Diese Schwäne kommen großenteils aus Lappland und Nord-Rußland. Von den Meeresküsten streifen sie zuweilen tiefer landeinwärts bis auf den Boden- und andere Schweizerseen, auch auf kleinere, wenn sie nur Sicherheit und Nahrung bieten. In der Schweiz prophezeit man lange und strenge Winter, wenn viel Schwäne einfallen. Sie zeigen sich auch im innern Deutschland, auf verschiedenen offenen Wassern, oft nur ganz kurze Zeit, zuweilen aber mehrere Wochen herumziehend, solange sie Futter finden und durch Jäger nicht verfolgt werden. Sie wandern aber noch viel weiter gen Süden, und besuchen wohl auch die größern Gewässer Nord-Afrikas von Egypten bis nach Marokko. Am häufigsten aber scheinen sie nach den Seen und größern Flüssen im Südosten Europas zu reisen, welche in Süd-Ungarn, in den angrenzenden Ländern (auch die Herzegowina ist angeführt), in der Dobrudscha, in Süd-Rußland, in der Türkei, Griechenland und Klein-Asien, während der Winterzeit unermeßliche Scharen Wassergeflügels beherbergen, worunter auch Singschwäne; am Schwarzen Meer, z. B. bei Varna zu Tausenden. In Unter-Egypten nur einzeln oder in kleinen Flügen. Die Züge beginnen an der Ostsee schon im Oktober und dauern — je nach Witterung — durch den ganzen November bis in den Dezember hinein im Februar und März kehren sie wieder auf ihre Brutplätze zurück, auf welchen sie schließlich, auch auf den nördlichsten, Ende April und Anfangs Mai ankommen. Diese Zugschwäne sind — wie schon bei der vorbeschriebenen Art bemerkt — bei uns sehr vorsichtig, eigentlich menschenscheu, weil jeder Sonntagsjäger die schönen großen Vögel mit Schießen verfolgt, während sich ihre Kameraden in Peking aus der Hand füttern lassen, wo sie durch Gesetze wohlwollend geschützt sind. Auf dem Zug fliegen sie sehr hoch, lassen aber häufig aus hoher Luft herab ihre wohlklingenden Rufe hören, wodurch man sie vom Höckerschwan unterscheiden kann.

Sie nisten in ausgedehnten schilfreichen Sümpfen, in einsam gelegenen großen — von Ried durchsetzten Wassern, besonders wenn diese von Wald umgeben sind, an Küsten, auf Inseln und noch lieber in Binnenseen, mögen diese in der Niederung oder auf Bergebenen liegen, wenn sie nur möglichst wenig Störung durch Menschenverkehr erleiden. Das Nest ist groß und breit, besteht aus Binsen und andern Wasserpflanzen, und wird im Schilfe angelegt. Die 5—7 Eier, welche man schon im April findet, haben eine etwas kürzere Gestalt, aber dieselbe Größe wie die des Höckerschwans, unterscheiden sich aber durch eine weißere, nur schwach ins Grünliche spielende Färbung und durch eine glattere, mehr glänzende Schale.

Er ist ebenso leicht zu zähmen wie der Vorige, steht ihm aber an Schönheit insofern nach, als er einen dickern Hals hat, der nicht so geschmeidig in S-Form gebogen werden kann, als beim Höckerschwan, sondern mehr gerade getragen wird. In Rußland hält man ihn seiner melodischen Stimme wegen lieber und häufiger auf den Gewässern zur Zierde, wo er sich in angemessener Gefangenschaft alle Jahre fortpflanzt. — Die Stimme dieses Schwans besteht in wohlklingenden langgezogenen Tönen, welche bei verschiedenen Individuen bald höher, bald tiefer liegen, aber doch harmonisch zusammenklingen. Diese Töne läßt er bei jeder Veranlassung als Lockton, Warnungsruf, und zu seiner eigenen Unterhaltung, sowohl im Fluge als schwimmend hören, so daß Pallas von diesem Vogel sagt: Seine Stimme hat einen lieblichen Klang wie von Silberglocken; er singt auch im Fluge und wird weithin gehört, und das, was man vom Gesang des Sterbenden erzählt hat, ist keine Fabel, denn die letzten Atemzüge des todwunden Singschwans bringen noch wohlklingende Töne hervor. Deshalb gab ihm Bech-

stein den Artnamen „Musicus“, obgleich viel Phantasie dazu gehört, aus dem Ruf des Schwans einen Gesang herauszuhören. Wenn aber derselbe nach einem fast endlosen und traurigen Winter bei seiner Heimreise nach dem Norden die Wiederkehr des Frühlings und die Erlösung aus der Gefangenschaft des langen Winters mit seinem Rufen ankündigt, so mag dies in den Ohren der Nordländer wohl die schönste Melodie sein. Der gewöhnliche gänseartige Schrei klingt nach Naumann wie: Kill klii! der angenehmere höhere Ruf: Uugh uugh, den der Schwan sowohl auf dem Zuge hoch in der Luft, als auch in Gesellschaft auf dem Wasser sitzend, in den erwähnten verschiedenen und angenehmen Modulationen hören läßt. — Der Singschwan ist ebenso rauflustig und gewaltthätig wie sein Vetter Höckerschwan; insbesondere mag er auch den letzteren nicht leiden, und treibt ihn stets ab, wo er auf kleinen Teichen mit ihm zusammen leben muß. Er setzt die Feindseligkeiten so lange fort, bis der Höckerschwan die Flucht ergreift.

In den nördlichen Gegenden stellt man ihm teils wegen seines Fleisches, teils der Federn wegen sehr nach, namentlich während der Mauserzeit vom Ende Juli bis Ende August, wo man ihn wegen der ausgefallenen Schwingfedern, die ihn am Fliegen hindern, mit Hunden hetzt, oder ihm auf leichten Kähnen nachrudert und ihn mit Stöcken totschlägt.

Der Zwergschwan. Cygnus minor, *Pallas.*

Kleiner Singschwan, Schwarznasiger, Bewick-Schwan. — Cygnus olor, var. minor, *Pall.* 1811; — C. Bewickii, *Yarrell* 1838; *Rchw.* 1889; — C. islandicus, *Br.* 1831; — C. minor, *Vieill.* 1820; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — C. melanorhinus, *Naum.* 1842; — Olor minor, *Bp.* 1854.

Kennzeichen: Naslöcher schwarz; die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge gelb oder fleischfarbig, diese Farbe nur auf ein Viertel des Oberschnabels ausgebreitet, und lange nicht an die Nasenlöcher reichend; die übrigen drei Viertelle des Schnabels nebst der Kinnhaut schwarz; der Schnabel ohne Höcker; Nasenlöcher nach vorn schräg ansteigend, seitlich nur aus einem Punkte durchsichtig; 32 oder 34 Schwingen und 18—20 Schwanzfedern. Hauptfärbung wie bei den andern, rein weiß im Alter, in der Jugend graulich.

Länge 10,8 dcm, Flugbreite fast 2 m, Schnabellänge 9 cm, Lauf 10,7 cm. Gewicht $5^1/_2$—6 kg.

Außer den angegebenen Kennzeichen unterscheidet sich dieser Schwan hauptsächlich durch seine weit geringere Größe von dem Singschwan, mit dem er aber sicherlich nahe verwandt ist.

Der Zwergschwan bewohnt die gleichen Länder, wie der Singschwan (auch Island, Ornis 1886, 364), doch wie es scheint, in noch nördlicheren Breiten. Seine Hauptbrutplätze scheinen in Sibirien zu liegen, wo er — je nach der Breite — Brut-, Zug- oder Wintervogel ist, aber auf dem Zug weder in Turkestan noch in Persien vorkommen soll. Bei Astrachan ist er häufig durchziehend, und überwintert aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Kaspimeer. In Nord-China und in der Mongolei scheint unser Schwan regelmäßig zu überwintern, ohne jedoch an der Küste öfter bemerkt zu sein (v. Homeyer, Wand. d. Vög. 403). Nach Deutschland zieht der Zwergschwan aus nordöstlicher Richtung im Oktober durch Finnland, quer über die Ostsee nach der Westküste von Jütland („Wird jeden Winter auf Ring-Kjöbing-Fjord geschossen.“ Ornis 1885, 138), Schleswig-Holstein, nach Oldenburg, Hannover, Westfalen und in derselben Richtung weiter. In diesen Gegenden kommt derselbe nicht allein öfter vor, sondern ist auch fast ein regelmäßiger und in größern Truppen erscheinender Wanderer. Namentlich in den flachen Buchten von Oldenburg kommt derselbe regelmäßig im Oktober und März an (Wand. d. Vög. 123). Nach den Beobachtungen Pfarrer Jäckels wurde derselbe auch schon in Mittelfranken erlegt (W. d. Vög., S. 346). Bei Helgoland wird der Zwergschwan nicht beobachtet, während der Singschwan in jedem Winter vorkommt (W. d. Vög. 376). Von den in Oldenburg erlegten Zwergschwänen haben viele durch Frost verletzte Schwimmhäute, ein deutliches Zeichen ihres hochnordischen Aufenthalts, und es wäre von hohem Interesse, zu erfahren, ob die auf dem Kaspimeer vorkommenden Zwergschwäne auch dergleichen Zeichen aufzuweisen haben (W. d. Vögel 403).

Der Zwergschwan ist im Fluge vom Singschwan zu unterscheiden durch die rascheren Flügelschläge und den höheren feineren Ruf. Bekanntlich variiert derselbe sehr in der Größe, so daß einzelne dem Singschwan nahe kommen; diese Größe ist aber nur äußerlich, die Federn machen dieselbe; im Skelett stehen sich beide Arten sehr nahe. Auch die Schnabelform variiert, bei manchen findet man sie so abgeplattet, daß sie einem Löffelentenschnabel gleichen (Wand. d. Vögel 372—373).

Der Zwergschwan brütet sehr zahlreich im Südwesten von Novaja Semlja, etwa 72 Grad nördl. Breite, auf dem sogenannten „Gänseland“. Nordenskiöld fand ihn dort „in Menge und

seine Nester in bedeutender Zahl" und zwar am 28. Juli 1878. (Nordenskj., Umseglung Asiens und Europas, 1, S. 63 und 199.) Das ist wenigstens die Angabe eines bestimmten Brutplatzes und im Laufe der Zeit werden sich am Sibirischen Eismeer deren noch mehrere feststellen lassen (Cab. J. 1885, 432).

Seine 5—7 Eier sind etwas kleiner, als die der Vorhergehenden, und von Farbe gelblichweiß. — Er läßt sich leicht zähmen, wenn man vor dem Aussetzen auf den Teich die vordern 9 Schwingen bis an die Deckfedern abschneidet und dies nach jeder Mauser wiederholt, ehe er flugfähig wird. Er ist aber weniger ausdauernd als seine großen Vettern.

Der Schwarzhalsige Schwan. Cygnus nigricollis, *Gmelin.*

Anas nigricollis, *Gm.* 1788 ex *Bougainville;* — A. melanocephala, *Gm.* ex *Molina;* — C. nigricollis, *Steph.* 1819; C. melanocephalus, et melanocoryphus, *Vieill.* 1819.

Kennzeichen Der Kopf samt der obern Hälfte des Halses sammetschwarz, alles Uebrige weiß; von den Augenlidern bis zum Hinterhaupt läuft eine schmale weiße Linie; im Schwanz 18 Federn. Der Schnabel ist bleigrau, an der Spitze orangegelb; der Höcker und die nackte Zügelstelle blutrot; das Auge braun; die Beine sind schwärzlich mit durchschimmerndem Rot. Er hat ungefähr die Größe des Zwergschwans.

Dieser Schwan ist nicht so groß, als der zahme und der Hals ist sehr dünn. Sein Vaterland sind die Küsten und großen Binnengewässer Süd-Amerikas: Chili, Buenos Ayres, die Provinzen am Plataftrom, an der Magelhaensstraße auf den Malwinen, wo sie gemein und in Scharen oft zu Hunderten beisammen sind. In Großbritannien wird dieser so abstechend gezeichnete schöne Schwan noch als Seltenheit auf Teichen unterhalten, und ist bis jetzt nur in wenigen Tiergärten als Rarität zu sehen. Die Lebensweise und Behandlung stimmt mit der des Höckerschwans überein.

Der Schwarze Schwan. Cygnus atratus, *Latham.*

Anas plutonia, *Shaw* 1789—1794; — Anser Novae-Hollandiae, *Bonnat.* 1790; — Anas cygnus atratus, *Lath.* 1790; — Chenopsis, et Olor atratus, *Wagl.* 1832.

Kennzeichen. Sein ganzes Gefieder ist tonschwarz mit grünem Schiller und schwarzgrauen Federrändern; unten etwas lichter; die Schwingfedern sind weiß, diese werden jedoch von den krausen Schulter- und großen Flügeldeckfedern meist verdeckt, so daß nur wenig oder gar nichts Weißes unter dem Schwarz hervorsieht. Bei einem von vier im Stuttgarter Schloßgarten unterhaltenen Exemplaren zählte ich 23 (d. h. sämtliche) weiße Schwingen; bei dem andern waren die 5 hintersten Schwingen schwarz und auch die vordern hatten hie und da einen schwärzlichen Anflug; ein drittes Exemplar stimmte mit diesen ziemlich überein, und ein viertes hatte inmitten der weißen Schwingen eine vereinzelte schwarze Feder. Der Schnabel ist glänzend rot mit einem weißlichen Querband vor dem weißen Nagel; an der Basis hat das Männchen nur eine geringe Erhöhung; die Zügel nelkenrot; das Auge scharlachrot; die Füße sind dunkel aschfarbig. Die Luftröhre ist einfach, nicht gewunden.

Der Schwarze Schwan steht dem Höckerschwan in der Größe ziemlich nach, ist auch etwas kürzer, hat aber sonst eine sehr elegante Form. Der Hals ist nicht gleich dick, wie beim weißen Schwan, sondern nach dem Kopf sehr schlank, nach dem Rumpfe aber merklich dicker oder vielmehr federreicher.

Er ist in Australien und Tasmanien zu Hause, wo er sich an den Küsten, Flüssen und Seen, sowie auf den vielen Inseln in Menge aufhält und zwar gewöhnlich in Herden, welche stets von großer Scheu und Vorsicht Zeugnis ablegen. Erwähnung geschah ihrer zuerst im Jahre 1726, wo 2 lebende Exemplare nach Batavia gebracht wurden. Jetzt sind sie schon seit einer Reihe von Jahren auch in Europa eingeführt und nicht selten auf herrschaftlichen Teichen als Zierde zu sehen. Bei guter Behandlung, die mit der des Höckerschwans übereinstimmt, kommt er ganz gut fort, brütet auch und bringt seine Jungen auf. Mit dem Höckerschwan lebt er nicht immer in friedlichem Verhältnis, und wird besonders während der Brütezeit von demselben nicht in der Nähe geduldet; außer der Brütezeit ist es sonderbarerweise umgekehrt, und der weiße Schwan räumt dem schwarzen den Platz, sobald er von ihm ernstlich verfolgt wird. Dies macht manchmal eine Entfernung der einen oder andern Art nötig. — Seine schöne Stimme ist sehr angenehm, harmonikaartig.

Wie klug diese schönen Tiere sind, mag folgende Anekdote erhellen. In Cremorne Garden,

eine Meile von Melburne (Australien) ist eine Art See, der in Verbindung mit der Yarra steht; in diesem baute ein schwarzer Schwan sein Nest und das Weibchen begann zu brüten. Hochwasser schwellte aber die Yarra so, daß der See um mehrere Fuß stieg. Das Weibchen verließ aber das Nest nicht, denn das Männchen schleppte solche Massen von Baumaterialien: Schilf, Reisern und Pflanzenwulst herbei, welche vom Weibchen untergeschoben und wodurch die Eier im Verhältnis erhöht wurden, daß die Oberfläche des Nestes genügend verschont blieb und die Brut fortgesetzt werden konnte. Nachdem das Wasser wieder gefallen, ragte das Nest fast 1 m über den Wasserspiegel empor gleich einer Tribüne.

Zweite Familie: Gans, Anser, *Brisson* 1860.

Barrère 1745; *Bechst.* 1802; *Steph.* 1819; *Boje* 1826; — Chionochen, *Reichb.* 1851.

Schnabel meist von der Länge des Kopfes; an der Wurzel bedeutend hoch, viel höher als breit, nach vorn allmählich abfallend, oben und unten in einen breiten gewölbten scharfschneidigen Nagel endigend; der Mund nur bis an den Kopf gespalten; die Randschneide des Oberkiefers übergreifend, inwendig mit starken Quereinschnitten, deren äußerste Enden in kegelförmige Zähne ausgezogen sind, denen die gleichmäßigen, noch schärfern Zähne des Unterkiefers entgegenstehen; am Gaumen ebenfalls eine Reihe kurzer Zähne; das durchsichtige Nasenloch öffnet sich vorn in der Schnabelmitte, in einer mit weicher Haut überspannten Nasenhöhle; die Füße sind von mittlerer Größe, kräftig, die drei starken Vorderzehen mit vollen Schwimmhäuten, die kleinere freie Hinterzehe etwas höher gestellt und berührt den Boden nur mit dem Nagel; Läufe vorn genetzt mit sechsseitigen längsgestellten Horntäfelchen besetzt, die seitlich kleiner und etwas viereckig werden; Schwimmhäute gegittert; die Färbung derselben ist verschieden, meist hell; die Flügel ziemlich groß, bis zur Schwanzspitze reichend; vorn spitz, die 1. und 2. Schwinge die längsten, denn zwei rudimentäre steifspitze Federchen vor denselben, nur 40—50 mm lang, können nicht als Schwingen gezählt werden. Am Flügelbug steht eine harte Schlagwarze; Schwanz kurz, aus 14—20 Federn bestehend. Das kleine Gefieder ist sehr dicht und weich, bei den echten Gänsen am Hals in unregelmäßige Längestreifen geteilt. Der Kopf ist schmal, etwas klein, der Hals ziemlich lang und dünn; die Färbung des Gefieders weiß, schwarz und grau mit geschuppter Zeichnung, das sogenannte „Gänsegrau". Die Mauser ist einfach, bei den Gänsen aber eine bange Zeit, denn die Schwingfedern fallen in der letzten Periode beinahe alle zumal aus, wodurch sie einige Zeit am Fliegen behindert sind, und nun in stiller Zurückgezogenheit ihre verstecktesten Plätze aufsuchen, um nicht gefährdet zu werden. — Der Schädel stimmt mit dem der Enten überein, Halswirbel finden sich meist 17, bei aegyptiacus nur 14; 9 Rücken- und 7 Schwanzwirbel; die Luftröhre ohne Biegungen; die fleischige Zunge verhältnismäßig hart, seitwärts gezähnelt; der Kropf weit; der Magen muskulös.

Die Feldgänse sind vortreffliche Fußgänger, die besten unter allen Wasservögeln; auch ihr Flug ist kräftig, ausdauernd und fördert schnell, er ist meistens sehr hoch, nur an sehr düstern oder nebeligen Tagen fliegen sie so nahe an der Erde, daß man sie schießen kann. Ihre Bewegung beim Fliegen ist sanft, macht kein Pfeifen, und die schlagenden Flügel scheinen nicht über 2 Zoll von der Horizontallinie abzuweichen. Nur beim Auffliegen verursacht der starke Flügelschlag ein Gepolter, auch beim Niederlassen hört man ein Wirbeln. Im Wasser sind sie nicht so gewandt wie die Enten, können auch nicht besonders lange tauchen, letzteres mehr spielend, wie sie es besonders in der Jugend gerne thun, oder aus Not, dann aber auch tief; beim Schwimmen senken sie den vordern Teil des Rumpfes tiefer ein als den hintern. Sie leben fast allein von Vegetabilien, welche sie häufiger auf dem Trockenen als im Wasser suchen, stellen sich schwimmend auch auf den Kopf und gründeln, um auf diese Weise Nahrung zu erhalten. Mit ihrem scharfen gezähnelten Schnabel können sie die Pflanzen gut benagen und abbeißen, besser als irgend ein anderer Vogel es in dieser Weise kann. Ihre Wanderflüge machen sie gesellig in großen und kleinen Scharen, welche sich oft zu Tausenden in ein einziges Heer vereinen, das aber dann stets aus vielen kleinen Familien besteht, die unter sich streng zusammenhalten, ihre eigenen Anführer haben, und sich so dem großen Haufen anschließen, mit welchem sie die gemeinschaftlichen Futterplätze besuchen. Ein solches Heer zerfällt wieder in drei Hauptteile, in die Vor- und Nachhut und in die Hauptarmee; auf diese Weise ziehen sie nach den Weideplätzen, wie auf die Reise. Die verschiedenen Arten weiden dabei getrennt, ohne sich ganz von der Schar abzusondern. Mit Enten, Schwänen und andern Vögeln halten sie keine Gemeinschaft. Auf der Wanderung bilden sie eine schräge Linie, wenn es nur wenige, zwei Linien, wenn es ihrer viele sind, die sich im spitzen Winkel vereinen (Pflugschleife). Voran fliegt wahrscheinlich das älteste und erfahrenste Individuum. Vater Joh. Andr. Naumann sagt: Die Ordnung beim Zug wird von keinem Vogel so in acht

genommen, als bei den Kranichen, Störchen und Gänsen. Fliegt nur ein einzelnes Paar, so ist meist das Weibchen voran. — Sie sind vorsichtig, sehr wachsam und scheu; obwohl Tagvögel, die bei Nacht ruhen, hört man zuweilen auch während der Wanderzeit bei mondhellen Nächten ihre Stimmen in der Luft. Das dichte, warme Federkleid befähigt viele Arten im höchsten Norden den kurzen Sommer zuzubringen und daselbst zu brüten, obwohl auch die heißen Erdgürtel viele und schöne Arten aufzuweisen haben. Unsere nordischen Arten überwintern in Süd-Europa, Südwest-Asien und Nord-Afrika. Ihre Hauptzugzeit fällt auf die Monate September und Oktober, obwohl vorausreisende Scharen sich schon Ende August sehen und hören lassen. Die Zeit ihrer Wiederkehr ist — je nach der Witterung — im März und April.

Die Wildgänse leben in Monogamie, und die einmal geschlossenen Ehen dauern für die Lebenszeit. Ihre Nester verstecken sie in schwer zugänglichen Moräften im Schilf, Rohr und in Binsen; sie legen große weißliche Eier. Die Familienmitglieder sind sehr anhänglich und bleiben unter steter Obhut des Vaters bis zum nächsten Frühjahr, wo sich dann die Jungen absondern. Sie ziehen die süßen Gewässer den salzigen vor, bringen aber die meiste Zeit auf dem trockenen Lande zu. Man zählt zu dieser Familie etwa 45 Arten, wovon hier: 9 Arten in 4 Gruppen.

1. Gruppe: **Schwanengans**, Cygnopsis, *Brandt* 1836.

Anser, *Boje* 1826. Der Schnabel ist fast wie bei der Gans, aber hinten mit einem starken Höcker; Füße, Farbe und Körper gänse-, der Hals aber schwanenartig, d. h. lang. Im obern Kiefer hat der Vogel 24, im untern 30 gerade herauf stehende Zähne; im Flügel sind 24, im Schwanz 14—16 Federn; die Schäfte der großen Schwingen weiß. Unter dem Schnabel hängt ein häutiger, gegen 2 Zoll langer Sack, der etwa 1 Zoll lang vom Halse absteht, und mit zarten, haarartigen Federn bewachsen ist; beim Schreien wird er etwas aufgeblasen. Der Schwanz wird beim Schwimmen und Gehen stark aufgestülpt, so daß er mit dem Rücken beinahe einen rechten Winkel bildet. 1 Art.

Die Schwanengans. Anser cygnoides, *Linné.*

Höckergans, Russische, Sibirische, Chinesische, Japanische, Guinea-, Trompeter-Gans. — Anser cygneus, et guinensis, *Will. et Ray*; *Briss.*; *L. cit.* 1746—66; — Anser cygnoides, *Marsigli*; *Albin*; *Pall*; *K. & Bl.* 1840; — Anser sinensis, *Frisch*; *Steph.* 1816; *Rchw.* 1882; — Anas cygnoides, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; — Cygnopsis cygnoides, *Brandt*; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der Hals länger als bei den Gänsen; der Schnabel hinten mit einem mehr oder minder großen Stirnhöcker besetzt und derselbe von einem weißen Federkranz begrenzt (vorausgesetzt, daß die Färbung gänsegrau ist, denn bei weißer Varietät fällt dieses Kennzeichen weg); vom Kopf oben am Hals abwärts nach dem Höcker ein sehr dunkler Streif.

Länge ungefähr 1 m, Flugbreite 1,36 m. Reichlich Größe unserer Hausgans.

Beschreibung. Die wildfarbige Schwanengans ist oben, samt den Seitenfedern des Schenkels gänsefarbig, aber vom Oberkopf an längs des Nackens und Hinterhalses bis beinahe hinab zum Rücken zieht sich ein dunkelbrauner Streifen, der auf dem Hinterhals fast schwarzbraun wird, und sehr auffallend von einer weißen Einfassung begrenzt wird; der Vorderhals ist grauweiß, die Brust lichtgrau; der Bauch und die untern Schwanzdecken weiß; der Schwanz ist kurz und stumpf und der Vogel trägt ihn in die Höhe gerichtet, besonders auffällig beim Schwimmen. Das Weibchen hat den Kehllappen kleiner, bei den Jungen ist er noch nicht entwickelt; ebenso ist es bei dem Schnabelhöcker. Der Schnabel samt Höcker ist (nach Prof. Oken beim Wildling) schwarz; das Auge dunkelbraun; die Füße sind sehr breitspurig und orangerötlich.

Bei domestizierten Gänsen dieser Art kommen aber außer der eben beschriebenen Färbung mancherlei Abänderungen vor, die mehrenteils ins Hellere und nur selten ins Dunklere übergehen, und infolgedessen giebt es auch verschieden gefärbte Schnäbel und Füße, z. B. schwarze Schnäbel und schwarze Füße; rote Schnäbel, rote Füße; und — wie bei den Wilden — schwarze Schnäbel und rote Füße. Bei den in reines Weiß ausgearteten Schwanengänsen sind Schnabel samt Höcker und die Füße schön orangerot, und sind die so gefärbten mit dem glänzenden seidenartigen Weiß wirklich prachtvolle Wasservögel.

Die Heimat dieser schönen großen Gans ist nach Linné, Pallas und Georgi das östliche Sibirien in der Nähe des Baikalsees und an andern größern Seen und Flüssen am Altai, wo sie während des Sommers mit ihren Jungen umherschwimmt, und selbst bei Sturmwetter das Wasser nicht verläßt. Auch auf den Kurilen und in Kamtschatka findet sich die Schwanengans. Sie überwintern in China und Japan, und kehren im Frühjahr wieder auf ihre nördlicher

gelegenen Brutplätze zurück. Buffon verwechselte ihre wahre Heimat mit Guinea, und verlegte so ihr Geburtsland in den Schwarzen Erdteil, ohne einen Gewährsmann, welcher dieselbe in Afrika wild gesehen hätte. In China und Japan hat man sie schon seit uralter Zeit als Hausgans gehalten und auch in Sibirien, Persien, in den Gegenden ums Kaspische und Schwarze Meer und in ganz Rußland ist sie eine beliebte Hausgans. Von hier kam sie allmählich in andere Länder Europas und auch nach Amerika. Bei uns sieht man sie nicht selten auf Teichen und Höfen von Herrschaften und Privatleuten, aber mehr als Zier- denn als Nutzgans. Ihr Betragen ist durchaus gänseartig, sie sind aber eigensinniger, bleiben gern im Freien über Nacht und benehmen sich gegen Hausgänse gewaltthätig, indem sie solche von einem kleineren Teiche abzutreiben suchen. Aber es ist eine schöne und nützliche Gans, eine stattliche Erscheinung zu Wasser und zu Land, ausdauernd und hart wie die Hausgans, denn sie kann, ohne Schaden zu leiden, im Freien überwintern. Der gewöhnliche Ton, den die Schwanengans hören läßt, ist wie eine dumpfe verstimmte Pfeife, man möchte sagen: heiser, wie wenn der Ton nicht ansprechen wollte, außerdem hört man aber eine weithintönende trompetenartige Stimme, welche ebenso schmetternd ist, als bei unsern Gemeinen Gänsen. Die Legezeit fällt gewöhnlich in den Februar; je über den andern Tag wird 1 Ei gelegt, und es kann durch Wegnehmen der gelegten Eier die Zahl auf 30—40 (nach andern Angaben auch auf mehr) gesteigert werden. Diese gleichen den Eiern der Hausgans, sind aber weniger zugespitzt, mehr walzenförmig, und messen im Durchschnitt 79 + 56 mm. Man läßt sie durch Land- oder Truthühner ausbrüten. Ersteren gibt man 3, den Truten 7 Eier, welche in ca. 28 Tagen auskommen. Die erzielten Jungen gleichen jungen Hausgänschen und haben noch keine Spur von einem Höcker. Sie werden gefüttert, wie gewöhnliche junge Gänse. Doch will ich nicht unterlassen, eine Anweisung des gelehrten Ackerbauschriftstellers Columella (der etwa 50 Jahr n. Chr. Geburt in Tarent lebte), hier beizufügen: „Das ist ein Teig von gemahlenem Korn, also Mehl und Kleie beisammen, worein man Wegwarte, Lattich, Gänsedisteln oder auch zarte Nesselblätter, recht fein geschnitten mischt. Das beigemischte Grünkraut darf ungefähr die Hälfte des Mehlfutters betragen. Dazu kommt ein feststehendes Wassergeschirr, damit die Gänschen nach Genüge frisches Wasser trinken können, ohne das Geschirr umzuwerfen. Wenn sie 14 Tage alt sind, geht man allmählich zur Haberfütterung über.“ — Die domestizierte Schwanengans kann größer und schwerer werden als ihre wilden Ahnen, bringt es bis zu 12 Pfund Gewicht und noch darüber; auch zieht sie mit der Hausgans fruchtbare Bastarde, bei welchen der Schnabelhöcker kleiner ausfällt. Man kann mit diesen Bastarden weiter züchten, denn es ist ein kräftiger nutzbarer Gänseschlag, etwas größer als die Gemeine, etwas kleiner als die Schwanengans. Bei den Schwanengänsen bemerkt man öfters einen starken Hängebauch. Sie sind sehr wachsam und verkünden jedes Geräusch durch ein großes Geschrei; selbst am Tage melden sie Menschen und Tiere an, welche auf den Hof kommen, und verfolgen sie oft recht dreist, um sie in die Füße zu beißen, was sie mit dem kräftigen Schnabel auf sehr empfindliche Weise thun können.

2. Gruppe: **Feldgans**, Anser, *Brisson* 1760.

Chen, *Boje* 1822. — Hierher paßt auch die Familienbeschreibung. Für diese Gruppe zählt Gray in seiner Hand-List etwa 12 Arten, wovon hier: 4 Arten mit 3 Varietäten.

Die Schneegans. Anser hyperboreus, *Pallas*.

Weiße Gans, Polar-, Nordgans. — A. niveus, *Briss.*; — A. hyperboreus, *Pall.* 1769; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — A. nivalis, *Forster* 1781; — Anas hyperborea, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.* 1791; — Chionochen hyperboreus, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Das ganze Gefieder, ausgenommen die schwarze Flügelspitze, rein weiß; Oberkiefer seitlich mit Längsfurchen durchzogen; Schnabel und Füße orangefarbig. Die Flügel sind in der Ruhe mit dem Schwanz fast gleich lang, und enthalten 28 Schwingfedern, wovon die 10 ersten schwarz mit weißen Kielen sind. Im Schwanz sind 16 fast gleich lange Federn. Im Jugendkleid lichtgrau gewölkt: Schnabel und Füße grau. Größe der Graugans. Gewicht 5 Pfund und darüber.

Länge (ohne Schnabel) 81 cm, Flügellänge 48 cm, Flugbreite über 15 dcm, Schwanz 14,5 cm, Schnabel 6 cm, Lauf 6 cm. Weibchen und junge Vögel kleiner.

Sie gehört dem hohen und höchsten Norden der Erde an. Am wenigsten wird sie in Europa getroffen; in Asien kommt sie nur nach Osten hin vor, so namentlich auf dem Kossogol-

See (36 Meilen lang, durch seinen Abfluß Jga mit dem Selengastrom und Baikalsee in Verbindung stehend) in großen Scharen, und nach der Behauptung der dortigen Einwohner sollen sie auch daselbst nisten. Auf dem Kaspimeer überwintern sie nur selten. Dagegen zeigen sie sich in China und Japan, und auf der Halbinsel Korea mitunter in unabsehbaren Scharen, welche im März wieder ihren nördlichen Brutplätzen zuwandern. — Im höchsten Norden Nordamerikas sind sie allgemein verbreitet, und gehören zu den am zahlreichsten vorkommenden Arten, welche in den unermeßlichen Sümpfen der dortigen Tundren brüten. Im September wandern sie in die südlichen Staaten und kommen dann zuweilen bis Karolina, Mexiko und auf die Antillen. Höchst selten aber zeigen sie sich im nordöstlichen Europa, und nur wenige Exemplare solcher — durch strenge Winter und heftige Stürme herumgetriebenen Schneegänse — sind für Deutschland zu verzeichnen. — Sie nisten innerhalb des Polarkreises in unermeßlichen Scharen an Landseen und andern Gewässern der Tundra, bauen wie die Graugänse und legen 6—8 schmutzig gelblichweiße Eier; diese messen 72 + 48 mm.

Trotz der einfachen Färbung ist die Schneegans mit dem blendendweißen Gefieder, den schwarzen Flügelspitzen und den lebhaften Farben des Schnabels und der Füße ein schönes Geschöpf, und schon von weitem und in großer Höhe von den andern Gänsearten zu unterscheiden. Sie ist besonders gut zu Fuß, hat einen ausdauernden, ziemlich schnellen Flug, und das Eigentümliche, daß sie auf dem Wanderzug, wo eine hinter der andern fliegt, ein stumpferes Dreieck bilden, als andere wandernde Gänsearten. Für die Bewohner der hochnordischen Länder sind die Schneegänse von großem Nutzen; ihr Fleisch wird als wohlschmeckend gerühmt und jährlich in Menge von denselben verzehrt, oder in die europäischen Kolonien zum Verkauf gebracht. In dem stets gefrornen Boden jener hochnordischen Länder, welcher im hohen Sommer kaum 20 cm tief auftaut, werden tiefe Gruben gemacht, die gerupften und ausgeweideten Gänse schichtenweis aufeinander gelegt und wieder mit der gefrorenen Erde bedeckt. Hier halten sie sich zum Gebrauch so frisch wie in einer Eisgrube. Wenn aber das Federwild nicht gerupft und ausgeweidet wird, so geht es trotz der Eisdecke zu Grund. Eine Fangart im Großen liest man: „Buffon's Uebersțg. 32. Bd. S. 248 von Pallas." Auch ihre Federn finden als eine sehr gute Ware willige Abnehmer.

Die Graugans. Anser ferus, *Linné* (cinereus, *Meyer*).

Taf. 32, Fig. 1.

Wildgans, Stammgans, Märzgans, Sommergans, Hagelgans. — Anser ferus*), alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; *Temm.* 1815; *Steph.* 1819; *Oken* 1837; *Rchw.* 1882; — Anas anser, var. ferus, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; — Anser sylvestris, *Frisch*; *Briss.*; — Anser vulgaris, *L.* 1748; *Bechst.* 1809; *Pall.* 1811; — Anser cinereus, *M. & W.* 1810; *Br.* 1831; *K. & Bl.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *v. Hom.*; *Mev.* 1886; — A. palustris, *Flemm.* (*ex Ray*) 1828. — *) Der von Linné gegebene Name ist zur Ueberschrift gewählt.

Kennzeichen. Der Schnabel ist orangefarbig ohne Schwarz, mit weißlichem Nagel; das nackte Augenlid und die Füße fleischfarbig; der ganze Unterrücken, Unterflügel und ein breiter Rand des Oberflügels hell aschfarbig; im Alter ist die Brust schwarzgefleckt. Die Flügelspitzen erreichen das Schwanzende nicht.

Länge 8 dcm, Flugbreite fast 16 dcm, Schwanzlänge 15,5 cm, Schnabellänge 7 cm, Höhe des Laufs 8,3 cm. Größe einer Hausgans, aber leichter. Gewicht etwa 7 Pfund.

Beschreibung. Hauptfärbung grau mit braunem und graugewässertem Rücken (gänsegrau), Schwungfedern dunkelbraun mit schwarzer Spitze; der ganze Unterrücken, der Unterflügel und ein sehr breiter Rand des Oberflügels hell aschfarbig, am Bauche weiß. Im Jugendkleid mit düstergrauem Gefieder und ohne schwarze Flecken auf der Brust. — Das Nestkleid besteht aus einem dichten Pelz von weichen haarartigen Dunen, die Oberseite ist düster olivengrün, auf den Seiten grünlichgelb, unten hell weißgelb. Lebendig kann man sie von jungen Hausgänsen leicht unterscheiden, der Hals ist dünner, mehr gebogen, der Rücken gekrümmter, der Bauch aufgezogen, die Schenkel herausgestreckt; deshalb stelzenbeiniger, auch laufen sie leichter und mit anderem Anstande. — Der Schnabel ist orangegelb ohne Schwarz; der Augenstern dunkelbraun; das nackte Augenlidrändchen und die Füße blaß fleischfarbig.

Von der Acker- und Saatgans unterscheidet sie, außer den angegebenen Kennzeichen, sehr bestimmt eine mehr rein aschgraue, als braungraue allgemeine Färbung; von der kleinern Blässengans schon ihre bedeutendere Größe. Von der grauen Hausgans unterscheidet sie nichts als ihre schlankere Figur, etwas ausgebildetere Flugwerkzeuge und größere Gewandtheit, daher hält man sie mit voller Berechtigung für das Stammtier unserer Hausgans.

Diese Wildgans bewohnt ein gemäßigtes Klima (nicht aber den hohen Norden, wie man

früher glaubte) in Europa und Asien. In unserem Erdteil: England, Norwegen, Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, die Mark, Sachsen, Schlesien und Böhmen, nebst andern zusagenden Strichen in Deutschland; ferner Oesterreich-Ungarn, die Moldau und Walachei, Bulgarien, Süd-Rußland, besonders die Dobrudscha, wo sie gemeiner Brutvogel ist; die Türkei, Griechenland und Klein-Asien mehr als Wintervogel. In Asien kommt sie im ganzen gemäßigten und Südsibirien bis China und Japan vor. Im Winter bis Indien und Schangay. In unserem Vaterland bewohnt sie die wasserreichen Striche der oben angegebenen Staaten als mehr oder minder häufiger Brutvogel.

Als Zugvogel kommt sie familienweise oder in größern Vereinen bald Ausgangs des Februar, oder wenn keine gelinde Witterung ist, erst im März an, wenn auch Eis und Schnee noch nicht ganz abgeschmolzen ist, und zeigt ihre Ankunft durch fröhliches Schreien an. Ihr Wegzug im Herbst ist unmerklicher. Flugfähige junge Gänse ziehen ohne Anleitung der Eltern schon Ende Juli ab; die meisten jedoch zu Ende des August. Spätbruten — deren aber nur wenige sind — im September und Anfangs Oktober. Alle später bemerkten Graugänse sind herumstreichende Nachzügler. Im Winter erblickt man bei uns keine Graugans mehr. Auch an den Südküsten des westlichen Europa überwintern nur wenige. Ebensowenig in Süd-Frankreich und Italien. Desto häufiger aber in Süd-Rußland, in der Dobrudscha, am Kaspimeer, wo sie auf einigen unbewohnten Inseln auch frühzeitiger Brutvogel ist; an den großen Seen Süd-Sibiriens, und nach Keyserling und Blasius auch am Stillen Ocean. Während des Wanderflugs bilden sie ein hinten offenes Dreieck; man sagt, mit dem ältesten Ganser an der Spitze.

Einsame tiefliegende Gegenden, wasserreiche morastige Wüsteneien von großer Ausdehnung voll Schilf und Rohr mit großen Wasserflächen abwechselnd, teilweise mit Wald durchschnitten, wo die Ufer außer den Wasserpflanzen noch mit Gesträuch besetzt sind; große schilfreiche Seen und Landstriche von solcher Beschaffenheit, sind die Orte, wo sie bisweilen in Menge beisammen nisten, und die sie auch gerne alle Jahre wieder beziehen, falls die Störungen und Veränderungen nicht zu auffallend sind. Insbesondere haben solche Gegenden einen Vorzug, wo Viehweiden, Aecker und Wiesen nicht allzu entfernt sind.

Im Frühjahr zu Ende des Februar, gewöhnlich in der ersten Hälfte des März kommen sie, wie schon bemerkt, in großen Gesellschaften und mit vielem Lärm bei den Brutplätzen an und sehen sich nach den schicklichsten Stellen für ihre Nester um. Die ältern Gänse sind gewöhnlich schon verpaart, die jüngern Männchen, welche sich zum erstenmal verpaaren, beginnen ihre Kämpfe um die Weibchen, und die noch nicht brütefähigen Gänse sondern sich in kleine Vereine ab und treiben sich gesellig, jedoch nicht allzuweit von ihren Stammgenossen, höchstens eine Meile entfernt, herum. — Die Stellen, welche auf größern Teichen zu Nestern gewählt werden, sind gewöhnlich weit vom Ufer entfernt, oder doch an den abgelegensten einsamsten Plätzen von schwer oder gar nicht zugänglichem Morast oder tiefem Wasser umgeben, im Schutze von altem Schilf und Rohr oder durch Wasserweidengesträuch verborgen. Sehr gern wählen sie Inseln, die mit Schilf und Gebüsch überwachsen sind. Zum Nestbau werden eine Menge Materialien genommen, Schilfstengel, Stämme und Strünke, Halme und Blätter, Rohr, Seggenschilf, Binsen u. dergl., das stärkste zu unterst, und so ein Haufen ohne besondere Ordnung aufeinander geschichtet, welcher in der Mitte eine Vertiefung hat. Das Weibchen legt nun je nach dem Alter 5—10 Eier, die jungen weniger, die kräftigen, ältern mehr. Diese sind 8,1 cm lang und 5,7 cm breit, die Form ist eine ziemlich regelmäßig eiförmige, die Schale glatt, dichtporig, ohne Glanz, manchmal rauh anzufühlen, die Farbe trüb gelblichweiß. Sie gleichen den Eiern ihres gezähmten Abkömmlings, der Hausgans, zum Verwechseln. Innerlich scheint die Schale schmutziggelblich durch. Die Hauptlegezeit fällt in den April. Sobald das Weibchen ausgelegt hat, rupft es sich auf der Unterbrust und dem Bauch Dunen aus, mit welchen es die Eier umgiebt und nun mit fast bloßer Haut dieselben berührt. Auf Bornholm sind diese Nestdunen ein Nebeneinkommen des Kommandanten; deshalb werden die Brutgänse sehr geschont, und sind infolge dieser Schonung auch recht zutraulich. Bei jedesmaligem Abgange werden die Eier mit diesen Dunen bedeckt. Nach 27—28 Tagen schlüpfen die Jungen aus, einen Tag werden sie noch von der Mutter erwärmt und abgetrocknet, dann aber aufs Wasser geführt und unterwiesen, grüne zarte Spitzchen von Wassergräsern, Entengrün u. dgl. abzupflücken, wo möglich aber bald an ein grünes Inselchen oder dergleichen Ufer geleitet, wo sie zu weiden beginnen und sich sättigen. Abends begiebt sich die Mutter mit den Jungen ins Nest zurück und nimmt die Kleinen unter die Flügel, um sie vor nächtlicher Kühle zu schützen. Dies dauert so einige Wochen fort, nach welcher Zeit die Jungen keinen Raum mehr unter der Mutter finden, sondern dicht an sie gedrängt die Nächte zubringen. — Beim Ausziehen auf die Weideplätze zieht die Mutter voran, ihr folgen die Jungen auf ein Klümpchen zusammengedrängt, endlich kommt der Vater mit hoch aufgerichtetem Halse, ängstlich für die Sicherheit der Seinen bedacht und umher spähend, um bei dem geringsten Schein

von Gefahr ein Zeichen zu geben, auf der Hut zu sein oder zu fliehen. Tritt eine wirkliche Gefahr ein, so ist der Herr Papa indessen der erste, welcher unter kläglichem Schreien die Flucht ergreift, wahrscheinlich um den Seinigen ein Beispiel seiner Gewandtheit zu geben. Die Mutter dagegen benimmt sich mutvoll und ist eher auf die Rettung ihrer Kinder als auf die eigene bedacht, fordert sie durch ängstliches Schreien auf, sich im Wuste zu verstecken, oder wenn das Wasser nicht weit, sich hineinzustürzen und durch Untertauchen zu retten. Ergreift man ein Junges, so stürzt sie schreiend herbei, fliegt dem Kinderräuber beinahe an den Kopf und verfolgt ihn dann noch eine weite Strecke. Auch im Falle einer Flucht fliegt sie nie weit weg, und ist sobald wieder da, als die Gefahr sich entfernt hat, um die Ihrigen zu versammeln; später kommt auch der vorsichtige Vater wieder zu seiner Familie.

Eine besondere Eigentümlichkeit erzählt uns Naumann; es ist das Führen der Jungen auf ein anderes, von einem kleinern auf ein größeres Wasser, oder umgekehrt. Ihr Betragen hiebei ist voll Widersprüche und Rätsel, das Ausführen ihres Vorhabens voll Starrsinn. Wenn sie einmal einen Teich verlassen wollen, so führen sie es durch, wenn auch sämtliche Junge dabei zu Grunde gehen sollten. Die schwachen, oft kaum 2 Wochen alten Gänschen werden zuweilen auf 2 und 3 Stunden entfernte Wasser über freies Feld, Landstraßen, Feldwege, an Mühlen und selbst Dörfern vorbei geführt, so daß auf einer solchen unsinnigen Reise die Jungen durch Raubtiere oder durch die Strapazen des Marsches umkommen. Auch wenn man die Jungen mehrmals einfängt und auf die früher bewohnten, sichern Teiche zurückbringt, lassen die Alten von ihrem tollen Vorhaben nicht ab und führen jene beharrlich wieder fort. Man will damit in Einklang bringen, daß das Vorgefühl eines trockenen Jahrgangs sie dazu antreibe, solche Teiche zu verlassen, welche in der Sommerhitze dem Austrocknen verfallen (Cab. J. 1855, 241). Wenn durch irgend ein Mißgeschick die Jungen um ihre Eltern gekommen sind, so schlagen sie sich zu andern Familien, wo sie friedlich aufgenommen werden.

Sie fressen von Getreidekörnern: Weizen, Roggen, Spelz, Erbsen, Linsen, Buchweizen, am liebsten Gerste und Hafer, indem sie die halbreifen und reifen Körner aus den Aehren und Kapseln herausklauben. Die Roggenkörner mögen sie am wenigsten, desto mehr aber die junge grüne Roggensaat; Erbsenkörner und das grüne Kraut dieser und der Wicken sind willkommen, dagegen verschmähen sie alle Wickenkörner, vermutlich weil sie ihnen schaden. Gern verzehren sie Mais, Eicheln und Buchecken. Mit ihrem kräftigen gezähnelten Schnabel benagen und verspeisen sie rüben- und knollenartige Wurzeln, wie Möhren, weiße Rüben, Kartoffeln, Kohlrüben, Erdnußkraut (Lathyrus tuberosus), die Wurzeln von Löwenzahn, Kümmel, Pimpinell, wilden Möhren, vom Schilf, Rohr, Binsen u. a. Auch Rinde und Holz benagen sie gern, mehr zur Spielerei, wie es scheint, als um sich davon zu nähren. Von den Getreidearten weiden sie die jungen frischen Blätter ab, erst wenn diese älter und härter werden, achten sie solche weniger. Besonders gern fressen sie die sogenannten Gänse- oder Milchdisteln (Sonchus oleraceus, asper und arvensis). Unter allem aber behauptet junges, grünes, weiches Gras den Vorrang, ebenso der Klee, den sie vorzüglich zu der Zeit lieben, wenn er noch im ersten Triebe steht. Beim Weiden legen sie den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, um mit den gezähnelten Seitenrändern ins Gras zu greifen und so auf schnellere Weise die Kröpfe vollzustopfen. Schwadengras (Festuca fluitans) und Wasserlinsen (Lemna), auch Entengrün genannt, lieben besonders die noch kleinen Jungen.

Aus tieferem Wasser suchen sie mittels Eintauchens des langen Halses manches Genießbare vom Grund wegzuholen; wo dies nicht ausreicht, stürzen sie den ganzen Vorderleib ins Wasser, daß der Hinterkörper senkrecht in die Höhe steht, um den tiefer liegenden Nahrungsmitteln näher zu kommen, was man gründeln nennt. Auch verschlucken sie Dammerde oder groben Sand, welche bei den Reibungen des Magens die raschere Zerkleinerung der genossenen Pflanzenstoffe bewirken.

Kommt man in den Besitz von jungen oder alten Graugänsen, so erhält man sie mit demselben Futter, wie ihre nächsten Verwandten, die zahmen Gänse; was diesen zuträglich ist, bekommt auch ihnen wohl. Gerste, Hafer, gelbe Rüben (für die Jungen zerkleinert), Kohl, Klee, Gras, Milchdisteln sind unbedingt ein zuträgliches, gedeihliches Futter. Im Winter verlangen sie gegen Kälte, gegen die sie empfindlich sind, hinreichenden Schutz, weshalb man sie in einem warmen Stalle unterbringt, bei heiterem Wetter aber sogleich wieder herausläßt, weil sie bei anhaltendem Einsperren leicht verkümmern. — Den Durst stillen die Graugänse am liebsten mit klarem Wasser, nehmen sehr gerne ein Bad, indem sie schwimmend Kopf und Hals eintauchen, Wasser über sich hinabrollen lassen, mit halbgeöffneten Flügeln dazu schlagen, und gewöhnlich, wenn das Bassin tief genug ist, einigemal mit kurzem Anlauf tauchen, um sich gehörig abzuspülen. Das Einfetten der Federn aus der Schwanzdrüse wird nachher sorgfältig vollzogen. — Jung auferzogene oder jung gefangene Gänse gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, werden leidlich

zahm, und können daher auf dem Hofe mit beschnittenen oder gelenkten Flügeln unterhalten werden. Nach mehrjähriger Gefangenschaft pflanzen sie sich auch mit andern Gänsen fort, wenn man ihnen einen abgesonderten, geräumigen Platz mit einem Schilfteich oder Bassin anweisen kann. Sie verleugnen aber ihr angeborenes wildes scheues Wesen nicht ganz. Von vier — jung auferzogenen aber nicht gelenkten Wildgänsen, welche Boje beobachtete, gingen drei schon im ersten Jahre durch, und nur eine stellte sich im nächsten Frühling wieder ein und zwar 13 Jahre lang. Die Zeit ihrer Ankunft war vom 1. bis zum 4. April, nie bälder, nie später. Auf dem Hofe zeigte sie sich sehr zahm, außerhalb desselben aber so scheu wie alle Wildgänse. Ihr Besuch in den ersten Wochen war morgens und abends, wo sie Futter holte, sich etwa eine halbe Stunde verweilte und dann dem nahen See zuflog; späterhin, wann die Wildgänse ihre Jungen ausbringen, blieb sie länger, fast den ganzen Tag auf dem Hof bis etwa abends 10 Uhr, wo sie sich regelmäßig erhob und dem erwähnten See zuflog. Vor dem Aufflug ließ sie jedesmal einzelne Rufe vernehmen, welche sich immer schneller folgten, bis sie ordentlich im Fluge war, dann verstummte sie. Ihre Ankunft im Hofe war stets lautlos. Einmal brachte sie eine zweite Gans mit, nachdem sie zuvor hoch in der Luft kreisten. Die wilde Gans folgte mit allen Zeichen der Furcht, erhob sich aber sofort wieder mit heftigem Geschrei und flog eilig auf Nimmerwiedersehen davon. Im Herbst zog die Hofgans mit andern Wildgänsen ab, bis sie — nach oben erwähnter Zeit — nicht mehr gesehen wurde. Alt eingefangene Gänse gewöhnen sich wohl an ihren Pfleger, aber nicht dauernd an die Gefangenschaft. — Sie sollen sehr alt werden, man sagt 80—100 Jahre, wozu ich aber ein ? mache.

Sie ist zierlicher und schlanker als die Hausgans, Kopf und Hals sind feiner, der Blick listiger und mißtrauischer; die Stimme hingegen ist sehr übereinstimmend und kann nur vom Kenner unterschieden werden; doch ist sie etwas durchdringender. Wo sie sich sicher glaubt, hört man ein nicht sehr lautes, plapperndes, schnelles „tabbadbabbat"; ihre Lockstimme ist ein lautes und weit hörbares „kaahkakak", ein noch lauteres „kühkak"; mit einem schnatternden „kaahkakak, kahkak, kakakahkak" drückt sie den Jubel aus, wenn sie nach kurzer Trennung wieder zu den Ihrigen kommt; mit lautem gellendem Trompetenton: „täng!" ruft der Ganser seinem Weibchen, im Unwillen hört man sie zischen; die Gans ruft heller; die Jungen piepen ganz wie unsere jungen Hausgänse. Die Graugänse sind aber klug genug, überall zu schweigen, wo sie ihre Sicherheit gefährdet glauben.

Die Jungen, welche man Ausgangs der Ernte schießt, geben einen delikaten Braten. Uebrigens ist die Graugans ein scheues, vorsichtiges Geschöpf, und daher dem Schützen die allergrößte Behutsamkeit zu empfehlen, wenn er sich ungesehen an sie schleichen will. Wenn man auf den Seen und Teichen ihre Aussteigeplätze kennt, ist der Anstand, abends gleich nach Untergang der Sonne, und morgens vor Aufgang, am meisten anzuraten. Eigentümlich ist das einem leisen Trommelwirbel ähnliche Geräusch, welches sie beim Einfallen verursachen. Zur Mauserzeit, im Juni, verlieren die Alten ihre Schwingen fast auf einmal, weshalb sie sich dann im Schilfe verborgen halten. Zu dieser Zeit kann sie ein guter Wasserhund fangen. Man kann sie auch an ihren gewöhnlichen Aussteigeplätzen und Bahnen mit Tellereisen und in Fußschlingen lebendig fangen; doch ist beides unsicher und langweilig. — Ihre Federn sind elastischer, als die der zahmen Gans. In der Jägersprache heißt: Familie = Kette.

Die Saatgans. Anser segetum, *Gmelin.*

Taf. 32, Fig. 2.

Roggen-, Bohnen-, Moor-, Zug-, Schnee- oder Hagelgans. — Anas Segetum, *Gm.* 1788; *Penn.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791; — Anser segetum, *Bechst.* 1809; *M. & W.*; *Br.*; *K. & Bl.*; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.*; — Anser arvensis, größere Var. (gilt aber auch als gute Art), *Br.* 1831; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — A. obscurus, kleinere Var., *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die Flügelspitzen reichen bedeutend über das Schwanzende hinaus; der Schnabel ist schwarz, zwischen dem Nagel und Nasenloch orangefarben; der Unterrücken dunkelgraubraun; der obere Flügelrand und Unterflügel düster aschgrau; 18—20 Schwanzfedern (die im hohen Norden wohnenden Saatgänse scheinen federnreicher zu sein).

Länge 6,7 dcm, Flugbreite 16,5 dcm, Länge des Schwanzes 12,5 cm, Schnabellänge 6 cm, Höhe des Laufs 7 cm. Etwas schlanker als die Hausgans.

Beschreibung. Hauptfärbung braungrau mit hellern Kanten; die Brust bleicher, grau, silberweiß geschuppt; die Tragfedern sind tiefbraun mit bräunlichweißen Kanten, die Schwingen sind braunschwarz. — Der Schnabel schwarz, in der Mitte orangefarben; die Augensterne sind tiefbraun; die Füße sind orangerot.

Zu bemerken sind folgende standhafte Abänderungen, die manche Autoren auch als Arten gelten lassen: Die Ackergans, A. arvensis. Von Vater Brehm 1831 zuerst beschrieben. Sie ist noch etwas größer als die Saatgans, hat einen etwas gestreckten, an der Wurzel sehr hohen und breiten Schnabel, der in der Mitte orangerot, am Nagel und hinten an den Schneiden aber schwarz gefärbt ist; die zusammengelegten Flügel erreichen gerade das Ende des Schwanzes; der Unterrücken ist schwarzgrau; der obere Flügelrand tief aschgrau. — Mutmaßlicher Brutvogel im ganzen nördlichen Finnland, aber nur in den Waldgegenden des innern Landes; in Lappland bis zur Nordgrenze des Nadelholzes; in Norwegen bis Ostfinnmarken. (Cab. J. 1876, 53.)

Die Kurzschnabelige, rosenfüßige Gans, A. brachyrhynchus, *Baillou* 1833; A. obscurus, *Br.;* A. brevirostris, *Thien.* 1838; A. phönicopus, *Bartlett* 1839. Sie ist merklich kleiner als die Saatgans, hat einen auffallend kurzen dicken, dem der Meergänse ähnlichen Schnabel, der schwarz gefärbt ist, aber ein blaß rosenrotes Querband hat; die starken Füße sind ebenfalls rosenrot gefärbt; die zusammengelegten Flügel erreichen das Ende des Schwanzes nicht. Die Totalfärbung dieser kleinen Gans ist eine sehr dunkle, besonders an Kopf und Hals. An Stirn und Kinn sitzen öfters kleine weiße Fleckchen. Bis jetzt ist diese Gans nur auf Spitzbergen als häufiger Brutvogel beobachtet worden. Auf dem Zug kommt die Kurzschnabel-Gans regelmäßig in West-Europa vor, so in England, Nord-Frankreich (wo Baillou im Jahr 1833 sie als neue Art bekannt machte), in Holland; seltener wird sie weiter östlich, an der deutschen Küste und in Jütland, noch seltener in Oesterreich-Ungarn gesehen. (Cab. J. 1883, S. 76, von Dr. Bolau.) — Wohl gibt es zwischen den beschriebenen, nahe verwandten Rassen wieder Mittelformen, welche das Feststellen der Lokalrassen erschweren, aber dieselben nicht aufheben.

Sie bewohnt den Norden aller drei Weltteile; auch Island. Im September bis in den Oktober hinein kommt sie auf dem Zug bei uns an, und im April kehrt sie auf ihre nördlichen Brutplätze zurück. Die nahestehende Ackergans kommt so ziemlich gleichzeitig, manchmal auch etwas später, als die Saatgans. Vom Herbst bis zum Frühjahr ist die Saatgans im mittlern Europa in vielen Gegenden in ungeheuren Scharen zu treffen, um zu überwintern, so lange es schneefreie Felder und offene Gewässer giebt; wird es aber strenger kalt, und namentlich wenn tiefer Schnee fällt, dann suchen sie mildere Gegenden auf. Sie erscheinen jährlich in Schwärmen auch in Italien, Ungarn und in der Türkei; bei anhaltendem strengen Winter gehen sie selbst über das Mittelmeer bis ins nördliche Afrika hinüber. In Deutschland giebt es Striche, wo sie häufig vorkommen. So ist, nach Landbeck, auch bei uns (in Württemberg) unweit Giengen an der Brenz, in der Nähe der Donau, bei Sachsenhausen ein hochgelegenes weites Feld, wo sich bei milden Wintern Tausende herumtreiben und erst im März an die Heimkehr denken. Auf der Wanderung fliegen sie sehr hoch und bilden entweder eine schräge Linie oder ein hinten offenes Dreieck. Während ihres Hierseins sind sie mehr Land- als Wasservögel, und besuchen besonders die Fluren, welche nicht gar zu weit, d. h. etwa 1—2 Stunden von Gewässern entfernt sind. Hier weiden sie unter Tags die Felder ab und fliegen des Nachts nach stehenden Wassern, um darauf zu schlafen. Sehr merkwürdig ist die Abneigung der Saatgans gegen die Graugans; wo sich die Saatgänse auf Gewässern zeigen, verschwindet die Graugans; auch bei Gezähmten bemerkt man diesen Widerwillen. Dagegen sieht man nicht selten Saat-, Schnee- und Bläßengänse in gemeinschaftlichen Scharen fliegen, nie aber vermischen sie sich untereinander, sondern die Arten halten gegenseitig zusammen. In China überwintern die Saatgänse in großer Anzahl bis zum Frühlingsabzug, und lassen sich oft im Innern der Stadt Peking nieder, wo sie sich viel zutraulicher benehmen als bei uns, weil sie daselbst durch schützende Gesetze allgemein geschont sind. — Zu Anfang Juli sind die alten Gänse leicht zu fangen, da sie mit der Mauser beinahe alle Schwingen zumal verlieren.

Die Saatgans brütet in ziemlicher Anzahl an den Küsten des europäischen Eismeers vom Nordkap an; auch auf der Insel Tamsoë im Porsanger Fjord und noch auf andern günstig gelegenen Inseln. Sie kommt Ausgang April auf ihre Brutplätze, baut ein Nest wie die andern Gänse und bedeckt die Eier, so oft sie das Nest verläßt. Die Zahl der gelegten Eier beträgt 7—10, sie gleichen denen der Graugans, sind aber 3—6 mm kleiner. In den Brutgeschäften und der Lebensweise stimmt sie mit der Graugans überein.

Nach Middendorf ließen sich die ersten Saatgänse schon am 16. April an der Boganida, 70 Gr. n. Br. sehen, sie zogen nordwestlich in Truppen von 6—30 Stück, und schickten sich auf der gesamten Tundra des Taimyrflusses zum Brüten an. Am 1. Juli fand M. noch unter 74 Gr. ein Nest mit 4 stark bebrüteten Eiern auf dem Gipfel eines kegelförmigen Grashügels dicht am Flußufer, doch $3^1/_2$ m über dem Spiegel desselben. Am 17. Juli begannen die Gänse zu mausern, und noch am 26. Juli sah man zahllose Scharen federnder Gänse. Am 8. August waren nur noch kleine Gesellschaften von 3—7 Stück zurück, während die flüggen Gänse fortwährend in großen Schwärmen nordwärts (d. h. meerwärts) abzogen. Auch im Südosten Sibi-



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart

riens kommt diese Gans brütend vor, sowohl an den vielen Gewässern des Stanowoigebirges, als auf der Großen Schantarinsel. Am 30. August kehrten die ersten großen Züge an die Südküste des Ochotskischen Meeres zurück und verweilten dort noch am 19. September in unschätzbaren Schwärmen, welche — fern von allem Wasser — auf den Moosmooren umherschwärmten und sich lediglich von Blaubeeren nährten. Diese ostwärts lebenden Saatgänse zeichnen sich durch etwas größere Schnäbel aus.

Sie lassen sich zähmen und pflanzen sich in einem angemessenen Raume mit den zahmen Gänsen fort, doch sollen, nach Bechsteins Mitteilung, die Jungen nicht sehr dauerhaft sein. Ihre Pflege siehe bei der Graugans.

Sie sind außerordentlich vorsichtig, und man behauptet, daß sie zu ihrer Sicherheit rings herum Wachen ausstellen und den gefährlichen Jäger vom schlichten Bauersmann zu unterscheiden wissen. Sie gehören, wie die andern Wildgänse, zur niedern Jagd, und werden in Menge geschossen, indem man sie durch gezähmte Saatgänse herbeilockt, sich als Bauersmann verkleidet, oder auf einem Karren, in ein Bund Stroh gehüllt, zu ihnen fährt.

Die Blässengans. Anser albifrons, *Linné—Pennant*.

Taf. 32, Fig. 3.

Weißstirn-, Helsing-, Lach-, Kolgans. — Anser helsingicus, *Clusius* 1605; *L. cit.* 1758—66; — Anas cinerea, fronte alba*), *L.*, Diagn. 1746—66; — Anas erythropus, Jugend, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Anser albifrons, *Penn.* 1766; *Scop.* 1769; *Bechst.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842, 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Anas albifrons, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; — Ans. minutus, kleine Var., *Nilson* 1817; — A. medius, kleine Var., *Temm.* 1820; — A. Gambelli, *Hartl.* 1852; — A. pallipes, *Selys* 1855; — A. frontalis, *Baird* 1858. — *) Grundlage für Albifrons.

Im Allgemeinen ist sie wie die Saatgans gefärbt, aber kleiner und mit einer deutlichen weißen Stirnblässe.

Kennzeichen. Der Schnabel ist ganz ungefleckt, hell orangefarbig mit weißlichem Nagel; der Unterflügel und obere Flügelrand schön aschgrau; der Unterrücken dunkelbraungrau; die vordern Schwingen sind schwarz, die hintern braunschwarz mit weißen Enden. Im Alter mit einem großen weißen Stirnfleck, welche Farbe den ganzen Schnabel umrandet und von einem schwarzen Streifen begrenzt ist, und großen schwarzen dichtstehenden Flecken auf der Brust. In der Jugend ohne schwarze Brustflecke und ohne weiße Stirnblässe, letztere nur durch weiße Flecke angedeutet. Die Flügelspitzen gehen bis zum Schwanzende.

Beschreibung. Die Färbung ist gänsegrau, vom Kropfe an weiß, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken auf der Brust; die untern Deckfedern des Schwanzes und der After rein weiß.

Der Schnabel ist bei alten Vögeln fleischfarbig, bei jungen orangefarbig; der Augenstern ist tief braun; die Füße sind lebhaft rotgelb, bei recht Alten während der Begattungszeit rosenfarbig, bei den Jungen düster ockergelb.

Wie bei den Saat-, kommen auch bei den Bläßgänsen standhafte Abänderungen vor, die man mindestens als Lokalrassen, wenn nicht als Arten gelten lassen kann, da die Beobachtung lebender Vögel die artliche Trennung befürwortet. — Die Mittelgans, Anser medius, *Temm.* 1820; A. intermedius, *Naum.* 1842, 1860. Sie ist größer als die beschriebene, hat eine weiße nierenförmige Stirnquerbinde und einen weißen sichelförmigen Fleck an der Schnabelseite; die Stirnblässe ist etwas kleiner als bei der Bläßgans; der Schnabel ist fast einfarbig, rötlichgelb, nur etwas dunkel gefleckt; der Fuß lebhaft orangefarben. Länge 76, Breite 160, Flügellänge 47, Schwanz 13 cm. Im Jugendkleid fehlen die weißen Flecken am Schnabel und die schwarzen Brustfedern; das Gefieder ist einfarbig gänsegrau. Die Mittelgans soll als sicherer Brutvogel im Norden Islands vorkommen.

Die Zwerggans, Anser erythropus, *Flem.* 1828; A. minutus, *Naum.* 1842, 1860; A. Temminckii, *Boje* 1822; A. brevirostris, *Br.* 1831; A. finmarchicus, *Rchw.* 1889 *ex Gunn.* 1767. Sie ist bei dieser Gruppe die kleinste; Kenner halten sie für ein Junges von Albifrons. Die Länge beträgt 60, die Flugbreite 158, Flügellänge 40, Schwanz 9 cm. Die Stirnblässe ist groß, noch größer als bei Albifrons, und ebenfalls schwärzlich umsäumt; die Brust sehr stark schwarz gefleckt, fast ganz schwarz; die Flügelspitzen reichen über das Schwanzende hinaus; das Augenlid ist am Rande schön orangefarben, sonst alles wie bei der Gemeinen Bläßgans. Als Brutplatz für die Zwerggans wird Nord-Lappland bezeichnet. — Auch bei diesen angegebenen Abänderungen kommen Zwischenstufen vor, welche den Anschluß an die Lokalrassen mitunter schwierig machen.

Die Blässengans bewohnt als Brutvogel den hohen Norden und noch häufiger den Nordosten Europas bis in den fernsten Osten Asiens, und Nord-Amerika. So Grönland, Island,

Lappland, Finnmarken, Nord-Rußland, Nord-Sibirien. Auf dem Herbstzug im September und Anfangs Oktober trifft sie an der Ost- und Südküste Großbritanniens, Süd-Schwedens, Nord-Deutschlands, Dänemarks, Hollands, Nord-Frankreichs ein; ostwärts in Polen, Ungarn, an der mittlern und untern Donau bis ins Delta; an Griechenlands und Klein-Asiens Küsten und Binnenlandseen, besonders auch an den Ufern des Kaspimeeres (var. minutus, *Nilson*); in Nordost-Afrika bis ins Nilthal, wo sie sich im Februar und März schon wieder scharenweis nordwärts wendet. Von Nordost-Asien kommt sie im Winter bis Japan, in China bis Schangai. — Im Innern Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz oder an den italienischen Küsten nur meist einzeln und selten. Der Herbstzug fällt in den September und Oktober; der Widerstrich auf die Brutstationen beginnt im März und endet erst im Mai und Anfangs Juni. Sie hält sich gern zu den Saatgänsen, kommt aber auf dem Zug später an und zieht etwas früher als diese wieder ab. — Am 14. April kamen — nach Middendorf — die ersten Vorläufer an der Boganida (Taimyrland) an, aber erst am 27. Mai zogen Schwärme von Gänsen nördlich vom 73. Grad, und am 3. Juni langten die Gänse am Taimyrfluß an. An der Mündung der Päsina und Volochnja gab es nur diese Art, ferner A. minutus, A. ruficollis, aber keine A. segetum.

Man findet die Bläßgans brütend in den Finnmarken und von da an ostwärts durch den ganzen Norden der alten Welt. Die Eier gleichen denen der andern Gänsearten, sind etwas kleiner als die der Saatgans, feinkörniger, 7 cm lang und 4,7 cm breit. Am 10. Juli fand Middendorf ein Nest mit 2 Eiern in der Vertiefung eines kegelförmigen, hohen Grasbüschels; die Eier waren in viele Dunen gebettet. Um diese Zeit begannen die nichtbrütenden Vögel zu mausern und am 15. Juli begegnete er Schwärmen, welche gar nicht mehr fliegen konnten; andere federten aber noch am 27. Juli. Am 3. August waren die letzten Jungen flügge. Am 6. September zogen Schwärme dieser Art an der Südküste des Ochotskischen Meeres durch.

Gegenüber der Saatgans macht sie sich durch die kürzern und stumpfern Flügel, wie auch durch ihre geringere Größe kenntlich, wenn man auch die schwarzen und weißen Flecke des Unterkörpers nicht unterscheiden kann. Die Stimme klingt sonderbar und hat mehr Aehnlichkeit mit den überschlagenden Tönen einiger Reiher; obgleich gänseartig, ist der Hauptruf ein kurz abgebrochenes „kläck kläck“, zuweilen „kläng, kläng“, übrigens nicht gut mit Silben auszudrücken. Wenn mehrere durcheinander schreien, klingt es fast wie Gelächter, daher der Name Lachgans.

Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, werden sehr zahm und halten bei guter Pflege, wie bei der Graugans angegeben, viele Jahre. Mit andern eingesperrten Gänsen halten sie keine Gemeinschaft.

Wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sind diese und die andern Wildgänse überall ein Gegenstand der Jagd; wegen ihrer Wachsamkeit und Scheu aber schwer zu schießen. Das sicherste Mittel, mehrere zu erlegen, bleibt jedenfalls der Abendanstand, an und auf den Gewässern, wo sie sich oft zu vielen Hunderten versammeln und Nachtquartier machen. Ihr in Menge herumliegender Unrat (Losung) gibt meistens die Stelle genau an, wo sie ihr Hauptlager halten, und daselbst versteckt man sich in einem dichten Binsenbusch, mit guten Wasserstiefeln angethan. Wenn man die Gänse anrücken hört, kauert man sich lautlos in dem Busche nieder und wartet, bis sie in dichten, verworrenen Haufen so nahe kommen, daß man glaubt, sie seien nur noch 3—4 Flintenlängen entfernt; dann feuert man beide Läufe in den nächsten, dichtesten Haufen. Schrecklich ist die Wirkung eines solchen Schusses, und der Lärm der Gänse wird noch hundertmal ärger, als er schon vorher war. Man ladet nun wieder rasch, und hat sich der Schütze gut postiert, so kann er in schneller Folge 4—6 Doppelschüsse anbringen. — Auf ihren Lagerplätzen in den Feldern kann man sie auch mit Fußschlingen fangen.

3. Gruppe: **Meergans**, Branta, *Scopoli* 1769.

Agass. 1848; — Bernicla, *Briss.* 1760; *Steph.* 1824; — Brenthus, *Sund.* 1836. — Die ganze Gestalt ist gänseartig, der Schnabel aber klein und dunkel; die Füße sind schwächlich mit etwas längern Läufen und sind schwarz; das dichte derbe Gefieder ist am Halse wenig oder nicht gerieft, auf dem Mantel aber von derselben Struktur, wie bei den echten Gänsen, und stellt eine geregelte Bänderzeichnung dar. Die Färbung ist im allgemeinen aschgrau, mit großen tief schwarzen, weißen und zimtroten Teilen. Die Jungen sind anders als die Alten gezeichnet. Die Nahrung besteht der Hauptsache nach aus Vegetabilien, doch fressen sie mitunter auch Larven, Würmer, Schaltiere und Insekten. Sie leben mehr an salzigen Gewässern, während der Fortpflanzungszeit und Wanderung auch auf süßen, doch stets in der Nähe des Meeres oder in den geschützten Buchten desselben, welche gute Weideplätze in der Nähe haben. Den

letzteren zuliebe unternehmen sie auch weite Wanderungen über Land. Auf dem Herbstzug ist die Ringel- und Weißwangengans an den irischen, nordfranzösischen, holländischen, schleswig-holsteinischen, jütländischen u. a. Küsten in zahllosen Schwärmen, aber je gesondert, zu treffen, und einige Zeit so gemein, daß alle Speisehäuser damit angefüllt sind, denn sie sind viel weniger scheu und viel leichter zu erlegen und zu fangen als die Saatgänse. Sie lassen sich auch zähmen und fressen mit den Hausgänsen. — Von etwa 17 Arten hier beschrieben: 4 Arten.

Die Weißwangengans. Anser leucopsis, *Bechstein*.

Taf. 32, Fig. 4.

Nonnengans, Baum-, Seegans, schottische Nordgans, Muschelgans, Bernache. — A. leucopsis, *Bechst.* 1803, 1809; *Br.* 1831; *K. & Bl.* 1840; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; — A. bernicla, *Pall.*; — Bernicla (erythropus, et) leucopsis, *Steph.* 1824; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Brenthus leucopsis, *Sund.* 1836; *Mev.* 1886; — Branta leucopsis, *Gray* 1844; *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Vorderkopf, Wangen und Kehle weiß; Hinterkopf, Hals, Brust und Schwanz schwarz; Schwingen samt Decken und Hinterrücken grau; der Schnabel schwarz. Größe der Bisamente.

Länge 70, Flugbreite 140, Flügellänge 43, Schnabel 7,8, Schwanz 13, Lauf über 7 cm.

Beschreibung. Gesicht, Kopfseite und Kinn weiß; vom Oberschnabel bis zum Auge ein schwarzer Zügelstreif; der Hinterkopf, Hals samt der Kropfgegend tief schwarz, von dem das Weiß des Unterkörpers scharf absetzt; die obere und untere Schwanzdecke rein weiß; der 14fedrige, beinahe gerade nur wenig abgerundete Schwanz braunschwarz; Oberrücken und Schulterfedern im Grunde hell bläulich aschgrau, jede Feder mit schwarzbraunem Ende und scharf getrennter weißer Kante; Flügel der Hauptfärbung nach hell aschgrau; die großen Schwingen nach der Spitze braunschwarz; die Tragfedern sind hellgrau mit breiten gelblichweißen Kanten. Die weiße Befiederung des Gesichts zeigt besonders nach der Mauser einen rostgelben Anflug, welcher später verbleicht. — Das Weibchen ist kleiner und weniger lebhaft gefärbt. — Das Jugendkleid ist viel düsterer als das beschriebene, diesem aber sehr ähnlich. — Der Schnabel ist ein verkleinerter Gänseschnabel, fein aber scharf gezähnelt, was von außen nicht sichtbar, von Farbe schwarz, bei den Jungen seitwärts etwas rötlich durchschimmernd; das Auge ist schwarzbraun; die Füße sind schlank, die Zehen etwas kurz, kohlschwarz, bei Jungen mit rötlichem Schimmer.

Diese Gans bewohnt den hohen Norden der alten und neuen Welt. Im obern Nord-Amerika ist sie häufig; in Asien scheint sie mehr den nordöstlichen Teil zu bewohnen. In Europa wohnt sie innerhalb des Polarkreises in Rußland, auf Spitzbergen, Lappland, Norwegen, Island, kommt auf ihren Wanderzügen im Herbst an das Gestade des südlichen Schwedens, an die Küsten der deutschen Ost- und Nordsee, an die Westküste Jütlands, Hollands, an die nördliche von Frankreich. Für das innere und südliche Deutschland ist sie eine sehr seltene Erscheinung und darf nur als vom Zufall verschlagen betrachtet werden. Ihre Wanderzüge gehen immer den Seeküsten entlang, und 6 Meilen landeinwärts wird nur selten eine solche Gans gesehen. In gewissen Strichen kommt sie jährlich und in großer Menge vor, so an der Seeküste von Holstein und Schleswig, wo sie auf den Ditmarser Austerteichen in enormer Zahl erscheint; so auch in Holland. Sie sucht gern solche Küsten und Inselchen auf, wo Salzpflanzen — wie Poa distans, Carex bulbosus u. a. — wachsen. Als Zugvogel kommt sie vom September an in südlicher gelegene Küstenländer und kehrt im April wieder auf ihre hochnordischen Brüteplätze zurück. Der Ringelgans geht sie überall aus dem Wege, wo sie mit derselben zusammentrifft, oder hält sich doch — wie Naumann beobachtete — in möglichst großer Entfernung von derselben. — Sie pflanzt sich innerhalb des Polarkreises an geeigneten Stellen überall fort. Die trübweißlichen Eier sind 6,4 cm lang und 4,5 cm breit.

Die Weißwangengans ist ein hübsches Geschöpf, das immer sauber und geputzt einherschreitet. Sehr angenehm fallen die hellen und dunkeln Querbänder auf aschgrauem Grunde, und der samtschwarze Hals mit dem scharfabgeschnittenen Weiß des Unterkörpers in die Augen. Ihr Gang ist leicht und zierlich, der Flug gewandt, und schon in weiter Ferne ist sie an den schroffen Farben und spitzen Flügeln von andern Gänsen zu unterscheiden. Ihre gänseartige Stimme ist ein rauhes, gedehntes „ka“, ein kurzes „kak kak“ und ein Zischen. — In der Gefangenschaft hält sie bei guter Pflege viele Jahre aus, erfreut durch ihr zutrauliches stilles Benehmen und ihre niedliche Gestalt. Sie frißt alles, was man andern Gänsen giebt, besonders Hafer, Brot, Kohl, Klee, Gras u. dergl. Reines Wasser in hinreichender Menge zum Trinken und Baden darf nicht fehlen. Sie sonnt sich gern, keucht aber schon bei 20 Grad Wärme mit aufgesperrtem Schnabel. Einen Begattungstrieb bemerkt man in der Gefangenschaft nicht. — Sie ist lange nicht so scheu als die Saatgans und kann vom Schützen leichter beschlichen werden.

Die Kanadische Gans. Anser canadensis, *Linné*.

Kanadische Schwanengans, Kanadenser-Gans. — Anser canadensis, *Will. et Ray*; *Catesb.*; *Edwards*; *L. cit.* 1758—66; *Briss.*; *Lath.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Anas canadensis, *L.* 1758—66; — Bernicla canadensis, *Boje* 1826; — Cygnopsis canadensis, *Brandt* 1836; — Brenthus canadensis, *Sund.*; — Leucoblepharon canadensis, *Baird* 1858.

Kennzeichen. Kopf und der obere Teil des Halses schwarz; an der Gurgel ein weißes Feld, das hinter den Augen bis an den Hinterkopf hinauf reicht; Oberseite graubraun mit helleren Federkanten, Unterseite weißlich; Bürzel und Schwanz schwarz. Das Auge ist braun, Schnabel und Füße schwarz. Das Weibchen ist etwas kleiner. — Länge 93, Breite 168, Flügel 48, Schwanz 20 cm. Größer als die Hausgans, mit gestreckterem Hals. Gewicht 8—9 Pfund.

Eine nahestehende Abänderung mag hier erwähnt werden: Die Kleine Kanadagans, Anser Hutschinsi, *Richardson* 1829, stimmt in der Färbung mit der Kanadagans überein, ist aber kleiner und bewohnt den höchsten Norden von Nord-Amerika.

Diese schöne stattliche Gans bewohnt Nord-Amerika, hat sich aber — den vielen Verfolgungen der Ansiedler ausweichend — nach den großen einsamen Gewässern des Nordens zurückgezogen, wo sie noch in zahlreichen Scharen als Brutvogel haust. Im Spätjahr wandern sie in großen Zügen südlicher und zeigen sich dann in allen Staaten, wo sie noch eisfreie Gewässer antreffen. Ihr Wanderflug geschieht im Dreieck wie bei den andern Wildgänsen. In der Hudsonsbay wird bei ihrer Ankunft alles aufgeboten, um sie zu schießen, und es soll früher ein einziger Mann in einem Tage manchmal 200 Stück erlegt haben. So war es — nach Wilson und Bonaparte — noch Anfangs der 20er Jahre, was sich aber wohl sehr in der Jetztzeit geändert haben mag. Sie nähren sich vorzüglich von Seetang an den Meeresküsten, auf dem Binnenlande von der jungen Saat, wodurch sie nicht geringen Schaden stiften. Brut- und Aufzucht der Jungen stimmen mit der Wildgans überein. Doch soll die Kanadagans ihr Nest auch auf Bäumen anbringen, was unsre Wildgans nie thut. Auch die Stimme lautet verschieden, etwa: „garauk, rauk, räh räh rauk, hurrruräit!“ sie erinnert an die Laute des Schwans.

Im Betragen und in ihren Eigenschaften stimmen sie mit unsern Graugänsen überein; sie sind ebenso vorsichtig, verschlagen und klug, stellen beim Weiden regelmäßig Wachen aus, welche die Gesellschaften von jedem gefährlichen Feinde benachrichtigen. Eine Viehherde oder ein Trupp weidender Büffel stört sie nicht im geringsten, vor einem Kuguar oder einem Bären, die sofort von den Wachen signalisiert werden, ergreift aber der ganze Haufen in schleunigster Eile die Flucht nach dem Wasser. Ihr Gehör ist so scharf, daß sie mit Sicherheit die verschiedenen Geräusche zu unterscheiden wissen. Wenn ein Dutzend Schildkröten ins Wasser plumpst, bleiben die Gänse ruhig an ihrem Platz, hören sie aber den Schlag eines Ruders, so werden sie ängstlich, sichern sich und sind sofort bereit zum Aufflug. Verwundete, welche durch einen Schuß zum Fliegen unfähig wurden, stellen sich, als ob sie kerngesund wären, laufen aber so schnell als möglich nach einem Versteck und huschen so geschickt zwischen den Pflanzen dahin, daß sie dem Jäger sehr oft entwischen. Der nordamerikanische Ornithologe Audubon, ein Zeitgenosse Naumanns und Verfasser eines ebenso unübertrefflichen Werkes der Vögel seines Vaterlandes, auch berühmt durch seine stilvollen Beschreibungen, berichtet über die List und Gewandtheit dieser Gans folgendes: „Einmal sah ich in Labrador eine Kanadische Gans, welche während der Mauser alle Schwingen verloren hatte, auf dem Wasser schwimmen und verfolgte sie mit dem Boot; bei Annäherung desselben tauchte sie und kam weit davon zum Vorschein, sie tauchte wieder und wurde hierauf nicht mehr gesehen. Nach langem Suchen bemerkte man sie dicht hinter dem Stern des Bootes, sie streckte aber nur den Kopf über das Wasser empor und schwamm in dieser Stellung so schnell wie das Boot weiter. Einer der Jäger versuchte sie mit der Hand zu ergreifen, die Gans tauchte aber so blitzschnell in die Tiefe, daß sämtliche Jäger ihr nichts anzuhaben vermochten.“ — Ein andermal wußte Audubon ein Paar auf einem Teiche, wo es brütete. Er besuchte die sonst überaus scheuen Tiere aber so oft, und versah sie auch regelmäßig mit Futterportionen, daß sie zuletzt ganz dreist wurden und den Forscher bis auf wenige Schritte ankommen ließen, dann aber stellte sich der Ganser zur Wehr, richtete sich in seiner vollen Größe auf und fuhr auch wohl auf den Eindringling los, um ihn zurückzuschrecken. Nach solchen Angriffen kehrte er jedesmal siegesbewußt zum Neste zurück und machte der Gattin durch Beugen des Kopfes vielfache Versicherungen von seiner Willfährigkeit, sie ferner zu verteidigen. Um die Tiere genauer kennen zu lernen, beschloß Audubon sie zu fangen. Durch Körnerstreuen brachte er es so weit, daß er sich bis auf wenige Meter dem Neste nähern durfte; doch nie duldeten sie, daß er die Eier berührte, in welchem Fall das Männchen wütend auf ihn zufuhr und in die Finger biß. Mit Hilfe eines großen Netzes, unter das sie mit Körnern geködert wurden, fing er die ganze

Familie, Vater, Mutter und die ausgeschlüpften Jungen. Die Familie wurde nun in einen großen Garten mit gestutzten Flügeln gebracht; die gefangenen Eltern waren aber durch die erlebte Treulosigkeit ihres hochbeinigen Gönners so verschüchtert, daß sie anfangs sogar ihre Jungen vernachlässigten. Doch gelang es Audubon, sie nach und nach an Heuschreckenlarven, ihr Lieblingsfutter, eingeweichtes Gerstenschrot u. dgl. zu gewöhnen und die Jungen großzuziehen. Bei Eintritt strenger Kälte im Dezember beobachtete Audubon, daß der Ganser oft seine Flügel ausbreitete und dabei ein lautes Geschrei ausstieß. Auf dieses hin antworteten alle Glieder der Familie, zuerst das Weibchen, dann die Jungen. Die ganze Gesellschaft rannte hierauf, so weit sie konnte, in südlicher Richtung durch den Garten und versuchte aufzufliegen. Drei Jahre blieben die Vögel im Besitze Audubons. Die Alten konnten den Verlust ihrer Freiheit nicht verschmerzen und nahmen keine Brut mehr auf. Die Jungen aber pflanzten sich in der Gefangenschaft fort.

Die gezähmte Kanadische Gans gewährt den gleichen Nutzen wie unsre Hausgans, und gegenwärtig sieht man sie auf allen größern Bauernhöfen Nord-Amerikas. Viele paaren sich auch mit andern Gänsen, besonders auch mit unsrer Hausgans. Das Fleisch ist delikat; Federn und Dunen sollen die unsrer Hausgans noch übertreffen. — Man hält sie auch in Europa häufig gezähmt auf herrschaftlichen Teichen und füttert sie mit Getreide, Rüben, gekochten Kartoffeln und Grünzeug.

Die Ringelgans. Anser bernicla, *Linné.*

Taf. 32, Fig. 5.

Rottgans, Meergans, Brant-, Brent-, Kloster-, Mönchgans, Bernikel, Grauente, Karakas. — Bernicla, Bernacla, Brenta, et Branta, alte Aut.; — Anas torquata, *Belon*, *Aldr.*; — Anser torquatus, *Frisch* 1734; *Bechst.* 1809; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; — Anas bernicla, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791; — Anser brenta, *Pall.* 1781; *K. & Blas.* 1840; — Anser bernicla, *Bonnat.* 1787; *Ill.* 1811; — Anas monacha, *Besecke* 1792; — Bernicla torquata, *Boje* 1822; *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Bernicla monacha, *A. Br.* 1882; — Brenthus berniclus, *Sund.*; *Mev.* 1886; — Branta bernicla, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Kopf und Hals schwarz, ebenso der Schwanz; die Schwanzdeckfedern oben und unten sehr lang und weiß, am Hals mit weißen Seitenflecken, welche im Jugendkleid fehlen, das übrige Gefieder braungrau; der Schnabel schwarz. Größer wie eine Hausente.

Länge 6,2, Flugbreite 12,4, Flügellänge 36, Schwanz 11, Schnabel 3,6, Lauf 6,2 cm.

Beschreibung. Kopf, Hals, Kropf kohlschwarz; an der Seite des Oberhalses steht ein halbmondförmiger weißer Fleck; die Schwing- und Schwanzfedern schwarz; der Bauch, dessen Seiten, obere und untere Schwanzdeckfedern rein weiß; der übrige Körper vom schwarzen Hals an düster aschbraun mit hellbraunen Federkanten und trüb bräunlichweißen Säumen; ebenso die Tragfedern. Im hohen Alter ist der Rücken fast rein aschgrau ohne Säume.

Der Schnabel ist kurz, an der Wurzel erhaben, nach dem Nagel schmal zulaufend, schwarz. Die Füße schwarz, rötlich durchschimmernd; das Auge schwarzbraun. — Das Flaumjunge ist von oben sehr dunkelgrau, von unten graulichweiß, ohne allen gelblichen Anflug; die Spitze des Nagels vom Schnabel ist weißlich.

Sie bewohnt den höchsten Norden der 3 Erdteile, wie A. leucopsis, wo sie bis zum 80. Grad und noch näher zum Nordpol ihre ungestörten Brutplätze hat. In unsrem Erdteil kommt sie im September mit andern Arten zunächst auf die Inseln in der Petschoramündung, überflutet hier namentlich Waigatsch, Koguljew u. a., zieht wieder von hier nach den Küsten des Weißen Meeres und Finnischen Busens, an die westlichen (weniger östlichen) Gestade Jütlands, Schleswig-Holsteins in unschätzbaren Scharen; etwas weniger zahlreich an den andern deutschen Küstenstrichen der Nordsee; dagegen wieder in ungeheurer Anzahl an die holländischen und nordfranzösischen Küsten, wo sie in manchem Jahre zu Millionen überwintert. So weit das Auge reicht, sieht man die Sandbänke und Watten von diesen Scharen bedeckt; ihr Geschrei, sagt Naumann, übertönt das Rollen der Brandung, und von ferne gesehen gleichen die schwärmenden Massen einem dichten Rauche, der die Luft verfinstert. Bei vieler Aehnlichkeit mit der Weißwangengans, auch hinsichtlich ihres Aufenthalts, findet man, daß beide Arten in einerlei Gegend doch ihre besonderen Lagerplätze haben, so z. B. in Pelworm, wo nur Ringelgänse, in Deichsand, wo nur Weißwangengänse ihren Aufenthalt nehmen, ohne daß diese Plätze einen wesentlichen Unterschied anzeigten. Bei uns im Binnenland erscheint sie nur selten unter den Saat- und Weißwangengänsen. — Ueber den Zug der Wildgänse auf der Westseite Schleswigs, samt den zugehörigen Inseln und Halligen in der Nordsee, spricht sich Dr. Rohweder sehr eingehend und besonders für Binnenbewohner sehr belehrend aus: „Von den 5, regelmäßig im Gebiet vorkommenden Wildgänsen Anser albifrons, segetum, cinereus (=ferus), brenta (=bernicla) und leucopsis, ist cinereus mehr Strich- als Zugvogel; albifrons und leucopsis sind reine Passanten; segetum ist zum Teil Wintervogel und

brenta ebensosehr das letztere, wie Durchzügler. Gegen Ende des September treffen kleine Rotten von brenta, segetum und leucopsis mit dem Rest des cinereus, welcher vom August an von seinem Brutplatze her in geringer Anzahl die Küste besuchte, zusammen. Zwei oder drei Tage im Anfang des Oktober genügen, um solche Mengen von Rottgänsen herbeizuführen, daß ein breiter Ring von zahllosen Wildgänsen jede Hallig einschließt. Meist getrennt von dieser Art, aber doch unter sich in lockerem Verbande zusammenhaltend, bedecken Tausende von Saat-, Bläß- und Weißwangengänsen mehr die freien Flächen des Wattenmeeres. Ende Oktober und Anfang November ist in der Regel die Anzahl der Wildgänse am größten; bis Ende November oder Anfang Dezember — je nach dem Eintritt winterlicher Witterung — verschwindet die Hauptmasse. Nur die Rottgänse lassen sich kaum durch das ärgste Frostwetter ganz vertreiben, und auch einige Saatgänse bleiben gewöhnlich hier, bis der Frühjahrszug die Artgenossen und Verwandten vom Süden zurückführt. Im März und April zeigt sich jetzt wieder reges Leben. Aber geringer an Zahl, eiliger im Vorwärtsdringen, imponieren die Frühjahrspassanten nie in dem Maße, wie die Herbstwanderer. Die einzig Saumseligen sind wieder die Rottgänse, von denen ich bis zum 10. Juni kleine Gesellschaften zwischen den Inseln angetroffen habe. Dabei ist das Auffallende, daß diese Nachzügler — die doch die Brutzeit verpaßt haben — dennoch nie gänzlich bei uns zur Ruhe kommen; immer, wenn auch ohne Eile, streben sie nordwärts, und von Mitte Juni bis zur Mitte September sieht man auch auf unsrer Nordsee keine Rottgans. — Während des Tages halten sich alle Gänse entweder auf den tieferen Wasserflächen oder bei hohler Ebbe in der Nähe des bloßgelegten Wattes auf; im letzten Fall auf so geringen Tiefen, daß sie in dem wenige Zoll tiefen Wasser watend die dichten Rasen des kurzen Seegrases, Zostera minor, abzuweiden vermögen. Gegen die Abenddämmerung streicht ein großer Teil — mit Ausnahme der Rottgänse — die den Inseln gegenüber mündenden Flüsse aufwärts, um auf den an diesen liegenden Wiesen und Saatfeldern — oft meilenweit von der Küste — zur Aesung zu gehen. Ein andrer Teil begeht die Außenweiden der Inseln und Halligen und zerstört nicht selten an ihren Lagerplätzen die Grasnarben derartig, daß man solche Stellen noch im Vorsommer erkennen kann. Auch die Rottgänse weiden jetzt, dem steigenden Wasser voran, auf den trockenen Seegraswiesen, und kommen so bei Hochwasser an die Ufer der Inseln. — Geschossen werden wenig Gänse. Auf der See ist ihnen nicht beizukommen und der Strich beginnt so spät, daß die rasch eintretende Dunkelheit nur einen kurzen Aufenthalt erlaubt." (E. v. Hom. Reise nach Helgol. S. 82)

Im hohen Norden Sibiriens, an der Boganida, am Taimyr, an der Päsina, auf Spitzbergen samt Inseln häufig, wird diese Gans brütend getroffen, geht aber zu diesem Zwecke der größeren Mehrzahl nach noch viel nördlicher. Ihre trübweißen Eier sind 6,6 cm lang und 4,6 cm breit. Am 4. Juni zeigte sich, nach Middendorf, dieselbe am Taimyrfluß, am 15. Juli hatte sie eben ausgekrochene Junge. Vom 11. bis 15. August sah Middendorf große Züge unter 75 Grad nordwärts (d. h. meerwärts) ziehen. — Da die Schwärme dieser Gans nicht auseinander stieben, wie es andre Gänse machen, so lange sie mausernd und flugunfähig sind, so ist diese Art noch leichter zu erlegen, als Anser ruficollis.

Es sind friedfertige, schüchterne, niedliche Geschöpfe, die sich in der Gefangenschaft auf einem umschlossenen Platze, mit größerem Wasserbehälter (besonders mit Meerwasser gefüllt) und grünem Rasen versehen, gut halten, aber nicht so dauerhaft sind als die andern. Ihr Hauptruf ist ein ziemlich starkes „knäng", ein tiefes kurzes „rot rot", und ein Zischen, alles gänseartig. Wegen ihrem Ruf: rot rot! wird sie von den Holländern und Friesen Rot- oder Rottgans genannt. — Da diese Gänse gern auf bestimmten Stellen nach ihren Lieblingsplätzen in den Meeresbuchten zurückkehren, wenn sie — während des Zuges auf ihren Raststationen — von den Futterplätzen abziehen, so kann man an manchem Morgen eine gute Jagd machen, wenn starker Nebel ist. Diese Gänse ziehen dann stets sehr niedrig und können den Jäger erst bemerken, wenn es zu spät ist. (v. Homeyer, Reise n. Helgoland, S. 83.)

Die Rothalsgans. Anser ruficollis, *Pallas*.

Taf. 32, Fig. 6.

Rothalsmeergans, Spiegel-, Nord-, Mopsgans, Tschagwoi. — Anas (später Anser) ruficollis, *Pall.* 1769; *Gm.*; *Lath.*; *Br.*; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; — Anser pulchricollis, *Pall.* 1781; — Bernicla ruficollis, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; — Rufibrenta ruficollis, *Bp.* 1856; — Brenthus ruficollis, *Mev.* 1886; — Branta ruficollis, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Vorderhals samt Kropf rostfarbig, unter dem Kropf ein weißer Brustgürtel; Wangen weiß; Scheitel, Hinterhals, Rücken und Schwanz schwarz; der Schnabel braun mit schwarzem Nagel. Pallas nennt diese Gans die „kleinste und schönste" ihres Geschlechts.

Länge 55, Flugbreite 13,5, Flügellänge 37, der am Ende flach abgerundete, 16fedrige Schwanz 10,5, Lauf 5,5 cm. Schwingen 28. Größe einer Hausente.

Beschreibung. Obigen Kennzeichen ist noch beizufügen: Kinn und Kehle schwarz, welche Farbe in einem Winkel bis ans Auge zieht; Zügel bis über die Augen weg, Kopfseiten, ein schmaler Streif an den Halsseiten weiß; im weißen Feld der Wangen ein dunkelbrauner fast dreieckiger Fleck; die Tragfedern mit mondförmigen weißen Kanten; die Mitte der Unterbrust, Bauch, obere und untere Schwanzdeckfedern weiß; auf dem mattschwarzen Flügel 2 lichte Querstreifen. — Das Weibchen ist kleiner und matter gefärbt. — Der ungemein kleine Gänseschnabel ist schwarz, ebenso die Füße; das Auge ist dunkelbraun, die Augenlider schwarz.

Ebenfalls ein hochnordischer Vogel. Die Heimat der Rothalsgans liegt unter dem arktischen Kreise im nördlichen Asien, wie es scheint in Sibirien und am Eismeer zwischen Ob und Lena. Auf dem Zuge kommt diese schöne Gans bis zum Kaspischen Meer, von wo aus sie die weitläufigen Salzsteppen, welche dasselbe (nicht nur auf der Ost-, teilweis auch auf der Westseite) umgeben, besucht, sich von dem Gesäme und den Blättern der Salzpflanzen nährt, welche auf dem vorzeitlichen Meeresgrunde üppig gedeihen und ihre Hauptnahrung ausmachen. Schon sehr frühzeitig im Frühjahr beginnt die Rückwanderung. Seitenausläufer der Hauptzüge kommen auch nach Süd-Rußland. Nur selten aber kommt sie weiter westwärts in Europa vor und es wurden bis jetzt nur wenige Stücke erlegt, so in Galizien, auf der Insel Koos, an der pommerschen Küste, in Sachsen, in Württemberg, bei Straßburg, in Holland, Nord-Frankreich, Großbritannien u. a. O. In Sibirien, wo sie brütet, waren an der Boganida am 25. Juni ihre Eier noch wenig bebrütet. Diese sind, als Gänseeier, recht eigentümlich gefärbt, nämlich gelbbräunlich, in der Mitte mit einem marmorierten Fleckengürtel. (Middendorf, Sibir. Reise, 2. Bd., S. 20, f. 3.) Sie messen 6,2 + 3, 9 cm.

Dieser Prachtvogel hält sich in der Gefangenschaft leidlich gut, verträgt sich friedlich mit anderm Geflügel und gesellt sich besonders gern zu den Enten. Ihr Gang ist zierlich, leicht und schnell. Wie bei allen hochnordischen Vögeln muß man darauf sehen, daß ihm immer frisches Wasser in genügender Menge zum Trinken und Baden bereit sei, was viel zu seiner Munterkeit beiträgt; die Fütterung ist wie bei den andern Gänsen, Gerste, Haferschrot, viel Grünzeug. Die Lockstimme klingt wie „tschakoi". Pallas hat die Blutwärme dieser Gans untersucht und gefunden, daß diese etwas über 107 Grad Fahrenheit beträgt, deshalb wird ihr unsre Sommerwärme fast unerträglich, wenn man nicht im stande ist, sie durch Zufluß von frischem Quellwasser und Schutz gegen Sommerhitze recht kühl zu halten. Leider aber ist eine längere Unterhaltung sehr schwer und an Hecke nicht zu denken. Ihr Fleisch ist überaus zart.

4. Gruppe: **Baumgans**, Chenalopex, *Stephens* 1824.

Der Schnabel ist halb enten-, halb gänseartig; bei geschlossenem Schnabel die Zähne seitlich nicht sichtbar; die Füße ziemlich hoch, weit über dem Knie (eigentlich Ferse) nackt; der Flügel groß und breit, seine Spitze das Schwanzende er- oder überreichend, der Schwanz aus 14 breit abgerundeten Federn, am Buge eine harte Schlagwarze. Das Gefieder ist weich aber knapp anliegend, entenartig, bunt gefärbt, mit vieler Rostfarbe vermischt, auf dem Flügel ein metallisch glänzender Spiegel. Sie nähren sich abwechselnd aus dem Tier- und Pflanzenreich, leben an Flüssen und stehenden Gewässern, oft in dürren Gegenden, wo nur wenig Wasser ist, betragen sich wie echte Gänse und schwimmen auch so, d. h. der Vorderkörper tiefer im Wasser als der Hinterkörper. Sie fliegen rauschend, aber leicht und schnell, haben einen gewandten Lauf, weichen aber darin von den eigentlichen Gänsen ab, daß sie am liebsten auf Bäumen brüten. — Von 2 Arten hier: 1 Art.

Die Nilgans. Anser aegyptiacus, *Linné.*

Egyptische Gans, Bunte, Fuchsgans. — Anser aegyptius, *Briss.*; — Anas aegyptiaca, *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; — Anser aegyptiacus, *Br.* 1831; *Naum.* 1842; — Anas varia, *Bechst.* 1809; — Anser varius, *M. & W.* 1810; — Chenalopex aegyptiacus, *Steph.* 1824; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Der halb enten-, halb gänseartige Schnabel und die gänseartigen Füße rot; das Gefieder entenartig, auf dem Flügel ein blaugrüner Spiegel, der nach dem Rücken rotbraun begrenzt ist; die den Spiegel nach vorn begrenzenden Deckfedern mit einer schwarzen Quer-

binde; untere Schwanzdeckfedern rostbräunlich; Gefieder mit feinen dunkeln Querwellen; auf der Brust ein dunkelrotes Schild; die Schwingen 3. Ordnung sind rostrot. Schwach Gänsegröße.

Länge 7,3 dcm, Flugbreite 13,6 dcm, Schwanzlänge 15,5 cm, Schnabellänge 4,8 cm, Höhe des Laufs 8,5 cm.

Beschreibung. Stirn und Scheitel sind weiß; das Auge umgiebt ein rostfarbenes Feld; Wangen und Kehle sind trübe rostgelblichweiß; der Hals ist schwach rostgelb, auf dem Nacken dunkler; den Unterhals umgiebt ein dunkelrostrotes Band; der Kropf ist gelbbräunlichweiß, bräunlich gewellt; auf der Brust steht ein rostrotbraunes Schild; der Oberrücken ist blaßrötlich weißgrau mit dunkelbraunen Wellenlinien dicht durchzogen; die längsten Schulterfedern sind rein rostrot, ebenso die kleinern Schwingfedern; die mittlern Schwingen bilden einen schwarzen, prächtig grün, blau violett schillernden Spiegel, welcher oben weiß eingefaßt ist, mit einem schmalen, schwarzen Querbändchen im Weißen; die größten Schwingen sind schwarz; der Unterrücken ist schwarz, fein weiß bespritzt; der Schwanz und Bürzel glänzend schwarz. — Der Schnabel ähnelt in der Seitenansicht mehr einem Gänse-, als einem Entenschnabel, hat beim alten Männchen an der Wurzel dicht vor der Stirn einen kleinen Auswuchs, welcher in der Begattungszeit stärker anschwillt und ist von Farbe rot, mit einem schwarzen Nagel, in der Jugend bleicher; der Augenstern ist gelbbraun; die Füße sind in der Jugend gelblich, dann fleischfarben, endlich hochrot. — Das Weibchen hat die gleiche Zeichnung des Gefieders, aber eine minder schöne Färbung. — Das Dunenkleid ist von oben mit grauweißen und dunkelbraunen Streifen abwechsend gezeichnet, am Unterrumpf weiß.

Das Vaterland dieser Gans ist Afrika in seiner ganzen Ausdehnung, Syrien und Natolien, auch die Inseln des Archipel, von wo sie sich bisweilen nach Italien und in das südliche Deutschland verfliegt. Auf einem Entenfange bei Werth, 3 Stunden von Karlsruhe, wurde vor einigen Jahrzehnten von einem Pärchen das Weibchen gefangen. — Die Nilgans ist ein schön gezeichnetes, stattliches Geschöpf, und wird darum von den Liebhabern auf den Teichen unterhalten, hat aber einen herrschsüchtigen, zankfüchtigen Charakter, denn besonders während der Paarungszeit kämpfen die Männchen auf Leben und Tod miteinander, schlagen sich mit den Flügelknochen, verbeißen sich ineinander und erschöpfen sich gegenseitig bis zum Niedersinken, oder es sucht der noch rüstige Kämpfer den ermatteten unter die Wasserfläche zu drücken und durch fortgesetztes Kneipen und Walken so lange hinzuhalten, bis er ersäuft ist. Auch gegen anderes Mitgeflügel zeigt sich dieser Vogel unverträglich und macht sich dadurch dem Geflügelliebhaber unangenehm. Man ernährt sie nach Art der Gänse; bei freiem Lauf geht sie auch auf den Insektenfang. Die Nilgans läuft sehr gut, schwimmt geschickt mit tiefgesenkter Brust, taucht rasch und schießt weite Strecken unter Wasser dahin, mit Füßen und Flügeln rudernd; fliegt leicht und schnell mit vernehmlichem Rauschen, und wo sie sich in Menge erhebt, zuerst in wirren Massen, dann aber, auf weitere Strecken in Keilform geordnet. Sie weidet nach Art anderer Wildgänse, gründelt aber auch im Schlamme der Gewässer. Junge Nilgänse fressen sehr gerne Heuschrecken. — Ueber das Brütegeschäft erfahren wir von A. Brehm: „In baumlosen Gegenden mag es vorkommen, daß die Nilgans auf bloßer Erde brütet; da wo der Wald den Strom begrenzt oder auch nur ein einzelner passender Baum in Ufernähe steht, legt sie ihr Nest stets auf Bäumen an, in Nordostafrika am liebsten auf einer dornigen Mimose, Harasi genannt. Es besteht größtenteils aus den Baumästen selbst, ist jedoch mit feinen Reisern und Gräsern weich ausgekleidet. Die Zahl der Eier beträgt im Mittel etwa 6—8, die Gestalt ist sehr rundlich, die Schale dick und glatt, die Färbung ein gelbliches oder graugrünliches Weiß.“ — Auf dem Hof legt das Weibchen zweimal, im April und September, 6—8 schmutzig grünlichweiße Eier, welche sie allein in 26—28 Tagen ausbrütet, währenddem das Männchen Wache hält und es gegen ebenbürtige Feinde mit Schnabel und Flügeln verteidigt. Die Jungen gehen sogleich ins Wasser, um am Ufer Insekten und zarte Pflanzen zu suchen. Ausgewachsen aber halten sie sich meistens auf dem Lande auf und nehmen nur im Notfall ihre Zuflucht zum Wasser. Eine eigentümliche Gewohnheit beobachtete der Afrikareisende Dr. R. Böhm an diesen — in kleinen Trupps zusammenhaltenden Gänsen am Strand des Tanganika-Sees: „Diese Gänse, erzählt er, beginnen plötzlich in komisch tanzender Weise zu trippeln, worauf sie schnell den Grund nach aufgescheuchten kleinen Tieren untersuchen.“ Ihre Stimme gleicht der der Hausgans, nur mit etwas höhern gellenderen Tönen, „kak“, auch hört man ein lockendes „täng täng“ und ein schmetterndes „täng, tängterrrrängtängtängtäng!“ Die Eingebornen jagen die Nilgans nicht, nur von den Europäern wird sie als Federwild verfolgt, obgleich sie sich — wie alle Wildgänse — sehr mißtrauisch zeigt und der Gefahr durch Schießen rechtzeitig ausweicht. Dagegen haben sie in den Adlern und Krokodilen gefährliche Feinde. Die letzteren liegen unbeweglich, wie ein dürrer Stamm im seichten Wasser, am Ufer, und wenn das arglose Geflügel in die Rachennähe des riesigen Reptils kommt, das scharf auflauert, genügt ein blitzschnelles Zuschnappen, um den Vogel spurlos verschwinden zu lassen.

Dritte Familie: Höhlengans, Vulpanser, *Ray* 1713.

Albin 1738; *K. & Blas.* 1840; — Tadorna, *Briss.* 1760; *Leach* 1822; — Casarca, *Bp.* 1853.

Die Arten dieser Familie bilden ein Mittelglied zwischen den Gänsen und Enten und wurden früher zu den letzteren gestellt; aber die höhern Läufe, die Länge und Form des Schwanzes und ihre Lebensweise beweisen, daß sie von den Enten abweichen; der kleine Nagel des Schnabels, die Hornbedeckung der Füße und die Lamellenbildung des Schnabels entfernt sie wiederum von den Gänsen. Durchaus eigenartig ist das Brüten in Höhlen. Sie haben einen etwas schaufelförmigen Schnabel mit sehr schmalem Nagel und feinen Zähnen im Oberkiefer, die man hinten auch bei geschlossenem Schnabel sieht. Der Schwanz 14fedrig. Bei manchen Arten an der Stirne ein kleiner Höcker. Das Gefieder ist schön; aus Weiß, Rostrot und Schwarz zusammengesetzt; Männchen und Weibchen haben ein fast gleiches Gefieder, das Sommerkleid ist nur weniger rein, sonst nicht viel vom Prachtkleid verschieden.

Sie leben fast nur auf salzigen Gewässern und nisten merkwürdigerweise gern in Erdhöhlen und hohlen Baumstämmen, selbst wenn solche stundenweit vom Gestade liegen. — Von 7 Arten sind hier beschrieben 2 Arten:

Die Fuchsgans. Vulpanser tadorna, *Linné*.

Taf. 33, Fig. 1.

Brandgans, Brand-, Höhlen-, Berg-, Fuchs-, Erdente, Grabgans. — Vulpanser, et Tadorna, alte Autoren; — Anas tadorna, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791; *Br.*; *Naum.* 1842; — A. cornuta, *Sam. Gm.* 1774; — Tadorna cornuta, *Leach.* 1822; *A. Br.* 1882; *v. Hom.*; — Tad. vulpanser, *Flemm.* 1822; — Tad. familiaris, *Boje* 1822; — Vulp. tadorna, *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Tad. damiatica, *Rchw. ex Hasselq.* 1889.

Kennzeichen. Der rote Schnabel ist etwas schaufelförmig, längs über die Firste und den Rändern bogig aufgeschwungen; an der Basis mit aufgetriebenem Höcker; die Lamellen senkrecht gestellt, der ganzen Länge nach sichtbar; Stirnbefiederung gerade abgeschnitten; die Füße fleischfarbig, auch rötlichgrau; unter drei Hauptfarben, welche in scharf abgesetzten Partieen vorkommen, ist Weiß die vorherrschende; Kopf und Schultern schwarz oder dunkelgrau. Der große Spiegel ist vorn metallisch grün, hinten rostrot; der Bürzel, die obern Schwanzdeckfedern und der Schwanz weiß, der letztere mit schwarzer Spitze; der Schwanz erreicht die Flügelspitze und ist gerade. Im Dunenkleid oben sehr hübsch weiß und schwarz gefleckt, unten rein weiß.

Länge 57,5 cm, Flugbreite 11,2 dcm, Schnabellänge 4,5 cm, Schwanzlänge 10,7 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm. So groß, wie eine starke Hausente, aber hochbeiniger.

Beschreibung. Kopf und Hals sind schwarz, dunkelgrün glänzend; den Unterhals umgiebt ein breites, reinweißes Band; dieses wird von einer prächtig rostfarbenen Binde begrenzt; in diesem beginnt ein handbreites, schwarzes Längenband, welches auf der Mitte der Brust bis zum After hinabzieht; die Unterschwanzdecke ist weiß; die vordere Hälfte der Schulternpartie ist schwarz; die hintern Schwingen sind an der Außenseite schwarz eingefaßt, sonst weiß; die mittlern sind rostrot; die ersten Schwingen und ihre Deckfedern sind braunschwarz; die Daumenfedern sind weiß. Der große Spiegel ist stahlgrün, hinten rostrot. Alles Uebrige, der Rücken, Bürzel, Oberschwanzdecke, Brust, Bauch und Schenkel sind weiß. — Der Schnabel ist vorn etwas breiter, an der Stirne erhaben, der First noch in seiner ganzen Länge bogig aufgeschwungen, von Farbe nebst dem in der Mitte geteilten Höcker schön karminrot; an der Spitze schwarz; die Augensterne sind dunkel nußbraun; die Füße sind lebhaft rötlich fleischfarben, in der Jugend etwas bleifarbig, die Nägel aber schwarz. — Die Weibchen sind weniger als andere Entenarten von ihren M. unterschieden, doch aber kleiner und nicht so lebhaft in Färbung und auf den ersten Blick zu unterscheiden; auch fehlt der Schnabelhöcker, nur im Frühjahr und bei alten Weibchen macht er sich bemerklich. — Am Jugendkleid ist oben Kopf, Hinterhals und Rücken dunkel graubraun; das rostrote, breite Band auf der Oberbrust fehlt; der Unterkörper ist weiß, in den Seiten bräunlich gefleckt.

Sie bewohnt den Strand der in der gemäßigten Zone liegenden Meere von Europa und Asien bis China und Japan. In unserem Erdteil nordwärts bis zum mittleren Schweden, südwärts bis Nord-Afrika, wo sie im Winter auf allen Seen häufig vorkommt, nach Heuglin auch wahrscheinlich dort brütet; in Asien auf dem Schwarzen und Kaspi-Meer, sowie auch auf allen salzigen Seen Mittel-Asiens. Man findet sie besonders in England, Norwegen, an den Küsten und Inseln der Nord- und Ostsee, und in der Dobrudscha ist sie ein gemeiner Brutvogel. In kalten Wintern zeigt sie sich auch in Deutschland und kommt zuweilen selbst auf den Bodensee, doch liebt sie vorzugsweise die salzigen Gewässer, hält sich deshalb teils am Meer selbst, teils an großen Salzwasserseen auf und besucht nur selten die Süßwasserseen.

Es ist eine merkwürdige und seltene Erscheinung, einen so schönen Schwimmvogel behufs seiner Fortpflanzung sich in enge Erdhöhlen begeben zu sehen, denn die Brandenten nisten in der

Regel nur in Röhren unter der Erde, welche Kaninchen, Füchse und Dachse gegraben haben; bereiten sich in leichtem, lockerem Boden selbst auch solche, oder helfen denen nach, welche sich ihnen zufällig darbieten. Es ist erstaunlich, daß diese Ente gleichzeitig mit Fuchs und Dachs ein und denselben Bau benutzt, der denselben Ein- und Ausgang, wenn auch einen andern Kessel hat, und daß diese Tiere es nicht wagen, ihr das mindeste zuleide zu thun, sondern mit wahrem Schrecken, wie vor einem Gespenst ausweichen. Dazu soll ein Zischen wie von einer Giftschlange beitragen, um Fuchs und Dachs zu vertreiben. Ein Phosphoreszieren des Gefieders und der Augen soll den fremdartigen Höhlenbewohnern ebenfalls schreckhaft auffallen. (Buff. Uebersetzung, 34. Bd., S. 81 von Dr. Otto.) Diese letztere Behauptung festzustellen, daß nämlich die Höhlengänse in der Aufregung ein leuchtendes Gefieder bekommen, wäre sehr interessant. Vermutlich wirkt auch der widerlich thranige Geruch der Brandente abstoßend. Seltener trifft man das Nest in hohlen Bäumen und verlassenen Krähennestern. Man findet in ihrem Bau im Mai 7 bis 12 Stück Eier, zuweilen noch mehr, welche größer als die Hausenteneier sind und eine grünlich rostgelbweiße Färbung haben. Sie sind 6,8 cm lang und 5 cm breit. Die Bewohner der Insel Sylt, wo diese Gans-Enten als halbe Haustiere gehegt werden, graben ihr künstliche Höhlen an geeigneten Lokalitäten, in Erdwände, Dünenhügel, Dämme, welche von den Paaren benutzt werden. Ebenso machen es die Bewohner des Dörfchens Lyst und steigern dadurch die Legekraft bis zu 30 Eiern, von denen man die Mehrzahl wegnimmt und nur die letzten zu einer Brut liegen läßt. Diese Entenzucht, die nicht mehr kostet, als das Graben der Röhren und Bruträume, ist eine Liebhaberei und der Stolz dieser Insulaner. — Bei den alten Egyptern war diese Ente heilig und galt unter den Hieroglyphen als das Sinnbild der Mutterliebe, die sich selbst dem Jäger opfert, um die Kinder zu retten.

Die Brandente ist eine der schönsten der ganzen Gattung und wird deshalb gern auf dem Hofe gehalten. — Die Alten werden nur langsam zahm, deshalb muß man die Schwingen beschneiden oder ein Flügelgelenk abnehmen. Die von Hausenten aus Eiern erbrüteten und aufgezogenen Jungen dagegen werden sehr zahm, erlangen auch in der Gefangenschaft ihre vollständige Schönheit, leben im Jugendalter mit dem übrigen Hausgeflügel in gutem Vernehmen, sondern sich aber gern ab und zeigen sich sehr wachsam. Die Männchen paaren sich auch gern mit zahmen Enten, A. boschas domestica, und erzeugen so Bastarde. (Cab. J. 1853, S. 302.) Weiteres über die Bastarderzeugnisse ist aber dem Verfasser nicht bekannt. Im Spätjahr, wenn der Wandertrieb erwacht, gehen sie aber eines schönen Tages davon, um nicht wiederzukehren, daher ist auch hier ein Beschneiden der Schwingen notwendig, wenn man sie nicht verlieren will. Mit dem Alter werden sie herrisch gegen anderes Geflügel, denn es sind mutige Geschöpfe. — Ihre Nahrung besteht aus Pflanzenstoffen, Sämereien, Getreidekörnern, aber auch aus Insekten, Weichtieren, kleinen Kondylien und kleinen Fischen, welche sie, meist am Strand umherlaufend, weniger im Wasser selbst, aufsucht. Auf dem Hof füttert man Weißbrot mit etwas fein gehacktem Fleisch, kleine Fischchen, Wasserlinsen, Salat. Wenn sie brüten sollen, muß reichlich mit Fleischnahrung nachgeholfen werden, ebenso auch bei den Jungen, sonst gedeihen sie nicht. Wo Ameiseneier nicht zu teuer, sind dieselben ein vorzüglicher Zusatz; mit Quark wären ebenfalls Versuche zu machen, da er als ein zweckmäßiger Futterstoff gilt. Grütze soll man den Jungen nicht reichen, weil sie nach den Erfahrungen von Bodinus davon erblinden. — Die Stimme ist beim Weibchen ein entenartiges „quackwackwackwack“, beim Männchen ein tieferes „korr korr“. In der Fortpflanzungszeit, wenn das Männchen das Weibchen vor sich hertreibt, läßt es ein leierndes, pfeifendes Singen hören, in dem man nach Naumann die Silben „tiuioiaiuiei“ vernimmt.

Die Rostgans. Vulpanser casarca, *Linné*.

Zimtgans, Braminergans, Kasarka, Turpan (der Russen), Rote Höhlenente, Rote Pfeifente. — Anas casarca, *L.* (app. p. 224) 1768; *Gm.*; *Lath.*; — Anas rutila, *Pall.* 1770; *Gm.*; *Br.*; *Naum.* 1842; — Casarca rutila, *Bp.* 1838; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; — Tadorna casarca, *Macgill.* 1839; *v. Hom.* 1885; *Rchw.* 1889; — Vulp. rutila, *Rchw.* 1882; — Chenalopex casarca, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Im Gefieder ist Rostfarbe vorherrschend; Vorderkopf weiß, Schulterfedern hellbraunrot; der sehr große Spiegel ist metallgrün; die obern und untern Flügeldeckfedern sind weiß; Schwanz und Bürzel glänzend schwarz; der Schnabel ist gerade, nur an der Spitze schwach aufgeschwungen, schwärzlich; die Lamellen schräg gestellt, nur hinten sichtbar. Die Füße rötlichgrau. Die langen Flügel überragen den abgerundeten Schwanz. So groß wie eine Wildente.

Länge 62, Flugbreite 116, Flügellänge 36, Schwanz 14, Schnabellänge 4,2, seine Breite an der Basis 1,8, Lauf 6 cm.

Beschreibung. Kopf und Hals graulichweiß, auf Scheitel, Wangen und Halsseiten rostgelb überlaufen; unten am Hals mit einem schmalen, seitwärts breiten, schwarzen, schillernden Halsbändchen; der übrige Körper, oben und unten, prächtig rostrot, am Kropfe fast kupferrot; der halbe Flügel, vom Bug abwärts, weiß; die großen Schwingen samt ihren Deckfedern tiefschwarz. — Dem Weibchen fehlt das schwarze Halsband, die Rostfarbe ist nicht so lebhaft. — Der Schnabel ist blauschwarz mit tiefschwarzem Nagel, die ganz spitzen Zähnchen etwas nach hinten gerichtet; das Auge ist hellgelb, in der Jugend bräunlichgelb, die Füße sind rötlichgrau.

Die Rostgans ist im mittlern und östlichen Asien zu Hause, bewohnt häufig die Gegenden am Kaspimeer und Aralsee, die Gewässer der Tatarei und Mongolei, in welchem Reich sie von seiten der Lamas ein Gegenstand religiöser Verehrung, deshalb geschützt und halbzahm ist. Am Schwarzen Meer ist sie seltener. Sie wandert im Spätjahr südlich oft in großen Scharen und zeigt sich dann in Süd-Asien, in Klein-Asien, in Südost-Europa und in Nord-Afrika bis Marokko. Auf vielen Seen Süd-Rußlands, besonders in der Dobrudscha und in Bulgarien ist sie häufiger Brutvogel. Nur als Seltenheit kommt sie ins innere Deutschland, in die Schweiz, zuweilen auf den Bodensee.

Diese schöne Gans legt ihr Nest in natürlichen Höhlen und Klüften der Ufer, zwischen Steinen, in hohlen Bäumen oder in selbstgegrabenen tiefen Erdhöhlen an, namentlich benutzt sie gern solche, welche von verschiedenen Säugetieren gegraben wurden, besonders die des russischen Murmeltiers, Arctomys Bobac, die sie oft in weiter Entfernung vom Wasser aufsucht, erweitert und sich einrichtet. Die Eier, deren sie etwa 8 legt, sind rundlich, feinschalig, sehen weißlich aus und glänzen stark. Naumann sagt: „Wenn sie weit vom Wasser weg Junge ausbringen, so trägt sie die Mutter, eins nach dem andern, im Schnabel zum nächsten Wasser und erzieht sie hier"; öfter aber müssen die ausgeschlüpften Jungen einen meilenweiten Weg zurücklegen, ehe sie ans Wasser gelangen; oder aber, wenn das Nest in einer hochgelegenen Höhle sich befindet, springen sie einfach in die Tiefe, ob auf festen Boden oder auf Wasser, schadet den leichten Dunenjungen nichts.

Auf dem Hof gehalten, gewöhnt sie sich bald an ihren Wärter und zieht bei sorgfältiger Fütterung und Pflege auch ihre Jungen auf. Pflanzenkost ist dieser Gans zuträglicher als Fleischkost, deshalb sieht man sie auch viel auf der Weide, worin sie sich wieder mehr den echten Gänsen nähert. Demnach füttere man neben altbackenem Weißbrot noch Salat, Kohlblätter, Gras, Klee und andere dienliche Pflanzen; man gebe ihr nebenbei Hafer und nur spärlich Fleisch oder Fischportionen. Hafer fressen alle Enten gern; ebenso auch Wasserlinsen. Ihre Stimme ist sehr wohltönend; ein klangvolles „ang" oder „ung" ist der Lockton, dem noch andere angehängt werden; das Männchen schreit höher als das Weibchen, beider Laute ähneln sich aber sehr. Sie hat einen leichten, zierlichen Gang, schwimmt gewandt, kann zur Not auch tauchen und fliegt rasch und ausdauernd. Bis jetzt sieht man diese schöne Gans mehr in Tiergärten als bei Privaten, denn sie ist ziemlich teuer und selten.

Vierte Familie: Ente, Anas, *Linné* 1735.

Eyton 1838; *Schlegel* 1866.

Sie haben einen mit weicher Haut überzogenen, gezahnten Schnabel, der breiter ist als hoch, am Ende mit einem Nagel; die Zunge groß und fleischig, an den Rändern hornartig aber feinfühlig. Diese Einrichtung des Schnabels und der Zunge bildet einen natürlichen Seiher, mit dem sie beim Durchschnattern des Schlammes die kleinsten genießbaren Stoffe zurückhalten, das Ungenießbare wieder ausspritzen können. Auch die weiche Haut des Schnabels ist, wie vorn bemerkt, tastfähig oder feinfühlig, besonders auch bei den Arten, welche ihre Nahrung vermittelst des Schnatterns im Schlamme finden. Die Füße sind weit hinten mit einer verkümmerten Hinterzehe; Läufe vorn quergetäfelt, hinten feiner genetzt; die Flügel sind mittelgroß, schmal, vorn spitz; die 3 ersten Schwingen bilden die Spitze, die 2. Schwinge nur wenig länger, als die 3.; Schwanz kurz, breit, am Ende zugerundet, auch zugespitzt, mit 14—20 Federn. Das kleine Gefieder bildet eine dichte reiche Bedeckung und fühlt sich wie Seide an. Der Afterflügel ist zuweilen mit eigentümlich geformten Federn geschmückt. Ueberhaupt gehören die männlichen Enten in ihrem Prachtgefieder zu unseren schönsten Wasservögeln. Nach ihrer Gestalt unterscheiden sich die Enten hauptsächlich durch die niedrigeren Füße, den platten Schnabel, den abschüssigen Hinterkopf und den schwächern Hals von den Gänsen; die meisten sind auch schlechter zu Fuße als diese. Es sind Vögel von Mittelgröße; die größte Ente so groß wie eine kleine Gänseart, die kleinste noch kleiner als ein Rebhuhn. — Die jährliche Mauser ist bei den Weibchen meist einfach, bei den Männchen doppelt. Die Hauptmauser beginnt bei den Männchen, wenn die Weibchen noch brüten, erstreckt sich über das ganze Gefieder und giebt dem Männchen ein einfaches Kleid,

das dem der Weibchen ähnelt; man nennt es Sommerkleid. Vor Eintritt des Winters, früher oder später, stellt sich eine zweite Mauser ein, die sich aber nicht über Schwing- und Schwanzfedern, sondern nur über das kleinere Gefieder erstreckt, und dem Männchen das Pracht- oder Hochzeitkleid verschafft. Die Hauptmauser tritt bei den Weibchen 2 Monate später ein, wenn ihre Jungen schon fliegen lernen. Bei Männchen und Weibchen fallen die Schwingfedern zuletzt, aber dann fast alle auf einmal aus, so daß sie einige Wochen zum Fliegen untüchtig sind; eine höchst ängstliche Zeit für sie, in welcher sie sich sehr versteckt halten. Das Jugendkleid ist dem der alten Weibchen ähnlich. Die Dunenjungen kommen sehr entwickelt aus dem Ei, haben gleich offene Augen, ihre Dunen sind anliegend, matt glänzend (fast ölig), die am Schwanz mit steifen deutlichen Federstrahlen versehen; die Unterdunen sind weich, wollig und stark entwickelt. Die kleinen Dunenjungen sämtlicher Arten haben eine ganz merkwürdige Gewandtheit beim Fange verschiedenster Wasserinsekten, welche sie mit unfehlbarer Sicherheit zu erschnappen wissen, wobei sie zuweilen fußhohe Sprünge ausführen. — Aus den Dunen entwickeln sich die Federn der Unterseite zuerst, dann auch am Oberkörper und auf dem Kopf; die Schwungfedern, mit welchen sie flugfähig werden, bilden sich zuletzt aus, wenn sie schon fast ganz ausgewachsen sind.

Sie sind über alle Zonen unserer Erde verbreitet, doch in der gemäßigten häufiger als in der heißen oder kalten. Viele Arten sind in unsäglicher Anzahl vorhanden und bedecken große Wasserflächen, wenn sie sich auf ihren Wanderungen als gesellige Vögel versammeln. Die Gebiete unseres Erdteils speciell betreffend, findet das besonders an den Küsten der Nord- und Ostsee statt. Auch auf der großen Heerstraße, welche die Donau bildet, erscheinen in jedem Herbst zahlreiche Flüge der verschiedenen Entenarten. Schon in den Niederungen der Donau bei Wien erscheinen große Gesellschaften von Wildenten, obgleich hier nur die Stock-, Knäck-, Krick- und Moorenten als Brutvögel anzusehen sind. — Tag und Nacht macht bei ihnen keinen Unterschied, sie sind in letzterer sogar am thätigsten, nur in stockfinstern Nächten schlafen sie. Im ganzen aber schlafen sie wenig und sehr leise.

Die Körperstellung ist bei den Arten verschieden, doch wird der Hals meist in der Form eines S zusammengezogen, so daß er kürzer erscheint, als er wirklich ist. Der Rumpf wird gewöhnlich wagerecht getragen; nur die Arten, bei welchen die Füße weit hinten liegen, nehmen zuweilen eine aufrechte Stellung an. Der Gang ist — einige Arten der Süßwasser-Enten ausgenommen — mehr ein Watscheln, und nicht so leicht und frei wie bei den Gänsen, desto besser aber können sie schwimmen und tauchen, das letztere mitunter sehr rasch und lang, nach welcher Fähigkeit sie in Schwimm- und Tauch-Enten abgeteilt werden. — Sie fliegen leicht und schnell mit rasch auf einander folgenden Schlägen der weit ausgestreckten Flügel, mit rauschendem, pfeifendem oder klingendem Getön, bei den Arten verschieden, so daß sie das geübte Ohr des Kenners auch in finsterer Nacht unterscheiden kann. Auf ihren Herbstwanderungen, welche sie nach milderen Gegenden, bis Süd-Europa, Klein-Asien und Nord-Afrika ausdehnen, fliegen sie hoch in großen Scharen, aber die Arten gesondert, und wenn viele einer Art beisammen sind, in einer schrägen Linie oder auch in zwei großen schrägen Linien, welche ein hinten offenes Dreieck bilden, und meist ein altes Männchen voran. Von einem einzelnen gepaarten Pärchen fliegt aber stets das Weibchen voran.

Die Enten sind schlau und listig, haben ein gutes Gesicht und Gehör und einen sehr scharfen Geruch, denn sie wittern ihren Feind oft früher als sie ihn sehen. Ihre Stimme ist quackend oder schnarrend, auch dumpf pfeifend, beim Männchen fast immer anders als beim Weibchen, ihr Zischen ist mehr ein Fauchen zu nennen. Die Jungen haben eine piepende Stimme.

Sie nähren sich von Vegetabilien und Animalien, als: Pflanzen, Wurzeln, Sämereien, Getreide, Insekten, Würmern, Schnecken, Muscheln, Frosch- und Fischlaich, Fröschen, Fischen, selbst von Aas und andern Abgängen. Die Nichttauchenden schnattern mit dem zartfühlenden Schnabel manche Nahrungsmittel aus dem weichen Schlamm und Morast hervor, oder stellen sich köpflings ins Wasser, sodaß nur der hintere Rumpf senkrecht empor steht, und erhalten sich durch Strampeln in dieser Stellung, um tiefer liegende Nahrungsmittel erreichen zu können, was man gründeln heißt.

Die meisten nisten an süßen Gewässern und Sümpfen, wo viel Rohr, Binsen, Schilf und Gesträuch wächst. Die Ehen werden kurz vor der Begattung geschlossen und dauern nicht viel länger als diese. Wenn die Männchen um die Weibchen kämpfen, zausen sie sich gegenseitig tüchtig herum, zerkneipen sich, sind aber den Weibchen nicht sonderlich treu. — Die Nester stehen bald im Gestrüpp, auf Seggenkufen, in Schilf, Rohr, Binsen, bald in Wiesen, im Getreide, unter Gebüsch, in Steinhaufen, auf Weidenköpfen, selbst auf höheren Bäumen, wo gewöhnlich ein altes Krähennest die Grundlage bildet. Nur wenige Arten nisten in tiefen Erdhöhlen. Das Nest ist kunstlos aus trockenen Wasserpflanzen zusammengeschichtet, mit sehr tiefem Napf, der mit

Dunen gefüttert wird, welche sich das Weibchen auf dem Unterleib ausrupft, wodurch ein großer Brütfleck entsteht. Beim Abgang werden die Eier mit diesen Dunen sorgfältig bedeckt, um sie warm zu erhalten und zugleich den Blicken der Feinde zu entziehen. Die 6—16 Eier eines Geleges sind feinkörnig, oft glänzend, mit weißlichem, ins olivengrünliche spielendem Ton; das Brüten wird je nach Größe der Enten — bei kleinen in 22, bei großen Enten in 28 Tagen vom Weibchen allein besorgt, ebenso die Auferziehung der Jungen, um welche Dinge sich das Männchen nicht kümmert.

Die Abteilung der eigentlichen Enten ist aus vielen Arten zusammengesetzt, welche ein sehr verschieden gefärbtes Gefieder haben; sie würden demnach leicht zu unterscheiden sein, wenn nicht in jeder Art die Verschiedenheit der Geschlechter, sowie das Sommer- und Prachtkleid des Männchens große Unterschiede und deshalb Irrungen veranlaßte. Bei den meisten zeichnen sich jedoch die breiten Schwingen zweiter Ordnung als ein auffallender, prächtig gefärbter, glänzender Spiegel aus, der bei den Männchen stets brillanter, als bei den Weibchen und Jungen ist.

Das Männchen nennt der Jäger Antvogel; im Dialekt: Erpel, Entrich, Enter, Antrecht, Rätscher; das Weibchen schlichtweg: Ente, Entin.

Wegen ihres meist wohlschmeckenden zarten Fleisches sind sie Gegenstand der Jagd und werden zur kleinen Jagd gezählt. Wo sie nicht unter Jagdgesetzen stehen, sucht man auch ihre wohlschmeckenden Eier zur Speise auf.

Zu dieser überaus artenreichen Familie zählt man etwa 180 Arten, welche — oft nur kleiner Unterschiede wegen — in sehr viele (ca. 36) Gruppen eingeteilt sind. Hier sind beschrieben 28 Arten in 10 Gruppen, diese Gruppen aber in 2 Klassen — nämlich Schwimm- und Tauchenten — gesondert.

1. Klasse: **Schwimm-Ente,** Anatina, *Vigors* 1825.

Sie tauchen nur in der Not oder aus Spielerei, aber nie nach Nahrung unter, haben eine schlankere Gestalt als die Tauchenten, einen längeren Hals und kleinere Füße, gehen besser und fressen gern Sämereien und Körner. Die Hinterzehe ist ohne Lappen; die 4. Zehe ist kürzer als die 3.; der Nagel der 4. Zehe liegt nur am Grunde, höchstens bis zur Hälfte in der Schwimmhaut. Die Zehen sind überhaupt kürzer als bei den Tauch-Enten. Beim Schwimmen sinken sie nicht so tief ein und tragen den Schwanz auch höher über der Wasserfläche. Nach Form des Schnabels, teilweis auch des Schwanzes, sondert man sie in Gruppen. In dieser Klasse unterscheiden wir 4 Gruppen mit 11 Arten.

1. Gruppe: **Moschus-Ente.** Cairina, *Flemming* 1828.

Moschatus, *Less.* 1828; Gymnathus, *Nutt.* 1834; Hyonetta, *Sund.* 1836. — Sie unterscheiden sich durch bedeutendere Größe, einen langgestreckten Körper, längern Schwanz, etwas ausgerandete Schwimmhäute mit starken Nägeln an den Zehen; ferner durch nackte Zügel- und Augengegend, welche mit Warzen besetzt, sowie auch durch einen Schnabelhöcker, der nach Moschus riecht, leicht von andern Enten. Nur: 1 Art.

Die Moschus-Ente. Anas moschata, *Linné.*

Bisam-Ente, Türkische Ente. — Anas indica, *Gesn.*; — A. cairina, *Aldr.*; — A. brasiliensis, *Marcgr.*; — A. moschata, *Will. et Ray*; *Marsigli*; *Albin*; *L.* 1746—66; — Cairina moschata, *Flemm.* 1822; *K. & Blas.* 1840; — Hyonetta moschata, *Sund.* 1836; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Das Gesicht nackt und voll Warzen, auf dem Schnabel an der Stirn ein Höcker; Gefieder variierend; Stirnbefiederung auf der Firste abgerundet, nach vorn in einem Bogen vorspringend; Kiefer nach vorn schwach erweitert. Bei dem Weibchen sind die warzigen Auswüchse nicht so groß als beim Männchen. Etwas plumpe Gestalt.

Sie ist merklich größer als die gemeine Ente. Ihre Länge beträgt 7,6 dcm, Flugbreite 11,2 dcm, Schwanzlänge 18,5 cm.

Beschreibung. Die wilde Art ist ganz schwarzbraun, oben mit grünem Metallschimmer; unten heller; das Gesicht nackt, mit schwarzen und roten Warzen; der Schnabel schwärzlich, mit einem Höcker auf der Wurzel, welcher dem Weibchen fehlt; vor den Nasenlöchern eine hellbläuliche Binde, der Nagel blaßrötlich. Das Auge ist gelb, der nackte Zügel bräunlichschwarz. 18 Schwanzfedern.

Diese große Ente stammt aus Süd-Amerika, nämlich aus Guyana, Brasilien und Paraguay. Kolumbus hat sie schon gezähmt auf der Insel Hispaniola (heutiges St. Domingo) angetroffen. Sie wurde in Europa domesticiert, ebenso auch in Mittel-Asien eingeführt, wo sie nun nicht nur in gezähmtem Zustande getroffen wird, sondern am Kaspimeer, in den südlichen Wolgagegenden, auf den Seen der Kaspischen Steppe, besonders an der Sarpa, vollständig verwilderte, so daß manche Autoren ihre Abstammung von dorten ableiteten. In Brasilien leben sie an den Seen und Flüssen in den Urwäldern, nicht in offenen Gegenden, fressen Wasserpflanzen, Sämereien, Insekten und besonders Schnecken, fliegen sehr schnell mit pfeifendem Geräusche und übernachten auf den wagrechten Aesten der Bäume. „In Brasilien heißt sie: Pato, ist dort die einzige gezähmte Ente und verändert die Farbe in weiß, schwarz, gefleckt. Sie legt 10—14 Eier in hohle Bäume oder auf eng verwachsene Gabeläste, ohne ein anderes Nest als die Federn, welche sich die Mutter aus der Brust rupft. Sie soll die Jungen im Schnabel ins Wasser tragen. Dies wird von den Indianern versichert, die im stande sind, solche Bemerkungen zu bestätigen. Ihr Laut ist schwach, fast wie bei der Hausente." So berichten uns Prinz Wied und Azara, welche Süd-Amerika als Reisende durchforschten und gut beschrieben.

Man hält diese stattliche große Ente seit der Entdeckung Amerikas auch in Europa häufig auf Höfen und Teichen, aber mehr zur Zierde als zum Nutzen. Im domesticierten Zustande trifft man sie in verschiedenen Varietäten: grünschwarz, weiß, gescheckt, grau, rötlich und gelblich. Vom Scheitel läuft auf der hintern Seite des Halses eine Art kurze Mähne herab; die verlängerten Scheitelfedern können zu einer Holle aufgerichtet werden, was ihr ein schönes Ansehen giebt. Schnabel und Füße sind rot. Die Warzenhaut im Gesicht nebst der schönen roten oder schwärzlichen Farbe bekommt erst im zweiten Jahre die vollkommene Ausbildung und verschönert sich bis ins vierte Jahr. — Sie sind träg, fliegen wenig, schwimmen nicht gern und tauchen gar nicht; gehen unbeholfen, sind futterneidisch und riechen nach Bisam aus der Fettdrüse auf dem Bürzel. Wenn man sie nicht in Gärten und verschlossenen Revieren hält, entfernen sie sich gern. Das Männchen hat eine heisere, schwache Stimme, bei dem Weibchen ist sie etwas heller.

Die Zeit des Eierlegens beginnt Mitte April; nachdem das Weibchen 12—15 Eier beisammen hat, welche glattschalig, fast walzenförmig, von Farbe schmutzig grünlichweiß sind, fängt es an zu brüten, welches Geschäft man sie an einem verdunkelten stillen Platz des Hühnerhauses vollenden läßt. Indessen ist ihre Fortpflanzung mit Schwierigkeiten verbunden; sie müssen während dieser Zeit mit Sorgfalt abgewartet und gut gefüttert werden, sonst verderben ihre Eier oder sterben die Jungen. Es ist noch am besten, wenn man die Eier, etwa 6 an der Zahl, durch eine zahme Ente ausbrüten läßt. Mit der zahmen Ente bringen sie Bastarde hervor, welche ebenfalls wieder Eier legen, aus denen aber gewöhnlich nichts kommt. Diese Bastarde sind ein Mittelding zwischen beiden Arten; die Warzen sind nur schwach entwickelt. Sie fallen von der weiblichen Moschusente größer aus, als wenn die Bastarde von einer weiblichen Hausente abstammen, und kommen nicht selten vor.

Die Nahrungsmittel sind wie bei der Hausente. Im Winter müssen sie vor großer Kälte geschützt werden, sonst erfrieren sie die Füße. — Wenn man sie zum Verspeisen abgeschlachtet hat, schneide man gleich den Kopf und die Fettdrüse auf dem Bürzel weg, um den widrigen Bisamgeruch vom Fleische abzuhalten.

2. Gruppe: Süßwasser-Ente. Boschas (= Boscis, Boscas), *Ray* 1713.

Die Arten dieser Gruppe zeichnen sich als echte Enten aus: durch einen gestrecktern schmälern, fast gleich breiten Schnabel mit schmalem Nagel; die Lamellen des Oberkiefers im Enddrittel des Schnabels schräg zum Kieferrande gestellt, am Außenrande nach hinten gerichtet und in eine stumpfwinklige Spitze ausgezogen; durch einen etwas schmälern Kopf, längern und schwächern Hals und schlanken Rumpf, durch die kleinern Füße und durch ein bei beiden Geschlechtern höchst verschieden gefärbtes Gefieder. Die ruhenden Flügel werden durch einen großen metallisch glänzenden, meist schwarz und weiß eingefaßten Spiegel geziert, welcher durch 10 hintere Schwingen gebildet ist, und erreichen mit ihren Spitzen nur die Schwanzwurzel; Schwanz bei den meisten 16 Federn, zuweilen auch mehr.

In keiner Entenfamilie ist die Verschiedenheit des Gefieders beider Geschlechter größer, ebenso die durch eine Doppelmauser bewirkte Veränderung des unansehnlichen Sommerkleides gegenüber dem schönen Pracht- oder Hochzeitkleide bei dem alten Männchen augenfälliger. Die kleineren Weibchen sehen ihren Männchen im Prachtkleide nicht ähnlich, ausgenommen auf dem Vorderflügel und Spiegel, welche jedoch meistens unansehnlichere Farben tragen. Bei den Dunenjungen entwickeln sich die Federn der Unterseite als schützende Grund-

lage viel frühzeitiger als die des Oberkörpers, auf welchem lange der Flaum sichtbar bleibt, ganz so wie bei dem meisten Wassergeflügel. Die Schwungfedern sind mit 6 Wochen Alter noch kurz, und erst mit 3 Monaten können sie Flugproben wagen. Zwischen Männchen und Weibchen ist auch in der Stimme ein merklicher Unterschied bemerkbar; beim Männchen ein tiefes, beim Weibchen ein hohes weittönendes Quacken oder Knäken.

Sie leben fast nur auf süßen Gewässern, am liebsten auf seichten und stehenden, wo sie sich in Schilfgräsern, Rohr, Binsen, Weidengebüsch u. a. verstecken können. Größere Wasserflächen und das Meer dienen bloß gelegentlich zu Zufluchtsstätten. Sie wandern im Spätjahr nach mildern Gegenden; in unserem Erdteil nach dem Süden Europas, nach Nord-Afrika u. s. w.; der Hauptzug fällt in die zweite Hälfte des September und in die erste Hälfte des Oktober, verzögert sich aber bis in den November hinein, und selbst im Dezember werden noch herumstreichende Enten auf offenen Wassern gesehen. Ihre Nahrung besteht aus zarten Pflanzenteilen, Sämereien, Insekten, Konchylien, Laich, kleinen Fischen u. a. Wegen des delikaten Wildbrets sind sie allgemein ein Gegenstand der Jagd, und man stellt ihnen auf vielfältige Weise nach, teils mit Schießgewehr, teils auf großen Herden, Schlagwänden oder in großartigen Entenfängen. — Diese Gruppe ist sehr reich an Arten, man zählt deren etwa 50, wovon hier beschrieben: 7 Arten.

Die Stock-Ente. Anas boschas, *Linné.*

Taf. 33, Fig. 2, Männchen im Prachtkleid, 3, Männchen im Sommerkleid.

Märzente, Spiegel-, Blau-, Gras-, Hag-, Rätsch-, Busch-, Stoß-, Moosente, bei uns schlichtweg: Wildente. — Anas fera, alte Autoren; — Boschas major, *Aldr.*; *Will. et Ray*; *Albin*; *L. cit.*; — A. boschas, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1809; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — A. adunca, krummschnäbelige Var., *L.* 1758—66, *ex Will.*; — A. conboschas, *Br.* 1831. — A. boscas, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen: Der Schnabel ist schmutzig gelbgrün oder auch graugrün, mit gelbrötlichen Flecken; der Spiegel ist groß und glänzend blaugrün mit violettem Schimmer, oben und unten schwarz, dann weiß begrenzt. Zahl der Schwanzfedern veränderlich, 16—20. Kleiner und zierlicher als die Hausente, welche von ihr abstammt. Die Männchen haben eine Knochenblase an der Luftröhre; die 2 mittlern obern Schwanzdeckfedern gekrümmt und aufgerichtet.

Länge 52,5 cm, Flugbreite 90,5 cm, Schnabellänge 5,4 cm, Schwanzlänge 8,7 cm, Höhe des Laufs 6 cm. Gewicht $2^1/_2$ Pfund.

Beschreibung. Prachtkleid: Kopf und Hals sind grünschwarz mit Metallschiller; mitten um den Hals zieht sich ein weißer Ring; der ganze Kropf ist dunkel glänzendkastanienbraun, nach unten sanft verlaufend; Halswurzel, Seiten, Brust, Bauch und Schenkel sind sehr lichtgrau (eigentlich zart punktierte, schwarzbraune Wellenlinien auf weißem Grunde); die Tragfedern sind licht aschgrau; die untere Schwanzdecke ist samtschwarz. Die Schultern sind weißgrau mit zarten, braunschwarzen Wellenlinien dicht gewässert; die Schäfte der großen Schwingen braun, dunkler als die Innenfahne; die größten, etwas zugespitzten Schulterfedern sind lichtgrau, nach den Kanten schwärzlich gewässert; der Oberrücken ist dunkelbraun, weißgrau bespritzt; Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecke tiefschwarz. Der graue Flügel hat in der Mitte einen großen lasurblauen Spiegel mit violettem und etwas grünem Metallschiller, oben und unten samtschwarz, und dieses weiß eingefaßt. Die Schwanzfedern sind bräunlichgrau mit breiten, weißen Seitenkanten; die beiden mittelsten Schwanzfederpaare tiefschwarz; auf dem Bürzel einige mittlere Federn (bei alten Männchen zwei Paar, bei jungen Männchen nur ein Paar Federn) spiralförmig aufgerollt. Diese Auszeichnung ist nur dieser Art eigentümlich.

Das beschriebene Gefieder trägt die männliche Ente vom November bis in den Mai. Von da an kommt sie in die Mauser und erhält nun ein weit einfacheres Gewand, welches man das Sommerkleid nennt. Dieses unansehnlichere Kleid sieht dem der Weibchen ähnlich, es zieht mehr in das Rostgelbgraue, am Kropf sind auf hellkastanienbraunem Grunde braunschwarze Mondflecken; es fehlen dem Sommerkleide auch die aufgerollten Mittelschwanzfedern. — Das Weibchen ist stets viel einfacher und bescheidener gefärbt als das Männchen, daher, wie bei den meisten Enten, auf den ersten Blick zu erkennen. Hauptfärbung rostgelbbraun mit schwarzbraunen Flecken (entengraubraun); der Flügel hat ebenfalls einen violettgrünen Spiegel; der Schnabel ist graugrün. — Beim Schnabel fällt die Beweglichkeit des Oberkiefers, namentlich beim Gähnen oder Schreien auf; beim Männchen im Prachtkleide ist er olivengelbgrün, im Sommerkleid schwärzlich olivengrün, in der Jugend gelblich fleischfarben; das Auge ist im Alter dunkelbraun, in der Jugend (wie bei den meisten jungen Vögeln) matter, graubraun; die Füße sind schön gelbrot.

Bei dieser weit verbreiteten zahlreichen Entenart giebt es mehrere Abänderungen, sowohl etwas größere als kleinere, mit heller und dunkler Färbung; auch die reinweiße Färbung kommt — wiewohl selten — bei der Wildente vor. Eine Stockente mit 18 Schwanzfedern, die Nord-Ente, Anas conboschas, *Br.* 1831, soll in Grönland vorkommen. Vater Brehm

hält diese Rasse für die eigentlichen Stammtiere unserer Hausenten. — Die Krummschnabel-Ente, Anas adunca, *L.* 1758, ist eine monströse Abänderung mit etwas längerem, gewölbt niederwärts gekrümmtem Schnabel. Sonst gleicht sie in allem der gemeinen Stockente.

Die Wildente hat eine sehr weite Verbreitung auf der nördlichen Erdhälfte. Man findet sie in ganz Europa und Asien, in Nord-Afrika, und in Nord-Amerika. In unserem Erdteil bewohnt sie den ganzen Norden, von Island, Skandinavien, Nord-Rußland bis ins südliche Deutschland und in die Schweiz, wo auch viele brüten. An der mittlern und untern Donau ist sie sehr gemein; auf den Seen der Dobrudscha zu Tausenden als Brut-, zu Hunderttausenden als Zugvogel zu treffen. In Finnland überall häufig, außer im höchsten Norden, scheint jedoch die äußersten Schären zu vermeiden. Die Nordgrenze erstreckt sich nicht bis zur Grenze des Waldes; im Kemiflußgebiet bis zu 68 Grad noch brütend. Bei Archangel häufig; an der Eismeerküste kommt diese Art nicht vor. — Bei uns auf allen größern und kleinern Seen, Teichen, Flüssen und selbst Bächen zu treffen, wenn sie nur die nötige Sicherheit bieten. — Ueberhaupt in ganz Deutschland überall bekannt, und wasserreiche Gegenden besitzen sie mitunter in bedeutender Anzahl. Zur Ueberwinterung ziehen sich die meisten nach dem Süden Europas, von Spanien, Süd-Frankreich, Italien bis Griechenland, und nur wenige hinüber bis Nord-Afrika. In der gleichen Breite bewohnen sie auch Asien bis zum fernsten Osten in China und Japan. Nord-Amerika bewohnen und durchreisen sie vom Norden bis Mexiko, kommen aber nur selten im Zug bis auf die Antillen. Sie leben fast nur auf süßen Wassern; am liebsten auf stehenden und seichten, selbst von unbedeutendem Umfang; auch in Sümpfen, wo sie sich in Weiden, im Rohr, Sumpfgräsern und Schilf verstecken können. In nördlichen Ländern, wo im Winter die Gewässer eine Eisdecke verschließt, sind sie Zugvögel, in mildern aber mehr Strich- und Standvögel. Ihre Zugzeit ist Oktober und November, im Frühjahr Ende Februar oder März. Zuerst flüchten sie, wenn im Spätherbst Fröste eintreten, aus ihren stillen Gewässern auf die Flüsse, wo sie sich in Scharen sammeln; wenn aber auch diese gänzlich zufrieren, sind sie genötigt, weiter zu ziehen und in milderen Gegenden ein Unterkommen zu suchen, von denen sie jedoch frühzeitig wieder zurückkehren. Ihre Reisen machen sie meistens bei Nacht in großen Scharen; wenn sie Eile haben, auch am Tage. Sie fliegen dabei sehr hoch und in einer schrägen Linie oder im Winkel; meist ein altes Männchen voran.

Unter den Wildenten brüten sie am häufigsten in Deutschland. Ihr Nest setzen sie an buschreiche Ufer, unter Weiden, Erlen, ins Rohr, Schilf, Sumpfpflanzen, ins Gras, in hohle Weidenbäume, auf deren Köpfe; selbst im Walde auf hohe Eichen und andere Waldbäume, in verlassene Krähen- oder Raubvogelhorste, ins Haidekraut, in Reps- und Brachäcker u. s. w. Es besteht aus trockenen Stengeln, Schilf, Binsen und dürrem Laub, alles lose aufeinander gehäuft und innen ausgerundet. Anfang April findet man darin 8—14 Eier, welche 5,8 + 4,3 cm messen; sie sind schmutzig weiß und spielen etwas ins Blaugrünliche, Olivengrünliche oder Olivenbräunliche. Die Poren sind sehr fein und flach, die Schale zart und glänzend. Von den Eiern der Hausente sind sie nicht zu unterscheiden. So oft das Weibchen vom Neste geht, bedeckt es die Eier mit Laub und dürren Pflanzen. Die Brütezeit dauert etwa 26 Tage; die Landleute behaupten 4 Wochen. Gegen das diebische Raubgesindel verteidigt die Entenmutter ihre Brut, sowohl Eier wie Junge, sehr tapfer, wenn sie sich nur halbwegs gewachsen fühlt, und stellt sich gegen Krähen, Weihen u. dgl. durch heftige Schnabelstöße und Flügelschläge zur Wehr. Wenn das Nest auf Bäumen angebracht war, so packt die Mutter die ausgekrochenen Jungen mit dem Schnabel und trägt sie einzeln nach dem Wasser, wobei es sich jedoch ereignet, daß die letzten ungeduldig werden und über Bord fallen, was ihnen aber nichts schadet, da sie sehr leicht sind, und nun von der Mutter weiter geleitet werden. Buffon führt mehrere Beispiele an, welche beweisen, daß die Wildenten ihre Jungen mit dem Schnabel nach dem Wasser tragen. (Buff. Uebers. 33. Bd., S. 96, 187, 239). Ein Fall, der Neuzeit angehörig, daß eine Ente ihre Jungen einzeln mit dem Schnabel von einem Teich auf einen andern trug, lesen wir: Wien. Mitt. 1885, Nr. 11. — Auch bei der Waldschnepfe ist beobachtet worden, daß sie ihre Jungen durch die Luft forträgt, um sie anderswo in Sicherheit zu bringen. (Cab. J. 1875, 413.) Desgleichen wurde dies schon beobachtet bei Raubvögeln und Nachtschwalben. (Cab. J. 1855, 34—39.) Ich führe diese verschiedenen Thatsachen deshalb an, weil es in neuerer Zeit bezweifelt wird, daß die Entenmutter ihre Jungen aus hochgelegenen Nestern auf das Wasser oder auf den Boden herabtrage; man ist geneigt, anzunehmen, und es kann auch angenommen werden, sie fielen einfach aus der Höhe auf den Boden, ohne — bei ihrem leichten Körperchen, mit dichtem Dunenpelz bekleidet — Schaden zu leiden, und würden dann von der Mutter nach einem Wasser geführt. Es findet sich jedoch eine Analogie außer den obigen Angaben auch noch bei verschiedenen andern Tieren, so z. B. zunächst bei der Hauskatze, welche ihre Jungen mehreremale in andere Verstecke trägt, wenn ihr der vorige Nestplatz nicht sicher genug scheint. Sie nimmt dabei die Jungen sorgfältig



Lith. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart

in der Nackengegend zwischen ihre Zähne, die Kleinen hängen ruhig in dem Rachen ihrer Mutter, und lassen sich diesen Platzwechsel gewöhnlich stillschweigend gefallen. Auch bei Wieseln und Mardern wurde schon dieses Verschleppen der Jungen beobachtet. Bei Ratten habe ich dieses Wegschleppen der Jungen in andere Verstecke ebenfalls schon bemerkt; das Gleiche beobachtete ich auch bei Mäusen, und es mag wohl noch bei manchen Tieren vorkommen, die sich der Beobachtung mehr entziehen. In Anlagen, wo Wildenten gehalten werden und das Ausbrüten von Eiern auf Bäumen nicht allzuselten vorkommt, würden sich ohne große Mühe solche Vorkommnisse feststellen lassen*). — Mit kluger Umsicht und vieler Wachsamkeit, so schildert Naumann, führt die Mutter die Jungen immer auf solches Wasser, das ihnen viele Verstecke gewährt, erwärmt sie bei Nacht unter ihren Flügeln und bleibt so lange bei ihnen, bis sie ziemlich flügge sind. Dafür sind jene aber recht folgsam, hängen mit Liebe an der Mutter, und beachten ihre Winke in allen Fällen. Sie sind anfangs mit Dunen bekleidet, wie die Jungen aller größern Vögel, und zwar mit olivengraugrünlichen, und haben dunklere Streifen auf dem Rücken. Daß sich bei den Dunenjungen die Federn auf dem Bauch viel früher entwickeln, als auf dem Rücken ist schon vorn bei der Familie gesagt. — Merkwürdig ist die Schlauheit und Behendigkeit der jungen Entchen, wodurch sie sich so schnell wie Wassermäuse vor Feinden verkriechen und verstecken können; sind sie auf dem Wasser, so fahren sie schnell unter den Wasserspiegel, schwimmen weit hin und kommen — womöglich durch Wasserpflanzen gedeckt — nur mit dem Köpfchen bis über die Augen aus dem Wasser, so daß nur ein sehr geübter Beobachter sie wieder entdeckt. Für ungeübte Augen sind sie verschwunden. Die Mutter sucht zu gleicher Zeit durch niedriges lahmes Umherflattern den Feind auf sich selbst zu lenken, durch diese List fortzulocken und, wenn dies gelungen, mit Ernst zu entfliehen und auf weitem Umweg wieder zu ihren Kinderchen zu schleichen und sie zusammenzulocken. Beim Insektenfang, z. B. der Wasserschnaken, entwickeln die dunenjungen Entchen eine Gewandtheit im Wegschnappen derselben, welche fast einen Fliegenfänger beschämen könnte. Nie bemerkt man ein Fehlschnappen. Oft müssen sie dabei in die Höhe springen oder kleine Strecken nachsetzen. Es ist recht unterhaltend, ihren gewandten Insektenfang zu beobachten. Im Oktober verlieren sie ihr Jugendkleid und erhalten dann ihr ausgefärbtes; die Männchen bekommen erstmals ihr schönes Prachtkleid, und brauchen zu dieser Mauser etwa bis Mitte November; die Weibchen mit ihrem einfachen Kleid sind 14 Tage früher mit der Mauser fertig, und haben jährlich nur eine einzige Mauser zu bestehen, die bei alten Weibchen auf den August fällt. — Ueber die Bruten in Ost-Asien äußert sich Middendorf: Am 22. April kamen sie in Amginsk an und waren im ganzen Stanowoi-Gebirge bis zu dessen Kamm hinauf verbreitet. An der Südküste des Ochotskischen Meeres und im Sajangebirge findet sich diese Entenart gleichfalls und nicht selten vor.

Diese Wildente ist eine der schönsten Enten, wenn sie ihr Hochzeitkleid angethan hat. Dieses schöne Kleid trägt das Männchen vom November an bis in den Mai, wo dann die zweite Jahresmauser beginnt, die sie ihrer Pracht beraubt und dem Weibchen ähnlich macht. Im Juni ist die Mauser schon im vollen Gange, dann vereinigen sich die mausernden Männchen in kleinen oder größern Gesellschaften auf größern stehenden Gewässern, bis sie gegen Ende Juni auch die Schwing- und Schwanzfedern, fast alle gleichzeitig, verlieren, und etwa 14 Tage, bis in die zweite Woche des Juli hinein, flugunfähig sind und sich deshalb ängstlich an einsamen, busch- und schilfreichen tiefen Gewässern verbergen. — Sie steht wagrecht, mit S-förmig angezogenem Halse, geht ziemlich behende, doch bei jedem Schritte etwas watschelnd; man sieht sie, wie noch viele Wasservögel, sich schwimmend auf den Kopf stellen, um mit dem Schnabel zu gründeln, der Hinterteil steht dann senkrecht vom Wasserspiegel in die Höhe, der ausgestreckte Kopf steckt in der Tiefe, den Grund mit dem Schnabel durchtastend, und mit den Füßen rudernd erhalten sie sich im Gleichgewicht. Sie kann auch gut untertauchen und selbst weite Strecken unter Wasser fortrudern, dies thut sie aber mehr spielend oder in der Not, nicht um Futter zu suchen. Im

*) Dies ist in der Neuzeit geschehen und das Ergebnis in den Wien. Mitteilungen veröffentlicht durch Prof. Gabr. Szikla. Durch ausdauernde Beobachtung wurde folgendes von genanntem Herrn bemerkt. Am 3. Mai schlüpften die Jungen aus, was an den vielen Eierschalen unter dem Brutbaum (einer alten Kopfweide) bemerkt wurde. Den andern Vormittag gegen ½10 Uhr wurde es unruhig im Neste. Die Alte begab sich auf den Rand des Nestes, stürzte sich nach einer kleinen Weile mit wenigen schwachen Flügelschlägen fast senkrecht an den Fuß des Strunkes, gefolgt von 3—4 Jungen, und wiederholte unten den Lockton, worauf die verlassenen Jungen oben im Neste hin und her trippelten und ihr bekanntes bib bib bib jammerten. Dies dauerte jedoch nur 1—2 Minuten, worauf eines nach dem andern herabstürzte und sich um die Mutter sammelte, welche nun mit ihren 10—12 Jungen dem nächsten Wasser zuwatschelte. (Wiener Mittlg. 1887, Nr. 7 und 8, S. 115.) Somit scheint beides — das Tragen durch die Mutter und das freiwillige Herabstürzen von hochgelegenen Nestern — vorzukommen.

Fluge streckt sie die Flügel weit aus, den Hals gerade vor, und bewegt nun die Flügel äußerst hastig in kleinen Schlägen, wobei sie schnell durch die Luft schießt. Ihre Flügelschläge sind von einem vernehmbaren Pfeifen: „wich wich wich!“ begleitet, das dem Kennerohr stets unterscheidend genug ist, um sie auch in dunkler Nacht erkennen zu können. Sie schwimmt leicht und gefällig, und schläft häufig auch schwimmend. — Wenn die Pärchen vereinzelt fliegen, so fliegt gewöhnlich das Weibchen voran, der Antrecht nach, was man noch bei mehreren Wasservögeln bemerkt.

Ihre Nahrung besteht in den zarten Blättern der Grasarten, vieler Sumpfpflanzen, aus Knospen, Keimen, Samen, Getreide, Wurzeln, Rüben, Eicheln, Baumfrüchten, ferner: aus Käfern, Fliegen, Libellen, Larven, Regenwürmern, kleinen Schnecken, Maden, Laich, Fröschen, Fischchen u. dgl. Sie durchschnattern den ganzen Tag das morastige Wasser, wobei sie so viel Gefühl im Schnabel haben, um das Genießbare heraustasten und verzehren zu können; Schlamm und Wasser lassen sie seitwärts wieder auslaufen. In stehenden Wassern mögen diese und andere Enten wohl unschätzbare Mengen kleiner Larven vertilgen, welche uns später als entwickelte Stechschnaken bis aufs Blut peinigen würden. Die Zug-Enten, welche bei Tag auf den Gewässern zusammenliegen, stehen — nach Borggreve — abends regelmäßig auf, und streichen in die stillen, bei Nacht einsamen Flußniederungen, wo sie sich einzeln auf die kleinen Lachen verteilen und bei Nacht sättigen. Mit dem ersten Morgengrauen locken sich dann wieder kleine Gesellschaften von 5—15 Stück zusammen, und treten die oft viele Meilen weite Tagereise nach den größern Seen an, wo sie dann in Gesellschaft den Tag über von dem bei Nacht gesammelten Ueberfluß zehren, denn die erlegten waren meist so vollgepfropft, daß ihnen die Sämereien und Knollen bis zur Zunge anstanden. Dies waren die Samen von Poa fluitans, aquatica; Wurzelknollen von Sagittaria sagittifolia u. a.

In der Gefangenschaft giebt man ihnen Gerste und Hafer, auch altbackenes und geweichtes Weißbrot, klein geschnittene gelbe Rüben, Kohl, gekochte Kartoffeln, aber auch öfters zerkleinerte Fleischabfälle, besonders wenn sie brüten sollen. Ganz junge, noch mit Dunen bekleidete Entchen, die man selbst erziehen will, füttert man mit geriebener Semmel, Rinderherz und gelben Rüben, Ameiseneiern, gehackten Hühnereiern und Fleischstückchen, hält sie nebenbei noch recht warm, indem man sie öfter mit wollenen Lappen bedeckt und unter Tags darin schlafen läßt, wenn sie sich satt gefressen haben; bei Nacht ist es ohnehin notwendig, sie trocken und warm zu halten, sonst verkümmern sie unfehlbar. Wenn sie etwas erstarkt sind, bedarf es solcher Umstände nicht mehr, und es genügt ein einfaches Futter aus erweichtem, ausgedrücktem und klein gehacktem altbackenem Weißbrot, Hirse, geschnittenem Kohl und Hafer, dem man zeitweise Fleischstückchen beifügt.

Die Stockenten muß man unbedingt für die Stammeltern unserer Hausenten halten; sie gewöhnen sich da, wo man sie hegt, pflegt, ihnen Futter streut und Schutz gegen Verfolgungen angedeihen läßt, trotz ihrer Wildheit ziemlich bald, doch nur nach und nach an die Nähe des Menschen und sie paaren sich auch nicht selten mit den ohne Aufsicht umherschweifenden Hausenten. Diejenigen, welche unter solchen Umständen aufwuchsen, und den Anblick der Menschen gewöhnt wurden, wie z. B. in öffentlichen Lustgärten, wo sie, nebst anderem Wassergeflügel, zur Zierde auf den Teichen gehalten werden, kann man nur noch Halbwilde nennen, und der ohnehin nicht starke Wandertrieb wird in solchen Fällen wenn nicht ganz, doch ziemlich unterdrückt. Das ist z. B. der Fall im Stuttgarter Schloßgarten, wo sie sich beinahe wie zahme Enten benehmen, daselbst brüten und von einem Teich zum andern streichen, auch in den nahe gelegenen Neckar einfallen, und selbst kleine Gewässer in und neben der Stadt besuchen. Gern lassen sie sich im Schloßgarten von Spaziergängern und Kindern füttern. Im Spätjahr sind früher einige Dutzend abgeschossen worden, was aber die andern Enten so sehr ängstigte, daß viele den unheimlichen Platz, wo sie ihre Sicherheit so gefährdet sahen, gänzlich mieden. Man bemerkt auch wirklich eine sichtliche Abnahme, und es wäre zu wünschen, daß die vorgesetzte Behörde dieses Abschießen für immer wegfallen ließe. Wenn sich die Zahl der Wildenten so erheblich vermehrt, daß es wirklich die Mühe lohnt, sie im Park abzufangen, so ließe sich an geeignetem Platz, durch Einfassung eines Kanals mit Weidengebüsch und Rohr, ein Entenfang anlegen, welcher die Enten nicht ängstigt, noch weniger vertreibt. — Im Winter darf nicht versäumt werden, diesen Halbwilden eisfreie Stellen zu erhalten und sie mit Futter zu unterstützen. Daß diese klugen Vögel eine wohlwollende Behandlung und damit verbundene Sicherheit zu schätzen wissen, beweist folgender Fall, der sich im Berliner Tiergarten ereignete und in Fachschriften (Schweiz. Bl. 1886, Nro. 46) erzählt wird: „Eine Entenmutter kam kürzlich mit einer Schar von 14 Kinderchen abends nach 10 Uhr an das verschlossene Thor des Zoologischen Gartens der Reichshauptstadt. Es war eine Stockente mit ihren noch nicht flüggen Jungen. Der Mutter waren im Frühjahr die Schwingen nicht rechtzeitig gestutzt worden, und so gelang es ihr, nach dem benachbarten

Neuensee zu entwischen. Dort nistete sie und gründete die zahlreiche Familie, welche sich durch ihre Zutraulichkeit bald die Liebe aller Gondelführer erwarb. Die Sehnsucht der Alten aber zur Scholle, auf der sie das Licht der Welt zuerst erblickt hatte, sowie auch vermutlich das Andenken an das dort gespendete reichliche Futter veranlaßte sie, endlich für sich und ihre Familie — am Thore des Zoologischen Gartens laut schnatternd — Einlaß zu begehren. Der Portier machte auch diesmal eine Ausnahme und öffnete unentgeltlich das Thor. — Dieser Fall macht es auch glaublich und erklärlich, daß jetzt an jedem Abend nach 10 Uhr, sobald der letzte Vogelsang verstummt ist, zum Staunen aller Waidmänner, ganze Scharen Wild-Enten den Zoologischen Garten besuchen; trotz der rauschenden Konzerte, trotz der unruhigen Menschenmenge, fallen diese Schwärme im Ententeich ein, und werden von ihren daselbst lebenden Verwandten mit fröhlichem Geschnatter begrüßt." Eine fast gespenstische Eigentümlichkeit dabei fällt auf; man hört das Flügelpfeifen der hart vorbeistreichenden Enten, man fühlt gleichsam den Luftdruck vorüberschießender Schatten, und doch ist man außer stande etwas zu sehen. Es scheinen körperlose Gestalten, welche hier ihr geheimnisvolles Wesen treiben.

Die ersten Paare Wild-Enten, welche man als Stammhalter auf einem größern, passenden Teiche aussetzt, gelenkt man an einem Flügel, damit sie nicht entweichen können, und man kann denselben auch einige zahme Enten beigesellen, welche die Färbung der Wild-Enten haben. Diese Bastardzucht thut so lange Dienste, bis sich die echten Märzenten genügend vermehrt haben. Dadurch ist auch der Anfang zur Domesticierung gemacht, denn wenn man sie durch mehrere Generationen im engen häuslichen Kreis forterzieht, kann man sie als gezähmte Rasse betrachten und frei laufen lassen, weil ihr Flug allmählich schwerfällig wird und ihnen das Fortstreichen erschwert.

Will man sie auf dem Hofe halten, so taugen die eingefangenen Alten nicht wohl dazu, weil sie zu stürmisch und wild sind und die Geduld des Liebhabers zu lange auf die Probe stellen. Namentlich wollen die meisten Arten von Wild-Enten anfänglich nicht ans Futter gehen, und verhungern lieber, wenn man nicht nachhilft. Das geschieht durch Stopfen mit Fleischstückchen, altbackenem Brot, Welschkorn, Gerste, bis sie sich nach einiger Zeit zum Selbstfressen bequemen. Neben dem Stopfen versäume man nicht, noch diese Futterstoffe nebst Wasser vorzusetzen, damit sie — sobald der Appetit sich bei ihnen regt — sogleich gedeckten Tisch vorfinden. Auch durch gute Gesellschaft von eingewöhnten verträglichen Enten werden sie heimischer und geneigter zum Selbstfressen. Vor dem Aussetzen auf den Hof oder in ein Bassin beschneidet man die Flügel. Erst später, wenn sie schon gut eingewöhnt sind, kann man sie — wenn nötig — gelenken. — Leichter geht es, wenn man sich eine Partie Eier von wilden Enten verschafft und sie einer zahmen Ente zum Ausbrüten giebt; dieses ist die einfachste und leichteste Art, um zu einer solchen Zucht zu gelangen, denn sie werden von der zahmen Entenmutter geführt, erwärmt und erzogen. Die Fütterung der jungen Entchen ist vorn angegeben; sie gedeihen in dem Falle, daß man sie nicht selbst zu erziehen hat, bei dem Futter, das man den jungen Hausenten giebt, vortrefflich. Auch ihnen muß man die Flugkraft lähmen und zwar die Schwungfedern des einen Flügels kurz beschneiden, weil in einem engern Gewahrsam die Lust zum Wegstreichen in ihnen rege wird, und man Gefahr läuft, daß sie gänzlich ausbleiben. — Die Lockstimme ist beim Weibchen ein lautes, weitschallendes „quääk quääk quääk quäk!" das beim Männchen tiefer ist und „quaak, quaak" lautet.

Das Männchen hat vielerlei Benennungen. Der Jäger nennt es Ent- oder Antvogel; der gewöhnliche Mann: Erpel, Entrich, Antrach, Antrecht, Enter, Rätscher, Drake, Myk, Rätsch und Warte; das Weibchen wird überall schlechtweg Ente genannt.

Die Märzente wird (wie alle andern dieser Gattung) zur niedern Jagd gezählt. Eine Schrotflinte, gute Wasserstiefeln und ein wohl abgerichteter Wasserhund sind notwendige Requisiten der Entenjagd. Die Märzente ist äußerst scheu und vorsichtig, und muß deshalb mit Besonnenheit und Sachkenntnis ungesehen hinterschlichen werden. Sie riecht (windet) und hört (lauscht) sehr scharf, weniger gut sieht (äugt) sie. — Eine gewöhnliche und sichere Weise, sie zu schießen, ist der Abendanstand an solchen Plätzen, welche sie häufig besucht. Man verbirgt sich entweder in einer Hütte (Entenschirm), oder in einem dichten Rohr- oder Weidenbusche. Eine bis zu vier Fünfteilen eingegrabene, wasserdichte, oben mit Zweigen bedeckte Tonne ist hinsichtlich der Gesundheit nicht genug zu empfehlen und verschafft große Erleichterung, besonders in sehr sumpfigem Boden, wo man bis über die Knie einsinkt. Daß man sich bei dem Anstande ganz ruhig zu verhalten hat und nicht weiter bewegen darf, als zum Schießen und Laden notwendig ist, ist nicht außer acht zu lassen, wenn die Jagd ergiebig werden soll. Vom August bis in den Oktober ist der Anstand besonders belohnend, wenn die Enten in den Brüchen nach dem reifen Samen des Schwadengrases (*Festuca fluitans*), ihrer Lieblingsnahrung, fliegen, wozu sie sich gewöhnlich mit Eintritt der Dämmerung einfinden. Man stellt sich deshalb bald nach Sonnenuntergang, den Luftzug ins Gesicht, auf den Anstand, und schießt sie hier im Fluge

herab. Nach gethaner Arbeit sucht man mit Hilfe seines Hundes die erlegten Enten zusammen, und ein guter Schütze hat schon zuweilen seine 20—25 Stück aufgelesen. — Auch auf dem Morgenanstand kann man etwas ausrichten, wenn man den Strich abgelauert hat, auf welchem die Entenscharen ihren nächtlichen Tummelplatz verlassen, um nach den größern Gewässern zu ihrem Tagewerk zurückzukehren.

Lebendig fängt man sie mit Laufschlingen, die von 6—7 haltbaren Pferdehaaren gemacht sein müssen. Man lockt eine Entenfamilie mit Hafer auf das Plätzchen, das man zum Fang benutzen will, und erst wenn man sich überzeugt hatte, daß sie das ihnen gestreute Futter einige Abende nacheinander aufgezehrt haben, richtet man die Laufschlingen her. Ein solcher Fang schlägt selten fehl. — Mit Angeln werden sie ebenfalls gefangen, wenn diese, mit einer Lockspeise versehen, an ihren Futterplätzen festgeknüpft werden. Dieser Fang ist übrigens grausam. An den Ufern großer Teiche und Landseen fängt man sie auch auf dem Entenherd mit weiblichen Lockenten.

In Gegenden, wo sich die Enten in sehr großer Anzahl zum Herbstzuge versammeln, errichtet man großartige Entenfänge (Entenkojen), deren es in Deutschland sonst viele gab; es existieren dergleichen noch bei Wörth (Rheinpfalz), Weißensee (Thüringen), Maienburg (Prov. Hannover), Rintheim bei Karlsruhe und an andern Orten; auch der Entenfang bei Holitsch an der March ist erwähnenswert. — Der sog. Entenfang ist eine kleiner Teich von etwa 100 m im Durchmesser (in der Nähe eines bedeutenden Gewässers), welcher mit Rohr, Schilf, Weiden- und Erlengebüsch besetzt ist. Von diesem aus sind nach den vier Hauptwinden vier Kanäle gegraben, welche anfangs etwa 7 m breit sind, sich aber allmählich verengern, bis sie bei einer Länge von 50 Schritten in eine ½ m breite Rinne, und zuletzt noch schmäler auf dem Trockenen enden. Diese Gräben laufen aber nicht gerade aus, sondern im Halbmond, damit die Wildenten den schlimmen Ausgang nicht übersehen können. Zwölf Schritte weit ist jeder Kanal von oben frei, dann aber überspannen ihn einfache Reife von etwa 3½ m Lichthöhe, welche je von einem zum andern mit weitläufigen Stäben bedeckt sind, die eine Art Laube oder ein weites Gitterwerk bilden; dieser wird im Verlauf immer enger und niederer, wie der Kanal an Größe abnimmt, und ist zuletzt nur noch mit einem weitmaschigen Bindfadennetz überspannt, welches endlich in einen langen Garnsack endet. Auf dem Teiche nun sind dressierte Lockenten, welche die verschiedenen Wildenten herbeilocken und mit ihnen nach den Kanälen schwimmen, in welchen sie gewöhnt sind, ihr Futter aufzunehmen. Sind sie mit einer Partie Fremder unter das weite Gitterwerk geschwommen, so kommt der in einem Schilfhäuschen versteckte Entenfänger, welcher alles wohl beobachtet hat, herbei, und treibt sie vollends in den cylinderförmigen Garnsack, in welchen sie auch in der Angst blindlings hineinfahren und nun sämtlich gefangen sind. Die Lockenten, welche den Entenfänger gewöhnt sind, gehen nicht mit in den Cylindersack, sondern kehren vorher wieder zurück, um ihr verräterisches Gewerbe von neuem zu beginnen. Damit der Entenfänger bequem zu den Kanälen gelangen kann, um die Enten zu treiben, sind schmale Lücken durch das 2 m hohe Rohr schräg in der Art gebahnt, daß er zwar nach der Spitze des Kanals sehen kann, nicht aber nach dessen Mündung.

Auf den Inseln Sylt und Föhr, beide an der Westküste Schleswigs, sind bedeutende Entenfänge, und namentlich ist der auf Föhr einträglich und wichtig. Von erfahrenen Entenfängern werden daselbst in einem Herbst oft mehr als 30,000 Stück verschiedener Arten gefangen und zum Verkauf nach größern Städten abgesendet. Für eine gut dressierte Lockente werden bis zu 30 Mark bezahlt.

Solche Enten, welche man lebendig erhalten will, müssen gestopft werden, wie vorn erwähnt ist. — Man verspürt allgemein eine numerische Abnahme der Stockenten. H. Schalow sagt in seiner „Ornis der Mark Brandenburg“: Der Grund ist wohl hauptsächlich in der Veränderung der Bodenkultur zu suchen. Die Wiesen werden vielfach trocken gelegt und in Aecker verwandelt, und damit den Enten ihre Nist- und Futterplätze genommen. Wo früher Tausende gefangen wurden, werden jetzt kaum noch Hunderte erlegt (Cab. J. 1876, 12).

Noch teile ich dem geneigten Leser als Kuriosum mit, welche erfindungsreiche Köpfe die Amerikaner sind. Bindet da ein Biedermann, der an den romantischen Ufern des Kodorus in Pennsylvanien wohnt, seinen Gänsen und Enten kurze Angelschnüre mit Haken und Wurm an die Beine und jagt sie ins Wasser. Die Fische beißen an und zerren an der Schnur, worauf das Federvieh erschrocken ans Ufer eilt, jeder Vogel am Bein hinten einen Fisch. Das Uebrige besorgt nun der Farmer. (Eine richtige „Zeitungs-Ente“! Der Verleger.)

Die Spieß-Ente. Anas acuta, *Linné*.

Taf. 33, Fig. 4 Männchen, 5 Weibchen.

Spitzente, Nadel-, Pfeilschwanz, Fasan-, Schwalben-, große Mittelente; Spitzzackel. — Anas cauda acuta, alte Aut.; *L. cit.*; — A. acuta, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.*; *K & Blas.*; *Naum.* 1842; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — A. longicauda, *Briss.* 1760; — Dafila acuta, *Leach.* 1824; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Trachelonetta acuta, *Kaup* 1829; — Phasianus acutus, *Wagl.* 1832; — Boschas acuta, *Nutt.* 1834.

Kennzeichen. Die beiden mittlern Schwanzfedern bedeutend verlängert, und weit schärfer zugespitzt als die andern. Beim Männchen ist der etwas kleine Spiegel kupferfarbig, grünglänzend, oben mit rostfarbigem, unten mit schwarzem, weißgesäumtem Querstreif begrenzt; beim Weibchen hellgelb und graubräunlich. Der Schnabel ist bläulich, die Füße grau. Im männlichen Prachtkleide sind die Schulterfedern lanzettförmig verlängert. Obgleich dem Gewicht nach etwas leichter als die Stockente, sieht sie doch langhalsiger und gestreckter aus.

Länge 66,5 cm, wovon die Schwanzlänge 19 cm beträgt; Flugbreite 9,1 dcm, Schnabellänge 5 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm. 16 Schwanzfedern. Gewicht 1¹/₈ Kilogramm.

Beschreibung. Im Prachtkleid ist sie oben fein weiß und schwarz gewässert, was in einiger Entfernung sanft blaugrau aussieht; unten weiß; der Kopf ist schön braun, die Schläfen grün glänzend; an den Seiten des Halses ein weißer Streifen; der Spiegel kupferrot schillernd, oben bräunlich gelbrot, unten schwarz und weiß begrenzt. Die untere Schwanzdecke ist schwarz; der Schwanz graulich, die mittelsten Federn sind schwarz und außerordentlich verlängert, nämlich 6—9,5 cm länger als das nächste Federnpaar. — Im Sommerkleid ist das Männchen dunkelschwarzbraun mit aschgrauen Federkanten; Kopf und Hals sind bleich rostbraun, schwarzbraun gestrichelt; ebenso die Oberbrust, doch etwas rötlicher; die Tragfedern sind schwarzbraun mit weißen Querstreifen und grauer Kante; die beiden schwarzen Mittelfedern des Schwanzes sind zwar noch verlängert, aber bei weitem nicht so, wie im Prachtkleide, im Ganzen nur 12 cm lang. Dieses Gefieder ist dem weiblichen ähnlich, aber der Oberkörper viel dunkler, der Unterkörper heller, daher die Unterscheidung, wenn man beide zusammenhält, nicht schwer. — Das Weibchen ist bedeutend kleiner, nur 53 cm lang, lerchenartig (entenbraun) gefärbt, der Spiegel bräunlich, der Schwanz kurz, denn die mittelsten Federn sind nur 2,5 cm länger. — Das Dunenkleid ähnelt dem der jungen Stockente, ist zwar etwas weniger dunkel, aber nur der kleinere Schnabel giebt einigermaßen ein Unterscheidungszeichen.

Der Schnabel ist gestreckt, an der Wurzel wenig hoch, sehr schmal, bleiblau, in der Jugend dunkler als im Alter, die Firste und der Nagel schwarz; das kleine Auge ist erst braun, dann gelblichbraun, vom zweiten Jahr an schön gelb; beim Weibchen werden Schnabel und Augen nie so schön wie beim Männchen; die Füße sind erst aschgrau, später lichtbleigrau mit schwärzlichen Schwimmhäuten.

Bastarde der männlichen Spießente mit der weiblichen Hausente sind keine übergroße Seltenheit, sie haben von beiden Eltern etwas und stehen bald der einen, bald der andern Art näher.

Sie findet sich im Norden der drei Weltteile, von Europa, Asien bis zum fernen Osten und Nord-Amerika. Sie bewohnt dieselben Länder und Gegenden wie die Stockente, hat aber als Brutvogel eine nördlichere Verbreitung. In Sibirien bis Kamtschatka gehört sie zu den gemeinsten Enten, und nur im Amurlande soll sie seltener sein. Auf dem Zug, der im Oktober beginnt, kommt sie durch die südeuropäischen Staaten bis zum Mittel- und Schwarzen Meer, setzt nach Nord-Afrika über und folgt dem Nillauf entgegen bis tief ins innere Afrika, auf der Westseite bis zum Senegal. In gleichen Breiten bewohnt und durchwandert sie Asien und Nord-Amerika. Im März und April kommt sie wieder auf ihre Brutplätze. Zur Zugzeit an der Nordseeküste nebst Crecca und Penelope die häufigste Ente. In Deutschland brütet sie ebenfalls auf den schilfreichen Seen und Teichen, aber viel seltener als die Stockente. Sie bevorzugt die ausgedehnten Seen, Teiche, Sümpfe und Brüche, welche mit Wasserpflanzen aller Art bedeckt sind, nicht aber die buschreichen, im Walde versteckten Gewässer, wie sie die Stockente liebt. Bei uns ist sie viel seltener als die Stockente.

Sie nisten auch in mehreren Gegenden Deutschlands, vorzüglich auf großen, freien, mit vielen Wassergräben und freien Wasserflächen abwechselnden Brüchen und Sümpfen, auf großen, verwilderten Teichen, schilfreichen Seen und anderen stillstehenden Gewässern. Das Weibchen legt in der zweiten Hälfte des April 8—10 Eier, welche 5,4 cm lang und 3,9 cm breit, und nur wenig kleiner und minder bauchig als die Eier der Stockente sind; ihre Farbe ist sehr bleich graugrün, etwas grünlicher als die Eier der Stockente, trotzdem aber sind sie den Eiern dieser zum Verwechseln ähnlich.

Die schöne schlanke, langhalsige Ente mit dem verlängert zugespitzten Schwanze ist leicht von allen andern zu unterscheiden und nicht wohl zu verwechseln. Sie fliegt schnell und ziemlich

geräuschlos, und hält dabei den Kopf ziemlich hoch; beim Schwimmen zieht sie denselben ein, taucht gut und ist sehr scheu. Der Flug ist nur von einem leisen Zischen und gelinden Rauschen (nicht von einem pfeifenden „wich wich“, wie bei der Stockente) begleitet. — Ihre gewöhnliche Stimme ist ein „quaak“, etwas höher als bei der Stockente, und nur einzeln; ganz anders ruft das Männchen seiner Gattin; es ist ein heiserer quäkender Ton, fast wie von einer hölzernen Kindertrompete hervorgebracht; in der Nähe hört man, daß dieser Ruf einen Eingang und einen Schluß hat, so daß das Ganze ungefähr wie „aan-krück-ärrr“ klingt. Die mittelste Silbe hört man am meisten, die erste pfauchende nur in der Nähe. Uebrigens ist die Spießente ein stiller Vogel, der nicht viel Lärm macht.

Sie läßt sich leicht in der Gefangenschaft erhalten, besonders wenn man der Eier habhaft werden und sie durch eine Hausente ausbrüten lassen kann. Man muß ihr aber bei freiem Laufe die Schwingen beschneiden oder einen Flügel lähmen, sonst fliegt sie davon. Das Uebrige wie bei der Stockente.

Die Schnatter-Ente. Anas strepera, *Linné.*

Taf. 33, Fig. 6 Männchen, Fig. 7 Weibchen.

Schnarr-, Mittelente, Locker, Lärmente, Nesselente, Scherrentlin, Weißspiegel. — Anas strepera, *Gesn.*; *L. cit.* 1746—66; *Briss.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *K. & Blas.*; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — A. subulata, Weib., A. cinerea, Männ., et Kekuschka, *Sam. Gm.* 1774; — Chauliodes strepera, *Sws.* 1837; — Chaulelasmus strepera, *G. R. Gray* 1838; *Mev.* 1886.

Der schmale mit langen blättrigen Zähnen besetzte Schnabel hat strenge Systematiker veranlaßt, diese Art als Vertreter einer besondern Gruppe aufzustellen: Chaulelasmus, *Gray* 1845.

Kennzeichen. Der Schnabel der Männchen ist schwarz und hat bloß bei den Weibchen und Jungen an den Seiten etwas Trübgelbes; die feineren Zähnchen des Schnabels stehen unten hervor; die Füße sind rotgelb mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Der Spiegel ist großenteils weiß, oder vorn dunkelgrau, hinten ganz grauweiß, unten schwarz eingefaßt und weiß gesäumt. Die mittlern Schwanzfedern sind etwas verlängert, aber nicht so bedeutend wie bei der Spießente. Schwanz 16fedrig. Kleiner als die Stockente.

Länge 46,5 cm, Flugbreite 8,5 dcm, Schnabellänge 2,6 cm, Schwanzlänge 7,5 cm, Höhe des Laufs 4,2 cm. Zahl der Schwanzfedern 16. Gewicht 875 Gramm.

Beschreibung. Prachtkleid: Kopf und Hals sind blaßrötlichgrau, dicht dunkelbraun getüpfelt; der Scheitel aschgrau; Mitte der Brust und des Bauchs weiß; die untere Schwanzdecke tiefschwarz. Oberrücken und Schultern aschgrau (eigentlich weißgrau und braunschwarz gewellt); der Unterrücken dunkelbraun, etwas heller bespritzt; der Bürzel, obere und untere Schwanzdecke tiefschwarz. Der weiße Spiegel an seiner vordern Hälfte tiefschwarz, gegen die Wurzel aschgrau, hintere Hälfte grauweißlich. Die kleinen Flügeldeckfedern bräunlich aschgrau, die mittleren vorn rostrot, hinten braunschwarz; die größten vorn aschgrau, hinten tief schwarz; die vordern Schwingen braungrau, die nach hinten aschgrau, schönglänzend; der Schwanz ist braungrau, weiß gekantet. — Je älter das Männchen, desto heller werden seine Farben, das schöne Rostrot des Mittelflügels wird häufiger und bildet bei ganz alten ein großes, rostrotes Feld, unten von Schwarz begrenzt. — Im Sommerkleid fehlt das Schwarz auf Bürzel und Schwanz; Kopf und Hals sind graubräunlich, schwarz getüpfelt; Oberrücken und Schultern sind dunkelbraun mit sehr schmalen, lichtbraunen Federkanten; Kropf und Tragfedern rötlichbraun, schwarzbraun gefleckt; sie sind den Weibchen ähnlich, aber oben viel dunkler gefärbt und auch der schwarzgefleckte Schnabel macht sie kenntlich. — Das Weibchen und die Jungen sind entenbraun, ins Roströtliche fallend; die Weibchen aber immer viel heller gefärbt, an Kopf und Hals nicht getüpfelt, sondern nur gestrichelt; der Spiegel ist grauweiß; zudem sind sie kleiner. — Das Dunenkleid gleicht dem der jungen Stockenten täuschend.

Der Schnabel ist gestreckt, schmal, mit ziemlich langen Zähnen, von Farbe in der Jugend auf der Firste schwärzlich, seitwärts pomeranzengelb; mit dem Alter das Schwarze zunehmend, und beim alten Männchen im Prachtkleid bläulichschwarz, im Sommerkleid blässer; die Iris ist dunkelbraun; die Füße in der Jugend frisch safrangelb, im Alter ins Gelblichrote ziehend, die Schwimmhäute schwärzlich.

Die geringere Größe, der hellfarbige Kopf, das düstere Grau des Rumpfes nebst der ganz verschiedenen Flügelzeichnung, besonders der große weiße Spiegelfleck machen die männliche Ente im Prachtkleide schon in der Entfernung von der Stockente kenntlich.

Sie bewohnt den Norden der drei Erdteile, Europa, Asien, Nord-Amerika. In unserem Erdteil von Island bis Süd-Deutschland Brutvogel. In der Dobrudscha als sehr häufiger Brutvogel bezeichnet. Im Winter in England, Süd-Frankreich, Italien, Griechenland, Nord-Afrika. Heuglin sagt: ziemlich häufig an den Nilmündungen und den benachbarten Seen. In Sibirien ist sie nicht selten. Im Stanowoi-Gebirge kommt sie brütend vor, und am 19. Sept.

fand sie Middendorf an der Südküste des Ochotskischen Meeres. In Schangay überwintern viele. Zugzeiten wie bei der Stockente.

Sie ist für uns die seltenste der Süßwasser-Enten, nistet aber doch hin und wieder in Deutschland, insbesondere auf den größern schlesischen Teichen. Auch auf dem Kissain und einigen andern Seen der Provinz Preußen, nach E. Hartert, nicht ganz seltener Brutvogel. Ihre 6 bis 12 Eier sehen trüb olivengrünlich aus und messen 5,1 + 3,4 cm. — Wenn man die Eier aufsucht, durch eine Haushenne ausbrüten und die erzielten Jungen von derselben aufziehen läßt, so werden diese zahm und können in der Gefangenschaft unterhalten werden. Gegen heftige Kälte sind sie empfindlich und scheinen von Natur weichlicher als die Stockenten. Man füttert sie mit Hafer, Brot, Kohl, Rüben, gekochten Kartoffeln mit geschrotener Gerste vermengt, wobei sie gut aushalten; doch halten sich alt Eingefangene auf trockenem Hofe nicht lange, sind ängstlich und suchen sich deshalb zu verstecken, und müssen gegen starke Kälte dadurch geschützt werden, daß man sie in einem mit Wasser versehenen, leicht temperierten Lokale unterzubringen sucht. Um das Davonfliegen zu verhüten, lähmt man sie an einem Flügel oder beschneidet die Schwungfedern. — Sie schreit viel und ist überhaupt sehr munter, daher man sie auf den Entenfängen gerne als Lockente benutzt.

Ihr Ruf ist ein helles, ziemlich weittönendes „quääk", einzeln oder nur ein paarmal ausgerufen; beim Männchen klingt dieser Ton heiserer und schnärrend. Außerdem unterhalten sich die Weibchen mit einem schnatternden „räckräckräck". Bei der Nacht, wenn sie durch die Luft streichen, melden sie sich schon in weiter Entfernung damit an; dazwischen hört man von den Männchen einen hellpfeifenden Ton: „pip pip", so daß man sie an diesen eigentümlichen Tönen von allen andern Arten unterscheiden kann. Dieser Ruf der Erpel erinnert an den hohen Balzlaut der Waldschnepfe. Auch der Flug ist etwas verschieden, nach Blasius „ganz eigentümlich wippelnd".

Die Knäck-Ente. Anas querquedula, *Linné*.

Taf. 33, Fig. 8, Männchen.

Halb-, Zirz-, Schäk-, Schmiel- und Krautente, Kernell, Winterhalbente, Weißmergle, große Krickente, große Trasselente. — Boschas Belonii, *Gesn.*; *Aldr.*; *L. cit.*; — Anas circia, Weibchen, *Gesn.*; — Querquedula prima, *Will. et Ray*; — A. querquedula, Prachtkl., *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Rchw.* 1889; — A. circia, Sommerkl., *L.* 1746—66; *Rchw.* 1882; — Querq. circia, *Steph.* 1824; *Br.* 1831; — Cyanopterus querquedula, *Eyt.* 1828; *Mev.* 1886; — Pterocyana circia, *Bp.* 1842.

Diese und die nächstfolgende Art sind kleine, etwa taubengroße Enten, mit einer Holle auf dem Hinterkopf, und auch die Schulterfedern spitzen sich zu, werden selbst zu Flatterfedern. Sie bilden in streng systematischen Werken wieder eine besondere Gruppe: Querquedula, *Stephens* 1824.

Kennzeichen. Der Spiegel ist klein, dunkelgraubraun, schwach grünglänzend, oben und unten mit einem weißen Strich eingefaßt. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße sind grau. Schwanz mit 14 Federn. Ein heller Streif hinter dem Auge; Brust dunkel gefleckt. Größe einer Haustaube.

Länge 35 cm, Flugbreite 62 cm, Schnabellänge 4 cm, Schwanzlänge 7 cm, Höhe des Laufs. 3,2 cm. 14 Schwanzfedern.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Ueber dem Auge zieht sich ein weißer Strich im sanften Bogen bis nach dem Nacken; Scheitel und Genick ist dunkelbraun, an der Stirn etwas heller; Zügel und Kopfseiten nebst Hals hellrostbraun; der Kropf ist blaßgelbbraun, mit halbrunden, dunkelbraunen Streifchen; die Tragfedern und Brustseiten weiß, oberwärts mit aschblauem Anstrich, und feinen, schwarzen Wellenlinien in die Quere durchschlängelt; die Mitte der Brust und der Bauch reinweiß; die Schenkel hinten rostgelblich; die untere Schwanzdecke ist rostgelblich. Der untere Teil des Nackens ist in einem schmalen Streif dunkelbraun, der übrige Oberleib dunkelbraun, mit bräunlichgrauen Federkanten; die Flügeldeckfedern und über denselben der Rücken hellaschblau; die spitzen Schulterfedern sind hellaschblau, mit weißen und schwarzen Mittelstrichen. Der Spiegel ist grauschwarz, schwach stahlgrünlich glänzend, oben mit einem breiten, unten mit einem schmalen, weißen Käntchen eingefaßt. Die Schwanzfedern sind dunkelaschgrau. — Im Sommerkleid sieht das Männchen dem Weibchen ähnlich, ist aber im Ganzen oben viel dunkler, auf der Kropfgegend licht rostbräunlich, hat einen aschblauen Oberflügel und einen lebhaften Spiegel. — Das Weibchen ist auf graugelblich braunem Grunde schwarzbraun gefleckt, d. h. entenfarbig; der Oberflügel ist dunkelaschgrau, der Spiegel schwarzbräunlich, nur wenig glänzend, oben mit einem breiten, unten mit einem sehr schmalen weißen Käntchen eingefaßt. — Das Jugendkleid sieht dem alten Weibchen ähnlich, ist aber im Ganzen bedeutend dunkler, mit roströtlich überlaufener Brust. Die Männchen kann man in diesem Kleide schon an dem reineren Aschgrau des Oberflügels unterscheiden. Das Dunenkleid gleicht dem der jungen Stockente, Schnabel und Füße sind aber dunkler, die Körperverhältnisse kleiner.

Der Schnabel ist gewöhnlich, die Zähnchen bei geschlossenem Schnabel nicht zu sehen, mattschwarz, nur wenig ins Grünliche ziehend; die Augen sind dunkelbraun; die Füße rötlich aschgrau.

Mit der Krickente ist die Knäckente, trotz der ziemlich gleichen Größe und Aehnlichkeit der Weibchen und Jungen, nicht zu verwechseln, da sie der grauschwarze Spiegel sehr bestimmt unterscheidet; dieser ist bei der Krickente prächtig goldgrün glänzend und an der vordern Hälfte samtschwarz.

Dieses Entchen bewohnt mehr die gemäßigte Zone von Europa und Asien, und wandert im Winter südlicher bis nach Nord-Afrika. In Deutschland ist es in allen niedrigen, nicht zu wasserarmen Strichen häufig, oder kommt doch wenigstens in einzelnen Paaren vor, so in West- und Ost-Friesland, in Schleswig, besonders im westlichen, in Holstein, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg, in der Mark, auf der Insel Gothland, in Schlesien, Westfalen, Mähren, am Rhein und Main, in Oesterreich-Ungarn, der ganzen Donau entlang bis in die Dobrudscha hinein, ein häufiger Brutvogel. Auf dem Bodensee manchmal häufig, aber nur zuweilen findet man brütende Pärchen. Der Zug beginnt schon im August, dauert bis in den September und länger, der Widerstrich fängt im März an und endigt im April. Ihr sagt ein mildes Klima besser zu, deshalb kommt sie nordwärts kaum bis Süd-Schweden. Nächst der Stockente kann sie als die häufigste Sommerente bezeichnet werden, obwohl sie später ankommt und früher abzieht.

Sie nisten in Schilf oder Gebüsch an den sumpfigen Gewässern ihres Aufenthalts, manchmal aber auch an tausend Schritte vom Wasser entfernt, ganz auf dem Trockenen, häufig an ähnlichen Orten wie die Löffelente. Man findet zu Ende des April in ihrem Neste 9—12 Eier, welche braungelblich weiß sind und frisch nur sehr schwach ins Grünliche ziehen. Ihre Länge beträgt 4,6 cm, die Breite 3,2 cm.

Dieses sanfte Geschöpf wird bald zahm und gewöhnt sich auf einem umschlossenen Teiche, wo bereits andere Entenarten sind, sehr bald; jedoch passen sie nicht für den Hof oder Stall, weil sie ohne ein genügendes Bassin, wo sie etwas natürliches Futter finden können, verkümmern. Die große Anhänglichkeit der Pärchen, ihre innige Zuneigung und das artige, zutrauliche Benehmen dieser niedlichen Entchen gewähren dem Besitzer viel Vergnügen. Kann man der Eier von Knäckenten habhaft werden, so giebt man solche einer Zwerghenne zum Ausbrüten, setzt sie samt der Brut auf einen umschlossenen, mit Schilfgräsern versehenen Teich, weist der Pflegemutter ein sicheres Obdach für die Nacht an, und läßt das ganze Geheck bis zum Winter an diesem Platz. Nach der Ueberwinterung, welche in einem temperierten Lokal stattfinden muß, setzt man sie im nächsten Frühjahr ohne die Alte wieder hinaus. Ist ein derartiger kleiner Teich mit Draht überflochten, so ist das Lähmen der Flugkraft nicht nötig. Das beste Futter ist Hirse, Kanariensamen, zerriebenes Brot mit feingehacktem Fleisch vermischt; auch Wasserlinsen.

Sie hat einen außerordentlich gewandten und schnellen Flug, der völlig geräuschlos ist. Ein höchst interessantes Schauspiel giebt der Wettkampf zwischen einem Falken und diesem Entchen, wenn es von ihm verfolgt wird und seinen Stößen durch plötzliche Seitenwendungen auszuweichen sucht, ihn hoch in der Luft übersteigt, oder sich senkrecht herabstürzt und durch neue Schwenkungen seinen Angriffen sich abermals entzieht. Gewöhnlich erschöpft der große Kraftaufwand den Falken und nötigt ihn zum Abzuge. In einem solchen Wettflug zeigt sich die Knäckente als einer der flüchtigsten und gewandtesten Vögel und übertrifft hierin die Feldtaube bei weitem. — Außer der gewöhnlichen Entenstimme, welche aber höher und schwächer ist, als die der Märzente, und „knäck knäck knäck“ klingt, hört man noch im Frühjahr und während der Fortpflanzungszeit ein sonderbar klappernd schnarrendes „klerrreb!“ wie das Klappern der Kastagnetten oder das Schnarren einer Kinderratsche, sagt Pfarrer J. Jäckel. Diesen Ton kann man auf kleinen hölzernen Knarren (Rätschen), welche die Drechsler für Kinder anfertigen, nachahmen. Stimmt eine solche Knarre gut, so läßt sich das Männchen leicht damit herbeilocken, weil es einen Nebenbuhler vermutet. In der Jägersprache nennt man diese und die nächstfolgende Krickente wegen ihrer Kleinheit: Halb-Ente.

Die Krick-Ente. Anas crecca, *Linné.*

Taf. 34, Fig. 1 Männchen; Fig. 2 Weibchen.

Krick-, Kriech-, Krugente, Kleinente, Franzente, Sorentlein, Wachtelentchen, kleine Krickente, kleine Trasselente. — Phascas, et Querquedula, *Gesn.*; — Querquedula secunda, et minor, *Will. et Ray*, — Anas crecca, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *K. & Blas.*; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882 *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Nettion crecca, *Kaup* 1829; *Mev.* 1886; — Querquedula crecca *Steph.* 1824; *Br.* 1831.

Unter allen deutschen Enten ist dies die kleinste Art.

Kennzeichen. Der Spiegel ist sehr schön und groß, vorn samtschwarz, hinten prächtig grün, unten schmal weiß, oben breit weiß und rostfarbig eingefaßt. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße sind grau. Schwanz mit 16 Federn. Wenig kleiner, als die Knäckente.

Länge 32 cm, Flugbreite 58,5 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Schwanzlänge 7 cm, Höhe des Laufs 3 cm.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Der Hinterkopf und das Genick haben verlängerte Federn, die aufgesträubt eine Holle bilden. Der Kopf und halbe Hals sind angenehm kastanienrotbraun; um Auge und Schläfe zieht sich ein prächtig goldgrüner Fleck, welcher an den Seiten des Nackens in einem schwarzschillernden Fleckchen endet; über und unter dem Auge ist dieser Fleck durch eine gelbweiße Linie umschlossen. Der Kropf ist weiß, rostgelb angeflogen, mit nierenförmigen, kleinen, schwarzen Flecken bestreut; Brustseiten und Tragfedern sind aschgrau (eigentlich weiß und schwarz gewellt); Nacken, Oberrücken und Schultern ebenfalls aschgrau; die schmalen, lanzettförmig gespitzten Schulterfedern sind aschgrau, mit schwarzem Schaftstriche; der Unterrücken und Bürzel ist bläulichschwarz, fein weiß bespritzt; die obere Schwanzdecke schwarz, in der Mitte mit grauweißen Federkanten. Der Spiegel auf den Flügeln ist an der Vorderhälfte samtschwarz, an der hintern prachtvoll goldgrün, oben breit weiß und rostfarbig, unten schmal weiß eingefaßt. Der Bauch ist weiß, vom After gehen tiefschwarze Querbinden an die Seiten des Bürzels, und eine breitere auf die Mitte der Unterschwanzdecke; die 16 Schwanzfedern sind braunschwarz und weiß gerändert. Im Sommerkleid sieht das Männchen dem Weibchen ähnlich, hat aber eine dunklere Färbung und einen lebhafteren Spiegel. — Das Weibchen und das Jugendkleid ist entenbraun, oder auf blaß rostbräunlichem Grunde braunschwarz gefleckt; der Spiegel weniger schön; die Größe geringer. — Im Dunenkleid sind Kopf und Hinterhals schwarz; vom Schnabel ab läuft ein gelber Streif über und unter dem Auge hin; von der Kehle nach dem Bauch gelb, nach hinten weniger rein. Auf dem braunen und schwarzen Rücken befinden sich jederseits zwei gelbe Flecke. Etwas älter wird der Oberkörper braun, das Gelbe schmutzig, der Bauch grau. Der Oberschnabel ist schwarz, der Unterschnabel hellgelb, die Füße sind schwärzlich.

Der Schnabel ist bei den Alten im Frühjahr ganz schwarz, beim Weibchen meist nur schwarzgrau; die Iris ist lebhaft braun; die Füße sind rötlich aschgrau.

Die Krickente bewohnt Europa, Asien und Nord-Amerika bis zum 65. Grad nördlicher Breite, denn sie ist weit weniger empfindlich gegen die frische Luft des Hochnordens, als die Knäckente, und überall sehr zahlreich. In Asien kam sie in der Gegend von Amginsk am 26. April an, und Middendorf fand sie brütend an der ganzen Südküste des Ochotskischen Meeres. Den Winter über häufig in China samt Inseln, und in Japan. In Deutschland — nicht gerade häufiger — Sommervogel des Litoralgebiets. Auf dem Durchzuge aber fast überall an den Küsten ebenso häufig oder häufiger als Penelope. Im Binnenland jedoch nicht so häufig. In Oesterreich-Ungarn Brut- und Zugvogel; in der Dobrudscha beides recht häufig. Auf den großen Strandseen Unter-Egyptens, auf dem Mareotis-, Burlos- und besonders auf dem Menzaleh-See — zum Aufenthalte während unserer Wintermonate — nebst andern Wildenten (Cab. J. 1855, 369) in „nicht zu schätzenden Scharen“, denn sie zieht sich im Winter tief nach Süden hinab, zum Teil bis in das nördliche Afrika hinüber.

Sie nistet im nördlichen und nordöstlichen Teile Deutschlands; selten aber in den mittlern und südlichen Teilen desselben. Das Nest, welches man in weitläufigen Sumpfgegenden findet, enthält im Mai 9—14 Eier, welche denen der Knäckente sehr ähnlich sehen; sie sind in der Mehrzahl aber etwas kürzer und gelblicher als diese, 4,4 cm lang, 3,2 cm breit. Die Brütezeit ist 21—22 Tage.

Die Sommertracht des Männchens, sowie Farbe und Zeichnung des weiblichen und jugendlichen Gefieders gleichen denen der Knäckente bei flüchtigem Beschauen sehr, die Krickente ist aber jederzeit leicht an ihrem schwarzen und schön goldgrünen Spiegel zu unterscheiden. Sie ist unter den europäischen die kleinste, und eine unserer schönsten und niedlichsten Arten. Ihr Flug ist leicht, schnell und geräuschlos, sie taucht nur spielend und in der Not, besitzt darin aber eine ungemeine Fertigkeit, und kann weite Strecken unter dem Wasser fortschwimmen; wenn sie verfolgt wird, streckt sie zum Atemholen nur Augen und Schnabel über die Wasserfläche.

Gezähmte Krickenten sind äußerst sanfte nnd niedliche Geschöpfe, in der Gefangenschaft aber gegen Winterkälte empfindlich und davor zu schützen. Man setzt sie auf übergitterten Teichen aus, oder erhält sie auf dem Hof, wenn sich in demselben ein geräumiges Wasserbassin befindet. Die alt Eingefangenen sind empfindlicher, als die Knäckente, und gehen ungern an Gerste und Hafer, daher gewöhnt man sie ebenso wie die Knäckente ein, auch giebt man so viel als möglich die bekannten Wasserlinsen (Lemna). Halbgekochte Hirse fressen sie weit lieber als harte Körner; und Weißbrot, Karotten und Fleisch, gut gemischt, ist ein trefflicher Zusatz. Im übrigen verweise ich den geneigten Leser auf die Eingewöhnung der Stockenten. Die Eier läßt man durch Hausenten oder gute Zwerghühner ausbrüten und von diesen auch die Jungen führen, wobei sie sich dann allmählich an das Futter derselben gewöhnen. Ihre Lockstimme ist ein helles

Quäken, wie „knäck knäck“; eine andere, mehr Frühlingsruf, klingt ziemlich weich: „krück“, immer nur einmal oder in großen Zwischenräumen ausgerufen, in der Nähe lautet es eigentlich: „krlück“; beim ängstlichen Suchen nach ihrer verlorenen Gesellschaft hört man ebenfalls diesen Ton. Außerdem ist dem Männchen noch ein eigentümlicher schnärrender Ton eigen, welcher dem der Knäckente gar nicht ähnlich ist. Das zankende und plaudernde Weibchen ruft: „wäckwäckwäck!“

Sie ist am wenigsten scheu von allen Enten, und auch am leichtesten zu erlegen.

Die Sichel-Ente. Anas falcata, *Georgi.*

A. falcata, *Georgi* 1775; *Gray* 1844; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; — A. falcaria, *Pall.* 1776; *Gm.*; *Lath.*; *Otto* 1809 in Buff. Uebers., Bd. 35, S. 68; — Querquedula falcata, *Eyton* 1838; — Eunetta falcata, *Bp.* 1856; *Mev.* 1886.

Ein mähnenartiger Schopf im Genick und die sichelartig gekrümmten 5 Achselfedern, welche lang und schmal abwärts flattern, kennzeichnen diese schöne Ente sofort. Bonaparte hat sie dieser kleinen Unterschiede wegen ebenfalls an die Spitze einer Gruppe: Eunetta, gestellt.

Kennzeichen. Der schwarze Schnabel ist gleichbreit, länger als der Lauf, die Füße sind fleischbräunlich; der Spiegel ist unten schwarz mit rostweißen Spitzen, oben grauschwarz mit Metallglanz, die Deckfedern des Spiegels nach vorn sind oben grau, unten weiß mit rostfarbiger Kante; nach hinten und unten wird der Spiegel von den grauen Schwingen begrenzt, nach oben von den bogigen Deckfedern. Schwanz 16federig. Größe der Schnatterente.

Länge 46,5 cm, wovon auf den abgerundeten Schwanz 7,5 cm abgehen, Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 25,5 cm, Schnabel 4,8 cm.

Beschreibung. Der Kopf oben mit den verlängerten Haubenfedern dunkelrotbraun, die Seite kupferrot, hinten grün metallisch glänzend; vorn an der Stirn ein weißer runder Fleck; Kinn, Kehle und Hals weiß, mitten um den weißen Hals ein grünschwarzes Band; oben grau, unten ebenso (eigentlich schwarz und weiß gebändert, oben fein, unten grob); die obern Schwanzdeckfedern auf den Enden und seitlich samtschwarz, in der Mitte der Schwanzdecke lichtgrau; die untern Schwanzdeckfedern in der Mitte samtschwarz, nach den Schwanzseiten weiß, gegen die Mitte der weißen Seitenfahne von einer schwarzen Querbinde durchzogen; die Schwanzfedern sind braungrau. An den Flügeln sind die 10 ersten Schwingen, wie ihre Decken, grau; die mittleren, 15 an der Zahl, schwarz, außen grün schimmernd, endwärts hell gesäumt; die längsten sind bereits etwas gekrümmt, wie die letzten 5 Schulterfedern, welche sichelförmig über die äußern Schwingen herabhängen; sie sind samtschwarz, weiß geschaftet und hell gesäumt, eine besondere Zierde. Der Spiegel ist oben beschrieben. — Das Weibchen hat ein lichtrostgraues Gefieder mit schwarzbraunen Schaftstrichen, die auf den Brustseiten und Weichen in schiefe Querbänder übergehen; der Spiegel ist nicht so rein wie beim Männchen; die langen Mittel- und Hinterschwingen sind gerade. Ihm ähnlich sind die Jungen. — Nach Middendorf lassen sich die Weibchen von A. strepera und A. falcata, die einander sehr nahe stehen, durch den Vergleich der Spiegel sogleich voneinander unterscheiden. A. falcata hat einen schwarzen, A. strepera einen grauweißen Spiegel; auch ist der Bauch der letztern ungefleckt weiß, während bei falcata der Bauch gefleckt ist.

Der Schnabel ist schwarz; das Auge dunkelbraun. Die Füße sind braun mit schwarzen Schwimmhäuten.

Die Heimat dieser prachtvollen Ente ist Nordost- und Mittel-Asien vom Jenisei bis Kamtschatka; am häufigsten trifft man sie jenseits des Baikalsees und an der Lena; sie kommt im April auf ihren Brüteplätzen an und überwintert im südlichern Asien, namentlich in China und Japan. Sie nistet — nach Middendorf — häufig auf dem Stanowoigebirge bis in die Nähe des Kammes hinauf; kommt am 3. Mai in Udskoi-Ostrog an, und am 14. Mai am Atschur. Am 4. August waren in Udskoi die Jungen vollwüchsig und befiedert bis auf die erst hervorsprießenden Schwingen. — Als große Seltenheit haben sich schon einzelne Exemplare nach Europa verirrt, und wurden in England und Ungarn erbeutet.

Die Pfeif-Ente. Anas penelope, *Linné.*

Taf. 34, Fig. 3, Männchen; Fig. 4, Weibchen.

Blaßente, Rothals, rotbrüstige Mittelente, Penelope, Rotmohr, Speckente, Piepäne. — Penelope, alte Aut.; — A. fistularis, *Gesn.*; — A. penelope, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — A. Kagolka, *Sam. Gm.* 1774; — Mareca penelope, *Steph.* 1824; *Mev.* 1886.

Auch diese Ente wurde wegen des schmalen, kurzen und zierlichen Schnabels an die Spitze einer Gruppe: Mareca, *Stephens* 1824, gestellt, zu der etwa 6 oder 7 Arten gerechnet werden.

Kennzeichen. Der nicht große Spiegel ist beim Männchen dunkelgrün, oben und unten samtschwarz eingefaßt; die nächste Feder hinter demselben außen weiß, oft schwarz gesäumt; beim Weibchen ist der Spiegel dunkelgrau, weißlich gesäumt, die hinterste Feder beinahe weiß, Brust und Bauch weißlich ungefleckt; Schäfte der großen Schwingen grauweiß. Der 14fedrige Schwanz ist etwas zugespitzt; der kleine Schnabel bläulich; die Füße sind bleigrau. Größe der Schnatterente.

Länge 45,5 cm, Flugbreite 84,5 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Schwanzlänge 1 dcm, Höhe des Laufs 3,6 cm. Gewicht $^3/_4$ kg.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Stirn und Scheitel rötlichweiß; der übrige Kopf und Hals schön rostrot; Kinn und Kehle schwärzlich überlaufen; der Kropf ist weinrot; Brust und Bauch glänzend weiß; Tragfedern, Schultern und Oberrücken licht aschblau; Unterrücken und Bürzel dunkelbraungrau, letzterer weiß bespritzt; die Seiten der Oberschwanzdecke tief schwarz; die untere Schwanzdecke ist samtschwarz; der Spiegel auf den Flügeln ist dunkelgrün, oben und unten samtschwarz eingefaßt; die nächste Feder hinter demselben hellweiß, oft schwarz gesäumt. Die Flügeldeckfedern sind bei jungen Männchen bräunlichaschgrau, vom dritten Jahre an aber schneeweiß, wodurch ein großes weißes Feld über dem Spiegel entsteht. Der Schwanz besteht aus 14 Federn, ist ziemlich zugespitzt und schwärzlichbraun, an den Seiten in weißliche Käntchen übergehend. Das Sommerkleid ist wegen seiner lebhaftern Färbung viel schöner als bei jeder andern Art dieser Familie. Der Kopf und halbe Hals ist ziemlich wie im Prachtkleid; der Kropf hell gelbbraun mit schmalen, braunschwarzen Querstrichen; der Unterkörper reinweiß; die Tragfedern sind lebhaft rostfarbig; die Schulter- und Rückenfedern sind schön rostfarbig, braunschwarz gefleckt, die größten Federn mit hellen schmalen Querflecken; der Flügel ist wie am Prachtkleide, aber die Farben sind frischer. — Das Weibchen ist düster entenfarbig, oder auf staubfarbigem Grunde matt dunkelbraun gefleckt; die Mitte des Unterrumpfs ist rein weiß. — Vom Weibchen ist das männliche Jugendkleid leicht zu unterscheiden, denn die Staubfarbe (eine lichtgelbgraue Farbe) zieht stark ins Rostgelbliche, der Spiegel ist schwärzlich mit grünem Metallglanz, während er beim Weibchen grau mit weißer Einfassung ist. — Im Dunenkleide sind Schnabel und Füße dunkel bleifarbig, der Flaum oben dunkel olivengrün, unten schmutzig gelb, am Bauch weiß; auf dem Kopfe weiß angeflogen.

Der Schnabel ist kurz, an der Stirn ziemlich erhaben, das ovale Nasenloch, nicht weit von der Stirn, öffnet sich an den Seiten einer etwas breiten Nasenscheide, die Farbe ist in der Jugend aschgrau mit schwarzer Spitze, beim Weibchen bläulicher, beim Männchen hell bleiblau; das Auge ist dunkelbraun; die Füße sind hell, zuweilen auch rötlich aschgrau.

Sie bewohnt den gemäßigten Norden der ganzen Erde. In unserem Erdteil Island, Skandinavien, Lappland, Finnland, Dänemark, Rußland und die ganze Tundra in Sibirien und Nord-Amerika. Auf dem Zug kommt sie durch das ganze übrige Europa bis in die Mittelmeerländer und bis Nord-Afrika in das Delta des Nil, nicht aber ins innere Afrika. In Asien bis in das südliche China und Japan in Menge. Desgleichen auch in Ostindien. Auch in Deutschland zeigt sie sich nicht selten auf dem Zug. Der Herbstzug beginnt schon im September und dauert — je nachdem die Gewässer offen bleiben — bis tief in den Dezember hinein. An der Nordseeküste ist sie um diese Zeit häufig; auf dem Oderbruch zur Zugzeit zuweilen in Scharen, die nach Tausenden zählen, brütet aber wohl nie daselbst. Auch in der Dobrudscha um diese Zeit nicht selten. Ihre Rückkehr ist im März und April.

In Deutschland brütet sie selten. Die 9—12 Eier, welche man in der Mitte des Mai in wasserreichen Gegenden findet, sind gelblichbräunlichweiß, ohne grünlichen Anflug, von Gestalt etwas dick eiförmig, feinkörnig, festschalig, glatt, mit bedeutendem Glanz, 5,2 cm lang und 3,8 cm breit, Die Brütezeit dauert 24—25 Tage. In Amginsk (Amginskaja bei Jakutsk in Ost-Asien) langte sie, nach Middendorf, zum Brüten am 23. April an, ließ sich aber auf dem östlichen Abhang des Stanowoigebirges nirgends mehr sehen. An der Boganida (im Taimyrland) brütet sie gleichfalls.

Die Pfeifente ist eine der häufiger vorkommenden Arten und unterscheidet sich von der gleichgroßen Schnatterente durch den kürzeren, heller gefärbten Schnabel und die bläulichen Füße, welche bei jener ins Orangefarbige ziehen. Ihr Flug ist äußerst schnell, leicht und fast geräuschlos, nur wenn ihrer viele aus der Höhe herabschießen, vernimmt man ein Sausen. Sie verdient den Namen Süßwasser-Ente mit vollem Recht, denn das Meerwasser ist ihr zuwider, obwohl sie während der Zugzeit vorübergehend gezwungen ist, in seichten Meeresbuchten oder Brackwassern ein Unterkommen zu suchen; aber lange verweilt sie nicht darauf und vom Brüten an Meeresbuchten ist bei ihr ohnehin keine Rede. Sie hat den Namen von ihrer auffallenden Stimme erhalten, welche sie unter Tausenden von andern Arten kenntlich macht; sie ist in weiter Entfernung vernehmbar, und man hört sie im Fluge und schwimmend. Dieser pfeifende Ton lautet in der Ferne etwa „wibwü, wibwü", in der Nähe hört man noch einen schnurrenden Schluß, dann klingt es: „bit-hoiarr!" Hört man dieses Pfeifen in stiller Nacht von einer großen, durch die Luft streichenden Schar, so macht es einen fröhlichen Eindruck auf den Beobachter. Zuweilen wechselt das Pfeifen mit einem schnarchenden Quaken ab, welches ungefähr wie „charr" lautet. Sonst hört man sie pfauchen und zischen wie andere verwandte Arten.

Sie gewöhnt sich bald an die Gefangenschaft, und das Männchen in seinem Prachtkleide ist eine wahre Zierde der Teiche und Höfe. Gegen die Kälte ist sie empfindlich und muß daher in strengen Wintern geschützt werden. Die Fütterung und Behandlung ist wie bei der Stockente, übrigens muß man ihr bei freiem Laufe die Schwingen beschneiden oder den Flügel gelenken. Auf einem umzäumten Süßwasserteiche hält sie bei guter Pflege viele Jahre und pflanzt sich alljährlich fort, dagegen dauert sie auf Meerwasser, wenn ihr Aufenthalt nur solches enthält, kaum ein Jahr aus. Sie steht hier ganz im Gegensatz mit der Brandente, welche durchaus nur auf salzigem Wasser dauerhaft zu unterhalten ist.

3. Gruppe: **Schmuck-Ente.** Aix, *Boje* 1826.

Cosmonessa, *Kaup* 1829; — Lampronessa, *Wagl.* 1832; — Dendronessa, *Sws.* 1837. — Die beiden Enten, welche in dieser Gruppe vorkommen, gehören zu den am prächtigsten gefärbten und gefiederten Vögeln. In feiner bunter Färbung, sowie eigentümlicher Gestaltung der breiten Schulterfedern erinnnern sie uns an prachtvoll gefiederte, große Schmetterlinge. Der Schnabel ist schmal und zierlich, entenartig mit gänseartigen Zähnen und stark überbogenem Nagel, welcher den ganzen Vorderrand des Kiefers einnimmt; die Stirnbefiederung tritt auf der Firste in einer Spitze vor, der Schnabel erstreckt sich jederseits spitzwinklig in die Stirnbefiederung hinein; die entenartigen Füße mit großen gebogenen Nägeln; der 16federige Schwanz stufig zugerundet, unter den Flügeln hervorragend; die Flügel mit besonderem Schmucke. Sie ähneln in ihrem Betragen den Verwandten, sind aber vorzügliche Flieger und gewandte Läufer, setzen sich auf Bäume und nisten in deren Höhlungen. — Zwei Arten.

Die Braut-Ente. Anas sponsa, *Linné.*

Schmuckente, Karolinen-, Sommer- oder Baumente. — Anas elegans, *Catesby*; *Edw.*; *L. cit.*; — A. sponsa, *L.* 1758—66; *Audub.* 1832; *Nutt.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — A. aestiva, *Briss.*; — Aix sponsa, *Boje* 1826; *A. Br.* 1882; — Dendronessa sponsa, *Sws.* 1836; *K. & Blas.*; — Lampronessa sponsa, *Wagl.*; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Der Schnabel erstreckt sich jederseits spitzwinklig in die Stirnbefiederung hinein. Kehle rein weiß; Zügel glänzend schwarz oder braungrau. Den Kopf ziert eine schöne Haube.

Länge 42 cm, Breite 65,5 cm, Flügellänge 20,5 cm, Schwanzlänge 9,5 cm. Ziemlich die Größe der Pfeifente.

Beschreibung. Oberkopf und Wangen glänzend dunkelgrün; Kopfseiten und ein Fleck an der Halsseite purpurgrün; die verlängerten Federn des Schopfes sind goldgrün, geziert durch zwei schmale weiße Längsstreifen; Seiten des Halses und der Brust lebhaft kastanienbraun, fein weiß getüpfelt; Schulterfedern, vordere Schwingen und Schwanzfedern purpurblau, grün und samtschwarz schillernd; Rücken und Oberschwanzdeckfedern schwarzgrün; einige seitlich verlängerte Deckfedern des Schwanzes rötlichorange; Unterschwanzdecke braun; Kinn, Kehle, ein Band um den Oberhals, Brustmitte und Bauch weiß; die Seitenfedern gelbgrau und fein schwarz gewellt; die Tragfedern des Flügels aber schwarz und weiß gesäumt. Das Auge ist schön rot, das Augenlid orangerot; der Schnabel weißlich, mitten gelblich, an der Basis rötlichbraun, spitzewärts schwarz; die Füße rötlichgelb. — Das Weibchen ist viel bescheidener gefärbt; ihm fehlt der Schopf, obwohl die Scheitelfedern etwas verlängert sind. Die Oberseite ist braungrünlich und purpurglänzend mit vertuschten großen Flecken; der Kopf graugrün; der Hals bräunlichgrau, Gurgel weiß, Brust weiß und braun gefleckt; Bauch reinweiß; ein breiter weißer Streif umgiebt das Auge bis in die Ohrgegend.

Sie findet sich in Nord-Amerika, vom Ontariosee an bis Florida, auch in Mexiko und Westindien, besonders auf den großen Inseln Kuba und Jamaika. In den nördlichen und mittlern Staaten ist sie Brutvogel, die südlicheren besucht sie auf dem Zug. Sie hält sich auf den Süßwassern, Seen oder ruhig verlaufenden Flüssen auf, welche ganz oder teilweise von Wald umgeben und außerdem auch noch üppig mit Wasserpflanzen bewachsen sind.

Diese prachtvolle Ente hat ein ebenso anmutiges Betragen, als sie schön ist, und ist, wie die Mandarinente, eine Zierde jedes Geflügelhofes. Ihre Bewegungen sind leicht, ihr Gang rasch, der Flug überaus gewandt, denn mit der Schnelle einer Ringeltaube schießt sie ohne Anstoß zwischen den Aesten der Bäume durch, wenn es gilt, einem Raubvogel zu entrinnen. Die langen Federn des Kopfes kann sie nach Belieben aufrichten und niederlegen. Das Schwimmen geschieht zierlich, auch taucht sie sehr geschickt. Sie bäumt gern auf, sucht auch in den Asthöhlen der

höhern Waldbäume einen passenden Nestraum und schreitet zu diesem Zweck auf den Aesten sicher und gewandt einher. Das Weibchen zwängt sich mit überraschender Leichtigkeit in anscheinend kleine Höhlen und richtet sich das Nest zu, während das Männchen außen Wache hält. Die aufgefundene Höhlung, welche meist vom Kaiserspecht, Picus imperialis, *Gould.* 1831, herrührt, wird viele Jahre beibehalten, wenn keine Störung eintritt. Die Pärchen halten treu zusammen und das Männchen zeigt sich zärtlich und liebenswürdig. Wenn aber das Brutgeschäft beginnt, bleibt das Weibchen einsam und besorgt die Brut allein. Die 7—12 Eier sind länglich, glattschalig, von Farbe gelblichweiß, oder auch mit grünlichem Schein, die Brutzeit dauert 25—26 Tage. Die Maße der Eier betragen 48 + 36 mm. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, so werden sie von der Mutter im Schnabel eines nach dem andern zum nächsten sichern Wasser getragen, ohne beschädigt zu werden. (Cab. J. 1875, 382.) Das Männchen streicht während der Brutzeit mit andern seinesgleichen umher, kommt im Juli in die Mauser und ist dann vom Weibchen nicht mehr viel unterschieden. Sie fliegen selten in größeren Scharen, sondern nur in Familien von einigen Individuen vereinigt. Die Brautente nährt sich von Sämereien, Beeren, zarten Wasserpflanzen, Getreide, Würmern, Schnecken, Insekten, Laich und kleinen Wirbeltieren; ist leicht einzugewöhnen, auch wenn sie alt gefangen worden ist. Man füttert sie wie die Stockenten. Als Park- oder Hofvogel verdient diese schöne Ente mehr als jede andere gehalten zu werden, da sie jetzt durch Vermittlung der Tiergärten ohne namhafte Kosten zu erwerben ist, wenig Ansprüche macht und sich leicht fortpflanzt. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, besonders wenn ihr Aufenthalt naturgemäß ausgestattet und ruhig ist; gewöhnen sich auch zutraulich an den tierfreundlichen Pfleger, besser als die Stockenten, machen auch — bei Freiflug — weitere Ausflüge, ohne die Heimkehr zu vergessen (wie sonst bei vielen Wildenten üblich) und sind leicht zum Brüten zu bringen, wenn passende Nistkästen geboten werden. Herr Oberst Kaltenmaier in Basel, ein intelligenter Liebhaber und Züchter feiner Rassen, besonders von Fasanenarten, hat einen kleinen Teich so reizend und idyllisch angelegt, daß diese schönen Enten nicht nur daselbst brüten, sondern auch Ausflüge ins Freie machen, aber immer wiederkehren. Auch andere Wildenten fühlen sich heimisch in diesem traulichen Winkel. (Schweiz. Bl. 1890, Nr. 27.) — Ihre Stimme ist ein wohllautendes „piii", ein warnendes „huik huik!" Die Indianer verstehen es, ihre Pfeifenrohre sehr geschmackvoll mit dem gegerbten Pelz des Kopfes und Halses dieser schönen Enten zu verzieren.

Die Mandarinente. Anas galericulata, *Linné.*

Chinesische Brautente. — A. sinensis elegans, *Catesby*; — A. galericulata, *L.* 1758—66; — Querquedula sinensis, *Briss.*; — Aix galericulata, *Boje* 1828; — Lampronessa galericulata, *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Auf dem Scheitel ein Federschopf, der oben grün ist; die kragenartig verlängerten Halsfedern rotbraun; eine besondere Zierde sind zwei Federn an jeder Seite des Rückens, welche sich wie zwei große Schmetterlingsflügel über dem Rücken erheben und wie Fächer aussehen. Größe der Brautente.

Beschreibung. Beim Männchen sind die Federn des Kopfbusches oben grün und purpurblau, seitwärts und hinten ins Nußbraune ziehend; vom Auge zieht sich ein breiter gelblichweißer Streifen gegen den Hinterkopf; die verlängerten spitzen Federn der Halskrause sind kirschrot; Vorderhals und Seiten der Oberbrust braunrot. Die erwähnten breiten schmetterlingsartigen Rückenfedern haben an der äußern Seite des Kiels Fasern von außerordentlicher Länge und ragen bei geschlossenem Flügel über den Rücken hervor, wodurch sich die männliche Ente von allen andern Arten unterscheidet. Diese Federn sind oben hellbraunrot, weiß und schwarz eingefaßt, unten blau-, nach dem Ende braunrot. Die Brustseiten sind je durch 2 schwarze und 2 weiße Querstreifen bezeichnet; während die Tragfedern, wie bei der Brautente, auf gelblichem Grunde dunkle Querwellen tragen; die Unterseite ist weiß; die Schwungfedern bräunlich grau, nach außen weiß gesäumt. — Das Weibchen gleicht dem der Brautente, doch ist seine Grundfärbung blässer und fahlgelblicher, der Kreis ums Auge und der nach dem Hinterkopf ziehende Streifen schmäler. — Auch die Jungen im Dunenkleid sind denen der Brautente ähnlich. — Anfangs Juni legt das Männchen sein unansehnliches Sommerkleid an und ist dann vom Weibchen kaum mehr zu unterscheiden.

Die Mandarinente bewohnt Nord-China, Japan, die Amurländer und zieht sich im Spätjahr bis nach Süd-China hinab. Sie ist bei uns zu Lande noch selten, weil sie teuer ist, jedoch in den meisten Tiergärten zu treffen. Ihr Freileben, das Brüten auf Bäumen in Asthöhlungen, Zahl und Farbe der Eier stimmen sehr mit der nahe verwandten Brautente überein; ebenso auch ihr Betragen. Für die Zucht ist aber diese Ente minder geeignet, woraus sich denn auch der viel höhere Preis der Mandarinente erklären läßt. Vielleicht wäre ein Zusatz von animalischer Nah-

rung, zerkleinertes Fisch- oder Schlachtfleisch, Ameiseneier, Eierkuchen, Quark, von Sämereien aber Hanf, Hirse, Glanz-Hafer ein dienlicher Zusatz, um bessere Bruten herzustellen, denn so sehr die beiden Entenarten miteinander übereinstimmen, ist es doch möglich, daß sich die Mandarinente in Freiheit mehr von Wassertierchen nährt, als von Pflanzenteilen.

4. Gruppe: Löffel-Ente. Spatula, *Boje* 1822.

Rhynchaspis, *Leach* 1824; — Clypeata, *Lesson* 1828. — Diese Enten sind sehr merkwürdig durch ihren wunderlich geformten Schnabel. Derselbe ist groß, hinten schmal, vorn sehr breit, löffelartig, wie mit Leder überzogen, mit Nerven und langen, borstenartigen Zähnchen, welche an der Basis des Schnabels abwärts, nach vorn einwärts gerichtet sind. Nasenlöcher und Zunge sind den Verhältnissen des Schnabels angemessen groß. Schwanz unter den Flügeln vorstehend, 14fedrig; sonst alles übrige wie bei den vorhergehenden Enten. Die in zarte und lange Zähnchen auslaufenden Lamellen des Oberschnabels bilden ein natürliches Sieb, um die zartesten Nahrungsmittel zurückzubehalten und das eingeschnatterte Wasser wieder durchzuseihen. Sie leben auf süßen, mit vielen Sumpfgewächsen besetzten Gewässern, aber gern in der Nähe der Meeresküste, gehen jedoch selten aufs hohe Meer. — Diese Gruppe enthält nur wenige Arten, wovon hier: 1 Art.

Die Löffel-Ente. Anas clypeata, *Linné*.

Taf. 33, Fig. 9, Männchen.

Spatel-, Schell-, Blauflügelige Ente, Breitschnabel, Mückenente, Räschenkopf, Taschenmaul. — Anas latirostra, et platyrhynchos, alte Autoren; — A. clypeata, *Will. et Ray*; *L.* 1746—66; *Briss.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1842, 1860; *Rchw.* 1882; — Spatula clypeata, *Boje* 1822; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Rhynchaspis clypeata, *Leach*; *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Der große, breite, vorn löffelartig erweiterte und stark gewölbte Schnabel ist dunkel gefärbt; die Füße sind orangefarbig. Der mittelgroße Spiegel ist oben weiß eingefaßt, beim Männchen schön grün, beim Weibchen schmutzig dunkelgrün oder ins Graue ziehend; der Oberflügel beim Männchen glänzend himmelblau, beim Weibchen nur glänzend aschgrau. So groß wie eine Schnatterente, aber etwas plumper aussehend, besonders ist der Kopf samt dem großen Schnabel stärker.

Länge 43,5 cm, Flugbreite 8 dcm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 6,5 cm, Höhe des Laufs 3,5 cm.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Der Hinterkopf hat etwas verlängerte Federn; Kopf und Hals bis auf die Mitte herab sind schwarz mit goldgrünem Metallschiller; der untere Teil des Halses und der Kropf sind rein weiß; die ganze Brust und der Bauch schön kastanienbraun; die untere Schwanzdecke ist grünschwarz; zwischen Bauch und Bürzel steht jederseits ein reinweißer Fleck; der Oberrücken ist schwarzbraun, graubraun gekantet; der Unterrücken und Bürzel braunschwarz. Die Schulterpartie ist sehr bunt, nach vorn hellweiß, in der Mitte nach hinten schwarzbraun, die größeren Federn grünschwarz, die auch sehr verlängert und mit einem breiten weißen Schaftstrich bezeichnet sind; zunächst über dem Spiegel zwei große himmelblaue Federn. Die ziemlich verlängerten Schwingen des Hinterflügels tief braunschwarz mit schmalen weißen Schaftstrichen; der Spiegel ist prächtig goldgrün, unten mit einem zarten, oben mit einem breiten schneeweißen Querstrich begrenzt; die Deckfedern des Oberflügels glänzend lichtblau. Je älter das Männchen, desto lebhafter wird das Gefieder. Der aus 14 Federn bestehende Schwanz ist dunkelaschgrau und breit weiß gekantet. — Im Sommerkleid wird das Männchen entenbraun, ähnelt sehr dem Weibchen, ist aber auffallend dunkler und an dem viel schöneren Flügel und Spiegel nicht schwer von demselben zu unterscheiden. — Das Gefieder des Weibchens hat große Aehnlichkeit mit dem der Stockente, Schnabel und Spiegel kennzeichnen die weibliche Löffelente hinlänglich. Der Spiegel ist schwärzlich, etwas metallgrün glänzend, unten ganz schmal weiß, oben breit weiß eingefaßt, die obern Flügeldeckfedern sind rein aschgrau. Der Schnabel des Männchens ist oben schwärzlich olivengrün, an den Rändern und untern Teilen blaß gelbrot, beim Weibchen aber merklich heller. — Im Dunenkleid ist der Oberkörper und ein Strich am Zügel grünlich schwarzbraun, nach dem Unterkörper in schmutziges Lichtgelb übergehend. Das Schnäbelchen ist bleifarbig, die Füße sind blaß fleischrötlich. — Der Schnabel ist groß und breit, vorn sehr erweitert und stark gewölbt, von Farbe graugrünlich, im Prachtkleide blauschwarz; die Augensterne sind gelb; die Füße orangerot.

Die Löffelente bewohnt, den hohen Norden ausgenommen, die ganze nördliche Erdhälfte von Europa, Asien und Amerika, und wandert von hier aus von Ende August an in südlicher gelegene Staaten. In Amerika bis auf die Antillen. Ende März und Anfangs April kehrt sie wieder auf ihre Brutplätze zurück. In Deutschland ist sie bekannt genug, man trifft sie

in West- und Ost-Friesland, in Oldenburg, Holstein, Schleswig, Dänemark, Mecklenburg, bei Hamburg, Gothland, Hiddensee, in der Mark, im Oderbruch, in Braunschweig, auf den Mansfelder Seen, in Schlesien; weiterhin in Rußland. In manchen dieser Gegenden schlägt sie auch ihre Sommerwohnsitze auf. Zum Ueberwintern geht sie bis ins südliche Europa, Nordost-Afrika, wo sie nach Heuglin wahrscheinlich auch brütet, Klein-Asien, Indien, Süd-China. Zu uns (nach Württemberg) kommt sie gewöhnlich im August und September familienweise oder auch nur einzeln, auf stark beschilfte und mit Binsen durchsetzte Seen und Teiche, so lange sie nicht gefrieren. Ihr Widerstrich ist im März und April, wo sie dann paarweise auf ihre Brutplätze ziehen. Zuweilen bleiben auch einzelne Paare zum Brüten zurück.

Dieser wählerische Sommervogel ist nur an der Küste oder in Lehmbrüchen einigermaßen häufig. Im Mittel-Oderbruch brütet die Art häufig, aber nicht an den benachbarten Seen, weil sie die daselbst stark vorherrschende Cyperoiden-Vegetation entschieden meidet. In der Dobrudscha ist sie „sehr häufiger Brutvogel". Auch in Holland brütet sie ziemlich häufig. Im Mai findet man in ihrem Neste, das sie in Schilf und Binsen der stehenden Gewässer versteckt, 7—14 Eier, welche trübe rostgelblichweiß und meistenteils etwas kurz eiförmig, glattschalig, aber glanzlos sind, und eine Länge von 4,8 cm bei einer Breite von 3,6 cm haben. Die Brütezeit dauert 22 bis 23 Tage. Die Jungen piepen in einem sehr hohen Ton.

Ihr Flug ist leicht und gewandt, doch lange nicht so schnell als der der Knäkente, meistens mit einem Geräusch verbunden, wie bei der Stockente, aber viel leiser pfeifend: „wich wich wich"; dieses Sausen entspricht einem sehr tiefen Ton der Tonleiter. Beim Auffallen auf den Wasserspiegel ist das Geräusch viel stärker, als bei der bedeutend größeren Stockente. Sie ist nicht besonders scheu, aber weniger gesellig, denn wenn man in großen Entenherden auch Löffelenten bemerkt, so sieht man sie viel öfter abgesondert. Die Stimme ist entenartig, ziemlich laut, beim Weibchen „waak", beim Männchen heiserer und tiefer: „woak — woak".

Zu zähmen ist sie so leicht, wie die andern Enten, aber weit schwieriger zu unterhalten, denn sie nährt sich im Freien hauptsächlich von kleinen Wassertierchen, Fliegen, Larven, kleinen Schneckchen, Krebschen, Fröschchen, Laich, Fischbrut, lauter zarten animalischen Stoffen, welche sie mit ihrem großen Seiherschnabel aus dem Schlamm schnattert; dem angemessen muß auch ihr Futter aus zerkleinerten animalischen Stoffen bestehen, wenn man sie durchbringen will. Dadurch wird ihr Unterhalt ein kostspieliger. Man sehe die Futterstoffe nach, die bei der vorhergehenden Mandarinente vorgeschlagen sind. Weiß man sich Eier zu verschaffen, giebt dieselben einer Hausente zum Ausbrüten, und läßt durch diese die Jungen erziehen, so geht das Eingewöhnen leichter. Man füttert diese mit hartgesottenen und fein zerriebenen Eiern, Fleisch, Ameiseneiern, auch Mehlwürmern und gewöhnt sie allmählich an Weißbrot stark mit Fleisch vermengt. Dunenjunge Löffelentchen sind noch schwieriger zu erziehen, als junge Nachtigallen, jedenfalls kostspieliger, weil sie viel mehr fressen, wie ich aus Erfahrung weiß. Grünzeug kann der Fütterung ebenfalls beigefügt werden. Um sie auf die Dauer zu unterhalten, muß ihr ein kleiner Teich angewiesen werden, der mit Schilfarten bewachsen ist und Wasserpflanzen, besonders Wasserlinsen enthält, damit es ihr neben künstlichem nicht ganz an natürlichem Futter fehle. Wo solche nicht wachsen, läßt man sie durch Landleute sammeln und wirft sie als Futterstoff in ihr Bassin. Insekten, besonders Mücken, fängt sie so geschickt wie eine Bachstelze, nicht selten mit einem Sprung in die Höhe.

Sie ist nicht sehr scheu und daher leichter zum Schuß zu bringen, als die Stockente. Ihr Wildbret ist im Herbst von außerordentlichem Wohlgeschmack.

2. Klasse: **Tauch-Ente.** Platypodina, *Brehm* 1831.

Fulix, *Sund.* 1835; — Mergoides, *Eyton* 1838; — Hydrobates, *Nitzsch* 1844.

Die Arten dieser zahlreichen Klasse tauchen nach Nahrung, wie in der Not, mit ganzem Körper bis auf den Boden der Gewässer unter, lieben daher freieres und tieferes Wasser. Sie haben einen dicken Kopf, kürzeren Hals und einen plumperen Rumpf, an welchem die Füße weiter nach hinten, nicht im Gleichgewicht, liegen; die Schenkel sind mehr in der Bauchhaut verwachsen, die Läufe stärker zusammengedrückt, mit längeren Zehen, die Hinterzehe mit einem breiten schlaff herabhängenden Hautsaum, in welchem auch der Nagel der 4. Zehe liegt; Lauf vorn quergetäfelt, seitlich und nach hinten allmählich feiner genetzt. Ihre Flügel sind kürzer und die Federn des breiten Schwanzes straffer als bei der vorstehenden Klasse.

Sie gehen schlecht, mit weit auseinander gesetzten Füßen und ziemlich aufgerichtet, fliegen schnell, aber mit Anstrengung, schwimmen und tauchen aber desto besser. Sie können bis gegen

2 Minuten unter Wasser aushalten und merkwürdigerweise die erbeutete Nahrung auch unter Wasser verschlingen. Naumann sah niemals, daß eine auftauchende Ente etwas verschluckt hätte, wenn sie wieder auf der Oberfläche erschien. In der Regel tauchen sie nur senkrecht nach Nahrung unter, und kommen so ziemlich an der gleichen Stelle wieder herauf; jagen also nicht wie die Säger den fliehenden Fischen nach, sondern nehmen am Grund was sie gerade vorfinden. Wenn sie tauchen wollen, so genügt ein Stoß ihrer Füße nach oben, unter gleichzeitigem Schnellen des Schwanzes nach unten, mit dem Körper kopfüber, fast ohne alles Geräusch, wie mit einem Ruck, unter Wasser zu schießen und in die Tiefe zu rudern. Einer Eigentümlichkeit sei hier erwähnt! Die Schilfhühner, Tauch-Enten und andere Wasservögel, welche mehr oder minder gut tauchen, besitzen diese Fertigkeit nicht nur um Nahrung zu suchen oder sich vor feindlichen Ueberfällen zu schützen oder auch nur aus Spielerei, sondern auch — was dem Schützen oft höchst unangenehm ist — um auf dem Grunde des Wassers zu verenden, wenn sie tödlich verwundet wurden. Sie beißen sich nämlich mit letzter Lebenskraft auf dem Boden des Wassers an den Pflanzen mit dem Schnabel fest, lassen nicht mehr los und sterben daselbst ab, ohne mehr ans Licht des Tages zu kommen.

„So wie ein Schilfhuhn, zum Tode wund,
Tief taucht hinab zum Meeresgrund,
Daß nicht die Sonn' ihm glüh' in die Wunde
Und still verblutet auf tiefem Grunde."

Also verenden die meisten todwunden Tauchervögel auf dem Grunde des Wassers! — Beim Schwimmen ist der breite Rumpf tiefer ins Wasser eingesenkt, als bei den Enten der vorigen Klasse, so daß der Schwanz auf der Wasserfläche liegt, und hieran, sowie an dem flacheren Rücken, dem mehr eingezogenen Hals und dickeren Kopf, unterscheiden sie sich schwimmend schon in großer Entfernung von diesen. Ihre Stimme ist nicht quakend, sondern mehr ein tiefes Knarren. Sie halten sich gern auf dem Meere auf, brüten aber mit wenig Ausnahmen auf süßen Gewässern.

Ihre Nahrung besteht aus kleinen Fischen, Wasserinsekten, Muscheln, Schnecken, Gewürm, weniger aus Pflanzenteilen: Wurzelkeimen, Knospen, Samen und grünen Spitzen der Wasserpflanzen, nach welchem sie von 10—100 m Tiefe untertauchen, dieselben vom Wassergrund weglesen oder fangen, und, wie bemerkt, auch unter Wasser verzehren. — Von etwa 30 Arten hier beschrieben 17 Arten in 6 Gruppen.

1. Gruppe: Moor-Ente. Aythyia (= Aythia), *Boje* 1822.

Nyroca, *Flem* 1822; — Fuligula, *Stephens* 1824. — Der Schnabel ist länger als der Lauf, fast so lang als die Mittelzehe, der Nagel schmal, länger als breit; das Nasenloch ein Drittel der Schnabellänge von der Wurzel an; die Stirngrenze bildet drei nach hinten hohle Bogen; der Fuß hat eine große breite Spur, weil die Mittelzehe wenigstens noch einmal so lang als der Lauf ist; der meist 16federige Schwanz ist abgerundet. Der Spiegel ist deutlich, aber nicht glänzend; die Farbe der Füße ist an den Schwimmhäuten und Zehengelenken schwarz, die allgemeine Farbe derselben bleiblau oder rötlich. Der Kopf der alten Männchen trägt meist ein buschiges Gefieder oder einen wirklichen Federbusch; sie sind viel schöner als die Weibchen; die Jungen den letztern ähnlich.

Ihren Namen haben sie vom häufigen Aufenthalt in Sümpfen oder Mooren, sie leben übrigens meistenteils auf süßen Gewässern, weniger auf dem Meere. — Hier: 5 Arten.

Die Kolben-Ente. Anas rufina, *Pallas*.

Rotkopfente, Rotköpfige Haubente, Gelbschopf, Bismatente. — Anas capite rufo, *Ray*; — Anas fistularis cristata, *Briss.*; — A. rufina, *Pall.* 1774; *Gm.*; *Lath.*; *Br.*; *Naum.* 1844; — Callichen rufina, *Br.* 1831; *Mev.* 1886; — Fuligula rufina, *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885.

Kennzeichen: Der hellrote Schnabel ist sehr gestreckt, vorn schmal und niedrig; der Kopf mit verlängerten buschigen Federn; beim Männchen rostrot, beim Weibchen oben braun, unten grauweiß. Der Spiegel ist graulich weiß, nach unten und hinten in Grau übergehend. Die Füße sind rötlich oder gelblich. Größe der Stockente, aber dickrumpfiger.

Länge 60 cm, Flugbreite 98 cm, Schwanz 8 cm, Schnabel 5 cm, seine Breite an der Wurzel 2,4 cm, seine Höhe hier 1,8 cm; Lauf 4,5 cm. Gewicht etwa 3 Pfund.



Artist. Anstalt v. E. Höchdanz, Stuttgart.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Von der Stirn an bis ins Genick sind die Federn verlängert und bilden einen lockern Busch; der ganze Kopf, dessen Seiten, bis auf den Oberhals sind schön rostfarbig, nach dem Genick in Rostgelb übergehend; ein schmaler Streif auf dem Hinterhals, Kropf und Oberbrust kohlschwarz; der Unterkörper ist braunschwarz, an den Seiten weiß; oben am Flügel entlang hellbraun; auf den Schultern ein beinahe dreieckiger weißer Fleck; der Rücken dunkelgraubraun; die Flügeldeckfedern sind angenehm braungrau; die mittleren Schwingen, welche den Spiegel bilden, mattweiß mit grauem Querstreif hinter dem weißen Endkäntchen. Die obere Schwanzdecke ist schwarz mit grünem Glanz; der kurze breite Schwanz ist dunkelgrau. — Beim Weibchen sind die Federn des Oberkopfes zwar etwas verlängert, bilden aber, glatt niedergelegt, keine Holle; der ganze Oberkopf und Hinterhals ist braun, am Vorderscheitel rostbraun, ziemlich scharf von der grauweißen Kehle und Gurgel getrennt; Kropf, Tragfedern, Brustseiten, Schultern und Oberschwanzdecke braun mit gelblichweißen lichtern Kanten. Bauchmitte und Brust weißlich, am After bräunlich überlaufen; der Rücken braun, nach hinten dunkelbraun, die Flügeldeckfedern düster braungrau; die Federn des Spiegels grauweiß, am Ende mit grauem Querstreif. — Das Sommerkleid der alten Männchen ist diesem sehr ähnlich; doch zu unterscheiden an dem schöner gefärbten Schnabel und Auge, den stark verlängerten Kopffedern, der dunkler rostbraunen Farbe des Oberkopfes und Kropfes, dem schwärzlichen Braun der obern und untern Schwanzdecke und dem weißern Spiegel. — Gesunde männliche Individuen zeigen an den weißen Partien des weißen Gefieders einen Anflug von zarter Aurorafarbe. Der lange schmale, an der Stirn niedrige Schnabel ist bei alten Männchen hell blutrot, beim Weibchen bräunlichrot; die Iris schön gelbrot, beim Männchen braungelb; die Füße sind beim Männchen gelblichrot, beim Weibchen schmutziggelb mit schwarzen Schwimmhäuten.

Die Kolbenente ist für uns ein südöstlicher Vogel, bewohnt das mittlere Asien vom gemäßigten Sibirien bis nach Persien und Indien häufig, besonders die salzigen Seen der tatarischen Steppen; das Kaspische Meer, wo sie gemein ist, weniger das Schwarze und Mittelländische Meer, die Türkei, die Moldau, das südliche Ungarn; einzeln kommt sie noch westlicher, bis auf den See bei Valencia in Spanien, wo sie auch brütet; ins Rhonedelta, aber nur selten nach England; nordwärts bis Mecklenburg, auf den Mansfeldersee u. s. w. Zu uns und in die Schweiz bisweilen im Winter auf den Bodensee; häufiger noch auf dem Widerstrich im März. Sie ist nicht Meervogel, liebt stehende Gewässer von großem Umfange, ob salzigen oder süßen Inhalts, wenn sie nur mit vielem Schilf und Rohr an den Rändern besetzt sind und grüne Inseln enthalten; doch besucht sie auch kleinere Seen, Teiche, Sümpfe und Moräste. Ihre Zugzeit ist der März und April, und im Spätjahr der Oktober und November. Sie nistet nach anderer Enten Weise im Röhricht und Schilf. Die 6 bis 9 Eier, welche man im Mai und Juni findet, sind im Vergleich zur scheinbaren Größe des Vogels nicht groß zu nennen, nur 5,8 cm lang und 4,2 cm breit. Die Färbung ist ein schmutziges Gelblichweiß oder ein graugrünliches Weiß, die Schale fest, etwas tiefporig, die Gestalt kurz eiförmig.

Diese schöne Ente ist von der ähnlichen Tafelente im Prachtkleide sogleich an ihrem roten Schnabel und an der Helle des Kopfes bestimmt zu unterscheiden. Ihre Stimme ist ein knarrender Ton, eher dem abgebrochenen Knarren einer Saatkrähe, als dem Quaken einer Ente ähnlich.

Die Tafel-Ente. Anas ferina, *Linné*.

Taf. 34, Fig. 5 Männchen; Fig. 6, Weibchen.

Rothalsente, Rotkopf, Braunkopf, Rotmoor, Quellje. — Anas fera fusca, alte Aut.; — A. ferina, *L.* 1758—66; *Gm.; Lath.; Bechst*; *Naum.* 1844; — A. erythrocephala, et lurida? *Sam. Gm.* 1774; — A. ruficollis, *Scop.* 1777; — A. rufa, *Gm.* 1788; — Aythia ferina, *Boje* 1822; *Br.* 1831; — Fuligula ferina, *Steph.* 1824; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Platypus ferinus, *Br.* 1831; — Ful. Homeyeri, Bast., Bädecker in *Naumannia* 1852.

Kennzeichen: Der Spiegel ist hellaschgrau; Kopf und Hals sind rostrot oder rostbraun; der Kropf ist schwarz oder braun; der Schnabel ist schwarz mit einer lichten Querbinde, welche beim Männchen hellblau, beim Weibchen blaugrau, bei den Jungen undeutlich ist. Bedeutend schwächer als die Stockente.

Länge 4 dcm, Flugbreite über 7 dcm, Schwanzlänge 6,5 cm, Schnabel 4,8 cm, Fußrohr 4,2 cm, die Mittelzehe mit der 0,8 cm langen Kralle 7 cm.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Kopf und Hals sind rostrot; Kropf, Oberbrust und Vorderrücken sind tief schwarz, ebenso der Unterrücken, die obere und untere Schwanzdecke; der Oberrücken und die Tragfedern blaugraulich weiß mit sehr feinen, gezackten, schwarzgrauen Wellenlinien; die Deckfedern des Oberflügels dunkel aschgrau, der Spiegel hell aschgrau, mit sehr feinen weißlichen Endsäumchen; der Schwanz dunkel aschgrau. — Im Sommerkleid sind Kopf und Hals rostrotbraun, vor dem Auge in bräunliches Weiß übergehend; Kropf und Tragfedern schwarzbraun mit rotbraunen und rostgelblichen Kanten; die Brust weiß, dicht grau gefleckt; Rücken, Bürzel und Schulterfedern außen schieferfarbig, im Grunde bräunlich schwarz; der Flügel samt dem Spiegel fast wie im Prachtkleide. — Das Weibchen

gleicht dem Männchen im Sommerkleide, hat aber einen braunen Kopf, ein schmutzigeres Braun auf dem Kropfe und den Tragfedern und einen brauneren Oberkörper; der Flügel ist wie beim Männchen, aber etwas düsterer. — Im Dunenkleid ist der Kopf rostbräunlich, der Oberleib schwarzbraun, der Unterleib schmutzig weißgelb, Schnabel und Füße hellbläulich, die Augen sind grau.

Der Schnabel ist nicht so schlank wie bei der vorigen, von Farbe bläulichschwarz, auf der Mitte lichter; das Auge ist gelb, im hohen Alter feuergelb; die Füße sind sehr großspurig, und sie übertrifft hierin alle Arten dieser Familie; sie sind licht bleiblau, wenig ins Grünliche ziehend, mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten.

Nicht selten trifft man Bastarde von der Tafel- und Moorente, welche man einige Zeit für eine gute Art hielt, und ihr den Namen Homeyers-Tafelente, Anas Homeyeri, Bädecker, in *Nia.* 1852, beilegte. Der ganze Kopf und Hals bis zum Kropf ist lebhaft rostrot, am Hals ein kleiner weißer Fleck; Rücken weißgrau, unten weiß, fein quergewellt; Bürzel braunschwarz, grün schillernd; Schwanz schwarzgrau, Schwingen hellgrau. Schnabel bleifarbig, Iris perlfarbig mit roter Einfassung; Füße bleigrau mit schwarzen Gelenken.

Sie bewohnt, mit Ausnahme des höchsten Nordens und Islands, alle gemäßigteren Teile Asiens und Europas, das letztere bis zu den Küsten des Mittelmeeres und dessen Inseln, teilweise bis nach Egypten hinüber. Im Winter in Nord-China, besonders in Schangai. In Deutschland und den Nachbarländern ist sie in allen geeigneten Gegenden. Zu uns kommt sie Ende des Oktober und im November, und überwintert auf dem Bodensee und andern Gewässern der Schweiz, indem sie von einem zum andern streicht. Gefrieren diese, so zieht sie südlicher. Ihr Widerstrich ist im März und April. Einzelne Paare brüten öfters am Rhein und am Bodensee. — Stehende, beschilfte Süßwasserseen, große Teiche und Sümpfe mit tiefen, freien Wasserflächen sind ihr gewöhnlicher Aufenthalt, von wo sie meistens des Nachts auf alle kleineren Teiche und Gewässer in den nächsten Umgebungen fliegen. Die Zugzeit ist oben angegeben, doch bleiben in gelinden Wintern nicht wenige bei uns zurück und treiben sich auf offenen Wasserstellen herum. Sie ziehen in großen Haufen, meist nicht sehr hochfliegend und unordentlich durcheinander, nur selten in eine schräge Linie geordnet.

Als Brutvogel trifft man sie besonders häufig im russischen Reich. In Deutschland wohl nur sehr einzeln. Die 8—10 und mehr Eier findet man selten vor der Mitte des Mai an dem Rande eines Rohrbusches, auf einem Schilfhügelchen, oder in Mitte eines Seggenbüschels u. a. angebrachten Neste, über oder nicht weit vom Wasser. Sie sind schwach graugrünlich, weniger gelblich als manche andere, sehr feinkörnig, glatt, aber ohne Glanz, 5,4 cm lang und 3,1 cm breit, und haben eine kurz ovale Gestalt.

Die Weibchen und Jungen, auch das Männchen im Sommerkleide ähneln zwar sitzend und schwimmend den Moorenten, sind aber an dem grauen Spiegel kenntlich, der bei genannter Ente ein helles, scharf schwarzbegrenztes Weiß zeigt. Ihr Flug ist mit einem vernehmbaren Rauschen begleitet; das Auffliegen von der Wasserfläche geschieht immer mit einem kleinen Anlauf, das Niederlassen mit Flattern und etwas schwerfällig. Die Stimme ist ein tiefer schnarchender Ton, beim Männchen wie „charr charr“, beim Weibchen noch heiserer: „chörr chörr chörr“. In der Gefangenschaft unterhält man sie wie die Stockente, aber mit ziemlich Fleischzusatz.

Sie hat ein sehr wohlschmeckendes Fleisch, das beste aller Tauchenten, fast ohne thranigen Beigeschmack, und giebt im Herbst, wo sie recht feist ist, einen guten Braten, deshalb führt sie mit Recht ihren Namen.

Die Weißaugen-Ente. Anas nyroca, *Güldenstädt.*

Taf. 34, Fig. 7 Männchen; Fig. 8, Weibchen.

Kleinster Rothals, Moor-, Mur-, Don-, Nyroka-Ente. — A. nyroca, *Güld.* 1769; *Gm.*; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1844; — A. leucophthalmos, *Borkh.* 1797; *Bechst.* 1809; — A. glaucion, *Pall.* 1811 *ex Scop.*; — Nyroca leucophthalma, *Flemm.* 1822; — Fuligula nyroca, *Steph.*; *Blyth.* 1842; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Rchw.* 1889; — Ful. leucophthalma, *Rchw.* 1882; — Aythia nyroca, *Mev.* 1886.

Kennzeichen: Der dick befiederte Kopf und Hals braunrot oder braun, ein dreieckiger Fleck am Kinn weiß oder weißgelblich angedeutet, der After ist weiß. Der Spiegel ist schmal und oben reinweiß, unten braunschwarz gerandet; die Füße sind grünlich bleifarbig mit schwarzen Gelenken und Schwimmhäuten: der Schnabel ist bleischwarz, der Augenstern ist perlweiß, bei den Jungen braun. Nicht viel größer als die Krickente.

Länge 37 cm, Flugbreite 64,5 cm, Schwanz 5,2 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf mit der nackten Fersenhälfte 4 cm, die Mittelzehe samt Krallen 6,4 cm.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Am Scheitel und Genick kann das buschige Gefieder zu einer Holle aufgerichtet werden; Kopf, Hals und Kropf sind dunkel braunrot, stark kupferfarbig glänzend; ein fingerbreiter Ring um die Halsmitte ist schwarzbraun, ebenso der untere Nacken und Rücken; diese schwarzbraune Farbe tritt in einem spitzen Winkel in die rotbraunen Kropfseiten ein; die Tragfedern sind dunkelbraun, hellrostbraun und rostgelblich gekantet; die Brust glänzend weiß, am Bauch und den Schenkeln braun gesprenkelt; am After ein braunschwarzes Querband; untere Schwanzdecke weiß, Oberrücken und Schultern sind braunschwarz, fein dunkel rostgelb bespritzt; Unterrücken und obere Schwanzdecke schwarz; der Schwanz mattschwarz; der zusammengelegte Flügel ist grünlichbraunschwarz; der Spiegel, von den Sekundarschwingen gebildet, ist weiß, unten von einem schwarzen Bande begrenzt; die untere Seite des Flügels ist weiß. — Beim Weibchen ist der Kopf ohne Holle, das Kinn ohne weißen Fleck, kaum etwas lichter als die Kehle; Kopf und Hals sind dunkelrostbraun; Kropf und Tragfedern tiefbraun mit hellbraunen Endkanten; die Brust atlasweiß mit durchscheinendem Graubraun; der Oberrücken ist schwarzbraun, nach hinten braunschwarz; der Flügel samt Spiegel wie beim Männchen. — Das Sommerkleid des Männchens zeigt ähnliche, aber viel glänzendere und schönere Farben; der Kopf ist ohne Holle, am Kinn stets ein dreieckiges weißes Fleckchen, der Kopf und Kropf ist mehr ins Kupferfarbige spielend. — Im Jugendkleide sind diese Enten sehr düster gefärbt, der Oberrücken schwarzbraun, der Kopf und Hals sehr dunkelrostbraun, so daß sie in einiger Entfernung ganz schwarz zu sein scheinen. — Das Dunenkleid ist oben sehr dunkelbraun, unten schmutzig bräunlich gelb, Schnabel und Füße blaß aschbläulich, die Iris licht bräunlichgrau.

Der Schnabel ist nicht hoch gewölbt, die Federgrenze an der Stirnmitte nach vorn mit einer Spitze, von Farbe bleischwarz mit schwarzem Nagel; das Auge ist erst graubraun, dann dunkelbraun, dann lichtgrau, endlich im Alter perlweiß; die Füße sind bläulichschwarz, vorn auf dem Zehenrücken sehr wenig ins Grünliche spielend, die Gelenke sind schwärzlich, die Schwimmhäute schwarz.

Die Moorente ist ein östlicher Vogel, häufig in den Gegenden an der Wolga, dem Don und dem Dniester, zahlreich in der Moldau, Walachei, in Ungarn, gemein in der Dobrudscha; weniger zahlreich im östlichen Deutschland, so in Braunschweig, Pommern, in der Mark, in Preußen, Schlesien, in der Lausitz. Zu uns kommt sie familienweise im Winter bis auf den Bodensee. In Italien ist sie vom Spätjahr an nirgends eine Seltenheit, kommt aber auf dem Zug bis Nord-Afrika; doch sagt Heuglin: „nicht häufig in Unter-Egypten.“ Von Severzow wird diese Ente auch für Turkestan aufgeführt. Sie gehört den süßen Gewässern an und besucht das Meer nur gelegentlich als Zufluchtsort, und dann meist stille, seichte, weit in das Land einschneidende seeartige Buchten mit schlammigem Boden und schattigen pflanzenreichen grünen Ufern. Stehende süße Gewässer mit Rohr, Schilf und Binsen besetzt, mit schlammigem Boden und vielem untergetauchtem Pflanzenwuchs, als: Armleuchter (Chara), Hornblatt (Ceratophyllum), Tausendblatt (Myriophyllum), Wasserlinsen (Lemna), Laichkraut (Potamogeton), Wasseraloë (Stratiodes aloides), Froschbiß (Hydrocharis morsus ranae), Wassernuß (Trapa natans), Amphibienknöterich (Polygonum amphibium), Wasserfeder (Hottonia), Seerose (Nymphaea), schwimmender Fieberklee (Menyanthes nymphoides) u. a. sind ihr liebster Aufenthalt, und sie zieht sogar die so beschaffenen mittelgroßen und kleineren Teiche den weitläufigen ausgedehnten Seen noch vor. Es ist gerade, als wenn sie wüßte, daß man ihrer zwischen den Blättern der größern Wasserpflanzen, der Seerosen, Wassernüsse, des Laichkrauts u. a. nicht so leicht ansichtig werde, als auf ganz freiem Wasserspiegel, sobald sie sich nur ganz ruhig verhalte; und in dieser Zuversicht läßt sie auch wirklich den Menschen zu ihrem Pflanzenversteck näher herankommen, als auf freier Wasserfläche. Teich- und Bläßhühner sind häufig ihre Nacharn.

Im September fangen sie an familienweise herumzuschwärmen; im Oktober versammeln sie sich zu größeren Haufen und am Ende dieses Monats verlassen sie unser Land, um es mit einem mildern Klima zu vertauschen. Ausgangs März kommen sie in kleinen Vereinen wieder an und begeben sich an ihre Brüteorte. Dies sind die oben angegebenen Plätze ihres Aufenthalts, nicht selten die stehenden Gewässer Schlesiens, der Lausitz, Anhalts. — Keine unserer andern in Deutschland brütenden Entenarten ist bei der Paarung so streitsüchtig und macht so vielen Lärm wie die Moorente; die Männchen balgen und kneifen sich aufs heftigste miteinander auf dem Wasser herum, knarren und schreien laut dazu, und setzen bisweilen in blinder Kampfeshitze ihre Sicherheit so sehr aufs Spiel, daß bei einer nahenden Gefahr oft nur die Warnungstöne des ruhig zusehenden Weibchens noch im stande sind, sie zu retten. Dieses muß sich vor dem Andrang ihrer Liebhaber oft ins dichteste Rohr flüchten; nach getroffener Wahl hält jedoch das Pärchen zusammen und entfernt sich von der zänkischen Gesellschaft nach einsamen, abgelegenen Orten.

Das Nest wird am Ufer in den Wasserpflanzen nur etwas versteckt angebracht, meist hart am Wasser oder nie weit von demselben. Es ist aus Binsen, Schilf, Rohr, Gras, Rispen, auch zuweilen etwas Moos angelegt, und enthält in dem tiefen und weiten Napf ungefähr 9—12 Eier, welche zu den kleineren gehören; sie sind 5,1 cm lang und 3,8 cm breit, etwas kurz und rundlich, feinkörnig, wenig glänzend, von Farbe blaß grünbräunlich, von einer mehr gelblichen Färbung,

durch welche sie sich von vielen Enteneiern unterscheiden. Der grünliche Schein verliert sich an den ausgeblasenen Eiern gänzlich. Nach 22 bis 23 Tagen schlüpfen die Jungen aus. — Läßt man die Eier durch eine Zwerghenne oder kleine Landhenne (denn eine große Henne wäre für die zarten Jungen zu plump) ausbrüten und die Jungen füttern, so gedeihen sie mit dem Futter, das für die jungen Stockenten angegeben, vortrefflich.

Die Moorente kennzeichnet sich vor vielen andern Arten durch den breiten weißen, schwarzbegrenzten Querstreif im Flügel und dessen weiße Unterseite. Die schwarzen Wasserhühner drängen sich gern in ihre Gesellschaft, und machen sie durch ihr mißtrauisches Betragen auffallend vorsichtig, was sie sonst nicht ist, denn sie läßt, zumal auf kleinen Teichen und vereinzelt, den einzelnen Menschen auf 30 Schritte nahe, oft noch näher kommen, ehe sie auffliegt. Ihr Flug ist sehr schnell, sieht aber etwas schwerfällig aus und ist von einem leichten Rauschen begleitet, ihr Gang ist wankend, im Tauchen ist sie aber Meister. Ihre Stimme ist ein eigenartiges Quaken und klingt lautschnarrend wie: „körrr, körrr, körrr", beim Weibchen höher und kürzer, wie: „kräkräkrä"; noch einige andere dumpfe, stöhnende Töne sind nur in der Nähe vernehmbar.

Ihr Wildbret hat keinen so ranzigen Beigeschmack, wie das anderer Tauchenten und ist ziemlich wohlschmeckend. Wer nicht Liebhaber von jenem Beigeschmack ist, dem wäre anzuraten, den Rumpf zu sieden, dann mit Möhren, welche das Ranzige in sich saugen und nachher dem Hausgeflügel vorgeworfen werden können, füllen zu lassen und zu braten. Durch dieses Mittel sind noch viel schlimmer schmeckende Entenarten und Taucher genießbar zu machen.

Die Reiher-Ente. Anas fuligula, *Linné.*

Taf. 34, Fig. 9 Männchen; Fig. 10, Weibchen.

Reiher-Moorente, Hauben-, Zopf-, Schopfente, Straußmohr, Fresacke. — A. fuligula, alt. Aut.; *L.* 1746—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1844; — A. cristata, *Ray*; *Lath.*; — A. colymbis, *Pall.* 1811; — Ful. cristata, *Leach; Steph.* 1824; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Im Genick steht ein spitzer, herabhängender Federschopf, welcher im Alter sehr verlängert ist; Kopf und Hals schwarz oder braun, in der Jugend eine weiße Zeichnung an der Stirn. Der Spiegel ist weiß, unten braunschwarz eingefaßt; der Schnabel ist blau, im Alter nur an der Spitze schwarz; bei noch jüngeren Exemplaren auch an der Nasengegend schwarz; das Auge gelb; die Füße sind bleifarbig, die hintere Seite des Laufs, Gelenke und Schwimmhäute schwarz.

Länge 38 cm, Flugbreite 71,5 cm, Schwanzlänge 5,2 cm, Schnabel 4,2 cm, Lauf 3,5 cm, die Mittelzehe samt der mit stark vorstehender Randschneide versehenen Kralle 6,2 cm.

Beschreibung. Männl. Prachtkleid: Der Federbusch auf dem Hinterscheitel besteht aus 6 cm langen, weichen, faserigen Federn; dieser Busch, samt Kopf, Hals und Kropf ist tiefschwarz mit prächtigem Metallschiller an Kopf und Hals; die ganze Unterseite vom schwarzen Kropfe an rein weiß, die Tragfedern mit gelbbräunlichen Pünktchen quer gewellt; Schenkel schwarzbraun; After und Unterschwanzdecke braunschwarz. Oberrücken und Schultern sind braunschwarz mit zarten, gelbbräunlichweißen Pünktchen wie besandet; Oberschwanzdecke dunkel braunschwarz und etwas glänzend. Der zusammengelegte Flügel ist grünlich schwarzbraun; der Spiegel ist weiß mit braunschwarzem Endband; auf der untern Seite ist der Flügel in der Mitte und unter der Achsel rein weiß. Der 16federige Schwanz ist braunschwarz. — Im Sommerkleid ist der Federbusch viel kürzer, etwa 5 cm lang, der ganze Oberkörper samt Kropf- und Tragfedern braunschwarz, am Kopf ohne Glanz, auf dem Kropf und den Tragfedern mit bräunlichen Federkanten, die gegen die Brust rostbräunlich und breiter werden; die Brustmitte glänzend silberweiß. Der Flügel samt Spiegel wie im vorigen Kleid. — Das Jugendkleid ist sehr düster, auf dem Hinterscheitel erhebt sich ein kleiner Federbüschel, einem spitzigen Pinsel ähnlich; der ganze Kopf ist braunschwarz, während eine große weiße Stirnblässe scharf davon absticht; Hals und Kropf sind schwarzbraun, die Tragfedern tiefbraun, alle Federn mit hellbraunen Federkanten, die nach der weißen Brustmitte heller werden; der Oberkörper ist einfarbig braunschwarz, der Flügel wie oben, nur weniger rein gefärbt. — Beim Weibchen ist die Stirnblässe weniger rein, oft bräunlich gefleckt, die Haube ist kleiner, mehr mähnenartig, das dunkle Braun des Kopfes verbleicht im Frühjahr auffallend zu einem helleren Braun. — Im Dunenkleid ist der Oberkörper grünlich braunschwarz, der Unterkörper gelblich weiß; auf der Stirn ist ein großer eckiger, weißer Fleck, ein kleiner Fleck unter dem Auge; die Flügelchen sind lichter als der Oberkörper; Schnabel und Füße blaß bleifarbig.

Der Schnabel ist etwas breiter als bei der Moorente, die Stirngrenze bildet am Oberschnabel einen etwas kleinen Spitzbogen; von Farbe ist er bleiblau, das Ende des Oberkiefers bleischwarz, beim Weibchen gegen die Stirne mehr, bei den Jungen weniger schwarz; das Auge ist schwefelgelb, in der Jugend lichtgrau; die Füße wie oben.

Die Reiherente lebt im Norden von Europa, Asien und Amerika, von wo aus sie

im Winter in allen genannten Erdteilen die südlichern Gegenden besucht, und in dem Grade weiter wandert, als die Gewässer einfrieren. Auf den britischen Inseln kommt sie im Winter häufig vor, weniger in Frankreich und Italien. In Deutschland und den angrenzenden Ländern ist sie allenthalben bekannt, und kommt in dessen nördlichen Gegenden, z. B. auf dem Krakower See im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, sogar nistend vor. Von unserem Erdteil setzt sie bis Nord-Afrika über, in Unter-Egypten wenigstens ist sie im Winter gemein. Wie andere Enten macht sie ihre Reisen fast immer des Nachts; denn wo am Abend noch Tausende verweilten, sieht man am andern Morgen keine mehr, und so umgekehrt. — Ihr Aufenthalt sind zwar meistens stehende süße, klare konchylienhaltige Gewässer, besonders während der Brütezeit, zu andern Zeiten aber auch häufig das Meer, wo es seichte, geschützte Stellen nicht weit vom Strande giebt. Auf ihrem Zuge besucht sie auch kleine Gewässer, selbst in der Nähe von bewohnten Orten. Nur wenn alles Wasser mit Eis bedeckt ist, sucht sie offene Stellen der Flüsse auf, aber nie um lange darauf zu verweilen.

Das Nest, welches bald nahe am Wasser, bald 60—80 Schritte von demselben entfernt ist, enthält im Juni 8—11 Eier, welche 5,8 cm lang und 4,2 cm breit sind; die Schale ist glatt, etwas glänzend, sehr bleich schmutzig olivengrün. Die Brutzeit wird auf 22—23 Tage angegeben. Die Neigung der Tauchenten, sich bei Verfolgungen nicht gleich fliegend zu erheben, sondern erst durch Schwimmen und Tauchen Rettung zu suchen, zeigen diese Enten hauptsächlich am Brüteplatze, wodurch sie sich von den gleich flüchtig werdenden Süßwasserenten unterscheiden.

Von der Bergente unterscheidet sie der kleinere Schnabel, die mindere Körpergröße, im Prachtkleid der dunkle Oberkörper, welcher bei jener weißschimmlig ist, wie überhaupt der Federbusch, selbst bei jungen Reiherenten, wenn er auch noch so klein ist. Sie taucht ungemein flink; wenn man Gelegenheit hat, aus einem Versteck kleinere Vereine von 15—20 Stück zu beobachten, so sieht man, wie sie aus freiem Willen fast zugleich oder rasch nacheinander in die Tiefe tauchen, etwa eine Minute verschwunden bleiben, und dann eine um die andere wieder in die Höhe kommen, worauf sie zusammen weiter schwimmen, um das Tauchen von neuem zu wiederholen. Dieser beständige Wechsel, über und unter dem Wasser, hat für den Zuschauer einen eigenen Reiz. Sie ist sehr gesellig, denn man sieht sie nicht selten in Schwärmen mit andern Enten beisammen, die aus mehreren Tausenden bestehen, obwohl sich die Arten nie förmlich unter einander mischen, sondern zusammenhalten. Der Flug ist mit einem starken, bei Nacht weit vernehmbaren Rauschen begleitet. Die Stimme ist ein laut knarrender Ton: „karr, karrkarr", oder „körr körr". Außerdem hört man im Frühjahr, wahrscheinlich von den Männchen, ein gedämpftes kurzes Pfeifen, das dem der Pfeifente ähnlich, jedoch weniger angenehm klingt, etwa wie „hoia".

Die Berg-Ente. Anas marila, *Linné.*

Taf. 35, Fig. 1 Männchen; Fig. 2, Weibchen.

Berg-Moorente, Krummschnäbelige, Weißrückige, Isländische Ente, Alpen-, Muschelente, Schimmel; in Island: Duggönd. — Fuligula Gesneri, *Ray;* — A. marila, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Lath.; Bechst.*; *Naum.* 1844; — A. frenata, *Sparrm.* 1786; — Ful. marila, *Steph.; A. Br.; Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Platypus marilus, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Kopf, Hals und Kropf ist bei dem Männchen im Prachtkleide dunkelschwarz, am Kopf mit grünem Glanze; beim Weibchen braun mit weißer Stirnbläße und weißem Ohrfleck; diesem ähnlich, aber mit dunklerem Braun am Kopf und schönerem blauen Schnabel ist das Männchen im Sommerkleide; der Oberrücken mit grauweißen Wellen gewässert, beim Männchen auf schwarzem, beim Weibchen auf grauem Grunde. Der Spiegel ist weiß, unten und hinten grünschwarz begrenzt. Der Schnabel ist stark, ziemlich breit, vorn etwas breiter als an der Wurzel, heller oder dunkler bleiblau; der Augenstern gelb; die Füße bleifarbig mit schwarzen Gelenken und Schwimmhäuten.

Länge 44 cm, Flugbreite 7,3 dcm, Flügellänge 21,5 cm, Schwanz 5,8 cm, Schnabellänge 4,4 cm, dessen Breite hinten 2,2, vorn 2,4 cm; Lauf 3,7 cm, die Mittelzehe samt Kralle 5,7 cm. Bedeutend schwächer als die Stockente.

Beschreibung. Im Prachtkleide des Männchens ist Kopf, Hals, Kropf und Oberrücken tief schwarz; die Brust weiß; die Tragfedern sind gelbbräunlichweiß; die obere und untere Schwanzdecke, Bürzel und After tief schwarz; der Rücken bläulich weiß mit zarten Wellen und Zickzacks, was im ganzen grauweiß aussieht. Die Flügeldeckfedern sind matt braunschwarz mit hellen Pünktchen; der Spiegel ist schneeweiß mit einer 1,2 cm breiten schwarzen Endbinde; die untere Seite des Flügels ist in der Mitte weiß; der 14-, zuweilen 16federige Schwanz ist braunschwarz, oben grau beduftet. Das Weibchen hat um die Schnabelwurzel eine breite weiße Blässe; ein rundlicher, schmutzigweißer Fleck steht auf dem Ohr;

das übrige am Kopf, Hals, Kropf, Bauchseiten ist dunkelbraun, am Kopf am dunkelsten, mit lichten Federkanten auf Kropf und Bauchseite; die Brust weiß; der Rücken und Flügel schwärzlichbraun mit feinen, bräunlichweißen Wellenlinien und dabei mit hellgelblich braunen Flecken; der Spiegel reinweiß mit braunschwarzem Endbande; die obere und untere Schwanzdecke, Bürzel und Schwanz braunschwarz, letzterer etwas lichter. Das Männchen im Sommerkleide sieht dem oben beschriebenen Weibchen sehr ähnlich, das Braun des Kopfes ist aber viel dunkler, die weiße Blässe um den Schnabel viel kleiner, der weißliche Ohrfleck undeutlich, das braunschwarze Endband am Spiegel hat einen grünlichen Seidenglanz; die Tragfedern sind wie die Schultern, braunschwarz, gelblichweiß bekritzelt, meist mit gelbbräunlichen Federspitzen. Das Dunenkleid ist an Kopf, Hinterhals und Rücken hellbräunlich mit grünlichem Anflug, etwas später werden diese Teile dunkelbraun; Kehle, Wange und Vorderhals gelblichweiß, ebenso die Bauchseite, letztere später grau; am Halse unten ein schwaches graues Band; der Schnabel ziemlich breit und schwarz mit gelber Kuppe, der Unterschnabel gelb. Von den ähnlichen ältern jungen Krickenten unterscheiden sie sich durch breiten und kurzen Schnabel und einfarbigen Rücken.

Der Schnabel ist länger und breiter als bei der Reiherente, schwach aufwärts gebogen, hell bleiblau mit schwarzem Nagel, wie immer, schöner bei den Männchen im Frühjahr; die Iris ist schön hellgelb; die Füße sind blauschwarz, vorn mit schwach grünlichem Ton, schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten.

Die Berg- und Reiherente gleichen sich sehr in einiger Entfernung, besonders Weibchen und Junge, aber die Männchen der Bergente sind an dem weißlichen Rücken zu erkennen.

Diese Ente gehört zu den in großen Massen vorkommenden Arten und bewohnt den Norden beider Welten, von Amerika wie von Europa und Asien, in letzterem Erdteil bis zum fernsten Osten am Ochotskischen Meer, und in China und Japan überwintert sie in Menge. Von unserem Erdteil aus besucht sie im Winter die südlicher gelegenen großen Binnenwasser bis zum Mittelmeer, Cypern, Unter-Egypten und Arabien. Auch in Deutschland kommt sie vor, selbst brütend, doch besucht sie in diesem mehr die nördlichen Küstenstriche, die breiten Flußmündungen und die dem Meer nahe gelegenen großen Seen. So ist diese Ente, ebenso die Tafel-, Reiher-, die Schell-, die Trauer- und Samt-Ente, der Große Säger, die Schmalschnabel-Lumme (meist in Gesellschaft von Trauer-Enten) im niederländischen (West-) Friesland gemeiner Durchzugs-, auch Wintervogel an der Meeresküste und auf den Landseen.

Die hauptsächlichsten Brüteplätze sind im hohen Norden, auf Island, in Grönland, der Hudsonsbai, in allen nördlichen Teilen des russischen Reichs; nach Middendorf recht häufig an der Boganida (Taimyrland), wo sie aber erst zu Anfang Juni eintrifft. Im nördlichen Deutschland wurde sie schon mehrmals nistend gefunden, so auf den Teichen der Umgegend von Braunschweig, auf dem Badezer Teiche bei Zerbst, auf den Teichen Mecklenburgs u. a. Auf Island ist der Fall nicht selten, daß zwei Weibchen zum Legen ein gemeinschaftliches Nest benutzen, überhaupt ist sie so gemein in Nord-Island, daß die Engländer H. Sclater und Th. Carter, welche diese Insel im Juni und Juli 1885 zu wissenschaftlichen Zwecken bereisten, in einem, sage einem Tag 160 Eier dieser Ente sammeln konnten. Es wird auch den Leser interessieren, was genannte Herren an diesem Suchtage noch weiter an Eiern sammelten. Von der Küstenschwalbe, Sterna macroura, 40 Stück; Gehörnte Lappentaucher 40; Mittlere Säger 3; Isländische Schellenten 7; Trauerente, A. nigra, 1; Bergente (siehe schon oben) 160; Eisenten 30; Pfeifenten 3; Schmalschnäbelige Wassertreter 45; Weiße Bachstelze 1. Das ist gewiß ein reiches Vogelleben, besonders durch die Menge der Wassertreter. An einer Stelle des Sees, wo sich die Engländer in der Hitze des Tages niedergelegt hatten, liefen wohl an 100 dieser anmutigen Vögel in nächster Nähe in den Weidengebüschen herum wie die Mäuse, oft nicht weiter entfernt als eine Armslänge; hart am Wasser womöglich noch mehr; überall in kleine Gruppen verteilt, wo sie ihr Gefieder putzten oder miteinander spielten. Die Bergente war hier aber zahlreicher als jeder andere Vogel. Gehörnte Lappentaucher waren hier ebenfalls häufig und auch sehr zahm. Falken und Raben, diese Würgteufel, schienen ebenfalls gemein, was man an den Spuren ihrer Thätigkeit, in Gestalt von abgerissenen Entenköpfen und ausgeleerten Eiern sehen konnte. Eine brütende Schellente ließ sich ohne Umstände aus ihrem Brutloche herausziehen, ihre Eier und ihr Gefieder einer Visitation unterwerfen, und als die Herren sie wieder in ihr Brutloch setzten, nahm sie die Brut sofort wieder auf, als ob nichts Ungewöhnliches geschehen wäre. Von 3 Eistauchern, Colymbus glacialis, welche sich auf einem See umhertrieben, wurden 2 Männchen auf besondern Wunsch des Pächters erlegt, um die Forellen im See zu schonen. Der eine dieser Taucher wog $10^1/_2$, der andere 13 engl. Pfund. (Weiteres dieser interessanten Notizen aus Nord-Island siehe: Wien. Mittlg. 1886, Nr. 21.) — Die 8—10 Eier haben eine mehr längliche als runde Form, eine starke feinkörnige, glatte, etwas glänzende Schale, die Farbe ist ein blasses bräunliches Graugrün; die Länge beträgt 6,2 cm, die Breite 4,2 cm. Die Mutter hat für ihre Jungen viel Liebe; mit Preisgebung der eigenen Sicherheit stellt sie sich vor dem Feinde wie halblahm, flattert vor ihm unter kläglichem Schreien, oft nur 10—15

Schritte vom Lande entfernt, herum, und erst wenn sie die Jungen in Sicherheit glaubt, folgt sie denselben eilends nach.

Die Bergente nährt sich mehr von Animalien als von Vegetabilien, wie die Reiherente; dies sind hauptsächlich kleine Konchylien, die sie auf dem Grunde aufliest, am liebsten in einer Wasserfläche von $2^1/_2$—4 m; solche Stellen wählt sie vorzugsweise auf den Gewässern aus, und es bilden ihre Scharen längs einem Strande, wo solche Tiefe ist, oft einen unendlich langen, wenn gleich nicht breiten Streif. Die Stimme ist ein lautes tiefes „karrr, karrr".

Eine eigentümliche Fangmethode für diese und andere Tauchenten sind die Wassernetze, welche man an ihren Lieblingsplätzen aufstellt. Es sind dies große, weitmaschige Vierecke, welche an Pfählen etwa $^1/_2$ m unter der Wasserfläche stehen, unter welche die Tauchenten geraten, beim Auftauchen aber nur Kopf und Hals durch die Maschen bringen, hier stecken bleiben, weil sie nur nach oben streben und sich nicht mehr rückwärts befreien, und so jämmerlich ersticken müssen. Im Kieler Fjord werden auf diese Weise viele Tausende gefangen; das Fleisch hat aber, wie bei der vorigen, einen ranzigen Beigeschmack und muß durch die Kochkunst verbessert werden.

2. Gruppe: Trauer-Ente. Oedemia (= Oidemia), *Flemming* 1822.

Melanitta, *Boje* 1822; — Pelionetta, *Kaup* 1829. — Die Trauerenten unterscheiden sich vor allen anderen durch die dunkle Farbe, welche bei den Männchen meist einfarbig schwarz, bei den Weibchen und Jungen düster braun ist. Der Schnabel ist ziemlich platt, an der Stirn höckerig aufgetrieben; der Nagel nimmt den ganzen Vorderrand des Kiefers ein und ist ebenso breit als lang; die ovalen durchbrochenen Nasenlöcher öffnen sich in der Mitte der Schnabelspalte; die Befiederung der Stirn begrenzt den Schnabel seicht bogig; der Schwanz ist 14fedrig, zugespitzt; die Zehen sind sehr lang, die Schwimmhäute sehr groß, der Lauf kürzer als der Schnabel. Sie lieben das Meer, kommen zur Brut jedoch auch auf die vom Meere nicht zu entfernten süßen Gewässer. Ihre Nahrung besteht meistens in Konchylien, weniger in Weichwürmern, kleinen Fischen, Insekten und Pflanzenteilen. Die eßbare Miesmuschel (Mytilus edulis) scheinen sie allem vorzuziehen. — Drei Arten.

Die Trauer-Ente. Anas nigra, *Linné*.

Taf. 35, Fig. 3 Männchen; Fig. 4 Weibchen.

Trauer-Tauchente, Mohrenente, Schwarze Ente, Rabenente, Weißbackenente, Korrakus, Ducker. — Anas niger minor, *Will. et Ray*; *L. cit.*; — A. nigra, *L.* 1758—66; *Briss.*; *Gm.*; *Lath.*; *Naum.* 1844; — A. atra, *Pall.* 1811; — Oedemia nigra, *Flemm.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — Melanitta nigra, *Boje*; — Fuligula nigra, *Steph.*; *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Das alte Männchen hat ein ganz schwarzes Gefieder, vor der Stirn einen rundlichen Höcker, welcher in seiner Mitte samt der Nasengegend rot gefärbt ist; am Unterkiefer eine seitliche spitze Federschneppe, die weiter nach vorn reicht als die am Oberkiefer; kein Flügelspiegel. Die Weibchen und Jungen sind dunkelbraun, auf der Brustmitte und an der Gurgel schmutzig weiß; der Schnabelhöcker beim Weibchen nur schwach, beim Jungen gar nicht vorhanden. Die Iris ist dunkelbraun, die Füße sind bräunlichgrün mit mattschwarzen Schwimmhäuten.

Länge 46,5 cm, Flugbreite 84,5 cm, Schwanzlänge 9 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 4,2 cm, die Mittelzehe samt Kralle 7 cm. Kleiner als die Stockente.

Beschreibung. Das alte Männchen im Prachtkleide ist dunkel samtschwarz, am Kopf und auf dem Rücken mit violettblauem Stahlglanz; auf dem blauschwarzen Schnabel ein orangeroter Fleck und Höcker. Im Sommerkleid schwarzbraun mit trübweißen Backen und Kehle: auf dem Unterleib weiß, braungrau gefleckt. Das Weibchen hat hellere Federkanten auf dem schwarzbraunen Grunde, sieht daher grauer aus und ist auch viel kleiner. Ein Spiegel macht sich bei dieser Ente nicht bemerkbar.

Der Schnabel ist in der Jugend einfarbig schwarz; beim alten Männchen siehe oben, doch ist der Schnabelhöcker in der Begattungszeit stärker, und im Alter ohnehin erhabener als bei jungen Männchen; das Auge ist dunkelbraun; die Füße sind düster olivengrün mit mattschwarzen Gelenken und Schwimmhäuten, beim Weibchen auf dem Spann- und Zehenrücken schmutzig olivengelb.

Diese Ente bewohnt die Polarküsten von Europa, Asien und Amerika, besonders häufig die Küsten Sibiriens, seltener das Kaspische und Baltische Meer. Im Winter verfliegt sie sich bis nach Italien. An den Küsten Irlands und Großbritanniens, besonders an denen

Hollands und Frankreichs kommt sie im Winter in unabsehbaren Scharen mit den Berg- und Reiherenten an, und bildet mit denselben wolkenähnliche Züge. Auch an der deutschen Nordseeküste bis zur Elbmündung sieht man sie in großen Scharen; im innern Deutschland ist sie aber eine seltene Erscheinung. Nur zuweilen erscheint diese Ente bei uns und in der Schweiz, auf dem Boden- und anderen Seen und in einigen Flüssen. Im März und April zieht sie wieder nach ihren nördlichen Brüteplätzen, und nur selten bleiben einzelne in Gesellschaft anderer Enten vagabundierend zurück. — Sie liebt das Meer so, daß sie auch im Sommer in der Nähe desselben ihren Aufenthalt hat. Kleine mit Rohr bewachsene Teiche vermeidet sie und sucht nur tiefe und freie Wasserflächen von großem Umfange auf. Außer der Fortpflanzungszeit kommt sie freiwillig fast nie ans Land. Außer den Miesmuscheln frißt sie auch gern die Tellermuschel, Tellina baltica, *L.*

Ihre Nistplätze liegen oft ziemlich entfernt vom Meer, meistens an süßen Gewässern in öden Gegenden, unter Weiden, Zwergbirken, Angelikastauden, zwischen Gras und Steinen. Im Anfang des Juni findet man darin 9—10 Eier von braungelblichweißer Farbe ohne grünen Schein, glatt und feinkörnig mit etwas Glanz; sie haben eine Länge von 6 cm und eine Breite von 4,6 cm. Die Brut und Führung der Jungen wird, wie bei andern Enten, vom Weibchen allein besorgt. Im nördlichen Island findet man die Raffönd (Rabenente) nur am Myvatn (Mückensee) und dem Westmannssee brütend, und hier nicht in großer Anzahl. An der Boganida war, nach Middendorf, nur ein vereinzeltes Paar, welches geschossen wurde. Das Weibchen brütete am 27. Juni auf 5 Eiern, welche schon stark entwickelte Junge enthielten.

Die männliche Trauerente ist im Prachtkleide nicht leicht mit den beiden nahestehenden Arten zu verwechseln; sie ist einfach schwarz mit orangerotem Schnabelhöcker, während die Samtente einen reinweißen Spiegel in allen Kleidern hat; die ähnliche Brillenente hat im Prachtkleide weiße Zeichnung am Kopfe und rote, das Weibchen graurötliche Füße, welche bei der Trauerente olivengrün oder olivengelblich sind; besonders unterscheidend ist aber der ganz verschiedene Schnabelbau und die anders gezeichnete Federgrenze an der Schnabelwurzel. — Ihre gewöhnliche Stimme ist ein knarrender Ton; der Paarungsruf ist ein angenehmes, wie Glockenton klingendes „krück lück", in zwei Tönen, die eine große Terz bilden; besonders nehmen sie sich bei nächtlicher Stille während des Fliegens gut aus. Das Weibchen beantwortet diesen Ruf mit einem heisern „re re re re".

Sie ist als eine scheue, auf freier Wasserfläche lebende Ente schwer zu beschleichen und zu erlegen. Das Fleisch hat, wie das aller Konchylienfresser, einen widerlichen Geschmack, und kann nur durch künstliche Zubereitung für feine Gaumen genießbar gemacht werden.

Die Samt-Ente. Anas fusca, *Linné.*

Taf. 35, Fig. 5 Männchen; Fig. 6 Weibchen.

Samttrauerente, Rußfarbige Ente, Turpane. — A. fera fusca, *Jonston; L. cit.;* — A. niger (major), *Will. et Ray*; — A. fusca, *L.* 1758—66; *Brünn.; Ödmann* 1758; *Gm.; Lath.; Bechst.*; *Naum.* 1844; — Oedemia fusca, *Flemm.*; *A. Br.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.; Kchw.* 1889; — Fuligula fusca, *Steph.;* — Melanitta fusca, *Boje;* — Mel. megapus, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Das Gefieder des alten Männchens ganz schwarz, der Spiegel und ein Fleckchen unter dem Auge schneeweiß; das Auge perlfarbig. Der Schnabel schön gelbrot, am Rande und auf der Nase schwarz, hier auf beiden Seiten ein Höcker; am Unterkiefer keine seitliche Schneppe; die Füße rot mit mattschwarzen Gelenken und Schwimmhäuten. Im Sommerkleid ist das Männchen braunschwarz; zwischen Schnabel und Auge ein weißer Fleck, ein zweiter auf dem Ohr; auf der Brust grauweiß, braun gewölkt; die Füße sind fleischrötlich; der Schnabel einfach schwärzlich. Das Weibchen sieht dem Männchen im Sommerkleide ähnlich; hat aber eine lichtere Hauptfärbung; die weißen Flecke an der Kopfseite sind viel größer; die Füße sind olivengelblich; das Auge ist dunkelbraun; die Größe ist geringer.

Länge 52,5 cm, Flugbreite 9,7 dcm, Schwanz 8,5 cm, Schnabel von der Stirne an 4,4 cm, vom Mundwinkel an 6,6 cm, Lauf 4,6 cm, die Mittelzehe samt Kralle 7,5 cm. Größe der Stockente.

Die Luftröhre der Männchen hat in der Mitte eine Erweiterung wie eine Nuß, aber an der Gabel dagegen fast gar keine.

Sie bewohnt die Nordpolarländer von Europa, Asien und Amerika, aber nicht Island und Grönland. In Sibirien ist sie gemein, bis ans Ochotskische Meer. Im Winter in China bis Schanghay. Auf dem Zuge ist sie häufig in Schweden, auf den Alandsinseln, auf Hiddensee u. a., kommt auch bis in die Mitte Deutschlands, selbst auf die Seen der Schweiz;



Artist. Anstalt v. E. Höchdanz, Stuttgart.

einzelne verfliegen sich bis nach Italien und zuweilen selbst bis Nord-Afrika. An den Küsten Nord-Deutschlands, besonders an denen der Ostsee, überwintert sie regelmäßig, doch aber ziemlich selten. Auch im Sommer vagabundierend. Zu uns kommt diese Ente weniger selten als die vorige, besonders an den Ausfluß des Bodensees und auf den Rhein.

Die Samt-Ente unterscheidet sich in jedem Alter und Geschlecht durch bedeutendere Größe, und vorzüglich durch den weißen Streif in ihren Flügeln, von der Trauer- und Brillenente. Ihre Stimme ist ein rauher, tiefer Ton, fast wie von der Saatkrähe, „kraa kraa“. Die 8—10 Eier, welche man im Geröhricht u. a. findet, sind nicht sehr schlank, glatt und etwas glänzend, blaß braungelblichweiß, 7,3 cm lang und 5,1 cm breit.

Sie ist weniger scheu als die Vorige, bietet aber außer Kopf und Hals von dem Rumpfe dem Schützen wenig dar, weil sie, wie andere Tauchenten, tief schwimmt, daher leichter im Fluge zu erlegen ist. Sie ist sehr zählebig, wendet ihre letzte Lebenskraft zum Tauchen an, beißt sich auf dem Grunde fest und geht verloren, wenn sie nicht in den Schädel oder Halsknochen getroffen wird.

Um sie anzulocken, setzt man ein ausgestopftes Weibchen ins Wasser und fängt dabei eine Menge in Schlingen. Bei Kamtschatka sind sie in solcher Masse, daß man sie während der Mauser mit Nachen in die Buchten treibt und mit Stöcken erschlägt. Gefangen schreit diese Ente nicht, beißt aber zischend und wütend nach Menschen und Hunden.

Mit Miesmuscheln (Mytilus edulis), gelben Rüben, Kohlblättern und Sämereien kann man sie auf dem Hofe längere Zeit erhalten, wenn es nicht an reinem Wasser fehlt, das allen Enten ein Bedürfnis ist. Die Muscheln verschlucken sie ganz, doch gehen die Schalen so zerkleinert in den Exkrementen ab, daß man sie für schieferartigen Sand halten könnte. In Ermangelung von Muscheln kann man Tiereingeweide und zerstückeltes Fischfleisch füttern.

Das Fleisch schmeckt thranig, die Federn werden aber so hoch geschätzt als die der Eiderente.

Die Brillen-Ente. Anas perspicillata, *Linné*.

Amerikanische Samtente. — Anser maximus niger, *Ray;* — Anas perspicillata, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1844; — Oedemia perspicillata, *Flemm.; K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *Mev.* 1886; — Fuligula perspicillata, *Steph.* 1824; — Macrorhamphus perspicillatus, *Less.* 1828.

Kennzeichen. Beim Männchen im Prachtkleide ist der Schnabel orangerot, oben an der Wurzel zwischen den Naslöchern und dem Mundwinkel jederseits ein nackter Höcker über dem Kieferrande; an den aufgetriebenen Seitenteilen nächst dem Zügel ein viereckiger, schwarzer Fleck; die Iris weiß; das Gefieder schwarz; auf dem Vorderscheitel und unter dem Genick mit schneeweißen dreieckigen Flecken; die Füße sind hochrot mit mattschwarzen Schwimmhäuten. Am orangeroten Schnabel tritt die Befiederung der Stirne weit vor, an der Seite zurück, hier fast senkrecht. Der Spiegel ist unansehnlich. Das Weibchen ist düster braun; die Brustmitte weißlich; ein weißer Fleck ist unter dem Zügel, der zweite unter dem Ohr; der Schnabel ist schwarz, die Iris graubraun; die Füße sind graurötlich. Die Maße desselben sind kleiner.

Länge 4,7 dcm, Flugbreite 8,4 dcm, Schwanzlänge 8,3 cm, Schnabellänge vom Zügel an 5,6 cm, Lauf 4,5 cm, Mittelzehe samt Kralle 6,7 cm.

Die Brillenente gehört dem oberen Nord-Amerika an, ist häufig in der Baffins- und Hudsonsbai, den größern und kleinern Seen dieses Landes, und kommt im Winter auf dem Mississippi bis zum Missouri und noch südlicher. Als große Seltenheit kam sie in Europa auf den Orkaden, den Shetlandsinseln, den großbritannischen und skandinavischen Küsten u. s. w. vor. — Die Eier sind gelblichweiß, etwas kleiner als die der Trauerente, sonst aber diesen ähnlich.

Das Männchen im Prachtkleide mit dem großen weißen Scheitel- und Nackenflecken, sowie dem eigentümlich geformten Schnabel ist nicht zu verwechseln; die weibliche Brillenente unterscheidet sich außer dem Schnabel noch durch die graurötlichen Füße, welche bei der Trauerente gelblich sind. Auch die Stirnbefiederung dient als unterscheidendes Zeichen. Bei A. nigra steigt die seitliche Oberschnabelbefiederung vom Mundwinkel an quer am Kiefer auf; am Unterkiefer eine spitze seitliche Befiederungsschneppe, die weiter nach vorn reicht, als die am Oberschnabel. Bei A. fusca reicht die seitliche Befiederung des Oberschnabels fast bis zu den Nasenlöchern; am Unterkiefer keine Schneppe. — Ray rechnete die Brillenente wegen des wunderlich geformten Schnabels zu den Gänsen. Siehe die lat. Synonymik.

3. Gruppe: Ruder-Ente. Erismatura, *Bp.* 1832.

Biziura, *Leach* 1824; — Cerconectes, *Wagl.* 1832; — Gymnura, *Nutt.* 1834; — Undina, *Gould* 1834. — Der Schnabel ist an der Wurzel breit und hoch, nach vorn sehr abfallend und etwas schaufelförmig aufwärts gebogen, der breite Rand des Oberkiefers stark übergreifend; der Nagel nimmt nur einen kleinen Teil des Vorderrandes ein, ist länger als breit; die ovalen Nasenlöcher öffnen sich über dem Wurzeldrittel der Mundspalte; die Befiederung tritt an der Stirn in einem Winkel vor, an den Seiten etwas zurück. Die Füße sind kurz, stark, mit langen Zehen und großen Schwimmhäuten; der Schwanz ist sehr verlängert, keilförmig, mit 18 schmalen, sehr spitzen Federn, welche starr, elastisch und rinnenförmig sind; die obern und untern Schwanzdeckfedern sind sehr kurz, und es erinnert diese seltsame Schwanzbildung lebhaft an die Scharben. Der kleine Flügel ist auffallend gewölbt, fast wie bei den Hühnern, ohne Spiegel; das Gefieder sehr knapp. Im Leben sind sie auf größere Entfernung leicht daran kenntlich, daß sie beim Schwimmen den Schwanz radförmig ausbreiten und fast senkrecht aus dem Wasser emporgehoben tragen. Sie tauchen sehr gut, auch mitten in Schilf und Rohr, halten sich auch auf dem Lande unter Gebüsch und auf Kopfweiden auf, aber immer in der Nähe des Wassers. — Eine Art.

Die Ruder-Ente. Anas leucocephala, *Scopoli.*

Weißköpfige, Kupfer-, Scharben-, Fasanente, Uralsche Ente. — A. leucocephala, *Scop.* 1769; *Gm.; Lath.*; *Bechst.; Br.;* — A. mersa, *Pall.* 1771; *Gm.; Lath.; Bechst.; Naum.* 1844; — Erismatura mersa, *Bp.* 1832; — Erism. leucocephala, *Eyton* 1838; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; — Undina mersa, *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Das Gefieder ist rostbraun, schwarz bekritzelt und bespritzt. Der graublaue Schnabel ist etwas schaufelförmig und vor der Stirne aufgetrieben, der Augenstern ist gelb, die Füße sind grau mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Beim Männchen ist der Kopf rein weiß mit schwarzem Hinterscheitel. Beim Weibchen ist der ganze Oberkopf und ein großes Oval auf den Wangen dunkelbraun, das Uebrige bis auf den Anfang des Halses weiß. — Das Gefieder ist äußerst knapp.

Wegen des langen Schwanzes 41,2 cm lang; wegen der kurzen Flügel nur 7 dcm breit; Schwanzlänge 10,7 cm, Schnabellänge 5 cm, an der Wurzel 2,7 cm hoch, der wulstige Teil hinten ebenso breit; der Lauf 3,9 cm, die Mittelzehe mit der Kralle 4,8 cm.

Beschreibung. Im Prachtkleid ist der Kopf rein weiß, auf dem Scheitel eine schwarze Platte; ein das Weiß abgrenzendes Halsband braunschwarz; der Kropf kastanienbraun ins Rötliche spielend und schwarzbraun gewellt; der Oberleib ist dunkel rostgelb mit rostroter Mischung und braunschwarz fein gezackt; ähnlich die Tragfedern; Bauch und Schenkel schmutzig gelblichweiß, braungrau gefleckt; der Flügel ist dunkelgraubraun; der Schwanz bräunlich schwarz. Beim Weibchen ist der Kopf wie oben beschrieben; vom gelblichweißen Oberhals an blaß rostgelblichbraun, dicht dunkelbraun bespritzt und gewellt; der ganze Rücken, Schultern und Tragfedern ähnlich gefärbt; Brust, Bauch und Unterschwanzdecke schmutzig weiß, grau gewölkt; Schwanz braunschwärzlich, grau überflogen. — Dem alten Weibchen gleicht das Sommerkleid der Männchen, ebenso das Jugendkleid; nur ist letzteres etwas matter. — Im Dunenkleid kennt man diese Enten vor allen an dem kurzen, breiten, gegen die Stirn sehr aufgeschwollenen Schnabel; der dichte Dunenpelz hat auffallende Andeutungen aller nachherigen Hauptfarben, ist aber im Grunde grau; die steifen, bedeutend langen Schwanzdunen sind dunkelbraun.

Diese Ente ist für uns ein südöstlicher Vogel, gehört hauptsächlich dem mittlern Asien an, und ist dort häufig auf allen großen Seen, vom Kaspi-See bis zu denen der Mongolei, geht nordwärts bis Sibirien, streift von jenen Gegenden auf das Asow'sche und Schwarze Meer, ins südliche Rußland, Ungarn, Siebenbürgen, einzeln bis an den Rhein, Bodensee und die angrenzenden Länder, auch an die Küsten des Mittelmeeres.

In geringer Anzahl brütet diese Ente auch im östlichen Europa in den Schilfbüschen der großen Seen und Sümpfe; das Nest schwimmt gleichsam auf der Wasserfläche, ist aber befestigt und enthält 8—9 grünlichweiße Eier. In Siebenbürgen erscheint sie als regelmäßiger Brutvogel, kommt in der Mitte des Mai an, sucht sich ein — mit dichtem Röhricht besetztes — Wasserbecken auf, wo man in der ersten Zeit kleine Gruppen dieser Ente bemerkt, die sich dann in einzelne Pärchen abtrennen. Plötzlich verschwindet das Weibchen und man sieht nur noch das Männchen allein auf dem Wasser. Der weiße Kopf desselben leuchtet weithin. Wo das

Weibchen brütet, ist schwer zu entdecken, denn diese Ente ist sehr vorsichtig, und weiß sich durch vorzügliches Tauchen fast jeder Gefahr zu entziehen. (Cab. J. 1879, 334.)

Die Ruderente ist leicht zu erkennen an dem dicken, weißen, mit dunkler Kappe versehenen Kopf, dem kurzen Hals, den kleinen Flügeln, dem langen breitspitzigen Schwanz und der rostgelblichbraunen Hauptfarbe. An Fertigkeit im Tauchen übertrifft sie ihre Gattungsverwandten weit, und ist darin den Scharben oder Tauchern gleichzustellen, denn sie bleibt minutenlang unter dem Wasserspiegel. Beim Flug werden die Flügel ungemein schnell bewegt, und hierin ähnelt sie einem Sumpfhuhn. Ihre Stimme ist knarrend; ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten, kleinen Fischen, Konchylien und Wasserpflanzen, welche sie durch Untertauchen erlangt. — Da sie außer dem Brutplatz nicht besonders scheu ist, so wäre sie leicht zu erlegen, wenn sie nicht so flink untertauchen könnte, daß die Schrote häufig nur auf die leere Wasserfläche prasseln, wo die Ente soeben noch war.

4. Gruppe: **Schell-Ente.** Bucephala, *Baird* 1858.

Clangula, *Flemming* 1828; — Glaucion, *Kaup* 1829. — Der Schnabel ist klein, kurz, schmal, hochrückig, vorn schmäler als hinten, ungefähr von der Länge des Laufs; der Nagel kurz; das Nasenloch etwas vor der Schnabelmitte. Schnabelgrenze an der Stirn ein spitzer Winkel, an der Seite ein flacher Bogen nach vorn. Die Füße sind langzehig und haben eine breite Spur. Der Schwanz ist 16federig und zugerundet; der Spiegel und ein Teil des Oberflügels weiß; Kopffedern buschig; die Schwung- und Steuerfedern länger als bei den Moorenten. Ihren Namen haben sie von einem eigentümlich klingelnden Getöne während des Fliegens. — Zwei Arten.

Die Schell-Ente. Anas clangula, *Linné.*

Taf. 35, Fig. 7 Männchen; Fig. 8 Weibchen.

Kolbenente, Dickkopf, Schallente, Kingel-, Brillenente, Goldäuglein, Backelmann. — Clangula, alte Autoren; — A. platyrhynchos, *Aldr.*; *Will. et Ray; L. cit.;* — A. clangula, *L.* 1746—66; *Gm.; Lath.; Bechst.; Br.* 1831; *Naum.* 1844; — A. glaucion, Jugendkl., *L. ex Belon* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.;* — A. peregrina, *Sam. Gm.* 1774; — A. hiemalis, *Pall.* 1811; — Glaucion clangula, *Kaup; K. & Blas.* 1840; — Clangula glaucion, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Fuligula clangula, *Bp.* 1838; *Rchw.* 1889; — Bucephala clangula, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Das alte Männchen mehr weiß als schwarz in großen Partieen, der Kopf ist schwarzgrün, beim einjährigen Männchen schwarzbraun; mit weißem rundlichem Fleck neben dem Schnabel; die Schultern meist weiß; der große Spiegel weiß, durch einen schwachen grauen Querstrich getrennt. Das Weibchen ist meist schiefergrau; der braune Kopf hat keinen weißen Fleck; der Spiegel ist oben mit einem schmalen schwärzlichen Streif getrennt; über demselben wenig Weiß. — Der Schnabel ist schwarz mit schmalem Nagel, die Füße sind orangegelb mit schwarzen Schwimmhäuten und Gelenken; die Iris goldgelb.

Länge 43 cm, Flugbreite 7,3 dcm, Schwanzlänge 8,3 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Höhe des Laufs 3,8 cm; die Mittelzehe samt Kralle 6,5 cm.

Männl. Prachtkleid: Die verlängerten Kopffedern bilden, aufgesträubt, besonders auf dem Scheitel, eine Holle. Der Kopf bis auf den Anfang des Halses ist schwarzgrün, mit rundlichem weißem Fleck neben der Schnabelwurzel; Hals, Kropf und Brust blendend weiß; Schenkelfedern und Bauchseiten braunschwarz; Mitte des Bauchs und Unterschwanzdecke weiß; der Rücken bis auf den Schwanz hinab ist schwarz; die Schulterpartie über dem Flügel weiß, durch einen schwarzen Streifen vom Flügel getrennt; der Oberflügel ist weiß; der Spiegel ist rein weiß, durch einen undeutlichen grauen Querstrich getrennt, vorn, unten und hinten schwarz begrenzt; die Tragfedern fein samtschwarz geränbert. — Das Weibchen ist kleiner, meist schiefergrau; der Kopf braun, ohne weißen Fleck; über dem weißen, oben mit schmalen, schwärzlichen Querstreifen begrenzten Spiegel wenig Weiß; der Unterleib weißlich, die Tragfedern und Bauchseiten dunkelschieferfarbig mit hellern Kanten. Die meisten Weibchen haben vorn am Schnabel einen blaß gelbrötlichen Fleck, doch fehlt er auch manchen; die Füße sind safrangelb mit schwärzlichen Schwimmhäuten. Das Jugendkleid gleicht dem der Weibchen, doch haben die Männchen einen viel dunklern Kopf und Rücken und auf dem Oberflügel ist mehr und helleres Weiß. Das Dunenkleid ist oben olivenbraun mit schwärzlichem Strich durch das Auge, unten blaß graugelblich, hat Aehnlichkeit mit dem der Stockente, aber weniger hervorstechende Flecke.

Ein nordischer Vogel, der im Sommer bis in die Polarzone von Europa und Asien hinaufgeht; besonders gemein in Rußland und Sibirien bis zum fernen Osten, aber selten auf Island und Grönland. Mit Beginn der kälteren Jahreszeit kommt er nach dem Süden herab

und besucht dann manche Teile Deutschlands, nicht allein an den Küsten in Holstein, Mecklenburg, Pommern, sondern auch im Innern bis zu den Seen der Schweiz. Holland, Frankreich und die britischen Inseln besucht diese Ente in größter Menge und fliegt im Winter bis zum Mittelländischen Meer.

Sie nisten auch hin und wieder in Deutschland auf größern Seen, wo man gegen Ende April in Rohr oder Schilf, seltener in Baumhöhlen, 10—18 Eier findet, welche in Größe denen der Stockente gleichen, aber mehr eine lichtblaugrünliche Färbung haben; sie sind 5,8 cm lang und 4 cm breit. Die Brütezeit ist 22 Tage. Middendorf sah in Nordfinnland an Bäumen befestigte Brutkasten für Enten, nämlich für Clangula, Boschas, Fusca und Mergus serrator; sie dienen dazu, die Eier allmählich abzunehmen und nur die letzten liegen zu lassen, um sie nicht zu vertreiben. Eigentümlich drücken die Männchen ihre Zärtlichkeit aus. Sie schwimmen mit lang ausgestreckten Hälsen herum, biegen alsdann dieselben zurück auf den Rücken, den Schnabel in die Höhe gerichtet und lassen ein hohes schrilles: Knirr hören.

Im Untertauchen besitzt diese dickköpfige Ente die größte Fertigkeit, und sie gleicht hierin einem Taucher (Colymbus); es gewährt eine ungemein angenehme Unterhaltung, dem Treiben eines Trupps dieser Enten zuzuschauen; bald sind alle, bald wenige, bald gar keine über Wasser und nun fährt eine um die andere, gleich einem Korkstöpsel, in die Höhe, um wieder aufs neue unterzutauchen. Die weißen Flecken neben dem Schnabel sehen wie zwei Augen aus, und machen die Art schon in der Ferne kenntlich. Ihr Flug ist anfangs schwerfällig, dann aber, wenn sie sich erhoben hat, geradeaus ziemlich schnell fortstreichend. Auch kann sie sich bei Verfolgungen köpflings ins Wasser stürzen, sogleich untertauchen und weit fortschwimmen. Der Flug ist mit einem eigentümlichen Geräusch verbunden, welches einem klingenden Getöne vergleichbar ist, das man mit haselnußgroßen, blechernen Schellen hervorbringen kann, wenn man sie in die hohle Hand nimmt und damit schüttelt. Daher der Name Schellente. Die Stimme ist ein grobes „krrah", dem der Saatkrähe sehr ähnlich, in der Begattungszeit ein sehr schnelles „quackquackquackquack"; beim Weibchen ein sehr gedämpftes, warnendes „wach wach".

Ihre Nahrung besteht in Muscheln, kleinen Wasserschnecken, Krebsen, Fischen, Wasserinsekten, Knollen, Knospen und Sämereien. — In der Gefangenschaft enge eingesperrt, stirbt sie schnell hin; auf Teichen erhält sie sich aber gut, wenn man ihr, da sie selten ans Land kommt, auf einem Futterbrette zerkleinerte Eingeweide, Fleisch, Getreide, Brot und Grünes reicht.

Die Spatel-Ente. Anas islandica, *Gmelin.*

Isländische-, Große Schellente, Spatelente, Barrowsente. — A. islandica, *Gm.* 1788; *Lath.; Bechst.; Naum.* 1847; — Fuligula islandica, *Steph.; Rchw.* 1882; — Clang. scapularis, *Br.* 1831; — A. Barrowi, *Sws. in Gould* 1832; — Glaucion islandicum, *K. & Blas.* 1840; — Clang. islandica, *A. Br.* 1882; — Bucephala islandica, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Das Männchen im Prachtkleide ist weiß und schwarz in großen Flächen beinahe gleich verteilt; der buschige Kopf ist tief schwarz mit blauviolettem Metallglanz, und einem großen halbmondförmigen weißen Fleck neben der Schnabelwurzel; auf der schwarzen Schulter ist eine Reihe spatelförmiger weißer Flecke; der Spiegel ist groß und weiß, und vom weißen Oberflügel durch einen breiten schwarzen Streifen getrennt. Das Weibchen hat einen buschigen braunen Kopf und Oberhals, ohne weißen Fleck am Zügel; sonst dunkelgrau mit wenigem Weiß auf dem Oberflügel. — Der Schnabel ist schwarz mit einem Nagel, welcher die Hälfte der Schnabelbreite einnimmt; die Füße sind gelb und schwarz.

Länge 52,5 cm, Flugbreite 84,5 cm, Schwanz 9,2 cm, Schnabel 3,6 cm, Fußrohr 4,8 cm, die Mittelzehe samt der 1,1 cm messenden Kralle gegen 7 cm. Größe der Stockente.

Beschreibung. Im Prachtkleid sind Kopf und Oberhals tief schwarz mit blauviolettem Metallglanz; an den Kopfseiten, zwischen Schnabel und Auge, steht ein großer weißer, halbmondförmiger Fleck, dessen Hörner sich rückwärts biegen; vom schwarzen Oberhals an ist der Unterhals, Rückenanfang samt der ganzen Unterseite rein weiß; die Tragfedernpartie oben und unten mit einem breiten tiefschwarzen Rande eingefaßt, welcher nach hinten zusammenschließt; Oberrücken und Schultern, Bürzel, vordere und hintere Schwungfedern sind tiefschwarz; auf den Schultern eine Reihe weißer Flecke, welche von wunderlich gebildeten, wie ausgeschnittenen Federn herrühren, in die ein weißer Keilfleck eingesetzt ist; der zusammengelegte Flügel hat einen großen weißen Spiegel, welcher vom ebenfalls weißen Oberflügel durch einen breiten schwarzen Querstreif getrennt ist; der Schwanz ist braunschwarz mit schwarzen Federschäften. Das Weibchen ist am ganzen Kopf bis auf den Anfang des Halses dunkelbraun; ein vorn weißer Ring umgiebt den Hals; Kropf und Tragfedern sind schiefergrau mit hellen Federkanten; die Mitte des Unterrumpfes und die untere Schwanzdecke glänzend weiß; After grauschwarz; der Oberrumpf ist schieferschwarz;

der weiße Spiegel ist durch ein schwarzes Querband vom Oberflügel getrennt, welcher viel weniger und grau geflecktes Weiß zeigt, als das Männchen im Prachtkleide. Das Jugendkleid ist dem des alten Weibchens ähnlich. Das einjährige Männchen hat vermutlich ein etwas abweichendes Prachtkleid, wie das der gemeinen Schellente. Im Dunenkleid ist Kopf und Hinterhals schwarz; der Rücken bräunlich, nach hinten schwarz, hier mit 2 weißen Flecken auf jeder Seite; Kehle und Vorderhals weiß, dann ein braungraues Band, der Bauch weiß; der Oberflügel bräunlich; Schnabel schwarz, Füße schwärzlich.

Der Schnabel ist verhältnismäßig größer als bei der gemeinen Schellente, von Farbe schwarz, beim Weibchen matter, oft gleich hinter dem Nagel mit einem gelbrötlichen Fleck; die Iris ist lebhaft gelb, beim alten Männchen nach außen orange; die Füße rotgelb, bei Weibchen und Jungen mehr gelb mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten.

Diese Ente bewohnt den hohen Norden von Amerika, wo sie vom Felsengebirge (Rocky mountains) bis zur Ostküste, auf Labrador und Grönland gemein ist und ebenso Island bewohnt. Sie soll sich schon an die deutsche Nordseeküste verflogen haben, selbst auf dem Rhein sollen junge Vögel erlegt worden sein.

Auf dem Myvatn (Mückensee) in Island brüten schon viele Paare. Die 10—14 Eier sind größer als die der gemeinen Schellente, 6,1 cm lang und 4,5 cm breit; die wenig glänzende Schale ist so auffallend fest und hart, daß man ein volles Ei auf den Rasen fallen lassen kann, ohne daß es zerbricht. Die Farbe ist ein ziemlich reines Blaugrün wie bei der Schellente, überhaupt die intensivste unter allen bekannten Enteneiern. Sie gehören zu den größten und wohlschmeckendsten des Myvatn, daher werden die vornehmen Reisenden stets mit diesen Eiern bewirtet.

Von der gemeinen Schellente unterscheidet sich die isländische durch bedeutendere Größe, viel mehr Schwarz auf dem Rücken und im Flügel, das schwarze Band oberhalb des Spiegels, durch den großen Halbmondfleck neben der Schnabelwurzel, und durch den stahlblau (nicht grün) glänzenden Kopf. Das Weibchen der Isländer Ente ist am Rumpfe dunkler gefärbt; der Spiegel ist breiter und hat mehr Weiß, der schwarze Querstreif über demselben ist aber nicht viel auffallender. — Wenn Männchen und Weibchen während der Begattungszeit miteinander fliegen, so läßt ersteres ein gackerndes „gägägägägäarr" hören, welches das Weibchen mit einem Schnarren beantwortet.

5. Gruppe: **Eis-Ente.** Harelda, *Leach* 1816.

Pagonetta, et Cosmonetta, *Kaup* 1829; — Crymonessa, *Macgill.* 1842. — Der Schnabel ist nur kurz, von der Länge des Laufs, nach vorn stark verschmälert; der breite Nagel nimmt den ganzen Vorderrand des Oberkiefers ein; das Nasenloch liegt ziemlich in der Schnabelmitte; die Stirngrenze wenig bogig; der meist 14federige Schwanz zugespitzt, die Mittelfedern verlängert. Das Gefieder der Männchen sehr buntschedig mit vielem Weiß, das der Weibchen und Jungen meist düster braun. — Die Zeichnung des Gefieders der europäischen Arten hat wenig Uebereinstimmendes, denn die männliche Kragenente ähnelt den Schellenten, die weibliche Kragenente dem Weibchen der Trauerente, die Scheckente, welche früher dieser Gruppe zugeteilt war, schließt sich wieder den Eiderenten an. — Sie kommen nur zur Fortpflanzungszeit auf süße Gewässer, sonst leben sie auf dem Meer, und zwar im hohen Norden und auf dem Eismeer, woher sie den Namen haben. — Zwei Arten.

Die Kragen-Ente. Anas histrionica, *Linné.*

Taf. 36, Fig. 1, Männchen.

Hanswurst-, Harlekinsente, Stromente, Zwergente, Lättentlein, Kanuschka. — A. maculatus, *Edwards; L. cit.;* — A. histrionica, *L.* 1758—66; *Gm.; Lath.; Naum.* 1844; — A. minuta, Weibchen, *L.* 1758—66; — Harelda histrionica, *Leach; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Fuligula histrionica, *Steph.*; *Rchw.* 1882; — Clangula histrionica, *Boje*; *v. Hom.* 1885; — Cosmonetta histrionica, *Kaup; Mev.* 1886; — Histrionicus torquatus, *Bp.* 1856.

Kennzeichen. Der Schnabel ist klein, schwarzgrünlich, der Nagel nicht deutlich abgesetzt; die Horndecke des Schnabels tritt seitlich der Stirn winkelig in die Befiederung ein; Lamellen seitlich verdeckt; die durchsichtigen Nasenlöcher gehen mit dem Vorderrand über die Mitte der Mundspalte nach vorn; Schwanzfedern schwarz; der Augenstern ist braun, die Füße blaugrünlich mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten. Das Männchen im Prachtkleide hat einen violettschwarzen Kopf, neben der Schnabelbasis einen großen dreieckigen weißen Fleck; ein doppeltes weißes Halsband unten am Hals und seitwärts der Oberbrust; die Weichen sind rostrot; der

Spiegel violettschwarz, auf den Schultern ein großer weißer, schwarz begrenzter Längsfleck. Das Weibchen ist düster braun, Gurgel- und Tragfedern lichter gekantet; neben der Stirn, unter den Augen und am Ohr je ein rundlicher weißer Fleck; die Mitte der Brust ist weiß geschuppt; der Spiegel ist undeutlich.

Länge 43 cm, Flugbreite 64,5 cm, Schnabellänge 2,6 cm, Schwanzlänge 9 cm, Höhe des Laufs 3 cm.

Beschreibung. Das Prachtkleid ist sehr bunt und mit vielen weißen Flecken geziert. Der Kopf und Hals sind tief schwarz mit violettem Schiller; zwischen Schnabel und Auge ein fast dreieckiger großer weißer Fleck; vom Scheitel bis ins Genick ein samtschwarzer Streif; seitwärts des Scheitels ein schmaler weißer, unter diesem ein rostfarbiger Bogenstreif; auf dem Ohr ein dreieckiger, an den Seiten des Hinterhalses ein schmaler, scharfweißer Längsstreif; unten am Hals ist ein schmaler, 1,2 cm breit weißer, schwarz eingefaßter Ring; an der Seite der Oberbrust ein schneeweißer, ebenfalls schwarz eingefaßter Fleck; die Weichen schön rostrot; Brust, Bauch und Schenkel sind dunkelbraun, die Brust schieferblau überlaufen; After und Unterschwanzdecke sind blauschwarz, neben der Schwanzwurzel je ein viereckiger, weißer Fleck. Der Oberrücken und die Schultern sind dunkel schieferblau, letztere mit einem großen weißen, schwarz geränderten Längsstreif; der Flügel ist grauschwarz; auf dem Oberflügel zwei bis drei kleine weiße Flecken. Der Spiegel ist glänzend violettschwarz, die an denselben anschließenden hintern Schwingen weiß, mit scharfer schwarzer Einfassung. Der Unterrücken und Oberschwanzdecke blauschwarz; Schwingen und Schwanz braunschwarz. Das Weibchen ist oben beschrieben; ihm gleicht das Jugendkleid, in welchem sich die jungen Männchen durch ein dunkleres Braun oben, und durch ein helleres Rostbraun des Kropfs und der Weichen unterscheiden. Das nicht bekannte Sommerkleid alter Männchen mag ebenfalls nicht sehr von dem der alten Weibchen verschieden sein. Das Dunenkleid der Jungen ist oben braunschwarz, ziemlich scharf abgegrenzt von einem blendenden Weiß der Unterseite, das um den Hals ein Band und 4 Flecke, je einen über Schenkel und Flügel bildet. — Am Schnabel geht die Stirnbefiederung ziemlich weit spitz hervor, an den Seiten ist sie dagegen flachbogig, der Nagel ist breit aber nicht deutlich abgesetzt, er ist düster olivengrau; am Mundwinkel alter Männchen hängt zuweilen ein kleines Läppchen herab.

In den nördlichen Ländern aller 3 Erdteile ist die Kragenente allgemein, besonders häufig in Sibirien, wo sie bis zum Baikal, in der kalten Jahreszeit bis zum Kaspimeer und Aralsee herabgeht. Auf Island ist sie nicht sehr zahlreich, brütet aber daselbst und scheint dort mehr Standvogel zu sein; man nennt sie hier, wegen ihrer Vorliebe für stark fließende Wasser: Streumönd (Stromente). Einzeln kommt sie an die Küsten Englands und Deutschlands; seltener auf den Rhein, Main, die obere Donau, selbst auf dem Bodensee wurde sie schon gesehen. In Nord-Amerika ist sie häufiger als in Asien.

Sie brütet gern an den Ufern reißender Flüsse und Bäche, wo das Nest gut unter Schirmpflanzen und Weidengebüschen versteckt, deshalb nicht gut aufzufinden ist. Es enthält gegen die Mitte des Juni 5—8 Eier, welche 5,2 cm lang, 3,7 cm breit und von blaß braungelblicher Färbung sind, ohne allen Schein von Grün.

Im Frühjahr, wenn sie noch in Scharen beisammen sind, schreien sie oft und viel „ek—ek—ek—ek", oder „ük—ük—ük", zwischen das die Männchen ein heiseres „he—he" mischen; am Brutplatze ruft das Männchen laut „gi—äk", das Weibchen beantwortet es mit „gi—ak!"

In ihrem Betragen ähnelt sie der Schellente sehr, und ist, wie diese, ausgezeichnet flink im Tauchen. Ihr stetes Nicken mit dem Kopfe während des Schwimmens in den reißenden Gebirgsbächen, welche sie zum Aufenthalt wählt, erinnert an die Wassertreter und Tauchhühner. Sie lebt von ein- und zweischaligen Konchylien, kleinen Krebsarten, Fischbrut, Laich, Insekten und Wasserpflanzen. Ihre Nahrung besteht zur Brütezeit aus Insekten, und zwar meist aus Larven einer Art Eintagsfliege (Ephemera), welche sie an den schottrigen Ufern der reißendsten Flüsse in Menge findet. Das meiste aber holt sie vom Grunde des Wassers herauf, taucht deswegen beständig, selbst bei hohem Wellengange, in Strudel und Brandungen oder in Wasserfällen.

In Nord-Amerika wird diese Ente der Lord genannt, wegen der zierlichen Bandstreifen an Hals und Brust.

Die Eis-Ente. Anas hyemalis, *Linné.*

Taf. 35, Fig. 9 Männchen; Fig. 10 Weibchen.

Eisschellente, Isländerente, Isländische Spießente, Langschwanz, Ahlvogel, Weißback mit langem Schwanze. — A. hyemalis, Prachtkleid, *L.* 1758—66; — A. glacialis, Sommerkleid, *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Naum.* 1844; — A. longicauda, *Briss.*; *Leach.* — A. brachyrhyncha, *Besecke* 1792; — Harelda glacialis, *Leach; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Pagonetta glacialis, *Mev.* 1886; — Fuligula hyemalis, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Der Nagel ist deutlich abgesetzt, der Schnabel dicht vor dem Nagel stark verschmälert; die Stirnbefiederung ist nicht eckig; die durchsichtigen ovalen Nasenlöcher liegen in der Schnabelmitte; die Lamellen sind seitlich weit vorstehend; die Iris ist gelb oder braun; die Füße sind bläulichgrün mit schwarzen Gelenken und Schwimmhäuten. Der Spiegel ist dunkel und wenig markiert, die Augengegend weiß oder weißlich, unter den Wangen ein dunkler Fleck an den Halsseiten. — Beim Männchen hat der schwarze Schnabel eine orangefarbige Mittelbinde; die mittelsten schwarzen Schwanzfedern sind sehr verlängert; die Weichen sanft licht aschgrau. Im Prachtkleid sind die Schulterfedern sehr lang und schmal, weiß; im Sommerkleid viel kürzer, rostfarbig und schwarz gefleckt. Die Weibchen und Jungen sind oben auf dem Rumpfe braun, unten weiß; der Schwanz hat keine Spieße.

Länge 55 cm, wovon aber der Schwanz wegen der verlängerten Mittelfedern 24 cm wegnimmt; Flugbreite 74 cm, Schnabellänge 2,8 cm, Höhe des Laufs 3,8 cm.

Beschreibung. Im Prachtkleide sind Kopf, Hals, Kropf und Oberrücken weiß, ums Auge ist ein rötlichgraues Feld; von den Wangen an steht auf den Halsseiten ein schokoladebrauner Längsfleck; auf der Brust ist ein großer rötlichschwarzbrauner Schild, welcher sich nach oben in einem schmalen Band um den Oberrücken zieht und von da in einem schmalen spitzen Schenkel mitten über den Rücken hinabläuft; der Flügel ist dunkel schokoladebraun, der Spiegel etwas rötlicher; der Unterrücken und die Schwanzdecke rötlich schwarz; die Schulterfedern sind weiß, perlgrau angelaufen, die größern Schulterfedern bänderartig verlängert, spitz, und so zart, daß sie im Winde flattern; die Tragfedern sind sehr blaß aschgrau; der übrige Unterkörper rein weiß. Von den 16 (auch 14) Schwanzfedern sind die mittelsten 16,5—21,5 cm spießförmig verlängert, schwarz; die äußeren kürzern Schwanzfedern weiß gekantet. — Im Sommerkleid sind die Farben sehr düster; der Kopf, Hals, Kropf bis tief auf die Brust hinab ist dunkel schokoladebraun; ebenso der ganze Oberkörper, hier aber die Rücken- und namentlich Schulterfedern mit scharf abgesetzten hell rostfarbigen Kanten; die größern Schulterfedern sind sehr verlängert und zugespitzt (aber bei weitem nicht so lang als im Prachtkleide); die Umgebung des Auges ist in einem länglichrunden Fleck rötlichgrau, an den Schläfen in eine weiße Spitze ausgehend; der ganze Unterleib, von der dunkelbraunen Brust an, ist weiß mit aschgrau überflogenen Tragfedern. Der Schnabel hat ein fleischfarbiges Band zwischen Nagel und Nase.

Das Weibchen ist von der Stirn an über den Hinterhals rußbraun, eben diese Farbe bedeckt den hintern Teil der Wange; etwas matter ist die Kehle; das Uebrige des Kopfes und Halses ist weiß; auf dem Kropf eine rußbraune, matt rostbraun gefleckte Binde; der Unterrumpf ist weiß, auf den Tragfedern bräunlich überlaufen; der Rücken mit dem Schwanz ist glänzend schwarzbraun; die kleinern Schulterfedern sind hellgrau, die größern gelblichrostfarben scharf gekantet. Wie der Rücken ist der Flügel; der Spiegel undeutlich, rötlich dunkelbraun. Das Jugendkleid sieht dem des eben beschriebenen weiblichen Kleides ähnlich, unterscheidet sich jedoch durch den Mangel an Rostfarbe auf das bestimmteste. Die jungen Männchen haben in diesem Kleide ein reineres Weiß am Kopfe, die Schulterfedern sind etwas lichter gekantet; der Schwanz hat an den Seiten mehr Weiß, und die mittelsten Schwanzfedern sind dunkler und etwas länger zugespitzt. Im Dunenkleid ist Kopf, Hinterhals und Rücken bräunlichschwarz, um die Augen und an jeder Seite der Schnabelwurzel befindet sich ein weißer Fleck; der Unterkörper ist weiß; unten am Hals ein bräunliches Band. Flügel bräunlich; Schnabel und Füße schwarz. — Der Schnabel ist in der Jugend bleischwarz, später dunkel schwarz, beim Männchen hinter dem Nagel bald gelbrötlich, beim Weibchen nur in höherem Alter mit einem gelbrötlichen Flecken zwischen Nagel und Nase.

Die Eisente ist allgemein an den hochnördlichen Küsten von Amerika, Europa und Asien, besonders häufig in Sibirien, wo sie die großen Landseen bewohnt. Sie brütet auch an den Gebirgsseen Lapplands und an der Küste, wahrscheinlich auch im innern nördlichen Teile der Halbinsel. In allen andern Gegenden unseres Erdteils wahrscheinlich nur auf dem Zuge. Im Herbst kommt sie nach gemäßigten Ländern, ist an allen Küsten der skandinavischen Halbinsel und Rußlands gemein, im Winter in unglaublicher Menge auf der südlichen Seite der Ostsee und an der Nordküste Deutschlands versammelt. Bei Island überwintern ziemlich viele; einzelne gehen südwärts auf die deutschen Ströme, auf den Bodensee, selbst bis Ober-Italien.

Auf ihren nordischen Brüteplätzen findet man zwischen Gras und Steingeröll im dürftig versteckten Nest zu Ende Mai und Anfangs Juni 5—10 Eier, welche 5 cm lang, 3,8 cm breit und graubraungrünlichweiß sind. Die längliche gestreckte Form ist vorherrschend, doch kommt auch oft die kurze gedrängte vor. — Am 29. Mai erschienen diese Enten an der Boganida, am 17. Juni wurde ein Nest mit 6 Eiern gefunden, am 8. August gab es Flaumjunge noch ohne Federn auf dem Oberkörper. Am Taimyr erschien sie am 31. Mai und ließ ihre Signalhorn-Töne erschallen. Vom 16. Juni bis 10. Juli gab es Eier in den Nestern, welche auf dem Moos der Tundra, unter Krüppelweiden, oft über eine halbe Stunde vom Wasser entfernt und dicht mit schwärzlichen Dunen ausgelegt waren. An der Boganida befanden sich, nach Middendorf, die Männchen am 29. Mai teils im vollen Prachtkleide, teils im gewöhnlichen Sommer-, teils im scheckigen Uebergangskleid.

Die Eisente ist so wenig scheu, daß einzelne oder Gesellschaften junger Vögel, welche zu-

weilen im Spätjahr hiesige Landseen besuchen, das vorsichtige Annähern eines Kahns bis auf 20 Schritte gestatten. Die alte männliche Eisente ist besonders an ihren langen dünnen Schwanzfedern kenntlich; die jungen und weiblichen Eisenten sind durch ihre geringere Größe und durch das viele Weiß im Gefieder von andern Enten zu unterscheiden. Die Stimme der Weibchen und Jungen klingt „wack wack"; angenehmer und weitschallend ist der Paarungsruf beim Männchen, der wie „a a au lick" klingt; diesen Gesang stößt das Männchen aus, indem es sein auf dem Wasser schwimmendes Weibchen vor sich hertreibt. In Island heißt die Ente deshalb Hauvedla (die Hochsingende). Hat man im Winter Gelegenheit, diese Stimmen vereint mit denen der Singschwäne zu hören, so giebt das ein recht wohlklingendes Konzert. In Kiel, Petersburg, Ingermanland und Finnland fängt man sie im Winter in Menge mit Netzen, und bringt sie, nebst den Berg-, Schell- und andern Enten in ganzen Wagenladungen auf die Märkte norddeutscher Städte, wie Hamburg u. a., wo sie als gemeine Marktware verkauft wird.

6. Gruppe: **Eiderente.** Somateria, *Leach* 1813.

Heniconetta, *Agassiz* 1846; — Arctonetta, *Gray* 1855. — Der Schnabel ist gestreckt, schmal, hoch und zieht sich in zwei Armen tief in die Stirn hinein; der große Nagel nimmt den ganzen Vorderrand des Kiefers ein; der Schnabelrand mit groben Plättchen eingefaßt und erinnert an einen Gänseschnabel; die Nasenlöcher liegen vor der Schnabelmitte; die Stirngrenze ist oben ein sehr langer, schmaler Zwickel, an den Seiten breiter, aber fast ebenso lang; dadurch erhält er eine von den andern Enten sehr abweichende Gestalt, ist jedoch einem Gänseschnabel nicht ähnlich. Die Befiederungsgrenze des Schnabels ist aber doch wieder bei allen 3 Arten eine eigentümliche und unterscheidende. Die niedern Füße haben lange Zehen; die Hinterzehe ist, wie bei allen, belappt. Der Schwanz besteht aus 14—16 zugespitzten Federn. Das Prachtkleid des Männchens hat 2 Hauptfarben, Weiß und Schwarz, in ziemlich großen Partieen beisammen, an den Kopfseiten eine meergrüne und am Kropf eine isabellrötliche Mischung. Bei Spectabilis und Mollissima bilden die 2—3 obersten Schulterfedern einen besondern Schmuck, indem die Spitzen der Außenfahne bei Männchen und Weibchen nach außen und oben gekrümmt sind. Stelleri dagegen zeigt nichts dergleichen.

Ihr Aufenthalt ist zu allen Jahreszeiten das Meer oder die Seen in dessen nächster Nähe. In der Lebensweise sind sie durchaus verschieden von den Gänsen, aber auch von den Enten, und bilden eine ziemlich scharf abgegrenzte Gruppe. Sie tauchen vortrefflich, anhaltend und tief, und zwar mit Beihilfe der Flügel, wobei sie an 2—$2^1/_2$ Minuten unter Wasser bleiben können. Die Angaben, daß sie 6, sogar 8 Minuten unter Wasser bleiben, beruhen auf irriger Schätzung. — 3 Arten.

Die Pracht-Eiderente. Anas Stelleri, *Pallas.*

Taf. 36, Fig. 2, Männchen.

Stellers-, Scheck-, Kamtschatka-Ente, Prachtente. — A. Stelleri, *Pall.* 1769; *Gm.*; *Lath.*; *Retz.*; — A. dispar, *Sparrmann* 1786; *Gm.*; *Naum.* 1844; — Clangula Stelleri, *Boje* 1822; — Fuligula dispar, *Steph.* 1824; — Polysticta Stelleri, *Eyton* 1836; — Somateria Stelleri, *Jard.* 1837; *A. Br.* 1882; — Stelleria dispar, *Bp.* 1838; — Harelda Stelleri, *K. & Blas* 1840; — Heniconetta Stelleri, *Agass.*; *Br.* 1855; *Mev.* 1866; — Fuligula Stelleri, *Rchw.* 1889.

Unter den schöngefärbten Eiderenten ist die Steller-Ente — wenn nicht die schönste — doch die bunteste, und verdient ihren deutschen Namen. Sie wurde dem Kamtschatka-Reisenden „Steller" zu Ehren A. Stelleri benannt.

Kennzeichen. Der Nagel des etwas gestreckten, nach vorn merklich verschmälerten, bleigrauen Schnabels ist nicht deutlich abgesetzt; das Nasenloch liegt hinter der Schnabelmitte; die Schwanzfedern sind schwarz, die äußerste jederseits an der Spitze weiß gezeichnet; die Füße sind blaugrünlich und schwarz; der Spiegel ist deutlich. Das Männchen ist oben weiß und schwarzscheckig; am Unterrumpf blaß rostfarbig; am Genick eine kleine gestutzte, hellgrüne Haube, ein grüner runder Fleck an den Zügeln; auf den weißen Schultern sind bandartige, halb weiß, halb violettschwarze Sichelfedern; der Spiegel ist violettschwarz nach unten mit weißem Rand. — Das Weibchen ist düster rostbraun, schwarz gefleckt und querbebändert; der Spiegel ist tiefbraun, oben und unten mit weißen Querstreifen, hinten grünschwarz.

Länge 45,5 cm, Flugbreite 7,3 dcm, Schwanz 7,7 cm, Schnabel 3,8 cm, Fußrohr 4 cm, Mittelzehe sammt Kralle 5,6 cm. Kleiner als die Stockente.

Beschreibung. Das Prachtkleid des Männchens zeigt oben ein blendendes Weiß und tiefes Schwarz in großen Partieen und scharfem Abstich, unten ein angenehmes Rostgelb. Der Kopf und Ober-



Artist. Anstalt v. E. Höchdanz, Stuttgart.

hals ist weiß, zwischen Auge und Schnabel ein rundlicher grüner Fleck; ein verlängerter Federbüschel im Genick ebenfalls grün; unter diesem steht ein blauschwarzes Fleckchen; um die Augen ein schmaler schwarzer Kreis; Kinn und Kehle sind samtschwarz; um den weißen Hals ein blauschwarzes Halsband; die Seiten des Kropfes und der Oberbrust weiß, nach Kropf, Brust und Bauch in sanfte gelbliche Rostfarbe übergehend; an der Oberbrust in der Nähe des Flügelbugs auf jeder Seite ein samtschwarzes Fleckchen; nach hinten, samt den untern Schwanzdeckfedern, schwarzbraun. Der Rücken ist schwarz, neben demselben ein weißer Längsstreif; die schmal zugespitzten bänderartigen Schulterfedern haben sehr schmale, blendendweiße Innenfahnen, während die fünfmal breitern Außenfahnen tief schwarz sind; diesen schließt sich der Hinterflügel mit seinen ebenso gefärbten halbmondförmigen Federn an, nur daß hier die Innenfahnen viel breiter weiß sind. Der Spiegel ist violettsamtschwarz, nach unten mit weißer Kante, die Deckfedern des Oberflügels ebenfalls weiß; die großen Schwingen und der Schwanz braunschwarz. Das Weibchen ist oben beschrieben; es hat die den Entenweibchen eigentümliche gefleckte Zeichnung, und ist am Kopf etwas matter braun, als am Körper. — Ihm mögen auch die Jungen und die Männchen im Sommerkleide gleichen, nur daß letztere sich durch schönere Spiegel auszeichnen.

Der Schnabel am frischgeschossenen Männchen im Hochzeitskleide ist, nach Middendorf, bleifarbig mit etwas hellerem Nagel; die Füße graubräunlich mit etwas dunklerer Schwimmhaut; das Auge hochgelb; beim Weibchen und den Jungen braungelb. — Die Tracht der Weibchen von Mollissima, Spectabilis und Stelleri ist sehr ähnlich, doch aber auch wieder zu unterscheiden. Bei Mollissima ist die seitliche Befiederungsschneppe spitz und lang bis unter das Nasloch vorgezogen; bei Spectabilis aber abgerundet und das Nasloch nicht ganz erreichend; bei Stelleri bildet diese Schneppe nur einen scharfen Bogen nach vorn, und erstreckt sich gar nicht dem Schneiderand des Oberschnabels entlang vorwärts. Bei Spectabilis reicht zudem die Stirnbefiederung bis über das Hinterende der Naslöcher. Bei den 2 andern Arten aber lange nicht so weit.

Diese Ente, welche — wie vorn bemerkt — dem berühmten Reisenden Wilh. Steller zu Ehren benannt wurde, erinnert lebhaft an die Eiderente, gehört dem hohen Nordosten an, bewohnt in Asien das Meer und die Küsten von Kamtschatka und der Kurilen, die sibirischen Küsten, Nord-Rußland, Ost-Finnmarken, letztere mehr auf dem Zug denn als Brutvogel und wird nur einzeln an den Küsten Skandinaviens und Britanniens getroffen. Bei Danzig wurden schon einige erlegt; sie ist dessenungeachtet aber für Europa und gar Deutschland eine äußerst seltene Erscheinung. Sie liebt felsige Gestade. — Am Taimyr wird diese prachtvolle Ente häufig brütend gefunden. Die Nester sind sehr tief, fast halbkugelig, weich mit Dunen ausgefüttert, und auf dem Moose der flachen Tundra angelegt. Gegen Mitte und Ende Juni findet man die 7—9 Eier, welche im Mittel 60 mm lang, 41 mm breit und verhältnismäßig zum Wuchse des Vogels groß zu nennen sind. Die Färbung ist, nach Middendorf, die graulichgelbliche der Eier aller Enten des Hochnordens. Das brütende Weibchen fliegt nur ungern und mit einem knarrenden Ton vom Neste ab.

Die Gemeine Eiderente. Anas mollissima, *Linné.*

Taf. 36, Fig. 3 Männchen, Fig. 4 Weibchen.

Weichfedrige Ente, Eidergans, Eddergans, Eidervogel; Isländisch: Eddarfugl, Grönlandsente. — Anas plumis mollissimis, einige ältere Autoren; — A. Cutberti, et farnensis, *Will. et Ray; L. cit.*; — A mollissima, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1844; — Anser lanuginosus, *Briss.*; — Somateria mollissima, *Leach.*; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Beim Männchen im Prachtkleide ist oben der Rumpf weiß; unten, von dem Kropf an schwarz; von den Ohren durch die Augen bis an den Schnabel ein violettschwarzes Band; auf den Wangen ein glänzend hellgrüner Anstrich; die weißen Hinterschwingen sind sichelartig herabgebogen; die Schultern weiß. Beim Weibchen ist die Färbung (entenartig) gelbbraun mit schwarzen Schaft- und Querflecken; die männlichen Jungen von oben noch düsterer und auf den Wangen meist dunkelbraun. — Der Schnabel zieht sich in zwei Armen tief in die Stirn hinein; die Federngrenze geht als ein spitzwinkliger Zwickel bis unter das Nasenloch vor, weiter als die schmale Federschneppe der Firste, und beinahe ebenso weit als die Befiederung des Kinns; der Schnabel und die Füße sind düster olivengrün, der Nagel gelblich hornfarben; der Augenstern braun.

Länge 58,5 cm, Flugbreite 10,75 dcm, Flügellänge 27,5 cm, Schwanzlänge 9,7 cm, Schnabel von der weit hereinragenden Stirnbefiederung bis zum Nagelende 4,8 cm, von den Schnabelarmen an jedoch circa 7,5 cm; Lauf 5,1 cm; Mittelzehe samt den 1 cm langen Krallen gegen 7 cm. Größe der Bisamente. Gewicht des Männchens reichlich $2^1/_2$ kg, beim Weibchen reichlich $1^1/_2$ kg.

Beschreibung. Im Prachtkleid sind die Federn an den Kopfseiten auffallend verlängert, an den Enden bürstenartig abgestutzt, von lieblich grüner Farbe; der Unterrücken, Bürzel und Schwanzdecke

schwarz; neben dem schwarzen Bürzel steht ein weißer Fleck; die Deckfedern des Flügels sind weiß; die Primarschwingen samt Deckfedern sind braunschwarz; ebenso der Schwanz. Das übrige ist bei den Kennzeichen zu ersehen. Das Weibchen hat einen rötlichschwarzbraunen Spiegel, welcher oben mit einem breiten, unten mit einem schmalen weißen Querstreifen begrenzt ist. Im Jugendkleid ähneln die Weibchen bis auf eine dunklere allgemeine Färbung der Mutter, die Männchen ebenfalls, haben aber eine noch dunklere Färbung und etwas bausbackige Wangen; auch haben letztere vom Auge an nach dem Hals einen lichten Streif, zudem sind sie auch größer. Die Dunenjungen haben dichte, ziemlich lange Dunen, welche oben braungrau, unten heller aussehen, mit einem hellen Strich an den Seiten des Kopfes; Schnabel, mit Ausnahme der weißgelben Spitze, schwarz; Füße tief schwarz. — Die Unterschiede der sich ähnlich sehenden Weibchen von Mollissima, Spectabilis und Stelleri sind bei Beschreibung der letzteren zu ersehen.

Diese, wegen ihres zarten Flaums berühmte Ente findet sich nur im höchsten Norden der drei Weltteile Europa, Asien, Amerika. Auf Grönland und Island ist sie häufig, ebenso in Norwegen, an verschiedenen Küstenstrichen Schwedens; am russischen Eismeer findet sie sich längs der ganzen felsigen Küste, besonders an den Ausmündungen des Ob, Jenisei und der Lena. Ans Weiße Meer kommen sie im Frühjahr und verlassen es spät im Herbst. Am häufigsten sind sie auf Spitzbergen und Nowaja Semlja. Am Finnischen Meerbusen östlich bis Wiborg, am Bothnischen bis Larsmo (64 Gr.), mithin soweit, als sich die Schären erstrecken. Sie überwintern auch in Neu-Vorpommern. In sehr kalten Wintern hat man sie schon an verschiedenen andern deutschen Küsten, und sogar im Innern des Landes, selbst auf dem Bodensee, gesehen. — Je nachdem es ihre Bedürfnisse erfordern, streichen sie von den nördlichen zu den südlichen Ufern, und so wieder auf ihre nördlichen Brutplätze zurück.

Die südlichsten Brutplätze sind auf den Hebriden, selbst bei der schottischen und englischen Küste bis Northumberland herab; auf einigen Inseln im Kattegat, Christiansoe, Bornholm, Fünen; auch auf der nördlichsten Spitze der Insel Sylt an der Westküste von Schleswig, woselbst Naumann im Juni 1819 noch gegen 100 Pärchen antraf, die aber allmählich bis auf 50 Paare zusammengeschmolzen sind. Nach den Beobachtungen Rohweders, 1880, ist jedoch in der Neuzeit auf dem nördlichen Teil der Insel Sylt ihre Anzahl in erfreulicher Zunahme begriffen. Auch auf Hörnum und Amrum brüten einige Paare.

Sie nisten nie an süßen Wassern, sondern immer angesichts des Meeres, an der offenen Küste oder in Buchten, auf den Schären im Meere, den Inselchen in den weiten Flußmündungen, aber doch hier noch einerseits von Meerwasser bespült und nicht durch Eis mit dem Festland zusammenhängend, was sie des ihnen gefährlichen Eisfuchses wegen vermeiden. Zu Brüteplätzen lieben sie weder hohe nackte Felsen, noch ein schroffes Gestade, sondern allmählich aufsteigende Ufer, und einen über dem Wasserspiegel nicht zu hoch gelegenen Boden, der aber vor dem höchsten Wogengang gesichert ist, und einigen Pflanzenwuchs von Moos, Flechten, Zwergbirken, Wachholder u. dergl. hat, besonders bevorzugen sie Stellen, wo Tanghaufen sind, in welche sie gern ihre Nester setzen. Die bräunliche Färbung des Tangs stimmt so sehr mit dem bräunlichen Kleid der Entenmutter überein, daß es beinahe nicht möglich ist, Tang und Ente zu unterscheiden; ein ausgezeichneter Schutz der Brut gegen das Raubzeug. Im März paaren sie sich, wobei es unter den Männchen gewaltige Kämpfe um die Weibchen giebt; nachher halten sie paarweise zusammen, bis Nestbau und Eierlegen vorüber ist; sobald aber das Weibchen anhaltend brütet, zieht sich das Männchen nach und nach zurück, um auf hoher See den Federwechsel zu bestehen. Späterhin, wenn die Jungen großgezogen sind, was die Mutter durchaus allein besorgt, vereinigen sich Männchen, Weibchen und Junge zu größern Scharen und teilen nun Freud und Leid gemeinschaftlich.

Das Nest ist eine kunstlose Unterlage aus Tang, Gras und Moos, welche das Weibchen mit einer großen Menge Dunen ausfüttert, die es sich selbst ausrupft; diese Dunenunterlage ist so tief, daß es beim Brüten eigentlich in Federn steckt, und beim Ausfliegen nach Futter die Eier damit bedecken kann, welche Vorsicht es niemals unterläßt. Die erste Brut findet man Ende Mai oder im Juni; sie enthält meistens 4—5, aber auch 6—9 Eier, welche öfters eine auffallend in die Länge gezogene Eiform haben. Ihre starke Schale ist sehr feinkörnig, glatt, in frischem Zustande sehr glänzend, die Farbe ein blasses Graugrün, bräunlicher oder grünlicher; bei manchen ist die Farbe so dick angelegt, daß sie fein gewölkt erscheint, und die gebildeten Flecke ein dunkleres Apfelgrün darstellen, aber nicht glänzen. Sie sind im Durchschnitt 7,9 cm lang und 5,4 cm breit, die Brütezeit dauert gegen 4 Wochen. Bisweilen findet man auch 10 oder mehr Eier in einem Nest, welche dann 2 Weibchen angehören, die gemeinschaftlich brüten, oder sich dabei ablösen. — Selten kommt es indessen so weit, daß sie die erste Brut zu Ende bringen, denn nicht nur der Eier wegen, sondern namentlich wegen des zarten Flaums, der ein kostbarer Handelsartikel ist, werden die Nester von den Einwohnern aufgesucht und ihres Inhalts beraubt. — Die Isländer verpflanzen diese Vögel auf eigene kleine, für sie passende Inseln,

auf welchen sie so zahm werden, daß sie an die Häuser bauen, und die Einwohner wie unter dem Hofgeflügel unter ihnen umher gehen; doch müssen Hunde u. s. w. während der Brütezeit entfernt werden. Das Töten einer Eiderente ist aber auch mit einer Strafe von 30 Thalern belegt, was zur Entwicklung tierfreundlicher Gesinnungen nicht wenig beitragen mag. — Die Norweger machen es auf ähnliche Weise, sie richten ihnen die Nestplätze zu, nehmen dafür die Dunen und Eier, und gewinnen auf diese Weise eine schöne Ausbeute. Die Inseln oder Holme, worauf diese und andere Seevögel gewöhnt sind, ihre Eier zu legen, werden dort Aegge=Vär genannt, und machen den Meierhof, zu welchem sie gehören, weit wertvoller.

Da nun, wie man sieht, die erste Brut der Eiderenten so sehr gestört wird, so machen sie eine zweite mit 3, im abermaligen Störungsfalle noch eine dritte Brut mit 2, oder gar nur einem Ei. Die beiden ersten Bruten werden von manchen habsüchtigen Holmbesitzern zwar weggenommen, nimmt man ihnen aber auch die dritte Brut, so wird diese Habsucht dadurch bestraft, daß sie einen solchen unheilvollen Platz gänzlich verlassen. Die intelligenten Holmbesitzer begnügen sich daher entschieden mit dem Einsammeln der ersten Brut, und sind von da ab die besorgtesten und eifrigsten Schutzpatrone ihrer Enten, von denen sie sorgfältig alles Raubzeug abhalten und töten. Unter den letzten Gelegen findet man oft, wenn die Legkraft geschwächt ist, merklich kleinere Eier. — Die Mutter watschelt mit ihren Jungen, sobald sie abgetrocknet sind, ins Meer, lehrt sie Futter suchen, und hält sie mit einem „orr orr!“ zusammen, was bis zum September dauert. Sind die Kleinen müde, so finden sie auf dem Rücken der Mutter einen Ruheplatz, lernen auch bald tauchen und selbst häufig kleine Miesmuscheln aus dem Meeresgrund holen, welche ihnen in der ersten hilfsbedürftigen Zeit von der Mutter auf die Wasserfläche geholt und dort zerkleinert vorgelegt wurden. Endlich aber vereinigen sie sich — wie schon erwähnt — mit den auf hoher See weilenden Männchengruppen zu größern Gesellschaften, ziehen sich, der Gewalt des hochnordischen Winters weichend, südwärts auf eisfreie Stellen des Meeres, welche durch warme Strömungen unterhalten werden, und harren den Strahlen der allbelebenden Frühlingssonne entgegen, um wieder auf den lieben heimatlichen Plätzen neue Familienbande zu knüpfen. Das ist der ungefähre Kreislauf des Lebens vieler hochnordischer Vögel. Störenfriede dieses Glückes sind, außer den Menschen, die Falken und alles andere Raubzeug. Die Jungen sind im zweiten Jahre, nach dem ersten Federnwechsel, paarungsfähig. — Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß die Norweger, welche Vogelholme besitzen und die Schlüpfzeit der Jungen meist genau wissen, die eben ausgeschlüpften Jungen in einen Korb sammeln, dies von Nest zu Nest fortsetzen, bis sie sämtliche Dunenjungen des Tages gesammelt haben. Jede geplünderte Entenmutter läuft dann hintendrein, dem Korb mit den piependen Jungen nach, so daß oft 10—12 Entenmütter nachwatscheln. Der Schutzherr eilt dem Meer zu, schüttelt die Jungen aufs Wasser, und überläßt es dann den Müttern, von den Jungen zusammen zu raffen, so viel sie können. Ob fremde oder eigene ist ihnen ganz gleich, aber je mehr Junge, desto zufriedener die Mutter. Der Patron thut dies der Sicherheit wegen, denn solange die Mutter die Piepchen vom Nistplatz aufs Meer führt, werden von lauernden Raubvögeln, Raubmöven, Raben und anderem Gesindel ihrer viele weggekapert. Sind sie erst auf dem unermeßlichen Element, wo sie gleichsam als kleine Pünktchen verschwinden, dann ist ihre Sicherheit ziemlich ungestört.

Der große in die Länge gezogene Kopf, die ansehnliche Größe und die leuchtenden scharf abgesetzten Farben des Prachtkleides kennzeichnen diese schönen Enten schon in weiter Ferne; das düster gefärbte Gefieder der Weibchen sieht aber dem der Trauer= und Samtenten ähnlich. — Sie tauchen und schwimmen vortrefflich, selbst in den stärksten Brandungen; fliegen auch gut, dagegen ist ihr Gang watschelnd und stolpernd. Im Winter sammeln sie sich in ungeheuren Scharen, oft zu Tausenden, sind dann sehr wild, und machen so viel Lärm, daß man glaubt, eine Versammlung von Menschen zu hören; erblicken sie etwas Verdächtiges, ein herannahendes Boot oder ein Schiff, so ergreifen sie alle schon die Flucht, wenn sie auch noch weit aus der Schußlinie sind. Da sie sehr friedlicher Natur sind, so findet man auch andere Seevögel in ihrer Gesellschaft. — Ueber Land fliegen sie nicht, sondern immer den Krümmungen des Strandes nach, und kommen sie je einmal tiefer landeinwärts, so folgen sie dem Lauf der Flüsse. Bei bevorstehenden Stürmen flüchten sie nach den Ufern, um sich gegen die Folgen des Unwetters zu schützen. Werden sie aber auch auf hoher See von Stürmen überrascht, so können ihnen solche wenig anhaben, denn sie sind mit dem gewaltigen Element vertraut und wissen den größten Gefahren mit Gewandtheit auszuweichen, oder lassen sich, den Kamm der Sturzwellen benützend, auf dem Festland absetzen. Die Stimme des Weibchens klingt tief: „korerkorkorrkorr“; der Frühlingsruf des Männchens ist ein tiefes weit schallendes dumpfes „aa, aa“ (ao), dem ein höheres und schwächeres „ahuh“ folgt. Die Jungen piepen fast wie junge Hausenten.

Ihre Nahrung besteht aus Seegräsern, Wasserwürmern, Nereiden, Mies- und Gaffmuscheln, Schnecken, kleinen Krebsen, Fischen u. s. w., nach welchen sie nicht selten 20—24 m tief, selbst in die heftigsten Brandungen untertauchen, wobei sie gewöhnlich zwei Minuten unter der Wasserfläche bleiben. Die eßbare Miesmuschel, Mytilus edulis, scheinen sie allen vorzuziehen, und sie stopfen ihren Speisebehälter oft bis an die Kehle herauf an. Die Schalen der Kondylien gehen als ein grober schieferiger Sand durch den After ab.

Den größten Nutzen gewähren die unter dem Namen Eiderdunen bekannten Flaumfedern, welche an Zartheit und Elasticität alles übertreffen, was man hierin kennt. Sie sind feiner als die von Gänsen, Schwänen und andern Enten, nur die der Brandenten erreichen beinahe denselben Wert. Diese Dunen sehen bräunlichgrau, an der Wurzel weiß gefleckt aus, hängen so aneinander, daß nicht leicht eine wegfliegt; sie ballen sich aber trotzdem nicht, lassen sich auf einen kleinen Raum zusammendrücken, breiten sich aber schnell wieder aus, wenn der Druck nachläßt, und fühlen sich außerordentlich weich und warm an. Das Kilogramm gut gereinigter Dunen wird mit 30 Mark und darüber bezahlt; zum Füllen eines ganzen Bettes soll man etwa nur $2^1/_2$ Kilogramm Dunen nötig haben. — Dieser Handel ist für die armen Bewohner der Küstenländer des hohen Nordens von Wichtigkeit, wo gewöhnlich das Recht, auf einem bestimmten Platze die Nester dieser und anderer Seevögel auszunehmen, einem gewissen nahewohnenden Grundeigentümer zusteht. In den dänischen Staaten, wozu Island gehört, ist es bei Strafe verboten, in der Nähe der Nestplätze auf Eiderenten zu schießen; man muß für jeden getöteten Eidervogel 30 dänische Mark, das zweite Mal 50—200 dänische Thaler zahlen, und verliert, wenn man bei der That ertappt wird, die Flinte.

Die in den Handel kommenden Dunen sind zum größern Teil diejenigen, welche sich die Weibchen am Bauch selbst ausrupfen, um das Nest damit auszupolstern. Wo diese Dunen mehrmals weggenommen werden, rupft sich das arme Geschöpf am Bauche beinahe kahl. Zum 2. oder 3. Nestbau muß aber auch das Männchen mit seinen Dunen herhalten, welche es sich geduldig vom Weibchen ausrupfen läßt; dann aber entfernt sich das gerupfte Männchen unaufhaltsam aufs Meer und bekümmert sich nicht weiter ums Brutgeschäft. Die Dunen, welche zuerst entfernt werden, ehe darin gebrütet wurde, sind die wertvollsten; nach dem Brüten sind sie mit anderen Nestmaterialien vermischt, und müssen sorgfältig von Gras und Tang gereinigt werden, wobei der Tang wegen seiner krausen Ränder und lederartigen Beschaffenheit sich schwerer entfernen läßt, als Gras; deshalb sind auch die Grasdunen wertvoller als die Tangdunen. Das Nest einer Eiderente kann ungefähr 65 Gramm Dunen geben, es müssen deshalb reichlich 15 Nester ausgenommen werden, um 1 Kilo Dunen zu erlangen! — Uebrigens hat man sich bei dieser teuren Ware vor Betrug zu hüten, da nicht selten Gänse- und andere geringere Dunen darunter gemischt werden. — Aus den Bälgen, welche als Pelzwerk zugerichtet werden, machen die Grönländer und Europäer ihre schönsten und wärmsten Unterkleider, die man sehr hoch schätzt. Die Eier werden im Juni und Juli in großer Menge gesammelt, und so wie Hühnereier verwendet; selbst das Fleisch wird auf Grönland am meisten, statt anderer frischer Speisen, genossen, obgleich es thranig, nach andern fischähnlich, riechen und schmecken soll.

So zahm die Eiderente an den meisten Brüteplätzen ist, wo man sie gleichsam hegt und nie auf sie schießt, so scheu ist sie dagegen auf offenem Meer, wo sie ein annäherndes Fahrzeug nie schußrecht an sich kommen läßt. Sie verlangt einen tüchtigen Schuß mit grobem Hagel durch den dichten Federpelz, und hat ein so merkwürdig zähes Leben, daß sie sich noch immer durch Tauchen zu retten sucht, wenn der Schuß nicht augenblicklich tötete, in welchem Falle sie meistens für den Schützen verloren ist, weil sie sich an den Gewächsen auf dem Meergrunde festbeißt und so verendet.

Die Königs-Eiderente. Anas spectabilis, *Linné.*

Prachteiderente, Prachteidergans, Königsente. — Anas canadensis, *Edwards*; *L. cit.*; — Anas spectabilis, *L.* 1758—66; *Sparrmann* 1786; *Gm.*; *Lath.*; *Fabric.* 1793; *Naum.* 1844; — Anas freti-hudsonis, *Briss.*; — Anas Beringii, *Steller* 1774; *Lath.* 1790; — Somateria spectabilis, *Leach.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Das Männchen im Prachtkleide hat auf dem Hinterscheitel etwas verlängerte buschige Federn; der Oberkopf ist hellaschblau; die Wangen glänzend hellgrün; das Auge ist oben weiß, unten schwarz eingefaßt; der Schnabel ist von der Stirnbefiederung durch einen schwarzen Streif begrenzt; die seitliche Schneppe erstreckt sich bei weitem nicht bis unter die Naslöcher, und reicht nicht so weit nach vorn, als die Stirnschneppe und die Befiederung des Unterkiefers; Hals weiß; an der Kehle mit schwarzem V bezeichnet, dessen Spitze nach dem

Unterschnabel sieht; der Kropf ist sanft isabellfleischrötlich; der Oberrücken ist in einem spitzen Winkel nach hinten weiß; Brust, Bauch, Flügel und Unterrücken einfarbig tief schwarz; über den schwarzen Oberflügel erstreckt sich in die Quere ein großes weißes Feld; auf der Seite des Bürzels ist ein großer, querovaler weißer Fleck; der Schwanz ist braunschwarz. Die schwarzen Hinterschwingen sind schmal, zugespitzt, sichelartig über den Flügel herabgebogen. — Das Weibchen ist lebhaft (entenfarbig) rostbraun mit schwarzen Schaft- und Mondflecken; der Spiegel ist dunkelschokoladebraun, oben und unten schmal weiß begrenzt; die Tertiarschwingen sind ziemlich verlängert und schwach sichelförmig herabgebogen. Die männlichen Jungen sind viel düsterer, von oben meist dunkelbraun, das schwärzliche V an der Kehle schon bemerkbar. Die Federgrenze an den Zügeln erstreckt sich als dreieckiger Zwickel lange nicht unter das Nasenloch, auch nicht so weit als der sehr schmale Streif der Stirn und die Befiederung des Kinns vor. Der Schnabel ist kürzer und breiter als bei der Eiderente, hat beim Männchen im Hochzeitskleide hinten zwei, wie Kämme eines Hahns vorstehende Schnabelarme, die sich im Alter immer mehr ausbilden und zu einem größern Aufsatz anschwellen, namentlich in der Begattungszeit; die Farbe ist dann ein fleckenloses Zinnoberrot; die Farbe des Schnabels rötlichviolett, mehr rot; am Nagel gelblich hornbraun; beim jungen Männchen ist der Schnabel schwarz, nur am Schnabelhöcker gelbrot; das Weibchen hat keine hohen Schnabelarme und wenig Rot hinter dem Nagel. Das Auge ist klein, weit von der Stirn entfernt und liegt etwas hoch; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind in der Jugend rötlichgrauschwarz, werden später immer röter, so daß die alten Männchen im Frühjahr ganz rote Füße mit mattschwarzen Gelenken und Schwimmhäuten haben. Das Dunenjunge ist dem der Eiderente sehr ähnlich, jedoch von oben etwas heller und gelblichgrau.

Die Länge beträgt 53,8, die Flugbreite 85,5, Schwanzlänge 7,5, Schnabellänge von den Stirnfedern an 3,5, Lauf 4,3, die Mittelzehe samt Kralle 6,6 cm. Größe einer starken männlichen Hausente.

Die Prachtente bewohnt die arktischen Küsten, besonders Amerikas und Asiens, seltener Europas. Man findet sie brütend auf Grönland, Island, Spitzbergen, Novaja-Semlja, Nord-Sibirien, Neu-Sibirien. Von diesen hochnordischen Küstengebieten treibt sie das anwachsende Eis etwas südlicher, und sie erscheint dann in unserem Erdteil auf den Lofodden, an der norwegischen Küste, einzeln zuweilen an den schottischen Inseln, an der Südküste Finnlands, höchst selten in Nord-Deutschland. Auf Grönland ist sie gemein und soll daselbst fast ebenso häufig als die Eiderente sein, mit welcher sie übrigens in allem Wesentlichen übereinstimmt. — Sie unterscheidet sich durch kleinere Figur, das Schwarz des Oberkörpers, roten Schnabel und Füße hinlänglich von der Eiderente; ebenso die jungen Männchen und Weibchen durch ihre rötlichen Füße von andern ähnlichen Arten ziemlich leicht, wenn man auch andere unterscheidende Kennzeichen nicht streng in Betracht zieht.

Während der Begattungszeit geht sie noch höher nach dem Nordpol hinauf, als die Eiderente, und brütet sehr häufig auf Grönland, Spitzbergen, noch ziemlich häufig auf den Lofodden, aber selten noch tiefer als an der nordwestlichen Küste Norwegens und auf Island. Die 4 bis 5 Eier, welche man im Juni findet, stimmen mit denen der Eiderente überein, nur sind sie etwas kleiner. Sie messen 66 + 45 mm. Von den Eiern der A. Stelleri unterscheidet sie größere Breite. Am 6. Juni zog diese Ente an der Boganida (in der sibirischen Tundra) durch, am 16. Juni kamen sie am Taimyrfluß, 73³/₄ Grad an, denen bald große Schwärme nachfolgten. Am 25. Juni fand Middendorf dort ein Nest mit ganz frischen Eiern, und erst am 24. Juli stieß er auf kleine Flaumjunge. Der Lockton der Alten für ihre Jungen hält die Mitte zwischen Rabengekrächze und dem Quacken der Frösche. Um den 11. Juli herum flogen am Taimyr kleine Schwärme von 3—14 Stück hin und her, welche Middendorf ihrer schlichten Tracht wegen für Weibchen hielt, es waren aber — bei näherer Untersuchung — abgesonderte Männchen. — Die Dunen der Prachtente sind ebenso fein wie Eiderdunen, etwas dunkler von Farbe, aber in ihrer hochnordischen Heimat befassen sich die Einwohner nicht mit dem Sammeln der Federn, sondern begnügen sich, die erlegten Enten zu töten, denselben die Häute abzuziehen, die Konturfedern auszurupfen, die Dunen stehen zu lassen und endlich die Häute zu gerben, um sich vorzügliche erwärmende Hemden davon zusammenzunähen, welche mit der Dunenseite auf dem bloßen Leib getragen werden.

Die Grönländer erlegen sie mit ihren Wurfspießen und Pfeilen auf folgende Art: Während der Mauser, wenn diese Enten durch Verlust der Schwingen flugunfähig sind, wird ein Schwarm auf dem Meere mit ihren leichten Booten umzingelt und so vorsichtig als möglich eingeschlossen; wenn sie nun nahe sind, erheben sie plötzlich ein lautes Geschrei, worüber die Enten erschrecken und sogleich untertauchen. Jetzt rudern jene schnell herbei, während die Vögel, über die unerwartete Nähe der Menschen erschrocken, wiederholt untertauchen, bis sie ermüdet werden und

mit den Waffen oder gar mit dem Ruder zu erreichen sind, indem die Stelle, wo die Ente auftaucht, an den kurz vorher emporsteigenden Luftblasen sich bemerklich macht. Von allen Wasservögeln soll die Königsente — nach Faber — am besten und längsten tauchen, nämlich bis zu 8 Minuten. Holböll dagegen nimmt nur 4—6 Minuten an. Dazu bemerkt A. Brehm: Ich sahe sie nie so lange tauchen, sondern habe vielmehr gefunden, daß sie in der Regel nach $1^1/_2$, höchstens 2 Minuten wieder an der Oberfläche des Wassers erscheint. Acht Minuten unter Wasser ist jedenfalls irrtümliche Schätzung. Siehe auch diese Fähigkeit in der Familienbeschreibung der Seetaucher.

Fünfte Familie: Säger, Mergus, *Linné* 1735.

Merganser, *Briss.* 1760; *Leach* 1816; — Mergellus, *Selby* 1840; — Lophodyptes, *Reichb.* 1853.

Sie gleichen in Gestalt und Bau den eigentlichen Enten, ihr Schnabel ist aber länger, viel schmäler und höher und hat an den Rändern spitzige Zähne. — Der lange oder mittellange, gerade, schlanke, vorn dünne Schnabel hat einen übergebogenen Nagel, welcher schnell und scharfrandig als ein großer Haken sich weit über den kleinen abgerundeten Nagel des Unterschnabels herabkrümmt; von den Naslöchern, welche nicht ganz in der Mitte liegen, bis zum Nagel je eine enge scharfe Furche; am Rande beider Kinnladen eine Reihe spitziger, sägeförmiger, rückwärts gerichteter Zähne; im Oberschnabel jederseits eine Doppelreihe, zwischen welche die einfache Zahnreihe des Unterschnabels eingreift; die Zunge bei weitem nicht so breit und fleischig als bei den Enten, sondern dem Schnabel angemessen schmal und lanzettförmig zugespitzt; bei Albellus etwas breiter. Die Füße wie bei den Tauchenten; die Läufe vorn quergetäfelt; die drei schlanken Vorderzehen durch zwei volle Schwimmhäute verbunden; die innere auf der freien Seite der Länge nach mit einem Hautlappen besetzt; die kurze, schwächliche Hinterzehe etwas höher gestellt als bei jenen, ihre Sohle zu einem senkrechten breiten Hautlappen zusammengedrückt; Flügel mittelmäßig, kaum oder nicht länger als bei den meisten Enten, sehr spitz; die 1. und 2. Schwinge die längste; die zweite Ordnung einen Spiegel bildend; der Schwanz 16- bis 18fedrig. Das kleine Gefieder ist dicht, knapper anliegend und derber anzufühlen, als bei den Enten, am Kopfe zart und buschig. Die Gestalt ist ganz entenartig, nur der Kopf wegen viel niederer Stirn und schmälerem Schnabel scharben- oder taucherartiger; der Rumpf ist fast so schlank als bei den Süßwasser-Enten. Die Männchen haben ein doppeltes Kleid und nähern sich im Sommerkleid dem des Weibchens, welchem auch die Jungen ähneln.

Der innere Bau stimmt mit dem der Enten überein.

Es sind lebhafte, vorsichtige und scheue Vögel, welche die Gesellschaft ihresgleichen lieben, den Norden der Erde bewohnen, in der kältern Jahreszeit aber südlicher wandern und gern den Flüssen nachziehen. Sie tauchen vortrefflich, auch durch Oeffnungen unter das Eis, welche sie beim Auftauchen genau wieder treffen, fressen vorzugsweise Fische und legen Eier, ähnlich denen der Enten. — Von etwa 10 bekannten Arten hier beschrieben: 3 Arten.

Der Große Säger. Mergus merganser, *Linné.*

Taf. 36, Fig. 5 Männchen; Fig. 6 Weibchen.

Gemeiner Säger, Gänsesäger, Tauchgans, Meerrache, Straußtaucher, Gezopfter Kneifer, Biberente, Muschelkönig, Wieselkopf; bei den Isländern: Toppönd (Zopfente). — Merganser, alte Autoren; *L. cit.*; Mergus merganser, *L.* 1758—66; *Fabric.*; *Pall.*; *Oedmann* 1785; *Lath.*; *Bechst.*; *Wils.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1844; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — M. rubricapillus, *Brünn.* 1764; *Gm.*; — M. castor, Weibchen, *L.* 1766; *Gm.*; *Bp.*; *K. & Blas.* 1840; *Gray* 1871; — M. gulo, Weibchen; *Scop.* 1769; — M. orientalis, *Gould* 1845.

Kennzeichen. Der Schnabel so lang als die Innenzehe, der seitliche Befiederungszwickel des Oberkiefers bildet einen kurzen stumpfen Winkel und der des Unterkiefers reicht fast so weit vor, als jener, daher viel weiter, als die Spitze der Horndecke neben der Stirn zurücktritt. Der Spiegel ist weiß, selten mit einem schwachen Ansatz einer grauen Querbinde durchzogen. Die schwarzgrüne oder rostbraune Färbung des Kopfes geht bis auf die Mitte des Halses herab, also merklich weiter als beim Langschnabel-Säger, Unterhals und Oberbrust weiß, oder grauweiß ohne Braun. Schnabel und Füße sind rot. Schwanz 18fedrig.

Länge gegen 7 dcm, Flugbreite fast 1 m, Flügellänge 27,5 cm, Schwanz 7 cm, Schnabel 5,8 cm, Lauf 4,5 cm, die Mittelzehe samt Kralle 6,8 cm. Größe einer starken männlichen Hausente.

Beschreibung. Das Männchen im Prachtkleide hat auf dem Kopf eine buschige Holle; Kopf und Oberhals sind tief schwarz mit grünem Schiller; das Uebrige des Halses samt dem ganzen Unterkörper und einem breiten Streif längs der Schulter über dem Flügel weiß mit lieblicher Aurorafarbe angehaucht, am deutlichsten am Unterrumpf; der Oberrücken nebst der größeren Hälfte der hintern Schulterpartie samtschwarz; Unterrücken samt Schwanz schiefergraublau; die Wurzel des Flügels nebst dessen Kante ist schieferschwarz; der Ober- und Mittelflügel samt Spiegel rein weiß; der Vorderflügel ist schwarz; die mittlern Hinterschwingen sind etwas verlängert, die drei vordern neben dem Spiegel weiß mit samtschwarzem Saum, die letztern beinahe ganz schwarz. Das Sommerkleid zeigt am Hinterkopf dichte buschige, unter dem Genick wenig abgesetzte Federn, also eine Art Doppelholle; Kopf und Oberhals sind rostbraun; Zügel und Grenze des Rostbraun am Oberhals braunschwarz; der untere Vorderhals und ganze Unterkörper rein weiß; der Kropf und die Tragfedern hellschiefergrau, heller geschuppt; Oberrücken, Schultern und Schwanz schieferschwarz; der Bürzel etwas heller. Das Weibchen sieht dem Männchen im Sommerkleide ähnlich, hat aber einen dunkelaschgrauen Oberflügel; durch den weißen Spiegel geht ein hellgrauer Querstreif; das Schieferblau des Körpers ist heller; auf dem Hinterkopf befindet sich ein deutlicher zweiteiliger Schopf, welcher bei jüngern Individuen kürzer und sogar nur einfach ist. — Die Jungen sehen dem Weibchen ähnlich, nur ist der männliche Vogel allzeit etwas größer und hat um den Hals einen schwarzen Ring oder doch eine Spur davon; auch ist auf den Flügeln schon etwas mehr Weiß. — Im Dunenkleid ist Scheitel und Genick dunkelrostbraun; alle obern Teile sind dunkelbraun; Kehle, Wangen, Gurgel, der Unterrumpf, ein Fleck auf den Flügeln, ein anderer in den Weichen und einer neben dem Bürzel rein weiß. Von den Schläfen zieht ein breiter, hellrostfarbiger Streif an den Seiten des Halses herab, ein gerader weißer Streif vom Schnabel unter dem Auge hin. Das Schnäbelchen und die Füße sind blaß rotbläulich gefärbt; die Augensterne braungrau. Die Dunenkleider von Merganser und Serrator sind in der Farbe kaum zu unterscheiden und leicht zu verwechseln. Zählt man bei Merganser von der Schnabelspitze bis zum Vorderrande der Naslöcher, so erhält man 13, bei Serrator dagegen bis zu derselben Stelle 17—18 Zähne. (Ornis 1886, 285, *Meves.*)

Der schlanke schmale Schnabel ist glänzend hochrot, bei jüngern Vögeln heller; das Auge ist nußbraun; die Füße sind glühend gelbrot, bei jungen Vögeln mehr orangerot.

Vom hohen Norden, bis zum 54. Grad nördlicher Breite abwärts, in einzelnen Fällen selbst noch tiefer in die gemäßigte Zone herab, bewohnt er Europa, Asien bis China und Japan und Nord-Amerika. In Asien besonders häufig auf dem Baikalsee, auch als Brutvogel, und wenn sich derselbe gegen Ende des Dezember mit Eis überzieht, entfernen sich viele nach dem Fluß Angara, welcher auf der Weite von 10—12 Werst von seinem Ausfluß aus dem See nicht zufriert. Von Grönland, Island, den Orkaden und Hebriden kommt er gegen den Winter an die Küsten der britischen Inseln, bis Holland, Dänemark, Deutschland, Frankreich und in die Schweiz. Unter den drei europäischen Sägerarten ist er in Deutschland die gemeinste, obwohl gerade nicht häufig vorkommend. Zu uns kommt er fast alle Winter vom November bis in den Februar auf den Bodensee, die Donau, den Neckar und andere Flüsse. — An den schwedischen und dänischen Küsten erscheinen sie familienweise schon im September, und auf der Ostsee versammeln sich allmählich gewaltige Scharen, welche ihren Rückzug im Frühjahr beginnen. Ihre Wanderungen machen sie gewöhnlich des Nachts, wenn sie Eile haben auch am Tage, wobei sie sehr hoch in einer oder zwei schrägen Linien fliegen, die vorn im spitzen Winkel vereint sind. Er dringt vom Meer aus durch die Flußmündungen bis tief in die Länder ein, und da solche auch in strengen Wintern noch offene Stellen haben, so sind es vorzugsweise solche, die ihm einen Winteraufenthalt gewähren, wenn er sich zu weit vom Meer entfernt hat.

So häufig man den großen Säger an den Meeresküsten, neben Inseln und Landengen trifft, so gibt er doch dem fließenden süßen Wasser vor dem salzigen den Vorzug. Er wohnt gern da, wo die Ufer mit Bäumen und Gebüsch bewachsen und von Waldungen umgeben sind, nimmt aber auch mit kahlen felsigen Ufern vorlieb, oder mit solchen, die in schilfigen Sumpf verlaufen, wenn sie nur freie tiefe Stellen mit klarem Wasser haben und von reichlicher Fischbrut belebt sind.

Ausnahmsweise kommt der große Säger auf dem deutschen Festlande unfern der Ostseeküsten hin und wieder brütend vor; ja er wurde einigemal schon an dem Bodensee und in der Schweiz nistend angetroffen. In der Neuzeit wird im Wien. Ver. 1884, Nr. 6, ein Fall mitgeteilt, daß dieser Säger auf dem Urbasflusse (bei Banjaluka in Bosnien) als Brutvogel gefunden worden ist. Das Nest sitzt an verschiedenen Orten, bald in einer Vertiefung des Bodens unter Pflanzen und Gesträuch versteckt; bald zwischen Baumstämmen; in Steinhaufen; zwischen Zerklüftungen höherer Felsen; in einer Baumhöhle, selbst bis zu 9 Meter Höhe vom Boden; auf Weidenköpfen; sogar in alten Raubvogel- und Krähennestern auf hohen Bäumen. Er nistet lieber in der Höhe als auf dem Boden. Ebenso findet man das Nest bald dicht am Ufer, bald viertel- und halbstundenweit von demselben entfernt; oft mitten im Hochwalde. Bei den Karelen, welche die finnische Küste des bottnischen Meerbusens bewohnen, ist es allgemein Gebrauch, für sie Nistkästen an den dem Wasser nahestehenden Bäumen aufzuhängen, um ihnen einen Teil der ge-

legten Eier abnehmen zu können. Diese Kästen haben eine Oeffnung zum Aus- und Einschlüpfen des Vogels, auch eine besondere Klappe zum Wegnehmen der Eier und werden nicht nur vom großen und mittlern Säger, sondern auch von manchen dort vorkommenden Entenarten sehr gern zum Nisten benutzt. Ein Gelege besteht aus 8, 10—15 Eiern, und kann durch planmäßiges Wegnehmen auf 30—40 Stück gesteigert werden. Vom Weibchen wird das Nest mit Dunen ausgefüttert und die Brut, wie bei andern Enten, allein besorgt. An Größe und Gestalt sehen die Eier denen recht großer Hausenten ähnlich, aber ihre Färbung ist immer düsterer. Sie sind 7,3 cm lang und 5 cm breit, eiförmig, feinkörnig, aber wenig glänzend, schmutzig blaß olivengrün. Die Maße märkischer Eier: 68,2 + 47,3 mm.

Der Säger im Prachtkleide ist ein schönes stattliches Geschöpf und eine wahre Zierde für die Gewässer, welche er bewohnt, nur schade, daß er so scheu ist und sich nicht in der Nähe beobachten läßt. Er kann gut und unter Umständen äußerst rasch schwimmen und sehr fertig, beinahe geräuschlos tauchen, wobei er oft zwei Minuten unter Wasser bleibt und 60—100 Schritte weit unter demselben fortschießt, mit einer Geschwindigkeit, daß man eher einen pfeilschnell dahinschießenden Fisch zu sehen glaubt. Daß aber ein Säger bis 9 Minuten unter Wasser sein könne, beruht offenbar auf irriger Schätzung. Siehe auch bei der Königsente. Er taucht auch in Oeffnungen zwischen dem Eis, schießt unter dieses, trifft aber beim Auftauchen genau jene Stelle wieder, wenn sie auch nur von unbedeutendem Umfange ist; ein Beweis, daß er auch unter dem Wasser sehr gut sehen kann. Der Flug ist entenartig, mit einem pfeifenden Flügelschlag, fast wie bei der Stockente, verbunden. Das Niederlassen aufs Wasser ist gewöhnlich ein Herabschießen, dem meist ein kurzes Tauchen folgt. Die Stimme ist ein eigentümlich tönendes Knarren, welches nach A. Brehm am besten mit dem Klange einer Maultrommel verglichen werden mag, besonders wenn das „karr" und „körr" von vielen zusammenklingt.

Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen, von der Länge eines Fingers bis zu der einer Hand; aus Wasserkäfern, Larven, auch Regenwürmern und Fröschen. Wenn ihrer mehrere zusammen fischen, sieht man sie fast alle gleichzeitig untertauchen, jedes Individuum seine Beute verfolgen, derselben nachjagen, und dann zerstreut auf der Oberfläche wieder erscheinen, um wieder zusammenzuschwimmen und die Jagd von neuem zu beginnen, bis sie gesättigt oder die Fische zersprengt sind. Durch dies gemeinsame Untertauchen der Säger und Durcheinanderjagen der Fische werden diese erschreckt und verwirrt, und dadurch auch leichter gefangen, als wenn die Jagd nur von einzelnen Individuen betrieben würde. In der Gefangenschaft wird er mit Fischen und Fröschen unterhalten, dauert aber gewöhnlich in engem Gewahrsam nicht lange aus; besser geht dies, wo man ihm mehr Freiheit gewähren kann, wie in Tiergärten oder auf Weihern, wobei sich das Uebergittern der Wasserbehälter oder das Lähmen der Flugkraft von selbst versteht. Die Jungen sind dagegen leichter zu gewöhnen, benehmen sich anfänglich wie die jungen Enten, zeigen aber bald ein lebhafteres Betragen, werden übrigens gefüttert wie jene, nur mit weit mehr Zusatz von animalischen Stoffen, besonders Fischchen oder Fleischstoffen.

Sie sind sehr vorsichtig und scheu, und lassen sich nur schwer beschleichen. Wegen des dichten Federbalges verlangen sie einen tüchtigen Schuß, und wenn sie nicht gut getroffen sind, gehen sie für den Schützen meistens verloren, weil sie, wie fast alle Schwimmvögel, ihre letzten Lebenskräfte zum Tauchen anwenden, an einer weit entfernten Stelle auftauchen und nur noch den Schnabel bis über die Augen außerhalb des Wassers sehen lassen, um zu atmen, von neuem tauchen und nach einer andern Stelle schwimmen, so daß der sie verfolgende Schütze nicht mehr weiß, wo sie hingekommen. Können sie sich, todwund, nicht weiter retten, so beißen sie sich auf dem Grunde fest und verenden daselbst. — Die Eier werden gegessen, das Fett und die Federn gebraucht; aus den Bälgen macht man teure Pelzwerke; das Fleisch aber schmeckt schlecht.

Der Mittelsäger. Mergus serrator, *Linné.*

Taf. 36, Fig. 7 Männchen.

Langschnäbliger Säger, Rotbrüstiger Säger, Sägtaucher, Gezopfter Meerrachen oder Seerachen, Taucherkibitz. — Anas longirostra, *Gesn.*; *Aldr.*; — Mergus cirrhatus fuscus, *Will. et Ray*; *L. cit.* — M. serrator, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1844; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886. — Merganser cristatus, *Briss.*; — Mergus cristatus, *Brünnich.*

Kennzeichen. Die seitliche Befiederung des Oberkiefers bildet einen längern spitzen Winkel und der noch spitzigere Zwickel des Unterkiefers reicht lange nicht so weit vor. Der Spiegel weiß mit vollkommen ausgeprägter schwarzer Querbinde durchzogen, eine zweite schwarze Binde trennt ihn von den obern Deckfedern. Das Schwarzgrün oder Rotbraun des Kopfes nimmt nur etwa ein Drittel des Oberhalses ein; Unterhals und Oberbrust rostbraun gefleckt

mit dunkeln Schäften; Schnabel rot; Füße gelbrot. Der lange schwache Schnabel ist stets etwas länger als die Innenzehe. Schwanz 18fedrig.

Länge 54,5 cm, Breite 82,5 cm, Flügel 24 cm, Schwanz 8 cm, Schnabel vom Mundwinkel an über 7 cm, Lauf 4,5 cm, Mittelzehe samt Kralle 8,8 cm. Größe der Stockente.

Beschreibung. Prachtkleid des Männchens: Im Genick steht ein mehrere Centimeter langer zweiteiliger Federbusch nach hinten gelegt, der aber auch strahlig ausgebreitet werden kann; Kopf und etwas vom Oberhals schwarzgrün; dann folgt ein circa 5 cm breiter weißer Halsring; der Unterhals samt Kropf ist rostfarbig, braunschwarz gefleckt; der übrige Unterkörper weiß; Tragfedern, Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecken sehen aschgrau aus; Oberrücken und Schultern sind tiefschwarz; längs des Flügels ein weißes Feld; der zusammengelegte Flügel ist weiß mit mehreren Querstreifen; die hintern, an den Spiegel anstoßenden Sekundarschwingen weiß mit schwarzen Außenkanten. An den Schultern, beim Flügelbug, ist eine Partie großer Federn, welche weiß und scharf schwarz eingerahmt sind. Die großen Schwingen sind tief braunschwarz; der Schwanz matt braunschwarz. Im Sommerkleid ist der zweiteilige Federschopf kürzer; Kopf und Oberhals lebhaft rostbraun, Scheitel und Nacken dunkler; Rücken und Tragfedern schiefergrau, letztere lichter gekantet. Vorderhals und Kropf weiß, aschgrau gewölkt. Die kleinen und mittlern Flügeldeckfedern schiefergrau; bei ältern Individuen die letztern mit weißen Federn untermischt; der Spiegel wie im vorigen Kleide. Das alte Weibchen hat eine doppelte Holle, einen Federbüschel im Genick, den andern dicht unter demselben; das Gefieder ähnelt dem Männchen im Sommerkleide, ist aber braungrau und nicht schiefergrau. Ebenso ist das Jugendkleid, aber mehr grau als braun. Das Dunenkleid ähnlich wie bei Merganser. Das unterscheidende Merkmal (von *Meves*) siehe daselbst.

Der Schnabel ist lang und schwach, so daß er in der Ferne, flüchtig betrachtet, etwas Aehnlichkeit mit einem Schnepfenschnabel hat; er ist meist gerade, manchmal auch mit sanftem Aufschwung, walzenförmig, gezähnelt, zinnoberrot, mit einem schmalen schwarzen Streif längs der Firste; bei jungen Vögeln nur matt gelbrot; die Iris ist rotgelb, beim Weibchen gelbbraun; die Füße sind feurig mennigerot, bei Jungen gelbrot.

Der Aufenthalt des Mittelsägers ist in denselben Ländern wie bei dem Großen Säger und er ist dort meist häufiger, in Deutschland aber seltener.

Er nistet bis zum 70. Breitengrade, auch scheint der nördliche Polarkreis der alten und neuen Welt den Mittelpunkt der Gegenden zu durchziehen, wo er in größter Anzahl brütet. Von der skandinavischen Halbinsel, wo er noch häufig nistet, kommt er bis zu den dänischen Küsten und Inseln; einzeln brütet er in Norddeutschland, zuweilen im östlichen Holstein, auf den Seen Mecklenburgs und Pommerns, in Preußen, und dürfte noch weiter südlich bis in die Gewässer der Mark Brandenburg herabgehen.

Im Mai, im höhern Norden auch erst im Juni, findet man in einem kunstlosen, locker geflochtenen Neste von Schilf, Reiserchen, Laub, dürren Stengeln und Halmen, welches an ähnlichen Orten wie das der Stockente steht, bald im Schilf, Gesträuch, bald in einer Baumhöhle, oder auch auf einem Waldbaum, 9 — 12, selten 14 Eier, von einer meistens etwas schlanken, gestreckten Form, ziemlich starker, feinkörniger Schale mit wenig Glanz, und lichtgraugelblicher, wenig ins Olivengrünliche spielender Farbe, welche 6,3 cm lang und 4,4 cm breit sind.

Die Mutter führt ihre Dunenjungen gleich aufs Wasser, die auf Bäumen ausgebrüteten trägt sie im Schnabel dahin, pflegt sie mit Sorgfalt, warnt sie bei Gefahren, und ruft sie mit einem schnarrenden Ton zusammen, wenn sie durch ein Mißgeschick zersprengt wurden. Später begleitet sie ihre Nachkommenschaft auf das Meer und auf die Südreise, daher die kleinen Reisegesellschaften meist aus grauen Vögeln bestehen, weil sich nur sehr selten der Vater vor dem Winter zur Familie gesellt, und die alten Männchen einzeln herumschwärmen.

In der Ferne hat diese Art so große Aehnlichkeit mit dem großen Säger, daß nur der Kenner sie an der kleinern und schlankern Gestalt erkennt. Haltung, Gang und Flug sind entenartig, letzterer von einem nicht weit vernehmbaren pfeifenden Zischen begleitet; im Schwimmen gleichen sie den Tauchern, da der Rumpf tief in die Wasserfläche gesenkt ist. Sie tauchen äußerst fertig und ausdauernd, durchstürmen das Wasser, schnell wie die Raubfische, nach allen Richtungen unter der Fläche und jagen den fliehenden Fischen bis in ihre Schlupfwinkel nach. Die Stimme ist ein gellendes schnarrendes „körrr", das meistens im Fluge und häufiger vom Weibchen als vom Männchen vernommen wird. An seinen hochnordischen Brutplätzen, wo er nicht verfolgt wird, ist er ziemlich zutraulich; bei uns scheu, vorsichtig und mißtrauisch, entweicht so lange als möglich tauchend, zuletzt fliegend; kehrt aber gern auf die erste Stelle zurück, wo ihm der Schütze, gut verborgen, auflauern kann.

Der Zwergsäger. Mergus albellus, *Linné.*

Taf. 36, Fig. 8 Männchen, Fig. 9 Weibchen.

Weißer Säger, Ungarische Tauchente, Rheintaucher, Elstertaucher, Eiskönig, Mercher, Wieselentchen, Nonneli. — Mergus rhenanus, *Gesn.* und andere alte Autoren; — M. mustelaris, Weib., *Gesn.*; — Albellus aquaticus, *Aldr.*; — Merg. tinus, *Hasselq.* 1757; *L.* sämtl. *cit.*; — M. albellus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1844; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — M. stellatus, *Briss.*; — M. albulus, et pannonicus, *Scop.* 1869; — Mergellus albellus, *Selby* 1840.

Kennzeichen. Der Schnabel ist bedeutend kürzer als die Innenzehe; die Federzwickel am Oberkiefer sehr abgerundet und kurz; der des Unterkiefers ist klein und noch kürzer. Der Spiegel ist schwarz, oben und unten mit weißer Binde begrenzt, Gurgel rein weiß; Schnabel und Füße sind bleifarbig, die Schwimmhäute schwarz; Schwanz 16fedrig.

Länge 40,5 cm, Flugbreite 70,5 cm, Schwanzlänge 6,5 cm, Schnabel von der Stirn 3 cm, vom Mundwinkel 4,4 cm, Lauf 3,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 5,4 cm. Nur wenig größer als die Knäckente.

Beschreibung. Das Prachtkleid des Männchens zeigt viel blendend reines Weiß, von tiefschwarzer, scharfer Zeichnung gehoben; auf dem Scheitel steht eine Holle, die sich in schönem Bogen über das Genick hinab biegt. Kopf, Hals, Brust und der ganze Unterkörper sind blendend weiß; vom Zügel nach dem Auge steht ein schwarzer Fleck, das Auge noch einschließend; ein anderer ovaler, schwarzer Längsfleck neben dem Genick sich wie ein V vereinigend; auf den Kropfseiten sind zwei schwarze scharf gezeichnete, schwach halbmondförmig gebogene Streifen; die Tragfedern und Brustseiten sind lichtgrau; der größte Teil der Schulterpartie ist blendend weiß, längs dem Flügel mit einem schmalen samtschwarzen Streif scharf begrenzt; der Rücken ist tief schwarz, nach hinten braunschwarz; der Bürzel und die obere Schwanzdecke samt dem aus 16, oft auch aus 18 Federn bestehenden Schwanz schieferschwarz, aschgrau bepudert. Die obern Flügeldeckfedern bilden ein rein weißes Feld, dann folgt eine schwarze Querbinde, von welcher der schwarze Spiegel durch ein weißes Bändchen getrennt ist; nach unten hat der Spiegel wieder ein weißes Endbändchen; die großen Schwingen samt ihren Deckfedern braunschwarz. Im Sommerkleid steht auf dem Kopf eine Holle, aber weit nicht so lang als im Prachtkleid; Kopf, Nacken und Hinterhals sind kastanienbraun, nach hinten dunkler werdend; Zügel und Schläfe schwarz, letztere weiß gestrichelt; Kinn, Kehle und Oberhals weiß; von da ab über den Rücken, die Brustseiten samt Tragfedern, Bürzel und Schwanz schieferschwarz, auf der Schulterpartie am lichtesten, auf dem Rücken und längs des Flügels am dunkelsten, in Schwarz übergehend; auf den Kropfseiten steht ein halbmondförmiges dunkles Band; vor dem Flügelbug stehen weiß und schwarzgefleckte Federn. Der Flügel ist wie im Prachtkleid, nur die hintere Flügelspitze ist rauchschwarz. Die Mitte des Unterkörpers vom Kropf an ist weiß. Das Weibchen trägt ein ähnliches Kleid; vor dem Flügelbug stehen aber keine weiß und schwarz gefleckte Federn; der Oberflügel ist grauschwarz mit einem weißlichen Felde. Die Holle auf dem Kopfe ist viel kürzer. Auch ist es, wie überhaupt alle weiblichen Enten, kleiner als das Männchen.

Mit der vorhergehenden Art verglichen, ist der Schnabel klein und kurz, obgleich er an Höhe und Breite demselben nichts nachgiebt, mit weniger vortretenden Zähnen; er ist bald gerade, bald mit sanftem Aufschwung; die Farbe ist ein lichtes Blaugrau, der Nagel dunkler; die Iris bei alten Männchen perlfarbig, bei jungen braungrau, bei Weibchen dunkelnußbraun; die Füße hell bleiblau mit schwärzlichen Gelenken und Schwimmhäuten.

Sein Aufenthalt ist vorzugsweise im Nordosten Europas und in Asien bis Nord-China und Japan. Er ist nicht auf Island, selten im oberen Norwegen, gemein im europäischen und asiatischen Rußland unterhalb und in der Nähe des Polarkreises; ebenso auch im nördlichen Amerika. Im Winter zieht er südlicher und kommt in unserm Erdteil auf das Schwarze Meer, in die Türkei und nach Griechenland, Polen, Ungarn, Deutschland, in die Schweiz und nach Frankreich. In Holland und England ist er selten, in Dänemark und Schweden nicht häufig. — Zu uns kommt er alle Winter auf den Bodensee und andere Gewässer, häufiger auf den Rhein und Main.

In der Art zu nisten gleicht er der Stockente. Die 6—10 Eier findet man im Juni; sie haben eine sehr gestreckte Form, sind ziemlich dünnschalig, glatt und glänzend, von gelblichweißer Farbe, 4,6 cm lang und 3,1 cm breit. Nach Middendorf brütet er häufig im ganzen Stanowoi-Gebirge (Nordost-Asien), auf dessen Westabdachung er am 3. Mai eintraf. Auf der großen Schantar-Insel wurden am 9. August nicht nur Flaumjunge, sondern auch solche mit entwickelten Steuerfedern geschossen. Im folgenden Jahr gab es bei Udskoi-Ostrog schon am 20. Juni mittelwüchsige Junge.

Von den ihnen in der Ferne ähnelnden Schellenten unterscheiden sich diese kleinen Säger durch kleinere Figur, spitzern Kopf mit mehr Weiß; fliegend durch schlankern Rumpf, längern Hals und schmälere Flügelspitzen. Ihr Flug ist schnell und geräuschlos; dem Niederlassen aufs Wasser folgt gewöhnlich ein kurzes Tauchen. Sie sind außerordentlich lebhaft, vorsichtig und

scheu und daher schwer zu beschleichen; der Schütze darf sich nur sehr behutsam und unter dem Winde nähern, wenn er einen sichern Schuß anbringen will. Sie retten sich vorerst durch Tauchen, das sie so lange fortsetzen, bis sie außer Schußweite sind, und fliegen dann erst fort; sie haben aber das Eigentümliche, daß sie später gern wieder auf den ersten Platz zurückkehren. — Ihre Stimme ist ein kurzer, knarrender Ton. — Sehr merkwürdig ist die Anhänglichkeit der kleinen Säger zu der gemeinen Schellente, A. clangula, die so weit geht, daß man kleine Flüge selten ohne eine oder einige Schellenten in ihrer Mitte sieht.

V. Abteilung. **Taucherartige Schwimmvögel**, Urinatores.

Der Schnabel ist hart, mit ritzartigen, bei den meisten verschließbaren Nasenlöchern; die Füße stehen weit hinten an dem gestreckten, knapp befiederten Körper, sind kurz, sehr zusammengedrückt, deshalb vorn und hinten schmal wie ein Messerrücken; der Schwanz ist kurz oder fehlt; der Kopf hinten an den Seiten zusammengedrückt und mit starker Muskellage bedeckt; die Luftröhre nicht, wie bei den entenartigen Vögeln, ausgezeichnet. Alle Taucher schwimmen mit tief eingesenktem Körper sehr gut und tauchen mit offenen Augen vortrefflich, gehen aber schlecht und fliegen größtenteils ungern, sind nach dem Geschlechte etwas in der Größe verschieden (die Weibchen sind kleiner), nicht aber in der Farbe. Sie haben eine Doppelmauser, deshalb ein einfaches Herbstkleid und ein schöneres Frühjahr-(Hochzeit-)kleid. Das Gefieder bei den meisten dicht und pelzartig. Die Hauptfarben bilden schwarz und weiß, gehoben noch durch Rostfarbe. — Gray zählt in seiner „Hand-List 1871“ gegen 90 Arten, welche in 32 Gruppen untergebracht sind. Für Deutschland sind 16 Arten zu verzeichnen, welche wir in 4 Familien unterbringen, diese aber in 2 Klassen einreihen.

1. Klasse: **Fußtaucher**, Podicipidae, *Vigors* 1825.

Sie haben einen sehr gestreckten Rumpf, ganz zusammengedrückte, weit gegen den Hintern angesetzte, seitlich ungemein breite, vorn und hinten sehr schmale Läufe mit ziemlich langen Zehen. Am Kniegelenk ragt die Knochenspitze der großen Röhre etwas hervor, und sie sind durch diese besondere Einrichtung sehr kräftigen und anhaltenden Tauchschwimmens fähig. Die Hinterzehe hat einen nach unten gerichteten Hautsaum; die Außenzehe ist am längsten, dann folgt erst die mittlere; die innere ist am kürzesten. Sie tauchen mit fest an den Leib geklemmten Flügeln und rudern dabei lediglich mit den Füßen. — 2 Familien mit 8 Arten.

Erste Familie: **Lappentaucher**, Colymbus, *Linné* 1735.

Gm. 1788; *Ill.* 1811; — Podiceps*), *Lath.* 1790; — Lophaythia, et Pedeaythia, *Kaup* 1829. — *) Nach Prof. Sundevall ist „Podiceps“ ein verstümmelter Name und müßte „Podicipes“ korrigiert werden. Für die Lappentaucher besteht der Name „Colymbus“ seit uralter Zeit, denn schon bei Aristoteles und Plinius trugen sie diesen Namen. Daher ist der Familiennamen, den ihnen Linné gab, zu belassen. Die nördlichen Arten, welche in der Familie „Eudytes“ beschrieben sind, waren den Griechen und Römern gar nicht bekannt, und sehr wenig unsern „alten Autoren“. (Ornis 1886, 347.)

Bei den Lappentauchern ist der Leib breit und platt, der Hals dünn, der Kopf klein und gestreckt, so daß derselbe etwas Schlangenartiges hat, wenn der untergetauchte Vogel den Kopf über das Wasser streckt. Der Schnabel ist schmal, mäßig lang, mit etwas eingezogenen, sehr scharfen Schneiden, deren untere nur wenig in die obere eingreift; die schmalen Nasenlöcher fast in der Schnabelmitte und durchsichtig. Die Zunge lang und pfriemenförmig, hinten schwach gezähnelt; die Zügel nackt; die Füße stehen ganz hinten, die Läufe sind sehr stark zusammengedrückt, seitlich getäfelt, vorn mit einfacher und hinten mit doppelter Leiste von scharf vortretenden Schuppen besetzt, wodurch eine scharfe, dornige Kante entsteht; die Hinterzehe ist klein und behäutet; die drei Vorderzehen sind bis zum ersten Gelenk durch eine Spannhaut verbunden, sonst mit Schwimmlappen, die einen gefranzten Rand haben, versehen, also ihrem größten Teile nach gespalten; Lappen und Zehen sind ebenfalls getäfelt; die Nägel sind platt, sehr breit, ebenso lang und nicht gewölbt; der Vorderrand des Nagels der Mittelzehe gezähnelt. Der Schwanz fehlt gänzlich, statt dessen steht ein kleiner, pinselartiger Büschel zerschlissener Federn. Das Gefieder ist sehr dicht, ein dicker Federpelz, und hat einen Atlasglanz; am Kopf haben sie im Prachtkleid eigen-

tümliche Federzierden, z. B. Backen- und Kehlkragen, auf dem Kopf einen zweiteiligen Federbusch u. s. w. Ihre Flügel sind kurz und schmal, mit langen Armknochen und ziemlich schwachen Schwingen, von denen 11 auf die erste Ordnung kommen; die 2. Schwinge die längste, aber nur wenig länger als die 1. und 3., sind aber von den Schulterfedern überragt. — Von der nächstfolgenden Familie Eudytes sind sie leicht zu unterscheiden, denn diese haben ganze Schwimmhäute, die Lappentaucher nur belappte Zehen.

Sie leben in der warmen und gemäßigten Zone und gehen nicht sehr hoch nach dem Norden. Ihren Aufenthalt haben sie auf stehenden Gewässern, Teichen, Seen, wasserreichen Sümpfen, in den stillen Winkeln sehr langsam fließender Flüsse und auch an der Meereskante, wenn deren Ufer mit Schilf, Rohr, Binsen und schwimmenden Wasserpflanzen bewachsen sind. Sie gehören zu den Zugvögeln, welche ihre Reisen bei Nacht machen; im November streichen sie südlicher und im März kehren sie wieder zurück.

Sie sind wahre Wasserbewohner, indem sie fast allein auf dem nassen Elemente leben, darin schlafen, fressen, nisten u. s. w. Im Schwimmen und Tauchen sind sie wahrhafte Meister, und sie üben dieses schon, wenn sie kaum aus dem Ei gekrochen sind; sie schwimmen auf der Wasserfläche äußerst schnell und gewandt, bei weitem schneller aber unter derselben; ein am Ufer laufender Mensch kann den unter dem Wasser fortschießenden Lappentaucher nicht einholen. In ein paar Sekunden ist er 50 Schritte von dem Platze entfernt, wo er untertauchte, und streckt nur den Schnabel samt den Augen aus dem Wasser; ein Ruck, und er ist abermals verschwunden. Wenn sie ungestört dahin schwimmen, so liegen sie leicht auf der Oberfläche des Wassers, wie ein Kork; sind sie aber mißtrauisch, so sinken sie tiefer ein, daß nur noch der Hals und Rücken aus dem Wasser sieht; bei weiterer Beunruhigung geht dann das Untertauchen an. Der Gang ist sonderbar, weil die Füße sehr weit hinten stehen; den Rumpf tragen sie beinahe senkrecht, mit geringer Neigung nach vorn. Sie können schußweise zwar ziemlich schnell rennen, legen sich aber bald auf Brust und Bauch nieder, wozu sie gewöhnlich die Beine auswärts spreizen. Beim Fliegen müssen sie einen Anlauf auf dem Wasser nehmen. Der Flug selbst geschieht mit sehr schnellen Schlägen und scheint viel Kraftaufwand zu kosten; in der Höhe geht er übrigens schnell von statten. Ihre Nahrung suchen sie mehr unter dem Wasser, als auf demselben; alle Augenblicke tauchen sie unter und erjagen sich kleine Fischchen, Wasserkäfer, Larven, Fröschchen, Laich, zarte Pflänzchen u. dgl. Sie nisten auf süßen Gewässern, in der Nähe des Rohres, Schilfes, der Sumpfpflanzen und Gräser. Ihre schwimmenden Nester unterscheiden sich dadurch von anderen, daß sie aus nassen Materialien gebaut sind, und also die Eier im Feuchten ausgebrütet werden. Auf einige Schilf- oder Rohrstengel, die sie gegen das Wasser herunterknicken, legen sie noch einige schwimmende Halme und Blätter, und holen auf dem Grund des Wassers halbvermoderte Pflanzen, welche sie auf jener Unterlage zu einem bedeutenden Klumpen verflechten. In dieses feuchte, schmutzige, aber nicht kunstlose Nest legt das Weibchen 3—6 grünlichweiße, durch den Einfluß des Pflanzenmoders aber häufig mattbraun marmorierte Eier, welche eine längliche Gestalt haben. So oft es sich von den Eiern entfernen muß, bedeckt es diese mit Schlamm und halbverfaulten Wasserpflanzen, was sie vor dem Auffinden der stöbernden Eierdiebe, wie der Raben, Elstern und Weihen schützt. Sie hegen eine sehr rührende Anhänglichkeit und Liebe für ihre Brut, denn es werden Beispiele angeführt, wo angeschossene Weibchen noch im Todeskampf ihr Nest bestiegen und auf den Eiern ihren Geist aushauchten. Wenn der Familie eine Gefahr droht, so nehmen sie schnell ihre Jungen unter die Flügel und tauchen damit unter; auch bietet der Rücken ihrer Eltern den Jungen eine Ruhestelle und bei Nacht einen bequemen, warmen Schlafplatz, denn sie nesteln sich fest im warmen Gefieder der Alten ein, so daß sie von denselben, auf diese Art versteckt, zuweilen von einem Wasser auf ein anderes fliegend gebracht werden. A. Brehm erzählt einen Fall, daß ein Bekannter einen Lappentaucher aus der Luft herabgeschossen, zwischen dessen Federn er zu seiner Ueberraschung 2 Junge versteckt fand. Es ließe sich erwägen, ob Enten, welche ihre Brut auf Bäumen ausgebracht haben, die Jungen nicht auch auf diese Art dem fernen Wasser zuführen. Höchst merkwürdig ist die Begattung; dieselbe wird im Wasser mit senkrecht gegen einander gerichteten Unterkörpern vollzogen. Ihr pelzartiges Gefieder fetten sie oft ein; bei dieser Beschäftigung, die sie oft vornehmen, sieht man sie in allen möglichen Lagen, nicht selten ganz auf einer Seite auf dem Wasser; sie richten sich dann, wenn sie mit Putzen fertig sind, den Körper, Hals, Kopf und Schnabel stark in die Höhe gestreckt, hoch auf, wobei sie sich tüchtig schütteln und dann weiter schwimmen. Die Jagd ist sehr schwierig, nicht nur weil sie außerordentlich scheu und mißtrauisch sind, sondern weil sie so schnell untertauchen können, daß der Hagel des Schusses meist nur auf die leere Wasserstelle schlägt, wo der Vogel soeben noch gesehen wurde. Als früher die Steinschloßflinten noch gebräuchlich waren, mußte man die Zündpfanne mit einem Schirm decken, damit der Vogel den Pulverblitz nicht sehen konnte. Freilich unsern jetzigen, weit tragenden und

vorzüglich konstruierten Hinterladern entrinnen sie, wenn solche von sicherer Hand geführt werden, weniger leicht. Sie können höchstens 1½—2 Minuten unter Wasser bleiben; wenn sie länger unsichtbar bleiben, so haben sie sich irgendwo verborgen, strecken nur den Schnabel und die Augen über Wasser, um zu atmen, und werden so übersehen. — Gefangen werden sie nur zufällig in Klebegarnen und andern für die Fische aufgestellten Netzen, wenn gerade das Wasser trübe ist. Wenn Teiche abgelassen werden, so fängt man sie bisweilen auf dem Schlamm, weil sie da nicht mehr auffliegen können. Ihr Fleisch schmeckt schlecht und wird gewöhnlich nicht gegessen; nur durch Abziehen der Haut und frisch zubereitet wird es genießbar. Ueber Schaden und Nutzen läßt sich wenig sagen, weil weder das eine, noch das andere auffällt. — Als besondere Merkwürdigkeit führt Naumann sen. 1802 an, daß diese Vögel alle Federn, welche ihnen beim Reinigen derselben im Schnabel hängen bleiben, verschlingen, wie man an Gezähmten bemerken kann, daher findet man beim Oeffnen ihres Magens oft ziemliche Federballen in demselben. W. Meves glaubt, daß diese Federn nötig sind, die Magenwände vor Verletzung zu schützen, da sie oft hartschalige Käfer und stachlige Libellenlarven verschlingen. (Ornis 1886, 285.) — Von ungefähr 20 Arten: hier 5 Arten.

Der Gehaubte Lappentaucher. Colymbus cristatus, *Linné.*

Taf. 37, Fig. 1 Männchen im Sommerkleid, Fig. 2 Männchen im Winterkleid.

Großer Haubentaucher, Haubensteißfuß, Strauß-, Horn-, Krontaucher, Meerrachen, Seeteufel, Greben, Lorch. — Colymbus, major cristatus, *Gesn.* und andere alte Autoren; *L. cit.*; — Col. cristatus, *L.* 1758—66; *Briss.*; *Brünn*; *Gm.*; *Bechst.* 1791; *Br.*; *Naum.* 1838; *Sund.* 1849; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Col. cornutus, *Briss.*; *Pall.* 1811; — Col. urinator, *Jug.*, *L.* 1766; *Scop.* 1769; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1809; — Podiceps cristatus, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Pod. mitratus et patagiatus, *Br.* 1831.

Der Große Lappentaucher unterscheidet sich von andern seiner Familie durch Größe und durch seinen ausgezeichneten Kopfputz. Er ist so groß wie eine Wild-Ente.

Kennzeichen. Der spitzige Schnabel ist rot; Füße von außen olivenbraun, von innen gelbgrünlich; Scheitel schwärzlich, mit einem großen, weithin sichtbaren, zweiteiligen Federbusch; außerdem noch einem großen, rostbraunen, schwarz eingefaßten Halskragen, welcher eine ganz besondere Zierde dieses Vogels ist; silberweiß sind Wangen, Kehle, der ganze Unterleib, der obere Flügelrand samt kurzen Schulterfedern und ein schiefer Spiegel auf dem Flügel. Die Befiederung der Stirn ist, wie bei den andern Arten, buchtig begrenzt. Weibchen und jüngere Männchen sind bleicher; Federbusch und Halskragen kürzer.

Länge 55 cm, Flugbreite 74 cm, Schnabellänge 4,8 cm, Höhe des Laufs 6 cm. Größe der gemeinen, wilden Ente.

Beschreibung. Prachtkleid: Für dieses genügt die Abbildung. Der Unterkörper ist weiß, wie Atlas glänzend; ein Streif auf den Schultern und im Mittelflügel weiß. — Im Herbstkleid ist der einfache kurze Kragen weiß mit wenig Rostrot und schmaler schwärzlicher Einfassung; die Ohrbüschel sind viel kleiner; das Schwarzbraun oben mit lichterem Grau gedämpft. — Im Dunenkleid ohne Haube, Kopf und Hals weiß mit schwarzen Längsstreifen und einzelnen Fleckchen; der Hinterhals graulich; der Oberrumpf mäusegrau, auf der Mitte des Rückens sehr dunkel; der Unterrumpf weiß. Das Jugendkleid ist ebenso gezeichnet, aber oben graulich schwarzbraun, erst nach der 2. Mauser kommt Federbusch und Halskragen zum Vorschein, welch letzterer aber noch nicht rostbraun ist. — Die Weibchen unterscheiden sich merklich durch ihre geringere Größe, sowie die jungen Vögel durch kürzere Federohren, kleinern Halskragen und mattere, trübere Färbung. — Der Schnabel ist im Frühling bei alten Männchen dunkel rosenrot, im Herbst schmutzigrot, in der Jugend rötlichweiß; die Iris ist bei Jungen perlweiß, später gelb, endlich in Rot übergehend; die Füße sind grünlichgelb, die Gelenke und Ränder der Schwimmhäute olivengrün.

Er bewohnt Süd- und Mittel-Europa, nordwärts bis Süd-Schweden, Sibirien bis China und Japan, Neuseeland, Nord-Amerika in der gleichen Breite. Auf dem Zug bis Nord-Afrika, im Nildelta und am Senegal. In Griechenland und in der Türkei gemeiner Wintervogel. In der Dobrudscha sehr gemeiner Brutvogel. In Nord-Deutschland ist er an zuständigen Plätzen nicht selten und auch landeinwärts überall bekannt. — Bei uns auf dem Boden- und Federsee auch als Brutvogel nicht selten, ebenso auf dem Rhein und Main. — Er bewohnt die Meeresküsten, mehr noch große Landseen und Teiche mit einem tiefen Wasser, deren Ränder aber dicht mit hohem Rohr, Schilf und andern Wasserpflanzen bewachsen sind. Auf kleinen Flüssen findet man ihn nicht, oder nur zur Zugzeit. Das mittlere Deutschland verläßt er schon im September und begiebt sich auf große stehende Gewässer mit weiten eisfreien Becken, um darauf zu überwintern. Dies findet schon auf den Seen der Schweiz statt, wenn sie eisfrei bleiben. Zu Ende

des März ziehen sie wieder nach ihren Brutplätzen. An den Seeküsten überwintern viele, besonders junge Vögel, in der Nähe von Buchten auf offenem Meer. Im Hafen von Konstantinopel giebt es jüngere Vögel im Winter in Menge.

Das Nest legen sie in Rohr, Schilf oder Binsen an, am Rande der Gebüsche nach der Wasserseite; es ist schwimmend, doch aber immer noch an festgewachsenen Stengeln befestigt, sodaß es die Strömung nicht entführt. In der zweiten Hälfte des Mai findet man darin 3—4 Eier von der Größe kleiner Hühnereier, welche schmutzig gelblichgrünweiß aussehen, aber von dem Pflanzenwust des feuchten Nestes grünlichbraune Flecken annehmen, die man in frischem Zustande mit warmem Wasser abwaschen kann. Sie sind 57,4 mm lang und 36,9 mm breit. Die Brütezeit dauert 3 Wochen, wobei auch das Männchen hilft. Die Brutwärme ist so stark, daß nicht nur das feuchte Schlammnest, sondern auch das umgebende Wasser ganz lauwarm ist. Beim Abgang vom Nest werden die Eier jederzeit mit einem Schlammhäufchen bedeckt. Beide Gatten zeigen eine große Anhänglichkeit an Nest, Eier und Junge, und besonders verteidigt das Weibchen seine Jungen mit vielem Mut gegen ebenbürtige Feinde. Der Rücken der Eltern ist das Ruhe- und Schlafplätzchen der niedlichen Jungen, mit welchen sie bei Gefahr untertauchen, indem sie solche unter die Flügel nehmen, auch wohl mit denselben, unter den Brustfedern versteckt, eine Strecke weit fortfliegen. Als besondere Eigenheit dieser Jungen verdient das Verzehren von Federn erwähnt zu werden, welche man in ihrem Magen schon vom 2. Tage an findet. Diese rupfen sie ihren Eltern auf der Seite und dem Rücken, später sich selbst aus; es sind immer nur alte Federn und der Zweck dieses Federnverschluckens kann mit Sicherheit zur Zeit nicht erklärt werden. Siehe auch Familienbeschreibung. — Wo die Haubentaucher in größerer Anzahl auftreten, findet man auch die Nester derselben nahe beisammen. Zehn Nester derselben fand Dr. Leverkühn auf einer Insel des Plöner-Sees (im östlichen Holstein), welche man auf den ersten Blick übersehen konnte. Sie standen alle dicht beim Ufer im Wasser, und enthielten durchschnittlich je 4 Eier. Diese wurden von den flüchtenden Vögeln mit Wasserpflanzen bedeckt. (Liebes Monatsschr. 1886, 11, S. 292 von P. Leverkühn, der einen überaus interessanten Artikel über „ornithologische Exkursionen von Clausthal nach Kiel" veröffentlicht hat.)

Der Große Haubentaucher hat schwimmend ein stattliches Aussehen, sein langer Hals wird fast immer hochgetragen, wenn er einen Menschen aus sicherer Entfernung beobachtet; sonst schwach S-förmig gebogen. Wenn beide Gatten, die sehr anhänglich aneinander sind, dicht neben einander schwimmen und abwechselnd auf- und niedertauchen, zieren sie in ihrem Prachtkleid die glatte Spiegelfläche der Landseen und großen Teiche auf eigene Weise; denn nächst dem Schwan nimmt kaum noch ein anderer Schwimmvogel eine stolzere Haltung an, als der männliche Große Lappentaucher am Brütorte. Wenn er sich unbemerkt glaubt und bloß nach Nahrung untertaucht, geschieht dies mit einem leichten Ruck; wenn er aber in der Nähe des Ufers überrascht wird, verschwindet er augenblicklich und geräuschlos unter die Oberfläche und kommt erst nach einer halben Minute, oft mehr als 60 Meter entfernt, gegen die Mitte des Wasserspiegels wieder zum Vorschein. Ist es ihm hier noch nicht sicher genug, so taucht er noch einmal und kommt nun in noch viel weiterer gesicherterer Entfernung auf die Wasserfläche, wo er stolz und ruhig umherschwimmt und seinen vermeintlichen Feind beobachtet, gelegentlich auch untertaucht, um so ziemlich an der gleichen Stelle wieder zu erscheinen. — Der Flug scheint schwerfällig und man glaubt es demselben anzusehen, daß die kurzen, schmalen Flügel Mühe haben, den schweren Körper durch die Luft zu tragen; er ist zwar geschwind, geht aber meist ohne alle Schwenkungen in gerader Linie fort; das Niederlassen ist mehr ein Niederfallen als ein Hingleiten auf der Wasserfläche. Im Frühjahr und Sommer fliegen sie ungern (während der Mauser im Spätsommer können sie es eine Zeitlang gar nicht), im Herbst aber und wenn die Zeit der Abreise naht, erheben sie sich lieber, und fliegen dann ohne besondere Veranlassung häufig. Im Winter sind die schönen Federzierden nur noch klein, die Federbüschel verschwunden.

Ihre Stimme klingt kräftig und weitschallend wie: „köck, köck köck," womit sich Männchen und Weibchen ziemlich oft unterhalten. Das Weibchen ruft stets in einem etwas höhern Tone. Häufig geht dann dieses „kök" in ein noch lauteres und kräftigeres „kraorrr" über, welches das Weibchen mit „kruorrr" beantwortet. Dieses weitschallende „kraorrr" und „kruorrr" hört man am häufigsten in der Begattungszeit; es gilt für ihren Paarungsruf.

Aus dem Vorhergesagten geht hervor, daß dieser Taucher schwer zu erlegen ist, da er jedem Menschen ängstlich ausweicht; am meisten aber scheint er den Schützen zu fliehen; er muß daher ungesehen hinterschlichen werden, wenn die Jagd von Erfolg sein soll. Für seinen Balg, der schöne Müffe giebt, erhält man ungefähr 4 Mark.

Der Graukehlige Lappentaucher. Colymbus griseigena, *Boddärt* (= rubricollis, *Gm.*).

Taf. 37, Fig. 3 Männchen im Sommerkleid.

Graukehliger, Kurzschopfiger Taucher, Rothalsiger Steißfuß, Ruch. — Colymbus griseigena, *Bodd.* 1783; *Rchw.* 1889; — Col. subcristatus, *Jacquin* 1784; *Gm.*; *Bechst.*; *Br.*; *Rchw.* 1882; — Col. parotis, *Sparrm.* 1786; — Col. rubricollis, *Gm.* 1788; *Naum.* 1838; *Sund.* 1849; *Mev.* 1886; — Podiceps rubricollis, *Lath.* 1790; — Pod. subcristatus, *Bechst.* 1809; *K. & Blas.* 1840; — Col. cucullatus, et naevius, *Pall.* 1811; — Pod. griseigena, *A. Br.* 1882.

Die grauweiße Kehle samt solchen Backen kennzeichnet sofort diesen Taucher, obwohl auch der schöne, rotbraune Hals auffällt. Er ist nicht viel kleiner, als sein großer Vetter Cristatus, hat aber einen viel kürzeren Federbusch und Backenkragen.

Kennzeichen. Der Schnabel ist weniger schlank und von Farbe schwarz, an der Wurzel goldgelb; die Füße äußerlich dunkelgrau, innen olivengrün; der Scheitel und Hinterhals ist schwarz; über den Ohren auf beiden Seiten ein kurz abgestutzter Federbusch, der sich wie ein Backenbart hinabzieht; Wangen und Kehle sind schön hell aschgrau; der übrige Hals samt Brust schön kastanienrotbraun; Unterleib silberweiß; Oberleib braunschwarz; Spiegel und Flügelrand weiß.

Länge 46,4 cm, Flugbreite 71,5 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Höhe des Laufs 5,4 cm.

Beschreibung. Prachtkleid: Die Haube und Backenkragen sind, wenn auch gleich mit verlängerten Federn, doch etwas undeutlich, weil sie fester angeschmiegt sind. Der Scheitel ist bis auf das Genick und Hinterhals hinab schwarz; die Kehle und Kopfseiten sind aschgrau; der übrige Hals ist lebhaft kastanienrotbraun; die Tragfedern der Flügel sind dunkelbraungrau; der Unterleib ist atlasweiß, graulich gefleckt; der Oberleib braunschwarz und glänzend; auf dem Flügel steht ein weißer Spiegel. — Im Jugendkleid sind Kinn und Kehle weiß, an den Seiten mit drei braunschwarzen Längsstreifen; Hals und Kropf sind gelblichrostfarben; die Tragfedern dunkelbraungrau. — Männchen und Weibchen sind äußerlich nur sehr wenig verschieden, daher schwer zu unterscheiden. — Der Schnabel ist im Frühling spitzewärts schwarz, hinten pomeranzengelb, im Herbste blaß rötlichgelb; das Auge ist rotbraun; die Füße sind olivengrüngrau.

Dieser Taucher bewohnt die gemäßigteren und wärmeren Länder Europas, Asiens und Nord-Amerikas; in unserm Weltteil nordwärts bis ins mittlere Schweden, besonders häufig in Ungarn und Süd-Rußland. In Deutschland gehört er zu den selteneren Erscheinungen. — So auch bei uns nur seltener Brutvogel, soll aber, nach Landbeck, früher auf dem Boden- und Federsee gebrütet haben.

Die Eier, 3—4 an der Zahl, haben dieselbe Färbung, wie beim großen Lappentaucher angegeben ist, nur daß sie im Verhältnis kleiner sind. Sie messen 84,7 + 37,7 mm. Auch das Nest ist übereinstimmend. Man hat es im Mai zu suchen. — Die Stimme dieses Vogels klingt hell: „keck, keck, keck!" Während der Paarungszeit hört man besonders in der Abenddämmerung noch unmelodische, lärmende Töne von ihm, die mit dem Wiehern eines jungen Füllens verglichen werden können, und dem unkundigen Wanderer Furcht einflößen können. Sie haben ihm den wunderlichen Namen: Hengst, eingebracht.

Diese Taucher sind bei weitem weniger scheu, als die vorhergehenden, daher auch viel leichter zu schießen.

Der Ohren-Lappentaucher. Colymbus auritus, *Linné.*

Auch: Hornsteißfuß, Gehörnter*) Lappentaucher, Kleiner Krontaucher, Großes Goldohr, Schwarzbrauner Steißfuß. — Col. auritus*), *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1809; *Pall.* 1811; *Rchw.* 1882, 1889; *Mev.* 1886; — Col. cornutus*), obscurus, caspicus, *Gm.* 1788; — Podiceps cornutus*), *Lath.* 1790; *Bechst.* 1809; *Temm.*; *Nils.*; *Licht.* 1824; *Br.* 1831; *Naum.* 1838, 1866; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Pod. arcticus, *Boje* 1822; *v. Hom.* 1885; — Dytes cornutus, *Kaup* 1829. — *) Die verwirrte Synonymik für den Ohren- und Schwarzhalsigen Lappentaucher hat Professor Sundevall 1849 revidiert. Uebrigens wolle sich der Interessent mehr an die Kennzeichen, als an die Nomenklatur halten. — Es wird sich auch empfehlen, das Beiwort: Gehörnt, cornutus, hier zu streichen.

Dieser Vogel ist gleich beim ersten Anblick durch den geraden, oben etwas erhabenen Schnabel von dem ähnlichen Schwarzhalsigen Lappentaucher zu unterscheiden, auch ist er etwas größer.

Kennzeichen. Der Schnabel ist schwarz, an der Spitze und an der Wurzel blaß lackrot; an der obern Kinnlade gerade, an der Spitze der untern aber etwas in die Höhe gezogen; die

Füße von außen bleifarbig, von innen gelblichgrau, die Kniee grünlich; Oberleib schwärzlich, Vorderhals und Brust rostrot; Unterleib silberweiß; auf dem Flügel ein großer weißer Spiegel; die 11—12 vordern Schwingen dunkelbraun. Beim alten Vogel ist die sehr buschige Befiederung des Kopfes oben in zwei deutlich abgesonderte Federbüschel geteilt und bildet an den Seiten einen großen Backenkragen; durch das Auge bis zum Genick ein breiter, rostfarbiger Streif. Der junge Vogel hat einen glatten Kopf, gelblichweiße Kopfseiten und wenig oder keine Rostfarbe an den Schläfen. Um die Pupille ein haarfeiner, silberweißer Ring.

Länge 32,2 cm, Flugbreite 57,3 cm, Schnabellänge 2 cm, Höhe des Laufs 3,6 cm, die Außenzehe samt Nagel 5,4 cm.

Beschreibung. Prachtkleid: Dieser Taucher ist ein prächtiges Geschöpf. — An den Seiten des Oberkopfs stehen ein paar Federbüschel, wie ein Hörnerpaar, welche von größerem Umfange sind, als beim großen Lappentaucher; vom Genick an abwärts um den ganzen Kopf bis zur Kehle steht ein zirkelrund abgestutzter Backenkragen. Der Kopf nebst dem obern Hinterhals ist mattschwarz, an der Stirne grau überflogen; über dem Auge steht ein rostroter Streif, welcher nach oben schwefelgelb abgegrenzt wird; die rostrote Farbe bedeckt auch die äußere Seite der Federhörner; der Backenkragen ist mattschwarz; Gurgel, Kropf und Bauchseiten bis auf die Unterschenkel sind schön dunkelrostrot; der Unterkörper ist silberweiß mit Atlasglanz; ein schmaler, am Hinterhalse herablaufender Streif, so wie der übrige Oberkörper sind matt braunschwarz; auf dem Flügel steht ein großer, weißer Spiegel. — Im Herbst ist der Oberkörper schwarzbraun, bei den Halbjährigen dunkelgrau; der Unterkörper blendend atlasweiß, am Halse rötlichgrau. Der Schnabel ist schwarz, an der Spitze blaß lackrot, die Zügel sind rot; der Augenstern ist hoch karminrot, von der Pupille durch einen weißen Ring getrennt; die Füße sind gelblichweiß, beifarben überflogen, am Knie grünlich.

Eine Abänderung ist der Arktische Lappentaucher, P. arcticus, *Boje*, welcher in den meisten Werken (auch bei Naumann) als besondere Art aufgeführt ist. Bei der nördlichen Form, dem Arktischen Lappentaucher, sind die verlängerten Kopffedern schwächer entwickelt und nur die erste Feder des Mittelflügels ist dunkel gefärbt. Bei der südlichen Form, dem Ohren-Lappentaucher, ist der Kopfputz weit stärker ausgebildet und die zwei ersten Federn des Mittelflügels sind dunkel gefärbt. Diese Unterschiede sind aber nicht konstant, und genauere Untersuchungen von H. Blasius an zahlreichen frischen Bälgen haben dargethan, daß der Ohren- und Arktische Lappentaucher nur einer Art angehören.

Der Ohren-Lappentaucher ist über viele Länder verbreitet, weil sich sein Aufenthalt mehr nach Osten zieht. Sein Sommeraufenthalt sind die gemäßigten und nördlichen Gegenden der nördlichen Erdhälfte: Grönland, Island, Schottland, England, Jütland, Norwegen, Schweden, das ganze europäische und asiatische Rußland, bis zum fernsten Osten, und Nord-Amerika. Auf dem Durchzuge zeigt er sich in Frankreich, Holland, Nord-Deutschland, Ungarn, Ober-Italien, auf den Seen der Schweiz, auf dem Rhein und Main mehr als in andern Gegenden Deutschlands, wo er unter die selteneren Vögel gehört. Unsere Seen besucht er nur auf dem Zug im Oktober und März.

Die 4—6 Eier sind 4,2 cm lang und gegen 2,8 cm breit; sie sind einfarbig, grünlichweiß ohne Glanz, aber bald von dem bräunlichen Schmutz des Nestes überzogen.

Von allen Arten ist dieser Lappentaucher am wenigsten scheu; er taucht selten bei einem Fehlschusse, sondern fliegt dann auf und gewöhnlich nicht weit, ohne nachher viel vorsichtiger zu sein. Wenn er schwimmt, nickt er wie die andern bei jedem Ruderschlag mit dem Kopfe. Er zeigt viel Anhänglichkeit zu seinesgleichen, und wenn von einem gepaarten Pärchen eines erlegt wurde, giebt es rührende Scenen, denn der übriggebliebene Gatte schwimmt um den erschossenen herum, stößt ihn leise mit dem Schnabel an, als wolle er ihn ermuntern, wieder aufzustehen, und trennt sich nur schwer von dem Leichnam. Wenn das Männchen das Weibchen im Frühjahr treibt, läßt es dazu einen knurrenden, fast gackernden Ton hören.

Der Schwarzhalsige Lappentaucher. Colymbus nigricollis, *Brehm-Sundevall.*

Taf. 37, Fig. 4 Männchen im Sommerkleid.

Schwarzhalsiger Steißfuß; fälschlich: Ohren-Lappentaucher; Kleines Goldohr, Schwarztaucherlein, Käferente. — Col. auritus[b] (?),*) *L.* 1766 *ex Briss.*); *Gm.*; *Bechst. Naum.* 1838, 1860; — Col. nigricans, *Gm. ex Scop.*; — Podiceps auritus?*), *Lath.* 1790; *Bechst.* 1809; *Temm.*; *Nils.* 1820; *Gray* 1841; *A. Br.* 1882; — Proctopus auritus*), *Kaup* 1829; — Pod. nigricollis, *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Col. nigricollis, *Sund.* 1849; *Degl.* 1849; *Rchw.* 1882, 1889; *Mev.* 1886; — Pod. recurvirostris, *Br.* in Nia. 1858. — *) Zu streichen wäre das Beiwort: „auritus"! Siehe auch Bemerk. bei vorst. Taucher.

Der Schwarzhalsige Lappentaucher unterscheidet sich von seinem Vetter, dem Ohren-Lappentaucher, sofort durch den schwarzen Schnabel, der an der untern Kinnlade nach



Artist. Anstalt v. E. Höchdanz, Stuttgart.

der Spitze hin sehr in die Höhe gezogen, so daß man glaubt, ihn abwärts biegen zu müssen, um ihm die gewöhnliche Richtung zu geben, während die obere Kinnlade in der Mitte etwas einwärts gesenkt ist.

Kennzeichen. Der Schnabel ist ziemlich schwach, nach vorn sanft aber merklich aufwärts gebogen, besonders an den Kieferrändern; seine Farbe ist schwarz; Augenlider und Sterne karminrot; hinter jedem Auge ein goldfarbiger Federbüschel; Oberleib braunschwarz; auf jedem Flügel ein großer, weißer Spiegel; Kehle und Hals sowie die etwas verlängerten Scheitelfedern schwarz; Oberbrust und Seiten rostbraun; Unterseite silberweiß. Die 5 ersten Schwingen braunschwarz, die folgenden auf der Innenfahne mit zunehmendem Weiß, wodurch der erwähnte Spiegel gebildet wird; die hintern Schwingen braunschwarz.

Länge 30,5 cm, Flugbreite 54,5 cm, Schnabellänge 2 cm, Höhe des Laufs 4,2 cm. Beinahe Größe der Krickente.

Beschreibung. Prachtkleid: Auf dem Hinterscheitel steht ein kleiner Federbusch, in der Mitte ein wenig vertieft; der Kopf ist tief schwarz mit grünlichem Schimmer, die Kehle schwarz, mit aufgeblähten Federn; die Wangen und Ohren sind hoch rostrot mit ockergelben Spitzen, das Gefieder bläht sich auf den Wangen zu dicken Bausbacken auf; der Hals ist schwarz; die Oberbrust und Tragfedern sind dunkel rostrot mit schwarzen Federn durchmischt; der übrige Unterkörper glänzendweiß; der Oberkörper ist tief braunschwarz; auf jedem Flügel steht ein großer, weißer Spiegel. — Das alte Weibchen ist wenig kleiner und etwas matter gefärbt, dieses bloß an der strahligen Ohrendecke bemerkbarer, welche gewöhnlich eine hellere, im Grund der Federn mehr rostfarbige als rostrote Färbung hat. Im Jugendkleid sind Wangen und Kehle weiß, letztere nebst Ohrgegend und Schläfen schmutzig rostgelb; unter dem nackten Zügel und dem Auge steht ein schwarzer Streif; die Gurgel ist braungrau; Hals und Seiten des Unterkörpers schwarzbraungrau; die Mitte des Kropfes und ganzen Unterkörpers atlasweiß, der Oberkörper samt Flügel ist tief schwarzbraun. Das Herbstkleid der Alten hat keinen dunklen Streif an den Kopfseiten, dagegen mehr Rostfarbe an den Schläfen. Im Uebrigen ist es dem Jugendkleid ähnlich. Der Schnabel ist schwach, nach vorn sanft aufwärts gebogen, von Farbe schwarz; der Augenstern ist rot; die Füße sind dunkel olivengrün.

Sein Aufenthalt ist die gemäßigte und nördliche Zone der nördlichen Erdhälfte in Europa, Asien und Nord-Amerika. In Deutschland ist er nur in wenigen geeigneten Strichen ziemlich häufig, so in Ost-Preußen, Pommern, in der Mark, in Schlesien; ferner in Süd-Frankreich, in Italien, Ungarn, in Rußland, besonders im südlichen; in Griechenland, zahlreich auf den Seen und Lagunen von Epirus als Wintervogel; auch in Unter-Egypten und im Golf von Suez. Er bewohnt vorzüglich die schilfreichen Landseen und größern Teiche, auch die tiefern Stellen in den Brüchen, wo es im Sommer noch genug Wasser giebt. Solche Teiche oder Teile derselben, wo meistenteils Rohrkolbenschilf (Typha), Igelskolbenschilf (Sparganium), Riedgras (Carex), Kalmus (Acorus), Schwertel (Iris), große Wasserbinsen (Scirpus), Wasserfenchel (Phellandrium), Wassermark (Sium), Froschlöffel (Alisma) u. a., recht üppig und in dichten Büschen wachsen, dabei auch wieder freie Zwischenräume lassen, zieht er denen vor, in welchen Rohr (Phragmitis) die alleinherrschende Pflanzenart ist, weshalb er in letztern auch selten vorkommt. Dabei muß das Wasser viele untergetauchte Pflanzen auf schlammigem Boden haben, aber nicht mit Entengrün (Lemna) bedeckt sein. Die einsamsten Winkel so bewachsener Teiche sind seine Lieblingsplätze, damit er beim Anblick eines Menschen sich sogleich hinter den Büschen verstecken und so lange darin verweilen kann, bis keine Gefahr mehr vorhanden ist.

An solchen Orten findet man das Nest zwischen Schilf, hinter Binsen u. dgl. versteckt, am Rande derselben nach der Wasserfläche, immer in möglichster Entfernung vom Ufer, so daß man es meist nur im Wasser watend oder in einem leichten Kahn aufsuchen kann. Wer nicht schon mehr solcher Nester gesehen hat, kann es leicht übersehen, und wird diese Anhäufung faulender Wasserpflanzen für gar kein Vogelnest halten. Uebrigens ist diese Art für Deutschland nur selten als Brutvogel zu verzeichnen. — Die Zahl der Eier ist 4—5, selten 6; diese haben eine schlanke Eiform, die Farbe ist gelbgrünlichweiß, welche aber bald vom Neste bräunlich beschmutzt ist, und durchs Brüten erhalten sie eine gelbliche Färbung wie mit Zwiebelschalen gefärbt. Sie sind 3,9 cm lang und 2,7 cm breit, etwa wie große Haustaubeneier. Die Brütezeit, in welche sich Männchen und Weibchen teilen, ist 3 Wochen.

Der Schwarzhalsige Lappentaucher ist überaus scheu und vorsichtig, hält sich sehr versteckt und wird daher leicht übersehen; zum Auffliegen ist er schwer zu bewegen, da er es vorzieht, sich durch Untertauchen und Verstecken zu retten. Seine Stimme sind laut pfeifende angenehme Töne, welche man meist nur in den stillen Abendstunden, wenig des Nachts und sehr selten am Tage vernimmt. Sie klingen hoch und sanft, aber weithörbar, „bib—bib“, daraus wird bald ein trillerartiges „bidewidewidewidewide“.

Der Zwerg-Lappentaucher. Colymbus minor, *Gmelin* (= Fluviatilis, *auct.*).

Taf. 37, Fig. 5. Prachtkleid, Fig. 6. Winterkleid.

Kleiner Steißfuß, Zwergtaucher, Haarentchen, Ducher, Tunkentli, Kleiner Taucher. — Mergus parvus fluviatilis, *Gesn.*; — Colymbus parvus, *Belon*; — Col. minor, *Aldr.*; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1791; *Naum.* 1838; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Col. fluviatilis, *Briss.* 1760; *Tunstall* 1771; *Rchw.* 1889; — Podiceps minor, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Sylbeocychlus minor, *Bp.* 1834, 1856; — Tachybaptes minor, *Reichenb.* 1850; — Pod. pygmaeus, *Br.* 1831, 1855 in *Naumannia.*

Durch geringere Größe unterscheidet sich dieser Lappentaucher vor allen übrigen, denn er ist kaum größer als eine Wachtel. Von den Jungen des Ohren-Lappentauchers unterscheidet ihn sein gerader, etwas höherer Schnabel, und vor allen der Mangel des weißen Spiegels auf dem zusammengelegten Flügel.

Kennzeichen. Ohne Federschopf und Kragen, der alle seine größern Vettern mehr oder minder ziert. Der zusammengelegte Flügel ist äußerlich dunkelbraun, daher kein weißer Spiegel, denn die Mittelschwingen sind nur auf der Innenfahne weiß; die Befiederung an der Firste gerade abgeschnitten. Der Oberleib dunkelbraun, Unterseite grauweiß, Wangen und Gurgel rotbraun; jung: Kehle und Wangen gelbgrau. Der Schnabel ist klein, nicht schlank, gerade.
Länge 23,5 cm, Flugbreite 42 cm, Schnabellänge 1,7 cm, Höhe des Laufs 3,2 cm.

Beschreibung des Prachtkleides. Oben glänzend schwarz mit bräunlichem Schimmer; unten glänzend silberweiß, dunkel gewölkt; Kehle schwärzlich; Kopf, Halsseite und die Gurgel kastanienbraunrot; der Bauch ist dunkelgrau; die Flügel braunschwarz ohne Spiegel. — Zwischen Männchen und Weibchen ist weiter kein Unterschied, als daß ersteres etwas größer und seine Kopfbefiederung dichter und länger ist, daß das Braunrot an den Halsseiten schöner und das Schwarz des Hinterkopfs noch glänzender ist. — Im Jugendkleid sind alle oberen Teile dunkel-, fast schwarzbraun; durch die Schläfe und unter derselben je ein schwarzer Streif auf weißem Grunde; die Ohrgegend licht rostfarbig; Kehle und Brustmitte weiß; Vorderhals und Kropf licht rostbräunlich, die Tragfedern sind tief braungrau. — Im Herbstkleide der Alten sind keine streifartigen Flecken an den Schläfen und Wangen, sonst gleicht es dem Jugendkleid; der Schnabel ist aber bei alten Vögeln stets dunkler, bei jungen nur braungrau, auch wohl grünlich mit schwärzlicher Firste. — Das Dunenkleid ist von oben her das dunkelste unter den einheimischen Arten; es ist oben tief schwarz mit silbergrauer Stirn; auf dem Scheitel und über dem Auge ein rostfarbiger Strich; auf dem Hinterhals laufen zwei, an den Halsseiten je ein rostfarbiger Streifen zum Rücken hinab, bis an das Ende des Rumpfes immer breiter werdend; auf den Seiten sind ebenfalls noch mehrere lichtrostbraune Längsstreifen. Die untere Seite des Rumpfs ist rein weiß. Die rötlichen Streifen auf dem schwarzen Grunde nehmen sich sehr schön aus.

Der Schnabel ist kurz und ziemlich stark, im Frühling schwarz, mit gelblichweißer Spitze, im Herbst heller; die Augensterne sind rotbraun; die Füße sind dunkelolivengrün.

Die Heimat des Zwergtauchers scheint sich auf das gemäßigte und warme Europa und Klein-Asien einzuschränken. Nordwärts findet er sich noch in Süd-Schweden, hier aber schon selten, denn von Linné wurde er in seiner Fauna suecica nicht aufgeführt. Sonst in allen europäischen Ländern von Spanien bis Süd-Rußland, wo er aber schon bei Kijew selten ist. Weiterhin nach Osten soll er nicht mehr vorkommen, sondern es treten daselbst nahe verwandte Arten auf. Auf den größern und kleinern Sümpfen und Seen Süd-Europas ist er als Brut- und Wintervogel gemein, besonders in der Türkei, in Griechenland und Klein-Asien. In Nord-Afrika nach Rüppell und Heuglin nur in einzelnen Paaren. In Deutschland ist der Zwergtaucher auf allen zusagenden Wassern gemein und überall bekannt. Seine Strichzeit ist der März und April, sein Abzug im Oktober und November, wo er oft auf kleine Gewässer kommt, die dicht an Menschenwohnungen stoßen. Es ist auch möglich, daß seine Verbreitung nach Osten und Süden eine ausgedehntere ist, als hier angegeben, aber der unansehnliche, kleine und scheue Vogel kann von reisenden Forschern auch leicht übersehen werden. — Er bewohnt große und kleine Teiche, Seen und wasserreiche Moräste, wenn nur das Wasser nicht gar zu tief ist, und die Ufer mit Schilf, Binsen u. s. w., nebst schwimmenden Wasserpflanzen bedeckt sind. Während der Zugzeit, im November und März, wo man sie oft in sehr kleinen Teichen sieht, werden sie bisweilen von Stürmen auf die Erde herabgeworfen und lassen sich dann in diesem Zustande fassungslos mit Händen greifen. Das Einfrieren der Gewässer treibt sie immer weiter südwärts zu offenen Wassern.

Das Nest findet man zwischen lichtem Schilf, Binsen, Gräsern und andern Pflanzen, nicht versteckt, sondern oftmals so frei, daß man es vom Ufer aus schon von weitem sieht. Es ist vom Rande entfernt, nach der Mitte des Wasserspiegels zu, neben kleinen freien Wasserflächen, wo von jenen Pflanzen nur einzelne Halme aufschossen oder einzelne Büsche stehen.

Meistenteils ist es an Wasserpflanzen befestigt, um es am Fortschwimmen zu verhindern; zuweilen schwimmt es auch ganz frei, und nur die es umgebenden Halme bewahren es vor dem Forttreiben durch den Wind. Es ist ein großer Klumpen mehr aufgehäufter als zusammengeflochtener nasser Wasserpflanzen, auf welchen man in einer kleinen Vertiefung 3, 4—6 Eier findet, welche aus Mutterleib grüngelblichweiß kommen, aber bald vom Pflanzenmoder grünlichbraun marmoriert werden. Die Maße märkischer Eier betragen 36,07 + 25,6 mm. Bei gekochten Eiern ist das Eiweiß grünlich, der Dotter hochrot; sie schmecken sehr fein. — Wenn der Brutvogel vom Nest abgeht, bedeckt er die Eier mit einer Lage Schlamm oder Wasserpflanzen, und diese Vorsicht rettet dieser Art viele Bruten.

Der Zwergtaucher ist ein Meister im Schwimmen und Tauchen; er ist ungemein scheu und vorsichtig, bemerkt schon in weiter Entfernung den Menschen, und verschwindet sogleich unter der Wasserfläche, um sich hinter Wasserpflanzen lauschend zu verstecken. Ist sein Aufenthalt ein freier Teich, so schwimmt er ein paar hundert Schritte nach der entgegengesetzten Seite des Störenfrieds und taucht nur noch mit Kopf und Hals auf; sieht er sich wirklich bedroht, so rudert er unter dem Wasser ein gutes Stück weiter, läßt beim Auftauchen nur Schnabel und Augen aus dem Wasser ragen, oder legt sich irgendwo ans Ufer, wo nur einzelne Grashalme wachsen oder sonst etwas schwimmt, so daß der damit Unbekannte glaubt, er sei förmlich verschwunden. Man muß oft erstaunen über seine Klugheit, beim Auftauchen nur solche Stellen zu wählen, wo irgend ein unbedeutender Gegenstand aus dem Wasser ragt, um daneben liegend ohne sich zu rühren, von seinem Verfolger für etwas Aehnliches gehalten zu werden. So weiß er den Scharfsinn des Jägers gar oft auf die Probe zu stellen und zu ermüden. Seine Stimme ist ein angenehmes zartes, kurzes Pfeifen wie „bib, bibib“; während der Begattungszeit wird es öfters nacheinander wiederholt, dann klingt es trillerartig. Sein Ruf, sagt Baron Fischer, ähnelt in hohem Grade dem des Grünspechts. Die Jungen piepen wie andere Lappentaucher.

Um die Tauchentchen zu erhalten, die während der Herbstzugzeit öfters lebendig gefangen werden, ging ich folgendermaßen zu Werk: anfangs stopfte ich sie mit klein geschnittenem Rinderherz, bis sie ihre Scheu abgelegt hatten; dann machte ich den Versuch, sie mit aufgequellten, dürren Ameiseneiern und Mehlwürmern an Mischfutter zu gewöhnen, was auch gewöhnlich nicht lange anstand. Erhält man aber einen Zwergtaucher zur Sommerzeit, so setzt man in ein Wassergeschirr kleine Fischchen, Regenwürmer, kleine Frösche, Wasserinsekten, frische Ameiseneier und Mehlwürmer, welche sie ohne Scheu verzehren. Ist die Kufe tief genug, so taucht er bis zum Boden, wo man dann ganz deutlich sieht, daß er bloß mit den Füßen in großen Stößen rudert und die Augen offen hält. Dadurch kann man ihn auch zum Fressen bringen, ohne ihn zu stopfen. Das Wassergeschirr umgiebt man mit einer grünen Gardine, damit sich der Vogel etwas verbergen kann, was seiner Gewohnheit entspricht. Dann schreitet man zur Angewöhnung an künstliches Futter: zerriebenes Milchbrot, vermischt mit Herz und zerstückeltem Fischfleisch. Zu längerem Aufenthalt giebt man eine große Badekufe, mit Wasser ungefähr 35 cm aufgefüllt. Sie verlangten nicht aus dem Wasser, putzten und fetteten sich behaglich ein, tauchten, wenn sie kein Futter holten, wenig und nur, wenn man schnell an die Wanne trat. Im Zimmer waren sie ungeschickt, sprangen schußweise, ganz aufrecht von einer Ecke in die andere, wo sie sich dann ruhig auf den Bauch legten und ergreifen ließen. Einen Ton hörte ich von den Gefangenen nicht. Eine Hauptsache ist es, das Futtergeschirr richtig anzubringen. Bei mir war es ein irdenes grünes, ziemlich tiefes Schüsselchen, welches ich mit Draht oben an der Kufe befestigte, daß es etwa 2,5—3 cm über den Wasserspiegel hervorragte, der untere Teil aber ins Wasser hing. Hier konnten sie ganz bequem fressen, und dieses geschah, nachdem sie eingewöhnt waren, in reichlichem Maße. Ein an der Seite der Badekufe angebrachtes Brettchen, etwa 2 cm über dem Wasserspiegel, diente dazu, um Gelegenheit zum Aussteigen zu bieten. Diese niedlichen Tierchen gewähren manche Unterhaltung, und machen, nachdem die Einrichtung einmal getroffen ist, keine weitern Unbequemlichkeiten. — Vielleicht ließen sich auf einem Hofe, in einem geräumigen und ziemlich tiefen Wasserbecken auch noch größere Arten dieser merkwürdigen Familie auf ähnliche Weise erhalten, was für die Liebhaber gewiß nicht ohne Interesse wäre. Kleine lebendige Fischchen und zerstückeltes Fischfleisch, den Nahrungsmitteln beigesellt, wären dann jedenfalls am Platze. — Noch muß ich bemerken, daß die kleinen Tauchenten nicht eigentlich scheu, sondern gleich heimisch waren, nur wollten sie einige Tage nicht gutwillig fressen. Zum Fliegen machten sie im Zimmer keinen Versuch; sie plumpten vom Tisch herab, wie ein Stein, ohne nur die Flügel zu öffnen; doch gebietet die Vorsicht, auf freiem Hofe die Flügelfedern zu beschneiden, weil sie wahrscheinlich bei Nacht sich nicht so gutwillig des Gebrauchs ihrer Flugwerkzeuge begeben möchten. — Ihr Flug ist schwirrend, Naumann sagt: wie von einer Heuschrecke. — Der Fang ist immer ein zufälliger, entweder wenn sie auf der Wanderschaft ermatten, wenn sie von

Stürmen während des Flugs aufs Land geworfen werden; wenn Teiche abgelassen werden, und sie im Schlamm stecken bleiben, oder wenn sie sich zufällig in Fischernetze und Reusen verwickeln.

Zweite Familie: Seetaucher, Eudytes, *Illiger* 1811.

Colymbus, *L.* 1735; — Cephus (=Cepphus), *Möhr.* 1752; — Mergus, *Briss.* 1760; — Urinator, *Cuv.* 1800.

Der Lauf ist äußerst zusammengedrückt, seitwärts breit, vorn und hinten schmäler als ein Messerrücken; mit drei langen, durch ganze Schwimmhäute verbundenen Vorderzehen und kurzer Hinterzehe; steht weit hinten am sehr schlanken Körper und hat ein Kniegelenk wie bei den Lappentauchern, deshalb gehen sie ebenso mühsam wie diese; die Läufe ringsum, wie die Wurzel der Zehen genetzt, oben getäfelt; die Mittelkralle über zweimal solang als breit; der Flügel ist kurz, schmal, spitzig mit harten Schwungfedern und langen Armknochen; die 1. Schwinge die längste, weit unter den Schulterfedern hervortretend; der Schnabel ist von der Länge des Kopfes, schmal, die Schneiden scharf, spitz, der weite Rachen bis unter das Auge gespalten; Naslöcher am Schnabelgrunde schmal, oben durch ein Zwischenhäutchen geteilt; Zunge lang, spitzig, am Grunde auf beiden Seiten gesägt; der Kropf ist größer, der Hals kürzer als bei den Lappentauchern; die Zügel sind befiedert; die seitlichen Befiederungsschneppen liegen über dem hintern Teil der Nasenlöcher. Der Schwanz kurz, abgerundet mit 16—20 Steuerfedern. Die Befiederung ist äußerst dicht und knapp; am Unterrumpf pelzartig, zerschlissen; am Hals kurz, samtartig. Das Frühlingskleid ist schöner als das durch eine zweite Mauser angelegte einfache Herbstkleid, welches zugleich der Typus des Jugendkleides ist. Sie mausern aber nicht alle zu einer bestimmten Zeit, wie es ja auch bei den Enten und vielen andern Vögeln der Fall ist.

Was die Lappentaucher für die Süßwasser sind, sind die Seetaucher für das Meer. Sie unterscheiden sich durch bedeutendere Größe, größern Kopf mit stärkerem Schnabel und kürzern Hals. Ihre Heimat ist der hohe Norden, wo sie als Meervögel meist in der Nähe der Küsten und bei Inseln, während der Brütezeit aber auf Landseen mit süßem Wasser, jedoch in der Nähe des Meeres zubringen. Sie leben nicht in Scharen beisammen, sondern nur paarweise oder in kleinen Gesellschaften, und die Arten sind sämtlich ärmer an Individuen, als andere Seevögel, mit denen sie auch wenig verkehren. Als Strichvögel wandern sie mit Eintritt der rauheren Jahreszeit nach Süden, erheben sich trotz des anscheinend schwerfälligen Fluges in schräger Linie sehr hoch in die Luft, und durchstreichen weite Striche, wobei sie für gewöhnlich dem Lauf der Ströme und Flüsse folgen. Beim Niederlassen können sie den Schuß nicht mäßigen, fahren deshalb, Kopf voran, unter die Wasserfläche mit kurzem Tauchen, und kommen erst dann schwimmend zum Vorschein. Vom trocknen Lande, wo sie nicht imstande sind, einen Anlauf zum Fliegen wie auf dem Wasser zu nehmen, vermögen sie so wenig wie die Lappentaucher sich in die Luft zu erheben; daher werden diejenigen, welche das Unglück haben, auf eine größere trockene Fläche zu geraten, öfters mit den Händen aufgegriffen. Außerordentlich schön — sagt A. Brehm — ist der Flug, wenn sich die Vögel, wie sie es regelmäßig thun, von den hohen Küstenbergen herab in das Meer stürzen. Sie regen dann die Flügel nur soviel wie eben nötig ist, um eine schiefe Flugrichtung zu ermöglichen, und schießen unter sausendem Geräusch, bald rechts bald links wendend, pfeilschnell in die Tiefe und unmittelbar darauf unter die Wasserfläche. Sie sind wahre Wasserbewohner, haben eine große Fertigkeit im Schwimmen auf, eine noch bei weitem größere unter dem Wasser. Ohne Ruck und Geräusch verschwinden sie unter der Fläche, schießen viel schneller als ein Frosch dahin, bloß mit den Füßen rudernd, und jagen den fliehenden Fischen bis auf den Grund nach, wobei oft einige, 2 bis vielleicht 3 Minuten vergehen, ehe sie wieder oben erscheinen. Daß Taucher 6—9 Minuten unter Wasser aushalten sollen, ist irrtümliche Schätzung. Fortgesetzte Uebung verstärkt wohl die Fähigkeit des Tauchens, nicht aber bis zu dreifacher Steigerung der oben angegebenen Zeit. — Infolge einer Taucherwette des Kapitän James mit dem Schwimmmeister Fourreaux, welche am 29. Januar 1883 in Stuttgart (im Cirkus Krembser in einer Glaswanne) ausgetragen wurde, gewann Kapitän James mit einem Verbleiben von $3^1/_2$ Minuten unter Wasser, während sein Gegner es nur auf $1^3/_4$ Minuten brachte. Ratten, welche Verfasser in einer Drahtfalle unter Wasser hielt, waren beinahe genau nach 2 Minuten ertränkt, und wenn man sie nur 10 Sekunden vor diesem Zeitpunkt wieder an die Luft bringt, erholen sie sich in Bälde wieder. In derselben Zeit ertrinken auch Katzen und Hunde. — Sie können mehr als 200 Schritte unter Wasser fortschießen, oft um sogleich wieder zu tauchen, und wenn sie mißtrauisch sind, dasselbe zu wiederholen. Dabei haben sie die Fähigkeit, sich nach Belieben leicht auf der Oberfläche zu bewegen, oder auch

so tief zu senken, daß ein großer Teil des Rumpfes unter der Wasserfläche ist, wie man es übrigens auch bei ihren Vettern, den Lappentauchern, bemerkt. Sie sind listig, scheu und vorsichtig, müssen deshalb ungesehen hinterschlichen werden; wegen des dichten Federpelzes ist eine starke Ladung groben Hagels erforderlich, wenn der Schuß wirksam sein soll. Schlecht getroffen tauchen sie unter und kommen nicht wieder zum Vorschein, indem sie sich auf dem Grunde festbeißen und lieber ertränken, als dem Feinde über dem Wasser in die Hände geraten. Stehend müssen sie sich sehr senkrecht aufrichten, weil die Füße weit hinten neben dem Steiß liegen, und die Schenkel von der Bauchhaut umspannt sind; sie können daher nur mit sichtlicher Anstrengung watscheln; wenn sie genötigt sind, sich auf dem Lande fortzubewegen, sind sie nicht imstande, ordentlich zu laufen, sondern sie müssen gar wie ein Frosch hüpfen, oder auf der Vorderbrust aufliegend fortrutschen. Ihr Körper ist für das Wasser geschaffen. Sie schlafen auch auf dem Wasser, wobei sie Kopf und Schnabel zwischen den Schultern verstecken, bei ganz stillem Wetter auch die Füße unter das Gefieder ziehen und dann leicht wie ein Kork auf dem Wasser liegen. Sie haben einen überaus leisen Schlaf. Ihre Stimme sind rauhe, unangenehme, heulende oder knarrende Töne, welche an den einsamen Teichen ihrer öden Brüteplätze oft ein schauerliches Echo geben. Sie nähren sich bloß von lebenden Fischen bis über $^1/_2$ Kilo an Gewicht; die kleinen oder schmalen werden ganz verschlungen, die größern oder breitern zerstückelt, wie z. B. die breiten Schollen, welche sie durch Kneipen und Schütteln schon halbtot im Schnabel auf die Oberfläche bringen, darauf legen, schnell ein Stück heraushauen und dasselbe verschlingen, den inzwischen langsam gesunkenen Fisch durch kurzes Tauchen wieder heraufholen, abermals ein Stück heraushauen, und so in kurzer Zeit mit großem Eifer denselben vertilgen. — Sie sind nicht gesellig, und auf den Brüteplätzen sind sie gegen andere Vögel neidisch und herrisch, dulden sie nicht um sich, und nur die mutige und wachsame Arktische Seeschwalbe, Sterna macrura, macht hievon eine Ausnahme. — Sie brüten nicht unmittelbar am Meer, sondern auf Teichen und Seen mit süßem Wasser, oft von kleinem Umfange, in stillen einsamen Gegenden, fern von allem menschlichen Verkehr; meistens und oft hoch in den Gebirgen; doch aber noch in der Nähe des Meeres und nicht über zwei Stunden von solchem entfernt. Sie sind in dieser Zeit sehr unruhig, fliegen dann viel und weit hin und her, und lassen ihre weitschallenden Töne auch am häufigsten an den Nistorten hören. Solche Teiche müssen jedoch zum großen Teil flachufrig sein oder niedrige Inseln mit Graswuchs haben und von vielen Fischen belebt werden; ist letzteres nicht der Fall, so fliegen sie auf andere fischreichere, wenn auch Stunden weit entlegene Teiche, um sich zu sättigen und ihren Jungen die Nahrung zuzutragen; auch um den Brutteich nicht ganz von Fischen zu entvölkern, damit ihre Jungen nachher nicht hungern müssen, da sie den Teich doch nicht eher verlassen können, als bis jene völlig flugbar geworden sind. Ist ein solcher Teich von kleinem Umfang, so nistet nur ein einziges Paar darauf; auf einem größern, mehr einem See ähnlich, wohl auch zwei Paare, von denen aber jedes Paar seine bestimmten Grenzen hat, und wenn es diese überschreitet, sogleich vom Nachbar überfallen und in wütendem Kampfe zurückgetrieben wird. — Ihr Nest setzen sie ins Gras und zwar so nahe als möglich dem Wasserrande, damit sie vom Wasser aus sogleich darauf rutschen können, wobei sie den Hals lang ausdehnen und mit Flügeln und Füßen nachschieben; ebenso gleiten sie auch wieder ins Wasser, weil sich das Nest kaum eine Querhand hoch über den Wasserspiegel erhebt, weshalb es auch häufig durchfeuchtet wird. Dasselbe ist eine dürftige Unterlage von trocknen Stengeln, Grashalmen und Wasserpflanzen und enthält zu Ende Mai zwei große langgestreckte Eier von fester Schale mit trüb grünlichbraunem Grunde und grauen und schwarzen Flecken. Sie ähneln den dunkel gefärbten Eiern einiger Möven, haben aber eine weit festere und glänzendere Schale als diese. Sie sind demnach sehr verschieden von den Eiern der Lappentaucher. Beide Gatten brüten abwechselnd, lieben ihre Brut sehr, und zeigen beim Neste weitaus weniger Scheu, auch verteidigen sie Eier und Junge gegen nicht gar zu überlegene Feinde mit vielem Mut. Die Dunenjungen können sogleich anhaltend und lange tauchen, und sich dadurch vor ihren Feinden sichern; auch müssen sie sich schon nach wenigen Tagen ihr Futter, das in kleinen Fischchen besteht, selbst fangen. Zum Ausruhen besteigen sie den Rücken der Eltern und nesteln sich in das Gefieder ein, um sich zu wärmen. — Ihr Fleisch schmeckt schlecht, die Eier nicht viel besser, daher sind sie nur eine Speise für die nicht verwöhnten Gaumen der Grönländer und Eskimos; bei Völkern, welche keinen Gebrauch davon machen, werden die Eier dieser verrufenen Fischvertilger zertreten; die Bälge geben aber ein dichtes, warmes, wenn gleich nach Thran riechendes Pelzwerk. — Man kennt nur 4 Arten, wovon hier: 3 Arten.

Der Eis-Seetaucher. Eudytes glacialis, *Linné*.

Großer Eistaucher, Isländischer Eistaucher, Riesentaucher, Seehahn, Seeflunger, Schnurrgans, Loon, Imbergans, gemeinhin Imber. — Colymbus maximus, *Clusius; Sibbald; Ray;* — Colymbus torquatus, *Brünn.* 1764; *K. & Blas.* 1840; — Col. immer (= imber), *Brünn.; Gunnerus* 1765; *L. cit.* 1766; — Col. glacialis, *L.* 1766; *Fabr.* 1780; *Gm.; Lath.*; *Bechst.* 1809; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Eud. glacialis, *Ill.*; *Naum.* 1844; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Col. hiemalis, *Br.* 1831; — Urinator glacialis, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Im Hochzeitkleid ist der Kopf und ganze Hals schwarz; Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdecke auf schwarzem Grunde weiß getüpfelt. Das Herbst- und Jugendkleid ist an allen obern Teilen düster graubraun. — Die Firste des starken Oberschnabels ist sanft abwärts geneigt, unter der Nase wulstig aufgetrieben, vom Nasenloche geht eine Längsfurche aus, die auf dem vordern Drittel in die Schneide verläuft; der Unterschnabel ist in der Mitte etwas höher als an der Wurzel, seitlich ebenfalls mit wulstiger Erhöhung und Furche; die Schneiden etwas eingezogen.

Länge 87 cm, Breite 144 cm, Schnabel 8,3 cm; vom Mundwinkel an 12,3 cm; der vorn schmal zusammengedrückte, seitwärts breite Lauf mißt 7,5 cm; die äußere längste Zehe samt Kralle 12,5 cm. Vollkommen so groß wie eine Hausgans. Gewicht gegen 6 Kilo.

Beschreibung. Prachtkleid: Am Kopf und Hals grünlich schwarz, unter der Kehle einen weißen Fleck, und einen solchen im Nacken, beide mit schwarzen Längsstreifen scharf bezeichnet; an den Seiten des weißen Kropfes stehen schwarze, rinnenförmige Längsstreifen; der Unterrumpf glänzend weiß; über den Schenkel schwarz und weiß punktiert; über dem After ein schmales schwarzes Band. Der ganze Oberkörper ist tief schwarz mit rein weißen Fleckchen übersät, welche auf den Schultern große viereckige Flecke bilden; der Unterflügel ist rein weiß, an den Spitzen rußschwarz. Das Herbstkleid ist oben und an den Seiten rußfarbig; unten weiß, an den Seiten des Kropfes mit schwarzen Längsstreifen. Das Jugendkleid ist heller, oben bloß graubraun; unten weiß, an den Kropfseiten wenig und unordentlich schwarzbraun streifenartig gestrichelt.

Der Schnabel ist schwarz, in der Jugend bleifarbig, das Auge dunkelrotbraun; die Füße sind außen und an den Zehen dunkel olivengrün, innen samt den Schwimmhäuten blaßfleischfarbig.

Dieser stattliche Vogel hat seinen Aufenthalt an den Meeresküsten von Labrador, Grönland, Spitzbergen, der Finn- und Lappmarken, des nördlichen europäischen und asiatischen Rußlands, bis Kamtschatka, Unalaschka und allen diesen nahegelegenen Inseln. Ferner auf Island, Farö bis zu den Orkaden, Hebriden, namentlich St. Kilda; er geht in der rauhen Jahreszeit, der Küste folgend, südwärts und kommt dann einzeln an die deutschen Küsten, an die von Holland, Frankreich, England, und ist als große Seltenheit sogar schon in Oberitalien vorgekommen. Auf den deutschen größern Flüssen kommt er unter allen Seetauchern am seltensten vor. — Auf unserem Neckar wurde im Dezember 1878 ein solcher Vogel erlegt; auf der Werra bei Gartenbach am 28. November 1874 ein schönes großes noch junges Weibchen. Auf dem Rhein, Main, auf der Kinzig wurde er ebenfalls bemerkt, aber meistens im Jugendkleide.

Die Gegenden, in welchen er zu brüten pflegt, liegen in der Nähe und innerhalb des Polarkreises. Am Taimyrfluß nistet er, nach Middendorf, nur selten. Nach Faber legt das Weibchen in der letzten Hälfte des Mai, nach andern erst im Juni seine 2 Eier, welche eine so sehr in die Länge gezogene Eigestalt haben, daß sie mit keinem andern einheimischen Vogelei verwechselt werden können, gleichen aber denen der beiden folgenden Seetaucher so außerordentlich, daß eine Verwechslung leicht möglich wäre, wenn ihre bedeutendere Größe sie nicht stets sehr leicht kenntlich machte. Sie sind 9 cm lang und 5,6 cm breit, starkschalig, grobkörnig und rauh, doch ziemlich glänzend, düster olivengrün, mit rundlichen Flecken und Tüpfeln von Dunkelaschgrau und Braungrau in der Schale, und schwarzbraunen Zeichnungsflecken, alle scharf begrenzt. — Ihre Brutgeschäfte und Lebensweise siehe bei der Familienbeschreibung.

Der Polar-Seetaucher. Eudytes arcticus, *Linné*.

Taf. 38, Fig. 1.

Polartaucher, Schwarzkehliger See-Taucher. — Colymbus arcticus, alte Autoren; *L.* 1746—66; *Brünn.* 1764; *Gunner* 1765; *Jacq.* 1784; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1791; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Col. ignotus, et leucopus, *Bechst.* 1791, 1809; — Eud. arcticus, *Ill.* 1811; *Naum.* 1844; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — C. balthicus, *Hornsch.* 1837; — Urinator arcticus, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Im Hochzeitkleid ist der Oberkopf und Hinterhals aschgrau; bloß Kehle und Gurgel violettschwarz; Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecke einfarbig schwarz. Im Herbst- und Jugendkleid ist der Oberkopf und Hinterhals aschgrau, nur der Oberrumpf und Flügel düster graubraun. — Der Schnabel ist etwas schwächlich, der Oberschnabel nach der Spitze hin sanft abwärts geneigt; eine schwache Längsfurche läuft mit der Firste parallel und verliert sich bald, der Unterschnabel an der Wurzelhälfte gleich hoch, an den Seiten von der Wurzel her ein schwacher Ansatz einer kurzen Längsfurche, die Seiten des Schnabels abgeflacht, die Schneiden eingezogen.

Länge 77 cm, Breite 130, Fittiglänge 38 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 6—7 cm, Lauf 7 cm; Länge der Außenzehe 11 cm. Größe einer Bisamente.

Beschreibung. Im Hochzeitskleid ist der Oberkopf und Hinterhals aschgrau, die Halsseiten sind schneeweiß mit tief schwarzen rinnenartigen Längsstreifen, ebenso die Kropfseiten, was dem Vogel zur großen Zierde gereicht; Kinn, Kehle und Wangen sind samtschwarz, nach unten durch einen schmalen weiß und schwarz gestreiften Halbring begrenzt, dann folgt auf der Gurgel ein violettschwarzer Fleck; der ganze Unterrumpf ist atlasweiß, die Tragfedern in der Mitte schwarz gefleckt; die Schenkel und ein schmales Band über dem After schwarz. Der Oberkörper ist tief schwarz, auf dem Oberrücken und auf der Schultermitte mit reihenweis gestellten, viereckigen fensterartigen weißen Flecken; eine sehr geregelte und höchst eigentümliche Zeichnung. Der schwarze Oberflügel ist weiß gefleckt; der Unterflügel schneeweiß, an der Spitze glänzend schwarzbraun. Das Herbstkleid zeigt aschgrauen Oberkopf und Hinterhals; der ganze Oberkörper schwarz graubraun; der Unterkörper weiß, an den Kropfseiten schwarz in die Länge gestreift. So ist auch das Jugendkleid, nur blässer und die schwarzen Streifen auf den Kropfseiten unregelmäßiger.

Der Schnabel ist blauschwarz, im Jugendkleid hell bleiblau; das kleine Auge ist kastanienbraun; die Füße sind rötlichweiß, die äußere Seite des Laufs grünlichbraunschwarz.

Er gehört dem Nordosten an, scheint aber nicht so hoch gegen den Pol hinauf zu gehen, wie der Vorige. Auf Island und Grönland ist er nicht heimisch, in Norwegen selten, häufiger in Schweden, sehr häufig in Finnland, Rußland, Sibirien, bis Kamtschatka. In großer Anzahl bewohnt er den Ladogasee und ist auch auf andern Seen Rußlands gemein. Im Winter zeigt er sich zuweilen auf den größern Flußgebieten Deutschlands und kommt dann bis auf die Seen Steiermarks und der Schweiz, wo er besonders im Jugendkleid alle Jahre vorkommen soll; südwärts bis Italien.

Er brütet nicht selten an der Boganida und am Taimyrfluß, wo er gegen den 6. Juni anlangt. Am 26. Juni und 1. Juli fand Middendorf zwei Nester dicht am Ufer, ohne jede Unterlage, nur das Moos etwas flach getreten. Die 2 Eier, welche ein Nest enthielt, wurden von der Mutter mit Nachdruck gegen die Angriffe einer Raubmöve, Lestris pomarina, verteidigt. Zu Ende des Juli gab es kleine Flaumjunge, am 15. August große Flaumjunge, an denen aber noch keine Spur einer Feder sichtbar war. Auch auf einigen Landseen Hinterpommerns und Westpreußens kommt er als Brutvogel vor, wenn auch als ein seltener; wahrscheinlich auch in Ostpreußen. Seine 2 Eier haben eine gestreckte Eigestalt, sind 8,3 cm lang und 5,2 cm breit, festschalig, grobkörnig, glänzend, und sind auf matt grünlichbraunem Grunde mit rundlichen dunkelaschgrauen Schalenflecken und braunschwarzen Zeichenflecken besetzt. — Er ist so scheu wie die andern Seetaucher, was nur auf dem Brutplatze eine Ausnahme erleidet. Er hat eine starke, auf dem Wasser weithinschallende Stimme, welche in der Entfernung wie ein gedehntes „kaih“, in der Nähe aber zweisilbig „krau“, oder dreisilbig wie „kraou“, manchmal auch bloß wie „krüük“ klingt. Betragen auf dem Brutplatze und Lebensweise siehe bei der Familienbeschreibung. Ein — von Meves in Gefangenschaft gehaltener Vogel, welcher noch das Dunenkleid trug, zeigte sich sehr boshaft und hüpfte seinem Futterherrn wie ein Frosch nach, aber nur um zu beißen. (Ornis 1886, 287.)

Der Nord-Seetaucher. Eudytes septentrionalis, *Linné.*

Taf. 37, Fig. 7. Hochzeitkleid, Fig. 8. Jugendkleid.

Rotkehliger, Rothalsiger Taucher, Rothalsige Lumme, Gesprenkelter See-Taucher, Schremel. — Colymbus borealis, Col. Lumme, et C. stellatus, *Brünn.* 1764; — Col. septentrionalis, *L.* 1766; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Col. striatus, *Gm.* 1788; — C. rufogularis, *M. & W.* 1810; — Eud. septentrionalis, *Ill.*; *Naum.* 1844; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Cepphus septentrionalis, *Pall.* 1811; — Urinator septentrionalis, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Im Hochzeitkleid sind Kopf und Hals aschgrau, längs der Gurgel ein kastanienbraunroter Streifen; der Oberkörper ist tief braun mit gelblichen oder weißlichen Punkten übersät. Herbst- und Jugendkleid an allen obern Teilen schwarzbraun, an den Federrändern

mit weißlichen Fleckchen und Punkten; im Herbstkleid an Kehle, Wangen, Halsseiten und Gurgel weiß, im Jugendkleid an diesen Teilen aschgrau, nur an der Kehle weiß. — An dem etwas schwachen Schnabel ist der Oberkiefer gerade oder vor dem Nasenloche ein wenig aufwärts geschwungen und die stumpfe Spitze etwas herabgesenkt; die Seiten des Schnabels sind ungefurcht; die Schneiden bedeutend eingezogen.

Länge 57 cm, Flugbreite 1,05 m, Flügellänge 3 dcm, Schwanz 5,2 cm, Schnabel 6 cm, Lauf 7,5 cm, äußere Vorderzehe samt Kralle 9 cm. Ungefähr wie eine Hausente.

Beschreibung. Den Kennzeichen ist noch beizufügen: Im Hochzeitkleid ist das kurze dichte zerschlissene Gefieder wie Handschuhleder anzufühlen, auf dem Hinterscheitel stehen braunschwarze Fleckchen, die in einem schmalen Streifen den Nacken hinablaufen; der Unterkörper ist vom grauen Hals an atlasweiß; der weiße Kropf seitwärts braunschwarz gestreift; die Trag- und Schenkelfedern schwarzbraun gefleckt. Im Herbst- und Jugendkleid ist der ganze Unterkörper weiß, der weiße Kropf mit einigen schwarzen Längsstreifen bezeichnet; die Tragfedern mit braunschwarzen Schaftflecken, längs dem Flügel mit braunschwarzem Anstrich; ein schmales Band über den After und die letzten Unterschwanzdeckfedern schwarzbraun.

Der Schnabel ist in der Jugend licht bleiblau, im Alter bleischwarz; die Iris ist nußbraun, die Füße sind an der Außenseite des Laufs und der Zehen grünlichschwarzbraun, das Uebrige blaß fleischfarben.

Sein Aufenthalt ist in allen nördlichen Meeren. Ueberall ist dies die häufigste und zahlreichste Art dieser Familie und wird auf ihren jährlichen Wanderzügen oft sogar in bedeutenden Scharen beisammen gesehen, von welchen sich einzelne nicht selten bis ins mittlere Europa und noch weiter südlich verfliegen. In Asien kommt er im Winter bis China und Japan unter den gleichen Breiten wie in unserem Erdteil. Man findet ihn regelmäßig in Grönland, auf Island, Farö, den Shetlands, auf den Orkaden und einigen Hebriden, in den nördlichen und mittlern Teilen der skandinavischen Halbinsel, Finnland, Rußland, in ganz Sibirien bis Kamtschatka, von da bis zu den Kurilen; unter gleichen Breiten im nördlichsten Amerika, in der Hudsonsbai und auf Labrador, von wo er im Winter die Vereinsstaaten besucht. Er scheint überhaupt im Nordosten von uns in noch größerer Anzahl zu wohnen, als gerade im Norden. In Deutschland kommt er an den Küsten, besonders an der Nordsee, als häufigste Art dieser Familie, im Winter vor. Auch auf offenen Binnenwassern weniger selten als die Vorigen, doch meist nur im Jugendkleide. Seine Reisen macht er gegen die Flüsse landeinwärts und kommt südwärts bis auf die Seen der Schweiz, und nicht allzuselten bis nach Italien.

Er brütet häufig auf der südwestlichen Seite Islands, auf den Lofodden an der Küste von Norwegen und anderwärts unter gleicher Breite; nicht gesellig, weder mit seinesgleichen, noch mit andern Wasservögeln, nur die mutige Küstenmeerschwalbe, Sterna macrura, ausgenommen, welche in der Nähe gelitten wird. Dagegen ist die gegenseitige Zuneigung der Gatten eine sehr große; sie tauchen, schwimmen und fliegen stets beisammen, und wenn eines durch einen Schuß getötet wird, kommt das andere alsbald zur Stelle, und läßt unter lauten Schmerzensäußerungen seine Sicherheit völlig außer acht, nicht selten dem Schützen ein sicheres Ziel bietend. — Er brütet nach Middendorf sowohl an der Boganida als am Taimyr, gleich häufig wie die vorige Art. Zu Ende des Juli gab es am Taimyrfluß Flaumjunge. — Die 2 Eier sind von langgestreckter Form, fest, grobkörnig, tiefporig, etwas glänzend, mit düster olivengrünem (braungrünem) Grunde, dunkel aschgrauen Schalenflecken und rötlich schwarzbraunen Zeichenflecken, von denen die größeren oft zackig, weniger gerundet aussehen. Sie sind 7,5 cm lang und 4,6 cm breit. Beide Gatten brüten abwechselnd mit gleicher Liebe zu den Eiern, so daß der eine die Brut allein fortsetzt, wenn der andere getötet wurde. Seine Stimme ist stark und weitschallend, bei heftigen Verfolgungen und im Schreck stößt er einen kläffenden Ton aus; wenn ein Gatte den abhanden gekommenen sucht, läßt er ein klagendes „a auw“ oder „a üh“ hören, welches man öfters auch hoch in der Luft vernimmt; der Paarungsruf ist ein widerliches „amahurit!“ Mit „äck äck“ oder „ack ack“ werden die Jungen gewarnt. Die Lebensweise siehe bei der Familienbeschreibung.

2. Klasse. **Flügeltaucher, Alken.** Alcidae, *Vigors* 1825.

Sie haben 3 mittelgroße, durch ganze Schwimmhäute verbundene Zehen, keine über das Kniegelenk hervorragende Knochenspitze der großen Röhre, und einen ziemlich gestreckten Leib. Die Hinterzehe fehlt; die Außenzehe so groß als die mittlere; die Krallen schlank, höher als breit; Läufe seitwärts flach gedrückt, ohne hintere Leisten; Läufe vorn getäfelt, hinten und seitlich fein genetzt; die 1. Schwinge am längsten, nicht von den Schulterfedern verdeckt; Schnabelfirste

winklig in die Stirnbefiederung einragend. Jährliche Mauser der Schnabelhaut. Sie gehen schlecht, den Lauf niedergebeugt, weil die Beine weit hinten eingelenkt sind, klettern aber gut an den Felseninseln, schwimmen und tauchen sehr geschickt, letzteres mit Hilfe der Flügel, welche sie halb ausgebreitet als kräftige Ruder benützen. Man kennt von den Flügeltauchern etliche und 30 Arten, wovon hier beschrieben: 2 Familien mit 8 Arten.

Dritte Familie: Lumme, Uria, *Möhring* 1752;

Briss. 1760; — Alca, *L.* 1744; *Gm.* 1788; *Ill.* 1811; — Cepphus, *Pall.* 1811; *Wagl.* 1827.

Der Schnabel ist mittellang, gerade, zugespitzt, an der Spitze zu beiden Teilen ein wenig abwärts gebogen; seitlich an der Oberkieferspitze eine Furche, die in einem Ausschnitt der Spitze verläuft; die ritzartigen Nasenlöcher von den Stirnfedern bedeckt; die Unterkieferastwinkel spitzig, nach vorn unbefiedert, so daß die Befiederung nicht über die Nasenlöcher hinausreicht. Die Füße sind fast bis zum obern Gelenk des Laufes in die Bauchhaut verwachsen; der Lauf sehr zusammengedrückt, ohne Hinterzehe; die Flügel sind klein, sehr schmal und spitz; die Primarschwingen bilden eine lange schmale, etwas einwärts gebogene Spitze; die untern Deckfedern reichen nicht weit auf die Schwingen; die obern Flügeldeckfedern schwarz; die kleineren Schwingen mit weißen Spitzen; der 12fedrige Schwanz ist sehr kurz, abgerundet. Das kleine Gefieder ist dicht und derb, oben knapp, unten pelzartig; Kopf und Hals sind besonders im hochzeitlichen Kleide anzufühlen wie kurz geschorener Samt.

Die Lummen haben eine niedrige, sehr lange Stirn, kleinen Kopf, starken Hals und einen langovalen, von oben und unten plattgedrückten Rumpf, an dem die Füße ganz hinten liegen. Sie sitzen und gehen, indem Füße und Lauf auf dem Boden aufliegen, und wackeln so schrittweise aber schwerfällig fort. — Die Farben des Gefieders sind sehr einfach, oben schwärzlich, unten weiß, auf den Seiten schwarz geflammt. Sie haben durch eine zweimalige Mauser im Februar und September ein Frühlings- und ein Herbstkleid; dem letztern gleicht das Jugendkleid. Das Dunenkleid ist von oben schwarzgrau und grauweiß, am Kopf und Hals dunkel rötlichbraungrau, und wegen größter Uebereinstimmung sind die Arten in diesem Kleide nicht wohl zu unterscheiden. Wie bei den Waldhühnern eine jährliche Mauser der Schnabelhaut.

Sie bewohnen als wahre Meervögel den hohen Norden und die Eiszone bis gegen den Pol hin; nur manche kommen im Winter tief in die gemäßigte Zone herab. Der Wandertrieb ist nur schwach, die meisten sind Stand- und Strich-, die wenigsten Zugvögel. Noch unter dem 82. Grad n. Br. fand Kapitan Payer als Beteiligter bei der Oesterreichisch-Ungarischen Nordpolfahrt auf dem „Tegetthof", welche vom 13. Juni 1872 bis 3. September 1874 dauerte, in dem neu entdeckten Franz-Josefs-Land (nördlicher als Spitzbergen), am 12. April 1874 alle Felswände mit ungeheuren Schwärmen von Alken, Teisten und verschiedenen nordischen Mövenarten besetzt, und die öde eisige Scenerie wurde durch das leidenschaftliche Schwirren der Vögel in der beginnenden Brutzeit belebt. Der Flug dieser Vögel, welche — auffallenderweise — von Norden her gezogen kamen, läßt schließen, daß sie nordwärts offenes Wasser finden. Außer den genannten hochnordischen Vogelarten wurde auch der kleine Schneezeisig (vielleicht Emberiza nivalis, *L.*) und ein Strandläufer (vielleicht Tringa minuta, *Leisler*) bemerkt.

In den hochnordischen Ländern sind sie, nach Faber, in unbeschreiblicher Anzahl vorhanden, und gehören unter die gemeinsten Meervögel, deren Menge in Erstaunen setzt. Die Größe der Scharen, am meisten aus Lummen bestehend, wenn gleich auch mit Alken, Lunden und Teisten vermischt, breitet sich zuweilen über eine sehr weite Meerfläche aus, sodaß das bloße Auge weder Anfang noch Ende des Zuges zu überblicken vermag, welcher jedoch gewöhnlich viel länger als breit ist.

In eben solcher Unzahl bewohnen sie die gemeinschaftlichen Brüteplätze, welches hohe jähe Felsengestade am Meer sind, drängen sich an solchen Orten in unglaublichen Massen zusammen, so daß Tausende die Absätze der Felsen bedecken, wo sich Vogel an Vogel reiht, gleichsam wie in Reih und Glied stehende Soldaten, und die weißen Brüste weit in die See hinausleuchten. Andere umschwärmen diese Plätze wie Bienen, solche Vögel nicht gerechnet, welche in Höhlen stecken und nicht sichtbar sind, oder welche sich an abgesonderten Plätzen in kleinern Gesellschaften angesiedelt haben. Sie machen mit den genannten Arten, wozu oft noch dreizehige und andere Möven, Scharben, Tölpel und Tauchersturmvögel kommen, den Hauptbestand der davon benannten Vogelberge (richtiger Vogelfelsen) aus, die dem hochnordischen Bewohner einen großen Teil ihrer Nahrungsmittel gewähren, welche sie sich mit Lebensgefahr verschaffen.

Es sind eigentümliche Vögel, der Kopf erinnert an einen Raben, während der Körper dem einer Ente gleicht. Ihr Gang ist ein unbeholfenes Watscheln, weil sie die Füße und den Lauf

auflegen; alle Augenblicke ruhen sie aus, entweder auf dem Hintern sitzend oder auf der Brust liegend; dagegen können sie desto besser klettern, wobei ihnen die rauhen Sohlen der Läufe und die starken spitzen Krallen sehr behilflich sind. Sie schwimmen geschickt, nicht tief eingesenkt, den Schwanz etwas aufgehoben und den Hals stark eingezogen; beim Tauchen gehen sie köpflings ins Wasser, ohne Ruck und völlig geräuschlos, indem sie in demselben Augenblick die Flügel öffnen, um unter dem Wasser auch mit denselben zu rudern, und so in kurzer Zeit eine bedeutende Strecke fortschießen. Sie tauchen dabei 9—20 m und noch viel tiefer nach Nahrung unter und kommen gewöhnlich nicht weit von der Stelle des Eintauchens wieder zum Vorschein; wenn sie aber einer Verfolgung entfliehen, kommen sie erst in bedeutender Weite wieder auf die Fläche. Der Flug ist mit Anstrengung verbunden, mit äußerst schnellen kleinen Flügelschlägen, fast schnurrend, wodurch er Aehnlichkeit mit dem einer Biene bekommt, besonders in weiter Ferne; dabei fliegen sie nicht hoch, haben aber das Eigentümliche, daß, wenn sie sich auf ihre Felsensitze erheben wollen, dies in einer rasch ansteigenden Bogenlinie geschieht, mit welcher sie ebenfalls beim Abfliegen herabstürzen, um in eine tiefere Region zu kommen, gerade wie es unsere deutschen Würgerarten machen. Da ihr Flug, obwohl schnell genug, doch keiner raschen Wendungen fähig ist, so wird dieser Mangel von den Nordländern zu ihrem Fang benützt, indem man ihnen ausgespannte Netze an einer Stange vorhält, an welche sie, anprallend, sich verwickeln oder zu Boden stürzen.

Die gepaarten Lummen lieben sich zärtlich, schnäbeln sich oft oder reiben die Hälse aneinander, verneigen sich unaufhörlich und sitzen immer dicht zusammen. In ihrem Benehmen sind sie etwas plump, harmlos, beinahe einfältig, besonders die, welche durch Stürme auf festes Land geworfen werden und hier so sehr alle Fassung verlieren, daß sie sich mit den Händen ergreifen lassen.

In den Vogelbergen nehmen die Lummen gewöhnlich die mittlere Region zum Brüten ein, und zwar immer die gleichen Felsen und womöglich die nämlichen Plätze, welche schon vor Jahrhunderten ihren Urvorfahren zum gleichen Zwecke dienten. Die Niststellen sind dicht nebeneinander, auf denen die Eier frei auf dem nackten Gestein in natürlichen Vertiefungen liegen, wobei aber manches hinabrollt und auf den untern Felsen zerschellt. Jedes Weibchen legt nur ein einziges großes Ei, das bei einigen Arten in der Größe dem einer Truthenne gleichkommt. Die Schale ist stark, grobkörnig, rauh; die Grundfarbe ist sehr verschieden, dunkel oder licht blaugrün, bläulich oder gelblichweiß, mit grauen oder dunkelbraunen Flecken, Tüpfeln und Schnörkeln. Die Jungen dieser Klasse: Cepphus, Uria, Mergulus, Mormon, Alca, Plautus, Aptenodytes, Eudyptes, kommen mit einem dichten Dunenkleide aus dem Ei und sind gleich sehend, sonst aber ganz hilflos, so daß sie längere Zeit gefüttert werden müssen, aber doch bald selbständig nach der dargebotenen Nahrung greifen lernen. — So lebhaft es auch beim Legen und Brüten in einem solchen Vogelberge zugeht, wird der Lärm doch noch toller und sinnbetäubender, wenn die Vögel erst Junge haben, und diesen unter knarrendem Geplärr Fische zutragen, die diese mit einem flötenden Piepen in Empfang nehmen. Sind die Jungen beinahe erwachsen, was etwa nach 1 Monat der Fall ist, so stürzen sie sich gewöhnlich während der Flut mit einem Weitsprung ins Meer hinab und werden nun von den Eltern zum Tauchen und Fischfang so lange angeleitet, bis sie deren Unterstützung nicht mehr bedürfen. — Bei dem eben erwähnten Weitsprung von dem hohen Felsen hinab ins Meer, ihres nunmehrigen Wohngebietes, dem sie für ihr ganzes Leben angehören, verunglücken auch manche Junge, wenn der gefährliche Sprung nicht weit genug ins Meer hinaus reicht, weil sie dann unrettbar am Fuße der Klippen zerschellen*). Sehr interessant ist die Beobachtung Fabers, daß sie bei Angriffen der Kolkraben sich mit dem Schnabel verteidigen, ohne die Flucht zu nehmen, und weit weniger Furcht zeigen, als vor den eigentlichen Raubvögeln, vor denen sie ohne Gegenwehr sofort die Flucht ergreifen, seien es auch nur die kleinen Steinfalken, worauf sie sich durch augenblickliches Untertauchen zu retten suchen. — Auf Island, Farö und fast überall wo es Vogelberge giebt, befassen sich kühne Leute damit, diese Kolonien zu besteigen, und durch Ausnehmen von Eiern, Jungen und Fangen der Alten sich Verdienst und Lebensunterhalt zu erwerben. Es ist dies aber ein lebensgefährliches Wagnis, das manchem Vogeljäger das Leben kostet. Es geschieht auf dreierlei Art: von unten aufwärts, von der Seite und von oben herab. Eine minder gefährliche Art ist die, wo der Vogelfänger im Boote nahe unter die Felsen rudert, und mit einem an einer 3—4 m langen

---

*) Maler Gätke hat auf Helgoland, wo Uria troile und Alca torda brüten, öfters beobachtet, wie ängstlich diese Vögel für ihre Jungen besorgt sind. Die Alten warten unten auf dem Meer und locken mit einem tiefen arr arr ihre flüggen Jungen herab. Diese besinnen sich lange und schreien kläglich irr irr irr, endlich — wenn es dunkel wird — stürzen sie über den Felsenrand zu ihren Eltern ins Meer hinab, wo sie sogleich von denselben in die Mitte genommen und aufs Meer geführt werden, auf dem sie von nun an leben und sterben.

Stange befindlichen Decknetze (Fleistange genannt) die unten sitzenden Vögel wegfängt; durch geschickte Handhabung entgehen ihm selbst die Vorbeifliegenden nicht. — Gefährlicher, aber ergiebiger ist das Erklettern von unten, um an die Seitenwände der Felsen zu gelangen. Ein Boot mit 4 erfahrenen Leuten bemannt, nähert sich zwischen gefährlichen Brandungen hindurch dem Felsen; zwei von ihnen befestigen sich nun an einem Leibgurt das Ende eines 15—18 m langen Seiles, das beide verbindet; jeder nimmt nun sein Decknetz, der eine außerdem noch eine lange Stange, an welcher oben ein kleines Brett befestigt ist, womit er den, welcher voranklettert, an schwierigen Stellen hinauf schiebt, jener aber, wenn er festen Fuß gefaßt, den Untern nachzieht. So, durch Schieben und Ziehen, klettern sie mit wechselseitiger Hilfe von Absatz zu Absatz bis 60 m und höher zu den mit Vögeln besetzten Plätzen hinauf, fangen sitzende und fliegende Vögel, so viel sie erreichen können, töten sie mit einem Kunstgriff, durch Trennung des Atlas vom Hinterhaupte augenblicklich, und werfen sie den im Boote Harrenden hinab. Wie das Hinaufsteigen ist auch das Heruntersteigen, aber noch gefahrvoller; stürzt einer, so reißt er den andern mit in die Tiefe und beide sind verloren.

Am gefährlichsten ist die Methode, von oben herab mittelst eines starken Seiles an die senkrechten Wände zu gelangen. An einem 7 cm dicken, 180—350 m langen Taue, dessen eines Ende an dem Leibgurt des Vogelfängers befestigt ist, auch daselbst einen Gurtensitz hat, wird der Wagehals von 6 Männern in die Tiefe hinabgelassen, bloß mit dem Decknetz bewaffnet. Damit das Tau oben an der Felsenkante nicht gerieben wird, läuft es über ein rundes Stück Holz; eine dünne Nebenleine läuft neben dem Seil herab, mit welchem die verabredeten Zeichen gegeben werden. Tritt der Felsen zurück, so versetzt sich der Jäger in eine Perpendikelschwingung, bis er festen Fuß gefaßt hat, befestigt das Tau einstweilen an einem Stein, um den Fang der Vögel ungehinderter betreiben zu können, wirft die schnell getöteten den unten in einem Boote harrenden Kameraden zu, und sucht allmählich den ganzen Felsen auf seinem Striche von Absatz zu Absatz ab. Ist nichts mehr zu machen, so giebt er ein Zeichen und wird nun wieder in die Höhe gezogen. Die größte und auch häufig vorkommende Gefahr ist hier das Herabstürzen von lockeren Steingeröllen, welche den in der Luft Schwebenden zerschmettern.

Den Bewohnern des hohen Nordens, denen Brot eine Leckerei ist, die meist ausschließlich von Fischen leben, wie ihre Seevögel, sind die Eier, das zarte Fleisch der Jungen und auch das der Alten, trotz des thranigen Geschmacks, recht delikate Speisen, in deren Genuß sie schwelgen. Aber auch ein unentbehrliches Bedürfnis sind diese getrockneten, geräucherten und gesalzenen Vögel, wenn die schrecklichen Begleiter des hochnordischen Winters den Fischfang verbieten; es ist daher die Sorge um Erhaltung ihres kümmerlichen Daseins, welche sie antreibt, zu rechter Zeit den Vogelfang mit allem Fleiß und mit Verachtung aller Gefahren zu betreiben. Die gegerbten pelzartigen Häute dieser Vögel geben wärmende Kleidungsstücke. — Hier beschrieben 5 Arten in 3 Gruppen.

1. Gruppe: Lumme. Lomvia, *Brandt* 1760.

Cataractes, *Möhring* 1752. — Die Familienbeschreibung paßt auch hierher. 3 Arten.

Die Schmalschnabel-Lumme. Uria lomvia, *Linné* (= lomvia, *Brünnich*).

Taf. 38, Fig. 4.

Trottel-Lumme, Troil-Lumme, Dumme Lumme, Loom, Lomb, Troiltaucher, Mallemuk. — Lomvia, *Clusius; Will. et Ray*; *L. cit.* 1758—66; — Alca lomvia, *L.* 1758; — Colymbus Troile*), *L.* 1761, 1766; — Uria lomvia, *Brünn.* 1764; *Gm.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1844; *Rchw.* 1889; — Uria Troile, *Lath.* 1790; *Temm.* 1815; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Cepphus lomvia, *Pall.* 1811; — Alca troile, *Malmgren* 1864. — *) Blasius bemerkt im Verzeichnis der „Wirbeltiere Europas" S. 93: Colymbus Troile, *L.*, ist von beliebiger Anwendung auf 3 Arten, deshalb keine präcise Bezeichnung. Derselben Ansicht ist Dr. Reichenow in Cab. J. 1889, S. 342—43.

Kennzeichen. Schnabel von der seitlichen Oberkieferbefiederung an länger als der Lauf, oder länger als die Innenzehe mit Nagel; Kopf und Augenkreis dunkelfarbig, ohne weißen Streif. Die weißen Weichen sind mit schmalen schwarzen Längsstrichen bezeichnet.

Länge 44 cm, Flugbreite 70 cm, Flügel 21,5 cm, Schwanz 5 cm, Schnabel 4 cm, Lauf 3,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 5 cm. Größe der weiblichen Pfeifente.

Beschreibung. Im Hochzeitkleid sind Kopf und Hals mit dichtem feinem Gefieder bekleidet, zwischen Schläfe und Ohrgegend eine Furche im Gefieder. Kopf, Oberhals bis auf den Kropf und der

ganze Oberkörper sind braunschwarz, am Kopf mit rötlichbraunem Duft; im Flügel ist ein weißer Querstrich; der ganze Unterkörper ist rein weiß; die Weichen sind weiß und schwarzbraun geflammt. Im Herbstkleid ist Kehle und Hals weiß, von den Schläfen geht ein weißer bogiger Streif; unter diesem ein schwarzbrauner; sonst wie im Hochzeitkleid. Die Jungen sind oben, an Schnabel und Füßen etwas blässer.

Der Schnabel ist mattschwarz; die Iris tief braun; die Füße sind bleischwarz, auf Spanne und den Zehen mit dunklem Olivengelb gelichtet.

Die Lummen gleichen einander außerordentlich, haben jedoch ihre standhaften, wenn gleich kleinen Unterscheidungszeichen. Die Ringellumme hat ein schmal weiß eingefaßtes Auge und stärker gefleckte Weichen; die Dickschnabellumme einen weißgelben Streif längs des Oberschnabels und nur schwach gefleckte Weichen. Die Schmalschnabellumme hat weder ein weißes Augenlid, noch einen gelben Streif an der Schnabelkante.

Die Schmalschnäbelige Lumme hat eine weite Verbreitung, welche über gewisse Breiten, etwa vom 50. bis 68. Grad rings um den Nordpol ausgedehnt ist; doch wohnt sie von allen drei Arten am südlichsten. Sie bewohnt die Küsten des nördlichen Amerika und Nord-Asiens; in Europa gemein längs der ganzen Küste von Norwegen, auf den Hebriden, Orkaden, Shetlands, Faröern, Island, hier mehr an der südlichen Hälfte, und kommt auf dem Zug bis in die Meerenge von Calais, und an der Westküste Frankreichs bis Portugal herab. Häufiger Wintergast an der Nordküste unseres Vaterlandes vom Oktober bis März, einzeln auch im Sommer. Brütet auf Helgoland im Juni; sonst — wie oben bemerkt — in Nord-Europa.

Die Eier sind 7,7 cm lang und 5 cm breit, die vorherrschende Form ist ziemlich birnförmig, die Schale stark, grobkörnig, mit sehr sichtbaren Poren, aber nicht rauh anzufühlen und ohne Glanz. Die Grundfarbe ist trüb-, gelblich-, blaugrünlich, bleich meergrün bis zur Grünspanfarbe; die Zeichnungen sind Flecken, Tüpfel und Schnörkel, deren Farbe hell- und dunkelbraun, braunschwarz. Man sieht hieraus, daß die Abweichungen in Farbe und Zeichnung sehr bedeutend sind; dies gilt auch von der Größe und Gestalt, denn es giebt Eier, die in Größe kaum die eines kleinen Hühnereies übertreffen. Jedes Weibchen legt jährlich nur ein einziges Ei.

Ihre Stimme, oder vielmehr ihr Geplärr ist schnarrend, etwa wie: „örrrrr, merrerrerrr, eiürürrärerrrrr, jirrrr“, zwischen denen man miauende Töne wie: „jaü, jau jä!“ hört. Am Brüteplatze macht sie den meisten Lärm unter allen verwandten Vögeln, zu andern Zeiten scheint sie dagegen völlig stumm zu sein. — Die Lebensweise siehe bei der Familienbeschreibung.

Die Ringel-Lumme. Uria ringvia, *Brünnich.*

Weißlidige, Ringäugige Lumme. — A. ringvia (= Hringvia, rhingvia), *Brünn.* 1764; *Gm.; Br.; K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Col. minor, *Gm.*; — Uria lacrymans, *Lapeyr.* 1797; — Uria leucophthalma, *Faber* 1822; — U. leucopsis, *Br.* 1831. — Siehe auch die Bemerkung bei der Schmalschnabellumme.

Kennzeichen. Schnabel von der Befiederungsgrenze über dem Nasenloch bis zur Spitze so lang, als der Lauf oder die Innenzehe. Der Augenlidrand ist weiß, desgleichen ein scharfer weißer Strich in der Schläfenfurche entlang gegen den Hals. Die Weichen sind mehr schwarz als weiß in die Länge gefleckt.

Länge 45 cm, Flugbreite 73 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 4,2 cm, Mittelzehe samt Kralle 5 cm.

Beschreibung. Die Ringellumme ist etwas größer als die vorhergehende und nachfolgende Art, hat aber in Allem bis auf die angegebenen Artkennzeichen so viele Aehnlichkeit mit der vorhergehenden, daß eine Beschreibung überflüssig ist.

Sie bewohnt die nördlichsten Teile von Island, wird auf dieser großen Insel nach Süden häufiger; am häufigsten auf den Westmanöern. Nach Malmgren kommt die Ringellumme häufig auf Spitzbergen vor. Die Faröer sind wohl das uns zunächst liegende Land, welches sie häufiger bewohnt. Auf diesen Inselgruppen macht sie den fünften Teil der dortigen Lummen aus. Auf Helgoland war sie ehedem häufig und kam dann auch zuweilen an die deutschen Küsten, wurde aber durch ihr wenig scheues, fast sorgloses Benehmen eine allzuleichte Beute der zahlreichen Anwohner und Reisenden; sie wurde dort beinahe ausgerottet, so daß sie in neuerer Zeit nicht mehr daselbst vorkommt.

Die Eier sind 8,2 cm lang und 5,2 cm breit, etwas größer als die der andern Arten, auch ist die Form gewöhnlich eine mehr gestreckte, die Zeichnung mehr geschnirkelt, die Färbung

aber wie bei den andern. Durch die weißen Augenlider und die stark schwarzbraun geflammten Seiten, nebst dem scharf weißen Strich in der Schläfenfurche unterscheidet sie sich genügend von ihren Verwandten.

Die Dickschnabel-Lumme. Uria Brünnichi, *Sabine.*

Brünnichs-Lumme, Troil-Lumme, Franks-Lumme, Breitschnäbelige Polarlumme. — Uria Troile, *Brünnich* 1764; — Alca Swarbag (= svarbagh), *Brünn.*; — Cepphus Arra, *Pall.* 1811; — Uria Franksi, *Leach* 1818; — U. Brünnichi, *Sabine**) 1819; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — U. polaris, *Br.* 1831; — U. Arra, *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1844. — *). Der gelehrte Nordpol-Reisende, Oberst Sabine war der erste, welcher diese Art unzweifelhaft gekennzeichnet hat. Dr. Reichenow in Cab. J. 1889, S. 342.

Kennzeichen. Schnabel von der Befiederungsgrenze über dem Nasenloch bis zur Spitze viel kürzer als der Lauf oder kaum so lang als die Innenzehe; ein gelbweißer Streif auf der obern Mundkante vom Mundwinkel bis zum Nasenloch. Kopf und Augenlider dunkel gefärbt, längs der Schläfen ohne weißen Strich. Die weißen Weichen haben hinterwärts nur wenig schwarzbraune Schmitze.

Länge 43,5 cm, Flugbreite 71,5 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 3,9 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,8 cm.

Beschreibung. Im Hochzeitkleid ist Kopf, Hals und der ganze Oberkörper schwarz mit weißem Streif im Flügel; der übrige Unterkörper weiß mit wenig schwarzbraunen Schmitzen auf den hintersten Tragfedern. Im Herbstkleid ist Kinn, Kehle und Gurgel weiß, sonst alles gleich.

Der Schnabel ist auffallend kürzer, höher, an der Wurzelhälfte breiter, an der Spitze stärker abwärts gebogen, als bei den andern Arten, am Unterkiefer tritt das Eck mehr hervor, die Farbe ist mattschwarz, die obere Mundkante vom Winkel an grüngelblichweiß, was diese Art von den andern sogleich unterscheidet; das Auge ist dunkelbraun; die Füße sind bleischwarz, auf dem Spann und Zehenrücken olivengelb oder lichtbraun.

Die Wohnorte dieser Lumme liegen in der arktischen Zone rings um den Polarkreis herum; es sind die Felseninseln der nordamerikanischen Meere, um Grönland, Grimsey bei Nord-Island, Spitzbergen, Novaja-Semlja, Neu-Sibirien und andere hochnördlich gelegene felsige Küstenstriche. Sie zeigt wenig Wandertrieb und kommt mehr als Strichvogel zuweilen etwas südlicher, aber sehr selten an die Küsten der Nordsee.

Die Eier sind sehr groß und ähneln in Größe und Form den Putereiern, sie sehen kürzer und dicker aus, als die der Schmalschnabellumme, weil die Bauchwölbung länger ist und nach dem spitzen Ende nicht so schnell abnimmt. Sie sind 7,5 cm lang und 5,2 cm breit, die Färbung ist wie bei den Vorigen, doch scheint es, als wenn eine grob und dicht schwarzbraun gefleckte die häufige wäre. Jedes Lummenweibchen legt im Jahr nur ein einziges Ei. — Ihre Stimme ist schnarrend, sie ruft in einem tiefern Ton als die Schmalschnabellumme „ärrr" oder „örrr", zieht es aber nicht so lang und schreit auch nicht so viel. Die Jungen pfeifen in einem flötenartigen Tone.

2. Gruppe. Gryll-Lumme. Cepphus, *Pallas* 1811.

Der Schnabel ist mittelgroß, etwas schwach, wenig kürzer als der Kopf, gerade, nach der Spitze etwas abwärts gebogen, am Unterschnabel ein wenig vortretendes Eck; die Schneiden etwas eingezogen, sehr scharf, vor der Spitze ganzrandig und ohne Furchen. Die Firste tritt spitzwinkelig in die Befiederung zurück, die der Stirnseiten im spitzen Winkel bis über die Mitte des ritzförmigen Nasenloches vor; die seitliche Befiederung des Unterkiefers ist nach vorn zugespitzt, und die der Kielspalte ragt kaum dem Nasenloch gleich vor, der Rachen ist ziemlich tief gespalten. Die Füße sind nicht groß und liegen weit nach hinten, dreizehig, mit vollen Schwimmhäuten, ohne Hinterzehe. Doppelmauser.

Sie ähneln den eigentlichen Lummen, sind aber kleiner, haben rote Füße, und im Hochzeitkleid ein schwarzes Gefieder mit rein weißem Flügelschild, zwei Brütflecke und gewöhnlich 2 Eier, leben mehr von Krustazeen als von Fischen und haben eine ganz verschiedene Stimme. Eine Art.

Die Gryll-Lumme. Uria grylle, *Linné.*

Taf. 38, Fig. 2. Hochzeitkleid, Fig. 3. Uebergangskleid.

Gryll-Teiste, Grylltaucher, Taubenlumme, Seetaube, Grönländische Taube, Tauchertaube, Kajuhr-vogel, Teiste. — Columba grönlandica, *Martens* und andere alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — Alca grylle, *L.* 1758; — Colymbus grylle, *L.* 1761—66; — Uria grylle, *Brünn.* 1764; *Lath.*; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882, 1889; — Cepphus columba, *Pall.* 1811; — Cepph. grylle, *Cuv.* 1817; *Br.*; *Naum.* 1844; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Uria Mandtii, kleinschnäbel. Var., *Licht.* 1824; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886 als Art verzeichnet; — Cepph. arcticus, et Meisneri, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der alte Vogel ist im Hochzeitkleid ganz schwarz bis auf ein rein weißes Flügelfeld; im Herbst- (oder Winter-) Kleid an allen untern Teilen weiß. Das Jugendkleid gleicht dem letztern, der weiße Flügelschild ist aber in Querreihen schwarz gefleckt. — Die Spitzen der Schwingen zweiter und dritter Ordnung sind stets schwarz; an den Schwingen erster Ordnung die Wurzeln der Innenfahnen (die kaum länger als die untern Flügeldeckfedern reichen) weiß; 12 Schwanzfedern. Rachen und Füße rot.

Länge 33,5 cm, Flugbreite 56 cm, Flügellänge 17,8 cm, Schwanz 4,6 cm, Lauf 3,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,2 cm. Größe der Krickente.

Beschreibung. Im Hochzeitkleid ist der ganze Rumpf tief schwarz mit sanftem Metallschimmer, der weiße Flügelschild, ist samtschwarz eingerahmt. Im Winterkleid sind die untern Teile weiß, auf den Halsseiten dunkel gefleckt, die obern Teile sind matt schwarz, auf Schultern und Bürzel mit schmalen weißen Federkanten, der Flügelschild weiß und schwarz eingerahmt. Im Jugendkleid letzterer schwarz gefleckt. Die Jungen im Dunenkleide sind grau. — Während des Federwechsels, wo sich an den untern Teilen Schwarz in Weiß, und umgekehrt, verwandelt, sehen sie oft sehr buntscheckig aus. Der Schnabel ist schwarz, Zunge und Rachen schön mennigrot; der Augenstern schwarzbraun; die Füße glühend orangerot, im Winter matter, in der Jugend etwas bräunlich.

Die Gryllumme ist in dem nördlichen und arktischen Meere fast allgemein, wird aber stets in geringerer Anzahl als Lummen, Lunde, Alken u. dergl. angetroffen. Auf Labrador, Grönland, Island und den nahe gelegenen kleinen Inseln ist sie gemein, auch noch auf Farö, St. Kilda, Baß, von woher sie im Winter an die Küsten von Frankreich, Holland und Norddeutschland gelangt. Im Jahr 1869 auf der Insel Gothland noch als Brutvogel aufgeführt. Als Seevogel verläßt sie das Meer nie, liebt aber die Nähe des Landes und ein ruhigeres Wasser, unter dem Schutze nackter schroffer Felsen und hoher Gestade. Auf Untiefen verweilt sie nicht, aber auch nicht auf zu großen Tiefen, weil sie ihre Nahrung meistens auf dem Grunde holt, deshalb genügt ihr eine Tiefe von 35—60 Fuß. Sie schwimmt gern auf freien Plätzen zwischen dem Eise, weil da das Wasser ganz ruhig ist, setzt sich zuweilen auch auf die treibenden Eisschollen und friert bei heftiger Kälte nicht selten mit den Füßen am Eise fest.

In den Vogelbergen nehmen sie stets die unterste Region für ihre Nistplätze gesellig ein, doch so hoch, daß sie bei der Flut von den Wellen nicht erreicht werden. Sie suchen in diesen Klippen teils natürliche Zerklüftungen, teils solche, die von herabgefallenem Gestein gebildet wurden, und machen darin ihre Brut. Diese Höhlen sind bald weit, bald enge, nicht tief; die darin auf dem bloßen Boden liegenden 2 Eier sind 5,7 cm lang und 3,9 cm breit. Ihre Gestalt ist vollkommen eiförmig, die Schale grobkörnig, rauh, glanzlos, leicht zerbrechlich, die Farbe trüb weiß, schwach ins Blaugrünliche oder Braungelbliche spielend, mit vielen rundlichen scharfen Punkten und Tüpfeln bestreut, die in der Schale aschgrau und braun, auf dieser rötlichschwarzbraun aussehen und am stumpfen Ende meistens gröber sind. In den Sammlungen verbleicht der grünliche Grund, bei andern wird das Gelbliche aber bemerklicher. — Junge, welche im Dunenkleide zufällig aufs Wasser kommen, können zwar schwimmen, aber nicht tauchen, was sie erst lernen, wenn sie ein ordentliches Federkleid bekommen haben. — Diese Lumme schwimmt behend, den Rumpf nicht tief in die Fläche eingesenkt; noch schneller und gewandter schwimmt sie beim Tauchen unter der Wasserfläche, denn im Augenblick des Tauchens öffnet sie die Flügel und rudert damit, wie wenn sie flöge, die Stöße der Füße kräftig unterstützend, und hält ungefähr 2 Minuten unter Wasser aus. Beim Sitzen halten sie sich aufrecht, auf den Hintern gestützt und dabei auf der Sohle des Laufes ruhend; der Gang ist langsam und watschelnd auf der Laufsohle, wie bei ihren Verwandten. Ihr Flug ist leichter als bei der Lumme, sonst aber diesem ähnlich, schwirrend; aber sie fliegt ungern und selten, nur in der Fortpflanzungszeit häufiger auf die erwählten Brutstellen und von diesen wieder aufs Meer. — Die Gatten lieben sich zärtlich, sitzen dicht aneinander geschmiegt, liebkosen und schnäbeln sich, und sind überhaupt

gutmütig, sanft und verträglich, wodurch sich diese lieblichen Vögel den Beinamen: Tauben erwarben.

Die Stimme ist fein, hoch und hell wie „iihp“, der Paarungsruf ist ein wohlklingendes „ist ist ist ist“, wie vom Wiesenpieper. Beim Hervorbringen dieser zarten Töne sperrt sie sonderbarerweise Schnabel und Rachen weit auseinander. — Ihre Nahrungsmittel müssen sie fast immer vom Grunde des Meeres holen, wobei sie 10—20 Meter tief tauchen; da sie aber kaum 2 Minuten unter Wasser bleiben, so müssen sie erstaunlich schnell fortrudern können. Sie verzehren kleine Krebse, Würmer, Schaltiere und kleine Fische. — Gefangene lassen sich leicht zähmen und füttern, bleiben aber, wenn sie nicht auf Seewasser gebracht werden können, nicht lange am Leben. Zu schießen sind diese wenig scheuen Vögel nicht schwierig.

Faber sah einen Seeadler auf eine schwimmende Gryllteiste stoßen, die sogleich lange untertauchte; der Adler, dessen geübtes Auge dem Vogel unter und über Wasser folgte, stieß beim Auftauchen sofort nach ihr, wiederholte dies so oft sie auftauchte, machte sie endlich so müde, daß sie immer kürzer untertauchte, dies endlich vor Angst und Erschöpfung gar nicht mehr vermochte, mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser liegen blieb und jetzt ergriffen und fortgeschleppt wurde, so daß diese Jagd in weniger als 20 Minuten zu Ende war.

3. Gruppe. **Krabbentaucher.** Mergulus, *Ray* 1713.

Vieill. 1816; — Arctica, *Möhring* 1752. — Der kurze, oben gewölbte Schnabel ist fast eben so breit als hoch, an der scharfen Schneide sehr eingezogen, vor der scharfen Spitze an beiden Kinnladen mit einem Einschnitte, bei alten Vögeln mit Furchen vor den eirunden Nasenlöchern; der Unterkieferastwinkel vorn abgerundet, ganz befiedert und ragt über zwei Drittel der Mundspalte vor; die seitliche Schneppe steigt etwas buchtig nach vorn auf; die Füße stehen nicht so weit hinten, als bei den Vorhergehenden; das übrige ist ebenso. Doppelmauser.

Sie gehören zu den kleinsten Meervögeln, indem sie eine Wachtel an Größe nicht viel übertreffen. Die Meere des höchsten Nordens sind ihre Wohnsitze, wo sie in unermeßlichen Scharen beisammen leben und oft weite Meeresflächen bedecken. Von zu vielem Eis vertrieben streichen sie unregelmäßig aus einer Gegend in eine andere, weniger bedeckte, sind gegen die heftigste Kälte gleichgiltig und trotzen den fürchterlichsten Winterstürmen des hohen Nordens, wobei sie bisweilen in geringer Anzahl nach den mildern Gegenden verschlagen werden.

Sie laufen auf der Sohle der Zehen und Schwimmhäute wie die Enten, leichter als die Lummen, fliegen auch gewandter, gleichen denselben aber im Schwimmen und Tauchen, indem sie unter Wasser mit den Flügeln nachhelfen.

Es sind muntere, bewegliche Vögel, nicht scheu, und so gesellig, daß ihre Scharen oft Hunderttausende enthalten. Ihre gellende Stimme lassen sie bei allen Verrichtungen fleißig hören. — Ihre Nahrung besteht in krebsartigen Geschöpfen, deren Schalen ziemlich zerrieben im Koth abgehen und diesen rot färben. Da wo sich diese Vögel in so großer Anzahl aufhalten, wimmelt auch das Meer buchstäblich von Krebstierchen, Mollusken und Medusen, daher giebt es für sie in der That mehr als genug zu fressen.

Sie nisten in großen Gesellschaften dicht neben einander, in eigenen Kolonien und nicht in den sogenannten Vogelbergen, in der untern Region vom Meer bespülter Felsengestade zwischen den Trümmern und Zwischenräumen herabgestürzter Steinmassen. Tiefe und verzweigte Höhlen dieser Art dienen oft mehr als einem Paar, um friedlich darin zu nisten. Das Weibchen legt nur ein einziges blaugrünlichweißes Ei, das von beiden Gatten abwechselnd und mit gleichem Eifer bebrütet wird. Für die Seefahrer, die besonders des Walfischfanges wegen jene hohen Breiten beschiffen, werden sie durch ihr frisches Fleisch äußerst nützlich, indem sie leicht und ihrer viele mit einem Schuß zu erlegen sind. Von einem Schiff, das im grönländischen Meere auf einer Entdeckungsreise begriffen war, erlegte ein Schütze unter dem 76. Grad nördl. Breite am 8. August mit einem einzigen Flintenschuß 32 Stück aus einer Schaar, und am 15. August wurden binnen 5—6 Stunden von derselben Mannschaft mit 3 Flinten 1263 Stück Krabbentaucher erlegt, was nicht allein von ihrem Zusammendrängen auf kleinem Raum einen Begriff giebt, sondern auch von ihrer fast einfältigen Furchtlosigkeit zeugt. — Eine Art.

Der Krabbentaucher. Uria alle, *Linné.*

Taf. 38, Fig. 5.

Zwergalk, Zwerglumme, Kleine Seetaube, Krabbenlumme, Alkenkönig, Oetzer, Rotter. — Columba grönlandica minor, *Edwards*; *Gunner*; *L. cit.*; — Alca Alle, *L.* 1758—66; *Brünn*; *Gm.*; — Uria

minor, *Briss.*; — Uria alle, *Pall.* 1811; *Rchw.* 1882; — Mergulus alle, *K. & Blas* 1840; *Naum.* 1844; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889. — Merg. arcticus, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Am gewölbten Schnabel ist die Mundspalte kürzer als der Kopf; die stark gekrümmte Firste nicht länger als die innere Zehe ohne Kralle; über dem schwarzen Flügel ein weißer Querstreif, die größten Schulterfedern an den Seiten mit weißen Längsstrichen.

Länge 24 cm, Flugbreite 41 cm, der 12fedrige Schwanz 3,2 cm, Schnabel 1,5 cm, Lauf 1,9 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,1 cm. Differiert ziemlich in der Größe, von der einer Wachtel bis zu der Größe einer weiblichen Krickente.

Beschreibung. Hochzeitkleid: Kopf und Hals sind tief schwarz mit rötlichem Duft; über dem Augenlid ein kleines weißes Fleckchen; alle obern Teile sind schwarz, die weißen Enden der Sekundar- und Tertiarschwingen bilden einen weißen Flügelstreif; die größten Schulterfedern sind seitwärts weiß gefleckt; alle untern Teile sind, vom geradlinig abgeschnittenen schwarzen Kopf an, rein weiß; an den hintern Tragfedern mit einigen braunschwarzen Schmitzen. Im Winterkleid sind auch die Kehle, Wangen und der Unterhals weiß, welche Farbe sich in spitzem Bogen über das Ohr hinaufzieht. Das Jugendkleid gleicht dem Winterkleid, ist aber blässer und hat einen mattschwarzen Vorderhals.

Der Schnabel hat, oberflächlich betrachtet, einige Aehnlichkeit mit einem Gimpelschnabel, es ist jedoch Vieles an ihm ganz anders, wie in der Familienbeschreibung zu ersehen; von Farbe ist er schwarz; das kleine muntere Auge ist dunkelbraun; die kleinen Füße sind matt bleischwarz.

Diesem Vogel scheint es nur wohl zu sein, wo es Eis giebt. Er bewohnt den höchsten Norden und begegnet den Seefahrern noch in den nördlichsten Gegenden, soweit Menschen vorzubringen vermögen. In Nord-Amerika die Banks-, Melville-, Patrick-Insel; Nord-Devon, Lincoln-, Grinells-, Grants-, Präsidenten- (85 Grad), Halls- und Grönland; in der alten Welt: Spitzbergen in Unzahl, König Karls-, Franz Josefs-Land, Novaja Semlja, Neu-Sibirien, Wrangels-Land.

Auf Spitzbergen ist er, wie bemerkt, gemein; im obern Norwegen selten; dagegen im östlichen und westlichen Grönland unsäglich häufig, im Winter auch an der Südspitze dieses Landes. An der nördlichsten Küste Islands ist die kleine Insel Grimsey, und zwar nur die Nordseite derselben, wahrscheinlich sein südlichster Sommerwohnsitz. Im Winter erscheint er in Island in Menge, von da in immerwährender Abnahme auf der europäischen Nordsee, an der holländischen und französischen Küste, während eine geringe Anzahl auch in das Kattegat, selbst bis in den Sund hinein, vordringt. In Myriaden aber bewohnt dieser kleine Meervogel die Polarmeere zwischen dem westlichen Grönland und den gegenüberliegenden Küsten von Amerika, die Davis- und Hudsonsstraße, die obere Hudsonsbai, das Baffinsmeer und den Lankastersund. Er ist Seevogel im strengsten Sinne des Worts, kommt freiwillig niemals in süße Gewässer, lebt immer im weiten Meere, oft 20 Meilen vom Lande entfernt, und nähert sich diesem nur in der Fortpflanzungsperiode. Gegen heftige Stürme ist er gleichgiltig, aber unglücklich, wenn er in enge Buchten getrieben, noch mehr, wenn er ans Land geworfen wird, wo er sich ohne Gegenwehr und Fluchtversuch mit der Hand ergreifen läßt. Wenn er aufs Meer gebracht wird, fängt er sogleich wieder an zu fliegen.

Im Mai erscheinen sie an den Brüteplätzen, alle schon gepaart und in vollem Hochzeitschmuck; unter namhaftem Lärmen und Schreien teilen sich die Paare in den Besitz der untern Höhlen hoher felsiger Gestade, wo sie ihre Brut unterzubringen gedenken. Aber erst im Juni, wenn der Schnee vollständig verschwunden ist, findet man ihre Eier. Jedes Weibchen legt ein einziges, für den kleinen Vogel bedeutend großes Ei, reichlich von der Größe eines großen Haustaubeneies, von blaugrünlichweißer Farbe; die Gestalt ist schön eiförmig, die Schale sehr feinkörnig, eben und glatt, doch ohne Glanz. Die Länge beträgt 4,8 cm, die Breite 3,4 cm. Das Junge ist in graue Flaumen gekleidet.

Von allen andern, ihm nahe verwandten, gleich gefärbten Vögeln ist der Krabbentaucher schon in weiter Ferne an seiner geringeren Größe kenntlich, fliegend an den weit geschwindern Bewegungen, durch welche sie eher an eine Herde Stare erinnern. Auf dem Land trippelt er in kleinen Schrittchen herum, auch weiß er sich am Brüteplatze sehr behend zwischen den Steinen und in Klüftungen zu verkriechen; dagegen versteht er nicht zu klettern und begiebt sich fliegend nach höher gelegenen Orten; durch das öftere Eintauchen des Schnabels ins Meerwasser heißt er in manchen Gegenden: „Peter der Trinker“. Ihre Stimme klingt hellpfeifend: „giv“, oder „try—hy—hy—hy—hy“, auch trällernd: „allll—reh—eh—eh—eh“. Ihren lateinischen Beinamen soll die Art von dieser Stimme haben.

Dieser kleine Schwimmvogel wird von allen Raubvögeln des Nordens verfolgt, weil er sich nur durch Tauchen retten kann; viele werden namentlich dann in Menge abgewürgt, wenn ganze Scharen auf dem Eise festgefroren sind, was nicht selten der Fall ist, wobei sich besonders die großen Möven hervorthun. Beim Tauchen werden auch manche von Raubfischen erbeutet.


4.
2.
6.
5.
3.
1.
8
7.

Vierte Familie: Alk, Alca, *Linné* 1744.

Flemm. 1822; — Plautus, *Klein* 1750; *Brünn.* 1764; — Chenalopex, *Möhring* 1752; — Torda, *Dumeril* 1806; — Utamania, *Leach.* 1815; — Gytalca, *Steenstrup* 1856.

Schnabel kurz oder mittellang, sehr schmal, dagegen außerordentlich hoch; an der äußerst schmalen Firste bogenförmig, oder in einem kleinen Bogen stark aufgeschwungen, an der untern Kinnlade bei Vereinigung der Gabel mit stark vortretendem Eck; die Seitenflächen in die Quere mit bogigen Leistchen und Furchen abwechselnd durchzogen; die Federgrenze des Oberkiefers, woran ein ganz schmaler, wenig erhabener glatter Wulst sitzt, ist in einem spitzen Winkel schräg vorgeschoben, läßt nur die Mundkante frei; die Schnabelschneiden passen scharf aufeinander und sind vorn mit der Spitze hakenförmig herabgebogen; am hintern Teil fast gerade, dann etwas aufgeschwungen; gegen den bis in die Nähe des Auges gespaltenen Mundwinkel nur zwei schmale Leisten unbefiedert, von denen die obere horizontal, etwas wulstig vortritt; das Nasenloch ein kurzer durchsichtiger Ritz parallel der Mundkante, frei, aber dicht unter der Spitze des seitlichen Federzwickels; die Füße liegen weit hinten und sind fast bis zur nackten Ferse von der Bauchhaut umschlossen; die Hinterzehe fehlt. Die Flügel sind klein, schmal, die vordere Spitze lang, schlank, die hintere Spitze sehr kurz, zugerundet; die 3. Schwinge die längste; der 12federige Schwanz ist klein, keilförmig zugespitzt. Das kleine Gefieder sehr dicht, unten pelzartig, am Kopfe und Halse kurz, samtartig. Die Färbung ist ganz wie bei den Lummen, an den obern Teilen bräunlichschwarz, an den untern rein weiß. Sie haben eine zweifache Mauser, welche Hochzeit- (Sommer-) und Winterkleid bringt.

Es sind nördliche Vögel, wovon die erste Art sehr gesellig ist, und in ungeheuren Scharen vorkommt. Sie haben im Betragen viele Aehnlichkeit mit den Lummen, gehen schwerfällig und watschelnd auf der Sohle des Laufs und den Zehen zugleich, sitzen ruhend auf dem Hintern, klettern an etwas schrägen Flächen sehr gut, tauchen wie jene, haben einen ganz ähnlichen Flug, und nisten an den gleichen Orten, nur mit dem Unterschied, daß die Tordalken ihr einziges Ei lieber unter Vorsprünge, in Klüftungen oder kurzen Höhlen unterbringen, als ganz frei. — Hier beschrieben 3 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe. Larventaucher. Fratercula, *Briss.* 1760.

Lunda, *Pall.* 1811; — Mormon, *Ill.* 1811; — Larva, *Vieill.* 1816. — Der Schnabel ist groß, von sehr auffallender Gestalt, denn von der Seite gesehen gleicht er einem Dreieck mit bogenförmigen Linien; an der Basis höher, als Stirn und Kinn; dabei ist er äußerst schmal, hinten höchstens halb so breit als hoch, vorn aber noch viel schmäler, mit ziemlich scharfer Kante an der Firste wie am Kiele; dieser ohne Kinnspalte. Seine Seitenfläche ist deutlich in eine hintere und vordere Partie abgeteilt; die hintere ist glatt und geebnet, die vordere mit Querfurchen durchzogen. Der Oberschnabel hat außerdem an der auch über den Unterschnabel gemeinsam gebogenen Federgrenze noch eine Art Wachshaut, welche in früher Jugend mit sehr kleinen Federchen besetzt ist, die sich später zu Borsten abstoßen und dann nur die Löcherchen zurücklassen, in welchen sie gesessen. Die scharfen Schneiden der etwas kurzen Mundspalte sind, bis auf die etwas übergreifende Spitze des Oberschnabels, gerade, nach vorn sehr schwach wellenartig gezahnt; der Mundwinkel spielt beim Futtertragen des Vogels eine besonders wichtige Rolle, er ist stark abwärts gebogen, mit einer weichen, elastischen, quergerunzelten Haut umgeben, die eine ovale Platte bildet. Das ritzförmige Nasenloch liegt vor der Wulst, dicht unten an der Schneide im hintern Schnabelteil, parallel dem Kieferrande. Bei den Alken, namentlich beim Larventaucher, tritt alljährlich wie bei den Waldhühnern eine totale Schnabelmauser ein, d. h. die hornige alte Schnabeldecke (Ramphoteka) fällt ab, worauf die neue erscheint. Dieser Hautwechsel beginnt an der Basis, wo sich zuerst schwarze Federchen ansetzen, die aber in Bälde abgestoßen werden. Die Füße sind nicht groß, ohne Hinterzehe, mit 2 vollen Schwimmhäuten; die Läufe sind stark, wenig zusammengedrückt, sie liegen weit nach hinten, aber die Unterschenkel sind nicht sehr weit herab von der Bauchhaut überwachsen; die Krallen sind stark gebogen, die der Innenzehe hat eine Eigentümlichkeit, indem sie merkwürdigerweise nicht wie gewöhnlich nach unten, sondern nach der innern Seite des Vogels gebogen ist, und die Seitenfläche derselben auf dem Boden liegt. Die Flügel sind klein und schmal, der 16fedrige Schwanz sehr kurz und abgerundet. Die Befiederung ist dicht und knapp, unten pelzartig. — Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt, die Jungen bloß etwas matter, deshalb der Unterschied zwischen Frühlings- und Herbstkleid nicht bemerkbar.

Die Larventaucher gehören dem hohen Norden an, in welchem sie noch unter dem 80. Grade brüten, streichen jedoch im Winter nach etwas mildern Küsten. Sie sind an Individuen sehr zahlreich und werden in unsäglichen Scharen beisammen getroffen; die Brütenden bedecken oft große Plätze der aus dem Meer ragenden Felsenpartien hoher Gestade und kleiner Inseln, so daß die auf den Felsen sitzenden mit ihren der See zugekehrten weißen Brüsten die Oberfläche des Berges zuweilen weiß überschleiern. Sie nisten entweder für sich allein, oder schließen sich in den Vogelbergen andern Seevögeln an, unter sich aber stets zusammenhaltend. Hier sind sie zwar meist in der obern Felsenregion, wo sie sich in die oben befindliche Dammerde mit Hilfe des Schnabels und der Füße tiefe Höhlen graben, denn das Tageslicht darf nicht hineinfallen. Diese Röhren sind je nach dem Boden 1—$2^1/_2$ m lang und im Durchmesser 17 bis 20 cm breit und gleichen sehr den Kaninchenbauen; die Höhle ist auch so weit, daß sich der Vogel im Hintergrunde, wo das Ei liegt, umdrehen kann. Bei der überaus großen Zahl der Nistplätzebedürftigen sind sie jedoch öfters gezwungen, in der Mitte dieser Felspartien und selbst unten in dem Gerölle und in den Zerklüftungen ihre Brut unterzubringen. — Das Weibchen legt ein einziges großes, etwas rauhschaliges weißes Ei. Das Junge ist anfangs dicht mit langem Flaume bedeckt und sieht einer jungen Eule sehr ähnlich; Kopf, Hals und die obern Teile sind matt bräunlichschwarz, die Brust und der übrige Unterkörper weiß, die Füße sind bleiblau. Der Schnabel noch klein, ist unten und vorn rötlich, auf der Nasenfläche bläulich, der Rachen blaßgelblich. Es wächst sehr langsam und geht erst, wenn es völlig flugbar geworden, aufs Meer.

Kopf und Schnabel des Larventauchers haben ein höchst eigentümliches Aussehen, und es mag diese abnorme Form wohl auf etwas Besonderes in der Ernährungsweise dieser Vögel hinweisen, das aber vorderhand noch nicht ermittelt ist. Deutlicher erkennt man die Bestimmung der wunderbar eingerichteten Mundwinkel und der großen Elasticität ihrer schwieligen Umgebung. Sie müssen nämlich oft sehr weit fliegen, um ihren Jungen kleine Fische zu holen; durch diese Vorrichtung am Mundwinkel sind sie nun in den Stand gesetzt, auf jeder Seite 5—6 Fischchen, nachdem sie getötet, festzuklemmen, indem die Körperchen rechts und links aus dem Mundwinkel herabhängen, wie ein flatternder Schnurrbart. Dabei können sie den Schnabel noch gut öffnen, ohne daß die am Kopfe eingeklemmten Fischchen (besonders Ammodytes tobianus) herabfallen. — Ihre Nahrung sind hauptsächlich Krustazeen (Krebse); zum Auffüttern der Jungen dienen aber kleine Fische. Wahrscheinlich fressen sie noch mancherlei Meergewürm, Sepien, Quallen oder ähnliche Weichtiere, worüber es aber noch an Beobachtungen fehlt, die bei der Lebensweise dieser Vögel auf dem weiten Meer auch schwer zu machen sind.

Sie laufen auf der Zehensohle leicht und behend, nach Art der Enten mit wagrecht getragenem Körper; das Auffliegen vom Boden oder Wasser ist sehr schwer; nachdem sie sich aber erhoben haben, geradlinig, fast schnurrend; sie schwimmen gut und tauchen mit Nachhilfe der Flügel (welche nicht weit ausgebreitet, hauptsächlich durch kräftige Stöße mit den Armknochen wirksam sind), tief und schnell wie die Fische, wobei sie etwa 2 Minuten unter der Wasserfläche verweilen können.

Die hochnordischen Völker finden auch das Fleisch dieser Vögel zum Genusse tauglich, und machen deshalb Jagd auf dieselben. An den Brüteplätzen, zumal wo wenig nach ihnen geschossen wird, ist die Jagd oft recht ergiebig. Der erste Schuß in einen Vogelberg, der sonst nie beunruhigt wird, macht eine gewaltige Wirkung; die meisten Vögel stürzen herab und eilen unter betäubendem Geschrei der See zu, kommen aber bald wieder zurück zu den vielen andern, welche ruhig sitzen blieben; ein zweiter Schuß wirkt schon schwächer, und bei einem dritten fliegen kaum die Nächstsitzenden ab. Am wenigsten fliegen die Jungen weg; sie kommen bei dem Lärm aus ihrer Röhre hervor, lassen unter komischen Gebärden ihr tiefes „orrr" vernehmen und ziehen sich dann wieder in ihr Loch zurück, wo sie sich geborgen wähnen. Deshalb bedienen sich die Vogelfänger eines langen Steckens, an welchem vorn ein spitziger Haken ist, um Alte und Junge aus den Löchern zu ziehen. Auch mit Dachshunden (wenigstens ihnen ähnlich) werden sie aus den Löchern getrieben, gegen die sich aber die Vögel wütend verteidigen und dieselben nicht selten, gefährlich verwundet, abtreiben. Auch stellt man ihnen Schlingen vor ihre Bruthöhlen. — In manchen Gegenden fängt man die Alten nur, um sie, wenn die Haut abgezogen, gut getrocknet als Brennmaterial zu verwenden. Einem noch prosaischeren Schicksal verfallen die fetten Jungen. Diese werden getrocknet; man zieht ihnen dann beim spätern Gebrauch einen Docht durch den Hintern und zum Schnabel heraus und verwendet sie als eine Lampe, die 6 Stunden brennt. Ein einzelner Lund hält im Meer nicht schußrecht aus; überhaupt ist die Jagd im Meere nicht ergiebig, weil diese Vögel, wenn sie einmal mißtrauisch sind, so tief schwimmen, daß nur noch der Kopf und Hals als Zielpunkt für den Schützen sichtbar ist, wozu noch das blitzschnelle Tauchen kommt. Es giebt mehrere Arten, die Grenzen Deutschlands berührt aber nur: Eine Art.

Der Nordische Larventaucher. Alca arctica, *Linné*.

Taf. 38, Fig. 6.

Lund, Arktischer Lund, Mormon, Europäischer, Gemeiner Larventaucher, See-, Meerpapagei, Papageitaucher, Buttelnase, Larve, Weißback. — Lunda, *Gesn.*; — Fratercula marina, *Aldr.*; — Anas arctica, alte Autoren; — Avis glacialis, *Martens*; — *L.* sämtl. *cit.* 1746—66; — Alca arctica, *L.* 1746—66; *Brünn.*; *Pall.* 1767; *Gm.*; *Rchw.* 1882; — Lunda arctica, *Pall.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1844; — Alca canogularis, *M. & W.* 1810; — Mormon arctica, *Ill.* 1811; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; — Morm. fratercula, *Temm.* 1815; — Fratercula arctica, *Leach.* 1816; *Rchw.* 1889. Ceratoblepharum arcticum, *Brandt* 1837.

Kennzeichen. Der Scheitel, alle obern Körperteile und ein schmales Band um den Hals sind braunschwarz; die Kehle und Gesichtsmaske weißgrau; vom Schnabelwinkel aus geht ein deutlicher dunkelgrauer Streif neben der Kehle herab; der Unterkörper ist weiß. Füße rot.

Länge 30,5 cm, Flugbreite 59 cm, Schwanz 3,8 cm, der große Schnabel über dem Bogen 6 cm, in gerader Linie 5,4 cm, vom Mundwinkel 4 cm, an der Wurzel die Höhe 4,4 cm, oben die Breite 1,4 cm, vorn nur 0,4 cm, Lauf 3,6 cm, die Mittelzehe samt der 1,2 cm langen Kralle 5 cm. Größe einer Krickente.

Beschreibung. Obige Kennzeichen genügen als Beschreibung. Die Weibchen sind bloß in ihren Verhältnissen etwas kleiner; bei den Jungen ist der Schnabel in seiner Entwicklung noch weit zurück, er ist ungefurcht, kleiner und viel matter gefärbt. Die Färbung des wunderbaren Schnabels beim ausgewachsenen Vogel ist ziemlich bunt, ein Feld des Schnabels nächst dem Kopfe ist blaugrau, die wulstige Wachshaut neben der Befiederung lebhaft rötlichgelb, Firste und Kiel samt Mundwinkelwulst glühend rot, die Hohlkehlen in der vordern Schnabelpartie hochgelb; die ziemlich fleischige Zunge und der Rachen gelblichfleischfarbig. Das kleine muntere Auge ist in der Jugend braun, dann braungrau, endlich im Alter perlweiß, die Augenlider glühend hochrot, zwei kleine nackte Schwielen über und unter dem Auge bleiblau, diese Augenschwielen treten erst nach dem Ausfliegen der Jungen sichtbar hervor; die Füße sind mennigrot, in der Jugend nur bräunlich. — Lunda (Mormon) glacialis, *Blasius*, ist eine hieher gehörige Abänderung und soll am Schnabel nur 2 Furchen haben, während Arctica mindestens deren 3 haben soll.

Dieser Larventaucher bewohnt Grönland, namentlich das nordwestliche, die nahe gelegene Insel Disko, und die gegenüberliegenden britisch nordamerikanischen Küsten in unbeschreiblicher Menge; ferner Spitzbergen, Lappland, das ganze obere Norwegen, Island, Faröe, die Shetlands, Orkaden, Hebriden, namentlich St. Kilda u. s. w.; zuweilen verirrt sich auch einer an die Küsten Norddeutschlands, selbst noch in südlichere Staaten Europas.

Die Gestade, an welchen er nistet, sind meist kleine hohe unbewohnte Inseln, deren Absturz der See zugewendet ist, besonders wo diese zu mehreren aus den Meeresbuchten aufsteigen. Oft sind es hohe schroffe Basaltwände, an denen nicht leicht ein anderer Vogel nistet, deren Gipfel aber mit Erde und Rasen bedeckt ist, in welche sich der Lund eingräbt. Sonst sind es die meisten der sogenannten Vogelberge, wo er in einzelnen Teilen seine Nistplätze hat. In Höhlen von 1—2½ Meter Tiefe liegt das einzige Ei im Hintergrund, welches man im Juni findet. Es ist ansehnlich groß, 6,7 cm lang und 4,5 cm breit, größer als ein Hausentenei, aber von anderer Form, am einen Ende mehr gewölbt, am andern spitzer, rauhschalig, mit sichtbaren Poren, von Farbe schmutzig gelblichweiß, und sehr matt blaßgrau sparsam bekritzelt, was leicht übersehen wird. Die gelbbräunlichen Schmutzflecken und Klexe von Federläusen (Liotheum), von welchen der Vogel stark heimgesucht wird, können mit Wasser abgewaschen werden.

Die ganze Gestalt dieses Vogels hat etwas Wunderliches, das seine possierlichen Bewegungen noch vermehren; besonders auffallend ist die phantastische Form des Schnabels, welche noch dazu durch grelle Farben gehoben wird. Die Haltung des Körpers der Mormonen ist beim Gehen und Stehen auf dem Boden wagrecht wie bei den Enten, nicht aber senkrecht wie bei den Alken. — Das Auffliegen vom Wasser ist sehr schwer, besonders im Herbst und Frühjahr, wenn die Vögel fett sind. Ihr Auffliegen vom Boden scheint noch schwieriger zu sein. Wenn sie aber einmal im Zug sind, so ist ihr Flug schnell, geradlinig oder auch in weiten Bogen; rasche Wendungen werden nicht beobachtet; das Herniederlassen aufs Wasser geschieht köpflings mit kurzem Tauchen. „Das erste, was A. Brehm auf seiner Reise nach Lappland an dem Lund auffiel, war sein Flug dicht über den Wellen hin, als wenn er sich nicht von denselben erheben, sondern nur auf ihnen fortrutschen wolle. Der Vogel gebraucht dabei die Flügel ebensosehr wie die Füße und schiebt sich rasch von Welle zu Welle, eben wie ein halb fliegender, halb schwimmender Fisch, schlägt mit Flügeln und Füßen fortwährend in das Wasser, indem er sich den Bogenlinien der Wellen anschmiegt, und arbeitet sich mit großer Hastigkeit und An-

strengung weiter. Der Schnabel durchschneidet beim Fliegen die Wellen, so daß der Flug lebhaft an den des Scherenschnabels erinnert. Einmal emporgekommen, fliegt der Lund, wie bemerkt, geradeaus unter schwirrender Bewegung seiner Flügel, und zwar so schnell, daß der Schütze im Anfang immer zu kurz schießt."

Im Fluge unterscheidet er sich leicht von verwandten Vögeln durch den Dickkopf und durch den hinten abgestumpften Rumpf. Die häufigen Verneigungen mit Kopf und Hals hat er mit den Lummen und Alken gemein, aber das Biegen und Drehen des Kopfes ist auffallender und abwechselnder. Gleich ihnen sitzen oft große Gesellschaften verwandter Seevögel auf den Rändern schmaler Felsenabsätze in einer einzigen langen Reihe dicht nebeneinander, alle die weißen Brüste dem Meere zugekehrt, und gewähren von hier aus, zumal abends, wenn sie sich vor den Nisthöhlen zu Tausenden reihenweise aufgepflanzt haben, einen sehr interessanten Anblick. — In seinem starken Schnabel hat er bedeutende Kraft, wehrt sich damit mutvoll gegen stärkere Geschöpfe, namentlich in seiner Nesthöhle, und beißt damit blutende Wunden. Seine Stimme ist ein tiefes rauhes „orrr — orrr"; bei den Nistplätzen, wo die Brütenden gegen Abend aus ihren Höhlen treten und sich im Schein der Abendsonne erholen, hört man ein „aa haoh", fast wie von einem gähnenden Menschen. Der gereizte Lund läßt ein dumpfes Knurren hören, wobei er oft so fest in einen vorgehaltenen Stock beißt, daß er daran hängen bleibt.

2. Gruppe. Alk. Utamania, *Leach.* 1815.

Steph. 1825. — Hierher paßt die Familienbeschreibung. Sie ähneln den Lummen in der Färbung und Lebensweise, den Lunden einigermaßen im Schnabel. Hier beschrieben: 2 Arten.

Der Tordalk. Alca torda, *Linné.*

Taf. 38, Fig. 7.

Klubalk, Eisalk, Alk, Tord-Papageitaucher, Scherschnabel, Razorbill. — Alca, alte Autoren; — A. torda, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Pall.* 1767; *Gm.*; *Br.*; *K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1844; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — A. balthica, *Brünn.* — A. pica, Jugend, *L.* 1766; — Utamania torda, *Leach*; — A. balthica, et glacialis, *Br.* 1831, 1855.

Kennzeichen. Eine feine weiße Linie läuft in einer Federfurche schräg von der Stirne bis zum Auge, fehlt jedoch manchmal dem Winterkleid. Der Schnabel hat eine in kurzem Bogen sehr hoch aufgeschwungene Firſt, und hat höchstens 4 Querfurchen; die seitliche Befiederung des Oberkiefers reicht mit ihrer Spitze weit über die Mitte der Mundkante, und so weit als die des Kinnes vor. Die Flügelspitzen erreichen den Schwanz.

Länge 41 cm, Flugbreite 67 cm, Flügellänge 2 dcm, Schwanzlänge 7,2 cm; Schnabellänge im Bogen 4,1 cm, vom untern Eck bis auf den höchsten Bogen 2,1 cm hoch, daselbst aber nur 0,5 cm breit, Lauf 3,6 cm, die Mittelzehe samt Kralle 5,2 cm. Größe einer Pfeifente.

Beschreibung. Im Hochzeitkleid sind Kopf, Hals und alle obern Teile tief braunschwarz, am Kopf und Hals rötlich überduftet und hier ohne Glanz; die Federfurche vom Anfang der Schnabelfirste zum vordern Augenwinkel mit einer hellweißen Linie bezeichnet; auf dem Flügel ein weißes Querbändchen, von den Enden der Schwingfedern zweiter Ordnung gebildet; vom schwarzen Kropf an ist die ganze Unterseite rein weiß. Im Winterkleid ist Kinn, Kehle und Hals weiß; vom Auge ab über die Ohren ein weißer Streif. Das Schwarzbraun des Oberkörpers tritt an den Halsseiten in einem Winkel vor. So ist auch das Jugendkleid mit einem breitern weißen Strich vom Auge über die Schläfe. Im Dunenkleid sind die Jungen mit nicht zu langem Flaum dicht bekleidet, welcher im Gesicht, an der Kehle und dem ganzen Unterrumpf weiß, oben dunkel braunschwarz aussieht. Das kleine Schnäbelchen ist sehr zusammengedrückt und samt den Füßchen bleifarbig.

Der Schnabel hat im Alter auf beiden Seiten Querfurchen, von Farbe ist er blauschwarz, in der ersten Hauptfurche mit einem bogenförmigen Querbändchen von weißer Farbe; die Augen sind in der Jugend braungrau, später perlfarbig; die Füße sind schwarzbraun, auf dem Spann und dem Zehenrücken gelbbraun.

Der Tordalk ist gemein auf den Felsenküsten und Klippen der nördlichen Meere um den ganzen Pol herum, geht jedoch weniger hoch hinauf, als manche andere verwandte Vögel, so daß man seine häufigsten Aufenthaltsgegenden zwischen den 60. und 70. Grad verlegen kann. In großer Menge bewohnt er die Küsten des Eismeeres von Europa und Asien bis Kamtschatka, und von da bis zur Eisküste Nord-Amerikas; er ist eben so häufig an den Küsten von

Labrador, Nord-Kanada, Grönland, Island, auf den Loffoden (an der Nordwestküste Norwegens). Südlicher findet man ihn noch auf den Shetlands, Orkaden, Hebriden, sehr häufig auf Kilda, im südlichen Skandinavien, auf der Insel Bornholm, Gotland, auch noch in mäßiger Anzahl auf Helgoland. Im Winter zieht er noch südlicher, kommt im Oktober in die dänischen Gewässer, an die Küste von Preußen, Pommern, Mecklenburg, Holland, Frankreich, Spanien, einzelne bis ins mittelländische Meer. Im März ist wieder der Rückzug nach Norden. Die Anhänglichkeit zu den Lummen, besonders zu der Schmalschnabeligen, ist wunderbar, und es wird schwerlich eine von diesen häufig bewohnte Gegend geben, in welcher nicht auch Alken vorkämen; wo die genannte nicht vorkommt, sucht er die Gesellschaft der Dickschnäbeligen Lumme auf. Im Baffinsmeer geht er mit dieser aber nur bis zur Insel Disko, nicht höher hinauf, er hat demnach so ziemlich die gleichen Aufenthaltsorte mit dieser gemein.

Die Brüteplätze an den jähen Felsen liegen immer dem offenen Meere zugekehrt, selten in der Mündung weiter Buchten. Im Jahre 1840 traf Naumann auf der Insel Helgoland noch eine Brutkolonie von etwa 30 Paaren; jetzt (1890) brüten dort kaum noch 10 Paare. Er bewohnt die mittlere und höhere Region bis zu 180 m hinauf, Stellen, wo nackte Absätze und Vorsprünge ohne Graswuchs sind, namentlich wenn es Aushöhlungen und Zerklüftungen daselbst gibt. In der Not legt er sein Ei auch auf ganz freie Flächen. In der zweiten Hälfte des Mai findet man das einzige Ei, welches 7,3 cm lang und 4,8 cm breit ist; es hat eine starke feste Schale von grobem Korn, mit dicht Poren, ohne Glanz. Die Grundfarbe ist trübweiß, ins Gelbliche, Rötliche oder Blaugrünliche schwach ziehend, die Schalenflecken sind schwach bräunlichaschgrau, die Zeichnungsflecken rötlich dunkelbraun bis schwarzbraun, wobei sogen. Brandflecke (d. h. schwarzbraune Flecken mit rostbraunen Rändern) vorkommen, welche sie von den Lummeneiern auszeichnen. Die Mehrzahl der Flecken häuft sich am stumpfen Ende zusammen, während die übrige Fläche äußerst wenig Zeichnung hat. — Wenn dem Pärchen das Ei genommen wird, legt das Weibchen ein zweites, wenn auch dies, wohl noch ein drittes, dann scheint die Legekraft erschöpft. Das Brüten ist gemeinschaftlich und so eifrig, daß sie sich dabei leicht fangen lassen. Das Junge wird unablässig mit kleinen Fischen gefüttert, und des Ab- und Zufliegens ist kein Ende und würde die Alten sehr erschöpfen, da sie immer nur ein einzelnes Fischchen im Schnabel zutragen; doch glücklicherweise kaum 3 Wochen alt, wenn sie halbwüchsig sind, verlassen die Jungen ihre unflätigen Neststellen und stürzen sich ins Meer, um unter Anleitung der Eltern nun selbständig den Fischfang zu betreiben. Bei dem Sturze von den hohen Felsen verunglücken viele Junge, wenn sie im Herabfallen auf Steine statt auf das Wasser fallen, weshalb sie auch von den Alten zuvor durch Schreien und lebhafte Gebärden angeregt werden, den Felsen mit einem Weitsprung zu verlassen. Siehe auch Familienbeschreibung der Lumme, S. 714.

Die Figur des fliegenden Tordalks hat am Kopfe etwas Raubvogelartiges, hinten wird sie einer spitzschwänzigen Ente ähnlich, obgleich der Rumpf weniger dick ist. Da er im Betragen so vieles von den Lummen hat, so verweise ich auf diese. Seine tiefe rauhe Stimme klingt „arrr"; ein „o oh oh" ist mit dem menschlichen Stöhnen zu vergleichen. Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen, als: jungen Heringen (Clupea harengus), Sprotten (Cl. sprattus), Sandheringen (Ammodytes tobianus), Stichlingen (Gasterosteus aculeatus und G. spinachia) und andern, weniger in Krustazeen, worin er sich etwas von den Lummen unterscheidet. — Er ist ein träger einfältiger Vogel, der sich am Brüteplatz auf seinem Ei geduldig die Schlinge über den Kopf werfen oder sich erschlagen läßt. Auf dem Wasser, wie am Felsen, hält er leicht zum Schusse, der aber ein tüchtiger sein muß, weil er sonst untertaucht, im seichtern Wasser sich am Grunde festbeißt und für den Schützen verloren geht.

Der Fluglose Alk. Alca impennis, *Linné.*

Taf. 38, Fig. 8.

Riesenalk, Brillenalk, Geiervogel, Apponath. — Anser magellanicus, *Clusius; Wormius;* — Penguinus, *Will. et Ray;* — *L. cit.* 1746—66; — Plautus penguinus, *Klein;* — Chenalopex impennis, *Möhr* 1752; — Alca impennis, *L.* 1758—66; *Brünn.; Fabric.; Gm; K. & Blas.* 1840; *Naum.* 1844; *Mev.* 1886; — Plautus impennis, *A. Br.* 1882.

Kennzeichen. Ein eirunder weißer Fleck steht zwischen der Stirn und dem Auge. Der Schnabel ist gestreckt und nicht aufgeschwungen, mit bogenförmiger Firste und 8—10 Furchen seitlich; die seitliche Befiederung des Oberkiefers reicht mit ihrer Spitze bei weitem nicht so weit als die des Kinnes vor. Die Spitzen der kleinen, zum Fliegen untauglichen Flügel erreichen noch lange den Bürzel nicht. Größe einer Gans.

Länge 65 cm, Flügellänge 15,5 cm, Flugbreite 7 dcm, Schwanz 7 cm, Schnabel über dem Bogen 9,5 cm, seine Höhe 3,8 cm, Lauf 6 cm, Mittelzehe samt Kralle 9,5 cm.

Beschreibung. Im Hochzeitkleid sind Kopf, Hals, der ganze Rücken, Schwanz und Flügel tief schwarz, an den Kopfseiten und Gurgel rötlichbraun überduftet; zwischen Auge und Schnabel ein weißovaler Fleck; der ganze Unterrumpf rein weiß, in den Weichen etwas aschgrau; die Schwingen zweiter Ordnung bilden im Flügel einen schmalweißen Querstreif. Im Winterkleid ist Kehle und Hals samt Unterkörper weiß; eine weiße Stelle vor dem Auge; ein weißer Streif die Schläfe entlang; ein Strich unter dem Auge hindurch schwarzbraun; das Uebrige wie oben. Das Jugendkleid ist dem Winterkleid gleich.

Der große, etwas lange, hohe, aber äußerst schmale, nach vorn abwärts gebogene, am Unterkiefer mit einer Vorragung versehene Schnabel hat auf der Seite vorwärts strebende Wulste, die parallel nebeneinander liegen; er ist von Farbe kohlschwarz, die schmalen Furchen an seiner Endhälfte gelbweiß; der Rachen gelb; das Auge ist dunkelbraun; die starken Füße sind mattschwarz.

Diesem Vogel ist nur noch ein Nekrolog zu schreiben, denn nach allen Berichten, die vorliegen, ist diese Art auf die Liste der ausgestorbenen Tiere zu setzen. Der letzte verbürgte Fall seines Vorkommens geht bis zum Jahre 1844 zurück, von da ab hat man wenig mehr von ihm gehört noch gesehen, desto mehr aber geschrieben. Der Aufenthalt dieses großen fluglosen Meervogels beschränkte sich zuletzt nur noch auf die von Island südlich gelegene Westmanöergruppe und die südwestlich vom Kap Reikjanes gelegenen, heftig umbrandeten Felseninseln und Klippen, Geier-Fuglasker genannt, weil dort dieser Alk Geierfugl heißt. Die Insel, welche dem Land am nächsten liegt, 13 englische Meilen entfernt, heißt Eldey, Feuerinsel bei den Isländern; bei den Dänen Mehlsack. Es ist ein durch vulkanische Eruptionen gehobener Fels; wegen der fürchterlichen Brandung kann aber nur selten ohne Lebensgefahr an demselben gelandet werden; dies nur, wenn das Meer ganz ruhig ist, was aber in jenen Breiten selten stattfindet. Hier wurden zu verschiedenen Zeiten solche Vögel getroffen, und wie es allen Anschein hat, auch die letzten gefangen. Es ist indessen anzunehmen, daß nicht die Menschenhand allein es war, welche den Untergang dieser Art herbeigeführt, sondern daß derselbe noch durch heftige Ausbrüche der Vulkane auf Island, besonders durch die Eruption vom Jahr 1830, wodurch der Vogel teils verscheucht, teils vernichtet wurde, beschleunigt worden ist. Es wurden zwar in den darauffolgenden Jahren 1831—1844 immer noch Riesenalke gesehen und erbeutet, aber in stetiger Abnahme, und es scheint nach den glaubwürdigsten Berichten, daß die zwei letzten Repräsentanten dieser Art im Jahr 1844 den 3. Juni von isländischen Jagdliebhabern gefangen und getötet wurden.

Die beiden englischen Naturforscher Mr. John Wolley (schon rühmlich erwähnt beim Seidenschwanz) und sein Freund Dr. Alfred Newton haben sich im Jahre 1858 eigens nach Island begeben, um Alles zu erforschen, was sie teils aus ältern Werken, teils durch Nachfragen bei Bewohnern Islands über den Riesenalk aufbringen konnten, und somit erfahren wir über das mutmaßliche Aussterben dieses Meervogels etwa folgendes: Im Jahr 1813 wurden, nach Faber, auf den Klippeninseln südwestlich von Island, Geierfuglskjär genannt, noch etwa 20 Riesenalke von Matrosen erschlagen; im Jahr 1814 tötete ein Isländer 7 Stück auf einer kleinen Schäre (Felseninsel); bis zum Jahre 1830 wurden noch viele getötet, ohne daß die Zahl genau bekannt wurde; im Jahre 1830 und 1831, nach einer heftigen vulkanischen Eruption, unternahm ein Isländer, Gudmundson, mehrere Jagdzüge nach Eldey, und erbeutete im Ganzen 36 Stück dieser Vögel, welche für Naturaliensammlungen erhalten und ausgestopft wurden; im Jahr 1833 wurden 13, im Jahr 1834 9 Vögel erlegt; im Jahr 1840 oder 1841 3, im Jahr 1844 2 — vielleicht die letzten ihrer Art — gefangen, und zwar, wie oben erwähnt, durch eine isländische Jagdgesellschaft von 14 Personen auf der Felseninsel Eldey beim Kap Reikjanes. Ausdrücklich ist erwähnt, daß die „Geiervögel" nicht den geringsten Widerstand leisteten, sondern erschrocken davon liefen, sich fangen und abwürgen ließen. — Ausführlicher findet man diese Abhandlung von dem eifrigen und gründlichen Forscher Mr. John Wolley und seinem gelehrten Freund, Prof. Dr. Newton in Cab. J. 1866, 310—338. Einen andern schon früher erschienenen Aufsatz über den Brillenalk von Dr. W. Preyer findet man in Cab. J. 1862, S. 77—79, 110—124, 337—56.

Der Riesenalk bewohnte nach neueren gründlichen Forschungen nicht den höchsten Norden, wie man früher annahm, sondern sein Verbreitungsbezirk fällt zwischen den 42. und 62. Grad nördl. Breite. Als frühere Brüteplätze desselben werden angegeben in Amerika: die Felseninseln im Golf St. Lorenz und gegenüber der Küste von Neufundland, sowie an der Küste von Labrador; ferner die Südspitze von Grönland; in Europa die schon erwähnten Felsengruppen südlich und südwestlich von Island, desgleichen in der angegebenen Breite die norwegische Küste; die Faröer, Shetlands, Orkneys und die Hebriden, hier namentlich St. Kilda; und außerdem existieren wahrscheinlich noch viele Klippen im weiten Ocean, die ihn beherbergten, die aber mit dem Erlöschen dieser Vogelart, wenn auch nicht in Vergessenheit kamen, so doch ihre Berühmtheit als Vogelberge verloren. — Prof. Steenstrups Behauptung (1856—1857), daß der

Riesenalk kein arktischer Vogel sei, ist somit vollkommen richtig. Er war ein reiner Meervogel, der den größten Teil seines Lebens auf dem Wasser zubrachte, und hielt sich demgemäß immer nur bei Klippeninselchen und Schären auf, die einige Meilen vom Festlande oder größern Inseln entfernt lagen. Nach Prof. Steenstrup ist die westliche Seite des nordatlantischen Oceans in historischer Zeit als die Heimat des Riesenalkes zu betrachten, und in den letzten Decennien seines Erdenwallens war er nur noch auf den südwestlich gelegenen Felsenklippen bei Island zu finden, wo er auf der Insel Eldey sein letztes Asyl suchte und verlor.

Klippen oder Schären, von gewaltigen Brandungen umspült, wählte er auch zu seinen Brüteplätzen; sie boten ihm bei seiner sonstigen Hilflosigkeit einigen Schutz, da es selbst der verwegenste Schiffer nicht wagen kann, durch die heftigen Brandungen zu den Felsen zu gelangen, außer bei ganz ruhiger See, was aber hier selten der Fall ist. Diese Klippen erheben sich meistens ganz isoliert aus dem weiten Meer, sind unten gewöhnlich flach, steigen dann schräg aufwärts und enden oben in eine platte Fläche, nicht höher, als daß sie auch vom höchsten Wogengang nicht erreicht wird. Die Vögel erklettern diese Felsen sehr behend. Sehr oft dienen solche Schären noch vielen andern Seevögeln zum Brüteplatz, und dann war unser Vogel nur in kleiner Anzahl unter sie gemischt; auf solchen, die er allein bewohnte, traf man ihn zu 10 bis 20 Paaren vereint. Die Eier fand man nicht weit voneinander auf dem nackten Gestein ohne besondere Unterlage. — In der ersten Hälfte des Juni legte das Weibchen ein einziges Ei, welches zu den größten gefleckten europäischen gehört und dicker aussieht als das Ei des Höckerschwans. Die Form ist etwas kreiselförmig, die Schale stark, sehr grobkörnig, mit sehr sichtbaren Poren, rauh und ohne Glanz. Seine Grundfarbe ist weiß, schwach ins Blaugrünliche ziehend, was in den Sammlungen fast ganz verschwindet. Die tiefen Schalenflecke sind schwach grau, die höhern braun oder schwarzgrau, die obern schwarzbraun oder braunschwarz, viele an den Rändern in dunkles Rotbraun verlaufend. Sie sind bald sparsam, bald reichlicher, doch nie sehr dicht mit Punkten, kurzen Schnörkeln, kleinern und größern Flecken besetzt, die am stumpfen Ende häufiger stehen, oder einen losen Fleckenkranz darstellen. Die Länge beträgt 12 cm, die Breite 7,3 cm. Die Brütezeit mochte etwa 5 Wochen dauern. — Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die schwerfälligen Alten den Jungen das Futter auf den Felsen brachten, sondern daß diese schon im Flaumgewande den Eltern schwimmend auf das Meer folgten und dort gefüttert wurden, da man nirgends Junge von so zartem Alter auf den Plätzen fand, wo vordem Eier lagen.

Der weiße Fleck am schwarzen Kopfe machte diesen großen Vogel weithin kenntlich, manche Nordbewohner nannten ihn deshalb Brillenvogel. Er kletterte leicht und gewandt an schrägen Felsenflächen hinauf, wozu ihm die Breite und Rauheit der Fußteile sehr behilflich waren. Im Schwimmen und Tauchen bewährte er die größte Meisterschaft, namentlich in den Brandungen; auch durch die heftigsten schoß er mutvoll, ließ sich vom Gipfel der schäumenden Wogen auf die Klippe setzen und erkletterte vollends die Stelle, auf der er für einige Zeit ausruhen wollte. Fliegen konnte er wegen seiner kurzen Flügel gar nicht. — Seine Nahrung erhielt er allein durch Untertauchen, oft gewiß aus großer Tiefe und öfters vom Grunde des Meeres; sie bestand in Fischen mittlerer Größe. — Wenn er auch instinktmäßig die Nähe des Menschen fürchtete und sich an die einsamsten Plätze zurückzog, so war er doch eigentlich nicht scheu, verlor vielmehr, auf seinem Felsensitze überrascht, die Besinnung und ließ sich ohne energischen Fluchtversuch erschlagen; denn die Jäger besetzten gewöhnlich die wenigen Zugänge zu den Klippen, wodurch die Vögel gezwungen waren, die Flucht an ihren Todfeinden vorüber zu nehmen oder auch ganz auf die Flucht zu verzichten. Er biß aber nach den Berichten anderer Reisenden, als der vorn genannten, heftig um sich und konnte mit seinem starken Schnabel blutig verwunden. Seine Stimme war stark und rauh wie „aangla“; dann hörte man noch ein schwaches Krächzen wie „kroak“.

In frühern Jahrhunderten, wo es noch viele solcher Vögel gab, war das fette mürbe Fleisch derselben für die nördlichen Seefahrer, Walfischfänger und Einwohner eine sehr gesuchte gute Speise, und es erklärt sich deren allmähliches Verschwinden hauptsächlich durch die leichte Jagd derselben wegen ihrer unbeholfenen Organisation, wenn sie sich am Lande befanden und hier überfallen wurden. Jetzt werden die Bälge dieser (wahrscheinlich vertilgten) Vögel mit Gold aufgewogen, um in Naturalienkabinetten als Seltenheit aufgestellt zu werden.

Ausgestopfte Exemplare, teilweis auch Eier, findet man in den Naturaliensammlungen von: London, Paris, Berlin, Wien, Petersburg, Straßburg, Mainz, München, Gotha, Köthen, Frankfurt a. M., Stuttgart, Breslau, Prag, Oldenburg, Flensburg, Bremen, Amsterdam, Leyden, Kopenhagen, Aarau. In Edinburg wurden kürzlich (1880) Eier für 207 Pfd. Sterling (4140 Mark) pro Stück verkauft. Auf Einbringung eines lebenden Exemplars würden von der Naturforschenden Gesellschaft daselbst wohl an 20000 Mark bezahlt werden.

* * *

Ehe wir das Kapitel über die Wasservögel schließen, möge hier noch der vielen

Bastarde oder Hybriden

erwähnt werden, welche bei den „entenartigen Vögeln" gesammelt werden und zwar in größerer Häufigkeit, als man solche in andern Ordnungen — besonders bei den hühnerartigen Vögeln — zu finden gewöhnt ist. Besonders seien Jäger, Jagdfreunde, Kabinettssammler aufmerksam gemacht, die ja nicht allzuselten ein solches unbekanntes Bastardgeschöpf in die Hände bekommen, und dann nicht in der Lage sind, den Fremdling richtig bestimmen oder anreihen zu können, da die ornithologischen Handbücher hierüber nur wenig Aufklärung geben, weil die Bastardformen überhaupt nur wenig gekannt und beschrieben sind. — Herr Paul Leverkühn hat sich der nicht geringen Mühe unterzogen, über „Farbenvarietäten bei Vögeln" wertvolle Notizen aus Fachschriften zu sammeln und zusammenzustellen, und bei dieser Gelegenheit sind auch die Bastardformen, welche zwischen verschiedenen Arten, insbesondere bei den „entenartigen Vögeln" schon gesammelt wurden, aufgezählt und auch teilweise beschrieben. Solche Hybriden findet man zuweilen bei den Schwan-Arten, z. B. bei Atratus (M.) × Olor (W.); Olor (M.) × Anser ferus, et domesticus (W.); Olor (M.) × Ans. canadensis (W.); — ferner bei Gänse-Arten, sowohl unter sich, als auch gemischt mit Tadorna und Moschata. Und was nun vollends die Bastarde von Enten-Arten unter sich anbelangt, so sind deren eine Menge in allen möglichen Mischungen gesammelt und verzeichnet. Nur wenige Bastarde findet man von Säger-Arten (M.) mit Enten (W.); bis jetzt nur mit Clangula. Von Mergus (W.) sind keine Blendlinge bemerkt.

Interessenten finden dieses Verzeichnis, welches wohl für die meisten Fälle genügende Auskunft erteilen dürfte, in Cab. J. 1890, S. 168—232, zusammengestellt von Dr. Leverkühn.

* * *

Achte Ordnung: **Sumpfvögel**, Grallae, *Linné* 1746.

Es ist schwierig, für die zahlreichen Familien dieser Ordnung allgemeine Kennzeichen aufzustellen, denn Schnabel- und Fußbau sind bei denselben ebenso verschieden, als es die Lebensweise der hier gruppierten Vögel ist. Die mehrste Uebereinstimmung besteht in ihrem Aufenthalt, welcher bei den meisten in der Nähe des Wassers, an oder auf diesem selbst ist. Nähere Angaben müssen für die Familienbeschreibungen aufgespart werden. — Keyserling und Blasius geben für diese Ordnung folgende Kennzeichen: „Ein Teil des Schienbeins über der Ferse nackt (mit Ausnahme von Scolopax); Naslöcher nackt, flach gerandet; Federn um die Schnabelbasis und auf den Zügeln geschlossen, nach hinten gerichtet, anliegend; Schienbein größtenteils aus dem Rumpf hervortretend." — Viele zeichnen sich durch Länge des Halses und besonders der Füße aus; diese bezeichnet man als Stelzvögel, Grallatores. Alle gehen schrittweis; viele langsam und bedächtig, wie die reiherartigen Vögel und die Störche; aber noch weit mehrere sind sehr schnelle Läufer und gute Flieger. Die reiherartigen Schreitvögel füttern ihre Jungen sehr lange im Neste und wären nach Okens Einteilung: Nesthocker, sind aber (dem entgegen) von diesem Gelehrten zu den Nestflüchtern eingeteilt. Die Natur bildet überall wieder Ausnahmen und durchkreuzt alle künstlichen Systeme. Diese sogenannten „Nestflüchter" füttern nämlich ihre Jungen im eingeschlossenen Neste, bis sie fliegen können, wie Ardeae, Ciconiae u. a. Ihre Jungen sind anfangs ganz unbehilflich, einige Zeit mit geschlossenen Augen, und es werden ihnen zuerst kleine Futterbissen in den Schnabel gesteckt, später greifen sie selbst nach dem vorgehaltenen oder vorgewürgten Futter, und nehmen es auch zuletzt vom Neste auf. Aehnliches kommt auch bei den Scharben vor. Die flinkeren Laufvögel, einschließlich der Kraniche und Flamingos, führen dagegen ihre Brut gleich oder bald nach dem Ausschlüpfen — hühnerartig — weiter, und lehren sie nach Nahrung suchen; gehören also auch wirklich zu den Nestflüchtern. Daraus geht zur Genüge hervor, daß diese Einteilung in solcher Form unrichtig ist und nicht beibehalten werden kann. Einige schließen sich an die Schwimmvögel, andere an die Laufvögel an. — Sie wohnen an den Ufern der Meeresküsten, der Flüsse, Seen und Sümpfe, nur wenige suchen ihre Nahrung in trockenen Gegenden. Ebenso verschieden wählen sie ihren Aufenthalt; während viele sich an ganz freien Ufern umhertreiben, führen andere im Rohr, Schilf und unter dem Schutz anderer Gewächse ein sehr verborgenes Leben; nur die größern Arten ziehen — der Sicherheit wegen — die Ruhe auf den Bäumen vor, von denen sie weite Umschau halten können; auch nisten sie auf denselben. Von diesen Schlafbäumen fliegen sie oft nach sehr weit entlegenen Futterplätzen und kehren allabendlich wieder zurück, so lange sie nicht ernstlich daselbst gestört werden. — Die Wasserhühner schwimmen und tauchen fast ebenso gut, wie die echten Schwimmvögel; andere waten

im seichten Wasser bis an den Bauch, können aber auch schwimmen und bei Gefahr können Alle tauchen. Die Mauser ist verschieden, bei einigen zweimal; die Hauptmauser ist im Spätjahr; die zweite Mauser im Frühjahr erstreckt sich nur auf das Kleingefieder. Sie leben in Monogamie, teils paarweis, teils in Gesellschaften, auf ihren Wanderungen oft in großen Flügen; nicht selten mehrere Arten untereinander, junge und alte Vögel aber meistens getrennt.*) Alle sind halbe, manche auch ganze Nachtvögel, daher gehen viele abends und morgens, oder auch nur nachts ihrer Nahrung nach, die in Insekten, Larven, Würmern, Schnecken, kleinen Muscheln, Laich, Fischen, Amphibien, kleinen warmblütigen Tieren, selten nur in Pflanzenstoffen besteht.

Die anatomischen Verhältnisse sind ebenso wenig übereinstimmend. Der Hals hat 13—18, der Rücken 7—10, das Becken 13—16, und der Schwanz 7—9 Wirbel; das Gerüst ist gut entwickelt, das Brustbein tief ausgebuchtet; die Zunge verschiedener Größe, der Schlund weit, oft mit kropfartiger Ausbuchtung; der Vormagen klein, der Magen häutig und dehnbar, bei den Watvögeln muskulös mit starken Reibplatten; die Blinddärme bei den mehr insektenfressenden nur wenig entwickelt.

Größere Abteilungen bei dieser Ordnung bilden die Wasserhühner samt Rallen, die Regenpfeifer, die Schnepfen und die Schreitvögel. — Der englische Ornithologe G. R. Gray zählt in seiner „Hand-List, 1871, Grallæ" nicht weniger als 631 Arten auf der ganzen Erde, und bildet dafür 243 Gruppen, welche auch die Rennvögel und Trappen einschließen, die wir bei den Hühnerarten untergebracht haben. Von dieser großen Gesamtzahl sind hier beschrieben: 69 Arten in 30 Familien.

I. Abteilung. **Wasserhühner**, Hydrogallinae, *Lecépède* 1801.

Die Hinterzehe aufliegend, ziemlich in gleicher Höhe mit den Vorderzehen eingelenkt; keine Bindehäute zwischen den Vorderzehen; Läufe vorn umfassend quergetäfelt; Zehen auffallend lang; die 2. Zehe in der Regel länger als der Lauf. Sie bewohnen schilfreiche Seen, Sümpfe, Teiche und pflanzenbedeckte Flußufer, immer aber süße Gewässer, treiben sich viel auf dem Wasserspiegel zwischen den Pflanzen umher, flüchten bei Gefahr ins Schilf, und sind gegen

---

*) Für „Langbeiner" ist ein starker Zug über Helgoland zu verzeichnen. Besonders zahlreich vertreten sind die Arten von Charadrius, Tringa, Totanus, Vanellus; auch an Schnepfenarten ist kein Mangel. Der Weiße Storch ist nur einmal verzeichnet. — Verfasser möchte hier die Ansicht aufstellen, daß diese ungeheuern Scharen „Langbeiner" — wovon nur ein kleiner Teil Helgoland berührt, sondern die meisten „überhin" ziehen, ihre Brutgebiete in den Sumpfgegenden Mittel- und Nord-Rußlands, und West-Sibiriens, von den Tundren des Nordens bis zum Aralsee, in den Provinzen Turgai, Akmolinsk, in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk u. a. finden, wo zahllose größere und kleinere einsame sumpfige Seen eingebettet sind, die ihnen Aufenthalt, Nahrung und Brut sicherstellen. — Verfasser hebt einiges aus „Gätkes 3. Jahresbericht in Ornis 1887" hervor. — 6. Januar 1886. Es zeigen sich 4 Rusticola, einige Gallinago und Gallinula. — Der Zug dauert fort bis zum 20. März. Auratus (in unserem Buch Pluvialis), Vanellus, Hiaticula, „alle sehr viel". — 22. März. Auratus „Tausende", Vanellus ebenfalls „viel, auch bei Nacht". — 25. 26. 27. März. „Wenig Zug; einige Schnepfen." — 28. März. „1 Rallus aquaticus, und 1 Num. arquatus." (Den 28. März 1885: „140—150 Schnepfen geschossen.") — 30. März. „10 Stück Waldschnepfen geschossen." — (Den 4. April 1885: „40—50 Schnepfen geschossen.") — 7. April. „Einen sehr schönen Häm. ostralegus geschossen und gestopft." — So geht es mit dem Zug der oben genannten, und noch andern „Langbeinen" fort. Auch Ochropus und Glottis kommt über Helgoland. — 14. April. „12 Rusticola gefangen; einige Crex pratensis." — 21. April. „Während der Nacht sehr viel Zug beim Leuchtturm über Nebel." — 22. April. Unter anderem „ein Weißer Storch. (Alte Ardea finde ich nicht verzeichnet.) — 23. April. „1 Ostralegns, Glottis und Calidris." — Zug dauert in ähnlicher Weise fort. — 4. Mai. „Viele Numenius phäopus, 32 in einer Kette; ebenso Hiaticula und Calidris; wenige Ostralegus. Nachts viel Zug von Numenius, Totanus, Charadrius, Hämatopus." — 13. Mai. Neben andern auch „12 Schnepfen". — 14. Mai. „Hiaticula, Tr. alpina, calidris und hypoleucos." — 20. Mai. „Wiederum starker Zug." — 21. Mai. dto. — 21.—23. Mai. „Neben andern auch Crex." — 24. Mai. „Crex ziemlich viel; auch Calidris. Nachmittags fast alles fort." — So lautet das Verzeichnis unterschiedlich bis zum 18. Juni, wo der Rückzug aller oben genannten Vögel wieder mit den Jungen beginnt, und zwar sind die ersten Junge von: Auratus, Vanellus und Phäopus. — 19. Juni. Weiter zeigen sich auch junge Tringa pugnax ; ein weißer wurde geschossen und gestopft. — 6. Juli. Hiaticula, Vanellus, Calidris, Phäopus, Gallinago, alles junge Vögel, ziemlich viel. — 20. Juli. Immer noch die genannten; dabei auch einige junge Ardea cinerea. — 5. Aug. Immer noch Junge. — 17. August. „Langbeiner bei Nacht, dabei viele Hiaticula." — 18. und 19. August. „Von allen sehr viel, erster starker Zug." — 22. August. „Ziemlich lebhafter Zug." — 24. August. Nachts viel Zug „überhin von Langbeinern". — So setzt sich

andere Vögel bösartig, aber sehr anhänglich an ihre Brutangehörigen. Die zierlichen Dunenjungen sind dunkelgefärbt und werden von den Alten bald nach dem Ausschlüpfen an sichere versteckte Plätze geführt und zum Futtersuchen angeleitet. Diese Abteilung zerfällt in 2 Klassen, deren plastische Verhältnisse, sowie ihre Lebensweise übrigens so manches Uebereinstimmende haben, z. B. kleine sehr ausgehöhlte Flügel, 23 und mehr Schwingen, daß sie von einigen ältern Forschern gar nicht getrennt wurden: in Wasserhühner und in Rallen.

1. Klasse: **Bläßhühner**, Fulicinae, *Bonaparte* 1853.

Schnabel kurz, dessen Horn läuft weit in die Stirne hinein und bildet hier eine kahle Platte; die auffallend langen Zehen entweder ganz frei, oder mit einem Hautrand, oder mit breiten Schwimmlappen. In dieser Klasse bei uns nur 4 Arten, die aber — erheblicher Unterschiede halber — in 3 Familien abgeteilt sind.

Erste Familie: **Wasserhuhn**, Fulica, *Linné* 1735.

Lupha, et Phalaria, *Reichb.* 1853; — Lycornis, *Bp.* 1853.

Diese und die nächstfolgenden Familien kennzeichnet eine kahle abgerundete Hornplatte als Fortsetzung des Schnabels, welche sich bis über die Stirn ausdehnt. Die sehr langen schlanken Vorderzehen sind an beiden Seiten mit bogigen Schwimmlappen besetzt, welche an jedem Gelenke einbuchten; die kleinern Hinterzehen nur wenig höher gestellt, als die vorderen, mit einem breiten Hautsaum nach unten; die Füße liegen weit nach hinten, über der Ferse etwas nackt; die Läufe kräftig, seitlich sehr zusammengedrückt, vorn getäfelt, hinten und seitlich feingenetzt; Schnabel kürzer als der Kopf, sehr hoch, aber wenig breit, etwas kurz gespitzt, die Firste schmal, an der Stirn zu einer ovalen nackten Platte sich erweiternd, welche bei unserem heimischen Wasserhuhn schneeweiß ist; Federgrenze seitlich am Oberkiefer in eine lange spitze Schneppe ausgezogen; die Schnabelkanten schneidend scharf, etwas gezähnelt, die untere etwas in die obere eingreifend; der Rachen nicht tief gespalten und schmal; die Zunge etwas lang, oben flach, unten halbrund, am Ende gewimpert; die Nasenhöhle ist groß, oval und weich, das Nasenloch ein durchsichtiger Ritz; die Flügel nicht groß, gewölbt, mit ziemlich langen Armknochen aber kurzen Schwingen, von welchen die 2. und 3. die längste ist; vorn am Flügelbug befindet sich ein kleiner, hornharter Auswuchs; Schwanz kurz mit mehr als 12, meist 14—16 Steuerfedern. Das kleine Gefieder ist weich, dicht, pelzartig.

Sie haben eine mittlere Größe, etwas plumpe Gestalt, einen walzenförmigen Rumpf und große Füße, können aber trotzdem mit Gewandtheit im Rohr herumschlüpfen. Die Beine sind im Gleichgewicht des Körpers, deshalb ist der Gang wagrecht; sie treten sich aber beim Gehen sehr oft auf die langen Zehen, ohne durch das Gestolper deshalb gerade zu fallen. Hühnerartiges liegt in diesem allgemeinen Habitus wenig. Auf dem Wasser, schwimmend und tauchend, erscheint ihre Gestalt vorteilhafter, wie sie überhaupt ihr Körperbau zu wahren Schwimmvögeln macht; wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit den Teichhühnern, Sumpfhühnern und Rallen sind sie aber nicht von diesen zu trennen.

Die Mauser ist jährlich einmal im August, geht schnell von statten, und sie können in dieser Zeit einige Wochen lang gar nicht fliegen, wie wir es auch von den Entenarten wissen. Männchen und Weibchen sind wenig verschieden, die zierlichen Jungen aber abweichend, sie

das Verzeichnis etwa den ganzen August fort. — 4. September. „Einige junge Auratus und Morinellus. Zug nicht viel wegen starker Gewitter.“ — 15. September. Auratus und Morinellus, jung; „letztere sehr häufig diesen Herbst, mehr wie je. Sehr lebhafter Zug, wohl festes gutes Wetter.“ — So etwa geht der Bericht fort bis in den Oktober hinein mit mehr oder weniger Zug täglich. — 19. Oktbr. „8 Rusticola geschossen.“ (21. Oktober 1885. In der Frühe sehr viel Schnepfen, 150—200 erlegt.) — 22. Oktbr. Unter andern Langbeinern auch „4 Schnepfen; am Abend mit dunkler Luft viel Zug beim Leuchtturm, besonders auch Limosen und Tringen; Turdus torquatus, Alauda arvensis und Sturnus.“ — 2. November. „Rallus aquaticus 1 Stück.“ — 8. November. „30—40 Schnepfen geschossen.“ — 9. November. „5 Schnepfen.“ — Fast jeden Tag, bis in den Dezember hinein, sind einige Schnepfen verzeichnet. — 20. Dezember. Außer andern Langbeinern, die „überhin“ ziehen, auch 3—4 Rusticola geschossen. — 30. Dezember. Flüge von Ch. auratus und Num. arquatus. — Man ersieht aus diesem Verzeichnis, daß die Helgoländer mit ihrer Ausbeute an Schnepfen gegenüber den Binnenlandsjägern nicht zu kurz kommen. — Wieder aber muß bei den Wanderzügen der Vögel die Thatsache hervorgehoben werden, daß die Jungen — auch dieser Arten — stets den Rück-Zug eröffnen.

tragen ein schwarzes oder doch dunkelfarbiges Dunenkleid, verlassen nach dem Abtrocknen bald das Nest, und werden von den Eltern sofort zum Futtersuchen angeleitet, auch wenn nötig unter das Gefieder genommen und erwärmt. Die Federdunen bei jungen Wasserhühnern sind lockerer als bei den Rallen, auch haben sie am Kopf und Hals oft noch rötliche haarähnliche Dunen. — Der Ausstopfer hat Mühe, den zierlichen starken Kopf durch die enge Halshaut zu ziehen, fast wie bei den Enten. Sie gehören der gemäßigten und warmen Zone an. — Wir kennen von dieser Familie 10 Arten, wovon hier nur: 1 Art.

Das Schwarze Wasserhuhn. Fulica atra, *Linné.*

Taf. 39, Fig. 1.

Großes Wasserhuhn, Bläßhuhn, Bläßente, Bläßchen, Bläßling, Blaßgieker, Bellhenne, Wasserrabe, Plärre, Hurbel, Rohrhenne, Pfaffe, Zopp, Weißbläſſe. — Fulica, alte Autoren; — Ful. nigricans, *L.* 1748; — Ful. atra, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1793, 1809; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Ful. aterimma, große Var., *L. ex Barrère* 1748, 1766; — Ful. aethiops, et leucoryx, *Sparrmann* 1788; — Ful. atrata, *Pall.* 1811; — F. platyura, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die Stirnblässe ist weiß; die mittlern Schwingen haben größtenteils weißliche Endkanten. Bei den Alten ist die Hauptfarbe schieferschwarz, bei den Jungen düster olivenbraun.

Länge 4 dcm, Flugbreite 7,5 dcm, Schnabellänge 3 cm, Schwanz 5,2 cm, Höhe des Laufs 6 cm. Mittelzehe samt Kralle 9 cm. Größe einer mittleren Haushenne.

Beschreibung. Die Hauptfarbe ist schieferschwarz, über dem Flügel ein schmaler weißer Streif; Kopf und Hals sind samtschwarz. Im Jugendkleid ist die weißliche Stirnblässe klein und schmal; das Gefieder düster olivenbraun mit durchschimmerndem Schiefergrau; die Kehle schmutzigweiß; die Brust mit breiten weißen Federkanten. Das Dunenkleid ist im allgemeinen dunkel schieferschwarz mit silberweißen Spitzen; über dem Flügel rostgelbe Enden, auch schimmert hier die rötliche Haut durch; am Halse dunkelrostgelb, am Kopfe rostrot mit fast gekräuselten Dunen; an der Stirn und um die Augen mit hochroten warzenähnlichen Knötchen. Zwischen diesem schönen Rot steigt das äußerst kleine lichtrote Bläßchen auf; das Schnäbelchen ist blaßrot mit dunkelroter zackiger Linie begrenzt; die Augenlider sind weißlich, die Iris braungelb; die Füße blaß bleifarbig. — Das Weibchen ist kleiner und schmächtiger, etwas matter gefärbt. — Der Schnabel samt Stirnblässe ist weiß; an den etwas kleinen Augen ist die Iris blutrot; die Füße sind graugrün, auf dem Spann gelbgrün, die Zehen und Schwimmlappen blaß olivengelb, von den Gelenken und Schwimmlappen nach außen ins Bleifarbige ziehend; über der Ferse nach hinten ist ein sogenannter Kniegürtel gelbrot, aber lange nicht so schön, wie beim Teichhuhn.

Es giebt auch Spielarten, als: weiße, weißgefleckte und weißflügelige.

Es ist über viele Teile der Erde verbreitet, bewohnt am meisten die gemäßigte Zone, die heiße seltener, die kalte gar nicht; so findet man es in Asien bis zum fernsten Osten in China und Japan, in Afrika bis auf die Kanaren als Zugvogel; auch ist es für Australien verzeichnet. In Europa bis zum mittlern Schweden, in England, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Rußland, einschließlich der Dobrudscha, wo es sehr gemein ist und auf dem See Sinoë im Herbst zu Tausenden vorkommt; in Dänemark, Holland, in der Schweiz, und in Deutschland, besonders in den Niederungen des nördlichen ist es an geeigneten Plätzen gemein und allenthalben bekannt. — Es bewohnt stehende Gewässer, namentlich solche, die tiefes Wasser haben und an den Rändern mit vielem dichtem Schilf und Rohr besetzt sind; auch die eigentlichen Rohrwälder, wenn sie große freie und tiefe Wasserflächen umschließen. Alle größern und kleinern so beschaffenen Landseen, große Teiche und Altwasser, selbst kleinere Teiche gewähren diesen Vögeln erwünschte Aufenthaltsorte. Die meiste Zeit verleben sie schwimmend, bald auf großen freien Flächen, bald zwischen Schilf und Rohr versteckt. Ans Land kommen sie selten und dies dann meist unter dem Schutze der Pflanzen. Die Lieblingspflanzen des Wasserhuhns sind Rohr (Arundo phragmitis), Kolbenschilf (Typha angustifolia, auch T. latifolia) und die großen Teichbinsen (Scirpus lacustris). Weidengebüsch ist ihm gleichgültig, noch weniger liebt es Bäume. Im Rohrwald bildet es sich durch Umknicken der Pflanzen die nötigen Ruheplätzchen. Es sucht im Wasser solche Stellen auf, die vielen untergetauchten Pflanzenwuchs und schwimmende Wasserpflanzen haben, weil es hier seine meiste und liebste Nahrung findet. — Je nach dem Aufenthalt sind es Stand-, Strich- oder Zugvögel. Im Spätjahr sammeln sie sich auf größern Gewässern zum Wegzuge, der erst im Oktober und November stattfindet; im März kehren sie wieder zurück und im April sind sie oft massenhaft auf großen Teichen zu finden, teils um zu bleiben, oder auch von da aus andere Brutplätze zu beziehen. Sie ziehen bei Nacht nicht in gedrängten Haufen; schwingen sich dazu hoch in die Luft und streichen ziemlich schnell

in gerader Linie fort, was man an ihrer bekannten Stimme, die man sehr oft in den Lüften hört, deutlich wahrnehmen kann. Viele dieser Vögel überwintern schon im südlichen Europa; in Sardinien sollen viele Gewässer ganz bedeckt davon sein; auch auf den Schweizer-Seen bleiben manche in gelinden Wintern, solange die Wasser eisfrei sind. — Auch auf dem Kaspimeer überwintern an vielen Stellen große Scharen dieser Wasserhühner.

Auf ihren Brüteplätzen nimmt anfangs das Jagen, Plätschern, Herumflattern und Schreien kein Ende, weil die Männchen ihre Standreviere hartnäckig behaupten. Das Nest steht hauptsächlich im eigentlichen Rohr (Arundo phragmitis), weniger in andern Schilfgewächsen, am Rande der Rohrfelder gegen die Wasserseite; seine Grundlage sind gewöhnlich alte Rohrstoppeln, wozu auch noch die nächststehenden Halme eingeknickt werden; der Napf ist ziemlich tief, schön ausgerundet, und aus Rohrblättern, Schilf und Hälmchen geflochten. Man findet auch seltener schwimmende Nester, welche ihre Unterlage auf altem, schwimmendem Pflanzenwust haben, worauf sie noch vieles Nestmaterial schleppen. Die Eier, 7—12 an der Zahl, sind von der Größe kleiner Haushühnereier; sie sind 5,8 cm lang und 3,6 cm breit, meist schön eigestaltig oder auch länglich, ziemlich festschalig, feinporig, ohne Glanz, und haben auf ganz blaß gelbbraunem Grunde sehr viele dunkelbraune, schwarzbraune und dunkelaschgraue Pünktchen und Punkte, welche in so enormer Anzahl über die Fläche verbreitet sind, daß sie die Grundfarbe trüben. Die Brutzeit ist 3 Wochen, nach welcher Zeit die schwarzwolligen, am Vorderkopfe hochrot aussehenden Jungen sogleich mit der Mutter aufs Wasser gehen und zwischen den Schilf- und Rohrgewächsen umherschwimmen. — Die Eier hat man im Mai, besonders in der letzten Hälfte dieses Monats zu suchen.

Der Gang dieses Vogels mit seinen unförmlich großen Füßen ist holperig, aber doch ziemlich schnell; er schwimmt leicht und gefällig, wobei der Rumpf tief im Wasser geht; bei jedem Ruderschlag nickt er mit dem Kopfe. Eine ziemliche Fertigkeit hat das Wasserhuhn im Tauchen, es schwimmt auch ein gutes Stück unter dem Wasser, und streckt in der Not nur den Schnabel bis an die Augen aus demselben, sodaß es nicht so leicht wieder zu finden ist; dies kann es aber nur an Stellen, wo es sich an Wassergewächsen anklammern kann, auf freier Fläche oder im tiefen Wasser nicht, weil es da keine Anhaltspunkte findet. Hier erscheint es bald wieder oben, taucht aber sogleich wieder unter, und dies wechselt so lange, bis die Gefahr vorüber ist, oder es erschöpft seinem Feinde unterliegt, wie es bei Raubvögeln häufig vorkommt. Kann es tauchend ins dichte Rohr kommen, so ist es gerettet. Es taucht aber nicht allein in der Not, sondern auch zum Erlangen seiner Nahrungsmittel; manchmal auch aus bloßer Spielerei, besonders vor einem Gewitter, was Schiller bekannt war: „Die Fische springen und das Wasserhuhn taucht, ein Gewitter ist im Anzuge.“

Sehr groß ist indessen seine Fertigkeit im Tauchen nicht; den Schnabel gegen das Wasser gerichtet thut es eine Art von Sprung, um sich unter die Fläche zu drücken, und nicht lang nachher erscheint es auf eigene Weise wieder oben; der ganze Vogel fährt nämlich mit einemmal in die Höhe wie ein unter Wasser gehaltener schnell losgelassener Kork. Es kann nicht viel über 15 Sekunden unter Wasser aushalten und benutzt beim Tauchen nur die Füße zum Rudern. Wenn es fliegen will, so tappt es plätschernd auf der Wasserfläche einige Sprünge fort und erhebt sich dann mit schnellen, kurzen Schlägen, die Füße läßt es anfangs herabhängen, dann aber streckt es die Füße von sich, sowie auch den Hals; der Flug ist aber nicht sonderlich schnell. Beim Niederlassen hängt es die Beine wieder herab und taucht dann mit dem Unterkörper ziemlich geräuschlos ins Wasser. — Seine Stimme ist kräftig, weit hörbar und durchdringend, sie klingt: „köw, köwköw!“ Beim Locken auf dem Zuge wird aus dem einzelnen köw oft köwöw „köwöwöw“, dem Bellen eines kleinen Hundes nicht unähnlich; das hat ihm zu dem Namen Bellhenne verholfen. Dann hört man noch ein kurzes, hartes, helles: „pitz“ und ein Knappen mit dem Schnabel. Die Jungen piepen.

Ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten, Larven, Fisch- und Froschlaich, Fischbrut, Muscheln, Würmern; ferner aus grünen Pflänzchen, Blüten, Knospen und Sämereien. — Auf dem Hof unterhält man es mit Regenwürmern, Brot, Fleischabfällen, Kartoffeln, Gerste und anderem Getreide. Dieser Vogel ist für manche Liebhaber von Interesse, und wird besonders da unterhaltend, wo er in tiefen Wasserbecken seine Schwimm- und Tauchkünste zeigen kann. Grober Wassersand und viel Wasser sind zu seinem Wohlbefinden unentbehrlich. Zum Stubenvogel taugt er aber nicht wohl, wegen seiner wässerigen und sehr übelriechenden Exkremente.

Ein Wasserhuhn, welches ich Ende November erhielt, mußte von mir 8 Tage lang gestopft werden. Mit großem Kraftaufwand mußte ich dessen Schnabel öffnen, wobei es sich sehr sträubte und grimmig um sich biß. Ich wickelte deshalb das Huhn in ein Tuch, ließ nur den Kopf frei, wodurch ich mir das Stopfen erleichterte. Es erhielt Brot- und Fleischstückchen. Die Futterstoffe legt man anfangs in eine flache mit Wasser gefüllte Schüssel, da sie lieber aus dem

Wasser fressen; später fressen sie aus jedem Geschirr. Das gewöhnliche Futter besteht aus Brot, Fleischstückchen, Hafer und Gerste. Vor Kälte ist das Wasserhuhn zu schützen, da es leicht die Zehen erfriert.

Es ist ein vorsichtiger und kluger Vogel, der keinem Menschen recht traut, der aber Kinder, Frauenzimmer, Hirten, Fischer und andere, welche es unbeachtet lassen, wenig fürchtet; desto mehr mißtraut es dem, welcher es scharf ins Auge faßt oder sich als Schütze zu erkennen giebt. Sogleich weicht es aus, so weit es die Gelegenheit erlaubt, oder fliegt davon, so ungern es dies sonst auch thut.

Um es zu schießen, muß sich der Schütze sehr behutsam anschleichen, sonst hält es nicht zum Schusse aus, zudem kann es auch wegen seines dichten Federpelzes eine gute Ladung ertragen. Auf solchen Seen, wo es deren viele giebt, stellt man eigene Jagden an. Man treibt sie auf Kähnen in eine Ecke des Sees; wenn sie nun in der Enge sind, werden sie unruhig und fliegen über die Kähne ins größere Wasser zurück, wobei sie dann von den Schützen herabgeschossen werden. Man liest die Geschossenen auf, und fährt nun wieder nach der andern Ecke u. s. w., bis sie endlich nach mehrmaligem Hin- und Hertreiben gar zu ängstlich sind und fortstreichen, oder sich im Rohre verkriechen. — Bei uns werden manche lebendig gefangen, und zwar nicht auf künstliche Art, sondern aus Zufall, z. B. in Weinbergen, Feldern und Aeckern, selbst in Ortschaften, wohin sie sich zuweilen verfliegen und dann die verschiedenartigsten Schlupfwinkel aufsuchen. Es sind vermutlich Vögel, welche auf dem Zuge ermatteten, nicht weiter fortfliegen konnten, und gerade während dieser Ruhepausen aufgegriffen wurden. — Von den Fischzüchtern wird dieser Vogel als Zerstörer der Brut sehr ungern gesehen und abgeschossen. Auch plündern sie die Nester anderer Wasservögel, wodurch sie sich ebenfalls nicht empfehlen.

Das Fleisch schmeckt nicht besonders, und wird nur von armen Leuten, gewöhnlich mit saurer Zubereitung, gegessen. Um aber allem Wassergeflügel, welches einen thranigen Beigeschmack hat, Wasserhühnern, Tauchern, Tauchenten u. a. diesen zu benehmen, wird folgendes Mittel empfohlen: Der Jäger versieht sich zur Wasserjagd mit einem Federmesser, einem Federkiel und etwas Bindfaden. Sobald er nun einen solchen Vogel geschossen hat, schneidet er unten über dem Knie und oben an der Kehle einen Ritz in die Haut, steckt den Kiel hinein und bläst ihm kräftig die Haut auf. Der Vogel muß aber noch warm sein, sonst löst sich die Haut nicht gut ab, und das bloße Abziehen vertreibt den Beigeschmack nicht ganz. Zu Haus kann die Haut, an welcher das Fett hängt, leicht abgezogen werden. — In der Herzegowina, wo dies Huhn sehr gemein ist und zu tausenden vorkommt, bilden geräucherte Bläßhühner einen Hauptbestandteil in der Winternahrung der dortigen Bewohner.

Zweite Familie: **Purpurhuhn**, Porphyrio, *Brisson* 1760.

Porphyrula, *Blyth* 1845; — Hydrornia, *Hartlaub* 1857; — Porphyriola, *Sund.* 1872.

Der Schnabel ist mittellang, äußerst zusammengedrückt, stark, hart, an der Basis hoch, von da an nach der Spitze gleichmäßig gebogen, an den scharfen Schneiden fein gesägt; auf der Stirn eine große Platte bildend; die Firste ohne Einsenkung; die Nasenlöcher kreisrund; Federgrenze seitlich am Oberkiefer der Quere nach gerade abgeschnitten. Die Füße und Zehen sind groß, letztere sehr lang; die tief angesetzte Hinterzehe ist länger als die Hälfte der Mittelzehe mit Nagel; der Lauf vorn grob, seitlich feiner quergetäfelt, hinten genetzt; Flügel und Schwanz ziemlich wie bei andern Wasserhühnern, aber der Schwanz von den Flügeln verdeckt; die 3. und 4. Schwinge am längsten, die 1. gleich der 7.; die großen Schwingen über die Schulterfedern hinaus verlängert, die zwei ersten schwach zugespitzt, die folgenden zugerundet. Die prächtige blaue Färbung des Gefieders, sowie die rote Farbe des Schnabels und der Füße unterscheiden sie leicht von ihren Verwandten. Die Weibchen sind kleiner als die Männchen, die Jungen anders gefärbt als die Alten.

Sie mausern einmal im Jahre, fressen Wasserpflanzen, Sämereien und Insekten, aber auch Vogeleier und Junge, Fische, Frösche und andere kleine Tiere. Sie bewohnen die warmen Länder Süd-Europas und Nord-Afrikas. — Von etwa 20 bekannten Arten hier: 1 Art.

Das Blaue Purpurhuhn. Porphyrio veterum, *Sam. Gmelin* (= hyacinthinus, *Temm.*).

Purpur- oder Sultanshuhn. — Porphyrio, *Belon* und andere alte Autoren, samt *Briss.* 1760; *L. cit.* 1758—66*); — Fulica caesius, *Barrère* 1745; — Porph. veterum, *Sam. Gm.* 1774; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1889; — Fulica coerulea, *Vandelli* 1788; — Ful. porphyrio*), *Pall.* 1811; —

Porph. hyacinthinus, *Temm.* 1820; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Porph. antiquorum, *Bp.* 1832; *K. & Blas.* 1840; — *) Die von Linné aufgeführte Fulica porphyrio ist ein außereuropäischer Vogel: „habitat in India-Asiae, Americae“; aber wohl identisch mit P. madagascariensis, *Lath.*; P. smaragdonotus, *Temm.* 1820, welches ganz Afrika samt Madagaskar bewohnt, sich aber auch schon nach Süd-Frankreich und Sardinien verflogen haben soll. Dieses ist oben schön dunkelgrün.

Kennzeichen. Die Kopfplatte mit der Firste in derselben Ebene, endet hinter den Augen; Schnabel, Stirnplatte und Füße rot, bei Jungen bläulich; die Mittelzehe ohne Nagel länger als der Lauf; Gefieder blau.

Länge 43 cm, Breite 76 cm. So groß wie eine Henne.

Beschreibung. Im Gesicht und am Vorderhalse türkisblau, übrigens glänzend indigoblau; nach dem Bauche zu schieferschwarz, der Mantel schön dunkelblau, die Unterschwanzdeckfedern weiß. Im Jugendkleid oben graublau, unten viel Weiß. — Der starke hohe Schnabel samt Stirnplatte hochrot; das Auge blaßrot, ein schmaler Ring um dasselbe gelb; der Lauf und die Zehen sind lang, letztere ganz gespalten und ohne Saumhaut; die Farbe desselben mennigrot.

Man findet dieses schöne große Teichhuhn nur in warmen Ländern, in Portugal, Spanien, auf den Balearen, in Italien, auf Sardinien und Sicilien, in Morea, in der Türkei, Klein-Asien, am Kaspischen Meere südlich vom Terek, und in Nordwest-Afrika, ziemlich häufig in Algier, wo man es zwischen dem Röhricht großer Moräste, auch auf den bewässerten Reisfeldern antrifft, welche meistens unter Wasser gesetzt sind und fast wirklichen Sümpfen gleichen. — In Nordost-Afrika zweigt sich das Sultanshuhn, Porph. smaragdonotus, *Temm.* 1820, ab, welches ähnlich gefärbt, aber größer ist; siehe auch oben, ist jedoch hier nicht beschrieben. — Es ist ein Zugvogel, der Ende April eintrifft und im September wieder wegzieht; nur wenige bleiben an günstigen Orten als Standvögel zurück. — An solchen Plätzen baut es sein Nest zwischen die Pflanzen versteckt, namentlich in beinahe unzugängliche Stellen dichter Rohrgewächse, oder auch in gut bewässerten Reisfeldern, oft auf dem Wasserspiegel selbst; es ist aus Gras, Reisstengeln, Schilf und Rohrblättern zusammengefügt und enthält im Mai 4—6 Eier von schön länglicher Eigestalt, die auf dunkelsilbergrauem, rotgrauem oder fleischfarbigem Grunde violettgraue Schalenflecken und rotbraune Flecken haben, welche sehr einzeln stehen. Die Eier sollen nach Tristram sehr schön sein. Sie sind den Hühnereiern an Größe gleich, werden 3 Wochen bebrütet und messen 55 + 38 mm. Es ist schwer, diese Eier zu erhalten, weil sie, wie bemerkt, an sehr unzugänglichen Stellen nisten. — Die Jungen haben ein schwarzblaues Dunenkleid; Schnabel, Stirnplatte und Füße sind bläulich. Sie lernen bald schwimmen und tauchen und werden von den Alten mit Zärtlichkeit überwacht. Auch ist von diesem Huhn bekannt, daß es seinen kleinen Dunenjungen das Futter anfangs vorhält, was bei andern verwandten Wasserhühnern bis jetzt noch nicht beobachtet wurde. (Ornis 1886, S. 334.)

Lebensweise und Betragen hat viele Aehnlichkeit mit dem der Teichhühner, der Gang ist aber abgemessener, beim Aufheben des Beines ziehen sich die Zehen zusammen, beim Niedersetzen breiten sie sich wieder aus, wobei sie dann wegen ihrer Länge und lebhaften roten Färbung auffallen. Sie schwimmen und tauchen gut, sind viel auf dem Wasser, treiben sich aber auch viel in Schilf und Sumpfgräsern verborgen umher, wo sie die Nester aller Vögel plündern und Eier und Junge fressen, also sehr bösartige Nachbarn für dieselben sind. Beim Fliegen auf kurze Strecken läßt es seine langen roten Beine herabhängen, wodurch es schon von weitem kenntlich ist. — In der Gefangenschaft wird dieses schöne Wasserhuhn zahm und zutraulich, gewöhnt sich an Haus und Nachbarschaft, ist aber für kleines Hofgeflügel ein sehr gefährlicher Kamerad, denn es erwürgt ohne Umstände, was es erwischen und überwältigen kann, was ihm bei seinem starken, kräftigen Schnabel nicht schwer fällt. Wie Raubvögel lauern sie auf Sperlinge, und den Mäusen passen sie, wie Katzen, vor den Löchern auf. Man kann sie deshalb nur bei erwachsenen Hühnern und größerem Geflügel halten. — Es wird mit Brot, Gerste, Käsequark und zerstückeltem Fleisch gefüttert, wobei es sich oft seiner Füße wie einer Hand bedient, indem es größere Teile seiner Nahrung, z. B. Fische, häufig, auf einem Fuße stehend, wie die Papageien mit den Zehen umklammert und zum Schnabel bringt, was bei einem Vogel dieser Art recht verwunderlich aussieht. Viel Wasser zum Trinken und Baden ist ihm Bedürfnis, und im Winter muß es, als milderen Gegenden angehörig, unbedingt gegen Frost geschützt werden, sonst erfriert es seine Zehen und wird krüppelhaft.

Dritte Familie: Teichhuhn, Gallinula, *Brisson* 1760.

Stagnicola, *Brehm* 1831; — Gallicrex, *Blyth* 1845.

Die Bildnerin Natur geht bei diesem Vogel von der Gestalt des Wasserhuhns zur Ralle über. Die hornige Stirnplatte, welche rot ist, sowie die sehr langen unbelappten grünlichen Zehen kennzeichnen dieses Wasserhuhn sofort. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, ziemlich stark, gerade, kegelförmig, mit kurzer Spitze, viel schmäler als hoch, die Schneiden sehr scharf und fein gezähnelt; er ist hart und geht von der Stirn in eine nackte Platte über, die Firste vor den Naslöchern schwach eingesenkt; die Nasenlöcher seitlich über der Mitte der Mundspalte, kurze Ritzen, in einer mit Haut überspannten ovalen Nasenhöhle; Nasengruben und Kieferastwinkel vorn zugerundet; die Füße stark, mittelhoch, über der Ferse etwas nackt; Lauf zusammengedrückt, die drei Vorderzehen sehr schlank mit breiten Sohlen, die Mittelzehe länger als der Lauf; die zusammengedrückte Hinterzehe etwas höher eingelenkt, auch viel kürzer als die vordern; die Zehen ohne Hautsäume; Läufe vorn getäfelt, hinten genetzt; Flügel nicht groß, gewölbt, breit, stumpf; die 1. Schwinge bedeutend kürzer als die 2.; diese und die 3. die längste; die 1. kürzer als die 6.; am Flügelbuge befindet sich ein kleiner harter, spitziger Höcker; Schwanz kurz, fast unter den Deckfedern versteckt, abgerundet, aus mehr als 12 Federn bestehend. Der Kopf ist klein, sehr schmal, mit niedriger oder sanft aufsteigender Stirn; das kleine Gefieder dicht, unten pelzartig. Das Teichhuhn fliegt auch häufig mit hängenden Füßen und schnellt mit dem Schwanze. — Sie mausern nur einmal im Jahr, die Alten im Sommer, die Jungen im Winter. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt, letzteres etwas kleiner; das Jugendkleid ist sehr dunkel.

Ihr Aufenthalt sind Teiche und Sümpfe mit vielem Schilf und Wasserpflanzen besetzt, auf welchen sie die meiste Zeit ihres Lebens schwimmend zubringen; beim Tauchen helfen sie mit den Flügeln nach. — Von etwa 18 Arten hier nur: 1 Art.

Das Gemeine Teichhuhn. Gallinula chloropus, *Linné*.

Taf. 39, Fig. 2.

Grünfüßiges Wasserhuhn, Rotes Bläßhuhn, Wasserhuhn, Wasserhühnle, Rotbläßchen. — Gallinula chloropus, alte Autoren; *L. cit.* 1758—66; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1809; *Naum.* 1833; *K. & Blas. Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — Fulica chloropus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — F. albiventris, *Scop.* 1769; — F. fusca, *Gm.*; — Rallus chloropus, *Savi* 1823; — Crex chloropus, *Licht.* 1824; — Stagnicola chloropus; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882.

Kennzeichen. Stirnplatte rot, Füße hellgrün; bei Jungen Stirnplatte schmutziggrün. Die untere Schwanzdecke hat in der Mitte ganz schwarze, außen herum ganz weiße Federn; die untern Flügeldeckfedern dunkel schieferfarben mit weißen Spitzenkäntchen. Die Außenfahne der ersten Schwinge mit weißem Rande; Oberseite ungefleckt, schwarz und olivenbräunlich.

Länge 30,5 cm, Flugbreite 55 cm, Schnabellänge 2,7 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm, Mittelzehe 1 dcm. Etwa Taubengröße.

Beschreibung. Der ganze Kopf und Hals, Brust, Bauch und Schenkel sind dunkel schieferfarben, auf dem Kopf am dunkelsten; der After ist schwarz; die untern Schwanzdeckfedern sind weiß; der ganze Rücken ist dunkel olivenbraun; die größten Flügelfedern sind matt braunschwarz, die vordern graulich, die hintern olivenbraun gekantet; der Schwanz ist schwarz. Die Flügeltragfedern haben weiße Spitzen, bilden daher längs dem Flügel einen weißen Streifen. — Im ersten Herbst ist es oben olivenbraun, unten braungrau, an der Kehle und dem Bauche weiß; die kleine Stirnbläſſe ist wie der Schnabel grün, die Kniebänder sind kaum gelbrötlich gefärbt. Im Jugendkleid oben olivenbraun, die Halsseiten mit Aschgrau vermischt; die Tragfedern dunkel olivengrau, welche längs des Flügels ein weißes Fleckenband bilden; unten fast ganz weiß. Die Stirnbläſſe ist noch sehr klein und wie der Schnabel schmutzig gelblichgrün; die Füße weniger lebhaft grün als bei den Alten. Das flaumige Dunenkleid ist kohlschwarz; an den Flügelchen und vor den Augen schimmert die Haut durch, die an letztern rötlich ist und an Kehle und Kopfseite silberweiße Spitzen hat; das Schnäbelchen ist blaßrötlich, hinterwärts und an der Stirnbläſſe lebhaft gelbrot. Dieses schöne Rot hebt das schwarze Gewand und macht die Jungen schon von weitem kenntlich. Die Füßchen sind anfangs graulich fleischfarben, werden aber bald grünlich. Nach 4—5 Wochen ist alle Spur des Flaums verschwunden. — Die Wurzelhälfte des Schnabels, nebst einer Stirnbläſſe, ist prächtig hochrot, nach der Schnabelspitze zitronengelb; im Herbst färbt sich derselbe schmutzigrot; das kleine Auge ist lebhaft rotbraun; die Füße sind angenehm hellgrün, um das Knie zieht sich ein hochrot gefärbter Gürtel.

Dieses Teichhuhn ist über viele Teile der Erde verbreitet, vom nicht gar zu hohen Norden bis zum heißen Süden. In Europa nordwärts bis ins mittlere Schweden; in Asien bis und samt Indien unsere europäische Art, weiterhin nach Osten mit Abänderungen in sehr nahestehenden Arten; so auch in Amerika und Australien. In Nord-Afrika als Zugvogel, „im Winter in Egypten und Arabien", und noch weiter südlich, westwärts bis auf die Kanaren. In Deutschland ist es ein gewöhnlicher, ziemlich bekannter Vogel. — Auch bei uns und in der Schweiz fast auf allen Rohrteichen zu treffen. Es bewohnt weder das Meer, noch die kahlen Flußufer, sondern meistenteils stehende, süße Gewässer, Teiche, Seen, Sümpfe, stille Winkel an den Flüssen, immer an Stellen, wo ziemlich tiefes Wasser ist, das im Sommer nicht versiegt. Kleine Teiche, welche dicht mit Schilf, namentlich Schneideschilf, Kolbenschilf, Binsen, Rohr, Buschweiden und andern Gesträuchen bewachsen sind und viel schwimmende Wasserpflanzen auf der Oberfläche haben, sind ihm die liebsten, wenn sie auch in der Nähe menschlicher Wohnungen liegen. Bei uns ist es ein Zugvogel, obwohl auch einzelne an offen bleibenden Gewässern überwintern; in südlichen Gegenden ist es Strich- und Standvogel. Es erscheint bei uns meist erst im April, bei recht günstiger warmer Witterung oft schon zu Ende des März, und im September beginnt ihr Wegzug, der bis in den Oktober, selbst bis in den November hinein dauert. Da Naumann in seinem Garten einen Teich besaß, auf dem sich ein Pärchen Teichhühner angesiedelt hatte, so konnte er sie hier jahrelang beobachten, weil sie fast so zahm wie zahme Enten waren. Manchmal kam das Männchen zuerst an, manchmal auch wieder das Weibchen, und es vergingen oft mehrere Tage, bis sich der andere Gatte einstellte, wo dann in der Zwischenzeit das erste seine Sehnsucht Tag und Nacht durch Rufen laut werden ließ, bis jenes sich ebenfalls eingefunden hatte. Einen solchen Standort behaupten die Pärchen hartnäckig gegen Eindringlinge, und es kommt dann besonders zwischen den Männchen zu heftigen Kämpfen, welche durch kräftige Flügelschläge, Beißen und Kratzen ausgefochten werden, bis der Fremdling gewichen; bei diesen Gefechten hilft nicht selten auch das Weibchen mit.

Den Nestbau besorgen beide Gatten gemeinschaftlich. Um frühzeitig nisten zu können, bedürfen sie durchaus altes, vom vorigen Jahre stehen gebliebenes Schilf, so daß es ihnen notdürftig Schutz giebt. Diese Eigenschaft hat besonders die große breitblätterige Segge (Carex riparia), Schneideschilf genannt, die deshalb ihre Lieblingspflanze ist. Wo es daher angeht, bauen sie ihr Nest in einen Busch von diesem Schilfe, wozu sie die Blätter niederknicken, oder auch das Nest zwischen mehreren Büscheln völlig schwimmen lassen. Tief im Schilf oder im Rohr steht es nie, sondern stets dem Rande näher, nach der Wasserseite. Manchmal machen sie auch auf einem Stück Holz ein völlig schwimmendes Nest, wozu sie, um es schwebend zu erhalten, sehr viele Materialien verwenden müssen. Es ist ziemlich gut aus trockenen Schilfblättern geflochten und hat einen bauchigen, tiefen Napf von ungefähr 18 cm Weite und etwa 12 cm Tiefe. Es enthält gegen 10 Eier, welche 4,1 cm lang und 2,9 cm breit sind; diese haben auf blaß rötlichgelbem Grunde violett- und aschgraue Schalenflecke, und sind mit vielen zimmt- und rotbraunen, auch rötlich schwarzbraunen Punkten, Kleren und Flecken bezeichnet. Frisch haben sie einen kaum bemerklichen grünen Schein; die Schale ist feinkörnig, glatt, gewöhnlich ohne Glanz. Man kann diese Eier vom Mai bis Ende des Juli finden. Die Brütezeit ist 21 Tage.

Das Teichhuhn ist ein ziemlich zutrauliches, allerliebstes Tier. Den Schwanz trägt es senkrecht aufgerichtet, zuckt häufig mit demselben, und der Hals ist hoch in sanfter S-Form gebogen. Es schreitet mit ziemlich großen Schritten, aber leicht und behend einher, und kann auch sehr schnell rennen. Mit großer Fertigkeit kann es an den Schilf- und Rohrstengeln in die Höhe steigen, indem es mit seinen langen Zehen viele Halme auf einmal umspannt. Es schwimmt vortrefflich, anhaltend, nickt dazu mit dem Köpfchen und wippt mit dem Schwanze, so daß immer die weißen Afterfedern vorschimmern, wodurch man es schon von weitem erkennen kann; mit vieler Fertigkeit taucht es unter und schwimmt weite Strecken unter dem Wasser, wobei es mit den Flügeln rudern hilft; bei einer Gefahr streckt es beim Auftauchen nur den Schnabel und Kopf bis an die Augen über den Wasserspiegel, sodaß man es beinahe nicht mehr zu sehen bekommt. Wo es sich aber sicher glaubt, schwimmt es wie ein Kork, den Rumpf nicht tief eingesenkt. Sein Flug ist matt und niedrig, aber ziemlich schnell, wobei es immer auffällt, daß beim Auffliegen — wie bei seinen andern Vettern — die langen Beine herabhängen; es fliegt auch nicht gern, sondern sucht sich je eher je lieber durch Tauchen oder Verstecken im Rohr zu sichern. In der Versteckekunst besitzt es, samt Jungen, eine große Meisterschaft. Es versteckt sich, wo auch nur wenig Schilf ist, so gut, daß es — nach Naumann — fast unmöglich ist, es wieder aufzufinden, auch wenn man die Hülfe eines Hühnerhundes hat, denn vor demselben taucht es ganz unter, wodurch diesem die Witterung verloren geht. Auf Teichen, wo


6.
7.
9.
2.
3.
5.
4.
1.
8.

sie nicht beunruhigt werden, benehmen sie sich so zutraulich, wie zahme Enten; namentlich nimmt es sich lieblich aus, dem Treiben einer solchen Familie zuzusehen, wenn sie Junge hat. Mit verlangendem Piepen schwimmen die schwarzwolligen Kleinen nebenher und richten auf den Schnabel ihrer Eltern ihr stetes Augenmerk, weil ihnen dieser alle Augenblicke etwas Genießbares anweist. Noch viel interessanter ist es, wenn eine zweite Brut gemacht wird und dann später die ersten halbwüchsigen Jungen hinzukommen, um mit vieler Zuvorkommenheit ihren jüngern Geschwistern beim Futtersuchen behilflich zu sein. Wenn sie sich zerstreut haben, so ruft sie ein leises „duck—duck" wieder zusammen. — Uebrigens sind diese Teichhühner ziemlich rauflustig und herrschsüchtig, denn sie vertreiben zahme Enten und selbst Gänse aus ihrem Bezirke. — Ihre Stimme ist ein scharfes, kräftiges „kröx!", ihr eigentlicher Lockton auf dem Wasser aber ein lautes „kirkreckreck!" Ein wiederholtes „terrtettett" ist ein warnendes Zeichen; ein helltönendes, weitschallendes „kikikik" lassen sie in langen Zwischenräumen auf dem Zuge in der Luft hören, woran man die Richtung desselben wahrnehmen kann. Von den Jungen hört man ein quäckendes Piepen wie „tschüi", das fast zweisilbig und kläglich klingt.

Die Nahrung besteht in den verschiedenartigsten Wasserinsekten, auch in zarten Gräsern, Sämereien und Wasserlinsen. In der Gefangenschaft erhält man es mit Getreidekörnern, Brot, frischem zerkleinertem Fleisch und Semmeln, in Milch erweicht. Ganz junge erzieht man mit Nachtigallenfutter. Es wird bald zahm und zutraulich, und vergnügt besonders auf einem engvergitterten Hof, wo ein Wasserbecken angebracht ist, durch sein artiges, munteres Wesen; indes muß man, namentlich bei Beginn der Gefangenschaft, einiges Buschwerk anbringen, das ihm als Versteck dienen kann, denn im freien Zimmer gehalten schleicht es langsam und bedächtig mit weiten Schritten an den Wänden hin, und nur selten getraut es sich, einen Gang mitten durchs Zimmer zu wagen. Im Winter muß es gegen die Kälte geschützt werden, sonst erfriert es seine Zehen.

Auf Teichen, wo sie nicht sehr beunruhigt werden, sind sie leicht zu schießen, auf andern wieder schwieriger. Lebendig fängt man sie in weiten, starken Fußschlingen, welche man in reichlicher Anzahl in ihren Gängen durch das Schilf aufstellt. In kleinern Teichen kann man auch die Jungen mit einem weiten, sackigen Schmetterlingsgarne fischen, wenn man sie mit Hilfe mehrerer Personen an einem zugänglichen Platze in die Enge treiben kann. Auf dem Zuge — durch widrige Winde umhergeworfen — ermüdet es oft dermaßen, daß es mitten auf freiem Felde oder gar in Ortschaften den Zug unterbricht und in diesem Zustande mit den Händen ergriffen werden kann. Das Fleisch hat einen guten Geschmack.

2. Klasse: **Rallen.** Rallinae, *Gray* 1840.

Ein sehr schlanker geschmeidiger Leib, kurzer, seitlich zusammengedrückter Schnabel, dessen hornige Bekleidung nicht — wie bei den vorigen — in die Stirn eingreift, die langen dünnen Zehen und kurzes Schwänzchen kennzeichnen die Arten dieser Klasse. — Die Stirn ist befiedert; die eigenartigen Naslöcher liegen in einer Haut, die Hinterzehe ist aufliegend, ziemlich in gleicher Höhe mit den Vorderzehen eingelenkt; keine Bindehaut zwischen den langen Vorderzehen; Lauf vorn quergetäfelt, hinten und seitlich fein genetzt; die Flügel sind kurz und schwachknochig; die 2. und 3., oder 3. und 4. Schwinge am längsten; der in Deckfedern fast ganz versteckte kurze Schwanz hat 12 bis 16 Federn; der Kopf ist klein; der Schnabel von verschiedener Gestalt, etwa von Kopfeslänge; das Gefieder reich und wasserdicht. Hauptmauser im August.

Die Wirbelsäule besteht — nach Dr. Wagner — aus 13 feinen Hals-, 10 Brust- und 8 Schwanzwirbeln; die Knochen sind meist markig; die Zunge ziemlich lang und zugespitzt; der Schlund weit, der Vormagen länglich, der Magen sehr muskulös.

Sie bewohnen die schilf-, rohr- und grasreichen Ufer der Gewässer, Sümpfe, feuchte Wiesen und nasse Felder aller Erdteile, laufen sehr gut, und winden sich mit ihrem schmalen Körper wie Schlangen — unbemerkt — durch dichtes Gras und Gestrüpp, schwimmen und tauchen gut, fliegen aber — wenigstens scheinbar — schwerfällig und deshalb ungern, öfters mit herabhängenden Beinen, was wunderlich genug aussieht, und führen im ganzen ein überaus verstecktes Leben, so daß man sie im Freien, auch an Plätzen, wo sie häufig sind, nur selten zu Gesicht bekommt. Ihre Stimme, welche sie am meisten morgens und abends hören lassen, ist laut und eigentümlich. Ihre Nahrung besteht aus Sämereien, Insekten, Schneckchen, kleinen Wirbeltieren, auch aus Vogeleiern. Ihre Nester stehen nahe am Wasser, sind gut geflochten und enthalten im Frühjahr 4 bis 12 Brut-Eier. Die kleinen Jungen haben glatte, oft etwas glänzende, meist schwarze Federdunen, gehen bald nach dem Ausschlüpfen unter Leitung der Eltern ihrer Nahrung nach und werden auch bald selbständig. — Gray zählt in „Hand-List 1871" für die ganze Abteilung

Rallidae (einschließlich der Blätterrallen, Parrinae, und Wasserhühner, Hydrogallinae) etwa 160 Arten in 27 Gruppen, woraus zu ersehen, daß dies eine sehr zahlreiche Abteilung ist.

Die Rallen, Rallinae im engern Sinn, sind über alle Erdteile verbreitet, insbesondere aber in den wärmeren Gegenden, und sind viel zahlreicher an Arten, als die Wasserhühner. Man kennt etwa 130 Arten, welche je nach der höheren oder tieferen Eingelenkung der Hinterzehe, Länge des Laufs und der Zehen in verschiedene Gruppen geordnet werden. Bei der sehr kleinen Artenzahl aber, die wir für unser Vaterland verzeichnen, und bei ihren geringen Unterschieden können wir füglich einfache Gruppierung durchführen und teilen sie demnach in: Zwei Familien mit nur 5 Arten.

Erste Familie: **Wasserralle,** Rallus, *Linné* 1756.

Meistens zierliche Sumpfvögel mit einem hohen, seitlich auffallend zusammengedrückten Leib, der ganz zum Durchschlüpfen dichter Wasserpflanzen eingerichtet ist; geradem, seitlich zusammengedrücktem zierlichem Schnabel, der nicht in die Stirn eingreift, von etwa Kopflänge; mittellangem Hals und feinem Kopf; hohe langzehige Füße ohne Lappen, aber stets mit entwickelter Hinterzehe; kurze abgerundete Flügel; 12 Schwanzfedern. Sie führen an Sümpfen und auf nassen Wiesen ein verstecktes Leben zwischen den Pflanzen. Man zählt für diese Familie etwa 50 Arten, von denen viele Amerika, andere aber auch die übrigen Erdteile bewohnen. Hier beschrieben 4 Arten in 2 Gruppen.

1. Gruppe. **Schilfralle.** Rallus, *Briss.* 1760.

Rchw. 1882. — Schnabel länger als der kleine Kopf, gestreckt, ziemlich schwach, fast gerade, zusammengedrückt, Spitze rundlich, aber wie die Kinnladen mit scharfer Schneide; Nasengrube und Kieferastwinkel vorn stark verschmälert, reichen über die Mitte des Schnabels hinaus; die länglichen Nasenlöcher innerhalb des Wurzeldrittels der Mundspalte ein durchsichtiger Schlitz; Füße ziemlich groß und stark, über den Fersen etwas nackt; die drei Vorderzehen lang, schlank und frei; Hinterzehe etwas höher gestellt, klein und schwächlich; ungefähr 1/3 Laufeslänge; Flügel gewölbt, kurz und stumpf mit ziemlich schlaffen Schäften, die 3. und 4. Schwinge am längsten; der 12-fedrige Schwanz sehr kurz und schmal, fast unter den Deckfedern verborgen; die Flügel überragen den Schwanz. — Das Gefieder ist weich, das kleine ohne scharfe Umrisse, an Brust und Bauch pelzartig. Der Rumpf ist hoch und sehr schmal.

Männchen und Weibchen dieser zierlichen Vögel sind gleich gefärbt, das Jugendkleid ziemlich verschieden. Einmalige Mauser im August und September, wobei sie fast alle Schwingfedern zumal verlieren. — Man zählt für diese Gruppe etwa 40 Arten, wovon bei uns aber nur 1 Art.

Die Wasserralle. Rallus aquaticus, *Linné*.

Taf. 39, Fig. 3.

Gemeine, Schwarze, Europäische, Deutsche Ralle, Rohrhühnlein, Schwarzer Wassertreter, Samthühnlein, Schwarzer Kasper. — Rallus aquaticus, *Gesn.* und andere alte Autoren; *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Temm.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *Gould*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Ortygometra alis fuscis, *L.* 1748; — Scolopax obscura, *Sam. Gm.* 1774; — Rall. sericeus, *Leach.*; — Aramus aquaticus, *Vieill.* 1816; — R. germanicus, et minor, *Br.*; — R. japanicus, et indicus, *Schl.* 1862.

Kennzeichen. Die Weichen und untern Flügeldeckfedern schwarz und weiß gebändert; die untern Schwanzdeckfedern weiß; Oberseite gelblicholivenbraun mit schwarzen Flecken; Kopf-, Halsseiten und Brust aschblau. Schnabel an der Wurzel rot.

Länge 24 cm, Flugbreite 40,5 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Höhe des Laufs 4,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,8 cm. Größer als eine Wachtel.

Beschreibung. Kinn weißgrau; Kopfseiten, Hals, Kropf, Brust und Schenkel sind tief bläulichaschgrau; Bauch und After bleich rostfarben überflogen; die langen untern Schwanzdeckfedern weiß, aber ziemlich verdeckt; alle obern Teile sind olivenbraun mit schwarzen Flecken. — Die Jungen sind unten rostgelblichgrau mit schwarzbraunen Federkanten; Kinn, Kehle und Mitte der Gurgel weiß. Das Dunenkleid ist tief schwarz, Schnäbelchen und Füßchen sind rötlichweiß. — Die Weibchen sind etwas matter gefärbt und kleiner.

Der Schnabel ist am Rande unten lebhaft mennigrot, die Firste und Spitze rußbraun in Schwarz übergehend; das kleine Auge ist anfangs graubräunlich, dann gelbbraun, endlich orangerot; die Füße sind dunkel fleischbräunlich.

Ihre Wohnplätze sind in Nord- und Mittel-Europa, nordwärts bis Irland und Nord-Skandinavien, südwärts bis auf die Balearen; ebenso Asien in den gleichen Breiten bis zum Amurgebiet beobachtet. In China zweigt sich eine sehr ähnliche Rasse, Rallus indicus, *Swinh.*, ab, welche sich nur durch den dunkeln Superciliarstreifen unterscheidet. In unserm Vaterland findet man sie ziemlich häufig in sumpfigen Gegenden. Als Zugvogel kommt die Ralle Anfangs April und zieht zu Ende des September bis in den Oktober hinein wieder ab. Ihre Zuglinie dehnt sie bis Nord-Afrika aus, im Winter aber nur einzeln in Unter-Egypten. Nach Faber überwintern viele Rallen in Island an den daselbst befindlichen warmen Quellen, was auch bei uns — sogar in kalten Wintern vorkommt, ihnen aber nicht gut zu bekommen scheint, da man sie dann meistens sehr abgemagert findet. — Auf den nächtlichen Zügen verunglücken viele Rallen, Sumpfhühner und Wachtelkönige an den Telegraphendrähten, was beweisen dürfte, daß der Nachtzug dieser Vögel nicht immer hoch geht, wie man wohl sonst annimmt. Sämtliche Wasserhühner und Rallen finden in den Sümpfen der Niederlande ein Eldorado und kommen dort in Menge als Brutvögel vor. — Auch im innern Deutschland bewohnt sie tiefliegende, buschreiche, sumpfige Gegenden, schilf- und binsenreiche Gewässer, oft mitten in den Waldungen; nasse Wildnisse, wo Wasser und Morast unter dichten Pflanzen versteckt sind; die Erlenbrüche und Salweidengebüsche, welche mit vielem Schilf und hohen Gräsern abwechseln, auch viel Wasser und Morast haben, sowie von schilfbedeckten Wassergräben durchschnitten werden. Solche unfreundliche Plätze, die der Mensch nur ungern betritt, sind ihre Aufenthaltsorte. Sie liebt die Dickichte von verschiedenen Schilfarten (Carex, Sparganium, Typha), Binsen (Scirpus) mit niedern Holzarten vermischt, mehr als die eigentlichen Rohrwälder, die sie aber, wenn jene in der kalten Jahreszeit mehr darniederliegen, auch nicht verschmäht. Ganz freie Gewässer sind ihr zuwider, nur dann nicht, wenn ihre seichten Ufer in grünem Sumpf verlaufen, der mit höhern Sumpfpflanzen bedeckt ist.

Das Nest ist ungemein schwer zu finden, denn es steht stets über Wasser oder doch auf morastigem Boden; bald unter Weidengesträuch oder Binsen, bald in Schilfgräsern. Es sitzt selten fest auf dem Boden auf, und ist ein loses Geflecht von Schilfblättern, Binsen und Grashalmen, ziemlich groß und hat einen tiefen Napf. Man findet darin Anfangs des Juni 6 bis 10 und mehr Eier, welche auf blaß rostgelbem, grünlichweißem oder schmutzigweißem Grunde mit aschgrauen Schalenflecken, braunen und zimtbraunen Fleckchen und Punkten bezeichnet sind, die am stumpfen Ende dichter stehen. Die Zeichnungen sind eben nicht sehr zahlreich und auf der ganzen Fläche zerstreut; die Schale ist feinkörnig und etwas glänzend, die Form meist eine regelmäßige Eigestalt; ihre Länge beträgt 3,6 cm, die Breite 2,8 cm. Sie gleichen manchen ähnlich gezeichneten des Wachtelkönigs, sind aber im allgemeinen größer, bauchiger, dunkler gefärbt und schwerer. — Die niedlichen schwarzwolligen Jungen laufen gleich nach dem Ausschlüpfen vom Neste und verstecken sich im dichtesten Pflanzengestrüppe, werden aber von den besorgten Eltern durch zärtlich piepende Töne zusammengehalten, beschützt, zum Futtersuchen angeleitet, vor Gefahren gewarnt, denen sie sich meistens durch rasches Verstecken im Gestrüpp oder Untertauchen mit großer Gewandtheit zu entziehen wissen, bis sie endlich — selbständig geworden — der elterlichen Pflege nicht mehr bedürfen.

Zierlich und behend schreitet diese Ralle einher, und rennt schnell und leicht über alles hinweg, worunter sie nicht durchschlüpfen kann. Mit der Gewandtheit eines Aals windet sie sich mit ihrem schmalen Körper durch die dichtstehenden Sumpfpflanzen, ohne daß man dieselben sich bewegen sieht, und treibt überhaupt ein so verstecktes Leben, daß es einem nur selten vergönnt wird, sie zu sehen; was übrigens auch der g a n z e n Familie eigen ist. Sie schwimmt, trotz des Mangels an Schwimmhäuten, mit Leichtigkeit und Anmut, und weiß auch bei Gefahren gut unterzutauchen. Der Flug s c h e i n t viel Anstrengung zu kosten; in zappelnden matten Schlägen bewegt sie die Flügel, streicht gerade aus und niedrig fort, um sich je eher je lieber ins Gestrüpp werfen zu können. — Auf den Standplätzen sind diese Vögel gegen ihresgleichen sehr kampflustig, springen gegeneinander wie die Haushähne, packen und ziehen sich einige Minuten lang im Schilf herum, bis eines Fersengeld giebt, dabei hört man ein eigenes Brummen. Sie verderben sich durch diese Kämpfe eine Menge Eier. Wenn diese Vögel aufgeregt sind, breiten sie die Unterdeckfedern des Schwanzes wie einen F ä c h e r aus, daß sie an beiden Seiten desselben weit hervortreten. (Cab. J. 1881, 20, 157.) Die Stimme ist ein laut kreischendes „k r i i i, k r r r i i i, k e r k e r“; ferner ein lockendes „k i k, g e g“. Während des Brütens zeigt der ablösende Gatte sein Kommen mit einem „g e k g i k“ an, das vom Brütenden mit etwas leiserem Ton beantwortet wird, worauf ein rascher Platzwechsel stattfindet. Bei ihren Kämpfen vernimmt man das erwähnte sonderbare Brummen oder Grunsen; auf dem Zug ein hohes, lieblich klingendes „k r r i k“; im Anfang der Begattungszeit während der Abenddämmerung ein scharf gepfiffenes „w u i t t!“ Die Dunenjungen piepen in einem hohen, etwas scharfen Ton.

Die Nahrung sind Würmer, Schneckchen, Fischlaich, Larven, Mücken, Phryganeen, Käfer, Libellen und andere Wasserinsekten, auch kleine Sämereien. — Im Zimmer gewöhnt man sie mit Mehlwürmern oder auch Regenwürmern an Semmel, in Milch erweicht, und Milchbrot mit Ochsenherz vermengt. Sämtliche Rohrhühner fressen auch sehr gern Käsequark, Hirse und zerquetschten Hanf. Ameiseneier — eine Delikatesse für fast alle Vögel — kann man bei diesen Vielfressern wegen des mehr und mehr zunehmenden hohen Preises nicht mehr als gewöhnlichen Futterstoff empfehlen. Die Wasserralle wird sehr zahm und zutraulich, obgleich sie anfangs schüchtern ist; sie gewöhnt sich aber bald an die Gefangenschaft und hält bei guter Pflege mehrere Jahre. Ihren Boden muß man dick mit Wassersand bestreuen und denselben oft erneuern, sonst bekommen sie wunde Zehen, werden kränklich und dann ist es geraten, sie vor der Mauser (im Juli) in einer gut überwachsenen Sumpfpartie in Freiheit zu setzen. Sie ist als ein stiller Zimmervogel zu empfehlen, darf aber nicht in Gesellschaft von kleinern oder gleich großen Vögeln gebracht werden, weil sie gegen andre Vögel unduldsam ist und tötet, was sie bewältigen kann; auch frißt sie die getöteten Vögel meistens am Kopfe an.

Man fängt sie in Wachtelsteckneßen und Fußschlingen, welch letztere man in gehöriger Anzahl an ihrem Aufenthalte anbringt. Die rallenartigen Vögel fängt man auch öfter mit der Hand, wenn sie ihre Schwungfedern verloren haben und einige Zeit nicht oder nicht weit fliegen können. Sie verkriechen sich dann unter Grashaufen, Getreidebüschelu und andren Verstecken, wo man sie dann hervorziehen kann. Bisweilen werden sie auch durch Stürme auf freies Feld geworfen, wo man sie meist leicht aufgreifen kann.

2. Gruppe. **Sumpfralle.** Maruetta, *Briss.* 1760.

Porzana, *Vieill.* 1816; — Zapornia, *Leach* 1816; — Ortygometra, *Leach* 1816; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; 1889; — Phalaridium, *Kaup* 1829; — Crex, *Naum.* 1838.

Schnabel kürzer als der Kopf, nicht sehr stark, viel höher als breit, nach vorn sehr zusammengedrückt, hinten in die Stirnfedern merklich aufsteigend, die Schneide scharf, der Rachen schmal; Nasenlöcher seitlich, über der Mitte der Mundspalte; Nasengrube und Kieferastwinkel vorn breit zugerundet, gehen nicht über die Mitte des Kiefers hinaus; Füße verhältnismäßig stark, Läufe ziemlich zusammengedrückt, über dem Fersengelenk nackt, mit drei ungewöhnlich langen, schlanken, fast ganz getrennten Vorderzehen und einer schwächlichen, höher eingelenkten Hinterzehe von ungefähr 1/2 Laufeslänge; Lauf vorn quer getäfelt, hinten und seitlich fein genetzt; Flügel kurz, breit gewölbt; die Schwingen reichen weit über die Schulterfedern hinaus; die 2. Schwinge die längste; die 1. kleiner als die 5.; der 12federige Schwanz kurz, ragt unter den Flügeln hinaus. Das kleine Gefieder ist sehr weich.

Die anmutigen Vögel dieser Familie stehen alle unter Mittelgröße, mehrere sind wirklich klein; der Kopf ist klein, schmal, die Stirn niedrig und etwas lang. Sie mausern zweimal im Jahr, sind aber in den Sommer- und Winterkleidern nicht auffallend verschieden; etwas abweichender ist das Jugendkleid; das Dunenkleid ist bei allen bekannten Arten schwarz.

Sie leben einsam an nassen und wasserreichen Orten, in Brüchen, an Teichen und Gräben, in welchen viel Seggenschilf, Binsen und hohe Gräser wachsen, halten sich sehr verborgen, bauen von Wasser umgebene Nester, und kommen nur im höchsten Notfall, in der Zugzeit, an freieren Plätzen vor. Sie schwimmen oft und ohne Zwang, tauchen auch sehr gut, und setzen sich zuweilen auf Baumzweige. — Gray zählt in seiner Hand-List etwa 20 Arten, von denen bei uns nur: 3 Arten.

Die Getüpfelte Sumpfralle. Rallus porzana, *Linné.*

Taf. 39, Fig. 4.

Gesprenkeltes, Geflecktes Sumpfhuhn, Kleines Wasserhühnchen, Tüpfelsumpfhuhn, Perlralle, Heckenschnarre, Wasserhennele, Grieshandl, Gesprenkelte Ralle. — Gallinula ochra, *Gesner* und andere alte Autoren; — Porzana minor, *Aldr.*; — *L. cit.*; — Rallus porzana, *L.* 1766; *Gm.*; — Gallinula porzana, *Lath.* 1790; A. *Br.* 1882; — Ortygometra marmorata, *Leach.*; — Ort. porzana, *Steph.*; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; — Porz. maruetta, *Vieill.*; — Gall. maculata, et leucothorax, *Br.*; — Crex porzana, *Naum.*

Kennzeichen. Untere Schwanzdeckfedern rostfarbig-weißlich, ungebändert; Unterflügel schwarz und weiß gebändert; Weichenfedern dunkelbraun und weiß gebändert; Kopf, Halsseiten und die ganze Oberseite auf olivenbraunem Grunde weiß punktiert. Im Jugendkleid sparsamer punktiert. Im Dunenkleid schwarz, Füßchen graugrün; Schnäbelchen vorn schwarz, oben ein scharfes weißes Korn, nach der Stirn rot, sonst grünlich.

Länge 20,5 cm, Flugbreite 37,5 cm, Schnabellänge 1,8 cm, Höhe des Laufs 3,2 cm, Mittelzehe 3,8 cm. Wachtelgröße.

Beschreibung. Von der Schnabelwurzel nach dem Auge ein bräunlichweißer, oben und unten samtschwarz begrenzter Streif; die Mitte der Stirn, Kehle, Vorderteil der Wangen und Anfang der Gurgel hell schiefergrau, das sich auf der Oberbrust und den Halsseiten in ein bräunliches Olivengrau sanft verliert; die letztere Farbe ist mit zahllosen weißen Tüpfeln und Punkten übersäet. Der Oberleib ist dunkel olivenbraun mit schwarzen Schaftflecken und sehr vielen schneeweißen Tüpfeln und Längsstreifchen; der Schwanz ist schwarz mit oblivenbraunen, weiß getüpfelten Federkanten; die untern Schwanzdeckfedern sind rostgelb; der Bauch ist weiß; die Tragfedern sind olivenbraun, schwarz und weiß gebändert. Im Herbstkleid Kinn, Mitte der Unterbrust und des Bauches weiß. — Der Schnabel ist citronengelb, vor der Stirn lebhaft gelbrot; bei Jungen grünlichgelbbraun, vor der Stirn schwach orangerötlich, bei alten Herbstvögeln ebenso; das kleine Auge ist lebhaft hellbraun mit grauweiß befiederten Lidern; die Füße sind lebhaft gelbgrün, an den Gelenken etwas ins Bläuliche; bei den Jungen schmutziger. — Diese Vögel haben wohl eine doppelte Mauser, welche der Hauptzeit nach auf den August und März fällt.

Seine Heimat sind die gemäßigten und warmen Teile von Europa, nordwärts bis ins mittlere Schweden; in Asien besonders das südliche Sibirien. Auf dem Zug bis Nord-Afrika, und auf dessen Ostseite bis Sansibar. In Deutschland kommt dieser Vogel allenthalben vor und ist in ebenen, sumpfigen Gegenden sogar gemein, besonders in dessen nördlichen Niederungen, und ostwärts häufiger als im Westen. — Sie leben an nassen, wasserreichen Orten, in Brüchen, an Gräben und Teichen, in welchen Binsen, Seggenschilf und andere hohe Gräser wachsen, worin sie sich sehr verborgen halten, so daß sie für viel seltener gehalten werden, als sie es wirklich sind. In der Zugzeit kommen sie zuweilen im Walde und in Getreidefeldern vor; diese fällt am stärksten in die zweite Hälfte des April und auf den September bis in den Oktober hinein. Nach zuverlässigen Nachrichten überwintern die meisten dieser Vögel im südlichen Europa in zusagenden Sumpfgegenden.

Das Nest ist ungemein schwer aufzufinden, weil es sich durch nichts von den Umgebungen auszeichnet. Nur am späten Abend verraten die Pärchen ihren Aufenthalt durch eine helltönende, quickende Stimme, welche wie: „quit!" lautet, sich aber nicht gut mit Silben ausdrücken läßt. Diese Töne vernimmt man in der Dämmerung und beinahe die ganze Nacht hindurch. Um sie zu hören, muß sich der eifrige Eiersammler in der Abenddämmerung an Plätze begeben, wo Sumpfhühner zu vermuten sind, und am nächsten Tag auf dem wohlgemerkten Platze nachsehen, denn am Tage hört man keinen Laut von diesen versteckt lebenden Tieren. Das Nest steht immer auf nassem Boden, der oft noch ½ Fuß Wasser hat, so daß die Erbauer desselben bisweilen nur schwimmend dazu gelangen können. Es sitzt in Schilf- oder Seggengrasbüscheln, ist ein lockeres aber haltbares Geflecht von Schilfblättern, Binsen und Grashälmchen, und enthält Anfangs Juni 9 bis 12 längliche Eier, welche etwas größer als Wachteleier sind, und eine Länge von 3,4 cm bei einer Breite von 2,4 cm haben. Sie sind auf hell schmutzigrostgelbem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken und mit scharfen, rotbraunen Punkten und Klecksen bezeichnet. Die Grundfarbe ist von vielen sehr feinen Pünktchen noch getrübt, die Gestalt eine regelmäßige Eiform, die Schale feinkörnig und etwas glänzend. Sie sehen denen des rotbläßigen Teichhuhns bis auf geringere Größe sehr ähnlich und bekunden die nahe Verwandtschaft. Die Brütezeit dauert gegen 3 Wochen. Die schwarzwolligen Jungen springen, wenn sie abgetrocknet sind, für immer aus dem Neste und laufen mit der Mutter davon. Niedlicher giebt es nichts in der Vogelwelt.

Dieser hübsche Vogel eignet sich sehr für den Liebhaber zu einem Stubenvogel, denn er wird in kurzer Zeit zahm und zutraulich. Seine große Gewandtheit im Schlüpfen und Laufen kann man auch im Zimmer bemerken; er weiß sich so schmal zu machen und durch so enge Spalten zu zwängen, daß man darüber erstaunen muß.

Was Betragen im Freien, Nahrung und Zimmerfütterung nebst Fang anbelangt, verweise ich auf das nächstfolgende kleine Sumpfhuhn.

Die kleine Sumpfralle. Rallus pusillus, *Pallas*.

Taf. 39, Fig. 5.

Kleine Ralle, Kleines Rohrhuhn, Kleines Meerhuhn, Kleine Wasserralle, Sumpfschnerz, kleiner Heckenschnarrer. — R. pusillus, *Pall.* 1776; *Gm.* 1788; — R. parvus, *Scop.*; — R. minutus, *Gm.*; — Gallinula pusilla, *Bechst.* 1809; — R. Peyrousi, *Vieill.*; — Zapornia minuta, *Leach.*; — Crex pusilla, *Licht.* 1824; *Naum.* 1838; — Phalaridium pusillum, *Kaup*; — Porzana minuta, *Bp.*; — Ortygometra minuta, *K. & Blas.* 1840; — Gall. minuta, *Br.* 1831; *v. Hom.* 1885; — Ort. pusilla, *Rchw* 1882; — Phal. parvum, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Oben olivenbraun, die Mitte des Rückens schwarz mit wenigen ovalen, weißen Fleckchen; die Tragfedern im Alter hell schieferblau; untere Schwanzdeckfedern quer gebändert; der Unterflügel schwarzgrau. Männchen: Hals, Brust und vordere Weichenfedern hellgraublau. Weibchen: Kehle weiß, Brust und vordere Weichen roströtlich. Die Füße schön grün. Länge 18 cm, Flugbreite 3 dcm, Schnabellänge 1,8 cm, Höhe des Laufs 3 cm. Größe der Haubenlerche.

Beschreibung. Im Frühlingskleide sind diese Vögel sehr schön, aber verschieden gefärbt. Das alte Männchen mit seinem schön grünen, an der Spitze gelben, an der Wurzel hochrot gefärbten Schnabel, roten Augen und lebhaft grünen Füßen ist ein prächtiges Geschöpf. Gesicht, Hals, Brust und Schenkel sind schön hellschieferblau, Seiten und Schenkel etwas weiß gewellt; der Bauch dunkelaschgrau mit abgebrochenen, weißen Querbinden; die langen schwarzen Unterschwanzdeckfedern haben weiße Spitzen. Vom Scheitel bis an den Schwanz schön olivenbraun mit schwarzen Schaftflecken und einzelnen rundlichen, weißen Fleckchen; die Schwanzfedern schwarz, an den Seiten olivenbraun. — Das Weibchen im Frühlingskleide hat eine weiße Kehle, an Kropf, Brust und Schenkeln licht rostfarbig; die Kopfseiten licht schieferblau; oben wie das Männchen. Das Herbstkleid sieht dem Jugendkleid ähnlich. — Im Jugendkleid sind Gesicht, Kehle und Gurgel weiß; an den Kropf- und Brustseiten braun gefleckt und gebändert, so auch die untere Schwanzdecke; oben olivenbraun; in der Mitte des Oberrückens ein großer schwarzer Fleck mit tropfenförmigen weißen Flecken dicht bestreut; solche kleine weiße Fleckchen finden sich auch auf den größern Flügeldeckfedern und hintern Schwingen. Am Schnabel und den Füßen herrscht noch eine schmutzige Fleischfarbe vor. — Die äußerst kleinen niedlichen Jungen im Dunenkleide sind schwarz mit weißen Schnäbelchen und rötlichweißen Füßchen. — Der Schnabel ist schön gelbgrün, an der Wurzel lebhaft rot; der Augenstern ist hochrot mit ziegelroten Lidern; die Füße sind hoch und schlank, mit langen, schmalen Zehen, von Farbe gelbgrün.

Dieses Sumpfhuhn liebt ein gemäßigtes und warmes Klima, wie es das südliche und südöstliche Europa namentlich darbietet; es geht nördlich kaum über den 55. Grad nördlicher Breite hinauf, nämlich bis England und Jütland. In Süd-Rußland bis Kijew und Sarepta häufig. Dies auch an den Salzseen Mittel-Asiens bis Daurina. In Deutschland ist es seltener als das vorige, oder wenigstens scheint es so, da diese versteckt lebenden kleinen Sumpfhühnchen nur selten beobachtet werden. — Es bewohnt die größeren und kleineren Brüche, die schilfreichen Teiche, Wassergräben u. s. w.; Sümpfe und Sumpfwiesen, welche ordentlich mit Buschweiden und Erlengesträuchern durchwachsen sind, bergen wohl allenthalben dies Huhn; es verbirgt sich aber so sorgfältig, daß dessen Gegenwart nur von dem sehr aufmerksamen Beobachter bemerkt wird. — Es ist, wie die andern dieser Familie, ein Zugvogel, der nicht vor Mai erscheint und im September wegzieht, und zwar allezeit des Nachts und nur einzeln. Seine Zuglinie dehnt es bis Afrika aus.

Auch dieses Nest ist außerordentlich schwer aufzufinden, wie das der meisten Sumpfbewohner. Ich mache auf das aufmerksam, was in dieser Beziehung bei G. porzana gesagt ist. Es steht über morastigem, nassem Boden, oder geradezu über Wasser, meistens in Seggenschilf oder andern ähnlichen Gewächsen. Alle vorhandenen Blätter werden in der Größe der Rundung nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt eingeknickt, mit Binsen und Gräsern durchflochten und innen fein ausgelegt, so daß sich in dem bauchigen Napf der Vogel samt den Eiern ganz verbergen kann; auch hat der brütende Vogel die Gewohnheit, daß er die nächsten Gräser über sich herabzieht, und so eine Art Laube bildet. — Im Juni findet man 8 bis 10 Eier (in der Größe der Amseleier) mit 3 cm Länge und 2,1 cm Breite, regelmäßig eiförmig, feinkörnig, glatt aber ohne Glanz, welche auf trübem braungelbem Grunde mit gelbgrauen und gelbbraunen, auch rot- und schwarzbraunen Punkten und Fleckchen wie marmoriert erscheinen. Genauer betrachtet, sondern sich die dunkeln Fleckchen deutlicher von der Grundfarbe ab, besonders gegen die von G. pygmaea gehalten. Die sehr kleinen, schwarzwolligen Jungen verlassen das Nest sogleich und kriechen mit ihrer Mutter im dicksten Pflanzengestrüppe umher.

Dieses niedliche Sumpfhühnchen, wohl unter allen das schönste, steht immer hoch auf den Beinen, hat einen zierlichen Lauf, kann aber auch sehr schnell davonrennen. Es schwimmt gern und zierlich, macht bei jedem Ruderschlag eine nickende Bewegung, und kann in der Not geschickt untertauchen. Sein Flug ist schnell flatternd, scheint aber matt; es fliegt auch nur ungern auf, wobei es nicht einmal die Beine aufzieht. „Anders aber wenn es vom Wandertrieb gespornt wird. Dann erhebt es sich leicht, hat einen kräftigeren Flügelschlag, streckt die langen Beine unverzüglich gerade hinten aus, und schießt mit schnellen Flügelschlägen so rasch durch die Luft, daß man kaum seinen Augen traut. Es erinnert dann an Starenflug.“ (Liebe's Monatsschr. 1890, Nr. 12, 328, E. Ziemer.) — In eigener Weise kommt das Hühnchen hie und da aus seinem Versteck, stellt sich keck auf die Wasserseite und begrüßt seine sumpfige Umgebung mit lautem Schreien. Sonst aber läßt es sich nur schwer aus seinem Versteck treiben, weil es sich aufs beste zu verbergen weiß. Es ist, wie die andern, nicht gesellig, denn außer der Brutzeit trifft man es immer vereinzelt an. Seine Stimme ist hoch und quickend, man hört sie vorzüglich des Abends und

bei Nacht; sie lautet „kiik“, manchmal auch schneller: „kik kik kik kik!“ — Scheu sind die Sumpfhühner eben nicht zu nennen, denn bei recht stillem Verhalten kann man sie an ihren Aufenthaltsörtern am Rande des Röhrichts und an weniger gedeckten Stellen zuweilen arglos herumschleichen, auch wohl ganz in der Nähe ihren Geschäften nachgehen sehen.

Die Nahrung besteht aus Sumpfinsekten, als: Käfern, Haften, Fliegen, Schnaken, Mücken, Wasserwanzen, Phryganeen, Spinnen, Heuschrecken, Larven u. s. w.; Sämereien scheint es auch zu genießen, doch seltener.

Im Zimmer füttert man dieses wundernette Tierchen mit Ameiseneiern und Mehlwürmern, und gewöhnt es an das Nachtigallenfutter; Käsequark und Semmeln, in Milch erweicht, frißt es ebenfalls gern. Wenn es freien Lauf im Zimmer hat, so fängt es mit Geschicklichkeit die Fliegen weg; überhaupt greift es begierig nach allen vorgelegten Insekten. Es ist ein liebenswürdiges Geschöpf, das bald zahm und kirre wird. Mit vorgestrecktem Hals und Schnabel läuft es langsam und bedächtig in seinem Versteck herum, ist auch in mondhellen Nächten in Bewegung, und während der Zugzeit, Früh- und Spätjahr, besonders unruhig, sonst aber ein ruhiger Bewohner des angewiesenen Plätzchens. Legt man ihm ein paar breite, hochbegraste Rasenstücke auf den Boden und stellt seine Futtergeschirre dazu, so fühlt es sich um so behaglicher. Auch in den Käfig mag man hochgrasigen Rasen legen, damit es sich darin umhertreiben kann; dieser Rasen muß aber etwas feucht gehalten und oft gewechselt werden, damit Füße und Zehen reinlich und gesund bleiben. Naumann sagt: wenn ihm ein ausgestochenes Stück Sumpfrasen gebracht wird, ist es sehr geschäftig, das Genießbare daraus hervorzusuchen; es kann stundenlang daran herumpicken. — Im ruhigen Zustande sieht es mit aufgeblähtem Gefieder beinahe so groß wie eine Wachtel aus, wenn man es aber angreift, so fühlt man, daß es weit schmächtiger ist, denn es ist so geschmeidig, daß es sich wie ein Aal den Händen entwindet. Trotz seiner langen Zehen läuft und hüpft es mit Sicherheit auf seinen Sitzstöcken herum, weil es mit denselben gut umspannen und sich festhalten kann. Die langen Zehen sind aber sehr weichhäutig und leiden leicht Not, wenn es sich auf hartem Boden umhertreiben muß; diese äußerst zarten Füße erschweren das Gefangenhalten dieser Arten, welche ihre meiste Zeit auf weichem feuchtem Boden zubringen; es ist daher mit unverdrossenem Fleiß dafür zu sorgen, daß sie immer auf weicher Unterlage schreiten können. Für diesen weichen Bodenbeleg giebt es dreierlei Mittel: Wassersand, feine Wald-, Garten- oder Damm-Erde, und endlich, wie Dr. Stölker rät (siehe dessen ornith. Beob. St. Gallen, Zollikofer, 1873, 19 bis 23) feuchtes Moos. Feiner Walderde mit Moos- und Laubresten, etwa 2,5 cm tief, dürfte man den Vorzug geben. Alles aber, was man als Bodenbeleg wählt, muß fleißig gewechselt werden, denn wenn es wunde Zehen bekommt, ist seine Munterkeit dahin, es wird kränklich und geht zuletzt ein. — Wäre man überhaupt gewillt, ein derartiges interessantes Geschöpf auf längere Zeit zu unterhalten, so wäre es praktisch, den Käfig von Zink, statt von Holz, machen und mit zwei dergleichen Schieblädchen versehen zu lassen, weil solche Tiere viel Wasser verspritzen. Man vergesse auch nicht, einige Verstecke anzubringen; etwa mattenartig zusammengeflochtene Rohrstengel, welche man als kleine Coulissen, an Klötzchen genagelt, aufstellt, damit der Vogel nach seiner Gewohnheit versteckt herumschlüpfen kann. Zu Sitzstangen nehme man 3 cm dicke Holunderschößlinge, welche man nicht schält, sondern die Rinde stehen läßt. Beim Reinigen legt man diese 1/2 Stunde in frisches Wasser und wäscht sie mit einem Schwamm ab, dann bleiben sie lange Zeit weichhäutig. Das Wassergeschirr sei 1 dcm tief und 2 dcm im Durchmesser, denn frisches Wasser zum Trinken, Baden und Schwimmen ist unerläßlich, und namentlich trägt das letztere am meisten zur Reinhaltung seiner Füße bei, weil es viel im Wasser steht, die Füße und Zehen dadurch rein und gesund erhält und sehr gern badet. Der Liebhaber möge das merken. Ein frischer Weidenzweig neben dem Wassergeschirr, in einen Topf mit feuchtem Sand gestellt, wäre eine entsprechende Dekoration, und ich denke, daß auf diese Weise für die Rohrhühnchen bestmöglich gesorgt ist.

Ich hatte schon mehrere dieser äußerst niedlichen Vögel, wovon ich selbst einen auf freiem Felde mit den Händen fing; er war wahrscheinlich auf dem Zuge durch heftigen Gegenwind ermüdet und dadurch genötigt, eine Ruhepause zu machen.

Man fängt sie lebendig, wie alle dieser Familie, mit großen Nachtigallgärnchen, Wachtelstecknetzen und Laufschlingen, welche man in ihren Gängen zwischen dem Röhricht und Schilfgras anbringt.

Die Zwerg-Sumpfralle. Rallus pygmaeus, *Naumann.*

Taf. 39, Fig. 6.

Zwergrohrhuhn, Kleinstes Wasserhühnchen, Baillon'sches Rohrhuhn. — Crex pygmaea, *Naum. sen.* 1798; *Naum. jun.* 1838; — Gallinula Bailloni, *Vieill.* 1816; — Gall. stellaris, *Temm.* 1820; —

Crex Bailloni, *Licht.*; — Phalaridium pygmaeum, *Kaup*; — Gall. pygmaea, *Br.* 1831; *A. Br.* 1882: *v. Hom.* 1885; — Zapornia pygmaea, *Bp.* 1856; — Ortygometra pygmaea, *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; — Phalaridium Bailloni, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Oben olivenbraun, Rücken und Schultern auf schwarzem Grunde mit vielen feinen, weißen Zeichnungen und Punkten; im Alter die Tragfedern schwarz mit weißen Bändern; die Unterflügel braungrau, weiß gefleckt; die Füße sind hellrötlichgrau.

Länge 17 cm, Flugbreite 28 cm, Schnabellänge 1,4 cm, Höhe des Laufs 2,8 cm. Feldlerchengröße.

Beschreibung. Gesicht, Kehle und Brust sind dunkelaschblau; (dieses Blau ist stets dunkler als am alten Männchen von R. pusillus); die Tragfedern und untern Schwanzdeckfedern matt schwarz, olivenbraun gemischt, mit hellweißen Querbändern; der Oberleib ist schön olivenbraun, schwarz gefleckt, der Rücken schwarz, mit weißen Zeichnungen, Punkten und Querfleckchen, besonders im schwarzen Felde. — Im Jugendkleid sind Gesicht, Kehle und Gurgel weiß; der übrige Unterleib bräunlich schwarzgrau, weiß bespritzt und gewellt; der Oberleib schön olivenbraun, auf der Rückenmitte schwarz gefleckt mit einer großen Menge hellweißer Punkte und abgebrochener Strichelchen; Schnabel und Füße sind fleischfarbig. — Die äußerst zierlichen Dunenjungen sind kohlschwarz, vorn mit einem weißen Korn auf dem Schnäbelchen und hell fleischfarbigen Füßchen. — Der Schnabel ist meergrün, nach der Spitze ins Schwärzliche übergehend, ohne alles Rot: der Augenstern ist feuerrot; die Füße sind graulich fleischfarben.

Von Naumann wurde es in Anhalt entdeckt. Auch ist es in Schlesien, Franken, Hessen und namentlich in den Maingegenden vorgekommen. Seine Wohnplätze sind mehr im südlichen und gemäßigten Europa zu suchen; nordwärts einzeln bis England. Auch in Asien heimisch, denn von Severzow wurde es in Turkestan, von Dybowsky in Daurien, und von Swinhoë in China vorkommend, aufgeführt. Auf dem Zug bis Afrika, nach Rüppell in Egypten und Arabien. Sein Aufenthalt sind die gleichen morastigen Sumpfgegenden, wo viel Schilf, Sumpfpflanzen und Buschwerk wachsen, in dem es sein verstecktes Wesen treibt. Lebensweise und Verpflegung im Zimmer möge der geneigte Leser bei R. pusillus nachsehen. Es ist ebenso nieblich und noch zierlicher als das Kleine Sumpfhühnchen, deshalb geeignet, einem Liebhaber als angenehmer Zimmervogel Freude zu machen.

Die 7 bis 8 Eier sind kaum größer als die der Singdrossel. Sie sind 2,9 cm lang und 1,8 cm breit, schön eiförmig, manche etwas kurz, feinkörnig und etwas glänzend. Die Grundfarbe ist olivengelblich, darauf fein olivenbraun bespritzt und marmoriert, sodaß von der Grundfarbe wenig durchblickt und die Zeichnungen meistens ineinander fließen. Man hat sie Anfangs Juni zu suchen.

Zweite Familie: **Wiesenralle**, Ortygometra, *Linné* 1746.

Leach. 1816; — Crex, *Gesn.*; *Aldr.*; *L. cit.* 1766; *Bechst.* 1803. — Der Schnabel ist kurz, stark, hochrückig; der Kopf ziemlich groß, der Hals mittellang; der Leib hoch, aber seitlich stark zusammengedrückt, was übrigens der ganzen Abteilung eigentümlich ist; der Fuß ist mittellang und fast bis auf die Ferse (fälschlich das Knie) befiedert; die Hinterzehe kurz und mißt kaum $^1/_3$tel der Mittelzehe; der Lauf vorn und hinten quergetäfelt, seitlich fein genetzt; Schulterfedern bis zur Spitze der Schwingen verlängert. — Die Gruppen Gallinula, Rallus und Crex sind sehr nahe miteinander verwandt. Folgendes möchte der Gruppe Crex mehr eigentümlich sein. Die Halswirbel sind am wenigsten schlank gebildet, breiter und kürzer; das Brustbein wie bei Rallus sehr schmal; die Zahl der Halswirbel ist 12 (bei Rallus 13); der Muskelmagen ist wie bei Gallinula, jedoch weniger breit und glatt, und hat 2 Sehnenscheiben; die Blinddärme sind bei Crex am kleinsten und schwächsten, der linke Leberlappen ist unbedeutend kleiner und kürzer als der rechte; die Milz ist sehr groß und wie bei Rallus umgeknickt. — Die Wiesenrallen haben die gleiche versteckte Lebensweise, wie ihre vorstehenden Verwandten, weichen aber dadurch ab, daß sie nicht an Teich- und Sumpfrändern wohnen, sondern hauptsächlich in Wiesen mit hohem Graswuchs. Als Nachtvögel lassen sie erst mit anbrechender Dämmerung ihr wunderliches Schnarren aus ihren Verstecken hören. Bald hier, bald dort, weil sie sehr flink das Gras durchschleichen, und sie setzen dieses Gerätsch bei gutem warmem Wetter ganze Nächte bis Sonnenaufgang fort. Von ihren Flugwerkzeugen machen sie nur ungern Gebrauch und weichen einem gut absuchenden Hühnerhund mit raffinierter Schlauheit aus. Dies erkennt man an der Lebhaftigkeit des Nachsuchens, an dem vielen vergeblichen Stillstehen, an der Hartnäckigkeit, womit der Vogel sich hält und sich bisweilen so nahe kommen läßt, daß man ihn greifen könnte. Oft bleibt er auf seiner Flucht stillstehen und drückt sich so unmerklich, daß der von seiner Hitze getriebene Hund über ihn wegläuft und die Spur ganz verliert. Der Wachtelkönig nutzt diesen Augenblick der Ueberlistung, um wieder auf den alten Platz zurückzukommen. Nur in äußerster

Not fliegt er auf; er hebt sich in diesem Fall ziemlich hoch, fliegt aber scheinbar schwer und auch niemals weit. Gewöhnlich sieht man den Ort, wo er einfällt, aber man sucht daselbst vergebens, denn er ist schon hundert Schritt weit von diesem Platz entfernt. Er ersetzt durch die Schnelligkeit seines Verstecklaufens seinen langsamen Flug. Sie nisten auf trockenem Boden und setzen sich weder auf Bäume, noch sieht man sie schwimmen. Trotz ihrem scheinbar schwerfälligen Flug wandern sie bis Nord-Afrika und überfliegen das Mittelmeer. Bis jetzt kennen wir von dieser Familie nur: 1 Art.

Die Wiesenralle. Ortygometra crex, *Linné* (Cr. pratensis, *Bechst.*).

Taf. 39, Fig. 7.

Wiesensumpfhuhn, Wiesenrätscher oder Knarrer, Ginsterralle, Schnarrwachtel, Mähderhex, Arpschnarp, Schnärper, Schnerz, Grauer Kasper, Wachtelmutter, Wachtelkönig. — Crex Aristotelis, *Turner* 1544; — Ortygometra, et Crex, *Gesn.*; *Aldr.* und andere alte Autoren; — Ortygometra crex, *L.* 1746—48; *Leach.* 1816; *Gray* 1844; *Sund.* 1849; *Meves* 1886; — Rallus terrestris, *Klein* 1750; — Rallus crex, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — R. genistarum, *Briss.*; — Gallinula crex, *Lath.* 1790; — Crex pratensis, *Bechst.* 1803, 1809; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Cr. herbarum, *Br.* 1831; — Crex crex, *Prof. Brusina* 1890.

Der kurze Schnabel unterscheidet die Wiesenralle von der fast gleich großen aber viel langschnäbeligen Wasserralle; die kurze Hinterzehe leicht von den kleineren Sumpfrallen.

Kennzeichen. Federn der Oberseite schwarzbraun mit braungelblichen Rändern ohne weiße Flecken; Schwingen und obere Flügeldeckfedern rostbraun; untere Flügeldeckfedern rostrot. Länge 25 cm, Flugbreite 42,5 cm, Schnabellänge 1,9 cm, Höhe des Laufs 3,6 cm, die Mittelzehe 3,6 cm. Turteltaubengröße, sieht aber wegen der langen Beine, des langen Halses und kurzen Schwanzes ganz anders aus.

Beschreibung. Vom Schnabel nach dem Auge, und von diesem über die Ohrgegend zieht sich ein sehr blaß zimtbrauner Streif; unter dem Zügel steht ein dunkel zimtbrauner Streif, welcher wie ein Schnurrbart aussieht; Kehle, Gurgel und Kropf sind hell bläulichaschgrau; über dem Auge steht ein breiter hellgrauer Streif. Der Oberleib ist olivenbraun, die Federn weißgrau gekantet mit schwarzen Schaftflecken; die Schwingfedern sind rostbraun, die Mitte der Brust lehmgelb; die Seiten des Bauches auf weißem Grunde mit schönen rostbraunen, schwärzlich schattierten, wellenförmigen Querbändern durchzogen. Die Schwanzfedern sind schwarz mit hell olivenbraunen Kanten. — Im Jugendkleid ist die Färbung oben dunkler und brauner, unten lichter ohne alles Aschgrau am Halse. — Der Schnabel ist fleischfarben; das Auge schön hellbraun; die Füße sind schmutzig fleischfarben. — Das Weibchen ist etwas kleiner und matter gefärbt.

Dieser Vogel hat eine weite Verbreitung, denn man findet ihn fast in ganz Europa bis gegen Lappland, doch mehr in den gemäßigten Teilen; so auch in Asien, besonders im westlichen Sibirien bis zur Lena; nach Dr. Reichenow auch in Grönland. Auf dem Südzug in Klein-Asien, Süd-Europa und Nord-Afrika. In Deutschland ist er gemein, und nur sein versteckter Aufenthalt macht, daß er in manchen Gegenden übersehen wird, obgleich er sich durch seine Stimme verrät. — Er bewohnt fruchtbare, feuchte Gegenden, hauptsächlich die üppigen, blumenreichen Wiesen, grüne Getreidefelder, Schoten- und Kleefelder; die eben gelegenen wie die hügeligen, selbst bergige, wenn sie weite und fruchtbare Thäler haben. Besonders liebt er die anmutigen frischgrünen Wiesengründe, wenn sie von Getreidefeldern und Aeckern umgeben sind, zerstreute Gebüsche haben, oder hin und wieder mit etwas bebuschten Wassergräben durchzogen sind. Zu naß dürfen übrigens die Wiesengründe nicht sein, aber auch nicht zu trocken. Eine schlimme Zeit für ihn ist die Zeit des Heumachens, wo er sich vor der Sense des Mähers flüchten und im Getreide, in Kleeäckern oder an bewachsenen Gräben eine Zuflucht suchen muß, bis er später im höher gewachsenen Grase wieder ein Unterkommen findet. — Er ist ein Zugvogel, der gegen Ende August abreist, was sich bei gutem Wetter zuweilen bis in den Oktober hinein verzögert, und ziemlich spät, oft erst in der zweiten Hälfte des Mai wieder erscheint. Seine Reisen macht er bei Nacht und sehr hoch in den Lüften, was man an der Stimme wahrnehmen kann. Vergleiche übrigens auch eine Bemerkung bei dem Zug der Wasserralle. Ueber die weiten Wanderzüge, welche diese Rallen unternehmen, muß man sich billig wundern, wenn man den Widerwillen in Betracht zieht, mit dem sie sich ihrer Flügel bedienen. Ein gut suchender Hund bringt den Vogel schwer zum Auffliegen. Trotz des scheinbar schwerfälligen Fluges macht er aber, sobald er vom Wandergeist belebt ist, große Reisen, denn er setzt in vielen Fällen bis nach Nord-Afrika über. Es ist erstaunlich, welche ausdauernde Flugfähigkeit dieser Naturtrieb den Vögeln verleiht, der sie zum Flug über das Meer, auch an breiten Stellen,

befähigt. Der Wanderzug findet bei Nacht — und gemeiniglich bei günstigem d. h. die gleiche Zugrichtung einhaltenden Winde — statt, geht über die europäischen Südstaaten, noch weiter über das Mittelmeer nach Nord-Afrika.

Die Eier darf man nicht vor Ende des Juni suchen, und man hat hauptsächlich vorher den Nestplatz durch das Schnarren des Männchens auszukundschaften. Das Nest steht bald am Rand, bald mitten auf einer großen Wiese, und ist nur eine kleine, mit etwas Moos und Grasblättern ausgelegte Vertiefung; übrigens schwer aufzufinden, da es sich durch nichts von den Umgebungen auszeichnet. Man hat es stets auf trocknen und nicht auf feuchten Stellen zu suchen. Die Eier, deren man 7 bis 12 in einem Neste findet, sind auf gelblichweißem Grunde mit violettgrauen Schalenflecken, und Flecken und Punkten von rotbrauner Farbe bezeichnet. In frischem Zustande spielt manchmal die gelblichweiße Grundfarbe etwas ins Grünliche. Ihre Länge beträgt 3,7 cm, die Breite 2,6 cm; die Schale ist ziemlich fest, feinkörnig, glatt und mit schönem Glanz. Sie gehören zu den schönsten, bezüglich der Zeichnungen aber auch zu den wandelbarsten Eiern. Inwendig scheinen sie grünlich durch mit bemerkbaren Flecken. — Das Weibchen hat eine rührende Anhänglichkeit an seine Brut, denn es weicht nicht einmal immer der näher rauschenden Sense des Mähers aus, so daß es oft, von dieser zerhauen, seine Treue mit dem Leben zahlen muß. — Die Jungen sind anfangs mit schwarzem Flaum bekleidet, wie die der nächsten Verwandten, und laufen sogleich aus dem Neste, suchen unter dem Schutz und der Anleitung der Mutter ihr Futter, erwärmen sich unter ihrem Gefieder, und bei einer Ueberraschung stieben sie schnell auseinander und wissen sich so ausgezeichnet zu verstecken, daß sie nur schwer von einem einzelnen Menschen zu erhaschen sind. Wenn sie ihre Mutter verloren haben, so rufen sie genau so, wie die jungen Haussperlinge schilken.

Der Wachtelkönig zeigt sich im Anfange seiner Gefangenschaft sehr ängstlich, verkriecht sich in alle Winkel, und wenn man sich ihm nähert, so schießt er mit Ungestüm hervor nach einem andern Versteck; doch gewöhnt er sich bald, wird zahm und giebt einen reinlichen hübschen Stubenvogel. Gegen Abend wird er unruhiger und fliegt nach der Decke, deshalb ist es besser, wenn man die Vorderschwingen beschneidet oder ihm einen geräumigen Verschlag anweist. Mit andern kleinen Vögeln darf man ihn aber nicht zusammensperren, denn er ist ein tückischer räuberischer Vogel, der sie beschleicht und ohne Umstände mit kräftigen Schnabelhieben tötet, das Gehirn oder auch den ganzen Vogel aufzehrt, und in kurzer Zeit eine Voliere entvölkern kann. Seine Stimme, die man häufig aus den Wiesen tönen hört, ohne jemals den versteckt herumschleichenden Vogel zu sehen, klingt laut und knarrend, „ärrp — schnärrp", oder „kräck kräck" (daher sein Beiname crex), gerade wie der Ton, den man hervorbringt, wenn man einen starken Kamm auf ein sehr dünnes Brettchen drückt und mit der Spitze eines Hölzchens im gleichen Takte hin und her fährt. Wenn dies Instrument gut stimmt, kann man ihn damit locken. Da wo die Nestreviere zweier Pärchen zusammengrenzen, kann man bei ihren Balgereien zuweilen ein katzenartiges Murren hören. Der gewöhnliche Lockruf beider Geschlechter ist ein schwaches Gacksen wie „kji kjö kjä", in der Angst ein heiseres „zib". — Im Freien nährt sich der Wachtelkönig von den verschiedenartigsten Insekten, Larven und Regenwürmern; daher man ihn im Zimmer, diesem entsprechend, mit zerriebener Semmel und Rinderherz füttert; sie fressen auch Semmel in Milch erweicht, Käsequark und verschiedene Sämereien, Hirse, Hanf, Gerste u. a., recht gern, und lesen, wenn sie freien Lauf haben, noch mancherlei Tischabfälle auf. Ameiseneier und Mehlwürmer sind ein erwünschter Zusatz. Grober Wassersand und frisches Wasser zum Trinken und Baden darf hier so wenig wie bei andern Rallen fehlen.

Man fängt sie lebendig in Fußschlingen, in Steckgarnen und in großen Nachtigallgärnchen mit Mehlwürmern. In der Ernte sind sie wahre Fettklumpen und dann oft so schwerfällig, daß sie sich lieber unter den Korngelagen verbergen, als auffliegen, und dabei von den Feldarbeitern nicht selten mit den Händen gefangen werden.

II. Abteilung. Regenpfeiferartige Vögel, Charadriidae, *Leach.* 1816.

Kurzhalsige, großköpfige Vögel mit großen Augen und mit kurzem, kaum die Kopflänge erreichendem Schnabel, der an der — etwas kolbigen — Spitze hart, wurzelwärts weich ist; Füße im Fersengelenk etwas verdickt, dreizehig, die beiden äußeren Zehen — selten alle drei — mit einer kurzen Spannhaut verbunden; die Hinterzehe fehlt oder ist verkürzt; Läufe vorn getäfelt, hinten genetzt; ziemlich lange, spitzige schmale Flügel; die 1. oder 2. Schwinge am längsten; die verlängerten Hinterschwingen bilden — beim ausgespannten Flügel — eine 2. Flügelspitze; der kurze Schwanz zählt 12 bis 14 Federn. Die Stirn ist kugelig aufgetrieben, die Nasgruben nach vorn rundlich geschlossen; die Mittelkralle hohl, die übrigen unten seicht gefurcht. Es sind — wie

bemerkt — meistens dickköpfige, großäugige, aber wohlgebildete Vögel, welche die Ufer des Meeres und der Binnengewässer, oder auch weite öde Felder bewohnen, und sich durch ihren flinken Lauf und sehr leichten Flug auszeichnen. Die Stimme der meisten Arten ist hell und flötend.

Man zählt 12 bis höchstens 13 Hals-, 9 Rücken- und 7 bis 9 Schwanzwirbel; das Brustbein ist groß, länger als breit; der Schädel zeichnet sich durch hohe Stirn und weit geöffnete Augenhöhlen aus; ebenso die Hirnschale durch zwei häutige Stellen neben dem großen Hinterhauptsloch. Die Zunge ist schmal und scharfkantig, hinten gezähnelt; die Muskeln des Magens nicht besonders stark. Beide Geschlechter haben zur Brutzeit auf jeder Seite des Unterkörpers einen Brutfleck. Die wolligen Dunenjungen laufen bald nach dem Ausschlüpfen vom Neste, wissen sich durch Drücken auf den Boden gut zu verstecken, werden von den Eltern reichlich gefüttert und bald selbständig, und gehören deshalb zu den Nestflüchtern.

Man rechnet zu dieser Abteilung etwa 120 Arten, wovon hier 13 Arten in 5 Familien untergebracht sind.

Erste Familie: Brachschwalbe, Glareola, *Brisson* 1860.

Trachelia, *Scop.* 1769; Dromochelidon, *Landbeck* 1842; — Stiltia, et Galachrysia, *Bp.* 1854.

Die ganz besondere Organisation dieser Vögel, welche bald einem Land-, bald einem Sumpf-, bald einem Wasservogel entlehnt zu sein scheint, bringen den Systematiker in Verlegenheit, welche Stelle er denselben anweisen soll. Nirgends will diese Familie als ein natürliches Bindeglied zwischen zwei andere passen. Die schwalbenartigen Flugwerkzeuge, die langen schmalen Flügel und der gabelförmige Schwanz, der etwas dicke Kopf mit dem kurzen dicken Hals, ihre große Beweglichkeit vollenden eine Gestalt, welche sie mehr den Schwalben und den Seeschwalben nahe bringt. Nach Dr. Wagner stehen sie indessen in der Bildung des Skeletts den Schnepfenvögeln und namentlich der Regenpfeiferfamilie am nächsten, obwohl sie sich auf mehrfache Weise auch wieder davon entfernen.

Der Schnabel ist kurz, zusammengedrückt, die Schneiden scharf, der Rachen groß und sehr breit; die Nasenlöcher seitlich am Schnabelgrunde, ein kurzer, schief aufwärts steigender Ritz, über ihm eine weiche Hautdecke der nach vorn abgerundeten Nasenhöhle, über welcher die Stirnfedern spitz anfangen; Füße von mittlerer Höhe, etwas schwächlich, an den Gelenken stark, über der Ferse wenig nackt, mit drei etwas kurzen Vorderzehen, von denen die mittelste bedeutend länger als die übrigen und an der Basis mit der äußern durch eine kurze Spannhaut verbunden ist; die kurze schwächliche Hinterzehe ist etwas höher als die vordern eingelenkt; die Krallen sind schwächlich, wenig bogenförmig, die der Mittelzehe außerordentlich verlängert, auf der Innenseite mit breiter, im Alter kammartig gezähnelter Schneide. Mit den Füßen der Seeschwalben haben sie bis auf den Mangel der Schwimmhäute eine auffallende Aehnlichkeit. Die Flügel sind schwalbenartig lang, schmal und spitz, mit kurzen Armknochen und langen Vorderschwingen, von welchen die 1. die längste ist und über den Schwanz hinausreicht; Schwanz 12-federig, meist tief gegabelt wie bei den Schwalben. Männchen und Weibchen haben gleiche Färbung, die Jungen sind an den obern Teilen bunt, dunkler und heller gefleckt, wo die Alten einfarbig sind. Sie scheinen eine einfache Mauser im Herbst zu haben.

Sie bewohnen die warmen wasserreichen Gegenden der Alten Welt, leben zwar meistens auf dem Trockenen, wechseln aber oft zum Wasser; sind geschickte und schnelle Flieger, hierin den Seeschwalben ähnlich, laufen aber auch auf der Erde sehr schnell, und suchen bald auf dem Boden, bald in der Luft ihre Nahrung. Den Schwalben gleich schnappen sie oft in zahlreichen Gesellschaften über dem Geröhricht der Ufer, über Brachfeldern und Wiesen schwebend nach größeren und kleineren Insekten, wodurch sie von den andern Arten in dieser Abteilung abweichen. Sie nisten auf der Erde und legen ihre gefleckten Eier in ein kunstloses Nest.

Zu dieser merkwürdigen Familie zählt man etwa 9 Arten, die sich durch zierliche Gestalt und einfache sanfte Färbung ihres seidenweichen Gefieders auszeichnen. Europa hat davon nur: 1 Art.

Die Brachschwalbe. Glareola pratincola, *Linné.*

Taf. 39, Fig. 8.

Giarol, Halsbandgiarol, Brachhuhn, Brachflughuhn, Sandhuhn, Schwalbenstelze. — Hirundo marina, *Aldr.*; *Will. & Ray*; — Pratincola, *Kramer* 1756; — Glareola torquata, *Briss.*; *Naum.* 1838; — Hirundo pratincola, *L.* 1766; — Gl. austriaca, *Gm.* 1788; *Lath.*; — Glar. pratincola, *Pall.* 1811; *Leach*; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.*; *Mev.* 1886; — Dromochelidon europaea, *Landb.* 1839 in v. Homeyers Briefen S. 129.

Kennzeichen. Der Schwanz tief gegabelt; die obere Schwanzdecke weiß; unter dem Flügel die größten Deckfedern rostrot; die Kehle mit einer zusammenhängenden schwarzen Einfassung.

Länge 25 cm, Flugbreite 51 cm, Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 19 cm, am Schwanz die äußerste Feder 11 cm, die kleinen Mittelfedern 5,2 cm, Schnabel 1,5 cm, vom Mundwinkel 2,5 cm, Lauf 3 cm, Mittelzehe mit der 1 cm langen Kralle 2,6 cm. Bei den Jungen sind selbstverständlich diese Maße geringer. Ungefähre Größe einer Singdrossel.

Beschreibung. Kinn, Kehle und Gurgel sind angenehm rostgelb; dieser Kehlfleck ist begrenzt von einem samtschwarzen Bändchen, das dicht über dem Mundwinkel anfängt, sich nach dem Auge und von da abwärts an die Kehle zieht, nach oben ist dieses Schwarz noch gehoben durch einen schmalen, weißen Schein. Die herrschende Färbung des Oberkörpers ist mäusegrau, schwach lichtaschgrau überlaufen; die Oberbrust lieblich rostgelb; das Uebrige des Unterkörpers rein weiß, ebenso die langen obern Schwanzdeckfedern. Die Schwingfedern erster Ordnung sind tief schwarzbraun, der Schaft der ersten Schwinge weiß; der vordere Rand des Unterflügels ist weißlich geschuppt; die mittlern und großen Deckfedern rostrot. Von oben ist der Gabelschwanz schwarzbraun; die äußersten Federn zwei Dritteile der Länge weiß, von unten ist der Schwanz weiß. — Im Jugendkleid sind die Federkanten rostgelblichweiß, dunkelbraun gefleckt, die Kehlzeichnung ist nur sehr schwach angedeutet, der Bauch ist weiß, der Unterflügel aber fast wie bei den Alten. — Männchen und Weibchen sind gleichgefärbt, ersteres kaum etwas lebhafter rostgelb an der Kehle. — Im Dunenkleide sind die Jungen gelblichgrau, oben mit braunen Spitzen, wodurch dunkle Längsstreifen gebildet werden, unten hellere, Schnabel und Füße schwärzlich.

Der Schnabel ist glänzend schwarz, nach dem Mundwinkel hoch zinnoberrot, bei den Jungen nur matt braunschwarz; das etwas große Auge ist dunkel nußbraun; die Füße sind rötlichschwarz, bei den Jungen düster rötlichgrau.

Mit dem gewöhnlichen Giarol kommt im südlichen Europa eine Abänderung mit ganz schwarzen Unterflügeldeckfedern vor, die aber auch als besondere Art, Schwarzflügeliger Giarol, Gl. melanoptera, *Nordmann* 1842; Gl. Nordmanni, *Fisch.* 1842, getrennt worden. Die Kennzeichen derselben sind: der Schwanz ist tief gegabelt; die obere Schwanzdecke ist weiß; die untern Flügeldeckfedern sind schwarz. Die Eier dieser Abänderung stimmen mit denen des Halsbandgiarols überein.

Asien und Afrika bewohnt dieser Vogel in weiter Ausdehnung und großer Anzahl; in ersterem das mittlere Sibirien und die Tatarei, in letzterem den Norden häufiger als den Süden. In den südöstlichen Ländern Europas nicht selten, häufig in Ungarn und Griechenland; seltener im südwestlichen Europa; auch in Spanien Brutvogel; in Südfrankreich und Italien nur auf dem Durchzug. Einzelne verfliegen sich nach Deutschland und England. In sehr großer Anzahl, in Flügen bis zu Tausenden jedoch findet sich dieser Vogel an den Seen Südrußlands, ums Schwarze und Kaspische Meer bis zum Aralsee, in den Niederungen der Wolga und Donau, hier besonders in der Dobrudscha; in den Steppen Mittel- und Süd-Sibiriens; ferner in Nord-Afrika und Klein-Asien. Nach Heuglin: „Häufig in ganz Nordost-Afrika und im peträischen Arabien; am zahlreichsten am Weißen Fluß (Nil) und in Kordofan im Frühjahr bis zum Anfang der Nil-Ueberschwemmung.“ Nach Dr. Krüper: „In Griechenland und Klein-Asien nur Sommervogel, der sich auf den Lagunen im Meer und auf den sandigen Inseln der größeren Flüsse aufhält und fortpflanzt. Brutplätze sind in Akarnanien auf den Lagunen von Missolunghi und die in dem Ausflusse des Achelous- und Phidaris-Flusses. Bei Smyrna (Klein-Asien) war auch ein Brutplatz in den Salinen-Werken. Die Ankunft findet im April statt, und im August und September verlassen sie ihre Brutplätze und reisen dann in großen Gesellschaften.“ In Mittel-Ungarn begegnet man diesen Vögeln häufig; schon am Neusiedlersee nicht selten; aber — nach A. Brehm — in unschätzbaren Massen auf dem frei werdenden Schlammlande des Nil nach seiner Ueberschwemmung, ebenso auch am Roten Meere. — Die Brachschwalben beleben die unabsehbaren Steppen der genannten Länder, ausgedehnte baumlose grüne Flächen, welche zur Weide dienen, besonders die Stellen, welche weniger fruchtbar sind, und durch welche sich Gewässer mit seichten Ufern ziehen. Grenzen bebaute Felder an, so sind sie auf diesen, besonders auf tiefliegenden und solchen, wo öfters Wasserpfützen stehen bleiben, zumal auf Brachäckern. In Ungarn werden sie deshalb allgemein Brachschwalben genannt. Sie hält sich stets mehr auf dem Trockenen als am Wasser auf, obgleich sie dieses, etwa in demselben Verhältnis wie die größern Regenpfeifer, nicht ganz entbehren können. Man sieht sie auf Brachäckern, wie auf dem dürren und zerborstenen Schlamm halb ausgetrockneter Pfützen, oder auf kurzem halbversengtem Rasen; oft zwischen Tausenden von Saatkrähen, Staren und zahllosen Kibitzen, wo dieses schwarze Geflügel im Anfang der Zugzeit nicht selten ungeheure Flächen bedeckt, so weit das Auge reicht. Doch sieht man sie jederzeit viel mehr herumfliegen, als laufen. Sie leben immer an ganz freien Orten, wo sie schon von weitem gesehen werden können und selbst freie Aussicht haben. Sie fürchten fliegende Feinde nicht und verlassen sich auf ihren gewandten Flug.

Kurz abgeweidete grüne Flächen, wellenförmige, sandige, dürftig mit niedern Pflanzen und

Blumen besetzte Strecken, an Weideflächen grenzende Aecker, welche entweder brach liegen oder mit lückenhaftem Sommergetreide besäet sind und leere Stellen haben, und besonders da, wo Wasserlachen und Pfützen in der Nähe sind, oft aber auch in größerer Entfernung davon, wählen sie auch als Brüteorte. Das Nest steht in einer kleinen Vertiefung des Bodens, neben einem Grasbüschel, einer Pflanze oder auch wohl an einer Scholle, und ist nachlässig mit dürren Hälmchen und Würzelchen ausgelegt. Da diese Vögel in kleineren oder größeren Kolonien brüten, so findet man immer mehrere Nester in einer Entfernung von 2 bis 6 Schritten beieinander. Die 3 Eier sind 3,3 cm lang und 2,4 cm breit, meist rundlich, aber auch zuweilen gestreckt oval, glattschalig, fast glanzlos, mit kleinen ziemlich tiefen Poren. Sie haben mit den Eiern des Seeregenpfeifers, Charadrius cantianus, die größte Aehnlichkeit. Die Grundfarbe ist eine bleiche grünliche Lehmfarbe, die Schalenflecken sind bräunlichgrau, die Zeichnungsflecken hell- und dunkelbraun bis braunschwarz, welche Farben als verworrene Strichelchen, Schnörkel, sowie größere und kleinere, mitunter verwaschene Flecken dicht aufgetragen sind. Die Jungen verlassen das Nest sehr bald, laufen gleich gut, drücken sich auf den Boden und verstecken sich wie junge Kibitze und andere verwandte Arten, wozu ihnen das erdfarbene Dunenkleid sehr gut zu statten kommt.

Der Giarol ist ein außerordentlich lebhafter, fast ausgelassener Vogel, auch ein vorzüglicher Läufer; seine Regsamkeit läßt ihn nirgends lange ruhen; er ist gegen seinesgleichen so gesellig, daß man sehr selten einen einzelnen fliegen sieht, dagegen sehr häufig Flüge von 12 bis 20 Stück trifft. Steht er ruhig da, so hat man ganz die Gestalt eines Regenpfeifers, wenn man sich dessen lange Flügelspitzen und Schwanzgabeln wegdenkt; ebenso rennt er auch wie jene in Absätzen schnell auf einer Fläche hin. Mit dem Hinterleib und Schwanz macht er eine eigentümliche Bewegung, er wippt damit nach unten, letzteren schnell ausbreitend und schließend, gerade wie ein Steinschmätzer. Seine Fertigkeit im Fliegen ist noch größer, er kommt darin der Sterna nigra völlig gleich, seine Bewegungen sind jedoch meistens noch lebhafter. Die Stimme ist ganz seeschwalbenartig; ihr gewöhnlicher Ruf klingt kräftig wie „karja — karja"; wenn mehrere recht gemütlich miteinander schwatzen: „karja wedre bimwedre." — Seine Nahrung besteht in größeren Insekten, Käfern, Heuschrecken, besonders Wanderheuschrecken, Grillen, Maulwurfsgrillen u. s. w., welche er bald laufend, bald fliegend fängt, aber mit einer Gewandtheit, welche — nach Naumann — der wirklicher Schwalben wenig nachgiebt. Ueber den Sümpfen, Getreidefeldern, besonders über Kleefeldern schweben sie unermüdlich auf und nieder und schnappen mit dem tiefgespaltenen Schnabel das erspähte Insekt unter laut hörbarem Klappen weg, gleichviel ob dasselbe fliegt oder an einem Halme sitzt. Sehr gern fressen sie alle Arten Heuschrecken, die kleinsten wie die größten.

Der Giarol gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft, hat ein angenehmes Betragen, wenn er die erste Scheu abgelegt hat, wird zutraulich und zahm und hält ziemlich lange aus. Er ist mit dem Drosselfutter, Weißbrot, Käsequark und Fleisch oder hartgesottenen Eiern zu erhalten, braucht aber freien Lauf (mit gestutzten Schwingen) und ein nicht zu kleines Wassergeschirr.

Zweite Familie. Wüstenläufer, Cursorius, *Latham* 1790.

Tachydromus, *Illiger* 1811; — Cursor, *Wagl.* 1827; — Hyas, *Gloger* 1842; — Rhinoptilus, *Strickl.* 1850.

Diese angenehm gestalteten Vögel erinnern lebhaft an die Regenpfeifer, unterscheiden sich aber auch wieder auffallend von ihnen, besonders bezüglich des Aufenthalts. Der Schnabel ist anders gebildet, der Hals länger, der Schwanz kürzer und breiter; die Kopfform nicht hochstirnig, sondern flach und schmal, hat eher Aehnlichkeit mit der der Trappen. Die Farbe ist ein gelbrötliches Grau oder die Isabellfarbe der Wüste.

Schnabel mittelmäßig, kürzer als der Kopf, an der geraden Wurzelhälfte weich und etwas niedergedrückt, nach vorn hart und abwärtsgebogen, an der Spitze etwas gewölbt; der Rachen ist weich und tief gespalten; Nasenlöcher nahe der Schnabelwurzel, seitlich oval, durchsichtig, der obere Rand etwas überstehend; die schlanken Füße sind hoch, vorn umfassend getäfelt, hinten mit geteilten Tafeln besetzt, über der Ferse etwas nackt; die 3 Zehen sind schwach, fast ganz frei, die mittelste länger; Hinterzehe fehlt; Krallen klein und gebogen; Flügel mittellang, länger als der kurze Schwanz; die 1. und 2. Schwinge am längsten; die Schulterschwingen erreichen fast die Spitze des Flügels; der etwas kurze Schwanz 12- bis 14fedrig. Das kleine Gefieder weich und dicht.

Es sind echte Wüstenvögel und verdienen den Namen Wüstenläufer mit vollstem Rechte, denn nur dürre und öde Strecken, wo Sand und Gestein vorherrschen, und kaum noch ein Grashalm dürftig gedeihen kann, sind der Aufenthalt dieser merkwürdigen Vögel; einige Arten wählen

sandige Flußufer oder Sandbänke zu ihrem Aufenthalt. Sie leben von allen Insekten, welche den öden Aufenthalt mit ihnen teilen, und können ungemein schnell laufen, so daß man die rasche Bewegung ihrer Füße gar nicht wahrnehmen kann; sie fliegen aber auch gut, und durchstreifen täglich ungeheure Strecken nach ihrer Nahrung, die sie auf jenen dürren Flächen weit umher zusammensuchen müssen. Einem Verfolger weichen sie möglichst lange laufend aus, ehe sie ins Weite entfliegen; sind aber trotzdem nicht sonderlich scheu. Von etwa 12 Arten, welche man dieser Familie zuzählt, kommt als seltene Erscheinung für Deutschland in Betracht nur: 1 Art.

Der Rennvogel. Cursorius gallicus*), *Gmelin.*

Schneller Regenpfeifer, Wüstenläufer, Isabellfarbiger, Krummschnäbeliger Läufer. — Charadrius gallicus, *Gm.* 1788; — Curs. europaeus, *Lath.* 1790; *Naum.* 1833; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — Char. corrira, *Bonnat.* 1790; — Pluvialis flavescens, *Donndorf* 1794; — Curs. isabellinus, *M. & W.* 1810; — Curs. gallicus, *Bp.* 1842; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; — Tachydromus gallicus, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die Hauptfarbe ist ein blasses Rötlichgelb (Isabellfarbe); der Hinterkopf blaugrau, seitlich von einem weißen und schwarzen Längsstreif begrenzt; die großen Schwingen schwarz; Schwanz 14fedrig.

Länge 22,8 cm, Flugbreite 46,8 cm, Höhe 21,6 cm, Schwanz 6,2 cm, Schnabel im Bogen 2,4 cm. Dem Körper nach wie eine Wachholderdrossel.

Beschreibung. Den obigen Kennzeichen, welche genügen, da sich der Rennvogel durch eigentümliche Gestalt und Farbe sogleich unterscheidet, möge noch angefügt werden, daß die Jungen auf dem Mantel schwärzlich gemalt sind und nur eine Andeutung der dunkeln Kopfstreifen und schwarzbraunen Schwingen haben. — Der Schnabel ist hornschwarz, nach der Wurzel gelbrötlich; das ziemlich große Auge dunkelbraun; die Füße ziemlich blaßgelb.

Nord-Afrika, vom Roten Meere über die arabische Wüste bis auf die Kanaren; West-Asien, von Syrien bis Indien, ist die eigentliche Heimat des Rennvogels, von wo er einzeln und selten in die Südstaaten Europas, noch seltener nach Frankreich, England und Deutschland verstreicht, wo er indessen auf sandigen und öden Strecken schon wiederholt beobachtet und erbeutet wurde. — Er soll sich in Sicilien in einzelnen Paaren schon fortgepflanzt haben; auch von den dürren Sandsteppen Spaniens behauptet man dies.

Der Nistplatz ist auf dürren, mit mägern Gewächsen besetzten sandigen oder steinigen Ebenen in einer einfachen Vertiefung, worin man etwa 3 bis 4 Eier findet. Sie messen 40 + 28 mm, sind von ovaler Gestalt, feiner, wenig glänzender Schale, mit unregelmäßigen, ziemlich tiefen Poren. Der Grund ist sandfarbig, oder hellgelb mit aschgrauen kleinen Punkten und Schalenflecken, darauf helle und dunkle olivenbraune Zeichnungsflecken von derselben Form. Sie ähneln in Farbe den Eiern des Char. Cantianus, sind aber größer und von andrer Form, daher wieder leicht zu unterscheiden. Sie sind dickbauchig, am dicken Ende sehr stumpf, gegen die Spitze allmählig zugerundet.

In der endlosen Wüste verschwindet der Rennvogel mit seinem unscheinbaren Wüstenkleide gleichsam in der Bodenfarbe. Er hat aber, nach Brehm, in seiner Erscheinung und in seinem Wesen etwas so Auffälliges, daß man ihn nicht übersehen kann. Mit beispiellos schnellem Lauf rennt er über den Wüstenboden hin; wenn ein Paar beisammen ist, das Weibchen etwa 15 Schritt hintendrein, selten näher, selten entfernter. Beim Rennen ist die Bewegung der Füße so schnell, daß man nur den Körper, nicht die Füße sieht, welche für das Auge verschwinden, und man glaubt, ein fußloser Vogel rolle über den Boden weg. Plötzlich macht der Vogel Halt, nimmt vielleicht ein Insekt auf, schießt aber bei Annäherung eines Beobachters von neuem weiter. So kann man ihm stundenlang folgen, ohne daß er sich zum Auffliegen entschließt. Unerfahrene Knaben glauben dann, diesen Vogel mit den Händen greifen zu können, was aber niemals der Fall, und wenn er ernstlich gefährdet ist, so erhebt er sich leichten Fluges, denn er ist auch ein vortrefflicher Flieger, der entschieden schneller als unser Kibitz fliegt. Diese harmlose Schlauheit hat ihm — nach Bolle — auf den Kanaren den Namen „Kindertäuscher" verschafft. Den Jäger flieht er von weitem, wenn er gerade auf ihn zuläuft. Er darf scheinbar gar nicht

*) Der Wüstenläufer ist kein europäischer Vogel. Der internationale ornithol. Ausschuß, welcher sich (im Mai 1891) die Aufgabe stellt, die Benennungen für unsere europäischen Vögel zu vereinbaren, könnte dies berücksichtigen. Cursorius rufescens, *Latham*, dessen Diagnose entnommen, wäre besser bezeichnend.

auf ihn achten, sondern muß ihn immer enger umkreisen. Berittene fürchtet er weniger als Fußgänger. — Im Zimmer müßte man einen solchen Vogel pflegen, wie etwa den Goldregenpfeifer und freien Lauf auf feinsandigem Boden gestatten.

Dritte Familie: Dickfuß, Fedoa, *Leach* 1816.

Corrira, *Briss.* 1760; — Burhinus, *Jll.* 1811; — Oedicnemus, *Temm.* 1815; Esacus, *Less.* 1831, = Aesacus, *Agass.* 1848, — Carvanaca, *Bp.* 1856.

Diese Vögel haben einen großen, seitwärts etwas zusammengedrückten Kopf, sehr große gelbe Eulenaugen, einen starken Schnabel, ziemlich starken Körper, sehr hohe Füße, welche am Lauf wie geschwollen und an den Fersengelenken besonders dick sind, daher die Benennung „Dickfuß". Schnabel und Füße erhalten ihre eigentümliche Ausbildung übrigens erst in einem Alter von mehreren Jahren. Durch Aufenthalt, Füße und Gang erinnern sie an die Trappen, durch Gestalt und Betragen an die Regenpfeifer. Auch in anatomischer Hinsicht stimmen sie mit den letzteren überein, ihr Magen ist aber viel muskulöser. — Der Schnabel ist etwas kürzer als der große, hochstirnige Kopf, gerade, etwas stark, vor der Stirn etwas erhöht, in der Mitte eingedrückt, so daß er nach vorn etwas kolbig aussieht. Bei jüngeren Vögeln ist der Schnabel noch gerader und spitziger. Unten mit einer weit vorgehenden Kehlhaut; die hintere Hälfte des Schnabels weich, die vordere hart; die Mundspalte reicht bis unter die großen Augen; die Nasenlöcher ein langer Ritz, bis in die Mitte des Schnabels laufend; Füße oben stark und fleischig; die Fußwurzel lang, weich und dick, das Fersengelenk schlanker und dünner; Läufe hinten genetzt, vorn mit großen Quertafeln besetzt, von denen in einer Querreihe abwechselnd 1 und 2 stehen; Oberseite des Laufs und die Wurzeln der seitlichen Zehen genetzt; 3 vorwärts gerichtete dicke kurze Zehen mit breiten Sohlen, an der Wurzel durch kurze Spannhäute verbunden; die Krallen hochliegend und klein; Hinterzehe fehlt; Flügel mittellang; die 2. und 3. Schwinge am längsten und reichen etwa bis zur Schwanzspitze; die hintern langen Schwingen bilden eine zweite Flügelspitze; der keilförmige Schwanz hat 12 bis 14 Federn.

Sie haben eine einfache Mauser im Juli; die Färbung des Gefieders ist echt lerchenfarbig.

Es sind halbe Nachtvögel, welche zwar die Helle des Tages scheuen, trotzdem aber sehr gut bei Tage sehen, aber erst von Einbruch des Abends an und bei Nacht munter und beweglich werden, und ungemein schnell laufen können; sie bewohnen dürre Felder, weite sandige Ebenen und unfruchtbare, unbebaute Gegenden, entfernt vom Wasser, das sie aber nicht entbehren können, weil sie es zum Trinken und Baden bedürfen, deshalb oft sehr weit danach fliegen. Sie leben von Insekten und kleinen Tierchen, fressen nichts Grünes und legen etwa 3 dunkel gefleckte Eier frei in eine kleine Vertiefung des Bodens. — Man kennt etwa 10 Arten in den verschiedenen Erdteilen, wovon bei uns nur: 1 Art.

Der Lerchengraue Triel. Fedoa oedicnemus, *Linné* (Oedicnemus crepitans, *Temm.*).

Taf. 39, Fig. 9.

Triel, Lerchengrauer Regenpfeifer oder Dickfuß, Nachttrappe, Gluut, Großer Regenpfeifer, Großer Brachvogel, Eulenkopf. — Charadrius, *Gesn.*; — Oedicnemus, *Belon; Aldr.; Will. et Ray*; — Fedoa tertia, *Will. et Ray*; — Char. Kervari, *Hasselq.* 1757; — *L.* sämtliche citiert; — Char. oedicnemus, *L.* 1758—66; *Gm.*; — Char. scolopax, *Sam. Gm.* 1774; — Otis oedicnemus, *Lath.*; — Oedicnemus crepitans, *Temm.* 1815; *Naum.* 1834. *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886. — Oedicnemus europaeus, *Vieill.* 1816; — Oed. griseus, *Koch* 1816; — Fedoa oedicnemus, *Leach* 1816; — Oed. Bellonii, *Flemm.* 1822; — Oed. desertorum, et arenarius, *Br.* 1831, 1855; — Oed. indicus, *Salvadori* 1864; — Oed. scolopax, *Rchw.* 1889, *ex Gm.*; — Oedicnemus oedicnemus, *Prof. Spir. Brusina* 1890.

Kennzeichen. Lerchenfarbig; über dem Flügel zwei weißliche, dunkel begrenzte Querstreifen; Kehle, Zügel und Augengegend weiß; Schnabel vorn schwarz, am Grunde gelblich; Füße gelblich; die Schwingen erster Ordnung braunschwarz. Größe einer großen Haustaube.

Länge 38,2 cm, Flügelbreite 81 cm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabellänge 3,6 cm, Höhe des Laufs 7,7 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,3 cm, innere Zehe samt Kralle 1,8 cm.

Beschreibung. Färbung durchaus lerchengrau; Flügelrand und Schwanzspitze schwärzlich, auf dem Flügel zwei weißliche, dunkel begrenzte Querstreifen, welche von den Spitzen der großen und mittlern Deckfedern gebildet werden; die Schwingen braunschwarz, die 2 ersten nach der Mitte mit weißen Flecken;

die nachfolgenden Schwingen teilweise mit weißen Spitzflecken. — Der Schnabel hinten breiter und weich; vorn mit kolbiger, stumpfer Spitze, hinten schwefelgelb, vorn schwarz; das Auge ist groß und eulenartig, von Farbe schwefelgelb; die Füße sind wie aufgelaufen, weich, von Farbe schwefelgelb, bei Jungen schwach ins grünliche ziehend. — Die Weibchen sind stets etwas kleiner und dunkler gefärbt; die Flügelstreifen undeutlicher. — Die Dunenjungen sind oben staubfarbig bräunlich, auf dem Kopf und dem Rücken zwei Streifen und sonst noch viele Flecken von schwarzbrauner Farbe; unten weißgrau. Der Kopf ist dick, mit großer weißer Iris; die Füßchen sind ungewöhnlich dick, wie geschwollen.

Er ist ein weit verbreiteter Vogel, findet sich im ganzen gemäßigten und wärmeren Europa, von den Mittelmeerländern nordwärts bis England, und in den gleichen Breiten Asiens. Die Mittelmeerstaaten beherbergen ihn in Menge, ebenso die Nordstaaten Afrikas; „sehr gemein", sagt Heuglin, „in ganz Nordost-Afrika." Desgleichen in Syrien, Arabien, Persien, Indien u. a. In Spanien und Südfrankreich häufig. In Deutschland dagegen gehört er nicht unter die häufigen Vögel, und wird nur auf gewissen zusagenden öden brachliegenden Feldern getroffen; so in der Mark, in Pommern, in der Lausitz u. a. Bei uns (in Süd-Deutschland) nur selten als Brutvogel. Auf den sandigen, mit niedern Weiden bestandenen Inseln der Donau, von den Auwäldern bei Wien bis in die Dobrudscha hinein, ist er überall zu finden; in der letztern sogar häufig am Seestrand und auf kahlen Steppen. Auch für Bosnien verzeichnet. Seinen Aufenthalt hat er oft mit den Trappen gemeinschaftlich. — Er bewohnt die größern Ebenen, Steppen mit dürftiger Vegetation und wüstenhaftem Charakter, wo zwischen beweglichen Flugsandpartien und steinigem Boden nur wenige Grasbüschel kümmerlich gedeihen, und hier sucht er allezeit die einsamsten und abgelegensten Orte auf. Ganz vorzüglich liebt er solche sandige Strecken, auf welchen man Ansaaten von Kiefern (Pinus sylvestris) gemacht hat, wenn sie auch schon mehrere Fuß hoch sind, aber nicht zu gedrängt stehen, und weite leere Plätze um sich haben. Die Kiefer ist ihm ein so lieber Baum, daß man ihn sogar in Waldungen von hohen alten Bäumen dieser Art trifft, wenn es ausgedehnte freie Plätze daselbst giebt, besonders wenn der sandige Boden umgestürzt und mit Holzsamen, namentlich von Kiefern besät ist. Trotz seiner Vorliebe für wüstenartige Heidegegenden kann er das Wasser doch nicht entbehren; er liebt besonders diejenigen Plätze, welche nicht gar zu weit vom Wasser entfernt sind. Er muß aber auch oft sehr weit danach fliegen. Das Zugfieber ergreift ihn schon zu Anfang des September, aber erst im Oktober trifft man etwas größere Gesellschaften. In gelinden Wintern, wo der Boden offen bleibt, trifft man bisweilen noch einen Triel, bei uns meistens auf Brachäckern, deshalb nennt man ihn auch Großen Brachvogel. Außerhalb der Brutzeit ist dieser Vogel gesellig. Auf dem Zug bilden die Truppen einen langen spitzwinkligen Reihen und schreien dabei in hohem Ton: „krärlith".

An genannten Plätzen nisten sie in eine kleine Vertiefung, worein das Weibchen ohne alle Unterlage seine 2, nur selten 3 Eier im Mai legt, die man, da sie manchmal die Größe kleiner Hühnereier erreichen, ziemlich groß nennen kann. Sie messen 53 + 38 mm, und sind auf einem blassen, trüb olivengelben Grunde mit aschgrauen Punkten und Strichelchen, und dann noch mit Flecken und Zügen von einem dunkeln Olivenbraun und schwarzbrauner Farbe zahlreich besetzt. Die Farbe hat an frischen Eiern einen schwachen grünlichen Schein, an alten dürren Schalen wird sie lichter und verliert auch die olivengelbe Beimischung teilweise. Ihre Form ist meist schön länglich eiförmig, selten kürzer, aber nie Kreiselform, wie bei den Regenpfeifern und deren Verwandten. Sie ähneln am meisten denen des Austernfischers. Die Eier liegen sehr frei da, sind aber wegen der einförmigen Umgebung dennoch schwer aufzufinden. Die Brütezeit dauert gegen 17 Tage, wie es scheint, nicht ohne Mithilfe des Männchens. Wenn sich eine Gefahr zeigt, so läuft der Brutvogel geduckt ziemlich weit weg; wer hier den ruhigen Beobachter macht und den Vögeln mit einem Fernrohr folgen kann, wird sich den kleinen Umkreis merken können, in welchem er nachher das Nest zu suchen hat. Sonst findet man es meist nur zufällig. Als Kuriosum teile ich folgendes mit: Wenn aus Zufall eine Herde Schafe über den Platz läuft, wo ein Dickfuß auf der Brut sitzt, so weicht dieser sonst so scheue Vogel nicht aus, sondern bleibt ruhig sitzen und mustert die Schafe mit seinen großen gelben Glotzaugen, welche ihrerseits scheu und weit ausweichen und weder dem Vogel noch seiner Brut den mindesten Schaden zufügen. Dieses behaupten aufmerksam beobachtende Schäfer.

Dieser wunderliche Vogel mit seinen Eulenaugen kann weite Strecken mit großer Schnelligkeit durchrennen; wenn er aber nicht eilt, hat sein schrittweiser Gang etwas Possierliches, wobei er den Körper fast wagrecht, den Hals nur wenig ausgedehnt, mit steifgehaltenen Füßen trägt. Bei Tag scheint sein Flug etwas schwerfällig, bei Nacht ist er aber gewandt und schnell. Untertags macht der Triel überhaupt sich wenig zu schaffen und treibt sein Wesen ganz in der Stille; desto lebhafter ist er aber in der Abend- und Morgendämmerung, auch in mondhellen Nächten. Brehm erzählt: „An einem der ersten Abende, welche ich in einem halbverfallenen Hause in einer Vorstadt Kairos verlebte, sah ich von den platten Dächern der Häuser große Vögel niederfliegen,

dem Buschwerke im Garten sich zuwenden und hier verschwinden. Ich dachte an Eulen, aber der Flug war ein ganz andrer. Je weiter die Nacht vorrückte, um so reger wurde das Treiben in dem — vom Vollmonde beleuchteten Garten. Wie Gespenster huschte es aus dem Dickicht der Orangen hervor, und ebenso plötzlich — wie gekommen — waren auch wieder die Gestalten verschwunden. Dies waren die Triele, welche sich in nichts von der Lebensweise ihrer europäischen Verwandten unterscheiden." Furchtsam, mißtrauisch und listig, sucht sich der Triel bei der Annäherung eines Feindes flach auf den Boden niedergedrückt zu verbergen, wobei ihm sein erdgraues Kleid gut zu statten kommt, denn er sieht einer Erdscholle ähnlicher als einem Vogel; geht dieses nicht, so rettet er sich im schnellsten Lauf und zuletzt fliegend. Mit andern Vögeln hält er keine Gemeinschaft; er genügt sich selbst. — Seine hellgellende pfeifende Stimme läßt sich mit den Silben „krärliit" oder „kräit" verdeutlichen; man hört sie selten am Tage, desto öfter in der Abend- und Morgendämmerung und in hellen Sommernächten, mehr im Fluge als im Sitzen. Dieser Ruf hat Aehnlichkeit mit dem des großen Brachvogels, Numenius arquatus, oder auch mit der kleinen Art, Num. phaeopus, ist aber nicht so rein flötenartig, sondern kreischender, in der ersten Silbe stets schnarrender. Dann hört man ein sanftes lockendes „dick dick", und ein etwas stärker tönendes „dillit". Die Jungen rufen „keih".

Seine Nahrungsmittel sucht er meistens bei Nacht; am Tage nimmt er nur, was ihm zufällig aufstößt. Sie bestehen in Regenwürmern, Ackerschnecken, Gehäusschnecken, Käfern, Larven und andern Insekten; indessen verzehrt er auch Frösche, Feldmäuse, kleine Eidechsen und kleine Schlangen, welche er mit tüchtigen Schnabelhieben tötet und auf die Erde stößt, bis alle Knochen zerbrochen sind, worauf es erst ans Verschlingen geht.

Im Zimmer gehen alte und junge Triele bald ans Futter, welches anfangs aus Regenwürmern und Insekten besteht, worauf man sie an Weißbrot und Fleisch gewöhnt. Ameiseneier und Mehlwürmer sind diesem Vogel Delikatessen. Klares Wasser zum Trinken und Baden darf nicht fehlen. Zu Anfang seiner Gefangenschaft beträgt er sich sehr ängstlich und man muß seinen Käfig verhüllen, er wird aber bald zahm, und die Jungen werden überaus anhänglich, und suchen sich nach ihrer Weise recht liebenswürdig zu machen; da dieser Vogel aber viel frißt und unflätig mistet, so wird er als Stubengenosse kein Glück machen, obgleich ihn sein Eulenkopf und seine auffallenden Manieren zu einem interessanten Geschöpf stempeln. Bei Nacht ist er sehr unruhig und frißt viel. Naumanns Vater unterhielt einen Triel viele Jahre als Lieblingsvogel.

Abends bei Mondschein kann man dem Triel, in einem Erdloche gut verborgen, mit der Flinte auflauern, wenn man seine Tränkeplätze erkundet hat, nach welchen er alle Abende fliegt, um zu trinken und zu baden. Die in den nassen Sand abgedrückten Fußstapfen geben dem aufmerksamen Jäger die Stelle an, wo dies geschieht. Bei dem Triel ist die Fährte ausgezeichnet, indem bei keinem andern Vogel die Zehen so enge gespannt, und die mittelste gegen die innere eine so ausgezeichnete Länge hat.

Als ein scheuer Vogel läßt er schwer zum Schuß kommen. Die Indier, Perser und Araber jagen ihn mit Hilfe dressierter Falken. Die Weibchen kann man mit Schlingen beim Neste fangen. Das Fleisch der Alten zählt nicht zu den Delikatessen.

Vierte Familie: **Regenpfeifer.** Charadrius, *Linné* 1735.

Schnabel kürzer als der große, hochstirnige Kopf, oft kaum halb so lang, schwach, gerade, schmäler als hoch; mit kolbenförmiger harter Spitze; Nasenlöcher seitlich, schmal, an den Enden etwas aufwärts gebogen; Füße von mittlerer Länge, schlank, an der Ferse etwas dick, weichhäutig; über der Ferse mehr oder weniger nackt; die drei Vorderzehen kurz, breitsohlig, die äußere und mittlere mit einer kurzen Spannhaut verbunden, welche meist an der innern Zehe fehlt; die Hinterzehe fehlt gänzlich, oder kommt nur als ein höher stehendes Rudiment vor; die Läufe vorn genetzt, die Maschen verschieden gestellt; Flügel mittelgroß, schmal, spitz; die letzten Schwingen lang, daher hinten eine zweite Flügelspitze bildend; die 1. Schwinge die längste; bei einigen aber auch die 2. Bei manchen steht am Handgelenk ein hornartiger kurzer Sporn; der 12fedrige Schwanz ist kurz, fast gerade oder abgerundet.

Das kleine Gefieder ist dicht und sanft, einer zweimaligen Mauser jährlich unterworfen, wodurch ein Winter- und Sommerkleid entsteht, das Jugendkleid ähnelt dem ersten. Die Geschlechter sind ähnlich gefärbt.

Sie bewohnen die Ufer der Gewässer, Sümpfe und Moore, weshalb sie Illiger: Littorales benannte; doch fliegen sie auch auf trockene Felder und in unfruchtbare Gegenden. Im Spätjahr wandern sie, oft in zahreichen Gesellschaften, in wärmere Gegenden und kehren im Frühjahr viel weniger zahlreich wieder zurück. Die Alten wandern gewöhnlich von den Jungen getrennt.

Es sind unruhige bewegliche Vögel, welche abends und morgens, auch die hellen Nächte durch, ihrer Nahrung nachfliegen und sich auf weiten Feldern und ausgedehnten Rasenflächen zerstreuen, um Insekten und Würmer, nebenbei auch Beeren und Sämereien aufzusuchen. Ihr Lauf ist ungemein schnell in langen Absätzen; auch der Flug leicht und schnell, wobei sie die Flügel sanft gebogen und sichelförmig halten. Sie nisten auf der Erde ohne eigentliches Nest und legen 4 birnförmige buntgefleckte Eier, welche stets so geordnet beisammen liegen, daß sich die spitzen Enden im Mittelpunkt berühren. Die Jungen tragen ein unten weißes, oben buntgeflecktes Dunenkleid, folgen den Alten gleich nach dem Ausschlüpfen und wissen sich bei Gefahren durch Niederdrücken gut zu verstecken.

Vor eintretendem Regen lassen sie fleißig ihre helle pfeifende wohlklingende Stimme hören, daher ihr Name: Regenpfeifer. — Man zählt etwa 40 Arten, davon hier beschrieben: 7 Arten in 3 Gruppen.

1. Gruppe: Halsband-Regenpfeifer. Aegialites, *Boje* 1822.

Kaup 1829; *Br.* 1831; — Hiaticula, *Gray* 1840.

Sie haben einen kleinern, meist kürzern Schnabel als die Brachregenpfeifer, Füße mit 3 Zehen, weil die Hinterzehe fehlt; Vorderseite der Läufe mit 2 bis 3 Reihen senkrecht gestellter Tafeln besetzt; Kopf und Hals verschiedenartig gefärbt, meist tief schwarze und weiße Binden, weißen Unterleib und grauen Rücken; Schwanz ohne Bänder; ein breites weißes Halsband, welches nach der Brust dunkel begrenzt ist. Sommer- und Winterkleid ist wenig verschieden, im Jugendkleid die schwarzen Abzeichen mit dunklerem Grau angedeutet. Die Doppelmauser ist nicht ganz erwiesen, bei einer inländischen Art jedoch ausgemacht, daß sie nur einmal mausert.

Sie wohnen in der Nähe der Gewässer auf ausgedehnten flachen Kies- und Sandufern und freien Rasenflächen, gehen nicht in die Sümpfe, sondern nur an freies Wasser und pflanzen sich meist in geringer Entfernung von diesem auch fort. Während des Zugs trifft man sie zuweilen auf sandigen Feldern weit vom Wasser.

Diese Gruppe ist an Arten die zahlreichste, sie soll deren 30 zählen, davon kommen auf Deutschland bloß: Drei Arten.

Der Sand-Regenpfeifer. Charadrius hiaticula, *Linné.*

Taf. 40, Fig. 1.

Sandler, Strandpfeifer, Buntschnabel, Halsbandregenpfeifer, Kräglein, Grieslein, Griesläufer, Unterläufer. — Charadrios, et Hiaticula, alte Autoren; — Hiaticula flavipes, *Rudbeck*; — Pluvialis torquata minor, *Briss.*; — *L. cit.*; — Char. hiaticula, *L.* 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Naum.* 1834; *Gould*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Aegialites hiaticula, *Boje*; *K. & Bl.* 1840; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Hiat. arabs, *Licht.*; — Hiat. annullata, *Gray*; — Char. hiaticuloides, et auritus, *Heugl.* 1869.

Kennzeichen. Der kurze Schnabel ist an der vordern Hälfte schwarz, an der hintern, wie die Füße, gelb; die vier ersten Schwingen haben in der Mitte ihrer Schäfte Weiß, oben und unten dunkles Braun; die Außenfahne der folgenden mit weißem Längsfleck auf der Mitte dicht am Schaft, der aber nicht bis zum Außenrand reicht; die Enden der großen Flügeldeckfedern bilden eine weiße Querbinde. Fast Drosselgröße.

Länge gegen 19 cm, Flügelbreite 40,5 cm, Schwanzlänge 5,5 cm, Schnabellänge 1,5 cm, Höhe des Laufs 2,5 cm, Mittelzehe 2,2 cm.

Beschreibung. Frühlingskleid: Stirn weiß; über den Scheitel zieht sich eine schwarze Binde; Wangen, Ohren und Zügel schwarz; hinter dem Auge ein weißer Fleck; um den Hals läuft ein weißes und um den Kropf ein breites, schwarzes Band; der Hinterkopf und ganze Oberleib ist rötlichbraungrau; der Unterleib weiß; der Flügelrand weiß; die vordersten Schwingen schwarzbraun, in der Mitte mit weißem Schafte; die mittlern Schwingen sind dunkelgraubraun, die vorletzten weiß, die letzten wie der Rücken. Das Ende der Schwanzfedern ist schwarzbraun mit weißer Spitze. — Das Herbstkleid ist dem beschriebenen höchst ähnlich, die obern Teile sind aber viel dunkler mit lichtgrauen Federrändern. Im Jugendkleid ist die Stirne weiß, über demselben aber kein schwarzes Querband wie bei den Alten; Der Oberkopf ist wie der Rücken licht erdgrau; Kehle und Hals weiß; das Halsband um den Kropf ist nur erdbraun, vorn auf der Gurgel herab durch bräunlichweiße Federsäume licht gewölkt. Die Dunenjungen sind oben lichtgrau, grauschwarz gewellt und bespritzt; unten weiß; das dunkle Halsband ist an den Seiten mit schwarzgrau angedeutet; das Schnäbelchen ist kurz und dick, und wie die unförmlich dicken

Füße gelblichfleischfarben. — Das Weibchen ist kleiner, und auf der Brust nur wenig braungrau angeflogen. — Der Schnabel ist an der Wurzel gelb, nach der Spitze schwarz, bei den Jungen weniger gelb; das große Auge ist dunkel nußbraun, im Sommerkleid mit goldgelben Augenlidrändchen, sonst ist dieses schwärzlich; die Füße sind in der Jugend gelblich, ins Fleischfarbene ziehend, im Alter von Gelb bis zur Orangefarbe.

Dieser Vogel ist dadurch sehr merkwürdig, daß er alle Klimate der Welt aushält, denn man findet ihn vom Norpol bis zum Südpol, wo irgend noch Leben und Vegetation möglich ist. So trifft man ihn in Grönland wie am Kap der Guten Hoffnung, auf den Sandwichsinseln und in Nubien, in Süd-Spanien auf den Balearen und im nördlichen Sibirien. Uebrigens sind auch seine sämtlichen übrigen Vettern solche Allerweltsvögel. Ihre große Flugkraft befähigt sie, den ganzen Erdball zu durchmessen, große Meere zu überfliegen. Siehe auch die Beobachtungen des Malers Gätke auf Helgoland bei den Wanderflügen der Goldregenpfeifer S. 761. An den Küsten der Ost- und Nordsee samt Inseln ist er nirgends selten, und in Holland gemein. Auf seinen Wanderungen kommt er auch ins innere Deutschland, bis in die Schweiz. — In den kalten Zonen ist er Zugvogel und wendet sich nach dem Aequator. Der Sandregenpfeifer kommt im Frühjahr etwas zeitiger als der Seeregenpfeifer. Sein eigentlicher Aufenthalt sind die sandigen Ufer am Meeresstrande, doch besucht er besonders auf seinen Reisen und Wanderungen auch andere nicht salzige Gewässer, trockene Felder, Brachäcker, kurzgrasige Triften, wo er aber nicht lange verweilt. Am 25. Mai trifft er, nach Middendorf, an der Boganida ein, in den letzten Maitagen am nördlicher gelegenen Taimyrstrom. Am 10. Juli hatte er noch Eier, aber schon am 2. August war er auf dem Rückzug. Man ersieht hieraus die rasche Entwicklung der Bruten in diesen hohen Breiten. Nur selten findet man ihn an größeren Binnengewässern als Brutvogel. — Sie nisten meistens an den weiten, mit Sand und Geröll bedeckten Ufern des Meeres in eine kleine Vertiefung, teils im kahlen Sande, oder eben so oft auf dem Marschboden im grünen Rasen mit wenig oder keiner Unterlage. Darin findet man 3, gewöhnlich aber 4 birnförmige Eier, welche mit den Spitzen nach innen liegen, wie es bei andern schnepfenartigen Vögeln auch vorkommt. Sie sind für die Gestalt des Vogels ziemlich groß, beinahe wie die unsres gemeinen Rebhuhns, und haben auf trüb rostgelblichem oder rostfarbigweißem Grunde aschgraue Schalenflecken, und zahlreichere braunschwarze Punkte und kleinere, meist rundliche Fleckchen, die bald über die ganze Fläche verbreitet sind oder am stumpfen Ende häufiger stehen. Die Brutzeit beginnt in Nord-Deutschland zu Ende des April.

Ihre Nahrung besteht aus Insektenlarven, Regenwürmern und allerlei kleinem Seegewürm. — Im Zimmer gewöhnt man ihn mit Regenwürmern, an Semmeln, in Milch erweicht, altbackenes Weißbrot, mit gekochtem Ochsenherz vermengt, und versieht ihn mit einer flachen Wasserschüssel zum Baden und Trinken. Den Boden seines Aufenthalts bestreut man reichlich mit Wassersand. Es sind ausdauernde Vögel, die sich, auch alt eingefangen, gut halten, und jung aufgezogen sehr zahm werden, daher ihrem Besitzer manches Vergnügen gewähren. Freilaufenden im Zimmer müssen die Schwingen verkürzt werden.

Die Lockstimme ist der des Flußregenpfeifers entfernt ähnlich, für den Kenner aber leicht zu unterscheiden, weil der Ton ein viel tieferer ist. Er klingt flötenartig und laut „trüi" oder „trü". Als Paarungsruf wird er sehr hastig nacheinander wiederholt, wie „trülülülül". Eingehend schildert Dr. Rohweder die Balzspiele dieses Vogels (v. Homeyers Reise nach Helgoland, 71).

Mit der Flinte sind sie schwer zu erlegen; man fängt sie leichter auf dem Wasserschnepfenherde und in Laufschlingen. Die letztern dreht man aus 3 doppelt genommenen, rötlichen oder weißen Pferdehaaren, die man der Reihe nach an einem 1 m langen Stecken befestigt, dessen Enden ungefähr 15 cm umgeknickt werden (damit er eine Klammer bildet), um denselben in die Erde stoßen zu können. Der Stock wird nun an den Ufern, wo man solche Vögel weiß, mit seinen beiden Enden, mit dem Ufer nicht parallel, sondern rechtwinklig, tief in die Erde gedrückt, bis er fest auf dem Boden aufsitzt, auch noch sorgfältig mit Sand bedeckt, daß man nichts von ihm sieht, und die Fußschlingen werden in die Höhe gerichtet. Auf diese Weise sind alle Strandläufer und noch viele andere Bodenläufer zu fangen. Siehe Fang. — Ihr Wildbret wird als ein wohlschmeckendes Schnepfengericht sehr geschätzt.

Der See-Regenpfeifer. Charadrius alexandrinus, *Linné* (cantianus, *Lath.*).

Taf. 40, Fig. 2.

Alexandrinischer Regenpfeifer. — Char. alexandrinus, *L.* 1758—66 *ex Hasselq.*; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; *E. Rey* 1872; *Rchw.* 1889; — Char. cantianus, *Lath.* 1790; *Naum.* 1834; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Char. littoralis, *Bechst.* 1809; — Ch. albifrons, *M. & W.* 1810; — Ch. tro-

chilus, *Cuv.* 1817; — Ch. elegans, *Licht.* 1824; — Aegialites cantianus, *Boje*; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Ch. albigularis, et Homeyeri, *Br.*; — Hiaticula cantiana, *Cass.* 1863.

Kennzeichen. Schnabel und Füße sind schwarz, der Anfang der Stirne weiß; Vorderhals ganz weiß; das dunkle Halsband an der Gurgel unterbrochen; die 4 bis 6 ersten Schwingen von oben mit ganz weißem Schafte; die folgenden alle auf der Außenfahne, von der Mitte nach der Wurzel zu, bis zum Rande weiß.

Länge 16,5 cm, Flügelbreite 36,5 cm, Schwanzlänge 4,8 cm, Schnabellänge 1,4 cm, Höhe des Laufs 2,8 cm, Mittelzehe samt Kralle 1,9 cm. Feldlerchengröße.

Beschreibung. Frühlingskleid: Stirne weiß, ebenso ein Strich über das Auge; ein Band um den Hals herum, Kropf, sowie alle untern Teile reinweiß; über der Stirn steht ein schwarzes Band; an beiden Seiten des Halses ein schwarzer Fleck; Zügel und Ohren sind schwarz; der Oberkopf und ganze Oberleib hellgraubraun mit hellern Käntchen; die Schwingfedern sind dunkelgraubraun mit weißen Schäften, weißen Kanten, und die hintern mit weißen Spitzen. Die Fittichdeck- und Daumenfedern haben weiße Spitzchen. — Das Herbstkleid ist in der Färbung dunkler gehalten, als das beschriebene Frühlingskleid; alle obern Teile sind dunkler, fast erdgrau mit viel lichtern Federkanten; die schwarzen Zeichnungen sind durch graubraune Federsäume so trüb und unansehnlich, daß sie nicht auffallen. Im Laufe des Winters stoßen sich diese Ränder ab, und so entsteht nach und nach jenes Frühlingskleid, ohne abermalige Mauser. Das Dunenkleid ähnelt dem des vorgeschriebenen Regenpfeifers, ist aber an den dunkel gefärbten, bleifarbigen Füßchen leicht zu unterscheiden. — Der Schnabel ist ziemlich lang, von Farbe schwarz; die Augen sind groß und nußbraun, das Augenlidrändchen schwarz; die Füße schwarzgrau. — Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht auffallend.

Dieser hübsche Vogel bewohnt mehrere Teile Europas, die an das Meer grenzen, samt zusagenden Inseln; ferner das nördliche Afrika samt den Kanaren; auch ganz Asien bis China, namentlich die großen Seen in der Tatarei. An einigen großen Landseen in Ungarn ist er gemein, er bewohnt die Gestade der Ostsee, während er an der Nordsee nur strichweise vorkommt; ferner das südliche Schweden, ist aber im innern Deutschland eine seltene Erscheinung. Er ist ein echter Seevogel, und Naumann bezweifelt sehr, daß er, die Zugzeit ausgenommen, je an süßem Wasser wohnt. Nach den Beobachtungen von Rohweder lebt er gern in der Nachbarschaft der Zwergseeschwalben. (N. n. Helgol., 71.) — Er liebt die kurzgrasigen, grünen Seeufer, welche hin und wieder mit schmalen Sandstreifen durchzogen sind, kurz wo niedere, salzliebende Pflanzen in bunter Abwechslung den Boden bedecken. Als Zugvogel wandert er im Oktober in zahlreichen Vereinen südlicher und im April findet er sich wieder auf seinen Brüteplätzen ein. Sie nisten nicht sehr weit vom Wasser entfernt, doch auch nicht so nahe, daß das anschwellende Wasser das Nest erreichen könnte. Die Nester finden sich in der Regel im kahlen Sand und Geröll, und sind dann am Rande oft mit einigen Steinen oder Herzmuschelbröckchen belegt, oder findet man auch in der kleinen Bodenvertiefung einige Pflanzenteilchen. Die 3 bis 4 Eier kann man von der Mitte des Mai bis in den Juni hinein suchen. Eigentümlicherweise findet man in manchen Gegenden regelmäßig nur 3 Eier im Nest, wo die Nester des Hiaticula 4 Eier enthalten. (v. Hom. N. n. Sylt, 71). Diese sind auf bleich rostgelblich- oder rostbräunlichweißem Grunde, der sehr schwach ins Olivenfarbige spielt, mit aschgrauen Schalenpunkten und olivenbraunschwarzen kurzen Strichen, Zügen, Punkten und Schnörkeln durchkreuzt, welche bald gleichmäßig, bald am stumpfen Ende dichter stehen. Sie halten in der Größe zwischen Ch. hiaticula und Ch. minor die Mitte, weichen aber meist von beiden durch eine gestrecktere, auch bauchigere Form ab. Die glatte Schale ist glanzlos. Die Brütezeit ist 16 Tage.

Käfer, Insekten, deren Larven, Regenwürmer und Seegewürm sind seine Nahrung. Wer diesen hübschen, stillen Vogel im Zimmer halten will, muß ihn behandeln wie den Sandregenpfeifer. Seine Stimme hat Aehnlichkeit mit der des Mornellregenpfeifers, ist aber schwächer und viel höher. Sie ist ein kurzes einsilbiges, flötendes „püi“, ein sanftes „pitt pitt“, ein höheres warnendes „tirrr tirrr“, und ein Balzgesang wie „pütt pitt pittpitt“, der zuletzt in ein schnelles Trillern übergeht; lauter angenehme Töne, die dem Ohre wohlthun.

Bei dem Neste sind sie leichter, sonst aber wegen ihrer Scheu und Beweglichkeit schwer zu erlegen.

Der Fluß-Regenpfeifer. Charadrius curonicus, *Besecke* (fluviatilis, *Bechstein*).

Taf. 40, Fig. 3.

Kurländischer, Kleiner Regenpfeifer, Kleiner Strandläufer, Sandkibitz, Allerweltsvogel. — Char. curonicus, *Besecke* 1787, 1792; *Gm.* 1788 *ex Bes.*; *Bechst.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1889; — Char. fluviatilis, *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Char. minor,

M. & W. 1811; *Naum.* 1834; — Aegialites minor, *Boje*; *v. Hom.* 1885; — Aeg. gracilis, et pygmaeus, *Br.* 1831; — Aeg. curonicus, *K. & Blas.* 1840; *Mev.* 1886. —

Kennzeichen. Der Schnabel ist schwach und schwarz, mit Ausnahme einer kleinen lichten Stelle an der Basis der Unterkinnlade; die Füße sind blaß gelblichfleischfarben; die großen Schwingen haben von oben braune, nur die erste einen ganz weißen Schaft; die 4 ersten Schwingen sind braunschwarz, die folgenden ungefleckt, grau; die großen Flügeldeckfedern fahlgrau verwaschen, bilden keine weiße Querbinde.

Länge 15,5 bis 16,5 cm, Flügelbreite 36 cm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Laufs 2,2 cm, Mittelzehe 1,8 cm. Feldlerchengröße.

Beschreibung. Sommerkleid: Er hat große Aehnlichkeit mit dem Sandregenpfeifer, ist aber merklich kleiner. Anfang der Stirn, Augengegend und eine breite Binde über dem Scheitel sind schwarz; Stirn weiß; um den Hals zieht sich ein weißes Band, diesem folgt ein breites, schwarzes; der übrige Unterleib ist weiß, im ganzen nicht so blendend reinweiß, wie bei Ch. cantianus; der Hinterkopf und Oberkörper ist licht braungrau, seidenartig, aber nur ganz schwach ins Grünliche schimmernd; die Schwingfedern sind schwärzlichbraun, die vorderste hat einen weißen Schaft; die hintern Schwingen haben weiße Spitzensäumchen; die Fittichdeckfedern sind schwarzbraun mit weißen Endkäntchen; die Schwanzfedern sind dunkelbraungrau, die äußersten mit weißer Färbung. Im Herbstkleid nach der Mauser haben die schwarzen Zeichnungen des Kopfes und Kropfes weißgraue Käntchen; die obern Teile helle rostgelbliche Federspitzen. Im Jugendkleid fehlt die schwarze Zeichnung am Kopf; das Halsband ist nur bräunlichschwarzgrau, in der Mitte nur erdgrau und weiß gewölkt; die erdgrauen Federn des Mantels haben gelbbräunlichweiße Enden. Beim Weibchen fallen die Zeichnungen an Kopf und Hals mehr ins Schwarzbraune; die schwarze Kropfbinde ist sehr schmal. Das Dunenkleid sieht sehr nett aus: Stirn, Augenstreif, Hals und alle untern Teile sind weiß; vom Schnabel durch das Auge ein schwärzlicher Streif; auf dem Kopf eine graubräunliche, schwärzlich eingefaßte Platte; der Oberkörper dunkelgrau; hellgrau und bräunlichgelb bespritzt; an den Halsseiten ein grauer Fleck; die dicken Füßchen sind weißbläulich, das Schnäbelchen schwarzblau. — Der Schnabel ist schwächlich, an der Spitze kolbig, von Farbe schwarz, an der Wurzel der untern Kinnlade mit einem fleischfarbigen Fleckchen; das große Auge ist tiefbraun mit einem citronengelben Augenlidrändchen; die Füße sind schwächlich und graulichgelb-fleischfarben.

Dieser Vogel ist auf der ganzen Erde verbreitet, er kommt ebenso in Lappland wie in Abessinien vor, geht aber nicht viel über den Polarkreis. In Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Süd-Rußland und dem übrigen südlichen Europa nicht selten, und in Deutschland ist er der gemeinste seiner Art. — Er bewohnt die kiesigen oder auch sandigen Flußufer, welche nur ganz geringe Spur von Vegetation haben. Gern besucht er die in der Nähe von solchen Gewässern gelegenen Brachäcker, um daselbst den Insektenfang zu betreiben. Andere Gewässer, als große Landseen und Bergströme, wenn sie so beschaffen sind, vermissen ihn ebenfalls nicht. Auf dem Zuge im März und April, sowie Ende August und im September kommt er zwar an allerlei Gewässern vor, an Pfützen, Teichen, Landseen und andern stehenden Wassern, doch sind es mit wenigen Ausnahmen hauptsächlich die fließenden mit sandigem oder vielmehr kiesigem Boden, welcher in ausgedehnten Uferstrichen oder Inseln angeschwemmt ist, die er zu längerem Aufenthalt wählt. In Daurien kommt er erst im Mai an und verweilt bis Ende September.

Sie nisten meist auf Kiesboden, aber auch bisweilen in meilenweiter Entfernung von größern Flüssen und Landseen, an kleinen und sehr kleinen Teichen und Lachen, wofern sie nur sandige Ufer haben. Selbst an versteckt gelegenen sumpfigen Waldseen, sowie auf sandigen Flächen, die sehr weit vom Wasser entfernt liegen, kommt er als Brutvogel vor. Das Nest ist eine hübsche runde Vertiefung ohne alle Unterlage und enthält 3 bis 4 Eier (eine Zahl, die bei allen schnepfenartigen Vögeln fast gleich ist), deren Spitzen nach innen gekehrt und welche äußerst schwierig aufzufinden sind. Sie sind auf blaß gelbrötlichem oder bräunlichweißem Grunde mit aschgrauen Flecken und vielen schwarzbraunen Tüpfeln und Punkten bezeichnet. Die größern Punkte um das dicke Ende herum haben manchmal noch einen rötlichbraunen Schein an ihrem Umfang. Sie sind von der Größe der Wachteleier, auch diesen ähnlich gestaltet; in der Farbe sehen sie denen des Sandregenpfeifers außerordentlich gleich, sind aber um vieles kleiner und gewöhnlich etwas länglicher; die glatte Schale hat keinen Glanz. Maße märkischer Eier 29,1 + 21,7 mm. Häufig brüten die Weibchen nicht am Tage, sondern lassen die Eier den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, welche dieselben Dienste thun. Man hat die Eier in der Mitte des Mai aufzusuchen. — Hat man ein Nest entdeckt und kann die Eier nicht gleich mitnehmen, so ist es gut, wenn man den Platz in der Nähe irgendwie bezeichnet, weil es nachher sehr schwierig wieder aufzufinden ist. Die Brütezeit ist 16 Tage.

Dieser kleine Regenpfeifer kann erstaunlich schnell laufen, trägt den Hals wagrecht und schreitet gar zierlich einher; während des Schnelllaufens macht er öfters kleine Pausen, um sich wieder umzusehen. In schnurgerader Linie rennt er über die Uferwiesen hin; dabei streckt er

nicht Kopf und Hals vor, wie etwa die Rallen, sondern hält ihn — trotz der wagrechten Stellung des Körpers — ganz eingezogen. Professor Liebe rechnet etwa 8 Schrittchen auf die Sekunde. A. Walter berichtet noch eingehender über Schnelligkeit und Ausdauer der Laufkraft dieses Vögelchens von etwa Haubenlerchengröße. (Liebes Monatsschr. 1888, 3, 61.) Und Dr. E. Ziemer hat sich überzeugt, daß ein „Sandkibitz" reichlich ebenso schnell laufen kann, wie ein sehr guter Fußgänger. (L. Monatsschr. 1890, 14, 388.) Beim Bücken nach der Erde kippt sein Körper vorn wie ein Wagbalken nieder, ohne daß die Fersen einknicken; er macht diese kippende Bewegung auch mit dem Hinterleib (nicht mit dem Schwanze), indem er ihn manchmal schnell auf und nieder bewegt. Sein Flug ist schnell und leicht mit sichelförmig an den Leib gezogenen Flügeln; am Brüteplatz wirft er sich oft auf eigene Weise bald auf die eine, bald auf die andere Seite, wobei er gerade und niedrig hinstreicht. Ungesellig ist dieser Vogel nicht, weder gegen seinesgleichen noch gegen andere Arten, denn man sieht an den Nistplätzen oft mehrere Pärchen friedlich nebeneinander wohnen, nur die Männchen bisweilen streiten und wie die Haushähne sich gegenseitig mit niedergebeugten Köpfen ansehen und herausfordernd nicken, bis endlich eines diesem harmlosen Kampfe davonläuft und vom andern ein Stück weit getrieben wird. Wie bei allen Regenpfeifer- und Schnepfenarten, ist die Abend- und Morgendämmerung die Zeit seiner größten Thätigkeit, hier rennt, jagt und fliegt er unaufhörlich umher, neckt sich mit seinen Nachbarn und läßt häufig seine Stimme hören. Dieselbe ist pfeifend und angenehm und klingt wie „deä", kurz und die beiden Vokale fast in einen Ton zusammengezogen, so daß es fast wie „diw" klingt. Sie ist etwas lauter und höher als die des See- und noch mehr als die des Sandregenpfeifers, deshalb bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu unterscheiden. Dann hört man noch einen Gesang, der wie: „dü dü dü drüwdrüwdrüdrüdrüdrüllrrr" klingt; er fängt im langsamen Tempo an, steigert sich immer schneller, und endet in einem sonderbaren Triller, in welchem die Buchstaben l, r und w verbunden erscheinen.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Käferchen, Zweiflüglern und Larven, die sich zwischen dem Kies aufhalten; seltener fressen sie kleine Regenwürmer. — Im Zimmer giebt man das Nachtigallfutter nebst Zusatz von Mehlwürmern und Ameiseneiern, mit denen man sie auch angewöhnen muß. Ihren Aufenthaltsort bestreut man stark mit grobem Wassersand und stellt ein großes Wassergeschirr dazu. Wer einen angenehmen, singenden, regenpfeiferartigen Vogel wünscht, der sich bald mit Zutrauen an seinen Futterherrn gewöhnen läßt, dem ist der Flußregenpfeifer zu empfehlen. Man zieht ihn entweder, was auch das beste ist, jung mit Ameiseneiern und Stückchen Ochsenherz auf, oder fängt die Alten in Laufschlingen, wie beim Sandregenpfeifer beschrieben.

2. Gruppe. **Brach-Regenpfeifer.** Eudromias, *Boje* 1822.

Morinellus, *Bp.* 1856.

Schwacher gestreckter Schnabel; dreizehige Füße ohne Hinterzehe; Vorderseite der Läufe mit 2 vertikalen Reihen Tafeln besetzt, von denen die äußern quer gestellt und größer sind (mit Ausnahme von Pluvialis); buntgefleckter Oberkörper; spitziger Flügel, weil die erste Schwinge die längste ist; bei mehreren Arten an der Unterbrust viel Schwarz. — Sie bewohnen dürre, mit niedrigem Heidekraut bewachsene Gegenden, sogenannte Heiden, in der Nähe von ausgetrockneten Torfmooren; hohe Lehden; einsam liegende magere Aecker, vorzüglich Brachäcker. Wasser können sie nicht lange entbehren, halten sich aber die meiste Zeit nur auf trockenem Boden auf. Gegen Bäume und höhere Pflanzen zeigen sie Abneigung. — Wegen ihres wohlschmeckenden zarten Fleisches sind die Arten dieser Gruppe ein Gegenstand der Jagd und die eigentlichen Brachvögel der Jäger. — Drei Arten.

Der Steppen-Regenpfeifer. Charadrius asiaticus, *Pallas.*

Weißstirniger Regenpfeifer. — Ch. asiaticus, *Pall.* 1774; *Gm.*; *Lath*; *Temm.*; *Blas.* in *Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; — Ch. caspius, *Pall.* 1811; — Ch. jugularis, *Wagl.* 1824; — Eudromias asiaticus, *K. & Blas.* 1840; *Br.* 1855; *Mev.* 1886; — Ch. damarensis, *Strickl.* 1852; — Eudr. gigas, *Br.* 1855; — Morinellus asiaticus, *Bp.* 1856.

Kennzeichen. Die Schwungfedern sind braun, von der sechsten an mit weißem Fleck auf der Außenfahne. Der Schaft der ersten Schwungfeder weiß, der folgende braun, gegen die Mitte weiß. Stirn, Zügel, Streif über den Augen und Kopfseiten weiß. Scheitel und Hinter-

kopf braungrau; der Ohrfleck braun; Oberseite einfarbig braungrau, ohne helle Federränder; Läufe getäfelt wie bei Char. morinellus; Kinn, Kehle, Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß. Bei den Alten ist Kropf und Vorderbrust rostrot, unten scharf braunschwarz, schmal begrenzt. Den Jungen fehlt diese rostrote Binde, sie sind hier nur graurostfarbig ohne scharfe Abgrenzung.

Länge 20,5 cm, Schwanz 5,5 cm, Flügel vom Bug zur Spitze 14,5 cm, die erste Schwinge die längste, Schnabel 2 cm, Lauf 4 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,5 cm.

Beschreibung. Sommerkleid: Scheitel, Hinterhals und ganze Oberseite fahlbraungrau; die großen Schwingen schwarzbraun; die Schwanzfedern braungrau, nach der Spitze dunkler; die Mittelfedern weiß gerandet, die folgenden mit weißen Endkanten. Die Stirn samt breitem Streifen über den Augen, die Kopfseiten, Hals und der ganze Unterkörper ist weiß, bis auf den rostroten, unten schwarzbraun eingefaßten Gürtel über dem Kropf. Im Winterkleid verliert sich die rostrote Kropfbinde und verwandelt sich in lichtes, nach oben und unten verwaschenes Rostgrau; die weiße Farbe an Kopf und Unterseite wird trüber. Das Jugendkleid ist diesem ähnlich, hat aber oben hellrostfarbige Federkanten und auf der Brust braungraue Flecken. — Der Schnabel ist mattschwarz, das Auge nußbraun, die Füße ockergelblich.

Sein Aufenthalt ist das wärmere Asien, in der Kirgisensteppe, auch auf den mittelasiatischen Hochländern, besonders am Kaspischen Meer, den Salzseen im Süden der tatarischen Steppe u. a. Auf Helgoland wurde dieser Vogel von Maler Gätke erlegt. — Das Ei desselben ist 3,3 cm lang und 2,3 cm breit, ungewöhnlich oval für ein Regenpfeiferei, wie das Ei von Char. morinellus, mit welchem es auch in der Farbe die größte Aehnlichkeit zeigt, nur daß es wenig kleiner ist.

Der Mornell-Regenpfeifer. Charadrius morinellus, *Linné.*

Taf. 40, Fig. 4.

Mornell, Mornellchen, Mornellkibitz, Dummer Regenpfeifer, Kleine Schwarzbrust, Kleiner Brachvogel, Gelbes Dütchen, Bergschnepfe, Pomeranzenvogel, Possenreißer. — Morinellus, alte Aut.; *L. cit.* — Ch. morinellus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst*; 1793, 1809; *Temm.*; *Naum.* 1834; *Gould*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1889; — Pluvialis minor, *Briss.*; — Ch. tataricus, *Pall.* 1776; — Ch. sibiricus, *Lepéch.* 1786; *Rchw.* 1882; — Eudr. morinellus, *Boje*; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Eudr. montana, et stolida, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Oberkopf ist schwarzbraun mit lichten Fleckchen und mit einer weißen Binde umgeben; Schwanz ungebändert; kein weißes breites Halsband; Vorderseite der Läufe mit 2 vertikalen Reihen Tafeln besetzt, von denen die äußern quergestellt und größer sind; Schaft der ersten Schwinge weiß, der folgenden braun; Rückenfedern braungrau mit hellen scharfen rostbräunlichen Federrändern.

Länge 21,5 cm, Flügelbreite 45 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 1,6 cm, Höhe des Fußrohrs 3,5 cm. Schwarzdrosselgröße.

Beschreibung. Sommerkleid. Stirn, Zügel und teilweise die Wangen sind auf rostgelblichweißem Grunde dunkel braungrau, klein gefleckt; ein breiter weißer Streif läuft vom Schnabel über das Auge nach dem Genick, und isoliert die Kopfplatte. Der ganze Rücken und Oberkörper ist gelblichbraungrau (erdfarbig), die Federn mit schmalen weißgelben Säumen; die Kehle ist weiß; Kropf, Oberbrust und Tragfedern hell bräunlichgrau; um den Kropf zieht sich ein trübweißes, nach oben schwarzgrau begrenztes Halsbändchen. Der Bauch ist pomeranzengelb, in der Mitte mit einem großen schwarzen Feld; die untern Schwanzdeckfedern licht pomeranzengelb. Im Winterkleid ist das Grau des Oberkörpers dunkler, die Federsäume sind matt rostfarben; auf Unterbrust und dem Bauch fehlt der schwarze, mit Orangefarbe eingefaßte Schild; Unterbrust und Schenkel sind weiß, nach dem Bauch gelblich rostfarben; die Schwingen sind rauchfahl, die erste mit weißem Schaft; der Schwanz braungrau, nach dem Ende braunschwarz mit weißlicher Endkante. Im Jugendkleid fehlt meist das weiße Halsbändchen; die noch nicht vermauserten Deckfedern des Flügels sind gezackt und gekantet; Bauch und Unterschwanzdecke ist bei vielen ganz weiß. Das Dunenkleid ist unten weiß, oben graulich und schwarz, streifenartig gefleckt. — Der Schnabel ist mattschwarz; das Auge tiefbraun; die Füße matt ockergelb. — Männchen und Weibchen sind nach dem Aeußern nicht leicht zu unterscheiden.

Er ist im höhern Norden von Asien und Europa in großer Menge zu treffen, brütet aber noch nicht in Schweden und auch nicht im wärmeren Sibirien, sondern erst über dem 67. Grad; wandernd kommt er bis ins südliche Europa. Auf Island zeigt er sich nicht. In Deutschland beobachtet auf dem Riesengebirge von Gloger, Alex. v. Homeyer u. a. Bei uns nur einzeln auf dem Striche am Boden- und Federsee. Er bewohnt nur trockene, unfruchtbare, dürre Gegenden; dabei steigt er in den Gebirgen zu einer Höhe hinauf, wo der Holzwuchs aufhört und der ewige Schnee beginnt. Auf den öden Gebirgen der Lapp- und Finnmarken findet man

ihn in zahlloser Menge. Nach Middendorf traf er am 24. Mai an der Boganida ein, zog aber zum Brüten noch nördlicher in das Barranga-Gebirge, 74 Gr., in dessen Thälern er in großer Menge vorkommt. Am 3. August waren dort die Jungen völlig flügge und am 15. August zog diese Art davon. — Als Zugvogel kommt er im Spätjahr scharenweise über Deutschland, um am Mittelmeer zu überwintern. Die Flugzeit der alten Mornellen ist in Pommern regelmäßig in der zweiten Hälfte des August, während die Jungen früher wandern. Dieser nette Vogel liebt zwar die reine Gebirgsluft, ist aber doch gegen eigentliche Kälte empfindlicher als der Goldregenpfeifer, denn er kommt auf dem Zuge vom Norden früher an, schon Mitte August, hauptsächlich im September, verweilt bis zum Oktober, und zeigt sich im Frühjahr auf dem Wiederzug nach seinen Brutplätzen nicht vor dem April bei uns. Auch sind merkwürdigerweise die Straßen des Frühlingszuges ganz andere Gegenden als die des Herbstes. — Sie nisten in den öden Gegenden ihres Sommeraufenthaltes auf dem Boden; man findet in einer flachen Vertiefung auf kunstloser Unterlage 3, öfters 4 Eier, welche auf blaßolivengrünlichem oder gelbbraunem Grunde mit grauen, braunen und sehr dunkel olivenbraunen Flecken und Punkten überall bestreut sind. Diese sind bedeutend größer als gemeine Rebhühnereier, die Gestalt ist weniger eine kreiselförmige, als vielmehr der gewöhnlichen Eiform sich nähernde, der stärkste Umfang des Bauches mehr der Mitte als dem stumpfen Ende nahe. — Auf verschiedenen Punkten des Riesengebirges, mit Ausnahme der Schneekoppe, so auf dem Brumberg, dem Ziegenrück, dem großen Rade, nisteten, nach Dr. Gloger, Alex. v. Homeyer und Dr. Fiertinger (Cab. J. 1876, 79), jährlich mehrere Paare in einer Höhe von 1200 bis 1500 m in den Heidemooren, Orte von äußerst kahlem traurigem Aussehen, ohne Bewässerung durch Quellen oder Bäche, nur mit kurzem magerem, verdorrt aussehendem Grase, kleinen niedrigen Bergpflanzen und Aftermoosen bewachsen. Mitte Juli 1886 traf Dr. O. Capek auf dem ganzen Riesengebirge keinen Mornell mehr an. Die vielen Besuche der „naturforschenden" Sommerfrischler haben wahrscheinlich zu viel „Souvenir" gesammelt, und wie Dr. Capek sagt: „den letzten Mohikaner" auf dem Riesengebirge erlegt. (Wiener Mitth. 1886, Nr. 21.) Auch in Steiermark auf den Seethaler und Judenburger Alpen wird der Mornell als Sommervogel bemerkt, wie uns von Pfarrer Blas. Hanf mitgeteilt wird.

Dieser Vogel in seinem erdgrauen Gewand ist harmlos, fast einfältig, geht aber mit zierlichen und behenden Schritten, fliegt schnell mit raschen Flügelschlägen — nach Art andrer Regenpfeifer — mit sichelförmig gegen den Körper gezogenen Flügeln. Seine Stimme ist ein sanftes, flötenartiges Pfeifen, ein angenehmes „drrr", das auch wie „dürrr" oder „drrü" klingt; dann hört man auch noch ein sanftes, gedämpftes „düt", woher er auch den Namen Dütchen bekommen hat. — Nahrung im Freien und im Zimmer ist wie beim Goldregenpfeifer. — Er ist von sanftem Naturell und gewöhnt sich leicht ans Zimmer, will aber etwas sorgfältiger behandelt sein, als der Goldregenpfeifer.

Die Mornellregenpfeifer sind nicht scheu, lassen sich, wenn man nur nicht schnurstraks auf sie zuläuft, leicht auf Schußweite nähern, besonders die, welche eben aus ihrer öden nordischen Heimat zu uns kommen, wo sie durch keine Verfolgungen mißtrauisch gemacht wurden. Die Uebriggebliebenen fliegen auch nicht weit weg, und lassen dann, mit gehöriger Ruhe und Vorsicht genähert, nochmals auf sich schießen, sind also für den Jagdfreund leichter zu erlegen, als viele andere dieser Familie. — Man fing die Mornellen früher auf dem Brachvogelherde, welche Fangmethode jedoch in der Neuzeit nicht mehr im Betriebe ist. Interessenten finden dessen ausführliche Beschreibung in Naumanns Nat.-G. der Vög. Deutschl. 7. Bd., S. 184—189. — Das Fleisch dieses Vogels ist nach Naumann das wohlschmeckendste von allem Federwild, läßt das der Schnepfen weit hinter sich, und giebt, mit den Eingeweiden vorsichtig am Spieße gebraten, das leckerste Gericht.

Der Gold-Regenpfeifer. Charadrius pluvialis, *Linné.*

Taf. 40, Fig. 5.

Goldgrüner, Gemeiner Regenpfeifer, Heidenpfeifer, Gelbe Pfeifschnepfe, Mittlerer Brachvogel, Feldläufer, Saathuhn, Alwargrin, Grillvogel, Grünes Dütchen. — Pluvialis, *Gesn.*; *Aldr.*; — Pluv. viridis, *Will. et Ray*; *L. cit.*; — Char. pluvialis, Jugend, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1793; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — Ch. apricarius, Alt, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1793; — Pluv. aurea, *Briss.*; — Ch. auratus, *Suckow* 1801; *Bechst.* 1809; *Naum.* 1834; *Rchw.* 1882; — Ch. albifrons, *Br.* 1831; — Pluv. apricarius, *Bp.* 1856.

In der Färbung ähnelt er dem Kibitzenregenpfeifer, ist aber standhaft kleiner; auch hat der letztere eine kleine Hinterzehe.

Kennzeichen. Der ganze Oberkörper bis auf den Schwanz schwärzlich, mit kleinen grün-

gelben oder goldgelben Flecken; die untern Flügeldeckfedern sind weiß; der Schwanz gebändert; die Vorderseite der Läufe maschig genetzt, 5 bis 6 Täfelchen in einer Querreihe.

Länge 25,5 cm, Flügelbreite 57 cm, Schwanzlänge 7 cm, Schnabellänge 2,5 cm, Höhe des Laufs 4,2 cm. Turteltaubengröße.

Beschreibung. Das Frühlings= (Sommer= oder Hochzeit=) kleid ist oben schwarz mit goldgelben, prächtigen Flecken ohne grünlichen Schein; die Zügel, Augengegend, Kinn und Kehle tief schwarz; von da an zieht sich dieses Schwarz in einem schmalen Streif bis zur Gurgel herab, erweitert sich wieder, und breitet sich über den ganzen Unterkörper aus. Die Schenkel und unteren Schwanzdeckfedern sind weiß. Vom Schnabel über die Augen, an den Halsseiten herab, bis zu den Brustseiten, zieht sich ein breites weißes Band, welches das Schwarz des Unterkörpers von der goldgefleckten Färbung des Oberkörpers trennt. Der Fittich ist matt braunschwarz; die Schwanzfedern sind olivenschwarz mit einigen bräunlichen Bändern. Im Herbstkleid sind die Flecken auf dem schwarzen Oberkörper grünlichgoldgelb; der Hals grünlichgoldgelb mit schwarzgrauen und schwarzen Fleckchen bestreut; Brust und ganzer Unterkörper weiß, ersterer etwas braungrau gewölkt. Beim Weibchen ist das Schwarze der Brust mit weißen Federn durchsetzt. Im Jugendkleid ist die Grundfarbe oben matt braunschwarz, die Flecken sind bleich grüngelb, auch am Vorderhalse sitzen mehr graue dreieckige Flecken. Im ganzen ist es dem Herbst= oder Winterkleid sehr ähnlich. Im Dunenkleid ist der Unterkörper blendend weiß, die obern Teile sind weißgrau mit zerstreuten goldgelben und schwarzen Fleckchen, von welchen die letztern gewöhnlich auf dem Kopfe 3, auf dem Rücken 4 streifenartige Zeichnungen bilden. Die Schnäbelchen und die am Fersengelenk sehr dicken und weichen Füße sind bleifarbig. — Der Schnabel ist schwarz; das ziemlich hoch liegende große Auge ist braun; die Füße sind mattschwarz.

Bei der weiten Verbreitung der Goldregenpfeifer giebt es verschiedene Abänderungen; die geographisch gesonderten Formen derselben sind folgende: 1) Der oben beschriebene Europäische Goldregenpfeifer. Die an den Schultern anliegenden langen untern Flügeldeckfedern und die unter den Mittelschwingen weiß, die unter den Hinterschwingen weiß mit blaßgrau abschattierten Enden; die Schwanzfedern mit 7 bis 9 hellen Binden auf braunschwarzem Grunde, die hellen Binden vorherrschend nach dem Rande weißlich oder gelblich, am Schaft untergeordnet grau; der Flügel mißt 16,5 cm. 2) Der Amerikanische (Tundra=) Regenpfeifer, Ch. fulvus, *Gm.*; Ch. virginianus, *Borkh.* 1809. Heimat: Nordost=Asien, Nord=Amerika samt Grönland, zuweilen als Wandergast in Europa (Helgoland). Sämtliche Unterflügeldeckfedern grau, die längsten mit schmalen weißen Spitzenkanten. Die Schwanzfedern haben auf braunschwarzem Grunde 7 bis 8 vorherrschend graue, nur an den Kanten grauweiße oder gelbliche Querbinden; Flügel 17,5 bis 18 cm. 3) Der Asiatische Goldregenpfeifer, Ch. longipes, *Temm.* 1820. Sämtliche untere Flügeldeckfedern sind grau, die längsten mit weißlichen schmalen Spitzenkanten. Die Schwanzfedern haben auf braunschwarzem Grunde 5 oder 6 vorherrschend weißliche oder gelbliche helle Querbinden, die nur nach dem Schafte hin grau getrübt sind. Der Flügel mißt 15,5 bis 16,5 cm. In Ost=Asien. — Zwischen diesen Formen stehen aber Uebergänge, deshalb ist eine scharfe Sonderung nicht wohl durchzuführen.

Dieser schöne Regenpfeifer bewohnt als Brutvogel den Norden von Amerika, Asien und Europa; im Winter kommt er südlicher und überwintert dann in großen Scharen unfern der Küsten des Mittelmeeres, in Süd=Europa und Nord=Afrika. Auf der Insel Helgoland*),

---

*) Auf Helgoland erscheint der Goldregenpfeifer sehr häufig bei seinem Abzug und bei seiner Wiederkehr, und zwar unter vielen seiner Vettern, welche über Helgoland und Malta fliegen, ist er eine der häufigsten Erscheinungen! Bekannt ist aber auch bei diesem, wie bei Morinellus und noch vielen andern guten Fliegern, daß der Herbstzug vom Frühjahrszuge oft ganz verschieden ist. Dies ist sogar eine gewöhnliche Erscheinung, und läßt wiederum die Idee von einer Art Rundreise aufdämmern. — Hochinteressant aber ist eine Mitteilung des Prof. R. Blasius über „die Vogelwarte auf Helgoland“, von der wir — bei dem schweigsamen Naturell des Malers Gätke — bis jetzt nicht viel unterrichtet waren. Es betrifft die ungeheure Schnelligkeit des Wanderzuges, in der die Vögel in außerordentlicher Höhe über unserer Erdoberfläche durch die Lüfte ziehen. Gätke konnte sich auf Helgoland zwei sichere Maßstäbe für die genannten Fälle feststellen. Der eine umfaßt eine Länge von 8000, der zweite und größere Maßstab überspannt gar eine Länge von 22000 Fuß. Bei der ersten Distanz von 8000 Fuß konnte Maler Gätke, der trotz seines Alters — er ist geb. 1813 in Pritzwalk (Prov. Brandenburg) — noch ein sehr scharfes Auge hat, jede Graue Krähe sehen und noch zählen. Durch Vergleichen der Größe, in der die Vögel hoch oben in der Luft über dem Beobachter erscheinen, hat Gätke mit seinen 2 großen Maßstäben nun seine sichern Schlüsse über Höhe und Schnelligkeit des Wanderzugs gemacht. Diese Beobachtungen sind aber so neu und durchschlagend, daß Prof. R. Blasius bei seinem Vortrag in Halberstadt am 28. Juni 1890 äußerte: „Die Mitteilungen Gätkes über die Schnelligkeit des Vogelzugs sind fast fabelhaft, und haben mich sehr überrascht, weil alle Schwierigkeiten, welche die Deutung des Vogelzugs für uns hatte, hiedurch aus dem Wege geschafft sind!“ — Man höre! Gätke hat festgestellt, daß die Nebelkrähe in einer Stunde Wanderflug 27 geographische Meilen (54 Stunden)

Malta u. a. sieht man ihn zweimal des Jahres, im Frühjahr und Herbst, mit einer Menge andrer Vögel, die über das Mittelmeer ziehen und für welche diese Inseln Rastplätze sind. In milden Wintern trifft man ihn am Bodensee, und während seiner Wanderungen noch in vielen Gegenden Deutschlands, in dessen nördlichen Teilen er auch ständig ist, so namentlich Brutvogel in den Heiden des Nordsee-Litoralgebiets, in der Lüneburger Heide, in Oldenburg und bei Münster. — Er bewohnt, wie bemerkt, dürre Heiden, wüste trockene Torfmoore und Brachfelder, gleichviel ob sie hoch oder nieder liegen. Während seiner Wanderzüge durch Deutschland trifft man ganze Scharen auf den Feldern, man kann ihn daher ebensowohl Feld- oder Sumpfvogel nennen. Im Herbst und Frühjahr läßt er sich gern auf magern grünenden Saatäckern nieder, was der Mornell nicht thut. In höhern Breiten jedoch bewohnt er jene Moossteppen, welche die unermeßlichen Strecken des Festlandes unsres Erdteils im Norden überziehen, unbewohnbar für Menschen, ein Eldorado für Vögel, in welchem mehrere Monate die Sonne beinahe nicht unter den Horizont sinkt (am Nordpol selbst ist vom 21. Mai bis 21. September beständiger Tag), und wo durch Miriaden von Sumpfinsekten stets ein reichgedeckter Tisch bestellt ist. Diese Steppen, schlichtweg Tundren genannt, ziehen sich in ungeheurer Ausdehnung jenseits des Polarkreises um den ganzen Nordpol, soweit die Länderstriche der angrenzenden Erdteile reichen. Es sind sumpfige, mit Laubmoosen, Renntiermoosen und Flechten dicht überzogene und verfilzte Länderstrecken, eine furchtbare Wüste, dazwischen auch größere und kleinere Sümpfe, Seen und Flußgebiete, im hohen Norden meist mit gefrorenem Boden, in mildern Breiten aber eine fast undurchdringliche Moos- und Sumpfsteppe, ein endloser Morast, stellenweis von einer zahllosen Menge Sumpf- und Wassergeflügels belebt, unter dem der Goldregenpfeifer in großer Anzahl vertreten ist. Hier hat er auch seine eigentlichen Brütplätze; in unserm Vaterlande selten. An der Boganida stellten sie sich — nach Middendorf — am 24. Mai und am 29. Mai auf der Tundra am Taimyrfluß in voller Sommertracht ein, jedoch erst am 4. Juni langten die großen Schwärme an. Am 17. Juni gab es Eier am Taimyr, und am 5. August waren Jung und Alt auf dem Rückzug. An der Boganida, welche etwas südlicher liegt, verweilten sie bis zum 31. August. Als Zugvögel wandern sie meistens bei Nacht und sehr hoch in der Luft, oft in sehr großen Vereinen, wobei die Masse im Fliegen einen spitzigen Winkel wie ein lateinisches V bildet; dabei hört man ihre Stimme oft hoch aus den Lüften herab. Die Hauptwanderzeit fällt auf den Oktober; ist der Winter gelind, so überwintern viele im nördlichen Deutschland; sonst gehen sie bis an die Küsten des Mittelmeeres, und im März erscheinen sie wieder in kleinen Gesellschaften von 16 bis 40 Stücken auf dem Rückzug.

Sie nisten auf ganz trockenem Boden in einer kleinen Vertiefung, worin man im Mai (im hohen Norden später) 4 sehr schöne Eier findet. Diese sind auf bleich olivengelbem, schwach ins Aurorafarbene spielendem (beinahe sanft isabellfarbigem) Grunde mit wenigen violettgrauen Schalenflecken, aber vielen Flecken, Tüpfeln und Punkten von einem rötlichen Braunschwarz bezeichnet, welche zunächst am stumpfen Ende meistens in einen dichten Fleckenkranz zusammenfließen. Die Gestalt dieser Eier ist eine sehr kreiselförmige, d. h. an einem Ende sehr spitz zu-, am andern stumpf abgerundet, die Schale ist glatt, feinkörnig, doch ohne Glanz. Die Brütezeit dauert gegen 17 Tage. Die Spitzen der Eier sind im Neste immer nach innen gekehrt, das stumpfe Ende nach außen gerichtet.

Ihre Nahrung besteht in Insektenlarven, Käfern, Schnaken, Fliegen, Schneckchen, Regenwürmern, Beeren und Sämereien. — Im Zimmer gewöhnt man die Goldregenpfeifer mit

---

zurücklegt. Dieser Vogel gehört aber nicht zu unsern guten Fliegern. Das Blaukehlchen legt in einer Stunde Wanderflug 90 Stunden zurück! (?) Unsere Strandläufer legen in einer Stunde Wanderflug 100 Stunden zurück. Und unsere Regenpfeifer, diese Schnellflieger, nehmen in einer Stunde Wanderflugs 56 geographische Meilen! — Das erklärt alles! Das plötzliche Erscheinen über Nacht in sehr großen Gebieten, und die weiten Reisen über unsern Erdball, das Erscheinen mancher Vögel aus Ost-Asien und Nord-Amerika! Bei Nebel, Tau und Reif finden keine Züge statt. Bei Gewitter und Wetterleuchten wird ebenfalls der Zug unterbrochen. Sie kommen dann oft so nahe zur Erde herab, daß sie zwischen Häusern und Telegraphendrähten hindurchfliegen. Auch die Lichter der Leuchttürme und starke Gasbeleuchtungen wirken anziehend. Den Herbstzug eröffnen die jungen Vögel; später folgen die alten. Beim Frühlingszug ist es umgekehrt. — Helgoland selbst betreffend, so hat es nur 5 Brutvögel. Es ist dies die Mehlschwalbe, Hirundo urbica; der Star, Sturnus vulgaris, der aber nur im sogenannten Unterland der Insel brütet; der Hausspatz, Passer domesticus, in ca. 20 Paaren; die Schmalschnabel-Lumme, Uria troile (bei uns: Uria lomvia); und noch der Tord-Alk, Alca torda. Die übrigen 361 Vogelarten, mittel- und nordeuropäische, samt einer großen Menge aus den fernsten Gegenden Asiens, Afrikas, Süd-Europas und Nord-Amerikas, sind nur Zugvögel." — Leider ist die interessante Gätke'sche Vogelsammlung von dem Engländer Henry Seebohm erkauft und dem Britischen Museum in South-Kensington geschenkt worden. Ausführlicheres findet der Interessent in Liebe's Monatsschr. 1890, Nr. 13, 350—365.

Würmern und Insekten an Weißbrot, gekochtes und klein geschnittenes Rinderherz, Käsequark und Semmeln in Milch erweicht. Er ist ein angenehmer Zimmervogel, und namentlich werden die jung Aufgezogenen sehr zahm. Während der Mauser, die er jährlich zweimal im Früh- und Spätjahr zu erstehen hat, muß man ihm besonders mit Fleisch zusetzen. — Ihre Stimme ist ein wohlklingendes helles Pfeifen und klingt zweisilbig „tlüi", auch dreisilbig „tlüei", und hat die größte Aehnlichkeit mit dem Ruf des Kibitzregenpfeifers. In der nordischen Tundra hörte Middendorf nur den dreisilbigen Lockruf, dagegen nicht das trillernde Pfeifen. Beide Geschlechter schreien im Sitzen wie im Fliegen, doch mehr im Flug und wenn sie eben aufgeflogen sind. Diese Töne kann man nachpfeifen, muß aber das l mit der Zunge dazu ausdrücken; als gesellige Vögel folgen sie auch diesen Locktönen, wenn sie gut nachgeahmt sind. Middendorf erwähnt auch einer ganz eigentümlichen Kameradschaft dieses Vogels mit dem Alpenstrandläufer, Tringa alpina (= cinclus) *L.*, sobald diese beiden Vögel vereinzelt zusammentreffen. Cinclus spielt dann die Sicherheitswache und giebt stets das Signal zum Aufbruch. — Eine Art Gesang lassen sie während der Brütezeit hören, wobei sie in einem Halbkreise über ihrem Neste oder in schiefer Linie zur Erde herabschweben und dadurch die Tundra in angenehmer Weise beleben. Dieser Gesang besteht aus dem oft wiederholten Lockton, welcher zu einem schwerfälligen, langsamen Triller zusammengestellt ist, er klingt wie „talüdltalüdltalüdltalüdl", dem Balzgesang andrer Familienverwandten sehr ähnlich, aber der Doppelsilben wegen leicht zu unterscheiden.

Nur am Nistplatze ist dieser Vogel leichter zu erlegen, sonst ist er scheu und mißtrauisch in hohem Grade, besonders gegen den Jäger, den er fürchtet. Zunächst darf der Schütze nicht direkt auf die Vögel zugehen, sondern muß scheinbar gleichgültig und dieselben nicht beachtend fortschlendern, um sich allmählich in einem Halbkreis zu nähern. Ist man so glücklich, auf Schußweite nahe zu kommen, so ist nicht außer acht zu lassen, daß, wenn sie sich auf kleine Erhöhungen stellen, dem Schützen die Brüste zukehren und still stehen, oder gar die Flügel in die Höhe recken, jetzt die höchste Zeit zum Abdrücken sei, weil nach solchen Zeichen gewöhnlich der ganze Trupp auf und überaus rasch davonfliegt. Die Fährte des Goldregenpfeifers paßt auf 3 Linien eines in 7 Teile geteilten Kreises. — Auf dem Herbstzuge fing man sie auf dem Brachvogelherde, wie früher auch die Mornellen, und ihr wohlschmeckendes Fleisch wird mindestens dem der Waldschnepfen gleich geschätzt.

3. Gruppe. **Kibitz-Regenpfeifer.** Pardalus, *Auctorum.*

Pluvialis, *Barrère* 1745; — Vanellus, *Möhr.* 1752. — Gestalt wie bei den Regenpfeifern, nur ist der Schnabel stärker und der Fuß hat eine kleine verkümmerte Hinterzehe, welche eigentlich nur eine Warze mit einem Nagel ist; Läufe vorn genetzt mit länglichen 6seitigen Täfelchen, deren 5 bis 6 in einer Querreihe liegen, hinten fein genetzt; Schwanz schwach zugerundet; der Flügel ist spitzig, weil die 1., bei manchen die 2. Schwinge die längste ist, und die folgenden stark abgestuft an Länge abnehmen. — Die Geschlechter sind gleich gefärbt. Sie bewohnen die flachen Ufer der Seen, Teiche, Flüsse und die Meeresküsten, und lassen sich auf ihren Wanderzügen abwechselnd auch auf freien Feldern und Viehweiden nieder. Lebensart und Beschaffenheit der Eier wie bei den Vorigen. Von 4 bekannten Arten besitzt Deutschland nur: 1 Art.

Der Kibitz-Regenpfeifer. Charadrius squatarola, *Linné.*

Taf. 40, Fig. 6.

Schwarzbunter, Schwarzbauchiger, Grauer Kibitz, Silberkibitz, Schweizerkibitz; Pardel, Parder, Bunte Schnepfe, Kaulkopf, Scheck — Pardalus, *Gesn.*; — Pluvialis cinerea, *Bel.*; *Will. et Ray*; — *L. cit.*; — Tringa squatarola, Wint.Kl., *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1793, 1809; — Vanellus helveticus*), et varius, *Briss.* 1760; — Tringa helvetica, et varia, Somm.Kl., *L.* 1766 *ex Briss.*; *Gm.*; — Van. melanogaster, *Bechst.* 1809; — Charadrius hypomelanus, Somm.Kl., et pardela, Wint. Kl., *Pall.* 1811; — Squat. Wilsoni, *Licht.* 1824; — Squat. helvetica, *Cuv.* 1817; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *Mev.* 1886; — Char. squatarola, *Naum.* 1834; *Rchw.* 1889; — Char. varius, *A. Br.* 1882.

*) Bechstein sagt (in Nat.Gesch. 1809, 357): „Es ist nicht zu begreifen, warum dieser Vogel Schweizer Kibitz heißt, denn Gesner kannte ihn gar nicht, und Meisner sagt, daß er in der Schweiz äußerst selten und vielen erfahrenen Jägern unbekannt sei." Buffon erklärt: Die Benennung „Schweizer Kibitz" konnte nur von seiner halb weißen, halb schwarzen Kleidung kommen (damals Modefarbe der Schweizer), denn dieser Vogel findet sich gar nicht ausschließungsweise in der Schweiz u. s. w.

Dieser Vogel hat ebenfalls wegen seiner doppelten Mauser, sowie der damit verbundenen Uebergangskleider zu mancherlei Irrungen Veranlassung gegeben, wie man aus der Synonymik ersieht, welche — im ganzen gesammelt — gegen 30 lateinische Doppel-Namen enthalten würde.

Kennzeichen. Die großen Unterflügeldeckfedern unter der Achsel schwarz; Schwanz weiß mit 6 bis 7 schwarzen Querbinden; Bürzel weiß; im Alter: Oberseite weißgefleckt. Beinahe Taubengröße.

Länge 28,5 cm, Flügelbreite 6,1 dcm, Schwanzlänge 7,5 cm, Schnabellänge 3 cm, Höhe des Fußrohrs 4,8 cm, Mittelzehe 3,2 cm.

Beschreibung. Herbstkleid: Ueber das Auge zieht sich ein breiter, weißer, schwarz gefleckter Streif; die Stirn ist grauweiß; der Scheitel braunweiß und gelblich gefleckt; der Rücken ist matt braunschwarz, blaß gelblichweiß gefleckt; nach hinten mit Weiß in die Quere gefleckt; die obern Schwanzdeckfedern weiß; der Unterleib ist weißlich, mit verschiedenen schwarzgrauen Schaftfleckchen, welche im Jugendkleid undeutlicher und breiter sind, auf dem Kropf grau gewölkt. Die Flügeldeckfedern graulich schwarzbraun mit weißen Endkäntchen, die 5 vordern Schwingen aber in der Mitte mit weißen Schaftstrichen; die mittlern Schwingen mit weißen Flecken und weißen Endkäntchen. Die untern Flügeldeckfedern unter der Achsel sind kohlschwarz. — Das Frühlings- (oder Sommer-) Kleid ist sehr schön zu nennen. Anfang der Stirn, Backen, Vorderhals, ganze Brust bis auf den Bauch sind tief schwarz; Stirn, Oberkopf, Hinterhals und Kropfseiten weiß; Schenkel und After weiß; der übrige Oberkörper schwarz und weiß gefleckt; der weiße Schwanz ist braunschwarz gebändert. Das Jugendkleid gleicht dem Herbstkleid. Die Weibchen sind im Sommerkleid unreiner, und jüngere haben am Unterkörper eingestreute weiße Federn. — Der starke Schnabel ist schwarz; die großen Augen sind tief braun; die Füße sind größer und stärker als beim Goldregenpfeifer, mit einem kleinen Rudiment von Hinterzehe, von Farbe schieferschwarz.

Er bewohnt die von uns nordöstlich gelegenen Länderteile von Europa, Asien und Amerika; das obere Rußland, Nord-Sibirien bis zum fernsten Osten in China und Japan; die hinterindischen Inseln, Australien. In Island und Norwegen kommt er nicht vor, und in Deutschland nur auf seinen Durchzügen ins südliche Europa; in Nordost-Afrika kommt er auf dessen Ostseite noch viel weiter südwärts bis Transvaal, Madagaskar, Port Natal, bis zum Südkap, wo dieser Vogel noch zahlreich in Wintertracht getroffen wird. Während der Zugzeit ist er auch an der östlichen Nordsee ziemlich häufig, wo er sich auf den Watten zwischen den Inseln scharenweis umhertreibt. An der Ostsee selten. Im Binnenland sehr selten; auf solchen Mooren, wo der Goldregenpfeifer gern lebt, noch am gewöhnlichsten. Am Ostufer des Mittelmeerbeckens, in Klein-Asien und Syrien ist sein Vorkommen ein häufiges. Sein Aufenthalt sind die flachufrigen Küsten des Meeres und der großen Seen, besonders wenn Felder in deren Nähe sind. Er ist ein Zugvogel, der bei Tag und Nacht wandert. Wenn ihrer viele beisammen sind, bilden sie im Flug einen spitzen Winkel, der nach hinten zwei Schenkel hat. Der Zug dauert vom August bis Oktober und wiederholt sich vom Ende des März bis weit in den Mai hinein.

Im nördlichen Sibirien nistet er häufig auf jenen ungeheuren Moossteppen, welche mit einem dichten Filz von Laub-, Renntiermoosen und Flechten überzogen sind; unfruchtbare wüste Gegenden, nur von Renntieren und zahllosem Sumpfgeflügel bewohnt. Nur im Winter sind diese steinhart gefrorenen polaren Steppen von Menschen zu betreten, im Sommer verwandelt sich die Oberfläche in einen undurchdringlichen Morast, welcher aber den Brutvögeln zum sichern Aufenthalt wird. Er brütet — nach Middendorf — sowohl an der Boganida, 71 Grad n. Br., als auch in dem Barranga-Gebirge, 74 Grad n. Br., obwohl sehr viel seltener als der Goldregenpfeifer. Vor dem 25. Mai wurde an der Boganida noch kein Vogel dieser Art bemerkt, am 26. Juni saß aber das Weibchen noch auf seinen 4 Eiern. Er sucht dort, wie der Goldregenpfeifer, die trockenen Hügel auf. Nähert sich Jemand dem Nest, so umfliegt er ihn mit Geschrei und begleitet den Fortgehenden in der Weise des Gemeinen Kibitz. Die Gatten halten stets zusammen und rufen sich mit ihren Locktönen. In der Mitte oder Ende des Juni findet man im Nest, welches aus dürren Blättern und Flechten zusammengestoppelt ist, 4 Eier von nicht sehr ausgeprägter kreiselförmiger Gestalt, mit gelblichgrauer, auch braungrauer Grundfarbe, worauf dunkelbraune Schnörkel, Züge und Flecken verteilt sind, wie beim Goldregenpfeifer. Ihre Länge beträgt 4,8 cm, ihre Breite 3,3 cm. Im Korn stehen sie in der Mitte zwischen den feinkörnigen Eiern des Goldregenpfeifers und den gröbern des Kibitz.

Dieser dickköpfige und bunte Vogel hat einen schönen und schnellen Flug, wobei er die Flügel sichelförmig an den Leib zieht. Er ist scheu und vorsichtig, bemerkt auch die Annäherung seiner Feinde schon aus weiter Entfernung; dabei ist seine Geselligkeit gegen seinesgleichen und gegen andere Strandläufer zu bewundern, und er macht gleichsam den Anführer aller kleineren Arten, welche er durch zeitiges Entfliehen und ängstliches Geschrei ebenfalls zur Flucht reizt. Beim flüchtigen Beschauen hat dieser Vogel eine große Aehnlichkeit mit dem Goldregenpfeifer, jedoch genügt ein Blick auf die zwar kleine Hinterzehe, von der aber beim Goldregenpfeifer auch nicht eine Spur vorhanden; ferner ist er auch merklich größer und hat einen stärkern Schnabel. Auch seine Stimme hat große Aehnlichkeit mit der seines Verwandten,

ist jedoch um einen Ton höher und hat mehr Schwingung, weil der Ton in der Mitte etwas herabgezogen wird und am Ende wieder steigt; sie klingt dreisilbig „tliëi" und ist gezogen, hellgellend und rein. Eine Art Balzgesang hat das Männchen, welchen dasselbe, ohne Flügelbewegung sanft durch die Luft schwimmend, herleiert oder jodelt; er ist aus den Locktönen zusammengesetzt.

Die Nahrung ist wie bei den vorstehenden Arten. Im Zimmer gewöhnt man ihn mit Regenwürmern an Semmeln in Milch erweicht, später an Weißbrot, stark mit geriebenem Fleisch vermengt, und Käsequark. Zum Trinken und Baden stellt man eine große, flache Wasserschüssel auf den Boden. In der Gefangenschaft erhält er sich gut, und wird bald zahm und zutraulich gegen seinen Futterherrn. — Man fängt ihn am leichtesten in Fußschlingen (siehe Sandregenpfeifer), da er nur schwer zum Schuß gebracht werden kann. Sein Wildbret ist sehr gut.

Fünfte Familie: **Kibitz**, Vanellus, *Linné* 1735.

Briss. 1760; *M. & W.* 1805; *Ill.* 1811; — Chettusia, *Bp.* 1839, 1856; — Lobivanellus, *Strickl.* 1841; Gavia, *Gloger* 1842.

Diese Familie steht in allernächster Verwandtschaft mit den Regenpfeifern. Der Schnabel ist dem der Brachregenpfeifer ähnlich, aber etwas stärker; die Füße haben 3 Vorderzehen und eine vollständig entwickelte aber kleine Hinterzehe; Läufe vorn getäfelt, mit ungeteilten Quertafeln, dicht unter der Ferse genetzt, wie auf der Rückseite; die 2. bis 5. Schwinge am längsten, deshalb der Flügel runder; sie reichen bis zur Spitze des gerade abgeschnittenen Schwanzes; Hinterkopf mit einer Federhaube. Unsere deutsche Art ziert ein spitzer Federbusch am Hinterkopf; die ausländischen Arten haben an den Kopfseiten kahle Hautlappen und einen Sporn am vordern Flügelgelenk. Sie bewohnen tiefliegende, sumpfige Gegenden, feuchte Viehwaiden, Moräste und die Ufer der Gewässer, lassen sich auf ihren Zügen aber auch auf Feldern, weit vom Wasser entfernt, nieder, gehen wie die Uferläufer auf dem mittlern und vordern Teile der Zehen und treten nicht auf dem gemeinschaftlichen Zehenballen auf. Ihre Fährte paßt auf 3 Teile eines in 5 Teile geteilten Zirkels. — Man kennt etwa 30 Arten Kibitze, welche — außer Nord-Amerika, — sonst alle Erdteile bewohnen. Für uns kommt in Betracht nur: 1 Art.

Der Kibitz. Vanellus capella, *Linné* (cristatus, *Wolf*).

Taf. 40, Fig. 7.

Gaisvogel, Gemeiner, Gehaubter Kiebitz, Gibitz, Riedschnepfe, Feldpfau. — Capra, Capella*), Capellus, et Vanellus, *Gesn.*; *Aldr.*; nebst andern alten Autoren; — *L.* sämtl. citiert 1746—66; — Vanellus capella*), *Jonston*; *L.* 1735; *J. C. Schäffer* 1789; *Rchw.* 1889; — Gavia vulgaris, *Klein* 1750; — Tringa vanellus, *L.* 1748—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Olina*; *Georgi*; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Vanellus (cristatus, Diagn.) *Briss.* 1760; — Charadrius vanellus, *Lath.*; — Van. cristatus, *J. Wolf & Benj. Meyer* 1805 ff.; *Bechst.* 1809; *Wagl.* 1820; *Naum.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Van. gavia, *Leach* 1810; — Van. vulgaris, *Bechst.* 1811; — Charadrius gavia, *Licht.* 1824; — Van. bicornis, *Br.* 1831; — Vanellus vanellus, *Prof. Brusina* 1890. — *) Die Benennung Capella ist von unsern Altmeistern für den Kibitz und für die Bekassine verwendet worden, welche beide Vögel sich durch ihren hohen, raschen und wuchtelnden Flug über den Sümpfen auszeichnen. Für den Kibitz gab L. in seinem ersten system. Verzeichnis vom Jahr 1735 den Namen „Vanellus capella"; später, im Jahr 1758, S. 147, setzt L. bei der Bekassine (Scolopax gallinago) ausdrücklich bei: „haec Capella coelestis etc." Um Linné die Priorität zu wahren, setzen wir nach dem Vorgange Dr. Reichenows obige Bezeichnung zur Ueberschrift.

Kennzeichen. Mit stumpfem, breitem Flügel ohne Dorn. Den Hinterkopf ziert ein Busch langer, schmaler aufwärts gebogener Federn; eine schöne rostfarbige Binde befindet sich über der Schwanzwurzel; Schaft und Fahne der drei ersten Schwingen vor der Spitze weiß, übrigens braunschwarz; untere Flügeldeckfedern braunschwarz; Oberseite dunkelgrünlich metallglänzend; auf den Schultern ein purpurroter Fleck; Bauch weiß. Feldtaubengröße.

Länge 5 dcm, Flügelbreite 7,15 dcm, Schwanzlänge 12 cm, Schnabellänge 2,5 cm, Höhe des Laufs 4,5 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,5 cm.

Beschreibung. Sommerkleid: Eine schöne Zierde dieses Vogels ist der Federbusch auf dem Scheitel, welcher bei alten Vögeln eine Länge von 7 bis 9 cm erreicht; er hat nach hinten die gleiche Flucht mit dem Scheitel, biegt sich aber nach der Spitze wieder aufwärts. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzern Federbusch, sowie weiß und schwarz gefleckten Vorderhals. Die Jungen sehen dem

Weibchen gleich, doch haben die trüberen Farben noch breite rostgelbe Federränder auf dem Oberkörper. Der Schnabel ist schwarz; das große Auge tiefbraun; die Füße sind mittelmäßig hoch, nicht sehr schlank, ziemlich weit über die Ferse hinauf nackt, angenehm fleischrot, besonders lebhaft im Frühling.

Der Kibitz findet sich vom 62. Grad n. Br. bis gegen die Wendekreise fast in allen Ländern; so in Europa bis nach Afrika hinüber; in Asien durch Sibirien bis Kamtschatka, China; seltener in Rußland und Schweden; in Preußen, Dänemark und England häufig; er ist im nördlichen Deutschland, in Holland und in den Marschländern sehr gemein; dies gleichfalls in den Donauniederungen bis in die Dobrudscha hinein; und in den südeuropäischen Küstenländern in der Winterzeit in unsäglicher Menge. Bei uns ist er am Bodensee, in Oberschwaben am Federsee, an der Brenz bei Giengen, bei Ulm und auf dem Strich in den meisten feuchten oder sumpfigen Gegenden. Der Kibitz bewohnt tiefliegende und sumpfige Gegenden, in welchen es Wasser giebt; auf seinen Reisen kommt er auch an die Ufer und Gestade des Meeres, der Seen und der Flüsse. Grüne Sümpfe mit kurzem Gras und Schilf, in welchen es überall Wasser giebt, wenn es auch nicht in großen Mengen beisammen ist, sind ihm die liebsten Aufenthaltsorte; denn die Ufer der großen freien Wasserflächen, der Ströme, Flüsse, Landseen und die Gestade des Meeres bewohnt er nur bedingungsweise, wenn sumpfige Wiesen oder Moräste daran stoßen, oder auf seinen Reisen. Aber nicht allein in den Niederungen schlägt er seine Wohnsitze auf; denn Radde fand ihn häufig am Amur und am Tarai Noor (Salzsee), während des Sommers jedoch nicht an den Ufern des Salzsees, sondern auffallenderweise in der trockenen hohen Steppe. Und Severzow begegnete ihm in Turkestan noch in Höhen zwei- bis dreitausend Meter über dem Meere. — Das Eldorado für diese Sumpfvögel sind die Deutsch-Russischen Ostsee-Provinzen. Der Boden dieser Provinzen ist an vielen Stellen feucht und sumpfig, so daß in gewissen Jahreszeiten eine weite Oberfläche dieser Ländereien nur ein Sumpf zu sein scheint. Die vielen moosigen Kräuter, welche den Boden decken, halten auch die Feuchtigkeit lange an sich, und man tritt ins feuchte Gras wie in einen Sumpf. Der bleibenden, nie austrocknenden Sümpfe sind eine Menge. Der Anblick eines solchen großen Sumpfes ist höchst unerquicklich. Alles kahle grausenhafte Einöde, bewohnt von Schnepfen, Bekassinen und nur belebt von den gellenden Tönen des unruhigen Kibitzes, der über seinem unnahbaren Sumpfrevier kreist, das aber diese Vögel besser schützt als eine steinerne Feste. Es giebt Sümpfe, die über 1 Quadratmeile groß sind; in Livland mehr als in Kurland, und in Kurland mehr als in Esthland, welches von allen 3 Provinzen noch am trockensten liegt. Als Zugvogel macht er seine Reisen meistens bei Tage, doch auch zuweilen bei Nacht; die Hauptzugzeit ist der September und der März, bis in den April hinein. Wenn der Kibitz auf seinem Frühjahrszug von einem Nachwinter überrascht wird, ist er klug genug, sich nach mildern Gegenden zu wenden. Nachtruhe hält er wie andere Arten dieser Gattung in finstern Nächten nur kurze Zeit meist dicht am Wasser; in hellen Nächten schwärmt er ununterbrochen herum und die Abende benutzt er an den flachen Ufern zu neckenden Spielen mit seinesgleichen.

Die erste Frühlingswärme ist hinreichend, die Scharen aufzulösen und in Paare zu trennen. Das Zeichen hiezu geben die Männchen, welche sich hitzige Kämpfe liefern, um ein Weibchen zu erobern, mit dem sie nun eine friedliche Gemeinschaft bilden, die etwa 3 Monate dauert, bis sie ihre Jungen groß gezogen haben. Sie nisten auf kurzgrasigen Stellen in der Nähe der Sümpfe, wo sie eine runde Vertiefung einkratzen, welche sie mit Graswurzeln und Hälmchen belegen. In dieser findet man, zuweilen bei gutem Wetter schon zu Ende des März, gewöhnlich erst im April 4 große birnförmige Eier, welche auf matt olivengrünlichem, blaß olivengelblichem oder olivenbräunlichem Grunde mit wenigen dunkelaschgrauen, kleinen Schalenflecken und olivenbraunschwarzen Flecken, Punkten und Klexen besetzt sind, die am stumpfen Ende dichter stehen. Ihre Länge beträgt 4,8 cm, die Breite an der dicksten Stelle, die weit nach dem stumpfen Ende liegt, 3,4 cm. Die Schale ist schwach und leicht zerbrechlich, glatt und ohne Glanz. Das frische Ei hat einen grünlichen Schein, der bei dem ausgeblasenen in den Sammlungen verschwindet. Die Brütezeit ist 17 Tage. — Mit großer Liebe hängt der Kibitz an seiner Brut; schwächere Feinde werden augenblicklich mit Schnabelhieben vertrieben; gegen überlegene Kräfte erhebt das Männchen ein klägliches Geschrei und gebraucht die List, ganz matt und niedrig auf dem Bodem hinzufliegen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, während das Weibchen in aller Stille und ganz geduckt das Nest verläßt. — Im Dunenkleid ist der Scheitel rötlichgrau, schwarz gefleckt, der ganze Oberkörper licht rötlichbraungrau mit vielen schwarzen Fleckchen; die untern Teile sind weiß, an den Halsseiten ein schwärzlicher Streif; auf dem Kropfe ein großer schwarzer Fleck. Der Kopf hat Dunen, welche wie feine Haare emporstehen; das Schnäbelchen ist schwarzgrau; die Füße sind schon ziemlich lang, weich und rötlichgrau. Sie verlassen das Nest sobald sie abgetrocknet sind, nicht selten mit der Schale auf dem Rücken und verbergen sich sehr gut zwischen Pflanzen, werden von der Mutter mit kleinem Gewürm ernährt,

das sie ihnen vorlegt, und lernen dabei sich bald selbst ernähren. — Man erzieht Junge mit Ameiseneiern, Semmeln und zerriebenem Ochsenherz.

Dieser possierliche, schöne Vogel, mit dem netten spitzigen Federbusch, welchen er im Gehen wie im Fluge aufrichten und niederlegen kann, geht zierlich und behend einher, wobei er sich, wenn er etwas von der Erde aufnehmen will, wie ein Wagbalken wiegt, ohne die Kniee zu biegen. An den abgerundeten Flügeln ist er auch während des Fluges zu erkennen, wobei es sich schön ausnimmt, wenn er mit an den Leib gezogenen Flügeln daherschießt, und durch seine vielfachen Wendungen bald die obere schwarze, bald die untere weiße Körperseite zeigt. Er fliegt sehr gut und macht an seinem Brüteorte oft kühne Schwenkungen, wiegt sich stark wellenförmig auf und ab, stürzt sich nahe bis an den Boden, und schießt eben so schnell wieder hinauf, bis er endlich ermattet ausruht, um bald wieder von neuem zu beginnen. Oft fliegt er auch mit langsamen weit ausgeholten Flügelschlägen wie ein Reiher dicht über dem Wasser weg. Beim Fliegen streckt er die runden Flügel nicht gerade von sich, sondern zieht ihre Enden an sich, daß sie ganz krumm aussehen; vor dem Niedersitzen hält er seine Flügel ruhig in der Schwebe, bis er den Boden erreicht hat. Naumann sagt: „Ein eigentümliches Wuchteln, welches bei den raschen und sausenden Flügelschlägen entsteht, macht diesen Flug so sehr kenntlich, daß man den Kibitz auch in finsterer Nacht unterscheiden kann. Auch seinen Ruf: kiwit kiwit hört man sehr oft untertags in den verschiedenen Modulationen. Gaukelflug und Ruf sind unzertrennlich, und drücken unverkennbar die Liebesfreuden des Vogels aus.“ Aber trotz all dieser gewandten Flugspiele hört man ein Meckern, wie von unserer Bekassine, bei dem Kibitz nicht, obgleich unsere Altmeister demselben den Namen Capella (= Gaisvogel) beilegten, wie der Meckerschnepfe. Er ist gesellig und lebt gern mit seinesgleichen und andern Vögeln im nachbarlichen Verein; auf seinem Nistplatze duldet er aber keinen. Dabei sind die Kibitze mutig und keck genug, Störche, Reiher, Raubvögel, Raben und Krähen zu überfallen, und sie vereint mit gräßlichem Lärmen und nachdrücklichen Schnabelhieben zu verjagen. Haben sie einen solchen Störenfried über die Grenze gejagt, so zerstreut sich die Schar und kehrt auf ihre Nistplätze zurück, wo dann die Männchen triumphierend wieder ihren Gaukelflug beginnen. Durch ihren Mut werden sie auf diese Weise die Beschützer der schwächern Vögel ihrer Nachbarschaft; die Griechen nennen ihn deshalb: „gute Mutter“. In Gegenden, wo sie zahlreich brüten, nimmt daher das Schreien und Lärmen kein Ende, weil solche Störungen bei ihrer Wachsamkeit sich häufig darbieten; auch Katzen und Hunde, selbst Menschen werden von ihnen attakiert, wobei sie oft so dreist herabstoßen, daß man den Luftzug des Sturzes fühlt; dem gewandten Fuchse, nach dem sie ebenfalls heftig lärmend stoßen, gelingt es aber bisweilen, einen der Schreier zu fassen und abzuwürgen, worauf dann die erschrockene Schar zerstiebt oder wehklagend in bescheidener Ferne folgt. Dem Habicht oder Taubenfalken weichen sie jedoch klüglich aus, da sie sich nicht gewandt genug fühlen, diese Räuber im Flug zu überbieten. Werden sie von einem solchen verfolgt, so suchen sie sich unter jämmerlichem Schreien durch Untertauchen zu retten, wenn aber das Sumpfwasser nicht tief genug ist, so sind sie doch öfters verloren. — Von seiner Stimme hat der Kibitz bei allen Nationen fast den gleichen Namen; er schreit ziemlich hell und vernehmlich: „kibit!“ als Angstgeschrei hat er ein kreischendes zweisilbiges „chräit“; die jungen Kibitze rufen fast einsilbig „kiwt“. Eine Art Gesang läßt das Männchen während des beschriebenen gaukelhaften mit einem sehr vernehmlichen Wuchteln verbundenen Fluges über seinem Brüteplatze vernehmen, er lautet etwa „küw korroi kiwitkiwitkiwitkijuit!“

Ihre Nahrung sind Regenwürmer, Wasserschneckchen, nackte und gehäuste Ackerschnecken, Larven, Heuschrecken, Käfer und andere Insekten. Bodenwürmer sind ihre hauptsächlichste Nahrung. — In der Gefangenschaft gewöhnt man ihn durch Regenwürmer an Semmeln in Milch erweicht, Brot, Käsequark, aufgequellte Weizenkörner und Fleisch. Er frißt viel, und bedarf auch viel Wasser. Wenn er keine Gelegenheit zum Fortfliegen hat, gewöhnt er sich bald ein, wird zahm und zutraulich, belästigt nicht viel durch Schreien, und ist überhaupt, wegen seiner Schönheit und seines artigen Benehmens, ein unterhaltender Vogel für den Hof oder ein geräumiges Lokal, das gerade nicht sehr reinlich gehalten zu werden braucht. Ein größeres flaches Wassergeschirr ist zum Wohlbefinden desselben nötig.

Sie sind wegen ihrer außerordentlichen Scheu und Wachsamkeit schwer zu schießen. In größerer Menge fängt man sie auf eigens dazu eingerichteten Herden, welche nahe beim Wasser errichtet werden, und worauf man einen verwandten Vogel aufläufert; der Vogelfänger selbst ist aber in der Nähe in einer kleinen Schilfhütte verborgen, von wo aus das Netz zugezogen wird. Am leichtesten fängt man sie in den beim Sandregenpfeifer beschriebenen Laufschlingen, und mit diesen, wenn der Platz geeignet ist, auch ziemlich häufig.

Junge Kibitze geben einen wohlschmeckenden Braten; das Fleisch der Alten ist indessen zähe und widrig. Die wohlschmeckenden Eier werden in vielen Gegenden gesammelt, auf die Märkte gebracht und als Delikatesse teuer verkauft.

Sechste Familie: Steinwälzer, Strepsilas, *Illiger* 1811.

Cinclus, *Möhring* 1752; — Arenaria, *Briss.* 1760; *Vieill.* 1816.

Schnabel nicht so lang als der etwas hochstirnige Kopf, kegelförmig gestreckt, nicht stark, nach vorn allmählich zugespitzt, ohne Kolbe; wenig aufwärts gebogen; Firste und Spitze abgeplattet, diese scharf und hart, kaum an der höhern Wurzel etwas weich; Nasenlöcher seitlich, vor der Schnabelmitte, kurz, ritzförmig; Füße etwas kurz, ziemlich stark, über der Ferse nicht weit nackt; mittellange fast ganz getrennte Zehen, nur ein winziges Häutchen am Grunde bemerklich, Hinterzehe klein und hochgestellt, berührt aber den Boden; Läufe vorn quergetäfelt, hinten und seitlich genetzt; Flügel schlank und spitz, die 1. Schwinge am längsten, die letzten schmalen Schwingen eine zweite Spitze bildend; der 12fedrige, zugerundete Schwanz mittelgroß. — Die Steinwälzer sind je nach Alter bedeutend verschieden; wenig die Geschlechter vom gleichen Alter. Sie haben eine Doppelmauser im August und März. In ihrer Leibesgestalt ähneln sie den Regenpfeifern, allein ihre Augen sind um vieles kleiner, ihre Lebensart ist mehr strandläuferartig und der Schnabel ist vornehmlich ein Werkzeug, um kleine Steine damit umzuwenden. — Er ist ein Allerweltsvogel, über alle Teile der Erde verbreitet, in den kälteren Gegenden Zug-, in wärmeren Strich- und Standvogel, bewohnt abgeflachte Ufer, vorzüglich Seekanten, lebt einzeln oder in kleinen Gesellschaften, und sucht nahe am Wasser seine Nahrung, welche in Gewürm und Insekten besteht, besonders aus den unter Steinen verborgenen, die er deshalb umwendet. Die 4 kreiselförmigen Eier ähneln denen der Kibitze. — Von 2 Arten hier: 1 Art.

Der Steinwälzer. Strepsilas interpres, *Linné.*

Taf. 40, Fig. 8.

Mornell-Steinwälzer, Steinwender, Steindreher, Mornellstrandläufer, Seemornell, Dolmetscher. — Morinellus marinus, *Will. et Ray*; — *L. cit.*; — Tringa maritima, *L.* 1746—48; — Tr. interpres, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; — Arenaria cinerea, Jug.Kl., *Briss.* 1760; — Tr. morinella, Jug.Kl., *L.* 1766; — Tr. hudsonica, *Müll. (O. Fr.)* 1776; — Strepsilas collaris, *Ill.*; *Temm.*; — Char. cinclus, *Pall.* 1811; — Morinella collaris, *Mey.* 1815; — Strepsilas interpres, *Ill.* 1811; *Temm.*; *Naum.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; — Arenaria interpres, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Kehle, Unterleib, Hinterrücken, die Schwanzwurzel und eine Querbinde über den Flügel sind weiß; Bürzel, Kropf und der Schwanz vor der Spitze schwarz; Füße orangegelb oder menningrot.

Länge 23,5 cm, Flügelbreite 4,8 dcm, Schwanzlänge 6 cm, Schnabel 2,5 cm, Höhe des Laufs 2,5 cm, Mittelzehe 2,8 cm. Größe einer Singdrossel.

Beschreibung. Herbstkleid: Die Kehle ist reinweiß; neben derselben läuft ein schwarzer Strich herab, der sich mit dem schwarz geschuppten Ringkragen vereinigt, welcher hinten nicht geschlossen ist, auf der Gurgel der Länge nach breit herabgeht, sich unter dem Kropfe spaltet und jederseits auf die Oberbrust herabläuft, bald wieder aufsteigt und in einem schmalen Bande die untere Halswurzel umzieht; der von ihm eingeschlossene große Fleck an den Halsseiten ist nach oben weißlich, nach unten schwärzlich und rostgelb gestrichelt; der Unterleib ist weiß; der Oberleib ist rostbräunlich, schwarzbraun gefleckt; die Stirn bräunlich weiß; der Scheitel schwärzlich braun, gelbgrau gestreift; der Unterrücken und die obern Schwanzdeckfedern sind weiß, über den Bürzel geht ein schwarzgraues Band. Die Schwingfedern sind matt braunschwarz mit weißen Schäften, von der sechsten an bis zu den hintern Schwingfedern (letzte nicht mit eingeschlossen) wurzelwärts mit weißen Flecken, was im Verein mit den weißen Spitzen der braunschwarzen Flügeldeckfedern einen weißen Querstreif bildet. Die Schulterfedern haben ebenfalls große, weiße Wurzeln, welche aber im ruhigen Zustande nicht leicht sichtbar werden. Der Schwanz ist an der Wurzelhälfte weiß, am Ende braunschwarz. — Das Frühlingskleid ist sehr schön und giebt dem Vogel ein ganz anderes Aussehen. Kopf und Hals sind reinweiß, darauf sind tiefschwarze Zeichnungen folgender Gestalt: vom Schnabel gegen das Auge und unter dasselbe ein schwarzer Strich; vom Schnabelwinkel ausgehend vereinigt sich ein anderer mit demselben, umschließt die Kehle, bildet unter den Wangen einen Halbmond, auf der Brust ein schwarzes Schild und steigt als ein Band wieder aufwärts bis zur Halswurzel; der Oberrücken ist schwarz mit rostroten Federn vermischt; sonst alles wie am Herbstkleid. Je älter die Männchen werden, desto schöner wird das Rostrot auf dem Rücken, desto tiefer und reiner die schwarzen Zeichnungen am Halse. Jüngere Männchen sind weniger reinweiß. — Die Weibchen haben einen schmälern Kopf und Hals, auch ist der Unterkörper reinweiß. — Der Schnabel ist schwarz; das Auge tiefbraun mit weißlichen Augenlidrändchen; die Füße sind orangegelb, im Alter orangerot.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Die Heimat dieses hübschen, über alle Erdteile verbreiteten Strandvogels ist der Norden von Amerika, Asien und Europa; ferner Afrika bis zum 20. Gr. südlicher Breite (man traf ihn auf Madagaskar), und Australien samt vielen Inseln. Die nördlichen Teile enthalten seine Brutplätze, die südlichen besucht er auf dem Zug. In unsrem Erdteil auf Island, in Skandinavien, Britannien, an der Nord- und Ostsee, am Finnischen und Bothnischen Meerbusen; ferner am Eismeer durch ganz Nord-Sibirien und in Ost-Asien. In Nord-Amerika samt Grönland, auf dem Zug bis auf die Antillen; doch nicht in Süd-Amerika beobachtet. Als Zugvogel sucht er im August und September die wärmeren Länder der genannten Erdteile, und kommt dann — zumeist den Küsten entlang — bis ins südliche Europa samt Inseln; so auch in Afrika, einzeln bis zum Südkap; in Asien bis Indien, China und Japan; selbst bis Australien, wo diese Art zu den regelmäßigen Herbst- und Wintergästen zu gehören scheint. Im April und Mai zieht er wieder auf seine Brutplätze zurück. Das innere Deutschland berührt er nur selten auf seinen Wanderzügen, denn als Meervogel besucht er nur im Notfall die Ufer der süßen Gewässer. Der Meeresstrand, besonders wo derselbe von sandigen Watten und steinigen Ufern, zwischen denen hier und da grüne Rasen liegen, begrenzt wird, ist sein Aufenthalt, wo er sich einzeln oder familienweis umhertreibt. Trotz dieser weiten Verbreitung an allen Meeresküsten der ganzen Erde ist dieser Vogel keinen klimatischen Abänderungen unterworfen, sondern „bleibt überall derselbe“. E. v. Hom. Cab. J. 1879, S. 172.

Sie nisten in der Nähe des Wassers in eine kleine Delle, gern unter dem Schutz eines niedern Pflanzenbüschels, worin man Anfangs Juni 3 bis 4 große, birnförmige Eier findet, welche auf bleichem, trübem meer- oder olivengrünem Grunde einige wenige graue, aber viele dunkel olivenbraune und olivenschwarze Punkte, Flecken und Striche haben. Sie ähneln entfernt den Kibitzeiern, sind aber viel kleiner und von einer kürzern Gestalt; die Schale ist dünn, glatt und etwas glänzend; sie variieren aber vielfach. Maaße 40 + 30 mm. — Auf der Insel Rügen scheinen die einzigen Brutplätze dieser Art zu liegen, welche zum Deutschen Reich gehören, denn auf Sylt und Borkum brüten sie nicht mehr. Dieser schöne Vogel ist überall viel seltener geworden und wird wohl in Deutschland bald zu den seltenen Erscheinungen gehören. Dagegen noch häufiger Brutvogel im niederländischen (West-)Friesland.

Um seine Nahrung zu suchen, wendet er fleißig kleinere Steine um; sie besteht in Seegewürm, Garneelen und Insekten. — Im Zimmer ist er ebenso leicht zu erhalten, wie die andern Arten, und wird zahm und zutraulich. Seine Stimme ist ungemein hell, hoch und rein und kann ein Pfeifen genannt werden; sie klingt wie: „kiiht kiht kit kitt kittkittiitt!“ anfangs gedehnt und langsam, nachher immer schneller. Sie ist verschieden von der anderer Schnepfenarten, ungemein hoch, fast schneidend, ähnelt etwas der des Flußuferläufers, ist aber doch kräftiger und tiefer. Der Paarungsgesang klingt schnell: „kittekittekittekitte“ u. s. w.

Mit Laufschlingen wird er ziemlich leicht gefangen. Sein Fleisch ist eine Delikatesse, die dem Schnepfenwildbret nicht nachsteht.

Siebente Familie: **Austernfischer**, Haematopus, *Linné* 1735.

Ostralega, *Briss.* 1760; — Ostralegus et Melanibyx, *Reichb.* 1853.

Schnabel viel länger als der hochstirnige starke Kopf, gerade, in der Mitte ein wenig vertieft, von den Seiten sehr zusammengedrückt, sehr hart, gegen die stumpf abgeschnittene Spitze noch mehr messerartig zusammengedrückt und sehr schmal, von der Seite betrachtet aber kolbenartig gestaltet; Ober- und Unterschnabel vorn niedergedrückt; Nasenlöcher seitlich, unfern der Basis, ritzartig; Füße dreizehig, stark, mittelhoch, über der dicken Ferse nicht viel nackt; der Lauf genetzt, mit 5 bis 6 länglichen Täfelchen in einer Querreihe, hinten feiner genetzt als vorn; die Zehen kurz mit breiten Sohlen, deren Ränder an den Seiten etwas hervortreten; zwischen den äußern Zehen eine Spannhaut bis zum ersten Gelenk; Hinterzehe fehlt; Flügel groß und spitzig, ausgeschnitten, wodurch noch eine zweite Spitze gebildet wird; die 1. Schwinge die längste; der 12fedrige Schwanz kaum mittellang, am Ende gerade.

Das kleine Gefieder ist sehr dicht, reich und schließt sich glatt an, die Gestalt stark und gedrungen, der Hals kurz, der Kopf stark mit steiler Stirne. Die Muskeln, welche den Schnabel bewegen, sind — nach Nitzsch — besonders stark entwickelt; die Zunge ist kurz, am hintern Rand mit hornigen Zähnen; der Vormagen dickwandig, reichmuskelig; der eigentliche Magen schwachmuskelig. — Sie haben eine Doppelmauser, welche aber unbedeutende Unterschiede hervorbringt; die Geschlechter sind nicht verschieden; die zwei Hauptfarben sind schwarz und weiß. Von den 10 Arten besitzt Europa: 1 Art.

Der Europäische Austernfischer. Haematopus ostralegus, *Linné*.

Taf. 40, Fig. 9.

Austernsammler, Austermann, Austerndieb, Wasser-, Meer-, Strandelster, Elsternfischer, Lyve. — Haematopus, alte Aut.; — Häm. pica marina, *L.* 1746—48; — Häm. ostralegus, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Temm.*; *Gould* 1832; *Naum.* 1834; *K. & Bl.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.*; — Scolopax pica, *Scop.* 1769; — Häm. hypoleucus, *Pall.*; Ostralegus europaeus et vulgaris, *Less.* 1831; — Häm. balthicus, et orientalis, *Br.* 1831; — Häm. ostrilegus, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Eine breite Binde durch den Flügel, ein großer Teil der Schäfte der Schwingen erster Ordnung, die Schwanzwurzel, Bürzel, Unterrücken und der ganze Unterleib sind weiß; Kopf, Hals, Mantel und Schwanzende schwarz. Schnabel, Füße und Augen sind rot. Größe einer großen Taube. Gewicht 1 Pfund.

Länge 3,75 dcm, Flügelbreite 8,1 dcm, Schwanzlänge gegen 12 cm, Schnabellänge 7 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm, Mittelzehe 4,2 cm.

Beschreibung. Dieser Vogel, der mit keinem andern zu verwechseln ist, trägt nur zwei Farben, Schwarz und Weiß. Von der Oberbrust an ist der Bauch, Bürzel und ein breites Band auf den Flügeln weiß; der ganze Oberkörper samt dem Kropf, Schultern, Ober- und Hinterflügel, die Endhälfte des Schwanzes und die vordere Flügelspitze tragen ein reines, tiefes Schwarz. Im Winterkleid steht auf der Gurgel ein großer, halbmondförmiger, weißer Fleck. Im Jugendkleid sind Kopf, Hals und Oberrücken braunschwarz. Im Dunenkleid sind Kopf, Hals und Rücken dunkelgrau, Brust und Bauch weiß, der Schnabel horngelb, die Füße rötlichgrau. — Bei den Weibchen geht das Schwarz auf dem Kropf nicht so tief herab; sie sind indes nicht sicher zu unterscheiden. — Der Schnabel ist lang, an der Spitze wie abgeschnitten, scharf und hart, von Farbe brennend orangerot, nach der Spitze gelb, bei den Jungen graurötlich; das große Auge ist karminrot, mit einem orangeroten Augenlidrändchen; die Füße fleischrot, in der Jugend fleischfarben.

Dieser Vogel ist ziemlich weit verbreitet und bewohnt in Europa die nördlichen Seeküsten, bis in den arktischen Kreis hinauf. Er ist auf Island, den Faröern, Hebriden, Großbritannien, Norwegen, Schweden, von Esthland bis Holstein, Dänemark, Holland, Frankreich und Spanien überall gemein, an vielen Küsten sogar in größter Anzahl. Die gleichen Breiten bewohnt er in Amerika und Asien, besonders in Sibirien bis in den fernsten Osten. Middendorf traf ihn auf der großen Schantarinsel; diejenigen, welche im chinesischen Meere leben, dehnen ihre Winterreise bis nach Süd-Indien aus. An den deutschen Küsten der Nord- und Ostsee ist er Zugvogel und streicht südwärts bis Italien. So unsäglich groß die Zahl dieser Vögel an den deutschen Küsten und Inseln ist, die von der Ost- und Nordsee bespült werden, so selten berührt er Gewässer des innern Deutschlands einzeln auf seinen Herbstwanderungen. Der Durchzug im Frühjahr dauert von Ende März bis tief in den Mai hinein; der Abzug beginnt im September, dauert aber lange fort, und nur während der strengsten Kälte pflegen sämtliche Austernfischer an den Küsten der Nordsee ganz zu verschwinden. Seine Wanderungen, bemerkt Brehm, sind in mehrfacher Hinsicht eigentümlich. So verläßt er den Strand der Ostsee regelmäßig, während er auf Island bloß vom Nordrande zum Südrande zieht. Dies ist dadurch zu erklären: wo der Golfstrom die Küste bespült, behält Wasser und Land eine Temperatur, bei welcher der Vogel bestehen kann; wo dies nicht der Fall und die See zufriert, wird der Vogel zum Wandern gezwungen. Er bewohnt auch die Ufer der nicht weit von der See entfernten, salzigen Wasserbecken; besonders liebt er die steinigen oder felsigen Ufer, welche hin und wieder mit grünen Flächen abwechseln.

Bald nach ihrer Ankunft verteilen sich die Pärchen, die Männchen necken und jagen sich fliegend und laufend unter vielem „kwihp“ schreien, kämpfen um ihre Weibchen, die sich zuweilen auch in den Streit ihrer Liebhaber mischen, um demselben mehr Nachdruck zu verleihen, bis endlich die abgeschlossenen Ehen friedlich geführt werden können. Eine eigene Lebendigkeit kehrt mit diesen lebhaften Vögeln an jene Ufer zurück. Sie sind selten von andern dort nistenden Vögeln abgesondert, so daß oft, wo das Gewimmel recht bunt ist, komische Verwechslungen vorkommen. An der Nordsee treiben sich übrigens, nach Dr. Rohweder, in der nächsten Umgebung der Halligen stets zahlreiche Scharen von Austernfischern umher, ohne an die Fortpflanzung zu denken. Die unvollständige Ausfärbung des Gefieders und besonders des Schnabels kennzeichnet sie als einjährige Vögel. (v. Hom. R. n. Sylt, 72.)

Sie nisten auf Flächen, welche mit kurzem Rasen bedeckt sind, nicht sehr weit von der See oder auch andern Gewässern. Es sind immer solche Plätze, wohin die gewöhnliche Flut nicht steigt, oft einige hundert Schritte vom Wasser, oder auch so nahe, daß die Flutwellen bis auf wenige Schritte heranrauschen. Das Nest besteht aus einer kleinen gekratzten Vertiefung, ist mit wenigen Halmen belegt, oft aber auch ohne alle weitere Auslage. Darin findet man im

Mai, auch erst Juni, drei zur Größe des Vogels große Eier, welche auf schwach bräunlich rostgelbem, bald ins olivenfarbige, bald ins rostfarbige spielendem Grunde wenig hell violett- oder dunkelgraue Schalenflecke und Punkte, darauf viele braune, olivenbraunschwarze und braunschwarze Flecken, Klexe und Punkte haben, die bald dicht und klein gefleckt, bald einzeln und grob gefleckt vorkommen. Die Eier messen 60 + 40 mm, wie Hühnereier, haben nur eine etwas spitzere Form, aber eine ebenso feste Schale. Die Poren sind etwas sichtbar, die Oberfläche ohne Glanz. Die Brütezeit dauert gegen 3 Wochen, dann laufen die Jungen sogleich davon und werden wie die jungen Hühner geführt, erwärmt und zum Futtersuchen angehalten, was sie auch in kurzer Zeit lernen. Bei Tag werden sie von den Eltern immer an solche Plätze geführt, wo sie zwischen Pflanzen, Steinen und Vertiefungen leicht ein Versteck finden, was sie auch bei Annäherung einer Gefahr trefflich zu benutzen wissen. Sonst laufen sie auch dem Wasser zu, schwimmen und tauchen vortrefflich, sind hier von einem Menschen nicht mehr wohl zu erhaschen, und machen dann selbst einem Hühnerhunde zu schaffen. — Diese Vögel lieben ihre Brut ungemein, fliegen schreiend den herannahenden Menschen entgegen, und dies immer ängstlicher, je näher man der Niststelle kommt; sie verleugnen da ihr sonst so mißtrauisches Wesen gänzlich. Hier gleichen sie den Kibitzen, nur daß sie kräftigere Waffen führen und sich nachdrücklicher zu verteidigen wissen. Er wird dadurch der Beschützer nicht nur seiner eigenen Brut, sondern auch andrer in seinem Bezirke nistender Vögel, mit denen er sonst in Frieden lebt, obgleich er über die kleinern eine gewisse Herrschaft behauptet und gewissermaßen der Tonangeber ist, denn das kleine nachbarliche Strandgeflügel lernt bald die Locktöne und Warnungsrufe kennen und deuten, und auch sein Benehmen danach richten.

Der Austernfischer ist ein interessanter Vogel, und große, fliegende Scharen solcher Vögel mit den scharf abstechenden Farben gewähren einen schönen Anblick. Sein Gang ist trippelnd und behend, er kann aber auch schnell rennen, wobei er jedoch öfters wieder anhält. Er schwimmt recht gut, und nicht, wie andere Uferläufer, nur in der Not, sondern auch ohne dieselbe, wobei er sich, wenn er verfolgt wird, durch Untertauchen rettet. Sein Flug hat Aehnlichkeit mit dem der Enten. Es sind schlaue, mißtrauische Vögel, welche aber in geselligen Vereinen treu zusammenhalten, und anrückende Feinde, wie Raben, Möven, Raubvögel, denen sie nur halbwegs gewachsen sind, mit großem Ungestüm und Geschrei angreifen und verfolgen. Durch seine Wachsamkeit und seinen Mut wird er so gleichsam zum Sicherheitswächter und Beschirmer andrer Strandvögel, welche sich dieser Führung auch gern unterwerfen. Den Hirten, den Fischer kennt dieser schlaue Vogel sehr gut als harmlose Nachbarn und läßt sie nahe herankommen; jeden andern Menschen, besonders den Jäger, betrachtet er mit Mißtrauen und entflieht meistens außer Schußweite. Seine Stimme ist ein helles durchdringendes „hüüip" oder „kwihp". Das „kiwihp" hat einige entfernte Aehnlichkeit mit den Tönen des Kibitzes, namentlich mit dem Schlußton im Gesange dieses Vogels, es klingt aber heller und reiner. Das Männchen läßt auch noch am Brüteplatz einen Paarungsruf hören, der wie: „kewig kewig wickwickwickwirrr!" lautet, langsam anfängt und zuletzt in schnellem Triller endet.

Wenn man behauptet, der Austernfischer verzehre Muscheln, welche er mit seinem Schnabel öffne, so ist es ein Irrtum; nie findet man dergleichen in seinem Magen. Wahrscheinlich kommt dieser Name davon her, daß er mit seinem Schnabel Steine und Muschelschalen umwendet, um die darunter liegenden Würmer und Insekten zu genießen. Sie folgen dem Stande des Wassers, der Ebbe und Flut, wie sie vorrückt und zurücktritt, und lesen hauptsächlich kleine Fischchen und Garneelen auf, auch verzehren sie viele Uferwürmer (Arenicola lumbricoides), welche sie mit ihrem festen Schnabel aus dem Sande herausziehen. Mit den gleichen Würmern fangen die Norderneyer Fischer, vermittelst der Angeln, die Schellfische. — Im Zimmer oder vielmehr auf dem Hof und in Gärten ist dieser schöne Vogel leicht zu erhalten, wenn man ihn wie den Kibitz behandelt. Sie betragen sich zahm und zutraulich und vertilgen in den Gärten viele Regenwürmer, Schnecken und Insekten, ohne den Pflanzen zu schaden.

Außer ihren Brüteplätzen sind sie sehr schwer zu schießen, jedenfalls muß dies aus einem guten Verstecke oder aus einem Erdloche geschehen. Leichter fängt man sie in Laufschlingen. — Das Fleisch der Alten taugt nicht viel; das der Jungen und die Eier sind schmackhaft.

III. Abteilung. **Schnepfenartige Vögel**, Scolopacidae, *Leach* 1816.

Sie unterscheiden sich von den Regenpfeifern, mit denen sie nahe verwandt sind, durch schlanke, weiche, meist hohe Füße, welche weit über die Ferse (Knie) hinauf nackt sind; mit 3 vorwärts gerichteten Zehen und mit einer kurzen höher gestellten Hinterzehe, welche einigen Arten auch fehlt; doch ist die Fußbildung sehr verschieden, denn an den Zehen finden sich

verschiedene Einrichtungen, man findet freie Zehen, halb geheftete, ganz geheftete, Lappen- und Schwimmhäute an denselben; Läufe verschiedenartig vorn und hinten getäfelt oder genetzt; durch ihren **Schnabel**, welcher biegsam, schlank, schwach und weich, nur an der Spitze etwas hart ist; derselbe ist mit Nerven versehen und mit einer weichen Haut überzogen, daher ein vorzügliches **Tastwerkzeug***). Wegen seiner Biegsamkeit und den in den Nasenfurchen liegenden Sehnen kann er an der Wurzel geschlossen sein, und dessenungeachtet am obern Teile vorn weit geöffnet werden. Die Naslöcher sind schmal und ritzartig, liegen innerhalb des Wurzelviertels der Mundspalte. Der hintere Flügelrand ist mehr oder weniger sichelförmig ausgeschnitten und vor der ersten großen Schwingfeder befindet sich ein ganz kleines, schmales, spitzes Federchen, welches übrigens die Regenpfeifer auch haben; der Schwanz ist kurz und besteht in 12 bis 26 Steuerfedern, letztere Zahl bei Sc. gallinago, welche damit den eigentümlichen Meckerton hervorbringen soll, wie man in der Neuzeit — auf genaue Beobachtungen gestützt — annimmt. Unter den schnepfenartigen Vögeln herrscht eine gegenseitige starke Zuneigung, welche sich dadurch ausspricht, daß sich nicht selten mancherlei Arten in **eine Gesellschaft** vereinigen, und die einen den Locktönen der andern folgen. Die Dunenjungen verlassen das Nest nach dem Abtrocknen und lernen unter dem Schutze der Eltern sogleich ihr Futter suchen, ganz nach Hühnerart. — Sie umfassen nach Sharpe etwa 125 und mehr Arten in 48 Gruppen. Hier kommen zur Beschreibung 33 Arten in 12 Familien.

Erste Familie: Sanderling, Calidris, *Cuvier* 1800.

Ill. 1811; — Arenaria, *M. & W.* 1810; — Tringa, *Vieill.* 1816; *Sws.* 1837.

Schnabel nur so lang oder nicht viel länger als der Kopf, gerade, dünn, rundlich, an der Basis kaum höher als breit, in seiner ganzen Länge weich und biegsam, Oberkiefer hohl, nur die Spitze allein hart und **ohrlöffelartig** etwas breiter; Nasenlöcher klein, ritzartig, nahe der Stirn, in eine Furche bis zur Spitze verlaufend; Füße nicht sehr hoch, schwach und schlank, über der Ferse etwas kahl; drei getrennte, nicht lange Vorderzehen, **die aber seitlich in der ganzen Länge einen schmalen Hautsaum zeigen, ohne Hinterzehe**; Läufe vorn und hinten getäfelt; Flügel mittelmäßig lang, spitz; die 1. Schwinge die längste, die der dritten Ordnung in eine zweite Spitze verlängert, daher der Hinterrand des Flügels stark sichelförmig ausgeschnitten; der 12fedrige kurze Schwanz doppelt ausgeschnitten, weil die äußern und mittlern Federn länger als die übrigen sind.

Es sind **kleine Vögel**, welche zweimal im Jahre mausern und ein vom **Winterkleid** sehr abweichend gefärbtes **Sommerkleid** tragen; das **Jugendkleid** ist von beiden wieder verschieden; Geschlechtsunterschiede sind aber im Aeußern nicht viel bemerklich. Von den Regenpfeifern weichen sie dadurch ab, daß sie **keine Spannhaut** an den Zehen haben, ihrem Kopf fehlt die steile Stirne, das große Auge und der harte Schnabel; dagegen gleichen sie mehr den Strandläufern, namentlich in den Verhältnissen des innern Baues, nur daß die Hinterzehe und die dieselben bewegenden Muskeln fehlen. Bekannt ist nur: 1 Art.

Der Sanderling. Calidris arenaria, *Linné*.

Taf. 41, Fig. 1. (Sommerkleid.)

Ufersanderling, Sandläufer, Sanderling, Sandling. — Arenaria, *Will. et Ray*; — Tringa arenaria, Winterkl., *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Charadrius calidris, Sommerkl., *L.* 1766; *Gm.*; *Wils.* 1808; — Char. rubidus, *Gm.*; — Arenaria grisea, *Bechst.* 1803, 1809; — Aren. vulgaris, *Leisler* 1809; — Tr. tridactyla, *Pall.* 1811; — Cal. tringoides, *Vieill.*; — Cal. arenaria, *Temm.* 1816; *Naum.* 1834; *K. & Bl.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — *v. Hom.*

Man sieht aus der Synonymik, daß das Sommer-, Winter- und Jugendkleid zu vielerlei Verwirrungen Anlaß gab, und deshalb aus diesem Vögelchen mehrere Arten gemacht wurden; es ist übrigens von andern Strandläufern leicht an dem Mangel der Hinterzehe, in der Ferne aber an dem vielen Weiß von ähnlichen kleinen Arten zu unterscheiden.

*) Er ist aber auch ein vorzügliches **Werkzeug**, um **Würmer** aus ihren Röhren **hervorzuziehen**. Mit dem Schnabelknopf kneipen sie den Wurm wie mit einer Zange fest; einmal gefaßt, kann derselbe nicht mehr zurück, denn die feinen, rückwärts gekehrten Zähnchen, welche am Saume des Kiefers sitzen, verhindern das Zurückweichen des Wurmes, welches ihm Schmerzen verursacht, und auch die lange Zunge, welche Widerhäkchen hat, trägt dazu bei, daß der **erfaßte** Wurm nicht mehr zurückzieht, sondern im Schnabel **aufwärts** steigt, und somit dem Vogel gleichsam **von selbst in den Rachen schlüpft**. Eine diesbezügliche Beschreibung findet der Leser weiter unten bei der Futteraufnahme einer gefangenen **Waldschnepfe**.

Kennzeichen. Die Schwingen erster und zweiter Ordnung, nebst den Schwanzfedern haben weiße Schäfte; Schnabel und Füße schwarz.

Länge 16,8 bis 18 cm, Flugbreite 37,2 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 2,4 cm, Lauf 2,4 cm, Mittelzehe samt der Kralle 1,9 cm. Feldlerchengröße, aber mit höhern Beinen.

Beschreibung des Jugendkleides, in welchem dieser Vogel am häufigsten in Deutschland vorkommt. Der Oberleib ist graugelblichweiß, stark braunschwarz, zackig gefleckt; der Hinterhals ist graulichweiß; Unterrücken und Bürzel sind weiß, in der Mitte dunkelgrau; der Flügel ist braunschwarz; die großen weiß gesäumten Flügeldeckfedern bilden einen weißen Querstrich über den Flügel; die untere Seite des Flügels ist weiß. Die Stirn, ein Streif über dem Auge und der ganze Unterkörper ist schneeweiß; die Seiten des Kropfes meist mit rostgelblichem Anfluge. Der Schwanz ist braunschwarz, grau und weiß gesäumt. Am lebendigen Vogel ist im Nacken ein stark schwarz gefleckter Sattel und am Oberrücken ein auffallend weißer Streif bemerkbar. Im Sommerkleid ist statt der graugelblichen Farbe des Oberkörpers rostrot vorherrschend, die Federn sind schwarz gefleckt und weiß gesäumt, unten sind Kehle und Gurgel weißlich, an den Seiten fein braunschwarz gefleckt; Kropf und Oberbrust seitwärts blaß rosträtlich mit braunschwarzen Flecken; das übrige unten rein weiß. Das Winterkleid ist einfach; oben ist es hellaschgrau, auf dem Scheitel mit schwarzen Schaftfleckchen; die Stirn, ein breiter Streif über dem Auge samt dem ganzen Unterkörper schneeweiß; der Flügelbogen ist samt den kleinen Deckfedern tief braunschwarz; die großen Deckfedern hellaschgrau mit großen, weißen Enden, wodurch zwei weiße Streifen entstehen. — Der Schnabel ist schwarz; das nicht große Auge hat eine dunkelbraune Iris und weiß befiederte Augenlider; die Füße sind schwarz.

Der Sanderling hat eine weite Verbreitung. Er bewohnt als Brutvogel die nördlichsten Länder der Erde innerhalb des Polarkreises rings um den Pol. Nach der Brutzeit besucht er als Zugvogel die von seiner Brutzone südlicher gelegenen Gegenden; in Asien ganz China, Süd-Sibirien, West-Asien bis zum Roten Meer. In unsrem Erdteil die Küsten der Ost- und Nordsee; in sehr großer Anzahl Holland, überwintert aber dort nicht. Im Verlauf des Zuges kommt er in die Länder ums Mittelmeer, besucht Nord-Afrika, insbesondere die Nil-Länder bis zum Blauen Fluß; auf der Ost- und Westseite Afrikas bis zum Kap der Guten Hoffnung. Für Amerika ist ein gleicher Verlauf zu verzeichnen, denn er kommt dort vom Norden bis Brasilien vor. Im Innern der Länder verweilt er nirgends lange, und ist in Frankreich, Deutschland, in der Schweiz, Oesterreich überall ein seltener Vogel. Häufiger zeigt er sich in Ungarn, in der Dobrudscha und in Süd-Rußland. Die Zugzeit fällt in den April, September und Oktober. Die Wanderzüge werden bei Nacht unternommen. Er bewohnt hauptsächlich die Meeresküsten, weniger andere Gewässer, und zieht den flachen sandigen oder kiesigen Boden einem schlammigen vor. In Binnenländern sieht man ihn gewöhnlich an großen, freiliegenden, flachufrigen, stehenden Wassern, seltener an Flüssen.

Dieses Vögelchen brütet nur innerhalb des Polarkreises. Nach Middendorf kam der Sanderling am 4. Juni unterm 74. Gr. an und ließ sich bis zum 75. Gr. sehen, je weiter nördlich, desto häufiger; immer aber nur in kleinen Gesellschaften von 5 bis 6 Stück vereint. Sie benutzen während des kurzen Sommers, wo die Sonne 3 Monate fast nicht vom Horizont verschwindet, jene öden menschenleeren Gegenden zur ungestörten Aufzucht ihrer Brut. Dies soll, nach der Vermutung Middendorfs, vorzüglich an der Küste des Eismeeres geschehen. — Die vier Eier, welche man im Juni an den Ufern ihres Aufenthalts findet, sind etwa so groß, wie kleine Haustaubeneier, aber freilich von ganz andrer Gestalt, birnförmig, mit feiner glänzender Schale, die Grundfarbe ist blaß olivengrünlich oder bräunlich, die Flecken und Punkte von einer blutbraunen Farbe, bisweilen auch mit ein paar schwarzen Flecken untermischt. Maaße 29+22 mm.

Vor allen andern kleinen Strandvögeln macht sich der Sanderling fliegend oder laufend an dem vielen Weiß in seinem Gefieder schon von weitem kenntlich; ruhig dastehend oder im Laufe sieht er etwas gedrungener aus als die Strandläufer. Er geht zierlich und behend, kann auch schnell laufen, hält aber bald wieder inne. In seinem Betragen ist er ruhiger, als manche andere verwandte Arten; sein Flug ist gewandt und schnell, er streckt aber dabei die Flügel etwas weiter von sich, als die Halsbandregenpfeifer. — Als liebes, harmloses Geschöpf ist er für seine Sicherheit beinahe allzu zutraulich, und läßt ganz in der Nähe seinem Treiben zusehen. Die Stimme ist ein sanft pfeifendes, hohes kurzes „pitt", in verschiedenen Modulationen.

Er nährt sich von kleinen Würmern, Insektenlarven und Insekten, welche im seichten Wasser, auf dem Strande und unter kleinen Steinen vorkommen. Im Zimmer gewöhnt man ihn mit zerstückelten Regenwürmern an Mehlwürmer, Ameiseneier, Käsequark, klein zerschnittenes Fleisch, altbackene Semmeln in Milch erweicht. Er giebt ein sehr angenehmes zahmes Stubenvögelchen, dem man einen geräumigen Verschlag oder einen größeren Käfig, mit Sand belegt, zum Aufenthalt anweist. Ein flaches größeres Wassergeschirr darf nicht fehlen. Wo der Sanderling allein mit seinesgleichen vorkommt, ist er leicht zu schießen und mit Laufschlingen zu fangen, da er sich in letztere ohne viele Umstände treiben läßt. In Gesellschaft andrer scheuer Vögel,

deren Leitung er folgt, benimmt er sich aber gerade wie diese, d. h. er sucht bei guter Zeit das Weite.

Zweite Familie: Strandläufer, Tringa, *Linné* 1735.

Schöniclus, *Möhr.* 1752; — Actodromas (-Actodromus), et Leimonites, *Kaup* 1829; — Canutus, *Br.* 1831; — Tryngas, *Glog.* 1842; — Arquatella, *Baird* 1858.

Schnabel so lang oder etwas länger als der Kopf, gerade oder gegen die Spitze etwas abwärts gebogen, schwach, schlank, weich, biegsam, nur an der Spitze etwas härter, an der Wurzel etwas zusammengedrückt, etwas höher als breit, nach vorn rundlich und niedriger, die Spitze etwas breiter; auf beiden Schnabelhälften geht eine Furche parallel mit den Mundkanten zwei Dritteile gegen die Spitze vor; Nasenlöcher nahe der Stirn, klein, schmal, mit häutigem Rande, nach der Schnabelspitze in eine Furche verlängert; Füße ziemlich hoch, schlank und weich, mit drei etwas langen, getrennten Vorderzehen, und einer kurzen höher stehenden Hinterzehe; Läufe vorn und hinten getäfelt; gewöhnlich nicht länger als die Mittelzehe; Flügel mittellang, sehr spitz, sichelartig ausgeschnitten; die 1., selten die 1. und 2. am längsten; der 12fedrige Schwanz kurz, doppelt ausgeschnitten.

Kleine Vögel mit zweimaliger Mauser zu Sommer- und verschiedenem Winterkleid, auch das Jugendkleid ist abweichend. — Sie bewohnen die gemäßigte und kalte Zone, wandern südlich, und machen ihre Reise gesellig, oft in großen Scharen. Die jungen Vögel eröffnen den Zug schon frühzeitig, von den alten wird derselbe, wohl einen Monat später, beschlossen. Ihr Aufenthalt sind die Ufer des Meeres, der Teiche und Sümpfe, seltener die Flüsse, weil sie schlammigen Boden lieben; sie nähren sich von Insekten und Gewürm, legen 4 birnförmige Eier an sumpfige Stellen, doch auf trockene Plätzchen und führen die Jungen gleich nach dem Ausschlüpfen weiter. — In Frankreich nennt man die Strandläufer (und verwandte Familien): Chevalier. Diesen Namen erklärt Pierre Belon in seinem Werk „Ueber die Natur der Vögel, Paris 1555" auf folgende Weise: Sie besuchen die Ufer und gehen ins Wasser bis über die Kniee; am Ufer laufen sie schnell, und es sieht zierlich aus, wenn ein so kleines Körperchen, auf so hohen Stelzen angebracht, leicht und fröhlich einher läuft. Das sieht nun gerade aus, als wenn sie zu Pferde säßen. Deshalb gaben meine Landsleute denselben den obigen Namen „Reiter" u. s. w.

Man zählt etwa 20 Arten, wovon hier: 6 Arten in 3 Gruppen.

1. Gruppe: Geradschnäbelige Strandläufer. Canutus, *Br.* 1831.

Der Schnabel länger als der Kopf oder Lauf, mit vorn löffelartig erweitertem Schnabel. Hier beschrieben: 1 Art.

Der Kanut-Strandläufer. Tringa canutus, *Linné.*

Taf. 41, Fig. 2.

Isländischer, Rostfarbiger, Aschgrauer Strandläufer, Kanut. — Canuti avis, *Ray.*; — L. cit.; — Tr. canutus, *L.* 1746—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.* 1793; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — Calidris naevia, et grisea, *Briss.*; — Tr. australis, *Gm.*; — Tr. islandica, *Gm.* 1788; *Naum.* 1834; — Tr. rufa, *Wils.* 1808; — Tr. ferruginea, *M. & W.* 1810; — Can. islandicus, et cinereus, *Br.* 1831.

Der Kanut ist der größte Strandläufer, im Sommer schön rotbraun, im Winter nur grau, aber in diesem grauen Kleid sieht man ihn bei uns meistens auf der Reise.

Kennzeichen. Der Schnabel gerade, etwas länger als der Kopf, vorn löffelartig erweitert und erhöht, dicht vor der Spitze breiter als in der Mitte; der Lauf länger als die Mittelzehe mit Nagel; der hellgraue Schwanz mit flach abgerundetem Ende.

Länge 23,4 cm, Flugbreite 51 cm, Schwanzlänge 5,6 cm, Schnabel 3,6 cm, Höhe an der Wurzel 8 mm, Breite hier 6 mm, Lauf 2,8 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,4 cm. Größe einer Misteldrossel.

Beschreibung. Sommerkleid: Kopfseiten, Hals, Kropf, Brust und Tragfedern schön rostrot; der Unterkörper rein weiß, an den Seiten spärlich grau gefleckt; oben hellrostfarbig, schwarz gefleckt; der Unterrücken weiß und schwarz quergefleckt. Die Deckfedern des Oberflügels sind braungrau; die Schwingen

graubraun, die der dritten Ordnung ausgenommen; die Schwanzfedern aschgrau. Winterkleid: Oben aschgrau mit braunschwärzlichen Schaftflecken, unten weiß; Wangen nach hinten, Ohrgegend, Gurgel, Kropfgegend und Seiten des Unterkörpers fein dunkelbraun gefleckt. Im Jugendkleid, in welchem dieser Vogel am häufigsten in Deutschland vorkommt, sieht er dem vorigen ähnlich, ist aber weniger rein aschgrau, jede Feder oben mit einer mondförmigen schwärzlichen, weiß begrenzten Kante, was niedlich aussieht. — In diesen Kleidern sind die Geschlechter schwer zu unterscheiden, doch sind die Weibchen meist etwas unansehnlicher. — Der Schnabel ist mattschwarz, in der Jugend schwarzgrünlich, das Auge ist tief braun, die Füße sind etwas stämmig und schwarz, bei Jungen schmutzig dunkelgrün.

Er bewohnt die nördlichsten Länder von Amerika, Europa und Asien. Middendorf traf den Kanut an der Boganida und am Taimyr nur einigemal, fand aber am 7. Juli eine Menge dieser Vögel am Meeresufer unfern des Ausflusses der Uda ins Ochotskische Meer. Das Kleid dieser südlichen Exemplare unterschied sich von dem der hochnordischen durch den Mangel rostroter Federränder auf der Oberseite und durch einen mehr weißlichen Unterleib. Auf dem Zuge berührt er Süd-Sibirien, den Baikalsee, China; in unsrem Erdteil Schweden, Dänemark, England, Nord-Deutschland, Nord-Frankreich, besonders aber Holland in Menge. Da er meist dem Lauf der Küsten folgt, so ist er im mittlern Deutschland, Frankreich und in der Schweiz eine seltene Erscheinung. Er zieht aber bis an die Küsten des Mittelmeeres, selbst bis Nord-Afrika, wie auch die andern Arten dieser Abteilung. Seine Reisen macht er in Gesellschaft, oft in Scharen zu mehreren Hunderten vereinigt. Den Anfang des Zuges beginnen stets junge Vögel. Er brütet in der Nähe des arktischen Kreises, z. B. in Lappland, auf Island, in Nord-Sibirien (siehe oben), in Grönland, Labrador. Während der Brütezeit scheint er sich mehr von der Meeresküste nach größeren und kleineren Binnengewässern zu ziehen. Die 4 Eier haben eine kreiselförmige Gestalt, eine blaß olivengrünliche oder olivengelbliche Grundfarbe mit großen und kleinen Flecken und Punkten von blassem und dunklem Olivenbraun, das hier und da in Schwarzbraun übergeht, und messen 36 + 23 mm.

Die ansehnliche Größe macht ihn vor andern sogleich kenntlich, zumal er im Sommerkleide ein schöner Vogel ist. Wenn er ruhig am Ufer steht, mit unter die wagrechte Linie gesenktem Vorderkörper, macht er sich durch seine gedrungene Gestalt gegen ähnliche Strandvögel etwas auffällig. Er läuft schnell und behend, aber nicht in langen Absätzen; über Wasserpflanzen oder weichen Schlamm hinschreitend, streckt er die Flügel senkrecht in die Höhe, um sich leichter zu machen und das Einsinken zu verhüten. Sein Flug ist sehr schnell und gewandt, mit nicht weit ausgestreckten Flügeln, welche er in kräftigen, nicht schnell wiederholten Schwingungen schlägt. Sein Geselligkeitstrieb erstreckt sich mehr über seinesgleichen, als zu andern Strandvögeln, welchen sich gewöhnlich nur vereinzelte Individuen anschließen. An der Nordsee sieht man sie in großen Herden, im Binnenland aber höchstens zu 12 Stück. Seine weittönende, hoch- und hellpfeifende Stimme läßt er meist im Fluge hören, besonders im Frühjahr. Sie klingt „twih„ und „tui-twih", scharf und gellend, und kann leicht nachgeahmt werden. — Seine Nahrung sind Larven, Strandgewürm und Insekten; man hat ihn demgemäß in dem Zimmer mit Fleisch, Käsequark und Semmel in Milch erweicht zu erhalten. Er gewöhnt sich bald an die Stubenkost und wird recht zahm. Freier Lauf ist bei all diesen Strandläufern womöglich in Aussicht zu nehmen.

Einzelne Vögel halten leicht schußmäßig aus; in größern Vereinen, besonders wenn sie sich recht scheuen Arten angeschlossen haben, ist dieses nicht der Fall und sie machen dann dem Schützen viel zu schaffen, zumal sie nicht gedrängt durcheinander laufen, und selten mehr als ein Vogel erlegt werden kann. — Sein zartes Fleisch ist sehr wohlschmeckend und hat Wert für die Küche, um so mehr, als der Vogel keine so kleinen Bissen abgiebt, als andere Arten der Familie.

2. Gruppe: **Bogenschnäbeliger Strandläufer.** Falcinellus, *Cuvier* 1817.

Erolia, *Vieill.*; — Ancylocheilus, *Kaup* 1829. — Mit — nach vorn etwas herabgebogenem — schlankem Schnabel. Hier: 3 Arten.

Der Bogenschnäbelige Strandläufer. Tringa subarquata, *Güldenstädt.*

Taf. 41, Fig. 3.

Langschnäbliger, Rostroter Strandläufer, Rotbrüstige Schnepfe, Lerchenschnepfe, Zwergschnepfe. Zwergbrachvogel, Großer Gropper. — Tr. ferruginea? *Brünn*; — Scolopax subarquata, *Güld.* 1774; Sc. africana, *Gm.*; — Tr. islandica, *Retz.*; — Tr. falcinella, *Pall.* 1811; — Tr. subarquata, *Temm.* 1815; *Gould* 1832, *Naum.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Diese Art wird häufig mit Tr. alpina verwechselt, deshalb ist auf die Kennzeichen zu achten.

Kennzeichen. An seiner vordern Hälfte ist der Schnabel abwärts gesenkt und viel länger als der Kopf, nicht plattgedrückt, mit harter Spitze; die mittlern Schwanzfedern rundlich zugespitzt, nicht viel spitzer und dunkler als die seitlichen, grau und weiß gebändert, wie der Bürzel und die obern Schwanzdeckfedern; Brust und Kropf ungefleckt, zuweilen mit einigen kleinen Schaftstrichen.

Länge 16,8 cm, Flugbreite 39 cm, Schwanzlänge 4,2 cm, Schnabel 3,8 cm, Lauf 3 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,4 cm. Größe einer Lerche.

Beschreibung. Das Jugendkleid, in welchem die meisten Vögel dieser Art im mittlern Deutschland vorkommen, ist an den obern Teilen gelblichschwarzgrau, seidenartig grünlich glänzend, die Mantelfedern mit scharfen matt weißlichrostgelben Käntchen; die Spitzen der großen Flügeldeckfedern weiß, wodurch ein weißer Querstrich über dem Flügel entsteht; die Kehle und ein Streif über dem Auge weiß; die Gurgel und Kropf blaß graulichrostgelb. Die Schwingen matt braunschwarz; die mittlern Schwanzfedern rundlich zugespitzt, nicht viel spitzer und nicht dunkler als die seitlichen, oder grau und weiß gebändert, wie der Bürzel und die obern Schwanzdeckfedern. Das Winterkleid ist einfach. Stirn, ein Streif über das Auge, Kehle und alle unteren Teile sind rein weiß; die Wangen weiß, nach hinten grau gestrichelt; die Seiten des Kropfs sind dunkelgrau gewölkt; Oberrücken und Schultern sind aschgrau; der Mittelflügel wie am Jugendkleide, doch mehr grau und ohne gelbliche Kanten. Scheitel und Hinterhals sind hellgrau, dunkel gestrichelt. Das Sommerkleid ist sehr schön, und den beschriebenen Kleidern durchaus unähnlich. Der Scheitel ist hellrostgelb, grob braunschwarz gefleckt; der Hinterhals dunkel rostgelb mit feinen dunkelbraunen Schmitzchen; Rücken und Schultern rostfarben und rostgelblich weiß mit glänzend braunschwarzen zackigen Flecken, schön bunt; ein Streif über dem Auge rostgelb; die Wangen etwas röter mit dunkelbraunen Fleckchen; um die Schnabelwurzel weiß; von der Kehle an der Unterkörper schön dunkel rostrot; die weißen Unterschwanzdeckfedern samt Bauch mit einzelnen dunkelbraunen Pfeil- und Querflecken. — Die Weibchen sollen etwas größer und etwas weniger lebhaft gefärbt sein. — Der Schnabel ist stets länger als der Kopf, an der Stirn etwas hoch, sonst schlank und weich, nach der härtern Spitze sanft abwärts gekrümmt, schwarz von Farbe; das Auge hat eine schwarzbraune Iris und weißbefiederte Augenlider; die schlanken Füße schwarz, bei jungen Vögeln mattschwarz.

Seine Heimat sind die von uns nordöstlich gelegenen Länder, das obere Schweden, Esthland, Finnland, Rußland und ganz Sibirien, wo er nach Middendorf am 4. Juni am Taimyr, 74 Gr., eintraf und sich zum Brüten anschickte. Auf dem Zuge kommt er nach Schweden, Dänemark und allen an der Ost- und Nordsee gelegenen Ländern, an die Küsten und Inseln des Mittelmeeres, an die Küsten Afrikas, wo er bis zum Kap der Guten Hoffnung zieht und daselbst gemein sein soll. Auch in Asien kommt er bis in die südlichen Länder. An den Nordküsten Frankreichs, Hollands und besonders Deutschlands ist er häufig, und Flüge von Hunderten sind nicht selten. — Auch zu uns kommt er auf dem Strich mit andern seiner Verwandten, besucht verschiedene Gewässer und Seen, so auch den Feder-, Boden- und andere Schweizer Seen. Der Zug beginnt schon Ende Juli und dauert bis Mitte Oktober; auf dem Rückzug, Ende April und Mai, wird er viel seltener gesehen. — Er liebt die flachen schlammigen Ufer der Seen wie der stehenden Gewässer, Flüsse und Bäche, doch die letzteren am wenigsten. Dünn mit Gras oder Binsen bewachsene Rasenflächen an sumpfigen Stellen scheut er nicht. In Brüchen sucht er die morastigen Stellen, wo keine Gräser wachsen, und das Wasser nur in kleinen Pfützen die Schlammhügelchen umgiebt. Er hat seine Lieblingsstellen, von welchen er sich nicht leicht abtreiben läßt, sondern auf der Wasserseite fliegend immer wieder dahin zurückkehrt.

Dieser Vogel hat neben dem Alpenstrandläufer die südlichsten Brütorte unter seinen Verwandten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich auch im Nordosten Deutschlands einzeln fortpflanzt. In Esth- und Finnland ist dies der Fall, obwohl selten. Seine Hauptbrüteplätze sind jedenfalls im Norden. Sein Sommeraufenthalt, Nest und Eier stimmen mit denen des Alpenstrandläufers überein, nur sind seine Eier etwas größer, nämlich 25,5 + 22,5 mm. Gegen das Licht gehalten, scheinen sie hellgrünlich durch mit Fleckenzeichnung.

Er ist gar nicht scheu, hält die Annäherung eines Menschen auf ziemliche Nähe aus, und wer sich stellt, als beachte er ihn nicht, kann seinem Treiben längere Zeit zusehen. Sind ihrer mehrere beisammen, so sind sie etwas vorsichtiger, haben aber die Gewohnheit, bald an die Stelle, wo sie sich zuerst niedergelassen hatten, zurückzukehren, wenn sie davon weggetrieben wurden. Seine Lockstimme ist ein Pfeifen in hohem, kurzem, geschwungenem Tone, welche er im Fluge hören läßt und welche der des Alpenstrandläufers schwach ähnelt; dann hört man öfter ein kurzes, hohes, trillerartiges Schwirren. — Im Zimmer gewöhnt er sich leicht an ein Futter für Insektenvögel, nebenbei Semmel in Milch erweicht, bedarf viel Wasser in flachem Geschirr zum Trinken und Baden, und wird zuletzt sehr kirre. Er braucht aber eine weiche reinliche Sandunterlage für seine weichhäutigen Füße und Zehen, wie alle seine Verwandten, welche am Wasser laufen, damit er nicht fußkrank werde.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Der Alpenstrandläufer. Tringa alpina, *Linné*.

Taf. 41, Fig. 4, Sommerkleid; Fig. 5, Winterkleid.

Alpenstrandläufer, Brauner Strandläufer, Veränderlicher Brachvogel, Kleiner Krummschnabel, Schwarzbrust, Meerlerche, Kleiner Gropper. — Cinclus, *Gesn.*; — Alauda marina, *Belon*; — Tr. alpina, *L.* 1758—66, *Brünn*; *Fabric.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; *Naum.* 1834; *A. Br.* 1882, var, Schinzii. *v. Hom.* 1885; — Cinclus torquatus, *Briss.*; — Tr. cinclus, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1809; *K.* u. *Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; — Numenius variabilis, *Bechst.* 1809; Pelidna alpina, et cinclus, *Cuv.* 1817; — Tr. pygmaea, *Schinz.* 1831; — Tr. Schinzii, var., *Br.* 1831; *Naum.* 1834.

Kennzeichen. Der Schnabel ist etwas länger als der Kopf, plattgedrückt, mit weicher Spitze, (die, wie bei den Schnepfen, nach dem Eintrocknen Grübchen zeigt), an der Spitze nur sehr wenig abwärts gesenkt; der Schwanz stark doppelt ausgeschnitten; die zwei mittlern Schwanzfedern lang zugespitzt, dunkler als die seitlichen; Bürzel schwarz oder dunkelbraun; Brust dunkelgefleckt; die Fußwurzel stets 23 bis 24 mm hoch. Lerchengröße.

Länge 18 cm, Flügelbreite 37,2 cm, Flügellänge 11,6 cm, Schwanzlänge 2,4 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 2,4 cm, Mittelzehe 2,1 cm.

Beschreibung. Im Jugendkleid oben rostfarbige und rostgelbliche Federkanten mit schwarzen Flecken und vier weißen Längsstreifen am richtig angeordneten Gefieder; Seiten des Kropfes, der Gurgel, Brust und Seiten rostfarbig überlaufen mit schwarzbraunen Schaftfleckchen; die Flügeldeckfedern bräunlichschwarzgrau mit schwarzen Schaftstrichen; die großen Deckfedern mit weißen Spitzen; die Schwingen matt braunschwarz; die Kehle weiß, über dem Auge ein weißlicher Streif; die Mitte des Unterkörpers weiß; der Schwanz licht bräunlichaschgrau, die mittelsten Schwanzfedern schwarz mit rostfarbigen Käntchen. Das Winterkleid ist oben hell aschgrau, von unten weiß, an den Seiten des Kropfes und der Brust blaßgrau mit feinen Schaftstrichelchen. Der Unterrücken samt obern Schwanzdeckfedern tief schwarzgrau. Das Sommerkleid ist ganz verschieden. Es ist oben schön rostfarbig mit schwarzen Flecken; über dem Auge ein weißer Streif; unten weiß, an Gurgel und Kropf braunschwarz streifenartig gefleckt und gestrichelt; die ganze Brust bis auf den Bauch hinab ein tief kohlschwarzes Schild; die Flügeldeckfedern tief braungrau mit schwarzen Schäften; das Uebrige wie am Winterkleide, nur etwas verbleichter. — In diesem Prachtkleide sind Männchen und Weibchen leicht zu unterscheiden, denn letzteres ist meist etwas größer, das schwarze Brustschild kleiner und matter. Das Dunenkleid ist oben rostfarbig und schwarz, streifenartig gefleckt; unten schmutzig rostgelblich und weiß, Schnäbelchen und die weichen dicken Füße sind grau. — Der Schnabel ist bedeutend höher als breit, verjüngt sich nach vorn allmählich gegen die dünne Spitze hin, die wenig ohrlöffelartig und etwas ungleich ist, weil der Oberkiefer wenig vorsteht; er ist weich und biegsam bis an die etwas härtere Spitze, und ist im Alter etwas stärker herabgebogen als in der Jugend, von Farbe ist er schwarz; die Iris tiefbraun, die Füße sind schwarz.

Eine Abänderung ist der Schinzsche Strandläufer Tr. Schinzii, *Br.* 1831; Bergstrandläufer nennt ihn *A. Brehm*. Er ist stets merklich kleiner.

Sein Aufenthalt ist an den Küsten der gemäßigten und nördlichen Länder der nördlichen Erdhälfte; im Winter südwärts bis an die Küsten Afrikas. Er kommt in großer Menge an den Küsten und Inseln der Ostsee, noch viel häufiger an denen der Nordsee vor, wo Schwärme von vielen Tausenden nichts seltenes sind, und ist besonders in großer Anzahl in Dänemark, Holland, Frankreich und an den Küsten des Mittelmeeres. Auf dem Zuge wird er überall auf dem Festlande bemerkt, obgleich in weit geringerer Anzahl, als an den Küsten; dann ist er auch in der Mitte Deutschlands an Landseen, Teichen, Brüchen und Flüssen keine Seltenheit; während des Hauptzuges im September oft in starenähnlichen Flügen, wenn die Gegend eine zusagende ist. Ins mittlere Deutschland kommen fast nur Vögel im Jugendkleide. Der Hauptzug ist der August, September und Oktober in größeren Gesellschaften, im Frühjahr Ende April und der Mai, hier aber seltener und vereinzelter. — Er liebt die schlammigen Ufer, welche abgeflacht in das Wasser verlaufen, vermeidet Sandboden und sucht an den Flüssen nur die ruhigen stillen Winkel auf, wo das Wasser Schlamm absetzt.

Ihre Brüteplätze sind schon an den deutschen Küsten der Ost- und Nordsee, und erstrecken sich von da gegen Norden und Nordosten, durch ganz Sibirien bis in den arktischen Kreis hinauf. Sie nisten gesellschaftlich gern an moorigen Quellwassern und sumpfigen Stellen, wo die Nester an trockenen Plätzen auf kurzbewachsenen grünen Flächen stehen. In einer kleinen Vertiefung auf wenigen trockenen Hälmchen findet man im Juni 4 Eier, welche im Vergleich mit dem Vogel groß zu nennen sind, sie ähneln hierin denen des Char. hiaticula. Die Schale ist dünn und leicht zerbrechlich, sehr feinporig und glänzend, die Grundfarbe schmutzig olivengelblich und olivengrünlich, auf welcher sich viele große und kleine Flecken von einem blassen und dunkeln Olivenbraun, das hier und da in Schwarzbraun übergeht, befinden. An manchen Eiern fallen

die Flecken ins Rotbraune. An den weniger gefleckten Eiern bemerkt man hin und wieder rötlichgraue Schalenflecken. Inwendig schimmern sie gelblich, ins Grünliche spielend, durch, mit Fleckenzeichnung. Maaße 35+24 cm. Durch klägliches Schreien verraten die Alten das Nest dem Suchenden nur allzuleicht. Die Brütezeit dauert 16 Tage, und die Jungen bleiben nur so lange im Neste, bis sie völlig abgetrocknet sind; dann werden sie von den Eltern auf schlammigen Boden und zwischen das Gras geführt, wo sie Nahrung suchen lernen. Diese besteht in Insekten, Larven und weichen Würmern. Bei Gefahr wissen sie sich gut zu verstecken.

Dieser harmlose zutrauliche Vogel ist außerordentlich gesellig und lebt auch mit andern Strandvögeln in bester Eintracht. Sie leben ungern vereinzelt, auf dem Zuge in großen oder kleinen Herden, manchmal aber in unglaublich großen Schwärmen vereinigt. Man sieht nicht selten gemischte Gesellschaften, wobei sich Temminck'sche, Kleine und Bogenschnäblige Strandläufer, Sanderlinge, Wassertreter, Kampfläufer, Wasserläufer, Rote Uferschnepfen, Kibitzregenpfeifer u. a. befinden. Die größern Vögel machen dann stets die Anführer. Im Frühlingsschmuck gehört er unter die schönen Strandvögel, und eine Schar mit der roströtlich bunten Bekleidung und den kohlschwarzen Brustschilden nimmt sich vortrefflich aus. Er schreitet ungemein zierlich und behende; beim Fluge streckt er die Flügel nicht weit von sich, schwingt sie in einzelnen kräftigen Schlägen und schießt rasch fort, wobei er ungemein schöne und schnelle Schwenkungen machen kann; aus großer Höhe stürzt er wie ein Stein in schräger Richtung herab, setzt sich aber erst nach kurzem Schweben mit Flattern nieder. — Seine Stimme ist flötend, angenehm und ziemlich weit vernehmbar. Der Lockton ist ein schwirrendes „trüi"; in der Angst ein hohes schwirrendes „drrrii drrriidet"; am Brüteplatze hört man vom Männchen einen Balzgesang wie „trü trü trürürürürürürü", der anfänglich langsam, zuletzt fast trillernd hergeleiert wird, wobei sie fast nach Pieperart auf- und niederfliegen. — Middendorf traf sie am 24. Mai an der Boganida, am 4. Juni am Taimyr; am 7. Juli krochen in einigen Nestern die Jungen aus, und am 15. August waren sie schon geschart und zum Abzug bereit.

Er empfiehlt sich als ein artiges, leicht zähmbares, angenehmes Stubenvögelchen, das sich bei Semmeln in Milch erweicht und Fleischstückchen jahrelang recht gut erhält. Feiner Wassersand oder Rasenerde mit flachem Wassergeschirr darf an seinem Aufenthaltsort nicht fehlen.

Der Seestrandläufer. Tringa maritima, *Brünnich.*

Taf. 41, Fig. 6.

Tr. maritima, *Brünn.* 1764; *Temm.; Naum.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Tr. striata, *L.* 1766 *ex Briss.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; *Flem.*; *Mer.* 1886; — Tr. nigricans, *Mont.* 1802; — Tr. arquatella, *Pall.* 1811; — Pelidna littoralis, *Br.* 1831; — Arquatella maritima, *Baird* 1858.

Kennzeichen. Der Schnabel ist etwas länger als der Kopf, gegen die Spitze wenig abwärts gesenkt; Lauf von der Länge der Mittelzehe ohne Nagel; die nackte Stelle über der Ferse sehr klein; Schwanz keilförmig; Füße und Schnabelwurzel gelb.

Länge 20 cm, Flugbreite 39,6 cm, Schwanzlänge 6,2 cm, Schnabel 3 cm, Lauf 2,3 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,6 cm. Singdrosselgröße.

Beschreibung. Das Gefieder ist etwas groß und dicht, zumal am Unterkörper, der hintere Rand des Flügels auch weniger ausgeschnitten, als bei andern Verwandten. — Im Jugendkleid sind Oberrücken und Schultern matt schwarz mit rötlich rostgelben scharf abgesetzten Federkanten, die an dem größern Gefieder in hellweiße Spitzen übergehen. Kopf, Hals, Gurgel samt Brust grau, bräunlichgrau gefleckt, besonders stark an den Seiten der Oberbrust; ein Streif über dem Auge und das Kinn weiß; der hintere Teil des Unterkörpers weiß; der Bürzel düster grau; der Schwanz bräunlichaschgrau, die mittleren Schwanzfedern braunschwarz. Das Winterkleid ist düster; der Oberrücken und Schultern dunkel braunschwarz an den Federenden mit aschgrauen Rändern, bei alten Vögeln mit einem schönen blauvioletten Purpurschimmer übergossen; Kopf, Hals, Kropf und Tragfedern düster braungrau mit hellen Federsäumchen; der übrige Unterkörper weiß, braungrau gefleckt; der Bürzel braunschwarz; die Flügeldeckfedern ebenso mit grauweißen Federkanten; die mittlern Schwanzfedern schwarz mit weißen Spitzenkäntchen. Das Hochzeitskleid sieht dem Jugendkleid ähnlich, ist aber viel schöner. Ueber dem Auge und um den Schnabel weiß; der Scheitel ist rostfarbig schwarz gefleckt; der Hals graulich, dunkel gefleckt; die Federn der hintern Flügelspitze der Schultern und des Oberrückens sehr lebhaft rostfarbig, tiefschwarz blauviolett glänzend, gefleckt mit hellweißen Spitzenkäntchen; Gurgel, Kropf und Brustseiten bräunlichgrau, schwärzlich und weiß gefleckt; nach dem Bauch und den untern Schwanzdeckfedern ist Weiß vorherrschend; der Unterrücken, Bürzel samt mittlern Schwanzfedern ist tief schwarz. — Der weiche, bloß an der Spitze harte Schnabel ist schwach, an der Wurzel gelb, nach der Spitze schwarz; das Auge ist tiefbraun; die Füße ähneln denen des Mornellsteinwälzers mehr als den Füßen der Strandläufer, sie haben kurze starke

Läufe und ziemlich lange Zehen, von denen die äußern und mittlern einen schwachen Ansatz von einem Spannhäutchen zeigen, die Hinterzehe ist kurz und hochgestellt, die Farbe ist bei jungen Vögeln sehr blaß, bei alten lebhaft ockergelb, im Frühjahr safrangelb.

Sein Aufenthalt sind, wie bei seinen andern Vettern, alle nördlichen und hochnördlichen Länder um den Pol; im Winter geht er südwärts bis ans Mittelmeer, und ist im östlichen Teile Europas, z. B. in Griechenland häufiger, als im westlichen Teil. Im Rhonedelta wird er nur selten getroffen, weil ein großer Teil aus Nord-Asien kommt und in südwestlicher Richtung an den Ufern des Kaspi-, Schwarzen und Mittelmeeres weiter zieht und selbst bis Afrika übersetzt. Unter den Strandläufern ist er derjenige, welcher, wie der Sanderling, im Sommer dem Nordpole wohl am nächsten wohnt. Er bewohnt die Küsten der Hudsonsbai, von Labrador, Grönland, Spitzbergen, Novaja Semlja, Island, die Faröer, Nord-Lappland und ganz Nord-Sibirien, als Brutvogel. Auf dem Zuge trifft man ihn an den englischen Küsten, an denen von Norwegen und Holland, seltener an den deutschen Küsten, noch seltener an der Ostsee. Seine weitern Züge sind oben bemerkt. Die Zugzeit ist wie bei dem Vorigen. — Seine Sommerwohnsitze sind nicht immer nahe der Meeresküste, sondern oft ziemlich entfernt vom Meere, sonst lebt er die meiste Zeit im Jahre ausschließlich an der See, und begiebt sich nicht tiefer ins Land, als das Meerwasser reicht. Er wird aber nirgends anders gefunden als an steinigen, schroffen und steilen Ufern, an rauhen, wilden Gestaden, die von der See bespült werden und an denen die Brandung hinaufspritzt.

In den nordischen Ländern verlassen alle diese Vögel, welche brüten wollen, im Mai die Seeküste und begeben sich paarweise in das Innere des Landes, auf die hohen Bergebenen oder auch in steinige Thäler an Quellwasser und moorige Stellen. Die Nester befinden sich oft nicht weit voneinander im kurzen Grase oder auch zwischen Steingeröll. In einer kleinen mit einigen trockenen Pflanzen ausgelegten Vertiefung findet man gewöhnlich 3 bis 4 Eier von birnförmiger Gestalt, meist etwas kurz. Sie sind so groß wie die des Feldrebhuhns, 33 + 26 mm, also für die Größe des Vogels groß zu nennen. Die Grundfarbe derselben ist schmutzig- oder graulich olivengelb mit braunen Flecken und Punkten, die am stumpfen Ende dichter stehen. Durch ängstliche Gebärden und vieles Schreien verraten die besorgten Alten den Nistplatz, bei welchem sie ungemein kirre sind und dem Menschen nur auf wenige Schritte ausweichen; noch besorgter sind sie, wenn ausgeschlüpfte Junge in der Nähe versteckt sind, wo sie mit aufgeblähtem Gefieder, hängenden Flügeln, den Bauch fast auf der Erde schleppend mit jämmerlichem Geschrei und ängstlichem Pfeifen vor dem Feinde herumtaumeln, und sich erst beruhigen, wenn sich dieser wieder entfernt hat. Die Jungen wissen sich indessen durch stilles Niederdrücken zwischen Geröll und Pflanzen sehr gut zu verstecken.

Sein Flug ist wie bei andern der Familie schön und äußerst gewandt; er hat einen hurtigen Gang und schwimmt auch ungezwungen und behende, doch nicht so schnell, als die eigentlichen Schwimmvögel. Er ist gesellig, verträglich und für seine Sicherheit allzu zutraulich, weshalb er unbesorgt die Annäherung eines Menschen bis auf wenige Schritte aushält. Seine Stimme ist ein hohes, helles, weittönendes Pfeifen, weshalb er in mehreren Sprachen der **Pfeifer** genannt wird. Wenn mehrere beisammen dicht über den Wellen wegstreichen, soll ihre Stimme wie ein Schwalbengezwitscher klingen. — Seine **Nahrung** ist etwas abweichend, denn dieselbe besteht größtenteils in kleinen Konchylien und kleinen Mollusken, so weit sie die Größe eines Gerstenkorns nicht übersteigen. Daß er dabei Insekten und deren Larven nicht verschmäht, darf wohl angenommen werden. — Wie aus dem Betragen zu ersehen, ist er mit Laufschlingen leicht zu fangen und mit Schießgewehr zu erlegen. Sein Fleisch ist weit weniger schmackhaft, als das seiner Verwandten, was vom Genuß der Konchylien herrührt.

3. Gruppe: **Kurzschnäbelige Strandläufer.** Pelidna, *Cuv.* 1817.

Der Schnabel gerade, oder kaum merklich abwärts gebogen, nicht länger als der Kopf. Hier beschrieben: 2 Arten.

Der Temminckstrandläufer. Tringa Temmincki, *Leisler.*

Taf. 41, Fig. 7.

Graues Strandläuferchen, Kleinster Zwergstrandläufer, Kleinste Meerlerche, Grauer Raßler. — Tr. pusilla, *Bechst.* 1793, 1809, ex *Gm.*; — Tr. Temmincki, *Leisl.* in Nachträgen zu *Bechst.* 1812; *Naum.*, 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Actodromus Temmincki *Mer.* 1886.

Kennzeichen. An dem schwach keilförmigen Schwanz ist die äußerste Feder rein weiß, die zwei folgenden nur zum Teil; die 1. Schwingfeder mit weißlichem Schaft; die weiße Unterseite am Kropfe grau getrübt und gefleckt; Schnabel kaum merklich abwärts gebogen und kürzer als der Kopf. Mittelzehe samt Kralle so lang als der Lauf.

Länge 13,5 cm, Flugbreite 25,8 cm, Schwanz 4,5 cm, Schnabel 15,5 mm, Lauf 16 mm, Mittelzehe samt Kralle 16 mm, die nackte Stelle über der Ferse (Knie) 4 bis 6 mm, oder der nackte Fuß 2 bis 2,2 cm (beim Kleinen Strandläufer hat derselbe 3 bis 3,2 cm). Nur Größe des Rotkehlchens.

Beschreibung. Der Schwanz hat kein doppeltes ausgebogenes, sondern ein spitz zugerundetes Ende. — Jugendkleid. Ein Streif über dem Auge, Kinn und Kehle sind weiß; der Oberkörper ist düster braungrau (mäusegrau) mit schwärzlichen Federschäften und einem dunkelbraungrauen Schatten am schmutzig rostgelben Rande, wodurch die lichten Säume bedeutend gehoben werden; durch den Flügel geht ein schwacher, weißer Querstreif, der Unterrücken und Bürzel an den Seiten weiß. Halsseite und Kropf schmutzig gelblichweiß, grau gestreift und gewölkt; das Uebrige bis an den Schwanz weiß, in den Seiten etwas gelblich angeflogen. Die Schwingen sind matt braunschwarz; ebenso die mittlern Schwanzfedern; die folgenden grau mit weißer Spitzenkante; an den folgenden Federn nimmt das Weiß zu, das äußerste Paar ist rein weiß. Das Winterkleid ist oben noch einförmiger, bräunlich aschgrau; die Kropfgegend licht bräunlichaschgrau; der Unterkörper bis an den Schwanz rein weiß. Das Frühlingskleid ist vom Winterkleid nicht so sehr verschieden wie bei manchen andern Arten. Der Oberkörper hat auf grauem Grunde schwarze Zackenflecken, die Zwischenräume der Zacken sind mit Rostfarbe ausgefüllt, auch haben die Federn grauweiße Säume; ein Streif über dem Auge, Kehle und Vorderteil der Wangen sind weiß, letztere braun getüpfelt; die Halsseiten sind grauweiß, schwarzgrau gefleckt; ebenso die Gurgel und der Kropf, aber mit bestimmteren ovalen, rundlichen und nierenförmigen Fleckchen; unten rein weiß. Das Uebrige wie schon beschrieben. — Das Schnäbelchen ist fein und schwach, sehr weich und nur wenig gegen die Spitze herabgesenkt, oft so unmerklich, daß man den Vogel unter die Gruppe der gradschnäbligen Strandläufer stellen könnte, und nach dem Tode wird er auch gerade, er ist von Farbe schwarz, bei jungen Vögeln braunschwarz; die Iris ist schwarzbraun; die schwächlichen, ziemlich niedrigen Füße sind weich, bei Alten grünlich schwarzgrau, bei Jungen schmutzig grüngrau.

Der Aufenthalt dieses kleinen Strandläufers ist in Europa nordwärts bis ins obere Schweden und Norwegen (Finnmark); im Winter südwärts bis Afrika; ebenso auch in ganz Nord-Asien als Brut-, in Mittel- und Süd-Asien als Zugvogel. Er ist in unsrem Erdteil in den arktischen Teilen Norwegens sehr häufig und brütet zahlreich an den meisten ihm günstig gelegenen Lokalitäten, besonders in den Küstengegenden. Im Innern kommen sie wenig vor und selten in großer Entfernung von der See. Sie scheinen auch keinen Aufenthalt auf der eigentlichen Tundra im Innern Finnmarkens zu haben. Der südlichste Ort, wo man sie noch zahlreich brütend findet, ist die nordnorwegische Inselstadt Tromsö (68, 70 n. Br.). Cab. J. 1881, 328 ff., von Rob. Collet. Auch soll dieser kleine Schnepfenvogel in den nördl. Provinzen Rußlands, meist in Gesellschaft von Tr. minuta brüten. Er zeigt sich auf dem Zug auch an den Küsten der Ost- und Nordsee. Desgleichen ist er an den Gewässern im innern Deutschland ziemlich häufig, aber selten in der Schweiz und in Frankreich; häufiger in Italien und am Mittelmeer. Sein Zug fängt Mitte August an und dauert bis zur Mitte Oktober, die Rückkehr auf seine Brüteplätze erfolgt im Mai. Jüngere, noch nicht fortpflanzungsfähige Vögel dieser und auch andrer Arten des hohen Nordens, bringen ihre Sommerzeit bedeutend südlicher zu (etwa unter dem 58. Grad), als ihre Geburtsplätze liegen, die bis zum 70. bis 75. Grad reichen, und zwar meistens in Sommertracht. Sie erwarten hier ihre Verwandten, die etwa im August aus dem Norden kommen, mit welchen sie sich vereinigen und nach Süden ziehen. — Er liebt schlammige Ufer, auch solche, die aus kleinen Steinen und Kies bestehen, wenn nur dazwischen schlammiges Wasser nicht fehlt; dagegen verläßt er reinen Sandboden bald wieder. Seine Sommerwohnorte fangen noch auf den nördlichen Grenzen Deutschlands an, doch scheinen dies keine Brutvögel, sondern nur Bummler zu sein.

Am Brutplatz verraten die sämtlichen Strandläufer ihre Nester auf gleiche Weise und zeigen gleichsam den Weg dazu. Sobald man einen solchen Vogel in Sicht genommen hat, sei es am Strande oder an den Teichen, wo sie Futter suchen, so läßt man ihn nicht mehr aus den Augen, bis er mit Futtersuchen fertig ist, worauf er fast augenblicklich dem Neste direkt zufliegt, welches selten über 100 Schritte entfernt, aber so versteckt ist, daß man es ohne diese Hilfe äußerst schwierig finden würde. (Cab. J. 1881, 330, von Rob. Collet sehr ausführlich beschrieben.) — Er brütet gesellschaftlich an den Ufern seines Aufenthaltes, oft in geringer Entfernung vom Meeresstrande, seltener auf den Inseln und Werdern, die dem offenen Meer am nächsten liegen; sie ziehen die mit Gras und Heidekraut bewachsene Küstenlinie des festen Landes vor, sowie die Ufer der Fjorde oder die der größern Inseln. So an der Meeresküste von West- und Ost-Finnmarken, und von da ab weiter östlich bis etwa zur Mitte des nördlichen Sibiriens,

von wo an er durch Tringa minuta vertreten zu sein scheint. L. Schrader fand ihn am Waranger-Fjord östlich vom Nordkap in den mit kurzem Gras bestandenen Buchten in kleinen Vereinen brütend, z. B. in der Nähe von Nyborg, oft kaum 100 Schritte vom Meer entfernt. Das Nest ist eine kleine Vertiefung mit wenigen Halmen ausgelegt, steht meist frei in kurzem Grase, ist aber doch nicht leicht zu entdecken. Es enthält gegen Mitte des Juni 4 Eier von kreiselförmiger, seltener birnförmiger Gestalt, die auf blaß olivengrünem, nach dem Ausblasen ins olivengelbliche übergehendem Grunde blaugraue Schalenflecke, sowie hellere und dunklere olivenbraune Punkte, Schmitzen, Züge und Flecken haben, welche am stumpfen Ende dichter stehen. Die Schale ist fein und glatt, wenig glänzend, die Poren dicht, regelmäßig, mit bloßem Auge aber kaum sichtbar. Die Eier messen nach Collet durchschnittlich 29 + 20,9 mm. Die Männchen brüten fleißig am Tage und haben deshalb große Brutflecken. Anfangs Juli giebt es Dunenjunge, am 20. Juli flugfähige.

Der Temminckstrandläufer unterscheidet sich von Minuta außer den angegebenen Kennzeichen durch eine in allen Kleidern vorherrschende bräunlichgraue Färbung, und ist selbst in dem höchst ähnlichen Winterkleide einförmiger als Tr. minuta, die einen rotbraunen Rücken hat. In seinem Betragen gleicht er den Verwandten, er ist gesellig, außerordentlich beweglich, ungemein flüchtig und wenig scheu, wo er nicht verfolgt wird; vereinzelt ist er dagegen manchmal sehr vorsichtig und läßt nicht schußmäßig an sich kommen. Man trifft ihn bei uns in Truppen zu 3 bis 30 Stücken. Seine Stimme hat Aehnlichkeit mit der der Feldgrille, ist aber angenehmer und klingt wie „tirrr“ oder „trrri“; sie ist nicht ganz leicht von der des Zwerg-Strandläufers zu unterscheiden. Auch hat er einen Balzflug, wobei er mit zitternden Flügelschlägen kreist, zuweilen auch auf einer Stelle rüttelt, immer dabei trillernd und singend, bis er sich endlich wieder niederläßt. (Cab. J. 1881, 326.) — Die Nahrung besteht in ganz kleinem Gewürm, Insektenbrut und ausgebildeten Insekten, besonders aus Dipteren und deren im Wasser lebenden Larven.

Der Zwergstrandläufer. Tringa minuta, *Leisler.*

Taf. 41, Fig. 8.

Kleiner Strandläufer, Hochbeiniger Zwergstrandläufer, Kleiner Sandläufer, Kleine Meerlerche, Kleinste Bekassine, Naßler. — Tr. pusilla, *M. u. W.* 1810; — Tr. cinclus, *Pall.* 1811; — Tr. minuta, *Leisl.* 1812; *Naum.* 1834; *K.* u. *Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — Actodromus minutus, *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Der Schwanz ist schwach doppelt ausgeschnitten, dessen drei äußerste Federn einfarbig hellgrau; die Schwingen der ersten und die meisten der zweiten Ordnung haben weiße Schäfte; der Unterkörper rein weiß, nur an den Kropfseiten gefleckt. Der Schnabel ist gerade und kürzer als der Kopf, nur im Tode gebogen; Mittelzehe mit Kralle kleiner als der Lauf.

Länge 13,2 cm, Flugbreite 30,6 cm, Schwanzlänge 4,2 cm, Schnabel 1,8 cm, Lauf 2 cm, die Mittelzehe 1,7 cm, die nackte Stelle über der Ferse 1 cm. Rotkehlchengröße, und nebst dem Vorhergehenden als kleinster Schnepfenvogel zu betrachten.

Beschreibung. Das Jugendkleid ist das bei uns am häufigsten vorkommende. Der Oberrücken und Schultern sind braunschwarz mit scharfen rostfarbigen Federkanten, welche an der Seite des erstern in Hellweiß übergehend, bei geordnetem Gefieder einen weißen Längestreif bilden; oft haben die größten Schulterfedern weiße Kanten; die Mitte des Oberkopfes hat die Farbe des Rückens; der hintere Hals ist lichtgrau. Durch den braunschwarzen Flügel, welcher rostfarbig gekantete Federn hat, geht ein deutlicher weißer Querstreif; der Unterrücken ist braunschwarz; der Schwanz ist hellgrau, die beiden mittelsten Federn braunschwarz, alle weiß gesäumt. Ein Streif über dem Auge, die Stirn und ganze untere Seite ist rein weiß; Kropf rostfarbig überlaufen und schwärzlich gestrichelt. Im Sommerkleid ist oben eine lebhafte Rostfarbe vorherrschend; die Federn sind nämlich tief schwarz mit großen rostroten Seitenrandflecken und weißgrauen Spitzenkäntchen. Das Winterkleid ist oben aschgrau, ein wenig ins Bräunliche ziehend, mit schwarzen Federschäften und hellern Kanten; ein Streif über dem Auge, die Stirn und der ganze Unterkörper rein weiß; die Kropfseiten schwach lichtgrau. — Der Schnabel ist gerade, bekommt aber im Tode eine schwache Biegung nach unten, vorn ist er ziemlich dünn, mit abgestumpfter, inwendig etwas ausgehöhlter Spitze, schwarz; die Iris ist sehr dunkelbraun; die schwachen Füße sind ziemlich hoch und schlank, schwarz, nur in der Jugend matter gefärbt.

Sein Aufenthalt im Sommer sind die nördlichsten Länder von Europa und Asien bis zum fernsten Osten. Auf dem Zuge erscheint er in gemäßigten Gegenden, und kommt im Winter südwärts, durch Europa bis in die Mittelmeerländer; in Afrika auf der Ost- und Westseite bis zum Kap; in Asien bis auf die Sunda-Inseln und nach Australien. Auch ein Allerweltsvogel. An den deutschen Küsten wie an den Gewässern im Innern unsres Vaterlandes zeigt er

sich in kleinen Gesellschaften, in großen Flügen oder auch einzeln; der Durchzug ist im September am stärksten und endet Mitte Oktobers. Im Frühjahr auf dem Rückzug im April ist er viel seltener und kommt nicht alle Jahre vor. Vermutlich haben sie andere Straßen zur Rückreise. — Er scheint die freien Meeresküsten nicht zu lieben, zieht sich mehr in die kleinen Buchten zurück, wo der Boden schlammig ist, oder begiebt sich an die nicht sehr entfernten Binnenwasser. Ruhige Wasser in stillen Winkeln mit schlammigem Boden und möglichst weniger Vegetation sagen ihm am meisten zu.

Die Brützone dieses Strandläufers liegt im hohen Nordosten, erst jenseits des Ural. Doch wurden von einigen strebsamen Ornithologen auf ihren Reisen bis in den höchsten Norden unsres Erdteils auch europäische Brutplätze entdeckt, denn Rob. Collet fand im Porsanger-Fjord 3 Nester und Seebohm an der Petschoramündung, also fast im höchsten Osten Europas, 5 Nester dieser Art. Aber der eigentliche Brutdistrikt liegt ohne Zweifel östlicher als Europa. Zum Brutplatze erwählen sie gern flache, mit Heidekraut bewachsene Ebenen in der Nähe der See, wie sie auch von den andern Strandläufern gewählt werden, besonders wenn kleine Wasserbecken in der Nähe sind, welche von Dipteren und deren Larven wimmeln, die ihre liebsten Futtertierchen sind. Die Nester stehen zwischen Heidekraut oder dünnem Gras und sind sorgfältiger gebaut, als beim Temmincksläufer, in dessen Gesellschaft sie aber häufig brüten. Middendorf fand im Taimyrlande, 74 Grad nördl. Br., zu Ende des Juni das Nest in einer Vertiefung des Mooses einer sumpfigen Niederung, kaum 20 Schritte von einer größern Lache entfernt, mit 4 Eiern, welche auf bleich olivengrünem Grunde mit blaugrauen Schalenflecken und violettbraunen hellern und dunklern Schmitzen, Punkten, Zügen und Flecken besetzt sind. Die Schale ist fein ohne großen Glanz. Die Eier messen 29,1 + 20,9 mm. Sie haben mehr violette Flecke als die von Temmincki. Inwendig schimmern die Eier lebhaft blaugrünlich durch. — Ein Weibchen dieser Art lief auf Middendorf, als er in Nestnähe kam, mit aufgeblähtem Gefieder und angezogenem Kopfe so zornig los, daß er Zeit hatte, seinen Jagdsack abzunehmen und dem Vogel überzustülpen. Doch setzte er die treue Mutter wieder in Freiheit. Am 10. Juli gab es Flaumjunge, und am 11. August zogen sie scharenweis — mit Tr. alpina gemischt — umher und auch ab.

Bei ähnlichem Betragen und ähnlicher Lebensart bildet der Zwergstrandläufer mit dem Bogenschnäbligen, Alpen- und Temminckstrandläufer eine eigene Gruppe, zumal sie eine auffallende Anhänglichkeit gegeneinander überall bemerklich machen, auf ihren Reisen gern beisammen sind, gemeinsame Brutplätze wählen und den gegenseitigen Locktönen willig folgen. Das leuchtende Weiß des Unterkörpers und die rötere Farbe des Oberkörpers unterscheidet ihn von dem Temminckstrandläufer, von andern Arten aber seine geringere Größe. — Es ist ein sanftes, zutrauliches, geselliges Tierchen, deshalb in Laufschlingen leicht zu fangen, und ebenso zu schießen, oft 10 bis 12 mit einem Schusse, weil sie gedrängt fliegen und laufen. Seine Stimme ist sanft und angenehm, trillernd oder schwirrend wie „dirrr dirrit — it — it“; von vielen zugleich klingt es wie Grillengezirpe. Beim Balzen steigt das Männchen senkrecht in die Höhe, rüttelt mit hochgehaltenen Flügeln auf einer Stelle, und singt sein trillerndes Gezwitscher dazu. — Als Stubenvogel ist er harmlos und zutraulich, verliert bald alle Furcht, und wird mit Mehlwürmern an Fleischstückchen, Käsequark und Semmel in Milch erweicht, gewöhnt. Frische Ameiseneier frißt er sehr gern.

Dritte Familie: Kampfläufer, Machetes, *Cuvier* 1817.

Philomachus, *Möhr.* 1752; — Pavoncella, *Leach.* 1816.

Von den Strandläufern durch einen stärkern Schnabel, im Hochzeitskleide die Männchen durch einen Federkragen, auch durch einen bedächtigern Gang unterschieden. — Der Schnabel ist so lang oder kaum länger als der Kopf, kürzer als der Lauf, ziemlich weich, nach der Spitze zunehmend härter, gerade, manchmal ein wenig gegen die Spitze gesenkt, hier stumpf zugerundet, aber nicht verbreitert; Gaumen bis zur Mitte gezähnelt; Nasenlöcher seitlich, ritzartig, mit häutigem Rand, der als Furche bis gegen die Schnabelspitze vorgeht; die schlanken Füße sind hoch, weit über die Ferse hinauf nackt, flach geschildert, mit drei schlanken Vorderzehen, die äußere und mittlere durch eine kurze Spannhaut verbunden, nach der innern nur ein kurzer Ansatz einer solchen, die hochgestellte Hinterzehe schwächlich, alle mit etwas langen Krallen versehen; die Flügel mittellang, der hintere Flügelrand in einem Bogen ausgeschnitten, wodurch die zweite Ordnung Schwingfedern ziemlich kurz, die dritte Ordnung aber um vieles länger erscheint; sie ragen etwas über das Schwanzende hinaus; der 12fedrige Schwanz ist kurz, nach dem Ende flach abgerundet.

Das kleine Gefieder ist dicht, weich, und hat bei den Männchen im Frühling am Hals besonders große, einen Kragen bildende Federn. Dieser Kragen besteht aus drei ziemlich gesonderten Teilen, dem zweiteiligen Federzopf im Nacken und dem Federkragen um den Hals. Die Nackenfedern hängen herab wie 2 gesonderte Teile eines Zopfes oder einer Perücke und messen etwa 4,5 cm, während die Halsfedern eine Länge von 6 bis 8 cm erreichen.

Die Kampfläufer ähneln in der höhern schlankern Gestalt mehr den Wasser- als den Strandläufern, sie bilden aber wegen ganz besonderer Eigentümlichkeiten eine eigene Familie. Was sie auszeichnet, ist folgendes: Die Männchen sind nach den Maßen wie nach Gewicht ein Drittel größer als die Weibchen; im Sommer- und Winterkleide ähneln sie den Weibchen fast gar nicht, nur im Jugendkleide ganz. Die Männchen ändern in den Sommerkleidern ins Unendliche ab, wie die Haushühner, sodaß kein Individuum dem andern ganz gleich kommt, doch kehrt bei jedem Männchen im Frühling dieselbe Zeichnung wieder; der Halskragen besteht aus langen, am Ende gekräuselten Federn; ihr Gesicht ist während der Begattungszeit mit kleinen gelben Warzen besetzt, besonders im Alter, welche nach der Herbstmauser spurlos verschwinden. Von beiden beim Weibchen nie eine Spur. Sie leben ungepaart in Vielweiberei und kämpfen im Frühjahr um die Weibchen auf einem bestimmten Platze, wodurch sie sich auf höchst merkwürdige Weise auszeichnen. Doch sind ähnliche Kämpfe in der neuern Zeit auch bei Scolopax major und Sc. gallinago beobachtet und geschildert worden, und es liegt im Bereich der Möglichkeit, daß noch bei mehreren Sumpfvögeln dergleichen Balzspiele, oder wenn man will, familiäre Balgereien, beobachtet und festgestellt werden, welche aber immer sehr schwierig zu belauschen sind, teils wegen der ungemeinen Wachsamkeit und Scheue der befiederten Teilnehmer, teils auch wegen dem — gewiß nicht einladenden Balzplatz in den Sümpfen und Moorgründen. Außer der Balzzeit leben die Männchen ganz getrennt von den Weibchen, nur die Jungen beider Geschlechter wandern miteinander.

Von dieser merkwürdigen Familie existiert nur: Eine Art.

Der Kampfläufer. Machetes pugnax, *Linné*.

Taf. 41, Fig. 9, Männchen im Sommerkleid; Fig. 10 im Winterkleid.

Vielfarbiger Kampfhahn, Streitvogel, Streitschnepfe, Seepfau, Hausteufel, Krösler, Bruch-, Bure-, Streit-, Koller- und Braushahn. — Avis pugnax, alte Aut.; — Linn. cit.; — Tringa pugnax, *L.* 1746—66; *Briss.*; *Scop.*; *Brünn.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1809; *Pall.* 1811; — Tr. variegata, *Brün.* 1764; — Tr. equestris, grenovicensis, et rufescens, *Lath.*; — Mach. pugnax, *Cuv.* 1817; *Temm.*; *Naum.* 1834; *K. u. Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Mach. alticeps, *Br.*; — Limosa Hartwicki, *Gray* 1840; — Tr. optata, *Hodgs*, 1847; — Philomachus, et Totanus pugnax, *Rchw.* 1882, 1889.

Kennzeichen. Die mittlern Schwanzfedern mit breiten, dunkeln Binden; die Mitte des Bürzels und die obere Schwanzdecke tiefgrau mit lichtern Kanten, die beiden Seiten derselben weiß.

Größe des männlichen Vogels: Länge 29,6 cm, Flugbreite 59,4 cm, Länge des Flügels 18,6 cm, Schwanz 7,2 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 5,4 cm, das Nackte über der Ferse 2,7 cm, die Mittelzehe (samt der 5 mm großen Kralle) 3,6 cm. Gewicht etwa 165 g. Turteltaubengröße.

Größe des weiblichen Vogels: Länge 20,4 cm, Flugbreite 46,4 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 3 cm, Lauf 4,2 cm, der kahle Teil über demselben kaum 2,4 cm, die Mittelzehe samt Kralle 3 cm. Gewicht etwa 100 g. Wachholderdrosselgröße.

Beschreibung. Das Männchen im Hochzeitkleide zeichnet sich vor allem durch einen großen Federkragen aus, welcher unter dem Genick, an den Seiten und dem Vorderteil des Halses seinen Sitz hat; er besteht aus vielen dichtstehenden, steifen, fast gleich breiten, am Ende einwärts gebogenen, hier fast gekräuselten Federn, welche dicht aufeinander liegen, den ganzen Hals umgeben, hinten aber offen stehen. Im Nacken hängen noch außerdem, gleich einem abgeschnittenen Doppelzopf, zwei Federbündel. Dieser bewegliche Federkragen bedeckt den Vorderteil des Körpers wie ein großes Schild. Eine zweite sonderbare Zierde sind die häutigen Wärzchen im Gesicht, welche nach und nach die kurzen Federchen verdrängen und bei ältern Individuen häufiger sind als bei jüngern.

Die Hauptverschiedenheiten hinsichtlich Farbe und Zeichnung mögen ungefähr folgende sein: 1) der Halskragen rostfarbig, schwarz bespritzt; der Federzopf und Oberrücken schwarz mit violettem Glanz. — 2) Der Kragen hochrostfarbig; Rücken und Schultern rostgelblich, schwarz gefleckt. — 3) Der Kragen rostbraun, der Oberkörper violett glänzendschwarz. — 4) Der Kopf und Kragen lebhaft hellrostbraun mit breiten, grün glänzendschwarzen Querstreifen; Oberrücken hellrostbraun mit ovalen grünschwarzen Flecken. —

5) Hauptfarbe schön gelbbraun mit schwarzen Querbändern. — 6) Halskragen graulichweiß mit sehr schmalen, gleichförmigen, schwarzen Querbändern; Oberrücken braun, schwarz punktiert. — 7) Nackenkragen und Hinterhals glänzend blauschwarz, rostfarbig bespritzt und in Zickzacks bezeichnet; der Halskragen ebenso. — 8) Gesicht rostgelblich; Federschmuck schwarz, prächtig stahlgrün glänzend; Oberrücken und Brust violettschwarz. — 9) Der Halskragen einfarbig schwarz mit Metallschimmer; Kehle weiß, Hinterhals grau, schwarz bespritzt; ebenso der Mantel. — 10) Der Halskragen glänzend schwarz mit grünem und blauem Schiller, die Kehle blaß rostfarbig; der Oberkörper lebhaft rostfarbig, schwarz bespritzt. — 11) Kopf und Halskragen weiß, dieser am Rande mit schwarzen Querflecken; so auch Oberrücken und Schultern. — 12) Der Halskragen weiß, schwarzbraun bespritzt, oder auch rein weiß; der Hinterkopf graubraun; der Nackenkragen und Hinterhals weiß, dicht schwarzbraun bespritzt; der Mantel graubraun, schwarz bekritzelt und mit roströtlichem Weiß bespritzt. — Ein ganz weißer Kampfhahn wurde von Edm. Pfannenschmidt in Ost-Friesland auf den Wiesen gesehen, derselbe hatte nur graubraune Flügeldecken; Schnabel und Ständer gelb.

Dies sind aber bei weitem nicht alle vorkommenden Farbenänderungen, da beinahe jedes Individuum eine andere Zeichnung trägt, aber jedes Frühjahr im gleichen Schmuck unverändert wieder erscheint.

Die Weibchen im Sommerkleide, welche jederzeit kleiner sind, haben eine bräunlichgraue Hauptfarbe mit schwarzen Flecken; die hintere Seite des Flügels mit breiten schwarzen Querbändern. — Die bräunlichgraue Farbe spielt in leichten Uebergängen ins Graugelbliche, Rostgelbliche und Roströtliche, und bewirkt daher vielfältige Verschiedenheiten.

Das bescheidene Winterkleid oder Reisekleid der jüngern Männchen sieht dem Prachtkleide fast gar nicht ähnlich. Der Hals hat nur gewöhnlich kurze Federn, die Warzen im Gesicht sind verschwunden, Schnabel und Füße sind weniger lebhaft und im Gefieder ist ein düsteres Braungrau vorherrschend. Oberrücken und Schultern sind lichtbraungrau, in der Mitte der Federn in Schwarz übergehend, durch den Flügel geht ein weißer Querstreif; die Kehle, Mitte der Unterbrust, Bauch, Unterschwanzdecke, Seiten des Bürzels weiß; Kopf, Hals, Oberbrust und Brustseiten braungrau, letztere mit lichtern Kanten. — Das Winterkleid der ältern Männchen verliert mit zunehmendem Alter immer mehr von jenem düstern Braungrau, es mischen sich schwarze, weiße und buntfarbige Federn in ganzen Partieen ein, die das nachherige Frühlingskleid ziemlich erraten lassen.

Das Winterkleid der Weibchen sieht dem des jungen Männchens, welches aber um ein Drittel größer ist, sehr ähnlich. Der Schnabel ist schwarz, die Füße sind rötlichgelb.

Das Jugendkleid oder erste Federkleid ist ganz verschieden von allen übrigen schon beschriebenen Kleidern. Das junge Männchen ist ein recht netter Vogel, der Oberkörper ist dunkelrostgelb mit samtschwarzen Flecken, die Kehle ist weiß; ein Streif über dem Auge rostgelblichweiß; Vorderhals und Oberbrust rostgelbgrau; der übrige Unterkörper weiß. Die Schwingfedern sind mattschwarz, die vordern mit weißen Schäften; die kleinen Flügeldeckfedern braunschwarz mit lichten und weißen Kanten. Die jungen Weibchen sind $^1/_3$ kleiner und weniger lebhaft, haben aber dieselben Farben und Zeichnungen. Ihre geringere Größe macht sie augenblicklich kenntlich. — Das Dunenkleid ist von oben licht gelbbraun; auf dem Oberkopf ins Genick ein dreifacher Längsstreif; der Oberkörper mit breitem schwarzem Mittelstreif und schmälern unterbrochenen Fleckenstreifen; Hals und Oberbrust ist bräunlichweiß; Kehle und Bauch rein weiß. Die Füße sind stakelbeinig und gelbgrau, das Schnäbelchen schwarzgrau.

Der Schnabel ist in der Farbe sehr verschieden, welche sich oft nach dem Gefieder richtet; bei jungen Vögeln und den meisten alten Weibchen ist er fast einfarbig schwarz, geht bei manchen an der Unterkinnlade ins Fleischrötliche über; bei alten Männchen hat er im Frühling am wenigsten Schwarz, ist pomeranzengelb, rotgelb, braungelb, fleischrötlich u. s. w. Als Eigenheit verdient angeführt zu werden, daß sich nicht selten Knollen bis zu Erbsengröße am Kiel des Unterschnabels, selten am Oberschnabel bilden. Sie entstehen wahrscheinlich durch Beschädigungen (etwa Umbiegen des Schnabels) bei ihren Kämpfen. Das Auge ist nicht groß und hat eine dunkelbraune Iris; in der Begattungszeit ist seine Umgebung mit häutigen kleinen, rostgelben oder gelblichen Wärzchen besetzt. Die Füße sind verschieden gefärbt, hochrotgelb, safrangelb, hell ockergelb, grüngelb, graugrün; bei den meisten rötlichgelb.

Seine Heimat ist das gemäßigte und nördliche Europa und Asien; Afrika bereist er nur als Zugvogel, kommt aber in allen Teilen vor, am Nil und Senegal bis zum Süd-Kap. In Rußland und Sibirien ist er gemein und geht hoch nach Norden hinauf. Middendorf fand ihn brütend an der Boganida 71 Gr. n. Br., am 3. Juni am Taimyrfluß $73^3/_4$ Gr.; und am 11. August unter 75 Gr. gescharte Kampfhühner, welche wahrscheinlich in der Nähe des Meeres gebrütet hatten. In unsrem Erdteil findet man ihn in Holland, Dänemark, Jütland, Seeland, Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland, an der Nord- und Ostseeküste Deutschlands, sowie auf den meisten Inseln und Halligen, in Ost-Friesland, Holstein, Mecklenburg, in Anhalt, in der Elbeniederung, im Oberbruch, in Posen, Schlesien und weiterhin bis Ost-Preußen. Auf ihren Zügen kommen sie außer der Nord- und Ostsee auch truppenweise in das Innere Deutschlands, besonders an den Bodensee, seltener an die Donau, den Neckar und andere deutsche Gewässer. In Sumpfgegenden, wo die Kibitze wohnen, fehlt auch selten der Kampfhahn; hauptsächlich bewohnt er die kurzgrasigen Sumpfwiesen in der Nähe der Meeresküsten. Dennoch ist er, nach Naumann, kein Seevogel, denn niemals wird er auf den Watten, weder auf sandigen noch auf schlammigen, gesehen. Zur Zeit des Eintritts der Ebbe gerät alles Strandgeflügel in freudige Unruhe, schwärmt herum und kann es kaum erwarten, bis das abziehende Meerwasser immer größer werdenden Raum darbietet, um auf dem schlüpfrigen Boden sich herumtummeln

und das Genießbare auflesen zu können; dann werden auch die in der Nähe wohnenden Kampfläufer von der allgemeinen Freude ergriffen und schwärmen mit herum, allein nie läßt sich ein solcher auf diese Watten und unmittelbar an das Meer nieder. Naumann hat oft jenem Treiben mit hohem Vergnügen am Strande der Nordsee zugesehen, aber gleich beim erstenmal fiel ihm diese Eigenheit der Kampfläufer auf, die nach einigem Herumschwärmen unter der fröhlichen bunten Menge sich stets sogleich wieder von der See entfernten und an ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte begaben. Dies sind meistens Wiesen mit nassen oder morastigen Stellen von verschiedener Art, auch Salzwiesen; immer aber nur kurzgrasige, denn sie verstecken sich nicht im langen Gras, sondern wollen immer freie Umschau haben; oder solche, wo Wiesen und Sumpf miteinander abwechseln; teils ganz nahe am Meer, teils im Innern der Inseln oder tiefer im Festlande. — Als Zugvogel überwintert er an den Küsten des südlichen Europa und in Afrika, macht seine Reisen bei Nacht in zahlreichen Gesellschaften; die Männchen und Weibchen in getrennten Vereinen. Nach den Beobachtungen Gätkes auf Helgoland*) eröffnen die flüggen „Langbeiner“ schon im Juli und August den Zug. Wir wollen deshalb annehmen, daß es beim Kampfläufer sich ebenso verhält. Der spätere und eigentliche Zug beginnt mit den Männchen, welche ihre Brutplätze schon vor dem Zug verlassen, wie E. v. Homeyer auf Hiddensee (im Juni) beobachtete. Dann später folgen die Weibchen mit den noch übrigen Jungen nach. — A. Brehm traf in Egypten am Menzaleh-See zahlreiche Scharen, welche regelmäßig aus Weibchen bestanden. Männchen kamen ihm nur einzeln und selten zu Gesicht; was wir so auffassen müssen, daß die Männchen ihre Reisen noch viel weiter südlich über Afrika ausdehnen.

Die Brut besorgen die Weibchen allein. Die Männchen bekümmern sich um nichts, und leben ganz für sich, sobald die Weibchen ans Eierlegen kommen. Sie nisten auf kurz begrasten Wiesen, auf Seggenkufen, immer auf etwas feuchtem Boden und in der Nähe des Wassers. In einer mit Hälmchen und Graswurzeln ausgelegten Vertiefung findet man im Mai 3 bis 4 schöne birnförmige Eier, welche auf olivengrünlichem Grunde mit einigen rötlichgrauen und mehreren olivenbraunen und schwarzbraunen Flecken, Punkten und Strichen bezeichnet sind. Selten sind diese Eier sehr bleich olivengrünlich, mit kleinen olivenbraunen und grauen Tüpfeln und Punkten meist nur am stumpfen Ende bezeichnet. Sie sind etwa so groß, wie die des Gemeinen Kibitzes, aber oft auch nur wie die des Gambettwasserläufers, ähneln diesen auch in der Farbe und sind leicht mit diesen Arten zu verwechseln. Die des Kibitzes sind aber mehr olivenbräunlich, die der Gambette mehr olivengelblich, und die unsres Vogels mehr olivengrünlich. Die Schale ist glatt mit feinem Korn und ohne Glanz. Sie messen etwa 40 + 32 mm. Die Brütezeit ist 18 Tage. Das Weibchen schützt seine Brut nach besten Kräften, führt die Jungen zwischen die Kufen und ins höher gewordene Gras, lehrt sie Futter suchen und sich vor Feinden gut verstecken. Wird es mit seinen Jungen von einem Jäger mit Hunden überrascht, so fliegt die treubesorgte Mutter stumm über den versteckten Jungen, den Hunden und dem Jäger herum, sucht die Gefahr abzulenken, muß aber nicht selten ihre Treue mit dem Leben zahlen. Da sie schnell wachsen, so sind sie schon mit 1 Monat flugfähig und können sich mit und ohne Mutter bald auf die Herbstreise begeben. — Am 27. Mai stellten sich, nach Middendorf, die Kampfhühner in großer Menge an der Boganida ein, um dort zu brüten. Am 13. Juni gab es Eier, je 4 in einem Nest, am 26. Juli gab es flügge Junge, doch aber auch noch am 4. August unflügge Flaumjunge. Da sie aber sehr schnell flugfähig werden, kommen sie doch noch recht auf den Zug.

Ihr Betragen ähnelt mehr dem der Wasserläufer, als der Strandläufer. Der Kampfhahn trägt sich aufrecht, sein Gang ist graziös, in den Gebärden und Stellungen drückt sich ein besonderer Stolz aus; sie können aber, wenn es not thut, auch tüchtig rennen. Der Flug ist kräftig und schnell, mit leichten und raschen Schwenkungen, wobei sie die Flügel nicht sehr ausbreiten, sondern etwas an den Leib ziehen. Von einem Feinde verfolgt, stürzen sie sich ins Wasser und retten sich, wie die andern Ufer-, Strand- und Wasserläufer, durch Schwimmen und Untertauchen. — Das Merkwürdigste dieser Vögel ist die Kampflust der Männchen, welche in der ganzen Vogelwelt beinahe einzig dasteht. Sie versammeln sich nämlich in der Nähe ihrer Brüteplätze auf einer Stelle, die etwa 1 bis $1^1/_2$ m im Durchmesser hält. Diese Balzstelle ist gewöhnlich etwas erhöht, immer feucht und mit ganz kurzem Rasen bedeckt; nie weit vom wirklichen Sumpfe. Sie ist sehr kenntlich an dem niedergetretenen schlammbeschmutzten Grase und an den umherliegenden Exkrementen. An diesen Platz kommen nun nacheinander in un-

*) Die reichhaltige Vogelsammlung des Malers Gätke in Helgoland ist nun doch (samt dessen Käfer-, Schmetterlings-, Algen- und Phanerogamensammlungen) in der letzten Stunde für Rechnung des Deutschen Reichs erworben worden. Im Interesse der Wissenschaft ist es gelungen, H. H. Seebohm zu bestimmen, seine Ansprüche auf die Sammlung aufzugeben, was wir hiemit, um die Anzeige auf Seite 762 zu berichtigen, mitteilen. Die Sammlungen werden im Regierungsgebäude der Insel aufgestellt.

bestimmten Zwischenräumen 3, 4, 6 bis 8 dieser Vögel; jeder wählt sich ein Plätzchen, so groß wie ein Suppenteller, das am Rande des eigentlichen Kampfplatzes ist, dann stehen sie einander gegenüber und betrachten sich rauflustig, bis sich ein Gegner gefunden und die Zweikämpfe losbrechen; sie fahren nun aufeinander los, suchen sich mit den Schnäbeln beizukommen, parieren die Stöße ab, und kämpfen eine kurze Zeit miteinander, bis ihre Kräfte nachlassen, dann nimmt jeder sein erstes Plätzchen wieder ein, um sich zu erholen und von neuem zu beginnen, oder, des Kampfspiels überdrüssig, sich still zu entfernen. Es kämpfen immer nur zwei miteinander, nicht mehrere mit einem. Haben sich zwei Männchen gegenseitig aufs Korn genommen, so fangen sie an zu zittern und mit dem Kopfe zu nicken, biegen nun die Brust nieder, so daß der Hinterleib höher steht, zielen mit dem Schnabel nacheinander, sträuben den Halskragen wie einen Schild auf, rennen nun aufeinander los und bearbeiten sich nach allen Duellregeln der Kampfhähne; kommt nun noch ein zweites oder gar ein drittes Pärchen dazu, so durchkreuzen sich ihre Kampfbahnen und es ist ein Rennen, Hüpfen, Zerren und Beißen, daß auch die Lachlust des ernsthaftesten Zuschauers unwillkürlich erregt werden muß. Sie lassen sich aber nur aus größerer Entfernung beobachten, wobei ein Fernglas gute Dienste leistet, oder man muß auf dem Bauche auf etwa 100 Schritte herankriechen, was aber nur ein gewandter Turner zuwege bringt. Der Kampf endet jedoch niemals mit Blut; die nicht sehr harten und vorn ein wenig kolbigen Schnäbel bewirken keine ernstliche Verletzung, und der Federhalskragen ist auch noch ein guter Schutz. Sind die Kämpfer ermüdet, so gehen sie auf ihre Plätze zurück, um entweder nachher wieder anzufangen, oder sich in der Stille zu verlieren. Nur selten mischt sich ein Weibchen in diese Klopffechtereien, indem es dazwischen springt, um die Helden zu trennen. Die Zeit dieser Kämpfe ist der Anfang des Mai, bald nach ihrer Ankunft; aber erst in der ersten Hälfte des Juni sind die Kampfplätze recht besetzt und mit Anfang des Juli verliert sich diese Kampflust wieder gänzlich. Sie werden nun so friedlich, wie ihre Weibchen, bis zum Mai des nächsten Jahres. — Ihre Stimme ist auffallend schwach und heiser, und lautet wie „kak kak kik kak!" in der Angst lassen sie ein Gäckern hören, und im jähen Schreck ein feines Schwirren.

Wasserinsekten, Larven, Käfer, Regenwürmer u. dergl. sind ihre Nahrung. In Indien findet man sie häufig in den feuchten Reisfeldern, und sie fressen dorten fast ausschließlich Reis. — Im Zimmer geht kein Vogel leichter ans Futter, als dieser. Eingequellter Weizen, Gerste, Käsequark, Weißbrot, Fleischstückchen, Semmeln in Milch erweicht, erhält sie vortrefflich. Man legt zuerst einige halblebende Mehlwürmer oder Regenwürmer auf das Futter, bis sie auch das andere Futter annehmen. Frisches Wasser in einem großen Geschirr müssen sie täglich mehrmals bekommen, sowohl zum Trinken als auch um Schnabel und beschmutzte Füße abzuspülen. Sie stehen gern im Wasser. Die Alten benehmen sich zwar ruhig und nicht furchtsam, werden aber nicht recht zahm, was bei den jung Aufgezogenen sehr der Fall ist. Hat man mehrere alte Männchen im Zimmer oder auf dem Hofe laufen, so zeigt sich auch hier ihre merkwürdige Kampflust; um so mehr, wenn sie nahe beisammen wohnen. Sie streiten so lange um einen Winkel des Zimmers, bis der schwächere weicht oder getötet ist. Ein jeder muß auch sein eignes Freßgeschirr haben, denn zwei fressen nicht leicht aus einem Napf gemeinschaftlich, und wenn sie darüber aus Neid Hungers sterben müßten. Gegen einen hingestellten Spiegel rennen Eingefangene mit Wut, was recht komisch aussieht. Wenn die Balzzeit vorüber ist, verliert sich bei den Männchen auch die Kampflust, sie werden ruhiger und gemütlicher, aber das nächste Frühjahr stellt sich die alte Duellwut wieder ein.

Als scheue Vögel halten sie schwer zum Schusse aus. Mit Laufschlingen kann man sie leichter fangen, wenn man ihre Kampfplätze auskundschaftet, auf die sie im Frühjahr täglich fliegen, und die Schlingen darauf verteilt. — Im Spätjahr ist das Fleisch der Jungen und Alten wohlschmeckend, im Frühjahr das der Alten zäh und trocken.

Vierte Familie: **Uferläufer**, Actitis, *Illiger* 1811.

Boje 1822; — Tringoides, *Bp.* 1831; — Tryngites, *Cab.* 1856.

Diese Familie ist nur wenig verschieden von den Wasserläufern, Totaninae, deshalb auch nicht in allen Werken getrennt. — Schnabel wenig länger als der Kopf, schlank, gerade, weich und biegsam, nur an der Spitze hart und etwas kolbig; die Nasenfurchen und die Furchen längs den Rändern des Unterkiefers erstrecken sich bis vor die Spitze. Wegen seiner Biegsamkeit und der in den Nasenfurchen liegenden Sehnen kann er an der Wurzel geschlossen sein und dessenungeachtet vorn sehr weit geöffnet werden. Nasenlöcher seitliche, durchsichtige Ritzen, durch ihre Ränder verschließbar; Füße schlank, nicht sehr hoch; von den 3 Vorderzehen

die äußere und mittlere mit einer kurzen Spannhaut bis zum ersten Gelenk; die Hinterzehe klein, doch im Verhältnis etwas länger und weniger hoch gestellt, als bei der Familie Tringa und Totanus; Läufe vorn und hinten mit umfassenden Quertafeln; Flügel mittellang, ziemlich spitz, sehr stark halbmondförmig ausgeschnitten, die hintere Flügelspitze beinahe so lang als die vordere; die 1. Schwinge die längste; der 12fedrige Schwanz etwas lang, abgestuft und weit über die ruhenden Flügel hinausragend. — Das kleine Gefieder ist etwas schmal, aber gut geschlossen, zart und weicht in der Färbung und Zeichnung von dem der nächsten Verwandten ziemlich bedeutend ab. Sie sind nach Alter und Jahreszeit wenig verschieden gezeichnet.

Sie wandern, aber in kleinen Gesellschaften, halten sich gern an den schlammigen Ufern der Flüsse und andrer Gewässer auf, machen eine sehr starke, auf- und niedergehende Bewegung mit dem Hinterleibe wie die Bachstelzen, nisten in der Nähe der Ufer und legen 4 kreisel- oder birnförmige, dunkel gefleckte Eier.

Bei uns ist nur eine Art gemein, die andern sind als nordische Vögel selten; hier beschrieben: 4 Arten.

Der Fluß-Uferläufer. Actitis hypoleucos, *Linné*.

Taf. 42, Fig. 1.

Lerchenstrandläufer, Sandpfeifer, Pfeiferle, Knelleslein, Lisklicker, Haarschnepfe, Fisterlein, Steinpicker, Ufer-, Meerlerche. — Gallinula hypoleucos, *Gesn.*; *Aldr.*; — Tringa minor, *Will. et Ray*; — *L. cit.*; — Tringa hypoleucos, *L.* 1746—48; *Scop.*; *Brünn.*; *Kram.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; — Tr. guinetta, *Briss.*; *Leach* 1816; — Tr. leucoptera, *Pall.* 1811; — Totanus hypoleucos, *Temm.* 1815; *Rchw.* 1882; — Act. hypoleucos, *Boje* 1826; *Br.* 1831; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Act. stagnatilis, *Br.* 1831; — Guinetta hypoleuca, *Gray*.

Kennzeichen. Der Unterkörper ist weiß, in der Mitte rein und ungefleckt; die Außenfahne der äußersten Schwanzfedern meist rein weiß, nur zuweilen mit Spuren einiger Querflecke in der Nähe der großen weißen Spitze; die Mittelfedern des Schwanzes mit 6 bis 7 erloschenen, am Rande als dunkle Flecken deutlichen Querbinden mit einer dunklen Endbinde. Gurgel weiß mit schmalen braungrauen Schaftstrichelchen. Schnabel gut von der Länge des Laufs.

Länge 18,6 cm, Flugbreite 34,2 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 2,4 cm, Lauf 2,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,4 cm, über dem Fersengelenk 9 mm nackt. Feldlerchengröße.

Beschreibung. In allen Kleidern ist der Oberkörper braungrau mit schwachem, seidenartigem, grünlichem und rötlichem Schiller mit dunkeln Schaft- und Querflecken geziert, welch letztere auf den Deckfedern der Flügel am deutlichsten sind; der Unterkörper weiß; der Hals seitwärts lichtbraungrau, dunkelgrau gestrichelt, dies am deutlichsten an den Seiten des Kropfs, sodaß nur noch die Mitte weiß bleibt; ein Strich über dem Auge, Wangen und ganzer Unterkörper weiß; die Schwanzfedern sind weiß, schwärzlich gebändert, die mittlern Schwanzfedern braungrau mit schwarzen Schäften und Bogenfleckchen vor der rostgelblichen Spitzenkante. Die Schwingfedern erster Ordnung sind braunschwarz; auf dem ausgebreiteten Flügel zeigt sich ein vorn spitz endender weißer Doppelstreif; die Deckfedern der großen Schwingen sind braunschwarz, hübsch weiß gesäumt; der ausgespannte Flügel hat auf seiner Unterseite viel Weiß, 3 dunkle Querstreifen, von denen der unterste am längsten ist. Im Jugendkleid haben die meisten Federn des Oberkörpers schwarzbraune Schäfte und schmutzig rostgelbe Endkäntchen, vor denen noch ein schwarzbrauner Bogenstrich steht. Das Winterkleid hat beinahe dieselben Farben; auf dem Oberkörper sind aber nur wenige Federn mit einem dunkeln Bogenstrich gesäumt, dagegen den braunschwarzen Federschäften entlang meist noch ein dunkler Schatten. Das Hochzeit- oder Sommerkleid hat ebenfalls wenig Ausgezeichnetes, doch ist die viele und stärkere schwarze Zeichnung an den obern Teilen auffallend; Vorderhals und Kropfgegend sind mit kleinen, länglichen, schwarzbraunen Fleckchen besäet, an den Seiten rötlichgrau überflogen. Das Dunenkleid besteht in weichem, dichtem nicht sehr langem, bloß am Steiß etwas verlängertem Flaum; oben ist es hellbläulich grau, schwarz bespritzt; unten weiß; durch die Augen geht eine schwarze Linie. Das Schnäbelchen ist hellblau, die Füße hellfarbig, die Augensterne graubraun. — Das Weibchen unterscheidet sich nur durch geringere Größe. — Der Schnabel ist schwarzgrau, nach vorn dunkler, an der Wurzel etwas fleischfarbig; die Augen sind nicht groß, haben einen dunkelbraunen Stern und weiß befiederte Lider; die Füße sind bleigrau, oder trüb fleischfarben, an den Gelenken graugrün.

Der Flußläufer ist ein Allerweltsvogel und hat eine sehr weite Verbreitung, denn er bewohnt alle fünf Erdteile: Europa, Asien, Afrika, und auch in Amerika und Australien findet sich die gleiche Art oder mindestens eine sehr ähnliche Art. In Europa nordwärts bis Lappland; nicht in Island; häufig in Finnland, Rußland, durch ganz Sibirien bis China und Japan. Nach Middendorf im Stanowoi-Gebirge, an der Südküste des Ochotskischen Meeres, im Sajan-Gebirge und noch in vielen Teilen Mittel-Asiens. Auf dem Zug durch Süd-Europa samt Inseln; in Ost-Afrika südwärts bis Sansibar, wo man am Seestrand große Flüge dieser Art antrifft. In

West-Afrika nicht nur Zug-, sondern auch Standvogel an der Goldküste und an den Ufern des Kamerun, des Wuri und Gabun. (Cab. J. 1874, 377.) In Deutschland gehört er unter die bekannten Vögel, und auch in Gegenden, welche wenig Wasser haben, kommt er wenigstens auf seinen Wanderungen vor, da und dort auch als Brutvogel. Auf dem Zug häufig an allen möglichen, selbst kleinen Gewässern, wenn sie nur etwas Gebüsch haben. Der Zug im Frühling fällt auf Mitte April und Mai, und in der ersten Hälfte des Juli wird schon wieder die Wanderlust in ihm rege, womit es aber erst im August ernst wird; um Mitte September sieht man nur noch wenige. Nachzügler sind selten, obwohl Beispiele vorkommen, daß man bei mildem Wetter an offenen Gewässern einzelne selbst noch im Dezember antrifft. Der Zug ist bei Nacht und nicht eben gesellig, denn 6 bis 8 Stück beisammen zu sehen, ist schon selten; noch mehrere aber eine Zufälligkeit. — Er bewohnt die sandigen Flußufer in ebenen wie in hügeligen, in freien, wie in waldigen Gegenden; besonders Flüsse mit weiten seichten Betten, an welche sich Wiesen und Auenwälder anschließen; viel seltener hält er sich an Landseen auf. Er liebt das Gebüsch, namentlich das Weidengesträuch, denn er läuft dicht an oder gar unter diesem herum, wo es das Wasser überhängt, und setzt sich gegen die Gewohnheit der meisten übrigen Ufervögel sogar nicht selten darauf; wie er überhaupt gern auf Steinen, Pfählen, vorspringenden Ufern u. a. verweilt. In der Zugzeit kommt er an allen Teichen und Gräben vor, jedoch immer häufiger in der Nähe von Gebüsch als an ganz frei liegenden. Die Seeküsten liebt er nicht, sie mögen ihm zu frei sein, besucht sie aber auf dem Zuge. Er treibt sein Wesen gern für sich allein, einsam oder nur in kleinen Gesellschaften.

Das gut gebaute Nest ist in der Nähe des Wassers angebracht, jedoch nicht auf dem flachen Ufer, sondern in einer Höhe von $1^3/_4$ bis $2^1/_2$ m über dem Wasserstand. Es steht an der Seite eines Weidenbusches, zwischen Weidenstengeln, in altem, angeschwemmtem Wuste, meistens so, daß es von oben her von Gewächsen oder vom Boden eine Art Schutz hat, mit der offenen Seite dem Wasser zugekehrt. Man findet im Mai darin 4 Eier, welche im Vergleich zum Vogel sehr groß sind, eine ziemlich birnförmige Gestalt haben, und auf trüb rostgelblichem Grunde mit violett- und aschgrauen, auch dunkel rotbraunen Fleckchen und Pünktchen bestreut sind, die bald am stumpfen Ende dichter stehen, bald weniger häufig, bald sehr zahlreich sind. Die rotbraune Zeichnung charakterisiert sie vor ähnlichen Eiern, wie von Charadrius hiaticula, Ch. minor, cantianus, Sterna hirundo, St. minuta, sodaß sie nicht leicht verwechselt werden können. Die Größe erreicht fast die kleiner Haustaubeneier, aber freilich in ganz andrer Gestalt; sie variieren aber hierin ganz außerordentlich. Inwendig schimmern sie gelblich durch. Die Brütezeit dauert 16 Tage und die Jungen verlassen das Nest, wenn sie gehörig abgetrocknet sind, und können sich unter Pflanzen und Gesträuch gut verstecken. Die Eltern sind sehr besorgt um dieselben und lassen ein ängstliches „jit“ hören, wenn man in die Nähe kommt; ergreift man gar ein Junges, welches dann ein hohes zartes „ihdihdihd“ ausruft, so kommen sie beinahe von Sinnen. Nach 5 Wochen sind die anfangs etwas stakelbeinigen dickfüßigen Jungen flugbar und der Pflege der Alten gänzlich entbunden.

Das Betragen des Flußläufers ähnelt von ferne dem der weißen Bachstelze, weil er, wie diese, mit dem Hinterkörper auf und nieder wackelt; auch hat er ein besonderes Kopfnicken, was durch schnelles Verlängern und Verkürzen des Halses hervorgebracht wird. Er treibt sich gewöhnlich auf einem kleinen Plätzchen am Ufer herum, wo seine Exkremente als weiße Flecke zahllos beieinander liegen, woher sein Name Lisklicker rührt. Sein Flug ist leicht und schnell, und der weiße Doppelstreif als Einfassung des untern Flügelrandes, nebst dem dunkel gefärbten Bürzel machen ihn vor andern leicht kenntlich. Sein Flug ist gewöhnlich so niedrig über dem Wasserspiegel, daß man meint, er schlage mit den Flügelspitzen ins Wasser, aber die Flügelschläge sind so leicht, daß man es mehr ein Hingleiten nennen könnte, wenn es nicht in langen Zwischenräumen mit einem eigentümlichen, schwach schnurrenden Rucken verbunden wäre. Die Bachstelzen, mit denen er oft zusammentrifft, scheinen ihm nicht hold, denn zwei bis drei verfolgen oft einen Uferläufer allen Ernstes, wobei eine Art die andere an gewandten Schwenkungen zu übertreffen sucht, aber alle sind beruhigt, sobald der letztere sich wieder gesetzt hat. Seinen Unwillen über solche Neckereien giebt er gewöhnlich durch heftiges Schreien kund. Er kann aber auch, wenn es die Not erfordert, z. B. flügellahm geschossen, oder wenn er einem Raubvogel entrinnt, recht gut untertauchen und schwimmen, rudert mit Füßen und Flügeln äußerst rasch unter der Wasserfläche dahin, wobei er fast eine Minute aushält, bis er wieder zum Atmen auftaucht, und setzt dies so lange fort, bis er des Widersachers los ist. Gegen andere Strandvögel ist er sehr ungesellig, macht sich nichts mit ihnen zu schaffen, ist am liebsten allein und spielt, wie Naumann sagt, den Einsamen. Seine Stimme ist ein äußerst helles, weitschallendes, liebliches Pfeifen, wie „hididih“. Ein Paarungsruf oder Balzgesang klingt hoch und hell: „titi hieh ti, titi hieh ti!“ der Ausdruck ruht auf der dritten etwas gedehnten Silbe. Diese vier Silben

wiederholt der Vogel, in einer Zickzacklinie dicht über dem Wasserspiegel hinstreichend, oft 30 bis 40 mal, wobei man über die Ausdauer des Gesangs und anstrengenden Fluges erstaunen muß.

Seine Nahrung besteht in Insektenlarven, vollkommenen Insekten und Gewürm, insbesondere aus den in und an fließenden Gewässern in so erstaunlicher Menge lebenden Haften (Ephemera) von verschiedenen Arten, sowohl im Larven- als vollkommenen Zustande. Als Stubenvogel ist er gemütlich, wird bald zutraulich und macht durch sein bachstelzenartiges Benehmen dem Besitzer viel Freude. Man gewöhnt ihn mit Fliegen, Ameiseneiern und kleinen Regenwürmern an Semmeln, in Milch erweicht, Fleischstückchen und an das Nachtigallenfutter, oder auch an Weißbrot, Käsequark und Fleisch. Wasser muß er, wie alle Strandläufer, in hinreichender Menge bekommen, denn er steht oft im Wassergeschirr und badet sich täglich vielmals; um das Wassergeschirr streut man viel Wassersand, nicht Erde, welche nur das Gefieder beschmutzen würde. Die Fliegen, welche auf dem Boden laufen, fängt er alle weg, indem er sie wie eine Katze in geduckter Stellung beschleicht und den eingezogenen Hals vorschnellt, sobald er nahe genug ist und selten sein Ziel verfehlt; daher ist er in den Stuben der Landleute ein gern gesehener Genosse. In einem freien Vogelflug, der nicht geheizt werden kann, hält er sich im Winter nicht gut. Hat man keine Gelegenheit zu freiem Lauf, so giebt man einen möglichst großen Käfig.

Er ist wegen seiner Scheu schwer zu schießen, mit Laufschlingen aber leicht zu fangen. Sein Fleisch ist ungemein schmackhaft, aber ein kleiner Bissen, deshalb Schonung zu empfehlen!

Der Drossel-Uferläufer. Actitis macularia, *Linné.*

Gefleckter Strand- oder Uferläufer, Wasserdrossel. — Tringa maculata, *Edw.* 1743; — Turdus aquaticus, *Briss.* 1760; — *L. cit.*; — Tr. macularia, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.* 1809; — Tr. notata, *Ill.*; — Totanus macularius, *Temm.* 1816; *Br.* 1831; — Actitis Wiedii, *Bp.* 1832; — Act. macularia, *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Pelidna maculata, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die äußere weiße Fahne der äußersten Schwanzfeder ist mit vier schwärzlichen Querbinden bezeichnet; die Mittelfedern des Schwanzes außer der dunkeln braunen Endbinde ungebändert; der weiße Unterleib mit schwarzbraunen Flecken bezeichnet, wie bei einer Singdrossel; Gurgel weiß oder mit breiten rundlichen Flecken; Schnabel stark von der Länge des Laufs.

Länge 16,2 cm, Flugbreite 32,4 cm, Schwanzlänge 5,4 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Lauf 2,4 cm. Feldlerchengröße.

Beschreibung. Gestalt, Größe und Farbe hat so große Aehnlichkeit mit der des Flußuferläufers, daß eine Verwechslung möglich ist, wenn man die Kennzeichen nicht genau beachtet, welche beim jungen Vogel übrigens nur schwach sind. Die drosselartigen Flecke sind nur im Frühlingskleid so auffallend, daß sie dem Vogel zu dem Namen der Wasserdrossel verhalfen, in den andern Kleidern aber viel sparsamer, in der Ferne leicht zu übersehen, in der Nähe aber immer noch kennzeichnend genug. Am ausgebreiteten Flügel eine weiße Binde wie bei hypoleucos. — Im Jugendkleid oben olivenbraungrau mit schwärzlichen Schäften, alle größeren Schulter- und Flügeldeckfedern mit einem nierenförmigen dunkel grünlichbraunen Fleck am Ende, welcher fein rostgelb eingefaßt ist; über dem Auge und der ganze Unterkörper weiß, an Brust und Bauch mit einzelnen ovalen schwärzlichen Fleckchen. Das Winterkleid ist oben viel mehr grau als braun, mit schwachem grünlichem Seidenglanz; der Oberkörper rötlich braungrau, weniger gefleckt als am Jugendkleide; unten weiß mit wenigen länglichrunden, schwarzbraunen Fleckchen. Das Frühlings- oder Sommerkleid ist oben olivenbraungrau mit grünlichem Seidenglanz und schwarzbraunen Schaftstrichen, Quer-, Pfeil- und Zickzackfleckchen; unten weiß mit vielen braunschwarzen Fleckchen, die am Kropfe und weiter hinab größer und rundlicher werden, und den Unterkörper so bunt gefleckt machen, wie bei der Singdrossel. — Der Schnabel ist stärker als bei A. hypoleucos, sonst ähnlich, hornschwarz nach vorn, nach der Wurzel fleischfarben; das Auge ist tief braun; die Füße sind schmutzig fleischfarben, an den Gelenken grünlich überlaufen.

In Nord-Amerika sehr allgemein, in Europa, beziehungsweise für Deutschland, mehr als verflogener Vogel zu betrachten; an den venetianischen Küsten kam er ebenfalls schon vor.

Sein Aufenthalt, Betragen und die Stimme ist wie beim Vorigen. — Die Eier sind 2,8 cm lang und 2,2 cm breit, nähern sich mehr der ovalen als kreiselförmigen Form und gleichen in Farbe und Zeichnung denen des Flußuferläufers.

Der Langschwänzige Uferläufer. Actitis longicauda, *Bechstein.*

Bartrams-Uferläufer, Gras-, Hochlands-Wasserläufer, Hochlandspfeifer. — Tringa longicauda *Bechst.* aus Lathams Uebersetz. 1796; — Tr. Bartrami, *Wilson* 1808; — Totanus variegatus, *Vieill.* 1816; — Tot. Bartrami, *Br.* 1831; — Actiturus Bartrami, et longicaudus, *Bp.* 1832; *A. Br.* 1882; — Actitis Bartrami, *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; — Act. longicaudatus *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Schnabel kürzer als der Lauf; der sehr große keilförmig zugerundete Schwanz ist über 2,4 cm länger als die Spitzen der ruhenden Flügel; auf der Mitte des Scheitels ein lichter Längsstreif; Unterrücken und Bürzel schwarz oder schwarzbraun; Oberseite dunkelbraun mit hellrostfarbigen Federrändern; Zügel rostgelblich; die erste große Schwinge mit weißem Schaft, und nebst den übrigen mit weißen Querbinden auf der Innenfahne; die mittlern Schwanzfedern mit 8 bis 13 schwarzen Querbinden.

Länge 27,6 cm, Breite 49,2 cm, Flügellänge 16,8 cm, Schwanz 8,4 cm, die äußerste Feder 2,4 cm, kürzer als die der Mitte; Schnabel 2,8 cm, Lauf 8,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,1 cm. Größe der Wachholderdrossel.

Beschreibung. Im Jugendkleid oben hellrostbraun mit hellern schmalen Kanten; das Gesicht, der Vorderhals und Kropf rostgelblichweiß, auf beiden letztern mit länglichen braunen Flecken; der Bauch weiß, nach hinten schwach rostgelb, die großen Schwingen sind schwarzbraun. Im Frühlingskleid ist der Oberrücken tiefbraun, inmitten der Federn braunschwarz, an den Rändern gelbbräunlichweiß; die Schulterfedern mit lebhaften breiten isabellfarbigen Rändern; ein schmaler Streif über dem Auge weißlich rostgelb; Kehle rein weiß; der Hals schön rostgelb mit braunschwarzen länglichen Schaftflecken; Brust und Bauch weiß, nach hinten mit rostgelblichem Anflug; die großen Schwingen braunschwarz. Die Mittelfedern des Schwanzes sind graulichbraun, die übrigen ins Isabellfarbige, der ganze Schwanz mit schwarzen Querstreifen. Das Herbstkleid ist matter gefärbt und hat feinere Zeichnung als das vorherbeschriebene. — Der Schnabel ist im Verhältnis zur Größe des Vogels etwas kurz, nach vorn schwarz, nach der Basis gelblich fleischfarben; die Iris ist tief braun; die Füße sind sanft fleischfarben mit schmutzig grünlichen Gelenken.

Das Vaterland dieses Vogels ist Nord-Amerika bis zur Landenge von Panama. Einzelne Exemplare haben sich schon nach Helgoland und Deutschland verflogen, was bei der außerordentlichen Flugfähigkeit dieser Vögel in das Gebiet des Glaubwürdigen gehört. Siehe auch die Beobachtungen Gätkes auf Helgoland über die Flugkraft der Regenpfeifer. Er lebt an den Ufern der langsam fließenden, selten stehenden Gewässer, welche mit Bäumen und Gebüsch besetzt sind; die 4 Eier sind in Ton und Farbe denen der beiden vorhergehenden verwandten Arten sehr ähnlich; sie haben eine Länge von 41,5 mm und eine Breite von 29,5 mm und sind demnach unter ihnen die größten. — Farbe und Zeichnung seines Gefieders, der schöne gestreckte und schlanke Körper, der lange und abgestufte Schwanz kennzeichnen diesen zierlichen interessanten Vogel derart, daß es nur eines flüchtigen Blickes bedarf, um ihn von allen Gattungsverwandten, mit denen er übrigens in der Lebensweise übereinstimmt, zu unterscheiden.

Der Rötliche Uferläufer. Actitis rufescens, *Vieillot.*

Falbstrandläufer. — Tringa rufescens, *Vieill.* 1816; — Tr. subruficollis, *Vieill.*; — Tr. brevirostris, *Licht.* 1824; — A. rufescens, *Schleg.* 1856; *Bp.* 1856.

Kennzeichen. Der Schnabel kürzer als der Lauf. Die Federn des Scheitels und die übrigen der Oberseite metallglänzend braunschwarz mit hellrostfarbigen Federkanten. Die großen Schwingen mit bogigen schiefen gewässerten Wellenbinden auf der Innenfahne und metallglänzend schwarzem Endfleck vor der weißen Spitzenkante. Die Mittelfedern des Schwanzes sind einfarbig dunkelbraun, die übrigen auf lichtgrauem Grunde wellig, quergewässert, gefleckt und punktiert, mit dunkelbraunen Bogenbinden vor der weißen Spitzenkante.

Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 20,4 cm, Schwanzlänge 5,6 cm, die Verkürzung der ersten Schwanzfeder 1,2 cm, Flügel vom Bug zur Spitze 13,2 cm, Schnabel 2,1 cm, Lauf 3 cm. Größe einer Haubenlerche.

Beschreibung. Oben schwarzbraun metallglänzend mit breiten rostfahlen Federkanten bunt gezeichnet; Brustseiten rostgelblich mit schwarzen Schaftstrichen; Bauch weißlich; die übrige Unterseite licht rostbräunlich und weiß. Die Jungen zeigen scharf abgesetzte lichtrostfarbige Federkanten auf der Oberseite.

Die Heimat dieses Uferläufers ist Nord-Amerika, auf dem Zuge geht er bis nach Brasilien. Er wurde schon wiederholt in England, auch einmal auf Helgoland erlegt.

Fünfte Familie: Wasserläufer, Totanus, *Bechstein* 1803.

Cuv. 1817; *Br.* 1830; *K. & Blas.* 1841; — Glottis, *Koch* 1816.

Der Schnabel länger als der Kopf, gerade oder kaum etwas aufwärts gebogen, die Seiten etwas zusammengedrückt, die Schneiden an der vordern Hälfte eingezogen, die kolbige Spitze etwas abwärts gekrümmt, die Längsfurchen beider Teile gehen nicht über die Mitte der Schnabelhälfte, die obern breit und tief; er ist an der Wurzelhälfte weich, vorn hart. Der Ober-

kiefer kann nur von der Wurzel an etwas aufwärts gebogen werden. Nasenlöcher ein seitlicher durchsichtiger Ritz nahe der Stirn, mit wenig erhöhtem Rändchen und verschließbar; Füße sehr lang und schlank, hoch über die Fersen hinauf nackt, die Vorderzehen mittelmäßig lang, die äußeren und mittleren mit einer kurzen Spannhaut, die schwache Hinterzehe kurz; Läufe vorn und hinten mit umfassenden Quertafeln besetzt; die Flügel mittellang, schmal, der Hinterrand stark mondförmig ausgeschnitten, weil die Schulterfedern sehr verlängert sind; die zusammengelegten Flügel ragen bis ans Schwanzende oder darüber hinaus; der 12fedrige Schwanz kurz, wenig abgerundet.

Am Unterrücken und Bürzel ist Weiß vorherrschend, welches am Schwanze mit dunkeln Querbinden durchzogen ist und die Vögel dieser Gattung schon von weitem kenntlich macht. Das Dunkle des Gefieders hat oft weiße oder helle Randflecken, und diese Flecken haben die wunderbare Eigenschaft, daß sie sich leichter abnützen als die dunkel gefärbten Teile, wodurch die Federränder oft zackig werden. Doppelmauser. Sie sind etwas schlanker, hochbeiniger, langhalsiger und langschnäbliger als die Strandläufer, denen sie sich anschließen, trippeln nicht wie diese, sondern schreiten in größern Schritten einher, wobei sie zierlich auf die Vorderzehen treten, können auch schnell laufen, gehen häufig bis an den Bauch ins Wasser und schwimmen ungezwungen oft ziemliche Strecken auf demselben hin. In Not tauchen sie auch unter. Sie haben einen ungemein leichten und schnellen Flug, bei welchem sie die Beine weithin ausstrecken. Bei Gefahren drücken sie sich nicht an den Boden, sondern fliegen sogleich und mit oder ohne Geschrei weit fort. Sie lieben die flachen Ufer und seichten Gewässer mit kurzgrasigem Rasen, legen 4 birn- oder kreiselförmige Eier mit olivengrünem Grunde und grauen, braunen und schwarzen Flecken, welche das Weibchen allein ausbrütet, für die aber auch das Männchen ängstlich besorgt ist. Sie stehen in nächster Verwandtschaft mit den Uferläufern und zählen etwa 20 Arten. Die 6 Arten, welche hier verzeichnet sind, bilden kleiner Unterschiede halber 2 Gruppen.

1. Gruppe: **Geradschnäbelige Wasserläufer.** Totanus, *Bechst.*

Hier: 4 Arten.

Der Punktierte Wasserläufer. Totanus ochropus, *Linné.*

Taf. 42, Fig. 2.

Getüpfelter, Größter Strandläufer, Schwalbenschnepfe, Grünbeinlein, Weißsteiß; Wasserschnepfe, Tluit. — Tringa, alte Autoren; — Rhodopus, Ochrophus, et Ochropus, *Gesn.*; — Gallinula rodopus, et phönicopus, *Aldr.; Will. et Ray.*; — *L. cit.* 1746—66; — Tringa ochropus, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1803; — Tot. ochropus, *Temm.* 1816; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Helodromas ochropus, *Kaup* 1829; — Tot. rivalis, et leucurus, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Schnabel ist ebenso lang oder 2 mm länger als der Lauf; der Schaft der äußern Schwingen dunkelgrau wie die Fahne; der Schwanz ist an der Wurzelhälfte rein weiß, nach der Spitze mit 3 bis 4 braunschwarzen Querbinden, die auf den äußern Federn bis zu Punktflecken abnehmen; die langen Federn unter den Flügeln fast ganz schwarz mit schmalen weißen Querbinden.

Länge 21,6 cm, Breite 45 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 3,4 cm, Lauf 3,1 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,9 cm. Singdrosselgröße, jedoch hochbeiniger und breitbrüstiger.

Beschreibung. Im Jugendkleid oben schwarzbraun mit seidenartig olivengrünlichem Schimmer und vielen kleinen ockergelben Punkten bestreut; der Scheitel ganz ohne alle Flecke, der Bürzel und obere Schwanzdecke weiß. Ein Strich über dem Auge und der ganze Unterkörper weiß, auf den Wangen schwarzgrau gestrichelt; die Halsseiten und der Kropf sind braunschwarz gefleckt; der Schwanz ist nach dem Ende auf weißem Grunde breit schwarzbraun gebändert. Das Winterkleid unterscheidet sich nur wenig; die Grundfarbe ist blasser, mehr mit Grau überlaufen, mit stärkeren weißlichen Tüpfeln und einem gefleckten Oberkopf, auch ist es dichter gestrichelt, aber weniger gefleckt. Das Sommerkleid zeichnet sich durch stärkere und viel weißere Tüpfel auf dem Kopfe und dem Mantel aus; der ganze Vorderhals ist dichter und gröber gefleckt; auf den Kropfseiten gehen die Fleckchen in eine breite zackige Form über; der weiße Streif über dem Auge ist nicht so klar. — Der Schnabel ist vorn schwarz, an der Wurzel schieferfarbig; das lebhafte Auge ist tiefbraun mit weißen Lidern; die Füße sind unter seinen Familienangehörigen die niedrigsten, die Farbe ist lichtblaugrau, an den Gelenken grünlich.

Er bewohnt Europa, Asien und Nord-Amerika; in die südlichen Länder kommt er als Zugvogel. In unsrem Erdteil geht er nicht viel über das nördliche Schweden hinauf, ist

auch nach Osten hin häufiger als westwärts. In Deutschland ist er nicht selten. Man trifft ihn in Hannover, Oldenburg, in der Mark, in Schlesien, Pommern; auch in Süd-Rußland. Middendorf traf ihn im Stanowoi-Gebirge ziemlich häufig; ebenso an der Südküste des Ochotskischen Meeres. In Daurien zeigt er sich fast nur auf dem Durchzuge und kommt im Mai; im Herbstzug erscheinen sie nochmals, dann von Mitte Juli und in größerer Anzahl. Seine Reisen macht er einzeln oder höchstens im Vereine mit 6 bis 8 andern (in letzterem Fall sind es junge Vögel), und bei Nacht. Er bewohnt die schlammigen Ufer der Landseen, Teiche, Flüsse, Flüßchen, Bäche, Pfützen, Lachen, selbst Gräben, welche mit Waldbäumen, Erlen, Weiden, Rohr, Schilf und Gras bewachsen sind, nicht um sich darin zu verstecken, sondern um auf den dazwischen liegenden freien Stellen umherzulaufen. Hinsichtlich des Aufenthaltes hat er viel Aehnlichkeit mit dem Flußuferläufer.

Auch im nördlichen Deutschland pflanzt sich der punktierte Wasserläufer nicht allzu selten fort. Das Nest ist aber sehr versteckt angelegt und zwar in schwer zu durchsuchenden Revieren, daher sehr schwierig aufzufinden. Auch hat dieser Vogel die merkwürdige Eigentümlichkeit, fremde Nester zu benutzen, sogar auf Bäumen stehende, besonders Drosselnester. Sonst steht es näher oder entfernter vom Wasser im Grase oder unter Weidengesträuch versteckt. Die 4 Eier sind gewöhnlich kurz kreiselförmig; sie haben die meiste Aehnlichkeit mit denen des Bruchwasserläufers, sind aber bedeutend größer, mit glatter und wenig glänzender Schale, deren Grundfarbe ein lichtes Olivengrün mit bräunlichgrauen Schalenflecken und vielen sehr dunkelgrünbraunen Flecken und Tüpfeln bezeichnet ist, die am stumpfen Ende gewöhnlich häufiger stehen. Die Flecken und Punkte sind meist kleiner, als sonst bei irgend einem Ei der Wasserläufer. Sie messen 34,5 + 26 mm. In den Sammlungen wird die Grundfarbe stets brauner.

Diesen zierlichen Vogel machen seine zwei Hauptfarben Schwarz und Weiß schon in der Ferne kenntlich, noch mehr beim Auffliegen, wo das blendende Weiß des Bürzels und Schwanzes von der hier völlig schwarz scheinenden Farbe des Rückens und der Flügel viel mehr absticht, als es bei jeder andern Wasserläuferart der Fall ist. Er steht und geht mit wagrechtem Körper, nickt öfter mit dem Kopfe, indem er den Hals geradeauf ausdehnt und zusammenzieht; auch ist ihm ein Kippen mit schnellendem Hinterleibe eigen, das er aber nur thut, wenn er sich eben gesetzt hat, daher selten und nicht in solcher Stärke wie der Flußuferläufer. Er watet oft ins Wasser, schwimmt aber selten. Sein Flug ist schön, äußerst schnell und gewandt, wobei er die Flügel nicht weit ausstreckt, sie kräftig und hastig bewegt, aber auch mit wenig Schlägen ganze Strecken durch die Luft schießt. Seine Aufenthaltsorte und Lieblingsplätze liegen immer so, daß man ihn selten schon von weitem sehen kann, ohne daß er sich wirklich versteckt, denn dies ist ihm völlig fremd. Uebrigens ist er ein einsamer ungeselliger Vogel. Er ist scheu und sehr vorsichtig, und nur dadurch, daß er sich gern an Orten aufhält, wo ihm oft kein großer Ueberblick gestattet ist, giebt er dem Schützen zuweilen Gelegenheit, ihn ungesehen zu beschleichen; sonst entflieht er jeder Gefahr schon in der Ferne und hält die Annäherung eines auf ihn zugehenden Menschen nie auf Schußweite aus. Seine Stimme ist ein ungemein hohes lautes Pfeifen, rein und silberhell, und lautet „dlüih dlüih dlüih". Für den mit der Natur befreundeten Lauscher haben diese lieblichen Töne an einem stillen Abend und in einer wasserreichen Gegend, aus verschiedenen Entfernungen vernommen, einen eigenen Reiz; lockend läßt der Vogel ein kurzes hohes „dick dick" hören, in der Angst ein hohes schneidendes „dih dih". Zur Balzzeit erhebt sich, laut Middendorf, das Männchen nicht selten hoch in die Luft, den Bekassinen ähnlich umherschwankend, jedoch ohne den Brummlaut derselben von sich zu geben. Die Balzstimme ähnelt aber einigermaßen der der Bekassine, nur ist sie heiserer und von einem pfeifenden Nebenton begleitet.

Die Nahrung besteht aus weichen Insekten, mehr aus der Gattung der Netz- und Zweiflügler, Larven und kleinem Gewürm, welche er an schlammigen seichten Ufern aufliest. Im Zimmer füttert man ihn mit feinem Weißbrot und Fleisch, Käsequark, altbackenem Brot in Milch erweicht, an welche Stoffe man ihn mit Mehlwürmern, in Ermanglung dieser mit kleinen oder zerstückelten Regenwürmern, Fliegen und Ameiseneiern gewöhnt. Als einem insektenfressenden Vogel darf ihm klein geschnittenes mageres Fleisch, roh oder gekocht, nie ganz entzogen werden. Seine nette Figur und seine zierlichen Bewegungen machen ihn zu einem recht angenehmen Zimmervogel; er braucht aber freien Lauf oder einen geräumigen reinlichen Verschlag und ein größeres, ziemlich flaches Wassergeschirr, in das er sich gern stellt, wenn er längere Zeit halten soll. Bemerkenswert an ihm ist noch eine bisamartige Ausdünstung (moschum olens), die im Frühjahr stärker ist als zu andern Zeiten, aber auch noch bei andern Strandläufern bemerkbar wird.

Wegen seiner Scheu ist er schwer zu schießen, doch mit Fußschlingen, an seine Lieblingsplätze gelegt, leichter zu fangen. Hier möchte ich wiederholt auch einer Thatsache erwähnen,



Artist. Anstalt v. C. Hochdanz, Stuttgart.

welche die Aufmerksamkeit und den Scharfsinn dieser und andrer Vögel charakterisiert, und thue dies mit einem Citat aus den Wanderungen der Vögel von E. F. v. Homeyer, S. 151: „Schon in Europa wissen viele Vögel den Jäger vom Landmann wohl zu unterscheiden. In mohammedanischen Ländern fällt dies noch mehr auf, denn dort wissen die Vögel sehr wohl zwischen den Eingebornen und Europäern zu unterscheiden. Sie lassen z. B. in Egypten die Araber ganz nahe und ohne Scheu an sich herankommen, während sie bei der Annäherung eines Europäers schon von weitem fliehen." Nach ihren religiösen Anschauungen halten die Araber die Ungeziefer vertilgenden Strandläufer fast heilig und schonen sie sorgfältig, während die sammelwütigen Europäer in der Tierwelt Afrikas — das seit Jahrtausenden besonders den Wandervögeln ein Eldorado war — ärger hausen, als ein Marder im Taubenschlag. Man ersieht hieraus, daß die Vögel wohl im stande sind, Erfahrungen zu sammeln und für ihre Verhältnisse in gewissem Maße zu verwerten! Das Fleisch ist zart und wohlschmeckend, besonders im Herbst.

Der Bruch-Wasserläufer. Totanus glareola, *Linné*.

Taf. 42, Fig. 3.

Waldwasserläufer, Kleiner Punktierter Wasserläufer, Kleiner Weißsteis, Giff. — Tringa glareola, *L.* 1758—61; *Gm.*; *Bechst.* 1809; — Tr. littorea, Jug.Kl., *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Tot. glareola, *Temm.* 1816; *Br.*; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — Tot. affinis, *Horsf.* 1821; — Rhyacophila glareola, *Kaup* 1829; — Tot. sylvestris, et palustris, *Br.*; — Actitis glareola, *Jerd.* 1840.

Kennzeichen. Der Schnabel um einige Millimeter kürzer als der Lauf; der Schaft der ersten Schwinge weiß; die mittlern Schwanzfedern von der Wurzel an abwechselnd mit 8 bis 12 dunkeln Querbinden, die 2 bis 3 äußeren werden auf der Innenfahne allmählich weiß, auf der Außenfahne am Rande quergefleckt; der Unterflügel sehr licht, an den langen Federn unter der Achsel fast ganz weiß mit schmalen dunklen Querbinden; alle Schwingenschäfte von unten weiß. Länge 19,2 cm, Flugbreite 39,6 cm, Flügellänge 12,6 cm, Schwanz 3,4 cm, Schnabel 2,8 cm, Lauf 3,5 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,9 cm. Größe einer Haubenlerche.

Beschreibung. Im Jugendkleid oben dunkelbraun mit seidenartigem sanftem, grünem und purpurnem Schiller, mit sehr vielen ziemlich großen dreieckigen und länglichen rostgelben Flecken; Zügel braunschwarz; über dem Auge ein breiter weißer Streif; der ganze Unterkörper weiß, auf Wangen, Gurgel, Kropf und Seiten mit braunen Schaftstrichelchen und Längsflecken, die am Kropf etwas größer und deutlicher werden; die Tragfedern mit graubraunen Wellenflecken. Die Schwingen sind braunschwarz; der Bürzel rein weiß; die obere Schwanzdecke ebenso mit feinen braunschwarzen Schaftflecken zunächst der Spitze. Das Winterkleid ist wenig verschieden, doch hat der Oberkopf viel deutlichere rostgelbe Flecken; die Halsseiten sind feiner gestrichelt, an den Kropfseiten mit Grau überlaufen; die Tragfedern braungrau bespritzt. Das Frühlingskleid ist weit auffallender verschieden, da sich die obern Teile durch sehr große weiße Randflecken an den Federn auszeichnen, welche dort eine weißgescheckte Zeichnung bilden, wie sie sonst kein inländischer Wasserläufer hat. Die Grundfarbe der obern Teile ist braunschwarz oder ganz schwarz, auf welcher die weißen Flecken bei geordnetem Gefieder eine gitterartige Zeichnung hervorbringen; der Unterkörper auf weißem Grunde fein braunschwarz gefleckt. — Der nicht sehr lange Schnabel ist schwarz, nach der Wurzel bei Jungen fleischfarbig, bei Alten schmutzig olivengrün; das nicht große Auge ist tiefbraun mit weiß befiederten Lidern; die Füße sind verhältnismäßig länger und schwächer als bei T. ochropus, haben 1,8 cm hinauf nackte Unterschenkel, die Farbe ist schmutzig gelbgrün, im Alter grünlichgrau, an den Gelenken schmutzig grüngelb.

Sein Aufenthalt ist in Europa nordwärts bis Lappland, aber nicht in Island; nach Middendorf in Nord-Asien, resp. in Sibirien; nicht selten in den Morastteichen auf dem Westabhang des Stanowoi-Gebirges, in welchen er keck herumwatete und ohne besondere Veranlassung umherschwamm; auch an der Ochotskischen Meeresküste auf der großen Schantarinsel traf er diesen Vogel. Er kommt auch in China und Japan vor. Auf dem Zug bis Afrika und Süd-Asien. Nord- und Mittel-Europa und ebenso Asien sind das Brutgebiet. Er wird in Holland, in vielen Gegenden Frankreichs, in England, auch in sumpfigen Gegenden Deutschlands in manchen Strichen häufig getroffen. — Bei uns brütend am Feder- und Bodensee, an der Donau, Iller, am Neckar, und auf dem Zug noch an kleinern Flüssen und Bächen. — Er besucht die freien, sehr schlammigen Ufer der Feldteiche, Landseen, seltener der Flüsse; in der Fortpflanzungszeit bewohnt er dann stets nur große Sümpfe und Brüche, welche zum größten Teil keine Bäume haben, und wo es ganz freie Wasserflächen mit seichten Schlammufern und morastige Strecken giebt, in welche der Mensch sich kaum hineinwagen darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen, darin stecken zu bleiben. Sehr häufig teilt er den Aufenthalt mit Gambettwasser- und Kampfläufern.

Der Punktierte Wasserläufer verdient den Namen Waldwasserläufer mit viel größerem Recht als unser Vogel.

An oft schwer zugänglichen Stellen im Sumpfe in der Nähe freier Wasserstellen sind die Nistplätze. Am 29. Mai stellten sich diese Vögel an der Boganida, 70 Gr. nördl. Br., ein, und brüteten dort recht häufig. In Daurien nur häufiger Durchzügler im Anfang des Mai, und Mitte des August wieder zurück. Das Nest ist in Kufen, zwischen alten Stoppeln und jung aufkeimendem Grase in einer kleinen Vertiefung, mit wenigen Hälmchen und Grasblättern mager ausgelegt, und enthält Ende April oder im Mai 4 birnförmige Eier, welche etwas schlanker und viel kleiner als die des Punktierten Wasserläufers sind. Die Grundfarbe ist bleich olivengrün, die Schalenflecke sind rötlich oder bräunlich aschgrau, die oberen vielen Punkte und Flecken sind sehr dunkel rötlich olivenbraun, das zuweilen an schwarzbraun grenzt; die größern Flecken stehen meist dem stumpfen Ende näher und bilden nicht selten eine Art Fleckenkranz. Die Brütezeit ist 15 Tage und die Dunenjungen sind oben bräunlich, schwarz gefleckt und gestreift, unten weißlich; die hohen Füßchen haben sehr dicke Fersengelenke. Die Jungen wissen sich vor ihren Feinden sehr gut zu verstecken.

Er ist ein lebhafter, flinker Vogel, hat einen sehr gewandten Flug, und lebt mit seinesgleichen gesellschaftlicher, als der Punktierte Wasserläufer, daher man ihn in der Zugzeit oft in ziemlich zahlreichen Gesellschaften trifft. Sie gehen, wie andere Wasserläufer, bis an den Bauch ins Wasser und schwimmen auch darin umher. In der Gefangenschaft sind sie mit Semmeln in Milch erweicht, Käsequark, Weißbrot und Fleisch recht gut zu unterhalten; bedürfen aber zu längerem Aufenthalte ein größeres irdenes flaches Wassergeschirr, um das man frische Sumpfrasen legt und diese zeitweis erneuert. Seine Stimme ist ein hohes silberreines Pfeifen, wie „giff — giff, giff". Im Frühjahr läßt das Männchen einen Paarungsruf hören, den es in besondern Wendungen fliegend herleiert, er lautet etwa „titirle titirle".

Als ein scheuer Vogel ist er schwer zu schießen; mit Fußschlingen aber leichter zu fangen. Auch fängt man ihn noch mit andern Laufschlingen für die Küche; man stellt nämlich fußlange, dünne Stäbchen paarweise senkrecht zwischen dem Ufer und dem seichten Wasser auf, und so mehrere in einer Reihe, daß sie einige Durchgänge bilden. Zwischen diesen Stäben hängen die Schlingen nach Art der Dohnen, etwa eine Querhand hoch vom Boden weg, in welchen der Vogel mit dem Hals hängen bleibt und sich erwürgt. Auf dem Wasserschnepfenherde werden sie ebenfalls gefangen. Das Fleisch ist von gutem Geschmack.

Der Gambett-Wasserläufer. Totanus calidris, *Linné.*

Taf. 42, Fig. 4.

Wasserläufer, Rotfüßiger Wasserläufer, Rotfüßige Schnepfe, Rotbeinlein, Gambette, Kleiner Rotschenkel. — Gallinula erythropus, *Gesn.*; — Totanus, *Belon*; — Calidris Beloni, *Aldr.*; — *L. cit.*; — Scol. calidris, *L.* 1761—66; *Gm.*; *Bechst.* 1809; — Tot. naevius, et variegatus, *Briss.*; — Tringa variegata, *Brünn.*; — Tr. Gambetta, *Gm.*; — Tot. calidris, *Bechst.*; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die Wurzelhälfte des Schnabels rot; Schnabel um einige Millimeter kürzer als die Fußwurzel; die Füße brennend gelbrot, an jungen Vögeln rotgelb; die Mittelschwingen am Außenrand und an der Spitze breit weiß, wodurch eine weiße Binde durch den Flügel gebildet wird, nach innen regelmäßig gebändert; der Unterflügel fast ganz weiß; die dunkelbraunen Schwanzbinden grau verwaschen.

Länge 24 cm, Flugbreite 49,2 cm, Flügellänge 15,2 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 4,2 cm, Lauf 4,8 cm, nackte Stelle über der Ferse 2,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,2 cm. Schwarzdrosselgröße, wegen des langen Halses und der langen Beine aber größer aussehend.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist der Oberkörper dunkelbraun, gelbbräunlichweiß gefleckt; der Unterrücken und Bürzel blendend weiß; von hier bis zum Schwanze auf weißem Grunde mit braunschwarzen Querfleckchen wellenartig bezeichnet; die großen Schwingen sind braunschwarz mit schwach grünlichem Seidenglanze; die vorderste Schwinge mit weißem Schafte, die andern mit braunem, alle auf der Innenfahne weiß; durch die weißen Enden der Mittelschwingen wird ein breites weißes Band durch den Flügel gebildet, das kein europäischer Wasserläufer in dieser Breite aufzuweisen hat. Die Zügel sind braunschwarz; ein Streif über dem Auge ist weiß, ebenso der ganze Unterkörper, an den Halsseiten und der Gurgel schwarzbraun gestrichelt; die Brustseite rostgelb mit einzelnen Längs- und Querflecken. Das erste Winterkleid ist vom Jugendkleid sehr verschieden, und von obenher ein ziemlich wenig geflecktes Grau vorherrschend. Der Oberkörper ist hell braungrau mit feinen schwarzen Federschäften und kleinen Zackenstrichen; unten weiß, auf Hals und Oberbrustseite auf graulichem Grunde mit schwarzen Schaftstrichen; solche auf weißem Grunde auf der Brust, in den Weichen und den untern Schwanzdeckfedern.

Das zweite Winterkleid ist bedeutend einförmiger und grauer als das erst beschriebene. Das Sommerkleid hat auf dem Mantel eine lichtbraune, nur an den Federkanten in rötliches Weiß übergehende Grundfarbe mit zahlreichen großen vielgestaltigen schwarzbraunen Flecken übersät; Kopf und Hals schwarz, ersterer lichtbräunlich, der zweite rötlichbraungrau in die Länge gestreift. Das Auge steht in einer weißen, bräunlich getrübten Umgebung; der Unterkörper hat auf weißem Grunde an den Halsseiten, dem Kropfe, der Oberbrust und den Weichen lange, eirunde Zickzack- und Tüpfelflecken von schwarzbrauner Farbe, die an den untern Schwanzdeckfedern in Pfeil- und Querflecken übergehen. So stark braun gefärbt und grob gefleckt findet sich das Hochzeitkleid nur an ganz alten Vögeln. An jüngern Vögeln ist der weiße Augenstreif gewöhnlich etwas deutlicher und die Flecken überhaupt weniger dicht. — Die Uebergänge von einem Kleide ins andere sind übrigens verschieden genug, um sie selbst bei jungen Vögeln deutlich erkennen zu können. — Im Dunenkleid ist der Oberkörper rötlichbraungrau mit einem schwarzbraunen breiten Streif und mehreren kleinen Streifenflecken; unten weiß, in den gelbgrauen Weichen schwärzlichgrau gefleckt, die Kehle gelblich. Die großen Füße und der Schnabel sind bräunlichgelb. — Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden, es gelten die allgemeinen Regeln: letzteres ist gewöhnlich etwas kleiner und minder frisch gefärbt. — Der Schnabel ist bei Alten an der Wurzel brennend hochrot, nach vorn tief schwarz, bei Jungen orangegelb und schwarz; das etwas große Auge ist tiefbraun mit weißen Lidern; die Füße sind bei Alten prächtig mennigrot, bei Jungen bis zur ersten Herbstmauser lebhaft orangegelb.

Die Heimat des Gambettwasserläufers ist Europa, Sibirien bis Japan. Von Middendorf auf den Höhen der Großen Schantarinsel am 9. August gesehen, und später, 27. August, tiefer landeinwärts bei Ujakon geschossen. Er ist in Skandinavien gemein, ebenso in Britannien, Dänemark, auf den Inseln und an den Küsten der Nord- und Ostsee; sehr häufig in Holland, im mittlern und südlichen Deutschland nicht selten, und kommt bis auf den Boden- und andere Schweizer-Seen. Den Winter bringen oft große Scharen in Italien, Griechenland, dem südlichen Frankreich und Spanien zu, und setzen auch nach Afrika über, wo man sie nicht allzuselten bis zum Kap der Guten Hoffnung findet. — Wie bei vielen andern Strandvögeln wird der Zug stets von flüggen jungen Vögeln Ende Juli eröffnet, dauert bis in den August hinein, dann erst folgen die Alten nach, deren Zugzeit von Mitte September bis in den Oktober dauert. Die Wiederkehr dauert von Mitte März bis tief in den April hinein. Ihre Reisen machen sie in der Morgen- und Abenddämmerung, auch bei Nacht; am Tage fast nie. — Der Gambettwasserläufer bewohnt die großen Brüche, weite Sümpfe und Moräste, nasse Wiesengründe und Viehweiden mit Sumpf, die Ufer großer Landseen, große Teiche mit freien Ufern; an Flüsse und kleinere Teiche kommt er nur auf dem Zuge. Er ist aber auch zugleich Seevogel und bewohnt häufig den Strand, denn man findet ihn von der deutschen Nordseeküste an bis hoch in den Polarkreis hinauf äußerst häufig am oder beim Meere und seine Brüteplätze zuweilen sehr nahe am Strande. Er sucht überall schlammigen Boden auf, der nur mit kurzen Gräsern und Sumpfpflanzen bewachsen ist.

Seine Hauptbrutplätze sind in Skandinavien, Rußland und Süd-Sibirien. Auch im Norden Deutschlands findet man den Gambettläufer als Brutvogel, während er weiter hin nach Süden nur als Durchzügler vorzukommen scheint. Dagegen wird er, von Krüper, auch für Griechenland und Klein-Asien als Standvogel verzeichnet, da er auf den Lagunen von Missolonghi und von Smyrna einzeln zwischen den Seeschwalben und Strandpfeifern brütet und in allen Sümpfen überwintert. Das Nest findet man in der Nähe des Wassers und Morastes auf Binsen- und Seggenkufen oder auf Wiesenboden. Es ist versteckt angelegt, aber nicht gar zu schwierig zu entdecken, wenn man (was übrigens auch bei allen Vögeln geschehen soll, deren Nest man suchen will) die Alten vorher beobachtet, und dadurch den Nestplatz auskundschaftet. Das Nähere verraten sie durch ihr unvorsichtiges, unruhiges Umherflattern und klägliches Schreien. Es steht in einer kleinen Vertiefung, ist mit wenig dürren Pflanzenteilen belegt, und enthält gegen den Mai 4 Eier von einer stark birnförmigen Gestalt; diese sind auf bleichem, rötlich oder bräunlichgelbem Grunde mit rötlichgrauen Schalenflecken und vielen Tüpfeln und Klexen von rost- und schwarzbrauner Farbe bezeichnet. Sie gleichen den Kibitzeiern, sind aber etwas kleiner und schlanker, von einer gelblichern Grundfarbe, auch die Fleckenfarbe mehr rötlich. Gegen die Eier der Kampfläufer gehalten fallen sie mehr ins Rotgelbliche. Die Schale ist glatt von feinem Korn, ohne Glanz. Die Maße märkischer Eier: 43,2 + 29,8 mm. Die Brütezeit ist etwa 16 Tage, worauf die Jungen sogleich mit der zärtlich besorgten Mutter nach Nahrung umherlaufen. Bei einer Gefahr drücken sich diese fest auf den Boden zwischen die Sumpfpflanzen, und lassen sich eher zertreten, als daß sie auffsprängen. Dem Jäger ist dieser Vogel oftmals sehr ärgerlich, weil er das Anschleichen desselben durch sein weitdringendes Angstgeschrei verrät, die ganze Vogelwelt zum Auffliegen treibt und somit oft die ganze Jagd verdirbt.

Ihre Nahrung besteht in Wasserinsekten, Würmern, Schneckchen, Heuschrecken, Käfern, Weichtieren und zarten Pflanzenteilchen. — In der Gefangenschaft gewöhnt man sie an das

Semmelfutter, Käsequark, Weißbrot und Fleisch. Auch vergesse man nicht, ein großes flaches Wassergeschirr hineinzustellen, weil sie sich gern mit den Füßen hineinstellen. Es ist keineswegs ein unangenehmer Vogel, der sich vielmehr in Gesellschaft der Menschen bald zutraulich benimmt und längere Zeit ausdauert. Auf einem (gut eingefriedigten) Hofe nimmt er sich zierlich aus. Seine Stimme ist ein hoher flötender, sehr wohlklingender Doppelton wie „djü" oder „dja", manchmal etwas gedehnt wie „djaaa", und ein lockendes „tück tück". Am Brüteplatz läßt das Männchen einen Gesang hören, der wie „dälidl blidl blidl blidl blidl" klingt und oft lange hergeleiert wird; aber nur während des Fluges, den es mit vieler Anmut wechselt, meist dabei ohne Flügelschlag durch die Luft gleitet oder einen großen Halbkreis beschreibt.

Man fängt sie hauptsächlich auf dem Wasserschnepfenherde oder mit Fußschlingen. Das Fleisch ist im Herbst wohlschmeckend und fett; die Eier sind sehr zart und werden nebst den Eiern noch vieler andrer Sumpfvögel von armen Leuten gesammelt und an Feinschmecker oder zum Küchengebrauch verkauft.

Der Dunkle Wasserläufer. Totanus fuscus, *Linné.*

Taf. 42, Fig. 5.

Schwarze Schnepfe, Moorwasserläufer, Schwimmschnepfe, Gefleckter Strandläufer, Viertelsgrüel, Napoleonsschnepfe, Zipter. — Numenius fuscus, *Catesby*; — *L. cit.*; — Scolopax fusca, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; — Scol. nigra, et Tringa atra, *Gm.* 1788; — Scol. cantabrigiensis, *Gm.*; — Scol. curonica, *Gm.* 1788 *ex Bes.*; — Tot. maculatus, et natans, *Bechst.* 1803; — Tot. fuscus, *Leisl.* 1811; *Br.*; *Naum.* 1836; *K. & Blas.*; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — Tr. longipes, *Meisn.* 1815.

Die Doppelmauser und das Jugendkleid dieser und ähnlicher Vögel haben bei den frühern Ornithologen zu großen Verwirrungen Anlaß gegeben, welche von dem hellblickenden Forscher Dr. Leisler durch genaue Untersuchungen wenigstens teilweis beseitigt wurden. Sie sind veröffentlicht in den Nachträgen zu Bechsteins Naturgeschichte 1811—15.

Kennzeichen. Der Schnabel nur an der Wurzel des Unterkiefers und am Rande der Oberkieferwurzel rot; Schnabel ebenso lang oder nur 2 mm länger als der Lauf; Mittelschwingen besonders auf der Außenfahne mit regelmäßigen schwarzbraunen und weißen Querbinden; die schwarzbraunen Schwanzbinden scharf begrenzt; die Füße in der Jugend hell gelbrot, im Winter lebhaft gelbrot, im Sommer rotbraun.

Länge 27,4 cm, Flugbreite 60 cm, Flügel 16,8 cm, Schwanzlänge 7,5 cm, Schnabel 6 cm, Lauf 5,8 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,9 cm. Nahezu Turteltaubengröße.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist der Oberkörper tief schwarzbraun mit einem schwachen grünlichen und rötlichen Seidenglanze und vielen dreieckigen bräunlichweißen Randflecken; der Oberkopf meist ungefleckt; ein Streif über und ein schmaler Ring um das Auge samt Kinn sind rein weiß; der Vorderhals, Obergurgel und Kehle bleich bräunlich schwarzgrau, bräunlichweiß gefleckt. Der Kropf und alle unteren Teile bis an den After auf schmutzigweißem Grunde mit zahllosen dunklen Fleckchen, Wellenlinien und Zickzacks bezeichnet, am stärksten an den Tragfedern; die Schwingfedern sind schwarzbraun; die Mittelschwingen weiß gescheckt; der Unterrücken und Bürzel weiß; der letztere mit braunschwarzen Querflecken; noch stärkere Querbinden haben die oberen, ebenso, doch etwas bleicher, die unteren Schwanzdeckfedern. Die mittelsten Schwanzfedern sind braunschwarz, am Rande weiß gezackt, die andern weiß gebändert. Das erste Winterkleid ist oben hell aschfarbig mit feinen weißen Federsäumchen und sehr feinen schwärzlichen Schäften; über dem Auge ein weißer Streif; unten weiß, auf Wangen und Halsseiten grau gewölkt, ebenso die oberen Tragfedern. Flügel, Unterrücken und Schwanz wie im Jugendkleid. Im zweiten Winterkleid ist das Aschgrau der obern Teile weit schöner, ein reines Aschblau; außerdem finden sich auch noch in der Kropfgegend sehr kleine schwarze Schaftfleckchen. Das Frühlingskleid ist das dunkelste von allen. Das untere Augenlid ist weiß; Kopf, Hals, der ganze Unterkörper samt Bauch schieferfarbig; der Mantel dunkel braunschwarz mit schwachem grünlichem Seidenglanz, jede Feder mit mehreren Tüpfeln und dreieckigen weißen Flecken; das Uebrige ziemlich wie am Jugendkleide. — Der sehr gestreckte lange dünne Schnabel ist an der Spitze etwas abwärts gekrümmt, von Farbe glänzend schwarz, an der Wurzel des Unterschnabels hochrot, bei jüngern Männchen gelbrot; das Auge ist tiefbraun, die Lider weiß; die hohen, schlanken, weit über die Ferse hinauf unbefiederten Füße sind nach Alter und Jahreszeit in der Farbe sehr verschieden; in der Jugend blaß rotgelb, später matt orangerot, im Frühjahr rötlich dunkelbraun, gegen den Herbst schön gelbrot.

Er bewohnt Europa bis in den Norden Skandinaviens und die gleichen Breiten Asiens, ist aber überall selten; auch im südlichen Rußland, besonders in der Dobrudscha, und um das Kaspische Meer. Er kommt nur als Zugvogel nach Deutschland, wo er an den freien, flachen Ufern der verschiedensten Gewässer angetroffen wird, so an der Nordküste Schleswig-Holsteins,

an den Küsten der Nordsee, besonders in Holland alljährlich, aber nicht häufig; im Oderbruch zuweilen ziemlich häufig. Im österreichischen Litorale auf den Sanddämmen bei Aquileja zuweilen in größter Menge, so am 3. November 1883. Die Zeit des Zuges ist der April und Hälfte des Mai, und der August und September, wo man zuweilen Truppen von 6 bis 20 Stück an den Ufern umherwaten sieht. Im Frühjahrszug nur vereinzelt, wenigstens bei uns. — Die Brüteplätze sind im höchsten Norden, jenseits des Polarkreises, von wo sie sich schon im August mit ihren Jungen südlich wenden. In Sibirien wurde er von Middendorf brütend an der Boganida beobachtet, wo er bis Mitte August bleibt. Pallas erhielt Vögel vom Obi und Jenisei im nördlichsten Sibirien; Steller und Merk fanden ihn auf den Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika; aber, wie bemerkt, überall ziemlich selten. Die westlichsten Brüteplätze mögen die von Sir John Wolley in Finnmarken aufgefundenen sein. Er legt sein Nest, das aus einer mit wenigen Halmen ausgelegten Vertiefung im Grase besteht, an offenen, lichten, nassen oder doch feuchten Stellen zwischen Krüppelholz und andern Pflanzen an, wie solche der hohe Norden noch bietet. Nur einmal beobachtete Verfasser einen solchen Vogel in der Nähe Stuttgarts, am Neckar bei Gaisburg; dies war im Mai 1861. Die 4 Eier sind sehr schön, die Grundfarbe ist ein reines Moosgrün oder Gelblichgrün, darauf befinden sich unregelmäßige, hell und dunkel aschblaue Schalenflecken, und größere und kleinere Flecken von einem fast leuchtenden reinen Kastanienbraun, die sich um das stumpfe Ende häufen. Die Poren sind klein, flach, ziemlich rund und dicht stehend, die Schale ist glatt und schön glänzend, die Länge beträgt gut 42 mm, die Breite 29,5 mm.

Seine Stimme ist sehr kenntlich, ein weit hörbarer hoher Pfiff wie „tjuit", einsilbig und etwas schnell gesprochen und leicht nachzupfeifen; dieses „tjuit", gewöhnlich nur einmal gepfiffen, nicht oft nacheinander, muß für die meisten Affekte dienen. In Turuchansk (Sibirien) heißt er deshalb: Tjuwity. Auch hört man ein sanftes einladendes Locken, welches der Vorüberfliegende aus der Höhe genau ebenso beantwortet, und gewöhnlich auch der Einladung zum Niederlassen folgt. — Ihr sanftes Betragen, ihr graziöser Gang und ihre schlanke Gestalt empfehlen sie dem beobachtenden Liebhaber im Zimmer oder auf dem Hofe. Im Zimmer müßte man diesen Vogel halten wie den Gambettläufer. Das Fleisch ist im Herbst wohlschmeckend.

2. Gruppe. **Krummschnäbelige Wasserläufer.** Glottis, *Koch* 1816.

Schnabel etwas aufwärts gekrümmt. Hier: 2 Arten.

Der Helle Wasserläufer. Totanus glottis (=littoreus), *Linné.*

Taf. 42, Fig. 6.

Grünschenkel, Hennik, Regen-, Pfeif-, Pfuhl-, Uferschnepfe, Grünfüßiger, Grauer, Großer Wasserläufer, kurzweg: Glut oder Glutt. — Glottis, Glottis lingulaca, et Limosa, *Gesn.**); — Limosa venetorum, et Pluvialis major, *Aldr.**); — *L.* sämtliche citiert; — Scolopax glottis, *L.* 1758—66; *Scopoli*; *Brünn.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; — Scol. totanus? *L.* 1758—66; — Tringa littorea**), *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Lim. grisea, *Briss.* 1760; — Scol. canescens, *Gm.* 1788; — Tot. glottis, *Bechst.* 1805; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Tot. fistularis, *Bechst.*; — Lim. glottis, et Lim. totanus, *Pall.* 1811; — Tot. chloropus, *Mey.* 1815; — Glottis natans, *Koch* 1816; — Limicola glottis, *Leach* 1816; — Glottis grisea, *Br.* 1831; — Tot. glottoides, *Vigors* 1831; — Gl. niveigula, *Hodgs.* 1839; — Tot. littoreus, *Rchw. ex L.* 1889. — *) Unsere Altmeister, Linné mit eingeschlossen, verwechselten die Alters-, Frühlings- und Winterkleider, daher die vielerlei Benennungen. — **) Zu Littorea äußert sich Bechstein: „Es ist vielleicht ein — noch nicht gemauserter — Junger, oder ein einjähriger, weibl. punktierter Wasserläufer." Linné sagt in seiner Diagnose: „rhachis primae nivea, (der Schaft der ersten Schwinge ist weiß)." Er ist aber bei allen punktierten Strandläufern heller als die übrigen!

Kennzeichen. Der Schnabel hinten weit höher als breit, nämlich 8 mm hoch und 5 mm breit; die nackte Stelle des Schienbeins höchstens von halber Länge des Laufes, meist geringer; die Hinterzehe kurz, ragt mit dem Nagel nicht über den Ballen der Zehenwurzel hinaus; der Mittelflügel hat gar kein reines Weiß; Unterflügeldecken dunkelbraun gebändert; Oberseite braunschwarz, mit weißen Federrändern bezeichnet; große Schwingen braunschwarz, die erste Schwinge aber mit weißem Schaft. Unterrücken, Bürzel und Unterseite weiß, auf der Brust schwarze Längsflecken und Streifen. Die Länge des Vogels von der Schnabelspitze an 31,2 bis 34,8 cm.

Länge 28 cm, Flugbreite 56,4 cm, Schwanz 7,6 cm, Schnabellänge 5,3 cm, das Nackte

über dem Lauf 3 cm. Schwach Turteltaubengröße, wegen der langen Beine und langen Schnabels aber ganz anders aussehend.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist der Oberkörper schwarzbraun, mehr oder minder dunkel, die Federn mit tief schwarzen Schäften und gelbbräunlichweißen Kanten; an den größten Flügeldeckfedern geht die helle Zeichnung hin und wieder in eine sägezahnartig gefleckte über; die großen Schwingen sind braunschwarz, die vorderste mit weißem Schafte; Unterrücken und Bürzel schneeweiß; die oberen Schwanzdeckfedern mit graubraunen Wellenfleckchen; der Schwanz hat graue Mittelfedern, sonst meist mit 10 bis 11 schmalen schwarzbraunen Querbändern durchzogen. Ein Streifen über dem Auge und der ganze Unterkörper blendend weiß, in den Hals-, Kropf- und Oberbrustseiten mit schwarzbraunen länglichen und dreieckigen kleinen Fleckchen. Diese Fleckchen sind in der Größe und Dichtheit mancherlei Verschiedenheit unterworfen. Das Winterkleid hat mehr Weiß, und an den obern Teilen sehr lichte Farben. Der Oberkopf, Hinterhals und dessen Seiten haben auf weißem Grunde schwärzlichgraue Tüpfel, Längeflecken und Strichelchen; der Oberrücken ist licht grau, die Federn mit weißen, braungrauen schattierten Rändchen und braunschwarzen Schaftstrichen; die hintere Flügelspitze und die größeren Flügeldeckfedern mit schwarzbraunen Zackenfleckchen, der weiße Schwanz mit vielen abgebrochenen schmalen graubraunen Zickzackbinden. Ein Streif über dem Auge, Mittelrücken und der ganze Unterkörper blendend weiß. Bei älteren Vögeln wird das Grau am Mantel viel reiner, die Zeichnung darauf deutlicher, das Weiß ausgedehnter und blendender. Im Frühlingskleid ist ein Streif über dem Auge, der Kopf, Hals, der ganze Unterkörper und der Unterrücken rein weiß, aber der Kopf, Hinterhals, Gurgel und Kropf braunschwarz gefleckt, auf Gurgel und Kropf am gröbsten. Der Oberrücken ist tief schwarz mit grauweißen Federkanten und Zackenflecken; die obere Schwanzdecke weiß mit braunen Zickzacks; der Schwanz mit schmalen zackigen Querstrichen, die mittelste Feder desselben rötlich aschgrau überlaufen. — In der Sommertracht sind Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden. — Der Schnabel ist stärker als bei den nahestehenden Arten, ziemlich lang, bis zur Mitte gerade, dann ein wenig aufwärts gebogen, bedeutend höher als breit, von Farbe schwarz, an der Wurzel etwas bleifarbig; das Auge ist tiefbraun mit weißen Lidern; die hohen Füße sind hoch über die Fersen hinauf nackt, ziemlich stark, bleifarbig mit grünlichen Gelenken.

Der Grünschenkel wird fast in allen Erdteilen getroffen, entweder als Wandervogel, der in unbeschränktem Eilfluge seine Rundreisen über die Erde macht; oder als Brutvogel, welcher rings um den Nordpol die nördlichen Länder einige Sommermonate bewohnt, in denen die Sonne buchstäblich nicht untergeht. Am häufigsten scheint er die von uns nordöstlich gelegene große Tundra in Sibirien zu bewohnen. Der Herbstzug führt ihn in wärmere Erdstriche, so bleibt schon ein guter Teil im Süden Europas, ein andrer Teil zieht bis Afrika hinüber, „im Winter häufig in ganz Nordost-Afrika", sagt Heuglin, „im Sommer einzelner." Aber er kommt auch in West-Afrika noch viel südlicher, bis zum Kap vor. In den Wanderperioden wird er in keinem Teile des europäischen Festlandes vermißt, weder im Innern, noch an den Küsten, noch auf den Inseln. In Holland, Deutschland und in der Schweiz ist er im Spätsommer in geeigneten Gegenden nicht selten, in manchen ziemlich häufig; im Frühling gehört er in den deutschen Ländern jedoch unter die Seltenheiten, woraus zu schließen, daß ein andrer Weg eingehalten wird*). Die ersten Zuzügler zeigen sich zuweilen schon in der zweiten Hälfte des Juli, im August und in der ersten Septemberhälfte die meisten, doch ist ihre Zahl, mit der andrer Strandvögel verglichen, keine sehr große. Die Rückreise nach den Brutplätzen fällt in den April und Mai. — An den Meeresküsten sieht man ihn in den stillen Buchten und auf schlammigen Watten, doch zieht er süße Wasser vor. Bei uns kommt er an alle Gewässer, wenn sie freie Umgebungen, ruhiges Wasser und seichte, etwas schlammige Ufer haben, denn er hält sich von Wald und Gebüsch möglichst entfernt, scheut aber eine Reihe von Kopfweiden, Weidengesträuch und hohe Wasserpflanzen auch nicht, wenn sie flache Schlammstellen schützen. Doch versteckt er sich niemals zwischen den Wasserpflanzen und legt sich nur vor Raubvögeln platt aufs Freie nieder, oder wenn er gerade im Wasser steht, aufs Wasser, was sonderbar genug aussieht. Anderen Gefahren entweicht er fliegend.

Im nördlichen Sibirien brütet er, nach Middendorf, recht häufig auf dem Westabhang des Stanowoi-Gebirges, auf dem See Marköli und in allen ausgedehnten Sümpfen; auch an der Meeresküste. Er baumte mit vielem Lärmen auf die Gipfel der niedrigeren, die Moräste umrandenden Bäume, was man bei andern Strandläufern nicht bemerkt. — In den Finnmarken wurde er von J. Wolley ebenfalls brütend gefunden. Nistort und Eierzahl sind wie bei dem

*) Sie ziehen bei uns westwärts ab, müssen in Spanien diese Richtung ändern, da sie nicht auf den Atlantischen Ocean hinausfliegen, sondern nach Afrika übersetzen, dabei noch die Inselgruppen von Madeira und die Kanaren berühren und das Stromgebiet des Senegal, des Gambia, Rio Grande und des ungeheuern Niger als Winterstationen finden. Ziehen die Wanderer noch weiter, quer durch Afrika, so erreichen sie das Stromgebiet des Nil, Nordost-Afrika, und können über Klein-Asien und die südöstlichen Staaten Europas auf einem andern Wege wieder nach ihren alten Brutplätzen im Norden Europas und Asiens einwandern. Das wäre schon eine hübsche Rundreise.

Dunklen Wasserläufer. Die Grundfarbe der Eier ist ein helles unreines Olivengrün, die Schalenflecken rötlich aschgrau und violettgrau, die Zeichnungsflecken ein rötliches Umbrabraun; sowohl die erstern als die letzten sind kleiner und weniger verwaschen als bei der Gambette, auch die Poren etwas gröber, der Glanz matt ölartig, etwas bauchige abgestumpfte Kreiselform, die Länge 41 mm, die Breite 30 mm.

Betragen und gewandten Flug, den Gang, das eigentümliche Nicken, welches durch schnelles Ausdehnen und Zurückziehen des Halses hervorgebracht wird, hat dieser Wasserläufer mit den andern gemein; dabei ist er womöglich noch scheuer, als andere Familienglieder. Ein gewisser Hang zur Geselligkeit ist ihm nicht abzusprechen, denn die kleinen Vereine von 6 bis 8 Stück halten treu zusammen, und die vereinzelten haben oft andere Strandläufer im Gefolge, die sich in ihrer Gesellschaft recht wohl zu fühlen scheinen. Der fröhliche Ruf dieses schönen Vogels ist ein helles, angenehm tönendes Pfeifen wie „tjiü“ oder „tjia“, einsilbig höchst ähnlich den Tönen der Gambette, aber um einen Ton höher; das i in der Silbe ist stets, obwohl nur kurz, hörbar, das ü oder a nie so lang als bei der Gambette, bei der auch das i nicht gehört wird. Auch ist der Pfiff des Hellfarbigen Wasserläufers etwas schneidender. Meist hört man diesen Ton im Fluge, und gewöhnlich stößt er ihn zweimal nacheinander aus, wie „tjia tjia“. Wenn ihn ein Raubvogel verfolgt, dient er auch als Angstruf. Es klingt sehr schön, wenn sich diese Vögel abends zusammenlocken, bis sie vereint sind, um dann unter fortgesetztem fröhlichem Rufen die Weiterreise anzutreten. Der Sitzende lockt den Vorbeistreichenden mit sanftem „dick dick“ an, der denn auch mit denselben Tönen zu ihm hernieder schießt und Halt macht. Der sanfte flötenartige Paarungsruf lautet: „dahüdl dahüdl dahüdl“, und wird in schwebendem Fluge, bei welchem der Vogel große Halbkreise zieht, vorgetragen.

Seine Nahrung besteht in Landinsekten, Wasserinsekten und kleinen Fischchen, welche er reiherartig erschnappt. Eine ganz eigentümliche Regsamkeit kommt in diese Vögel, wenn sie einen Trupp lustig herumschwimmender Drehkäferchen (Gyrinus) verfolgen, denn deren drehende, sich durchkreuzende Windungen machen sie in komischer Eile nach, bis der Käfertrupp aufgerieben oder zersprengt ist.

Wenn ein solcher Vogel von einem Edelfalken oder Habicht fliegend verfolgt wird, so kann man die Kraft und Geschicklichkeit seines Fluges bewundern, welche er entwickelt, um den Stößen zu entfliehen und auszuweichen, wodurch er sich gar nicht selten rettet; kann er aber ein Wasser erreichen, so stürzt er sich sogleich in dasselbe, taucht unter, und wiederholt solches, wenn der Falk seine Stöße verdoppelt, mehrmals, bis der Räuber abzieht.

Der Teich-Wasserläufer. Totanus stagnatilis, *Bechstein.*

Sandschnepfe, kleines Grünbein, kleiner Hennick. — Totanus, alte Aut.; *L. cit.;* — Tringa totanus? *L.* 1746—48; — Scolopax totanus?*) *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.*; — Tot. stagnatilis, *Bechst.* 1803, 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Tr. guinetta, *Pall.* 1811; — Tot. tenuirostris, *Horsf.* 1821. — *) Nach Dr. Reichenow zu „Calidris“ zu ziehen.

Er ähnelt viel dem Hellen Wasserläufer, ist aber kleiner, dünnschnabeliger und hochbeiniger. In der Färbung des Gefieders ist die weiße Farbe sehr vorherrschend, mehr noch als bei T. glottis, besonders rein an allen untern Teilen, sowie an Unterrücken und dem Bürzel.

Kennzeichen. Die Länge samt Schnabel 21,5 bis 24 cm; das Kahle des Fußes, bis zur Spitze der Mittelzehe gemessen, halb so lang (nämlich 10,5 bis 12 cm); die Hinterzehe ragt über den Ballen der Zehenwurzel hinaus. Unterflügeldecken fast rein weiß; Schwanzfedern nicht mit scharf markierten Querbändern, sondern mit unregelmäßigen Längsbändern bezeichnet. Oberseite bräunlichgrau mit Längsflecken; Unterrücken, Bürzel und Unterseite weiß mit rundlichen Flecken am Kropfe. Schnabel sehr schwach, hinten kaum höher als breit, nämlich 5 mm hoch und 4 mm breit.

Länge 19,2 cm, Flügelbreite 41,6 cm, Flügellänge vom Bug zur Spitze 14 cm, Schwanz 5,4 cm, Schnabel 4,2 cm, Lauf 5,2 cm, Mittelzehe samt Kralle 31 mm, der kahle Teil über dem Lauf 29 mm. Körpergröße wie bei der Rotdrossel.

Beschreibung. Bei dieser Art reichen die langgestreckten Flügel meist etwas über das Schwanzende; die beiden Mittelfedern des Schwanzes sind breit, spitz zugerundet und 4 mm länger als die andern, Im Sommerkleid ist der Oberkörper hell bräunlich aschgrau, ins Rötliche spielend, mit starken tief braunschwarzen Schaftstrichen und größern Pfeilflecken, auch Querflecken; Kopf und Hinterhals nur gestrichelt; das Gesicht und der Unterkörper ist weiß mit ovalen schwarzgrauen Fleckchen an Gurgel und Halsseiten; die Schwingfedern sind braunschwarz, nach hinten lichter, die vorderste mit weißem, die übrigen mit braunem Schaft; Unterrücken, Bürzel und Schwanzdecke rein weiß, letztere mit schwarzgrauen Schäften und einzelnen

Querflecken. Der weiße Schwanz mit 6 schiefen Querstreifen, die Mittelfedern rötlichgrau angeflogen und einem Pfeilfleck. Im Winterkleide ist der Vogel heller. Der Oberkörper lichtgrau, die Federn mit weißen, braungrau schattierten Käntchen und feinen schwarzbraunen Schaftstrichen, auf Kopf und Halswurzel dergleichen feine Flecken. Die Stirn, das Gesicht und alle unteren Teile sind blendend weiß; die Halsseiten mit sehr feinen dunkeln Längsflecken. Das Jugendkleid ist von dem eben beschriebenen sehr verschieden; der Oberkörper ist dunkelbraun mit bräunlichweißen, an den größern Federn gezackten Seitenkanten; die Stirn, das Gesicht, alle untern Teile, der Unterrücken und Schwanz rein weiß; nur die Tragfedern sehr fein braun bespritzt; der weiße Schwanz mit Zickzackbinden. Der junge Vogel hat mehr Längsstreifen, der alte mehr Querstreifen in dem Schwanze. — Der Schnabel ist lang und ungemein dünn, von der Mitte ein wenig, oft fast unmerklich aufsteigend, von Farbe schwarz, an der Wurzel viel heller, grünlich oder rötlich; das Auge ist tiefbraun; die ungemein schlanken und hohen Füße sind grünlich blaugrau, an den Gelenken gelblich.

Er wohnt nicht so nördlich wie seine Familienverwandten, sondern gehört mehr den gemäßigt warmen Ländern an, besonders den von uns östlich gelegenen. In Italien ist er selten, einzeln in Deutschland, nicht selten in Ungarn, im südlichen Rußland, in der Tatarei, Syrien, im mittlern Asien ostwärts bis zum Ochotskischen Meer, in China. Als Zugvogel kommt er ins südliche Asien, so in Europa, auch nach Afrika; nach Heuglin „aber nur einzeln". Auf dem Zug kommt er im August seltener, im Frühjahr, April und Mai etwas häufiger vor. — Er hält sich an den flachen Ufern langsam verlaufender Flüsse auf, welche Moraststellen ansetzen, und hat hierin große Aehnlichkeit mit dem Hellen Wasserläufer. — In ganz Ungarn pflanzt er sich an geeigneten Plätzen gar nicht selten fort, wozu er die kahlen Ufer der Seen und Moräste aufsucht. Das Nest ist eine kleine Vertiefung mit wenigen Halmen ausgelegt. Die 4 Eier sind von sehr gestreckter Kreiselform, gegen 34 mm lang und gut 22 mm breit, und haben auf schön rotgelblichem oder bräunlichweißem Grunde asch- und violettgraue Schalenflecke, und violettbraune und violettschwarze große und kleine Flecken, Schnörkel und Züge. Die Schale ist fester, glatter, glänzender als von Limosa cinerea, denen sie sonst bis auf deren bauchigere Form sehr ähnlich sind, die Poren sind dichtstehend, ziemlich tief und rund. — In Betragen und Stimme ähnelt er ungemein dem Hellfarbigen Wasserläufer, mit dem er aber nicht zu verwechseln, da er viel kleiner, dünnschnäbeliger und hochbeiniger ist. Seine Lockstimme „tjia tjia" und der Paarungsruf sind wie beim Vorigen, nur verhältnismäßig schwächer oder sanfter.

Er ist äußerst scheu und schwer zu schießen, kann auch nur hinterschlichen werden, wo der Schütze aus der Ferne ungesehen sich nähern kann. Versteht der Schütze den Lockton gut nachzuahmen, und kann er ein Versteck, z. B. ein Erdloch, erlangen, während ein andrer die Vögel behutsam auftreibt, so läßt sich diese Art wie die andern Familienverwandten herbeilocken und ein Schuß mit Erfolg anbringen. Auf dem Wasserschnepfenherd und in Laufschlingen kann man ihn ebenfalls fangen.

Sechste Familie: **Wassertreter**, Phalaropus, *Brisson* 1760.

Ill. 1811; — Crymophilus, *Vieill.* 1816; — Lobipes, *Cuv.* 1817.

Der gerade Schnabel mittellang, sehr schwach, an der Wurzel wenig niedergedrückt, die Spitze des Oberkiefers etwas abwärts gebogen; seitliche Längsfurchen bis zur Spitze; seiner ganzen Länge nach platt gedrückt, bei andern auch nicht breiter als hoch; hinten weich, nach vorn hart. Nasenlöcher länglich, schmal; Füße nicht sehr hoch, schwach; über der Ferse weit hinauf nackt; Läufe seitlich stark zusammengedrückt; die Zehen sehr dünn, die drei Vorderzehen mit einer halben Schwimmhaut, der übrige Teil der Zehen hat zu beiden Seiten an den Gelenken bogig ausgeschnittene Schwimmlappen, welche an ihrem Rande sehr fein gezähnelt sind; die Krallen sind klein und spitzig; die kleine Hinterzehe mit schwachem Hautsaum; Läufe vorn und hinten mit umfassenden Tafeln besetzt; der Flügel ziemlich lang, sehr spitz, ihr Hinterrand mondförmig ausgeschnitten; der 12fedrige Schwanz zugerundet, nicht lang, mit sehr langen Deckfedern. Das Gefieder ist weich und dicht, unten etwas pelzartig. Sie mausern zweimal im Jahr und sind nach Alter und Jahreszeit verschieden. Das Winterkleid zeichnet sich durch Aschgrau, das Sommerkleid durch Schwarz und Rostfarbe aus. — Die Wassertreter sind ganz merkwürdige und eigenartige Vögel in dieser Abteilung; ebenso gewandt auf dem Wasser wie auf dem Lande, laufend, fliegend und schwimmend. Ihr Gefieder ist ungemein reich und warm und schützt diese Vögel vollkommen gegen die heftigste Kälte des Hochnordens. Auch gehören die Wassertreter dem Meere an. Faber sagt: Die Wassertreter sind wahre Schwimmvögel. Sie kommen fliegend zu ihren nördlichen Brutplätzen und verlassen sie wieder so; wenn sie aber dem Lande auf einige Meilen nahe gekommen sind, lassen sie sich aufs Meer nieder. Man

sieht sie da in Haufen schwimmen, und diese Zwerge unter den Schwimmvögeln ruhig den Wogen des stürmenden Eismeeres trotzen. Naumann schildert sie als ausnehmend liebliche Vögelchen, sie schwimmen mit Leichtigkeit und Anmut und nicht bloß auf dem ruhigen Wasserspiegel der kleinen Brutteiche, welche sie im Sommer aufsuchen, sondern in der aufgeregtesten See und unter den heftigsten Stürmen meilenweit vom Lande entfernt. Das Meer ist ihre Heimat, denn das Land suchen sie nur, um zu brüten. Es sind kleine Vögel bis zu Drosselgröße, leben nur in der kalten Zone rings um den Pol, werden vom überhandnehmenden Eis, dem sie weichen müssen, in mildere Gegenden gedrängt, bleiben aber meistens futtersuchend auf dem hohen Meere, und kommen nur selten auf Binnenwassern vor. An den Küsten Norwegens und Britanniens sieht man sie zu Zeiten in Menge, seltener an denen von Dänemark, Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Italien. — Als Kuriosum verdient angeführt zu werden, daß sich die Männchen mit größerem Eifer des Brütens unterziehen sollen als die Weibchen, deshalb auch große Brutflecken haben. — Früher wurden die Wassertreter wegen ihrer belappten Zehen zu den Wasserhühnern und Lappentauchern gerechnet, neuerdings stellte man sie zu den Strandläufern, wo sie richtiger angereiht sind. — Man kennt 3 Arten, wovon hier: 2 Arten.

Der Schmalschnäbelige Wassertreter. Phalaropus lobatus, *Linné.*

Taf. 42, Fig. 9.

Kleiner, Spitzschnäbeliger, Rothalsiger Wassertreter, Grauer Lappenfuß, Schwimmschnepfe, Eiskibitz, in Island: Odinshenne. — Tringa lobata, *L.* 1758—66; — Tr. hyperborea, Sommerkleid, *L.* 1761—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; — Phalaropus cinereus, *Briss.*; *K. & Blas.* 1840; — Phal. hyperboreus, *Lath.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Phal. lobatus, *Wils.* 1808; *Rchw.* 1889; — Phal. cinerascens, et ruficollis, *Pall.* 1811; — Lobipes hyperboreus, *Cuv.* 1817; *Mev.* 1886; — Phal. angustirostris, *Naum.* 1836.

Kennzeichen. Der Schnabel ist seiner ganzen Länge nach rundlich, an der hintern Hälfte höher als breit, spitzewärts sehr dünn; die großen Schwingen mit weißen Endsäumen. Rücken- und Schulterfedern schwarzgrau, rostfarben gerändert; Brust aschgrau; an den Seiten des Halses ein rostroter Fleck.

Länge 18 cm, Flügelbreite 33 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 2,1 cm, Lauf 2 cm, Mittelzehe 1,9 cm. Ungefähr Haubenlerchengröße.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist der Oberrücken braunschwarz, sehr dunkel, mit rostgelben, oft fleckenartigen Kanten; ebenso Unterrücken und Mittelfedern des Schwanzes; die großen Schwingen sind schwarz mit schmutzigweißen Endsäumchen, die mittlern mattschwarz mit breiten weißen Endkanten, welche einen weißen Querstreif bilden; die Flügeldeckfedern matt braunschwarz, die großen mit weißen Säumchen. Auf dem Scheitel nach dem Hinterhals ist eine braunschwarze Kappe; ebenso ein Fleck vor und ein Streif hinter dem Auge; der Hinterhals und die Halsseiten lichtgrau. Die Stirn, ein Streif über dem Auge und alle untern Teile sind rein weiß; die Tragfedern teilweise mit feinen grauen Schaftstrichelchen. Im Winterkleid sind der Oberrücken, die Schulter und hintern Flügeldeckfedern grau mit schwarzen Federschäften und breiten bläulichweißen Kanten; der Unterrücken und Schwanz schwärzlich braungrau. Der Oberscheitel und Hinterhals ist grau; der Kropf schwach grau gewölkt. Stirn, Augenstreif und alle untern Teile sind rein weiß. Das Sommerkleid jüngerer Vögel sieht am Oberkörper dem oben beschriebenen Jugendkleid ähnlich, hat aber, hinter dem Ohr anfangend, ein breites rostfarbenes Band an den Halsseiten, das gewöhnlich vorn geschlossen, hinten aber durch einen braunen Längsstrich getrennt ist. Die Gurgel, Oberbrust und Tragfedern sind gelbgrau, braungrau gewölkt und gefleckt, was sich nach hinten, immer kleiner werdend, verliert. Das Uebrige ist weiß. Das Sommerkleid älterer Vögel zeigt auf dem Kopf und Ohrgegend ein tiefes Schiefergrau, welches an dem Hinterhals hinabläuft und sich an Hals, Kropf und Brustseiten verteilt; den Hals umgiebt ein breites, vorn geschlossenes lebhaft rostrotes Halsband; Kinn, Kehle und ein schmales Rändchen ums Auge schneeweiß. Der Oberrücken ist dunkler als im Jugendkleid, nämlich schwarz mit lebhaften rötlichrostgelben Federkanten. Es wird behauptet, daß die Weibchen, seltsamerweise nicht nur größer, sondern auch schöner seien, welch letzteres noch zu bestätigen ist. — Der schwächliche, durchaus rundliche Schnabel ist schwarz; die Iris ist tiefbraun; die Lider weiß; die Füße bei Jungen fleischfarbig mit bläulichen Gelenken, bei Alten schmutzig hellblau mit dunklern Gelenken und fleischfarbigen Spannhäuten, im Frühjahr grünlich statt bläulich.

Dieser Wassertreter ist ein Bewohner der hochnordischen Länder Europas, Asiens und Amerikas. Er kommt auf dem Zuge einzeln bis nach Deutschland und auf die Schweizer Seen. Im hohen Norden scheint er Strichvogel zu sein, doch dehnt eine große Anzahl die Wanderung so weit aus, daß es auch ein Ziehen genannt werden kann, denn man findet ihn auf den großen Seen Mittel-Asiens bis Schangai. Er wandert auf Island gegen Ende August fort, und kehrt im Mai, oft spät, wieder zurück; doch wurde er noch viel höher hinauf, als Island liegt,

auch als Wintervogel an der Eiskante des Meeres oder zwischen Eisträmmern bemerkt und zwar nicht einzeln, denn er ist ein sehr harter Vogel, der in gelinden Wintern nicht weit südlich wandert, wenn er nur noch eisfreies Wasser hat. — Bei uns zeigt er sich sehr selten; zuweilen auf dem Bodensee bei Konstanz. Er ist viel mehr See= als Sumpfvogel, lebt außer der Brütezeit stets an und auf der See, oder wenn er tiefer ins Land hinein verschlagen wurde, an großen freien Gewässern.

Die Nistplätze liegen meist nahe am Meer, oft aber auch weit entfernt davon an Seen, Teichen, Quellen und andern Gewässern, selbst die hoch liegenden nicht ausgenommen. Das Nest steht am Rande oder doch in der Nähe des Wassers auf kurzem Rasen oder zwischen niedrigen Pflanzen, wo sie auf einer trockenen Stelle eine hübsch gerundete Vertiefung bereiten, ohne eine andere Auskleidung als das niedergedrückte Gras. Die Begattung soll nur schwimmend vollzogen werden; das Weibchen schwimmt und das Männchen läßt sich unter zwitschernden Tönen auf dasselbe herab; dadurch würden sie sich von andern schnepfenartigen Vögeln unterscheiden. Am Taimyrfluß, 73¾ Gr., trafen diese Vögel in den ersten Tagen des Juni ein und brüteten dort, aber seltener als die folgende Art. — Die 4 Eier sind sehr niedlich, denen des Alpenstrandläufers ähnlich, jedoch meist noch mehr kreiselförmig, zart, glatt, nicht glänzend, mit gelblicholivengrünem Grunde, braungrauen Schalenflecken und vielen rötlichschwarzbraunen Punkten, Klexen und Flecken bezeichnet. Sie variieren aber bedeutend. Die Länge beträgt 29 mm, die Breite 20 mm. Die Brütezeit dauert 16 Tage; beide Eltern sind für ihre Brut zärtlich besorgt, umflattern ängstlich schreiend den Suchenden, und lassen sich dabei fast mit den Händen fangen. Sobald die Jungen ihr volles Gefieder haben, führen die Alten sie an das Wasser und auf dasselbe, sie begeben sich zusammen aufs Meer und bilden mit andern kleine Flüge. Die Dunenjungen unterscheiden sich von andern Strandvögeln dadurch, daß sie gleich fertig schwimmen können.

Dieser — am Ufer so zart und lieblich scheinende Vogel ist auf dem freien Wasser ein ungemein kühner Schwimmer; ungezwungen läßt er sich auf die großen Wasserflächen, auf das bewegte Meer nieder und schwimmt keck mit zierlichem Kopfnicken dahin, ohne das mindeste Unbehagen zu verraten, wenn er auch tüchtig von den Wellen geschaukelt wird; dabei liegt er so leicht auf dem Wasserspiegel wie ein Kork und scheint die Fläche kaum zu berühren. Holböll sah im Frühling des Jahres 1835 in Grönland, wo er 18 Tage vom Eis eingeschlossen war, stets Wassertreter zwischen den Eisblöcken umherschwimmen; später bemerkte er sie inmitten der tollsten Brandung. Zu tauchen vermag dieser Vogel aber nicht, weil das Gefieder zu dicht und der Körper zu leicht ist. Auch der Flug ist schön und gewandt, und er erhebt sich vom Wasserspiegel so leicht, wie vom festen Boden. Am Ufer laufend benimmt er sich stehend und gehend ganz wie ein Strandläufer; mit zierlichen und behenden Schritten läuft er am Ufer entlang oder watet im seichten Wasser, kann aber auch sehr schnell rennen und weiß sich mit Geschick im Riedgras zu bewegen und auch zu verbergen. Wie die meisten nördlichen Vögel ist er so wenig scheu, daß man dem Treiben einzelner ganz in der Nähe zusehen kann. Die Lockstimme ist ein hoher feinschwirrender Ton: „tirrrr", oder kurz: „tirr tirr". Ihre Stimme erinnert an das Zwitschern der Schwalben, doch ist sie nur eintönig; dieser Ton wird aber im Fliegen, mehrfach hintereinander wiederholt, ausgestoßen.

Die Nahrung besteht in kleinen weichen Würmern, von denen es im Meer an manchen Stellen wimmelt, in Insektenbrut und Insekten.

Ihr furchtloses Wesen bringt sie leicht in die Gewalt des Schützen, denn sie halten eine schußrechte Annäherung fast immer ohne Umstände aus.

Der Plattschnäbelige Wassertreter. Phalaropus fulicarius, *Linné.*

Breitschnäbeliger, Großer Wassertreter. — Tringa fulicaria, *L.* 1758—66; *Gm.; Bechst.* 1809; — Phal. rufescens, *Briss.*; *L. cit.*; *K. & Blas.* 1840; — Tr. glacialis, *Gm.* 1788; — Phal. rufus, *Bechst.* 1809; *Pall.* 1811; — Phal. platyrhynchus, *Temm.* 1815; *Naum.* 1836; — Phal. fulicarius, *Kaup* 1829; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Schnabel plattgedrückt, breiter als hoch, nach der Spitze hin lanzettförmig erweitert; die großen Schwingen ohne weiße Endsäume. Oberleib schwärzlich und rötlich gefleckt; Unterleib rostrot.

Länge 19,2 cm, Flugbreite 37,8 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 21 mm, Lauf 21 mm, Mittelzehe samt Kralle 21 mm. Starengröße.

Beschreibung. Im Jugendkleid sind Rücken und Schulter dunkelbraun mit weißlichrostgelben Federkanten; Flügeldeckfedern dunkel schieferfarbig, die großen mit weißen Enden, wodurch ein sehr breiter

weißer Strich im Flügel entsteht; die großen Schwingen schwarz mit weißen Schäften, die mittlern schieferschwarz mit weißen Säumen; die hintern Schwingen wie die Schulter. Ueber dem Auge steht ein braunschwarzer Streif, im Genick ein dergleichen Fleck, der Hinterhals, die Wangen, Kropfseiten und Tragfedern matt erdbraun; der Vorderkopf, ein Streif über dem Auge, Wangen und alle untern Teile sind weiß, am Bauche gelblich angeflogen. Der Schwanz ist von oben braunschwarz. Das Winterkleid ist sehr verschieden. Der Oberrücken ist sanft hellaschblau; der Hinterkopf und Genick mattschwarz, nach vorn gefleckt; ein mattschwarzer Fleck um den untern Teil des Auges verlängert sich nach der Schläfe; das Gesicht samt Stirn, dem ganzen Unterkörper und einem Flügelstreif sind rein weiß; Flügel und Schwanz wie beschrieben. Im Sommerkleid der jüngern Vögel ist die Partie um den Schnabel dunkelbraun; Oberkopf und Hinterhals braunschwarz, dunkelrostgelb gestreift; Rücken und Schultern braunschwarz mit breiten rötlichgelben Kanten; über und unter dem Auge ein bräunlichweißer Streif; von der Gurgel an alle untern Teile rostfarbig. Das Sommerkleid älterer Vögel ist noch prachtvoller; Oberrücken und Schultern sind braun- oder auch tiefschwarz mit breiten hellockerfarbigen Federkanten oder schwarz und ockergelb in die Länge gestreift; der Unterrücken schwarzgrau; der Bürzel rostfarbig; vom Kropfe an sind die untern Teile lebhaft rostfarbig. Der ganze Vorderteil des Gesichts samt Kopfplatte und schmalem Hinterhalsstreifen samtartig braunschwarz. — Männchen und Weibchen sind schwer zu unterscheiden, allein wie beim Vorhergehenden so auch bei diesem Vogel sollen die Weibchen sonderbarerweise größer sein. — Der gerade platte Schnabel ist bei jüngern Vögeln schmutzig braun, bei ältern grünlichbraun, im Frühjahr olivengelb mit schwarzer Spitze; die Iris ist tief rötlichbraun, die Lider weiß; die Füße sind auf der innern Seite und an den Zehenlappen weißlich olivengelb, an der Außenseite dunkel olivengrün, im Winter mehr bläulich, bei jüngern Vögeln innen fleischfarbig, außen bleifarbig.

Sein Aufenthalt ist in allen nordischen Ländern der Erde, rings um den Pol, zu dem er noch näher hinaufrückt, als sein schmalschnäbliger Vetter. In Nord-Sibirien ist seine eigentliche Heimat. In unsrem Erdteile, der ihm zu südlich liegt, wo er auch am wenigsten zahlreich ist, kommt er nur selten an die Küsten Nord-Deutschlands; noch seltener auf die Landseen der Schweiz und Oberitaliens. Zug und Wahl der Plätze wie beim Vorigen. — Auf Island, wo er an der südwestlichen Seite, aber nur auf einer kleinen Strecke brütet, kommt er im Juni an seine Brüteplätze, nicht sehr weit vom Meer entfernte Süßwasserteiche, oder an andere Gewässer, wie die kleinere Art, aber immer dem Meer näher. Die 4 Eier sind ebenso gestaltet und gefärbt, aber bedeutend größer, fast so groß wie die des Alpenstrandläufers. — An den Taimyrfluß gelangt er, nach Middendorf, gleichzeitig mit der vorigen Art, und nistete häufig an den kleinen pfützenhaften Teichen der niedriger gelegenen Tundren. Am 17. Juli gab es Eier in verschiedenen Stadien; am 25. Juli flogen überall halbflügge Junge mit den Alten umher. Am 15. August waren unter 75 Grad n. Br. die letzten dieser Vögel abgezogen. Schon in früher Jugend lassen sich die Jungen dieser beiden Arten an der verschiedenen Schnabelform unterscheiden.

Ein gar lieblicher Vogel, sagt Naumann, jedoch weniger schlank als der Schmalschnäblige Wassertreter, dafür aber mit schönern Farben geschmückt. Er gleicht in seinen Stellungen und Bewegungen ganz einem Strandläufer, schwimmt aber noch lieber als der vorhergehende, leicht und keck, unter beständigem Kopfnicken, wobei der Körper auffallend leicht, wie ein Kork, auf der Wasserfläche liegt. Im Fluge ähnelt er den Strandläufern, doch erreicht er die unvergleichliche Gewandtheit des Schmalschnäbligen Wassertreters nicht ganz. Sie sind gesellig und halten sich in größern Flügen beisammen oder auch zu Strandläufervereinen, daher man nur selten einen Vereinzelten findet. Die Stimme ist ein langgezogenes feines „ihm ihm"; erschreckt lassen sie beim Auffliegen ein schnelles „vik-a—vik-a" hören, welche Töne so von denen der kleinen Art abweichen, daß man sie hieran unterscheiden kann. — Er sucht und findet sein Futter an den Ufern, indem er dem Wasserrand folgt und den ins Wasser fliehenden Insekten nachwatet oder nachschwimmt; er taucht aber nie mit dem Leibe unter, so wenig als der Vorige, sondern begnügt sich, bloß mit Schnabel und Kopf einzutauchen. Auf dem offenen Meer sucht er gern solche Stellen auf, wo Seegräser oben schwimmen, um die daran sitzenden Seewürmer abzulesen.

Mit Schießgewehr sind sie leicht zu erlegen, weil sie die Annäherung des Schützen kaum beachten.

Siebente Familie: **Stelzenläufer.** Hypsibates, *Nitzsch* 1836.

Himantopus, *Barrère* 1745; *Briss.* 1760; — Macrotarsus, *Lacép.* 1800; — Himantellus, *Raffin.* 1815.

In der Reihenfolge der Sumpfvögel begegnen wir nun zwei wunderlich geformten Gruppen, zwar etwas verwandt und arm an Arten, aber namhafter Unterschiede halber nicht in einer Familie zu gruppieren. Beim Strandreiter fallen uns die übermäßig langen Füße, bei der Avosette der nach oben gebogene wunderliche Säbelschnabel auf; Gestalten, welche uns fast wie Karikaturen auf die harmonischen Formen vorkommen, welche uns sonst die höhere Vogelwelt bietet. Beim Stelzenläufer ist der Schnabel viel länger, zweimal so lang als

der Kopf, sehr gestreckt und schwach, nach der Spitze ziemlich verdünnt, gerade, seine Spitze neigt sich zuweilen, kaum merklich, nach unten. Nasenlöcher nicht weit von der Stirne, ritzförmig und verschließbar, geöffnet, aber durchsichtig wie bei Totanus; die Füße sind außerordentlich lang, schlank, weich und biegsam, der nackte Teil über der Ferse sehr groß, $^{2}/_{3}$ des ganzen Fußes betragend; die drei Vorderzehen nicht lang, ziemlich schwach, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine Spannhaut verbunden; die Hinterzehe fehlt; Läufe vorn und hinten mit länglichen 6seitigen Tafeln mehrreihig genetzt, hinten feiner als vorn. Die Flügel sehr schmal und spitzig mit mondförmig ausgeschnittenem Hinterrand; dem Flügel fehlt das kleine spitze Federchen vor der ersten Schwinge nicht, welches das Zeichen aller schnepfenartigen Watvögel ist; der 12fedrige Schwanz ist kurz mit doppelt ausgeschnittenem Ende, und wird von den langen Flügeln sehr weit überragt. — Das Gefieder ist dicht und knapp, die Färbung besteht nur aus zwei Hauptfarben, Weiß und Schwarz in sehr großen Abteilungen. Sie mausern jährlich zweimal, allein die Doppelmauser bewirkt nur wenig Verschiedenheiten. — Die Vögel dieser Familie sind von mittlerer Größe und (verhältnismäßig) die hochbeinigsten unter allen Schnepfenvögeln und in dieser Beziehung nur den Flamingos an die Seite zu stellen. Sie bewohnen die gemäßigte und heiße Zone, halten sich an den Ufern der Landseen (besonders der salzigen, sogenannten Brackwasserseen), Teiche und freien Moräste auf, gehen schrittweise, fliegen schön und schnell, strecken im Fluge die langen Beine gerade hintenaus, und legen in ein kunstloses Nest 4 birnförmige, olivengrünliche, gefleckte Eier, welche stets mit der Spitze nach innen gekehrt im Neste liegen. Diese Familie umfaßt 6 Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind, davon hier beschrieben: 1 Art.

Der Rotfüßige Stelzenläufer. Hypsibates himantopus, *Linné*.

Taf. 42, Fig. 7.

Strandreiter, Stelzenläufer, Langbein, Langschenkel, Riemenfuß, Langfüßiger, Rotfüßiger, Schwarzflügeliger Strandreiter, Türkische Schnepfe, Storchschnepfe. — Himantopus, alte Autoren von Plinius an; — Charadrius autumnalis, *Hasselq.* 1757. — *L. cit.*; — Char. himantopus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Himant. candidus, *Bonnat.* 1790; *A. Br.* 1882; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — Him. (vulgaris et) rufipes, *Bechst.* 1809; *v. Hom.* 1885; — Him. atropterus, *M. & W.*; — Him. melanopterus, *Temm.* 1815; — Him. albicollis, *Vieill.* 1816; — Him. longipes, *Br.* 1831, 1855; — Hypsibates himantopus, *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Der Schwanz grau mit weißen Federsäumen; Unterseite, Unterrücken und Bürzel weiß; der Mantel grünschwarz, bei Jungen braun mit weißlichen Federkanten; die sehr langen Füße rötlich; der Schnabel schwarz. Kibitzgröße.

Länge 33 cm, Flügelbreite 72,6 cm, Flügel vom Bug zur Spitze 24 cm, die Spitzen der ruhenden Flügel überragen das Schwanzende um 6,3 cm, Schwanz 7,5 cm, Schnabel 6,6 cm, Lauf 12 cm, Mittelzehe samt Kralle 4 cm, das Nackte über dem Fersengelenk 7,8 cm. Die Länge der Füße ist übrigens nach Alter und Geschlecht bedeutend verschieden, und die hier angegebenen Maße sind (wie immer) die mittleren Maße.

Beschreibung. Im Jugendkleid sind Vorderkopf, Hals, der ganze Unterkörper samt Unterrücken und Bürzel weiß; Hinterscheitel und Hinterhals bräunlichgrau, der erstere dunkler; der Mantel matt schwarzbraun mit lichtbräunlichen Federkanten; die Flügel schwarz, die größeren Deckfedern und mittleren Schwingen mit weißen Endsäumen, wodurch ein weißer Querstrich durch den Flügel entsteht; der Schwanz lichtgrau. Im Winterkeid sind dieselben Teile wie oben rein weiß; der Scheitel dunkelgrau; der Hinterhals hellgrau; der Rücken samt Flügel tiefschwarz mit grünem, blauem und violettem Stahlglanze; der Schwanz hellaschgrau. Im Frühlings- oder Sommerkleid ist alles wie im vorigen Kleid, nur ist auch der Hinterhals weiß, der Hinterkopf tief schwarz und Brust samt Bauch mit zarter Rosafarbe angehaucht, die an Ausgestopften bald verloren geht, weil sie nur ein zartes Pigment vom Fette des Vogels ist, und mit dessen Vertrocknen auch verschwindet. — Das Weibchen ist etwas kleiner und minder lebhaft gefärbt. — Der Schnabel ist schwarz; das ziemlich große Auge hat in der Jugend einen orangegelben, im Alter einen feurig karminroten Stern; die langen Füße bei Jungen lebhaft rotgelb, bei Alten lebhaft rosenrot.

In Europa trifft man ihn in allen südlichen Teilen von Spanien bis ins südliche Rußland, er ist im Südosten Europas viel häufiger als in dessen Weststaaten; in Klein- und Mittel-Asien bis Indien, und vermutlich noch weiter ostwärts. In Asien trifft man ihn hauptsächlich um das Kaspimeer, sehr häufig an den vielen Salzseen auf der Ostseite desselben, in der südlichen tatarischen Steppe bis an den Irtysch; in Egypten, Nord- und Nordwest-Afrika bis zum Senegal das ganze Jahr; auf dem Zug selbst bis zum Kap der Guten Hoffnung. In unsrem Erdteil bewohnt er zumeist die südeuropäischen Halb- und Großen Inseln; im Innern aber in

größerer Anzahl die südeuropäischen Niederungen, und — der Donau folgend — bis in die Dobrudscha hinein ans Schwarze Meer alle größern und kleinern Sümpfe, gleichviel ob das Wasser süß oder brackig ist. Einzeln kommt er bis an die norddeutschen Küsten, an die von Holland und bis England. Für das innere Deutschland und die Schweiz ist aber dieser stakelbeinige Vogel als große Seltenheit zu verzeichnen. In Egypten gehört er nach A. Brehm unter die gewöhnlichsten Erscheinungen und benimmt sich hier gegen die braunen Eingebornen überaus zutraulich, weil diese gegen alle derartigen Vögel die größte Schonung beobachten, während sie gegen die schießwütigen Europäer mit Recht voll Mißtrauen sind und entfliehen. Seine Zugzeit ist der Mai und August. — Er bewohnt die großen Sümpfe, Teiche und Landseen, die freien Stellen an großen Rohrseen und besonders gern Salzseen und Salzsümpfe.

In Ungarn kommt dieser Vogel brütend vor. Das Nest steht in der Nähe des Wassers oder auf trockenen Stellen im Sumpfe, hat aber mit den einfachen Nestern der Wasser- und Strandläufer keine Aehnlichkeit, denn es ist ein ziemlich umfangreicher ordentlicher Bau von trockenen Wurzeln, innen mit feinern Würzelchen ausgelegt, und oft bis gegen 7 cm dick übereinander geschichtet und verflochten, darin findet man 4 Eier von schön eiförmiger, wenig birnförmiger Gestalt, welche auf blaß graulich- oder olivengrünem Grunde mit vielen aschgrauen Punkten und Schalenfleckchen, und mehreren rötlichbraunen Punkten und kleinen oft rundlichen Flecken bestreut sind. Sie messen etwa 45 + 30 mm. Von den Eiern andrer Sumpfvögel sind sie leicht zu unterscheiden, da die olivengraue Grundfarbe charakteristisch ins Gelbliche sticht. Sofort nach dem Ausschlüpfen gehen die Dunenjungen aus dem Nest, sind trotz ihrer Stakelbeine flink auf den Füßen, wissen sich bei Gefahr gut zu verstecken und werden mit 4 Wochen flugfähig.

Zu verwechseln ist diese Art mit keinem inländischen Vogel, denn schon die enorme Länge ihrer Beine unterscheidet sie leicht von allen andern schnepfenartigen Vögeln, wenn auch die abstechenden Farben Schwarz und Weiß nicht selbst schon ein Kennzeichen abgäben. Einem Nichtkenner möchte er beinahe wie ein Storch in verjüngtem Maßstabe vorkommen. Sein Gang ist leicht und zierlich mit ziemlich wagrechtem Körper; wenn er eilen will, macht er nur weitere Schritte als gewöhnlich, ohne sie sehr rasch nacheinander folgen zu lassen. Im Fluge ist er nicht zu verkennen, weil seine nach hinten gestreckten Beine auffallend länger als bei andern Schnepfenvögeln sind, und es aussieht, als habe er einen roten Schwanz; er schwingt die Flügel gewöhnlich langsamer und biegt sie an den Spitzen sehr nach unten. Der Flug ist nicht so schnell als bei den Wasserläufern, aber doch leicht, schön, und immer noch gewandt genug. Seinen langen Hals streckt er fliegend nicht ganz aus, und hält auch den Schnabel etwas herabgesenkt, wie es der Avosette eigentümlich ist. So scheu wie andere Wasserläufer ist er zwar nicht, doch immer noch so vorsichtig, daß er vom Schützen weder etwas merken noch viel weniger sehen darf, wenn er beschlichen wird, um mit einem Flintenschuß erreichbar zu sein. Seine Stimme ist ein hoher flötender Pfiff wie „tjoit", der während der Paarungszeit öfter gehört, sonst aber nicht wiederholt wird, wie sich der Stelzenläufer überhaupt nicht oft hören läßt; im Schrecken läßt er ein heiseres Gacksen vernehmen.

Seine Nahrung sucht er stets am Wasser, wo das Ufer flach in dasselbe verläuft und fast immer auf schlammigem Boden, wo dieser nicht zu sehr von Pflanzen überwuchert ist; er watet nicht selten, emsig suchend und fischend, bis an den Leib ins Wasser, wobei er Kopf und Hals ganz eintaucht. Zu diesem Zweck gründelt er teils im Schlamme, teils sucht er im Wasser, und manches fliegende Insekt erhascht er auch in der Luft. Diese besteht aus Insektenlarven, Insekten, Kaulquappen, Frosch- und Fischlaich, vielleicht auch ganz kleinen Konchylien. — Auf dem Hof gehalten, müßte das Futter gut mit klein zerschnittenem Fleisch vermengt und ein 10 cm tiefes, etwas weites Wassergefäß beigegeben werden; auch dürfte feiner Wassersand auf dem Boden nicht gespart werden, um die langen Beine gesund zu erhalten.

Achte Familie: Säbelschnäbler. Recurvirostra, *Linné* 1746.

Dem Rumpf nach wohlgestaltete storchenartige Vögel, an denen aber der sonderbar gestaltete Schnabel auffällt. — Der lange, schwache, breitgedrückte, von der Seite sehr schmale Schnabel ist vom Grunde aus gerade, von der Mitte aus wie ein Säbel aufwärts gebogen und in eine feine Spitze ausgezogen, sehr hart, glatt und platt; fischbeinartig; die Mundkanten spitzewärts schneidend scharf; die Furchen längs der Kieferränder erstrecken sich nicht über die Mitte der Mundspalte hinaus; das Innere des Schnabels ist merkwürdig; es ist äußerst flach, und in jedem Teil befinden sich seiner ganzen Länge nach zwei erhabene parallele Leistchen, die nebeneinander, die untern in die obern passen, und zwischen welchen die kurze lanzettförmig spitzige,

hinten gezähnelte Zunge liegt, welche nur den vierten Teil der Schnabellänge hat; die ritzförmigen Nasenlöcher nahe der Stirne; die Füße sehr lang, aber verhältnismäßig doch stark, hoch über die Ferse hinauf nackt; die drei Vorderzehen schwach, mit stark mondförmig ausgeschnittenen Schwimmhäuten verbunden; die Hinterzehe ungewöhnlich klein; Läufe vorn und hinten mit sechsseitigen länglichen Tafeln mehrreihig genetzt, hinten feiner als vorn; die Flügel mittelgroß, am Hinterrand stark ausgeschnitten; die 1. Schwinge die längste; der 12fedrige Schwanz kurz, zugerundet. Trotz einer Doppelmauser ist aber Sommer- und Winterkleid gleich gefärbt. — Sie bewohnen große, feuchte Wiesen, Flächen und Viehweiden in der unmittelbaren Nähe des Seestrandes oder sehr großer Landseen, wandern gesellig, schwimmen sehr oft, nähren sich von sehr kleinen Wasserinsekten und Würmchen, welche sie auf eigentümliche Weise suchen, indem sie mit dem aufgekrümmten Schnabel durch morastiges Wasser und dünnen Schlamm wagrecht hinüber und herüber säbeln, wie die Löffler, und so im Durchfahren jene kleinen Geschöpfe erschnappen, welche durch oben erwähnte Leisten im Schnabel festgehalten werden. Ihre drei Eier findet man auf kurzgrasigem Boden in kunstlosem Neste; sie werden gemeinschaftlich ausgebrütet, denn beide Alten haben an den Seiten der Unterbrust je einen Brütefleck. Von etwa 4 Arten hier: 1 Art.

Der Avosettsäbler. Recurvirostra avocetta, *Linné.*

Taf. 42, Fig. 8.

Avosette, Säbler, Stachelschnabel, Krummschnabel, Verkehrtschnabel, Avosettschnepfe, Schustervogel, Wassersäbler. — Avosetta, et Recurvirostra, *Gesn.* und andere alte Autoren; — *L. cit.*; — Recurv. avocetta, *L.* 1746—66, *Scop.*; *Brünn.*; *Kram.*; *Georgi*; *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.* 1793, 1809; *Temm.*; *Br.*; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; — Rec. fissipes, *Br.* 1855.

Kennzeichen. Hauptfarbe weiß; Oberkopf und Genick bis auf den Hinterhals hinab schwarz, oder bei den Jungen schwarzbraun; große Schwingen schwarz; Füße graublau; Schnabel schwarz. Schnabel wie ein Säbel aufwärts gebogen.

Länge 36,6 cm, Flügelbreite 74,4 cm, Flügel vom Bug zur Spitze 22,8 cm, Schwanz 8,7 cm, die Flügel überragen meist 1,2 cm das Schwanzende; Schnabel 8,7 cm, Lauf 8,1 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,4 cm, nackte Stelle über der Ferse 4,4 cm. Größe wie die einer Feldtaube.

Beschreibung. Hauptfarbe rein weiß; Oberkopf und Nacken schwarz; auf dem Flügel drei breite, schwarze Streifen. Im Jugendkleid ist Oberkopf und Genick matt dunkelbraun; die gefärbten Schulter- und Flügelteile braunschwarz mit lichtbrauner Federkante; alles Uebrige weiß, aber trüber als bei den Alten. Das Dunenkleid ist schneeweiß, der Ober- und Hinterkopf, Rücken nebst Flügelrand gelbbräunlich und dunkel gefleckt; der kleine graue Schnabel ist schon bedeutend aufwärts gebogen, die bläulichweißen, ziemlich kurzen Füße sind an den Fersen unförmlich dick. — Der Schnabel ist lang, platt, sehr fein gespitzt (siehe auch vorn), steigt von der Mitte an in einem Bogen aufwärts, von Farbe schwarz; der Augenstern ist schwarzbraun; die Füße sind schlank, mit ausgeschnittenen Schwimmhäuten verbunden, einer rudimentären Hinterzehe, von Farbe angenehm hellblau.

Dieser Vogel wird in allen gemäßigten und wärmeren Gegenden der Alten Welt getroffen, von der Nord- und Ostsee bis zum Vorgebirg der Guten Hoffnung, von Spanien ostwärts durch Asien bis China, vom Mai an am Gelben Fluß, im Winter an der Küste; am häufigsten am Kaspischen und Mittelmeer, und auch in der Dobrudscha gemein, besonders auf dem See Sinoë, wo sie zu Tausenden auf den kahlen Sandbänken brüten, denn wo die Avosette vorkommt, tritt sie meist in großer Anzahl auf. An der Nord- und Ostsee ist dieser schöne Vogel selten geworden. Dr. Rohweder und E. v. Homeyer konstatieren „eine rapide Abnahme“. (Reise nach Sylt, 72.) Im innern Deutschland ist sie ohnehin eine große Seltenheit, wurde aber schon am Bodensee, an der Donau und den salzigen Seen bei Eisleben erlegt. — Die Avosette bewohnt den Strand des Meeres oder salziger Seen, wo der Boden seicht und schlammig ist; nur selten wird sie an den Ufern der süßen Gewässer getroffen. Am Meere wechselt sie ihren Aufenthalt mit der Ebbe und Flut; wenn die Watten trocken gelegt sind, geht sie dem zurückweichenden Wasser nach, um nach Nahrungsstoffen zu suchen, wie sie denn auch wieder vor der Flut zurückweicht und sich am Strande aufhält. In Dänemark und Nord-Deutschland verweilt sie von Mitte April bis Ende September.

An den Küsten der Nordsee, Festland wie Inseln, brütet nur hier und da noch ein Paar. Die Bewohner nennen sie „Plütj“, nach dem Angstruf, mit dem diese Vögel die wahrhaft gliederverrenkenden Konvulsionen begleiten, wenn sich ein Störenfried dem Neste nähert. Auf der Ostsee-Insel Rügen lassen einige Besitzer von kleinen Inseln und Halbinseln an der Westseite

diesen prächtigen Vögeln den größten Schutz angedeihen, sonst möchten sie als Brutvögel auch wohl aus der Liste deutscher Vögel zu streichen sein. Sonst aber, wo sie in größeren Vereinen leben, nisten sie auch immer in Gesellschaft auf den mit kurzen Pflanzen besetzten, freien Uferflächen, auch an den größern Salzseen des Binnenlandes, so namentlich in Ungarn ziemlich häufig, oft in der Nähe vom Stelzenläufer. Das Nest ist eine ganz freiliegende unbedeutende Vertiefung, worin man gewöhnlich drei (2 bis 4) Eier findet, deren Grundfarbe lichtrostgelblich oder olivengelblich ist, die nicht zahlreichen Schalenflecke sind tief violettgrau; die Zeichnungsflecke tief schwarzbraun, welche bald mehr bald minder zahlreiche Punkte und gerundete Flecken bilden, die am stumpfen Ende häufiger oder größer stehen. Die Gestalt nähert sich nur entfernt der Kreiselform, manche sind bauchiger, andere schlanker; auch die Größe ist oft sehr verschieden, im Mittel 5 cm Länge und 3,4 cm Breite, etwas größer als die des Kibitzes; die Schale ist zart, ohne Glanz. Die Jungen verlassen bald nach dem Ausschlüpfen das Nest und wissen sich gut im Gras zu verbergen; nach wenigen Wochen sind sie befiedert, bleiben aber noch lange unter Aufsicht der Eltern, welche sie an schlammige Ufer führen, wo es geeignete Nahrung für sie giebt.

Die Nahrung dieser Vögel sind lauter weiche Stoffe, als: Fischrogen, Weichtiere, Krabbenbrut, weiche Insektenlarven u. dgl., welche sie mit dem nach oben gekrümmten Schnabel sehr bequem aus dem Schlamme herauszuschnattern verstehen, indem sie mit demselben, ein wenig geöffnet, seitwärts rechts und links hinüber und herüber fahren, und was an der innern Fläche hängen bleibt, sofort aufnehmen. So schreiten sie langsam fort und durchsäbeln auf diese Weise die kleinen Pfützen und schlammigen Watten, welche gewöhnlich von kleinen weichen Tierchen wimmeln. — Im Zimmer müßte man bei Erhaltung eines solchen Vogels sehr darauf bedacht sein, ein weiches, nahrhaftes, breiartiges Futter zu geben, damit der schwächliche Schnabel nicht Not litte. Zu Anfang der Eingewöhnung ist es gut, sehr kleine Stückchen rohes oder gekochtes Herz, Semmelstückchen und Ameiseneier ins Wasser zu werfen. Wenn die Avosette an dieses Futter gewöhnt ist, giebt man altbackene aufgeweichte Semmel mit Ameiseneiern vermischt, und zwar in einem weiten Geschirr, wo sie ihren Schnabel gut verwenden kann. Direktor Bodinus machte die Erfahrung, daß ausschließliche Fleischkost der Avosette nicht gut bekam, und daß derselben Gelenke und Zehen anschwollen, so daß sie ganz schwach auf den Füßen wurde. Man entzog ihr nun die Fleischkost, und Lähmung und Fußschwellung verloren sich. Daß sich eine Avosette sehr gut im Zimmer oder auf dem Hofe ausnehmen müßte, unterliegt keinem Zweifel.

Dieser Vogel ist eine Zierde des Strandes, denn das blendende Weiß mit dem tief abstechenden Schwarz leuchtet weit in die Ferne und macht ihn vor andern kenntlich. Freilich mindert — in der Nähe betrachtet — der Verkehrtschnabel den man gern in gerade Richtung biegen möchte, wieder den günstigen Eindruck. Sein Gang ist leicht und behend, weil er oft mit dem Kopf eine nickende Bewegung macht. Ueber Tags schlafen sie häufig auf einem Beine stehend, den Kopf unter die Schulterfedern gesteckt; mehr sind sie in der Morgen- und Abenddämmerung in Bewegung. Sie waten bis an den Bauch ins Wasser, schwimmen auch leicht und schön umher, und ihre Bewegungen gewähren einen lieblichen Anblick. Der Flug ist eigentümlich; die Flügel sind etwas weiter vom Körper entfernt, als bei andern Wasserläufern, auch scheinen dieselben hohl ausgebogen. Der Lockton ist ein flötendes Pfeifen „qui", bei dem das u etwas gehört wird, der Hauptton aber auf dem i liegt; beim Niederlassen aus der Luft ein gedämpftes „pütt pütt", dieses auch bei dem Neste. Der Frühlingsgesang, welcher vom Männchen über der Neststelle schwebend vorgetragen wird, ist ein klagendes traurigflötendes „tliu tliu tliu", welches oft nacheinander wiederholt wird.

Das Fleisch ist genießbar, und besonders soll das der Jungen im Herbst sehr schmackhaft sein. — Fang wie bei andern Schnepfenarten.

Neunte Familie: **Sumpfläufer**, Limicola, *Koch* 1816.

Der Sumpfläufer verbindet die Strandläufer mit den eigentlichen Schnepfen. — Schnabel länger als der Kopf, bis zur hornartigen Spitze weich und biegsam, von der Wurzel aus gerade, dann wenig aufgeschwungen und gegen die Spitze wieder sanft abwärts gebogen, an der Wurzel höher als breit, vor den Naslöchern aber flach gedrückt und bis zur glatten Spitze von oben und unten platt, breiter als hoch, jederseits der aufgetriebenen Mundkanten eine tiefe Seitenfurche bis zur Spitze; der Unterkiefer in der Endhälfte längs der Mitte scharf gekielt. Eine nackte Haut füllt den Raum der Gabel der untern Kinnlade aus; Nasenlöcher klein, oval, nahe dem Schnabelgrund, in eine feine Rinne verlaufend; die nicht hohen Füße etwas stämmig, weich, über der Ferse nackt; die drei Vorderzehen ohne Spannhaut, mit platten Sohlen, die etwas höher

stehende Hinterzehe klein; Läufe vorn und hinten getäfelt; der mittellange, ziemlich spitze Flügel am Hinterrand mondförmig ausgeschnitten, die hintere Flügelspitze aber nicht lang; die 2 ersten Schwingfedern fast gleich und die längsten; der 12fedrige Schwanz kurz, die Mittelfedern etwas länger, deshalb sieht der Schwanz zugespitzt aus.

Eine Doppelmauser ist noch nicht erwiesen; zwischen Jugend-, Sommer- und Winterkleid ist kein erheblicher Unterschied. — Sie bewohnen nördliche Gegenden, wandern im Winter tief nach Süden, selten in Familien, meist paarweise oder einzeln, und sind Sumpfvögel, welche stehende Gewässer mit schlammigem Boden aufsuchen. Obwohl im Betragen viele Aehnlichkeit mit den Strandläufern, suchen sie ihren Feinden laufend oder durch stilles Niederdrücken zu entgehen, wie es auch die Schnepfen machen. Ihre Nahrung, die aus Insekten und Gewürm besteht, suchen sie teils bei Tage, teils bei Nacht auf. Ihr Schnabel ist mit Nerven versehen und dient im weichen Schlamm zugleich als Tastwerkzeug. Man kennt bis jetzt nur: 1 Art.

Der Sumpfläufer. Limicola pygmaea, *Latham.*

Schnepfenstrandläufer, Lerchenschnepfe, Zwergschnepfe, Zwergbrachvogel. — Numenius pygmaeus, *Lath.* 1790; — Num. pusillus, *Bechst.* 1809; — Tringa platyrhyncha, *Temm.* 1815; — Tr. elaroides, *Vieill.* 1816; — Lim. pygmaea, *Koch* 1816; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Lim. platyrhyncha, *Licht.* 1824; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Pelidna pygmaea, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Der Scheitel ist braunschwarz und mit zwei rostgelben Längsbinden geteilt; Oberseite braunschwarz mit lichten Federkanten und zwei weißlichen Längsstreifen über den Schultern, die den Rücken einschließen; Kropf mit schwarzbraunen Querflecken; mittlere Schwanzfedern verlängert, die äußeren alle gleich lang. Der Oberschnabel ist vor den Naslöchern sehr plattgedrückt, der untere sehr flach gewölbt.

Länge 15 cm, Breite 32,4 cm, Schwanz 3,8 cm, die ruhenden Flügel ragen etwas über das Schwanzende; Schnabel 3,3 cm, Lauf 2,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 2 cm. Gut so groß wie eine Haidelerche mit etwas stärkerer Brust.

Beschreibung. Oberrücken, Schultern und Hinterkörper sind schwarz mit rostgelben, rostfarbigen und graulichweißen scharfen Kanten, welche einen schmalen, gelbweißen Längsstreif dem Flügel entlang bilden, der sich bei schlechtem Ausstopfen leicht verschiebt; die Seiten der Oberschwanzdecke weiß mit schwarzen, herzförmigen Flecken; der Oberkopf und Genick tief braunschwarz, jederseits mit einem rostgelblichweißen Streifen; der Hinterhals roströtlichweiß ins Graue ziehend mit schwarzbraunen Schaftflecken; ein Streif über dem Auge trübweiß; Kehle, Gurgel, Kropf und Brustseiten trübweiß, letztere mit rostfarbiger Mischung und schwarzbraun quergefleckt; nach hinten weiß. Die Flügeldeckfedern sind braungrau; die Schwingen fahl braunschwarz, die erste und zweite Ordnung mit weißen Schäften. — Der in frischem Zustande ungemein weiche Schnabel ist dunkel rötlichgrau; das Auge ist nicht groß, steht vom Schnabel etwas entfernt, auch etwas höher als bei den Strandläufern, und hat eine tiefbraune Iris; die Füße sind trüb grünlichschwarz.

Dieser schnepfenartige kleine Vogel bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika; ist aber in unsrem Erdteile am wenigsten häufig, und mehr östlich als nördlich von uns zu suchen. In der ersten Hälfte des Juli hielten sich, nach Middendorf, große Schwärme desselben an der Südküste des Ochotskischen Meeres auf, Männchen und Weibchen gemischt, welche jedoch gar keine Anstalt zum Brüten machten. Gegen den Herbst zieht er sehr tief nach dem Süden herab, in Asien bis Bengalen, in China bis zur Insel Formosa, in ganz Afrika an den Sümpfen, und in Nord-Amerika bis Louisiana. Er zeigt sich auch in Deutschland, in der Schweiz, bis nach Italien. Bei uns an großen und kleinen Seen auf dem Strich und Widerstrich, aber selten. Als Zugvogel sieht man ihn in der letzten Hälfte des April und im Mai, häufiger als im August und September. Sie ziehen des Nachts und meist vereinzelt oder höchstens zu 3 bis 4 Stücken beisammen. Er bewohnt die schlammigen seichten Stellen stehender Gewässer, wenn sie nicht zu dicht mit Gräsern bewachsen sind, denn er geht nicht so tief in die grünen Sümpfe hinein, um sich darin zu verstecken, wie die eigentlichen Sumpfschnepfen, sondern hält sich an Stellen auf, wo man ihn schon von weitem bemerken kann. Plätze, wo das Vieh zur Tränke getrieben wird und zahllose Fußtapfen hinterließ, gehören zu seinen Lieblingsorten. An Meeresküsten wird er nicht bemerkt.

In den Sümpfen Finnlands und der östlichen Finnmarken ist er schon brütend gefunden worden. Seine eigentlichen Brütplätze sind aber die unermeßlichen Tundren des Nordens und stets im Wassermoos der Moräste. Das Nest ist tiefer ausgelegt als bei andern Strandläufern, sonst aber ebenso kunstlos. Die vier Eier sind auf rötlich olivengelbem Grunde mit vielen

kleinen rötlichgrauen Schalenflecken, und sehr scharf begrenzten kleinen Schmitzen und Flecken von dunkelrotbrauner Farbe dicht bedeckt, gegen das stumpfe Ende oft zugedeckt. Die Schale ist nicht sehr glatt, wenig glänzend, die Poren klein und flach; die Länge beträgt 30 mm, die Breite 21 mm.

Farbe und Zeichnung des Sumpfläufers haben auf den ersten Blick viele Aehnlichkeit mit der Kleinen Sumpfschnepfe, Sc. gallinula, und sein Betragen ist auch wirklich ein Gemisch von Schnepfe und Strandläufer. Er ist still und harmlos, wenig lebhaft, aber im Fluge flüchtig und gewandt. Gegen andere Strandvögel ist er ungesellig, treibt sich meistens einsam am Wasserrande oder an den kleinen Pfützen, die sich von den Fußtapfen des Viehes bildeten, oder sonst auf dem weichen Schlamm umher, und bekümmert sich weder um andere Vögel, noch um die Annäherung größerer Geschöpfe; läßt den Menschen höchst zutraulich ganz nahe kommen, ohne wegzufliegen, als bis es auf wenige Schritte geschehen ist. Ueberrascht drückt er sich wie andere Schnepfenvögel sogleich platt nieder, meist in einer kleinen Vertiefung oder hinter niedern Pflanzen, und fliegt dann erst dicht vor den Füßen des Suchenden heraus, aber gewöhnlich nicht weit. So teilt er nach Umständen die Sitten der Strandläufer wie die der Sumpfschnepfen. Sein einsames ruhiges Wesen ist auch häufig Ursache, daß der Vogel unbeachtet bleibt. Seine Stimme, welche er, aber nicht immer, beim Auffliegen hören läßt, ähnelt der des kleinen Strandläufers ziemlich, hält aber einen andern Ton und klingt trillernd wie „tirrr“. — In der Gefangenschaft gewöhnt er sich bald ein, und braucht, da er sich nur von kleinem Gewürm und Insekten nährt, bei seinem Futter viel Fleischzusatz, Ameiseneier und Mehlwürmer; seines weichen Schnabels wegen ein 4,8 cm tiefes hölzernes Futtertrögchen, welches unten mit Moos gepolstert wird, und ein größeres flaches Wassergeschirr, in das er sich gern stellt. Den Boden seines Aufenthalts belege man mit Rasenerde und kurzgrasigem Rasen.

Die Annäherung des Schützen hält er ohne besondere Vorkehrungen aus, ist deshalb leicht zu schießen, besonders wenn man die Stelle weiß, wo er sich niederdrückte. — Mit Fußschlingen ist er lebendig zu fangen, und müßte verpflegt werden wie der Flußuferläufer.

Zehnte Familie: Schnepfe, Scolopax, *Linné* 1758.

Briss. 1760; *Kaup* 1829.

Kopf seitlich zusammengedrückt, mit sehr hoher langer Stirn, kleinem plattem Scheitel; die sehr großen Augen stehen sehr weit nach oben und hinten, wodurch eine große Backenfläche entsteht; der Schnabel ist lang, gerade, schmal, die Spitze stumpf und einfach, weil die des Unterschnabels kürzer und in die obere eingesenkt ist; er ist weich und biegsam, nur an der Spitze wenig hornartig; am Ende verdickt kolbenförmig, mit feinen Löcherchen, bei der Sumpf- und Waldschnepfe deutlicher bemerkbar und schärfer ausgeprägt, als bei andern schnepfenartigen Familien; die Mundkanten aufgetrieben mit daneben laufenden Längsfurchen; eine Längsfurche verläuft vorn über die Firste, eine weitere befindet sich noch unten auf dem Kiel entlang; Zunge sehr lang und schmal; Nasenlöcher seitlich, schmal und klein, nahe der Schnabelwurzel; die Ohröffnung liegt unter dem Auge (bei allen andern Vögeln hinter dem Auge); Füße nicht hoch, weich, über der Ferse wenig nackt; drei schlanke Vorderzehen, welche innen gespalten sind, die mittelste auffallend lang, die hochgestellte Hinterzehe kurz; Flügel mittelmäßig, etwas breit, der Hinterrand flach ausgeschnitten; die drei ersten Schwungfedern die längsten, aber in der Länge wenig verschieden, vor der ersten Schwinge (wie bei andern schnepfenartigen Vögeln) ein kleines schmales steifes Federchen; der 12-, 14-, 20- bis 26fedrige Schwanz kurz, breit, zugespitzt oder abgerundet, er wird von der Flügelspitze nur etwa zur Hälfte erreicht.

Das kleine Gefieder ist weich, gut geschlossen, hat eine buntgefleckte, aber wenig lebhafte Färbung, welche den Umgebungen des Aufenthalts täuschend ähnelt; charakteristisch ist die Zeichnung des Oberkörpers, auf welchem einige große Längsstreifen von einer lichten Farbe auffallen. Die Mauser, welche im Juli beginnt, bringt keinen auffallenden Unterschied zuwege; auch die Jungen gleichen den Eltern. Dieserhalb sind auch die eigentlichen Schnepfenvögel von unsern Altmeistern scharf unterschieden worden, und wir bemerken nicht die Unsicherheit in den Benennungen, wie bei den Wasser- und Strandläufern u. a., welche oft so sehr verschiedene Kleider in der Jugend, im Frühjahr und Herbst tragen. Die Weibchen sollen gewöhnlich etwas größer als die Männchen sein; es wurde aber diese Ansicht in der Neuzeit durch vielfältige Untersuchungen angezweifelt.

Sie bewohnen den Norden und die gemäßigte Zone, wandern aber im Spätjahr bis in die südliche, halten sich in Sümpfen und Morästen, manche nur in den Waldungen auf, wo sie gern feuchte Plätze aufsuchen, sind ungesellig, betreiben ihre meisten Geschäfte in der Dämme-

rung, lassen sich ungezwungen fast niemals am hellen Tage auf dem Freien sehen, und suchen ihren Feinden durch stilles Niederliegen zu entgehen, wobei sie ihr unscheinbares Kleid schützt. Wenn sie sich auf dem Boden niederdrücken, gleichen sie der Umgebung so außerordentlich, daß sie selbst von dem geübten Auge des suchenden Jägers und des beutegierigen Raubvogels meistens übersehen werden. Ihre jährlichen Wanderungen machen sie des Nachts und einzeln. Obgleich viele dieselbe Straße ziehen und sich an einerlei Orten niederlassen, so bilden sie doch keine eigentlichen zusammenhängenden Vereine. — Ihre Nahrung besteht aus Gewürm, Maden und Insekten, welche sie mit dem feinfühlenden Schnabel aus dem Moraste und unter dem feuchten Pflanzenmulm hervortasten. Besonders gern fressen sie Regenwürmer, welche sie mit ihrem eigentümlich organisierten Schnabel sehr geschickt aus ihren Röhren zu ziehen wissen. Mit den hinten etwas kantigen Schnabelköpfen zwicken sie den Wurm wie mit einer Zange fest, auch die kleinen rückwärts gekehrten Zähne an der Saumseite der Schnabelhälften, sowie die Widerhäkchen an der langen Zunge verhindern das Zurückziehen des einmal erfaßten Wurmes, und es scheint, als ob derselbe, um dem Schmerzgefühl zu entgehen, von selbst weiter in den Langschnabel einkröche, denn das Wurmen bei den Schnepfen geht ganz eigentümlich ruhig vor sich. — In der Begattungszeit haben die Männchen eigene Töne, Manieren und Flug, welche dem Balzen der Waldhühner analog sind. Ihre Locktöne und Balzstimmen unterscheiden sich aber sehr von den hellen Tönen der regenpfeiferartigen Vögel. Einige Arten vergnügen sich und ihr Weibchen über dem Brüteplatz mit höchst eigenartigen Flugspielen, wobei sie aus hoher Luft rasch herabstürzen, und dabei die äußern Schwanzfedern so nach außen richten, daß durch den scharfen Luftzug ein Geräusch entsteht, welches man mit dem Meckern einer Ziege, mit dem Zischen einer Rakete vergleichen könnte. Früher hatte man andere Erklärungen über das Entstehen dieser wunderlichen Töne. (Siehe auch bei Gallinago.) Die vier birnförmigen Eier sind auf trübem Grunde braun gefleckt, und die Dunenjungen laufen nach dem Abtrocknen sogleich mit der Mutter, nach Hühnerart, davon.

Die eigentliche Schnepfengattung (bemerkt Nitzsch, nach Untersuchung der Scolopax rusticula, major, gallinago, gallinula u. s. w.) kommt zwar in den allgemeinen charakteristischen Bildungsverhältnissen mit den übrigen Gliedern der schnepfenartigen Vögel überein, ist aber unter allen die ausgezeichnetste, und zeigt namentlich eine höchst eigentümliche Kopfbildung, wie sie in der ganzen Klasse der Vögel wohl nicht weiter gefunden wird. Die Hirnschalenkapsel ist nämlich hier so nach unten und teils wieder nach vorn gezogen, daß die hintern Teile des Kopfes seltsam zusammengeschoben und gewissermaßen verrückt werden. Die Ohröffnung, die bei allen andern Vögeln hinter den Augen steht, ist hier unter das Auge gestellt und dem vordern Augenwinkel genähert u. s. w. Durch diese seltsame Anordnung kommt die Stellung der Augen sehr weit nach oben und hinten, wodurch aber die Vögel in den Stand gesetzt werden, bei eifrigem Suchen mit dem Schnabel nach Futter, den sie in Moos und Schlamm hineinstecken, zugleich über sich zu sehen und jede Gefahr wahrzunehmen. Ihre Nahrung suchen sie hauptsächlich durch Tasten mit dem Schnabel, und haben eben darum den knochenzelligen Tastapparat an der Schnabelspitze ganz vorzüglich ausgebildet. Die ziemlich länglich sechseckigen Knochenzellen, welche die Enden der zur Schnabelhaut gehenden Nervenfäden vom fünften Paar umgeben, sind bei den Schnepfen deutlicher, größer und zahlreicher, als bei den wenigen, außerdem mit dem Tastapparate versehenen Familien. Die Ränder dieser Zellen sind es, welche nach dem Tode, wenn der weiche Schnabelüberzug eintrocknet und in die Vertiefungen der Zellen sich einsenkt, der Oberfläche der Schnabelspitzen, zumal bei Sc. gallinago und major, das auffallend netzförmige (oder feilenartige) Ansehen geben.

Gleich mehreren anderen Familien der schnepfenartigen Vögel haben auch diese Schnepfen den Biegungspunkt des Oberschnabels vor den Nasenlöchern, so daß bloß der vordere Teil des an der Wurzel ganz starren Oberschnabels gehoben und gesenkt werden kann; es ist aber diese Spitzenbewegung des Oberkiefers hier ganz besonders stark und auffällig. — Wir teilen diese Familie, welche etwa 30 Arten umfaßt, in: 2 Gruppen mit 4 Arten.

1. Gruppe: Sumpfschnepfe. Gallinago, *Leach.* 1816.

Telmatias, *Boje* 1826; — Lymnocryptes, *Kaup* 1829; — Ascalopax, *K. & Blas.* 1840.

Mit schwächerem, viel gestreckterem, vor der Spitze etwas plattem Schnabel, weniger großen und hochstehenden Augen; die schlankern Füße sind über der Ferse noch ein kleines Stück nackt; der Lauf bedeutend kürzer als die Mittelzehe; die schwächliche kurze Hinterzehe hat eine Kralle, welche in der Form den übrigen Zehen gleicht, nur viel kleiner ist; das Schienbein ist unten nackt, vorn und hinten getäfelt, seitlich fein genetzt wie der Lauf; Schwanz 12—16 Federn.

Die Flügel sind spitz. Sie halten sich in offenen, baumleeren Sümpfen, zwischen niedern Gräsern und Sumpfpflanzen, auch zwischen niederem Gesträuch und an morastigen Waldrändern, aber niemals im Walde selbst auf, wenn er nicht bedeutende Sumpfstrecken einschließt. Sie pflanzen sich nur in ganz freien Morästen und sumpfigen Wiesen fort. — Hier beschrieben: 3 Arten.

Die Zwerg-Sumpfschnepfe. Scolopax gallinulla, *Linné*.

Taf. 43, Fig. 3.

Kleine Sumpf-, Moor-, Maus-, Halbschnepfe, Kleine Heerschnepfe, Kleine Bekassine, Wasserschnepfe, Haarpudel, Fledermausschnepfe, Bockerle, Stumme Schnepfe. — Gallinago minima, *Belon*; *Will. et Ray.* — Gall. minor, *Briss.*: — *L. cit.*; — Scol. gallinula, *L.* 1766; *Scop.*; *Brünn.*; *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.* 1793; *Naum.* 1836; — Philolimnos gallinula, *Br.* 1831; Gallinago gallinula, *Bp.* 1838; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Ascalopax gallinula, *K. & Blas.* 1840; — Lymnocriptes gallinula, *Gray* 1846; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der Scheitel ist schwarzbraun ohne hellen Mittelstreif; auf dem Rücken drei breite, grün- oder violettschillernde Längsbinden, die durch 4 große bräunlichgelbe Längsstreifen getrennt und begrenzt werden; Bürzel glänzend schwarz; Unterleib in der Mitte weiß; die Flügeldeckfedern haben lichtgraugelbliche, meist an der Spitze geteilte Kanten; der 12fedrige Schwanz spitz zugerundet, die 2 Mittelfedern länger und spitzer als die andern.

Länge 18 cm, Flügelbreite 36 cm, Schwanzlänge 4,2 cm, Schnabellänge 4,2 cm, Höhe des Fußrohrs 2,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 3 cm. Größe der Haubenlerche.

Beschreibung. Auf dem Kopf ein breiter, schwarzer, rostgelb gestrichelter Streif, dieser ist von rostgelblichweißen Streifen rechts und links begrenzt; der Hinterhals ist rostgrau mit braunschwarzen Flecken; der Rücken ist schwarz und rostbraun in die Quere gezackt oder gefleckt, mit schönem blauem und purpurnem Schiller; wenn die Federn geordnet liegen, so werden vier große rostgelbe Längsstreifen sichtbar; der Unterrücken ist schwarz, weiß und rostfarben gefleckt. Der Unterleib ist weiß, auf Hals, Kropf und Brust grau und rostgelb überflogen mit braunschwarzen Flecken. Die Flügel sind braunschwarz und rostfarbig gebändert, die vordern Schwingen hell gekantet. Der Schwanz ist schwarz, die mittlern Federn rostrot gebändert. — Der Schnabel ist verhältnismäßig kürzer, höher und vor der Spitze glätter, als bei Sc. gallinago und major; er ist an der Spitze schwarz, an der Wurzel schmutzig gelblichfleischfarben; der Augenstern ist dunkelbraun; die Füße sind trüb fleischfarben, an den Gelenken mit grünem Schimmer.

Diese kleine Schnepfe ist in Europa sehr allgemein, aber nirgend so häufig als die Gemeine Sumpfschnepfe. In Deutschland trifft man sie meistens nur auf dem Durchzug, selten als Brutvogel. Letzteres ist nachgewiesen in Hannover, in Pommern, in Schlesien, in der Mark u. a. (Cab. J. 1876, 363.) In Finnland, Lithauen ist sie gemein, dies noch mehr in Rußland und West-Sibirien, welches ihre eigentliche Heimat ist. Ihre Ueberwinterung ist in den Mittelmeerstaaten Europas von Spanien bis Griechenland und Klein-Asien. Auch in Nord-Afrika. Ebenso in den gleichen Breiten Asiens. Middendorf traf die erste Zwergschnepfe am 8. Juni an der Boganida 70 Gr. n. Br., etwas später auch Brutpaare, und am 31. August wurde die letzte geschossen. Ihre Zugzeit ist von Mitte des März bis Anfang Mai, und vom August bis in den Oktober hinein. — In Spanien und Griechenland werden durch anhaltenden Regen im Winter die Felder oft tief unter Wasser gesetzt, welche dann der Lieblingsaufenthalt von unzähligen Heer- und Zwergschnepfen sind, von denen die letzteren zwar weniger zahlreich, aber doch noch immer häufig genug sind. Schießt man in diese Menge sitzender und umherlaufender Vögel, so kommt man, nach Dr. Lindermayer, in die größte Verlegenheit, weil tausende dieser Vögel in wolkenartigen Schwärmen auffliegen und den Schützen verwirren. — Sie hält sich in wasserreichen, sumpfigen Gegenden, nassen Wiesen und auf Viehweiden mit morastigem Boden, und in großen Brüchen auf, besonders wenn in deren Nähe Erlengesträuch wächst; nicht aber in dem zu tiefen Morast und am tiefen Wasser, sondern mehr auf den seichten Stellen und an den Rändern des tieferen Sumpfes. Hier brütet sie auch in Schilf- oder Graskufen. Die Eier haben Aehnlichkeit mit denen der Heerschnepfe, sind nur verhältnismäßig kleiner und messen 24 + 18 mm, auch ist das Korn merklich feiner und glatter. Die Grundfarbe ist schwach olivengrünlich mit grauen Schalenflecken und gelblich- oder rötlichschwarzbraunen Zeichnungsflecken. — Diese niedliche Schnepfe gleicht in Färbung den beiden andern Sumpfschnepfen, ist aber merklich kleiner, steht nieder, den Hals eingezogen, die Schnabelspitze etwas gesenkt, mit wagrechtem Körper. Abends läuft sie behend und aufrecht, unter Tags aber geduckt und schleichend. Ihr Flug ist leise, leicht aber gaukelnd, dem unstäten Flug der Fledermäuse erstaunlich ähnlich. Am Tage fliegt sie nur immer dicht über dem Sumpfe hin, gerade aus und niedrig fort, wobei sie den Körper bald auf diese, bald auf jene Seite wendet, aber nicht zickzacklinig, und nie sehr weit weg, und wo sie

sich setzen will, wirft sie sich gleichsam herab. Bloß in stiller Nacht, auf dem Zuge allein, fliegt sie auch hoch durch die Lüfte. — Ihre Lockstimme ist ein feiner, scharfer Laut, der wie „kütz“ klingt, und dem Ton mancher Fledermäuse ähnelt; zuweilen hört man beim Auffliegen ein leises heiseres „ätch“, dem der Gemeinen Bekassine ähnlich; der Ton sinkt aber am Ende, während er bei jener etwas steigt und viel lauter klingt. Diesen Ton hört man aber so selten, daß man oft ein Dutzend und mehr aufstöbern kann, bis eine dieses „ätch“ hören läßt. Einen ganz eigentümlichen Balzgesang hört man im Frühjahr an heitern Abenden, wobei sie wunderlich flatternd und nicht hoch über dem Sumpfe hinstreicht; er klingt einförmig „tettettettettett“, wie das Hämmern des Käferchens, Totenuhr genannt, und dauert 4 bis 6 Sekunden.

Mit Hilfe eines dressierten Hühnerhundes, der gut sucht und ferm vorsteht, ist die Zwergschnepfe leicht zu schießen. Sie liegt so fest, daß sie den Hund und Schützen fast auf sich treten läßt, alsdann steigt sie plötzlich auf und mit wackelndem niedrigem Fluge gerade hin, fällt bald wieder ein, wenn sie gefehlt wurde, und kann deshalb zum zweitenmal aufgetrieben werden. Sie wird von den meisten Schützen für einen eben so leichten Schuß als auf die Wachtel gehalten. Man jagt sie indes nur am hellen Tag und nicht im Mondschein, wie man in ältern Werken liest. Im Spätjahr ist sie so feist und träge, daß man sie vor einem ruhig vorstehenden Hund fangen kann, wenn man sich behutsam aufschleicht und endlich mit einem grünen Schmetterlingsnetz rasch zudeckt.

Ihr Fleisch ist überaus zart und wohlschmeckend, und gehört zu den leckerhaftesten Gerichten.

Die Gemeine Sumpfschnepfe. Scolopax gallinago (= coelestis), *Linné.*

Taf. 43, Fig. 2.

Himmelsschnepfe, Himmelsziege, Himmelsgais, Habergeiß, Haberbock, Heerschnepfe, Rind- und Bruchschnepfe, Kätsch- und Fürstenschnepfe, Moos- und Meckerschnepfe, gemeinhin: Bekassine. — Gallinago (sive Rusticula) minor, *Gesner* und andere alte Autoren; — Scolopax minor, *Aldr.*; *Jonst.*; — Capella coelestis (= caelestis)*), *Schwenkf.*; *Rcacz.*; *Klein* 1750; — Numenius gallinago, *L.* 1746—48; — Scolopax gallinago, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1791, 1809; *Naum.* 1836; — Scol. gallinaria, *Gm.* (*ex O. Müller*) 1788; — Scol. stenura, *Temm.* 1815; — Scol. saturata, *Schinz* 1815; — Gall. media, *Leach* 1816; — Telmatias gallinago, *Boje* 1826; — Scol. Brehmii, *Kaup* 1829; — Telm. peregrina, *Br.* 1831; — Gall. scolopacina, *Bp.* 1838; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Ascalopax gallinago, *K. & Blas.* 1840; — Gall. gallinaria, *Gray* 1876; *A. Br.* 1882; Odura gallinago, *Mev.* 1886; — Gall. caelestis*), *E. Ziemer* 1888; *Rchw.* 1889 (*ex Frenzel* 1801). — *) Der gelehrte Ornitholog (und Ratsherr zu Danzig) Jak. Theod. Klein bemerkt in seiner Vogelhistorie: Scolopax minor est: Capella coelestis auctorum. — Auch Linné (und nach ihm Gmelin) sagt in seiner Beschreibung (Syst. N. 1758 S. 147, und 1766 S. 244) „haec Capella coelestis, cujus mas tam alte cellerimeque volitat cadendo, ut audiri, vix vero oculis attingi possit, dum femina sedet humi.“ Deutsch: „Dieses ist die Himmelsziege, dessen Männchen sehr hoch fliegt, aber wieder so heftig abstürzt, daß man es wohl noch hören, aber kaum noch mit den Augen wahrnehmen kann, indessen sein Weibchen auf dem Sumpfboden wartend sitzt.“ —

Kennzeichen. Die erste große Schwinge mit weißer Außenfahne und schwarzem Schaft; die mittleren Flügeldeckfedern haben schmale graugelbliche, meist in der Mitte geteilte Spitzenflecke; der Schwanz abgerundet und gewöhnlich 14fedrig, nur der Außenrand und die kurze Spitze der äußersten Seitenfeder weiß. Ein heller Längsstreif über die Mitte des braunschwarzen Scheitels; Rücken ohne Metallschimmer, Aehnlichkeit mit der Waldschnepfe aber viel kleiner, im Verhältnis von Wachtel zum Rebhuhn. 24 Schwingfedern.

Länge 21,6 cm, Flügelbreite 43,2 cm, Schnabellänge 6,6 cm, Schwanzlänge 6 cm, Höhe des Laufs 3,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,7 cm. So groß wie eine Singdrossel.

Beschreibung. Ueber den Scheitel zieht sich ein schwarzer Längsstreif, der in der Mitte durch einen schmalen, hellrostgelben geteilt ist; vom Schnabel über das Auge zieht sich ein rötlichgelber; Hals und Brust sind dunkelrostgelb mit braunschwarzen Flecken; Tragfedern etwas heller und schwarzbraun gebändert; Oberrücken und Schultern schwarz mit kleinen, dunkel rostfarbenen Querflecken und Zickzacks; bei geordneten Federn bilden sich vier rostgelbe Streifen auf dem Rücken; der Unterrücken ist matt braunschwarz mit weißlichen und rostbräunlichen Querflecken gebändert. Die Schwanzfedern sind an der Wurzelhälfte schwarz, gegen das Ende rostfarben, mit zwei schwarzen Bändern quer durch den Schwanz. Die Flügelfedern sind rauchschwarz, die hintern mit hellrostbraunen, zackigen Bändern in die Quere gestreift. Im Dunenkleid ist der Oberkörper und Hals dunkelrostgelb mit dunkeln und hellern Längsstreifen und weißen Flecken; die Unterseite weiß, die Füßchen haben dicke Fersengelenke und sind wie der Schnabel fleischfarbig; die Augen grau. — Bei dieser Schnepfe kommen Ausnahmen vor bei den 14 Schwanzfedern, indem außer der vollen Anzahl auf jeder Seite des Schwanzes als Eigentümlichkeit noch einige schmale ohrlöffelartige Federchen stehen können, und zwar von 2 bis zu 8 Paaren,

welche nach den Ansichten unserer Forscher der Neuzeit sehr wesentlich zu dem vibrierenden Meckergetön bei dem Balzflug dieser Schnepfe beitragen. Eine — von Vater Brehm beschriebene — auch in Deutschland vorkommende Bekassine, mit 16 Schwanzfedern, von denen die äußerste länger als die zweite und an der Spitze weiß gefleckt ist, hat Dr. Kaup seinem Entdecker zu Ehren: Scolopax Brehmii getauft.

Der Schnabel ist schwach und sehr lang mit stumpfer Spitze, der Unterschnabel an der Spitze löffelartig ausgehöhlt, 3 mm kürzer als der Oberschnabel und vorn etwas in diesen eingesenkt; er ist vorn schwärzlich, hinten trüb rötlichgelb; das Auge steht hoch neben dem platten Oberkopf und hat eine tiefbraune Iris; die Füße sind schmutzig fleischfarben, an den Gelenken grünlich überlaufen; die jungen Herbstvögel haben bleiche trübgraugrüne Füße.

Diese Schnepfe ist in ganz Europa gemein, geht aber nicht bis zum hohen Norden, sondern scheint sich zumeist innerhalb der Waldgrenze zu halten. Die gleichen Breiten bewohnt sie in Asien bis zu dessen fernstem Osten in China und Japan. Nach Middendorf brütet sie in Nord-Asien, auch in der Tundra; am 31. Juli wurden an der Boganida flügge Junge gefunden. Sonst brütet sie überall, wo es große Sümpfe giebt, in manchen Gegenden in enormer Anzahl; nach A. Brehm vielleicht auch im Süden Europas und selbst in Nord-Afrika. Im Herbst und Frühjahr ist sie, nach Heuglin, in ganz Nordost-Afrika, zuweilen in kaum zu schätzender Zahl. In Holland, Nord-Deutschland, Dänemark, Skandinavien, Liv-, Esth- und Finnland, Rußland und ganz Sibirien sehr gemein. In den Donauniederungen im ganzen Verlauf der mittleren und unteren Donau bis in die Dobrudscha hinein, an allen Pfuhlen und Sümpfen sehr häufig. Aber nicht allein die Niederungen, sondern auch hochgelegene Sumpfgegenden besucht sie, wenigstens auf dem Zug, wo sie auf allen großen und kleinen Brüchen, Mooren, Sümpfen und überschwemmten Feldern, Wiesen u. dgl. einfällt, welche zwischen ihren Brutplätzen und Winterherbergen liegen. Ihr Brutgebiet scheint demnach ein sehr ausgedehntes zu sein.

Solche Plätze bewohnt sie auch auf die Dauer, nicht bloß vorübergehend auf dem Zuge. Das sind, wie bemerkt, nasse Wiesen und feuchte Niederungen, welche mit Morast und Sumpf untermischt und mit Buschholz bewachsen sind, oder sich an einen Wald lehnen; alle wirklichen Sümpfe und Torfmoore dienen ihr zum Aufenthalt, besonders wenn sie von weitem grünenden Wiesen gleichen, auf welchen man Morast und Wasser erst bemerkt, wenn man sie betritt; noch mehr, wenn Busch-Erlen daselbst wachsen, welche sie sehr liebt. Der Boden ihres Aufenthalts darf nicht glatt und nackt sein, sondern muß mit Gräsern, kurzem Seggenschilf und andern Sumpfpflanzen so bedeckt sein, daß sie sich darin leicht verbergen und niederdrücken kann; doch dürfen die Gewächse auch nicht zu dicht stehen, daß sie zwischen denselben auf dem Moraste und im seichten Wasser gemächlich herumgehen, auch nötigenfalls ohne Behinderung herausfliegen kann. Ferner gehören zu ihren Lieblingsplätzen jene vom Vieh zertretenen Sumpfflächen, wenn die Schilfgräser auf den dadurch gebildeten Kufen*) noch nicht ganz 3 dcm hoch sind und recht dünn stehen, und das Wasser zwischen ihnen nur etwa 5 cm tief ist. Endlich noch solche Sumpfwiesen mit torfigem Boden, welcher im Frühjahr bei vielem Wasser aufschwillt, gleichsam aufgährt, während unter der sich bildenden obern 1 dcm hohen Morastdecke das Wasser noch über 3 dcm oder tiefer versteckt bleibt, eine Art schwimmender Morast, worin Menschen versinken und umkommen können. In der Zugzeit sucht sie aber alles auf, was nur irgend einem Sumpfe ähnlich sieht, in bergigen und ebenen Gegenden, wenn es auch nur von geringem Umfange ist. — Als Zugvogel kommt sie im März, besonders in der zweiten Hälfte dieses Monats bis in den April hinein, bei uns durch, beginnt ihren Rückzug von der Mitte des August durch den September und Oktober, und reist wie die meisten andern „Langbeiner" bei Nacht. In den Pontinischen Sümpfen, unweit Roms, überwintert sie schon in großer Zahl, zieht aber noch südlicher bis

*) Diese grünen Inselchen, auch Kampen, Pulten benannt, beschreibt Naumann sehr eingehend. Sie entstehen durch die im Vorsommer dort weidenden Rindviehherden. Diese zertreten nämlich den weichen Boden an den nassesten Stellen in viele abgesonderte Teile, zwischen welche sich nun das Wasser sammelt, worin das Vieh lieber watet als im Sumpfboden; dadurch entstehen kleine Inselchen, auf welchen die Pflanzen besser wurzeln, weil sie nicht mehr zertreten werden. Auch werden diese Inselchen immer fester, weil das Vieh die dazwischen liegenden Zwischenräume von Jahr zu Jahr mehr austritt. Diese Kufengefilde sind fast allen Sumpf- und vielen Wasservögeln ein sehr erwünschter Aufenthalt, weil sie ihnen Nahrung und Schutz zugleich gewähren. Steht das Wasser mit den Hügelchen in gleicher Höhe, so sind sie von Enten und Rohrhühnern belebt; steht es niedrig, so suchen es Schnepfenvögel begierig auf; sind die Pflanzen hoch aufgewachsen, so treiben sich Rohrdrommeln, Rohrsänger u. a. darin umher; ist es endlich Winter geworden und kein Wasser in den Zwischenräumen, so werden sie von Hasen und Rebhühnern, aber auch von Füchsen bewohnt. In der Brutzeit sind sie die Sammelplätze aller sumpfliebenden Vögel und der sicherste Zufluchtsort ihrer Jungen.

Nord-Afrika, Egypten, Indien, und siedelt sich hier in allen Sümpfen und besonders in überschwemmten Reisfeldern an.

Diese Schnepfe pflanzt sich — wie bemerkt — in allen größern Sumpfgegenden fort, namentlich wo solche von Waldrändern begrenzt werden. Schon bei uns im südlichen Deutschland findet man hie und da brütende Pärchen, mehr noch im mittleren und bedeutend mehr im nördlichen. Ueber seinem Nestplatze schwingt sich das Männchen mit einem sonderbaren — unten eingehender beschriebenen — Gaukelflug in die Höhe, und dies giebt dem Eiersammler Anweisung, wo er das Nest zu suchen hat. Man findet es im Sumpf auf kleinen Hügelchen, auf nassen Wiesen in Grasbüscheln, auch auf freien Plätzen zwischen Weiden- und Erlengebüschen. Der Vogel drückt meistens in der Mitte der Seggengrasbüschel die Gräser zu einer Vertiefung nieder, rundet sie nett aus und belegt sie mit dürren Pflanzenteilen kunstlos. Darin findet man in der zweiten Hälfte des April 4 ziemlich birnförmige Eier, welche auf trübem, grünlicholivengelbem oder auch graugrünem Grunde, mit grauen, mattbraunen und grünlich schwarzbraunen Punkten und Flecken bezeichnet sind, die am stumpfen Ende häufiger stehen. Sie haben reichlich die Größe der Rebhühnereier, gleichen denen der Großen Sumpfschnepfe, sind aber viel kleiner, feinkörnig, glatt und glanzlos. Maße märkischer Eier: 37,5 + 27,86 mm*). Die Brütezeit dauert 16 Tage. Die buntschleckigen Dunenjungen laufen bald nach dem Ausschlüpfen, sowie sie abgetrocknet sind, aus dem Neste, verstecken sich sehr gut zwischen den dichtesten Gräsern, und sind hier ohne einen guten Hund nicht aufzufinden, denn sie lassen sich eher zertreten, als daß sie fortlaufen. Des Vaters Gaukelspiele in der Luft haben nun ein Ende, denn beide Eltern führen ihre Kleinen in die dichtesten Kufen, lehren sie Insekten und Larven suchen, und entlassen sie erst, wenn sie flugbar geworden, ihrer Fürsorge. Dies geschieht indessen bald, denn mit 4 Wochen sind sie schon flugfähig und selbständig.

Die Heerschnepfe ist so furchtsam wie ihre Vettern und Basen, und sie würde gewiß keinen Menschen auf Schußweite ankommen lassen, wenn sie nicht glaubte, durch plattes Niederdrücken auf den Boden sicherer zu sein**). In ruhiger Stellung sieht sie etwas kurzbeinig aus, in lebhafter Aufregung trägt sie sich dagegen viel aufrechter und läuft, besonders in der Abenddämmerung, sehr rasch auf den Sümpfen umher, öfters auch mit niedergebeugtem Kopfe, und stehend wackelt sie beständig mit dem Hinterleibe. Sie hat einen gewandten und schnellen Flug, streckt die Flügel nicht weit von sich, hängt den Schnabel stark nach der Erde, und gleich nach dem Auffliegen macht sie einige zickzackförmige Wendungen bald auf die eine, bald auf die andere Seite, ehe sie im geraden Flug weiter schießt. Ob sie gleich an ihren Brutörtern niemals allein getroffen werden, so sind sie doch nicht gesellig und verdienen den Namen „Heerschnepfen“ nicht, weil sie sich niemals in geselligen Vereinen, wie man es wohl bei andern Vögeln bemerkt, zusammenhalten, doch bemerkte Borggreve zu Anfang und zu Ende der Zugzeit ausnahmsweise geschlossene Züge bis zu 30 Stück.

Im Frühjahr vergnügt das Männchen sich und sein Weibchen mit einem interessanten Balzflug. Es schwingt sich nämlich von seinem Brüteorte aus dem Sumpf blitzschnell in schiefer Richtung auf, dreht sich in Schneckenkreisen himmelwärts und treibt sich in enormer Höhe schwankend und flatternd im Kreise herum. In dieser Höhe schießt es mit ausgebreiteten stillgehaltenen Flügeln in einem Zuge, stark wellenförmig, herab und wieder hinauf, und dies mit einer solchen Kraft, daß dadurch während des Herabstürzens ein weithin hörbarer, surrender Ton: „hehehehehehehe“ entsteht, welcher dem fernen Meckern einer Ziege täuschend ähnlich ist, wodurch unsere Schnepfe den Namen „Himmelsziege“ erlangte. Wenn das unten in den Sumpfpflanzen versteckte Weibchen ihr balzendes Männchen endlich mit hohem, pfeifendem, reinem „tikküp tikküp tikküp“ zu sich lockt, so stürzt es sausend wie ein fallender Stein, mit dicht an den Leib gezogenen Flügeln zu ihm herab, um sich mit demselben zu vereinigen. Diese wunderlichen Flugspiele sieht man am häufigsten in der Abend- und Morgendämmerung, mitunter auch am hellen Tage. — Der Beginn dieses Balzfluges ist in der ersten Zeit des Brutgeschäftes stets langsam, gleichsam als Einleitung, wird aber im Verlauf des Bruttriebes all-

---

*) Den sorgfältigsten Messungen Dr. Schalows entnommen, wie S. 10 bemerkt. Cab. J. 1876, S. 1 ff.

**) Buffon vergleicht sie „mit einer Waldschnepfe im kleinen, nur daß das Rotgelbe nicht so sehr im Gefieder herrscht; allein die Aehnlichkeit, sagt er, ist nur äußerlich; ihre natürlichen Anlagen sind durchaus verschieden. Die Heerschnepfe besucht keine Wälder und Gebirge, sondern nur Sümpfe oder Sumpfwiesen, besetzt mit Sumpfgewächsen, Weidengesträuch und Erlen. Sie erhebt sich beim Fliegen so hoch in die Luft, daß man sie aus dem Gesichte verliert, allein man hört noch ihr seltsames Meckern: mee mee mee aus den Wolken herunter, deshalb haben ihr ältere Systematiker den Namen: Himmelsziege oder Fliegende Geiß, „Capella coelestis“ gegeben.

mählich rascher. In der Zeit, wo das Weibchen Eier legt, ist dieser Balzflug am lebhaftesten, läßt aber schon gegen das Ende der Brutzeit etwas nach, bis die Nahrungssorgen für die Jungen dem Spiel ein Ende machen. Oft sind mehrere Männchen in diesem Balzflug begriffen, aber jedes hat dann seinen eigenen Kreis in der Luft, der dem unten liegenden Brutplatz entspricht.

Die Meinungen über das Entstehen des Meckertons sind verschieden und haben bis heute noch keine völlige Uebereinstimmung gebracht. Doch wird — nach sehr eingehenden Untersuchungen und Proben — in der Neuzeit von den meisten Ornithologen die Ansicht festgestellt, daß das Meckern kein Stimmlaut sei, sondern durch den jähen Absturz während des Flugspiels, sowie durch eine seitliche Wendung des Schwanzes und des Flügels (nach unten) entstehe, indem der scharfe Luftzug die weithin hörbaren trillernden, oder wenn man will meckernden Laute hervorbringe. — Man nimmt an, daß die kleinen, eigentümlich gestalteten Seitenfedern des Schwanzes zu diesem Meckerton das meiste beitragen. — Siehe auch die Beschreibung der Schwanzfedern. — Nach Naumann sollen diese meckernden Töne bei dem wellenförmigen Balzfluge durch die, während des heftigen Herabstürzens zitternden (vibrierenden) Schwingfederspitzen entstehen. Die Bekassine stürzt nämlich nicht köpflings herab, sondern schief, d. h. so, daß der eine Flügel nach unten, der andere nach oben steht. In dieser schiefen Haltung, Flügel voran, stürzt sie mit großem Kraftaufwand senkrecht nach unten, daß die gespreizten Schwingen (nach neueren Ansichten auch die äußeren Schwanzfedern) die Luft mit zitterndem Schnurren (Meckern) zerteilen. Dies Schnurren dauert etwa zwei Sekunden, dann macht die Schnepfe einen Halbbogen und schießt wieder zu der vorigen Höhe empor. Im Aufsteigen verstummt das Surren sogleich. Graphisch kann man dieses Flugspiel (wie Dr. Ziemer gethan) etwa so darstellen: 
Je müder die Bekassine wird, desto längere Pausen macht sie bis zur Wiederholung; von Anfang stürzt sie alle 6—8 Sekunden abwärts, zuletzt braucht sie dazu ½ Minute, und setzt dies gewöhnlich so lange fort, bis das oben erwähnte „tikküp" des Weibchens zum Herabkommen einladet. Manche Beobachter haben das erwähnte tikküp nicht gehört oder vielleicht nicht hören können, weil es an einem Weibchen fehlte; trotzdem ist es Thatsache, da es von unsern erfahrenen Altmeistern häufig beobachtet und bestätigt ist. Dieser Balzflug dauert von der Paarungszeit bis zur Zeit, wo die Jungen ausschlüpfen, läßt aber schon während der Brütezeit etwas nach. Sonst hört man dieses Flügelspiel nur selten, am meisten noch bei mildem Herbstwetter während des Zuges. — Zuweilen läßt die Bekassine gleichzeitig mit den schnurrenden Tönen ihren Balzgesang hören, welcher ebenfalls „tikküp tikküp" (oder nach Pastor Jäckel: „zik zack, zik zack") klingt, was auch zum Beweis dient, daß das Schnurren oder Meckern kein Kehlton ist*).

Ihr gewöhnlichster Ruf am Tage ist ein heiseres „ätsch ätsch", welcher Ton hervorgebracht werden kann, wenn man mit dem Nagel des Fingers über ein angespanntes Stück Seidenzeug schnellend kratzt. Die fetten Vögel schreien sehr heiser, so daß ein geübter Jäger schon vorher am Ton bestimmen kann, ob er einen feisten oder magern Vogel erlegt hat. Nachts auf dem Zuge hört man aus der Luft ein heiseres „greckgeckgäh", welches kaum im Grundton eine Verwandtschaft mit jenem Tagesrufe verrät; ferner das oben erwähnte zweisilbige „tikküp tikküp" oder (nach E. Ziemer) „pedjep pedjeb pedjep"; es scheint dies der eigentliche Balzgesang zu sein, womit sich die Pärchen einladen, denn man hört diese Töne vom Männchen und Weibchen; vom Männchen hoch oben in den Lüften, vom Weibchen auch unten im Sumpfe. Sehr ausführlich sind diese Stimmlaute und das Meckern besprochen von E. Ziemer**). Dann

---

*) Leopold Schrader, welcher als Sammler mehrere Jahre in Lappland zubrachte, erzählt folgendes: „Den 20. Juni 1849 sah ich an einem heitern Nachmittage eine Sumpfeule schraubenförmig zu einer enormen Höhe sich aufschwingen, sodaß sie dem Auge kaum noch sichtbar war, und sich dann mit zusammengelegten Flügeln in Absätzen wieder herabstürzen: wodurch ein eigentümlicher, helltönender Laut hervorgebracht wurde, dem Meckern der Himmelsziege ähnlich, aber doch auch wieder von ihm verschieden." (Cab. J. 1853, 1. Jahrg., 247.) — Dieser Meckerton ist sicher hier allein durch die vibrierende Gewalt der Schwingen entstanden. — Auch die Scolopax heterocerca, *Dybowsky*, zischt beim Absturz ihres Balzfluges wie eine Rakete. (Cab. J. 1873, 105.) — Vieles ist schon dafür und dagegen geschrieben worden, und ich führe für den Interessenten nur einiges zum Nachschlagen an: Cab. J. 1876, 359; Naumannia, 2. Bd. 44; Zool. Garten 1876, 204; Prof. Borggreve, Vogelfauna von Nord-Deutschl. 119; Orn. Centr. 1880, Nr. 19, 149; Nr. 21, 167; Ornis 1885, 131; Liebes Monatsschrift 1888, Nr. 2, von E. Ziemer, sehr ausführlich.

**) Wie oben bemerkt, hat Dr. Ewald Ziemer auch den Vorgang beim Meckern in Folge genauester Beobachtungen sehr klar geschildert. Der Absturz bei dem wellenförmigen Balzfliegen ist von Ziemer auf 15 m (von Baurat Pietsch auf 10 m) geschätzt, und solange dieser Absturz dauert, vernimmt man auch das Meckern, d. h. sobald die Schallwellen das Ohr berühren. Die Flügel werden beim Absturz von der Bekassine halb angezogen, und die Handschwingen in ganz kurzen Schwingungen bewegt, sodaß es aussieht (und wahrscheinlich auch so ist), als würden diese allein durch den Luftdruck in vibrierende Bewegung

hört man noch ein hohes heiseres, einsilbiges „zipp“. Es gleicht dem Zippen einer Zippdrossel, hat aber einen gepreßteren Ton.

Ihre Nahrung besteht in Insektenlarven, besonders den in Scheiden steckenden Larven der Tagfliegen, sowie den daraus entwickelten Köcher- oder Frühlingsfliegen, nackten Schneckchen, zarten Konchylien, Würmern, Käfern, auch Heidelbeeren. Diese Futterstoffe findet sie auf dem weichen Boden der Sümpfe. Haber frißt sie nicht, obwohl sie die Namen Haberbock und Habergeiß führt. — In der Gefangenschaft gewöhnt man sie mit Regenwürmern an Semmeln in Milch erweicht, Käsequark und Weißbrot, stark mit Fleisch vermengt. Sie ist ein stiller Vogel und wird sehr zutraulich; da sie aber ihr Wesen mehr am Abend und in der Nacht treiben, so werden sie durch ihr schläfriges Benehmen bei Tage langweilig. Der Freßnapf muß von Holz und 8 cm tief sein; den Boden des Freßgeschirres polstert man mit Moos oder lockerer Erde, damit sie beim Einstecken des Schnabels in die Futterstoffe denselben nicht wund stoßen. Wenn man sie pärchenweis hält, hat man auch Gelegenheit, ihre Balzmanieren auf dem platten Boden zu beobachten; auf ihre Flugspiele muß man freilich verzichten. Aber das kann erreicht werden: festzustellen, daß das Meckern kein Kehlton ist, sondern durch die Schwingungen der Federn hervorgebracht wird; denn Kehltöne läßt die männliche Bekassine jedenfalls auch in ihrer Voliere hören, wo sie nicht im stande ist, ihre Flugspiele auszuführen. Man hört aber nichts von den Meckertönen, welche sie beim Balzfliegen hören läßt.

Man zählt die Bekassinen zur niedern Jagd. Sie sind die am häufigsten vorkommenden Schnepfen, und berühmt genug, um bei jedem Jagdliebhaber in gutem Andenken zu stehen. Man schießt sie in Begleitung eines dressierten Hühnerhundes, der sie im Sumpfe gegen den Wind aufstöbern muß, im Flug. Diese Jagd erfordert aber einen rüstigen, mit den dabei vorkommenden Strapazen vertrauten Jäger; denn das anstrengende Waten, der unsichere Schritt im Sumpfe sind Dinge, die den damit Unkundigen nicht nur zurückschrecken können, sondern auch bei dem nicht Abgehärteten ernstliche Befürchtungen für seine Gesundheit aufkommen lassen. Sehr wahr sagt daher von Wildungen in seinem Taschenbuch für Jäger: „Wer vor Schnupfen und Rotlauf sich fürchten, wer mit Kraut und Lot geizen muß, wer zu den Lottoschützen gehört, dem rate ich, auf dem Trockenen zu bleiben.“ Die hauptsächlichste Jagdzeit ist der Herbststrich, weniger der im Frühling, wobei man aber mit Kaltblütigkeit zu Werke gehen muß und im Wasser nicht zu stark patschen darf. Sie läßt immer — im Gras verborgen — sehr nahe an sich kommen, ehe sie auffliegt, alsdann geschieht es aber blitzschnell und zwar auf etwa 20 Schritte weit im Zickzack, dann erst geradeaus. Wird die Bekassine auf dem Brutplatz aufgetrieben, so schießt sie in einer wellenförmigen Linie hoch in die Luft. Der Jagdfreund hat folgendes zu merken: weil die Bekassinen gleich nach dem Auffliegen im schnellen Zickzackflug sich hin und her werfen, so muß man entweder sofort schießen, ehe der Zickzack anfängt, oder warten, bis derselbe vorbei ist und ein gerader Flug beginnt. Ein sicherer Schütze mit einem tüchtigen Hund kann in gut gewählten Revieren ein Dutzend und mehr in einem Tage schießen. — Jäger, welche das anstrengende Waten im Wasser fürchten, stehen abends am Rande der Sümpfe an und schießen sie im Vorüberziehen; diese Jagd gewährt aber wenig Ausbeute. Man fängt sie ferner in Stecknetzen, auch hie und da mit dem Tiras, wenn sie durch einen Hund festgestellt sind, und mit Laufschlingen.

Die Bekassine hat eine bedeutende Flugfähigkeit und kann nur von den flinksten Raubvögeln gefangen werden; aber Meister Reineke spürt sie auch im Sumpfe aus; die Rohrweihe dezimiert ihre Bruten. Gefährlicher als diese Feinde ist ein plötzliches Anschwellen der Sumpfwasser in den Niederungen, wodurch Hunderte ihrer Bruten zu gleicher Zeit vernichtet werden. An der Spitze ihrer Verfolger steht aber der Mensch, denn der Wohlgeschmack dieses Geflügels ist bei allen Leckermäulern wohlbekannt, es übertrifft das der Waldschnepfe bei weitem. Je jünger und fetter die Bekassinen, desto saftiger und wohlschmeckender ihr Fleisch. Damit von dieser Delikatesse nichts verloren gehe, wird bei zweckmäßiger Zurichtung auch das Eingeweide mit gebraten und für den köstlichsten Leckerbissen gehalten. — Wegen seiner Zartheit geht das Fleisch

---

gesetzt. Mit Hilfe einiger Flügelschläge steigt die Bekassine wieder zur frühern Höhe empor. Somit stimmt diese Beobachtung mit der unseres Naumann überein. Das ist aber nicht alles! Mit Hilfe eines Krimstechers sah Dr. Ziemer genau, daß die Bekassine beim Meckern auch den Schwanz ausbreitet, so daß er einem weit geöffneten Fächer gleicht, ja die äußersten Schwanzfedern werden so weit ausgebreitet, daß sie durch einen breiten Zwischenraum von den übrigen getrennt sind. Ziemer bemerkte sogar das Vibrieren der Fahnen. Mithin ist wohl „endgültig“ anzunehmen, daß Flügel- und Schwanzfedern zu den wunderlichen Meckertönen beitragen. Mit Feststellung dieser Thatsachen haben sich außer unsern Altmeistern die Herren Prof. Altum, Seebohm und Dr. Ziemer (Liebes Monatsschr. 1888, Nr. 2, 35 ff.) nebst noch vielen andern Beobachtern abgemüht.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

bald in Fäulnis über, der Bauch wird blau und grün, und ist zum Genusse nicht mehr tauglich; daher ist jedem Schützen das sorgfältige Aufbewahren dieses kostbaren Wildbrets nicht genug anzuempfehlen. Wenn das Fleisch nicht allzusehr angegriffen ist, so siedet man es in Salzwasser bei schwachem Feuer leicht ab, indem man einige Brocken Tannenkohle dazu ins Wasser legt. Dies vermindert den üblen Geschmack sehr wesentlich; dann erst kann das Wild gebraten werden. Es ist auch besser, wenn man die geschossenen Bekassinen nicht unordentlich im Jagdsacke umherwirft, wo sie einander beschmutzen und unansehnlich machen, sondern daß man sie in Schlingen, außerhalb des Sackes, neben einander am Halse aufhängt, wodurch sie dann schnell abtrocknen, länger halten und auch das äußere Ansehen nicht verlieren, was besonders da zu empfehlen ist, wo man sie als Marktware verkauft. Die Jägersprache ist bei dieser und den andern Schnepfenarten wie bei der Waldschnepfe.

Die Große Sumpfschnepfe. Scolopax major, *Gmelin*.

Taf. 43, Fig. 1.

Doppel-, Mittel-, Pfuhl-, Bruchschnepfe, Große Bekassine. — Sc. media, *Frisch* 1734; *Bechst.* 1809; — Sc. major, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.*; *M. & W.* 1810; *Naum.* 1836; *Rchw.* 1882; — Sc. paludosa, *Retz.* 1800; — Sc. palustris, *Pall.* 1811; — Gallinago major, *Leach* 1816; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; — Telmatias major, *Boje* 1826; *Mev.* 1826; — T. nisoria, *Br.* 1831; — Ascalopax major, *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Schwanz mit 16 Federn, die 3 äußeren Schwanzfedern jederseits in der Endhälfte weiß; die erste große Schwinge braun mit hellerem Schaft und weißem Außensaum; die meisten Flügeldeckfedern haben sehr leuchtende große mondförmige hellweiße Spitzen.

Länge 23,4 cm, Flügelbreite 49,2 cm, Schwanzlänge 6,6 cm, Schnabellänge 6 cm, Höhe des Fußrohrs 3,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 2,8 cm. Größe einer Turteltaube.

Beschreibung. Hauptfarbe oben schwarz und licht rostbraun gescheckt, mit vier breiten, schön rostgelben Längsstreifen auf dem Rücken, einem lichtrostgelben auf dem Scheitel und über den Augen; schwarzen und weißen Querstreifen auf den Flügeln und fahl braunschwarzen Schwingen. Hals und Brust trüb rostgelb, schwarzbraun gefleckt; die Tragfedern mit schwarzbraunen Querbändern; der Bauch weißlich; der Schwanz rostfarbig mit einigen schwarzen Querstreifen und weißen Spitzen. — Der Schnabel ist im Verhältnis zu dem anderer Schnepfen schwächer und nicht so lang, als bei vielen andern; er ist ganz gerade, der Unterschnabel 4 mm kürzer als der obere; er ist an der Wurzel schmutzig gelblichfleischfarben, nach vorn hornschwarz; das tiefbraune Auge ist groß, hoch oben am Scheitel stehend; die Füße gelblichfleischfarben, bleifarben überflogen, mit grünlich überlaufenen Gelenken.

Diese Schnepfe bewohnt hauptsächlich das nordöstliche Europa und das nordwestliche Asien; auch in Amerika will man sie gefunden haben. Sie ist häufig als Brutvogel in den nördlichen Sümpfen (Tundra) Rußlands und Sibiriens, zieht aber im Winter südwärts durch ganz Europa bis nach Süd-Afrika. Auch im südlichen Rußland und in Polen soll sie fast gemein sein, ebenso in Ungarn; doch nirgends so häufig als die Gemeine Bekassine. In Deutschland kommt sie größtenteils nur auf dem Zuge vor, ist daher als Brutvogel nicht viel in unsern Sümpfen zu treffen, doch ist dies der Fall in Westfalen, Hannover, Oldenburg, Ostfriesland, Gothland, in der Mark, in Pommern u. a. — Sie bewohnt baumleere offene Sümpfe und Moräste, und zwar solche, welche einen kurzgrasigen, seicht morastigen Boden mit nur wenig Wasser, also ziemlich trockenen Boden haben, wodurch sie sich von der Bekassine unterscheidet. Sie wählt immer nur ganz bestimmte Stellen im Sumpfe. In der Tundra hält sie sich meistens auf moosigem Grunde zwischen Zwergbirkengebüsch oder im Riedgras auf. So trifft man sie bei uns auch auf Wiesen, wo diese Teiche oder Seen umgeben, oder auch wo ein seichter Fluß sich durch grüne Moräste windet. Ihre Lieblingsplätze sind oft von geringem Umfange, häufig solche, welche kurz begrasten, gleichmäßig vom Vieh zertretenen Boden und so wenig Wasser haben, daß dies nur einen Teil der Fußtapfen ausfüllt; oder auch solche, wo es bloß quellig ist, sowie solche, die sich schon von weitem durch ein frischeres Grün auszeichnen. Auf der Herbstwanderung ist sie mit minder zusagenden Plätzen zufrieden und der Jäger trifft sie dann oft an Stellen, wo er keine Bekassine vermuten möchte. — Ihr Zug beginnt in der letzten Hälfte des April, wenn er bei der Gemeinen Bekassine fast ganz aufgehört hat, denn ihre Brutplätze in der nördlichen Tundra können nicht vor Ende des Mai bezogen werden, weil sie spät auftauen; er dauert deshalb auch bis in die Mitte und bis Ende des Mai und geht in nordöstlicher Richtung. Der Spätjahrszug ist von Mitte August bis Mitte September. Ihre Reisen macht sie bei Nacht, gewöhnlich einzeln, im Frühjahr zuweilen auch paarweise.

Sie nisten in den Gegenden ihres Aufenthalts, was, wie oben bemerkt, ziemlich selten

in Deutschland der Fall ist, auf trockenen Hügelchen im Sumpfe, wo das Weibchen die darauf wachsenden Gräser niederdrückt, ausrundet und kunstlos mit dürren Pflanzen auslegt. Man findet darin, bei uns in der letzten Hälfte des Mai, in der hohen Tundra nicht vor Mitte des Juni, 4 nicht sehr große Eier, welche auf matt olivengrünem, ins Gelbliche ziehendem Grunde, braungraue Schalenflecke und schwarzbraune Punkte und Flecken haben, welche bisweilen am stumpfen Ende einen undeutlichen Fleckenkranz bilden. Ihre Gestalt ist etwas birnförmig, aber nicht sehr stark; ihre Länge beträgt 4,4 cm und 3,1 cm die Breite; die Schale ist feinkörnig, glatt, aber ohne Glanz. Die Brütezeit dauert 17 Tage. Die Dunenjungen gleichen denen der Heerschnepfe so sehr, daß sie nur durch ansehnlichere Größe und die sehr kurzen Schnäbelchen unterschieden werden können. Sie wissen sich außerordentlich gut zu verstecken und sind äußerst schwer aufzustöbern.

Die Doppelschnepfe sieht wegen des schmalen Hinterkopfs und den hoch an der Stirne stehenden Augen etwas sonderbar aus, ist ängstlich und furchtsam, und läßt sich am Tage nur sehen, wenn sie aufgescheucht wird. Das weidende Vieh und auch den einzelnen Menschen hält sie so nahe aus, daß sie oft dicht vor seinen Füßen herausfliegt; denn die Farben der Sumpfschnepfen gleichen ihrer Umgebung so sehr, daß ein sehr geübter scharfer Blick, welcher das Suchen gewöhnt ist, dazu gehört, sie herauszufinden; meistens noch unter dem Suchen stiebt sie heraus und der Suchende schaut betroffen das leere Plätzchen an, das er vorher genau abgemustert glaubte, und fast will es ihn bedünken, sie sei aus dem Boden geschlüpft. Sie fliegt ziemlich schnell, aber etwas schwerfällig, und nie zickzackförmig, wie die Gemeine Bekassine, wodurch sie sich auch von andern dieser Familie unterscheidet, nie hoch und in gerader Linie; ihr Aufflug ist mit einem wuchtelnden Getöse verbunden, auch läßt sie weder hoch in der Luft auf dem Zuge noch in den Wiesen aufgeschreckt, einen Ton von sich hören. Beim Fliegen ziehen sie die Flügel stark an den Körper, strecken die Beine von sich und lassen die Spitze des Schnabels herabhängen. Im Notfall können sie auch schwimmen und tauchen, machen aber von dieser Kunst wenig Gebrauch; von letzterem nur, wenn sie von einem Raubvogel verfolgt werden und ein tieferes Wasser erreichen können.

Die Große Sumpfschnepfe hat auch einen Balzgesang, der nicht fliegend, sondern stehend, und zwar gesellschaftlich gesungen und geklappert wird, denn sie balzt nicht in der Luft wie ihre Vettern, sondern auf dem Boden, nach Art der Kampfläufer. Die Sänger versammeln sich laufend auf einen gewissen Platz ihres Aufenthalts und stellen sich in einer langen Linie auf, dann fängt der erste an zu singen, wenn der fertig, kommt der Nachbar, und so fort, bis die ganze Gesellschaft gesungen hat; so kann auch der Gesang vom andern Ende die Tour wieder zurück machen. Verläßt ein Vogel die Reihe und kommt einem Nachbar zu nahe, so giebt es sogleich Händel, wobei die Flügel tüchtig gebraucht werden, weniger die Schnäbel. Diese musikalischen Zusammenkünfte dauern vom Mai bis Ende Juni, beginnen eine geraume Zeit vor Sonnenuntergang und endigen nach Mitternacht. Der nicht unangenehme Balzgesang lautet etwa: „dü dü di dütteraraa, dü dü di dütteraraa", wobei die Töne bis dütt steigen, dann aber in selbiger Tonfolge wieder fallen; sobald dieser Gesang beendet ist, schlägt die Schnepfe den Ober- und Unterschnabel zusammen, wodurch ein klappender Laut entsteht. Dieser klappende Laut wird immer im Chor geklappt, d. h. die andern klappen mit, während der Gesang ein Solo ist. Hervorzuheben ist, daß sie während dieses Balzgesanges weit weniger furchtsam sind, als sonst, deshalb der vorsichtig ankriechende Beobachter sich auf 3 bis 4 Schritte nähern kann. Es wurde dieser höchst merkwürdige Gesangverein von dem schwedischen Professor Nilsson und Forstmeister H. Gadamer (in Tidaholm bei Sköfde) beobachtet und veröffentlicht, es ist aber in Schweden bis jetzt nur ein einziger Balzplatz bekannt. (Cab. J. 1858, 235, ferner in der „Illustr. Jagdztg", 4. Jahrg. 1878 Nr. 5.) — Eine andere interessante Mitteilung machte Dr. Taczanowsky aus Pinsk in Volhynien, (siehe „Naumannia", 7. Bd., S. 182.) In den weiten sumpfigen und moorigen Wiesen, wo sie sich in größerer Anzahl fortpflanzen, suchen sich die Männchen dieser Schnepfen höher gelegene trockene Plätze aus, welche von kurzem Rasen bedeckt sind. Hier kommen sie morgens nach Sonnenaufgang und abends vor Sonnenuntergang, um zu kämpfen oder vielmehr zu spielen. Ein jedes Männchen nimmt seinen bestimmten Standort ein, von wo aus sie gegeneinander rennen, sich verneigen, emporspringen, die Flügel ausbreiten und die mannigfaltigsten Bewegungen ausführen, die gewandter und komischer ausfallen, als man sonst dem plump scheinenden Vogel zutrauen sollte. Es erinnert dies lebhaft an den Kampfläufer. — Ihre gewöhnliche Stimme, welche sie sehr selten hören läßt, ist ein sehr gedämpftes „bäd, bäd, bäd". — Ihre Nahrung besteht in Insektenlarven, Wasserinsekten, kleinen Schnecken, Regenwürmern und Käfern. Ihren Unterhalt im Zimmer wolle man bei der Waldschnepfe nachlesen.

Diese Schnepfe ist von jedem nicht ganz ungeübten Schützen mit feinem Hagel leicht zu

schießen. Ihre Jagd ist bequemer als die anderer Bekassinen, weil sie sich nicht an so tief morastigen Orten aufhält, und daher ein Hühnerhund lieber vorsteht. Sonntagsjäger ziehen diese Jagd der reizenden Bekassinenjagd bei weitem vor; nur schade, daß die Doppelschnepfe zu einzeln ist, als daß diese Jagd dem hitzigen Jäger genügen könnte. Als Kuriosum mag angeführt werden, daß Hunde diese Schnepfe, wenn sie recht fett ist, ungern apportieren. — Man fängt sie in Wachtelsteckgarnen, in Schleifnetzen und mit dem Tiras, wenn ein Hühnerhund ferm vorsteht.

Ihr Fleisch soll das delikateste aller Bekassinen und außerordentlich fett, weich und zart sein. Man bratet sie samt den Eingeweiden, und von vielen Feinschmeckern wird sie für das beste allen Geflügels gehalten. — Naumann stellte das Schnepfenwild in folgende Rangordnung: „Zuerst kommt die Waldschnepfe als die schlechteste; dann die Gemeine und zuletzt die Kleine Bekassine.“ Befremdet fragte ihn ein Freund: „Wo bleibt dann aber die Große Bekassine?“ und erhielt darauf die scherzhafte Antwort: „Die behalte ich für mich selbst, weil sie nur dem Schützen zukommt!“

2. Gruppe. Waldschnepfe. Scolopax, *Linné* 1758.

Briss. 1760; — Rusticola (= Rusticula), *Möhr.* 1752.

Mit stärkerem an der Spitze rundem Schnabel, der, wie bei den vorigen, als Tastwerkzeug dient, deutlich die feineren Löcherchen in der vorderen Schnabelhaut zeigt und sehr auffallend, nur von der vorderen Hälfte an, weit geöffnet werden kann, während die andere Hälfte wurzelwärts geschlossen bleibt; Naslöcher klein, schlitzartig und nahe der Stirn; Zunge sehr lang, schmal, spitz, am Hinterrande gezähnelt; sehr große, oben am Kopfe und nach hinten stehende Augen, welche der Physiognomie ein verschobenes Ansehen geben; niedrige weiche Füße, mit weniger langen Zehen als bei voriger Gruppe, welche nur wenig länger als der Lauf sind; der ganze Schenkel bis zum Lauf befiedert; Lauf vorn und hinten getäfelt, seitlich fein genetzt; der Nagel der kleinen Hinterzehe ist kurz, stumpf kegelförmig, in die Höhe gerichtet, und steht nicht über das Ende der Zehe vor; Flügel ziemlich gewölbt mit stumpfer Spitze; der Schaft der 12 Schwanzfedern nach innen gebogen. Das Gefieder ist düster, paßt zu ihrer Umgebung, daher sie beim Niederdrücken eher einem Klumpen abgefallenen Laubes als einem Vogel gleichen, und leicht übersehen werden. Sie bewohnen Laub- und Nadelwälder, am liebsten feuchte Niederungen, scheuen auch bewaldete Berge nicht, gehen aber niemals in die eigentlichen freien Sümpfe. — Echte Waldschnepfen sind bis jetzt nur drei Arten bekannt, wovon eine in Nord-Amerika vorkommt: Scolopax minor, *Gmelin,* und eine in Java: Scolopax saturata, *Horsfield,* 1821. In Europa nur: 1 Art.

Die Waldschnepfe. Scolopax rusticula, *Linné.*

Taf. 43, Fig. 4

Gemeine Waldschnepfe, Holz-, Busch-, Berg-, Groß- und Grasschnepfe, Schneppe, Schnepfhuhn, Eulenkopf, beim Jäger schlichtweg: Schnepfe. — Scolopax*) (Griech.), *Aristoteles; Gesn.*; *Belon; Aldr.; Jonst.*; *Charlet.; Will.*; *Ray*; *Briss.;* — Rusticula**) (Lat.), *Plinius*; *Martial*; *Gesn.; Belon*; *Möhr.;* — Perdix rustica, Gallina rustica, et Scol. sylvatica, *Gesn.* und andere alte Autoren; — Xilornitha, Gallinago, et Rusticula, *Belon*; — Gallinago maxima, *Ray* 1713; — Numenius ruricola, *L.* 1748; — Scolopax Aristotelis, et Aldrovandi, *Klein* 1750; — Scolopax rusticola***), *L.* 1758—66; *Kramer*; *Brünn.*; *Scop.; Georgi*; *Gm.* 1788; Prof. Otto (in Buffons Uebersetz. 26. Bd.; 1797; *Bechst.* 1795, 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Rusticola vulgaris, *Vieill.* 1816; — Rust. major, *Leach* 1816) Rust. europaea, *Less.* 1831; — Scol. sylvestris, et pinetorum, *Br.* 1831, 1855; — Scol. scoparia indica, et platyura, *Bp.* 1856. — *) Von Klein (in Stemmata avium 1759) verdeutscht mit: Langschnabel, Langnase. — **) Etwa: Gemeines Schnepfenhuhn. — ***) Linné (und nach ihm viele Ornithologen) schrieb stets: Rusticola; Plinius und Gesner (nach der Grammatik): Rusticula, der wir uns ebenfalls fügen. — Im Mittelalter und später, noch zu Linnés Zeiten, war die lateinische Sprache eine Konversationssprache, d. h. für die gesamte Gelehrtenwelt eine lebende Sprache. Mit der Grammatik wurde es aber nicht immer sehr scharf genommen, daher die Philologen der Neuzeit mancherlei Korrekturen bemerken, ohne übrigens deshalb einen Tadel auszusprechen.

Kennzeichen. Stirn und Scheitel aschgrau; der Oberkopf hat schwarze und rostgelbe Querbänder; der Unterkörper auf graugelblichem Grunde dunkelbraune Wellenlinien; die Außenfahnen der Schwanzfedern und Schwingen erster Ordnung mit dreieckigen gelben Randflecken; der Schwanz eine oben graue, unten silberweiße Spitze.

Länge 28,8 cm, Flügelbreite 60 bis 67 cm, Schwanzlänge 9 cm, Schnabellänge 7 bis

8 cm, Höhe des Fußrohrs 3,5 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,2 cm. Rebhuhngröße. Gewicht 250 bis 400 g.

Beschreibung. Die Stirn ist gelblichaschgrau, dunkel gewölkt; in der Mitte des Scheitels ein schwarzer Längsstreif; über den Scheitel ziehen sich quer 3 schwarze und 3 rostgelbe Querbinden, welche unter das Genick hinabgehen; über dem Auge steht ein hellrostgelber Streif; die Kehle ist gelbweiß; die Wangen rostgelb und schwarz gestrichelt; der Hals ist gelbgrau, rostfarben überlaufen und schwärzlich geschuppt; der Unterleib ist rotbräunlichweiß mit braunschwarzen Strichen gewellt. Der Oberrücken ist rostbraun mit eckigen und zackigen schwarzen Flecken, zwischen welchen oft graue Räume sind, und in diesem Gemisch zeigen sich rostgelbe Endflecke, auch rostgelblich aschgraue Flecken, wodurch 4 undeutliche Längsstreifen gebildet werden. Die kleinen Flügeldeck- und Schwingfedern sind rostbraun mit schwarzen Pfeil- und Querflecken, tiefgrauen Querbinden und hellgelblichgrauen Flecken, welche Querreihen über den Flügel bilden; die größern Schwingen sind braunschwarz mit schmalen rostfarbigen Querbändern. Vor der vordersten großen Schwingfeder liegt ein kleines kaum 30 mm langes schmales feingespitztes straffes Federchen, dem ein noch kleineres vorhergeht. Die Schwanzfedern sind schwarz mit rostfarbigen Randflecken und einer oben grauen, unten silberweißen Spitze. — Das Dunenkleid ist dicht und weich, oben rostfarbig und kastanienbraun, braunschwarz und weiß gefleckt, besonders die Gegend ums Auge; unten rostgelb, an den Schenkeln weiß; Schnabel und Beine kurz, sehr weich anzufühlen und fleischfarbig, die Iris grau. Diese Färbung ist auch der Typus für alle verwandten Arten im Dunenkleid. — Zwischen Männchen und Weibchen sind in der Färbung des Gefieders keine sicheren Kennzeichen anzugeben, weil alle zu schwankend und unbestimmt sind. Nach Bechstein und Naumann giebt die verschiedene Größe ein solches, denn die Weibchen sollen stets etwas größer sein; allein nach Hoffmann, der hunderte von Exemplaren untersuchte, ist auch dieses Kennzeichen durchaus nicht stichhaltig und entscheidend*).

Der Schnabel ist verhältnismäßig stärker als bei den Bekassinen, an der Stirn bedeutend hoch und stark, verjüngt sich allmählich nach der Spitze, in welche er viel schwächer ausläuft; die Spitze ist besonders merkwürdig, stumpfkegelförmig, unten ausgeschnitten, worin das 3 mm kürzere, etwas scharfe Ende des Unterschnabels hineinpaßt; der ganze Schnabel ist so äußerst weich und biegsam, wie bei keinem andern Vogel, nur die äußerste Spitze etwas härter. Der Biegungspunkt liegt etwa in der Mitte, und im Leben kann der Oberkiefer nach oben gebogen, der Schnabel also vorn aufgesperrt werden, ohne daß dies an seinem hintern Teile geschieht. Die Farbe desselben ist vorn schwarzgrau, an der Wurzel schmutzig fleischfarben; das große Auge ist weit von der Schnabelwurzel entfernt, steht hoch an der steilen Stirn und hat einen tiefbraunen Stern; das Augenlidrändchen ist unbefiedert und schwarz; die Füße sind stämmig und graulich fleischfarben.

Spielarten und Ausartungen des Gefieders sind nicht häufig. Es giebt weiße, gelblichweiße, weißgefleckte; ein Exemplar wurde mit rostgelbem Unterkörper ohne Wellenstreifen gefunden, ein anderes mit einem kleinen Federbusch auf dem Kopf, der in einer warzenartigen Erhöhung seinen Sitz hatte. — Die Mauser beginnt im Juli, geht langsam von statten und dauert bis in den November hinein.

Bei einem gemeinen Vogel, der in so weiter Verbreitung vorkommt, kann es nicht fehlen, daß auch Abänderungen getroffen werden, welche teils in der Beschaffenheit des Klimas, in den Bodenverhältnissen und in den Bestandteilen der Nahrungsstoffe ihren Grund haben mögen. Die auffallendste und am häufigsten vorkommende Rasse ist die sogenannte Kleine Waldschnepfe, Stein-, Dorn-, Riedschnepfe, Scolopax rusticola parva, *Bechst.*, auch Blaufuß genannt. Sie ist kleiner, dunkler von Farbe und hat bläuliche Füße, wodurch sie von der gewöhnlichen Waldschnepfe abweicht. Es scheint, daß sie ihre Brüteplätze im hohen Nordosten Rußlands hat, woraus denn auch im Frühjahr ihr früherer und im Spätjahr ihr späterer Strich zu erklären wäre. Andere Abänderungen, die noch vorkommen, sind weniger augenfällig.

Diese Schnepfen sind über ganz Europa, in Asien bis zum fernsten Osten, und auf dem Zug über einen Teil Afrikas verbreitet. In Europa nordwärts bis zum 67. Gr., soweit es noch einigermaßen Wälder giebt. In England als Brutvögel spärlich, häufiger als Zugvögel; ebenso in Frankreich; in Spanien, Italien und Griechenland meistens nur auf dem Zug, und nur selten als Brutvögel; sehr selten in Dänemark als Brut-, häufiger als Zugvögel; höchst selten auf Island, dagegen häufig in Schweden. In Deutschlands Wäldern ein altbekannter berühmter Jagdvogel, die größern und kleinern Inseln der Nord- und Ostsee mit eingeschlossen. Auf den Inseln der Nordsee, welche sie auf der Wanderschaft zahlreich besuchen, besonders im Herbst, liegen sie in die grünen Dünenabhänge, in die Dünenthäler und auf den klaren Sandboden zwischen dem Dünenhafer. Sie bequemen sich in dieser Zeit allen Bodenverhältnissen an. In der Westschweiz und Tirol sind sie ebenfalls als häufige Zugvögel, aber als seltene Brutvögel, wie bei uns, bekannt. Ihre weitere Verbreitung nach Osten hin erstreckt sich über die österreich-ungarischen Staaten, über Rußland und Sibirien bis zum fernen Osten. In Griechen-

*) Vergleiche Dr. Jul. Hoffmann: „Die Waldschnepfe. Ein monographischer Beitrag zur Jagdzoologie." Stuttgart, 1887, zweite vermehrte Aufl., worin die Naturgeschichte, die Fortpflanzung, die Wanderungen der Schnepfe und namentlich auch die Schnepfenjagd ausführlich besprochen werden. (Preis 4 M. —.)

land und Klein-Asien im Spätherbst sehr gemeine Vögel, die sich zuerst in den Gebirgen einfinden; bedecken sich die Gebirge mit Schnee, so kommen sie bis in die Gärten der Städte und Dörfer herab. Sobald der größere Teil der Wachteln abgezogen ist, erscheinen die Waldschnepfen in Morea, und zwar auf denselben Plätzen, wo sich die Wachteln versteckten, in Hecken und Gebüschen längs den Dämmen der Abzugskanäle, oder auf felsigen Hügeln, wo sie sich zwischen Salbei und Myrtengesträuch verbergen. Der Nordwind bringt diesen Gegenden eine fabelhafte Menge von Schnepfen mit. Drei schießwütige Engländer erbeuteten zwischen Patras und Pyrgos (im Peloponnes), wo sie jagten, in drei Tagen eintausend Schnepfen, und schämten sich nicht, das Ergebnis ihrer Iltisnatur zu veröffentlichen. Vom Februar an beginnen sie in diesen südlichen Staaten den Rückzug. In Deutschland erwartet man sie vor der Mitte des März. Ihr Herbstzug schließt aber nicht in den Mittelmeerstaaten ab, sondern sie setzen nach Nord-Afrika über, wo man sie auf der Westseite in Senegambien samt Inseln, einschließlich der Kanaren, im ganzen Norden bis auf die Ostseite Afrikas trifft. Heuglin sagt: im März einzeln in Gärten und Buschwerk bei Alexandria und Rosette. In Asien werden sich die Brut- und Zuggegenden wohl in den gleichen Breitegraden befinden. In den heißen Ländern ziehen sie sich nach hohen Gebirgswaldungen mit gemäßigter Temperatur und kommen nur im Winter in die Thäler herab.

Sie bewohnen die Laub- und Nadelwälder, und man beobachtete bis jetzt keine Vorliebe weder für die eine noch für die andere Baumart, wenn nur dieselben feuchte und weiche Stellen und Niederungen einnehmen; doch gehen sie niemals in die eigentlichen Sümpfe und freien Moräste, und pflanzen sich auch nur in zusammenhängenden größern Waldungen fort, welche sie kleinen Gehölzen vorziehen. Daß sie waldige Gebirgsgegenden nicht scheuen, ist schon berührt. Für einen längern Aufenthalt suchen sie am liebsten die tiefliegenden, mit Erlenbrüchen und Sumpfstellen, oder mit feuchten buschreichen Plätzen abwechselnde Laubwälder, oder in Schwarzwäldern und gebirgigen Lagen die feuchten Thäler mit nassen, quelligen Stellen auf, wo hin und wieder auch Laubholzbäume und Gesträuch vorkommen; wo moorige Stellen mit Gebüsch den Zusammenhang des Waldes unterbrechen; weder in zu trockenen, noch in zu einförmigen Waldungen. Dort liegen sie an den einsamsten, düstersten Stellen und treiben sich nur in der Dämmerung auf freiern Plätzen, Waldwiesen, nahen Viehtriften und Waldwegen, oder an den feuchten Rändern des Waldes umher. Sie haben besondere Lieblingsplätze, wo alle einfallen, wenn sie in diese Gegend kommen: nämlich dichtes Unterholz, teilweise schon zu Stangenholz aufgewachsen; dichte bis auf den Boden beastete Tannen, recht schattige Waldstellen, wo der Boden kein Gras mehr hervorbringt, wo wenig oder kein Moos wächst, wo aber altes abgefallenes Laub in Menge modert. Sie liegen auch gern in Dornhecken, namentlich in Schwarzdorn, Wildrosen und Brombeersträuchern, wenn der Boden grasfrei ist; in Brüchen mit Erlen, Salweiden, Espen, wo diese nackten Boden und nur wenig Wasser haben. In der Zugzeit dienen ihr als Notbehelf alter Hochwald, Kopfweidenpflanzungen, auch wohl buschreiche Gärten bei Dörfern und Städten; Dornhecken im freien Felde, selbst bloße Feldraine und, wie oben bemerkt, die Dünen, wo sie aber nie lange verweilen.

Für Deutschland sind die Schnepfen Zugvögel, obwohl auch manche in gelinden Wintern zurückbleiben. Der Frühlingszug beginnt bei uns Anfangs März, eigentlich erst recht gegen die Mitte dieses Monats, dauert bis Mitte April, manchmal auch noch etwas länger. — Da unsere Jäger ungemein bei dem Schnepfenstrich interessiert sind, so haben sie sich auch manche Erscheinung gemerkt, welche die Ankunft dieser bezeichnen. Wenn die Wachholder- und Rotdrosseln ihren lärmenden Abschied von uns nehmen und sich dem Norden zuwenden, wenn die Amseln und Singdrosseln mit weitschallenden fröhlichen Strophen die Ankunft des ersehnten Frühlings feiern, wenn die Rotkehlchen ihr tiefinniges Liedchen den heimischen Gefilden zuflüstern, besonders aber wenn die Hausrötlinge ihr hohes feines „fid fid fid“, freudig die traute Heimat begrüßend, von unsern Dachfirsten ertönen lassen, wenn Schneeglöckchen, Leberblümchen, Feigwarzenkraut u. a. aus dem Boden hervorkeimen — dann darf man abends die Waldschnepfen erwarten; schwellen aber die Knospen in den Laubholzbüschen an, zeigt sich das zarte Grün junger Vogelbeerbäumchen, lassen sich einzelne Rauchschwalben sehen — dann hört der Schnepfenzug auf. — Bei uns wird namentlich die Ankunft des Hausrötlings für ein sicheres Zeichen des Schnepfenstriches gehalten*). Der sehnsüchtige ungeduldige Schnepfenjäger eilt aber allen diesen Frühlingsboten voraus, um die Ankunft der ersten Schnepfe nicht zu versäumen, welche sich manchmal schon an einem gelinden Februartag zeigt.

---

*) Dr. Hoffmann hat übrigens nachgewiesen, daß alle diese Merkmale nicht regelmäßig zutreffend sind, je nach der Verschiedenheit der Witterungsverhältnisse; so daß also z. B. in vielen Frühjahren die ersten Schnepfen mehrere Wochen vor den Rotschwänzchen eintreffen und daß wiederum in anderen Frühjahren die ersten Schwalben zu einer Zeit ankommen, wo der Schnepfenzug noch keineswegs beendigt ist.

Welchem Schützen sind nicht die Schnepfensonntage bekannt? Sie reimen

für die guten Jahre:	für die schlechten Jahre:
Reminiscere, auf Schnepfensuche geh;	Reminiscere, noch Eis und Schnee;
Okuli, da kommen sie;	Okuli, sind sie nicht hie;
Lätare, das ist das Wahre;	Lätare, nicht einmal rare;
Judika, sind sie auch noch da:	Judika, noch keine da;
Palmarum, Trallarum!	Palmarum, Trallarum!

Quasimodogeniti, halt, Jäger halt, jetzt brüten sie!

(Altdeutscher Weidmannsspruch.)

Weniger bekannt ist der Spätjahrzug; er beginnt Ende September, dauert den ganzen Oktober hindurch und endigt im Lauf des Novembers. Doch werden auch im Winter noch einzelne Schnepfen beobachtet, obwohl schwer zu begreifen ist, wie sich diese durchbringen. Bei Treibjagden werden fast alljährlich einzelne Waldschnepfen gesehen und erlegt. Der Jäger nennt sie Lagerschnepfen. — Durch Deutschland geht der Spätjahrszug in südwestlicher Richtung, im Frühjahr entgegengesetzt. Im Süden Europas, besonders in Griechenland, überwintern schon viele Schnepfen, aber ein großer Teil setzt auch nach Nord-Afrika über. Demnach ist die Zugrichtung nicht in allen Ländern die gleiche wie bei uns, sondern richtet sich nach der Lage ihrer Winterquartiere. — Auch am Fuß des Kaukasus findet, nach Dr. Radde, ein außerordentlich starker Schnepfenzug statt, wovon sich in Deutschland nur schwer jemand einen Begriff machen kann, der nicht selbst einer dortigen Frühjahrsjagd beigewohnt hat. Mit dem Beginn des Lenzes kommen die Waldschnepfen zu Tausenden über das Gebirge gezogen und lassen sich am Rande der Berge nieder. „Wir haben," bemerkt Radde weiter, „beliebige Stellen von Soldaten abtreiben lassen, und das Schießen hörte sich an, als wenn eine Truppe im Feuer manövriert, und dutzendweis wurden Waldschnepfen in einem Tage geschossen, so daß dieser Vogel — früher für mich der feinste Braten — jetzt nicht mehr auf meinen Tisch kommen darf." — Daß die Witterung immer Einfluß auf den Zug der Vögel, so auch der Schnepfen ausübt, ist schon mehrfach berührt worden, namentlich kalte schneereiche Frühlinge verzögern den Zug, während milde Witterung denselben begünstigt. Auch sind die Zugstraßen, welche sie wandern, nicht alle Jahre dieselben, wodurch es sich ereignet, daß sie in einem Jahr sehr häufig in Gegenden getroffen werden, wo man sie später nur sehr spärlich findet. — Ihre Reisen machen die Waldschnepfen vom Ende der Abenddämmerung bis zur Morgendämmerung, wo sie einzeln oder paarweise, aber nicht in Scharen streichen. Besonders gut ist der Strich nach einem lauwarmen, nächtlichen Frühlingsregen; deshalb sagt der Jäger nach Eintreten eines solchen: „Heute nacht hat es Schnepfen geregnet." Diese lauwarmen Regen bringt uns der Südwestwind, und dieser bringt uns auch die Schnepfen, denn sie wandern stets mit dem Winde, wie alle andern Vögel auch.

Es ist übrigens schwierig, die Richtung eines solchen Windes festzustellen. Bekanntlich reisen die „Langbeiner" auf ihren Zügen sehr hoch und im allgemeinen mit dem Wind. Aber es kann in der Höhe, welche die Zugvögel für ihre Reisen wählen, ein ganz andrer Luftstrom herrschen, als in der Tiefe, welche der Beobachter einnimmt. — Uebrigens hört man die Waldschnepfen auch noch zu andern Zeiten lockend und balzend umherfliegen, nicht bloß bei dem ersten Frühjahrsstrich, wie man früher annahm, sondern auch im Juni und noch später, woraus einige Jagdschriftsteller den Schluß ziehen, daß sie zuweilen 2 Bruten in einem Jahre zuwege brächten. (Hoffmanns Monographie der Waldschnepfe, S. 74 u. folg.; ferner: Jägers Vögel der Wetterau, 1858, S. 26; und Cab. J. 1878, 425.)

Nordwärts vom 48. Gr. kommt sie überall in Europa brütend vor, ebenso in ganz Asien, wo sich ausgedehnte hügelige und gebirgige Wälder finden. Nach Osten hin ist sie viel zahlreicher vertreten als nach Westen hin, wo sie z. B. in dem waldarmen Frankreich unter die seltenen Brutvögel gehört, während sie auf den Karpathen schon in reichlicher Menge brütet. Ihre hauptsächlichsten Brutgebiete mögen aber wohl weit nördlicher als unter dem 48. Grad, etwa bis zum 63. Grad liegen, soweit noch die Bäume einigermaßen gedeihen; namentlich im nördlichen Rußland, und ostwärts in den gleichen Breiten Sibiriens. Die ungeheure Anzahl Zugschnepfen, welche fast alljährlich in den Südstaaten Europas vertilgt werden, und in unverminderter Zahl immer und immer wiederkehren, läßt ziemlich sicher vermuten, daß nur in unermeßlich großen und sichern guten Brutstätten solche Zahlen erzogen werden können. Und solche Brutplätze bilden jene dünnbevölkerten nordischen stillen Wälder. Schon im Gouvernement Petersburg (59. u. 60. Grad) ist die Schnepfe ein „verbreiteter Brutvogel". In den Zirbelwäldern der Baikalgebirge (in Asien) verbleibt sie über die Brutzeit, aber nur in kleiner Anzahl. (Cab. J. 1873, 104.) Ihr Nest setzen sie an stille, einsame, feuchte Plätze im Walde, zwischen Moos und

Gräser, hinter alte Strünke oder kleine Sträucher, nicht ins Dickicht, sondern an etwas freien Stellen in eine kleine Vertiefung, welche sie mit etwas Moos und welken Blättern belegen. Darin findet man selten früher als in der zweiten Hälfte des April oder im Mai 4, ausnahmsweise auch nur 3 stark bauchige Eier, welche auf blaßrostgelbem etwas ins Rötliche spielendem Grunde mit grauen oder rotgrauen Schalenflecken und mit dunklen rötlich- oder gelblichbraunen Zeichnungsflecken und Punkten bald häufig, bald spärlich bedeckt sind, am stumpfen Ende meist häufiger. Sie sind 4,4 cm lang und 3,4 cm breit. Inwendig scheinen die Eier weißlich durch, auch bemerkt man etwas die Flecken. Die Brütezeit ist etwa 18 Tage. Die Jungen laufen gleich nach dem Abtrocknen aus dem Neste und werden von der Mutter geführt und angeleitet, ihr Futter zu suchen, an welchem auch der Vater Anteil nimmt; denn wo beide Gatten in schwankendem Flug unter ängstlichem „dack dack“ in einem kleinen Bezirk umherfliegen und sich bald wieder niederwerfen, oder gar — sich halb lahm stellend — in gaukelndem Flug über den Boden wälzen, um den Störenfried abzuleiten, sind auch die still liegenden Jungen zu finden, was aber äußerst schwer hält, da sie sich meisterlich verbergen können. Nach etwa 8 Tagen keimen schon viele Federn aus dem Dunenkleidchen, besonders wachsen die Flügelfedern schnell, wodurch sie bald ein weniges fliegen können. Mit etwa 4 bis 5 Wochen werden sie flugfähig und verlassen ihre Eltern für immer*).

Der kurzgeschwänzte dicke Rumpf, die niedrigen stämmigen Füße, der eigentümlich geformte Kopf, an welchem hoch oben und hinten am abgeplatteten Scheitel die großen Glotzaugen liegen, geben der Waldschnepfe ein absonderliches, fast schiefköpfiges Aussehen; ihre großen glänzenden Augen scheinen nicht seitwärts, sondern oben auf dem Kopfe zu stehen; die Schnabelspitze ist wie gewöhnlich mehr oder weniger tief gegen die Erde gesenkt und wird selten wagrecht getragen. Wenn man sie in der Hand hält, so sperrt sie vor Angst den weichen Schnabel auf eigene schon mehrfach besprochene Weise auf, indem sich sein oberer Teil vor der Mitte öffnet, an der Wurzel aber fest geschlossen bleibt, d. h. zwei Drittel von der Wurzel aus einen Biegungspunkt hat. Dieselbe Bewegung kann man auch beim toten Vogel machen, wenn man mit 2 Fingern die Seiten der Wangen, zwischen Schnabel und Ohr, zusammendrückt. Sie ist stets ungesellig, denn man trifft außer der Zugzeit selten mehr als drei zusammen. Ihr Gang ist niedrig, geduckt, schleichend, zuweilen trippelnd und nicht anhaltend; lieber fliegt sie dahin, wo sie etwas suchen will; sehr häufig weicht sie dagegen einer Verfolgung, z. B. dem ihr nachziehenden Hühnerhunde, laufend aus. Die flügellahm geschossene Waldschnepfe ist auch ohne Hund leicht zu fangen, denn nur wenn sie Zeit hat, verkriecht und drückt sie sich auf den Boden, ohne aber vorher weit zu laufen. Unter allen schnepfenartigen Vögeln hat sie zwar für gewöhnlich den langsamsten Flug, sie hat ihn aber sehr in ihrer Gewalt und weiß ihn zu hemmen oder zu beschleunigen; dabei versteht sie sich mit außerordentlicher Gewandtheit zwischen den Gebüschen und Bäumen herumzuschwenken, so daß sie dem Beobachter nur auf wenige Sekunden sichtbar wird und sofort wieder hinter den Gebüschen verschwindet, was ihr der gewandteste Raubvogel nicht zuvorthut. Auf der Flucht fliegt sie auch viel schneller als gewöhnlich, aber selten hoch, meist nicht viel über 15 m, sonst immer viel niedriger, und nur ungern entschließt sie sich, wenn sie zu sehr gejagt und durch Fehlschießen abgeängstigt wurde, eine freie Fläche von 500 Schritt zu überfliegen; sie wirft sich lieber unterwegs in ein Gebüsch oder in eine kleine Baumgruppe, oder kehrt wohl gar lieber wieder auf halbem Wege um und in einem großen Bogen zurück an den erstern Ort. Besonders schnell und heftig sind die Bewegungen der Flügel, wenn sie vor etwas erschrickt und rasch aufsteht, wobei nicht selten ein eigenes dumpfes Rauschen, wie „wub wub wub“, vernehmbar wird.

Ganz anders fliegt während des Frühlingszuges die streichende Schnepfe, man könnte sagen die balzende oder verliebte Schnepfe. Ehe sie nämlich aus einer Gegend im wirklichen Zuge fortstreicht, treibt sie sich etwa eine Viertelstunde an verschiedenen Plätzen, den sogenannten Balz- oder Strichplätzen, in einem höchst sonderbaren Fluge herum; entweder um nach einem Weibchen zu suchen, oder um dem schon gewonnenen eine Aufmerksamkeit zu erweisen; es ist also ein Liebesspiel. Das Männchen fliegt dann mit dick aufgeblähtem Gefieder, matten, kurzen Flügelschlägen und langsamen Fluges in gerader Richtung fort, wobei oft mehrere zusammenkom-

---

*) Bei einem Holzverkauf im Walde, an dem sich 15 Personen beteiligten, holte eine beherzte Schnepfenmutter vor den Augen der erstaunten Umstehenden, und kaum 5 Schritte von diesen entfernt, ihre drei Jungen aus der gefährlichen Nachbarschaft, wozu sie dreimal unter die Holzsteigerer fliegen mußte, indem sie das Junge mit den Zehen umspannte und davonflog, und sonderbarerweise jedes derselben nach einer andern Richtung schleppte. In vielleicht 5 Minuten war diese Heldenthat ausgeführt. (Cab. J. 1875, 413.) In Buffons deutscher Uebersetzung 26. Bd. 149, ist von Scopoli ein ähnlicher Fall erzählt, nur wird von Scop. der Schnabel als Werkzeug zum Fortschleppen der Jungen angegeben: Pullos rostro portat fugiens ab hoste. Scop. Ann. I, l. c.

men, mit den Schnäbeln nacheinander stechen, sich in der Luft herumzausen und auch wohl miteinander herabpurzeln. Mancher Neuling ist versucht, die dickköpfige Schnepfe während dieses merkwürdigen Flugs für eine Nachteule zu halten. Dabei läßt sie nicht selten einen hohen, scharfen Ton, eine Art kurz abgebrochenen Pfeifens hören, das wie „pssieb pssieb“ klingt, das e ein wenig hörbar; der andere Ton ist ein dumpfer Kehllaut und lautet „quarrk“. Sie läßt bald den einen, bald den andern dieser sehr verschiedenen Laute hören, doch nie schnell nacheinander, selbst wenn sie recht hitzig ist. Wenn es ihr aber nicht behaglich zu Mute ist, läßt sie sich seltener hören, oder sie zieht auch ganz stumm. Der Jäger nennt die hohen Töne das „Schiepen“, „Zwicken“ oder „Puizen“, die tiefen das „Murksen“ oder „Quarren“. Auch Bechstein nennt es „Zwicken“ und „Quarren oder Murksen“, ersteres — sagt er — klingt hoch wie biswits, letzteres tief und dumpf wie buark! Dr. Hoffmann hat durch langjährige Beobachtungen festgestellt, daß der hohe puitzende Ton beiden Geschlechtern eigen ist, während der tiefe quarrende Balzlaut, das Murksen, nur von dem balzenden Männchen gehört wird und daher gleichsam als dessen Gesang anzusehen ist. Außerdem werden noch von paarweise fliegenden und sich verfolgenden Schnepfen hohe, rasch ausgestoßene Töne, wie „flit flit flit“ vernommen, welche vielleicht nur von dem Männchen, vielleicht vom Männchen und Weibchen herrühren; ganz ähnliche, aber angstvoll klingende Töne hört man auch von geflügelten Schnepfen, welche dem Jäger durch vergebliches Aufflattern zu entrinnen suchen, wobei sie die aufgerichteten Schwanzfedern radförmig auszubreiten pflegen. Die voranfliegenden Weibchen werden von den Männchen hitzig verfolgt und zwar so dicht hinterher, daß die nachfliegende Schnepfe den Schnabel am Schwanz der voranfliegenden hat; manchmal sind es drei, sogar vier Stück, die auf diese Weise hart hintereinander fliegen, alle einem einzigen Weibchen nachziehend. Sind es bloß Männchen, so fliegen sie in den verschiedensten Wendungen aufeinander los, turnieren und stechen mit den Schnäbeln nacheinander, und murksen und schiepen dazu.

Dieser Balzflug ist nicht hoch, gewöhnlich nicht höher als 12 bis 15 m, und giebt den Jagdfreunden, deren sich auch nicht wenige vorfinden, Gelegenheit, die armen Langschnäbel auf ihrer Hochzeitsreise — denn das ist dieser Frühlingsbalzflug, ohne allzugroße Schwierigkeit herabzuschießen. Schade, daß dieses Spiel in der Abenddämmerung nicht viel länger als eine Viertelstunde dauert, nach welcher Zeit die eigentliche Weiterreise fortgesetzt wird. Diese, dem Jäger so interessante Strich- oder Balzzeit beginnt im Zwielicht des Abends, wird aber auch in der Morgendämmerung wiederholt. Bei Kälte und Ostwind streicht keine einzige Schnepfe, um so mehr aber an warmen, heiteren oder regnerischen Abenden. Es sind zwar schon hier und da Stimmen laut geworden, welche die Frühjahrsjagd auf balzende Schnepfen tadeln, aber kein deutscher Jäger läßt sich's nehmen, im März ins Holz zu ziehen, um die balzenden Langschnäbel zu begrüßen, so wenig als der Italiener und Grieche seine Durchzugsvögel zu schonen Lust hat; trotz aller best- und ernstgemeinten Bestrebungen unsrer Vogelschutzvereine. Aber jeder Jäger sollte eingedenk sein, daß von Mitte April an Eier zu finden sind, welche zur Schonung des viel verfolgten Vogels auffordern. Wie die andern, streckt auch die Waldschnepfe den langen Schnabel im Fluge nicht gerade aus, sondern hängt ihn im rechten Winkel zur Erde herab, um die empfindliche Schnabelspitze zu schonen und nirgends damit anzustoßen. Angeschossene, oder auch vom Sturm auf der Wanderschaft überfallene und ermattete Schnepfen vermögen gut zu schwimmen, wenn ein dazu geeignetes Wasser in der Nähe ist. (Wien. Mitteilgn. 1887, Nr. 12, S. 177.)

Unter Tags ist sie furchtsam und mißtrauisch, wagt es nur aufgescheucht über freie Flächen zu fliegen, und drückt sich sogleich wieder platt auf die Erde nieder, um sich im Laub und Holzgebröckel zu verbergen, wo sie allerdings wegen ihres Gewandes, das diesem sehr ähnlich sieht, übersehen wird. Naumanns Vater, Andreas, ein ausgezeichneter Beobachter, sagte, „daß er nie eine liegende Schnepfe hätte entdecken können, wenn ihm nicht ihre schwarzen Glotzaugen wie schwarze Glaskorallen entgegengefunkelt hätten.“ — Außer den genannten Balztönen hat sie auch noch eine dumpfe, heisere Stimme, welche wie: „back“ oder „katch“ klingt, und die sie ein oder einigemal im Auffliegen hören läßt; in Todesnot hört man ein quäckendes „schätsch“. Eine Art Lockstimme läßt sie hören, wenn sie abends aus dem Holz auffliegt und sich reisefertig macht, dies ist ein gedämpftes „ätch“, tiefer als bei der Gemeinen Bekassine, und am Ende fallend, nicht steigend, wie bei jener.

Sie nährt sich von Insektenlarven, besonders aber Regenwürmern, kleinen Käfern, Schnaken, Schneckchen u. dergl., welche sie mit ihrem langen Schnabel aus der weichen Erde bohrt und unter dem Laube hervorzieht. Auch soll sie Heidel- und Ebereschbeeren fressen. Sie wendet, um zu Würmern und Larven zu gelangen, das vermoderte Waldlaub in ziemlich großen Klumpen um, durchsticht dann diese mit dem Schnabel, daß er bis an die Nasenlöcher, jedoch niemals tiefer, eindringt, und findet so vermöge der Fühlung, die sie in der Schnabelspitze besitzt, viel-

leicht auch vermöge des Geruchs die kleinsten Geschöpfe heraus, die ihr zur Nahrung dienen; und hier zeigt sich auch die zweckmäßige Einrichtung des Schnepfenschnabels, denn sie kann durch Oeffnen der vordern Schnabelhälfte einen kleinen Wurm verschlingen, ohne den Schnabel aus dem Loche zu ziehen. So bohrt sie auch in den feuchten lockeren Boden Loch an Loch, um Würmer zu suchen. Vorzüglich gern durchtastet sie ganz frischen Rindviehdünger, weil er viele Insektenlarven beherbergt, die ihr eine beliebte Speise sind; und die Fläche älterer Kuhfladen ist von ihren Schnabelstichen oft wie ein Sieb durchlöchert. Man ersieht aus ihrer Nahrungsweise genugsam, wie viel ihr daran liegen muß, auf weichem feuchtem Boden zu leben, oder solchen doch in der Nähe zu finden, weil sie in solchem viel leichter „wurmen" kann, als in festerem Erdreich.

In der Gefangenschaft gewöhnt man sie wie die andern mit Regenwürmern, Ameiseneiern und Mehlwürmern an Semmeln in Milch erweicht, Käsequark und Weißbrot mit Fleisch. Die Jungen erzieht man mit Ameiseneiern, länglich geschnittenen Stückchen Herz, Käsequark und verschafft Regenwürmer so viel wie möglich. Das Futter legt man auf ein Stück kurzgrasigen Rasen oder in einen hölzernen Futternapf von 7 cm Tiefe, den man unten mit Moos oder auch nur mit feuchter Erde polstert; erst darauf legt man dann das Futter, weil sie gern mit dem weichen Schnabel tasten, und denselben auf hartem Grunde beschädigen würden. Nur sorge man auch für einen weichen Bodenbelag, Wassersand, Laub und Moos, daß die weichhäutigen Füße geschont sind und gesund bleiben, was indessen bei allen Wasser- und Sumpfvögeln zu beachten ist. — Im Jahre 1865 erzog Verfasser eine junge Waldschnepfe, mußte sie aber einige Zeit stopfen, weil sie kein vorgelegtes Futter freiwillig aufnahm; bald aber bequemte sie sich zum Selbstfressen, was sie dann auch reichlich that. Ihr Futter bestand in Quark und länglichen, wurmartig geschnittenen Streifen von Kalbsherz. Ameiseneier und Mehlwürmer ließ ich absichtlich beiseite, weil befiederte Kostgänger häufig dadurch das Kunstfutter verschmähen, und solche bei großen Vögeln, des Kostenpunktes wegen, doch nicht fortgesetzt werden wollen. Etwa 4 Wochen fraß sie beide Futterstoffe gleich gern, von da ab ging sie aber entschieden zur Fleischnahrung über, und nahm nur noch Herz auf. Den Futtertrog polsterte ich unten mit Moos, darauf kam das Futter zu liegen. Sie gedieh trefflich und wurde sehr zahm. Alles aber nahm sie mit der Schnabelspitze auf, ohne Bohrversuche zu machen, wobei der Schnabel zum Verschlucken kleiner Bissen so wenig bewegt wurde, daß es gleichsam ein Einsaugen war, wie wenn etwa der Schnabel eine Röhre und der Bissen eine Flüssigkeit gewesen wäre. Größere Bissen wurden übrigens stärker bearbeitet, auch geschüttelt und etwas auf den Boden gedrückt, und hier konnte man die Bewegungen des Schnabels, das Oeffnen von der Mitte an, besser beobachten; das Verschlingen erinnerte aber doch immer an ein Einsaugen. Dabei ist auch die gezähnelte Zunge behilflich. Das seltene Trinken, wobei sie den Schnabel bis an die Nasenlöcher einsenkte, war ebenfalls ein Saugen. Die Beweglichkeit des Oberschnabels war am auffälligsten, wenn sie sich eben mit einer Zehe am Kopfe kratzte, wo sie dann die vordere Schnabelhälfte weit auseinander spreizte. — Freien Lauf im Zimmer konnte man der von mir erzogenen Schnepfe nicht gestatten, weil sie aus übergroßer Zahmheit und Zutraulichkeit niemandem auswich und zertreten worden wäre. Um ihre Neigung zu bekunden, machte sie öfters Balzgebärden, reckte den Hals empor, senkte den Schnabel stark abwärts, streifte die Flügel auf dem Boden und schlug mit dem Schwanz ein Rädchen. Einen andern Ton, als ein dumpfes Gurgeln, konnte ich nicht vernehmen. Den Boden ihres Verschlags belegte ich mit Walderde, Waldlaub, vermoderten Laubklumpen und Rasenstücken, worauf sie sich viel beschäftigte, daran herumzupfte, aber sonderbarerweise nirgends einbohrte. Vielleicht kam einfach bei dieser auferzogenen Schnepfe die Fähigkeit des „Wurmens" gar nicht zur Entwicklung. Einen beschädigten Schnabel, der sie am Wurmen hinderte, hatte sie nicht, denn beim Stopfen verfuhr ich äußerst sorgfältig, öffnete den Schnabel ohne Mühe an der Wurzel und schob den Futterbissen seitwärts, niemals von vorn, in den Rachen, so daß der Schnabel vollständig gesund und normal blieb. Wenn der Vogel in einem Häuflein dürren Laubes schlief und die Augen geschlossen hatte, war sein Gefieder so sehr mit der Farbe des Laubes identisch, daß man versucht war zu glauben, die Schnepfe habe sich in Laub verwandelt, und es ist kein Jägerlatein, wenn die Jagdkundigen versichern, daß die Schnepfen im Waldlaub schwer zu entdecken seien. — Wegen starker Verklexung ihres Aufenthalts, und da es für mich allzu mühsam war, die verschiedenen Waldrequisiten, als Erde, Laub und Rasen, in Säckchen zu Dekorations- und Reinlichkeitszwecken heimzuschleppen, übergab ich das zahme Tierchen dem damals bestehenden G. Wernerschen Tiergarten, aber — auch seinem Tode; denn neben den stattlichen Löwen- und Bärengestalten verschwand der unscheinbare Vogel für Wärter und Publikum, und verkümmerte bald. Aussetzen wollte ich diese überzahme Schnepfe nicht, und sie zum Verspeisen abzuthun, wäre für mich ein Mord gewesen; aber noch heute schmerzt es mich, daß ich diesen anhänglichen Vogel in fremde Hände gelangen ließ. Es ist wirklichen Tierfreunden sehr zu em-

pfehlen, solche Vögel im Zimmer zu unterhalten, denn man kann hierbei doch so manches beobachten, wozu man im freien niemals Gelegenheit findet. — Einen weitern Fall von der eigentümlichen Futteraufnahme in Gefangenschaft erzählt uns Don W. Bowles in seiner Naturgesch. von Spanien, 1776. Siehe unten*).

Die Waldschnepfe gehört zur niedern Jagd. Der Anstand auf streichende Schnepfen, der Schnepfenstrich, gehört gewiß unter die allerangenehmsten Jagdvergnügungen, wozu der wiedererwachte Frühling, die heitern, lieblichen Abende, wobei man nicht selten durch die Konzerte der Singdrosseln und andrer früher Sänger unterhalten wird, das ihrige beitragen. Man braucht sich nicht gar zu ängstlich zu verstecken, denn die hitzig balzende Schnepfe weicht dem Schützen, welchen sie kaum beachtet, wenig aus, und man kann nun die vorüberstreichenden in ihrem eulenartigen Fluge einzeln herabschießen. Die für den Anstand geeignetsten Orte sind schmale Thalwiesen, offene Waldschluchten, breite Wege und freie Plätze in jungen Waldbeständen. In der Morgendämmerung streicht die Schnepfe wiederholt, dieser Anstand hat aber viel weniger Liebhaber, wozu die noch kühlen Morgenstunden das ihrige beitragen mögen. — Man kann sie auch am Tage mit dem Hühnerhunde aufsuchen; dies hat aber im Waldgestrüppe mancherlei Schwierigkeiten und ist daher eine Jagdweise, welche nur von rüstigen, ausdauernden und im Flugschießen sehr gewandten Jagdfreunden mit Aussicht auf Erfolg ausgeübt wird. In Gegenden, wo sie in Anzahl vorkommen, werden sie auch auf der Treibjagd geschossen. Ferner fängt man sie in Rebhühner-Stecknetzen, in Schleifennetzen, in Laufdohnen und mit Fußschlingen.

Dem Bekassinenfleisch steht das der Waldschnepfe nur wenig nach; es wird von Feinschmeckern für eine Delikatesse gehalten. Die Eingeweide hackt man mit verschiedenen Gewürzen, streicht sie auf Semmelschnitten, welche geröstet werden und, gemeinhin Schnepfendreck geheißen, als große Leckerei gelten. — Das kleine, starre, spitzige Federchen, vor der ersten großen Schwingfeder stehend, benutzen die Miniaturmaler als Pinsel, um damit die feinsten Haarstriche zu ziehen. — In der Jägersprache heißen die Füße, wie bei allen Sumpfvögeln: Ständer; ihre Nahrung suchen: Aesung stechen; das Aufsuchen mit dem Hühnerhund nennt der Jäger: buschieren.

Elfte Familie: Uferschnepfe. Limosa, *Brisson* 1760.

Limicola (= Limicula), *Vieill.* 1816; — Xenus, *Kaup* 1829; — Tereckia, *Bp.* 1838; — Simorhynchus, *K. & Blas.* 1840 (*ex Merrem* 1787).

Es sind ziemlich große, hochbeinige Vögel, von Taubengröße oder nicht viel kleiner, mit geradem oder schwach aufwärts gebogenem Schnabel. Derselbe ist sehr lang, 2- bis 3mal so lang als der Kopf, bald gerade, bald sanft aufwärts gebogen, an der Wurzel stark und hoch, nach vorn schwächer, in eine breite ohrlöffelartige Spitze auslaufend, weich und biegsam, mit Seiten- und Nasenfurchen, welche bis zur hornartigen Spitze auslaufen; die Spitze seitlich und abwärts über den Unterschnabel hinaus verlängert; der Kiel von der Mitte an gefurcht; er ähnelt dem der Waldschnepfen, ist aber schlanker und die Spitze nicht kolbig, sondern löffelartig, und der Oberschnabel kaum ein wenig länger als der untere. Nasenlöcher nahe der Stirne, schmal oval; Füße sehr lang, schlank, seitlich zusammengedrückt, hoch, über die etwas starke Ferse hinauf nackt; die 3 Vorderzehen schlank, die äußere und mittlere mit einer Spannhaut; die innere nur mit einem schwachen Ansatze hiervon, mit Abänderung bei Lim. cinerea, welche man deshalb schon anders gruppiert hat (siehe dieselbe); die nicht sehr hoch gestellte Hinterzehe klein; Läufe vorn und hinten mit umfassenden Tafeln besetzt; Flügel ziemlich lang, sehr spitzig, ihr

---

*) Der spanische Infant Don Luis hatte in St. Ildephonse ein Vogelhaus mit vielerlei Arten, worunter sich auch eine Waldschnepfe befand. In dem Vogelhaus war auch ein laufender Springbrunnen vorhanden, um das Erdreich frisch zu erhalten. Das Uebrige war angemessen mit Gesträuch und Tannen angepflanzt. Man brachte für die Schnepfe verschiedene Rasenstücke in das Vogelhaus, welche stark mit Regenwürmern durchsetzt waren. Auf diese Weise konnte das „Wurmen" genau beobachtet werden. Vergebens — berichtet Bowles weiter — verbargen sich die Würmer, wenn die Schnepfe hungrig war, sie merkte sie durch den Geruch, steckte ihren Schnabel in die Erde, aber niemals tiefer als bis an die Naslöcher, zog die Würmer heraus, und indem sie den Schnabel in die Luft hob, streckte sie ihn in seiner ganzen Länge über sich aus, und ließ sie auf diese Art ganz sachte, ohne irgend eine Bewegung des Niederschluckens, hinunter. Diese ganze Schluckarbeit geschah sehr rasch und die Bewegung der Waldschnepfe dabei war so gleichförmig und so unmerklich, daß sie nichts zu thun schien. Ich habe — fährt Bowles fort — sie nicht ein einzigesmal einen Fehlgriff mit dem Schnabel machen sehen, und hieraus, sowie aus dem Umstand, daß sie ihren Schnabel nie weiter als bis an die Oeffnung der Naslöcher in die Erde bohrte, schloß ich, daß der Geruch ihr beim Suchen der Nahrung hilft.

Hinterrand mondförmig ausgeschnitten, daher eine lange, hintere Flügelspitze; die 1. Schwinge die längste und vor ihr das kleine spitze, den Schnepfenarten eigentümliche Federchen; der 12-fedrige Schwanz etwas kurz und abgerundet.

Eine jährliche zweifache Mauser macht ein verschiedenes Sommer- und Winterkleid, auch das Jugendkleid ist verschieden. Die Weibchen sind, nach Naumann, stets etwas größer als die Männchen, letztere aber prächtiger gefärbt. Die Arten sind einander sehr ähnlich, und oft nur zu unterscheiden, wenn man sie nebeneinander sieht. Außer den hier beschriebenen trifft man in andern Erdteilen nur noch wenige Arten. Unter den Schnepfenarten gehören sie zu den größesten. — Sie bewohnen meist nördliche Gegenden, wandern mitunter in großen Scharen südlich und zwar gern den Meeresküsten entlang, im Sommer aber bewohnen sie Sümpfe, oft fern vom Meer. Sie fliegen leicht, können fertig schwimmen und in der Not auch tauchen. Die meisten Arten sind gesellig und mischen sich auch gern unter andere schnepfenartige Strandvögel, wo sie nicht selten als Anführer kleinerer Verwandten auftreten, welche sie durch ihre Scheue und Wachsamkeit auf nahende Gefahren aufmerksam machen und zu rechtzeitiger Flucht veranlassen. — Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Würmern und Laich, welche sie mit dem langen Schnabel aus dem Sumpfe oder aus den aufgeweichten Wiesen tasten, deren Gras so niedrig ist, daß sie es stehend noch überragen und sich ohne Behinderung nach allen Seiten umsehen können; denn die Pfuhlschnepfen drücken sich nicht auf den Boden, um sich unsichtbar zu machen, sondern verlassen sich auf ihre große Flugfertigkeit, werden aber doch nicht selten von den Edelfalken und Habichten verfolgt und schließlich gefangen, weil sie die Angst meist eher ermüdet, als der gierige Verfolger abläßt. Ihre 4 auf Sumpfwiesen zu suchenden Eier sind olivengrünlich mit braunen Flecken.

Von 8 Arten haben wir in Deutschland: 3 Arten.

Die Schwarzschwänzige Uferschnepfe. Limosa aegocephala, *Linné.*

Taf. 43, Fig. 5. Sommerkleid; Fig. 6. Winterkleid.

Geißkopfschnepfe, Großer Geißkopf, Große Pfuhlschnepfe, Große Limose, Lodjoschnepfe, Rothalsiger Sumpfwader. — Aegocephalus (= Gaiskopf), alte Autoren; — Glareola aegocephala, *Klein*; — Scolopax aegocephala*), Somm.-Kl., *L.* 1758—66; — Scol. limosa*), Wint.-Kl., *L.* 1758—66; *Fabric.*; *Gm.*; *Bechst.* 1793—1809; — Scol. belgica, *Gm.* Somm.-Kl. 1788; — Totanus aegocephalus, Somm.-Kl., et Tot. limosus*) Wint.-Kl., *Bechst.* 1809; — Limosa melanura, *Leisler**) 1811; *Br.* 1831; *Naum.* 1836; *Rchw.* 1882; — Lim. aegocephala, *K. & Blas.* 1840; *Gray* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886; *Rchw.* 1889. — *) Sommer-, Winter- und Jugendkleider brachten die Namengeber in vielfache Verwirrung. Dr. Leisler hat durch seine „Nachträge zu Bechst. Nat.-Gesch. 1811—15" vieles zur Entwirrung beigetragen und verdient noch heute unsern Dank!

Kennzeichen. Der Schwanz schwarz, an der Wurzel weiß; die Wurzel der Schwingen von der vierten an weiß, einen weißen Spiegel bildend; die großen untern Flügeldeckfedern in der Mitte rein weiß; der Schnabel nicht um 1/3 seiner Länge länger als der Lauf; die mittlere Kralle auf der Innenseite gezähnelt.

Länge 36,4 cm, Breite 73,8 cm, Schwanz 8,1 cm, die Flügel erreichen das Schwanzende, Schnabel 11,2 cm, Lauf 7,6 cm. Größe einer Haustaube.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist der Oberkörper erdbraun mit braungelblichen Kanten; der Unterrücken schwarz mit rostgrauen Federrändern; der Bürzel rein weiß; der Schwanz schwarz, nach der Wurzel weiß, beide Farben scharf getrennt; am Unterkörper ist Hals und Oberbrust rostgelblichgrau, der Bauch weiß. Der zusammengelegte Flügel sieht dunkelbraungrau aus mit breitem weißem Querstreif; der sichtbare Teil der Schwingen ist braunschwarz. Im ersten Winterkleid verwandelt sich die erdbraune Färbung in Mäusegrau; ein Streif über dem Auge und die Kehle weiß. Das Winterkleid älterer Vögel ist auf dem Kopf und am Hals rostfarbig mit matt dunkelbraunen Schaftflecken; der Bauch weiß; Brust und Weichen mit dunkelbraunen, rostfarbig schattierten Querstreifen; der Oberrücken ist braungrau, seidenartig glänzend, mit schwarzen Schäften. Sehr verschieden ist das Sommerkleid; Oberrücken und Schultern sind auf rostfarbigem Grunde stark schwarz gefleckt; ebenso der Scheitel und Hinterhals, aber feiner gefleckt; vorn ist der Hals schön rostfarbig, welches sich in den Seiten und auf der Brust verliert und hier mit schwarzbraunen Querflecken bezeichnet ist; von der Brustmitte nach hinten ist Weiß vorherrschend. Das Uebrige wie beschrieben. Im Dunenkleid ist der Oberkörper licht gelbgrau mit rostgelbem Anflug und braunschwarzen streifenartigen Flecken; Brust und Bauch weiß. Der kurze Schnabel ist rötlichweiß; die weichen Füße hellgrau. Die Dunenjungen sind stakelbeinige Figuren. — Die Weibchen sollen stets etwas größer und matter gefärbt sein. — Der lange Schnabel mit seinen ohrlöffelartigen Spitzen ist bald ganz gerade, bald sanft aufwärts gebogen; derselbe ist im Leben sehr weich und biegsam, nur die Spitze hart; er ist im Frühjahr rotgelb, nach vorn schwärzlich, zu andern Zeiten gelblich fleischfarben; das mittelgroße Auge ist dunkelbraun mit weißlich befiederten Lidern; es ist weit vom Schnabel

entfernt, und diese Stellung bildet im Verein mit der flachen Stirn ein langes Gesicht, die langen Füße sind bei Alten pechschwarz, bei Jungen heller.

Diese schöne Schnepfe brütet in den nördlichen Ländern der Alten Welt und zieht im Winter südwärts durch Europa bis ins Innere Nord-Afrikas. Vom Herbst bis Ende Frühlings in ungeheuren Flügen längs des Nilgebietes, vorzüglich aber in den Kordofanschen Sümpfen; „verläßt Egypten im April und Mai im vollkommenen Sommerkleid", belehrt uns Heuglin. Aber auch schon in den Südstaaten Europas überwintern viele Uferschnepfen. In Asien kommt diese Schnepfe bis zum fernsten Osten vor, denn Middendorf hat sie auf der Schantarinsel gefunden. An den Küsten Englands, Frankreichs, besonders an denen Hollands sowie Nord-Deutschlands, sind sie nirgends selten, in manchen Strichen sogar in großer Anzahl. Im innern Deutschland wird sie auf dem Durchzuge nur höchst selten bemerkt. Der Frühjahrszug nach Norden dauert vom April bis in den Mai hinein, der Spätjahrszug beginnt schon im August und ist Mitte September vorüber. — Sie hält sich an den Ufern der stehenden Gewässer und Moräste auf, welche nicht zu freies Ufer und zu klares Wasser haben; in tiefen feuchten Gegenden, mit großen, weitläufigen Sümpfen und Morästen, zwischen welchen sich nasse Wiesen befinden; auf torfartigem wie auf reinem Schlammboden, aber nicht auf sandigem. Zu längerem Aufenthalt wählt sie Plätze, wo nur niederes Gras und kurze Wasserpflanzen wachsen, sodaß sie überall hervorragt und sich frei umsehen kann, aber weder an Flüssen noch Meeresküsten, sondern an den Ufern der stehenden Gewässer, welche so beschaffen sind.

Ihre Fortpflanzung findet selten auf deutschem Boden statt, nur an einigen Stellen West-Schleswigs, Holsteins, Oldenburgs, Frieslands, trifft man sie nistend; noch viel seltener brütet sie jenseits der Elbe, wo in Brandenburg, Pommern, Schlesien bis jetzt nur wenige Bruten beobachtet sind. In einigen Gegenden Hollands, Belgiens, in einigen geeigneten Strichen Frankreichs, besonders aber in den Sümpfen Ungarns nistet die Lodjoschnepfe aber häufig. Das Nest steht nie weit vom Wasser auf kurzrasigem Boden, ist eine kleine Vertiefung, mit etwas Genist belegt und enthält gegen Ende April 4 ziemlich große Eier, welche auf matt olivengrünem Grunde mit dunkelgrauen und erdbraunen Flecken besetzt sind. Die Zeichnung ist matt, die Gestalt ist nie so stark birnförmig als bei andern Schnepfenarten, die Schale hat viele feine Poren und ist ohne Glanz, ihre Länge beträgt 5,5 cm, die Breite 3,6 cm.

Die Limose ist ein mißtrauischer scheuer Vogel und flieht den Menschen aus großer Entfernung; ihre Sitten sind ganz andere als die der eigentlichen Schnepfe, denn sie sucht sich nie zu verstecken, d. h. durch ruhiges Niederdrücken unsichtbar zu machen, sondern bleibt bei Annäherung von etwas Verdächtigem stehen, bis sie die Flucht ergreift, und hier gleicht sie den Wasserläufern. Wenn sie mit gestreckten Beinen, aufgerichtetem Halse, erhabener Brust dasteht, hat ihre Gestalt etwas Storchenartiges. Auch das lange Gesicht mit der flachen Stirne, was Linné mit dem Namen Gaiskopf (Aegocephala) bezeichnet, kennzeichnen die Uferschnepfen. Ihr Gang ist anmutig, ihr Flug leicht und gewandt; fliegend ist sie kaum zu verkennen an ihrer schönen Gestalt, dem geraden vorgestreckten Hals und den langen hinten gerade ausgestreckten Beinen, vorzüglich an der hellweißen Querbinde durch ihre Flügel. Die Stimme ist voll und flötend, weit hörbar, und lautet: „djo" und „djodjo", oder wie man in Ungarn sagt: „lodjo", deshalb Lodjoschnepfe. Ueber dem Brüteplatze läßt das Männchen ein trillerartiges Jodeln hören, indem es mit schwebendem Fluge, weit ausgestreckten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze fortstreicht oder einen Halbkreis über dem Sumpfe zieht.

Auf dem Hofe oder in großen Volieren mit Wasserbassins versehen, sind die Limosen nicht schwierig zu unterhalten, wenn sie gute Nahrung erhalten, bei welcher es an zerkleinertem Fleisch nicht fehlen darf. Im Winter hat man sie in temperiertem Lokal unterzubringen, denn es sind wärmeliebende Vögel. — Wegen ihrer Scheue sind sie schwer zu schießen, mit Laufschlingen aber weniger schwierig zu fangen. Ihr Fleisch ist zart und schmackhaft.

Die Rostrote Uferschnepfe. Limosa lapponica, *Linné.*

Taf. 43, Fig. 7. Sommerkleid; Fig. 8. Winterkleid.

Kleine Uferschnepfe, Kleine Rote Pfuhlschnepfe, Rostrote Limose, Kleine Geißkopfschnepfe, Dickfüßiger Wasserläufer. — Recurvirostra lapponica, *L.* (*ex Rudbeck*) 1746—48; — Scolopax lapponica, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Forster*; *Gm.*; *Lath.*; — Limosa rufa, *Briss.* 1760; *Bechst.* 1793; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* — Sc. leucophaea, *Lath.*; — Tringa gregaria, *Otto* 1797; — Totanus gregarius, *Bechst.* 1809; — Lim. ferruginea, Wint.-Kl., *Pall.* 1811; — Lim. Meyeri, *Leisl.* *) 1811; *Br.* 1831; *Naum.* 1836; *A. Br.* 1882; — Lim. lapponica, *Gray* 1886; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886. — *) Siehe auch die Bemerkung bei der vorstehenden Limose.

Kennzeichen. Schwanz weiß mit 8 bis 10 dunkelbraunen, auf beiden Fahnen durchgehenden Querbinden; Schwingen dunkelbraun, auf der Innenfahne weißlich und dunkel gesprenkelt, ohne weißen Schild; die untern Flügeldeckfedern weiß mit braungrauen Binden und Längsflecken; Schnabel mindestens um 1/3 seiner Länge länger als der Lauf; Mittelkralle nicht gezähnelt. An den Zehen eine äußere Bindehaut; Bürzel weiß; Füße dunkel.

Länge 32,4 cm, Breite 67 cm, Schwanz 6,8 cm, die Flügelspitzen überragen etwas das Schwanzende, Schnabel 7,2 cm, Lauf 4,8 cm, der nackte Teil über der Ferse 2 cm, die Mittelzehe samt Kralle 3,2 cm. Turteltaubengröße.

Beschreibung. Im Jugendkleid ist die Oberseite bräunlichrostgelb, stark dunkelbraun gefleckt; Unterrücken, Bürzel und die Oberschwanzdecke sind hellweiß, letztere mit einzelnen schwarzbraunen Pfeil- und Querflecken; Schwanz mit 7 bis 8 braunschwarzen Querbinden; über dem Auge ist ein gelblichweißer Streif; die Wangen rostgelblichweiß, nach hinten dicht braun gestrichelt; Kehle weiß; der Hals graulich isabellfarben mit mattbraunen Schaftfleckchen; die Mitte der Oberbrust rein isabellfarbig; Bauch und Unterschwanzdecke weiß, letztere mit Isabellfarbe angeflogen und dunkelbraun gefleckt. Die großen Schwingen sind schwarzbraun; die hintern Schwingen dunkelbraun mit vielen großen dunkelisabellfarbigen Zackenflecken. Dem Winterkleid fehlt die angenehme Isabellfarbe, statt dessen ist es lichtgrau; am schmutzigweißen Hals mit dunkelbraungrauen Strichelchen; auf der Brust mit unregelmäßigen blaßgrauen Wellenstreifen. Der Schwanz ist etwas anders, im Grunde rein weiß mit 7 bis 9 schmalen braunschwarzen Querbändern, von welchen die letztern 3 bis 4 vor dem Ende an den Mittelfedern verschwinden, aber nicht bei allen Individuen. Das Sommerkleid ist sehr schön; Kopf, Hals, Brust, Bauch sind prächtig rostrot, in den Seiten mit feinen schwarzen Schaftstrichelchen; Oberrücken und Schultern sind glänzend braunschwarz mit sägezackigen rostroten Randflecken; die Federn der hintern Flügelspitze ebenso; der zusammengelegte Flügel lichtgrau; die großen Schwingen schwarzbraun; der Schwanz weiß mit 8 bis 9 schwarzbraunen Querbändern. Bei den Weibchen ist die Schmuckfarbe rostgelb, nicht rostrot. Siehe auch unten.

Der Schnabel biegt sich in einem sanften Bogen schwach aufwärts, doch auffallend genug; er ist bei Alten blaß gelbrötlich, bei Jungen graulichfleischfarben, nach der Spitze schwarz; das nicht große, vom Schnabel weit entfernte Auge ist tiefbraun mit weißen Lidern; die Füße sind schwarz, bei Jungen schmutzig lichtblau.

Die früher von Dr. Leisler als Eigenart aufgestellte: Rostgelbe Uferschnepfe, Lim. Meyeri, *Leisl.* 1811, soll folgende Kennzeichen haben: Der Schwanz ist weiß, schmal, schwarz gebändert; der Schnabel hat bei alten Vögeln die doppelte Länge der Fußwurzel, bei jüngern Vögeln ist er ungefähr $1^1/_2$mal so lang wie diese. Diese Kennzeichen waren indes nicht genügend, die Eigenart zu beweisen, und genauere Untersuchungen von Prof. Blasius, 1840, haben ergeben, daß die Farbenunterschiede zwischen rostgelb und rostrot nur die Geschlechtsunterschiede feststellen, denn die alten Vögel mit rostgelber Färbung sind Weibchen, die mit rostroter Farbe sind die Männchen, welche in abgesonderten Scharen wandern, daher zu der Verwechslung Anlaß geben. Daß beide Geschlechter getrennt wandern, ist in der Vogelwelt nichts Auffallendes, da es häufig auch bei andern Arten vorkommt.

Der Aufenthalt dieser Schnepfe ist in Europa nur strichweise, am Kaspischen Meer, in Sibirien, ostwärts bis Japan. In Lappland und Finnland ist sie gemein, in Schweden und Rußland weniger. Auf dem Zuge besucht sie Großbritannien, Holland, Frankreich, Spanien und zieht bis an die Küsten des Mittelmeeres, ist aber z. B. in Griechenland viel seltener als die vorige, während sie an den Küsten Nord-Deutschlands während der Zugzeit viel häufiger vorkommt als Aegocephala. Auf der Westküste Jütlands, Schleswigs und Holsteins, ebenso an der friesischen Küste ist sie während der Zugperiode in solcher Anzahl, daß man, nach Naumann, über ihre Menge in das höchste Erstaunen gesetzt wird; Myriaden streifen dann dort in wolkenähnlichen Zügen von den Watten auf die Wiesen und Viehwaiden und von diesen auf jene zurück, wie es die Ebbe und Flut mit sich bringt. Wo sich eine solche Schar lagert, bedeckt sie den Strand in einer endlosen Strecke, weil sie sich viel mehr in die Länge ausdehnt, als in die Breite, oder bildet auf den Watten, wo sie der Nahrung nachgeht und nicht so gedrängt beisammen ist, eine kaum zu übersehende Fläche. Im innern Deutschland ist sie immer eine Seltenheit, noch am häufigsten in Gegenden, wo die großen Ströme in die See münden. Der Zug findet im September, auch noch im Oktober statt, der Rückzug im Mai und Anfangs Juni. Die Jungen ziehen meistens von den Alten abgesondert. — Auf dem Zuge fliegen sie in einer schrägen Linie oder auch in zwei Linien, die sich vorn in einen Winkel vereinen, und verlassen den Strand sehr selten. Sie lieben die niedern flachen Küsten, an welchen das Wasser zur Zeit der Ebbe große Strecken frei macht, sogenannte Watten, welche mit schwarzem flüssigem Schlamm (Schlick) bedeckt sind, und in der Nähe Rasen, Viehwaiden, Wiesen und feuchte Brachfelder haben. Wenn sie von der Flut zurückgedrängt werden, dann begeben sie sich auf letztere, wo sie ein weniger bewegtes Leben führen. Macht die Ebbe ihre Futterplätze wieder frei, dann erheben sich die Scharen mit frohlockendem Lärmen und verbreiten sich auf der freien Fläche, indem sie

emsig suchend der Linie des abgehenden Wassers folgen. Hier atmet alles Lust und Freude, und ihre Munterkeit zeigt, daß sie hier am rechten Platze sind. Dieses von 6 zu 6 Stunden sich wiederholende Wechseln des Nassen mit dem Trocknen seitens so ansehnlich großer und schöner Vögel bietet dem Forscher Gelegenheit zu den interessantesten Beobachtungen.

Die großen Sümpfe und vielen Gewässer des obern Schwedens, Finnlands, Lapplands, der Halbinsel Kola, Nord-Rußlands und die Tundren Nord-Sibiriens sind es, wo die unermeßlichen Scharen ausgebrütet werden, welche durch Mittel- und Süd-Europa ziehen. In Sibirien traf sie Middendorf am Taimyrflusse, wo sie Anfangs Juni eintrafen, um auf den Moossteppen der Tundra zu nisten. Es war aber nicht leicht, die Eier zu finden, weil die Brutvögel, zumal das Männchen, schon aus weiter Ferne entgegenflogen und großen Lärm erhoben, wodurch sie vom Neste ableiteten. Am 11. August waren alle abgezogen. Zu Ende des Juni gab es Eier, von denen man 4 in einem kunstlosen Neste findet. Diese gleichen in der Färbung vollkommen denen der L. aegocephala, haben aber eine merklich feinere Schale, kleinere, dichtere und flachere Poren, einen eigentümlichen matten Oelglanz und eine ovale, nur wenig zugespitzte Form. Die Länge beträgt 56 mm, die Breite 38 mm.

Unter den Limosen ist diese in ihrem Hochzeitkleide eine der schönsten. Sie schreitet zwar behender einher, als die Große Limose, der Gang ist aber gemessener als bei den Wasserläufern. In großen Scharen vereint ist sie sehr scheu und flieht die Annäherung des Menschen schon auf ein paar hundert Schritte; anders betragen sie sich auf dem Herbstzuge, wo sie die Annäherung bis auf eine kleine Entfernung gestatten und nicht die geringste Furcht verraten. Ihre Stimme ist ein quäckendes Pfeifen und klingt „kjäu kjäu“, bei andern „kewkewkew“, in der Ferne auch wohl „jäckjäckjäck“. Der Balzgesang, den das Männchen, in der Luft schwebend, hören läßt, klingt angenehm pfeifend: „tabie tabie tabie“, dreisilbig, weil das e kurz aber deutlich gehört wird.

Ihre Nahrung sind nackte Schlammwürmer, Insektenlarven, Maden, vollkommene Insekten, Käfer und besonders die in dem Schlick wimmelnde Krabbenbrut von Crangon vulgare.

Ihr Fleisch ist von außerordentlichem Wohlgeschmack, zumal wenn es recht feist und von dicken Fettwülsten umhüllt ist.

Die Graue Uferschnepfe. Limosa cinerea, *Güldenstädt.*

Graue Limose, Terekläufer, Terekwasserläufer, Limosenläufer, Kuwitri der Russen. — Scolopax cinerea, *Güld.* 1774; *Gm.*; — Sc. Terecki, *Lath.*; — Numenius cinereus, *Vieill.* 1816; — Lim. recurvirostra, *Pall.* 1811; — Lim. Terecki, *Temm.* 1815; — Fedoa tereckensis, *Steph.*; — Scol. sumatrana, *Raffles* 1822; — Xenus cinereus, *Kaup* 1829; — Tereckia javanica, *Bp.* 1838; — Lim. cinerea, *K. & Blas.* 1840; *Blas.* in *Naum.* 1860; — Symphemia cinerea, *Rchw.* 1882.

Dr. J. J. Kaup hat diesen Uferläufer von den Limosen getrennt und in eine besondere Gruppe: Xenus, Limosenläufer, *Kaup* 1829, versetzt. Diese Gruppe kennzeichnet sich durch stark aufwärts gebogenen längeren Schnabel und stämmige Füße, deren Vorderzehen durch Bindehäute vereinigt werden. Mehrere ähnliche ausländische Arten sind kleiner Unterschiede halber ebenfalls in gesonderte Gruppen untergebracht worden, die uns aber hier nicht weiter berühren.

Kennzeichen. Die Vorderzehen sind sämtlich durch Bindehäute miteinander verbunden. Das Gefieder oben grau mit dunkeln Schaftflecken, unten weiß, am Vorderhalse gestrichelt; der Schwanz ist grau, an den Federkanten gefleckt und gesprenkelt; Bürzel grau, Füße graugelblich.

Länge 21,6 cm, Flugweite 40,8 cm, Flügellänge 13 cm, Schwanz 5,6 cm, Schnabel 3,6 cm, Lauf 3 cm, 1 cm über der Ferse nackt, Mittelzehe samt Kralle 2,4 cm. Amselgröße.

Beschreibung. Im Sommerkleide oben aschgrau mit dunklern, graubraunen Schaftstrichen, auf dem Rücken mit erweiterten schwarzen Schaftflecken; die obern Schwanzdeckfedern graulichweiß, unregelmäßig quer gebändert und gefleckt; über dem Auge ein weißlicher Streifen; die Unterseite ist weiß, auf Kehle und Kropf mit braungrauen Schaftstrichen; Brustseiten grauweiß mit braunen Schaftstrichen; die weißen untern Schwanzdeckfedern spitzewärts quer gefleckt. Die kleinsten und größten Flügeldeckfedern schwarzbraun; die großen Schwingen braunschwarz; die übrigen heller. Im Frühlingskleid ist die Färbung mehr bräunlich, die Federn der Oberseite mit bräunlichen Schaftflecken bezeichnet. Das Dunenkleid ist grau, auf Kopf und Rücken rostfarbig überflogen; ein schwarzer Streif über Kopf und Rücken.

Der Schnabel ist sehr schlank, von der Mitte an sanft aufwärts gebogen, die ohrlöffelartige Spitze wieder gerade, von Farbe schwarz; die schmal ritzförmigen Nasenlöcher liegen an der Schnabelwurzel und sind nur 5 mm lang; die Iris ist tiefbraun; die Füße, deren Vorderzehen durch ziemlich große Bindehäute verbunden sind, hell braungelblich.

Das nördliche Rußland und Sibirien von Lappland bis Kamtschatka ist die Heimat dieser

kleinen Uferschnepfe; an den flachen Ufern der nördlichen Dwina und ihren kleinen Zuflüssen ist sie ziemlich gemein und auch sonst an geeigneten Plätzen am Weißen Meer zu treffen. Im Herbst zieht sie sich nach wärmeren Gegenden, bis an die großen Seen in Mittel-Asien und noch südlicher. Am westlichen Ufer des Kaspimeers, besonders am Terekfluß, der ein sehr großes Delta hat, das von zahllosem Sumpfgeflügel belebt wird, ist sie auf dem Durchzug sehr **häufig**, was ihr zu den vielen diesbezüglichen Namen verholfen hat. In Deutschland gehört sie zu den seltensten Erscheinungen, wurde aber doch schon erlegt. Middendorf traf den Terekläufer von Ende des Juni bis Mitte August an der Südküste des Ochotskischen Meeres in großen Schwärmen, welche sich aber nicht zum Brüten anschickten; sie bestanden zum größten Teil aus Männchen. Als Seltenheit wurde eine solche verirrte Schnepfe einmal bei Braunschweig auf dem Herbstzuge erlegt, was auch schon im nördlichen Frankreich vorgekommen. Sie hält sich an stehenden und fließenden Gewässern auf, welche flache Ufer und, gleichviel, sandigen oder überwachsenen Boden haben. Schlammigen Boden meidet sie.

Das Nest hat eine flache, mager ausgelegte Vertiefung, steht nahe am Wasser auf freien Wiesen, die mit kleinem Treibholz und anderm Gerölle bedeckt sind, neben welchen sie gern die Neststelle anlegt. Die 4 Eier sind kreiselförmig, auf schmutziggelblichem Grunde mit grauen Schalenflecken, braunroten und dunkelbraunen Flecken bezeichnet. Sie sind 32,5 mm lang und 23,5 mm breit, und haben eine zarte, weniger glänzende Schale als die von Totanus stagnatilis, denen sie sonst sehr ähnlich sehen.

Pallas bezeichnet diesen Vogel als argen Schreier. Die helle kräftige Stimme ist ein voller Gurgelton, ein oft wiederholter dreisilbiger heller Ruf: „**küwitrüü küwitrüü**“, nach welchem ihn die dortigen russischen Landleute „**Küwitrü**“ nennen. Dem Ruf hängt er nicht selten ein flötendes „**hahiaa hahiaa**“ an. Die Jungen, welche sich sehr gut zu verbergen wissen, lassen ein leises Zirpen hören. Der warnende Ton ist ein hohes „**dick dick dick**“. Angeschossen schwimmen und tauchen diese Vögel vortrefflich.

In der Gefangenschaft ist dieser Vogel mit klein geschnittenem frischem Fleisch, Regenwürmern, Käsequark und altbackenen Semmeln in Milch erweicht, längere Zeit zu unterhalten. Das Futter legt man, wie bei allen Schnepfenvögeln, auf eine weiche Unterlage, auf kurzgrasigen Rasen oder in einen mit Moos oder Gras ausgepolsterten Napf, und stellt ein größeres flaches Wassergeschirr dazu.

Zwölfte Familie: **Brachvogel.** Numenius, *Linné* 1735.

Möhring 1752; *Briss.* 1760; — Arquata, *Barrère* 1745; — Phaeopus, *Cuv.* 1817.

In dieser Familie treffen wir die stärksten aller Schnepfenvögel. — Gesicht und Kinn befiedert; Schnabel sehr lang, 2- bis 3mal so lang als der Kopf, schwach, nach der Spitze sanft abwärts gebogen; an der Wurzel viel höher als breit, der obere Teil etwas länger als der untere; Schnabelspitze seitlich schwach erweitert, abwärts kolbig verdickt; auf jeder Seite des Ober- und Unterschnabels mit einer Längsfurche; er ist durchaus weich, nur nach der Spitze hornartig; Nasenlöcher der Stirne nahe, seitlich, schmal, in die Furchen des Oberschnabels verlaufend; Füße schlank, hoch, etwas kräftig, weit über die Ferse nackt; Läufe und Schienbein vorn mit umfassenden Quertafeln besetzt, hinten fein genetzt; die drei Vorderzehen etwas kurz, alle an der Wurzel mit einer Spannhaut versehen; die etwas hochgestellte Hinterzehe klein; die Flügel groß mit mondförmig ausgeschnittenem Hinterrand, die 1. Schwingfeder die längste; der 12fedrige Schwanz mittellang, abgerundet. Ihr **lerchenfarbiges** Gefieder mausern sie nur einmal, deshalb ist **Sommer-** und **Winterkleid** nicht verschieden, ebensowenig das **Jugendkleid**.

Unter den Schnepfenarten gehören sie, wie bemerkt, zu den größten; es sind schöngestaltete schlanke Vögel mit ziemlich gestrecktem Rumpfe, langem Halse, großen spitzigen Flügeln und hohen etwas starken Beinen. In der Wahl ihres Aufenthalts sind sie sehr vielseitig; sie bewohnen die Seeküsten wie die Binnenwasser, wechseln das Nasse mit dem Trocknen, halten sich abwechselnd auf Brachäckern, Angern, Haiden, Steppen und Viehtriften auf und kehren von hier aus wieder zum Wasser zurück, wie es ihnen gerade behagt. Sie sind auch in hellen Nächten munter, doch aber nicht so sehr Nachtvögel wie die Schnepfen, Wasserläufer u. a. Sie haben einen leichten Gang, aber weniger lebhaft als die Regenpfeifer, und gehen mit mehr Anstand einher, worin sie an die Sichler und Reiher erinnern. Ihr Flug ist schön, ziemlich schnell und kräftig; der Wanderflug größerer Gesellschaften sehr hoch, in eine schräge Linie geordnet. Die Stimme sehr angenehm, laut pfeifend und flötend. Ihre Nahrung besteht in Regen- und Uferwürmern, Larven, Käfern und andern Insekten, kleinen Konchylien, auch aus Vegetabilien, besonders aus Rausch- und Heidelbeeren. — Beide Geschlechter haben Brutflecke. Ihre Brüteplätze sind Sümpfe und

feuchte Niederungen in der Nähe der See oder andrer großer Gewässer, insbesondere die ungeheuern Sümpfe Nord-Sibiriens, wo ihre hauptsächlichste Geburtsstätte ist, und von wo aus sie sich auf dem Zug über viele Teile der Welt verbreiten. Middendorf sah sie am 11. Mai auf dem Stanowoi-Gebirge, und am 11. Juli am Ochotskischen Meer. Auf kurzgrasigem Boden liegen ihre 4 sehr kreiselförmigen, olivengrünlichen, dunkelbraun gefleckten Eier. — Nach Nitzsch haben die Brachvögel die Biegungsstelle ihres langen bogenförmigen Oberschnabels, wie die Strandläufer, vor den Nasenlöchern, aber in unbestimmter Erstreckung; wenn der Unterkiefer abgezogen und der Oberkiefer im vordern Teile gehoben wird, so schwindet die Krümmung des letztern mehr oder weniger, indem er gerade gestreckt wird. Die Nasenfurche reicht sehr weit nach vorn zur Schnabelspitze hin, wie bei den Limosen. Der knochenzellige Tastapparat fehlt. Die Zunge ist für die große Länge des Schnabels sehr kurz. Die Nasendrüse ist ganz einzig gebildet; sie bedeckt nämlich nicht das Stirnbein, sondern hat außerdem noch einen langen, nach unten gehenden, und unten am Augapfel sich weit nach hinten ziehenden Ast, umfaßt daher den Augapfel gleichsam wie mit 2 Armen von oben und unten, u. s. w. — Von etwa 20 Arten, welche über alle Erdteile verbreitet sind, kommen hier in Betracht: 3 Arten.

Der Große Brachvogel. Numenius arquatus, *Linné.*

Taf. 45, Fig. 2.

Großer Brachvogel, Bracher, Brachhuhn, Feldschnepfe, Doppelschnepfe, Regenvogel, Regenwulp, Jutvogel, Geißvogel, Grüel, Goiser, Großer Keilhaken. — Numenius, et Arquata, *Gesn.* und andere alte Autoren; — *L. cit.*; — Num. arquatus (= arcuatus), *L.* 1746—48; *Lath.* 1790; *Bechst.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Scolopax arquata, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Scol. madagascariensis, *Gm.*; — Scol. media, *Steph.*; — Num. medius, rufescens, et longirostris, *Br.* 1831; — Num. arquatula, *Hodgs.* 1833.

Kennzeichen. Der Kopf rostgelb und schwarzbraun gefleckt, ohne Mittelstreif; Schwanz weiß mit schwarzen Querbinden, die an den Schäften der beiden Mittelfedern scharf grau abschattiert sind; Weichen weiß mit wenigen dunkelbraunen Schaftstrichen; die seitliche Befiederung des Unterkiefers über die des Oberkiefers hinaus, bis unter das hintere Ende der Nasenlöcher vorgestreckt.

Länge 48 cm, Flügelbreite 10,8 cm, Schnabellänge 15,6 cm, Schwanz stark 12 cm, Höhe des Laufs 8,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,9 cm. Rabengröße.

Beschreibung. Oben bräunlich rostgelb mit schwarzbraunen Flecken; Scheitel rostgelb mit schwarzbraunen Federrändern; auf dem Hals lehmgelb überlaufen mit schwarzbraunen Längsflecken; Kropf und Brustseiten rostgelblichweiß mit erdbraunen schmalen Schaftstrichen, eben solche an den Tragfedern; Bürzel weiß mit braunen Längsflecken; der Schwanz ebenso, mit schmalen, dunkelbraunen Querbinden. — Der Schnabel ist lang, sanft nach der Spitze gebogen, von Farbe rötlichgrau, an der Spitze schwärzlich; die Augen sind tiefbraun; die Füße graublau. — Kennzeichen zwischen Männchen und Weibchen sind keine sichern aufzustellen.

Die Heimat dieses Vogels ist der Norden der Alten Welt; in Europa und Sibirien bis Japan gemein; im Winter südwärts bis nach Nord-Afrika. Die nördlichen Länder sind seine Brut-, die südlichern seine Winterquartiere. Unsern Erdteil bewohnt er vom arktischen Kreise bis an seine südlichsten und westlichsten Grenzen; besonders häufig ist er längs den Seekanten, daher in den Küstenländern der Ost- und Nordsee, des Atlantischen und Mittelmeeres ein sehr gewöhnlicher Vogel. Aber auch im innern Deutschland und in der Schweiz kommt er in Gegenden vor, wo er das geeignete Terrain findet. Der Herbstzug fängt im August an und dauert bis in den September, der Frühlingszug beginnt im März, verzieht sich aber bis Anfangs Mai, wo ihre Brutplätze im Norden noch nicht oder kaum zu tauen beginnen. Während des Hauptzugs, im Anfang des April hört man das Geschrei dieses Brachvogels von Abend 10 Uhr an, oft ganze Nächte hindurch, von einer unzählbaren Menge gerufen, womit sie sich während des Zugs unterhalten und ihre Reiserichtung bezeichnen. Dr. Quistorp machte die Beobachtung, daß in Neuvorpommern der Durchzug nach Norden von der gesamten Masse, welche nach Hunderttausenden zählt, meistens in einer einzigen Nacht ausgeführt wird, denn nur selten dauert der Zug mehrere Nächte. (Orn. Centr.-Bl. 1880, Nr. 13, 101; Nr. 17, 132.) Er ist bald See-, bald Sumpf-, bald Feld-, bald Steppenvogel, weil er in einem Tage mit diesen verschiedenen Gegenden wechselt; doch liebt er Sandboden, und ist in schlecht bewachsenen, einsamen Gegenden, wo es nicht an Wasser fehlt, häufiger zu treffen, als in fettgründigen.

An den geeigneten Stellen brütet dieser Brachvogel, außer der Nordseeküste, auch ziemlich häufig im inneren Deutschland und nicht so selten, wie A. Brehm annimmt, so z. B. auch im

Spreewald (zwischen Cottbus und Lübben), ein 7 Meilen langer und 1½ Meilen breiter Bruch im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Seine eigentlichen Brutplätze sind aber die ausgedehnten Tundren Lapplands und ganz Nord-Sibiriens. Die 4 kreiselförmigen Eier findet man auf kurzrasigen Flächen im Moos oder Riedgrase in der Nähe des Wassers, sie liegen immer mit den Spitzen nach dem Mittelpunkte des Nestes; sind größer als die zahmer Hausenten, und auf blassem, schmutzig olivengrünlichem, olivengelblichem oder olivenbräunlichem Grunde mit dunkelgrauen Flecken und Punkten, dann mit grünlichschwarzbraunen Flecken, Punkten, kurzen Strichen und Schnörkeln ziemlich dicht bezeichnet, besonders am stumpfen Ende. Die Schale ist stark, nicht sehr glatt, mit wenig Glanz; sie messen 66 + 45 mm.

Außer Würmern, Larven und entwickelten Insekten verzehrt dieser Brachvogel auch noch sehr gern Heidel- und Rauschbeeren. In der Winterherberge fängt er mit dem Ibis Heuschrecken in der arabischen Steppe, oder er sucht sein Futter an den felsigen Ufern des Nils in Nubien. In der Gefangenschaft läßt er sich leicht mit dem bekannten Futter der Schnepfenvögel gewöhnen (siehe Waldschnepfe); besonders empfiehlt er sich auf dem Hof oder in einem Garten gehalten, wo er mit anständigen zierlichen Schritten einhersteigt. — Im Freien ist sein Flug gewandt, mit angezogenem Hals und ausgestreckten Füßen; vor dem Niedersitzen schwebend; aber er schwimmt auch gut und ganz ungezwungen über die Tiefe hinweg. Als ein mißtrauischer scheuer Vogel ist er immer auf seiner Hut, und weiß Personen, welche ihm schaden können, von Bauern, Hirten und Kindern sehr wohl zu unterscheiden, und flieht jeden auffallend gekleideten jagdverdächtigen Menschen. Brehm erzählt: „Meinen schwarzen Dienern gelang es viel öfter als mir, Brachvögel zu erlegen, obgleich ich mir die größte Mühe gab, die schlauen Geschöpfe zu überlisten.“ Gegen andere Vögel ist er gar nicht gesellig, um so mehr gegen seinesgleichen, denn er folgt immer sehr willig den Locktönen seiner Art.

Unter allen Sumpfvögeln hat er die angenehmste Stimme, seine vollen Töne sind wahren Flötentönen zu vergleichen und so kräftig, daß sie weit in die Ferne hin ertönen; sie haben, nach Naumann, einen eigentümlichen unvergleichlichen Reiz, und klingen gezogen „taü taü“ und „tlaüid“ oder „tloiht“; auch „trraüit“; ferner hört man ein zärtliches „twi twi“, in der Not ein kreischendes „krü“. Außerdem hat auch das Männchen einen Balzgesang, der eine hastige Wiederholung der Locktöne ist.

Als ein scheuer Vogel hält er dem frei sich nähernden Schützen niemals auf Schußweite aus, sondern entflieht auf mehr als hundert Schritte, setzt sich sobald nicht wieder und kommt erst spät wieder an den ersten Ort zurück. Zuweilen kann ein geübter Jäger durch gutes Nachahmen der Lockstimme den Bracher täuschen und heranlocken, aber nicht immer. Wenn man aber weiß, wo sie täglich zum Wasser fliegen, stellt man sich in einen Hinterhalt oder gräbt ein Loch in die Erde, und wartet geduldig auf deren Ankunft; man darf sich aber in dem Loche nicht rühren, muß das Locken genau verstehen und nachahmen, darf es auch nie zur Unzeit thun, und muß trotzdem oft lange warten; nicht selten vergelblich. Merkwürdig ist es, daß man einen Schuß unter einen Trupp thun kann, ohne sie zu erschrecken, wenn sie nur keinen Menschen gewahr werden; daher kann man, gut versteckt, wohl zwei- und dreimal schießen. Es scheint, als ob sie den Knall des Gewehres für einen Donnerschlag hielten. Man thut aber wohl, nach dem Schusse noch so lange im Versteck zu bleiben, bis die gut davongekommenen weit weggeflogen sind, weil sie oft wiederkehren und sich neben den toten Kameraden setzen, dann aber, wenn sie den Schützen entdecken, dem Platze gar nicht mehr trauen und zuweilen die Gegend gänzlich meiden. Nur beim Nest — wo er nach dem Hund stoßt — vergißt er zuweilen seine ängstliche Vorsicht. In starken roßhärenen Fußschlingen sind sie zu fangen. — Von einem Edelfalken verfolgt, sucht der Brachvogel sein Heil in der Flucht und schreit aus vollem Halse dazu, wird aber gewöhnlich so lange gehetzt, bis seine Kräfte nachlassen und dann schließlich geschlagen, wenn er sich nicht durch Untertauchen retten kann. Naumann sagt, es nimmt sich spannend aus, zwei so gewandte Flieger sich hoch in der Luft tummeln zu sehen, und er macht dem Falken viel zu schaffen; allein es glückt dem Brachvogel nur selten, Geistesgegenwart genug zu behalten und den heftig stoßenden Falken zu ermüden.

Ihr Fleisch hat im Herbst einen vortrefflichen Geschmack.

Der Regen-Brachvogel. Numenius phäopus, *Linné.*

Blaufüßige Moorschnepfe, Mittlerer, Kleiner Brachvogel, Regenschnepfe, Regen-, Wind-, Wetter-, Saatvogel, Gäcker, Kleiner Keilhaken. — Arquata minor, alte Autoren; — Phaeopus altera, *Gesn.*; — *L. cit.*; — Numenius minor, *L.* 1746—48; — Scolopax phäopus, *L.* 1758—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.*; — Num. phäopus, *Lath.* 1790; *Bechst.* 1803, 1809; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840;

A. Br.; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Num. atricapillus, *Vieill.* 1819; — Num. uropygialis, *Gould* 1840; — Num. melanorhynchus, *Bp.* 1856; — Num. häsitatus, *Hartl.* 1857.

Kennzeichen. Kopf dunkelbraun, ungefleckt, durch einen hellen Mittelstreif geteilt; Schwanz an der Wurzel grauweißlich, an der Spitze aschgrau mit dunklen ineinander schattierten Binden; Weichen weiß mit schwarzbraunen Querstreifen und Pfeilflecken; die seitliche Befiederung des Unterkiefers kaum weiter als die des Oberkiefers und nicht bis unter die Nasenlöcher vorgestreckt.

Länge 37,8 cm, Flugbreite 73,8 cm, Schwanzlänge 10,2 cm, Schnabel 8,4 cm, Lauf 6 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,6 cm. Wie eine große Haustaube.

Beschreibung. Die Färbung ist lerchenfarbig. Der Oberleib ist dunkelbraun mit dunkeln lehmgelben Kanten und gezackten Randflecken; Unterrücken und Bürzel weiß mit feinen schwärzlichen Schaftstrichen, die an den obern Schwanzdeckfedern in pfeil- und bänderartige Fleckchen übergehen; über dem Auge eine weiße Stelle; der Hals lehmgelb mit schwarzbraunen Längsfleckchen; Oberbrust nebst Tragfedern trüb gelblichweiß mit schmalen schwarzbraunen Schaftstrichen und pinselförmigen Spitzen, an den Tragfedern Pfeilflecke und abgebrochene Wellenstreifen; nach hinten rein weiß, die untere Schwanzdecke schwarzbraun gefleckt; die großen Schwingen braunschwarz, die hintern heller; der Schwanz licht bräunlichgrau, am Ende weiß, mit 7 bis 8 dunkelerdbraunen Querbändern.

Der Schnabel ist bei alten und jungen Vögeln in der Größe und Biegung sehr verschieden, bei alten länger und gebogener, von Farbe rötlich schwarzgrau, nach der Spitze schwarz; das Auge ist tief braun mit weißen Lidern; die Füße bei jüngern Vögeln hellaschblau, bei ältern graublau.

Wie alle verwandte Strand- und Sumpfvögel: im Norden von Europa und Asien Brutvögel, in den südlichen Staaten dieser Erdteile als Zugvögel. Er durchzieht auch ganz Afrika auf der Reise, denn aus dem Südosten dieses Erdteils werden Bälge zu zwei Mark geliefert, wie man solche bei uns nicht beziehen könnte. (Orn. Centr. 1880, Nr. 12, 96.) An einigen Küstenstrichen der Ostsee, auf Rügen, auf der Insel Hiddensee, an den holsteinischen und schleswigschen Küsten, längs der ganzen Nordseeküste bis Holland erscheint er in Deutschland regelmäßig alle Jahre, allein im Innern desselben und in der Schweiz ist er ein seltener Vogel. In Holland ist er zahlreich; ebenso in England; aber selten in Frankreich. Zug und Aufenthalt ist wie beim Vorigen. Die 4 kreiselförmigen Eier haben auf schmutzig olivengrünlichem Grunde wenig rötlichaschgraue und sehr dunkel olivenbraune Flecken. Sie variieren ziemlich bedeutend in Farbe und Flecken, sind aber doch nicht leicht zu verkennen. Die Schale ist ziemlich grobkörnig mit wenig Glanz. Sie messen 63 + 39 mm.

Der Regenbrachvogel ist ein Abbild des Großen Brachvogels im kleinen, sowohl in Gestalt und Farbe, als in Betragen und Stimme. Bei bevorstehender Veränderung des Wetters schwärmt er viel herum und läßt häufiger seine Stimme hören als zu andern Zeiten; auch fürchtet er das Feuer des Blitzes und Krachen des Donners so wenig, daß er sich munter und wohlgemut dabei umhertreibt, gerade wie der Große Bracher. Die Landleute halten ihn deshalb für einen Wetterpropheten. Gegen andere Vögel ist er wenig gesellig, um so mehr gegen seinesgleichen, was er durch vieles Schreien und williges Folgen auf die Locktöne zu erkennen giebt. Dies benutzt der erfahrene Jäger, um ihn durch seine gut nachgeahmten Locktöne herbeizulocken, wobei er aber nicht so blindlings zufliegt, wie der Große Brachvogel. Diese gleichen sehr denen der genannten Art, halten aber eine höhere Stimmung. Es sind reine, weithin hörbare Flötentöne, welche etwa wie „töü töü", bei kräftigerem Locken auch wie „tlöüi" klingen; im Schrecken oder in Aufregung schreien sie „gück gück gück". Der Balzgesang des Männchens wird im schwebenden Fluge vorgetragen und ist ein jodelndes Wiederholen der Locktöne.

Der Dünnschnäbelige Brachvogel. Numenius tenuirostris, *Vieillot.*

Num. tenuirostris, *Vieill.* 1816; *Savi* 1827; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Num. hastatus, *Contarini* 1843.

Kennzeichen. Kopf rostgelb und schwarz gefleckt, ohne Mittelstreif; Schwanz weiß mit scharfbegrenzten schwarzen Querbinden; die Weichen (unterm Flügel) weiß, ungefleckt; die seitliche Befiederung des Unterkiefers kaum weiter als die des Oberkiefers und nicht bis unter die Nasenlöcher vorgestreckt.

Länge 38,4 cm, Flugweite 84 cm, Flügellänge 27 cm, Schwanzlänge 9,6 cm, die Spitzen der ruhenden Flügel reichen ziemlich bis an dessen Ende, Schnabel 9 cm, Lauf 6,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,8 cm. Feldtaubengröße.

Beschreibung. Der Hinterhals auf weißem Grunde braun, in die Länge gestreift; der Oberrücken lichtbraun mit weißlichen Säumchen, jede Feder mit dunkelbraunen Flecken und schwarzem Schafte;

der Unterrücken und Bürzel rein weiß; Schultern und hintere Flügelspitze wie der Rücken mit undeutlichen dunkeln Querbändern. Ueber dem Auge ein weißer Streif; der ganze Unterkörper weiß, am Halse mit länglichen, auf dem Kropf mit länglichrunden, auf der Brust mit scharf begrenzten herzförmigen und rhomboidischen braunschwarzen Flecken; Bauch und Schenkel rein weiß; der Schwanz weiß mit 6 weitläufig stehenden schmalen braunschwarzen Querbinden durchzogen. — Der lange schwache, sanft herabgebogene Schnabel ist braunschwarz; die Iris tiefbraun mit weißen Lidern; die ziemlich hohen, etwas starken Beine sind düster blaugrau.

Er ist mehr im Süden Europas, in Portugal, Süd-Spanien, auf den Balearen, in Süd-Frankreich, Italien, im österreichischen Littorale, in Griechenland, Klein-Asien und Egypten heimisch; für Deutschland aber eine große Seltenheit. Die Naturgeschichte dieses Vogels stimmt mit der seiner nächsten Verwandten überein, ist aber für uns lückenhaft.

IV. Abteilung. **Schreitvögel**, Gressores, *Reichenow* 1877.

Der Schnabel ist verschieden und wird bei den einzelnen Familien und Gruppen näher gekennzeichnet. Die Charaktere des Schreitfußes sind: Unterer Teil der tibia (über dem Lauf) nackt; 3 Vorderzehen und 1 hintere, letztere ebenso tief angesetzt als die vordere, so daß sie fast mit ihrer ganzen Länge den Boden berührt. Die Läufe sind vorn getäfelt und hinten genetzt, oder auch vorn und hinten genetzt. Abweichend ist die Fußbildung bei den Flamingos. Die Vorderzehen sind ganz oder halb geheftet; aber auch hier finden sich Ausnahmen, ganz gespaltene Zehen beim Schuhschnabel, und Schwimmhäute beim Flamingo. Bezeichnend für viele Arten dieser Abteilung ist das Vorkommen von Schmuckfedern auf dem Kopf, am Hals, auf dem Rücken, sowie nackter Stellen am Kopf und Hals. — In anatomischer Beziehung unterscheiden sich die Arten dieser Abteilung besonders durch die Bildung der Knochen und Mundhöhle. Neben diesem wichtigen Kennzeichen betont Dr. Reichenow die geringe Zahl der Rippen, die steile Lage des Hinterhauptes, und die wenig geneigte der Scheitelbeine, als charakteristisch für die Abteilung. Als fernere Merkmale, welche auch für die Unterscheidung der einzelnen Familien wichtig werden, sind folgende zu erwähnen: Die Zahl der Halswirbel schwankt zwischen 16 und 19; letztere Zahl findet sich in der Regel bei Ardea; 18 bei Phoenicopterus; 17 bei Ciconia, Ibis, Plegadis, Platalea; 16 bei Scopus. Der vorletzte Wirbel ist in der Regel mit einem beweglichen Rippenrudiment, der letzte mit einer falschen Rippe versehen. Bei Ardea tragen jedoch die beiden letzten Halswirbel falsche Rippen; auch ist für diese Vögel die langgestreckte Form aller Halswirbel bezeichnend. Bei Phoenicopterus fehlen falsche Rippen ganz, die Form der Halswirbel ist wie bei Ardea u. s. w. — Ausführlicher in Cab. Journ. 1877, S. 113 ff. von Dr. Reichenow.

Die Schreitvögel leben in Niederungen, Sümpfen, und an andern stehenden oder langsam verlaufenden Gewässern, an Meeresküsten, Lagunen, in den Deltas der Flußmündungen und auf flachen Inseln, wo die Ebbe weit ausgedehnte Strecken von Wasser freilegt; selten auf trockenem Lande, aber häufiger an geeigneten Stellen der Binnengewässer als an den Meeresküsten. Der Flug ist ruhig, gleichmäßig, Takt haltend, bei vielen durch schönes Schweben unterbrochen, wobei die Ständer, bei vielen auch der Hals ausgestreckt werden. Langsamen, gemessenen Schrittes gehen sie einher, im Gegensatz zu den behenden Regenpfeifern und Schnepfenvögeln, daher die Bezeichnung „Schreitvögel" gut gewählt ist. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen samt Brut, Krebsen, Muscheltieren, kleinen Säugetieren und Vögeln, Reptilien, Insekten und Weichtieren. Einmalige Mauser im Spätsommer mit Ausnahme des Sichlers.

Die Jungen gehören bei den meisten zu den Nesthockern, und sind mit einfach gefiederten Haardunen, welche in kleinen Büscheln zusammenstehen, bedeckt. Mit ihren Stackelbeinen sind sie lange Zeit recht unbehilflich, bleiben deshalb solange im Nest, bis sie vollständig flügge sind, und werden von den Alten anfänglich durch Auswürgen halbverdauten Speisebreies, wobei sie die Schnäbel der Jungen spitzewärts in den ihrigen nehmen, später durch einfaches Vorlegen der Beutetiere geäzt. Ihre Stimme ist rauh oder kreischend, von den Störchen hört man nur ein Klappern.

Gray zählt in seiner „Hand-List 1871" etwa 150 Arten in 73 Gruppen, davon haben wir nur 13 Arten zu beschreiben, welche in 5 Familien eingeteilt sind.

Erste Familie: Sichler, Plegadis, *Kaup* 1829.

Tantalus, *Klein* 1750; *Linné* 1758; — Ibis, *Möhring* 1752; *Savi* 1805; *Ill.* 1811; — Falcinellus, *Bechst.* 1803; — Plegadornis, *Br.* 1831.

Gesicht und Kinn nackt, oft auch der Kopf und ein Teil des Halses; der Schnabel lang, sichelförmig abwärts gekrümmt, an der Wurzel stark, nach der schwächern Spitze fast walzenförmig rund; am Oberschnabel scharfe Seitenfurchen bis zur Spitze, am Unterschnabel solche in der Mitte; die Mundkanten stumpf; er ist weich, bloß gegen die abgerundete Spitze hart; die Zunge ist klein, fast verkümmert; Nasenlöcher ritzartig, kurz, oben neben der Firste und nahe der Stirn; die Befiederung zwischen den Unterkieferästen erstreckt sich nicht bis unter die Naslöcher vor; Füße reiherartig, hoch, weit über die Ferse nackt; der Lauf des Falcinellus vorn mit Gürteltafeln, hinten mit 6seitigen Schildern genetzt; die ziemlich langen Vorderzehen an der Basis mit einer Spannhaut, die jedoch an den Innenzehen kleiner ist; die Hinterzehe mittellang, schwächlich, nur wenig höher eingelenkt, sodaß sie halb auf dem Boden aufliegt; die Krallen gestreckt und flach gebogen, die mittlere nach innen schwach gezähnelt; die Flügel groß und breit, spitzewärts etwas zugerundet, der Hinterrand nur flach ausgeschnitten, die 3 ersten Schwingen die längsten; die verkümmerte (sogenannte) Schnepfenfeder ist hier kaum herauszufinden; der 12fedrige Schwanz etwas kurz, breit, mit ziemlich geradem Ende. Flügel und Schwanz sind mehr reiher- als schnepfenartig. Der Hals ist nach Nitzsch länger als bei den Numenien, und hat 15 bis 16, also 2 bis 3 Halswirbel mehr.

Sie mausern jährlich zweimal, verändern dadurch ihre Färbung, welche beiden Geschlechtern gemeinschaftlich ist; auch die Jungen weichen ab, ähneln aber hierin dem Winterkleide. Es sind hochbeinige, langschnäblige und langhalsige, aber angenehme Gestalten, welche zwar den Brachvögeln noch ähneln, aber den Uebergang zu den Störchen und Reihern machen. Sie gehören der warmen Zone an, wandern zu bestimmten Zeiten und zeigen viel Geselligkeitstrieb; bewohnen die Ufer der Seen, Sümpfe und Flüsse, besuchen jedoch abwechselnd auch trockene Gegenden und nähren sich von Insekten, kleinen Wassertieren, Würmern, Laichen, Fischchen u. a. Ihre Nester sind etwas besser als Schnepfennester, und ihre 3 bis 4 grünlichen Eier sind ungefleckt. — Sichler und Ibisse sind sehr nahestehende Familien. Bei beiden ist der Schnabel walzenförmig und etwas abwärts gebogen; beim Ibis sind auch die Läufe auf der Vorderseite mit sechsseitigen Schildern bekleidet. Die Ibisse bewohnen aber nur warme Länder, und kommen hier nicht in Betracht. Von der Familie Sichler sind 3 Arten bekannt, bei uns nur: 1 Art.

Der Braune Sichler. Plegadis falcinellus, *Linné.*

Taf. 45, Fig. 1.

Brauner Sichler oder Brauner Ibis, Sichelschnäbler, Sichelreiher, Nimmersatt, Brauner oder Schwarzer Brachvogel, Storchschnepfe, Schwarzschnepfe, Türkische Schnepfe, Schwarzer Keilhaken. — Falcinellus, *Gesn.*; *Will. et Ray*; — Avis falcata, *Aldr.*; — *L. cit.*; — Numenius viridis, et castaneus, *Briss.* 1760; — Tantalus falcinellus, *L.* 1766; — Num. igneus, *Sam. Gm.* 1774; — Scolopax guarauna, *Gm.* 1788 *ex Marcgrave*; — Ibis falcinellus, *Vieill.* 1816; *Br.* 1831; *Naum.* 1836; *K. & Blas.* 1840; — Ibis sacra? *Temm.*; — Falcinellus igneus, *Gray* 1843; *Bp.*; *v. Hom.* 1885 — Falcin. rufus, *A. Br.* 1882; — Plegadis falcinellus, *Rchw.* 1882, 1889; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Kastanienbraunrot; Rücken, Flügel und Schwanz grünglänzend schwarz; bloß die Zügel nackt.

Länge 52,8 cm, Flugweite 97,2 cm, Flügellänge 31,2 cm, Schwanzlänge 10,8 cm, die ruhenden Flügel überragen etwas das Schwanzende, Schnabellänge 14 cm, Lauf 10,2 cm, über der Ferse nackt 6 cm, Mittelzehe samt Kralle 7,8 cm. Größe der Mittelente.

Beschreibung. Im Jugendkleid sind Kopf und Hals matt schwarzbraun, weiß fein gestrichelt, am meisten am Kopf; der Hinterhals schwarzbraun; der Rücken, die Schultern, Unterrücken und Schwanz schwarzbraun mit stahlgrünem Schiller; der ganze Unterkörper rauchfahl. Zwischen den jungen Vögeln finden sich bedeutende Abweichungen in Körpergröße, Schnabellänge und auch in der Höhe der Füße. Das Winterkleid sieht dem beschriebenen ähnlich; die weißen Striche am Kopf und Halse sind deutlicher und größer; der Unterkörper ist dunkler rauchfahl; Oberrücken und Schultern sind bedeutend dunkler schwarzbraun mit blauem und violettem Schiller. Das Sommerkleid ist bedeutend schöner; Kopf, Hals, Rücken und Unterkörper sind dunkelrostrot; ebenso ein Streif auf dem Flügel, der mit dem Oberarmknochen parallel läuft; das Uebrige sehr dunkel schmutzig grün, aber mit prächtigem Metallschiller in Blaugrün, Goldgrün, Violett und Purpurrot. — Geringere Größe und matter gefärbtes Gefieder mögen für die

Weibchen unterscheidend sein. — Der abwärts abgebogene Schnabel ist dunkel grüngrau; das Auge ist klein, der Schnabelwurzel genähert und hat einen tief dunkelbraunen Stern; die Füße sind grüngrau.

Ein naher Verwandter ist der, bei den alten Egyptern wegen seiner Nützlichkeit verehrte: Heilige Ibis, Ibis aethiopica, *Lath.* 1790; Ibis religiosa, *Sav.* 1809. Er ist etwas größer als der Sichler, das Gefieder ist weiß; der nackte Kopf und Hals ist schwarz und fühlt sich samtartig an; die Schwingenspitzen und Schulterfedern sind bläulichschwarz. Der kräftige gebogene Schnabel ist schwarz; der kräftige Fuß schwarzbraun; das Auge karminrot. Heimat ganz Afrika; am seltensten derzeit in Egypten, wo er zu sehr „naturgesammelt" worden ist, wo ihm aber — im Gegensatz — vor alten Zeiten göttliche Ehren erwiesen wurden, denn man findet ihn häufig in den alten Tempelruinen abgebildet und gemalt und in den alten Gräbern einbalsamiert. Wer einen solchen Vogel tötete, wurde ebenfalls mit dem Tode bestraft. Solche Gesetze erwecken freilich eine respektvolle Schonung nützlicher Tiere.

Der Sichler bewohnt die wärmeren Länderstriche des ganzen Erdballs. In unserem Erdteil häufig um das Schwarze Meer, im Donaudelta z. B. zu Tausenden auf dem Sumpf Blatjo bei Rassova; überhaupt überall in den Donauniederungen, in Süd-Rußland, Süd-Polen; einzeln in Italien, Süd-Frankreich, Spanien; für nördlicher gelegene Länder ist er nur als eine seltene und zufällige Erscheinung zu betrachten. In denselben Breitegraden bewohnt er Asien vom Schwarzen und Kaspischen Meer bis China und Japan, und in weiterer Fortsetzung Australien und Amerika. In Afrika nistet er an den nördlichen Strandseen, und nach Heuglin auch häufig im Nordosten, d. h. an den fischreichen Seen Unter-Egyptens, am Mareotis-See bei Alexandrien, am Brurlos-See bei Rosette, und am Menzaleh-See bei Damiette. Der Reichtum an Fischen und Wasser-Insekten bietet Nahrung in Hülle und Fülle. Hier hält sich auch dieser sonst scheue Vogel sehr gerne auf. Für uns ist er ein südöstlicher Vogel. Im April und Mai kommt er auf seine Brüteplätze und verläßt sie im August und September wieder. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind schlammige Sümpfe und tiefer Morast, wo er die freieren Stellen zwischen dem Schilfe und Rohr auswählt.

Die uns zunächst gelegenen Brutplätze des Sichlers findet man in Ungarn, in den weitgedehnten sumpfigen Niederungen der mittleren, und mehr noch in denen der unteren Donau und ihrer großen Zuflüsse: der Drau, Save, der Theiß, Temes, Morawa, der Oltu u. a. bis in die Dobrudscha hinein. Der Nestbau beginnt bald nach ihrer Ankunft auf dem Brutplatze gegen Mitte April, die Eier findet man in Ungarn aber selten vor der Mitte des Mai. Sie brüten mit ihresgleichen gesellig an Stellen, die möglichst sicher gelegen sind und keinen zu dichten und hohen Baumwuchs haben, dagegen lieben sie niederes Weidengebüsch am freien Wasser der Sümpfe; und zwar in Sümpfen, die dicht mit Rohr bedeckt, hin und wieder aber mit $2^1/_2$ bis 3 m hohen Weidenbüschen untermischt sind. Auf solchen Büschen findet man die Nester in mittlerer Höhe und darunter, unter anderem Sumpfgeflügel gemeinschaftlich und in bedeutender Anzahl. Gern benutzen sie die Nester kleiner Reiher, polstern sie mit dürrem Kolbenschilf auf und machen sie dadurch schon von weitem kenntlich. In anderen Gegenden, wo es an Weidengebüsch fehlt, stehen die Nester auch auf umgeknicktem Rohr, auf welches ein Haufen Reisig, Rohr und Schilf aufgesetzt wird. Die gewöhnliche Zahl der Eier ist 3, doch findet man auch 4; sie gehören zu den lebhaft gefärbten und sind einfarbig dunkelblaugrün, dunkler und intensiver als die Farbe der Reihereier. Die Schale ist fest, fast ohne Glanz, das Korn sehr entwickelt, die charakteristischen Längsfurchen treten bei diesen Eiern noch häufiger auf, als bei denen der Reiherarten. Sie sind so groß wie die Eier der Haushühner, 52 mm lang und 36,5 mm breit.

Einer besondern Eigentümlichkeit dieser Vögel während ihrer Wanderflüge möge hier gedacht werden. Es ordnet sich nämlich eine solche Schar, sei sie auch noch so groß, bald nach dem Aufschwingen und einigem Kreisen, wobei sie eine bedeutendere Höhe zu gewinnen sucht, in eine einzige Linie, worin ein Vogel nicht hinter dem andern, sondern einer neben dem andern fliegt, so dicht, daß sich die Flügelspitzen der Nachbarn fast berühren. So rückt eine solche Schnur durch die Luft, nicht streng in gerader Linie, sondern in den anmutigsten, mannigfaltigsten, alle Augenblicke veränderten Bogen, und schlängelt sich gleichsam fort. Erst wenn ein solcher Zug Halt machen will, zerreißt der lange Faden in Stücke, diese lösen sich in die einzelnen Vögel auf, fliegen durcheinander, fangen an zu schweben, sich in Kreisen zu drehen, und stürzen sich nun in sausendem Hin- und Herschwenken rasch an das Wasser hernieder. Dies beschreibt Naumann im 8. Bd. S. 549 ff. viel interessanter und ausführlicher, als es Verfasser hier wiederzugeben vermag. — In seiner Gestalt gleicht der Sichler einem Brachvogel, aber sein Betragen ist ein Gemisch dieser und der Reiher oder Störche, und seine dunkle Farbe unterscheidet ihn sogleich von dem erstern. Sein Gang ist leicht, aber gemessen, schreitend, nicht rennend. Er watet gern im Schlamm und Wasser, so tief als es seine Beine erlauben, schwimmen sieht man ihn aber nur im Notfalle, z. B. flügellahm geschossen, wobei er sich auch noch mit den Flügeln fortzuhelfen sucht. Von seiner Stimme ist nicht viel zu sagen, denn nur

im Schrecken hört man einen kurzen heisern Ton wie „raa", der ganz reiherartig klingt, aber nur in der Nähe vernehmbar ist.

Der Sichler ist sehr vorsichtig und hält den frei ankommenden Schützen nicht auf Schußweite aus, nur einzeln verflogene unerfahrene Junge machen zuweilen eine Ausnahme davon. Bei ihrem Umherschwärmen ist es für den Jäger das Sicherste, sich platt auf die Erde zu werfen, mit Schilf zu bedecken und auf dem Rücken liegend eine günstige Gelegenheit zu erwarten; denn bekanntlich haben alle scheuen Vögel vor dem platt liegenden Menschen weit weniger Furcht, als vor dem aufrecht stehenden.

Zweite Familie. Löffler, Platalea, *Linné* 1735.

Platea, *Briss.* 1760; — Leucerodia, Spatherodia, Ajaja, *Reichb.* 1848; — Platibis, *Bp.* 1850.

Der Schnabel dieses Vogels ist gar sonderbar geformt; er ist nach vorn außerordentlich erweitert, sehr abgeplattet und flach, völlig spatelförmig, in der Mitte eingeschnürt, deshalb vorn doppelt so breit als in der Mitte; der Oberschnabel hat vorn einen unbedeutenden Nagel; der innere Schnabel unten und oben mit dichten feinen Längsriefen (oder mit 2 Höckerreihen), parallel dem Rande; er ist in der Jugend sehr weich und biegsam; Nasenlöcher oben auf dem Scheitel nahe beisammen, in eine Furche längs des Schnabelrandes verlaufend und eine feine aber deutliche Randleiste bildend; eine Furche vom Unterkieferastwinkel bis zur Schnabelspitze; Füße lang, stark, über die Fersen hinauf nackt, breitsohlig, mit weit vorreichenden Spannhäuten, wovon die äußere die größte; der Lauf höher als beim Ibis; die Läufe auf der Vorder- und Rückseite genetzt; die Hinterzehe schwächlich, ein wenig höher eingelenkt; die Krallen klein und stumpf. Sie gleichen den Füßen der Störche, haben aber größere Spannhäute und weiter vorragende Krallen; Flügel groß und breit, die 2. und 3. Schwinge die längste; der 12fedrige Schwanz kurz, abgerundet; der Kopf befiedert. Einmalige Mauser ohne bemerkliche Veränderung an Alter und Geschlecht.

Die Löffler sind Störche mit plattem Schnabel, oder stehen ihnen doch weit näher als den Reihern. Ueber die anatomischen Verhältnisse bemerkt Dr. Wagner: Die Familie Platalea bietet in ihrem Knochenbau beträchtliche Verschiedenheiten von Ardea und Ciconia dar, nähert sich jedoch der letzteren auch in der Struktur der Eingeweide weit mehr; in vielen Punkten finde ich eine große Verwandtschaft mit Ibis, vielleicht noch mehr mit Tantalus (Plegadis). Der Schädel ist schön gewölbt und abgerundet; man zählt 16 Halswirbel, 7 Rücken- und 7 Schwanzwirbel; die Oberarmbeine sind lufthaltig; die Zunge ist sehr kurz; die Luftröhre ist weit und macht eine Biegung hinter dem Brustbeine u. s. w. — Reichenow sagt: Durchaus unrichtig ist die Bezeichnung Löffelreiher, welche man diesen Vögeln früher beilegte, da sie mit den Reihern nichts gemein haben. Sie sind Ibiße, bilden jedoch wegen mancher Eigenschaften einen Uebergang zu den Störchen. Am Schnabel erkennt man deutlich den Ibisschnabel in platt gedrückter Form. — Der Löffler ist gleich den Störchen mehr Tag- als Nachtvogel, doch in mondhellen Nächten zuweilen noch auf der Nahrungssuche. — Diese Familie zählt 6 Arten, wovon in Europa nur: 1 Art.

Der Weiße Löffler. Platalea leucorodia, *Linné*.

Taf. 44, Fig. 1.

Löffler, Löffelreiher, Löffelgans, Schaufler, Spatelgans, Palette. — Pelecanus, et Platea, *Gesn.*; — Leukerodios, *Aldr.*; — Platina, et Cochlearia, *Olearius*; — Leucorodius, et Albardeola, *Will. & Ray*; — *L.* sämtliche citiert; — Anas platea, *L.* 1746—48; — Platalea leucorodia, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Nozem.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Plat. alba, *Scop.* 1769; — Pl. nivea, *Cuv.*; — Pl. pyrrhops, *Hodgs.*; — Pl. leucerodia, *Rchw.* 1889.

Kennzeichen. Gefieder weiß; Zügel und Kehlhaut nackt; Füße schwarz.

Länge 72 cm, Flugbreite gegen 14,5 dcm, Schwanz 12 cm; Schnabel 20,4 cm, Breite an der Wurzel 3,6 cm, in der Mitte 2 cm, vorn 4,8 cm; Höhe an der Wurzel 2,4 cm, in der Mitte 8 mm, vorn, also von der Seite gesehen, nur 4 mm; Füße 16,2 cm. Die Größe dieser Vögel ist um mehrere Centimeter veränderlich, stets aber kleiner als beim Fischreiher.

Beschreibung. Ein reines Weiß ist die Hauptfarbe; nur die jungen ausgewachsenen, aber noch nicht abgemauserten Löffler haben an ihren größern Deckfedern, besonders an den großen Schwingen nnd an der Spitze der Schwanzfedern rundliche oder herzförmige schwarze Flecken, welche Fleckung ganz genau derselben entspricht, wie sie Elfenbeinmöven im gleichen Alter haben. Diese schwarzen Flecken verlieren sich in der ersten vollständigen Mauser, und machen einem reinen Weiß Platz. Am Genick sind

die Federn des Hinterkopfs im ersten Jahr nur unmerklich verlängert; am Kropf aber weder bei Alt noch Jung eine Auszeichnung bemerkbar. Im zweiten Jahr ist die Holle auf dem Hinterkopf mehr verlängert, sonst alles weiß. Im dritten Jahr mit größerem Kopfputz, der rostgelblich angeflogen ist, und den Unterhals umgiebt ein zwei Finger breites rostgelbes Halsband. Vom vierten Jahr an ist der Vogel in größter Vollkommenheit; auf dem Hinterkopf und Genick sind die Federn zu einem großen Busch verlängert, die längsten fast bis zu 17 cm, mit rötlich ockergelbem Anflug; die untere Halswurzel umgiebt ein breites rostgelbes Halsband; sonst ist alles schneeweiß. Der Dunenvogel ist weiß, das weiche Schnäbelchen und die Füßchen sind hellbleifarbig. — Das Weibchen ist in Größe geringer.

Ein wunderbar geformtes Instrument ist der Schnabel und vielen Veränderungen unterworfen, bis er eine feste Form hat; im ersten Lebensjahr bleibt er weich und biegsam, im zweiten Jahr bekommt er Querrunzeln, welche bis zum vierten Jahre immer stärker werden und von der Stirn bis nahe zum Schnabelrande vorgehen. Die Farbe desselben ist ebenfalls verschieden; bei jungen Herbstvögeln erst fleischfarbig, oben ins Grauliche, die Zügel und Augenkreise sind grauweiß; dies wird immer dunkler, denn beim dreijährigen Vogel ist der Oberschnabel samt Randleiste schwarz, die Vertiefungen zwischen den Runzeln sind hell schieferblau, das Ende des Schnabels ist ockergelb, der Kehlsack rötlichgelb, die Zügel weißgelb; die Iris geht von Hellgrau in Braungelb und endlich in Blutrot über, die Füße sind schwarz.

Der Löffler findet sich in der gemäßigten und warmen Zone von den Kanaren und Azoren, als westlichste Ausbreitung, bis Mittel-Indien, und noch weiter ostwärts in Asien bis Süd-China, wo ihn Pater Swinhoë als Wintergast kennen lernte. In unserem Erdteil ist Holland der nördlichste Brutplatz, den wir kennen. Das Vorkommen des Löfflers im nördlichen Holland ist — im Vergleich zu seinen sonstigen warmen Wohnplätzen — eigentlich auffallend und beweist für diese Niederung eine sehr milde Temperatur. Viel häufiger ist er in den Donauniederungen von Ungarn (etwa von Fünfkirchen an) bis in die Dobrudscha hinein. Auf dem Reihersumpf Blatjo bei Rassowa brütet er zu Tausenden. In den übrigen, hier nicht genannten Südstaaten, Griechenland mit eingeschlossen, erscheint er nur auf dem Zug und brütet nicht daselbst. In Afrika ist er, nach Heuglin, längs des ganzen Nil; im Winter sehr häufig in Unter-Egypten. Er bewohnt sumpfige Gegenden, welche von vielen stehenden und langsam fließenden Gewässern durchschnitten sind, wo er die freieren Stellen zwischen den hohen Wasserpflanzen aufsucht, denn er versteckt sich nicht im Schilf und Rohre. Die Gewässer, welche ihn anziehen, müssen schlammigen Boden haben, sonst verweilt er nicht lange. Die ganz klaren Gewässer besucht er äußerst selten. In der Nähe des Meeres lebt er hin und wieder häufig, doch nicht an ganz freiem Meeresstrand, sondern an morastigen Stellen von fließenden Wassern gebildet, in einsamen Deltas, welche dem Meeresstrand nahe sind. Gern stellt er sich auf die kahlen Aeste hoher Bäume und hält auch, wo es angeht, Nachtruhe auf denselben. Er überwintert unter einem südlichen Himmel, dem er im August zuzieht und von dem er im März und April wieder zurückkehrt. Beim Zug beobachten sie eine schräge Zuglinie, die sie einhalten, auch wenn man mehrmals auf sie schießt.

Er pflanzt sich in Ungarn, besonders in den Donauniederungen in Menge fort, seltener in Holland; in Deutschland ist aber bis jetzt kein Fall bekannt. Er nistet am liebsten auf Bäumen, nahe dem Wipfel, wenn es solche in der Nähe seines Aufenthalts giebt; aber auch auf Weidenbüschen oder im Rohr und hohen Binsen. Wo ihrer viele beisammen sind, bilden sie gern Kolonien wie die Saatkrähen und bauen dann so viele Nester auf einen Baum, als sie eben anbringen können. Dazu machen sie so viel Lärm wie diese. Das Nest ist ein breites sperriges Geflecht von Reisern und Rohrstengeln, Rohrblättern u. dgl., wenig vertieft, und gleicht einem Reiherneft. Die 2 bis 3, sehr selten 4 Eier, sind groß, starkschalig, grobkörnig mit sichtbaren Poren, glanzlos, regelmäßig eiförmig, von Farbe weiß, frisch schwach ins bläuliche spielend, mit feinen rötlichgrauen Fleckchen und verschiedenen Fleckchen von dunkelolivenbräunlicher oder rostbräunlicher Farbe. Oefter kommen auch ganz ungefleckte Eier vor. Die Flecken sind oberflächlich und lassen sich frisch mit heißem Wasser abwaschen. — Die Jungen werden aufgezogen wie junge Störche, aber mit zarteren Stoffen, wachsen langsam heran, bleiben so lange im Neste, bis sie völlig fliegen und sich selbst Nahrung suchen können, werden dann von den Alten in die Sümpfe geführt und sich aber bald ganz überlassen.

Der Schnabel ist zu schwach und biegsam zum Töten größerer Tiere, deshalb besteht die Nahrung aus Larven, Insekten, Laich, kleinen Fischen von 10—15 cm Länge, Krebsen, kleinen Schnecken, Muscheln, Fröschen und derlei Wassertieren, die er bewältigen kann. Er durchschnattert die Gewässer wie die Enten mit dem Schnabel, in dem er Gefühl hat, oder durchstreift den Schlamm, indem er mit dem Schnabel quer hin und her fährt und die zwischen die geöffneten Schnabelspachteln kommenden Weichtiere heraustastet und verschlingt. — Der Löffler ist leicht zu zähmen, daher wird er häufig zwischen anderem Geflügel auf dem Hof gehalten, wo er viel Anhänglichkeit an seinen Futterherrn zeigt, und sich als ein harmloses, reinliches Tier beliebt macht. Aufgezogene Junge können zum Aus- und Einfliegen gebracht werden und werden sehr anhänglich; mit anderem Geflügel leben sie in gutmütiger Friedfertigkeit, müssen aber im

Winter vor Frost geschützt werden. Mit dem Schnabel versteht der Löffler zu klappern, doch lange nicht so kräftig als ein Storch; sonst hört man noch eine reiherartige quackende Stimme. Sein Flug ist leicht und schön, oft schwebend und kreisend, wobei er den Hals gerade ausstreckt, wodurch er sich vom Reiher unterscheidet; sein rascherer Flügelschlag unterscheidet ihn vom Storch. — Man füttert ihn mit Fischen bis zu 12 cm Länge, die größeren werden zerstückelt; will man ihm Fleisch geben, so muß dies ebenfalls zerstückelt werden und von besserer Qualität sein, als bei Reiher und Storch. Belon hat mit Eingeweiden von Federvieh einen Löffler lange erhalten.

Als ein sehr mißtrauischer und scheuer Vogel muß der Löffler ungesehen hinterschlichen werden, um einen Schuß mit Erfolg anbringen zu können.

Dritte Familie: Flamingo, Phönicopterus, *Linné* 1748.

Auf Grund eingehender Untersuchungen hat Dr. Reichenow in einer gründlichen Arbeit, Cab. J. 1877, S. 131ff., nachgewiesen, daß die Flamingos zu den Schreitvögeln gehören und nicht den Schwimmvögeln zuzurechnen sind, wie von vielen Systematikern alter und neuer Zeit angenommen wurde. Ich lasse den Flamingo, dieser Anordnung zufolge, nach dem Löffler folgen.

Der Schnabel ist etwas länger als der kleine Kopf, dick, hohlzellig; von der Mitte in einem stumpfen Winkel schnell herabgebogen, spitzewärts enger; von den Nasenlöchern an ist die obere Kinnlade viel niedriger als die untere, an der Wurzel dreiseitig, dann plattrund, dann ganz platt mit Saumleisten; der Gaumen wie eine stumpfe dreieckige Leiste; die untere Kinnlade zweimal so hoch als die obere, inwendig muldenförmig ausgehöhlt, worin die dicke fleischige Zunge liegt; die Schnabelränder mit kurzen lamellenartigen Zähnen besetzt; der Kiel längs der Mitte eingedrückt, sodaß die Spitze des Unterschnabels fast viereckig wird. Der Oberschnabel steht im Verhältnis zum unteren wie ein Deckel zu einer Dose. Nasenlöcher in einer großen Haut, länglich, schmal, durchsichtig, vom Nasloche bis zur Spitze eine Furche; Zügel nackt; der Rachen nur bis an den Kopf gespalten; das Auge sehr klein; Füße außerordentlich lang und dünn, fast bis an den Leib hinauf nackt; die ziemlich kurzen Vorderzehen durch Schwimmhäute verbunden, die mondförmig ausgeschnitten sind; die hochgestellte Hinterzehe äußerst klein; die Nägel kurz, platt; Läufe vorn und hinten quer-getäfelt, seitlich mit einer Reihe feiner Schilder besetzt. Der Flügel mittellang, hat insgesamt 27 Schwingen, die 1. bis 2. die längsten, der Schwanz kurz, gerade, ohne konstante Federzahl, denn man zählt 12, 14 oder auch 16 Steuerfedern. Einmalige Mauser, aber nach dem Alter ziemliche Verschiedenheit der Farbe. Im Jugendkleid weiß, oben graulich gefleckt.

Die Flamingos sind wunderbar schöne oder seltsam prächtige Vögel mit auffallend langen Gliedmaßen, übermäßig schlanken Stelzenbeinen, ungemein dünnem und langem Hals und kleinem Rumpf; dazu die ganz eigentümliche Form des plump aussehenden Schnabels, welche eine wunderlich aussehende Vogelgestalt vollendet, die es dem Systematiker erschwert hat, derselben den richtigen Platz anzuweisen. — Sie gehören der warmen Zone an, leben außer der Brütezeit gesellig an den Sandbänken der Gestade, an baumlosen großen Strandseen, an Sümpfen, welche frei von Schilf sind, an freien Meerbusen und Lagunen, an brackigen Wassern in der Nähe des Meeres, von denen sie sich auch nie weit entfernen; waten gern bis über die Knie im Wasser, schwimmen im Notfall gut, gehen zierlich, fliegen leicht und hoch, und nähren sich von zarten Wassertieren, feinem Gesäme und Grünem. Den sonderbaren Schnabel benutzen sie auch auf sonderbare Weise, nämlich verkehrt; indem sie den Kopf herabbiegen, kommt der obere Teil zu unterst und so durchschnattern sie den weichen Schlamm wie die Enten. Dazu trippeln sie mit den Füßen in dem Schlamm mit kurzen Schrittchen, um die in demselben ruhenden Mollusken aufzurühren und leichter zu erhaschen. Sie halten sich nur auf dem Boden auf, denn wegen der kurzen Zehen — insbesondere wegen der verkümmerten Hinterzehe — an ihren langen Ständern können sie nicht aufbäumen. Es ist daher Vorsicht, daß sie nur ganz freie Wasserflächen bewohnen, wo sie bei Tag und Nacht eine weite Umschau haben und jede Gefahr schon von weitem sehen oder hören und derselben entfliehen können. — Ihrer Organisation entspricht auch ihre Nistweise. Sie nisten in schwer zugänglichen großen Sümpfen, bauen ein hoch aufgeschichtetes Nest und legen 2 weiße Eier. — Das Skelett zeigt nach Dr. R. Wagner folgende Bildungen: Der Schädel hat eine ziemlich abgerundete Form ohne Leisten und Kämme; das Hinterhauptsloch ist mehr dreieckig als rund; die Halswirbel übertreffen an Schmächtigkeit die aller Sumpf- und Wasservögel, selbst die der Reiher bei weitem, sind von länglicher Form und an Zahl 18; die 8 Rückenwirbel bieten das Merkwürdige dar, daß der zweite bis fünfte ganz verschmolzen sind; Schwanzwirbel sind es 7; die Oberarmknochen sind lufthaltig. Der Schlund ist enge, hat

im letzten Drittel eine kropfartige Erweiterung, und wird dann wieder enge; ein Kropf wird bei anderen Sumpfvögeln nicht beobachtet; der Muskelmagen ist groß, glatt und ausnehmend muskulös, viel mehr als beim Kranich, fast wie bei den Enten u. s. w. Von dieser merkwürdigen Familie unterscheidet man 6 Arten, davon zuweilen in Europa: 1 Art.

Der Flamingo. Phönicopterus ruber, *Linné* (= roseus, *Pall.*).

Flaming, Flamant, Flammenreiher, Scharten- oder Scharnierschnabel. — Phönicopterus, alte Autoren; — *L. cit.*; — Phön. roseus, *Barrère* (hat noch mehrere Arten bestimmt) 1745; *Pall.* 1811; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Phön. auctorum, *Möhr.* 1752; — Phön. ruber*), *L.* 1758—66; *Scop.*; *Blumenb.* 1779; *Gm.*; *Bechst.* 1805 pag. 267; *Br.* 1831, 1855; *Oken* 1837; *Rennie* 1839; *K. & Blas.* 1840; — Phön. antiquorum, *Temm.* 1815; *Br.* 1831, *Naum.* 1838; *Gray* 1871; — Phön. europaeus, *Vieill.* 1816. — *) Der von Linné gegebene Name ist zur Ueberschrift gewählt. L. hat mit „ruber“ den in Europa erscheinenden Flamingo deutlich bezeichnet. „Habitat in Afrika, rarius in Europa.“ Der Erdteil Amerika ist irrtümliche Angabe. Auch sein Citat aus Martial: „Dat mihi penna rubens nomen etc.“ beweist, daß er den Phön. antiquorum beschrieben hat. Amerika war den Alten unbekannt!

Kennzeichen. Gefieder weiß bis rosa; Schwingen schwarz; Unterseite der Flügel rosenrot; Oberseite derselben im Alter rot, in der Jugend dunkelgefleckt.

Länge eines sehr großen männlichen Vogels 12 dcm, Hals 67,2 cm, Flugbreite 15,8 dcm, Schwanz 14,4 cm, die Flügel erreichen das Schwanzende bis auf 3,6 cm, Schnabel 15,2 cm, Lauf 37,8 cm, über dem Lauf nackt 27,6 cm, Mittelzehe samt Nagel 9 cm. — Länge eines kleinen weiblichen Vogels 8,6 dcm, Hals 46,8 cm, Flugbreite 13,7 dcm, Schwanz 11,4 cm, Schnabel 13,8 cm, Lauf 23,4 cm, darüber nackt 16,2 cm, Mittelzehe samt Nagel 7,2 cm. Man sieht, daß die Maße bedeutend differieren. Rumpfgröße eines Fischreihers.

Beschreibung. Der alte Vogel ist zart rosenrot überlaufen, unten am wenigsten; der Oberflügel ist auf beiden Seiten schön rosenrot, wie das Innere einer Centifolienrose, die größern Schwingen tief schwarz. Im zweiten Jahr ist der Vogel weiß; der Flügel wunderschön rosenrot; die Schwingen erster und zweiter Ordnung kohlschwarz. Im Jugendkleid ist die herrschende Farbe ein grauliches Weiß; der Oberrücken ist trüb weiß mit schwärzlichen Schäften; die kleinen Flügeldeckfedern sind weiß mit braunschwarzen Schaftstrichen, die sich an den Federenden ausbreiten; die größten sind braunschwarz gefleckt und heller gesäumt. Die Schwingfedern sind tief braunschwarz. Am Unterflügel sind die Deckfedern weiß, sanft rosenfarbig überlaufen. Die weißen Schwanzfedern, die beiden mittelsten ausgenommen, haben am Ende einen schwarzbraunen Randfleck. — Das Weibchen ist etwas kleiner und matter gefärbt. — Der Schnabel ist im Alter rosenrot, bei zweijährigen Vögeln gelblich, bei Jungen blaß ockergelb, in jedem Alter spitzewärts schwarz; die Zunge ist fleischfarben; die nackten Teile am Kinn, Zügel und die Lider sind weiß oder rötlichweiß, bei Jungen gelblichweiß; das kleine Auge ist zuerst weißgrau, dann braungelb, im Alter blutrot; die Füße sind erst gelblichfleischfarben, an den Gelenken bleifarbig, dann gelbrötlich, und im Alter trüb rosenrot.

Der Flamingo ist als Brutvogel nur an den Strandseen Nord-Afrikas, von Senegambien und Marokko an bis zum Roten Meer, von da ostwärts durch Mittel-Asien an allen größeren und kleineren Gewässern, am Schwarzen und Kaspi-Meer, besonders auf der Ostseite des letzteren, am Aral — und an andern großen Seen der Kirgisensteppe — zu treffen. In den Niederungen des Kaspimeeres liegen eine Menge Salzseen; viele derselben sind Ueberreste des ehemaligen Meeres, das den Boden des Steppenlandes einst bedeckte. Das ist ein Eldorado für Sumpf- und Wasservögel. Auch an den Strandseen Süd-Asiens bis Indien wird er als Brutvogel getroffen. „In großen Flügen am Mittelmeer und seinen Brackwassern,“ sagt Heuglin, „einzeln auf der Nordhälfte des Roten Meeres und am Nil bis Ober-Egypten.“ Daß er in früheren Zeiten auch an den Strandseen Süd-Europas als Brutvogel vorkam, ist wohl nicht zu bezweifeln, was aber der vorsichtige, viel verfolgte, deshalb menschenscheue Vogel in der Neuzeit wohl nicht mehr unternimmt. Doch erscheint er alljährlich auf den größeren Seen Sardiniens und Siciliens, an den Strandseen Spaniens, Süd-Frankreichs und Italiens; dagegen nur selten oder zufällig in Griechenland und Klein-Asien; auf Cypern aber im Winter nicht selten. Als große Seltenheit fliegt dieser Vogel, der dem heißen Erdgürtel angehört, nach nördlicher liegenden Ländern, doch sind Fälle verzeichnet, daß ein Flamingo in der Schweiz am Neuburger See (1795), ein anderer am Rhein bei Alzey erlegt wurde; und im Juni des heißen Jahrgangs 1811 erschien eine Truppe von 27 Stück am Rhein bei Kehl, wovon 6 Stück erbeutet wurden. Alle diese Vögel waren im Jugendkleid, denn alte Flamings entfernen sich nicht leicht weit von der Meeresküste oder von größeren Gewässern. — Die Flamingos sind Seevögel und lieben die Salzwasser oder auch Brackwasser, und nur an großen einsamen Gewässern gehen sie tiefer landeinwärts. Besonders

lieben sie die morastigen Umgebungen der Flußmündungen und die sogenannten Lagunen. Sie halten sich an freien, flachen Orten auf, verbergen sich nie in Sumpfpflanzen, setzen sich niemals auf Bäume, sind überhaupt in Gegenden, wo weit und breit keine Bäume wachsen. Da der Flamingo warmen Erdstrichen angehört, wird er nicht durch Kälte vertrieben, hat aber doch einen Wandertrieb, denn im September streichen sie auf andere Futterplätze, im März wieder zurück auf die Brütplätze.

Das Nest steht im weitausgedehnten Sumpfe an einsamen freien Orten, ist ein aus Schlamm und faulen Wasserpflanzen zusammengetragenes und gescharrtes Hügelchen und wird mit trockenen Pflanzen belegt, bis es die Höhe von etwa 6 dcm erreicht. Es steht immer in seichtem Wasser. Die 2, sehr selten 3, Eier sind weiß ohne Flecke, mit ziemlich tiefen, großen, unregelmäßigen Poren in der Schale, und diese noch mit einem kreideartigen Ueberzug von kohlensaurem Kalk, der sich leicht abkratzen oder abwaschen läßt. Sie sind fast so groß wie Gänseeier, haben aber eine länglichere Form, und sind 7,7 cm lang und 4,8 cm breit. — Fast genau wie hier erzählt, hat der englische Seefahrer W. Dampier 1700, und der Franzose Pater Labat 1722, den Nestbau, die Eier und das Brutgeschäft der amerikanischen Flamingos beschrieben, was uns Buffon mitteilt. Sie geben aber, samt Catesby, an, daß der brütende Vogel auf diesem Nesthügel mit hängenden Beinen sitze, so wie etwa ein Mann auf einem Taburet, d. h. nur mit dem Unterleib Nest und Eier berührt, die langen Beine dagegen rechts und links herabhängen lasse. Das haben aber erwähnte Beobachter nicht richtig beobachtet, wie schon Naumann vermutete. Die Flamingos brüten gerade wie es andere hochbeinige Vögel: die Störche, Reiher, Kraniche u. a. auch machen, d. h. sie ziehen die Beine auf und knicken sie auf dem Neste ein, wodurch sie einen natürlichen Sitz erhalten. Die Brutzeit soll 4 Wochen dauern, und die Paare sich ablösen. Die scheuen und wachsamen Vögel lassen sich beim Brüten aber nicht leicht beobachten. Das kann nur mit Hilfe guter Ferngläser in gedeckter Stellung geschehen, daher hält es auch überaus schwer, in solchen Dingen präzise Beobachtungen zu machen. — Der Reisende Mr. H. A. Blake hat auf einer der Bahamainseln, Abaco genannt, brütende Flamingoweibchen genau und lange beobachtet und zwar mit Hilfe eines Glases, mit dem er jede Feder sehen, die Farbe der Augen unterscheiden und jede Bewegung überwachen konnte. Das Beobachtungsterrain war von etwa 700—1000 Flamingos bewohnt. Die Männchen hielten Wache, die Weibchen brüteten. Mr. Blake sah genau, wie die Weibchen auf die Nester gingen und sich setzten. In jedem Fall wurden die Beine unter dem Vogel in gewöhnlicher Weise zusammengelegt. Mr. Blake sah sie auch von den Nestern heruntergehen, wozu die Vögel wieder ihre Beine in gewöhnlicher Weise ausstreckten. Kein Vogel saß reitend auf dem Nest! Ausführlicheres in Cab. J. 1888, S. 302; — ferner Ibis 1887, S. 88.

Die mit hellgrauem Flaum bekleideten Dunenjungen verlassen das Nest bald, denn trotz ihrer Stakelbeine können sie bald sehr schnell laufen und schwimmen, und wissen sich gut durch Niederdrücken zu verbergen. Ihr unscheinbares Dunenkleidchen begünstigt dieses sehr. Anfänglich haben sie einen geraden Schnabel und die wunderliche Form bildet sich erst später allmählich aus. Fliegen lernen sie, nach Dampier, erst, wenn sie ausgewachsen sind.

Eine besondere Eigenheit zeigen die Flamingos, wenn ihrer mehrere beisammen sind, dadurch, daß sie sich nach dem Niederlassen in einer einzigen Reihe nebeneinander aufstellen, wie paradierende Soldaten, und mit emporgestreckten Hälsen die Gegend ausspähen, ehe sie ihren Nahrungsgeschäften nachgehen. Das Gleiche bemerkt man übrigens auch bei Fischreihern und Schwarzen Störchen. Diese wunderbar gestalteten merkwürdigen Vögel sind ausgezeichnet durch den ungewöhnlich dünnen und langen Hals und die langen und dünnen Stelzenbeine, welche den etwas klein scheinenden, ziemlich schlanken Rumpf zu tragen haben. Wenn der Vogel mit emporgestrecktem Halse gerade steht, giebt er einem Menschen von Mittelgröße wenig nach; gewöhnlich ist aber der Hals in sanfte S-form gebogen. Sein Gang ist zierlich; mit großen aber leichten Schritten kommt er schnell vorwärts. Gewöhnlich steht der Flaming bis über die Knie im Wasser; sehr selten betreten sie die Inselchen oder das Ufer. Wenn ein Flaming ruhen will, steht er auf einem Bein, zieht das andere in die Höhe, knickt es ein und schließt es dicht an den Rumpf an, sodaß er einbeinig aussieht. Vor dem Auffliegen springt er, nach A. Brehm, gar nicht selten halb fliegend, halb laufend auf der Oberfläche des Wassers dahin, wodurch der Flug eingeleitet wird, welcher leicht erscheint, nachdem sich der Vogel einmal erhoben hat; mit kurzen Flügelschlägen rückt er schnell vorwärts. Im Fliegen streckt er die langen Beine und den langen Hals gerade von sich, und erscheint deshalb auffallend lang und schmächtig. An diese Gestalt sind nun die schmalen Flügel genau in die Mitte eingesetzt, und so nimmt der fliegende Flamingo die Gestalt eines Kreuzes an. — Sie schwimmen sehr gut, mit etwas gelüfteten Flügeln, aber nur wenn die Not sie zwingt. Niemals, sagt Reichenow, tummeln sie sich spielend im tieferen Wasser, wie man es bei den Schwimmvögeln sieht. Dabei sind sie gesellig,

außerordentlich wachsam und scheu und fliehen den Menschen schon aus weiter Ferne. Die ältesten und erfahrensten Vögel halten Wache und sind äußerst schwer zu überlisten. Ein Boot lassen sie bei Tag niemals auf Schußweite herankommen, und nur bei Nacht gelingt es den arabischen Fischern, sich anzuschleichen, indem sie auf flachen Booten in die Nähe der schlafenden Vögel rudern, aussteigen, und dann mit größter Vorsicht, nur den Kopf über Wasser und denselben mit Schilfrasen überdeckt, langsam in die Nähe des Wachvogels treiben, schnell dessen Kopf unter dem Wasser lautlos machen und dann im stande sind, noch einige der Schläfer zu erbeuten, ehe die andern den unheimlichen Feind merken und davonfliegen. Auch spannen die Araber des Nachts zwischen 2 Barken in ziemlicher Höhe gewöhnliche Fischnetze aus und fahren damit in eine Flamingoherde; die erschrockenen Vögel fliegen auf und verwickeln sich in den hochgespannten Netzen, wo man sie alsdann lebendig auslösen kann. — Wie äußerst vorsichtig und scheu aber diese Vögel sind, erfuhr Kronprinz Rudolf und sein Begleiter A. Brehm in Spanien: In den Niederungen des Guadalquivir, Marismas genannt, trafen sie eine ungeheure Schar Flamingos, Brehm schätzte sie auf die große Zahl von 4—6000, und trotz aller Anstrengungen und Jägerlisten gelang es den beiden geübten Schützen nicht, auch nur ein einziges Stück zu erbeuten.

Ein Flug dieser prächtigen Vögel mit den rosenroten Flügeln gewährt einen herrlichen Anblick; sie beobachten dabei die gewöhnliche Ordnung, in Keilform zu fliegen. Wollen sie sich niederlassen, so lösen sich die Reihen auf und die Vögel drehen sich nun, in einer großen Spirallinie schwebend, dieselbe aber allmählich verengernd, abwärts, um sich vorerst in Reihe und Glied am Wasserrande aufzustellen. — Ihre Stimme ist ein heiseres rauhes „krak“, ein gleichsam mühselig hervorgepreßtes Gekrächz, und ein gänseartig höher klingendes Geschrei, gleichsam ein überschnappendes „krak“.

Der Flamingo lebt nur von ganz kleinen weichen Geschöpfen, welche sich im Schlamm der salzigen Gewässer in unzähliger Menge finden; sein Schlund ist so enge, daß er höchstens fingerslange und schmale Tierchen zu verschlucken im stande ist. Ein eigentlicher fischfressender Vogel kann er deshalb nicht sein. Er nährt sich vielmehr von Laich, Fischbrut, Mollusken, kleinen Würmern, Larven und außerordentlich kleinen Seekonchylien, auch frißt er zarte Vegetabilien. Diese schnattert er nach Entenart auf, spritzt das Wasser seitwärts durch die Lamellen aus und behält die genießbaren Stoffe zurück, wobei ihm die große fleischige Zunge wesentliche Dienste zu leisten bestimmt ist. Aber etwas zeichnet den Flamingo in der ganzen Vogelwelt aus, daß er nämlich seine Nahrung zu sich nimmt, indem er den Scheitel und den Oberschnabel nach unten, den Unterschnabel nach oben (also verkehrt) dreht; dadurch wird der entsprechende Bau des langen Halses und der eigenartigen Schnabelform ganz klar, und man kann nicht umhin, dieser sonderbaren Organisation, auf diese Weise verwendet, auch die möglichste Zweckmäßigkeit anzuerkennen.

Will man diesen interessanten, harmlosen Vogel in der Gefangenschaft unterhalten, so muß der Boden seines Aufenthalts mit Wassersand dick belegt sein, um die weichhäutigen Füße zu schonen, wobei ein größeres Wassergeschirr oder noch besser, ein Bassin mit temperiertem Wasser nicht fehlen sollte; die künstliche Fütterung muß aus zerkleinerten, weichen, aber sehr nahrhaften Stoffen bestehen, welche der Vogel leicht zu sich nehmen kann. Das Futtergeschirr soll 15 cm Tiefe und einen Durchmesser von 30 cm haben. Einem rund ausgedrehten Geschirr würde ich den Vorzug vor einem viereckigen geben, weil dadurch die Bewegungen des verkehrt fressenden Vogels am wenigsten behindert sind. Man füttert sie mit halbgekochtem Reis oder aufgequellter Hirse, altbackenen, wieder erweichten Semmeln, Ameiseneiern, zerriebenem Kalb-, Hammel- oder Rindfleisch, mit einer Prise Salz gemischt. Als Grünzeug giebt man zerschnittenen Kopfsalat und Wasserlinsen. Bei reinlicher, weicher Bodenunterlage, damit sie nicht fußkrank werden, sowie gleichmäßiger Temperatur, nicht unter 16 Gr. R., dürfte es gelingen, sie lange in Gefangenschaft zu erhalten. Bei Gefangenen verbleicht die Rosenfarbe etwas.

Bei den alten Römern galt die fette Zunge und das Gehirn des Flamingo für einen köstlichen Leckerbissen, der trotz der ungeheuern Kosten bei einem größern Gastmahl nicht fehlen durfte. Reiche Schwelger haben ganze Schüsseln voll davon auftragen lassen. Der Epigrammatiker Valerius Martial witzelte darüber: Dat mihi penna rubens nomen; sed lingua gulosis nostra sapit: quid! si garrula lingua foret? Zu deutsch folgender Sinn: Die rote Feder gab mir den Namen; nach unserer Zunge gelüstete es üppigen Gaumen; was aber könnten wir erzählen! wenn diese Zungen (von den ausschweifenden und sittenlosen Gelagen) reden könnten? — Linné bezeichnet als berüchtigte römische Schwelger: den reichen Feinschmecker Apicius, welcher ein Kochbuch (aber nicht für Hausmannskost) hinterließ; und das Kleeblatt der abscheulichsten römischen Kaiser, Verschwender und Wüstlinge: Caligula, Vitellius und Heliogabal. Siehe auch die Note zu der Synonymik.

Vierte Familie: **Storch**, Ciconia, *Linné* 1735.

Briss. 1760; — Ardea, *L.* 1746; *Möhr.* 1752; — Pelargus, *Naum.* 1838.

Die Kehlhaut ist nackt und sehr dehnbar; der Schnabel hart, mit der flachen Stirn gleich hoch, lang, gerade, oder ein wenig aufwärts gebogen, scharf zugespitzt, mit schneidend scharfen eingezogenen Rändern, spitzewärts schwach zusammengedrückt, glatter Oberfläche und kurzer Nasenfurche; er ist länger und walzenförmiger als bei den Reihern; Nasenlöcher klein, ritzartig, nahe der Stirn; die Zunge ist ungemein klein, pfeilförmig, kaum 3 cm lang, wodurch sie sich sehr von der anderer Watvögel unterscheidet; sie werfen auch, wie alle Vögel mit so kurzer Zunge, die Nahrungsmittel durch eine gewisse geschickte Wendung des Schnabels bis an die Kehle; die Füße sehr lang, ziemlich stark, hoch über die starken Fersengelenke hinauf nackt, mit kurzen Zehen; die Läufe auf der Vorder- und Rückseite genetzt, an den Zehen geschildet; die äußeren Zehen bis zum ersten Gelenk mit einer Spannhaut, nach innen mit einer kleinern; die kurze Hinterzehe etwas höher gestellt; die Krallen sehr kurz, nägelartig; Flügel groß, lang und ziemlich breit, mit langen Armknochen, aber weniger langen Schwingen, die 3. oder 4. die längste; die längsten Schulterfedern groß und breit, wie die Schwingen zweiter Ordnung; der Flügel hat im ganzen 30 Ruderfedern; der Schwanz kurz, abgerundet, 12fedrig. Die Haut ums Auge ist nackt, unter den Augen verläuft nach dem Oberkiefer hin eine Federschneppe. Jährlich einmalige Mauser, ohne eine sehr merkliche Veränderung zwischen Alter und Geschlecht; die Mannbarkeit scheint erst nach dem zweiten Jahr einzutreten. Das kleine Gefieder an Kopf und Hals ist schmal und spitz.

Die Störche sind große Vögel mit langen dünnen Hälsen, hohen Beinen, mit kurzen Zehen, großen Flügeln und schließen sich durch die Gruppe Tantalus an die Ibisse an. Der Hals wird nie so scharf in die S-Form gedrückt und beim Fluge wird der lange Hals gerade ausgestreckt, was sie auffallend von den Reihern unterscheidet; auch ist ihr Körper stämmiger als bei diesen. — Die Störche unterscheiden sich auch, nach Nitzsch, durch mehrere Verhältnisse ihrer Organisation; das Skelett ist stärker und kräftiger, die Hirnschale weit weniger gestreckt und mehr gewölbt; die 15 Halswirbel sind weit weniger schlank als bei den Reihern, und werden in ganz andern Verhältnissen gebeugt; 5 Rückenwirbel mit 5 wahren Rippen und einem den letzten sich anlegenden Rippenrudimente u. s. w. In Hinsicht der Pneumaticität der Knochen ist bemerkenswert, daß alle Knochen der Vorderglieder marklos und der Luft geöffnet sind. Der Magen ist muskulös, jederseits mit einem glänzenden Sehnenspiegel versehen. Darmschlingen in schräger bis spiralförmiger Lage. Blinddärme verkümmert. Als eine Ausnahme von andern Schreitvögeln kommt bei den Störchen eine Gewöllbildung vor. Sie bewohnen die ganze Erde, ausgenommen Nord-Amerika, welches keinen Storch besitzt. Von etwa 20 Arten der Gesamtfamilie Ciconidae kommen auf die typische Familie Ciconia 6 Arten, davon hier beschrieben: 2 Arten.

Der Weiße Storch. Ciconia alba, *Linné.*

Taf. 44, Fig. 2.

Gemeiner Storch, Hausstorch, Storch, Stork, Adebar, Heilebar, Ebinger, Honneter, Langbein, Klapperbein. — Ciconia, alte Autoren; — Ciconia alba, *Will. et Ray*; *Albin*; *L.* sämtliche citiert 1746—66; — Ciconia alba, *L.* 1746—48; *Briss.* 1760; *Gm.*; *Bechst.* 1793, 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Ardea ciconia, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Brünn*; *Gm.*

Kennzeichen. Hauptfarbe weiß; Schwingen, große Flügeldeckfedern und Schulterfedern schwarz; die nackte Stelle ums Auge schwarz und glatt; Gurgel, Schnabel und Füße rot; die 4. Schwinge die längste.

Länge 88,8 cm, Hals 31,2 cm, Schwanz 24 cm; Flugweite 2 m, Flügellänge 57,6 cm, die ruhenden Flügel überragen das Schwanzende etwas; Schnabel 18 cm, Lauf 21,6 cm, Mittelzehe samt Nagel 9 cm. Größe einer Hausgans, scheint aber wegen seiner hohen Beine, seines langen Halses und Schnabels und wegen der breiten Flügel größer zu sein, obgleich er dem Rumpf nach nicht dem einer Hausgans nahe kommt, denn der ganze große Vogel wiegt nur zwischen 3 und 4 Kilo. Nach Bechstein soll der Storch nur 4 Pfund wiegen.

Beschreibung. Die Federn am Kropf sind bei Alten verlängert und bilden einen großen Flatterbusch. Hauptfarbe weiß; sämtliche Schwingfedern, große Flügeldeckfedern und die längsten Schulterfedern sind tief schwarz; die der zweiten Ordnung auf den Außenfahnen aschgrau überpudert. Das

Jugendkleid ist im Gefieder unvollkommen. Schnabel und Füße sind blässer. Im Dunenkleid sieht der dichte wollige seidenreiche Flaum einfarbig grauweiß aus; Schnabel und Füße sind gelblichgrau; die Iris weißgrau. — Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, sonst gleichgefärbt. — Der Schnabel ist zinnoberrot; die Iris des kleinen Auges ist dunkelbraun mit silbergrauem Rande, die Füße sind prächtig zinnoberrot, an den Schildern weißlich.

Der Storch bewohnt viele Länder der Alten Welt, besonders die gemäßigten und warmen; er kommt in Schweden noch unter dem 57. Grad n. Br. vor; hat seine Zuglinie im Drange des Zugtriebes zwar schon bis zum 70. Grad verlängert, ohne jedoch hier brüten zu wollen, und ohne im nächsten Jahr nochmals zu erscheinen. In Polen, Preußen, Dänemark ist er ungemein häufig, noch mehr in Schleswig, Holstein, Mecklenburg, Hannover, Oldenburg, Westfalen und Holland; in Mittel- und Süd-Deutschland ist er bekannt, aber nicht mehr so häufig wie früher; in England sehr selten; in Frankreich und Spanien nicht häufig. In Oesterreich-Ungarn in manchen Gegenden gemein. In der Türkei als heiliger Vogel sehr gern gesehen und beschützt, daher nicht selten, in manchen Gegenden sogar zahlreich; von den Griechen wurde er aber nach der Revolution (die 1833 zu scheinbarem Ende ging) nicht adoptiert und als Türkenvogel fast gehaßt und verscheucht, deshalb findet man in Nauplia, Patras, Syra und Athen keinen mehr. In Klein-Asien ist er viel häufiger zu finden als in Griechenland. Im russischen Reiche findet man ihn in den polnischen Provinzen, in Kurland und auch am Terek; in der Bucharei; ferner im westlichen warmen Asien und in einem großen Teil Afrikas. Nach A. Brehm trifft man sie bis ins tiefste Innere, noch bis über den 13. Grad nördl. Br. hinaus. — Heuglin sagt: „In Nordost-Afrika Zugvogel. Ueberwintert in Durrah-Feldern in Ost-Sennaar in großen Scharen." Aber auch auf der Westseite Afrikas zeigen sich Störche, denn man findet sie in den Atlasländern und auf den Kanaren. Vor ca. 15 Jahren (etwa 1868) soll — zufolge Schiffernachrichten — eine große Menge im Atlantischen Meer, durch einen Orkan verschlagen, ertrunken sein, und Hofjägermeister Brun in Dänemark ist der Ansicht, daß seit jenem Massentod die Anzahl der Störche in seinem Vaterlande stark abgenommen hat. (Ornis 1885, 126.) Auch für einen Teil Württembergs ist festzustellen, daß die Anzahl der Brutstörche zurückgeht; das ersehen wir aus den vielen leeren Nestern auf den Kirchdächern der Ortschaften, die schon seit Jahrzehnten unbesetzt bleiben, und wahrscheinlich auch nie mehr besetzt werden. Er hält sich an Flußufern niederer Gegenden, an Seen und Teichen, in Sümpfen und Moräften, auf Niederungen mit Wiesen und Gräben, sehr häufig in angebauten Gegenden, in der Nähe der Menschen auf, deren Wohnungen er auch meistens für sein Nest benützt. Ins hohe Getreide, in hohe Ackergewächse, ins hohe Rohr oder Schilf geht er nie, denn er will nach allen Seiten freie Umschau halten.

Als früher Zugvogel kommt er bei günstiger Witterung zuweilen schon Ende Februar, nicht selten aber erst Mitte März, für den Landmann ein erfreuliches Zeichen des wiederkehrenden Frühlings, und im Laufe des August zieht er wieder ab, um im warmen Asien und Afrika zu überwintern. Daß der Storch an einem bestimmten Tag ankäme und zu einer bestimmten Zeit (den 21. August) uns wieder verlasse, ist ein Märchen, denn wie bei andern Vögeln richtet sich der Zug so ziemlich nach der Witterung, und kann deshalb auf eine oder einige Wochen nie fest bestimmt werden. Sie reisen zumeist am Tage, in langen, schmalen Reihen, aber ohne besondere Ordnung, und wenn sie einmal recht im Zuge sind, so hoch, daß sie dem menschlichen Auge entschwinden. Ende Juli rüsten sie sich schon zur Abreise; sie treiben sich einige Zeit um ihre Geburtsgegend herum, versammeln sich nach und nach truppweise aus der ganzen Umgegend auf Wiesen, die weite Umschau gestatten, oder andern ähnlichen Plätzen, und verschwinden endlich Ende August. Vor der Abreise wird noch viel geklappert, was von vielen hundert Schnäbeln im Chorus recht sonderbar klingt und klappert. Mit Klappern erheben sie sich zur Abreise und mit Klappern verkündigen sie nächstes Frühjahr wieder ihre Ankunft in der Heimat. Während der Weiterreise gesellen sich immer mehrere Truppen zusammen, sodaß sich endlich Heere von 4—5000 Stück bilden. Im Frühjahr reisen sie in kleinern Truppen; die einzelnen Paare lösen sich allmählich ab, sobald sie an ihre Brutplätze kommen, und man bemerkt sie erst, wenn sie im Herniederlassen begriffen sind, oder gar auf einmal klappernd auf den Dachfirsten stehen. Gewöhnlich kommt im Frühjahr das Männchen einige Tage früher an, und nicht selten sieht man das Weibchen an einem schönen Morgen bei dem Neste. Es muß demnach sehr früh oder gar in der Nacht angekommen sein. Ueberrascht sie später noch ein strenger Nachwinter, so laufen sie trauernd umher, suchen offene Gewässer auf, um etwas Genießbares zu finden, leiden aber Not und sterben nicht selten den Hungertod wie andere Vögel, wenn solche Nachwinter lange anhalten. Zurückreisen in mildere Gegenden sieht man sie nicht, wenn einmal der Wandertrieb erloschen ist.

Ihr Nest steht in solchen Gegenden, wo es viele Störche, dagegen wenig Gelegenheit gibt,

Gebäude zu benützen, auf hohen Bäumen, mit ausgebreiteten Aesten, oder solchen, welche die Gipfel verloren haben, oft mehrere Nester nahe beisammen. In unsern Gegenden, wo es wenig Storchenpaare gibt, trifft man dasselbe meistens auf den höhern Gebäuden der Ortschaften, besonders auf Kirchendächern, auf breiten, ungebrauchten Schornsteinen, Dachfirsten u. a. Hier befestigt man ein altes Wagenrad, einen großen aber niederrandigen Korb u. dgl., um ihnen das Nisten zu erleichtern, was sie auch meist bereitwillig annehmen. Ein solches Nest beziehen sie dann alljährlich wieder. Es hat 1 bis $1^{1}/_{2}$ m im Durchmesser, besteht aus Stecken, Reisern, Dornen, Erdklumpen, Rasenstücken, Rohrhalmen, Schilfblättern, Stroh, alten Lumpen u. a.; da sie es alle Jahre ausbessern und neue Materialien auflegen, so bekommt es oft eine Höhe von 1 m und darüber. Derartige alte, hohe Storchennester dienen mit ihren Außenwänden nicht selten Sperlingen, Mehlschwalben, seltener Staren und Hausrötlingen zu Schlupfwinkeln und Nistplätzen, sodaß sich eine solche Vogelkolonie, den Storch in der Mitte, recht lebhaft und bunt ausnimmt. Oft entsteht unter mehreren Störchen Streit um den Besitz eines Nestes, und es dauert zuweilen längere Zeit, ehe sich ein Pärchen behaupten kann, wobei oft blutige Balgereien vorfallen, sodaß sogar schon brütende Vögel wieder abgetrieben wurden. In solchen Fällen kann es sogar vorkommen, daß darüber gar keines den Besitz erringt, und oft nur durch Wegschießen eines der Männchen der Krieg beendigt wird und Ruhe eintritt. In diesem Neste findet man Mitte oder Ende April 3—5 Eier, welche nicht so groß als ein Gansei sind, eine schöne ovale Form und rein- oder gelblichweiße Färbung haben. Ihre Schale ist stark, glatt, wenig glänzend, feinkörnig; die Länge beträgt 7,2 cm, die Breite 5,2 cm. Die Angabe über Brütezeit differiert ziemlich, von 28 bis 31, in der Gefangenschaft gar von 32 bis 34 Tagen, oder ist solche vielleicht noch nicht so genau festgestellt, als es bei einem so häufig vorkommenden Vogel sein sollte. Das Weibchen brütet nach Naumann allein und geht in dieser Zeit sehr selten und nur auf kurze Zeit vom Neste, wo unterdessen das Männchen Wache hält, und auch sonst der Störchin hinreichend Nahrung zuschleppt, überhaupt als sorgsamer Eheherr an ihr und der Nachkommenschaft mit Liebe hängt. Sind die Jungen den Eiern entschlüpft, dann werden sie noch einen Tag von der Mutter erwärmt, und dann erst gefüttert und zwar mit Regenwürmern, Blutegeln, Larven, Fliegen, Käfern und andern Insekten. Später erhalten sie derbere Kost, als: Frösche, Schlangen, Fische, Vögel, kleine Säugetiere u. dgl. Die Jungen liegen anfangs auf dem Bauche und können nicht aufrecht sitzen, was etwa 10 Tage dauert, dann erst vermögen sie aufrecht auf den Fersen zu hocken, wobei sie die Läufe in die Höhe strecken und sich nur allmählich kräftiger entwickeln; es dauert wohl gut einen Monat, bis sie nur stehen können.

Die paar ersten Tage, wenn die Jungen noch sehr klein sind, würgen die Alten denselben einen halbverdauten Futterbrei in den Schnabel, indem sie denselben spitzewärts in den ihren nehmen, sodaß die Jungen nur zu schlingen brauchen, später würgen sie auf den Boden vor die Schnäbelchen, und endlich die Futterbrocken aus dem Kehlsack in reichlicher Menge auf den Rand des Nestes. Nicht selten fallen solche Leckerbissen, wie Fische, Frösche, Schlangen 2c. herab. Niemals gehen beide Alte zumal vom Neste, sondern immer bleibt eins zum Schutze zurück, während das andere nach Nahrung ausfliegt, und bei seiner Zurückkunft von den harrenden Jungen mit freudigem Geklapper bewillkommt wird, so gut sie es mit ihren noch ungeübten Schnäbeln fertig bringen. Mehr als zwei Monate müssen sie im Neste bleiben, innerhalb welcher Zeit sie mit Sorgfalt von den Eltern behandelt werden. Nichts Drolligeres gibt es, als wenn die Jungen einmal stehen können, im Neste herumspringen und sich im Fliegen und Schnabelklappern üben; freilich verunglückt dann und wann eins, und fällt aus Unvorsichtigkeit aus dem Neste, nicht aber dadurch, daß es die Alten absichtlich herabstießen, wie gefabelt wird. Andere Märchen, wie das Bestrafen ungetreuer Störchinnen mit dem Tod, wollen wir hier nicht weiter ausführen. — Höchst auffallend ist die Zuneigung des Storchs zum Menschen, welche sich hauptsächlich während der Paarungszeit zeigt, wo er es als eine Einladung betrachtet, wenn man ihm Gelegenheit zum Nisten bietet, und wovon er auch gern Gebrauch macht. Man betrachtet ihn daher als einen halben Hausvogel und schont ihn auf jedmögliche Weise. Obgleich dem Reiher ähnlich, so ist doch seine Gestalt edler, sein Betragen würdevoller und sein Gang gravitätischer. Seine zutrauliche Annäherung zum Menschen erwerben diesem einfach schönen Vogel überall Freunde, und jedes Kind kennt ihn wenigstens dem Namen nach und weiß Geschichten von ihm zu erzählen. In Schwäbisch-Franken lassen die Kinder keinen Storchen fliegen, außer sie singen ihm eines der Verschen aus dem Storchenliede vor:

Storch, Storch, Steiner,
Mit den langen Beiner,
Flieg' übers Bäcken Haus,
Bring ein Pärchen Weck' heraus,
Mir eins, dir eins, den bösen Kindern gar keins!

Sehr schön ist der Flug des Storchs zu nennen. Mit ein paar Sprüngen ist er in der Luft, bewegt die Flügel anfangs in mäßigen Schlägen, dann nur noch ruckweise, und zuletzt schwimmt er ohne sichtliche Flügelbewegung höchst elegant durch den Aether dahin. Es ist ein großartiger Anblick, ein Storchenpaar im Frühjahr in weiten Schneckenkreisen gegen einander fliegen und sich himmelan schrauben zu sehen, bis sie endlich in unermeßlicher Höhe dem Gesichtskreise entschwinden. Während des Flugs streckt er den langen Hals und die Füße von sich, und es ist also leicht, das Schweben abgerechnet, ihn schon daran vom Reiher zu unterscheiden.

Sonderbar ist es, daß dieser Vogel keine Stimme hat, ein Zischen der Alten, ein zischendes Zwitschern der Jungen ist alles, was man vernehmen kann. Für die Stimme haben sie indessen das bekannte eigentümliche Klappern, das sie durch heftiges Zusammenschlagen der Schnabelhälften hervorbringen. Sie erhielten deshalb schon bei den Alten (z. B. von Publius Syrus zur Zeit Jul. Cäsars) das Beiwort: Crotalistria (= Klapperstorch). Sie legen nämlich den Kopf auf den Rücken, sodaß die untere Kinnlade sich oben befindet und der Schnabel fast parallel auf dem Rücken liegt und in dieser wunderlich verdrehten Lage schlagen sie die beiden Schnabelhälften sehr heftig klappernd aneinander, beschreiben mit dem Kopf einen großen Bogen, bis nach der Brust und hängen gewöhnlich dazu die Flügel nachlässig herab; sowie sie aber den Hals wieder aufrichten, so vermindert sich das Klappern und hört ganz auf, wenn er seine normale Haltung bekommen hat. Der Klapperton ist beim Männchen stärker, auch häufiger, als beim Weibchen, und die Jungen lernen dieses sonderbare Klappern noch ehe sie flugbar werden. Mit Klappern drücken sie Freude, Verlangen, Hunger, Zorn und Aerger aus, alles wird beklappert; doch hört man es im Frühjahr öfter und anhaltender. Während des Fliegens klappern sie ohne diese kuriose Kopfbewegung. Sonderbar ist auch die Weise, wie sich die Störche ihrer weiß-flüssigen Exkremente entledigen. Sie drücken den Bürzel nieder und spritzen den Unrat zwischen den Beinen durch, vor sich hin. Wenn sie stille sitzen und ausruhen, bemerkt Bechstein, so ziehen sie mehrenteils einen Fuß in die Höhe wie die Gänse, und verbergen den Schnabel in den langen Halsfedern, statt daß ihn andere Vögel in den Rückenfedern verbergen. Auch bei kalter Witterung legen sie den Schnabel in diese Federn, um ihn in dieser Federscheide gleichsam warm zu halten.

Der Storch nährt sich von Fröschen, Eidechsen, Blindschleichen, Schlangen, sogar von giftigen; ferner von Fischen, Schnecken, Würmern, Insektenlarven, Käfern, Heuschrecken, was ihn bei den Türken so geschätzt macht; von Fliegen, Bienen, Wespen; Kröten frißt er nicht, tötet sie aber, wo er sie findet. Der Schlange versetzt er zuerst einen kräftigen Hieb auf den Kopf, dann einen auf den Rückgrat und verschlingt sie nun erst, worauf sie sich oft noch im Schlunde windet. Die bisher genannten Tiere, welche dem Storch zur Nahrung dienen, bringen dem Menschen keinen direkten Nutzen, wenn man die Bienen in Abzug bringt; einige davon eher Schaden. Er verzehrt aber auch, außer vielen Mäusen, noch Maulwürfe, kleine Hasen, junge Lerchen, Wachteln, sowie noch andere Feld- und Strandvögel, die er erwischen kann, und auch deren Eier. Er ist sehr gefräßig, und also — wie man aus seinen Nahrungsmitteln ersieht — nicht so harmlos als man glauben möchte. Seine Nützlichkeit als Feldvogel wird deshalb sehr beanstandet, und derselbe wurde in Württemberg im März 1875 auf die Liste gemeinschädlicher Tiere gesetzt. Erst nach mehreren Gegenartikeln, welche seine Schädlichkeit abzumildern suchten, wurde von der beschlossenen Vertilgung abgesehen. Der Landmann beachtet diese Tiere wenig oder gar nicht, denn was kümmern denselben Kröten und Frösche, Blindschleichen und Wassermolche, welche ihn anwidern, und deren Nützlichkeit er nicht einmal ahnt; wogegen er den Storch als ein schönes stolzes Tier für eine Zierde des Dorfes betrachtet. Der Jäger denkt freilich anders und ist nicht freundlich gegen ihn gesinnt, und das nicht mit Unrecht. Aber von der ästhetischen Seite betrachtet und bei der spärlichen Anzahl der (wenigstens bei uns) vorkommenden Störche, welche wirklich eine ganze Landschaft zieren und beleben, wäre es ein nicht zu entschuldigender Mißgriff, diese Vögel auf die Liste der abzuschießenden Tiere zu setzen. Das kann nur da gut geheißen werden, wo sie in Ueberzahl vorkommen. Man erhalte daher den ländlichen Fluren ihren Storch. So stimme auch ich, wie A. Brehm. Sehr ausführlich wird diese Angelegenheit in Naumanns klassischem Werk besprochen, 9. Bd. S. 257—263.

Er ist als ein halber Hausvogel leicht zu zähmen, und mit Fleischabfällen, toten Mäusen, selbst Ratten und ähnlichem leicht zu erhalten; an Brot gewöhnt er sich nie recht. Bei passender Einrichtung und guter Fütterung, namentlich wenn kein Mangel an frisch zufließendem Wasser ist, brütet der Storch in der Gefangenschaft und bringt die Jungen auf. Man macht ihm zu diesem Ende auf einem gut besteigbaren Baumstrunk die Grundlage zu einem Neste, und legt Stecken, Reiser, Rohr, Halme, Stroh u. a. zum Ausbauen hin. — Ein Brütefall kam im Jahr 1863 in dem Wernerschen Tiergarten in Stuttgart vor, wo aber von 4 ausgeschlüpften Jungen

nur ein einziges aufkam. Da die Alten von dem vorgelegten Futter nur Engerlinge fütterten, so war Werner genötigt, mit nicht unbeträchtlichen Kosten die Larven des Maikäfers aufzutreiben, um wenigstens nur ein Junges zu retten. — Ein weiterer Fall ist durch den Direktor des zoologischen Gartens in Frankfurt, Herrn Dr. Max Schmidt, mitgeteilt worden. Am 9., 11., 13. und 15. April 1867 wurde im zool. Garten von der Störchin je ein Ei in ein selbstgebautes Nest abgesetzt, und zwar wurde dasselbe von dem Storchenpaar zu ebener Erde aus Reisern und Stroh gebaut, da das Männchen nur einen Flügel hatte. Die Brut wurde von beiden Gatten abwechselnd besorgt, was in der Freiheit, nach Naumann, vom Weibchen nur allein geschieht. Am 17. und 19. Mai kam von dem Gelege je ein Junges heraus, was mit der von Werner angegebenen Brütezeit von 32 Tagen ziemlich übereinstimmt. Die Störchin würgte den Jungen die Futterstoffe, Regenwürmer, Engerlinge und gehackte Fische, sogleich vor, ohne dieselben den Jungen in den Schnabel zu stecken. Was das Junge nicht verzehrte, wurde von der Mutter rasch selbst wieder verschlungen. Das erste Dunenkleid war bläulichweiß mit schwarzem kurzem Schnabel und gelbrötlichen Beinen; nach 18 Tagen erhielten die Jungen ein auffallend wolliges, rein weißes Dunenkleid, während sich schon am 31. Mai die Sprossen der schwarzen Schwungfedern öffneten; am 22. Juni versuchten sie, noch ziemlich ungelenk, einen Spaziergang auf der Wiese, und am 28. Juni waren sie ziemlich befiedert, bis auf die Stelle, welche von den Flügeln bedeckt wird. Am 27. Juli wurden sie immer noch von den Alten gefüttert, obgleich sie allein fressen konnten. Ihre vollständige Flugfähigkeit erlangten sie erst zu Ende des Juli, und im November war auch der Schnabel rot gefärbt, bis auf zwei schwarze Flecken jederseits der Schnabelspitze. Die Stimme, welche die jungen Störche hören ließen, war ein leises Piepen, ein Krächzen und ein Klappern. — Die hier beobachtete Entwicklung mag auch wohl ziemlich die gleiche wie in der Freiheit sein.

Auf dem Hof muß man dem Storch junges Geflügel fern halten, weil ihn nicht selten das Gelüste anwandelt, eines oder das andere zu verspeisen; selbst unvorsichtige Sperlinge kapert er zuweilen weg. In einem Garten liest er sich mancherlei Genießbares auf, bedarf aber doch immer noch einiger Futterunterstützung, wenn er nicht Hunger leiden soll. Staubiges Futter frißt er nicht gern, sondern schleppt es gewöhnlich an sein Wassergeschirr, um es vorher abzuspülen. Viel frisches Wasser ist ihm ein unentbehrliches Bedürfnis. — In der Gefangenschaft zeigt sich der Storch als ein umsichtiges, kluges Tier, denn er lernt seinen Futterherrn sehr liebgewinnen, so auch Personen, die ihn liebkosen u. s. w.; dagegen haßt und meidet er solche, welche ihn beleidigen. Man läßt ihn gewöhnlich mit gestutzten Schwingen laufen, und weist ihm zur Nachtruhe einen sicheren Platz an; man kann aber auch jung Aufgezogene frei fliegen lassen, ohne daß sie durchgehen, nur muß man sie während der Zugzeit in einen Stall sperren oder so lange die Schwungfedern sehr fest zusammenbinden. Im Winter bringt man sie in einen vor Kälte geschützten Kuh- oder Pferdestall oder sonst in ein erwärmtes Lokal, damit sie die Füße nicht erfrieren, denn sie sind noch empfindlicher als die Fischreiher. Bejammernswert sehen solche Störche aus, die man in engen, unreinlichen Höfen hält; eine traurige Niedergeschlagenheit blickt aus ihrem Betragen und ihr Gefieder ist mit Schmutz überzogen; hier spielen sie in der That eine traurige Rolle und das schöne Tier verkümmert. In Gefangenschaft hält er 15—20 Jahre aus.

Der Storch ist bei uns kein Gegenstand der Jagd, da er fast überall gern gesehen wird. So zutraulich er in seinem Nestbezirk inmitten eines lebhaften Ortes ist, so scheu und vorsichtig ist er auf freiem Felde, daher läßt er sich nur schwer beikommen. Die Zugstörche schießt man abends auf dem Anstande, wenn sie im Walde auf alten Bäumen sitzen, um Nachtruhe zu halten. Sie sind aber sehr wachsam und scheu, und stehen meistens schon außer Schußweite auf.

Der Schwarze Storch. Ciconia nigra, *Linné.*

Taf. 44, Fig. 3.

Wilder Storch, Waldstorch, Brandstorch, Feuerstorch, Schwarzer Reiher. — Ciconia nigra, *Gesn.* und andere alte Autoren; *L. cit.* 1746—66; — Cic. nigra, *L.* 1746—48; *Bechst.* 1793, 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.*; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Ardea ignea, *L.* 1758; — Cic. fusca, *Briss.* 1760; — Ardea nigra, *L.* 1761—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Gm.*; — Melanopelargus niger, *Reichb.* 1853.

Kennzeichen. Braunschwarz mit Metallglanz, nur Brust, Bauch und Schenkel sind weiß. Im Alter sind Schnabel, die Kehlhaut, der nackte Augenkreis und Füße rot, in der Jugend grünlich; die 3. Schwinge die längste, die 5. größer als die 2.

Länge 86,5 cm, Flugbreite 18,5 dcm, Schwanz 21,6 cm, Schnabel bis gegen 19 cm, Lauf 19,2 cm, Mittelzehe samt Nagel 7,8 cm. Nur wenig kleiner und schlanker als der Weiße Storch.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Beschreibung. Die angegebenen Kennzeichen sind völlig hinreichend. Das Weibchen ist etwas kleiner mit schwächerm Metallschiller auf Rücken und Schultern, aber doch schwierig zu unterscheiden. Im Dunenkleid sieht der junge Storch graulichweiß aus, sein weicher kurzer Schnabel ist blaß bläulich-olivengrün, die plumpen Füßchen sind bleifarbig; die Iris ist weißlich. — Der Schnabel, die Kehlhaut, Augenkreise und Lider sind hochrot, in der Jugend blaß olivengrün; die Iris hell bräunlichgrau; die Füße wie der Schnabel.

Er ist eben so weit verbreitet als der Weiße Storch; in Mittel- und Süd-Europa, nordwärts aber kaum bis ins mittlere Schweden. Seine Verbreitung setzt sich durch Mittel-Asien, Süd-Sibirien, Turkestan, durch die Mongolei bis China fort, denn Pater Swinhoë verzeichnet ihn für die Vögel, welche bei Peking vorkommen. Den Winter verbringt er in Indien, Persien und Palästina; ein großer Teil überwintert in Mittel- und Süd-Afrika. Heuglin sagt: „In ganz Nordost-Afrika, einzeln und in kleinen Gesellschaften.“ Aber auch für West-Afrika ist der Schwarzstorch von Prof. Bocage (Cab. J. 1876, 285) aufgeführt. Jul. Verreaux führt ihn als Brutvogel für das Kapland auf? In unserem Erdteil als Brutvogel nur selten in den westlichen Ländern, wie in Holland, Frankreich, Spanien, welche er nur auf dem Zuge besucht; so auch in Italien und Griechenland. In Deutschland besonders in den großen Wäldern der norddeutschen Ebene als nicht zu seltener Brutvogel, sowie in Oldenburg, in der Mark, in Pommern auf der Seeplatte, in Ost- und Westpreußen; seltener in Anhalt, Schlesien, auch in anderen Staaten mehr oder weniger selten; in Dänemark an mehreren Orten in Jütland und Seeland nistend; ferner in Oesterreich-Ungarn, besonders an der mittleren Donau häufiger Brutvogel; in der Dobrudscha dagegen nur in vereinzelten Paaren, ebenso auch in der Türkei. Im Oderbruch (Prov. Brandenburg) sah Prof. Borggreve zur Frühlingszeit eine Gesellschaft von mehreren hundert Exemplaren beisammen. In Süd-Deutschland höchst selten als Brutvogel. Am Rhein erscheint er alljährlich, zuweilen auch am Main. Uebrigens ist der Schwarzstorch überall seltener als sein weißer Vetter. — Er flieht die Wohnungen der Menschen, und hält sich in ebenen, waldreichen Gegenden in der Nähe großer Flüsse, Seen und kleinerer Gewässer auf; kommt aber auch in wirklichen Gebirgswäldern vor, wenn sich zusagende Gewässer in der Nähe befinden.

Sie nisten in den Waldungen auf den dicksten und höchsten Bäumen, nicht in den einzelnen Wipfelzweigen, sondern mit Vorliebe auf einem starken Ast in halber oder zweidrittel Höhe, oft sogar weit ab vom Stamm, auf Fichten, Eichen u. a., worauf sie sich ein flaches Nest aus Stecken und Reisholz bauen, die sie mit feuchten Erdklumpen und Rasenstückchen vermengen, um den Boden dichter zu machen; dann folgen kleinere Reiser, mit etwas Schilf und Rohr vermengt, und nach innen ist es mit dürrem Wurzelwerk, Stroh, Gras, Mist, Bast, Haaren, Federn und alten Lumpen ausgelegt, was sie auf Wiesen und Feldern zusammensuchen. Manchmal benutzen sie auch ein altes großes Raubvogelnest als Grundlage. Man findet darin gegen Ende April 2—5, am häufigsten 4 Eier, welche hellbläulichweiß aussehen; im frischen Zustande haben sie inwendig einen schwach grünlichen Schein, welcher in den Sammlungen nach einiger Zeit nachläßt. Sie sind 6,5 cm lang und 4,8 cm breit. Die Eier des Schwarzstorchs sind von denen des Weißstorchs leicht zu unterscheiden. Beim Schwarzstorch scheint die Schale, gegen Licht gehalten, grünlich durch, beim Weißstorch gelblich; beim Schwarzstorch ist dieselbe äußerlich bläulichweiß, beim Weißstorch gelblichweiß. Beim Schwarzstorch sind die Poren der Schale sehr dicht und tief, beim Weißstorch weitläufiger und flacher. Beim Schwarzstorch sind die Maße unter 70 + 50 mm, beim Weißstorch betragen sie über 70 + 50 mm. (Cab. J. 1881, S. 112 Dr. Reichw.) Der zur südungarischen Herrschaft Bellye gehörige Keskenderwald enthält förmliche Ansiedelungen der Schwarzstörche, deren Horste aber sehr viel weiter voneinander entfernt sind, als die eines Reiherstandes; denn nur in einem Bezirke des Waldes standen die Horste etwa 300 Schritte von einander entfernt; in den übrigen Waldesteilen aber so einzeln, daß von geselligem Nisten nicht die Rede sein kann. (Cab. J. 1879, 74.) Jung aufgezogen wird der Schwarze Storch zahm und zutraulich, und empfiehlt sich wegen seiner Schönheit und Seltenheit noch mehr als der Weiße; man findet im Betragen wenig Unterschied. Bei regelmäßiger und reichlicher Fütterung ist er sehr lange zu erhalten. Mit dem freien Fliegenlassen hat man sich indes weit mehr zu hüten, als beim Weißen Storch, weil er das Wiederkommen leichter vergißt.

Außer dem, was beim Vorhergehenden als Nahrung angegeben wurde, muß hervorgehoben werden, daß der Schwarze Storch sich meistenteils von Fischen nährt und dadurch dem Reiher ähnelt. — Weil er den Fischereien nachteilig wird, so werden in manchen Ländern die Ständer desselben mit Geld ausgelöst. — Als Kuriosum erwähnt Naumann, daß ein Schwarzstorch, dem vom Schusse bloß der Oberarmknochen zerschmettert wurde, durch diese Oeffnung so leicht atmete, daß das feste Verschließen des Schnabels und der Nasenlöcher ihn gar nicht am Atmen behinderte. Es dient dies als klarster Beweis, daß die hohlen Knochenröhren in genauester Verbindung mit den Atmungsorganen stehen.

Das Fleisch dieses Vogels hat ein orangegelbes Fett und eine höchst übelriechende Ausdünstung, weshalb ihn Jagdhunde nur ungern apportieren. Giftig ist aber das Fleisch nicht, wie schon behauptet wurde, denn von eingesperrten Raubvögeln, Krähen und Haushühnern wird es ohne Gefahr verzehrt. — Der angeschossene Schwarze Storch verteidigt sich mutig mit seinem Schnabel bis zum Aeußersten und man hat sich vor dieser fürchterlichen Waffe sehr zu hüten und Hunde von ihm abzuhalten, da seine Stöße stets nach den Augen gerichtet sind.

Fünfte Familie: **Reiher**, Ardea, *Linné* 1735.

In den Reihern erblicken wir, nach Dr. Reichenow, die höchsten Formen der Schreitvögel. — Zügel nebst Augenlidern nackt; das Auge ist der Schnabelwurzel sehr genähert; der Schnabel länger oder mindestens ebenso lang als der Kopf, ziemlich stark, gerade, hart, sehr spitzig, sehr zusammengedrückt, an Firste und Kiel sehr schmal, die Mundkanten schneidend scharf, zunächst der Spitze gezähnelt, und an der Spitze mit einem Zahnausschnitt versehen, was bei andern Schreitvögeln nicht vorkommt; der Rachen bis unter das Auge gespalten, sehr breit; die Zunge sehr schmal, lang, weich, spitz, an beiden Seitenrändern sehr zugeschärft, auch am tief spitzwinklig eingeschnittenen Hinterrande weich; der schmale Zungenkern knorpelig; Nasenlöcher ritzartig, schmal, in einer weichen Haut unfern der Schnabelwurzel liegend, die als Furche nach der Schnabelspitze verläuft; die Befiederung zwischen den Unterkieferästen erstreckt sich weit über die Naslöcher hinaus; Füße lang oder mittellang, über der Ferse nackt, mit 4 langen schlanken Zehen, von welchen die 3 vordern nur zwischen den äußern Zehen eine kleine Spannhaut haben; die ziemlich lange Hinterzehe liegt in einer Ebene mit den vorderen, und steht der inneren Vorderzehe gerade gegenüber; die Krallen sind lang, schlank zugespitzt, flach gebogen, die Mittelkralle hat nach innen einen vorstehenden gezähnelten Rand (einen Kamm zum Ordnen des Gefieders); die Laufbekleidung vorn vollständig oder teilweise in Schilder geteilte Gürteltafeln, sonst sechsseitige Schilder; oder auch vorn getäfelt, seitlich und hinten genetzt; die Flügel lang, mittelbreit, stumpf, gewöhnlich die 2. und 3. bisweilen auch 4. Schwinge die längste, der kurze 10- oder 12fedrige Schwanz abgerundet.

Man nimmt eine einmalige Mauser an, das Gefieder der jungen Vögel trägt aber schmutzigere, oft ganz andere Farben als das der Alten und erst nach zweimaliger Mauser erscheint es ausgefärbt; es vergehen demnach etwa 3 Jahre, ehe sie vollkommen ausgefärbt sind. Hinterkopf, Hals und auch Schultern werden dann bei manchen Arten mit eigentümlichen Schmuckfedern geziert. — Es sind große oder mittelgroße Vögel, mehr interessant als schön, der Hals kann stark in die S-Form gedrückt, jedoch auch sehr rasch und kräftig, wie mit einer Schnellfeder versehen, vorgeschnellt, oder auch gerade und starr in wunderlich steifer Form ausgedehnt werden. Ihr Gefieder ist locker und weich, und trägt mancherlei, selbst ganz weiße Farben. Der Rumpf ist auffallend leicht und schmal; an jeder Seite desselben liegen zwei kissenartige Stellen, eine unter dem Flügelbug, die andere an der Seite des Bauchs, welche sich fettartig anfühlen lassen und mit einem gelbweißen, seidenartigen Flaum nicht sehr dicht bedeckt sind. Die Haut, worauf diese Daunen stehen, ist schwammig und nicht so fest wie die gewöhnliche Haut. Nitzsch nennt diese sonderbaren Federgruppen, welche einen weißen Staub absondern: „Puderdunen". — Ihren Aufenthalt haben sie an verschiedenen fließenden, stehenden und sumpfigen Gewässern, manchesmal auch an stillen Meeresbuchten, aber nie am freien Meere. Sie scheuen den Wald nicht, setzen sich gern auf Bäume, wieder andere aber bevorzugen hohes dichtes Rohr, Schilf und Buschwerk. Es sind gefräßige Geschöpfe, welche sich bei günstiger Gelegenheit bis zum Schnabel herauf vollpfropfen, dann stundenlang die Verdauung abwarten und ihren dünnflüssigen weißen Schmiß weit von sich spritzen. Ihre Beute, welche meist aus kleinen Fischen, aber auch aus Amphibien, kleinen Säugetieren und Insekten besteht, fangen sie durch blitzschnelles Vorschnellen des zusammengezogenen Halses mit ihrem scharfspitzen Schnabel und verfehlen nur selten ihr Ziel. — Sie leben in Einweiberei, bauen große, flache kunstlose Nester ins dichte Rohr oder Gebüsch, auch auf hohe Bäume, zuweilen selbst auf Felsen, nicht immer nahe am Wasser; legen 3—6 ungefleckte grünliche Eier, welche die Weibchen nach der allgemeinen Annahme allein ausbrüten, wozu diese aber von den Männchen mit Futter versorgt werden; übrigens haben beide Geschlechter große Brutflecken in der Mitte des Bauches, und in Gefangenschaft brütet auch das Männchen. Die hoch nistenden Arten verpflegen ihre Jungen so lange, bis sie flugbar sind und den Alten folgen können; die Jungen der tief und versteckt nistenden verlassen dagegen das Nest, noch ehe sie flugfähig sind, und verbergen sich im Geröhricht rc. Die Jungen werden anfänglich aus dem Kropfe gefüttert, indem die Alten den aufgesperrten Schnabel derselben wie einen Trichter benützen und den Futterbrei hineinwürgen; was nebenher abfällt, wird von den Alten rasch wieder aufgefressen; später werden die Futterstoffe einfach vor die Jungen

hingewürgt, welche sie hastig und gierig, oft vom Schnabel weg, aufnehmen. — Es sind Wandervögel, welche in allen Teilen der Erde vorkommen, wo es warme fischreiche Gewässer, oder auch nur solche Sümpfe, giebt. Gegen Feinde zeigen sie sich anfänglich furchtsam, wissen sich jedoch in der Not tapfer zu verteidigen, und können mit ihrem scharfspitzigen Schnabel, den sie unversehens und mit großer Geschwindigkeit gegen den Feind wie eine Lanze schnellen, sehr gefährlich verwunden, indem sie die Gewohnheit haben, wütenden Blickes nach den Augen zu zielen, was schon manchem unvorsichtigen Jagdhunde ein Auge gekostet hat. Auch Kinder hat man vor den Schnabelstößen der gefangenen Reiher zu warnen und zu schützen. Der Flug der Reiher scheint schwerfällig; sie bewegen sich mit starken langsamen Flügelschlägen vorwärts, der Hals wird gekrümmt und der Kopf dicht an die Schultern gezogen und nicht ausgestreckt, wodurch sich die Reiher vor den Störchen und andern Schreitvögeln auszeichnen. — In anatomischer Beziehung bieten die Reiher verschiedene Merkwürdigkeiten dar, die für diese Familie einen vollkommen unterscheidenden Charakter bilden. Sie haben 19 Hals- und 5 Rückenwirbel mit 1 wahren und 4 falschen Rückenpaaren; der Magen, einschließlich des Schlundes, ist ein dünnwandiger, weichhäutiger langer Sack; Darmschlingen parallel liegend, senkrecht von oben nach unten laufend; Blinddärme fehlen oder sind verkümmert; rechter Leberlappen stets größer als der linke u. s. w. (Cab. J. 1877, 233.) Trotz des weichhäutigen Magens ist die Verdauung eine vollständige, sie findet durch eine chemische Auflösung statt, welche so intensiv wirkt, daß der ganze Fisch (die Hauptnahrung der größern Arten) samt Gräten und Schuppen als kalkartige scharfe Flüssigkeit mit den Exkrementen abgesetzt wird.

Diese Familie ist die artenreichste und zählt über 70 Arten, welche aber in mancherlei Beziehungen voneinander abweichen, weshalb die wenigen Arten — welche hier beschrieben — 8 an der Zahl, doch in 6 Gruppen einzureihen sind.

1. Gruppe: **Tagreiher**, Ardea, *Linné* 1746.

Lepterodius, *Ehr.* 1829.

Schlanke Gestalt, langer Hals mit dünner Befiederung, knapp anliegendes Gefieder und Schmuckfedern kennzeichnen diese Gruppe. — Der Schnabel ist länger als der Kopf, zusammengedrückt, spitz; die Zügel kahl; der Hals dünn mit kurzer Befiederung; der Leib hat 4, mit kurzem seidenartigem Flaum besetzte Stellen, welche eine Eigentümlichkeit der ganzen Familie sind, zwei befinden sich an beiden Seiten der Brustmitte, zwei zu beiden Seiten des Afters; Gefieder bunt; Schwingenschäfte dunkelbraun. Das Gefieder liegt knapp an, auch sind diese Vögel mit Schmuckfedern geziert, welche am Hinterkopf, Rücken oder Hals vorhanden sind; 12 Schwanzfedern. — Im Ganzen ca. 50 Tagreiher; hier beschrieben nur 2 Arten.

Der Graue Fischreiher. Ardea cinerea, *Linné*.

Taf. 44, Fig. 4.

Gemeiner Reiher, Reiger, Reigel. — Ardea cinerea major, *Gesn.* und andere alte Aut.; — A. cinerea, *L.* 1746—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.* 1809; *Br.*; *Naum.* 1838; *K. & Blas.*; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — A. cristata, *Briss.*; — A. rhenana, *Sanders* 1782; — A. major, *Gm.*; — A. vulgaris, *Bechst.* 1820; — A. leucophæa, *Gould* 1832.

Kennzeichen. Von oben aschgrau, von unten weiß; am vordern Teil des Halses mit schwärzlichen Fleckenreihen; Scheitel schwarz mit weißem Mittelstreif; bei Jungen grau; Mittelzehe oder Schnabel weit kürzer als der Lauf; Hinterkralle halb so lang als die Zehe; 2. Schwinge die längste; die 1. größer als die 5.

Länge (nämlich, wie immer, das Mittelmaß eines ausgewachsenen Vogels) 86 bis 96 cm, Flügelbreite ungefähr 16 dcm, Schnabellänge 12,6 cm, Schwanzlänge 14,4 cm, die Flügel überragen das Schwanzende 7—8 cm, Höhe des Laufs 15,5 cm, Mittelzehe 10,4 cm. Dem Rumpfe nach von der Größe eines Haushahns, aber viel größer aussehend.

Beschreibung. Die Federn des Ober- und Hinterkopfs sind in jedem Alter verlängert und können zu einer Holle aufgesträubt werden; die längsten Federn am Hinterkopf sind bei einjährigen gegen 5 cm, bei alten Vögeln wohl 10 cm lang; außerdem kommen im zweiten, oft erst mit dem dritten Lebensjahre zwei, seltener drei dünne lange Federn hervor, welche 9,5 bis 17 cm Länge erreichen und ihres zarten Baues wegen schlaff herabhängen und flattern. Wegen ihrer Zartheit werden sie leicht beschädigt. Die schmalen Federn an der Halswurzel werden bei Alten bis gegen 19 cm lang, bei jungen Vögeln sind sie aber bloß buschig und wenig spitz. Eine andere Partie Federn steht vor dem Flügelbug, welche sich durch breite, sehr lange, zerschlissene Bärte auszeichnen, und stark einwärts gebogene Schäfte

haben; bei jungen Vögeln weichen diese nur wenig ab. Die Schmuckfedern des Oberrückens und der Schultern, welche sich von der ersten Mauser an immer mehr ausbilden und dem alten Vogel sehr zur Zierde gereichen, haben eine eigene Struktur; die langen schmalspitzigen Federn zerspalten sich an den Enden in abgesonderte Strahlen, werden heller als die Grundfarbe und glänzen wie mattes Silber. Diese Federzierde findet sich noch bei mehreren andern Reiherarten. Das alte Männchen hat eine weiße Stirn und Scheitel, dessen Seiten von blauschwarzen langen buschigen Federn umgeben sind; im Genick stehen 2 bis 3 (3 ist die vollständige Zahl) lange schwarze Flatterfedern, das Gesicht ist weiß; der Hinterhals grauweiß mit trübrötlichem Anflug; der Vorderhals ist mit 2 bis 3 Reihen länglicher, schrägstehender, schwarzer Fleckchen besetzt, welche ihre untern Spitzen gegeneinander neigen, und sich oben und unten verjüngen. Der Kropf ist von einem Busche schneeweißer Schmuckfedern besetzt; die Federnpartie vor dem Flügelbug ist tief blauschwarz, welche Farbe sich an den Seiten der weißen Brust und des Bauchs hinabzieht und am After verliert; die Schenkel sind weiß, nach außen licht aschgrau, weiß gefleckt; die obern Teile samt dem Flügel sind hell bläulich aschgrau, von welcher Farbe die Schmuckfedern des Rückens silberweiß abstechen; der Flügelrand ist weiß; die Schwingen blauschwarz. Im Jugendkleid ist die Stirn aschgrau und wird nach dem Hinterkopf schieferschwarz; der Hals und ganze Oberleib einfarbig hellaschgrau, auf dem Mantel am dunkelsten; die Federn vor dem Flügelbug sind aschgrau und schwärzlich, in der Mitte weiß, der Unterkörper ist weiß. Der Rücken, Hinterkopf und die Gurgel sind ohne Schmuckfedern. Nach der ersten Mauser nähert sich Schmuck und Färbung dem zuerst beschriebenen Männchen schon um ein ziemliches, dies wird aber erst nach der dritten Mauser erreicht. Im Dunenkleid ist das Junge mit ziemlich langhaarigem Flaum bedeckt, der oben lichtgrau, unten weiß aussieht. Der Schnabel ist rötlichweiß, die Füße rötlichgrau, die Iris weiß. Schnabel und Füße sind schwach entwickelt, besonders ist der Unterschnabel weich und biegt sich in der Mitte beim Oeffnen nach auswärts, so daß beim Einwürgen des Futterbreis durch die Alten eine Art Sack gebildet wird, der die Futteraufnahme erleichtert. — Im Jugendkleid lassen sich Männchen und Weibchen nur sehr schwierig erkennen, nach den verschiedenen Mausern aber leichter; das Weibchen ist dann stets kleiner, weniger schön gefärbt, und mit kürzern Genickfedern versehen.

Am Schnabel ist die Spalte des Kiels so weit vorgehend, daß die Kehlhaut einen dehnbaren befiederten Sack bildet; seine Färbung ist in der Jugend oben grau, unten blaß grünlichgelb, ebenso die Zügel und Augenlider; im folgenden Jahr schöner gelb, mit braunschwärzlichem Streif auf der Firste; bei Alten schön gelb, ebenso die Zügel; das lebhafte, schlaue, nicht große Auge ist gelb; die Füße sind in der Jugend schwarzgrau mit durchschimmerndem hellem Gelbgrün, im Alter rötlichbraun; Nägel schwarz.

Ausartungen, wie weißgescheckte, sind selten; am allerseltensten ganz weiße.

Er ist weit verbreitet, denn man findet ihn in der ganzen Alten Welt, d. h. in Europa, Asien und Afrika, den hohen Norden ausgenommen. Und zwar nicht nur als Zug-, sondern auch als Brutvogel. So ist er auch von Dr. A. König „für die Kanaren (Teneriffa) häufig, aller Wahrscheinlichkeit als Brutvogel" verzeichnet. In Deutschland ist er in manchen Gegenden häufig, in allen bekannt. — Ihren Aufenthalt haben sie an fischreichen Gewässern der verschiedensten Art, an fließenden und stehenden, doch meiden sie die Sümpfe, welche zu stark mit Wasserpflanzen bedeckt sind; zuweilen trifft man sie auch an stillen Meeresbuchten, niemals aber an der offenen See. Uebrigens bemerkt man für die fließenden Gewässer eine größere Vorliebe, als für die stehenden. Gewässer, welche durch waldreiche Gegenden strömen, oder große Landseen, welche von Hochwald umgeben sind, lieben sie besonders während der Fortpflanzungszeit. Um leichter zu ihrer Nahrung zu gelangen, suchen sie vorzüglich die klaren Wasser auf. Nicht allzu selten sieht man auch die Reiher für einige Zeit auf großen Viehweiden, auf Brach- und Stoppeläckern, wo sie — weit von allem Wasser — oftmals stundenlang herumsuchen. — Sie gehören bei uns zu den Zugvögeln, versammeln sich deshalb im August an den Ufern größerer Gewässer von 20 bis zu 50 Stück, um ihre Wanderungen nach dem Süden im September anzutreten; man sieht aber noch im Oktober Nachzügler. Ihr Zug geht in die Südstaaten Europas, von wo sie nach Afrika übersetzen. Im März und April kehren sie wieder zurück. Beim Wanderfluge bilden sie eine schräge Linie oder ein hinten offenes Dreieck. Einzelne Vögel, welche überwintern, haben viel durchzumachen und büßen ihre Saumseligkeit nicht selten mit dem Verlust einiger Zehen oder gar mit dem Leben.

Sie nisten auf den ältesten und höchsten Bäumen in der Nähe größerer Gewässer, auf Eichen, Buchen, Erlen, Ulmen, Kiefern und andern, wenn nur viel derselben nebeneinander stehen; und selten nistet ein Pärchen vereinzelt, sondern immer in zahlreichen Gesellschaften; in gebirgigen Ländern, wie an den großen Seen der Schweiz, nisten sie auf Felsenvorsprüngen; in baumlosen Gegenden, zuweilen selbst in baumreichen, wo ihnen Raum genug zur Anlegung ihrer Nester auf Bäumen geboten wäre, brüten die Fischreiher auch im Rohre nahe am Erdboden, auf umgeknickten Rohrstengeln, oft in Gesellschaft von A. purpurea, alba und Löfflern, wie in den großen Reiherkolonien Ungarns und in der Dobrudscha. Man findet 15 bis 20, ja oft 100 und noch mehrere Nester auf einem kleinen Raum beisammen, oft mehrere Nester auf einem Baum; also echte Reiherkolonien (Reiherstände), wie man es etwa bei den Saatkrähen wiederholt sieht. Zuweilen suchen sich auch Kormorane bei ihnen einzudrängen, was Anlaß zu vielen

lärmenden Balgereien giebt, da beide Teile möglichst viel schreien, die Reiher anfangs heftigen Widerstand leisten, endlich aber doch die Ansiedlung auf den leeren Aesten zwischen ihren Nestern nicht verhindern können. Die nicht seltene Folge davon ist die, daß die Reiher im nächsten Jahre die Kolonie den Kormoranen überlassen. In Württemberg befindet sich ein alter Reiherstand bei Langenburg an der Jaxt, in nächster Nähe des Dorfes und Schlosses Morstein, und ist Eigentum des Freiherrn von Crailsheim. In dieser Gegend nennt man die Reiher: Morsteiner. — Solche Nistplätze sind von den Exkrementen ganz weiß übertüncht, und die ätzende Eigenschaft derselben bewirkt endlich das Absterben sowohl des Grases auf dem Boden, als einzelner Aeste und zuweilen ganzer Bäume. Ueberhaupt giebt es in der Nähe solcher Plätze viel des übeln Geruches wegen der Fische, welche die Jungen herabfallen lassen und welche dann unten faulen. Nicht allemal in der nächsten Nähe eines Wassers sind solche Kolonien angelegt, sondern oft 1 bis 2 Stunden von solchen entfernt. Ein solches Nest ist 60 bis 90 cm breit, flach und besteht aus dürren Reisern und Stecken, Rohrstengeln, Schilfblättern, Stroh, Federn, Haaren u. a. Man findet darin im April 3—4, selten 5 Eier, etwas größer als Haushühnereier, welche hell grünspanfarbig sind. Sie sind gewöhnlich rein eiförmig, glattschalig mit sichtbaren Poren, ohne allen Glanz, die Oberfläche der Schale sieht kalkartig aus und ist auch so anzufühlen. In Sammlungen verbleicht die grüne Farbe sehr. Die märkischen Eier messen: 60,16 + 43,17 mm. Die Brütezeit ist 26 Tage, wobei das Weibchen vom Männchen täglich mehrere Stunden abgelöst wird; die Jungen bleiben so lange im Nest, bis sie völlig flugbar sind, was gegen 5 Wochen dauert. Die Fütterung der Jungen siehe in der Familienbeschreibung S. 850.

Der Fischreiher liebt waldige Gegenden, um sich auf Bäumen, und zwar auf den starken Aesten der höchsten, niederlassen zu können. Hier steht er oft stundenlang in einer anscheinend traurigen Stellung, mit steifen Füßen, den Leib senkrecht gestellt, und darauf den Hals in eine S-Form stark niedergedrückt, bis er gestört wird. Nähert sich etwas Verdächtiges, so wird der Körper wagrechter, der Hals steigt aus seiner S-Form senkrecht auf, bis er entfliehen zu müssen glaubt, oder aber nach entfernter Gefahr wieder in die alte träge Stellung zurücksinkt. Seinem Gang fehlt die Gravität der Störche; er ist langsam und pathetisch, aber steif und ohne Würde, sagt Naumann. Er watet bis an den Bauch recht gern ins Wasser, aber das Schwimmen ist ihm nur ein ärmlicher Notbehelf, und er macht sich auch, z. B. flügellahm geschossen, so schnell als möglich wieder ans Ufer. Sein Flug ist schon in der Ferne erkennbar, denn er ist anders als bei andern langhalsigen Vögeln, wie den Störchen, Kranichen u. a. Er erhebt sich mit ein paar Sprüngen von der Erde, und nun folgen im langsamen, oft matten Takte die ziemlich weit ausgeholten Flügelschläge aufeinander, wobei das Ellenbogengelenk stark gebogen ist; der auf den Rumpf zurückgelegte Hals ist wie ein stark zusammengepreßtes S niedergedrückt, und auf der Kehle ruht der Schnabel; die Füße werden hinten gerade ausgestreckt. Dabei sieht man ihn selten schwimmen oder schweben, wie den Storch, ausgenommen eine kurze Strecke vor dem Niedersitzen, sondern stets die Flügel bewegen. Oft fliegt er so matt und dicht über einen Wasserspiegel, daß man alle Augenblicke befürchtet, er müßte ins Wasser niedersinken; trotz seiner langsamen Flügelschläge rückt er aber, wenn er will, doch recht schnell weiter. — Sein Charakter ist ein Gemisch von hämischer Tücke, List, außerordentlichem Mißtrauen und lächerlicher Furchtsamkeit; wegen seiner Heimtücke meiden auch kleinere Vögel seine Nachbarschaft, denn er versetzt ihnen unversehener Weise empfindliche Schnabelhiebe oder tötet sie gar. Dabei ist er außerordentlich menschenscheu, schon in einer Entfernung von 500 Schritten bemerkt er einen sich nähernden Menschen und faßt ihn ins Auge, wobei er stocksteif stille steht und schon entflieht, ehe ihn noch eine Kugel erreichen kann. Eine schreckliche Wirkung macht ein Fehlschuß und es scheint auch, daß er Blitze und Donnerschläge für etwas ähnliches lebensgefährliches hält, denn mit lächerlichen Gebärden und Geschrei fährt er in die Höhe, fliegt davon, kehrt aber in höchster Angst wieder um. Seiner großen Aengstlichkeit wegen sucht er auch gern die freiesten Uferstellen auf, wo er eine weite Umschau hat und alles Verdächtige schon auf viele hundert Schritte bemerken und entfliehen kann. — Seine Stimme ist ein rauher, kreischender Ton, ähnlich einem Gänseschrei und klingt etwa zweisilbig: „kräick!" Man hört diesen Ton mehr in der Luft, und zwar gewöhnlich nachts auf dem Zuge; in der Angst läßt er ein schwaches kurzes „cha" hören.

Seine Nahrung besteht in Fischen von 3—20 cm Länge, welche er immer, Kopf voran, verschlingt; aus Fröschen und deren Brut, Wasserinsekten und deren Larven, Regenwürmern, Muscheln, und wo er's erwischen kann, auch aus Mäusen und kleinen Vögeln. Langsamen, abgemessenen Schrittes schleicht er an den flachen Ufern der Teiche und Flüsse umher, schnellt alle Augenblicke den zusammengelegten Hals blitzschnell wie eine Feder vorwärts, und jedesmal hat er einen Fisch erwischt, denn er thut nur selten einen Fehlstoß. Bei günstigen Gelegenheiten stopft er sich so voll, daß der letzte Fischschwanz oben im Schlund ansteht, und wartet dann geduldig

die Verdauung ab; denn der kropflose Schlund bildet mit dem Vormagen und Magen einen einzigen langen Sack ohne merkliche Einschnürung; auch findet sich merkwürdigerweise noch ein dritter Nebenmagen; deshalb steht es lange an, bis diese Speisebehälter gefüllt sind.

Junge Fischreiher sind leicht zu erziehen mit Fischen, Fleisch, Eingeweide, Fröschen und Mäusen. Sie werden dann recht zahm, ohne aber eigentlich zutraulich zu werden; auch versetzen sie dem jungen Geflügel auf dem Hof manchen empfindlichen Schnabelhieb, und kleine Küchelchen erschnappt und verschlingt der Reiher ohne Umstände. Man muß ihn daher immer so halten, daß er dadurch nicht nachteilig wird. Seine Raublust übt er bisweilen an den Sperlingen aus, wo solche auf den Hof kommen. Hier lauert er oft stundenlang zusammengekauert wie ein Stock, nur das tückische, feurige Auge ist in Thätigkeit. Kommt ein Sperling unbesorgt in seine Nähe, um Futter zu suchen, so schießt er den scharf gespitzten Schnabel gedankenschnell nach ihm, und der Unglückliche zappelt schon in seinem Schlunde, ehe er nur sein trauriges Ende ahnen konnte. Alte Reiher, das heißt, die im wilden Zustande erwachsen sind, bleiben wild, unbändig und werden nie zutraulich. Ueberhaupt kann nicht genug Vorsicht bei solchen Tieren anempfohlen werden, weil sie mit großer Kraft nach Augen und Händen stoßen, und dadurch nicht nur schmerzlich, sondern auch sehr gefährlich verwunden können.

Wenn man ein Pärchen in einem geräumigen Behälter im Freien unterbringt, der mit einem kleinen, durch frisch zulaufendes Wasser gespeisten Bassin versehen ist, und auf einem für die Reiher gut besteigbaren Baumstrunk eine Reisigunterlage für ein Nest befestigt, so unterliegt das Brüten bei diesen Vögeln nicht dem mindesten Anstand. Man legt zu dem Ende noch eine Partie kleines Reisig in ihre Voliere, damit sie das angelegte Nest vollends ausbauen, und füttert sie reichlich mit Fischen. Das Eierlegen wird dann nicht lange auf sich warten lassen und die ausgebrüteten Jungen bringen die Alten gut auf. Sie zeigen sich als besorgte Brutvögel, und das Männchen nimmt an der Brut und Fütterung den gleichen Anteil wie das Weibchen. Beim vormaligen Tiergartenbesitzer G. Werner (vulgo Affenwerner) in Stuttgart konnte man von 1860—1866 mehrere Jahre hindurch Reiher sehen, welche ohne alle Scheu vor dem schaulustigen Publikum brüteten und ihre Jungen großzogen. Diese saßen in den ersten Wochen auf dem Hintern und auf den Fersengelenken, die Läufe in die Höhe gerichtet, und riefen ihre Eltern fortwährend mit krächzendem „gä gä gä, gä gä gä!“ um Futter an. Durch frühzeitige Wegnahme derselben wurden die Alten in einem Jahre zu drei Bruten veranlaßt; die Brütezeit dauerte hier vom März bis in den August hinein. — Dieser Reiher ist ein harter Vogel und kann im Freien überwintern; daß es aber seiner Natur angemessener ist, ihm Schutz durch Eintreiben in einen Stall zu verschaffen, wenigstens bei Nacht, wenn die Kälte gar zu heftig ist, unterliegt keinem Zweifel, denn bei strenger Kälte leiden Ständer und Zehen not. Wo kein größeres Bassin zu Gebot steht, muß man für ein geräumiges Wassergeschirr sorgen, weil er sich gern mit den Füßen hinein stellt, was gesundheitsförderlich ist.

Wegen ihrer Scheu sind die Reiher schwer zu schießen. Man muß sie aus einem guten Verstecke oder aus einem Erdloche zu überlisten suchen; so gelingt es noch am leichtesten. Das Anstandsloch muß aber hinlänglich tief in die Erde gegraben und etwas geräumig sein; wenn dann ein Vogel darauf zugeflogen kommt, bückt man sich tief nieder, verhält sich stockstill und wartet dann ruhig ab, bis er sich in Schußnähe ans Wasser gestellt hat. Eine Rohr- oder Schilfhütte scheuen die Vögel und es muß eine solche lange stehen, bis sie ihr Mißtrauen vor derselben ablegen. Man fängt sie mit sehr starken Laufschlingen, mit Tellereisen, oder mit einem muntern Fischchen, das an einem Angelhaken im Wasser herumschwimmt. Diese Fallen bringt man an Teichen an, wo sie oft fischen. Will man sie in einer Gegend ausrotten, so sucht man ihre Stände (Nester) auf, und vernichtet die ganze Brut samt den Nestern mit Kugelbüchsen. — Ein Vergnügen der Fürsten war früher die Reiherbeize durch abgerichtete Falken, und da man in unserem Zeitalter keine Gelegenheit mehr hat, solche in Wirklichkeit beobachten zu können, so soll wenigstens dem wißbegierigen Leser eine Beschreibung einer solchen Reiherjagd zu teil werden. Der Falkonier begab sich an einem stillen und schönen Tag zu Pferd mit seinem Falken und einem Stöberhund in diejenige Gegend, wo man Reiher bemerkte. Sobald der Hund einen solchen aufgetrieben hatte, ließ man den Raubvogel los (warf ihn ab). Der mißtrauische Reiher faßte sofort seinen Feind ins Auge, spie zunächst, wenn er schon gefischt hatte, während des Flugs die Fische aus, um sich leichter zu machen, und flog dann — so geschwind er konnte — bis zu einer außerordentlichen Höhe. Der Falke flog nach, aber mit besonderer Klugheit, indem er durch Umschweife und mit unglaublicher Geschwindigkeit dem Reiher die Höhe abzugewinnen suchte und endlich auch abgewann, und dann immer mehrere Meter über dem geängstigten Vogel, wie ein Damoklesschwert, schwebte. Jetzt wagte er mit seinen starken Waffen einen Anfall, schwebte über, neben und um den Reiher herum, bis er seinen Vorteil ersah, denselben ganz und recht zu fassen. Denn ging der Falke nicht vorsichtig zu

Werk, so war er in Gefahr, sich in des Reihers spitzigen Schnabel zu spießen, welchen dieser mit seinem langen Hals auf den Rücken hinbog und gerade in die Höhe stellte. Hatte ihn der Falk endlich gut erfaßt, so wirbelten beide aus hoher Luft herab und kamen zu Boden, wo sie von dem nachreitenden Falkonier empfangen wurden, nur in verschiedener Weise. Der Falk mit Schmeichelreden und mit einem Imbiß; der gehetzte Reiher aber bekam einen schon paraten messingenen Ring an den Ständer, worauf Namen und Jahrzahl der Herrschaft stand und wurde wieder losgelassen. Damit war der unterhaltende Zeitvertreib (Sport genannt) zu Ende. Man hatte Beispiele, daß Reiher gebeizt wurden, die ein halbes Dutzend solcher Ringe an den Füßen hatten. Damit ließ sich nachweisen, daß manche Reiher 50 Jahre und darüber alt wurden. Diese Art Jagd ist abgekommen, weil die hoch verbesserten Schußwaffen die Falkenbeize durchaus entbehrlich machen, welche — abgesehen von ihrer Kostspieligkeit — auch ihre langweiligen und gefährlichen Seiten hatte, wenn man dem jagenden Falken auf durchschnittenem Terrain beritten folgen mußte.

Das Fleisch wird gewöhnlich nicht gegessen und hat einen widerlichen Geschmack. Die Schmuckfedern des Reihers, besonders die langen schmalen im Genick, wurden früher zu Federbüschen verarbeitet und teuer bezahlt, denn es gehörten gar viele Vögel dazu, um einen solchen Schmuck zusammenzubringen.

Den Fischereien werden sie sehr nachteilig; ein paar Reiher sind im stande, einen Brütteich in kurzer Zeit zu entvölkern; daher werden dem Jäger die Ständer des Reihers, als einem nachteiligen Vogel, gut bezahlt. — In der Jägersprache heißt der Ort, wo sie horsten: ein Reiherstand. Die Füße nennt man Ständer wie bei allen Sumpfvögeln.

Der Purpurreiher. Ardea purpurea, *Linné.*

Taf. 44, Fig. 5.

Roter Reiher, Brauner- und Zimtreiger, Kaspischer Reiher; Jung: Graugelber Reiher. — A. purpurascens, *Briss.*; — A. purpurea, *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1793; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — A. caspia, *Sam. Gm.* 1774; — A. rufa, et variegata, *Scop.* 1777; — A. purpurata, *Lath.* 1790.

Kennzeichen. Der Scheitel schwarz; von oben dunkelaschgrau mit Rostfarbe gemischt, welche am Unterkörper zur Hauptfarbe wird, besonders an Brust und Unterschwanzdeckfedern; im Jugendkleid gelblichrostfarben, dunkelgrau gefleckt, mit weißlichem Bauch und ohne Federbusch; Mittelzehe oder Schnabel ebenso lang als der Lauf; die 4. Schwinge die längste, die 1. gleich der 5.

Länge 10,6 dcm, Flügelbreite 14,4 dcm, Schwanzlänge 11,4 cm, Schnabellänge 13,2 cm, Höhe des Laufs 12 cm, Mittelzehe samt Kralle 13,2 cm. Größe einer Haushenne.

Beschreibung. Die Schmuckfedern sind ähnlich wie beim grauen Reiher. Das alte Männchen hat einen tiefschwarzen Scheitel, mit zwei 12 bis 14 cm verlängerten, wie zwei schmale Bandstreifen herabhängenden Genickfedern; der Hals ist lebhaft rostfarbig; am Hinterhals ein schmaler schwarzer Streif bis auf die Mitte; vorn am Hals und an den Seiten desselben sind schwarze regelmäßige Fleckenreihen; die langen Kropffedern sind hellaschblau mit silberweißen Enden; vor dem Flügelbug steht eine braunrote Federpartie; diese braunrote oder Kirschfarbe verbreitet sich über die Brust, welche auf der Mitte noch schwarz gefleckt ist; die Schenkel sind hellrostfarbig; der Oberkörper ist düster aschgrau mit olivengrünlichem Seidenglanz; die Schmuckfedern auf den Schultern hellrostfarbig mit hellern Spitzen. Der junge Vogel sieht ganz anders aus; der Oberkörper ist bräunlichrostfarben, mit schwärzlichgrauen Schaftflecken; der Unterkörper rostgelblich weiß; die Kehle weiß; auf der Gurgel mit abgebrochenen Streifen schmaler braunschwarzer Flecken; die Schwingen sind grauschwarz. In diesem Kleide sind die Weibchen etwas kleiner und gelblicher. Die zweite Mauser bringt den Vogel dem oben beschriebenen Prachtkleide näher, er ist aber noch nicht vollkommen ausgefärbt, sondern in allen Teilen matter und die Schmuckfedern kürzer. Die Männchen sind viel schöner gefärbt als die Weibchen, und meistens auch größer. Im Dunenkleide ist der Flaum etwas länger als beim gemeinen Reiher, der Oberleib ist rotgrau, der Unterleib weißlich, der Schnabel rötlichgrau, die Füße gelblichgrau, die Iris weiß.

Der Schnabel ist verhältnismäßig länger und niedriger, sieht daher gestreckter aus als beim Fischreiher; er ist samt nacktem Zügel und Iris gelb; die Füße sind in der Jugend blaß grüngelb, auf dem Spann- und Zehenrücken bräunlich schwarzgrau, im Alter schwärzlichbraun; die Zehen sind verhältnismäßig viel länger als bei der vorigen Art.

Die Heimat dieses schönen Reihers ist der Süden und der Südosten von Europa; nordwärts ist er selten und nur zufällig bis nach England und Norddeutschland, häufiger in Holland; sehr häufig im östlichen Europa, auf dessen westlicher Seite, in Spanien und Frankreich, viel seltener; viel häufiger in den Tiefländern der Donau, Ungarn bis in die Dobrudscha, um das Schwarze,

Kaspische und Mittel-Meer; im wärmeren Asien, ostwärts bis Japan und in Nord-Afrika. Sein Zug ist im April und September. — Er achtet die freien fließenden Flußwasser wenig, diese überläßt er dem Fischreiher und sucht nur solche, welche langsam schleichen, oder eigentliche mit Sumpfpflanzen bedeckte Sümpfe, welche mit Schilfgräsern besetzt sind, an denen er ungesehen fischen kann; zwischen den Rohr- und Schilfpflanzen und dem Weidengesträuch sucht er dann die freieren Plätze aus, wo er seinen Geschäften nachgeht. Er fischt in jedem Sumpfe und verschmäht selbst die kleinsten Tümpel und Pfützen nicht, wenn sie nur recht versteckt liegen. Er weicht also hierin sehr vom Fischreiher ab.

Als seltene Erscheinung nistet der Purpurreiher hin und wieder im südlichen und südwestlichen Deutschland, häufig in Holland, wohl aber in keinem Land der Welt häufiger als in Ungarn, Slavonien, an der Militärgrenze Oesterreichs und in der Dobrudscha. Diese Nistplätze sind von vielen einzelnen Pärchen bewohnt, die jedoch unabhängig voneinander leben, und niemals solche geschlossene Vereine bilden wie die Fischreiher; zwar sind die Nistorte von andern Reiherarten umgeben und öfters in der Nähe zu treffen, dies ist jedoch mehr Sache des Zufalls, denn eine wirkliche Anhänglichkeit wird nicht bemerkbar. Das Nest steht mitten in Sümpfen, in einem dichten Schilf- oder Rohrbusch, oder in Weidengesträuch und sonstigem Wust in der Nähe des Wassers, oder von tiefem Morast umgeben, wodurch es unzugänglich wird. Nicht selten sind die Nester der Graugänse in nächster Nachbarschaft. Es besteht aus Reisern, Rohrstengeln, Schilfblättern u. dgl., und enthält im Mai etwa 4 Eier, welche blaß blaugrünlich aussehen, etwas grüner als die des Gemeinen Reihers, von der Größe und Gestalt eines wohlgeformten Hühnereies, mit starker, glatter Schale, ziemlich sichtbaren Poren, ohne Glanz, matt, als wären sie mit trockener Kreide abgerieben.

Dieser schlank gebaute, zierliche Vogel ist schöner als der Fischreiher, dem er sonst in vielem ähnelt. Wenn er, im Sumpfe ausruhend, auf der Sohle des Laufs und dem Hinterkörper sitzt, und den Hals stark in die S-Form zusammengezogen hat, sieht er sehr klein aus; wird er in dieser Stellung überrascht, so streckt er den schlanken Hals und den Schnabel gerade aus, mit der Körperlänge in einer Linie, steht stockstill und sieht so in einiger Entfernung einem alten, spitzigen, schief stehenden Pfahl ähnlich, eine Stellung, welche auch den Rohrdommeln eigen ist. Diese pfahlähnliche Stellung nimmt er in den Sümpfen immer an, wenn sich ein Mensch nähert, und fliegt erst fort, wenn dieser ziemlich nahe gekommen ist. Er ist übrigens ein ungeselliger Vogel, was sich selbst an den Nistplätzen herausstellt, welche nie sehr nahe beisammen sind. Seine Stimme ist schwächer und gedämpfter, als die des Fischreihers und klingt „chrät", in einiger Entfernung der Stimme einer männlichen Wildente täuschend ähnlich. Ein jung auferzogener Purpurreiher wird recht zahm; gereizt richtet er die Scheitelfedern borstenartig in die Höhe und droht mit dem Schnabel, dessen schnelle, heftige, meist nach den Augen gerichtete Stiche aber sehr gefährlich werden können. In Ungarn hält man ihn oft auf den Hühnerhöfen. Fleischabfälle, Fische und Frösche sind hier seine Nahrung. — Er ist weder so listig, noch so mißtrauisch, als der Vorige, daher leichter zu schießen und zu fangen.

2. Gruppe: **Schmuckreiher.** Herodias, *Boje* 1822.

Garzetta, *Kaup* 1829; — Egretta, *Bp.* 1831; Erodius (= Herodius), *Macgill.* 1842; — Casmerodius, *Glog.* 1842.

Gestalt, Schnabel und Füße sind schlanker als bei der vorigen Gruppe, das ganze Gefieder und Schwingenschäfte reinweiß, im Hochzeitkleide mit langen haarartigen Rückenfedern. Bei dieser Gruppe kommen die Schmuckfedern zur prächtigsten Entwicklung und sind von eigentümlicher Bildung: die Schäfte an der Basis dick und starr, an der Spitze haarartig, mit kurzen haarähnlichen Fahnenstrahlen gefiedert, welche vom Schaft im stumpfen Winkel abstehen. Die Federspitzen häufig in die Höhe gebogen. Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen, die Jungen ohne Schmuckfedern. — 2 Arten.

Der Silberreiher. Ardea alba, *Linné.*

Taf. 44, Fig. 6.

Edelreiher, Großer Silberreiher, Schneereiher, Große Egrette, Weißer Reigel. — Ardea alba (major), *Gesn.*; *Aldr.*; *L.* 1746—66; *Scop.*; *Kramer*; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1809; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; — A. candida, *Briss.* 1760; *Br.* 1831; — A. egrettoides, *Sam. Gm.* 1774; — A. egretta, Alt, *Gm.* 1788; *Lath.*; *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *v. Hom.* 1885; — A. flaviventris, *Temm.*; — Herodias candida, *Br.*; — Her. syrmatophora, *Gould* 1847; — Her. alba, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Farbe reinweiß; ebenso auch die Schwingenschäfte; Mundwinkel und Unterkieferwurzel gelb; nackte Zügel bei Alten dunkelgrün, bei Jungen gelb; Zehenrücken dunkelbraun; Firste abgerundet.

Länge 98 cm, Flugbreite 18,2 dcm, Flügellänge 53 cm, Schwanz 17,4 cm, die Flügel überragen das Schwanzende um 2,4 cm, Schnabel 13,6 cm, Lauf 17,6 cm, nackt über der Ferse 9,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 11,4 cm, Hinterzehe samt Kralle 5,8 cm. Dem Rumpf nach nur wenig größer als der Fischreiher, er sieht aber wegen der langen Extremitäten merklich größer aus.

Beschreibung des alten Vogels. Ein Federbusch ziert den Hinterscheitel und bildet eine buschige Holle; die Federn an Kropf und Oberbrust sind groß und locker, manche der schmalen spitzen Federn haben 19 bis 22 cm Länge und bilden einen flatternden Busch; die längsten Schmuckfedern des Rückens, deren weitschichtige Fahnenstrahlen sich haarähnlich ausbreiten und einen wallenden Busch bilden, messen gegen $^1/_2$ m. Das ganze Gefieder ist meist wie frisch gefallener Schnee. Jüngere Vögel haben noch nicht den ausgebildeten Federschmuck. Im Dunenkleid hat das Junge schneeweiße, flockige Dunen. Die durchschimmernde Haut ist gelblich olivengrün. Das Schnäbelchen wachsgelblich, spitzewärts schwarz; die Füßchen graungrünlich, die Sohlen gelblich. — Das Weibchen hat in jeder Altersklasse weniger Federschmuck und ist kleiner. — Der gestreckte Schnabel hat eine abgerundete Firste, ist bei jüngern Vögeln spitzewärts schwärzlich, sonst schön hochgelb, ebenso die nackten Zügel, die Iris und Lider; bei ältern Vögeln färbt sich die Firste und Spitze braunschwarz, daß zuletzt nur noch wenig Gelb an der Wurzel des Unterschnabels bleibt; die Füße bei Jungen braunschwarz mit gelblichen Zwischenräumen, bei Alten rötlichbraunschwarz.

Auch dieser Reiher hat eine weite Verbreitung, ist aber viel seltener als sein grauer Vetter. Von unserem Vaterland aus betrachtet, bewohnt er Süd- und Südost-Europa, das gemäßigte und wärmere Asien bis Japan, Australien, sowie Afrika als Zug- und Brutvogel. Südwestlich von uns, in Spanien und Frankreich, sowie in Italien ist er eine seltene Erscheinung und eine noch seltenere bei uns in Deutschland. In den Donautiefländern, von Ungarn an bis in die Dobrudscha, war er früher häufiger Brutvogel. Die Nachstellungen wegen seiner prächtigen Schmuckfedern, die mit hohen Preisen bezahlt werden, haben ihre Zahl sehr herabgedrückt. In Nord-Afrika und besonders in den Ländern ums Kaspische Meer zeigt er sich noch häufiger. Es scheint auch, daß die in Amerika vorkommenden Arten die gleichen sind.

Seine Zugzeit ist im April und September; sie ziehen am Tage, sehr hoch, bis zu 4 und mehr beisammen, in schräger Linie einander folgend. Sein Aufenthalt ist wie beim Fischreiher, es sind die freien Gewässer der Flüsse, Sümpfe und Teiche, wo er schon von weitem gesehen werden und auch selbst weite Umschau halten kann; doch scheint es, daß er stehende oder langsam fließende Wasser mit Schlammboden lieber besucht, als schnell laufende Gewässer mit Sandboden.

Er nistet in Ungarn in schwer zugänglichen Rohrdickichten und vermeidet dort Baum und Wald sichtlich. Wo ihm die Bäume genügende Sicherheit gewähren, nistet er jedoch auch auf Bäumen und setzt sein Nest auf die starken Aeste, meistens hoch oben, oder auf den Wipfel; die Grundlage beginnt er mit Reisern und polstert mit Rohr und Schilf auf. Am Nestplatz duldet er keinen andern Vogel, auch bestehen ihre Brutvereine nur aus wenigen Paaren, die immer jedoch in größerer Nähe beisammen sind, als die der noch ungeselligeren Purpurreiher. In den Rohrdickichten ruhen die Horste auf umgeknickten Rohrstengeln, auf welchen er eine solche Menge Rohrblätter und Schilf aufhäuft, daß diese Unterlage stark genug ist, einen Menschen zu tragen. Sie haben 11,5 dcm im Durchmesser und 6—9 dcm aufgehäuftes Material. Ende Mai und Anfangs Juni findet man darin 3—4 einfarbige, blaß blaugrünliche Eier, welche fast die Größe der Hausenteneier haben. Sie sind 61 mm lang und 45,5 mm breit, die Poren stehen etwas weitläufig, die Erhöhungen dazwischen sind schwächer entwickelt; das Hauptmerkmal bei diesen Eiern ist immerhin das Korn und nicht die Größe, denn die Eier sind fühlbar glätter, als die des Purpur- und Fischreihers, die Erhöhungen weniger scharf und spitz, die Poren weiter voneinander entfernt und größer; die Färbung zieht mehr ins Bläuliche, die Eiform ist eine gestrecktere. Analog dem Fischreiher wäre die Brütezeit 26 Tage. — In Peking ist dieser schöne Vogel durch schonungsvolle Begegnung der Einwohner so zutraulich, daß man ihn häufig auf hohen Bäumen in der nächsten Umgebung, selbst im Innern der Stadt auf den Teichen in der Nähe des kaiserlichen Palastes sieht. Bei uns ist er der scheueste aller Vögel, siehe auch unten.

Der große Silberreiher ist ein eleganter herrlicher Vogel; im Flug unterscheidet er sich vom Fischreiher durch schmälere Flügel, länger hintenaus gestreckte Beine und leichteren Flug, der auch öfter auf kurze Strecken schwebend wird. Insekten frißt dieser Reiher noch lieber als Fische und Reptilien, man sieht ihn deshalb häufig im frischen Wiesengrün an ganz trockenen Stellen herumspazieren und Insekten von der Wiesenflora ablesen. Unter allen Reihern ist dieser Pracht-

vogel der menschenscheueste und vorsichtigste. Naumann sagt: „Alle Reiher sind scheu; allein ‚der Fischreiher ist im Vergleich zum Großen Silberreiher dummdreist zu nennen‘.“ Seine kleinen Namensverwandten gleichen hierin ihrem großen Vetter nicht und sind **viel leichter** zu erlegen. Es ist aber auch kein Wunder, daß diese so hart verfolgten Vögel ihre Schmuckfedern vor Naturaliensammlern und Händlern zu retten suchen. Seine Stimme ist ein dumpfes heiseres „rha“. In der Gefangenschaft ist dieses prächtige Tier ebenso zu unterhalten wie der Gemeine Reiher, muß aber im Winter Schutz gegen Kälte haben, sonst erfriert er die Zehen und verkrüppelt.

Wegen der schönen schneeweißen Schmuckfedern wird diesem Reiher hauptsächlich in Ungarn nachgestellt; er ist indessen sehr scheu und deshalb nicht ohne Schwierigkeit zu schießen.

Der Seidenreiher. Ardea garzetta, *Linné.*

Taf. 45, Fig. 3.

Garzette, Kleiner Silberreiher, Kleiner Weißer Reiher, Weißer Zwergreiher, Gelbzehiger Reiher, Kleine Egrette. — Garzetta, et Egretta, *Gesn.*; *Belon*; *Aldr.*; — Ardea alba minor, *Will. et Ray*; — *L. cit.*; — A. garzetta, *L.* 1766; *Gm.*; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1838; *K. & Blas.*; 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; *Rchw.* 1889; — A. nivea, *Sam. Gm.* 1774; *Rchw.* 1882; — A. xanthodactylos, *Sam. Gm.*; — A. nigripes, *Temm.* 1820; — Herodias jubata, et Lindermeyeri, *Br.*; — Her. garzetta, *Mev.* 1886.

Dieser hübsche Reiher bewohnt die gleichen Länder wie sein vorbeschriebener Verwandter, aber überall, wo er vorkommt, viel häufiger.

Kennzeichen. Rein weiß; Schnabel schwarz, Basis des Unterkiefers und Zügel graubläulich; bei jüngeren Vögeln grau; Zehenrücken gelb; Firste und Kiel kantig.

Länge 53,5 cm, Flugbreite 10,5 dcm, Schwanz 10,2 cm, die Flügel überragen das Schwanzende um 2,5 bis 5 cm, Schnabel 9 cm, Lauf 11 cm, Mittelzehe samt Kralle 7,4 cm. Ungefähr so groß wie eine Ringeltaube.

Beschreibung. Das Gefieder ist rein und blendend weiß, das Genick zieren beim **alten** Vogel 2, selten 3, bis 14 cm lange, sehr schmale flatternde Federn; die Schmuckfedern des Rückens und Unterhalses sind mit dreimaliger Mauser vollständig entwickelt, die des Rückens aber ohne Unterschied des Geschlechts fast bei allen Individuen von der Mitte ihrer Länge aus stark nach oben gebogen. Das **Jugendkleid** zeigt noch keinen Federschmuck, welcher sich erst mit zunehmendem Alter entwickelt. Das **Dunenkleid** besteht aus schneeweißem Flaum, das Schnäbelchen und die kleinen weichen Füßchen sind blaß bleifarbig.

Der Schnabel ist blauschwarz, wurzelwärts bläulich, im Frühjahr sind die ziemlich breiten nackten Zügel bei alten Männchen hell bläulich violett, bei jüngern schön hellgrün, bei Weibchen bleicher grün; das Auge ist gelb; die Füße sind bei jüngern Vögeln mattschwarz, Zehen und Sohlen gelbgrün, Ferse schmutzig grün; bei ältern glänzend schwarz mit grünlichgelben Zehen.

Er bewohnt alle Länder um das Mittelmeer, besonders die östlichen; die Donautiefländer, Ungarn, die Moldau und Walachei, Bulgarien bis in die Dobrudscha, das Schwarze und Kaspische Meer, die Wolganiederungen, den Aralsee, die Seen Mittel-Asiens bis zum fernen Osten. Auch häufig in ganz Nordost-Afrika in den Tiefländern des Nils. Er verfliegt sich selten bis ins nördliche Deutschland und England. Im Spätjahr zieht er nach wärmeren Ländern. Sein hauptsächlichster Aufenthalt sind ausgedehnte Sümpfe, große schlammige Teiche, wo wenig Schilf und kein hohes Rohr wächst, doch nicht ohne Baumwuchs; auch so beschaffene Landseen und langsam fließende Flüsse. Aber er bewohnt auch Gegenden, wo es viele Bäume und dem Wasser nahe Wäldchen giebt, auch so beschaffene Inseln, wie sie in der Donau häufig getroffen werden. Er setzt sich, um auszuruhen, gern auf Bäume und nicht immer auf hohe, sondern auch auf niedrige Aeste und ins Gesträuch, doch immer etwas frei, nicht versteckt wie die Nachtreiher.

Dr. E. **Baldamus**, Pastor in Osternienburg, machte im Jahr 1847 im Interesse der Ornithologie eine Reise nach Ungarn und führt uns in „Naumannia“, I. Bd. S. 28 u. f. w., das Treiben der Reiherarten auf ihren Brüteplätzen in einem höchst anziehenden und lebensvollen Naturbilde vor, welches wir möglichst vollständig folgen lassen: „Da wo die Theis und Temes in die Donau einmünden, verursachen die häufigen Ueberschwemmungen dieser Flüsse wegen der äußerst geringen Erhebung der Ufer über die Wasserspiegel meilenbreite Versumpfungen, welche mit ungeheuern Rohrwaldungen bedeckt sind. Bei der Stadt **Titel**, im österreichischen Militärgrenzlande gelegen, erheben sich die Ufer der Theis zu einer senkrecht aufsteigenden Lehmwand von über 30 m Höhe, auf deren höchstem Punkt eine Art verfallener Festung liegt. Von hier herab hat man einen merkwürdigen Anblick auf die unermeßliche, fast tropische Sumpf-Flora. Im Westen, in einer Entfernung von einigen Meilen bis zum Verschwinden am nordwestlichen

Horizonte, das kahle Lehmufer der Donau mit ihren zahllosen Armen, Buchten, bewaldeten und bewohnten Inseln. Im Süden über dem gleichsam emporgehobenen Silberbande der Donau die schimmernden Minarets der sogenannten weißen Festung Belgrad mit dem dunkelblauen Hintergrunde der serbischen Gebirge. Im Osten und Norden, jäh am Abhange des eingenommenen Standpunktes die träge trübe Theis, und darüber hinaus, soweit das menschliche Auge reicht, eine endlose Ebene, ein einziger großer Rohrwald. Kein Ruhepunkt für das ermattende Auge, überall verschwimmt das Rohr in den Horizont. Aber auf dem endlosen Grün und Blau stechen gar prächtig wundervolle weiße, gelbe und schwarze Gestalten ab. An dem steilen Theisufer schwärmen Scharen von Dohlen, Mauer- und Uferschwalben; einzelne Turmfalken und Bienenfresser mischen seltenere Töne in das allgemeine Geschrei. Aber drüben über dem Ufer — diese Schneeflocken auf Blau und Grün! Diese erleuchteten und dunklen Fixsterne und Wandelsterne auf diesem Firmamente. Das ist das Eldorado der Silber-, Purpur-, Schopf- und Nachtreiher, der Löffler, Ibisse, Kormorane, Seeschwalben, Möven, Sichler, Schnepfen, Taucher, Enten, Gänse und Pelekane! Das ist der „weiße Morast".

„Quer durch diesen unendlich fisch- und vogelreichen Komplex von Teichen, Kanälen, Sümpfen, Inseln, Wiesen, Bruch, Ried und Ackerland zieht sich ein Kunstdamm, der die Grenze zwischen der Banater Militärgrenze und dem „Provinziale" bildet, und an dessen Rande ein herrschaftlicher Jäger und einige Fischer wohnen. Zehn Schritte hinter der Försterwohnung fließt die Bega durch ein Gehölz von Bruchweiden und Zitterpappeln, welches zwei Stunden lang und etwa eine Viertelstunde breit ist. Dicht am südlichen Rande dieses Waldes ist die Wohnung eines Militärgrenzbeamten, unter dessen Aufsicht Wald, Kanal und Fischerei des hierher gehörigen Teils des weißen Morastes stehen. Nur wenige hundert Schritte von dieser Wohnung entfernt erreicht man mit einem Kahne eine große Reiherkolonie, noch weiter in deren Nähe einen bedeutenden Brüteplatz der Kormoranscharbe. Dieser Horstplatz hatte höchstens einen Umfang von einigen tausend Schritten. Die Nester waren auf 100—150 Weiden zerstreut, aber viele dieser Bäume trugen 10, 15, ja 20 Nester. Nur wer eine gut besetzte Saatkrähenkolonie gesehen, kann sich eine einigermaßen richtige Vorstellung von einem ungarischen Reiherstande machen. Auf den stärkeren Aesten der größeren Weiden waren die Horste vom Fischreiher angelegt; daneben und oft auf ihrem Rande ruhend die vom Nachtreiher; die schwächeren und höheren Zweige bedeckten die vom Seidenreiher und von der Zwergscharbe, während tiefer unten auf den schlanken Seitenzweigen die kleinen durchsichtigen Nester vom Schopfreiher schwankten. Am zahlreichsten war an diesem Horstplatze der Nachtreiher vertreten, dann folgte der Seidenreiher, dann der Fischreiher, dann die Zwergscharbe, von denen nur noch einzelne da waren, und endlich der Schopfreiher. Diese Vögel waren, mit merkwürdiger Ausnahme des Zwergkormorans, so wenig scheu, daß wochenlang fortgesetztes Schießen sie nicht von dem Platze vertrieb, und wir mitten unter ihnen ihrem Treiben ruhig zusehen konnten. Nach einem Schusse flogen zwar die Bewohner der nächsten Bäume ab, bäumten aber bald wieder auf und blieben oft genug auf demselben Baume sitzen, den wir eben bestiegen. Hielten wir uns aber eine kurze Zeit ruhig im Kahne (der ganze Platz stand unter Wasser), so begann bald das ungebundenste Treiben, und es folgten sich so überraschende wechselvolle Scenen, daß man nicht müde wurde, dem nie erlebten Schauspiel zuzusehen. Zuerst klettern die Nachtreiher unter lebhaftem Geschrei und den sonderbarsten Grimassen von den oberen Zweigen auf ihre Nester herab, haben dies und jenes daran zurecht zu rupfen, die Eier anders zu schieben, sich nach allen Seiten hin umzudrehen, und den großen roten Rachen gegen einen allzu nahe kommenden Nachbar weit und heiser krächzend aufzusperren. Dann kommen die kleinen Silberreiher in leisem und schwankendem Fluge, dieser ein trockenes Reis zum Neste tragend, jener behende von Zweig zu Zweig nach seinem Horste steigend. Dazwischen in leichtem eulenartigem Fluge die herrlichen gelben Gestalten der Schopfreiher. Zuletzt nahen sich, etwas vorsichtiger, die grauen Reiher, um ihre unaufhörlich schreiende Brut zu ätzen, oder eifrig zu brüten. Das ist ein Lärmen, ein Schreien, Aechzen, Knarren und Knurren durcheinander, das ist ein Gewimmel von schneeweißen, gelben, grauen und schwarzen Irrwischen auf dem lichtblauen Grunde, das Ohr und Auge verwirrt und ermattet. Endlich wird es ruhiger, der Tumult nimmt ab, die große Mehrzahl der Vögel sitzt brütend auf oder wachend neben den Nestern, nur einzelne fliegen, Niststoffe herbeitragend, ab und zu. Da fällt es plötzlich einem sich langweilenden Nachtreiher ein, irgend ein Reis von dem Neste seines Nachbars für das seinige passend zu finden, und das Geschrei, das eben etwas verstummt war, beginnt von neuem. Wieder ein Piano, denn eigentliche Pausen giebt es da nicht! Woher nun wieder das schreckliche Fortissimo? Siehe da, ein Schwarzer Milan, der 50 Schritte davon seinen Horst hat, nimmt mit allem Phlegma in jeden seiner Fänge einen jungen Fischreiher, der alte geht murrend und drohend vom Horste, läßt den Räuber aber ruhig mit seinen Kindern davonziehen, während nur ein Versuch, seine gefährliche Waffe und seine Kraft anzuwenden, diesen und ähnlichen Schmarotzern tödlich werden

müßte. Einige Nachtreiher begleiten schreiend den unbekümmerten Friedensstörer; aber plötzlich ruft sie ein neues stärkeres Geschrei zurück. Eine Elster, hier und dort eine Nebelkrähe, haben sich die Entfernung derselben zu nutze gemacht, um einige Eier fortzutragen. Die Nachbarn der Beraubten erheben sich und ein entsetzliches Geschrei, während andere Exemplare dieses Diebsgesindels über die verlassenen Nester herfallen und blitzschnell mit ihrer Beute davoneilen. Noch tönt das verworrene Angst- und Rachegeschrei — da rauscht es in den Lüften und gebietet lautlose Stille. Der gewaltige König der Lüfte, ein mächtiger Aar, zog vorüber, hinüber nach jenem unzugänglichen Rohrdickicht, wo das laute Geschnatter der Gänse und Enten ebenso plötzlich verstummt. — Dann fällt wieder drüben vom Wiesenrande ein Schuß, und die ganze Kolonie, bis auf wenige Nachtreiher, erhebt sich, und mischt sich mit den Tausenden, welche dort aus dem seichten Wasser aufgeschreckt, flüchtig das gestörte Terrain umkreisen, um sich an einer andern Stelle wieder niederzulassen."

„Es giebt vielleicht in der ganzen Vogelwelt nichts Wechselvolleres, Interessanteres, sicher nichts Schöneres als diese Reiherkolonien. Mögen die Vogelberge des Nordens einen großartigeren Anblick gewähren, einen so schönen und interessanten, durch Lebendigkeit und Farbenreichtum fesselnden Eindruck machen sie nicht." *)

Die Seidenreiher nehmen in den Brütkolonien die oberste Stelle ein; denn ihre lockeren Nester sind fast ohne Ausnahme auf den obersten ziemlich dünnen Seiten- und Gipfelzweigen der Bäume angelegt; zu vielen dieser Nester war deshalb auch nicht zu gelangen, da die dünnen Zweige der Salix fragilis bekanntlich sehr leicht abbrechen. Wo es keine Bäume giebt, bauen sie wohl auch in Schilf- und Rohrbüschel, und dann niedriger. Das Nest ist nur aus dürren, ziemlich dünnen Zweigen locker erbaut und mit Schilf-, Rohr- oder Grasblättern zuweilen ausgelegt, von der Größe eines Krähennestes, aber weniger fest. Die volle Eierzahl findet man erst gegen Ende Mai; sie beträgt 3—4, selten 5. Die Eier tragen den Typus von denen des Silberreihers, sind aber um viel kleiner, nämlich 42—44 mm lang und 32—35 mm breit; ihre Farbe ist ein helles bläuliches Grün.

Diese sehr schönen Reiher lassen sich mit kleinen Fischchen und klein geschnittenem Fleisch leicht aufziehen und halten sich vortrefflich. Gemütlich und anmutig, sagt Naumann, sieht man solche zwischen schmutzigen Störchen, gravitätischen Kranichen, bescheidenen Löfflern und tückisch lauernden Fischreihern sich wie freundliche Grazien bewegen, reinlich halten und durch angenehmes Betragen allgemeines Interesse erwecken, obwohl es, wenn man ihrer mehrere zusammenhält, an gegenseitigen Neckereien und Raufereien nicht fehlt. Dazu ist freilich ein großer Raum notwendig, wo sie sich frei bewegen können. Ein Bassin oder ein größeres Wassergeschirr ist zu ihrem Wohlbefinden unerläßlich, denn sie fressen gern aus dem Wasser und tauchen gewöhnlich ihre Nahrungsmittel vorher ein. Wird es dadurch verunreinigt, so ist mehrmaliger Wechsel nötig. Ihre Stimme ist nicht sehr stark und klingt „rrhä". Trotz seines scheinbar gemütlichen Wesens hat man Kinder und Hunde vor seinen Schnabelhieben zu wahren, die gewöhnlich nach den Augen gerichtet sind. Die Schmuckfedern stehen im Preise viel tiefer als die des Silberreihers.

3. Gruppe: Schopfreiher. Ardeola, *Boje* 1822.

Buphus, *Boje* 1826; — Cancrophagus, *Kaup* 1829.

Schnabel und Gestalt wie bei den Tagreihern, aber Hals und Füße kürzer; besonders der Hals reich mit langen Federn besetzt, wodurch diese und die folgenden Gruppen dickhalsig aus-

*) Diese Sumpfvogel-Idylle, vor bald einem halben Jahrhundert mitgeteilt, existiert nun leider nicht mehr, denn diese hart verfolgten Vögel haben sich in fast undurchdringliche Sumpfdickichte zurückgezogen. In der Neuzeit ist zu erwähnen der Sumpf und Brutplatz Kolodjvar bei Esseg-Cepin; ferner der in einer alten Save-Niederung befindliche Sumpf und Brutplatz Obedska bara in der Nähe von Kupinova (slavonisches Grenzdorf gegen Serbien). Es sind dieses die dichtesten Dickungen der Sümpfe, worin sich die gefährdeten Wasser- und Sumpfvögel versteckt haben, und es sind diese Wirrnisse vorwiegend aus Saalweiden, Rohr, Riedgras und mächtigen Farrenkrautbüscheln zusammengesetzt. Prof. Aug. v. Mojsisovics schildert lebhaft die ungemeinen Mühsale der Durchforschung (richtiger: Durchkriechung) einer solchen Sumpfwildnis, in welcher sich die verschiedenartigsten Brutvögel „konzentriert" haben. Durch einen Schuß wurde die Kolonie Obedska bara alarmiert, und zu tausenden erhob sich die sehr gemischte, bunt gefärbte Einwohnerschaft mit betäubendem Lärmen im Chorus. Kolodjvar zählt nebst der Obedska bara zu jenen begnadeten Winkeln der Oesterreich-Ungarischen Monarchie, wo diesem interessanten Wasser- und Sumpfvogel noch ein letztes Asyl gewährt ist. Es sei ihnen bestens gegönnt! Ausführlicheres findet der Interessent in: Reise nach Süd-Ungarn und Slavonien, von Prof. A. v. Mojsisovics, Graz 1886. — Ferner: Die Obedska bara, 1877, Wien. Mitteilungen von E. Hodeck.

sehen; der Hinterkopf ist mit bandförmigen Federn besetzt; die Schmuckfedern des Rückens mit langen, schwach zerschlissenen Fahnenstrahlen, die Schwanzspitze überragend; die Federn des Unterhalses groß, bald von gewöhnlicher Form, bald wie die Rückenfedern zerschlissen. Die Innenzehe kleiner als die äußere; die nackte Stelle des Schienbeins beträgt 1/3 der Laufeslänge. Die 2. bis 4. Schwinge am längsten und auf der Außenfahne deutlich verengt; Schwingen und Schwingenschäfte weiß; 10 Schwanzfedern. Es sind Tagvögel, welche bei Nacht ruhen und sich gern im Schilf und Rohr verstecken. Rostgelb und Weiß sind die Hauptfarben ihres Gefieders. — Von etwa 10 Arten hier: 1 Art.

Der Schopfreiher. Ardea ralloides, *Scop.*

Taf. 45, Fig. 4.

Rallenreiher, Kecker Reiher, Mähnenreiher, Gelbe Rohrdommel, Squakko. — Cancrophagus rufus, et luteus, *Briss.*; — Ardea ralloides, *Scop.* 1769; *Gm.*; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Rchw.* 1889; — A. pumila, *Lepěch.* 1770; — A. comata, *Pall.* 1772; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1793; *Br.*; *Naum.* 1838; *K. & Blas.*; 1840; *Rchw.* 1882; — A. castanea, *Sam. Gm.* 1774; — A. squajotta, senegalensis, et Marsigli, *Gm.* 1788; — Buphus illyricus, *Br.* 1831; — B. ralloides, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Schwanz abgerundet; das Gefieder ist rostgelb; Unterrücken, Bürzel, Flügel und Schwanz weiß; Kopf- und Hinterhalsfedern jederseits mit dunkelbraunem Längsstreif; Füße grünlichgelb. Die Firste ebenso lang, Mundspalte länger als der Lauf.

Länge 43,2 cm, Flugbreite 74,4 cm, Schwanz 8 cm, Schnabel 7,2 cm, Lauf 6 cm, Mittelzehe samt Kralle 7,2 cm. Größe einer etwas kleinen Taube.

Beschreibung. Beim alten Männchen sind die Federn des Scheitels verlängert; die am Hinterkopf und Hinterhals bilden einen herabhängenden mähnenartigen Busch; diese langen schmalen Federn, wovon die längsten im Genick stehen, sind weiß, auf beiden Seiten schwarz begrenzt; der Hals ist mit großen weichen Federn dick besetzt. Scheitel, Hals und Oberkörper sind ockergelb; die Federn des Oberrückens blaß purpurbraun mit sehr langen haarähnlichen Bärten; Kehle, Brust, Weichen, Schenkel, Bauch weiß; der Flügel, Unterrücken und Schwanz ebenfalls weiß. Im Jugendkleide sind die Halsfedern ziemlich verlängert, besonders am Kropfe; die langen Federn im Genick fehlen aber noch. Die rostgelben Federn am Halse sind bis auf den Kropf herab braunschwarz schmal längsgefleckt; der Oberrücken und die Schultern sind rostgelblich, matt braungefleckt; das übrige ziemlich wie beschrieben. Im zweiten Jahr nähert sich das Gefieder dem erstbeschriebenen, ohne jedoch dessen ganze Schönheit zu erreichen. — Das Weibchen ist etwas schwächlicher und minder schön, doch immerhin schwierig zu unterscheiden.

Der Schnabel ist nicht groß, bei Jungen graugelb, oben braunschwarz, die Zügel gelb; bei Alten hellgelb, Kiel und Spitze schwarz, Zügel gelbgrün, im Alter gelb mit gelbgrünlichen Lidern; die Füße bei Jungen gelblichgrün, bei Alten grünlichgelb.

Seine Heimat ist von uns südöstlich und südlich, wie bei den andern Reihern. Er bewohnt Süd-Europa, Mittel-Asien und Nord-Afrika. Gemeiner Brutvogel in den Donautiefländern, in den Sümpfen Ungarns, der Moldau, Walachei und Bulgariens bis in die Dobrudscha. So am Schwarzen Meer und weiterhin nach Osten, in Asien am Kaspimeer und den übrigen Seen Mittel-Asiens. Seltener in Italien und Süd-Frankreich; und noch seltener verfliegt er sich nordwärts in die Schweiz, ins südliche Deutschland, nach Holland und England. Er ist Zugvogel und scheint gesellig zu wandern, kommt im April an und geht Ende September wieder wie seine anderen Verwandten, um in Syrien, Egypten, Nubien und anderen warmen Ländern zu überwintern. — Sein Aufenthalt sind die großen Sümpfe mit vielem freiem Wasser; niedrige Flußufer und Inseln, welche mit Gebüsch und hohen Sumpfpflanzen besetzt sind, aber freie Plätze dazwischen haben, auch so beschaffene Landseen; besonders liebt er stehende oder langsam fließende Gewässer mit schlammigem Boden, wo Schilf, Rohr, Weidengebüsch in kleinen Büschen zerstreut und nicht sehr hoch emporgeschossen ist. Auch bemerkt man, daß er sich gern da aufhält, wo Vieh in den Sümpfen weidet, namentlich wenn es Schweine sind, gegen die er eine besondere Vertraulichkeit zeigt.

In Ungarn ist er der Zahl nach in den Nestvereinen am geringsten unter den Reihern vertreten, nur vielleicht mit Ausnahme des Silberreihers. Zum Nestbau nimmt er die mittlere Region der Bäume ein und wählt besonders die Seitenäste zur Anlage seines sauber gebauten, durchsichtigen Nestes; es besteht aus feinem Reisig und Würzelchen, ist mit Fasern, Farrenkraut und Schilfblättern belegt, kleiner als das des Seidenreihers und am sorgfältigsten von allen Reihernestern gebaut. Ende Mai findet man darin 4—5 Eier von ovaler Form, einfach blaß blaugrün, etwas grüner als die des Seidenreihers. Sie sind zartschalig, obwohl mit stark entwickeltem Korn, die Poren mit einer kreidigen Masse ausgefüllt, ohne Glanz und rauh anzufühlen. Ihre Länge ist 43 + 31 mm.

Der Schopfreiher fällt schon von weitem durch seine hellgelbe Farbe, durch seine kleinere dickhalsigere Figur vor andern Reihern auf, auch schreitet er behender einher, obwohl er das reiherartige Schleichen, besonders wenn er etwas fangen will, nicht verleugnen kann; sonst treibt er sich gemütlich zwischen dem vielartigsten Sumpfgeflügel herum und lebt mit allen im Frieden; übrigens weicht er in manchem von dem Betragen der Tag- und Nachtreiher ab und scheint gleichsam in der Mitte zwischen beiden zu stehen, so daß Naumann eine eigene Gruppe, A. jubata, für sie bildete. Der Flug ist nicht langsam, sanft und geräuschlos, mit nicht weit ausgeholten Schlägen, und auch während desselben ist der Schopfreiher wegen seiner dickhalsigen Gestalt und hellen Farbe nicht zu verkennen. Wo er wenig Verfolgung auszustehen hat, ist er ungemein zutraulich, und auch den ihm verdächtigen Schützen flieht er nicht sehr weit, sondern läßt ihn, zu seinem Verderben, gut auf Schußweite herankommen, denn er ist nicht nur gemütlich, sondern auch neugierig und will alles, was ihm auffällt, ziemlich nahe betrachten; auch ist er nicht so lebhaft, wie andere Watvögel, denn er steht oft lange Zeit auf kurzgrasigem Rasen am Ufer mit eingezogenem dickfedrigem Halse stockstill da, während alle anderen Nachbarn in Thätigkeit sind. Seine Stimme ist ein kurzer heiserer Ton wie „charr“.

Er ist leicht einzugewöhnen, beträgt sich angenehm, hält sich reinlich, und thut anderem kleinem Geflügel, wenn er nicht zu enge mit ihm eingesperrt ist, nichts zuleide. Seine Fütterung ist wie beim Seidenreiher.

4. Gruppe: **Nachtreiher.** Scotäus, *Keyserling & Blasius* 1840.

Nycticorax, *Möhring* 1772; *Stephens* 1819; *Boje* 1826; *Gray* 1847; Nyctiardea, *Swainson* 1837; — Nyctirodius, *Macgillivray* 1842.

Der Schnabel ist stark, etwas länger als der Kopf, etwas gekrümmt, im Profil rabenartig, aber sonst schmäler und die Schneiden viel stärker eingezogen; vor der Spitze eingekerbt; die Füße sind niedrig, ziemlich stark, über der Ferse nur wenig nackt; der Hals sehr reich befiedert; die Rückenfedern nicht verlängert, etwas zerschlissen; der Schwanz 12fedrig. Die Schmuckfedern sind in der Regel nur lange schmale bandförmige Federn am Hinterkopfe, ohne sonstigen Schmuck. Junge und jüngere Vögel sind anders gefärbt als die alten. Die Geschlechter in jeder Stufe gleich. — Es sind nächtliche Vögel, deren eigentliche Thätigkeit erst mit der Abenddämmerung beginnt und mit dem Morgen aufhört; die sich tief in den Rohrdickichten verstecken und am Tage nur mit Gewalt aufscheuchen lassen. Nur während der Brütezeit sind sie auch am Tage thätiger, und gehen ihrer Nahrung nach. An ihrem Ruheplätzchen überrascht, nehmen sie eine eigentümliche steife Stellung an, verhalten sich stockstill und gleichen dann eher einem alten Pfahl, als einem lebenden Vogel. — Von 9 Arten bei uns nur: 1 Art.

Der Nachtreiher. Ardea nycticorax, *Linné.*

Taf. 45, Fig. 5.

Graue Rohrdommel, Quakreiher, Quarker, Schildreiher, Nachtrabe, Focke. — Nycticorax, alte Autoren; — Ardea cinerea minor, *Aldr.*; *Will. et Ray*; *L. cit.*; — A. nycticorax, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Gm.*; *Bechst.* 1793, 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — A. grisea, Jugend, *L.* 1766 *ex Briss*; — A. kwakwa, *Sam. Gm.* 1774; — Nyct. europæus, *Steph.*; — Nyct. ardeola, *Temm.*; — Nyct. badius, et meridionalis, *Br.* 1831; — Nyct. griseus, *Strickl.* 1839; *Rchw.* 1882, 1889; — Scotæus nycticorax, *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Flügel bei den Alten aschgrau; 3 schmale verlängerte weiße Kopffedern; Kopf und Rücken metallglänzend schwarz; Hals und Unterseite weißlich; bei Jüngern Flügel und Rücken düster braungrau; bei ganz Jungen dunkelbraun, Unterleib gefleckt, oben betropft. Schwanz 12fedrig.

Länge 52,2 cm, Flugbreite 10,7 dcm, Schwanz 10,6 cm, Hals gegen 19 cm, Schnabel 7,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 8,4 cm. Größe eines Raben.

Beschreibung. Das Jugendkleid hat eine weiße Kehle; am Unterkörper sind auf weißem Grunde schmale braungraue Längsflecken; die Scheitelfedern, nach dem Genick etwas verlängert, sind dunkelbraun, fein rostgelb gestrichelt; ebenso der Hinterhals; der Oberrücken samt Schultern tief schokoladebraun mit hellrostgelben Tropfenflecken; die größern Schwingen schwarzgrau mit weißen Endflecken; Bürzel und Schwanz tiefgrau. Nach der ersten Mauser ist der Scheitel schwarzbraun; der ganze Oberrücken und Schultern einfarbig braungrau, etwas dunkler als der ebenso gefärbte Hals und Flügel; der Schwanz aschgrau. Die Stirn und Kehle ist weiß; die Kopfseiten rostgelblichweiß; die Gurgel mit verloschenen braungrauen Längsflecken; der Bauch lichtgrau; Unterschwanzdecke weiß. Nach der zweiten Mauser ist die Stirn und ein Streif über dem Auge weiß; der Oberkopf hat eine tiefschwarze metallschillernde Platte; im Genick stehen drei schmale, 9,5 bis 16,5 cm lange weiße Schmuckfedern, welche nicht neben-, sondern übereinander

stehen, dachförmig ausgehöhlt und ineinander gepaßt werden können, daß sie gleichsam nur eine einzige Feder bilden und dann aussehen wie ein Federkiel ohne Fahne; der Hals hat ziemlich große wulstige Federn, die sich nach hinten biegen, am Vorderhalse aber buschig herabhängen; der Hals ist vorn herab weiß, hinten rötlich aschgrau; der Unterkörper weiß; alles Weiß ist am lebenden Vogel mit einem zarten Schwefelgelb überhaucht, das im Frühling am bemerklichsten ist. Auf dem Rücken ist ein großes ovales Schild von tiefschwarzer, blaugrün schillernder Farbe; der Flügel und Schwanz trägt ein sanftes helles Aschgrau. Im höhern Alter wird der Vogel noch verschönert, die Nackenschmuckfedern nehmen an Länge bis 20,5 cm zu und färben sich zuweilen an den Enden schwarz. — Das Weibchen ist in jeder Altersstufe wenig kleiner und matter gefärbt.

Der Schnabel ist kaum mittellang, stark, im Profil rabenartig, aber sonst schmäler und die Schneiden viel stärker eingezogen; er ist beim jungen Vogel samt Zügel grünlichgraugelb, oben braunschwarz, beim ältern geht er in Schwarz über, und beim ganz alten ist er samt Zügeln und Lidern einfarbig schwarz; das etwas große Auge hat in der Jugend eine gelbe, im Alter eine prächtig rote Farbe; die Füße sind niedrig, ziemlich stark, mit nicht sehr langen schlanken Zehen, über der Ferse nur wenig nackt, von Farbe beim Jungen mattgrün, beim Alten hell fleischfarbig.

Der Nachtreiher ist weit verbreitet; man findet ihn in Amerika, in Afrika, in ganz Asien, in Menge am Schwarzen und Kaspischen Meer, und im südöstlichen Europa. In unserem Erdteil ist er wohl am häufigsten in den Donautiefländern, welche er massenhaft bewohnt; in Süd-Ungarn — neben dem Fisch- und Purpurreiher — wohl der zahlreichste unter den verschiedenen Reiherarten. Sintenis schreibt aus der Dobrudscha: „Gemein, Brutvogel zu Tausenden auf der Reiherkolonie im Sumpf Blatjo bei Rassowa." Auch in Holland ist er eine gewöhnliche Erscheinung; einzeln im mittlern und nördlichen Deutschland; selten im südlichen und in der Schweiz; ebenso auch in den Ländern West-Europas. Sein Zug ist im April und September und zwar bei Nacht, was man deutlich wahrnehmen kann, weil er seine Stimme oft aus hoher Luft herab hören läßt. Er bewohnt solche Sumpfgegenden, welche mit vielem Rohr, Schilf und hohen Gräsern abwechseln und mit zahlreichen Bäumen und dichtem Buschholz bewachsen sind, aber nicht die freien großen Sümpfe, wo wenig oder gar keine Gebüsche vorkommen. Nur gegen Abend kommen sie aus den nächsten Gehölzen und Wäldern auf die freien Plätze.

In Deutschland mag dieser Reiher wohl selten brüten. Den Horst findet man auf Bäumen, besonders mittelgroßen, auf Weidenköpfen, hochstämmigen Bruchweiden, weniger gern setzt er es auf niederes Gesträuch; ins bloße Rohr aber gar nicht. Es ist ziemlich nachlässig gebaut, obschon das brütende Weibchen oft genug daran herumzupft. Es besteht aus trockenen Zweigen, ist immer mit Schilf- und Riedgräsern spärlich ausgelegt, nicht sehr tief, aber doch tiefer als andere Reihernester, und enthält Anfangs Mai 4 bis 5 Eier von meist gestreckt ovaler Form, welche blaß blaugrünlich sind, etwas grüner als die der Schmuckreiher. Sie sind sehr dünnschalig, von glatter aber glanzloser Oberfläche. Ihre Länge ist 55 + 40 mm.

Während der Brutzeit ist er keineswegs so ganz Nachtvogel. Die in Ungarn an den Brüteplätzen beobachteten Nachtreiher sind sehr gesellig und brüten gern im Verein mit andern Verwandten, sodaß von Dr. Baldamus auf einer einzigen, mäßig großen Bruchweide 16 Nester gefunden wurden, worunter 3 dem Fischreiher, 2 dem Seidenreiher, die übrigen 11 aber dem Nachtreiher angehörten. Die Männchen hocken gern in der Nähe ihrer brütenden Weibchen mit eingezogenem Halse, stark gebogenem Fersengelenk und halb oder ganz geschlossenen Augen so dicht bei einander, daß das Gesträuch oft völlig verdeckt ist. Aber selten ist vollkommene Ruhe auf diesen gesellschaftlichen Nistplätzen, denn wenn kein Raubtier sie stört, so finden sie unter sich selbst genug Veranlassungen zu Neckereien und Hader, wobei sie sich schreiend verfolgen und zur Wehre setzen. Dies geschieht meistenteils steigend, und sie erscheinen dabei oft in sonderbaren und lächerlichen Posituren und unter fortwährendem Geschrei. Während nämlich das brütende Weibchen oft ein Reis oder dergleichen von einem Nachbarneste stahl und schreienden Widerstand erfuhr, fiel es vielleicht dem nebenstehenden Männchen ein, seinen Nachbar nach oben in die Ständer oder Zehen zu zwicken. Dieser breitet seine Flügel abwehrend aus, sperrt den Schnabel weit auf und sucht sich zu revanchieren, wird aber vom Angreifer verfolgt, bis das Ende eines Astes dem Verfolgten die Flucht durch die Schwingen gebietet, oder er mit dem Mute der Verzweiflung der angreifende Teil wird und seinen Dränger in ähnlicher Weise zurücktreibt. Dies geschieht alles steigend und ziemlich langsam. Dabei drohen und schreien sie mit weit aufgesperrtem Schnabel, erhobenen Flügeln, gesträubten Nackenfedern, zornleuchtenden Karminaugen, Vorschnellen des Kopfes und abenteuerlichen Wendungen, wobei sie sich aber kaum berühren. Man sieht daraus, daß der Nachtreiher, wenigstens während der Brütezeit, keineswegs ein einsamer Vogel ist und hier auch am Tage sein Wesen ziemlich lebhaft treibt; auch geht er zu jeder Tageszeit seiner Nahrung nach. Die größern Streifzüge beginnen aber freilich erst mit Eintritt der Dämmerung, wo es dann eben deshalb am Brüteplatze desto ruhiger wird. Abweichend von seiner ängstlichen Scheue bei uns, errichtet er seine Horste an passenden Plätzen kolonienweis

mitten im Innern der Stadt Peking, wo er sich furchtlos zeigt, ohne indes die nötige Vorsicht für seine Sicherheit außer acht zu lassen.

Der Nachtreiher ist zwar einfach gefärbt, aber im ausgefärbten Kleide ein schöner Vogel, besonders wenn er aufrecht dasteht, die Scheitelfedern buschig aufrichtet, und die drei weißen Genickfedern fingerförmig ausbreitet. Er hat als Reiher einen etwas dicken Kopf, kurzen dicken Hals, aber ein weniger großes und lockeres Gefieder, als die beiden vorhergehenden Reiher. Sein Gang ist bedächtig und schleichend; vom Schnelllaufen scheint er nichts wissen zu wollen; bei Nacht ist er jedoch rühriger, als bei Tage. Sein Flug ist eulenartig, geräuschlos und sanft, mit nicht weit ausgeholten, kurzen Schwingungen. Im Flug unterscheidet er sich ganz bestimmt von andern Reihern; die ganze Gestalt ist kurz und gedrungen, die Ständer ragen kaum hervor, die Flügel sind zugerundeter, dann bewegt er auch die Schwingen viel rascher beim Ausholen und gleitet beim Schweben viel schneller dahin. Außer der Brütezeit lebt er bei Tag und Nacht sehr versteckt; man kann 20 Schritte an ihm vorübergehen, ohne sein Dasein zu ahnen, umsomehr verrät ihn aber seine Stimme, welche er bei Nacht hören läßt. Diese klingt rauh und stark, fast rabenartig wie: „koau, koau"; bei Jungen etwas heller wie: „kwääck!"

Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen, Wasserfröschen, Froschbrut, Mäusen, Käfern, Libellen, Larven und Würmern. Nach Art der größern Reiher fängt er dieselben durch blitzschnelles Vorschießen des Schnabels, tötet sie durch einige Stiche und Kniffe, und verschlingt sie alsdann ganz. — Gereizt — schnellt auch dieser Reiher nach den Augen, deshalb Vorsicht!

Für den beobachtenden Naturfreund ist dieser interessante, hübsche Vogel ebenfalls zu empfehlen, weil er sich, jung aufgezogen, ohne große Mühe erhalten läßt und auch ziemlich zahm wird. Man schmückt ihm seinen geräumigen Verschlag mit Weidenbüschen und hohen Schilfpflanzen, welche in feuchter Erde stehen, um sie grün zu erhalten, und stellt einen Baumstumpf mit einigen starken Aesten hinzu, wo er aufbäumen kann. Obgleich ziemlich Nachtvogel, wird er sich doch auch am Tage umhertreiben, und so seinem Ernährer, wenigstens auf einige Zeit, Kurzweil verschaffen. — Wildfänge taugen nichts im Zimmer, sie bleiben wild, scheu, unbändig, poltern bei Nacht entsetzlich, und bei Tage stehen sie stocksteif und aufgedunsen; auch sind sie schwer ans Futter zu gewöhnen. Eher noch taugen sie mit gestutzten Flügeln in einen gut verzäunten Garten: aber sie schleichen sich da wie ein Dieb umher, lassen sich nicht wohl beobachten und werden dadurch langweilig. Dieser samt den andern Reihern ist vor Kälte zu schützen. — Man füttert sie mit kleinen Fischen, Fröschen, Regenwürmern, zerstückeltem Fischfleisch, gewöhnlichen Fleischabfällen und Eingeweiden, wozu man ein geräumiges Wassergeschirr stellt.

Auf seinem Brüteplatze ist er nicht sonderlich scheu und hier leicht zu erlegen, was zu andern Zeiten durchaus nicht der Fall ist. Auf dem Abendanstande, wo er mit eulenartigem Fluge umherstreicht, erlegt man ihn dann am leichtesten und sichersten. Das Fleisch taugt nicht viel, wird auch in der Regel nicht gegessen. Die herrlichen weißen Genickfedern sind aber bei den Orientalen eine sehr gesuchte teuere Turbanverzierung.

5. Gruppe: **Zwergreiher**, Ardetta, *Gray* 1840.

Erodiscus, *Gloger* 1842.

Größe gering, nur etwa wie eine Turteltaube, aber mit großem lockerem Gefieder; Körper, Schnabel und Füße ähneln den Reihern, die Füße sind aber verhältnismäßig kürzer und stärker; die Federn des Halses groß und locker, hohl nach hinten gebogen, um den längs des Hinterhalses hinabziehenden Dunenstreif zu verdecken, das Genick mit etwas verlängerten Federn; die Rückenfedern nicht verlängert, überhaupt keine Schmuckfedern. Die Mittelzehe länger als der Lauf; die Innenzehe länger als die äußere; Schienbein vorn bis zur Ferse befiedert. 10 Steuerfedern. Die Befiederung ist aber härter und glätter als bei den Rohrdommeln. Das ausgefärbte Kleid, das Mittel- und Jugendkleid sind verschieden; die Geschlechter aber in jeder Stufe einander gleich und schwer zu unterscheiden. — Die Zwergreiher machen den Uebergang zu den Rohrdommeln, mit denen sie in der Lebensweise schon viel mehr übereinstimmen als mit den Tag- und Nachtreihern, denn sie sind ungesellig, treiben ihr Wesen mehr bei Nacht als bei Tag, leben paarweis in den Schilf-, Rohr- und Weidenwaldungen der Seen und Sümpfe, sogar oft in kleinen, und halten nur während der Wanderzeit geselliger zusammen. Das Nest bauen sie nie auf Bäume, sogar nieder auf die Erde oder ins Gebüsch, aus Rohr und Blättern gut geschichtet, und legen 4—6 Eier. Eine außerordentliche Fertigkeit besitzt dieser Zwergreiher im Klettern zwischen den Rohrhalmen, worin er einem Rohrsänger nichts nachgiebt. Man kennt bis jetzt 11 Arten, wovon hier beschrieben: 1 Art.



Artist. Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Der Zwergreiher. Ardea minuta, *Linné*.

Taf. 45, Fig. 6, alter Vogel; 7, zweijähriger Vogel.

Zwergrohrdommel, Kleiner Rohrreiher, Kleine Mooskuh, Quartanreiher, Kotreiher. — Ardea parva, *Edwards*; — Ardeola, et Ardeola nævia, *Briss.*; *L. cit.*; — A. minuta, *Frisch*; *Kramer*; *L.* 1766; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.*; *A. Br.* 1882; — Botaurus minutus, *Boje* 1822; — Bot. pusillus, *Br.*; — Ardetta minuta, *Gray* 1840; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; *Mer.* 1886.

Kennzeichen. Unterschenkel bis an die Ferse befiedert; Flügel in der Mitte meist hellrostgelb; Kopf und Rückenschild beim Männchen schwarz, beim Weibchen und Jungen dunkelbraun; bei letzteren der Rücken rostgelb und braun gefleckt. Schwingen und Schwingenschäfte schwärzlich; die zweite und dritte Schwinge sehr schwach auf der Außenfahne verengt.

Länge 36 cm, Flugbreite 54 cm, Schwanz 4,8 cm, Schnabel 5,2 cm, Lauf 5 cm, Mittelzehe samt Kralle 4,8 cm. Dem Rumpfe nach so groß wie eine Turteltaube, wegen des großen und lockeren Gefieders aber viel größer aussehend.

Beschreibung. Beim alten Männchen sind Hals, Kropf und Flügeldeckfedern schön rostgelb; die Federn vor dem Flügelbug braunschwarz gefleckt; der Unterleib rostgeblichweiß mit braunen Schaftstrichen; eine scharf begrenzte Kopfplatte, ein großer Rückenschild samt Schwanz sind schieferschwarz mit schwachgrünlichem Seidenglanz. Im zweiten Lebensjahre ist der Oberscheitel schwarz, die Genickfedern sind etwas verlängert; ein Streif über dem Auge samt dem Hinterhalse roströtlichgrau; das Rückenschild ist schokoladebraun; die Flügeldeckfedern sind hell rostgelblichgrau; die mittlern und großen Schwingen schwarz, nach den Enden bräunlich; Bürzel und Schwanz schwarz. Von unten ist die Kehle weiß, rostgelb gefleckt; der Vorderhals dunkelrostgelb gefleckt; die Federn vor dem Bug hell rostgelb, rötlich braunschwarz gefleckt; der Unterkörper weißlich rostgelb mit langen Schaftstrichen. Das Jugendkleid hat auf dem Oberkopf eine matt braunschwarze Platte; Wangen und Halsseiten bräunlich rostgelb, dunkel geflekt; der Hinterhals mit Rostfarbe überlaufen; Oberrücken und Schultern bräunlich rostgelb mit rötlich schwarzbraunen Flecken; Unterrücken ebenso, weniger licht gekantet. Ueber dem Auge ist ein heller Streif; die Kehle ist weiß mit einem gefleckten Längsstreif; der ganze Unterkörper rostgelblichweiß mit schwarzbraunen Schaftstrichen. — Die Weibchen sind in jeder dieser verschiedenen Kleiderstufen den Männchen gleich, nur etwas weniger schön gefärbt und kleiner, aber dennoch schwierig zu unterscheiden. Im Dunenkleid schimmert die Haut rosafleischfarbig durch, die Dunen sind sehr zart, von ockergelber Farbe; Füße, Schnabel und nackte Augengegend sind gelbgrün, Iris dunkelfarbig.

Der Schnabel ist verhältnismäßig gerader, gestreckter und schlanker als bei der großen Rohrdommel, sehr zusammengedrückt, die Spitze sehr scharf, die Schneiden etwas eingezogen, sehr scharf, spitzewärts fein gezähnelt; er ist von Farbe gelb, bei Jüngern etwas ins Grünliche; der Rachen fleischfarbig; die Zügel blaß gelbgrün; die Iris samt Lidern gelb; die Füße sind gelbgrün; bei Jungen alles bläffer.

Dieser kleine Reiher ist mehr ein südlicher Vogel, geht nördlich nur bis Süd-Schweden, ist in Deutschland nicht selten, ebenso in Frankreich und Spanien; häufiger in Holland; in Oesterreich-Ungarn, in den Donauländern bis in die Dobrudscha hinein, ein sehr gemeiner Brutvogel; in Griechenland ziemlich häufig als Brut- und Zugvogel; so auch in der Türkei; in Nordost-Afrika, nach Heuglin: einzeln im Herbst in Egypten, Nubien und Abessinien; nach Brehm: bis zum Aequator, selbst bis zum Südkap vorrückend. Asien bewohnt dieser Reiher, nach Blasius, bis Japan; es ist aber fraglich, ob hier nicht nahe verwandte Arten auftreten. In Süd-Deutschland und in der Schweiz ziemlich selten. Wegen seiner versteckten Lebensweise wird er auch häufig übersehen. Sein Zug findet im April und September statt und zwar bei Nacht. — Niedrige buschreiche, auch waldige, mit vielem Rohr und andern Sumpfpflanzen bewachsene Ufer der verschiedensten Gewässer sind sein liebster Aufenthalt. Er setzt sich lieber auf Baumzweige oder hohes Ufergesträuch, als irgend eine andere Reiherart.

Seine Nistplätze sind rohr-, schilf- und buschreiche Ufer von Flüssen, Morästen, Sümpfen, Teichen, Lachen, meistens Orte, wohin menschlicher Verkehr selten dringt. Doch fand Walter auf einer kleinen Havelinsel von etwa 40 Quadratschritten drei Nester, jedes vom andern kaum 20 Schritte entfernt, an einem ziemlich belebten Platz, wo es an menschlichem Verkehr nicht fehlte. Diese 3 Nester enthielten je 7 Eier. Die Nester waren im Verhältnis klein und ziemlich fest, bestanden aus hellen Weidenzweigen, trockenen Rohrstielen, innen mit Schilfblättern und kleinen Reisern ausgelegt und ziemlich hart. (Orn. Centralbl. 1879, Nr. 23.) — Die versteckte Lebensweise der Vögel, die Gefährlichkeit des Suchens in Sumpfwasser, Rohr und Gestrüpp verursachen, daß nur wenig Nester entdeckt werden. Es steht auf alten Rohrstoppeln, im umgeknickten Rohr und Schilf, in Weidengesträuch, manchmal auch auf dem Wasser schwimmend, aber befestigt, und ist ein nicht sehr lockerer Bau von Weidenzweigen, Rohr, Schilfblättern, Binsen u. a. Es enthält Anfangs Juni 5—7 Eier, von schöner Eiform, welche blaugrünlichweiß sind. Die Schale

ist zart, glatt ohne Glanz, mit wenig sichtbaren Poren. Sie sind kleiner als Feldtaubeneier, und messen 32,4 + 24,8 mm. Das Weibchen brütet eifrig 16—17 Tage, und sitzt auch noch lange bei den Jungen, wenn diese statt der rostgelben Dunen schon ordentliches Gefieder haben. Diese Vögel lieben ihre Brut sehr; nähert man sich dem Neste, so wird das Weibchen ganz gegen seine sonstige Scheu sogleich sichtbar, kommt ganz nahe herbei, steigt an den Rohrstengeln auf und ab oder hin und her, schreit kläglich „gäck gäck gäck", wippt dazu mit dem Schwanze und zeigt Angst und Verzweiflung. Das Männchen hält sich jedoch in vorsichtiger Entfernung.

Dieser kleine Reiher ist ausgefärbt sehr hübsch, hat einen hurtigen Gang und ein eigentümliches Wippen mit dem Schwanze. Er klettert oder läuft ohne Beschwerde an fast geraden Aesten wie an senkrecht oder schräg stehenden Rohrstengeln auf oder ab, wie wenn er auf ebenem Boden ginge, wobei er die Füße natürlich übers Kreuz fortsetzen muß. Der Flug ist verschieden von dem anderer Reiher, denn er schwingt die Flügel fast so kräftig und schnell wie eine Taube, wobei aber der dickfedrige Hals und die hinten ausgestreckten Füße eine ganz andere Figur vorstellen. Er ist, wie die anderen Rohrdommeln, ein Nachtvogel, lebt sehr versteckt im Schilf und Rohr, weicht zwischen demselben fortlaufend aus und läßt sich nicht leicht aus seinem Versteck heraustreiben. Wie außerordentlich geschickt sich diese Vögel zu verbergen wissen, davon erzählt Naumann einen Fall, wo eine kleine Jagdgesellschaft, unterstützt von Knaben und Hunden, an einem kleinen Rohrteich mehr als 2 Stunden Jagd auf diese kleine Rohrdommel machte; nach vielem Treiben und Stöbern aber — von dem Vogel überlistet — beschämt abziehen mußte. — Seine Geschicklichkeit im Klettern hat Dr. Gloger erprobt. Er bot ihm dünne, vollkommen glatte Spazierstöcke, welche nicht dicker als ein Rohrhalm waren, als Sitzstange an, faßte den Stock am Knopf und ließ ihn wagrecht und schräg, aber auch vollständig senkrecht herabhängen. Trotzdem glitt der kleine wunderliche Klettermeister nicht ab, sondern hielt sich noch fest genug. Die Füße waren dann dicht aneinander gehalten, der Stock von den Zehen fest umklammert, dabei blieb die Haltung eine vollkommen senkrechte, obgleich Gloger den glatten Stock stark hin und her schwenkte. — Gewöhnlich fühlt er sich in seinem Rohrwalde vollkommen sicher und läßt sich nur schwer daraus vertreiben. Ueberrascht sitzt er steif mit ausgestrecktem Hals und Schnabel, sodaß er einem dürren Zweige ähnlich sieht und leicht übersehen wird. Gegen Feinde verteidigt er sich mutig durch blitzschnelles Vorschnellen des Schnabels und heftige Stöße, die gewöhnlich nach den Augen oder anderen nackten Teilen gerichtet sind. Vom Weibchen hört man zuweilen beim Neste ein ängstlich quäckendes „gät gät"; das Männchen hat einen Paarungsruf, welcher in ziemlich tiefem, aber sehr gedämpftem Baß wie „pumb pumb" klingt und mit einem recht starken Froschquacken zu vergleichen ist. Bei schönem stillem Wetter quackt das Männchen oft in der Mittagszeit. — Wenn dieser Reiher gezähmt ist, so giebt es einen recht angenehmen Vogel, der durch seine wunderlichen Stellungen und Gebärden sehr belustigt. Im Freien nährt er sich von kleinen Fischchen, kleinen Amphibien, Wasserinsekten, Larven, Würmern u. a. Dementsprechend füttert man ihn mit Fischchen, Fleisch, Ameiseneiern, Mehlwürmern, auch Regenwürmern und kleinen Fröschen. Stellt man ihm eine Partie Rohrstengel in Erdkistchen auf, so kann man seine Gewandtheit im Klettern bewundern. Auch lassen sich bei dieser kleinen Rohrdommel viel leichter Beobachtungen anstellen, wie sie das brummende „Pumb" zuwege bringt, als bei ihrem großen Vetter, der viel schwieriger in Gefangenschaft zu unterhalten und zu beobachten ist.

6. Gruppe: **Rohrdommel.** Botaurus, *Brisson* 1760.

Butor, Butorius, et Botaurus (= Brüllochs), *Gesn.*; *Bellon*; *Aldr.*; — Butor, *Cuv.* 1817.

Der Schnabel, Fuß, Körper und dicht befiederte Hals fast wie bei den Nachtreihern; aber der Hals hat längere Federn und im Genick stehen keine Schmuckfedern. Die Innenzehe weit größer als die äußere; die Mittelzehe länger als der Lauf; Zehennägel sehr lang und gestreckt; der Nagel der Mittelzehe gezähnelt (wie bei andern Reihern); die nackte Stelle des Schienbeins über der Ferse beträgt fast $^1/_3$ der Laufeslänge; die zweite bis vierte Schwinge sehr schwach, kaum merklich auf der Außenfahne verengt. Nach Geschlecht und Alter wenig verschiedene Kleider. Das Gefieder ist groß und locker; die eigentümliche Dunenbekleidung ist bei Stellaris nur ein fingerbreiter Kranz auf dem Brustbein, die Mitte dieser Stelle aber ist frei von Dunen und auch nicht schwammig wie bei den andern Reihern; der Schwanz 10fedrig. Es sind Nachtvögel, die am Tage viel schlafen und ihre meisten Geschäfte in der Dämmerung und bei Nacht betreiben. — Von etwa 13 Arten hier: 1 Art.

Die Große Rohrdommel. Ardea stellaris, *Linné.*

Taf. 45, Fig. 8.

Auch: Der Rohrdommel; Rohrtrommel, Rohrbrumer, Rohrbrüller, Rohrreiher, Große Mooskuh, Sternguder, Iprump, Hortikel. — Ardea stellaris, *Gesn.*; *Aldr.*; *Will.*; *Ray*; *Mars.*; *L.* 1746—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; — Botaurus stellaris, *Boje* 1826; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Oberseite ockergelb und schwarzbunt, gesprenkelt und quergezeichnet; Unterseite blässer, mit länglichen dunkeln Schaftflecken; Schwingen dunkelschieferfarbig und rostgelb gebändert.

Länge 66 cm, Flugbreite 11 dcm, Schwanz 10,8 cm, der Flügel läßt $^1/_3$ vom Schwanze unbedeckt, Schnabel 7,2 cm, Lauf 9,6 cm, das Nackte am Schenkel 1,8 cm, Mittelzehe samt Kralle 11,4 cm. Rabengröße, aber wegen des lockern Gefieders viel größer erscheinend.

Beschreibung. Der alte Vogel ist auf dem Scheitel braunschwarz, die verlängerten Genickfedern rostgelb gekantet. Die ganze Färbung ist rostgelblich, rostgelblichweiß und roströtlich nüanciert, mit braunschwarzen Spritzern, Wellen, Flecken, Pfeilfleckchen, Zickzacks und Punkten. Die Kehle ist weiß, neben derselben ein schwarzgefleckter Streif. Das Jugendkleid hat eine viel hellere Grundfarbe, strohgelb statt rostgelb, sonst dieselben Zeichnungen. Das Weibchen hat eine mattere Färbung. Das Dunenkleid zeigt einen langen, faserigen Flaum, welcher am Kopf und Oberkörper sehr lange rechtwinklig abstehende Haarspitzen hat, wodurch es struppig aussieht; die Farbe ist dunkelrostgelb mit hellen Flaumspitzen; Schnabel und Füße blaß fleischfarben, die Iris weiß.

Der Schnabel hat nur die Länge des Kopfes, eine scharfe Spitze, ist aber an der Wurzel ziemlich stark; er ist grüngelb, von oben braun, die Zügel gelbgrün; die Lider grüngelb; das Auge gelb; die Füße gelbgrün. Sie haben keine hohen, aber sehr starke Füße mit langen Zehen und Krallen.

Eine ähnlich gefärbte Art, die Sumpf-Rohrdommel, Ardea lentiginosa, *Montagu*, 1813, kommt in Nord-Amerika vor. Sie ist aber merklich kleiner und auch dunkler gefärbt, hat sich aber wiederholt nach Europa verflogen.

Diese Rohrdommel ist über viele Teile der Erde verbreitet, bewohnt aber hauptsächlich die gemäßigte warme Zone in Asien und Europa. Sie ist gemein im südöstlichen Europa, in den Tiefländern der Donau und Wolga; häufig in Frankreich, England, Holland und Norddeutschland, besonders in den sumpfigen Marschländern, und auch in den übrigen Staaten keine übergroße Seltenheit, wenn sie nur recht große Rohrwälder über fischreichem Wasser haben; und kommen keine starken Fröste, welchen zufolge die Landleute das Rohr über dem Eis abhauen können, so überwintert darin manche Rohrdommel, welche den Zug versäumte. Dessenungeachtet muß dieser Vogel unter die Zugvögel gezählt werden, weil er gegen die Kälte unserer Winter doch sehr empfindlich ist. Im April stellt er sich auf seinem Brüteplatze ein und zieht im September und Oktober wieder ab; vermutlich nur einzeln und hoch durch die Lüfte, was man an stillen Herbstabenden deutlich an der starken rabenartigen Stimme hören kann. In unserem Erdteil überwintern viele Rohrdommeln in den Sümpfen Süd-Europas, begeben sich auch wohl nach Nord-Afrika, wo sie nach Heuglin in Egypten, am Roten Meer und in Abessinien getroffen werden; in Abessinien vielleicht als Standvögel. Ihr Aufenthalt sind flache, sumpfige Gegenden und wasserreiche Thäler mit wilden Sumpfstrecken, wo Schilf, Rohr, hohe Sumpfpflanzen und Weiden-Gebüsch den nassen Boden bedecken. In den weitschichtigen Sümpfen von Ungarn ist sie daher sehr gemein. Je einsamer, wilder und unzugänglicher solche Rohrwälder sind, desto häufiger werden sie von ihr bewohnt. Sie setzt sich nur in der Not auf Bäume, nur an Stellen, wo das Rohr noch nicht hoch genug aufgeschossen ist.

Das Nest steht im dichtesten Rohre, in sumpfigen Büschen, in Seggenschilfkufen u. dgl., über schwankendem Sumpfe oder tiefem Wasser, seltener auf zugänglichern Sumpfpartieen; es ist daher schwierig, oft sogar lebensgefährlich, zu demselben zu gelangen. Es besteht aus trockenen Rohrstengeln, dicken Wasserbinsen und Schilfgräsern, und enthält gegen Ende Mai 3 bis 5 Eier, welche blaß bläulichgrüngrau aussehen und den Eiern des Edelfasanen und Rebhuhns ähneln. Sie haben die Größe der Hühnereier, auch diese Form, sind aber meist etwas kurz eiförmig, starkschalig, glatt, aber mit vielen Poren und ohne Glanz. Die Maße märkischer Eier betragen: 52 + 37,5 mm. Gegen das Licht gehalten scheinen sie inwendig grünlich durch. — Die Brütezeit ist etwa drei Wochen. Die Jungen bleiben lange im Neste, und werden von den Eltern mit Fischbrut und Insekten gefüttert, welche sie auf dem Nestrand auswürgen. Werden die Jungen gestört, so klettern sie an den Rohrstengeln mit erstaunlicher Gewandtheit umher, ohne sich im Freien sehen zu lassen, aber auch ohne jemals in Gefahr zu kommen, in das unten befindliche Wasser zu stürzen. Man muß über diese Sicherheit erstaunen, womit sie zwischen dem

Rohr schrittweise fortwandeln, indem sie mit ihren Zehen mehrere Rohrhalme zugleich umspannen, und so die Füße kreuzweise übereinander fortsetzen.

Wenn man sich dieser Rohrdommel nähert, so sitzt sie, um zu täuschen, stockstill im Rohr auf dem Hintern, richtet den Körper, Hals und Schnabel fast senkrecht in die Höhe, sodaß sie zwischen dürren Schilf- und Rohrstengeln in dieser sonderbaren Positur sehr leicht übersehen wird, zumal sie es versteht, sich durch Anziehen der Federn ungemein klein und dünn zu machen, dann wie ein dürrer Ast aussieht, und sich nicht viel in den schlanken Schilfrohren unterscheidet. Das Richten des Schnabels nach den Sternen hat ihr auch bei den alten Naturhistorikern den Namen: „Stellaris oder Sterngucker" aufgebracht, denn gleich einem Fernrohr ist derselbe starr nach dem Himmelszelt gekehrt, obgleich die blitzenden Augen alles beobachten, was in der Nähe vorgeht. Wenn sie ruhig dasteht, den Hals stark in die S-Form gedrückt, so kann dies der großen Halsfedern wegen nicht bemerkt werden und er sieht dann sehr kurz und dick aus; man erschrickt dann ordentlich, wenn sie plötzlich den langen Hals aus dem Federklumpen vorschnellt und wieder wie in eine Scheide zurückzieht. Ihr Flug sieht dem einer großen Eule nicht unähnlich, besteht aus matten kurzen Flügelschlägen, oft sanft und geräuschlos mit eingezogenem Kopfe und hinten ausgestreckten Füßen, die sie aber eine Zeitlang gerade herabhängen läßt, bis sie im Zuge ist. Beim Niedersitzen im Rohr zieht sie die Flügel an und fällt dann plötzlich gleich einem Stein senkrecht zwischen die Stengel nieder. Schweben sieht man sie nicht.

Ihre gewöhnliche Stimme ist laut und tief, und klingt rabenartig „krauw, krauw!" Der Paarungsruf aber ist noch rauher und weitschallend, ein förmliches Gebrüll, dem Ochsengeplärre nicht unähnlich. Wenn man den Schreier bei Nacht hört, so ist man versucht, zu glauben, die Stimme käme von einem reißenden Ungeheuer, das erschienen sei, die Gegend zu verheeren, und nicht von einem furchtsamen Vogel, der sich mit Angst vor jedem Menschen verkriecht. Dieser ominöse Ruf schallt: „ü prumb, ü prumb!" oder „nurr prumb". Die erste Silbe ü ist viel leiser als die zweite „brumm", weil das ü durch das Einziehen, das „prumb" durch das Ausstoßen der Luft hervorgebracht wird. „Das Männchen steht beim Balzen in der Nähe seines entzückt zuhörenden Weibchens auf einem freien Plätzchen im Rohrdickicht, schlägt mit dem Schnabel einigemale aufs Wasser, steckt ihn endlich hinein, um Wasser in den Kehlsack zu schlürfen, wobei zuerst ein „nurr", dann das ü hörbar wird; der Vogel wirft jetzt den Hals zurück, steckt den Schnabel schnell wieder ins Wasser und das furchtbar brüllende „prumb" wird hervorgestoßen und es scheint dies die höchste Ekstase des Balzens zu sein. Die nächsten Silben des Brüllgesanges werden ohne Zurückwerfen des Halses vorgetragen. Nach Beendigung desselben wird das übrige Wasser aus dem Kehlsack gestoßen, was man aber nur in der Nähe vernimmt." So war die Erklärung des Grafen Kas. v. Wodzicki, eines eifrigen Ornithologen und aufmerksamen Beobachters, mitgeteilt in Naumannia, 1851, S. 48. — Anders aber sind die Beobachtungen und anders lauten die Erklärungen in der Neuzeit, mitgeteilt durch Dr. Paul Leverkühn*).

---

*) Die folgende Mitteilung des H. Dr. Leverkühn ist eine Uebersetzung aus dem Anglo-Amerikanischen: „The Auk. VI, Nr. 1, 1889, S. 1 ff." Leider ist diese interessante Mitteilung zu ausgedehnt, um in unserem Buche ausführlich aufgenommen werden zu können. Der Interessent findet aber solche in Liebes Monatsschr. 1890, Nr. 3, S. 62—73; fortgesetzt in Nr. 9, Seite 242—254, mit 3 zur Erklärung dienenden Holzschnitttafeln des Stimmapparats. — Der Thatbestand ist kurz gefaßt folgender: „Zwei naturforschende Amerikaner, Mr. Bradford Torrey und Walter Faxon, beobachteten eine balzende Sumpf-Rohrdommel, Botaurus lentiginosus, *Stephens* 1819, in Wayland, Massachusetts, am 30. Mai 1888 im hohen Wiesengras; endlich stieg dieser Vogel auf einen ältern Heuhaufen, der das Gras völlig überragte, und somit konnten die beiden Forscher den Balzruf wohl eine Stunde lang, sowie auch den ganzen Vorgang genau hören und beobachten. Diese amerikanische Rohrdommel öffnet zuerst rasch den Schnabel, schließt ihn mit Knacken, und nach 3 bis 5maligem Wiederholen dieses Zuschnappens giebt sie dreisilbige pumpende Töne von sich, wohl 3—8mal. Bei den vorgehenden Bewegungen des Schnabels sieht man, wie die Brust sich ausdehnt; die Ausdehnung nimmt zu, bis das Pumpen gut im Gange ist, und wie es scheint, hört sie nicht auf, bis das Pumpen vorüber ist. Es schien den beiden Beobachtern, daß der Vogel Luft einzog, sie hinunterschluckte, und dadurch seinen Kropf ausdehnte, und sie sind auch des Glaubens, daß er nicht im stande wäre, die tönenden pumpenden Laute hervorzubringen, so lange dies nicht vollzogen war. Der ganze Vorgang, besonders das Pumpen selbst, ist von heftigen konvulsivischen Bewegungen begleitet; Kopf und Hals werden oft nach vorn und wieder zurückgeworfen, wie es auch ein anderer (amerik.) Rohrreiher macht, wenn er sein „quow" ausstößt, nur mit viel größerer Heftigkeit. Der eigentliche Laut bei der (amerik.) Sumpfrohrdommel, besteht — wie bemerkt — aus 3 Silben: pump er lunk; von diesen ist die erste die längste und etwas getrennt von den andern, die letzte ist beinahe wie ein Echo der zweiten; die mittlere ist sehr stark betont. Wegen dieses Geschreies heißt diese Rohrdommel auch: Plumpudd'n oder Pumper. Eine andere (in den Vereinigten Staaten) heimische Art heißt: Rammer, bei welcher die mittlere Silbe kein Brüllton ist, sondern genau einem wirklichen

Für den wissenschaftlichen Beobachter kann die Aufzucht junger Rohrdommeln oder die Pflege alter Individuen von großem Interesse werden, um festzustellen, wie sie ihren Balzgesang zuwege bringen. Eine leichte Aufgabe stellt sich der Interessent allerdings nicht, denn solche menschenscheue — von Natur der Einsamkeit gewidmete Vögel sind schwer zu erträglichen Hausgenossen zu machen. Fütterung, Reinhaltung ihres Verschlags und sonstige Pflege ist mit mehr Unannehmlichkeiten verbunden, als man anfänglich voraussetzt. Und ein Jahr ist lang! Junge lassen sich gut aufziehen und werden leidlich zahm, wie es auch bei andern Reiherarten der Fall ist. Kinder muß man aber auch von ihnen ferne halten, da sie sehr reizbar sind. Alte Vögel erfordern viel mehr Geduld, da sie — als Nachtvögel — meist wie ein dicker Federballen und mit angezogenem Halse schläfrig herumhocken oder auf einem Fuße stehen. Nur das kleine rollende Auge zeigt Leben. Einer fremdartigen Annäherung begegnen sie mit schmerzhaften Schnabelstößen und richten die Stöße gern nach dem Gesicht, nach den Augen. Deshalb ist auch dem Pfleger Vorsicht und viel Geduld zu empfehlen. Daß man eine wohlgepflegte männliche Rohrdommel zum Balzgebrüll bringen kann, bezweifle ich jedoch nicht im mindesten. — Dieser Vogel ist auch viel mutiger als sein großer Vetter Fischreiher; vor dem Stoße zieht er den Hals sehr zusammen, schnellt dann — mit ungemeiner Kraft und Schnelle — den starken spitzigen Schnabel wie eine Lanze vor, und wehe! wenn es ihm gelang, ein Auge zu treffen. Es ist unrettbar verloren! Hunde fürchten sich sehr vor ihm. Und ein unvorsichtig nahender Mensch riskiert, daß ihm das Stiefelleder samt dem Fuß bis auf den Knochen durchstoßen wird, denn dieser Reiher verteidigt sich mit Kaltblütigkeit und Mut. Nicht selten wirft er sich — bedrängt — auf den Rücken, wie die Raubvögel, um kräftiger zustoßen zu können; Füchse und Bussarde greifen ihn nicht an, und große Falken nur von hinten, da er sie von vorn mit der scharfen Schnabelspitze empfängt.

Die Nahrung besteht hauptsächlich in Tieren und Kerfen, die schlammiges Wasser suchen, in Schleihen, Schlammbeißern, Karauschen, Wassereidechsen, Fröschen, Schlangen, Würmern, Blutegeln, Larven, jungen und alten Vögeln, die sie im Rohr erwischen können, in Wassermäusen und Ratten, Insekten u. a. Einen Beitrag zur Ernährungsgeschichte dieser Rohrdommel macht uns der gelehrte Ornitholog und Systematiker, Justitiar F. Boie, in Cab. J. 1855, 437: „Im Mark des Kolbenschilfs (Typha) leben Raupen und Puppen von Schilfeulen (Nachtschmetterlingen), Nonagria typhae et cannae, welche bei den Rohrdommeln ein gesuchter Leckerbissen zu sein scheinen. Mit Geschick beißt die Rohrdommel das Flugloch in dem Schilfstengel auf, und spaltet die Kolbe von da so weit, bis sie die Puppe oder Raupe findet. Eine Rohrdommel wurde in unmittelbarer Nähe der aufgebissenen Rohrstengel erlegt." In Gefangenschaft erhält sie zur Fütterung wohlfeile kleine Fische, Frösche und Fleischbestandteile; als Leckerbissen: Ameiseneier. Wegen ihres versteckten Aufenthalts ist sie sehr schwer zu jagen, da sie sich nicht aus ihrem Versteck im Rohr ins Freie treiben läßt. Auch lebendig sind diese Vögel, jung oder alt, schwer erhältlich.

Schlag mit einem Hammer auf einen Pfosten gleicht. — Auf diese Beobachtungen hin sezierte ein berühmter Anatom, Mr. Ch. J. Maynard, den Hals einer solchen Rohrdommel, welche in der Balzzeit erlegt wurde, und machte dabei die wichtige Entdeckung: „daß diese Töne aus dem Oesophagus stammen und nicht ihren Ursprung im untern Kehlkopf haben, wie es beim Gesange aller andern Vögel der Fall ist." Auch unser wohlerfahrener Bechstein sagt: „Sein Geschrei ist sehr stark, da er seine Kehle außerordentlich aufblasen kann. Eine ungegründete alte Sage aber ist es, daß er seinen Schnabel ins Wasser oder in den Morast stecke. (B. Nat.-Gesch. 1793, 3. Bd. S. 27.)" Danach folgt eine Erklärung über die Anheftung, über Verlauf und Zweck der betreffenden Muskeln, so klar und deutlich, daß auch der Laie mit Hilfe der 3 Tafeln verstehen kann, wie der Zusammenhang dieses Stimmapparats wirkt. Ueber diese wundervolle Einrichtung äußert sich Dr. Maynard begeistert: „Ich kann wohl sagen, daß kein Anatom in seinen kühnsten Phantasieen sich jemals ein solches Arrangement hätte ausdenken können! Ich würde es nie für möglich gehalten haben, wäre ich nicht absolut gezwungen, es zu glauben: daß die Töne der amerikanischen Rohrdommel durch die höchst sonderbaren Muskelanordnungen entstehen, die diese besonderen Funktionen nur für kurze Zeit ausüben." Herr Paul Leverkühn, dem wir diese interessanten Mitteilungen a. a. O. verdanken, ist der Ansicht, daß die Stimm-Muskeln unserer heimischen Rohrdommeln (Bot. stellaris) ähnliche Beschaffenheit und Wirkung haben! — Das Unterhalten lebender Rohrdommeln nebst guter Pflege in zool. Gärten würde bald die Thatsache feststellen, ob Wasser oder Luft zum Balzgebrülle unserer europäischen Rohrdommeln verwendet würde. Das Messer des Anatomen müßte das „Wie" erläutern. In diesem Sinne äußert sich Prof. Liebe in Monatsschr. 1890, Nr. 3, 73.

* * *

Sechste Familie: Kranich. Grus, *Linné* 1736.

Pall. 1776; *Bechst.* 1803; *Meyer* 1809; — Anthropoides, *Vieill.* 1816; — Megalornis, *Gray* 1841; — Leucogeranus, *Bp.* 1854.

Die Kraniche, Gruidæ, sind schöne stattliche Vögel und von den vorbeschriebenen Familien durch Organisation und Lebensweise verschieden. Sie bilden nach Dr. Reichenow mehrere Gruppen, welche indessen ziemlich von einander abweichen. Diese verwandten Gruppen sind die Trompetervögel, Psophia, *L.* 1756, 3. A.; Schlangenstörche, Dicholophus, *Ill.* 1811, 2. A.; Rallenkraniche, Rhinochaetus, *Verreaux* 1860, 1. A. — Die Kraniche kennzeichnen sich durch folgende Merkmale: Schnabel etwas länger oder nur ebenso lang als der Kopf; stark, gerade, viel schmäler als hoch, stumpfrückig, neben den Schnabelschneiden eine Längsfurche, spitzewärts in eine stumpfe Spitze übergehend, welche hühnerartig und hart ist, die Schneiden scharf und eingezogen; der Rachen nur bis an den Kopf gespalten. Die Stirn nach der Firste hin verengt und abgeflacht; der Hals anliegend befiedert, unter dem Kopf sehr stark zusammengezogen, länger als der Lauf. Der Schnabel ist einem Storch- oder Reiherschnabel ganz unähnlich. Die Nasenlöcher ziemlich von der Stirn entfernt, seitlich, länglicheirund, in einer großen Haut, durchsichtig, hinten mit einem Rändchen; Füße sehr lang, stark, weit über die Ferse nackt; drei starke Vorderzehen; die äußeren mit einer kurzen Spannhaut; die Hinterzehe klein und hoch gestellt; die Krallen nicht lang, rund und an der Innenseite der mittleren eine schwache Furche; die Kralle der 2. Zehe größer als die 4. und stark gekrümmt. Der Lauf vorn grob, oft nur auf der unteren Hälfte des Laufs mit Quertafeln, seitlich und hinten feiner quer getäfelt. (Die Störche haben 2 Spannhäute und eine größere Hinterzehe.) Flügel groß, breit, mit langen Armknochen, weshalb die letzten Schwingen weit über die ersten hinausreichen. Die 3. Schwinge die längste. Die hintern Schwingfedern samt den nächsten Deckfedern haben eine ausgezeichnete Gestalt und bilden Schmuckfedern. Der 12fedrige Schwanz ziemlich kurz und abgerundet. Einmalige Mauser ohne sonderliche Abänderung der Farben. Das Gefieder ist dicht anschließend, ziemlich derb, doch weich anzufühlen, am langen dünnen Hals schmal und spitz, am Kopf oft haarartig befiedert oder mit kahlen Stellen abwechselnd.

In ihrer Gestalt haben die Kraniche mehr Aehnlichkeit mit den Störchen als mit den Reihern, sind aber durch ihre Lebensart von beiden ganz verschieden, in welcher sie mehr den Trappen ähneln, wie auch wirklich der vordere Teil des Schnabels ein Hühnerschnabel ist und mit dem der Trappe große Aehnlichkeit hat, ebenso auch die Zunge und der Magen. — Bald sind sie Sumpf-, bald Feldvögel, bewohnen verschiedene Zonen, wandern regelmäßig im Herbst und Frühjahr in großen Gesellschaften, wobei sie eine schräge Linie formieren, oder deren zwei, welche in spitzem Winkel vereinigt sind. Sie sind klug, mißtrauisch und außerordentlich vorsichtig, nisten in sumpfigen Gegenden; die Weibchen legen nur 2 Eier und die Jungen können schon den andern Tag nach dem Ausschlüpfen mit den Eltern laufen und Futter suchen, im Notfalle selbst schwimmen, werden aber von den besorgten Alten achtsam geführt und durch Vorlegen guten Futters unterstützt. Sie nähren sich von Sämereien, Getreide, grünen Pflanzenstoffen, Insekten, auch von Amphibien und Fischen.

Die Gattung Grus, bemerkt R. Wagner, entfernt sich im Bau des Skeletts ebenso von den Störchen und Reihern, als sie sich den Gattungen Psophia (Trompetervogel) und Dicholophus (Schlangenstorch) nähert. Der Schädel ist schön gewölbt und abgerundet; die Halswirbel sind schlanker als beim Storch, aber kürzer und gedrungener als beim Reiher; es sind deren 17, ferner 9 Rückenwirbel und 7 Schwanzwirbel; das Merkwürdigste ist das Brustbein, es ist sehr lang und schmal, der Kiel sehr stark und dick; zwischen den beiden seitlichen Knochentafeln sind da, wo die Luftröhrenwindungen sich befinden (beim Weibchen auch am hinteren Teil), weite, von Knochenfäden durchzogene Luftzellen. Die Windungen der Luftröhre liegen gleichsam in einer besonderen Knochenkapsel (die eigentlich nur beim Weibchen so vollständig ist) im Kiele des Brustbeins. Die Zunge ist mäßig lang, ziemlich breit, etwas lanzettförmig, mit schwacher Mittelrinne, hinten mit spitzen Warzen besetzt; der Muskelmagen ist groß und stark; der Darmkanal ungefähr neunmal länger als der Rumpf. Die Luftröhre ist merkwürdig gewunden, bei beiden Geschlechtern jedoch mit bestimmten Modifikationen; sie ist sehr lang, rund und besteht aus mehr als 300 knöchernen Ringen; sie macht vor dem Brustbein beim Männchen nur eine spitzwinklige Windung, beim Weibchen deren zwei runde Windungen. Auch hat die Familie Grus lange weite Blinddärme, wodurch sie sich überhaupt den Hühnern nähert, dagegen von den Reihern abweicht. Keys. und Blasius, Dr. Reichenow, sowie Dr. W. Meves stellen diese Familie in die Nähe der Rallen. — Man kennt etwa 16 Arten Kraniche, von denen aber für uns in Betracht kommen nur: 2 Arten.

Der Graue Kranich. Grus cinerea, *Linné.*

Taf. 44, Fig. 7.

Kranig, Kranch, Krannich, Scherian, Kreon. — Grus, alte Autoren; *L. cit.*; — Ardea grus, corpus cinereum*) L's. Diagnose 1746—66; *Brünn.*; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Grus communis, *Bechst.* 1793; *Rchw.* 1889; — Grus cinerea*), *Bechst.* 1809; *Br.* 1831; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Grus vulgaris, *Pall.* 1811; — Anthropoides grus, *Vieill.* 1816; — Grus grus**), Prof. *Brusina* 1890.

Kennzeichen. Hauptfarbe aschgrau, der Kopf mit borstigen Federn bedeckt; auf dem Scheitel eine warzige rote Stelle; Nacken grau; die hinteren Schwingfedern mondförmig gebogen und gekräuselt; die Stirnbefiederung seitlich stumpf gerundet, geht weit nicht bis zu den Nasengruben.

Länge 11,5 dcm, Flugbreite 22 dcm, Schwanzlänge 19,2 cm, die ruhenden Flügelspitzen überragen das Schwanzende etwas; Schnabel 11,4 cm, Lauf 24 cm, über der Ferse 19,2 cm, Mittelzehe samt Kralle gegen 12 cm. Ziemlich größer als ein Storch, mit längerem Hals.

Beschreibung. Der alte Vogel hat im Gesicht und auf dem Oberkopf schwarze glänzende Borstenhaare; auf dem Hinterscheitel ist ein großer kahler, mondförmiger, roter Fleck mit kleinen Wärzchen; von da hat der Hinterhals auf 1/3 Länge einen grauschwarzen Streif, Kinn, Kehle und oberer Teil des Halses grauschwarz; dieses Grauschwarz des Vorder- und Hinterhalses ist durch ein Grauweiß geschieden, das hinter dem Auge auf den Kopfseiten anfängt; von hier an ist der ganze Vogel sanft aschgrau, oben und auf dem Bürzel am dunkelsten; die Schulterfedern und größern Flügeldeckfedern haben schwarze Schäfte, letztere hinterwärts längliche Tropfenflecken; die letzten großen Deckfedern eine sichelförmig verlängerte Gestalt mit schwarzer Innenfahne; die letzten 3 Schwingfedern sind sichelförmig, ausgezeichnet lang mit schwarzem schlaffem Schaft und schwarzer Spitze, gegen die Wurzel gekräuselt und bilden einen schönen beweglichen Busch, der die vordere Flügelspitze und den Schwanz verdeckt, im Fluge aber neben dem Unterrücken liegt. Die übrigen Schwingen sind schieferschwarz; der Schwanz schiefergrau; Im Jugendkleid ist die Färbung so ziemlich dieselbe, die Schmuckfedern des Hinterflügels sind aber noch nicht so entwickelt. Das Dunenkleid ist (nach A. Walter) in der ersten Zeit, so lange es noch frisch ist, schön gelbrot, wie die Farbe des Rückens der roten Eichhörnchen, später wird es immer schmutziger

---

*) Bechstein gab diesen Namen nach Linnés Diagnose.

**) Bezüglich der gleichen Doppelnamen verweist Prof. Brusina (Orn. Jahrb. 1891, 3) auf den Vorgang der gelehrten deutschen Ornithologen: *Boje* 1822; *Kaup* 1829; *Lichtenstein* 1854; ferner auf die Vorschläge nordamerikanischer (1886) und französischer Ornithologen (1889), welche sämtlich erklärten, in Befolgung dieses Vorganges nicht nur nichts Störendes, sondern sogar eine Vereinfachung zu erblicken. Z. B. statt Troglodytes parvulus, *Koch*; Serinus hortulanus, *Koch*; Pica rustica, *Scopoli*; Grus cinerea, *Bechstein*; Coturnix dactylisonans, *Bonnaterre* etc. zu setzen: Troglodytes troglodytes, *L.* 1758; Serinus serinus, *L.* 1766; Pica pica, *L.* 1758; Grus grus, *L.* 1758; Coturnix coturnix, *L.* 1758 etc. Dadurch ist die — Linné gebührende Priorität gewahrt. Mit diesem Vorschlag kann man sich einverstanden erklären. Aber dieser Vorschlag ist dem Verfasser dieses Buchs zu spät bekannt geworden. Doch ist der gleiche Zweck — für Linné die Priorität aus dem Chaos der Synonymen zu retten — in anderer Weise durchgeführt worden, wie der aufmerksame Interessent schon längst gefunden hat. — Das Linnésche System ist ein Riesenwerk, und jeder Artname — von ihm gegeben oder gesammelt — verdient als Reliquie hoch gehalten zu werden. Ein Denkmal der Ehre! — Es wird auch für manchen der werten Herren Leser nicht ohne einiges Interesse sein, wie sich unser verehrter Altmeister Joh. Friedr. Naumann in seinem berühmten Werk zur Synonymik stellte, was er in seiner Einleitung, 1. Teil 1822, darlegt. Seite X sagt Naumann: „Die Synonymik, dieser so schwierige Punkt in der Naturgeschichte, habe ich mit Fleiß und Vorsicht gesammelt. Welch kitzliche Aufgabe dieses ist, weiß jeder Theoretiker. Von den deutschen Namen habe ich immer den oben angestellt, welcher den Vogel am besten bezeichnet und der bekannteste ist." — Und Seite 147 ff.: „Man hat in neuerer Zeit (geschr. im Jahr 1818) leider die Vervielfältigungen der Gattungen (Familien) zu weit getrieben, und es scheint, als wäre in der Naturgeschichte weiter nichts mehr zu thun, als das künstliche Lehrgebäude noch künstlicher zu machen, statt daß man es zu vereinfachen suchen sollte. Unbedeutende Kleinigkeiten dürfen uns nicht bestimmen, so viel eigene Familien aufzustellen, wir würden sonst so viele bekommen, als es Arten giebt. Was soll am Ende noch aus der schönen Wissenschaft werden, wenn man über der äußern Form das Innere vergißt. Systeme zu bilden, ist nicht Jedermanns Sache, dazu gehört auch ein Linnéscher Scharfblick!! Sehr zu tadeln ist der Unfug, den man mit den Benennungen der Arten (Ueberschriften) trieb. Alte bekannte Namen wurden aus irgend einem Grunde verworfen und neue — oft weit schlechtere gegeben! Nur ein Beispiel. Warum setzte man z. B. Sitta caesia, *Mey. & Wolf*, statt S. europæa, *L.*?! — Ich (Naumann) meines Teils werde in meinem Werk nur dann der Benennungen des großen Linné mich nicht bedienen, wenn ich überzeugt bin, daß sie zu Verwechslungen und Mißverständnissen Veranlassung geben können!" — Die Autoren, nach welchen Naumann zitierte, sind zumeist: Linné, Gmelin-Linné, Buffon, Latham, Bechstein, Borkhausen, Meyer und Wolf, hauptsächlich aber Temminck, Meisner und Schinz, Koch und die alte Ausgabe seines Vaters Joh. Andreas Naumann.

und zuletzt fast grau; das kleine Schnäbelchen ist fleischfarbig, die Füße rötlichgrau, die Iris grau. — Beim Weibchen ist der schiefergraue Streif längs der Gurgel schmäler und nicht so dunkel wie beim Männchen, das nackte Rot des Scheitels ist etwas klein und weniger schön gefärbt, in Summa: es ist etwas kleiner und unansehnlicher.

Der weder auffallend große noch besonders starke Schnabel ist graugrünlich, nach der Spitze braungelblich; das kahle Augenlidrändchen ist schwärzlich; die Iris ist rotbraun, in der Jugend hellbraun; die Füße sind schwarz.

Als eine Eigentümlichkeit mag hier erwähnt werden, daß sich diese klugen Vögel mit der feuchten Erde ihres Aufenthalts bestreichen und einreiben, wodurch sie bald erdbraun, bald rötlichbraun aussehen, und dadurch weniger von ihrer Umgebung auffallen. Dies thun sie hauptsächlich während der Brütezeit.

Der Kranich bewohnt die Alte Welt, den höheren Norden ausgenommen, also Europa, Asien und Afrika; nordwärts so weit Wälder gedeihen. Im Sommer lebt er in der höhern gemäßigten Zone bis an die kalte hinauf; im Ural wurde er schon bis zu $68 \frac{1}{2}$ Gr. n. Br. getroffen. Im Winter zieht er in die Nähe der Wendekreise, zum Teil auch unter diese, so daß er selbst noch unter den Vögeln vom „Kap der guten Hoffnung" aufgezählt wird. So findet man sie in Schweden, Finnland, Mecklenburg, Pommern, in der Mark, in Schlesien, Galizien, Nord- und Süd-Rußland, einschließlich der Dobrudscha, an der Wolga, in Sibirien bis Kamtschatka, in China; in Nord- und Mittel-Afrika als Zugvogel. Im nördlichen Deutschland, Preußen, in der Mark und Pommern, Polen, auf der Insel Oesel u. s. w. pflanzt er sich fort, in anderen Gegenden kommt er nur auf dem Durchzuge vor. In England selten, und selbst in Holland selten auf dem Zuge. Er ist demnach ostwärts häufiger als im westlichen Deutschland, wo er kaum irgendwo brütend gefunden wird. — Er ist halb Feld-, halb Sumpfvogel, je nachdem er Nahrung findet; hauptsächlich liebt er solche Niederungen, die nicht zu viel Gebüsche und Bäume haben, wo bloß niedrige Seggen- und Grasarten den nassen Boden soweit bedecken, daß sie aus der Ferne grünen Wiesen ähnlich sehen, und rundum freie Aussicht gewähren, mit Sümpfen und Morästen abwechseln, besonders mit einzelnen Erlengebüschen bewachsen sind, und ganz freie angebaute weite Fluren in der Nähe haben. Auf Bäume setzt sich der Kranich niemals, obwohl er ganz baum- und waldlose Sümpfe nur selten bewohnt.

Der Abzug beginnt im September, wohl erst gegen das Ende, ist im Oktober am stärksten und endigt im November; die Richtung ist bei uns von Ost nach West. Der Rückzug beginnt im März, wird gegen Ende dieses Monats am stärksten und endet gegen die Mitte des April. Diese Richtung ist von Südwest nach Nordost. Viele überwintern schon in der Türkei, Griechenland, Oberitalien, die meisten jedoch in den Ländern jenseits des Mittelmeers. Heuglin sagt: „In ungeheuren Scharen am Weißen und Blauen Fluß (Nil) und in Kordofan; im Frühjahr und Herbst auf dem Durchzuge in Nubien und Egypten." — Dabei haben sie ihre regelmäßigen Straßen, welche man sie beinahe alle Jahre passieren sieht. Ihre Reisen machen sie bei Tag und bei Nacht, und sie vermögen bei ihrer großen Flugfähigkeit weite Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen. Sie wandern in großen Flügen, oft zu mehreren Tausend Stücken vereint, obgleich in kleinere Truppen abgeteilt, weil sie sich vor dem Herbstzuge wie die Störche zu größeren Scharen auf bestimmten Plätzen ansammeln und eines Tages mit großem Geschrei abreisen. Jeder Trupp fliegt in einer geregelten Ordnung, entweder in einer einzigen schrägen Linie, oder in zwei solchen, welche vorn im spitzigen Winkel wie ein V zusammenlaufen. Ein solcher Winkel wird von 50—60 Stücken gebildet, wobei sie gewöhnlich unter lärmendem Geschrei so hoch fliegen, daß sie dem menschlichen Auge kaum oder gar nicht mehr sichtbar sind, weshalb man sie eher hört als sieht. Nur in finstern Nächten fliegen sie niedriger, so daß man das Rauschen ihrer Flügel oft deutlich vernehmen kann, selten aber einen Laut dabei hört. Wie hoch die wandernden Kraniche zuweilen fliegen, ist schwer zu bestimmen, da sie oft noch den Brocken, welcher über 1000 m hoch ist, in großer Höhe überfliegen. In solcher Höhe macht sie nichts irre; wenn sie aber niedriger fliegen, bringt sie zuweilen eine auffallende Erscheinung aus ihrem Wanderfluge; sie umkreisen einigemal einen solchen Platz unter vielem Geschrei und ziehen dann erst wieder ihre Straße weiter. So beobachteten Bechstein und Vater Brehm (letzterer noch als Kind) über dem brennenden Dorfe Ernstroda in Thüringen eine Kranichherde, welche längere Zeit über der Flamme kreiste, durch ihr lautes Geschrei das Rufen der Arbeiter, das Jammern der Abgebrannten, das Brüllen des Viehs und das Zusammenstürzen der brennenden Gebäude übertönte und am nächtlichen finstern Himmel einer Geisterschar glich. — Der Zug dieser schönen großen Vögel hat überhaupt so viel Anziehendes, daß der Liebhaber und selbst der Gleichgültige es nicht unterlassen kann, nach ihnen aufzuschauen, wenn er ihre weitschallenden Töne hoch in den Lüften vernimmt. — In den Winterquartieren halten sie immer in großen Scharen zusammen, welchen sich auch verwandte Arten anschließen; sie fliegen morgens auf die Felder, um den

Nahrungsgeschäften nachzugehen; wenn sie sich gesättigt haben, fliegen sie zurück auf die erwählten einsamen Strandinseln oder kurzgrasigen Stellen an Strömen, Flußufern, Seen 2c., wo sie eine weite Umschau haben, ordnen das Gefieder, oder vertreiben sich die Zeit mit Spielereien, und bringen hier, wenn sie nicht gewaltsam fortgescheucht oder durch Futtermangel vertrieben werden, ihre Zeit Tag und Nacht zu, bis sie wieder ihrer nördlichen Heimat zueilen, wo sie sich nun allmählich von dem großen Heere in kleinere Truppen, und endlich in die einzelnen Paare auflösen, um ihre Brüteplätze wieder zu beziehen. — Nicht selten bemerkt man in Gesellschaft ziehender Kraniche auch kleine Vögel, besonders Lerchen, welche mit ihren großen Reisegenossen auch auf die Felder einfallen und nach eingenommener Vesper mit denselben die Reise fortsetzen. Die Lerchen behaupten keine bestimmten Plätze, sondern bewegen sich zwischen den Kranichen bald vorn, bald zurück, bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Zugs. Auch bemerkt man die Thatsache, daß die Kraniche die Windrichtung suchen, welche mit ihrer Reiserichtung übereinstimmt. Diese suchen sie in allen Höhenlagen aus. So kommt es, daß sie scheinbar oft gegen den unteren Wind zu ziehen scheinen, während sie in Wirklichkeit in den höheren Regionen in und mit dem Wind segeln. Werden sie noch von Nachwintern überrascht, so sind sie so einsichtig, durch einen Rückstrich wieder in mildere Gegenden zu kommen. Dies freilich nur, wenn sie noch vom Wandertrieb beherrscht sind.

Unzugängliche, tiefe, buschreiche Sümpfe mit tiefem Morast und brackigen Wassern, einerseits an Wald, andrerseits an Feld stoßend, wählt er zu seinem Nistplatze. Der Kranich gebraucht die List, daß er sich demselben nie fliegend nähert, sondern gebückt aus weiter Ferne, unter dem Schutze der Pflanzen, zu demselben heran- und ebenso heimlich wieder von demselben abschleicht. Es ist daher ein Kranichnest außerordentlich schwierig aufzufinden. Das Nest steht zwischen Pflanzengestrüpp, Schilf, Rohr, auch unter Erlenbüschen und ist kunstlos aus Reisern und dürren Schilfblättern gebaut. Im Mai findet man darin 2 Eier, gut so groß wie die einer Hausgans, welche auf blaßbraungrünlichem Grunde, mit vielen rötlichaschgrauen Punkten und Flecken heller und dunkler, und mit Flecken, Punkten und Zügen von dunkel olivenbrauner Farbe bezeichnet sind. Drei Eier bei einem Gelege gehört zu den Ausnahmen. Sie sind schön eiförmig, starkschalig, grobkörnig, glanzlos, 8,6 cm lang und 6 cm breit. Sie ähneln manchen Eiern der großen Trappe (Otis tarda), welche aber kleiner und glattschaliger sind. Sie gehören zu den größten Eiern der europäischen Vögel und scheinen inwendig blaugrünlich durch. Die Maße märkischer Eier betragen: 94 + 62 mm. Die Brutzeit mag so lang als beim Storch dauern, also etwa 30 Tage. — Die Dunenjungen haben wegen der Länge des Halses und der Füße mit den dicken Gelenken ein sonderbares Aussehen, bleiben aber nur wenige Tage im Nest, und lernen bald allein fressen. Vermutlich wird ihnen das erste Futter von den Alten vorgelegt. Sie laufen schnell, verkriechen sich gut und lassen ohne höchste Not nie ihre piepende Stimme hören, denn mit größter Heimlichkeit werden sie von den Eltern in die dichtesten Sümpfe geführt, oder gar in den Getreidefeldern und Schotenäckern versteckt, bis sie flugbar sind. Die jungen Kraniche werden erst im dritten Frühjahr ihres Lebens mannbar, ziehen abgesondert mit den Scharen gleichaltriger weg und kommen mit diesen wieder zurück; sie verleben den zweiten Lebenssommer einsam an abgelegenen Orten und streichen allenthalben herum, doch immer in solchen Gegenden, wo gewöhnlich auch Kraniche brüten.

Der Kranich ist ein wohlproportionierter, stattlicher Vogel, er hat eine würdevolle Haltung, und sein Gang ist leicht und behend, obwohl in großen, abgemessenen Schritten wie beim Storch. Drollig aber wird er, wenn er in munterer Laune Sprünge, Verbeugungen und dergleichen Kapriolen macht, wobei der schön gekräuselte Flügelbusch lustig im Winde flattert; seine Stellungen und Bewegungen sind graziöser als beim Storch. Im Fluge gleicht er dem letzteren vollkommen, besonders in einer Entfernung, wo man den Schnabel nicht mehr unterscheiden kann. Er ist außerordentlich klug und umsichtig, und verrät viele Fähigkeiten; daher stellen Scharen, die auf Feldern weiden, Wachen aus, welche die anderen von jeder kommenden Gefahr benachrichtigen. Der Kranich ist übrigens einer der allerscheuesten unserer einheimischen Vögel. — Seine Stimme ist ein schmetterndes, schnarrendes „krukru", „kurr" oder „kürr", in vielerlei Modulationen, welche Töne er zu allen Zeiten fleißig hören läßt, besonders auf dem Zuge und bei bevorstehendem Regenwetter. Bechstein nennt es „ein fürchterliches Geschrei, das in der Nähe zum Betäuben stark ist und wie Irrgorr! klingt". In der Jugend ist die Stimme ein piependes „schieb", und selbst auf dem Zuge im Frühjahr hört man noch meistens von den in besondern Trupps wandernden Jungen dieses „schieb", manchmal schon überschlagend in die rauhe Stimme, wodurch oft wunderliche Mißtöne entstehen. — Während des Schlafes steht der Kranich auf einem Bein und zieht das andere an den Leib; daß er aber einen Stein in der Klaue halte, um nicht einzuschlafen, gehört zu den naturgeschichtlichen Märchen.

Die Nahrung nimmt er bald aus dem Tier-, bald aus dem Pflanzenreich; so verzehrt

er grüne Saat und junge Pflänzchen, halbreifes Getreide, reife Getreidekörner, Erbsen vorzüglich gern; ferner alle Insekten, Würmer, Amphibien und ganz kleine warmblütige Tiere. Ob er im Freien Fische frißt, ist zu bezweifeln; in der Gefangenschaft verschmäht er anfangs das Fischfleisch, und gewöhnt sich erst allmählich daran.

In Gefangenschaft ist er leicht zu unterhalten, besonders mit Getreide, Erbsen, Brot, gekochten Kartoffeln, Fleischstückchen u. dgl. Frisches Wasser ist ein notwendiges Bedürfnis. — Wenn man den Kranich jung erzieht, so wird er bei weitem zahmer und anhänglicher, namentlich bilden sich solche intellektuelle Fähigkeiten bei ihm aus, daß man über seinen Verstand und seine Ueberlegung oft erstaunen muß. Aber auch der alte Kranich gewöhnt sich an die Gefangenschaft und wird nach Umständen recht zahm. Es ist einer der interessantesten Vögel, die man überhaupt auf einem Hof unterhalten kann und er sollte deshalb bei keinem wohlhabenden Liebhaber des Hofgeflügels fehlen, weil er weit mehr Freude macht, als Fasanen, Pfauen u. dgl. Mit gestutzten Schwingen frei laufend, macht er sich bald zum Oberherrn des sämtlichen Geflügels, schlichtet ihre Streitigkeiten durch Schnabelhiebe und lautes Schreien, ohne ihnen jedoch Leides zu thun; geht mit den Gänsen auf die Weide und hält sie zusammen; er liebt seinen Futterherrn mit großer Anhänglichkeit, läßt sich betasten, läuft ihm auf dem Fuße nach und speist, wenn es erlaubt wird, mit ihm aus einer Schüssel; denn er nimmt keinen Anstand, seinen Herrn im Zimmer aufzusuchen. Mit einem Wort, er bewährt so viel Verständnis, daß er öfters in Erstaunen setzt, und alles andere Hofgeflügel, ja wohl die meisten Vögel in dieser Richtung weit hinter sich läßt. Wenn er bei guter Laune ist, so zeigt er auch seine drolligen Tanzkünste, wobei er zum Spaß kleine Gegenstände ergreift, in die Höhe wirft und wieder aufzufangen sucht. — Aber ehe der Kranich einen solchen Grad von Anhänglichkeit angenommen hat, thut man wohl daran, nicht unvorsichtig nahe zu treten, besonders auch Kinder nicht in deren Nähe zu belassen, da die Schnabelstöße des gereizten Vogels stets nach Gesicht und Augen gerichtet sind. Also Vorsicht beim wilden und halbzahmen Kranich! Von Bechstein erfahren wir, daß ein Kranich 40 Jahre auf einem Gehöfte unterhalten worden ist.

Als ein ebenso kluger als scheuer Vogel ist er sehr schwer zu schießen; gleichviel ob auf dem Zuge, wo Tausende miteinander fliegen, oder auf dem Brüteplatze. Ein gut versteckter Hinterhalt, etwa ein enges Erdloch in der Nähe ihrer Weideplätze, führt noch am sichersten zum Ziele. Mit den öfters erwähnten Laufschlingen, welche beim Sandregenpfeifer beschrieben sind, aber weit stärker sein müssen, fängt man sie auf den Tränk- und Weideplätzen am leichtesten. — In manchen Gegenden gehört der Kranich zur hohen, in anderen zur niederen Jagd; da er aber durch Abweiden vielen Getreides, und besonders auf den Erbsenäckern Schaden stiftet, so ist er auch in vielen Ländern freigegeben.

Das Fleisch des Kranichs ist genießbar und gut, obgleich man wenig Gebrauch hiervon macht; das der Jungen gilt als Delikatesse. Die Ungarn benutzen die gekräuselten Federn des Hinterflügels zu Schmückung ihrer Nationalmützen.

Der Jungfernkranich. Grus virgo, *Linné.*

Numidischer Kranich, Numidische Jungfer. — Virgo numidica, *Dodart* 1731; *Edwards* 1743; — Grus numidica, *Alb.* 1738; *Briss.* 1760; *L. cit.*; — Ardea virgo, *L.* 1758—66; — Anthrop. virgo, *Vieill.*; — Grus virgo, *Cuv.* 1817; *Naum.* 1838; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Hauptfarbe aschgrau; von der Ohrengegend jederseits ein langer weißlicher Federbüschel nach hinten ausgehend; die hintern Schwingen sind verlängert und zugespitzt; der Kopf ohne kahle Stellen. Die Stirnbefiederung seitlich bis fast zu den Nasenlöchern vortretend; Nacken großenteils schwarz.

Länge 76,8 cm, Flugbreite 17,1 dcm, Schwanz 15,6 cm, Schnabel 6,4 cm, Lauf 17,8 cm, über der Ferse 8,4 cm, Mittelzehe samt Kralle 7,2 cm. Ebenso groß wie ein Fischreiher.

Beschreibung. Der alte Vogel hat einen hell aschgrauen Oberkopf; Stirn, Kopfseiten, Hinterhals und vorn bis zur Gurgel herab schwarz; die Federn des Kropfes sind sehr lang, schmal zugespitzt, flatternd; am hintern Augenwinkel entspringt ein weißer Streifen, welcher 7,2 cm lange, schmale, zarte Federn hat, die nach hinten einen losen, mondförmig abwärts gebogenen Büschel bilden. Der übrige Teil des Körpers ist sanft hellaschgrau. Die außerordentlich langen zugespitzten hintern Schwingfedern sind gegen die Spitze hin schieferschwarz; ebenso gefärbt die übrigen Schwingen; der Schwanz schiefergrau. Im Jugendkleide ist der weiße Ohrenbüschel kleiner; die Federn des Kropfes und der Hinterschwingen nicht ungewöhnlich verlängert. Das Weibchen hat weniger reine Färbung, kürzere und nicht so viele Schmuckfedern auf dem Hinterflügel, auch ist es ein wenig kleiner.

Die Heimat dieses Kranichs ist das wärmere Asien und Nord-Afrika, besonders das alte Numidien (das heutige Algier); in den südlichsten Steppen Rußlands gegen die Donau hin,

in der Krim, ums Kaspimeer, besonders am Mündungsgebiet der Wolga; die Tatarei und Mongolei, die Thäler um den Baikalsee, China, von wo aus er bis nach Süd-Indien und Mittel-Afrika wandert; einzeln wurde er in Italien getroffen, und als Seltenheit auf Helgoland. Im Jahr 1811 zeigte sich bei Gamsheim am Rhein ein ganzer Trupp, wovon mehrere erbeutet wurden. — Er ist ein Zugvogel und überwintert zu Tausenden am Weißen Nil. Sein Aufenthalt sind ausgedehnte grüne Steppen, wenn sie von Sümpfen durchschnitten werden, oder große Moräste in der Nähe von Flußmündungen, an Landseen und am Meere. Er stimmt übrigens hierin, im Nistplatze und im Betragen, mit unserem Kranich sehr überein und ist mehr Feld- als Sumpfvogel. — Die Eier gleichen genau denen des Gemeinen Kranichs, sind aber verhältnismäßig kleiner, 8,2 cm lang und 5,4 cm breit.

Bei den alten Römern hieß dieser zierliche schlanke Vogel mit seinem gefälligen Aeußern die „Jungfrau aus Numidien". Leichte zierliche Bewegungen, dabei anständige stolze Haltung machen diesen Vogel zu einem Liebling von jedermann. Sein Flug ist noch leichter, ebenso oft schwebend, wie beim Gemeinen Kranich. Er ist ebenso leicht zu zähmen und wird, besonders jung aufgezogen, zahm und zutraulich. Sein friedliches Wesen, seine heitere Laune, seine Verbeugungen und possierlichen Sprünge, als wollte er tanzen, wobei er spielend kleine Dinge, wie sein großer Vetter, in die Höhe wirft und wieder aufzufangen sucht, erwarben ihm von jeher viele Liebhaber, und man hält ihn deshalb gern auf den Höfen, in zoologischen Gärten und in Menagerien. Die Fütterung ist wie beim Grauen Kranich. Bei solider Einrichtung, in geräumiger Volière, mit frischem zulaufendem Wasser, zur Unterlage des Nestes dürre Reiser, zum Weiterbau Halme und Blätter von Rohr, Schilf, Binsen und altem Grase, pflanzt er sich in der Gefangenschaft fort. Zum Aufziehen der Jungen giebt man anfangs gutes, klein zerschnittenes Fleisch und Quark. — Aus dem Akklimatisationsgarten in Moskau kann man diese Vögel zu einem billigen Preis erhalten, der den unseres heimischen Kranichs nicht übersteigt. Sie werden als Nestjunge in der Wolgagegend gesammelt.

Neunte Ordnung: **Hühnerartige Vögel**, Gallinaceæ.

Der Schnabel ist kurz, gewölbt, der Oberkiefer mehr oder weniger gebogen, seine Schneiden übergreifend; Nasenlöcher unfern der Schnabelwurzel mit einer häutigen oder knorpeligen, sie mindestens zur Hälfte schließenden Decke überwölbt, der untere Rand der Nasengrube befiedert; die großen Schwingen abgerundet; die 3. bis 5. Schwinge am längsten; die Flügel muldenförmig ausgehöhlt; die Füße stark, länger oder kürzer, mit drei Vorderzehen, welche durch eine Spannhaut verbunden oder auch verwachsen sind; einer höher stehenden etwas kleineren Hinterzehe, die bei einigen verkümmert vorkommt, auch wohl ganz fehlt; die Läufe und Zehen verschieden getäfelt und genetzt; Krallen stark, oben gewölbt, unten hohl, scharf, zum Scharren eingerichtet; der Lauf ist in den meisten Fällen nackt, selten befiedert, und darf derselbe als ein Kennzeichen oder Merkmal hervorgehoben werden.

An dem kleinen Kopfe befinden sich bei den meisten ganz eigene Zieraten, kahle schöngefärbte Stellen, Lappen, Kämme, Helme, Federbüsche u. dgl. Ihr Leib ist gedrungen und hochbrüstig; ihre Schenkel sind sehr muskulös, die Sehnen am Lauf verknöchert, der Kropf erweitert, der sehr muskulöse Magen schmal und hart. Die Alten mausern fast alle nur einmal im Jahr, die Männchen sind meist viel schöner und größer als die Weibchen, und gehören mitunter zu den prachtvollsten Vögeln der Erde. Alle Hühner haben in den Füßen eine bedeutende Kraft und können sehr schnell laufen; sie halten sich überhaupt am meisten auf der Erde auf, wo sie ihre Nahrung aufsuchen und mit ihren starken Füßen deshalb den Boden aufscharren. Dieser Eigentümlichkeit wegen wird dieser Ordnung auch der Name: Scharrvögel, Rasores, beigelegt. Ihre Nahrung besteht in Körnern, Sämereien, Insekten, die letzteren namentlich bei den zarten Jungen; in Beeren, Knospen, Blättern und vielem Grünzeug. Sie trinken schöpfend und lassen das Wasser mit emporgehobenem Schnabel in den Hals hinabrinnen. Ein Wasserbad nehmen die Hühner niemals, dagegen paddeln sie gern im trockenen Sand und Staub, halten sich damit rein und vertreiben auch das Ungeziefer. Die meisten leben in Vielweiberei; die Weibchen legen viele Eier, welche sie allein ausbrüten, wie sie auch die Erziehung der Jungen durch Erwärmen und Anleitung zum Futtersuchen allein besorgen; diese laufen bald nach dem Abtrocknen mit der Mutter davon. Die frisch ausgeschlüpften Jungen haben ein warmes lockeres Federdunenkleid mit verschiedenen Zeichnungen von Strichen und Flecken. Ein charakteristisches Kennzeichen sind aber die gleich vorhandenen Federkiele an den Flügeln, die sich binnen

wenigen Tagen so entwickeln, daß sie zum Fliegen taugen. (Ornis, 1886, 338, W. Meves.) Es sind dieses auch — nach der Einteilung Prof. Okens — die eigentlichen und richtigen „Nestflüchter“, welche Eigenschaft übrigens, außer den Hühnerarten auch vielen Schwimm- und Watvögeln zukommt. Bei Gefahren wissen sich die Dunenjungen vorzüglich durch Andrücken auf den Boden, an Steine, Geröll, Erdbrocken, ins Gebüsch, Gras u. dgl. sehr rasch zu verbergen, so daß man glauben könnte, sie seien mit einem Ruck verschwunden. Die Mutter flattert wie lahm umher, lenkt den Feind auf sich selbst, der da glaubt, das taumelnde Tier nur so leicht vom Boden wegnehmen zu können. Der schlaue Vogel entschlüpft immer wieder, immer weiter ab vom Versteck der Jungen, und wenn die List gelungen, entflieht er mit einemmale ernstlich und ins Weite; darnach kehrt er auf Umwegen — mit unfehlbarer Sicherheit — rasch zu den versteckt liegenden Jungen zurück, lockt sie leise zusammen und führt sie ab von dem unsicheren Platze, wodurch seine Feinde und selbst gut dressierte Hunde getäuscht werden. — Nicht allzu selten werden bei den Waldhühnern Hybriden oder Bastardformen gefunden, da die balzenden Hähne, wenn und weil ihre Balzplätze schwach oder gar nicht mit Hennen eigener Art besetzt sind, sich wohl auch mit Hennen anderer nahestehender Arten einlassen, wodurch mancherlei Zwischenformen entstehen, die oft rätselhaften Ursprungs und schwer zu bestimmen sind, gewöhnlich aber die Mutter nicht verleugnen können. Man hält sie im allgemeinen nicht für fortpflanzungsfähig. Einige dieser Hybriden sind hier beschrieben. Siehe auch die Anmerkung am Schluß der Wasservögel S. 728. Die meisten Hühner fliegen geräuschvoll und schwerfällig, weil die Flügel kurz, stumpf, gewölbt und hartschwingig sind. Die Zähmung unterliegt bei mehreren Arten keinen besonderen Schwierigkeiten, daher wurden manche wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches und der vortrefflichen Eier schon seit den ältesten Zeiten domestiziert, während wieder bei andern jeder Versuch der Zähmung scheiterte. — Durch die Familien Pterocles und Syrrhaphtes schließen sie sich einerseits den Tauben, durch die Familie Otis den Laufvögeln an. — Die hühnerartigen Vögel bewohnen die ganze Erde, am liebsten wohl den Wald, aber auch die pflanzenarme Steppe, der Wüste verwandt, die Moossteppen (Tundren) des hohen Nordens, die Berghänge der hohen Gebirge zunächst der Schneegrenze, wenn nur Geröll, Pflanzengestrüpp und Gras den nötigen Schutz und Nahrung gewähren; auch die endlosen Grasebenen Amerikas, Savannen, Prairien, Llanos oder Pampas genannt, beherbergen viele Arten Scharrvögel.

Gray zählt in seiner Hand-List beinahe 400 Arten auf, die in mehr als 100 Gruppen eingeteilt sind und von denen die meisten auf Asien kommen. Aber auch die andern Erdteile beherbergen gewisse eigentümliche Familien, die sich sonst nirgends finden. Hier sind beschrieben: 23 Arten in 7 Familien eingeteilt.

Erste Familie: **Waldhuhn**, Tetrao, *Linné* 1735.

Lagopus, *Briss.*; — Urogallus, *Scop.* 1777.

Der Schnabel ist kurz, meist stark, ziemlich dick, sehr gewölbt und übergekrümmt (fast wie bei einem Raubvogel), wenig zusammengedrückt, hart, scharfkantig; Zunge mittellang, ein längliches Dreieck, der Hinterrand ausgeschweift und gezahnt; die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel rundlich, mit einer gewölbten, dicht befiederten Haut umgeben und ganz in den Stirnfedern verborgen; die Augenlider kahl, über ihnen eine halbmond- oder nierenförmige nackte rote Haut, die aber nicht gezahnt ist; Stirn und Kehle sind befiedert; die Nasengrube ganz verdeckt durch einen Wirbel von Federn, die rings um den Naslochrand wurzeln; die Füße niedrig, stark, die Befiederung der Füße dicht; die Läufe halb oder ganz befiedert; die Hinterzehe klein und etwas höher gestellt; Flügel sehr gewölbt, kurz, die großen Schwingen nach vorn schmal, die 3., 4. und 5. die längste. Schwanz verschieden gestaltet, 16—20 harte Federn enthaltend, welche meist alle oder wenigstens die mittelsten am Ende wie mit der Schere geschnitten aussehen.

Sie bewohnen die Wälder, vorzüglich Gebirgswaldungen, zum Teil die hohen Gebirge ohne Wald, sind sämtlich Stand-, nur teilweise Strichvögel. Sie leben teils in Viel-, teils in Einweiberei, und es haben die Männchen, welche in Vielweiberei leben, während der Begattungszeit jene besonderen Töne und Gebärden, welche man das Balzen oder Falzen nennt, womit sie die Weibchen auf ihren Stand aufmerksam machen und zu sich herlocken. — Die Waldhühner, bemerkt Nitzsch, haben mit den übrigen echten Hühnergattungen viele innere Bildungsverhältnisse gemein, von denen wir nur wenige anzuführen vermögen. Die mittleren Rückenwirbel verwachsen immer zu einem einzigen Stück; die Rippen sind, wie es scheint, immer 7 Paare, von denen ein vorderes falsch ist; das Brustbein ist dem der Taubenfamilie ähnlich aber stärker entwickelt; die Gabel ist dünn, schmächtig, wenig gespreizt, unten mit einem Fortsatz versehen; die Vorderglieder zeichnen sich durch Breite des Vorderarms und die bogenförmige Krümmung der Ellbogenröhre

gleichwie bei Tauben und Flughühnern aus. Der Handteil der Flügel scheint nie so lang als der Vorderarm. Der Schlund erweitert sich in einem wahren Kropf von ansehnlicher Größe; der Vormagen ist dick und drüsenreich; der Magen ein sehr starker Muskelmagen mit glänzender Sehnenschicht zu beiden Seiten; die Bürzeldrüse auf dem Schwanze ist am Zipfel mit kleinen Federn besetzt; der Oberschenkelknochen ist marklos und nimmt Luft auf. Die Luftröhre ist weich und enthält nur Knorpelringe; zu dieser Bildung kommt bei Auer- und Birkhahn noch eine besondere Merkwürdigkeit, nämlich eine rundliche, gallertartige, mit Zellgewebe bekleidete und davon durchzogene Masse, die beim Männchen regelmäßig jederseits den untersten Teil der Luftröhre oder des untern Kehlkopfs belegt, dem Weibchen aber fehlt. Waldhühner kennt man etwa 16 Arten, wovon hier: 5 Arten (mit einigen Bastardformen) in 4 Gruppen.

1. Gruppe: **Edelwaldhuhn.** Tetrao, *Linné* 1746.

Mit hakenförmigem, kurzem und dickem Schnabel, ganz befiederten Fußwurzeln, aber nackten Zehen mit umfassenden Tafeln, welche im Winter und Frühjahr an den Seiten mit kielartigen Fransen besetzt sind; der Schwanz abgerundet mit 16—20 Federn, schon etwas lang; die Kinn- und Kehlfedern bartähnlich verlängert. Mit der Mauser werden auch die Nägel gewechselt, d. h. es werden die alten durch die nachschiebenden neuen Nägel verdrängt; auch die Fransen an den Seiten der Zehen werden erneuert, denn es sind diese nichts anderes, als platte kurze Kiele ohne Fahnen. Die obere Schnabeldecke (Ramphoteca) wird ebenfalls während der Sommermauser abgeworfen. (Orn. Centr. 1880, Nr. 9, 71.) Die Arten dieser und der nächsten Gruppe sind durch bedeutendere Größe und dunkle, metallisch glänzende Färbung vor den übrigen ausgezeichnet. Die Männchen sind bedeutend größer und schöner als die Weibchen, welche man für eine ganz andere Art halten möchte. Sie bewohnen Gebirgswälder, gehen gern auf Bäume, übernachten auf solchen, leben in Vielweiberei, und die Weibchen haben für ihre Bruten allein zu sorgen. — Hier beschrieben: 1 Art.

Das Auerhuhn. Tetrao urogallus, *Linné.*

Taf. 46, Fig. 1, Hahn; 2, Henne.

Auerhuhn, Urhahn, Waldhahn, Gurgelhahn, Spillhahn, Riethahn, Wilder Hahn, Bergfasan; ein alter schwarzer Vogel: Pechvogel. — Urogallus, et Tetrao major, *Gesn.*; *Aldr.*; — Grygallus major, Weib., *Gesn.*; — *L.* sämtl. cit.; — Tetr. urogallus, *L.* 1746—66; *Brünn.*; *Kram.*, *Gm.*; *Lath.*; *Bechst.* 1793, 1807; *Br.*; *Naum.* 1833; *Glog.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Urogallus major, *Scop.* 1777; — Tetr. eremita, *Thunb.* 1792; — Tetr. major, maculatus, et crassirostris, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Schwanz abgerundet; die Kehlfedern verlängert; Schnabel blaßgelblich; Flügel ohne weiße Binde. Das Männchen ist am Kropfe schwarz, stark grünglänzend; der Schwanz ist fast einfarbig schwarz. Das viel kleinere Weibchen am Kropfe rostfarbig und ungefleckt; der Schwanz rostfarbig und schwarz gebändert. Größe des Männchens etwa die eines Truthahns; das Weibchen wie ein Haushahn. Das Gewicht eines Auerhahns beträgt $8^1/_2$ Pfund, das ergab sich als Durchschnittsgewicht von 71 gewogenen Exemplaren. Nach Naumann von $8^1/_4$ bis $9^2/_3$ Pfund. Das Weibchen wiegt nur $3^3/_8$ bis höchstens 5 Pfund. Ausnahmen bei Hahnen kommen bis zu 15 Pfd. vor. Die hochnordischen Auerhühner sollen übrigens an Größe und Gewicht abnehmen; auch blasser (weißlicher) in der Färbung sein.

Länge des Männchens 96 cm, Breite 13 dcm, Flügellänge 39,6 cm, Schwanz 35 cm, Schnabel über den Bogen 5 cm, Lauf 7,8 cm, Mittelzehe samt der 18 mm langen Kralle 8,8 cm. Länge des Weibchens 68,4 cm, Breite 10,5 dcm, Schwanz 20,4 cm, Schnabel 4,2 cm, Lauf 6 cm, Mittelzehe samt Kralle 6,6 cm.

Beschreibung. Das Männchen ist ein prächtiger Vogel. An der Kehle hängen schwarze, straffe Federn herab, welche einen 5 cm langen Kinnbart bilden; für weiteres genügt die Abbildung sowie auch die Kennzeichnung. Der Schwanz, welcher gewöhnlich 18 Federn hat, ist schwarz, mit kleinen, ungleichen, weißen Flecken besetzt, nur die vier mittlern nicht, welche einfarbig sind. — Ganz anders sieht das Weibchen aus, welches der Nichtkenner, auch in Betracht seiner geringern Größe, für eine ganz andere Art halten könnte. — Kopf und Hals ist düster gelblichrostfarben mit schwärzlichen und braunen Querbinden und Zickzacklinien: Rücken und Flügel ebenso, nur gröber und etwas rötlicher bezeichnet; der Schwanz ist rostbraun mit schwarzen Querbändern; die Kehle schmutzigweiß mit braungrauen Flecken und Spitzen; Kropf dunkelrostgelb mit hellen Federenden; die Brust rostfarben, jede Feder mit schwarzer Querbinde und großer weißer Spitze, eine sehr schöne Zeichnung; der Unterleib ebenso, nur noch mit größern weißen Federenden. — Im Dunenkleid ist die Hauptfarbe oben rostgelb und rostfarbig, an der Stirn sind zwei braun-

schwarze Längsstreifen, über dem Auge ein Bogenstrich, ein Streif unten vor dem Auge zieht sich nach dem Scheitel, ein Strich im Genick und ein Streif auf dem Hinterhalse; der Rücken ist rostfarben, braun- und schwarzgefleckt; der Unterkörper ist blaß ockergelb. Das Auge der Küchlein ist bläulichgrau; der Schnabel oben dunkel, unten hell hornfarbig; Zehen und Nägel der mit Dunen bedeckten Füßchen sind gelblich. Die Federn brechen schon mit der ersten Woche hervor. Im ersten Federkleid sind die kleinen Federn des Kopfes grauschwarz, an der Spitze weißlich, längs des Schaftes rostgelb gestreift; übrigens schwarz und rostgelb in die Quere gefleckt; die Schwungfedern grauschwarz, rostgelb gefleckt und gebändert; der Unterkörper rostgelb, braun gefleckt und gebändert. Diese Federn fallen aber bald wieder aus und das Junge erhält das zweite Federkleid, worin es dem alten Weibchen ziemlich gleicht, doch ist der junge Hahn schon nach einigen Monaten durch bedeutendere Größe und dunklere Färbung zu unterscheiden.

Der Schnabel ist stark, sehr gebogen, vorn mit einem Haken, sodaß er beinahe einem Raubvogelschnabel ähnlich sieht, er ist aber mehr gewölbt, die herabgebogene Spitze abgerundet und scharfrandig, von Farbe ist er beim alten Männchen schmutzig gelbweiß; beim Weibchen ist er oben braunschwarz, an den Schneiden heller; die Iris ist dunkelnußbraun; das Auge steht in einer warzigen Umgebung, die nach oben größer, nach vorn und hinten spitzig wird, und prächtig scharlachrot aussieht; bei jungen Männchen und Weibchen ist der kahle Augenfleck kleiner und bleicher; die Füße sind stark, mit haarartigen Federn bis auf die Zehen bedeckt, letztere seitwärts mit hornartigen Fransen bedeckt, von Farbe braungrau. Die Mauser beginnt im August und endet im September.

Die Auerhühner in Rußland zeigen eine zarte graue Sprengelung auf dem untern Teil der Schwanzfedern. Das Kamtschatkaische Auerhuhn, T. urogalloides, *Middend.* 1853, in den Gebirgen Sibiriens und Kamtschatkas hat so große Aehnlichkeit mit unserem europäischen Auerhuhn, daß es Middendorf nur für eine Rasse desselben hält. Es ist aber kleiner und wiegt weniger als 8 Pfund, hat etwas längern Schwanz und ist auf den obern Deckfedern der Flügel und des Schwanzes weiß betropft. Nach Pastor Brehm soll ein ähnliches Auerhuhn, T. maculatus, in Skandinavien, doch äußerst selten vorkommen.

Dieser bei den Jägern so berühmte Vogel bewohnt in Europa und Nord-Asien bis etwa zum 69. Grad alle höheren Gebirge, welche mit Nadelwald bestanden sind. In unserem Erdteil trifft man ihn südwärts bis in die Pyrenäen, Alpen und Apenninen; für Bosnien als häufig bezeichnet; in Griechenland in den einsamen Wäldern Akarnaniens, wo er auch brütet. Doch ist sein Vorkommen in den Waldungen des südlichen Europa viel seltener als in den Hoch- und Mittelgebirgen gegen Norden. Er geht bis ins nördliche Schweden und Norwegen, bis zur äußersten Grenze des Nadelwaldes, einzeln selbst bis zum Nordkap hinauf. In den großen Waldungen Rußlands ist er häufig, dies noch mehr in den ausgedehnten stillen Wäldern Sibiriens, welches er bis zum fernsten Osten in Kamtschatka bewohnt. Oestlich des Stanowoi-Gebirges kommt die oben erwähnte kleinere Rasse vor. — In Süd-Italien wird das Auerhuhn nicht getroffen, in Frankreichs magern Forsten selten; in Großbritannien war es dem Jagdsport längst zum Opfer gefallen, ist jedoch seit ca. fünfzig Jahren in Schottland wieder eingebürgert. Im Museum von Madrid stehen mehrere Auerhähne, welche auf der spanischen Seite der Pyrenäen erlegt wurden. In Deutschland findet man es namentlich in den größern Wäldern Westfalens, Thüringens, Schlesiens, besonders im Riesengebirge, in der Provinz Preußen, in Böhmen, Steiermark, Bayern, Baden, Württemberg, auch in der Schweiz u. a. O., und zwar in manchen gut gepflegten Revieren in recht erheblicher Anzahl. Die Waldungen von Rippoldsau im Badischen Schwarzwald, welche dem Fürsten von Fürstenberg gehören, bergen z. B. eine Menge dieser stattlichen Waldhühner, weil sie daselbst gehegt und geschützt werden. Bei einer besonders festlichen Gelegenheit konnten Anfangs Mai 1880 — laut öffentlichen Berichten — 21 Auerhähne erlegt werden. Am häufigsten trifft man das Auerhuhn auf der Mittagsseite großer Bergketten, ziemlich hoch im Gebirge, doch auch in weitläufigen, ebenen Waldungen, besonders wenn es nicht an irgend einem Gewässer oder feuchten, moorigen Stellen fehlt. Schwarzwälder, namentlich wenn sie mit alten Eichen und Buchen untermischt sind, viele Dickichte, niederes Gestrüpp und Beerengesträuch, auch große Flächen mit Gras, Kräutern und Heidekraut aufzuweisen haben, sind ihm unter allen am liebsten. Im Sommer sind sie mehr im Gestrüppe und Gras verborgen, zu anderen Jahreszeiten, besonders im Winter, halten sie sich dagegen mehr auf starken Bäumen auf, so daß man trotz ihrer Anwesenheit oft längere Zeit keine Schneespuren findet. Aber es muß hier bemerkt werden, daß er im hohen Norden und in hohen Gebirgen die Grenzen ordentlicher Wälder überschreitet und selbst bis in die Region des Knieholzes und der Zwergbirken vordringt, wenn sie nur noch Deckung bieten. — Ihre Schlafstelle wählen sie bei uns stets auf den dicksten Aesten der höhern Bäume, wo sie sich auf der windstillen Seite an den Stamm andrücken, was für gewöhnlich in der Mitte des Baumes geschieht, um Schutz vor rauhen Winden und üblem Wetter zu haben. — Sie gehören zwar zu den Standvögeln; übrigens zeigt sich im Frühjahr und Spätjahr, wenn andere Vögel wandern, auch unter diesen und andern Waldhühnern ein gewisser Wandergeist, der sie antreibt, ihren alten Wohnort eine Strecke weit zu verlassen, oft sogar so weit fortzustreichen, daß sie dann in Gegenden kommen, welche meilenweit vom alten Standort entfernt sind, und wo sie oft gezwungen werden, in kleinen Gehölzen und

auf einzelnen Bäumen Schutz zu suchen. Im Norden Rußlands, im Uralgebirge, durchwandert das Auerhuhn ziemlich weite Strecken, weil es den Wachholderbeeren nachzieht; wenn diese verzehrt sind, kehrt es auf seinen alten Standpunkt zurück und lebt im stillen Versteck von Baumknospen und jungen Trieben des Nadelholzes, bis die Balzzeit andere Verhältnisse einleitet.

Sie nisten, oder eigentlich das Weibchen nistet, weil sich der Hahn nicht um dieses Geschäft bekümmert, auf freieren Stellen im Walde, die aber stark mit Gebüsch, langem Gras und Heidekraut überwachsen sein müssen, in eine unbedeutende gescharrte Vertiefung, welche mit etwas Genist ausgelegt wird. Die Henne ist bei der Wahl des Nestplatzes nicht immer vorsichtig genug, einen versteckten Platz aufzusuchen, und setzt es oft an gangbare Wege und Fußsteige, wo es dem Raubzeug nur allzu leicht in die Augen fällt, und es läßt sich auch daraus teilweise die geringe Fortpflanzung des Auerwildes erklären. In diesem Nest findet man im Mai je nach dem Alter der Henne (bei kräftigen älteren Hühnern mehr als bei jüngeren) 5—12, sogar 15 Stück Eier, welche einen lehmgelben, ins Rötliche oder Rotbraune ziehenden Grund haben, und mit Rostfarbe größer oder kleiner gefleckt und bepunktet sind. Die Schale ist ziemlich glatt, frisch wenig, durch das Bebrüten stärker glänzend, mit kaum bemerkbaren Poren. Den Eiern des Truthuhns gleichen sie in der Färbung zuweilen sehr, sind aber immer etwas kleiner und haben feineres Korn. Im Verhältnis zur Größe des Vogels sind die Eier klein, fast nur wie gewöhnliche Hühnereier. Ihre Länge beträgt: 54 + 40 mm. In heißem Wasser läßt sich die ganze Zeichnung abwaschen, bis nur noch ein blaßrostgelber Grund übrig bleibt. — Die Brütezeit dauert 4 Wochen, und dabei ist die Henne so eifrig, daß sie sich kaum Zeit zum Fressen nimmt, und manchmal mit den Händen gefangen werden kann. Vater Brehm erhielt eine Henne, die eine weidende Kuh über den Eiern totgetreten hatte. Eine wesentliche Hilfe kann man der Bruthenne in solchen, nicht ganz sichern Revieren, wo Auerhühner gehegt werden, dadurch leisten, daß man das Nest verwittert. In einem Umkreis von etwa 20 Schritten beträufelt man den Boden mit einer Mischung von schwarzem Steinöl, Teufelsdreck und Wachholderteeröl, welches nachhaltig wirkt, an heißen Tagen abscheulich riecht, die Bruthenne nicht belästigt und das Raubzeug — besonders Füchse — abhält. Dies Verfahren wurde von Apotheker Link in Burgpreppach (Bayern) angewendet und durch gemachte Proben für gut befunden. Cab. J. 1885, S. 314. Die Jungen, welche schon notdürftig fliegen können, wenn sie kaum eine Woche alt sind und erst die Größe einer Wachtel haben (wie bei allen Hühnerarten ist die Entwicklung der Schwingen schon im Ei und nach dem Ausschlüpfen eine sehr rasche), verteidigt die Mutter mit Lebensgefahr gegen alle Feinde, welchen sie sich halbwegs gewachsen fühlt, und fliegt zuweilen selbst den Menschen ins Gesicht. Die Jungen wissen sich so meisterhaft zu verstecken, daß man nur selten eines auffindet. Größere Raubtiere, wie z. B. den Fuchs, sucht die Mutter vom Platze fortzulocken, indem sie sich lahm stellt, langsam vor dem Fuchs 3—4 Schritte herläuft und dadurch die Gier des Räubers auf sich selbst lenkt; hat ihn diese List der besorgten Mutter aus dem Bereich der Jungen weit genug weggeführt, so giebt sie dieses Vexierflattern auf, fliegt plötzlich im Ernste davon und kehrt auf einem Umweg zu den Jungen zurück, welche sie mit leisem „back back“ zusammenlockt, um sie in der entgegengesetzten Richtung weiter und in Sicherheit zu bringen. Wenn sie einige Wochen alt sind, können sie schon vielen ihrer Feinde durch ein kurzes Fortfliegen entgehen, und sich dann auch auf die niedern Aeste der Bäume flüchten, wo sie nun auch übernachten. Von der Mutter werden sie, so oft es nötig, unter ihrem Gefieder erwärmt, gleich zum Insektenfang angeleitet, indem sie ihnen den Boden aufscharrt und die unter dem Laub und Moos versteckten Insekten und Würmchen hervorsucht und ihnen gerade so vorlegt, wie es unsere Haushühner machen. Besonders durchkratzt die Mutter die Ameisenhaufen, um den Jungen die darin enthaltenen Ameiseneier zugänglich zu machen, und lockt dann durch ein sanftes „back back“ die ganze Familie zusammen, um sie an diesem köstlichen Mahle teilnehmen zu lassen. Späterhin fressen die Jungen auch kleine Schneckchen, Knospen, Blüten, zarte Blätter, Waldbeeren und alles, wovon sich die Mutter selbst nährt. — Bis zum Spätjahre bleibt die ganze Familie friedlich beisammen, dann aber trennen sich die jungen Männchen ab, streifen noch einige Zeit gemeinsam umher, lassen ihre Stimme hören, kämpfen auch wohl zuweilen aus Spielerei miteinander, die Kämpfe werden aber allmählich heftiger und erbitterter, eine gegenseitige Abneigung tritt ein, bis sie sich endlich für immer absondern und gegen den Winter die einsame Lebensweise der Alten beginnen; erst die Zeit der Liebe bringt sie wieder mit ihresgleichen zusammen. Die jungen Weibchen dagegen halten zu der Mutter und vereinzeln sich viel später, oft erst gegen das nächste Frühjahr, um sich nun auf den Balzplätzen der Hähne einzufinden.

Das männliche Auerhuhn hat ein martialisches Aussehen und erinnert durch seine kräftigen, gut bekrallten Füße, sowie durch den stark gebogenen Schnabel an einen grimmigen Raubvogel, nicht an ein furchtsames Huhn, das seine Nahrung aus dem Pflanzenreich bezieht, und dessen

höchste Delikatessen Würmer und Insekten ausmachen, welche es großenteils durch Aufscharren des Bodens erhält. So merkwürdig verschieden Männchen und Weibchen in Färbung und Größe sind, so verschieden ist auch das Betragen und teilweise auch die Nahrung. Der Auerhahn ist ein ungeselliger, die längste Zeit des Jahres einsam lebender, gegen seinesgleichen streitsüchtiger Waldvogel, und nur in der Begattungszeit sucht er die Gesellschaft der Hühner, welche er durch heftiges Balzen, das jene als eine feurige Liebeserklärung annehmen, in seine Nähe lockt; nachher bekümmert er sich aber weder um die Brutgeschäfte, noch um seine Nachkommenschaft. Dieser stattliche Vogel erscheint in seinen Bewegungen etwas schwerfällig, sein Gang ist etwas geduckt, doch nicht ohne einen selbstgefälligen Anstand; der Körper wird wagrecht getragen, mit gebogenem Rücken, gesenktem Schwanze und etwas vorgerecktem Halse. Der Flug ist, wie bei fast allen Hühnern, schwerfällig, mit heftiger, fast schnurrender Flügelbewegung verbunden, aber gleichwohl sehr rasch; gewöhnlich geradeaus, ohne jedoch lange anzuhalten; dabei hört man ein polterndes Geräusch bis in große Entfernung. Am stärksten ist dieses Poltern, wenn sich ein Auerhahn von der Erde auf einen Baum schwingt. Sie sind sehr scheu und vorsichtig, mit sehr scharfem Gesicht und feinstem Gehör begabt, was sie befähigt, einer Gefahr schon von weitem zu entgehen. Nur im Winter und bei bevorstehender stürmischer Witterung sind sie es weniger. — Der Stand auf den Bäumen ist verschieden, bald aufgerichtet, bald sitzend; nicht immer auf den untern Aesten, sondern wenn die Wipfel stark genug sind, auch weit oben; meistenteils aber in der Mitte. Sie verstehen auch, wie andere Hühner, zu scharren und aus dem gelockerten Boden Nahrung hervorzusuchen. — Viel geselliger sind die Auerhennen, denn gewöhnlich trifft man mehrere von ihnen beisammen, und nach der Brütezeit bleibt jede mit den weiblichen Jungen bis fast gegen das nächste Frühjahr vereint, wie schon erwähnt. Da die Weibchen von den Jägern geschont werden, sind sie auch weniger scheu. Die Stimme der Auerhenne ist ein einfacher Ton, wie „back back", oder „gock, gock", welcher aber durch verschiedene Modulationen zum Lockruf, zum Erstaunen, zum Schreck oder zur Warnung wird. Vom Männchen wird dieser Ton nie gehört, wohl aber läßt dieses die so ganz außerordentlich verschiedenen und eigentümlichen Balztöne hören, welche unten näher beschrieben werden.

Die Balz und Jagd schildert Prof. Esaias Tegner in schöner Sprache kurz und bündig:

„Spute dich, Jäger! Dem Vogel vergehen
Hören*) und Sehen;
Glüht er: spring' und acht' auf den Sang,
Und den wechselnden Klang.
Doch wenn die wirbelnden Laute nicht steigen,
Bücke dich still in Todesschweigen.
Tief ist das Moor, was thut das?
Nur bis zum Knie wirst du naß.
Willst du den Sänger fahn —
Schußrecht, Schußrecht mußt du nahn. — — Feuer!
Alles still — die Schar entfleucht.
  Tief das Blei in des Sängers Herzen;
  Doch er stürzte ohne Schmerzen,
  Als er sang so hoch entzückt."

Da der Jäger diesen stattlichen Waldvogel nur während der Balz erlegt, so hat er diese auf das genaueste erforscht, und es möge deshalb eine eingehende Schilderung auch für Nichtjäger folgen. Die Auerhahnbalz beginnt gewöhnlich im März und endet gegen Ende April; doch giebt es viele Ausnahmen, die von der Witterung oder der Individualität des Vogels bedingt werden. So hört man zuweilen einzelne schon im Februar, andere noch im Mai und selbst später balzen. Sie versammeln sich dazu auf bestimmten Waldplätzen, gewöhnlich auf Berglehnen, welche gegen Morgen abhängen, und mit jungem und altem Holze bestanden sind. Beide Geschlechter kommen abends gegen 7 Uhr stumm gestrichen und schwingen sich mit starkem Gepolter auf einzelne Bäume ein, wobei man von der Henne im Fluge zuweilen einen kläffenden Ton

---

*) Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Auerhahn am Ende seines Balzgesangs — also in höchster Ekstase — nichts mehr hört. Dr. Wurm erklärt dies wie folgt: „Während des Wetzens, dem Schlußsatze seines Balzgesangs, öffnet er den Schnabel weit, und hiebei geht ein — beiderseits vom Unterkiefer entspringender — etwas ausgebogen und sich verjüngend nach oben und wenig nach hinten verlaufender 23—25 mm langer Knochenfortsatz von vorn über die Ohröffnung und komprimiert den durch Anschwellung der saftreichen und erektilen Membran ohnehin etwas verengten äußeren Gehörgang. Da nun der Vogel selbst dabei laut ist, so übertönt die dumpfbrausende eigene Stimme jedes von außen kommende Geräusch, d. h. der Hahn ist momentan taub. S. auch: Das Auerwild von Dr. W. Wurm, 2. Aufl. Wien; ferner im „Zool. Garten, 12. Jahrgang, S. 42." Das Sehen vergeht dem Vogel nicht!


2.
4.
1.
3.
6.
5

vernimmt. Der Hahn dagegen bleibt nach dem Aufbäumen einige Minuten ganz bewegungslos, mustert alles um sich mit größter Aufmerksamkeit, und wird durch das geringste Geräusch, welches ihm verdächtig vorkommt, wieder zum Abstreichen bewogen. Bleibt alles ruhig, so giebt er gewöhnlich unter sonderbarem Halsbewegen einen grunzenden Laut von sich, welchen man mit dem Ausdruck „Worgen" bezeichnet, was man als ein gutes Zeichen für die nächstmorgige Balze hält. Fällt alles ohne störende Zwischenfälle aus, so beginnt der Hahn bei günstiger Witterung, sobald sich am Morgen weiße Streifen im Osten zeigen, das Gesicht meist gegen Osten gerichtet, oft schon des Morgens um 2 Uhr, gewöhnlich aber erst gegen halb 4 oder etwas nach 4 Uhr in der Frühe mit seinen für Jägerohren so köstlichen Balztönen. Jeder Hahn hat während dieser Zeit sein Standrevier, das aber oft nicht groß sein kann, weil man zuweilen mehrere Hähne in geringer Entfernung zugleich balzen hört. Pastor Brehm sagt: „Die Hennen scheinen zu einem Hahne mehr Zuneigung zu haben, als zu einem andern, daher entstehen auch die hitzigen Kämpfe, aber niemals während der eigentlichen Balze, sondern stets in der Nähe der Hennen auf dem Boden. Dabei werden die Hähne oft so wütend, daß sie ihre Sicherheit gefährden und zuweilen beide erlegt werden; daß sogar einer durch einen in nächster Nähe stehenden Beobachter — von dem Auerhahn in liebestoller Kampfwut ganz und gar übersehen — mit den Händen erhascht werden" konnte. Wildungen erzählt unter anderem, daß sich ein solcher Hitzkopf auf einige sägende Holzmacher, die er für Balzhähne gehalten haben mochte, zustürzte und mit Schnabel und Flügeln zu schlagen begann. Junge Hähne, welche in ihrer Nähe einen starken Balzhelden wissen, lassen sich deshalb nur ängstlich, leise und unterbrochen hören. Wenn zuweilen ein recht hitziger Hahn vor der Henne auf dem Boden balzt, springt er flatternd nicht selten ein Meter in die Höhe, wobei es sich einmal zutrug, daß ein solcher einem ruhig dastehenden Manne an den Kopf flog. Auch behauptet jeder Hahn einen bestimmten großen starkastigen Baum, eine Eiche, Buche, Tanne, Kiefer oder Fichte, von wo herab er seinen Liebesgesang erschallen läßt, der aber nichts weniger als flötend ist. Diese Balztöne darf man sich nämlich nicht als weithinschallende, walddurchdringende Laute vorstellen, wie sie von einem so stattlichen Vogel wohl zu erwarten wären, sondern sie stehen mit der Größe des Vogels nicht im Verhältnis, denn es sind keine sehr lauten, fast sogar leise Töne, welche man zu hören bekommt. Nur die hehre Stille des Waldes läßt sie vernehmlich durchklingen. Diese Töne nun, womit er sich den Hennen anzeigt, nennt man das Balzen. Nur wenige balzen auf der Erde. Er beginnt damit, wie bemerkt, in der Morgendämmerung und endet meistens mit Sonnenaufgang, denn sobald es tageshell wird, beobachtet der argwöhnische Vogel das tiefste Stillschweigen. Die Hennen, deren es gewöhnlich 3—4 sind, versammeln sich während des Balzens in der Nähe des Baums, doch nicht immer sehr nahe, manchmal bis zu 100 Schritten entfernt, und geben ihre Gegenwart durch ein sanftes „back back" zu erkennen; hat er sein sonderbares Konzert vollendet, so fliegt er zu ihnen herab, indem er balzend um die Hennen herumläuft und eine nach der andern betritt.

Auf dieses Balzen lauert der kundige Jäger in der Frühdämmerung voll Begierde, weil er den sonst so scheuen Vogel während dieser heftigen Aufregung am leichtesten erlegen kann. Dieser sitzt auf einem starken Ast, sträubt seinen Knebelbart, dehnt den Hals etwas vor, läßt die Flügel hängen, schlägt mit dem ausgebreiteten Schwanz ein Rad, trippelt mit den Füßen, läuft auch wohl auf dem Aste der Länge nach hin und wieder, und stößt seine höchst sonderbaren, knappenden und wetzenden Töne hervor. Zuerst kommen die knappenden Töne; diese klingen so, wie wenn zwei dürre Stäbe heftig gegeneinander geschlagen würden; dieses Knappen wird immer schneller, zuletzt trillerartig, bis zu dem sogenannten Hauptschlag, einem ziemlich weit hörbaren Ton, der ähnlich klingt, wie der Zungenschlag, durch welchen der Reiter sein Pferd animiert. An diesen Hauptschlag schließt sich unmittelbar das sogenannte „Wetzen" oder „Schleifen" an, welches den Vogel sehr anzustrengen scheint, und wobei er den Kopf senkrecht in die Höhe hält, die Augen verdreht und mit der Nickhaut halb verschließt. Dieses Schleifen hat Aehnlichkeit mit dem Wetzen einer Sense und dauert nur 3—4 Sekunden. Während des „Wetzens" ist der Auerhahn vor Aufregung beinahe ganz taub und sieht auch beinahe nicht mehr. — Das Anschleichen an den balzenden, überaus mißtrauischen und vorsichtigen Waldvogel erfordert aber trotzdem viele Vorsicht und ruhiges Blut und geschieht etwa folgendermaßen: Der Schütze steht auf der Lauer; der Auerhahn knappt und wetzt; — jetzt, sobald der Hauptschlag gefallen ist, während des Wetzens thut der Schütze schnell einige Schritte vorwärts (gewöhnlich 3 tüchtige Schritte, oft auch nur 2), ist dann plötzlich wieder ruhig und sucht sich auch so viel wie möglich durch Gebüsch und Stämme zu decken; der Auerhahn fängt wieder an zu knappen und zu wetzen, wieder macht der Schütze einige rasche Sprünge vorwärts, und sobald das Wetzen aufhört, steht er wie angenagelt; so geht es fort, bis der Auerhahn schußgerecht ist; zuletzt wird auch während des ominösen Wetzens auf ihn abgefeuert. Macht der Jäger nur ein leises Geräusch, so lange der Auer-

hahn nicht wetzt, so fliegt der scheue Vogel sogleich ab und die Jagd ist vereitelt. Während des Wetzens ist er so taub, daß er zuweilen selbst einen Fehlschuß überhört, und mit einer Doppelflinte zum zweitenmal nach ihm geschossen werden kann; so lange er bloß die knappenden Töne ausstößt, hört und sieht er aber alles genau. „Wenn der Schuß glückt," sagt Geyer so recht weidmännisch, „wenn der große Waldvogel durch das Gezweige rauscht und schwer auf den Boden plumpt, wenn man ihn in Händen hat, dann ist es dem Schützen wohl freudig zu Mut und er steckt gern die schönen schwarzen, am Ende gesprenkelten Schaufelfedern auf den Hut. Aber! — es kommen viel verunglückte Versuche vor, bis der Weidmann die Gewandtheit des Anschleichens und die nötige Ruhe erlangt hat, um im Dämmerlicht des Morgens in einer dunklen Baumkrone den Vogel — trotz seines Gelärmes — zu entdecken und mit Sicherheit aufs Korn zu nehmen." — Schwieriger gestaltet sich die Lage, wenn der Hahn schlecht und in zu großen Zwischenräumen balzt und selten zum Hauptschlag gelangt; dann ist an ein rasches Vorwärtskommen gar nicht zu denken. Der Tag bricht unterdessen herein, die Hennen fangen an herbeizustreichen und zu backen. Der Hahn streicht zu den Hennen herab und die Aussicht auf Beute ist für diesen Morgen verloren. Ebenso ungünstig ist es, wenn mehrere Hähne zu nahe beisammen stehen. Einer derselben ist sicher wachsam und wenn dieser mit lautem Flügelschlage polternd abstreicht, dann verstummen nicht selten auch die übrigen Hähne, wenn sie nicht gerade beim Wetzen waren; es dauert dann lange, bis die Balzlaute wieder flott erschallen, damit den Jäger aus seiner peinlichen Spannung erlösen und ihm das Anspringen wieder gestatten. (Vgl. Wangelin in Liebes Monatsschr. 1888, Nr. 1, 19.) — Die Aufregung in der Balzzeit verleitet zuweilen den sonst so aufmerksamen, mißtrauischen und für seine Sicherheit so ängstlich bedachten Auerhahn zu den größten Tollheiten, von denen wir vorn einige anführten; nach beendigter Balze, d. h. in der 3. oder 4. Woche, begeben sich die Hähne nach ihren vorherigen, oft weit entfernten einsamen Standplätzen zurück und scheinen sich von nun an bis zur nächsten Balz förmlich unsichtbar zu machen, so versteckt ist nunmehr ihre Lebensweise. Die Hühner aber suchen sich die geeigneten und ungeeigneten Plätzchen für Nest und Eier, um für den Bestand der Nachkommenschaft zu sorgen; wobei sie von tüchtigen Hegern zweckmäßig unterstützt werden!

Die Nahrung des männlichen Auerhahns ist eine recht eigentümliche und besteht beinahe aus nichts anderem, als Tannen-, Fichten- und Kiefernnadeln, und dabei ist er so bequem, daß er einen Ast kaum eher verläßt, als bis er alle Nadeln abgefressen hat; besonders im Winter, wo er nicht gern auf den Schnee geht. „Merkwürdig ist es," sagt Vater Brehm, „daß das Auerhuhn oft mehrere, sogar acht Tage auf einem Baum stehen bleibt und fast alle Nadeln auf demselben verzehrt." Im Sommer frißt er die jungen Triebe der Nadelbäume, verschiedene Beeren, als Brom- und Himbeeren, Erd-, Heidel-, Moos- und Preiselbeeren, Bucheckern und Insekten. Die Auerhenne frißt dagegen viel seltener Nadeln, weit lieber die Knospen der Nadelhölzer, die Knospen und Blütenkätzchen von vielen Laubbäumen; außer den schon genannten auch noch Eberesch-, Epheu- und Wachholderbeeren, die Blüten und Blätter von Vaccinium, und dann noch alle ihr vorkommenden Insektenarten, Würmer, kleine und größere Gehäusschnecken (ob nackte, ist Verfasser nicht bekannt) u. a. Wo sie Getreide dicht am Walde haben kann, ist es ihr ebenfalls erwünscht. Die Jungen fressen hauptsächlich Larven und Insekten. Bei 6—8 Tage alten Dunenjungen fand Meves den Kropf mit grünen Larven von einer Tenthredo vollgepfropft, welche auf Fichtennadeln leben. Ameisen und ihre Brut sind jederzeit Delikatessen.

Wer in den Besitz junger Auerhühner kommt, hat sie gut zu füttern und bei Nacht warm zu halten. Das Futter besteht in Ameiseneiern, Gries, zerriebenem Herz, gelben Rüben und Milchbrot, Spitzwegerich, Nesseln, Schafgarbe, knospigen Zweigen von Birken, Buchen, Fichten; in einiger Zeit fügt man Hirse und Kanariensamen hinzu; und wenn die Jungen etwa 4 Wochen alt sind, gewöhnt man sie allmählich an Getreide, namentlich Gerste, Waldbeeren und setzt mit Grünzeug, Salat und Schafgarben fort, läßt aber einen zeitweiligen Zusatz von animalischer Kost nie ganz fehlen. Auch den Erwachsenen oder Wildfängen verschafft man zu dem eben erwähnten Futter eine Zuthat von frischen Fichten-, Tannen- und Kieferzweigen, und Knospen von Nadel- und Laubbäumen, als Erlen, Birken, Haseln, was von Anfang für Wildfänge wohl das Hauptfutter bildet, bis sie sich an andere Kost gewöhnt haben. Ferner belegt man ihren Aufenthalt mit Waldmoos, Heidekraut und stellt einige Tannenbäumchen in Kistchen auf, was zu leichterer Eingewöhnung beiträgt. Dies wolle man namentlich bei der Auferziehung junger Auerhühner nicht versäumen. — Wildfänge müssen düster gehalten werden und einige Verstecke haben, welche ihrer Natur angemessen sind; deshalb ist das Durchflechten der Gitter mit Tannenreisig bei Eingewöhnung der Wildfänge sehr zu empfehlen. Auch in größerem Lokal stellt man Tannenbäumchen auf und belegt den Boden mit Waldmoos. Wenn sie ungestört bleiben, möglichst naturgemäß gehalten werden und gehörige Freiheit haben, so brüten sie und bringen auch ihre Jungen auf, wie schon gelungene Versuche zeigten, doch sollen

diese Jungen kein hohes Alter erreichen. Man kann auch die Eier des Auerhuhns durch Truthennen ausbrüten lassen, und die Jungen auf diese Weise zu erlangen suchen. Ist man genötigt, sich zum Ausbrüten einer Haushenne zu bedienen, so wähle man eine zahme Henne, die gut führt und namentlich die Eier nicht zu früh verläßt, denn die Eier der Auerhenne erfordern 4 Wochen Zeit zum brüten, und wenn die Haushenne nach 3 Wochen unruhig wird und die Eier verläßt, so muß auch für eine Reservehenne gesorgt sein, welche Brut und Führen der Jungen fortsetzt. Man läßt die Jungen in einem geschlossenen Raum aufziehen, der aber sonnig sein soll, damit sie von der Pflegemutter, deren Stimme sie anfangs nicht kennen, leicht zusammengehalten werden und sich namentlich nicht verlaufen können. Gesellschaft von einigen gleichalterigen jungen Haushühnern leistet gute Dienste, macht sie heimischer und ist deshalb zu empfehlen. — Die gezähmten Auerhähne balzen zu allen Jahres-, zu allen Tageszeiten und bei verschiedenen Veranlassungen, was dem Forscher zu mancherlei Beobachtungen dienen kann. Den Erwachsenen werden die Schwingen beschnitten, damit sie nicht fortfliegen können, was sie gern thun. Uebrigens trifft man alt gefangene Auerhähne nur selten in den Tiergärten, weil es nicht leicht ist, sie an Hauskost zu gewöhnen; und wenn sie endlich auch daran gewöhnt sind, so gehen sie oft noch am Heimweh zu Grund. Wassersand und Wasser darf weder Jungen noch Alten fehlen.

Das Auerwild gehört zur hohen Jagd, zum sogenannten fürstlichen Vergnügen; es wird gewöhnlich nur während der Balzzeit mit der Kugelbüchse, sicherer mit der Flinte und mit Hasenschroten geschossen. Man nimmt den Vogel von hinten oder von der Seite, nicht von vorn aufs Korn! Um einen solchen Standbaum auszukunden, begiebt man sich des Abends, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, in die Nähe eines Balzplatzes und horcht von einem Versteck aus, ob man nicht den einen oder anderen Auerhahn „einstehen" hört. Die Hähne kommen nämlich des Abends meist kurz vor Sonnenuntergang, oft auch schon früher, oder auch erst bei vorgeschrittener Dämmerung auf die Balzplätze gestrichen und schwingen sich unter geräuschvollen Flügelschlägen auf dem Baume ein, auf welchem sie übernachten und am andern Morgen balzen wollen. Dies nennt man in der Jägersprache: Verhören. Konnte man sich Gegend und Bäume genau merken, so schleicht man am andern Morgen eine Stunde vor Tagesanbruch in die Nähe, bleibt aber ca. 200 Schritte von den Balzbäumen entfernt stehen, wartet das Balzen ab und macht sich dann sprungfertig. So oft er wetzt oder schleift, springt man etwa 3 Schritte vor und hält dann wieder inne, wie es schon vorn beschrieben ist. Gesicht und Gehör sind bei diesen Waldvögeln von ungeheurer Schärfe; sie sehen und hören den Jäger über 100 Schritte weit, und fliegen bei dem leisesten Fehltritt, bei dem unbedeutendsten Geräusch, auf und davon. Die Jagd ist dann vereitelt. Sonst fängt man ihn auch noch in starken Laufdohnen und in weitgegitterten Rebhühnersteckgarnen. Die Hennen werden wegen der Zucht überall geschont, da sie ohnehin von Raubzeug genug zu leiden haben. Eine Henne abzuschießen, gilt in Jägeraugen für ein Verbrechen!

Ueber das Fleisch der Auerhähne hört man sehr verschiedenartige Urteile; während es bei vielen in großem Ansehen steht, geben es andere als zäh und unschmackhaft aus, wozu noch bei alten Hähnen vom Fressen vieler Tannennadeln ein widerlicher Terpetingeschmack kommt; deshalb erfordert das Wildbret alter Vögel eine sorgfältige Behandlung in der Küche, um eine Delikatesse daraus zu machen, d. h. es muß sorgfältig eingebeizt, oder zu Pastete verarbeitet werden. Für Sportkreise ist ein humoristisches Rezept verfaßt und auf einen „alten Pechvogel" anzuwenden: „Wenn der Hahn geschossen ist, grabe man ihn 3 bis 4 Tage ein, lege ihn 2 Tage in Essig, koche ihn 6 Stunden lang weich, brate ihn darauf; kommt er dann auf den Tisch, so nimm ihn und werfe ihn ohne Zeitverlust zum Fenster hinaus!" Jedoch wird unbestritten anerkannt, daß das Fleisch der jüngern Vögel und der Weibchen saftiger und wohlschmeckender sei, als das der grobfaserigen Hähne.

Jägersprache: Die Beine nennt man Füße (nicht Ständer). Er wird aufgebrochen, nicht ausgenommen. Er hat ein Geräusch und Gescheide, das ist: Herz, Leber, Lunge, Eingeweide. Er balzt, falzt oder pfalzt; darunter versteht man die wunderlichen Gebärden und lärmenden Töne des verliebten Hahns beim Versammeln seiner Hühner in der Morgendämmerung. — Er wird verhört oder bestätigt (vom Jäger), wenn man abends oder morgens ermittelt, wo er sich aufhält, wo er steht. Er hat seinen Stand, steht auf einem Baum oder an der Erde. Er schwingt sich ein, er steigt oder tritt zu Baum, wenn er nach einem Baum fliegt und sich setzt. Er stiebt ab, oder tritt vom Baum, wenn er fortfliegt.

2. Gruppe. **Birkwaldhuhn.** Lyrurus, *Swains.* 1831.

Ihr 18fedriger Schwanz ist gabelförmig, in eigentümlichem Schwung fast leierartig gespalten; die äußern gebogenen Schwanzfedern sind die längsten, die 6 in der Mitte ebenso verkürzt, daß die längsten untern Deckfedern etwas über die mittelsten Schwanzfedern hinausreichen;

die Federn der Kehle wenig oder kaum verlängert, daher keinen auffallenden Bart bildend; der Schnabel mittelstark und dunkel gefärbt; jeder Flügel hat eine weiße Binde. Sonst manches ähnlich mit dem Auerhuhn. — 1 Art und 1 Hybride.

Das Birkhuhn. Tetrao tetrix, *Linné*.

Taf. 46, Fig. 4 (Männchen).

Birkhuhn, Heidenhuhn, Moorhahn, Spiegelhahn, Spill- oder Spielhahn, Brummhahn, Kleiner Auerhahn, Gabelschwänziges Waldhuhn. — Urogallus minor, *Gesn.* und andere alte Autoren; — Grygallus minor, *Gesn.*; — *L. cit.*; — Tetr. tetrix, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Kram.*; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1793, 1807; *Br.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — T. nemesianus, *Scop.* 1769; — T. ericus, *Br.* 1831; — Lyrurus tetrix, *Sws.* 1831; — Lyr. Derbyanus, *Gould.*

Kennzeichen. Schwanz ausgeschnitten; Kehlfedern nicht verlängert; Schnabel schwarz; eine weiße Querbinde über die Flügel. Das Männchen ist schwarz, am Kropfe blau schillernd; die langen Gabeln des Schwanzes stark auswärts gebogen. Das Weibchen hellrostbraun, schwarz quer gefleckt, über dem Flügel eine weiße Binde; der Schwanz nur kurz gegabelt und schwarz gebändert.

Länge des Männchens 58 cm, Flügelbreite gegen 90 cm, Schwanzlänge 16,8 cm, Schnabellänge 2,4 cm, Höhe des Fußrohrs 3,6 cm. Etwa wie ein mittelgroßer Haushahn. — Die Länge des Weibchens beträgt samt dem Schnabel 45,6 cm. Wie eine mittelgroße Haushenne. Das Gewicht eines Birkhahns beträgt — nach Bechstein — 4 Pfund, das der Henne kaum 3 Pfund.

Beschreibung. Hauptfarbe schwarz, mit starkem, blauem Metallglanz auf Hals, Unterrücken und Schwanz; der Bauch ist weiß gefleckt; die untern Schwanzdeckfedern schneeweiß, und ragen etwas über die mittelsten kurzen Schwanzfedern hinaus; im Flügelbug ist ein weißes Fleckchen sichtbar. Die Schwingfedern sind mattschwarz, bräunlich punktiert und bespritzt; einige mit weißen Wurzeln und weißlichen Endsäumen, wodurch zwei weiße Querbinden auf dem Flügel gebildet werden. Der Schwanz ist kohlschwarz, besteht aus 18 Federn, und bildet lange Gabelzinken, welche wie Hörner stark nach außen gebogen sind. — Die einjährigen Männchen sind etwas kleiner und weniger schön.

Das Weibchen sieht der Auerhenne ähnlich; der Kopf und Hals ist dunkelrostgelb, mit braunschwarzen Querfleckchen dicht bestreut. Der Oberrücken schön hellrostbraun, mit schwarzen Flecken und Querbändern dicht besetzt; die Kehle ist weißlichrostgelb; der Kropf dunkelrostgelb, schwarz gewellt und gebändert; die Brustseiten und Tragfedern ebenso, aber mit größern schwarzen Querbinden und weißlichrostgelben, schwarz bespritzten Federenden; die Unterschwanzdeckfedern meistens weiß; die Flügeldeckfedern sind schwarz braungrau, mit rostfarbigem Krimskrams. Der Schwanz ist schwarz mit rostroten, unordentlichen Zickzack- und Wellenlinien dicht durchzogen; auch sind die kurzen Gabelspitzen desselben nicht nach außen gebogen, wie beim Männchen. Ueber dem Auge steht nur eine kleine, hochrote Stelle. — Das Dunenkleid ist oben dunkel rostgelb mit rostfarbiger Mischung nebst braunen und schwarzen Flecken, unten rostgelblichweiß, am Kropf rostgelblich.

Der Schnabel ist schwarz, beim Weibchen schwarzbraun; die Augen sind dunkelbraun; der nackte Kreis ums Auge dehnt sich beim alten Männchen nach oben in eine breite, hohe, dünne Haut aus, welche mit dem obern fein gezackten Rand bis über den Scheitel emporsteht; er ist brennend scharlachrot; bei jüngern Männchen und Weibchen ist der kahle Augenkreis viel kleiner und blässer; die Füße sind mit haarigen Federn dicht bekleidet, bräunlich schwarzgrau, die Zehen schmutzig braun, auf beiden Seiten mit hornigen Fransen besetzt.

Zu erwähnen ist der Bastard vom Birkhahn und Moor-Schneehuhn, Tetrao lagopoides, *Nilsson* 1820. Er ist etwa 43 cm lang, wovon der Schwanz gegen 15 cm ausmacht, der Schnabel mißt 18 cm. Der Kopf, Hals und Rücken ist schwarz, aschgrau gewässert; der Schwanz schwarz mit weißen Endsäumen, besonders auf den mittlern Federn; der Unterleib weiß, mit einigen schwarzen Flecken am Halse und an den Brustseiten, welche am Kropf und Bauch fast Querbinden bilden; die Schwingfedern weiß, mit braun gesprenkelten Schaftflecken. Der Schwanz ist gabelartig gespalten, aber nicht sichelartig auswärts gebogen; die Füße sind stark befiedert; aber die vorderste Hälfte der Zehen nackt; über dem Auge steht ein roter Fleck. — Wenn man diesen sonderbaren Vogel ausgestopft ansieht, könnte man an eine Zusammensetzung aus einem Birkhuhn und Schneehuhn glauben; er kommt höchst selten vor, und bloß in solchen Gegenden, wo sich Birk- und Schneehühner beisammen finden, wie es in Skandinavien in den Provinzen Wermeland, Norrland, Dalarna, Dalekarlien und dem südlichen Norwegen der Fall ist.

Das Birkhuhn ist in dem nördlichen und mittlern Europa und Asien verbreitet, denn es geht noch näher zum Pol als das Auerhuhn, aber nicht so weit südlich; in den spanischen und griechischen Gebirgen findet man es nicht, dagegen noch in den Pyrenäen Frankreichs, und in den nördlichen Hochalpen Italiens, in letztern noch häufig. In Asien findet es sich bis zum Amurlande und Nord-China; am Jenisei aber unter dem 67. Gr. schon recht selten. Auf der östlichen und südlichen Abdachung des Stanowoi-Gebirgs wird es — nach Middendorf — von dem Kanadischen Waldhuhn, Tetrao canadensis, *L.*, abgelöst; das Vorkommen der einen Art sowie

andrer Waldbäume schließt die andere Art aus. In unserm Erdteil ist es gemein in Skandinavien, in Liv- und Esthland, und in Rußland noch häufig am Nordabhang des Kaukasus; weniger in der kaukasischen Steppe, wo es teilweis durch den Anbau verdrängt wird; in den Orenburger Steppen, die sich größtenteils noch im Urzustande befinden, findet sich das Birkhuhn noch in Menge. (Näheres über das Vorkommen im Kaukasus: Cab. J. 1889, S. 153 ff., von Th. Lorenz in Moskau.) Es ist noch ziemlich häufig im ganzen Alpengebiet; in der Schweiz hauptsächlich in Graubünden und im Mingenthal. In Deutschland in manchen zusagenden Gegenden nicht selten, sowohl in ebenen als hochgelegenen Waldungen, denn das Birkhuhn bewohnt sehr unterschiedene Gegenden; hier nur öde Heiden, oder flache feuchte Ebenen, dort nur Wälder, wo anders wieder hohe öde Gebirge, wie es die Oertlichkeit mit sich bringt. Nur reiner Nadelwald wird vermieden. Ueberall aber ist es das Heidekraut, welches den Aufenthalt auf die Dauer bestimmt; wo dies nicht vorkommt, giebt es — nach Naumann — auch keine Birkhühner. In unserm Vaterland ist es nur in den Waldheidegegenden häufig, so in Jütland, Dänemark, Holstein, Hannover, Lüneburg; auch in Ostpreußen, Schlesien noch in manchen Strichen zahlreich. — Bei uns in Württemberg ist es im eigentlichen Schwarzwald nicht zu treffen; dagegen findet man es in Oberschwaben, besonders in dem großen Wurzacher Ried, wo das Birkwild durch die natürliche Beschaffenheit des Torfmoores geschützt ist, und wo große Strecken, in denen der Torfstich schwach betrieben wird, nur im Winter bei festgefrornem Boden gangbar werden. Auch in vielen Gegenden von Bayern, sowie im badischen Odenwald kommt Birkwild in ziemlicher Anzahl vor. Von solchen Revieren aus macht es gern kleine Ausflüge in die Umgegend. Im großen ganzen wird dasselbe in Deutschland überall seltener, und mehr noch durch die allmähliche Ummwandlung des Bodenbestandes, als durch das Geschoß des Jägers, an Anzahl verringert. (Dr. Finckh im Orn. Centr. 1882, Nr. 9, S. 71.)

Es wählt vorzugsweise die Birken- und Pappelwälder zum Aufenthalt, zieht die Birken überhaupt allenthalben vor, und lebt auf den skandinavischen Gebirgen noch in den höchsten krüppelhaften Wäldern, welche von der Zwergbirke gebildet werden. Auch in gemischten Waldungen kommt es vor; besonders sagen ihm auch Eichen und Buchen zu, nicht aber, wie schon bemerkt, reine Nadel- oder geschlossene Hochwälder, welche es meidet. Die Gegenden seines Aufenthalts müssen aber viele freie Plätze mit Heidekraut, Heidelbeeren, Ginster, Beerensträucher und junge Schläge haben und dürfen nicht zu trocken sein. In nördlichen Ländern leben sie in Menge in eigentlichen Heidegegenden, wo nur selten Bäume stehen oder doch wenigstens kein eigentlicher Wald ist. Ist dieses Heidekraut recht hoch und so dicht, daß sich ein Mensch nur mit Mühe durcharbeiten kann, wachsen dazwischen noch Ginster (Spartium), Genist (Genista), Heidelbeersträucher, Brombeeren, Rauschbeeren u. a., so sind ihm solche Gegenden vorzüglich angenehm. Wo ihr Aufenthalt Bäume darbietet, halten sie jederzeit auf solchen ihre Nachtruhe, was in Heidegegenden auf dem Boden geschieht. In kalten Gegenden graben sie Schneeröhren, wo sie bei stürmischer Witterung oft mehrere Tage verborgen bleiben, und unter dem Schnee Schutz vor Kälte und Raubtieren, sowie auch Futter finden. Auch zeigen sie im Spätjahr eine Art Wandertrieb, indem sie in gesonderten Geschlechtern gesellig die Wälder durchstreifen, oder in hohem Fluge weiter fortziehen, ganz besonders die Männchen. Dr. Tobias schreibt aus Saboor (Schlesien): Im Winter streichen die Hühner gemeinschaftlich umher, setzen sich in den Pappelalleen auf die Bäume, so daß es manchmal aussieht, als hätten sich Saatkrähen auf die Bäume gelagert. Sie sind dann oft nach Geschlechtern gesondert, Männchen oder Weibchen, und in Flügen bis zu 100 Stück beisammen. Meistens sind es aber nur Männchen, welche so große Gesellschaften bilden.

Das Weibchen scharrt zwischen hohem Grase, Heidekraut oder andern Gewächsen eine kleine Vertiefung, um darin zu nisten. Es macht eine leichte Unterlage von Laub und Pflanzenstengeln, und legt darauf 6 bis 15 Eier, je nachdem es jung oder älter ist, welche auf zwiebelgelbem Grunde mit lederbraunen Punkten und Flecken bestreut sind. Die Schale ist zart, feinkörnig, wegen der vielen Poren nur wenig glänzend; die Form schön eigestaltig, mehr länglich- als kurzoval. Sie nähern sich in der Größe den Eiern der gewöhnlichen Haushühner, sind aber kleiner als die Eier der Auerhenne, mit welchen sie in Gestalt und Farbe viele Aehnlichkeit haben. Ihre Länge beträgt 4,8 cm, die Breite 3,5 cm. Diese werden 27 Tage bebrütet, die Jungen von der Mutter sorgsam geführt und so lange unter den Flügeln erwärmt, bis sie nach kurzer Zeit auf die Bäume fliegen können. Die Eier findet man gewöhnlich Mitte Mai; das Nest ist meist, aber nicht immer, gut versteckt.

Der Birkhahn ist unbedingt einer der schönsten Vögel unsrer Waldungen, besonders schön nimmt sich der eigentümlich gestaltete Schweif aus; freilich ist das Weibchen desselben von einer viel bescheideneren Färbung. Der Hahn stolziert aufrecht einher, ist aber dabei doch sehr vorsichtig und scheu, und mit außerordentlich scharfen Sinnen begabt. — Der Flug ist rauschend und anstrengend, geht übrigens in einzelnen Fällen auch hoch durch die Luft; der Lauf ist behende, auch

weiß sich das Birkhuhn zwischen dem Gestrüpp sehr gut zu verstecken. — Die Balz beginnt mitten im März und dauert bis in den Mai hinein. Wo das Birkwild häufig ist, wie in manchen Distrikten Skandinaviens, sammeln sich auf günstigen Plätzen ihrer 30 bis 40, manchmal noch viel mehr, und jeder einzelne Hahn beweist eine Ausdauer, welche in Erstaunen setzt. Nilsson versichert, in Lappland höre man den Birkhahn von 11 Uhr abends an bis früh 2 Uhr ununterbrochen balzen; man merke aber, daß in diesen nördlichen Breiten um die Balzzeit kein großer Unterschied zwischen Sonnen-Auf- und Untergang ist. Bei uns pflegt er erst mit Anbruch der Morgendämmerung zu balzen. Während dieser Zeit ist der Hahn ein sehr aufgeregtes, kampflustiges Geschöpf gegen seinesgleichen. Jeder Hahn hat seinen bestimmten Balzplatz, das ist ein freies Plätzchen bis zu 50 Schritten Durchmesser im Wald oder auf der Heide. Wagt sich ein andrer auf diesen Platz, so macht der Standvogel einen wütenden Angriff, der durch die Gegenwehr zu einem förmlichen Kampf nach Art der Haushähne ausartet. Sie stellen sich tief gebückt und nickend einander gegenüber, fahren aufeinander los, springen beide zu gleicher Zeit senkrecht in die Höhe, hauen und kratzen mit Schnäbeln und Füßen gegeneinander, besonders nach dem Kopfe, bis sie erschöpft eine kleine Pause machen müssen. Wieder stehen sie nun mit gebücktem und nickendem Kopfe, hängenden Flügeln und aufgerichtetem, fächerartigem Schwanze einander gegenüber, beginnen das Kampfspiel von neuem, bis es endlich einer versieht, vom Stärkern nun am Kopfe gepackt und vom Platze weggeführt wird. Der Besiegte ergreift hierauf die Flucht. Beim Kampfe lassen sie ganz eigene kollernde Töne hören. Diese heftig scheinenden Kämpfe laufen indessen ohne sichtbare Beschädigungen ab, und kosten die Raufer höchstens einige Federn. — Ein hitziger Hahn besucht gerne die Balzplätze andrer Hähne und sucht sie zu vertreiben, oder erleidet dieses Schicksal selbst.

Schon in der Abenddämmerung kommt der Hahn in der Nähe seines Balzplätzchens an, stiebt auf einen Baum, wenn ein solcher nahe, oder in der Heide auf den Boden, und beginnt bald nach Mitternacht das Balzen. Dieses besteht aus einem kurzen Vorspiel von pfeifenden Tönen, dann kommen kollernde, und endlich die blasenden oder zischenden Laute. Das Kollern oder Gurgeln ist dem des Truthahns ähnlich, und läßt sich etwa so ausdrücken: „rutturu — rutti — rucki, — urr — urr — urr — rrrutturu — rutti — rucki", das urrr ist tief und nur in der Nähe vernehmbar, das übrige steigt von der Tiefe bis zur Quinte in die Höhe, und wird allmählich so stark, daß man es wohl eine Viertelstunde weit hören kann. Wenn dieser kollernde Liebestanz und Gesang eine Anzahl Hennen herbeigezogen hat, fliegt der Hahn zu ihnen hinab und läßt nun sein Zischen hören. Dieses lautet sonderbar, wie ein hohles, zischendes „tschjo-y, tschouysch" oder „tschuhüu, tschuhüü"; die Weibchen laufen indessen umher und geben ihre Zufriedenheit mit einem zärtlichen Nasentone: „back back" zu erkennen. — Bei diesem Balzen, das am stärksten in der Morgendämmerung, d. h. von Tagesanbruch bis nach Sonnenaufgang betrieben wird, macht er die wunderlichsten Posituren, rennt wie toll hin und her, tanzt im Kreise herum oder gar rückwärts, streckt den Hals lang in die Höhe oder drückt ihn, namentlich beim Kollern, so nieder, daß er die gesträubten Kehlfedern auf dem Boden hinschleift, schlägt mit den Flügeln oder streicht damit auf dem Boden hin, sträubt Kopf- und Halsfedern und stellt mit dem Schwanz anfangs ein Rad. Während dieser seltsamen, fast wütenden Gauklersprünge ist er aber nicht, wie der Auerhahn, halb taub und blind, sondern er hört und sieht so fein wie sonst auch, und die Annäherung eines Menschen oder sonstigen Störenfrieds scheucht ihn augenblicklich weg. Wenn er die Hennen, deren es bei uns gewöhnlich nur 2 bis 4 sind, besucht hat, was aber erst nach aufgegangener Sonne der Fall ist, so bäumt er mit ihnen auf; um 8 oder 9 Uhr streichen sie auf die Futterplätze und abends begiebt sich der Hahn wieder in die Nähe seines Balzplatzes, auf welchem er in der Morgenfrühe pünktlich sich einstellt, so lange die Balzzeit dauert. — Die Stimme des Weibchens ist ein helles, kurz abgebrochnes Pfeifen und ein verschieden moduliertes „back back"; das Männchen hat ebenfalls ein Pfeifen, aber es ist ganz verschieden, wie trillernd. Die Jungen piepen; dies verwandelt sich später in einen pfeifenden Ton.

Ihre Nahrung besteht in zarten Blättern, in den Knospen der Laub- und Nadelbäume; lieber fressen sie aber Wachholderbeeren, Heidel-, Preisel-, Brom- und Himbeeren, vielerlei Insekten, namentlich Ameiseneier, Getreide und andere Sämereien. Bei 2 bis 3 Tage alten Jungen fand Meves Larven von Tenthredo, Spinnen und einige Pflanzenstoffe. Die Mutter hatte Blüten und unreife Früchte von Polygonum, nebst unreifen Heidelbeeren verzehrt. — Das Birkgeflügel ist nicht sehr schwierig zu zähmen, besonders das junge, nur darf es nicht zu enge eingesperrt werden. Hat man die Jungen durch eine Henne, der man die Eier unterlegte, ausbrüten lassen, so muß man die eigentümliche Erfahrung machen, daß sie den unbekannten Locktönen der Pflegemutter nicht folgen, sondern unbekümmert um dieselbe ihres Weges laufen, kaum sich entschließen, unter ihrem Gefieder die nötige Wärme zu suchen, und lieber unter den nächsten besten Gegenstand schlüpfen, um sich zu bergen. Gesellschaft von dunenjungen Haushühnern macht

sie vertraulicher. — Man füttert die Jungen wie beim Auerhuhn angegeben, denn sie fressen im Freien anfangs lauter Insekten, besonders Ameiseneier; diesem entsprechend müssen sie auch in der Gefangenschaft gefüttert, und erst wenn sie erstarkt sind, an Getreide gewöhnt werden. Man muß ihnen der Knospen wegen auch Zweige von Haseln, Birken, Erlen und andern Waldbäumen vorhängen und Waldbeeren nebst zartem Grünzeug, Salat, Schafgarben, Hühnerdarmkraut verschaffen. Den Alten belegt man ihren Aufenthalt mit Waldmoos, stellt auch einige junge Birkenstämmchen und Heidekräuter in Kistchen auf, was zu leichterer Eingewöhnung beiträgt, und gewöhnt sie mit Ameiseneiern und Waldbeeren, als: Erd-, Him-, Brom-, Preisel-, Heidel-, roten und schwarzen Holunderbeeren, an Gerste, zerschnittenes Fleisch, Weißbrot und Käsequark.

Man schießt sie in Kur-, Livland und Lithauen während der Balzzeit aus einer von grünen Reisern erbauten Hütte, die man in der Nähe eines weithin sichtbaren Baumes errichtet, steckt einen ausgestopften Birkhahn, oder auch nur eine hergestellte ähnliche Figur auf eine Stange, und bringt diese so auf dem Baumgipfel an, daß sie denselben um etwa 1 m überragt. Dann treibt man die benachbarten Wälder und Heiden ab und dem Lockvogel, Ballhahn genannt, zu, dem sie sich auch sofort zugesellen und herabgeschossen werden. Auch kann man die Stange mit starken Leimspindeln bestecken, und dadurch die Aufsitzenden ohne Schießen erbeuten, weil sie mit den Leimruten herabstürzen. — Bei uns in Deutschland erlegt man die Hähne während der Balz, teils in Dickichten, wo ihnen leichter beizukommen, teils auf freien Plätzen, wo das Anschleichen aber schwieriger ist. Auch hier errichtet man eine vertiefte Laubhütte schußrecht bei ihren Balzstellen*). Die Jungen lockt man durch Pfeifen. Auch schießt man Alt und Jung auf Treibjagden im Flug, außerhalb der Balzzeit. Wo es viel Birkwild giebt, stellt man ihm das ganze Jahr nach, und schont nur die Hühner während der Brutzeit. Die einzelnen Familien sucht man im Herbst auch mit dem Hühnerhunde auf, wie die Rebhühner. Im Winter graben sie sich, der Nahrung wegen, lange Gänge in tiefen Schnee, und wer erfahren in dieser Art von Jagd ist, kann sie nicht selten lebend mit den Händen fangen. In Norwegen werden sie nachts mit Kienfackeln gesucht, an den kleinen Löchern und seichten Vertiefungen entdeckt und mit Knüppeln erschlagen, oder auch mit Hilfe großer Netze, die man über den Schnee legt, lebendig gefangen. Man zählt das Birkgeflügel zur hohen oder mittlern, in manchen Gegenden auch zur niedern Jagd. Jägersprache wie beim Auerwild.

Das Rackelhuhn. Tetrao hybridus, *Linné*.

Taf. 46, Fig. 3 (Männchen).

Bastard-Auerhuhn, Mittelwaldhuhn, Schnarchhuhn. — T. grygallus, *L.* 1746—48; — T. hybridus, *L.* 1761; *Sparrm.* 1784; *Gm.* 1788; *Bechst.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; — T. medius, *Leisler* in *Mey. & W.* 1811; *Naum.* 1833; *v. Hom.* 1885; — T. intermedius, *Langsdorf* 1811; *K. & Blas.* 1840; — T. hybridus urogalloides, *Mer.* 1886; — T. urogallo-tetrix, *Rchw.* 1889.

Das Rackelhuhn ist ein Hybride vom Birkhahn und von Auerhenne und ein schöner Vogel.

Kennzeichen. Der Schwanz etwas gespalten oder ausgeschnitten, so daß seine mittelsten Federn beim Männchen 3—3½ cm, beim Weibchen nur 1,3 cm kürzer sind, als die äußersten; jedoch selbst beim Hahn, alle gerade, keine nach außen gerichtet; die Federn an der Kehle verlängert. Das Männchen ist schwarz, am Kropfe mit Purpurglanz; der Schwanz fast einfarbig schwarz. Das Weibchen ist rostfarbig, braun und schwarz gebändert; durch den Flügel zwei weiße Binden.

Länge des Männchens 67,2 cm, Flugbreite 10,7 dcm, Schwanz 20,4 cm, Schnabel 2,6 cm, Lauf 6,6 cm. Größer als ein Birkhahn, mit viel dickerem Kopf. Das Weibchen ist 49,2 cm lang, Flugbreite 77 cm, Lauf 5,2 cm. So groß wie ein Birkhahn mit dickerem Kopf.

Beschreibung. Kennzeichen und Abbildung genügen. Die Federn des nur wenig gabelförmig ausgeschnittenen Schwanzes sind schwarz, mit unregelmäßigen, weißen Flecken. — Das Weibchen sieht dem weiblichen Birkhuhn sehr ähnlich, ist aber bedeutend größer, von Farbe heller und schärfer, schöner gefleckt. — Der Schnabel ist schwächer und gestreckter als beim Auerhuhn, größer und stärker als beim Birkhuhn, von Farbe schwarz; die Iris ist sehr dunkelbraun, die Lider beim Männchen hochrot, beim Weibchen grauweiß, über dem Auge eine kahle, scharlachrote Stelle von bohnenförmiger Gestalt; die Füße sind bis an die Zehen dicht haarartig befiedert, dunkelbraun, über der Ferse weiß, die Zehen graubraun.

Das Rackelhuhn findet sich in allen Ländern und Gegenden, wo sich Auer- und Birkhühner nebeneinander aufhalten, denn es ist ein Bastard dieser beiden Arten. Ist der

*) Ausführliches über Birkhahnjagd bietet die gute Monographie: Das Birkwild, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege von Alfr. Ludwig, Wien 1889.

Vater ein Auerhahn, so gleicht ihm der Bastard mehr, d. h. er ist auerhahnähnlich und in Schweden und Finnland der gewöhnlichste; der vom Birkhahn mit der Auerhenne erzeugte Bastard ist der seltenere und hat dann entschieden mehr Aehnlichkeit mit dem Vater. Der letztere findet sich hauptsächlich in Preußen, Bayern, in der Schweiz, in Tirol, Steiermark, Kärnten und Krain, doch überall ziemlich selten. Es hängt einfach davon ab, von welchen Arten die begattungsfähigen Individuen vorherrschen. Die Bastarde pflanzen sich aber nicht weiter fort, da bei ihnen — wie bei andern Hybriden — die Geschlechtsteile meist sehr unvollkommen entwickelt sind. — Das Balzen des männlichen Bastards ist ein unangenehmes, sonderbares, grob gurgelndes oder froschähnliches Quacken, wie „farfarfar — farfarfar"; er wirft aber auch abgebrochene Falzlaute des Auerhahns und das zischende Blasen des Birkhahns dazwischen. — Ihre Nahrungsstoffe sind die gleichen, welche das Birk- und Auerhuhn genießt. Ein im Januar geschossener Rackelhahn hatte, nach Meves, 14 Lot kleine Zweige und Samenkätzchen von Birken verzehrt.

Im Frühjahr zieht sich der Rackelhahn aus Mangel an eigenen Hennen auf die Birkhahns-Balzplätze, und geht Kämpfe mit den Birkhähnen ein, welche er, als der Stärkere, verjagt und vertreibt. Selbst mit den Auerhähnen soll er Händel anfangen, und sie von ihren Standplätzen zu verjagen suchen, was ihm aber nicht gelingt. Die Jäger hassen diesen Störenfried, weil er ihnen die Hähne vertreibt oder ihre Balzen stört. Sie suchen ihn deshalb zuerst zu schießen, aber er ist sehr wild, unruhig und daher schwer zu erlegen. In Gefangenschaft ist der Vogel mehr träge als lebhaft, gegen Menschen schüchtern und furchtsam; dagegen zornig und wütend gegen kleinere Tiere, welche zu seinem Behälter kommen, besonders gegen die Balzzeit im Frühling. Nach Nilsson begann ein Gefangener im März oder April zu balzen, trippelte auf seiner Stange hin und her, erhob den Schwanz fächerförmig, senkte die Flügel, sträubte die Halsfedern und sperrte den Schnabel weit auf nach oben gerichtet. Sein Balzen bestand aus grunzenden, rasselnden oder knarrenden Lauten, so daß ein — in einem andern Behälter balzender — Birkhahn als ein wahrer Tonkünstler daneben erschien, so ohrenzerreißend waren die knarrenden Balztöne des Rackelhahns. In der Neuzeit hat man auch gelungene Versuche gemacht, Rackelhühner aus Auerhahn und Birkhenne, oder Birkhahn und Auerhenne in gut eingefriedigten und gesicherten kleinen Walddistrikten zu züchten.

3. Gruppe: **Haselhuhn.** Tetrastes, *K. & Blas.* 1840.

Bonasia, *Steph.* 1824.

Der Lauf ist nur in der obern Hälfte befiedert, in der untern nackt und vorn mit 2 vertikalen Schilderreihen besetzt; Zehen mit umfassenden Tafeln; die Zehenränder mit starken Kammzähnen. — Die Augenbrauenflecke so beschaffen wie bei den vorigen, aber kleiner, mit sehr feinen Wärzchen. Die Scheitelfedern stark verlängert, daher leicht zu einem Häubchen aufrichtbar; die Ohrfedern merklich, die Kehlfedern nur bei Männchen etwas verlängert; der breite abgerundete Schwanz 16fedrig. Das Gefieder ist weicher und zarter als das der vorhergehenden großen Arten. Die Jungen wechseln das Gefieder bis zum Herbst in einer fortwährenden Ergänzungsmauser, bis sie dann den Eltern gleichen; vorher ähneln sie der Mutter. Alte mausern nur einmal. — Die Geschlechter sind nicht so auffallend verschieden wie bei der 1. und 2. Gruppe; die Hauptfarbe rostfarbig, braun, schwarz und weiß in bunter Mischung, zum Teil fein gewellt. Der Hahn hat nur ein Weibchen, balzt aber auch etwas vor der Henne, nur beiweitem nicht so hitzig, wie die vorbeschriebenen Arten. Ihr Aufenthalt sind Waldungen und zwar buschreiche, wo sie eine sehr versteckte Lebensweise führen, auf Bäumen nächtigen, und sich der Länge nach auf starke Aeste legen, um nicht gesehen zu werden. Sie stimmen in manchem mit den Schneehühnern überein. Bei uns: 1 Art.

Das Haselhuhn. Tetrao bonasia, *Linné.*

Taf. 47, Fig. 1 (Männchen).

Haselwaldhuhn, Schwarzkehliges Waldhuhn, Rotthuhn, Hjärpe. — Gallina corylorum, *Gesn.* und andere alte Aut.; — Bonasia Alberti, *Gesn.*; — *L. cit.*; — Tetrao bonasia, *L.* 1748—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Br.*; *Naum.* 1833; *Glog.*; *v. Hom.* 1885; *Rchw.* 1889; — Lagopus bonasia, *Briss.*; — Tetr. betulinus, *Scop.*; *Rchw.* 1882; — T. canus, *Sparrm.* 1784; — Bon. rupestris, et sylvestris, *Br.*; — Bon. betulina, *Bp.* 1838; *A. Br.* 1882; — Tetrastes bonasia, *K. & Blas.* 1840; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Der Schwanz hat 16 Federn und ist abgerundet, die 2 Mittelfeldern desselben sind braun, schwarz und weißlich gebändert, gesprenkelt; die übrigen hellaschgrau und schwarz bespritzt, vor dem weißen Endsaume mit einem breiten, schwarzen Querbande bezeichnet.

Länge 37,2 cm, Schwanzlänge 11,4 cm, Flügelbreite 60 cm, Schnabellänge 1,2 cm,

Höhe des Laufs 4,8 cm. — Ganze Länge des Weibchens samt dem Schnabel 36 cm. Größer als das Rebhuhn.

Beschreibung. Das Männchen hat stark verlängerte Kropf- und Kehlfedern. Zwischen den Nasenlöchern und dem Auge steht ein runder, weißer Fleck; Kinn und Kehle ist tief schwarz, schön weiß eingefaßt; die Augenkreise weiß; die Stirn schwarz und braun gefleckt; der Scheitel rötlichhellbraun, mit schwärzlichen Fleckchen; Nacken rostgrau, grauweiß und dunkelbraun gefleckt, auf dem Hals mit deutlichen, schwarzen Mondflecken; ein breiter, weißer Streif läuft an den Halsseiten bis an die Schultern herab; der Oberrücken ist rostfarben, fein schwarz bekritzelt und gefleckt, mit weißen Schaftflecken; der Unterrücken ist rostbräunlich und grau gebändert und gefleckt. Brustseiten und Kropf sind schön rostfarben, mit schwärzlichen und weißen Querflecken; die Mitte der Brust weiß, mit rötlichschwarzen, pfeilförmigen Flecken; der Bauch schmutzig bräunlichweiß. Die Flügeldeckfedern sind braunrötlich, mit weißen Tropfen und schwarzen Flecken; die Schwingen rostbraungrau, bänderartig heller gefleckt. Der Schwanz, welcher aus 16 Federn besteht, ist perlgrau, fein schwärzlichbraun gewässert, mit einem schwarzen Endsaum; die beiden mittelsten Federn sind bräunlichgrau. Jüngere Männchen haben einen kleinern roten Augenfleck, einen schmälern, nur braunschwarzen Kehlfleck, und weniger trüberes Weiß an den übrigen Teilen. Der Schnabel ist schwarz; das Auge braun; die Füße am nackten Teil bräunlich.

Das Weibchen unterscheidet sich durch den Mangel der schwarzen Kehle, welche rostgelblichweiß ist, überhaupt durch die mattere Färbung der obern Teile und die kürzern Scheitelfedern. — Das Dunenkleid ist an Kopf und Hals rostgelb, auf dem Scheitel und Hinterhals mit paarweisen schwarzbraunen Streifen und Flecken, der Oberteil des Rumpfes dunkler und mehr gefleckt, der Unterkörper gelblichweiß; das Schnäbelchen gelb.

Das Haselhuhn ändert in seiner Färbung ab und zwar von West nach Ost. In den Gegenden am Rhein und auf den süddeutschen Gebirgen ist dieser Vogel viel kräftiger gefärbt, während nach E. v. Homeyers Vergleichen schon die ostpreußischen auffallend hellgrau sind, und diese Farbe geht nach Osten mehr und mehr in Weißgrau über, während die Rostfarbe bis auf die Tragfedern fast ganz verschwindet.

Das Haselhuhn ist im ganzen nördlichen und gemäßigten Europa, von den Alpen bis hoch nach Schweden hinauf, in Sibirien bis ans Ochotskische Meer verbreitet. In der südlichen Hälfte Norwegens und Schwedens, in Liv- und Esthland ist es gemein; in einigen Gegenden von Preußen, Polen, Ungarn, Oberitalien, auch in einigen Teilen von Frankreich und der Schweiz ziemlich zahlreich, in andern aber selten. Im Alpengebiete, in Bayern, in Württemberg und Baden, in Oesterreich, in Böhmen, in Ungarn und Galizien ist es nicht selten, in letztgenannten Ländern noch häufiger als bei uns. — Es bewohnt das Innere der Gebirgswaldungen, besonders die großen, zusammenhängenden Wälder der Mittelgebirge, welche steinige Plätze aufzuweisen haben und Fichten, Kiefern, Tannen, Eichen, Haseln, Birken und Erlen, nebst viel beerentragendem Strauchwerk, als: Holunderbüsche, Him- und Brombeersträucher, Heidel- und Preiselbeerstauden, Kratz-, Moor-, Moos-, Bärentrauben-, Rauschbeeren, nebst vielem Heidekraut hervorbringen. Recht beliebt bei diesem Huhn sind auch die roten Beeren des Traubenholder, Sambucus racemosa, *L.* Je wechselreicher der Wald, je dichter die buschigen Bestände, je mehr beerentragende Gewächse, um so angenehmer ist ihm der Aufenthalt. Im Sommer bewohnt es lieber den Laubwald, wenn aber das Laub zu fallen beginnt, zieht es sich des Schutzes wegen in die Nadelwälder oder doch in die gemischten Waldungen und hält sich hier meist den ganzen Winter hindurch auf. Was nun die Vorliebe für das Haselgesträuch betrifft, so äußert sich Middendorf darüber: „im ganzen asiatischen Rußland kommt das Haselgesträuch nicht vor, trotzdem sind diese Länder von ihm häufig bewohnt.“ Uebrigens findet man es auch in ebeneren Lagen, welche die erforderlichen Eigenschaften haben, jedoch nur in gewissen Gegenden und nicht an allen Orten. Es hält sich meistenteils auf dem Boden auf, wo es sich unter dem Schutze dichter Bestände umhertreibt, oder sich bei Annäherung einer Gefahr schnellstens wieder nach ihnen zurückzieht. Doch sieht man es im Spät- und Frühjahr auch öfters auf den unteren und mittleren Aesten der Bäume. Im Winter machen sie sich wegen der Nahrung und Sicherheit lange Gänge unter dem Schnee. — Obwohl es Standvögel sind, so verfliegen sie sich doch manchmal ziemlich weit aus ihren Revieren.

Sie nisten in einer kleinen Vertiefung unter Gebüsch, unter Reisholz, hinter Steinblöcke, zwischen durchwachsene und bemooste Felstrümmer, Heidekraut, Gras u. a. und bereiten sich ein kunstloses Nest aus dürren Pflanzenteilen. Es ist ungemein schwer aufzufinden und enthält 8—15 Eier, welche nicht viel größer als die von den gewöhnlichen Tauben sind. Ihre Grundfarbe ist bräunlich, in das Grauliche, Gelbliche oder Rötliche spielend, die Fleckenfarbe ist fast stets doppelte Steigerung der Grundfarbe, nur seltener kommen auf graulichem Grunde lebhaft rotbraune Flecken vor; diese sind fein, dicht über das Ganze verbreitet, oder etwas spärlicher unten und etwas größer oben. Große Flecke sind seltener und dann fast stets der Höhe näher. Sie ähneln den Eiern des Auer- und Birkhuhnes, sind aber viel kleiner, deshalb nicht zu verwechseln. Ihre Länge ist 3,3 cm, ihre Breite 2,5 cm. Die Eier, welche drei Wochen bebrütet werden, hat man im Mai zu suchen. Die Henne, welche allein brütet, bedeckt bei ihrem Abgang

dieselben sorgfältig mit Nestmaterialien. Die erste Nahrung der ausgeschlüpften Jungen, für welche die sorgsame Mutter mit treuer Anhänglichkeit wacht, sie bei Tag und Nacht unter ihrem Gefieder erwärmt und vor Gefahren mit allen ihren Kräften schirmt, sind Ameiseneier und kleine Insekten. Sie lernen indessen, wie alle jungen Hühner, bald fliegen, und begeben sich von da an auf die unteren Aeste der Bäume, um Nachtruhe zu halten; dann sitzen sie aber nicht mehr so gedrängt beisammen wie auf dem Erdboden. Später gesellt sich der Vater zu seiner Familie, die er während der Brütezeit sich selbst überließ, indem er vorzog, allein in der Nähe umherzuschweifen.

Das Haselhuhn ist ein sehr ängstlicher, aber mit seinesgleichen gesellig lebender Vogel, der sich stets versteckt hält und unter dem Gebüsche herumkriecht. Es geht geduckt wie das Rebhuhn, ist aber ungemein schnell im Laufen; auch kann es vortrefflich springen. Naumann belauschte eins beim Ausbeeren einer Dohne, welches mit Hilfe der Flügel weit über 1 Meter in die Höhe sprang, den erschnappten Ebereschbeerenbüschel herabriß und, weil es seinen Beobachter in demselben Augenblick gewahr wurde, schnell damit unter die nahen Wachholderbüsche rannte. — Häufig stellt der buntscheckig gefärbte Hahn seine Scheitelfedern in die Höhe, was ihn recht artig ziert und ihm ein ganz eigenes Aussehen giebt. Der Flug ist schnurrend, aber ziemlich schnell; sie fliegen jedoch nicht ohne Not, sondern suchen solange wie möglich laufend und ungesehen zwischen dem Gestrüpp zu entweichen. Während der Balzzeit stellt der Hahn die Scheitelfedern auf, sträubt die Ohr- und Kehlfedern, verdreht den Körper auf wunderliche Weise und pfeift und trillert, von Sonnenuntergang bis in die Nacht hinein und dann wieder am frühen Morgen; dabei steht er auf einem geeigneten Baum in der Mitte und die Henne auf einem benachbarten. Zur Begattung lockt die Henne den Hahn auf den Boden herab. Wenn die Balzzeit vorüber ist, lebt das Männchen einsam, oder es gesellen sich mehrere derselben in eine kleine Gesellschaft zusammen. Der Lockton ist ein weit hörbarer heller Pfiff, der mit dem Munde nachgepfiffen werden kann, und womit sich Alte und Junge zu allen Jahreszeiten zusammenlocken. Der pfeifende Balzruf hat etwas Melancholisches und klingt wie „tihi — tititi — tih", das erste lang gezogen, das letztere beinahe ein Zwitschern. Es ist viel stärker und das Schlußzwitschern aus viel mehr Tönen bestehend als beim Weibchen. Der Ruf der einjährigen Vögel ist leiser: „pi pi pi pi". Die alte Henne hat andere Locktöne, welche sich wie titititititititititi kiul kiul kiul anhören, leise beginnen und mit schnell folgenden lauten Tönen enden. Am eifrigsten ertönt der Balzruf in der Morgen- und Abenddämmerung. Jeder Hahn hat nur ein Weibchen.

Ihre Nahrung besteht in Blätterknospen und Blütenkätzchen, besonders von Haseln, Birken, Erlen, Hainbuchen, Saalweiden und Wachholderbeeren, seltener in den jungen Nadeln der Fichten und Tannen; in zarten Pflänzchen, in den Spitzen des Heidelbeerkrautes, des Sauerklee; in Heidel- und Preiselbeeren, Erd-, Johannis-, Him- und Brombeeren, Vogel- und Holunderbeeren, Hagebutten, vielerlei Sämereien, hauptsächlich aus allen Arten von Insekten, Larven, Räupchen und kleinen Gehäusschnecken. Es sind starke Fresser, die sich oft den Magen so vollstopfen, daß sie lange Zeit still sitzen müssen, um die Verdauung abzuwarten, und in diesem trägen Zustande nicht selten dem Raubzeug verfallen. Junge Haselhühner, ungefähr 2—3 Tage alt, die Meves am 21. Juni 1857 erhielt, hatten in ihren kleinen Kröpfen: Spinnen, Käfer und überwinterte Beeren von Heidelsträuchern, Oxycoccus uliginosus, Moos- oder Sumpfbeere, nebst Blättern derselben. (Ornis 1886, S. 250.)

Im Hof hält man sie mit beschnittenen Flügeln in ziemlicher Freiheit. Dunenjunge Haselhühner füttert man wie insektenfressende Vögel mit animalischer Kost, als Ameiseneiern, welche vor allem den Vorrang haben; mit Herz, Eierbrot, Käsequark, alles zerrieben oder zerschnitten und zusammengemengt, auch vermischt mit feingeschnittenen Schafgarben, Salat oder anderem Grünzeug. Nicht genug zu empfehlen ist die Gesellschaft von einigen dunenjungen Haushühnchen, deren munteres zutrauliches Benehmen sie ebenfalls dreister macht. Alle Waldhühner sind sehr furchtsamer Natur, welche möglichst beseitigt werden muß. Auch richtet man Verstecke her, hinter die sie sich — bei vermeintlicher Gefahr — flüchten können. Erstarkt giebt man Haber, Kanariensamen, Gerste, Hirse, Waldbeeren, besonders Preisel- und Heidelbeeren, klein zerschnittenes Fleisch und Käsequark. Alte gewöhnt man durch Belegen des Bodens mit Waldmoos, sowie durch Aufstellen von Tannenbäumchen, Birken und Heidekraut in Kistchen oder großen Töpfen, leichter ein, und sucht sie mit verschiedenen Waldbeeren und Ameiseneiern an Haber, Gerste, Fleisch und Käsequark zu gewöhnen. Waldbeeren dürfen niemals ganz wegfallen, auch wenn das Waldhuhn an ein Kunstfutter gewöhnt ist. Im Frühjahr giebt man, der Knospen wegen, Zweige der oben angegebenen Gewächse. Den vereinzelten Gefangenen kann man mit einem oder einigen verträglichen Zwerghühnern Gesellschaft verschaffen, welchen ebenfalls die Ausbrütung der Eier und Erziehung der Jungen überlassen werden kann. Vereinzelt im engen, kahlen Gewahrsam gehalten, sind sie verdrossen und traurig und gehen leicht ein.

Das Haselwild wird zur niederen Jagd gezählt. Man lockt sie während der Balzzeit,

die Jungen auch im Herbst, durch eine Pfeife an, mit welcher man ihre Stimme genau nachahmen kann, und hat dann Gelegenheit, sie zu schießen*). Die jungen Vögel des Nordens sind dann so wenig scheu, daß sich von einem angelockten Volk mehrere hintereinander, von einem und demselben Baum, herunterschießen lassen, wenn man die Vorsicht gebraucht, mit den zuunterst sitzenden den Anfang zu machen. Denn schießt man die oben sitzenden, so machen diese durch das Herabstürzen und Aufschlagen im Gezweige die unteren scheu, welche nun abstieben. Ferner fängt man sie in Rebhühnersteck netzen, in Laufdohnen und in Bügeldohnen, welch letzteren man Vogelbeeren als Lockspeise vorhängt. — Das Haselwildbret ist außerordentlich zart, weiß und sehr schmackhaft und nimmt unter dem Hühnerwild einen hohen, wo nicht den ersten Rang ein. Die Vortrefflichkeit seines Fleisches war schon den Alten bekannt, und sein Name Bonasia wird von bona assa (guter Braten) abgeleitet. Jägersprache: Eine Familie heißt Kette oder Volk, wie bei den Rebhühnern; das Pfeifen — Pisten; sie bäumen oder fallen zu Baum.

4. Gruppe: Schneehuhn. Lagopus, *Brisson* 1760.

Vieill. 1816; *Flem.* 1882; — Cheron (Cheruna, Giron Lappl.) *Montin* 1776; — Oreias, *Kaup* 1829; — Tetrao, *Sws.* 1837; — Acetinornis, *Bp.* 1856.

Die Füße samt den Zehen, selbst noch bis unter die Sohlen, sind dicht mit haarartigen Federn besetzt, wie es bei einem Hasenfuß (Lagopus) ebenfalls der Fall ist; die Hinterzehe ist hoch angesetzt und kurz; die schaufelförmigen Nägel sind groß, lang und breit; die Zehen seitwärts aber ohne Zähne. Eigentlich sind die Sohlen ohne Federn; dies bemerkt man aber nur im Sommer, wo die Federn des Fußes abgenützt sind; im Winter sind die Zehen so reichlich befiedert, daß sich diese Haarfedern noch weit unter die Sohlen legen, wodurch die Aehnlichkeit mit dem Hasenfuß hergestellt ist. Der Schnabel ist ziemlich klein aber stark; die warzige Stelle über dem Auge ist nach oben deutlich kammartig gezähnelt; die Nasengrube ganz verdeckt durch einen Federwirbel, der rings um das Nasloch steht; der 18 fedrige Schwanz ist ziemlich kurz, gerade und hat sehr lange Deckfedern. Sie mausern sich jährlich zweimal, wodurch sie ein braunes Sommer- und ein weißes Winterkleid erhalten. Aber diese Mausern — verbunden mit Abnützung und Verbleichen des Gefieders — verlaufen so langsam und gehen dermaßen ineinander über, daß das Schneehuhn den Sommer hindurch fast in jedem Monat eine andere Färbung hat, die aber immer, dem Charakter der Landschaft entsprechend, das Huhn durch die Aehnlichkeit der Farbe schützt. (So belehrt uns Pfarrer Blasius Hanf.) Schwingen und Schnabel wechseln aber nur einmal im Herbst. Auch der Hornüberzug der Nägel, sowie ebenfalls des Schnabels wird alljährlich erneuert und der alte abgeworfen, daher die langen Nägel im Winter, welche als Schneeschuhe samt der Sohlenbefiederung dem Huhn zum Laufen auf dem frischen Schnee ausgezeichnete Dienste leisten. Im Sommer sind die neuen Nägel noch kurz. Sie sind demnach ebenso zum Laufen auf dem Schnee, als zum Scharren eingerichtet. (Siehe W. Meves, Ornis 1886, 251.) Sie leben in Einweiberei, bewohnen die weiten baumlosen Tundren des hohen Nordens; südlicher wohnende suchen die Waldränder, die Moore, die mit Sümpfen und Gestrüpp bedeckten Teile der Gebirge auf. Dr. Finsch fand sie sogar häufig in den westsibirischen Steppen. Besser bestandenen, insbesondere geschlossenen Hochwald meiden sie und leben überhaupt meist in Gegenden, wo es nur noch krüppelhafte, buschartige Bäume giebt. Sie sind durch ihre Nahrung an die Birken und Weiden gebunden, die in niedriger Form erst über der Grenze des Nadelwaldes beginnen. Sie gedeihen nur in der kühlen, frischen Gebirgsluft, gehen bis in die Nähe des ewigen Schnees und setzen sich nie, oder doch nur ungern und selten, auf Bäume und wissen mit ihren starken Schaufelnägeln sehr geschickt Gänge in den Schnee zu machen, teils zum Schutz gegen die grimmige Kälte und Raubtiere, teils um zu den Knospen und Sprossen der darunter verborgenen Gewächse zu gelangen. Es sind teilweis Stand-, noch mehr aber Strichvögel, welche im Herbst der heftigen Kälte und den tobenden Stürmen des Hochnordens ausweichen und wirtlichere Gegenden aufsuchen. Gray zählt 5 Arten, davon hier: 2 Arten.

Das Moorschneehuhn. Tetrao lagopus, *Linné.*

Taf. 47, Fig. 2 Sommerkleid; Fig. 3 Winterkleid.

Großes Schneehuhn, Weidenschneehuhn, Morastschneehuhn, Weißhuhn, Weißes Waldhuhn, Hasenfuß, Großes Hasenfüßiges Waldhuhn, Weißes Rebhuhn. — Lagopus, *Gesner* und andere alte Autoren

*) Haselhuhnjäger verweisen wir auf einen sehr eingehenden Aufsatz: „Das Haselhuhn und dessen Jagd von F. Valentinitsch in Graz", welcher in A. Hugos Jagdzeitung, Wien 1889, Nr. 14, veröffentlicht wurde.

von Plinius an; — Perdix alba, *Aldrov.*; — Lag. avis, et Lag. altera, *Will. et Ray*; — *L.* sämtliche citiert; — Tetrao lagopus, *L.* 1746—66; *Brünn.* 1764; *Montin* 1776; *Gm.* 1788; *Bechst.* 1793, 1807; — Attagen nivalis, *Klein* 1750; — Bonasia scotica, dunkle Var., *Briss.* 1760; — Tetrao albus, *Gm.* 1788; *Bechst.* 1809; *Naum.* 1833; — T. cachinnans, *Retz.* 1800; — T. saliceti, *Temm.* 1820; *Glog.* 1834; *Schrader* 1853; — T. subalpina, *Nils.* 1820; *Br.* 1831; — Lagopus albus, *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; 1889; *Mev.* 1886; — Lagopus lagopus*), *Brusina* 1890. — *) Siehe auch beim Kranich S. 871 „über Doppelnamen".

Kennzeichen. Der Schnabel ist stark und rund, an der Wurzel im Umfang 36 bis 40 mm dick und 22 mm lang; an der Spitze plattgedrückt, breit gewölbt. Das weiße Winterkleid hat keine schwarzen Zügel, d. h. die schwarzen Federchen haben weiße Spitzen, daß man die schwarze Farbe nur durch Aufheben der Federn sieht. Es ist mehrere Centimeter größer als das Alpenschneehuhn. Die 5. Schwinge länger als die 2., die 4. und 5. (meistens, aber nicht immer) die längsten.

Länge 40—43 cm, Flügelbreite 62—65 cm, Schwanzlänge 12,6 cm, Schnabellänge, über den Bogen gemessen, 22 mm, Höhe des Laufs 4 cm. Bedeutend größer als das gemeine Rebhuhn.

Beschreibung. Das Männchen im Sommer: Kopf, Hals und Brust rotbraun, zuweilen kastanienbraun, fein schwärzlich bespritzt und gefleckt, besonders oben; die Augeneinfassung, ein Fleckchen vor der Nase und ein Streifchen der schwarzgefleckten Kehle weiß; Oberleib schwarz mit rostgelben Querlinien und feinen weißen Endsäumchen, die sich aber bald abstoßen; kleine Flügeldeckfedern und Schwingen weiß, die 6 letzten auf der Außenseite mit einem braunschwarzen Streif; Bauch und Beine weiß. Untere Schwanzdecke rotbraun, schwarz gesprenkelt. Die 14 äußern, größern Schwanzfedern sind schwarz mit weißen Endsäumen, die 4 weichern, mittlern Schwanzfedern, welche im Steiß etwas höher eingefügt sind, richten sich im Sommer nach der Rückenfarbe, im Winter sind sie weiß. — Bei recht alten Männchen wird die Grundfarbe dunkelkastanienbraun, oder fast schwarzbraun; auch wachsen manchem im Sommer zwischen den rotbraunen noch schwarze Federn hervor. Die jüngern Männchen sind heller, gelblichrotbraun bis dunkelrostgelb; Kopf und Hals schwärzer. — Beim Weibchen ist der Vorderleib auf lichterem, rostgelbem Grunde dichter und gröber schwarz gezeichnet, so daß letzteres bisweilen vorherrschend wird. Es ist auch etwas kleiner. — Junge Vögel im zweiten Federkleide sehen der Mutter sehr ähnlich, indem sie bereits die weißen Flügel und schwarzen Schwanzfedern haben. Im ersten Gefieder ist der Kopf und Hals bräunlichrostgelb, schwarz gefleckt und bespritzt; die Kehle ungefleckt; alle obern Teile nebst Brust und Weichen gelblichrostfarben, schwarz gewellt und gesprenkelt, auf Schultern und Flügeldecken klein weiß gefleckt; die großen Schwingen dunkel braungrau, auf der Außenfahne blaß rostfarbig gefleckt; die 4 mittlern Schwanzfedern sind wie der Rücken; die übrigen 14 Schwanzfedern sind schwarz mit Rostfarbe gefleckt. In diesem ersten Federkleid sehen sie dem Birkhuhn im ersten Federkleid sehr ähnlich. — Im Dunenkleid sind die obern Teile gelblichrostfarben, an Kopf und Hals schwarzbräunlich gezeichnet, auf dem Rücken und an der Brust mit rostbrauner und schwarzer Farbe gefleckt, der Unterkörper ist rostgelblichweiß. Diese Färbung ist dem Bodenbelag sehr ähnlich.

Das Winterkleid ist bei allen ganz weiß, ein reines blendendes Schneeweiß; die 14 äußern Schwanzfedern sind schwarz mit weißer Endkante und verdeckten weißen Wurzeln, doch decken die 4 mittleren weißen Federn die schwarze Farbe so zu, daß sie nicht mehr auffällt, sondern das ganze Huhn weiß aussieht. Bei den Männchen scheinen oft die schwarzen Zügel durch, welche dem Weibchen fehlen. Das ganze Gefieder ist groß, weich, dabei pelzartig dicht, sehr wärmehaltend. — Der runde gewölbte Schnabel ist schwarz; die Iris dunkelbraun; die kahle, hochrote Stelle, welche zur Begattungszeit anschwillt, und am oberen Rande kammartig in die Höhe tritt, ist hochrot; die dicht befiederten Füße sind schmutzig weiß, im Winter weiß, die Krallen weißlich. Die Hauptmauser beginnt im August und endet im Oktober, ist eine vollständige, wobei die Schwingen und Schwanzfedern wechseln, und auch nachschiebende Nägel die alten verdrängen; die Frühlingsmauser im April und Mai erstreckt sich nur über das kleine Gefieder.

In dem mildesten Lande seines Vorkommens, in Schottland, wird dagegen das Moorhuhn gar nicht weiß, behält fortwährend seine braune Sommertracht, und es gab dieser Umstand Veranlassung, eine eigene Art, das Schottische Schneehuhn, Tetrao scoticus, *Latham* 1790; Lag. scoticus, *Leach* 1816; Grouse der Engländer; aufzustellen; es hat 16 Schwanzfedern, die 12 seitlichen sind dunkel mit kastanienbraunen Enden; die Schwingen dunkelrußbraun; das übrige Gefieder tiefbraun mit schwarzen Querzeichnungen. Die größern untern Flügeldeckfedern weiß; die Beine sind grau. Es ähnelt dem gewöhnlichen Moorhuhn im Sommerkleide bis auf die erwähnten Unterschiede. Da indessen selbst in dem kältern Skandinavien noch einzelne Exemplare gefunden werden, deren Wintertracht der Sommertracht ähnlich ist, wie es dagegen in Schottland umgekehrt vorkommt, daß einzelne Exemplare teilweise ein weißes oder doch ein sehr merklich helleres Winterkleid haben, als das, welches sie den Sommer durch tragen, so gewinnt die Ansicht Dr. Glogers Bestand, daß das Schottische Schneehuhn eine bloße klimatische Abänderung des Moorschneehuhns sei. (Cab. J. 1858, S. 288.) — Wo Moorschneehühner und Birkhühner auf naheliegenden Balzplätzen zusammenkommen, giebt es zuweilen Blendlinge: Das Moorbirkhuhn, Tetrao lagopoides, *Nilson* 1820; schwarz und weiß gefärbt, mit schwach gespaltenem 18fedrigen Schwanz. Siehe auch beim Birkhuhn. Die Exemplare, welche man in Skandinavien erbeutete, waren meistens Hahnen; nur wenige weibliche Blendlinge wurden bis jetzt erlegt. In Skandinavien heißt dieser Hybrid: Rype-Orre. Prof. Rob. Collet sagt über die Eltern-

schaft: Welcher Species bei diesem eigenartigen Bastard die Vater-, und welcher die Mutterschaft zukommt, ist bisher unergründet. (Doch nimmt man allgemein an: Moorhahn und Birkhenne.) Wer sich genauer über diesen Bastard zu belehren wünscht, findet eine gründliche Abhandlung in den Wiener Mitteil. 1887, Nr. 5, 6, 7, 8, 9 und 10 von Dr. R. Collet in Christiania.

Die Heimat des Moorhuhnes sind die nördlichen Länder der Erde, durch das ganze nördliche Europa, durch das ganze asiatische Rußland, Sibirien genannt, sowie Nord-Amerika, doch nicht in Grönland und Island, wo nur sein kleiner Verwandter vorkommt. Im Taimyrland erstreckt sich das äußerste Vorkommen auf 72½ Grad. Die mehrsten Hühner dieser Art begeben sich im Winter südwärts in Moorgegenden, welche mit Wald abwechseln, das ist, wo der Nadelwald aufhört und Birken- und Weidenarten beginnen, die ihm seine Hauptnahrung liefern. Sie finden sich erst im April oder Mai auf ihren nordischen Brutplätzen wieder ein. Am 14. April fand Middendorf aber die Schneehühner schon an der Boganida, 71. Grad, vor. Im südöstlichen Sibirien kommen sie an der Lena vom 58. Grad an nordwärts überall vor; in den Thälern des Stanowoigebirges; auf der großen Schantarinsel, in der Mandschurei am Döpflusse stellen sie sich im Frühjahr in großen Schwärmen ein. In Nord-Amerika bewohnt es die (sogenannten) Pelzgegenden zwischen dem 50. und 70. Grad. In unserem Erdteil wohnen sie noch einige Breitegrade nördlicher. In Deutschland ist es nur im nordöstlichen Winkel in Ost-Preußen, bei Memel, Tilsit und Heidekrug, in dessen 3000 Hektar haltendem, im Sommer ganz unzugänglichem Moore als Brutvogel zu finden. In den angrenzenden Ostsee-Provinzen: Kurland, Livland, Esthland mit den ungeheuern Moorstrecken ist es gemein, im Gouvernement Petersburg „verbreiteter Brutvogel. Durch fortschreitende Landeskultur aber im Abnehmen.“ In den Tundren des Nordens kommt es in der Ebene wie auf den Hügeln vor. In Skandinavien bewohnt es die Mittelgebirge sehr häufig. Trotz dem Wandertrieb, den das Moorhuhn im Spätjahr zeigt, trifft man einzelne Hühner noch unter dem 70. Grad als Wintervögel an.

So gesellig das Moorhuhn zu andern Zeiten ist, so eifersüchtig bewacht es seinen Nistplatz, den es hartnäckig gegen andere Männchen verteidigt. Gewöhnlich sind es feuchte Niederungen und moosreiche Moorgründe, welche mit Krüppelwald, besonders aus Birken- und Weidenarten bestehend, abwechseln, wo sie sich aufhalten und zahlreich nisten. Im Innern des Waldes darf man es nicht suchen, denn es lebt meist im Gebüsche, im Gestrüpp der Tundren und Moore und in der Heide verborgen. — Das Nest ist eine kleine Vertiefung mit dürren Pflanzenteilen ausgelegt, und gewöhnlich neben einem Gesträuch oder Gebüsch angebracht. In Norwegen findet man es oft in geringer Entfernung von Höfen. Das Männchen hält während der Brütezeit sorgsam Wache und verteidigt es mutvoll gegen den Raben, der Eiern und Jungen sehr nachstellt. Gegen größere Feinde machen die benachbarten Männchen gemeinschaftliche Sache, der listig heranschleichende Fuchs wird bald entdeckt, und von allen zugleich demselben so heftig zugesetzt, daß er sich oft unverrichteter Sache wieder entfernen muß. Die Zahl der Eier ist 8 bis 12, selten mehr. Diese sind auf hellerem oder dunklerem, ockergelbem Grunde rotbraun gefleckt, manchmal einzelner und reiner, bei manchen Exemplaren dichter und verworrener, mit großen, kleinen und kleinsten Flecken untereinander. Nur in seltenen Fällen fehlen die großen ganz. Die Eier messen 42 + 30 mm, ihre Schale ist glatt, etwas glänzend, feinporig. Von den Eiern des Schottischen Schneehuhns sind sie nicht zu unterscheiden; von den Eiern des Alpen-Schneehuhns unterscheiden sie sich durch größeren Querdurchmesser, schwerere Schale, lebhaftere Färbung, spärlichere Flecken, doch nur wenig. Die Brütezeit ist 21 Tage. In der ersten Hälfte des Juni, oft noch später, findet man die schönen Eier beiden Arten, welche aber nicht leicht zu unterscheiden sind. Die Schneehühner brüten ihre Eier so recht eigentlich „beim Scheine der Mitternachtssonne“ aus, da in jenen hohen Breiten die Sonne einige Zeit gar nicht vom Horizont verschwindet, wie Tegner in seinem herrlichen Gedichte, Frithjofs-Sage, so schön ausdrückt:

„Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen,
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein dämmernd Grauen.“

Mit 2 Wochen können die Jungen schon fliegen, dann hält sich auch der Vater zur Familie und bleibt bei ihr. Besonders besorgt ist das Weibchen für seine Jungen, welches sich förmlich für sie opfert. Wo Kraft nicht zureicht, stärkere Feinde von der Brut abzuhalten, übt dieses Huhn List, indem es sich ermattet und lahm stellt, mit lautem Geschrei: jack, jack! dicht vor dem Störenfriede hinläuft, oder mit mattem Gaukelflug fortfliegt und bald wieder einfällt, bis es den Feind eine gute Strecke von den Jungen entfernt hat, und diese unter Kräutern und Gestrüpp in Sicherheit sind. Stößt man mit Hunden auf eine Kette, so nimmt auch das Männchen am Ablenken teil, wodurch Jäger und Hund konfus werden. Auf Umwegen kehrt dann die Mutter

zu den Kleinen zurück, und lockt sie mit einem leisen näselnden: jau, jau! wieder zusammen. Am 10. August gab es an der Boganida noch halbwüchsige Junge. Im Oktober vereinigen sich die Familien in große Scharen und beginnen nun ihre Streifzüge in wirtlichere Gegenden, aus welchen sie dann erst im Frühjahr wieder auf die Brutplätze zurückkehren.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Moorhuhns ist die Art und Weise, wie es im braunen Sommerkleide die verräterischen weißen Federn, welche in der Uebergangsperiode noch übrig bleiben, unter den anderen so gut zu verstecken weiß, daß man in einiger Entfernung beinahe nichts Weißes an ihm bemerken kann, wenn es auch noch ganz bunt aussieht.

Seine dichtbefiederten Füße sind ganz dazu eingerichtet, daß es im lockern Schnee nicht tief einsinkt. Es geht schrittweise und schnell, meist geduckt und vorsichtig; nur wenn es sich nicht gefährdet glaubt, steht es aufrechter und sichert. Sein Flug ist schnell und schnurrend wie bei den Rebhühnern, geht gerade aus, aber nie hoch in den Lüften. Eine andere Besonderheit ist die, daß es bei rauhem, stürmischem Wetter sehr flüchtig und scheu ist, bei heller freundlicher Witterung dagegen gar nicht. Im Sommer, besonders während der Mauser, drückt es sich öfters an den Boden und einzelne liegen dann so fest, daß nur der Hund sie auffindet. Beim Neste ist ihr Benehmen viel dreister als sonst. Das Männchen läßt im Frühling ein schnarrendes „errrreckeckeck — eck — eck" hören, dasselbe auch gleich nach dem Auffliegen, dem ein näselndes „kabauh" beim Niedersetzen folgt. Dieses „kabauh" ist auch die Balzstimme; dann wird es aber lautschallend mit lächerlich stolzem Anstande, mit einem jedesmaligen starken Vor- und Rückwärtsneigen des ganzen Körpers, vorgetragen, um sein Weibchen herbeizulocken oder zu unterhalten, welches gewöhnlich mit einem „jack jack" darauf antwortet. Dazwischen hört man auch das hohnlachende „erreckeck — eck".

Ihr Futter sind Knospen, Blüten, Sprößlinge, feine Zweige, Blätter, Beeren, Getreidekörner, Wachtelweizen und andere Sämereien und Insekten. Im hohen Norden Sibiriens sind die Knospen der kaum aus dem Schnee hervorragenden Zwergweiden ihre erste und alleinige Nahrung, welche sie oft noch aus den Schneewehen aufscharren müssen. Die Samen der Saxifraga oppositifolia sind für die Ueberwinternden das hauptsächlichste Futter; so auch die Arten Dryas. Die eben ausgekommenen Jungen verzehren sogleich Grasblumen, Knospen, zarte Blätter, besonders auch die Larven der Stechschnaken und diese selbst, von welchen die Sümpfe und Moore wimmeln, in denen sich um diese Zeit die Hühner aufhalten. Die niedlichen Jungen haben ein geflecktes Dunenkleid, sind äußerst flink und laufen gewandt und sicher auf dem Schlamm und über die Wasserrinnen weg. Die Gleichfarbigkeit des Kleides schützt sie selbst vor den Augen der Raubvögel. Sie lernen bald fliegen und sind anfangs September schon ausgewachsen. Später im Sommer, wenn die Schnaken aufhören, machen Beeren, Blätter und Stengel, während des Winters: Birkenkätzchen, sowie auch feine Birken- und Weidenzweige ihre Hauptnahrung aus. (W. Meves, Ornis 1886, S. 248.) Die holzigen Zweigchen, Knospen und Kätzchen findet man in Bruchstücken von 5 bis 10 mm, die grünen Spitzen und Blätter aber in Bissen bis zu 15, 20 und 30 mm Länge in ihrem Kropfe. Sie sind leicht in der Gefangenschaft zu halten, werden bald sehr zahm, und dauern in geräumigem Behälter oder im Freien mit gestutzten Flügeln mehrere Jahre aus, so daß man sie schon zur Fortpflanzung gebracht hat. Die Jungen müssen anfangs mit vielem Grünzeug, bestreut mit feinem Gerstengries, Ameiseneiern, zerriebenem Milchbrot und Fleisch gefüttert werden, bis sie erstarkt sind, und später an Gerste, Hirse, Waldbeeren gewöhnt werden. Knospen und Zweige von Birken und namentlich von den verschiedenen niedrigen Weidenarten, als: Salix amygdalina, arenaria, lapponum, repens, fusca, incubacea u. a. sind Delikatessen für sie, die man, so wenig als Grünzeug, nie gänzlich entziehen sollte, da sie im freien Zustande so begierig aufgesucht und verzehrt werden. Recht frisches Wasser darf nie fehlen, da sie oft und viel trinken; ebenso muß Gelegenheit zu einem Sandbad geboten werden, weil sie sich des Ungeziefers wegen gern paddeln wie die Haushühner. Die auferzogenen zierlichen Jungen werden leicht zahm, und auch die alten Schneehühner sind, wie bemerkt, lange nicht so scheu als die andern Waldhühner, sondern vielmehr zutraulich.

Die Winterjagd ist beschwerlich, und kann — nach Naumann — nur von rüstigen Leuten mit Vorteil geübt werden; denn in den unwirtbaren, öden Gegenden im Schnee zu waten, mitunter auch in verschneite Spalten stürzen, in weiter, winterlicher Einöde umherirren, gegen plötzlich einbrechende dichte Nebel kämpfen, sind Dinge, welche nur dem Lappen oder rauhen Normann gleichgültig sein können, dem überhaupt seine langen Schneeschuhe die Sache sehr erleichtern, und deshalb sind viele Normänner diesem Weidwerke mit Leidenschaft ergeben. Sie verfolgen, nach Brehm, die Hähne entweder im Herbst, bevor sie in Scharen laufen, oder im Winter, wenn sie zu hunderten und tausenden vereinigt, in den Birkendickichten liegen. Im Herbst ist ein guter Vorstehhund zur Jagd unerläßlich, mit seiner Hilfe kann man im Laufe eines Nachmittags Dutzende erlegen. Zum Betriebe der Schneehuhnjagd kommen häufig privatisierende Engländer

in die Hochebenen Norwegens, wo die Schneehühner hausen, um den Jagdsport zu betreiben. Diese „Jäger" sind aber den Norwegern ein wahrer Greuel, weil sie keine Hegung, keine Schonung kennen, vielmehr bereits die Jungen niederschießen, wenn sie kaum die Größe einer Wachtel haben. Von mehr als einer Seite ist Brehm versichert worden, daß diese „Aasjäger" die von ihnen gemeuchelten Küchlein ihren Hunden zuwerfen, daß sie überhaupt nur jagen, um eine große Anzahl des Wildes in ihre Listen eintragen zu können. Der Normann verabscheut solchen Frevel; er jagt die Schneehühner bloß, wenn sie erwachsen sind, und dann auch bloß in der Absicht, um sie zu nutzen. Die Hauptjagd findet im Winter statt, schon deshalb, weil dann die erbeuteten Hühner auf weithin versendet werden können. In der Balzzeit kann ein geübter Jäger mit den nachgeahmten Locktönen des Weibchens: „djiack djiack, dji-ack" das Männchen schußgerecht heranlocken. Im Spätsommer betreibt man die Jagd wie bei den Rebhühnern. Man sucht sie mit dem Hunde, der vorsteht, und schießt sie beim Herausfliegen im Fluge herab. — Gefangen werden sie in Schlingen, in Netzen, in Steckgarnen, Laufdohnen oder unter dem Tiras. Wo sie sich tief in den Schnee eingegraben haben, fängt man sie mit dem Deckgarn. An der Hudsonsbai nimmt man einen großen Rahmen, welcher mit weitmaschigem Netze locker überspannt ist; eine Stütze hält diese große Falle etwa 12 bis 15 dcm in die Höhe und eine lange Leine ist an die Stütze gebunden, deren anderes Ende in das Versteck führt, worin sich der Vogelfänger befindet, welcher sie durch gut nachgeahmte Locktöne herbeilockt. Die Leine ist mit Schnee bedeckt, der Platz unter dem Netz aber mit Schnee erhöht und mit Kies belegt, worauf die Schneehühner gehen. Wenn nun die nötige Anzahl unter dem Netz versammelt ist, oft 40 bis 50 Stück, so zieht der Vogelfänger die Stütze weg, der Netzrahmen fällt nieder und alles ist gefangen. Auf diese einfache Weise werden sie dort in ungeheurer Zahl gefangen.

Das Fleisch ist zart und wohlschmeckend, besser als das von den verwandten Arten. Unglaublich groß ist die Menge, die man jährlich in Drontheim, Stockholm und anderen volkreichen Städten Skandinaviens bis Dänemark herab zum Verkauf bringt. Von den hunderttausenden Waldhühnern aller Arten, welche auf den Markt kommen, soll fast ein Drittel dieser Art allein angehören. Für die Bewohner der nordischen Länder sind die Schneehühner als ein sehr wichtiges Geschenk der Vorsehung anzusehen, da sie diesen Völkern eine schmackhafte Fleischspeise abgeben, die sich in dem kalten Klima auch lange aufbewahren läßt.

Das Alpenschneehuhn. Tetrao alpinus, *Linné.*

Taf. 47, Fig. 4 Sommerkleid; Fig. 5 Männchen im Winterkleid.

Kleines Schneehuhn, Berghuhn, Felsenschneehuhn, Steinhuhn, Kleines Hasenfüßiges Waldhuhn, Kleiner Hasenfuß, Ellernhuhn, Ptarmigan. — Lagopus varia, *Gesn.*; *Will. & Ray; L.* citiert 1746—66; — Tetrao lagopus, var. alpina minor, *L.* 1746, 1761, 1766; — T. mutus (mutabilis), *Montin* 1776; — T. rupestris, *Gm.*; — Lag. mutus, *Leach* 1816; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; *Mer.* 1886; — Lag. vulgaris; *Vieill.* 1816; — Lag. (et Tetrao) alpinus, *Nils.* 1820; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *Schrader* 1853; *v. Hom.* 1885; — T. lagopus, *Temm.* 1820; *Naum.* 1833; — Lag. montanus, et Reinhardti, *Br.* 1831.

Bei großer Aehnlichkeit mit dem Moorhuhn ist das Alpenhuhn standhaft kleiner; das Männchen stets kenntlich an einem breiten schwarzen Zügelstreif.

Kennzeichen. Der Schnabel klein, kurz, nicht dick, vorn wie durch Zusammendrücken etwas verschmälert, von den Naslöchern an länger als hoch, an der Wurzel im Umfang 22 bis 26 mm dick, 14 mm lang; die Klauen mehr gekrümmt als beim vorigen. Das Männchen (von der ersten Herbstmauser an) zu allen Zeiten des Jahres mit breitem, schwarzem Zügelstreife, der im Alter zunimmt, vom Ursprung des Schnabels bis weit hinter das Auge. Die 5. Schwinge kürzer als die 2., die 3. und 4. die längsten Schwingen.

Länge 31 bis 36 cm, Flügelbreite 58 bis 65 cm, Schwanzlänge 10,8 cm, Schnabel 15,6 cm, Lauf 3,2 cm. Größe des gemeinen Rebhuhns mit etwas längerem Schwanze, aber entschieden kleiner als das Moorhuhn.

Beschreibung. Bei diesem Huhn ist zu allen Jahreszeiten weiß: der Bauch, die Schwungfedern samt Decken, die Läufe und die untern Deckfedern des Schwanzes. Im Frühling oben fast überall grauschwärzlich, mehr oder weniger rostgrau oder rostgelb und weißlich gefleckt und gesprenkelt; an der Oberbrust und den Seiten sparsam so gestrichelt, sonst hier ganz schwarz, und diese Färbung scharf von dem rein weißen übrigen Unterleibe getrennt. Die Fußbefiederung ist schmutzig weiß; über der Schwanzwurzel und hinter der Ohrgegend öfters einige weißliche Federn; auch häufig ein weißliches Kinn. Im Spätsommer zeigen sich am Hals und Kropf noch ringsum kleine weißliche Flecken. Das Winterkleid ist schneeweiß, bis auf die Zügel, welche beim Männchen schwarz sind, ebenso 14 Schwanzfedern, aber bedeckt mit

4 weißen Mittelfedern, so daß die schwarze Farbe kaum zum Vorschein kommt; auch haben die schwarzen Schwanzfedern weiße Säume. — Das Weibchen ist etwas kleiner, und im Sommerkleide fällt die Färbung viel stärker ins Rostgelbe; die Zügel sind dunkelrostgelb und in keinem Gewande schwarz. Das Winterkleid des Weibchens ist ebenfalls weiß. — Im Dunenkleid haben die Jungen einen weißen Unterleib, und einen rostgelben, rostbraun gemischten, schwarz gefleckten und gestreiften Oberleib. Wenn sie sich auf den Boden andrücken, sind sie kaum von demselben zu unterscheiden.

Der Schnabel ist im Verhältnis zu dem der andern Arten klein, von Farbe pechschwarz; die runden Nasenlöcher sind von den Stirnfedern dicht bedeckt; die Iris ist dunkelbraun; die bohnenförmige Stelle über dem Auge ist hochrot, beim Männchen viel größer als beim Weibchen, besonders im Frühjahr, wo der obere Rand kammartig emporsteigt; im Winterkleid ist die Befiederung der Füße viel länger und dichter, wie bei Hasenpfoten (Lagopus), im Sommer dagegen kürzer und weniger dicht; die Farbe derselben ist im Winter schneeweiß, im Sommer schmutzigweiß; die Nägel sind sehr groß, schaufelförmig, von Farbe weiß, bloß nach der Wurzel schwärzlich.

Das Alpenhuhn ist sehr veränderlich, sowohl in Bezug auf Gefieder als in den Größenverhältnissen; anders in den Schweizer Alpen, anders im Norden unseres Erdteils, obwohl die Lebensweise überall die gleiche ist und keine Arten darauf zu gründen sind. Auch Lagopus rupestris, *Leach* und L. brachydactylus, *Temm.* sind — nach Middendorf — nur Abänderungen. Auf Island z. B. ist der schwarze Streif am Kopf des Männchens viel deutlicher und größer, als im kältern Sibirien, wo die Winterkälte im gleichen Verhältnis wächst, als die Sommerwärme steigt. Die ostsibirischen Schneehühner (beider Arten) zeigen den schwarzen Kopfstreif nicht.

Es bewohnt den hohen Norden von Amerika samt Grönland, Asien und Europa samt Island; aber wie das Moorhuhn die nieder liegenden Ebenen und Gebirgsthäler, Hügel oder höchstens Mittelgebirge bewohnt, so hält sich das Alpenhuhn in einer kälteren Temperatur auf den hohen Gebirgen und Felsen auf. In Ost-Sibirien wohnt es in den Baikal- und Tungi-Gebirgen. Am Taimyr traf sie Middendorf bis 74½ Grad brütend und mausernd, denn das Alpenhuhn ist in der kalten Luft noch ausdauernder als das Moorhuhn, und gedeiht in keiner milden Temperatur. Das Moorhuhn zeigt Vorliebe fürs Gebüsch, das Alpenhuhn für Felsen. Es findet sich auch auf den Hochgebirgen Schottlands, auf den Alpen der Schweiz, Savoyens, auf den höchsten Gebirgen Oesterreichs, Tirols und Bayerns; in Württemberg und Baden werden nur höchst selten einzelne, verirrte Exemplare im Winter angetroffen. Sein Aufenthalt ist die Grenze des ewigen Schnees, in einer Höhe von 6000 Fuß und mehr über der Meeresfläche, wo der Holzwuchs aufhört und nur Felsenblöcke, wilde Steinmassen, krüppelhafte Kiefern, Weiden, Alpenrosen und anderes Gesträuch seine Umgebung bilden. Im Herbst steigt es tiefer herab, und sucht unter Felsenüberhängen und auf andern geschützten Stellen Schutz gegen die tobenden Sturmwinde jener hohen Regionen. — Es sind Stand- und Strichvögel. In Norwegen ziehen sie in ungeheuren Scharen südlicher bis gegen Drontheim, wo sie in Menge gefangen und zum Verspeisen auf die Märkte gebracht werden. Jedoch bleiben einzelne noch in den höchsten Breiten im Winter zurück. M. Clure berichtet, daß unter 73½ Grad noch Moschusochsen, Hasen und Schneehühner mit vollen Kröpfen und fett den ganzen Winter hindurch getroffen und geschossen worden seien, obgleich ein kalter Winter war und es bis zu 50, ja 57 Grad C. Kälte gab. (Athenäum 1853, Nov. p. 1324.) Die strengste Kälte übt auf diese Tiere nicht den mindesten Einfluß, so warm und dicht ist ihr schützendes Kleid. Die dicke Schneedecke ficht sie nicht an, sie graben sich mit Leichtigkeit tiefe Gänge im Schnee, bis sie auf die Pflanzendecke des Bodens kommen, wo sie Nahrung finden. Aber auch Schutz gegen rauhe Winde und gegen ihre Feinde finden sie in diesen Schneegängen. Schrader berichtet aus seinen Reisen in die Lappmark: „Wenn der Isländerfalk im Winter unter ein Volk Schneehühner stößt, so stürzen sich diese mit reißender Schnelligkeit und großer Gewalt auf den Schnee, um sich blitzschnell in demselben zu vergraben.“ Cab. J. 1853, S. 245.

In der Wahl des Nestplatzes ist das Weibchen nicht sehr umständlich; ein mäßig vorspringender Stein, etwas Geröll, ein alter Grasbusch, ein kleiner Busch von Rhododendron, Zwergweide, Zwergbirke oder Zwergkiefer sind ihm als Schutz hinreichend; bisweilen steht das Nest auf ganz freiem Boden. Im Juni findet man den Satz, der 6 bis 15 Eier enthält, welche in 21 Tagen ausgebrütet werden. Diese sind 38 mm lang und 26 mm breit, etwas gestreckt, mit mäßig starker Schale, feinkörnig und ziemlich stark glänzend. Die Grundfarbe ist ockergelblich, ins Weißliche oder Bräunliche ziehend; die Oberfläche mit feinsten, feinen, mäßig oder sehr großen, manchfach gestalteten und verworrenen, häufig sehr dick aufgetragenen und deshalb in Felder zersprungenen Flecken bedeckt, deren Farbe lebhaft rotbraun (ähnlich dem Mohrhuhn) bis schwarzbraun ist. Nur wenige Exemplare haben bloß kleine Flecken; noch weniger spärliche, bei denen viel vom Grunde frei bleibt. Am Taimyr unter 73½ Grad gab es am 22. Juni Eier, am 3. August halbwüchsige Junge, wobei sich Middendorf überzeugte, daß sich die Mauser — sowohl bei alten als jungen Vögeln — auch auf die Schwingen erstreckt.


7.
1.
5.
6.
2.
4.
3.

Der Balzruf, welchen das Männchen im April oder Mai hören läßt, klingt knarrend wie „arrrr" oder „orrrr", und wird vom Weibchen mit hohem, sanftem „j=ack j=ack" erwidert. Außer dem knarrenden „arrrr" hat das Männchen noch einen Warnungsruf, welcher „gää — gää, gägää" klingt; die Jungen piepen „zip, zip, zip." Der Lockruf des Weibchens ist ein feines, katzenartiges miau. Dann hört man auch bei führenden Müttern ein feines Glucken. Sonst stimmen sie in Betragen und Lebensweise mit dem Moorhuhn überein, sind aber noch geselliger und auf dem Hof ebenso zu behandeln, nur daß das Alpenschneehuhn mehr die Knospen und Blätter der auf den höchsten Bergrücken vorkommenden, niedrig wachsenden Alpenpflanzen verzehrt, statt Weidenknospen. Daß diese Hühner schwimmen können, erzählt uns Holböll in seiner Fauna von Grönland: „Im September 1825 lag ich mit einer Galeasse auf der sogenannten Südost=Bucht bei Grönland; wir hatten einige Tage Nebel, und mehrere Schneehühner kamen auf das Schiff. Eines von ihnen flog so gegen das Segel, daß es ins Wasser fiel. Ich ließ ein Boot aussetzen, um es zu fangen; aber es erhob sich mit größter Leichtigkeit vom Wasser und flog davon. Andere Schneehühner flogen direkt nach dem Wasser und setzten sich ohne Bedenken darauf. Gleichfalls habe ich Schneehühner in einem kleinen Gebirgswasser herumschwimmen sehen." Das Alpenhuhn ist ein argloser Vogel, wenig scheu, fast einfältig, deshalb dem Jäger und Vogelsteller eine leichte Beute. Der Jagdbetrieb ist wie beim Moorschneehuhn angegeben. — Während der Balzzeit wird der Hahn lebhaft, läßt oft seine Stimme vernehmen, flattert schräg in die Luft, wirft sich rasch wieder nieder, nimmt aber am später folgenden Brutgeschäft keinen Teil. Um so sorglicher ist die Henne für ihre Brut besorgt, fast noch mehr als unsre Rebhühner, und das will viel sagen. Hiervon erzählt Welden einen Fall: er überraschte eine Henne mit 9 Dunenjungen; diese war aber trotz der Gefahr, in der sie dem Jäger gegenüber schwebte, nicht zum Auffliegen zu bringen, sie retirierte zu Fuß mit ihren Jungen weiter. Von diesen huschte während der Flucht eins nach dem andern ins Gestein, und erst als die Henne alle geborgen sah, flog sie, auf eigene Rettung bedacht, auf und davon. Von den Tierchen war keines mehr zu entdecken. Kaum hatte sich Welden in ein Versteck gelegt und ein Weilchen gewartet, so kam die Henne eifrig herbeigelaufen, gluckste leise, und in wenig Augenblicken waren alle neun Küchlein wieder unter ihren schützenden Flügeln.

Wie das Moorhuhn mehr in den südlichen Städten Skandinaviens zu Markt kommt, so ist das Alpenhuhn in den Städten des höhern Nordens die gewöhnlichste Fleischspeise der Einwohner. Aber es wird allgemein geringer geschätzt, weil es nicht nur etwas kleiner ist, sondern auch ein weniger schmackhaftes, dunkel gefärbtes Fleisch hat, das dem Hasenwildbret ähnelt.

Man fängt sie mit starken Schlingen von Pferdehaaren und Messingdraht, indem man von Zweigen einen niedrigen Zaun macht, zwischen diesem aber Oeffnungen läßt, worin man die Schlingen anbringt. Wenn sie dann durchlaufen wollen, bleiben sie hängen und erwürgen sich.

Zweite Familie. Edelfasan, Phasianus, *Linné* 1748.

Euplocomus, *Temm.* 1815; — Thaumalea, *Wagler* 1827; — Nycthemerus, *Sws.* 1834.

Läufe, Zehen und Nasenklappen nackt; der Schnabel ist mittellang, mehr als die Hälfte der Kopflänge erreichend, ziemlich niedrig, mit nicht starkem doch scharfem Haken; die Nasenlöcher ritzförmig, seitwärts nahe der Stirn, oben mit einer gewölbten Haut bedeckt; die Wangen und Augenkreise sind nackt, mit Wärzchen bedeckt; ein schmales Befiederungsband verbindet die beiden Schneppen über und unter dem Nasenloch und begrenzt die nackte Wange; Füße etwas hoch und ziemlich stark, glatt, beim Männchen hinten ein wenig unter der Mitte des Fußrohrs mit einem kleinen, kegelförmigen Sporn; der Lauf nackt, vorn zweizeilig beschildet, hinten getäfelt, seitlich genetzt; die 3 Vorderzehen bis zum ersten Gelenk durch zwei Spannhäute verbunden; die kleine Hinterzehe etwas höher gestellt; die Krallen stark, scharfkantig; die Flügel kurz, stumpf, muldenförmig gewölbt, die 5. oder 6. Schwinge die längste; der Schwanz lang, keilförmig, sehr abgestuft, aus 18 Federn bestehend, von denen die mittelsten gewölbt, beim Silberfasan dachförmig zusammengeklappt sind.

Es sind sehr schöne mittelgroße Vögel; die Männchen durch einen reichen Farbenschmuck und besondere Kopfzierden vor den einfach und düster gefärbten Weibchen ausgezeichnet. Die Mauser ist einfach. Sie bewohnen die warmen Länder, sind dort Standvögel, halten sich in Wäldern und buschreichen Gegenden auf, wo sie meist unter dem Schutze der Pflanzen auf dem Boden leben, und sich gewöhnlich nur des Nachts auf Bäume begeben, um daselbst zu schlafen. Sie laufen schnell, scharren viel im lockeren Erdreich, fliegen schwerfällig und nicht gern weit, sind an ungestörten Plätzen von Natur aus nicht sehr scheu, werden es aber durch Verfolgung, und sind nur bis zu gewissem Grade zu zähmen, aber ziemlich leicht zur Fortpflanzung zu bringen.

Ihre Nahrung besteht aus Körnern, Sämereien, Beeren, grünen Kräutern, Insekten und Würmern. Die Männchen leben in Vielweiberei und haben eine besondere Balzstimme. Für die Gesamtfamilie (Phasianidæ) zählt Dr. Reichenow etwa 90 Arten in 14 Gruppen; für die engere Familie (Phasianinæ) 56 Arten in 7 Gruppen, wozu auch unser Hausgeflügel gehört, das in besonderem Werkchen beschrieben werden soll. Hier nur: 3 Arten.

Der Kupferfasan. Phasianus colchicus, *Linné*.

Taf. 47, Fig. 6 Männchen; Fig. 7 Weibchen.

Edelfasan, Fasan, Phasan, Fasanenvogel, Brauner, Böhmischer Fasan. — Phasianus, alte Autoren; — Ph. vulgaris, *Ray*; — Ph. colchicus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; *Br.* 1793; *Naum.* 1833; *Glog.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Ph. marginatus, *M. & W.*; — Ph. torquatus, Var., *Temm.* 1815; — Ph. pallidus, Var., *Br.* 1855.

Kennzeichen. Männchen: Kopf und Hals dunkelblau mit grünem Schimmer; Körper rotbraun; die Rücken- und Schulterfedern sind in der Mitte schwarzgefleckt, und in diesen Flecken ein pfeil- und hufeisenförmiges weißes Zeichen; die flachen Schwanzfedern haben viele abgestutzte schwarze Querbänder. Weibchen: Kopf und Oberleib schwarzbraun, mit rotgrauen und weißen Federrändern; Vorder- und Seitenhals hellbraun und schwarz bandiert. Unterleib rötlich, aschgrau gewässert. Füße graublau.

Länge 79 cm, wovon der Schwanz 52 cm wegnimmt, die äußerste Schwanzfeder aber so kurz, daß sie kaum 15 cm mißt; Flügelbreite 79 cm, Schnabellänge 3 cm, Höhe des Laufs 6,6 cm. — Ganze Länge des Weibchens samt dem Schnabel 61,2 cm. — Das Männchen kommt in der Größe einem mittelmäßigen Haushahn, das Weibchen einer kleinen Haushenne gleich. Gewicht des Hahns wechselt von 2½ bis über 3 Pfund. Die Henne ist kleiner und leichter.

Beschreibung. Das alte Männchen ist ein ausgezeichnet schöner Vogel; alle kleineren Federn haben einen prächtigen Metallschimmer von Goldfarbe, Kupferrot und Rotviolett; die dunklern Federn schimmern blaugrün und purpurn; die Federn des Halses sind wie mit der Schere beschnitten, schuppenartig; an den Seiten des Hinterkopfes stehen Federnbüschel, welche wie kurze Hörner aufgerichtet werden können. Der Oberkopf ist grünschwarz; die Ohren schwarz; das Genick goldgrün; zwei Drittel des Halses schwarz; der übrige Teil des Halses samt Brustseiten rostrot, mit scharfen samtschwarzen Säumen; Schultern und Rücken sind kupferrot, mit schwarzen Bogen- und weißgelben Pfeilflecken; die Bürzelfedern sind kupferrot; die 18 spitzig zulaufenden, stufenweise abnehmenden, ein Dach bildenden Schwanzfedern sind gelbbraun, mit schwarzen Tüpfeln, Spritzern und Querbändern; Unterbrust nebst untern Schwanzdeckfedern sind braunschwarz; die Schenkelfedern sind dunkelbraun, gelbbraun gemischt; die Afterfedern hellbraun. Die Flügeldeckfedern sind braun, mit kupferroten Seitenstreifen, schwärzlich und gelbweiß gefleckt und gezackt; die Schwingen bräunlich, gelblichweiß und schwärzlich gefleckt und gebändert.

Das Weibchen ist viel einfacher gefärbt und hat an den Füßen keinen Sporn. Der Kopf ist hellbraun, braun und schwarz gefleckt; die Kehle bräunlichweiß; der Hals hellbraun, rötlichbraun gefleckt, mit schwarzen Mondflecken; der Rücken rostbraun, schwarz gefleckt, mit weißlichen Schaftstrichen; die Schwingen sind braungrau, mit grauweißen Querflecken; Brust und Seiten sind blaßrotbräunlich, mit schwarzen, nierenförmigen Flecken und schwarzgrauen Punkten; der Schwanz ist hellbraun, mit schwarzen Querbändern und dunklern und hellern Spritzern. Die kahle Stelle ums Auge ist kleiner und fleischrötlich. — Sehr alte Hennen, die aber nicht mehr legen, bekommen ein Gewand wie das der Hähne, doch sind sie an dem blassen Rot des Augenflecks, an den kleinen Sporen und an den kurzen Ohrenfedern immer noch zu erkennen. — Die unvermauserten Jungen sehen der Mutter ziemlich ähnlich; man kann die Männchen durch den stärker angezeigten Sporn, die größern Augenflecke und eine etwas rotbraunere Färbung von den Weibchen unterscheiden, was aber einen genauen Beobachter erfordert. — Im Dunenkleid sind alle obern Teile gelblich, rostfarben und bräunlich gemischt, mit 3 braunschwarzen Längsstreifen; die Stirne ist dunkelrostgelb; hinter dem Ohr steht ein schwarzes Fleckchen; der Unterleib ist weißgelb. Das Schnäbelchen ist rötlich-, die Füßchen gelblichweiß.

Der Schnabel ist stark, vor der Stirn läuft er schmal in diese, und hier liegen auf beiden Seiten die ovalen harten Deckel, welche an ihrer untern Kante einen Ritz für die Nasenlöcher offen lassen; er ist beim Männchen hell bräunlichgelb, beim Weibchen braungrau; das Auge ist erst hellbraun, dann gelbbraun, im Alter lebhaft rostgelb; die kahle Stelle ums Auge nimmt beim alten Männchen fast das ganze Gesicht ein, ist hochrot, im Frühjahr am feurigsten; beim Weibchen und dem jungen Vogel hat diese Hautstelle einen geringeren Umfang und ist viel heller rot gefärbt, nur fleischrötlich; die Füße sind mißfarbig, graubräunlich oder graulich hornfarben, in der Jugend bleifarbig mit gelben Sohlen.

Der Gemeine Fasan ändert in Tiergärten ziemlich häufig nach zwei Hauptrichtungen ab. Die erste Abänderung ist der Halsbandfasan, Ph. c. torquatus, *Gmelin*; in Ost-Sibirien, an der Mündung des Ussuri in den Amur ist der Halsbandfasan gemein. Das Männchen hat einen regelmäßigen weißen, breiten Ring um den Hals; ist zugleich auch sonst etwas heller, wegen des mehr vorherrschenden, einen Teil der dunklern Zeichnung verdrängenden Rot. Die Eier dieser Rasse haben eine

mehr aschgraue Grundfarbe, welche zuweilen auch schmutzigweiß marmoriert ist. — Die zweite Abänderung ist der in allen Kleidern blässere Isabellfasan, Ph. c. subalbidus, *Naum.* Das Männchen wie gewöhnlich, jedoch oben der lichte Grund überall weit heller von einer eigentümlichen sehr hübschen Isabellfarbe, fast ohne Glanz, die Zeichnung bloß schwärzlich; unten der Grund hell schmutzig ockergelb. Die Weibchen und Jungen gleichfalls heller, der Grund ins Weißliche fallend. — Beide Abänderungen sind erblich, wenn man gleiche Paare zusammengiebt, bei Vermischungen mit gewöhnlich Gefärbten fällt die Mehrzahl nach der Färbung der Mutter aus.

In zoologischen Gärten und auf den Höfen der Herrschaften findet man noch andere nahestehende Arten, von denen wir folgende erwähnen: Der Buntfasan, Ph. versicolor, *Gray.* Der Sömmeringfasan, Ph. Sömmeringii, *Gray.* Der Königsfasan, Ph. Revesii oder veneratus, *Gray.*

Auf den Hühnerhöfen erhält man folgende Bastarde: 1) der Puterfasan, Ph. c. gallopavonis, Bastard vom Fasanhahn und der Truthenne; 2) Silberfasanbastard, Ph. c. Nycthemeri, vom Silberfasanhahn und der Fasanenhenne; 3) Goldfasanbastard, Ph. c. picti, vom Goldfasan und der Fasanenhenne; 4) Haushuhnfasan, Ph. c. galli, vom Fasanhahn und dem Haushuhn. — Diese Bastarde kann man erziehen, wenn die Eltern jung miteinander aufwachsen und nachher paarweise zusammengegeben werden.

Außer den angeführten Bastarden findet man auch Ausartungen: 1) Weißbunte, welche an ihrem Gefieder mehr oder weniger weiße Federn haben, oft in sehr regelmäßiger, schöner Verteilung. 2) Reinweiße oder Kackerlacken. Diese seltene Spielart sieht sehr schön aus, besonders stechen am Männchen die hochroten Augenkreise prächtig ab. 3) Blasse, d. h. weißlich mit sehr matter Zeichnung; sie sind aber sehr selten.

Sein ursprüngliches Vaterland ist in Asien vom Schwarzen und Kaspischen Meere bis zur jenseitigen Grenze von China, südlich bis Tangut und Persien; nordwärts so weit, als im Winter offener Boden bleibt und die Gewässer nicht frieren. Er ist häufig in der Mongolei, der südlichen Kirgisei, am Aralsee, besonders am Fuße des Kaukasus an den bewaldeten Flußufern, so namentlich am Flusse Phasis, der ihm zu seinem Namen verhalf. Nach Griechenland wurde er frühzeitig eingeführt, und zwar der Sage nach durch die Argonauten, welche auf ihrem abenteuerlichen Raubzuge nach Kolchis (jetzt Mingrelien) am Kaukasus, wo sie „das goldene Vlies" holten, auch diesen Vogel mitbrachten. Von dort kam er zu den Römern nach Italien und verbreitete sich allmählich über den europäischen Kontinent und manche Inseln, wo er sich nun eingebürgert hat; in rauhen Gegenden wird er unter menschlicher Fürsorge in Parken gezüchtet, teilweise aber, namentlich in den mildern Staaten Europas, ist er wild, so in Ungarn, Oesterreich und Böhmen. In den Auwäldern der Umgegend bei Wien lebt er sehr zahlreich. — Er ist ein Waldvogel, liebt als solcher die milden Laubwaldungen, wenn sie mit einzelnen Nadelholzpartien vermischt sind, grasreiche Plätze, dichtes Unterholz mit viel beerentragendem Gesträuch haben, von irgend einem Gewässer durchzogen sind, und an fruchtbare Aecker und Wiesen grenzen, auf denen sie gerne Aesung suchen. Er hält sich stets auf dem Boden auf, wo er im Gebüsch und im Gras in der größten Stille herumschleicht und von einem Busch zum andern Nahrung sucht; besonders sucht er das dornige Pfriemenkraut, Genista spinosa, *L.*, der Sicherheit wegen auf. Selten fliegt er bei Tag auf einen Baum, seine Nachtruhe hält er aber immer auf den starken Aesten eines solchen. Wo es keine Bäume giebt, d. h. in Strauchwildnissen, übernachten sie auf irgend einem Busche oder einem niedergetretenen Pflanzenbüschel. Im Herbste, wenn das Laub fällt, hat er Trieb zum Umherstreichen, ohne daß er übrigens deshalb ein wirklicher Strichvogel wäre.

Zur Zeit der Fortpflanzung, gegen Ende März, versammelt der Hahn seine Hühner um sich, deren etwa sechs bis neun sein mögen, indem er sich denselben durch Krähen (Balzen) anzeigt. Während dieser Zeit ist er sehr streitsüchtig und bekämpft seine Nebenbuhler mit solcher Heftigkeit, daß nicht selten die Walstatt mit Blut genetzt, mit Federn bedeckt wird. Die Stellungen und Gebärden hierbei gleichen denen der Haushähne. Diese Balzzeit dauert den ganzen April und Mai hindurch, und man hört besonders in den Morgenstunden das Krähen der Hähne. Um das Brütegeschäft selbst bekümmert sich das Männchen nicht. Die Fasanenhenne sucht für ihr Nest ein ruhiges Plätzchen, oft sehr verborgen im geschlossenen Dickicht, oft freier unter niedern Sträuchern, zwischen Pflanzengestrüpp, im Gras, im Klee, im Getreide oder auf Aeckern, welche gut mit Gewächsen besetzt sind, und macht in eine kleine Vertiefung des Bodens ein Geniste von Pflanzenstengeln, Halmen, Reiserchen, Moos oder Laub. Es ist immer gut versteckt und enthält 8 bis 15 Eier, welche nicht ganz so groß wie Hühnereier sind. Diese Zahl kann man bei guter Pflege bis auf 25 steigern, wenn man die Eier bis auf eins oder zwei wegnimmt. Sie legt einen Tag, auch zwei Tage hintereinander, und setzt dann wieder einen Tag aus, nämlich in Zwischenräumen von 38 bis 48 Stunden, wie die Haushühner. Diese Eier messen durchschnittlich 48 + 37 mm; sie sind etwas kurz, selten etwas gestreckt; ihre Farbe ist graulich olivengrün, heller oder dunkler, etwas mehr ins Bräunliche oder Grünliche ziehend, mit ziemlich lebhaftem Glanze. Die Schale ist mäßig stark, feinkörnig mit kaum sichtbaren Poren.

Ihre gesättigt grünliche Grundfarbe unterscheidet sie von allen verwandten Arten. Die Eier der Ringfasanen unterscheiden sich durch eine mehr in das Aschgraue gehende Grundfarbe, die zuweilen auch schmutzigweiß marmoriert ist. Sind die Eier mit kleinen dunkeln Pünktchen besprengt, so ist dies ein Beweis, daß Ungeziefer vorhanden ist, welches seine Exkremente auf die Schale absetzt; es ist dann der Bruthenne durch Einstreuen von persischem Insektenpulver zu helfen, oder auch durch behutsames Bestreichen des Nackens, der Kehle, der Unterflügel, des Bürzels und des Unterschwanzes mit Petroleum. — Man hat die Eier hauptsächlich im Mai zu suchen. — Die Brütezeit ist etwas länger als bei unsern Haushühnern, nämlich 25 Tage, und einen Tag werden noch die ausgeschlüpften Jungen bebrütet. Diese sind sehr zart und gegen die Nässe ungemein empfindlich; daher nimmt sie die Mutter noch längere Zeit bei Nacht unter die Flügel, um sie warm zu halten. Das erste Futter der Jungen besteht nur aus zarten kleinen Insekten und besonders aus Ameiseneiern, weshalb die Alte sie zu Ameisenhaufen führt, diese aufscharrt und die Puppen vorlegt, welche sie dann auch begierig fressen und selbst aufnehmen lernen. Wenn sie kaum eine Woche alt sind, keimen die Flügel- und Schwanzfedern hervor, und haben sie erst Wachtelgröße erreicht, so sind sie größtenteils mit Federn überkleidet und im stande, kurze Strecken zu flattern. Bald fliegen sie mit der Mutter des Abends auf die Aeste eines Baumes, und diese Nachtlager sind dann auch sicherer, als die auf dem Boden abgehaltenen. Ueberrascht man sie in ihrem stillen Treiben, so macht ein leiser Warnungston der Mutter, daß sie sich augenblicklich durch plattes Niederdrücken verbergen und so lange mäuschenstill verhalten, bis sich die Gefahrt entfernt hat. Bis in den Herbst hinein hält eine solche Familie, welche in der Jägersprache ein Gesperre heißt, treulich zusammen.

Der Fasanenhahn ist ein schönes Geschöpf, besonders im Frühjahr, wo er seine Federohren aufrichtet, seine Brust sehr erhoben trägt, den Schwanz („das Spiel"), welchen er möglichst vor Beschädigungen zu wahren sucht, weit über die Horizontallinie erhebt, und in gravitätischer Stellung einherschreitet. Sie sind aber im allgemeinen wilde, ungestüme und dabei doch sehr furchtsame Tiere, welche bei einer schnellen Gefahr alle Fassung verlieren, und sich nicht anders zu helfen wissen, als sich flach auf den Boden niederzudrücken und den Kopf zu verbergen. In gewöhnlichen Nahrungsgeschäften begriffen, schleicht er dagegen gebückt und niedrig umher, wie seine Weibchen; seine Federohren richtet er nur bei etwas Verdächtigem auf, sonst trägt er sie immer glatt anliegend, so daß selbst mancher Jäger von dieser Federzierde nichts weiß; im ruhigen Gehen trägt er den langen Schwanz horizontal; herabhängend aber, wenn er aufgebäumt hat. Sie laufen außerordentlich schnell in weiten Schritten, machen ihre Wanderungen größtenteils zu Fuß, suchen sich auch immer durch Laufen zu retten, und fliegen nur im äußersten Notfall auf, und dann selten hoch und weit, sondern stürzen sich bald da wieder nieder, wo sie verborgen weiterlaufen können. Ihr Flug ist geräuschvoll, scheinbar schwerfällig und schnurrend, wenn sie aber einmal im Zuge sind, ziemlich schnell, geradeaus, beim Herabsenken oft in Absätzen ohne Flügelbewegung fortschießend, wie bei den Rebhühnern. — Der Kupferfasan läßt seine Stimme nicht oft hören, doch aber noch häufiger, als die Henne; beim Hahn klingt sie „kock" oder „kuck", bei der Henne höher „kak, kak". Wenn sich der Hahn des Abends zur Nachtruhe auf einen Baum schwingt, ruft er jedesmal mit lauter Stimme „kukukuku kuck", und dieser weittönende Ruf wird dem lauschenden Wilddieb oft sein Verräter. Beim Weibchen hört man dagegen beim Aufbäumen einen nicht weit vernehmbaren zischenden Laut: „tschi". Die Jungen piepen, in der Aufregung lassen sie ein leise knarrendes „grrrr" hören, dem ein hohes, beinahe pfeifendes „rick" folgt.

Während der Balzzeit ist der Hahn aufgeregt und mutig, kommt dann auf offene Plätze in stolzer Stellung, schwingt und klappt mit den Flügeln, rutscht einige Fuß in sonderbarer Stellung fort, hält den Schweif etwas in die Höhe, richtet die Brust empor und wirft den Hals zurück; dann stößt er einen durchdringenden schnarrenden Laut aus, der ungefähr wie „gaaàack" klingt, und ein einsilbiges Krähen genannt werden kann. Mit diesem Krähen lockt er seine Hühner im Frühjahr zur Begattung, deren man etwa 2 bis 3 Stück im gefangenen, 6 bis 7 Stück im wilden Stande auf 1 Hahn rechnet. Wenn er einer Henne den Hof macht, breitet er die Flügel aus, zieht den Hals ein und tänzelt um dieselbe mit einigen ungelenkigen Sprüngen, worauf er sie begattet. Nachher kräht er wieder und läuft seines Weges. Diese Liebesbewerbungen finden meistens in den Morgenstunden statt, seltener gegen Abend. — Mit andern Hennen seiner Familie, selbst mit entfernter stehenden Arten, paart sich jeder Fasanhahn ohne viel Umstände, wodurch oft sehr hübsche Hybriden fallen, die auch — nicht allzuselten — wieder weiter fortzüchten. Besonders schöne Bastarde fallen mit dem Buntfasan, Phasianus versicolor, *Vieill.* 1816, aus. — In einem kleinen Raum darf man nicht zwei Hähne zusammen halten; sie bekämpfen sich bis aufs Blut und zerschinden ihr schönes Gefieder. Eher noch geht es mit drei Hähnen, weil einer die Kämpfe unterbricht und so gleichsam den Friedensrichter macht.

Die Hennen unter sich sind verträglich. — Junge Hähne krähen übungsweise auch zu allen Zeiten, nicht bloß in der Balzzeit. — Für eine Zähmung haben die Fasanen wenig Anlage, und es hält schwer, sie an eine häusliche Lebensart zu gewöhnen. Sie sind — anstatt erträgliche Hausgenossen — vielmehr beständige unruhige Gefangene, welche den fortwährenden Drang haben, wieder zu entfliehen, und beiweitem nicht so zähmungsfähig, wie unsere (Kamm-) Haushühner.

Ihre Nahrung richtet sich nach den Jahreszeiten und besteht in Getreidekörnern, Sämereien, besonders Eicheln, Bucheln, Schlehen, Hagebutten, Waldbeeren, Obst, aus allen Arten von Insekten, besonders aus Ameiseneiern, Regenwürmern, Maden, kleinen Schnecken und grünen Kräutern. Vogel- oder Ebereschbeeren fressen sie mit großer Vorliebe, auch die Beeren des kleinen Kellerhalses und vom Fasanenstrauch (Lycium). Die Zahl der Arten von Sämereien, welche dies Geflügel frißt, ist zu groß, um alle namentlich anführen zu können; doch mag noch die Jerusalemsartischocke und Topinambur, Erdäpfel (Helianthus tuberosus), erwähnt werden, welche im Verein mit Buchweizen ihre liebste und gesundeste Winternahrung in den Parken abgeben. — Auf dem Hof sind sie leicht zu erhalten, wie die Haushühner; sie verlangen aber stets nahrhafteres Futter. Man füttert sie mit Weizen, Gerste, Hanf, Heidekorn, Erbsen, geschroteten Eicheln, Bucheln, Waldbeeren, welchen man etwas Grünes beifügt, als Schafgarben, Krauskohl, Kopfkohl, Salat, geschnittene gelbe Rüben, auch gekochte Kartoffeln. Wo man Gelegenheit hat, Maikäfer oder andere Insekten zu sammeln, wirft man auch diese vor, und Ameiseneier nebst zerkleinerten Fleischstoffen bleiben stets eine sehr erwünschte Delikatesse.

Die Fasanhennen lassen sich nicht beliebig setzen, deshalb läßt man die Eier derselben gern durch andere Hühner ausbrüten. Einer Zwerghenne giebt man 6 Eier, einer gewöhnlichen Landhenne 10 Eier, einer Kupferfasanhenne 10 Eier, einer Truthenne 20 Eier zum Ausbrüten. Die schweren Hühner, z. B. die Kochinchinesen, Malaien und andere Riesenhühner benutzt man gar nicht hiezu, weil sie durch ihr heftiges und plumpes Scharren die jungen Fasänchen lebensgefährlich verletzen. Aber auch bei einer Truthenne darf man wohl begründetes Bedenken haben, die Zucht solcher zarten Jungen ihren plumpen Füßen anzuvertrauen, denn so oft sie auf ein Küchlein tritt, wird es dem Tode nahe gebracht. Die Brütezeit ist 25 (24 bis 26) Tage. — Wenn die Eier 8 Tage bebrütet sind, werden sie gegen ein Licht gehalten; die dunkeln mit durchscheinenden Adern sind gut, die hellen nicht, und diese werden ausgeschossen. Giebt es sehr viele Ausschußeier, so legt man, falls mehrere Hühner mit gleicher Brutzeit sitzen, die guten Eier zusammen und gewinnt dadurch Hühner, denen frische Bruten zurecht gemacht werden können. — Eine wichtige Aufgabe für den richtigen Betrieb einer solchen künstlich geleiteten Fasanenzucht ist die Beschaffung von Reserve-Bruthühnern, um für alle Fälle des Unterlegens von Eiern und Führung der Jungen gesichert zu sein. Auch Brutmaschinen thun gute Dienste. — Hat man mehrere Fasanenarten, deren Eier man nur einer Henne unterlegen will, so unterlegt man den ersten Tag die Silberfasaneier mit 26 Tage Brütezeit, den andern Tag die Kupferfasaneier mit 25 Tage Brütezeit, den vierten Tag die Goldfasaneier mit 23 Tage Brütezeit. Sie schlüpfen alle zu gleicher Zeit aus, und können auch miteinander aufgezogen werden*). Wenn Fälle vorkommen, wo dem auszuschlüpfenden Jungen wegen allzuharter Schale, die es nicht durchbrechen kann, geholfen werden muß, so hat das immer am stumpfen Ende zu geschehen, wo man zuerst Luft macht, und abwartet, ob das Junge sich nicht durch diese Hilfe selbst herausarbeiten kann. Ist dies nicht der Fall, so schält man das reife trockene Junge vorsichtig heraus. — Nachdem sämtliche Junge gehörig abgetrocknet sind, bringt man sie samt der Mutter in einen geräumigen Kasten, welcher vorn einen Gitterschieber und vor diesem einen hölzernen Schieber ohne Oeffnung hat. Der Gitterschieber hat so weite Sprossen, daß die Jungen aus und ein laufen, die Mutter aber nur den Kopf durchstecken und den Futtertrog nebst Wassergeschirr noch

---

*) Nicht allzuselten verlegen auch wilde Fasanhennen ihre Eier in Ermangelung eines rechtzeitig angelegten Nestplätzchens, und zwar zumeist in das Nest eines benachbarten Rebhuhns. Dr. Paul Leverkühn berichtet über mehrere derartige Fälle. So fand ein Förster 1885 ein Nest mit 16 Rebhuhn- und 3 Fasaneiern. — Eine andere Fasanhenne brütete auf 9 eigenen und 11 Rebhuhneiern, welche man einer Haushenne zum Ausbrüten übergab. Vier Fasänchen und 6 Rebhühner kamen glücklich aus. — Wieder fand man eine Fasanhenne im Feld, welche 10 Stück halbwüchsige Rebhühner sorglich führte. Dies läßt sich nur so erklären, daß die Fasanhenne ihre Eier in ein Rebhuhnnest legte, regelmäßig bebrütete, und als die jungen Rebhühner — welche 4 Tage früher als die Fasänchen — nämlich mit 21 Tagen ausschlüpften, ging die Fasanmutter mit den unruhigen Stiefkinderchen auf und davon, und ließ ihre eigenen Eier im Stich. — Dr. Leverkühn hat eine gründliche Arbeit über dieses Thema zusammengetragen und auch durch eigene Wahrnehmungen bereichert, die man mit größtem Interesse liest und überrascht ist, wie sich dieser Stoff zu einem Einblick in die Eigentümlichkeiten der Vogelwelt eignet und die Aufmerksamkeit des Ornithologen in Anspruch nimmt. Der Titel dieses, mit außerordentlichem Fleiß und Verständnis verfaßten Werkchens ist: „Fremde Eier im Nest.“ Von Paul Leverkühn 1891.

erreichen kann, welche deshalb nahe dem Gitter aufgestellt sind. Den ersten Tag fressen die Jungen nur wenig oder auch nichts, denn Mutterwärme ist vorerst noch das einzige dringliche Bedürfnis; den andern Tag jedoch werden sie hungrig und verlangen nach Futter. Hat man eine Henne, welche das Kunstfutter nicht annehmen will, so rückt man das Futtergeschirr so weit weg, daß sie es nicht zu erreichen vermag, und füttert sie mit Gerste und Weizen. Mit dem vorn an dem Kasten angebrachten hölzernen Schieber, welcher keine Oeffnung hat, wird bei Nacht der Sicherheit wegen abgeschlossen. In das Behältnis legt man Heu, damit alles warm sitzt, und vertauscht es so oft mit frischem, als es beschmutzt ist.

Das künstliche Futter für junge Fasanen ist anfangs zerriebenes gekochtes (Hammels-, Kalbs-, Rinder- oder Ochsen-) Herz, etwas zerriebenes hartgekochtes Ei und zerriebenes altbackenes Milchbrot, von letzteren die Hälfte der Mischung, gut untereinander gemengt. Ist man in der Lage, hierzu noch Ameiseneier (vor allem ihre Lieblingsspeise) und Mehlwürmer zu geben, so gedeihen sie bei diesem Futter vortrefflich und wachsen schnell empor. Nach 4 Tagen setzt man obigem Futter leicht gekochte oder auch nur aufgequellte Hirse oder Gerstengries zu. Täglich einigemal in süßer Milch eingeweichtes altbackenes Weißbrot, welches mit einer Portion Gerstengries vermischt ist, wird als nahrhafte Leckerei von den jungen Fasänchen sehr gerne gefressen, und kann schon vom dritten Tag an als Nebenfutter gegeben werden. Feingeschnittenes Grünes von Schafgarben oder von Salatarten, auch Syringen- und Holunderblüte giebt man vom ersten Tage an neben dem andern Futter. Im vorigen Jahrhundert wurde fein geschnittene Petersilie unter das Futter gemischt, welche aber in der Neuzeit nicht mehr verwendet wird. Schafgarbe, Achillea millefolium, *L.*, ein gemeines Kraut, hat indessen vor allem Grünen den Vorzug. Wassersand, den sie als Beihilfe zu besserer Verdauung verschlingen, muß ebenfalls umhergestreut werden. Mit 14 Tagen Alter quellt man die Hirse nicht mehr auf, giebt jetzt auch Buchweizen, Mohn, Hanfsamen und zuletzt Weizen und Gerste, beide aufgequellt, bis die Jungen gut befiedert sind, dann ist das Aufquellen nicht mehr nötig. Die erwähnten nahrhaften Futterstoffe: Fleisch, etwas Käsequark, Hirse, Weißbrot, Ameiseneier, sollten übrigens ihre Hauptnahrung bleiben, bis sie sich vermausert haben. Je länger, desto besser, denn im wilden Zustande haben sie eine so reich besetzte Tafel mit nahrhaften Insekten, würzigen Beeren, Sämereien und Grünem, daß die besten Leckerbissen, welche der Mensch reicht, dieselben kaum zu ersetzen, nie aber zu übertreffen vermögen. Erst nach der Mauser, d. h. wenn sie das Dunenkleid mit dem ersten Gefieder vertauscht haben, nach 4 bis 5 Monaten ihres Alters, sollte man das oben angegebene Körnerfutter als Hauptnahrung einführen. Larven von Fliegen, kleine Regenwürmer und kleine Gehäusschneckchen sind für junge Fasänchen sehr gesund, werden gerne gefressen und sollten daher der Fütterung beigesellt werden. — Es ist sehr zu empfehlen, die Jungen durch einen Pfiff oder einen merkbaren Ruf an die Futtergabe zu gewöhnen und sie durch Darreichung von Leckerbissen, etwa Ameiseneiern oder Mehlwürmern, und durch Schmeichelworte zutraulich zu machen, denn es hält sonst schwer, diese scheuen Tiere an sich zu gewöhnen. Bei freiem Lauf und Flug verwildern sie aber bald wieder. Siehe auch vorn.

Auf dem Lande, wo keine Gelegenheit ist, immer frisches Fleisch herbeizuschaffen, muß die Fütterung für die jungen Fasanen anders eingerichtet werden. Man bereitet einen Eierkuchen folgendermaßen: 3 Eier werden in einen Topf geschlagen und tüchtig untereinander gerührt, daß sich das Gelbe und Weiße wohl vermischt; während dieser Zeit bringt man $^1/_4$ Liter süße Milch zum Sieden, und in diese werden die Eier unter stetem Rühren hineingethan und kochen nun noch längere Zeit. Endlich wird dieser Brei vom Feuer abgehoben, doch noch längere Zeit fortgerührt, bis die größte Hitze vorüber ist. Nun schlägt man alles in ein leinenes Tuch, beschwert es bis zur völligen Erkaltung, worauf es ganz das Ansehen eines Schweizerkäses bekommt. — Dieser Eierkuchen wird nun fein gehackt, mit zerschnittener Schafgarbe reichlich vermengt, auch womöglich Ameiseneier beigegeben und so 16 bis 20 Tage lang gefüttert; bald fügt man auch zerriebenes Weißbrot, auch solches in Milch erweicht, etwas Käsequark und Körnerfutter zu, wie es schon angegeben. Der Eierkuchen muß täglich frisch gemacht werden, damit er in keine Sauergärung übergehe, auch kann man demselben, wenn die Fasänchen einige Wochen alt sind, noch einen Löffel voll weißes Mehl beirühren, damit er ausgiebiger werde. Ueberhaupt kann man nun statt des umständlichen Eierkuchens den einfachen Pfannkuchen verwenden, den man klein schneidet; damit setzt man so lange fort, bis die Körnernahrung die Hauptsache bildet. — Wer Gelegenheit hat, die Jungen in einem hellen trockenen Verschlag, in einer Kammer, oder einer Volière mit frischer Luft, wohin kein Raubzeug kommt, nur mit der Mutter allein unterzubringen, hat weniger Verlust an Jungen zu befürchten. Man läßt sie in solchen Behältern, bis sie einen Monat alt sind, und bringt sie dann erst an den für sie bestimmten freien Platz.

Um in der Fasanenzucht glücklich zu sein, hat man, kurz zusammengefaßt, folgendes zu beachten: Bestes, nahrhaftestes Futter, welches dem kräftigen Wildfutter möglichst ent-

spricht; trockenes warmes Unterkommen, teils durch die Mutter, teils durch gut gewähltes Lokal; Schutz vor Raubzeug und sonstigen feindseligen Einflüssen. Den Boden ihres Aufenthalts belegt man mit frischem Waldmoos und sorgt für reichliche frische Luft, wenn sie etwa in einer Kammer des Hauses untergebracht wurden. Die Fenster werden vergittert. Mit einem Alter von 4 bis 5 Wochen bringt man sie ins Freie, weil ein längerer Aufenthalt in derartigem Lokal schädlich ist. Sie sind ungemein weichlich, gegen Nässe und Kälte äußerst empfindlich; nach jeder Erkältung tritt Durchfall ein, und die Patienten können nur durch sorgfältigste Pflege dem Untergang entrissen werden. Die durch aufgesträubtes Gefieder dick aussehenden und matt umherschleichenden Jungen müssen von der gesunden Schar weggefangen werden, worauf man sie in ein warmes Nest setzt, mit wollenen Lappen bedeckt, und täglich einigemal mit zerriebenem Herz, Ameiseneiern, gequellter Hirse, klein geschnittenen Schafgarben und frischem Wasser füttert, bis sie sich wieder erholt haben. — Wenn die Fasanjungen erstarkt sind, braucht es solcher mühvoller Umstände nicht mehr, man hält sie wie die Haushühner, was auch schon oben erwähnt ist. Will man sie auf dem gemeinsamen freien Hühnerhof laufen lassen, so beschneidet man die Schwingen der Flügel, wenn sie eben fliegen lernen wollen. Solche Auferzogene legen viel von ihrer Wildheit ab, zeigen aber immerhin noch ein unruhiges mißtrauisches Wesen. Im Winter müssen sie vor starkem Frost geschützt werden. Sie paddeln sehr gern im Sande und in trockener staubiger Erde, an Stellen, wo die Sonne recht warm hinscheint, und müssen deshalb durch Anbringung eines Sandhaufens, unten mit Brettern eingefaßt und oben mit Wetterdach gegen Regen geschützt, Gelegenheit dazu erhalten, weil sie sich das Ungeziefer damit vertreiben.

In Fasanerien, wo die zahme Fasanenzucht betrieben wird, werden die Eier von eigens dazu aufgestellten und geübten Leuten aufgesucht; nicht aber mit Hunden, welche die Hühner viel zu sehr ängstigen. Ein Ei läßt man immer im Nest zurück, um die Henne zu veranlassen, weitere Eier hineinzulegen, welche man nach und nach abholt, sie lieber durch Haushühner, als durch Truthennen ausbrüten läßt, und die Jungen auf oben beschriebene Weise erzieht. — In halbwilden Fasanerien überläßt man das Brutgeschäft den Fasanenhennen selbst, ohne weitere Beihilfe; leistet aber gehörigen Schutz gegen ihre Feinde. Im Winter sorgt man für deren Fütterung, und gewöhnt sie deshalb, ihr Futter täglich zu einer gewissen Zeit unter niedrigen, ringsum bis zu einer gewissen Höhe offenen, oben aber bedeckten Hütten zu holen, welches sie auch so gerne thun, daß sie ihren Futterspender schon erwarten, ehe er ihnen noch ein Zeichen mit einer Pfeife giebt. — Der Fasanengarten oder die Fasanerie ist ein Wäldchen, das in einer ebenen, fruchtbaren Gegend liegen muß, auch nicht ohne ein kleines Gewässer sein darf, und mit einer dichten Umzäunung versehen ist. Hier sind Gebäude für die Wärter, Futterhütten (Poschhütten), freie Futterplätze und Lauschhütten angebracht; die Fasanen sind zwar frei, aber doch unter einer beständigen Aufsicht. Die Sorgfalt wird öfters so weit ausgedehnt, daß man sie im Herbst einfängt, den Winter über in eigene Gebäude (Fasanenzwinger) sperrt und erst im Frühjahr wieder in Freiheit setzt. — Diese Unternehmungen sind aber kostspielig, und eignen sich deshalb auch nur für Herrschaften oder reiche Privatleute. — Auch möge als Kuriosum noch des wunderlichen Fasanenrauches gedacht werden, den man in frühern Zeiten durch Verbrennen von mancherlei Ingredienzien erzeugte, um die Fasanen in ihrem Revier zusammenzuhalten, fremde Fasanen herbeizulocken und ihre Feinde zu vertreiben. Diesen Rauch erzeugte man durch Anzünden von Haferstroh als Grundlage, darauf gestreut: Kampfer, Anis, Hanfspreu, Fenchel, Fichtenharz, Stroh von Feldkümmel und wildem Rosmarin. Aberglaube spielte auch eine Rolle dabei, denn diese Dinge mußten unbeschrieen in der achten Abendstunde, wenn Vollmond im Kalender war, verbrannt werden. Probatum est! — Heutzutage glaubt kein Mensch mehr, selbst nicht einmal ein alter Fasanenwärter, an die Nützlichkeit einer solchen Luftverpestung.

Der Fasan ist leicht zu schießen und zu fangen und gehört zur hohen Jagd. Man schießt ihn mit Schrot vor dem Hüherhunde im Herausfliegen, wo er im langen Grase, in Kohl- und Kartoffelstücken u. dergl. schwerfällig fortfliegt, deshalb auch von einem wenig geübten Schützen erlegt werden kann. Eine weniger weidmännische Jagdart ist die, daß man sich abends dahin begiebt, wo man weiß, daß Fasanen aufbäumen, was man bald bemerkt, da sich die Hähne während des Auffliegens mit dem schon angeführten lauten „kukukukuk“ bemerklich machen, während die Hennen nur leise piepen. Das Männchen kann man an der bedeutenderen Größe und aufrechteren Haltung auch in der Dunkelheit unterscheiden; wenn man nun des Hahns sicher ist, zielt man etwas tief, damit man ihn nicht überschieße. Die Hennen werden jederzeit geschont. Mit einem gut dressierten kurzsuchenden Hühnerhunde kann man auch die Waldschläge absuchen; wenn derselbe nun einen Fasan trifft, so fliegt dieser geräuschvoll empor und ist leicht herabzuschießen. — Wenn es der Mühe lohnt, kann man die Gehölze abtreiben lassen, wo sie dann von den davor aufgestellten Schützen im Fluge geschossen werden. — Weiß man die Stellen, wo sie nach gutem Futter auf Feldern oder in

Gärten kommen, so stellt man sich auf den Anstand. — Bei der Futterhütte fängt man sie in Bügelnetzen; sonst noch in Laufdohnen; in Schlaggarnen, nach Art der Nachtigallgärnchen, aber verhältnismäßig größer; mit dem Tiras, in Stecknetzen, in Garnsäcken und noch auf verschiedene Arten. — Das Fasanenwildbret wird höher geschätzt, als das manchen andern Geflügels, obgleich der Geschmack hierin sehr verschieden ist; jedenfalls ist es eine Delikatesse. Das Gewicht eines Fasanen beträgt etwa 1½ Kilo; siehe auch vorn.

Der Fasan hat viele Feinde, denn sein wohlschmeckendes Fleisch ist für alle gleich anziehend; eine gewisse geistige und körperliche Unbeholfenheit samt seinen geringen Rettungsmitteln leistet diesen nur allzuvielen Vorschub. Obenan steht der Fuchs, der Eiern, Jungen und den Alten nachstellt; den letztern steht er ordentlich vor wie ein Hühnerhund, vergewissert sich der Stelle, wo ein Fasan verborgen liegt, der unglücklicherweise auch noch eine starke Ausdünstung hat, und erhascht ihn dann mit einem sichern Sprunge. Auch Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel, Igel und Ratten fangen teils Alte, teils zerstören sie deren Bruten. Unter den Raubvögeln ist der Hühnerhabicht ihr ärgster Feind, und wo er einmal einen aufs Korn genommen hat, ist er unwiederbringlich verloren; nur durch stilles Niederdrücken wird er bisweilen übersehen oder durch Verkriechen ins dichteste Dorngestrüpp, wohin ihm der Habicht nicht folgen kann, vor dessen Klauen gerettet. Nicht minder verfolgt sie der Taubenfalk, die Rohr-, Korn- und Wiesenweihe, Gabelweihe, der Bussard, der Sperber, welche je nach ihren Kräften Alte oder Junge rauben. Raben, Krähen, Elstern und selbst Holzheher stehlen sehr häufig die kleinen Jungen oder Eier. — Die Ungunst übler Witterung, heftige Gewitterregen, Ueberschwemmungen, Hagel, lange anhaltendes kühles Regenwetter und starke Winterfröste werden ihnen oft verderblich und töten ihrer gar viele. — Man sieht hieraus, daß dies Geflügel bei uns der Fürsorge des Menschen gar sehr bedarf, um nicht gänzlich vertilgt zu werden. — Für die Raubvögel und Rabenarten errichtet man deshalb eine Krähenhütte mit einem Uhu, damit sie sich um denselben versammeln und geschossen werden können. — Krankheiten der Fasanen siehe weiter unten. — Sie erreichen ein Alter bis zu 15 Jahren. — In der Jägersprache heißt der Schwanz: das Spiel; die Flügel: Schilder; wenn die männlichen Jungen die ersten bunten Federn bekommen: sie schildern. Wenn man den Fasan (wie überhaupt auch andere Vögel) mit einer starken Kielfeder ins Genick sticht, daß er stirbt, so nennt man dies: Abfedern. Dies sogenannte Abfedern tötet aber nicht immer zuverlässig, ist grausam und deshalb nicht zu empfehlen.

Ausführliche Anleitung zur Fasanenzucht findet man in der „praktischen Anleitung zur Fasanenzucht von A. Schönberger, Prag 1822"; ferner im „Handbuch für Jäger von D. aus dem Winkell, I. S. 203—227", und „A. Waidmann, der Fasan, Zucht und Pflege, Fang und Jagd desselben, Ratibor 1870". Als neuestes, sehr gründliches Werk ist zu empfehlen: „Wittmann, der Edelfasan, seine Naturgeschichte, Aufzucht und Hege, Jagd 2c. Wien 1891.

Der Goldfasan. Phasianus pictus, *Linné*.

Goldhuhn, bei den Chinesen: Kinki. — Ph. ruber, *Albin*; — Phas. pictus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1793; — Ph. aureus, *Briss.* 1760; — Thaumalea picta, *Wagl.*; — Chrysolophus pictus, *Gray* 1844.

Dieser Prachtvogel unterscheidet sich durch geringere Größe, einen schön nach hinten gebogenen Federbusch, sehr langen Schwanz, und einen sehr hübschen Federkragen um den Hals, dessen Federn im Nacken wurzeln, nach vorn und unten breiter werden, und unten wie mit einer Schere gestutzt sind. Diese Verschiedenheiten veranlaßten Prof. Wagler, für solche Arten eine eigene Gruppe zu bilden: Kragenfasan, Thaumalea, *W.* 1827, wozu auch der — fast noch schönere Diamantfasan, Thaumalea Amherstiæ, *Leadbeater*, gehört, welcher der Lady Amherst zu Ehren auch Amherstfasan genannt wurde.

Kennzeichen. Männchen: Am Hinterkopf ein goldgelber Federbusch; Brust schön rot; hintere Schwungfedern blau, jede Feder auf Hals und Oberrücken mit breiten schwarzen Querbinden. Weibchen: Ueberaus bescheidene Färbung; braun und dunkelbraun gefleckt; auf dem braunen Rücken weißlich punktiert. Schnabel und Füße gelblich.

Er ist dem ganzen Körper nach kleiner als der Kupferfasan, hat aber einen längeren Schwanz. Er hat eine Länge von beinahe 9 dcm, von welcher jedoch der Schwanz gegen zwei Dritteile mißt.

Beschreibung. Dieser Fasan ist mit den lebhaftesten metallschillernden Farben geschmückt, und einer unserer schönsten Vögel. Die Federn am Vorderkopf sind sehr lang, seidenhaarig und glänzend gelb, und bilden einen nach hinten übergebogenen beweglichen spitzigen Busch; die Federn des Hinterhalses sind breit und flach, sie bilden eine Art Halskragen, von Farbe tief goldorange, breit und scharf schwarzblau in die Quere gebändert. Diese Kragenfedern spielen beim Balzen eine bewegte Rolle und können von

dem verliebten Vogel beliebig nach einer oder der andern Seite fächerartig ausgebreitet und wieder zusammengelegt werden; die Wangen sind mit rostfarbenen, winzig kleinen, samtartigen Federn dünn bekleidet; die kurzen breiten Nacken- und Unterhalsfedern grün mit Goldschiller und schwarzen Säumen; Rücken- und Schwanzdeckfedern glänzend gelb, letztere karmoisinrot gerändert; über der Basis jedes Flügels ist ein breiter, tiefblauer, violett schillernder Fleck; die mittlern Flügelfedern sind rotbraun und dunkel gefleckt; die Schwungfedern erster Ordnung auf dunkelm Grunde mit rötlichen Flecken; die Schwanzfedern sind ockergelb und schwarz, schräg geflammt und gestreift; die zwei mittleren, zugleich längsten, zeigen unregelmäßig verteilte runde Flecken; das Gefieder an der Basis des Schwanzes ist schön scharlachfarben. Der ganze Unterkörper ist glänzend scharlachrot. Der Schnabel und die Füße sind gelblich; die Augen goldglänzend und sind nur von einer schmalen Fleischhaut umgeben. An dem Lauf sitzt ein mäßig großer Sporn. — Das Weibchen ist dem Hahne gegenüber äußerst bescheiden gefärbt; der Hauptfarbe nach dunkel rostbraun mit schwarzbräunlichen Querflecken; die Flügel mit schwärzlichen Querstreifen; der Schwanz hat ähnliche Färbung wie die Flügel und ist bedeutend kürzer als beim Männchen. — Im Dunenkleid herrscht oben eine roströtlichbraune Färbung vor, die untern Teile sind gelblich, auf dem Kropf licht rötlichbraun überlaufen; das Schnäbelchen ist gelblich, vorn auf der Spitze mit einem kleinen harten Korn, welches zum Durchbrechen der Schale dient und bei späterem Wachstum des Schnabels in dessen Hornhaut übergeht; die Iris ist dunkelbraun; die Füße sind fleischfarbig.

Die jungen Goldfasanhähne bekommen ihr Prachtkleid erst im zweiten Jahr, sind aber in den ersten 6 Wochen schon deutlich an den weißgelben Augenwimpern zu erkennen; nach der ersten Herbstmauser haben sie einen deutlichen rötlichen Ueberflug. Die jungen Hennen sehen gleich im ersten Sommer der unansehnlich gefärbten Mutter ähnlich.

Eine Rassebildung, den Dunkeln Goldfasan, Phasianus p. obscurus, *Schl.* 1865, findet man in neuerer Zeit in manchen Tiergärten; sie unterscheidet sich durch viel kürzern Schwanz und durch eine dunklere Färbung in allen Kleidern.

Das Vaterland des Goldfasans ist Ostindien und China, wo er sich durch die mongolischen Steppen noch einzeln bis zum Flusse Amur findet. Er bewohnt ähnliche Waldungen, wie der gemeine Fasan. Bei den Chinesen heißt er Kinki (Goldblumenvogel). Er ist durchaus nicht empfindlicher, als der Kupferfasan, wie man gewöhnlich annimmt, trotzt einer ziemlichen Winterkälte, kann aber in Wildgärten nicht gehalten werden, da er sich vor dem Raubzeug noch weniger zu zu schützen vermag, als sein Verwandter, und seine brillante Färbung ihn noch mehr verrät. Bei uns ist er domestiziert und wird auf geschlossenen Hühnerhöfen oder in großen Volièren gehalten.

In der Paarungszeit, welche bei uns im April beginnt, sind die Hähne sehr streitsüchtig und betragen sich bei ihren Kämpfen wie die Haushähne. Sie lassen in dieser Zeit auch ihre zischende Lockstimme hören. Auch der junge Hahn balzt lebhaft, wenn er auch noch nicht in Pracht ist, und kann im Notfalle auch zur Fortpflanzung verwendet werden. Will der Hahn seine Liebesgefühle kundgeben, so läßt er 3- bis 4mal einen kurzen abgebrochenen Ruf vernehmen, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Wetzen einer Sichel hat und mit keiner andern Vogelstimme zu verwechseln ist. Gewöhnlich im Mai beginnen die Hühner zu legen; ihr Satz besteht in 10, 15 bis 20 Eiern, welche sie in 23 Tagen ausbrüten; sie zeigen sich dabei als ebenso sorgsame Mütter, wie die Kupferfasanhennen. — Die Eier sind verhältnismäßig kleiner, etwa 4,4 cm lang und 3,5 cm breit. Die Schale ist mäßig stark, mit gleichmäßigem glattem Schmelze, in Korn und Poren gleichen sie den verwandten Arten, sind nur etwas feiner. Ihre Grundfarbe ist gelblich, meist in das Grünliche, seltener in das Bräunliche spielend. Sie sind jederzeit kleiner als die des Silberfasans und nie so grün wie die des Edelfasans. — Mit den Kupferfasanhennen paaren sie sich; die Bastarde stehen ziemlich in der Mitte, sind aber nicht sonderlich interessant, da die echten Arten schöner sind.

Die jungen Goldfasanen sind so leicht zu erziehen, wie die jungen Haushühner, jedenfalls weniger empfindlich, als junge Kupferfasanen, wenn man sie genau so hält, wie es beim Kupferfasan angegeben ist. Junge Goldfasanen, welche ich nebst Kupferfasanen aus Eiern erzog, waren immer lebhafter und auch weit zutraulicher als letztere, und gediehen recht gut, trotzdem ich keine andere Gelegenheit zur Aufzucht hatte, als sie in einer hellen Bodenkammer zu erziehen. — Man nehme als Grundsatz bei der Erziehung: Gutes Futter, trockene Wärme, Schutz vor Raubzeug, zur Brut und Aufzucht womöglich die eigene Mutter, wo das nicht sein kann, eine Zwerghenne oder eine Landhenne, da alle größeren Pflegmütter den kleinen, zart gebauten Jungen durch plumpes Treten lebensgefährlich werden. Eine Zwerghenne erhält sieben, eine Landhenne elf, die Goldfasanhenne neun Eier. Die Sorgfalt für dieselben muß aber, trotzdem daß sie als Dunenjunge eine dauerhafte Natur zeigen, während der Mauser verdoppelt werden, wo sie recht empfindlich sind.

Man hält diesen überaus prächtigen Vogel wohl mit Recht für den Phönix der Alten. In Lebensweise, Betragen und Nahrung stimmt er mit dem Kupferfasan überein, ist aber weniger wild, und kann sogar zahm werden, wenn er von Jugend auf immer Menschen in seiner Nähe

sieht, die ihn beim Füttern mit Schmeichelworten anreden, oder ihn wenigstens nicht beleidigen. Man giebt ihm auch, wie diesem, zuweilen Ameiseneier, Mehlwürmer, kleine Gehäusschneckchen und Waldbeeren, welche er außerordentlich gern frißt.

Das Fleisch ist von zarterem Geschmack, als das vom Kupferfasan. Die Federn der Haube und des steifen Kragens werden in England gern von Anglern zur Anfertigung künstlicher Fliegen benutzt. — Sie erreichen ein Alter bis zu zwölf Jahren.

Der Silberfasan. Phasianus nycthemerus, *Linné*.

Ph. sinensis albus, *Albin*; *Edw.*; — Ph. nycthemerus, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.*; Euplocomus nycthemerus, *Temm.* 1815; — Gennæus nycthemerus, *Wagl.* 1832; — Nycth. argentatus, *Sws.* 1837.

Auch dieser schöne Fasan unterscheidet sich vom Kupferfasan durch den langen, aus feinen Federn bestehenden, nach hinten hängenden Kopfbusch; durch den langen, dachartig zusammengeklappten Schwanz, dessen mittlere Federn sich aber nicht seitlich herausbiegen, sondern leicht gebogen herabhängen. Um den Hals kein auszeichnender Federkragen. Dies genügte dem engl. Zoologen Swainson, diesen Fasan zum Typus einer besonderen Gruppe zu machen: Nycthemerus, *Sw.* 1834. — Die Hennen der Fasanen zeigen diese Unterschiede nur wenig und gleichen sich — bei nur oberflächlicher Betrachtung ziemlich in ihrer einfachen Kleidung, wie wir es auch bei den Weibchen der sehr verschiedenen Entenarten finden.

Kennzeichen. Oberseite beim Männchen weiß, mit vielen feinen schwarzen Strichen, Punktreihen und Wellenlinien; beim Weibchen erdbraun oder gelbrotbraun; Unterleib weiß, braun gemischt; Schnabel gelblich, Füße rot.

Seine Länge beträgt 82 cm; er ist größer und kräftiger, als der Gold- und Kupferfasan, und kommt im Körper einem starken Haushuhn gleich.

Beschreibung. Nur zwei Hauptfarben zieren das Männchen, ein blendendes Weiß und ein tiefes blauschillerndes Schwarz, welches durch die hochrote kahle Stelle um die Augen äußerst vorteilhaft gehoben wird. Den Scheitel ziert ein Büschel langer schwarzer Federn, welche über den obern Teil des Nackens hinabfallen; an den Seiten des Kopfes, des Halses, Rücken und Flügel, sowie an dem obern Teile des Schwanzes ist das Gefieder blendend weiß gefärbt, aber mit größter Regelmäßigkeit von sehr vielen feinen schwarzen Strichen durchkreuzt, welche schief über die Federn hinziehen. Der untere Teil des Körpers, nämlich Vorderteil des Halses, Brust und Bauch sind tief blauschwarz, mit Metallschiller. Die beiden langen Schwanzfedern sind in ihrer äußern Hälfte vollkommen weiß. Der Schnabel ist gelblichgrün; die Augen sind bräunlich orangefarben, mit einer nackten hochroten breiten Hautstelle, welche während der Begattungszeit nach oben eine Art Kamm bildet und zu beiden Seiten der untern Kinnlade in einer hängenden Falte verläuft; die Füße sind von tief karmoisinroter Färbung, am Lauf ein langer scharfer und weißer Sporn. — Beim Weibchen ist die Färbung viel einfacher und weniger auffallend. Das Rot an den Wangen ist viel kleiner und schwächer gefärbt; die kleinere Haube ist schwärzlichbraun, nach den Spitzen dunkler; Hals, Brust und Oberkörper sind gelblichbraun (erdfarben); die Bauchfläche schmutzig weiß mit Braun gemischt, schwärzlich in die Quere gebändert und gefleckt. Die Füße sind weniger rot, auch ohne Sporn.

Kennzeichen der Weibchen aller drei — hier beschriebenen — Fasanen. 1) Das Silberfasanweibchen ist das größte, und an dem gelblichbraunen ungefleckten Oberkörper, dem Kopfbüschel und an den roten Füßen zu erkennen. 2) Das Kupferfasanweibchen ist an dem schwarzgefleckten Oberkörper und den licht bräunlichgrauen Füßen zu erkennen. 3) Das Goldfasanweibchen ist das kleinste, und an den wachsgelben Füßen sogleich zu unterscheiden.

Dieser mit wenigen, aber scharf abstechenden Farben gezierte, einfach schöne Vogel stammt aus dem südöstlichen Asien und geht bis ins nördliche China bei Tschekiang, wo er häufig zahm gehalten wird, desgleichen auch in Japan. Wild lebt er nur noch in wenigen Gegenden. Bei uns wird er ebenso gehalten, wie der Kupfer- und Goldfasan. Versuche, ihn in den Wildgärten zu halten und fortzupflanzen, sind schon gelungen, er bedarf hier aber zu vieler Fürsorge und ist deshalb noch kostspieliger als der Kupferfasan, den er übrigens im Wildgarten nicht in seiner Nähe duldet.

Gegen Ende April beginnt seine Paarungszeit. Jeder Hahn bekommt dann an den roten kahlen Hautstellen um die Augen Kamm und Glocken, wie ein Haushahn, und den blauschwarzen Busch auf dem Scheitel richtet er stolz in die Höhe. Im Frühling, während der Paarungszeit, läßt er ein langgedehntes klangvolles Pfeifen vernehmen; außerdem ein gackerndes dumpfes „radara dukdukduk". Obwohl er sich während dieser Zeit in einem sehr aufgeregten Zustande befindet, ist er doch dem Weibchen gegenüber nicht so liebestoll, wie andere Wildhühner. Der Silberfasan ist übrigens ein mutiger und rauflustiger Vogel, liegt mit seinesgleichen beständig im Streit und sucht auch andern Tieren seine Herrschaft fühlbar zu machen; er kämpft selbst

mit dem Haushahn, und vertreibt im Walde, wenn er freien Lauf hat, jedes andere Wildhuhn. — Gegen den Menschen benimmt er sich dreister und zahmer als andere seiner Familie.

Das Weibchen legt im Juni und Juli 8 bis 14, selten mehr Eier und brütet dieselben in 26 Tagen aus. Die Länge derselben ist 5,2 cm, die Breite 3,8 cm. Sie sind an der Basis stumpf, nach der Höhe meist stark zugespitzt; die Schale ist ziemlich stark, die feinen Poren sind nicht tief und oft noch mit roher Kalkmasse gefüllt, welche auch häufig die Schmelzschichte deckt. Ihre Grundfarbe ist gelblich, in das Grünliche, Bräunliche und lebhaft Braune ziehend. So grün wie die Eier des Kupferfasans werden sie nie. Von den Eiern des Goldfasans unterscheidet sie ansehnlichere Größe und andere Grundfarbe, von den verschiedenen Hühnereiern die Beschaffenheit der Poren.

Die Fütterung der Alten, die Brut und Aufzucht der Jungen hat ebenso zu geschehen, wie beim Kupferfasan angegeben ist. Man nimmt aber dem Silberfasan die Eier unmittelbar nach dem Legen weg, da er häufig die Unart hat, solche zu fressen. Die Dunenjungen sind sehr empfindlich und verlangen die sorgfältigste Wartung, noch sorgfältiger als die andern Arten, wenn aber älter, sind sie die dauerhaftesten. Ihre Schönheit erlangen die Hähne erst im zweiten Jahre. Silber- und Goldfasanen züchten nicht miteinander, nur zuweilen betritt der Silberfasan eine Kupferfasanhenne, wenn sie jung miteinander aufwuchsen. Ihr Alter bringen sie auf 15—20 Jahre.

Liebhaber dieser feinen Prachthühner wenden sich am besten an die großen Tierhandlungen Charles Jamrach in London, oder Hagenbeck in Hamburg, verlangen zunächst einen Preiscourant, ehe sie bestellen, ersuchen auch um Angabe der zeitweiligen Fütterung und werden dann wohl zufrieden gestellt. — Die prachtvollen Verwandten: der Diamantfasan, Phas. Amherstiæ, *Leadbeater* 1831; der Glanzfasan, Ph. impeyanus, *Lath.* 1790; der Königsfasan, Ph. Revesii, *Gray* 1840, können hier nicht weiter besprochen werden. Aber ihre Haltung auf dem Hühnerhof stimmt mit der des Kupferfasans überein. Vor Kälte sind alle zu schützen; wer das nicht einrichten kann, unterlasse lieber das Halten solcher kostspieligen Vögel. Bei diesem heiklen Geflügel, das so häufig von Freunden feiner Geflügelzucht in großen Volièren oder auf dem Hühnerhof unterhalten wird, ist es angezeigt, die Krankheiten desselben sowie ihre Heilmittel — wenn auch nur kurz — zu besprechen.

Krankheiten der Fasanen.

1) Der Pips ist ein katarrhalisches Leiden. Man stopft mehrfach durchschnittenen aber noch zusammenhängenden Knoblauch ein, auf diesen vier längliche Butterstückchen, Speck (oder im Notfall Unschlitt) je von der Größe eines halben Mannsfingers; wenn die Krankheit heftig, täglich zweimal. Das Futter bestehe aus altbackenem Brot in süßer Milch erweicht nebst klein zerschnittenem Fleisch. Man quäle das Tier aber keineswegs mit dem unsinnigen schmerzhaften Abziehen der Zungenhaut, oder gar mit dem nutzlosen Ausdrücken der Fettdrüse auf dem Steiß, welche mit dem Pips nicht das mindeste gemein haben.

2) Während der Mauser gebe man sehr gutes Futter und windstillen, warmen und trockenen Aufenthalt. Wo diese Erfordernisse fehlen, stockt die Mauser, sie fressen nicht mehr und gehen ein. Man führe den Patienten ab vermittelst 30 Gramm zerschnittenen Speck oder Butter, welche man einstopft. Jalapenwurzel, welche aus Mexiko zu uns gebracht wird, führt ebenfalls ab. Sie stammt von der Jalapentrichterwinde (Ipomaea jalapa & purga) her. Man giebt davon etwa 1/2 Gramm in eine Brotpille geknetet. Wann der Appetit wiederkehrt, so reiche man Gerste, Hirse, Heidekorn, Ameiseneier, Fleisch und Vogelbeeren.

3) Geschwollene Stellen am Kopf, oben in der Luftröhre, teilweise auch im Hals kommen häufig von Erkältung, und von ungesundem Futter her. Mit dieser Krankheit, welche wahrscheinlich durch Bazillen verursacht wird, ist ein Schleimausfluß verbunden, der sich als weißliche Ablagerung in den Augenwinkeln, im Munde und an den Nasenöffnungen zeigt. Eiterbeulen am Kopfe sind eine stärkere Entwicklung dieser Krankheit, auch zeigen sich öfters dabei Geschwülste an den Füßen, besonders an den Zehenballen, welche sich nach eingetretener Besserung wieder verlieren. Man nimmt ein Schwämmchen und wäscht (mit schonender Behandlung der leidenden und schmerzhaften Stellen) die schleimige Ablagerung von den Augen, den Nasenlöchern und aus dem Munde, und behandelt das kranke Tier genau so, wie es in Nr. 1 angegeben.

4) Durchfall. Durch Einstopfen von Speck und andern ähnlichen Fettstoffen verschafft man den kranken Eingeweiden die nötige Linderung und schließliche Abführung der scharfen Stoffe; nachher Erwärmung des Magens durch etwa ein halbes Dutzend weiße ganze Pfefferkörner, und endlich Kräftigung durch gutes Futter, wobei Fleischkost dem Patienten die ersprießlichsten Dienste leistet.

5) Beinbruch. Der gebrochene Lauf wird zwischen zwei etwas ausgehöhlte Hölzer

gebracht, worein das Fußrohr paßt, mit dickem Baumwollgarn oder dünner Schnur mäßig fest umwickelt, mit Leim oder arabischem Gummi getränkt, und das Tier so lange an eine finstere Stelle gebracht oder mit Tüchern überdeckt, bis der Klebstoff gut trocken ist. Die Heilung dauert 18 Tage; während dieser Zeit kommt der Patient in eine Kammer, wo er ganz ohne alle Störung seine Kur durchmachen kann. Das Futter nebst frischem Wasser wird täglich auf eine Weise gegeben, daß das Tier nicht beunruhigt wird. Nach Verlauf von 18 Tagen hält man den kranken Fuß in warmes Wasser, damit sich der zusammengeklebte Verband lösen lasse, die Schnur wird behutsam abgewickelt, die Schindeln abgenommen und der Vogel wieder in seine gewöhnten Verhältnisse gebracht. — Gebrochene Schenkel oder nahe am Leib gebrochene Flügelknochen lassen sich nur äußerst schwer behandeln, sind meist tödlich oder hinterlassen starke Verkrüpplungen; daher ist es nicht zu tadeln, wenn das verunglückte Tier der Küche überliefert wird. — Die äußeren Gelenke der Flügelknochen heilen von selbst wieder, wenn der Patient einige Zeit in ruhige Verhältnisse gebracht wird, die Folgen sind aber gewöhnlich Hängeflügel. — Bei andern Verletzungen, welche nicht tödlich sind, schneidet man die Federn kurz um die Wunde ab, damit sie diese nicht verkleben, reinigt dieselbe durch ein in reines Wasser getauchtes Schwämmchen mit möglichster Schonung des Tiers, streicht mit einer Feder den Saft des allgemein bekannten, schmalblätterigen Wegerichs, Plantago lanceolata, oder Collodium darauf, oder auch gar nichts, und überläßt das Tier an ruhiger Stätte bei gutem Futter getrost der Heilkraft seiner Natur.

Man vermeide aber sorgfältigst alle Salbadereien mit Oel, welches dem Vogel die Federn besudelt, daher Kälte verursacht, dem Tier unleidlich ist und deshalb mehr schadet als nützt.

6) In allen Fällen, wo der Patient nicht genügend oder gar nicht mehr frißt, also abzehren würde, wird derselbe gestopft, um ihn beim Leben zu erhalten. Die als sehr gute Nahrungsmittel anzunehmenden Stopfmaterialien sind: Mageres Fleisch, Herz, Ameiseneier, Käsequark, altbackenes Weißbrot in Milch erweicht, dazwischen auch etwas Speck und klein zerschnittene Schafgarben, Achillea nobilis. Ist es eine Zeit, wo reife Waldbeeren zu haben sind, so sind alle recht, welche zu Markt kommen, Heidel-, Preisel-, Erd-, Brom- und Himbeeren, auch Johannis-, Stachel-, Holunderbeeren und selbst Weintrauben, wo letztere nicht zu kostspielig sind. Die würzigen, erfrischenden, gesunden Waldbeeren nebst Ameiseneiern werden auch gewöhnlich freiwillig angenommen, und wenn dies nur annähernd genügend erscheint, so bedarf es keines Zwangsfutters, weil durch solche Kost jede Kur sehr wesentlich unterstützt, befördert und Gesundheit herbeigeführt wird. Frisches Wasser darf bei keiner Fütterung fehlen, und wird dem zu stopfenden Vogel mittelst eines Schwämmchens oder Fläschchens in den Schnabel geträufelt.

7) Bei der Abzehrung gebraucht man die Kur von Nr. 6.

8) Fortpflanzungstrieb, auch Heimweh nach mehr Freiheit. Der betreffende Vogel härmt sich durch rastloses Umherjagen ab. Das Einfachste ist, den Hahn mit einigen Hühnern seiner Art zu versehen. Wo das nicht sein kann, giebt man einige Haushühner zur Gesellschaft. Kupfer- und Goldfasanen sind unter sich verträglich, paaren sich auch zuweilen und erzeugen Bastarde; nicht so die Silberfasanen, welches Raufbolde sind. Diesen hilft man mit hellbraunen muntern Haushühnern. Ueberhaupt verschaffe man größern Freilauf.

9) Federläuse und Vogelmilben vertreibt man durch Einstreuen von persischem Insektenpulver in das Gefieder.

Unumgänglich nötig ist es, den Fasanen ein Staubbad aus Sand und trockener, zerbröckelter Rasenerde zu schaffen. Ein auf 4 Pfosten angebrachtes $1^1/_4$ Meter hohes Wetterdach, welches überall weit vorspringen muß, wird unten von einem Pfosten zum andern mit Brettern eingeschlossen, und in den dadurch hergestellten Raum kommt Sand, Bröckelerde und ein Teil Asche, worin sie sich paddeln und so die Läufe auf natürliche Art vertreiben. Die von Läusen angesteckte Voliere wird öfters mit Petroleum ausgepinselt, bis sie wieder rein ist.

Das **Haus- und Hofgeflügel** muß wegen des außerordentlich starken Zuwachses zum Texte der 4. Aufl. übergangen werden, da sonst die vorbestimmten 24 Lieferungen weitaus überschritten und somit das Werk sehr verteuert würde. — Doch beabsichtigt Verfasser, für die Liebhaber des Haus- und Hofgeflügels ein besonderes Werkchen erscheinen zu lassen.

Dritte Familie: Feldhuhn, Perdix, *Brisson* 1760.

Lath. 1790; *Ill.* 1811; — Starna, *Zinnani* 1737; *Bp.* 1838.

Schnabel kurz, mäßig gewölbt, wenig zusammengedrückt, mäßig hart, fast von der Wurzel an gebogen, mit mittelmäßigem Haken, die Spitze rund, scharfkantig wie der überstehende Rand

des Oberschnabels. Der Kopf über den Augenbraunen befiedert, aber hinter den Augen ein kleiner nackter, etwas warziger Fleck, von länglich dreieckiger Gestalt; die Nasenlöcher von Federn frei, oben von einer sehr gewölbten, hornigen Haut bedeckt; zwischen ihnen eine Art Wachshaut; die Füße mäßig hoch, unbefiedert, auch ohne Kammzähne, aber zuweilen mit einem Sporn. Flügel kurz oder mittelmäßig; der Schwanz ebenso, abgerundet, 14= bis 18fedrig, selten 12fedrig. Die Feldhühner sind, wenn man von dem Königshuhn absieht, kleinere Vögel, von Rebhuhngröße abwärts bis zur Wachtel.

Das Gefieder ist dicht, liegt glatt an und ist sanft anzufühlen. Es trägt mitunter recht schöne Farben, doch ist ein bläuliches Grau und ein rötliches Braun häufig, und eine bänderartige, gelbweiße Zeichnung auf dunklem Grunde, mit weißen Schaftstrichen, sowie rauchfahle, hellgebänderte Schwingen eine vorherrschende Zeichnung. — Männchen und Weibchen unterscheiden sich mehr in der Größe, als in der Farbe, die Jungen sind im Gefieder mehr verschieden. — Die meisten leben in Einweiberei und mausern jährlich nur einmal, bis auf die Wachtel, welche in eingeschränkter Vielweiberei lebt und zweimal mausert. Ihr Aufenthalt ist in der gemäßigten und warmen Zone, in kalten Ländern kommen sie nicht vor. Viele Arten wandern nicht, sind höchstens Strichvögel, nur unsere Wachtel zieht in entfernte warme Länder. Ihren Aufenthalt suchen sie nicht im Walde, sondern im freien Felde, auf Aeckern, Wiesen, teilweise auch auf Bergen.

Sie fliegen etwas schwer auf, wenn sie aber einmal im Zuge sind, ungemein rasch, können sehr schnell laufen, wissen sich sehr gut durch Niederdrücken zu verstecken, wobei ihnen ihr graubraunes Gewand gut zu statten kommt, und nähren sich von Insekten, Puppen, Larven und Würmern mehr als von Körnern und Grünem, welche sie teilweise durch Scharren im lockern Boden erlangen. — Ein eigentliches Balzen findet bei den Hähnen nicht statt, obwohl auch sie den Weibchen unter wunderlichen Gebärden den Hof machen. — In anatomischer Hinsicht ist zu bemerken, daß die sonderbare Gallertmasse, welche jederseits am untern Ende der Luftröhre der männlichen Waldhühner befindlich ist, hier fehlt, obgleich die Bildung der weichen knorpelringigen Trachea der jener Familie ähnlich ist. — Gray zählt in seiner Hand-List 1870 für die „Perdicidae“ gegen 150 Arten. Von dieser großen Anzahl sind hier beschrieben: 6 Arten in 4 Gruppen.

1. Gruppe: **Felsenhuhn.** Tetraogallus, *Gray* 1834.

Megaloperdix, *Brandt* 1843.

Große Feldhühner mit gedrungenem Leib, kurzem Hals, kleinem Kopf; der kräftige Schnabel ist etwas dick und breit; der Fuß kurz und kräftig, unbefiedert, mit einem stumpfen Sporn; der Lauf vorn mit 2 Reihen Tafeln, sonst mit kleinen Schildern bedeckt; Hinterzehe kurz, stößt nur mit der Krallenspitze auf; der Flügel kurz, etwas spitzig, die 2. und 3. Schwinge am längsten; der Schwanz 18fedrig, etwas abgerundet. Ein Fleckchen hinter dem Auge unbefiedert. Es sind kräftig gebaute Vögel von der Größe des Birkhuhns und darüber, in der Gestalt an die Rebhühner erinnernd, die — fast an der Grenze des ewigen Schnees — die felsigen Hochgebirge Südost-Europas, besonders den Kaukasus, und die Höhenzüge West-Asiens bewohnen. Man kennt etwa 6 Arten, von denen die nachbeschriebene Art zuweilen in unsere Tiergärten kommt.

Das Königshuhn. Perdix caucasica, *Pallas.*

Kaukasisches Huhn, Intaure. — Tetrao caucasicus, *Pall.* 1811; — P. alpina, *Fischer-Waldheim* 1818; — Tetraogallus caucasicus, *Gray;* — Chourtka alpina, *Motschutzky* 1839; — Megaloperdix caucasica, *Brandt*; — Oreotetrax caucasicus, *Cab.* 1846; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Oben schwarzgrau, alle Federn fein mit schwarz und fahlgelb quergebändert; im Nacken ein bräunlichgraues Band; Kopf und Hinterhals schmutziggrau; Halsseiten grau; Kehle und ein breiter Halsstreifen weiß; Brustfedern schwarz und weiß pfeilgefleckt, bräunlich gesäumt, welche Säume Längsstreifen bilden; Schwingen weiß, an den Spitzen schwarzgrau gerandet. Weibchen nur wenig verschieden. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel horngelb, die Füße dunkelbraun.

Länge 58 cm, wovon auf den Schwanz 17 cm abgehen, der Flügel 25 cm.

Das Königshuhn bewohnt, nach Radde, den Kaukasus bis zu einer Höhe von 12000 Fuß, bis an die Grenze des ewigen Schnees. Die hier üppig gedeihenden Potentillen, Kräuter und Halbsträucher, welche große Rasen bilden, weiß oder gelb blühen und erdbeerartige Früchte tragen, geben diesen Hühnern, sowie auch den in dieser Höhe lebenden Steinböcken, reichliche

Nahrung, woher es kommt, daß die beiden so verschiedenen aber friedlichen Tierarten gerne beisammen wohnen, und daß namentlich dieses wachsame Huhn, welches mit scharfem Pfiff warnt, auch den kaukasischen Steinbock auf eine nahende Gefahr aufmerksam macht. Die Bewohner jener Hochlande behaupten auch, daß sich diese Hühner von dem Mist dieser Böcke nähren, und aus Dankbarkeit dafür die Sicherheitswächter machen. Den Kot der Steinböcke fressen die Hühner sicherlich nicht, aber die demselben etwa inwohnenden Kerbtiere. Der schrille Pfiff tönt etwa: tirock, tirock, tirock. Der Flug ist rasch und geradlinig. Bäume giebt es in jenen Höhen nicht, sondern nur mit Rasen und Moosen überzogenes Felsgerölle, zwischen dem es sich mit größter Gewandtheit zu verstecken weiß. Kerbtiere, die oben erwähnten Beeren, samt Blättern und Blüten der verschiedenartigen Potentillen und anderer Alpengewächse sind ihre Nahrung. Die Brütezeit scheint in die Mitte des April zu fallen. Die Hühner leben — nach Art ihrer Verwandten — paarweis. Die Gelege schätzt Radde auf 12—15 Eier, welche auf schmutzig lehmfarbigem und ölgrünlich überflogenem Grunde sparsam mit düsterrötlichen Flecken besetzt sind. Sie messen 65 + 42 mm. In Gefangenschaft füttert man Hirse und viel Grünzeug, Salat, Kresse, Schafgarben und Waldbeeren.

2. Gruppe: **Frankolin**, Attagen, *Keys. & Blas.* 1840.

Francolinus, *Briss.* 1760; *Steph.* 1819; — Perdix, *Gm.* 1788; *Vieill.* 1816; — Pternistes, *Wagl.* 1832; — Attagen, *Jonst.* (1650); *K. & Bl.* 1840; — Chætopus, *Sws.* 1837.

Größe und Gestalt der Feldhühner; die Männchen haben gewöhnlich zwei Sporen, die außereuropäischen Arten eine vorstehende Schnabelspitze. Die Oberkieferbefiederung erstreckt sich nur unter den Nasenlöchern in einer Schneppe vor; schmale nackte Augenkreise; Mundspalte von der Länge des Kopfes, so lang als die Mittelzehe ohne Nagel; Läufe vorn beschildet; die Hinterseite nach außen mit einer vertikalen Reihe von großen Schildern besetzt, nach innen fein genetzt. — Die Frankoline leben auf feuchten Niederungen an Waldrändern und setzen sich auf Bäume. Die Art, welche im südlichen Europa vorkommt, nährt sich wie die eigentlichen Feldhühner. — Man kennt etwa 40 Arten, welche zum größern Teil Afrika, zum kleinern Teil Asien bevölkern. Hier beschrieben nur: 1 Art.

Der Frankolin. Perdix francolinus, *Linné.*

Taf. 48, Fig. 6.

Francolinus, alte Autoren; — Perdix asclepia, *Jonst.*; *Charlet.*; — Tetrao orientalis, *Hass.* 1757; — Lagopus francolinus, *Briss.*; — Tetr. francolinus, *L.* 1766; — Perdix francolinus, *Lath.* 1790; *Bechst.*; *Naum.* 1833; — Franc. vulgaris, *Steph.*; *Br.* 1831; *A. Br.* 1882; *Mer.* 1886; — Attagen francolinus, *K. & Blas.* 1840; — Pternistes vulgaris, *Rchw.* 1882.

Kennzeichen. Schnabel schwarz; Füße rötlichgelb; Schwanzfedern schwarz, mit rostgelblichweißen gedrängten Querbinden auf den beiden Mittelfedern bis zur Spitze; untere Flügeldeckfedern dunkelbraun mit rostgelblichen Querbinden; untere Schwanzdeckfedern braunrot mit schwarzen und rostweißlichen Querbinden nach der Spitze.

Länge 31 bis 34 cm, Breite 48 cm, Fittiglänge 13,8 cm, Schwanzlänge 8,4 cm. Größe des Rebhuhns.

Beschreibung. Vorderkopf, Wangen und Kropf sind tiefschwarz; der Hinterkopf rötlich gesäumt und weiß längsgestreift; Ohrdeckel rein weiß; Mittelhals rotbraun, sodaß ein breites weißes Band entsteht; Rückenfedern schwarz, rötlich gesäumt und weiß gefleckt; Unterrücken fein schwarz und weiß quergestreift; Brust dunkelschwarz, nach dem Bauch weiß gefleckt oder gestreift; Schenkel und Unterschwanzdeckfedern bräunlich; Schwingen rot und schwarz, die Mittelfedern ihrer ganzen Länge nach schwarz und grau gestreift. — Das Weibchen ist milchkaffeefarbig, auf dem Rücken graubraun, heller gestreift; der Hals und die Brust mit kleinen braunen Flecken. — Das Auge ist braun; der Schnabel schwarz; der Fuß mennigrot.

Der Frankolin bewohnte früher Süd-Europa samt größern Inseln. Jetzt wird er nur noch auf Cypern gefunden; häufiger ist er in Klein-Asien, Syrien, Kaukasien, Persien bis Nord-Indien, wo er als nicht seltener Brutvogel auftritt. In allen diesen Ländereien ist er ein Gegenstand rücksichtsloser Jagd, der auch ungeschickten Sonntagsjägern nur eine allzuleichte Beute, deshalb fast ausgerottet wird. In Nordost-Afrika nach Heuglin „auffallend wenig Frankoline".

Dieses Huhn hält sich einsam in sumpfigen und wasserreichen Ebenen oder an Flüssen und mitten im Gestrüpp und Schilf auf, steigt jedoch in Asien bis zu 1200 Meter im Gebirge

empor, wo es ebenfalls feuchte grasige Wiesen, angebaute Felder, auch wohl die Dschungeln bevorzugt und sich überall gern in der Nähe des Wassers aufhält, ohne deshalb trocknerern Gegenden ganz zu fehlen. Es treibt sich meistens still und versteckt in seinen Strauch- und Graswirren umher, läßt sich untertags nur sehr wenig, desto mehr aber frühmorgens und abends hören. Sein Ruf ist gerade nicht stark, trotzdem aber ziemlich weit hörbar, etwas schmetternd, und klingt etwa: „tschuck tschuck titebrie". Die Mohammedaner glauben, der Frankolin rufe ein Gebet aus: „Doban teri kudrüt!" Da wo viele Frankoline nahe beisammen wohnen, antwortet ein Männchen dem andern, wozu sie gern auf eine kleine Erhöhung stehen. Im Frühjahr vereinigen sich die Pärchen, wo dann das Männchen seinen Ruf öfters hören läßt. Das Weibchen scharrt neben oder unter Gebüsch eine kleine flache Grube, belegt sie mit dürren Blättern und Halmen, und legt darauf 10 bis 14 Eier, etwas größer als Rebhühnereier, oder 3,8 cm lang und 2,8 cm breit. Sie sind ziemlich zugespitzt an der Höhe, allmählich zugerundet an der Basis; der Grund ist graugelblich mit rotbraunen Punkten, außerdem bräunliche, matte, einzelne größere Flecken, welche meist in der Mitte stehen. Die rotbraunen Punkte sind erhaben, was die Frankolineier hauptsächlich charakterisiert. Die Dunenjungen sind so niedlich wie junge Rebhühner.

Der Frankolin ist nicht besonders scheu, läuft immer in gewisser Entfernung vor dem suchenden Jäger her, immer aber gut im Gebüsch verborgen, und läßt sich nur ungern durch den Hund oder Jäger auftreiben, schnurrt dann in die Höhe und gerade aus, aber so langsam, daß er selbst einem schlechten Schützen leicht zum Opfer fällt. Auf den Schuß nach dem Männchen erhebt sich gewöhnlich auch das begleitende Weibchen, das sich aber bald wieder ins Gestrüpp wirft. — Gefangene Frankoline sind in Tiergärten ziemlich selten. Die beste Bezugsquelle ist, nach A. Brehm, Marseille; hier sollen sie aus Algier und aus Syrien oft in Menge ankommen. Sie halten sich leidlich gut und pflanzen sich, wenn eingewöhnt, auch in Gefangenschaft fort. Man hält sie wie Rebhühner. — Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

3. Gruppe: **Feldhuhn.** Starna, *Bp.* 1838.

K. & Blas. 1840.

Zwischen den Nasenlöchern befindet sich eine Art Wachshaut; an den Füßen nur eine warzenähnliche Erhöhung und kein Sporn, oder sie sind glatt. Läufe vorn und hinten mit 2 vertikalen Schilderreihen besetzt, seitlich fein genetzt; die Befiederungsgrenze an der Schnabelfirste bildet eine kurze flache Bucht, so daß die Firste nicht so weit als die Nasenklappe nach hinten vordringt; Schwanz mit 16 bis 18 fast gleich breiten, hinten schwach gerundeten Federn; im Flügel die 3., 4. und 5. Schwinge am längsten. — Sie leben auf Feldern oder in hügeligen Gegenden, halten sich nicht gern im Gebüsch auf, lieben aber den Aufenthalt in Rebpflanzungen, wenn es solche in ihren Wohnbezirken giebt, und setzen sich nicht auf Bäume. In der Begattungszeit sind sie paarweise, sonst familienweise beisammen. Es sind Stand- oder Strichvögel. — Feldhühner kennt man etwa 20 Arten, wovon hier nur: 1 Art.

Das Rebhuhn. Perdix cinerea, *Linné.*

Taf. 48, Fig. 1 Männchen.

Rebfeldhuhn, Räp-, Rep-, Repphuhn, Graues Feldhuhn, Graues Rebhuhn, Wild-, Rufhuhn. — Perdix cinerea, alte Aut.; *L. cit.* 1746—66; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *Glog.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Meves*; — Tetr. perdix, *L.* 1758—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Kram.*; *Gm.*; *Bechst.* 1793, 1807; — T. montana, et damascenus, *Gm. ex Briss.*; — Perd. vulgaris, *Leach* 1816; — Starna cinerea, *Bp.*; *K. & Blas.* 1840.

Kennzeichen. Die Schwanzfedern sind rostfarbig, die vier mittlern rostgelb, grau und dunkelbraun gewässert und gesprenkelt; die untern Flügeldeckfedern weiß, am Rande braun bespritzt; die untern Schwanzdeckfedern rostgelblich mit Braun besprenkelt und bespritzt; der Schnabel trübgelblich mit dunkler Spitze; Füße gelblichgrau.

Länge 30 cm, wovon der Schwanz 7,2 cm wegnimmt, Flügelbreite 50,4 cm, Schnabellänge 1,4 cm, Höhe des Fußrohrs 4,8 cm.

Beschreibung. Männchen: Der Scheitel ist hellbraun; die Ohren hell braungrau; Wangen, Stirn, Kehle und ein Streif über dem Auge sind hell rostfarben; der Hals bis auf die Brust blaß bläulichaschgrau, mit feinen, mattschwarzen Punkten gewellt und auf dem Oberhals hellbräunlich überflogen. Der ganze Rücken ist hellbraun, aschgrau gemischt, mit feinen punktierten, schwarzbraunen Querlinien

durchzogen und rostbraunen Federsäumen. Der beinahe nicht sichtbare, kurze, aus 18 Federn bestehende Schwanz ist rostrot, die vier mittelsten Federn sind aber wie der Rücken. Die Flügeldeckfedern sind beinahe wie der Rücken, nur nach feinerem Muster, die größern Deckfedern mit schwarzen und rostroten Flecken; die Schulterfedern ungefähr auf ihrer Mitte mit großen rotbraunen Flecken; die Schwingfedern sind braungrau mit rostgelblichweißen Querbändern durchzogen. Die Seiten des Unterkörpers sind licht aschblau, mit schwärzlichen Punktlinien gewellt, und braunroten, mondförmigen Flecken; der Bauch und die untern Schwanzdeckfedern sind schmutzigweiß; auf der Brust steht ein dunkelrotbrauner, hufeisenförmiger Schild nach unten geöffnet. — Der Schnabel ist grünlichgrau; das Auge hellbraun; an den Schläfen mit kleinen, hochroten Wärzchen besetzt; die Füße sind stark und hell rötlichgrau, im ersten Herbst mit gelblichen Sohlen. — Das Weibchen ist kleiner, schmächtiger, matter gefärbt; die Schulterfedern werden auch bei den ältesten Weibchen nicht so völlig rotbraun, wie bei den Männchen, und geben ein besseres Kennzeichen als das rotbraune Brustschild, welches bei den alten Hennen oft schöner und größer ist als bei jungen Hahnen; die Spiegel in den Seiten sind schmäler, und der hufeisenförmige Fleck auf der Brust ist bei jungen Hennen nur wenig angezeigt. — Die unvermauserten Jungen: Der ganze Vogel mit schmalen, trüb rostgelblichweißen Schaftstrichen, die am Oberkopfe auf schwarzem, am Halse auf hell gelbbraunen, am Unterleibe auf düster braungelblichem, an den Seiten dunkler werdendem, und am Oberleibe auf braunem Grunde stehen; zugleich auf der Schulter und dem Flügel, wo die Schaftstriche größer werden, mit schwarzen Bändern, auf dem Rücken und Bürzel mit eben solchen Punktlinien und Zickzacks. Der schmutziggelbe Schnabel mit bräunlicher Spitze; die ockergelben Füße werden immer dunkler und brauner. — Das Dunenkleid ist unten gelblichweiß, in den Seiten rostgelb; oben hell gelbbräunlich, rostfarbig und rostbraun gemischt, auf dem Rücken streifenartig schwarz gefleckt, auf dem Kopfe mit ein paar deutlicheren Streifen. Schnabel und Füße gelblichfleischfarben, letztere mit hellgelben Sohlen. Sie ähneln jungen Wachteln, sehen aber mehr staubfarbig und weniger rostgelb aus.

Bei der weiten Verbreitung findet man Abänderungen: Weiße, Gescheckte, Blasse und Schwarzbraune; desgleichen variiert auch die Größe.

Der in ornithologischen Kreisen durch seine vielfachen Belehrungen rühmlichst bekannte Prof. Dr. Altum hat für die Eberswalder Forstakademie s. Z. eine möglichst große Sammlung der Perdix cinerea aus den verschiedensten Gegenden zusammenbringen lassen, um klimatische oder geographische Formen daraus feststellen zu können. Mehrfache Abweichungen finden sich nun auch freilich in Hülle und Fülle; denn P. cinerea variiert in Färbung stärker als die meisten heimischen Vögel; besonders am Scheitel, an Kehle, Stirn, Augenstreifen, am Schild, an Steuerfedern, Flügeldecken, Oberbrust und Tragfedern. Trotz aller dieser zusammengestellten Untersuchungen lassen sich konstante Varietäten bei der P. cinerea nicht annehmen. Prof. Altum weist auf eine Anzahl von Typen hin, welche sich auf Grund dieser Untersuchungen ergeben haben, wobei aber das normale Rebhuhn nicht berücksichtigt ist. Wir führen einige an: „Das Rebhuhn aus der Umgegend von Moskau ist auffallend groß und hauptsächlich in grau gefärbt. Das Rebhuhn aus Ost-Preußen ist unter den deutschen Hühnern das stärkste, seine Färbung lebhaft. Das Ost-Friesische (Reb-) Moorhuhn ist eine kleine Rasse; die Färbung des Gefieders außerordentlich dunkel. Das Süd-Schwedische Rebhuhn, ebenfalls kleine Rasse, mit tief olivenbräunlichem Scheitel, licht braun an Kopf und Kehle, und mit außerordentlich kleinem Schild von sehr dunkler leberbrauner Farbe. Das Sibirische Rebhuhn, P. barbata, *Verr.*, unterscheidet sich von andern Rebhühnern nur durch das Extreme seiner Farbentöne, — welche — nicht qualitativ, sondern quantitativ zuweilen sogar eine lückenlose Skala bilden." Interessenten finden näheres in: Cab J. 1880, S. 215—217. — Noch ausführlicher: Dankelmannsche Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, XII, 1880, Nr. 277 ff., von Prof. Altum. Siehe auch nächstfolgendes.

Das Rebhuhn bewohnt das mittlere Europa, vom südlichen Skandinavien bis an die Küsten des Mittelmeeres hinab, und von Spanien in östlicher Ausdehnung bis und samt Klein-Asien. Weiterhin in Asien, nach Osten, zweigen sich einige, übrigens sehr nahestehende Arten ab, z. B.: Das Barthuhn, Perdix barbata, *Verreaux* 1863; P. daurica, *Pall.*; etwas kleiner und mit rostgelblicher Brust, das Bauchschild schwarz und der Rücken mehr rotbraun gefleckt; die Kehlfedern sind verlängert, weshalb der obige Name gewählt wurde. Es bewohnt Sibirien, die Mongolei, Nord-China. — Das Tibetanische Rebhuhn, P. Hodgsoniæ, *Hodgs.* 1847. Kropf und Brust auf bräunlichweißem Grunde schwarz quergebändert; ein großer schwarzer Fleck auf der Bauchmitte; Weichen auf isabellfarbigem Grund mit rotbraunen Querbinden; sonst unserem Rebhuhn ähnlich. In Tibet. — Severzov führt unser Rebhuhn auch für Turkestan auf. — In Neuseeland wurde es eingebürgert und scheint zu gedeihen. — In Mittel-Europa findet es sich überall an zusagenden Plätzen, so in Nord-Spanien, in Nord-Frankreich, in Großbritannien, Belgien, Holland, Dänemark, im südlichen Schweden, sowie in Menge auf dessen mildern Inseln; in Deutschland, in der Schweiz, in Nord-Italien, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn, in Rußland von Finnland bis in dessen südliche Provinzen. In den südlichsten Teilen Europas kommt es schon seltener vor, desto häufiger aber in dessen gemäßigtem Klima, wie in Deutschland, wo es, wie überall, die getreidereichsten Gegenden bewohnt; große fruchtbare, ebene, höchstens hügelige Gegenden. Für die genannten Länder in Mittel-Europa ist es einer der gemeinsten Feldvögel und das gewöhnlichste Federwild. Es ist zwar ein Feldvogel, kann aber seiner Sicherheit wegen Gebüsche und niedriges Gehölz nicht ganz entbehren. Nicht zu weitläufige, ebene, mit Grasrainen versehene Plätze, mit gutem, fruchtbarem Boden, wo verschiedene Gewächse angebaut

werden, als Weizen, Gerste, Erbsen, Klee, Kohl, Kartoffeln u. s. w. wählt es gern zum Aufenthalt, um so lieber, wenn Dornbüsche, Hecken, mit Weidengesträuch besetzte Wassergräben und fette Wiesenflecke darauf vorkommen, welche ihm erwünschte Verstecke bilden. Daß es sich gern in Rebenpflanzungen aufhält und Weinberge bevorzugt, wo solche vorkommen, deutet auch sein Name „Rebhuhn“ an, denn diese gedeihen doch nur in mildern Gegenden, die dann auch mit fruchtreichen Getreidefeldern und Aeckern abwechseln, welche ihm nahrungspendenden guten Aufenthalt bieten. Auf Bäume setzt sich das Rebhuhn nicht. — Im Frühjahr sind sie meist paarweise in Gegenden, wo sie später ihre Brut machen, auf Saat- und Kleefeldern, in Repsstücken, auf gepflügten Aeckern; späterhin begeben sie sich in den Schutz und die Verborgenheit des hohen Getreides. Gegen den Herbst trifft man sie familienweise in Sommer- und Getreidefeldern, in gut bestandenen Wiesen, die übrigens doch mit Hecken, Dorn- und Brombeerbüschen, jungem, niederem Nadelholz, Weidengehegen, Feldhölzern und Weinbergen verbunden sind, damit sie nach beendigten Nahrungsgeschäften ein ruhiges Asyl finden. In den asiatischen Steppengegenden müssen sie freilich mit geringern, sandigen und steinigen Plätzen vorlieb nehmen, welche kaum annähernd den hier beschriebenen gleichen. — Im Winter kommen sie den Gärten und Dörfern nahe und liegen dann an geeigneten Stellen haufenweise beieinander, um sich gegenseitig zu erwärmen. Fällt dann viel und anhaltend Schnee, so lassen sie sich ganz einschneien, und kommen erst wieder zum Vorschein, wenn es aufgehört hat zu schneien. Nicht selten kommen sie in harten Winterzeiten in die Gärten und selbst in abgelegene Höfe, gern in die Nähe der Haushühner, um Schutz und Futter zu suchen. — Im Gebüsche bleiben die Rebhühner niemals über Nacht, die Bruthühner ausgenommen. Wann es zu dunkeln beginnt, rufen sie sich zusammen, fliegen nach ihrer Vereinigung noch ein- oder einigemal weiter, fallen dann aber schnell ein, kratzen eine kleine Vertiefung, und legen sich nun, die Köpfe gegeneinander, dicht zusammen, ohne weiter herumzulaufen, und bringen die Nacht in Ruhe zu. Morgens in der Dämmerung laufen sie auseinander, die Alten rufen aber die Kette wieder zusammen, dann fliegen sie weiter, werden wieder zusammengerufen, fliegen noch einmal weiter, und erst beim dritten Lockruf verweilen sie auf dem Platz, um mit aufgerichteten Hälsen den Aufgang der Sonne zu erwarten, worauf sie ihren Nahrungsgeschäften nachgehen.

Das Rebhuhn ist ein Stand-, teilweise auch Strichvogel. Wo es ausgebrütet wurde und die erste Zeit seiner Kindheit zubrachte, hält es sich auch späterhin am liebsten auf. Diesem Aufenthalt nach nennt man die im Gebüsche ausgebrüteten: Buschhühner, die im Feld ausgebrüteten: Feldhühner. Die, welche durch allgemeinen Futtermangel oder durch bedeutendes Kahlwerden der Felder zum Wegstreichen gezwungen werden, nennt man Zughühner. Sonst verlassen die meisten Rebhühner das Revier, in welchem sie geboren sind, bei gar zu argen Störungen und Nahrungsmangel nur auf kurze Zeit und in geringer Entfernung, und kehren baldmöglichst wieder auf die heimatliche Flur zurück. — Uebrigens zeigen sich im nördlichen Deutschland fremde Rebhühner, welche aus östlichern oder nordöstlichern Gegenden kommen und oft erst gegen das Frühjahr verschwinden. Buffon, welcher diese Rasse richtig beschreibt, nennt sie das Kleine Graue, oder Damaszener-Rebhuhn, Perdix damascena, *Briss.*; nach Pastor Brehm: Perdix cinerea minor. Diese Hühner, welche eine besondere Rasse zu bilden scheinen, sind etwas kleiner, haben dunklere Fußfärbung, bestehen aus starken Familien, halten sich stets in großen Flügen von 50 bis 100 und selbst bis zu 500 Stück beisammen, sind auf dem Zug außerordentlich wachsam und scheu, lassen sich auch von dem Jäger nicht sprengen, sondern die streichenden Scharen halten zäh zusammen und verschwinden dann nach einiger Zeit so plötzlich als sie erschienen sind, um nimmer wiederzukehren. Sie wälzen sich halb fliegend, halb laufend über die Felder, indem die vordersten Futter suchen, die hintern dieselben überfliegen, und es dann ebenso machen, bis sie dem Auge entschwunden sind. Sonst unterscheiden sie sich in Farbe, Zeichnung, Lebensart und Stimme nicht viel von den unsrigen. Unsere Jäger nennen sie: Fremde Zughühner. Die Brutplätze dieser Rasse sind zur Zeit noch nicht bekannt, und es ist den Forschern zu empfehlen, zu Feststellung der Brutgebiete dieser Rasse nach Kräften beizutragen. In Finland gehen die Rebhühner bis zum 65. Grad, möglich daß sie aus den dortigen verödeten sumpfigen Gegenden stammen. S. Cab. J. 1876, 42.

Mit dem Beginne der bessern Jahreszeit trennen sich die Familien und sondern sich in einzelnen Paaren ab, was je nach der Witterung Ende Februar oder im März stattfindet. Da aber die Männchen meist in der Mehrzahl sind, so giebt es viel Unruhe und Balgereien, wobei eben Stärke und Mut den Ausschlag geben. Die einmal geschlossene Ehe dauert auf Lebenszeit, die Paare teilen Freud und Leid, und entfernen sich nie weit voneinander, denn die Gatten suchen und rufen so lange, bis sich die Verlorenen wieder zusammengefunden. Ein eigentliches Balzen findet nicht statt, allein das Männchen lockt sein Weibchen in den Morgen- und Abendstunden mit dem häufigen Rufe „girrhäck“ oder „girrhääk“, was sich auch mit „zir-reb“

oder schärfer: „zirr-räp" verdeutlichen läßt. Dieser Ruf wird vom Weibchen sanfter: „girret" beantwortet. Es kommt gewöhnlich auf diesen Ruf auch bald zu seinem Männchen und wird von demselben mit hängenden Flügeln, ausgebreitetem Schwanz und beständigem Kopfnicken empfangen, mit einem sanften „kur kur" begrüßt und darauf die Begattung vollzogen. — Dieses Balzrufen hört man etwa 10—12 Tage; wo dieses Treiben länger dauert, oft bis in den Mai hinein, ist es ein Zeichen, daß sich ledige Männchen umhertreiben, welche nicht selten den gepaarten Paaren, besonders den Weibchen durch ihre Aufdringlichkeit so lästig werden und die Nistenden dermaßen stören, daß diese nicht im stande sind, eine eigene Brut zu bereiten und in dieser Bedrängnis zuweilen in andere Nester absetzen müssen, wodurch die Normalzahl mancher Gelege oft bedeutend vergrößert wird.

Sie nisten gern in Weizen, Rübsaat, Reps, Erbsen und anderen Hülsenfrüchten, sehr gern in Klee, Luzerne, in gut besetztem hohem Wiesengras, welches mehr Schutz zu bieten scheint als Getreide; im Gestrüpp an Buschrändern, auf jungen Schlägen, kleinen Feldhölzern, in jungem, niederem Nadelholz, dessen Boden mit Gras und Kräutern bedeckt ist; in Weinbergen, selbst in vergrasten Obstgärten; allein tief in den Wald gehen sie zum Nisten nie, wie sie ihn auch sonst nur im höchsten Notfall betreten. Das Nest ist eine kleine, vom Weibchen selbst gekratzte oder aufgefundene und erweiterte Vertiefung mit Halmen und dürren Pflanzenteilen belegt, meist gut versteckt und wegen seiner Umgebungen nicht leicht aufzufinden. Gegen Ende des April, gewöhnlich aber erst im Mai beginnt das Weibchen zu legen, wobei das gute oder schlechte Wetter vieles ausmacht. Junge Weibchen legen auch später als die älteren, und gewöhnlich auch weniger Eier, denn man findet Gelege von 9 Eiern bis zur fast doppelten Zahl von 17 Eiern. Hat das Gelege weniger als 9 Eier, so nimmt man an, daß das erste Gelege verunglückte. Sind es mehr als 17 Eier (man hat schon 25 Stück in einem Neste gefunden), so muß man annehmen, daß ein — von seinem Neste verjagtes Weibchen in der Not den Rest seiner Eier hinzulegte. Die gewöhnliche Zahl sind 10—12 Eier, wovon meist jeden Tag eins gelegt wird, oft mit Unterbrechung des dritten Tags, welche in 21 Tagen ausgebrütet werden. Sie sind etwas klein, nämlich 33 + 26 mm, und haben merkwürdigerweise eine Birn- oder Kreiselform, wie die der schnepfenartigen Vögel. Die Schale ist fest und glatt, mit vielen sichtbaren Poren, wenig glänzend; ihre Farbe kommt den Eiern des Edelfasans nahe, ist graugrün, heller oder dunkler, in das Gelbliche oder Braune ziehend. Bei wenigen findet man die Poren braungefärbt, bei noch wenigern wirklich bräunliche Fleckchen und Flecken. — Häufige und bedeutende Störungen bewirken, daß das Weibchen Nest und Eier verläßt, nur gegen das Ende der Brütezeit, wenn es das Ausschlüpfen der Jungen nahe fühlt, wagt es manche Henne, an solchen beunruhigten Orten die Eier vollends auszubrüten; ja sie sitzen bisweilen dann so fest, daß sie nicht selten von der Sense des Mähers erreicht und auf den Eiern getötet werden. — Man will behaupten, die Rebhühner gäben in dieser Zeit keinen Geruch (Witterung) von sich, weil sonst die Raubtiere die brütenden Weibchen unfehlbar aufspüren und selten eine Brut aufkommen lassen würden.

Die wolligen, gelblichgrauen Jungen mit schwarzbraunen Rückenstreifen, von denen die Mehrzahl (nämlich die Hälfte und mehr) männlichen Geschlechtes sind, werden noch kurze Zeit erwärmt und abgetrocknet, verlassen dann das Nest für immer, oft mit anklebenden Stückchen Eierschalen und folgen sofort der Mutter, welche sie zum Futtersuchen anleitet und von Zeit zu Zeit unter Flügel- und Bauchgefieder erwärmt. In der ersten Zeit lebt sie sehr vorsichtig und heimlich mit den Jungen an möglichst sichern und versteckten Plätzen. Während des Brütens oder Führens der Jungen hält das Männchen in der Nähe Wache, und benachrichtigt sein Weibchen von allen drohenden Gefahren; mutig stellt es sich gleich starken Feinden entgegen, und wo es dieselben nicht durch seine Körperstärke abzuhalten vermag, wie z. B. einen Hühnerhund, stellt es sich lahm, lenkt so die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich, der es als leichte Beute zu erschnappen glaubt, und wenn derselbe weit genug vom Neste entfernt, entflieht es im Ernst mit Eile nach einer andern Richtung. Die Henne, die gleich nach dem flüchtenden Hahn auffliegt, und sich viel weiter, aber allemal in einer ganz andern Richtung entfernt, hat sich kaum niedergelassen, so läuft sie augenblicklich und in größter Schnelligkeit nach ihren Jungen längs der Furchen oder in gut gewählter Deckung zurück. Diese halten sich indessen im Gras und unter Blättern verborgen; die Mutter versammelt sie geschwind durch leises Gackern, das nur dem scharfen Gehör der Jungen verständlich ist, und ehe noch der Hund, welcher den Hahn verfolgte, wieder zurückkommt, hat sie ihre Brut bereits eine große Strecke fortgeschafft, ohne daß der nahestehende Jäger das mindeste Geräusch oder heimliches Locken bemerken konnte. Eine solche Familie (Volk) hält mit rührender Anhänglichkeit aneinander, und weiß sich, wenn sie versprengt wurde, durch Locktöne und ungemeinen Scharfsinn immer wieder zusammenzufinden.

So verträglich die Rebhühner familienweise auch leben, und, wie Naumann sagt, gleichsam nur ein Herz und eine Seele bilden, so wenig sind sie es gegen die Individuen anderer Völker;

sie kennen sich untereinander so genau, daß jeder Fremdling sogleich angefallen und mit Schnabelbissen vertrieben wird. So haben auch vereinzelte alte Rebhühnerpaare, welche durch Mißgeschick ihre eigene Familie einbüßten, große Not, sich im Herbst einer andern Familie anschließen zu dürfen, und es giebt viel Streit, ehe sie darin aufgenommen werden. Nachsichtiger sind sie mit der Aufnahme junger Hühner, oder ganz vereinzelter Alter, obwohl es anfangs auch nicht ohne einigen Widerwillen abgeht. — Auch bei den Zughühnern, welche in großen Flügen erscheinen, halten die Familien enger zusammen, drücken sich miteinander auf ein Lagerplätzchen, jede für sich und etwas von der nächsten entfernt, und stellen ihre besondere Wache aus.

Die erste Nahrung der Jungen sind allerlei kleine Gewürme und Insekten, besonders Ameiseneier; deshalb sucht die Mutter gern die Haufen der Ameisen, scharrt solche auseinander, nimmt die Puppen in den Schnabel und legt sie ihren niedlichen Dunenjungen vor; erst wenn sie älter sind, fressen sie Sämereien und Grünes. So oft sie gesättigt sind, ebenso bei Nacht und bei übler Witterung, nimmt sie die Mutter unter die Flügel, wo sie einen warmen Platz finden. Auch der Vater nimmt sie zeitweise unter die Flügel, namentlich wenn sie größer werden und unter der Mutter nicht mehr genügend Raum finden; oder er steht auf der Wache, warnt vor Gefahren und verteidigt, wenn nötig, die Brut, welche sich in der größten Schnelligkeit meisterhaft zu verstecken weiß, und erst wieder zum Vorschein kommt, wenn ein Lockton der Eltern sie hervorruft. Daß der Vater überlegene Feinde durch listiges Lahmstellen täuscht, die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu lenken sucht und damit abwegs führt, ist schon oben erwähnt. Sobald ringsumher alles wieder ruhig, jede Störung bis auf die letzte Spur verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, der von der Mutter sogleich beantwortet wird, worauf er zur Familie zurückkehrt. So unterscheidet sich der Rebhahn als wahres Muster eines treubesorgten Familienvaters gegenüber dem herzlosen selbstsüchtigen Benehmen des Wachtelhahns. — Späterhin retten sich die Jungen vor ihren Verfolgern durch Fortfliegen; werden sie abermals aufgestöbert, so fliegen sie auseinander und zerstreuen sich nach allen Richtungen, was der Jäger „sprengen" heißt. Diese Vereinzelten liegen dann vor Angst so fest, daß sie den suchenden Hühnerhund dicht herankommen lassen, ohne aufzufliegen. Ist die Gegend wieder stiller geworden, so rufen die Alten ängstlich suchend nach den Versprengten, welche antworten und zusammenlaufen, und ruhen nicht eher, als bis alle noch Vorhandenen wieder beisammen sind. Besonders thätig ist hierbei der Vater, welcher noch lange sucht, die noch Verborgenen hervorruft und sie freudig der Mutter zuführt, während diese schon einen Teil der Familie führt. Noch ausführlicher zeichnet Naumann dies einträchtige Familienbild im 6. Band 1833, 501—509.

Das Rebhuhn hat einen hurtigen, behenden Gang; in ruhigem Zustand schreitet es bescheiden und gebückt, sehr aufrecht aber im raschen Lauf, in dem es kaum ein Mensch einholen kann. Es weiß sich meisterhaft zu verkriechen oder auf dem Boden zu verbergen, wobei ihm sein graulichés Gewand sehr zu statten kommt. Die kurzen gewölbten Flügel trägt es unter den schönen Tragfedern verborgen, den Schwanz stark hängend; wenn ihm etwas Unerwartetes aufstößt, so schnellt es mit demselben, und dies ist das Zeichen, daß es sich durch die Flucht retten will. Sein Flug ist schnell und schnurrend, wobei es, wenn einmal im Zuge, auf längere Strecken ohne merkliche Flügelbewegung rasch durch die Luft schießt. Es ist sehr gesellig, und nur während der Brütezeit sind sie paarweise, sonst zu allen Zeiten in einem größern, geselligen Verbande. — Furchtsam ist das Rebhuhn allenthalben, nicht aber eigentlich menschenscheu, denn wo es nicht verfolgt wird, läßt es Hirten und Ackersleute nahe an sich kommen, sucht ungescheut sein Futter, und fliegt auch bei größerer Annäherung nie weit weg. Anders ist freilich das Verhältnis, wo es durch Schießgewehr verfolgt wird; hier gehört es unter die scheuen Vögel*).

Der gewöhnlichste Ruf, den das Rebhuhn im Fliegen und Sitzen hören läßt, lautet „girhick"; der Paarungsruf: „girhääk", wie schon vorn bemerkt, oder auch „zir-reb", und ist sehr weit vernehmbar; man nennt es sein Krähen. Zugleich ist dies auch der Lockruf, womit sich die Familienglieder zusammenlocken. Dieses Krähen hat unserem Vogel wohl auch zu dem Namen Rephuhn verholfen, welcher durch unsere heutige Schreibweise in Rebhuhn umgewandelt wurde, wodurch Ruf und Aufenthalt bezeichnet ist. Im Schrecken stoßen sie ein gellendes „ripripripri p" aus, welches von Anfang höher und heftiger als zu Ende ist, und gewöhnlich mit einem „girhick" geschlossen wird. Die Jungen piepen, etwas kürzer als junge Haushühnchen; später kommt ihr Lockton, welcher anfangs nur „girik" klingt. Ganz erwachsene

*) Ausnahmsweise wurden Rebhühner auch schon als Schwimmer beobachtet, denn eine durch Schützen aufgejagte Kette strich jedesmal ins Gebüsch am Ufer eines nahegelegenen Flusses, und die Hühner schwammen nun ohne Zwang über 120 Schritte weit ans andere Ufer. Sie trugen dabei, die Schwänze in die Höhe gehoben, die Flügel etwas vom Körper entfernt, hielten dicht zusammen und schüttelten beim Herauskommen das Gefieder wie nach einem Sandbade. Siehe „Naumannia", 4. Bd., Seite 83.

junge Hühner lassen auch an Plätzen, wo sie sich sicher glauben, ein dumpfes „kurruck — kurruckuckuck" hören, dazwischen von den Alten ein sanftes „kurr — kurr", welches bei etwas Verdächtigem auch als Warnung dient.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus allen Arten von Insekten, welche es irgendwie erhaschen kann, besonders aus den kleinern Käfern, Gewürmen, Heuschrecken und Grillen samt Brut, Motten, Fliegen, Spinnen, Larven, hauptsächlich aus Ameisen und deren Puppen, den sogenannten Ameiseneiern. Es hält sich deshalb sehr gern da auf, wo es dergleichen findet. Nach kleinem Gewürm und Puppen scharrt es den Boden auf gleiche Weise auf, wie wir es von unsern Haushühnern sehen. So lange es Insektenkost giebt, verlangt es nichts andres. Ferner frißt es alle Getreidearten, als: Weizen, Gerste, Haber, weniger gern Roggen; auch Hirse, Buchweizen, Hanfsamen, Mohn, Hirsegrassamen, den Samen vieler Unkräuter, besonders Vogelknöterich, junge, zarte Pflanzenspitzen, grüne Saat, jungen Klee, Weißkohl, Krauskohl und noch vieles andere. — Jede Familie hat ihre Weideplätze, wo sie ihr Futter sucht und welche sie auch mit andern teilt. Wenn alles in Nahrungsgeschäften begriffen ist, steht eines in aufrechter Stellung als Wache dabei, und ein leises „kur" ist der Warnungston, bei dem sich alles mäuschenstill niederdrückt, um übersehen zu werden oder bei nahender Gefahr zu entfliehen. — Ihre Ruhepausen benutzen sie gern dazu, sich an sonnigen, sichern Plätzchen im Staube zu paddeln oder das Gefieder einzustäuben. Sie verwandeln deshalb durch Kratzen und Scharren die Erde teilweise in Staub. — Der Winter ist eine harte Zeit für das Rebhuhn, nicht der Kälte wegen, sondern weil ein strenger Winter gewöhnlich Futtermangel im Gefolge hat. Bei wenig Schnee finden sie noch Körner und Grünes genug, weil sie durch Scharren den Boden frei machen, auch die über den Schnee hervorragenden Samenstengel von Wegerich (Plantago), Cichorien, Gras u. s. w. auffressen. Bei lockerem Schnee graben sie Gänge zum jungen Klee, zur Saat, zum Reps, zu verschiedenen Kohlarten, welche sie unter der Decke gut auszuspüren wissen. Auch die Misthaufen und Pferdeexkremente, welche unverdaute Körner enthalten, sind ihnen nicht zu schlecht, um nicht noch durchsucht zu werden. Wenn aber der Schnee nach Regen und Tauwetter fest wird und oben eine Eisrinde bekommt, welche sie nicht mehr durchscharren können, dann entsteht Hungersnot, und in ihrem ermatteten Zustande werden sie nun eine Beute herumlungernder Füchse, Krähen und Raubvögel. In solcher Bedrängnis werden zuweilen die Hasen ihre Retter, weil diese bei Nacht durch die Schneerinde Löcher kratzen und Röhren anlegen, in welche die Rebhühner dann bei Tage schlüpfen, und das vollends abweiden, was jene übrig ließen. Wo es in einer Gegend viele Wachholderbüsche giebt, halten sie die strengsten Winter glücklich aus, denn sie finden unter den dichten Büschen Schutz, und an deren Beeren eine kräftige Nahrung. Bei eintretendem Tauwetter bleibt Grünes noch eine Zeitlang ihre Hauptnahrung, bis endlich die mildere Jahreszeit den Nahrungssorgen ein Ende macht*).

In manchen Bezirken, wo man ihnen besondere Pflege angedeihen läßt, werden im Spätjahr eine Partie Hühner zur Zucht aufgefangen und überwintert. Letzteres geschieht am besten in Kammern, in welche man oben eine schlaffe Leinwanddecke nagelt, damit sie sich beim Aufschießen den Kopf nicht verletzen oder einrennen. Ferner stellt man je nach der Anzahl der zu haltenden Hühner mehrere Bündel Stroh auf, zwischen denen sie sich verstecken und umhertreiben können. — Gut ist es auch, wenn man sich einen Kasten machen läßt, nach Art der Bücherschränke, mit Reinigungsschubladen für jedes Fach, welches man 3 Finger hoch mit Sand bestreut. Eine jede solche Abteilung ist nicht höher, als daß gerade die Rebhühner aufrecht stehen können, sich also das „in die Höhe stoßen" von selbst aufhebt oder doch unschädlich wird. Das Gitter bringt man nur auf einer, und zwar auf der schmalen Seite an. Für jedes Volk wählt man, um Streit zu vermeiden, ein besonderes Fach, welches in der Mitte der breiten Seite ein Thürlein hat, um die Futtergeschirre hineinstellen zu können. Im Frühjahr setzt man sie wieder in ihren Revieren aus. — Man hat sich früher sehr viel damit befaßt, die Rebhühner zum Aus- und

---

*) Wo man den Feldhühnern eine richtige Fürsorge zu teil werden lassen will, kann man Feldremisen anlegen, um ihnen geeignete Schutzörter zu verschaffen. Man grabt den Platz gut um und säet reichlich: Eicheln, Weißbuchensamen, Weiß- und Schwarzdorn (Schlehen), wilde Pflaumen und Hagebuttenkerne, Ebereschen, Liguster, Kratzbeere, pflanzt auch — ohne Rücksicht auf jene Aussaat — folgende Holzarten in 86 cm Weite reihenweise darauf, nämlich: Gemeine Syringen, Liguster, Teufelszwirn (Lycium), wilde Feldrosen und große Kratzbeeren (Rubus fruticosus), rote und schwarze Holunder. Beim Anlegen solcher Feldhecken darf nichts versäumt werden, was ihrem Wachstum förderlich ist, besonders darf das tüchtige Einschlemmen der Wurzeln nicht unterbleiben. Zwischen die Sträucher legt man in eben der Weite noch Erdäpfel (Helianthus tuberosus), welche schon im ersten Herbst den Rebhühnern Schutz gewähren. Die schönsten Remisen giebt jedoch unsere Stieleiche (Quercus pedunculata), doch ist das Wachstum derselben ein viel langsameres, als das aller oben angeführten Pflanzen.

Einfliegen zu gewöhnen; man ist jedoch hiervon in neuerer Zeit als nutzlos und kostspielig abgekommen, denn sie fliegen sehr gerne aus, aber höchst ungern wieder ein.

Alte Rebhühner passen nicht gut ins Zimmer, und gehören zu den Vögeln, welche von Natur aus keine Anlage zur richtigen Zähmung haben; aus Furcht rennen sie bei jeder Veranlassung wie toll umher, springen in die Höhe und stoßen sich gar den Schädel ein. Soll doch ein Versuch gemacht werden, so sind zuerst die Flügel zu beschneiden, und zwar die 10 vordern Schwingen hart an den Deckfedern entlang. Dann macht man in einer Ecke ein Versteck folgendermaßen: Man nimmt 6 Brettstücke, welche 16 dcm lang und 3 dcm breit sind, macht in jedes Brett 2 Löcher in die Mitte, aber nicht bei jedem Brett an der gleichen Stelle, sondern versetzt, und so groß, daß ein niederes Tannenbäumchen eingesteckt werden kann. Für 6 Bretter wären demnach 12 Bäumchen nötig. Man legt nun die Bretter in die bestimmte Ecke (oder in einen Verschlag) nebeneinander, steckt die Tannenbäumchen, welche nur 8—9 dcm Höhe haben dürfen, in die gebohrten Löcher, und es wird dadurch ein kleiner Tannenwald gebildet; notwendig ist, daß die Bäumchen schon 15 cm über dem Boden mit Zweigen anfangen, unter deren Schutz sich die Rebhühner umhertreiben können. Die Bretter werden mit Wassersand, Walderde und Moos belegt, und auch die Futtergeschirre kommen darauf: In einem solchen Versteck halten sie sich sehr leidlich, um so mehr, wenn sie durch freundliche Pflege an ihren Wärter gewöhnt sind. Fallen von den Tännchen die Nadeln ab, so hilft man dadurch nach, daß man Moosrasen auf die kahlen Zweige legt, gerade genug, um aus dem Tannenwald einen Mooswald zu machen. Statt der Tännchen kann man auch Wachholderbüsche nehmen, die man so nahe zusammensteckt, um den gleichen Zweck zu erreichen. Wenn das Versteck von oben zu hell für das Huhn ist, so überdeckt man das Ganze mit grünem Zeug.

Bei den aufgezogenen Dunenjungen hat man diese Vorrichtungen zwar nicht nötig, weil diese im Zimmer so zutraulich werden, daß man Mühe hat, sie nicht zu treten; aber eben deshalb ist es gut, ihnen eine ähnliche Anlage zu machen, weil sie sich dann am liebsten da aufhalten. Während die Alten meist wild und scheu bleiben, werden die Jungen übertrieben zahm und sorglos ohne alle Vorsicht, denn sie kommen — bei freiem Lauf im Zimmer — nicht selten unter die Sohlen und werden zu Krüppeln getreten. — Erhält man Dunenjunge zum Erziehen, so bedürfen sie vor allem ununterbrochene Wärme, die man dadurch verschafft, daß man sie in eine Schachtel auf ein Wattnest setzt, mit Watte bedeckt und einen durchlöcherten Deckel darauf thut. Alle $1^1/_2$ Stunden läßt man sie reichlich fressen, indem man Ameiseneier vorlegt. In solchem warmen Verschluß hält man sie mehrere Wochen, aber immer leichter bedeckt, bis man sie endlich nur noch bei Nacht in ihr Wattbett bringt. Im übrigen verweise ich auf die „künstliche Fütterung der jungen Fasanen", nur daß bei den zarten Rebhühnchen Ameiseneier noch nötiger sind, daß man sie überhaupt wie jene als insektenfressende Vögel zu behandeln hat, und erst wenn sie stark halbwüchsig sind, allmählich und nicht zu schnell an Samenfutter und Getreide gewöhnt. — Die Eier des Rebhuhns kann man im Felde aufsuchen und durch ein Zwerghuhn ausbrüten lassen. Will man sie später auf den Hühnerhof aussetzen, so muß dieser eng verzäunt und oben mit einem Drahtnetz zugeflochten sein, oder man muß die Hühner gelenken. Wem das zu hart erscheint, dem bleibt nichts übrig, als die Flügel zu beschneiden, man riskiert aber, daß die Federn nachwachsen, und daß, wenn das wiederholte Beschneiden im August und September übersehen wird, die Hühner für immer ausfliegen, denn, mögen sie auch noch so zutraulich erscheinen, das Einfliegen wird gewöhnlich vergessen.

Alte Rebhühner füttert man mit Gerste, Weizen, Buchweizen, Hirse, Hanfsamen, Mohn, Weißbrot in Milch erweicht, Käsequark und zuweilen mit etwas Fleisch und Ameiseneiern. Als Grünes giebt man Salat, jungen Klee, und die zarten Blätter verschiedener Kohlarten, welche man klein zerschnitten vorlegt oder sie fest steckt, damit sie davon abrupfen können. Frisches Wasser zum Trinken, grober Wassersand zur Beförderung der Verdauung und Gelegenheit zu Staubbädern darf man nicht fehlen lassen, wenn man die Hühner bei Gesundheit erhalten will. Um ein Staubbad herzustellen, bedarf man nur eines 45 cm langen, ebenso breiten, und 1 dcm hohen Kistchens, das man halb mit Wassersand füllt.

Die Rebhühner haben viele Feinde. Der heftigste und furchtbarste unter allen ist der Hühnerhabicht, welcher sie sitzend, laufend oder fliegend mit größter Gewandtheit und fast ohne Fehlstöße fängt. Nur mäuschenstilles Niederdrücken entzieht sie zuweilen seinen Blicken, oder das rechtzeitige Entkommen ins dichteste Gestrüpp; denn wo dieses nicht dicht genug ist, setzt er ihnen zu Fuß nach und zerrt sie noch aus den Dornbüschen heraus. Auch das Sperberweibchen fängt zuweilen ein altes Rebhuhn. — Es sind überhaupt dieselben Feinde, welche schon beim Kupferfasan angegeben sind, weshalb man dort nachlesen wolle. Da die Zahl der Männchen die der Weibchen weit übersteigt, so darf es nicht wundern, daß auch die Zahl der Opfer meistens aus männlichen Individuen besteht, daß sie überhaupt dazu bestimmt scheinen,

sich als Wächter und Beschützer für ihre Familie zu opfern, weshalb auch das anscheinende Mißverhältnis einen weisen Grund hat. — Um die Rebhühnerzucht zu fördern, haben sich im Jülicher Lande die Jagdfreunde verständigt, für jedes Rebhuhn-Ei, das beim Mähen u. s. w. gefunden wird, 15 Pfennig zu bezahlen. Diese gesammelten Eier läßt man durch Hennen ausbrüten und übergiebt sie später der Freiheit. (Schweiz. Bl. Nr. 20, 1887.)

Sie gehören zur niedern Jagd, und werden mit feinem Schrot, von der Größe der Senfkörner, geschossen. Zum regelmäßigen Betrieb der Hühnerjagd ist ein gut abgerichteter Hühnerhund unentbehrlich; über die geistigen Fähigkeiten dieses edlen, verständigen Tieres weitläufig zu werden, ist hier nicht der Ort, und es sind solche den Jagdfreunden auch bekannt genug. Er ist ein treuer Gehilfe seines Herrn und demselben ein kostbarer Schatz. — Am besten ist der Betrieb, wenn bloß eine Person oder höchstens ein paar gute Schützen, jeder mit einem ferm dressierten Hund versehen, auf die Jagd gehen. Dieser dient dazu, die Rebhühner fest zu machen; sein feiner Geruch verrät ihm die Stelle, wo sich Rebhühner aufhalten, diese drücken sich nun, sobald sie des Hundes ansichtig werden, platt auf den Boden; er schleicht sich behutsam näher, wobei ihn immer die Nase leitet, beharrt endlich in der angenommenen, eigentümlichen Stellung fest, bis der Schütze herbeikommt, und die nun aufschnurrenden Rebhühner schießt. — Im Anfang der Jagdzeit schont man die noch zu jungen Hühner, bis sie vollends erwachsen sind; es fehlen ihnen noch die rotbraunen Seitenstreifen und die aschblaue Brust. Man kennt sie überdies schon im Herausfliegen an ihren Schwänzen; sind die Schwanzfedern von gleicher Länge, so sind sie gut; ist der Schwanz gabelförmig, d. h. die Mittelfedern noch kurz, so sind sie noch zu körperarm und schwach. — Auch die alten Rebhühner, als umsichtige und erfahrene Führer ihrer Familie, sollten der künftigen Vermehrung wegen von intelligenten Jagdbesitzern verschont werden. Sie legen mehr Eier, bringen ihre Brut besser auf, wissen sich vorsichtiger vor Feinden zu schützen, und es ist daher nicht überlegt, dieselben in der Hitze beim Herausstieben eines Volkes zuerst zu schießen. Besonders raten erfahrene Jäger sehr entschieden ab, im Frühjahr die sogenannten „überflüssigen Hühner" abzuschießen, sondern den Rest der Zuchthühner (Hahnen und Hennen) auf alle nur mögliche Weise zu erhalten. — Von den angeschossenen Rebhühnern gehen manche für den Schützen verloren, weil die Farbe ihres Gefieders dem Erdboden gleicht und sie den Augen desselben entzieht. Das bloß flügellahm Geschossene kann noch so schnell rennen, daß ein Mensch kaum im stande ist, es einzuholen; erreicht es einen noch bewachsenen Acker, so findet es sogar mancher Hund nicht wieder, denn es rennt in den Ackerfurchen mit reißender Schnelligkeit fort und fort, bis es sich endlich im weiten Felde verliert. Nur ein Hund, welcher der Fährte folgt, ist im stande, ein solches wieder aufzutreiben; der Jäger allein — nie oder nur durch besonderen Zufall.

Lebendig fängt man sie mit dem Hochgarn, Treibzeug, Tiras, mit der Schneehaube, mit dem Glockengarn, mit dem Stecknetz und Laufdohnen, nebst noch mehreren andern Arten. Ausführlich sind diese Fangmethoden beschrieben in Naumanns Natur-Gesch. der Vögel Deutschlands, 6. Bd., S. 514—543; in Jesters kleiner Jagd; von D. aus dem Winkell, Handbuch für Jäger u. s. w., Leipzig bei Brockhaus, 1866; in Chr. L. Brehms vollständigem Vogelfang, Weimar bei Voigt, 1855.

Ihr Wildbret ist sehr zart, wohlschmeckend, leicht verdaulich und gesund, weil es ungemein saftig ist, ohne fett zu sein. Die Eier sind eine ausgezeichnete Leckerei und in manchen Städten, z. B. in Wien, als Marktware zu kaufen. — Jägersprache: Der kastanienbraune Schild auf der Brust des Männchens heißt Schild. Eine Familie: Kette, Volk, Schar, Kompagnie. Ein Hühnerpaar ohne Junge: göst; eine einzelne ungepaarte Henne: gelte. Sie fallen auf die Weide oder das Gras; sie rufen sich, wenn sie locken; sie stauben, wenn sie im Sand oder Staub baden.

4. Gruppe: **Berghuhn.** Caccabis, *Kaup* 1829.

Alectoris, *Kaup* 1829; — Tetraogallus, *Gray* 1834; — Chacura, *Hodgs.* 1837; — Oreotetrax, *Cab.* 1846; — Ammoperdix, *Gould* 1851.

Bei den hier verzeichneten Arten sind roter Schnabel und Füße charakteristisch. Die Läufe vorn mit 2 vertikalen Schilderreihen besetzt, hinten und seitlich fein genetzt; statt des Sporns nur ein Höcker; die Befiederungsgrenze an der Stirn spitzwinkelig, sodaß die Firste ebensoweit als die Nasenklappe nach hinten vordringt. Schwanz mit 14—16 Federn, von denen die 12 äußeren abgerundet, die mittleren am Ende verschmälert sind. — Sie bewohnen steinige, einsame, aber durchaus nicht von Pflanzenwuchs ganz entblößte Gegenden, wo Heiden, Cistenrosen, Gestrüpp u. dgl. einen sichern Schutz gewähren, und in deren Nähe auch angebaute Felder sind, sie

mögen nun hoch oder nieder liegen; und das Steinhuhn, P. saxatilis, wird in Tirol und in der Schweiz zu einem wahren Alpenvogel, während es in Italien und Griechenland bis in die ebenen Getreidefelder herabsteigt. Doch ziehen sie Hügelgegenden vor. Ihre Verbreitung neigt mehr nach Süden als bei den Rebhühnern. Von etwa 12 Arten hier beschrieben: 3 Arten.

Das Steinhuhn. Perdix saxatilis, *Meyer & Wolf.*

Taf. 48, Fig. 2.

Steinfeldhuhn, Rotfüßiges Rebhuhn, Berghuhn, Rothuhn, Schweizerisches Rebhuhn, Bartanelle, Pernise. — P. græca, kleine Var., *Briss.* 1760; *Bechst.* 1793; *K. & Blas.* 1840; — P. saxatilis, *J. Wolf & B. Meyer* 1805; *Bechst.* 1807; *Br.* 1831; *Naum.* 1833; *Glog.* 1834; *v. Hom.* 1885; — Caccabis saxatilis, *Kaup*; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — P. chukar, östl. Var., *Gray* 1844; — P. rupestris, *Br.* 1831.

Kennzeichen. Die Wange, Kehle und Gurgel weiß, mit einem scharfbegrenzten schwarzen Band eingefaßt; die Weichenfedern blaugrau, vor der dunkelrotbraunen Spitze mit zwei schwarzen Querbinden, die eine rostgelbe einschließen; die Federn des Hinterkopfes blaugrau mit bräunlichen Spitzen. Die Befiederungsgrenze an der Stirn spitzwinkelig, sodaß die Spitze ebensoweit als die Nasenklappe nach hinten vordringt. Schnabel und Füße rot.

Länge 35 cm, Flugbreite 56,5 cm, Schwanzlänge 9 cm, Schnabellänge 16 mm, Höhe des Laufs 4,8 cm. Merklich größer als das Rebhuhn.

Beschreibung. Dieses Steinhuhn hat große Aehnlichkeit mit dem Rebhuhn, ist aber, wenn man auf die Artkennzeichen achtet, nicht mit demselben zu verwechseln. Wangen, Kehle und Vorderhals sind weiß, rings herum mit einer schwarzen Binde eingefaßt, die bei den Nasenlöchern entspringt, durch die Augen läuft, und Gurgel und Kehle einfaßt; Zügel und Stirn nebst einem kleinen Fleckchen am Kinn sind schwarz; der Scheitel ist dunkelaschblau; der ganze Oberleib aschblau, auf dem Rücken trüb purpurrot überflogen; die Schwingfedern dunkelbraun mit hellrostgelblichen Endkanten. Die Oberbrust ist aschblau, hell purpurrötlich gewölkt; Bauch und After sind schön rostgelb, nach hinten röter; die Tragfedern an der Brustseite sind schön aschblau, mit rostgelben Querbändern, welche schwarz eingefaßt sind, denen sich halbmondförmige, kastanienbraune Flecken anschließen. Von den 16 Schwanzfedern sind 12 dunkelrostrot, die 4 mittelsten aber aschgrau. — Der Schnabel ist korallenrot; die gleiche Farbe haben die Augenlider und ein kahler Ring um dieselben, welcher sich auf den Schläfen etwas ausdehnt; der Augenstern ist schön rotbraun; die Füße sind hochrot; das Männchen hat eine kleine, warzenähnliche Erhöhung auf dem Lauf. — Das Weibchen ist etwas kleiner, und die warzenähnliche Erhöhung an der hintern Seite der Läufe fehlt immer, auch ist das schwarze Halsband etwas schmäler. — Die Jungen tragen ein geflecktes Federkleid, welches dem der jungen Rothühner ähnelt. Das Dunenkleid hat Aehnlichkeit mit dem der jungen Wachteln.

Eine sehr nahestehende Art (oder Rasse) ist: Das Griechische Steinhuhn, Perdix græca, *Briss.* 1760; P. chukar, *Gray* 1844. Tschukar. Es ist wenig kleiner als das Gemeine Steinhuhn, auf dem Rücken und Schultern weinrötlich (nicht grau); das schwarze Band um Kehle und Gurgel nicht scharf abgegrenzt; die langen schmalen, seidenartigen Ohrfedern, welche sich halsabwärts ziehen, sind fuchsrot (beim Gemeinen schwarz); die Kehle ist lehmgelb (beim Gemeinen weiß); die Stelle zwischen Nasloch und Augenwinkel ist wie die Kehle, hell lehmgelblich (beim Gemeinen schwarz). Sein Vorkommen ist in Griechenland, Cypern, in der Türkei, in Klein-Asien und noch weiter ostwärts bis in die Vorberge des Himalaya. Ueber die Artberechtigung sagt Pastor W. Thienemann: Es hat offenbar mit P. saxatilis eine Art gebildet, hat sich aber im Laufe der Zeit soweit verändert, daß man jetzt anheben kann, es als Art aufzustellen. Kronprinz Rudolf, der es auf seiner Orientreise vielfach in Palästina antraf, sagt: Es ist vollkommen dieselbe Art, aber schöner und größer als das europäische auf der Balkanhalbinsel. — Bewiesen ist jedenfalls durch diese Aussagen, daß das Huhn nach Osten hin ziemlich bedeutend abändert, mag man diese Abänderungen nun als Art oder Rasse verzeichnen.

Seine Heimat ist der Süden von Europa, das nördliche Afrika und das wärmere Asien. Es bewohnt Griechenland, die Inseln des Archipels, Sardinien, Sicilien, Oberitalien, das südliche Frankreich, die Schweiz, Tirol, die Hochgebirge von Oesterreich, Salzburg und Bayern. Im 16. Jahrhundert lebte das Steinhuhn in den Rheinbergen bei St. Gallen, wurde aber dort ausgerottet und kommt nur noch im Alpengebiete vor. — Im Sommer bewohnt es die höheren Gebirge und steigt im Herbst in tiefere Lagen herab; in der Schweiz und Tirol ist es ein wahrer Alpenvogel, in Italien und Griechenland kommt es aber bis in die ebenen Getreidefelder herab. Sie bewohnen die Region, wo der Holzwuchs nicht mehr gedeiht, wo sich steinige Stellen, dichtes Pflanzengestrüpp, Grasplätze und Heidekraut befinden, und namentlich wo solche Plätze auf der Sonnenseite der Berge liegen; aber ebensogut auch die ebenen Lagen, wenn sich ruhige und sichere Plätze daselbst vorfinden. Es sind nach Umständen Stand- und Strichvögel, was beides von der Nahrung abhängt.

Im Winter halten sich diese Vögel in Familien oder Scharen vereinigt und streichen ihrer Nahrung wegen umher; im Frühjahr vereinzeln sie sich paarweise. Sie wählen sich ein Revier, welches die Männchen gegen etwaige Eindringlinge verteidigen, wobei oft lebhafte Kämpfe vorkommen. Die Paarungszeit beginnt in dem wärmeren Griechenland schon im März, in höheren kälteren Gebirgslagen erst im Mai, wo sich das Weibchen einen Nestplatz unter einem kleinen Gesträuch oder Grasbusch, unter Alpenrosen, neben einem vorragenden Steine, zwischen Geröll, unter einem überhängenden Felsstück aussucht, sich eine flache Grube scharrt, diese mit etwas dürren Halmen und Blättern bedeckt, und darauf 12—15 Eier legt. Die mehr nördlich lebenden Hühner sind meist etwas größer und legen auch größere Eier, die je nach den Nahrungsstoffen mehr oder minder gefleckt sind. Die Eier messen, nach A. Brehm, durchschnittlich etwa 46 + 33 mm. Die Eier aus der Schweiz sind kleiner angegeben, nämlich: 38 + 29 mm. Und die Eier aus Griechenland sollen gar nur 34 + 27 mm messen. Die Basis ist stumpf zugerundet, die Spitze meist ziemlich zugespitzt; die Schale ist mäßig stark, das Korn fein, die Poren sehr sichtbar, tiefer oder flacher, häufig auch dunkler gefärbt, als die übrige Fläche. Die Grundfarbe ist gelblich, bei den griechischen Exemplaren ohne Flecken, oder mit wenigen, zuweilen auch ziemlich vielen runden, gelben oder graubraunen Fleckchen. Bei den schweizer Exemplaren zieht die Farbe mehr in das Bräunliche, die Flecken sind oft ziemlich groß, auch unregelmäßiger, meist nach dem stumpfen Ende einen undeutlichen Kranz bildend. Von denen des Felsenhuhns sind sie fast stets durch kürzere Gestalt, weniger deutliche und lebhafte Färbung und Flecken verschieden; die des Rothuhns sind immer intensiver gefärbt und deshalb gegen das Licht weniger durchscheinend. — Die Brütezeit ist etwa 21 Tage, dann werden die Küchlein von beiden Eltern auf die Weide geführt. Diese haben eine außerordentliche Fertigkeit im Verstecken. Stört man eine Familie auf, so stürzt sie nach verschiedener Richtung, fast ohne Flügelschlag, mit dem Angstruf „pitschii" seitwärts oder abwärts, meist bloß 40 Schritte weit, und doch ist man nicht im stande, auch nur eines in den Steinen und Sträuchern wieder zu entdecken. — Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Sämereien, Blüten und Knospen, grünen Pflänzchen, Getreidekörnern und Beeren.

Das Steinhuhn ist ein behender, scharfsinniger, kluger und mutiger Vogel; gegen andere Hühner hat es einen leichten, geraden und auffallend geräuschlosen Flug, fliegt aber selten weit und läßt sich möglichst bald wieder auf den Boden herab. Ungezwungen fliegt es nie auf höhere Bäume, verbirgt sich aber doch im Notfall in den Zweigen der Wettertanne. Die Stimme ist ein leises, oft wiederholtes „gack gack gack", dem Gackern unserer Haushühner nicht unähnlich. Der Lockruf ist ein weitschallendes „gigigich" oder „chazibiz"; beim Auffliegen hört man ein eigenes Pfeifen wie: „pitschii pitschii". — In der Gefangenschaft ist dieses harmlose, schöne Huhn leicht zu erhalten; man ernährt es wie das Rebhuhn. Wenn man es ganz jung aufzieht, so gedeiht es mit Ameiseneiern, geriebenem Hühnerei und in Milch eingequellter Hirse recht gut. Auch die alt Eingefangenen lassen sich leicht zähmen; kein anderer Alpenvogel kann mit so wenig Mühe zahm gemacht werden. Wenn ihrer mehrere sind, so halten sich die Pärchen zusammen, es giebt aber in beschränkten Räumen, besonders während der Paarungszeit, zwischen den Männchen oft so hartnäckige Kämpfe, daß eins auf dem Platze bleibt, deshalb sperrt man nicht mehrere Paare zusammen. Sie pflanzen sich auch in gezähmtem Zustande fort; man legt aber gewöhnlich die Eier einer Zwerghenne unter. Auf dem freien Hühnerhof beschneidet man die Schwungfedern. — Außer der leichten Zähmung zeichnet sich dies Huhn auch durch seinen Mut und seine Kampflust aus. Schon in uralten Zeiten benutzte man ihre große Kampflust zu einem unterhaltenden Schauspiel, indem man Männchen einfing, die nachher gegen einander kämpfen mußten. Diese belustigende Unterhaltung liebte besonders der Kaiser Alexander Severus (222 n. Chr.), und noch in den jetzigen Zeiten gewährt dieselbe den Bewohnern der Insel Cypern, auf Kandia und auf den Cykladen eine beliebte Unterhaltung.

Auf den Alpen fängt man sie mit Fußschlingen, Steckgarnen und Laufdohnen.

Das Rothuhn. Perdix rufa, *Linné.*

Taf. 48, Fig. 3.

Rotfeldhuhn, Rotes Rebhuhn, Italienisches Rothuhn. — P. rufa, alte Aut., *L.* 1746—66; *Gm. Lath.*; *Bechst.* 1807; *Glog.* 1834; *Rchw.* 1882; — P. rubra, *Briss.* 1760; *Bechst.*; *Naum.* 1833; *K. & Blas.* 1840; *v. Hom.* 1885; — Caccabis rubra, *A. Br.* 1882; — Caccabis rufa, *Mev.* 1886.

Es gleicht dem Steinhuhn sehr in Färbung und Zeichnung, aber der Rücken ist mehr braun und der schwarze Kreis an der Kehle dehnt sich streifenartig nach außen aus, wodurch es sich standhaft unterscheidet. Früher wurde es mit dem Steinhuhn und dem Klippenhuhn oft verwechselt.


8.
6.
2.
5.
3.
7.
1.
4.

Kennzeichen. Wangen, Kehle und Obergurgel sind weiß, von einem schwarzen Bande eingefaßt, das sich auf seiner Außenseite am Kropfe in kleine streifenartig gestellte Fleckchen sehr weit ausbreitet; die Weichenfedern an der Wurzel grau, gegen die Mitte rot überflogen, vor der braunroten Spitze mit einer schwarzen Querbinde durchzogen, die von einer weißen Querbinde begrenzt wird; Federn des Hinterkopfes und Hinterhalses dunkelrotbraun, mit graubraun abschattierter Spitze.

Länge 32,4 cm, Flügelbreite 60 cm, Schnabellänge 18 mm, Schwanzlänge 9,6 cm, Höhe des Laufs 4,8 cm. Etwas größer als das Rebhuhn.

Beschreibung. Die Kehle und ein Streif über dem Auge weiß; erstere schwarzstrahlig eingefaßt; Stirne aschgrau; Hinterkopf dunkelrotbraun; Unterhals weinrötlich; der übrige Oberkörper bräunlichrotgrau, am frischen Gefieder grau gewölkt; Brust und Seiten aschgrau, letztere mit schönen Querbändern, welche weiß, schwarz und rostfarbig gezeichnet sind; Bauch und untere Schwanzdeckfedern licht gelblichrostrot; zwölf Schwanzfedern sind lebhaft rostrot, die 4 mittelsten aber wie der Rücken. — Der Schnabel ist schön hochrot; das Augenlid nebst einer kleinen, kahlen Stelle vor und hinter dem Auge ebenso; die Iris gelbrotbraun; die Füße zeigen an der Stelle, wo bei andern Hühnern der Sporn sitzt, eine warzenähnliche Erhabenheit und sind hochrot.

Die Weibchen sind durch die etwas geringere Größe und den Mangel des spornartigen Auswuchses an den Läufen zu unterscheiden. — Das erste Federkleid unten matt rostgelblichgrau, meist mit kleinen, dreieckigen Spitzenflecken, tiefer unten mit breiten dergleichen Säumen; die Seiten des Leibs mit einfarbigem Mattrostgelb. Oberleib graubraun, jede Feder mit einem lichtbraunen Querbande und einem großen, fast keilförmigen, gelbweißen Schaftflecken, neben welchem auf jeder Seite ein großer schwarzer Fleck, der jedoch auf den vordern Flügeldeckfedern mangelt. Unterrücken, Bürzel und mittlere Schwanzfedern braungrau mit blaßrostfarbigen und schwarzen Querflecken. — Das Dunenkleid sieht dem der gemeinen Rebhühner sehr ähnlich, hat dieselben schwarzen Flecken und Streifen, unterscheidet sich aber am Vorderhals und Unterkörper durch ein reines Ockergelb, auf dem Scheitel und Rücken durch schönere Rostfarbe, wodurch es noch mehr den jungen Wachteln gleicht.

Seine Heimat sind die südwesteuropäischen Länder, von dem südlichen Frankreich an die nach Süden hin gelegenen Länder und Inseln, Spanien, Portugal und die Atlasländer; auch Madeira und die Azoren; schon selten auf Malta; in Großbritannien wurde es etwa vor 100 Jahren in einigen östlichen Bezirken eingebürgert, so auch auf den Inseln Jersey und Guernsey.

Nach A. Brehm liebt das Rothuhn bergige Gegenden, welche mit Feldern abwechseln. Es siedelt sich gern auf dünn bewaldeten Strecken an, deren Pflanzenwuchs hauptsächlich aus hoher Heide, immergrünem Eichengebüsch, Rosmarin und Thymiansträuchern besteht. Alex. von Homeyer fand es auf den Balearen am häufigsten in den Haferfeldern der Abhänge des Gebirges; zwischen den mit Cistenrosen und Lentiskengesträuch bewachsenen Steinhalden; endlich auch mitten zwischen den Felsen selbst; und zwar im Innern der Insel so häufig wie an der Küste, wo es als Standvogel in Gesellschaft von seinesgleichen lebt. Bezeichnend für dieses Steinhuhn ist, daß es gern aufbäumt, nicht bloß aus Not, sondern wo es Bäume giebt, regelmäßig, offenbar um von der Höhe aus eine bessere Umschau zu halten.

Sie nisten an ähnlichen Plätzen, wie es das Rebhuhn thut, an einem gut versteckten Platz auf dem Boden, worin man auf einer kunstlosen Unterlage 10—18 Eier im Mai antrifft, welche in 21 Tagen ausgebrütet werden. Die Länge derselben beträgt, nach A. Brehm, 40 + 31 mm. Nach andern Angaben 35 + 28 mm. Sie sind stark zugespitzt, ziemlich starkschalig, das Korn ist weniger glatt als bei den vorigen Arten, die ziemlich dichten und tiefen Poren sind dunkler als die Grundfarbe, welche bräunlich, heller oder dunkler, mehr ins Gelbliche oder Rötliche ziehend ist. Die mit dunklern Grundfarben haben meist sehr kleine Fleckchen; bei denen mit blässerem Grund sind nur die kleinen Flecken gleichmäßig verteilt, übrigens finden sich noch größere verworrene, oft sehr lebhaft gefärbte, die um den größten Durchmesser einen Kranz bilden, bisweilen auch die ganze Oberfläche bedecken. Sie gleichen dem des Perlhuhns, sind aber bedeutend kleiner. — Das Männchen kümmert sich während des Brütens nicht um das Weibchen und gesellt sich erst wieder zu ihm, wenn die Jungen schon etwas herangewachsen sind.

Seine Nahrung im Freien und in der Gefangenschaft ist wie beim Rebhuhn; doch ist es, mit dem scheuen Rebhuhn verglichen, weit zähmbarer als dieses. Man kann diese schönen Vögel daher längere Zeit erhalten, und namentlich sind Versuche gelungen, die Eier durch Zwerghühner ausbrüten zu lassen; die Jungen sind aber weichliche Geschöpfe und verlangen eine genaue, nahrhafte Fütterung und Warmhaltung.

Ihre Stimme klingt beim Auffliegen, besonders wenn sie geängstet sind, schallend: „schörk scherk schörk scherk“; der Lockton des Hahns ist ein weit hörbares „kerreckeckeck“ oder „kerreckeckeckööh“, wobei er die Wangenfedern aufbläht; der Lockton des Weibchens ist ähnlich, aber etwas leiser. Den Lockruf des Männchens verdeutlicht A. v. Homeyer durch die

Worte: „Schick scherna!" Dieser Ruf wird in gleicher Weise wie von unserem Rebhuhn ausgestoßen. Die Jungen piepen und gickern; der Warnruf ist ein leises: „reb reb".

In Spanien werden sie, nach A. Brehm, eifrig gejagt. Ihre Verfolgung beginnt, wenn sie die Größe einer Wachtel erreicht haben. Man sucht die Völker entweder mit Hühnerhunden, oder durchstreift auf gut Glück die von ihnen bewohnte Strecke. Im Herbst bedient man sich mit Erfolg eines Lockvogels („Reklami" genannt); ebenso auch während der Paarungszeit. Sonst ist Fang und die Jagd wie bei den Rebhühnern, doch werden sie diesen ihres außerordentlich wohlschmeckenden Fleisches wegen vorgezogen.

Das Klippenhuhn. Perdix petrosa, *Gmelin.*

Taf. 48, Fig. 4.

Felsenhuhn. — Tetrao petrosa, *Gm.* 1788; — Perdix petrosa, *Lath.*; *Bechst.*; *Br.* 1831; *K. & Blas.* 1840; *Rchw.* 1882; — Caccabis petrosa, *Bp.* 1838; *A. Br.* 1882; *Meves* 1886.

Kennzeichen. Scheitel und Nacken braunrot; ein braunrotes, mit weißen Flecken besetztes, über der Gurgelmitte und hinten durchgehendes Halsband erreicht die Ohrengegend, nicht das Auge; ein Streif von der Stirne an über das Auge nach den Halsseiten und die Kehle rötlichgrau; Stirn, Kieferwurzel und Zügel grau; Weichenfedern an der Wurzel blaugrau, gegen die Mitte rötlich überflogen, vor der dunkelrotbraunen Spitze mit 2 schwarzen Querbinden.

Beschreibung. Es ist dem Rothuhn ähnlich; aber kaum so groß wie das Rebhuhn, oben hellrötlichgrau, hat aber Rostgelb an der Brust, einen rostbraunroten Mittelkopfstreifen; ebenso rostbraun ist der Kreis auf der grauweißlichen Kehle mit weißen Flecken. Schnabel, Augenkreis und Füße sind rot; die Iris gelbbraun.

Früher hat man das Klippenhuhn fortwährend mit dem Rot- und Steinhuhn verwechselt, auch die Länder seines Aufenthalts nicht immer richtig bezeichnet. Die Länder seines Vorkommens sind Sardinien, Malta, wo es aber nur als eingeführter Vogel zu betrachten ist; hie und da Südfrankreich; in Spanien dagegen scheint es gänzlich zu fehlen. Häufiger findet man es in Nordwest-Afrika; Gmelin giebt als Wohnort auch Senegambien an; weiter in Marokko, Algier, Tunis; auf den Kanarischen Inseln wurde es eingeführt, hat sich aber gut eingebürgert und ist nach Dr. Bolle dort zum gemeinen Federwilde geworden. Steinige, einsame, aber nicht von Pflanzenwuchs entblößte Plätze, wo Heiden, Cistenrosen, Schlehen und anderes niederes Gebüsch wachsen, welche Nahrung und Schutz gewähren, sind die Orte, welche es zu seinem Aufenthalt wählt, mögen sie nun in Thälern, Ebenen, auf Hügeln oder auf den Gebirgen liegen. Doch hält es sich besonders in hügeligen Gegenden', die mit Gestrüpp und stacheligen Pflanzen versehen sind, auch in der Nähe bebaute, nahrungspendende Felder haben, gerne auf. Ganz offenes Feld meidet es.

Im Winter lebt dies Huhn gesellig, im März aber sondern sich die Paare ab, und suchen sich geeignete Nistplätze. Das Nest ist durch Gebüsch oder Steine versteckt und enthält 10—20 Eier, welche eine Länge von 35 + 25 mm haben. Die Basis ist allmählich zugerundet, nach der Spitze stark abfallend und stumpf zugerundet. Die Schale ist schwächer als beim Steinhuhn, die deutlichen Poren sind stets gefärbt, Grundfarbe und Flecken sind viel lebhafter, erstere gelblich, sonst denen der genannten Art ähnlich. Grund und Flecken verbleichen leicht. Gegen das Licht scheinen sie grünlich durch. Sie sind etwas gestreckter und weniger intensiv gefärbt als die des Rothuhns, weshalb sie leichter durchscheinen.

Betragen, Lebensweise und Nahrung stimmen mit den vorbeschriebenen Arten überein; es ist so gewandt wie diese, fliegt aber nur ungern auf, wenn es aber sein muß, in gerader Linie fortschnurrend und nicht weit. Scheu ist auch dieses Rothuhn nicht, daher nicht schwierig in Gefangenschaft zu unterhalten. Sein Lockruf ist, nach Salvadori, ein gezogenes: kai, das i gedehnt. Wenn man unter ein Volk schießt, so fliegen die Glieder desselben auseinander, und finden sich lange nicht zusammen.

4. Gruppe: Wachtel, Ortygion, *Keyserling & Blasius* 1840.

Coturnix, *Möhring* 1752; *Bonnaterre* 1790; *Gray* 1846; — Ortygium (= Ortygion, Ortygia), *Agassiz* 1842.

Unter allen Hühnerarten sind die Wachteln die kleinsten; die Flügel viel spitziger und länger, daher zu weitem Fluge besser geeignet, und wirklich ist auch der Wandertrieb bei keinem echten Huhn in dieser Weise entwickelt wie bei der Wachtel. — Der kleine Schnabel ist an der

Stirn etwas erhöht, die Füße ohne Sporn; Läufe vorn und hinten mit 2 vertikalen Reihen großer Schilder besetzt; seitlich fein genetzt; die Flügel wenig gewölbt mit verlängerter Spitze, weil die 1. u. 2. Schwinge die längsten sind, die 3. fast ebenso lang; der 12fedrige Schwanz hängend, sehr kurz und ganz unter den Bürzelfedern versteckt; das kleine Gefieder schmal und weich. — Sie leben nur auf Getreidefeldern, selten auf Wiesen, in warmen Ländern bewohnen sie auch die endlosen Grassteppen, selbst hochgelegene. Sie fliegen trotz ihrer längeren Flügel ebenso ungern wie andere Hühnerarten; wenn es aber sein muß, fliegen sie schnell und anhaltend. Ihre Eier sind sehr gefleckt. Von den vorigen Gruppen unterscheidet sie eine Doppelmauser, der Trieb zum Wandern und Vielweiberei. Von etwa 20 Arten hier beschrieben nur: 1 Art.

Die Wachtel. Perdix coturnix, *Linné.*

Taf. 48, Fig. 5 (Männchen).

Gemeine-, Schlag-, Mohren-, Kupferwachtel, Kleines Feldhuhn. — Ortyx, Griech., Ortygia, Quiscula, et Coturnix, Lat., alte Autoren von Plinius an; — Coturnix Latinorum, *Aldr.; Will. & Ray*; — Tetrao Israelitarum, *Hasselq.* 1757; — *L.* die beiden letzten Autoren citiert; — Tetrao coturnix *), *L.* 1746—66; *Scop.*; *Brünn.*; *Kramer*; *Gm.*; *Bechst.* 1793; *Oken* 1837; — Perdix coturnix, *Briss*; *Lath.*; *Bechst.* 1807; *Br.* 1831; *Naum.* 1833; *Glog.* 1840; — Cot. communis, *Bonnaterre* 1790; *Heugl.* 1856; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886; — Cot. dactylisonans, *Bernh. Meyer* 1815; *v. Hom.* 1885; — Cot. vulgaris, *Flem.* 1822; *Jardine* 1825; — Cot. major, et media, *Br.* 1831; — Cot. europæa, *Sws.* 1836; — Ortygion coturnix, *K. & Blas.* 1840; — Coturnix coturnix, *Prof. Brusina* 1890. — *) Der von Linné gegebene Art Name ist zur Ueberschrift gewählt!

Kennzeichen. Ueber jedem Auge und über der Mitte des Scheitels ein rostgelblich-weißer Längestreif. Oberseite braun mit langen, gelblichweißen, scharfbegrenzten Schaftstrichen und vielen abgebrochenen, schwarzen und lichtbraunen Querbändern. Männchen: Kehle schwarzbraun oder rostbraun. Weibchen leicht zu unterscheiden: die Kehle ist weißlich, die Brust mit schwärzlichen Flecken von Hirsekorngröße.

Länge 17—20,5 cm, Flügelbreite 33,5—36 cm, Schwanzlänge 3,6 cm, Schnabellänge stark 1 cm, Höhe des Laufs 2,4 cm.

Beschreibung. Der Kopf ist schwarz mit braunen Federschuppen und graulichen Säumchen; mitten über den Scheitel zieht sich ein gelblichweißer Streifen; ein rostgelblichweißer zieht sich über die Augen; ein Streifchen am Mundwinkel, ein Flecken über dem Auge und ein Fleckchen bei dem Ohre sind rostbraun, dunkler gefleckt; ein rostbrauner, dunkelbraun getüpfelter Streifen zieht sich vom Ohr nach der Gurgel; hinter dem Ohr läuft mit derselben parallel ein zweiter Streif herab, welcher die Gurgel umschließt; der Raum zwischen diesen Streifen ist rostgelblich weiß. Der ganze Oberleib ist gelblich rostbraun mit rostgelblichweißen Schaftflecken und noch hellern Schäften; diese Schaftflecken sind schwarz eingefaßt, und sehen, in der Nähe betrachtet, recht gut aus; auch sind die Federsäume öfters noch graulich angeflogen. Sie bilden im Verein helle Längsstreifen. Die Flügeldeckfedern sind graubraun, weiß, blaß rostgelb und schwarz bezeichnet, so auch die hintern Schwingen; die größern Schwingen sind schwärzlichbraun mit rostgelben Querflecken. Hals und Kropf sind angenehm rostfarben, mit weißen Schaftstrichen, was an den Halsseiten lebhafter wird, und teilweise noch schwarz bezeichnet ist; Unterbrust und Bauch sind weiß, nach hinten wieder blaß rostgelb. Die Tragfedern längs der Flügel sind angenehm roststfarben, mit großen, weißen Schaftflecken, welche noch schwarz gefleckt und eingefaßt sind. Diese Federnpartie sieht ebenfalls recht gut aus. Die blaßrostgelben 12 Federn des Schwanzes haben schwarze Querflecken und weiße Schäfte. Die Kehlfärbung variiert bei den Wachteln so außerordentlich, daß man sie deshalb in Rot- oder Kupferhähne, und Kohlhähne oder Mohrenwachteln einteilt. Von den vielerlei kleinen Variationen sind nur einige bemerkt: 1) bei jungen Männchen sind die zwei rotbraunen Kehlstreifen auf der Gurgel nicht geschlossen; 2) bei ältern Männchen sind sie geschlossen; 3) bei noch ältern dehnt sich das Rostbraun auch auf der Kehle aus; 4) findet man solche, wo die ganze Kehle rostfarbig ist; 5) findet man einen mattschwarzen Fleck auf der Kehle; 6) ist manchmal die ganze Kehle bis zu den Augen hinauf dunkelbraun oder braunschwarz. Diese Verschiedenheiten sind meistenteils eine Folge des höhern oder niedern Alters, und nicht selten verwandeln sich die Kohlhähne in der Gefangenschaft wieder in Kupfer- oder Rothähne. — Der Schnabel ist braungrau; die Augen rötlichgelb; die Füße blaß fleischfarben. — Das Weibchen unterscheidet sich gar merklich; die Kehle ist durchaus hellfarbig, ohne schwarzbraunen Kehlfleck; die Brust ist ebenfalls hell, und wie bei der Singdrossel, schwärzlich gefleckt, diese Flecken nicht größer als Hirsekörner. — Junge Männchen vor dem ersten Mausern sehen dem Weibchen gleich, sie haben noch eine unvollkommene Kehlzeichnung, aber keine schwarzen Flecken auf der Brust. — Ein junges Rebhuhn von Wachtelgröße sieht der Wachtel ähnlich, und könnte von Unerfahrenen verwechselt werden, allein dessen rostroter Schwanz (die 4 mittlern Federn ausgenommen) giebt sogleich ein deutliches Unterscheidungszeichen.

Farbenvarietäten kommen selten vor: Weiße, Blasse, Gescheckte, Aschgraue und Schwärzliche. Verschiedene Körpergröße ist nur ein individueller Unterschied und begründet keine besonderen Arten.

— Dagegen sind die in Süd-Afrika vorkommenden Wachteln viel lebhafter koloriert, besonders schön sind die alten Männchen. Man muß sie als Lokalrasse, wenn nicht als Art gelten lassen.

Die Wachtel bewohnt milde Gegenden in ganz Europa, vom mittlern Schweden bis zum südlichen Italien; in großer Ausdehnung auch Afrika samt den Kanaren; hauptsächlich auch die asiatischen Steppenländer, Asien bis zum fernen Osten in Nord-China. Es giebt aber Länderstriche, wo sie auch hochgelegene Bergwiesen und Fruchtfelder bis zu 8000 Fuß Höhe bewohnt, z. B. im Dagestan (Nordabhang des Kaukasus), wo sie noch zahlreich in den hochgelegenen Saaten der Bergvölker brütet. In Deutschland nimmt sie an Zahl sehr merklich ab, wenigstens in Süd-Deutschland. Man kann in unserer Gegend stundenlang in den ausgedehnten Kornfeldern wandern, ohne einen Wachtelruf zu hören. Ganz anders wird die Zahl der Wachteln in den Steppen Ungarns, in der Ukraine, in den Steppen Süd-Rußlands, und weiterhin nach Osten in den asiatischen Steppenländern, am Irtisch, Ischim, Ob, Jenißei bis zum Baikal-See, welche das ungeheure Kontingent liefern, das teilweise die Südstaaten Europas und Nord-Afrikas während der Zugzeit förmlich überschwemmt. — Sie liebt vorzüglich die fruchtbaren Getreidefelder, grasreiche Wiesen und Grassteppen, wo sie ihre meiste Zeit unter dem Schutze der Saaten, Ackergewächse und anderer Pflanzen verlebt. Sind bei uns die Früchte eingeerntet, so sucht sie Schutz auf den Stoppeläckern und in den Furchen an Grasrainen. — Im mittlern Europa gehört sie zu den Zugvögeln. Viele überwintern zwar schon im Süden Europas; aber bei weitem der größere Teil setzt nach Afrika über, und zwar auf dessen West-, Nord- und Ostseite. Adanson fand Wachteln am Senegal und Gambia; Dr. König in Tunis; Heuglin in Egypten, Arabien, südwärts bis Abessinien und Kordofan. Daß sie auf den Kanaren vorkommt, ist oben bemerkt. Der Zug beginnt schon zu Ende des August, ist Mitte September am stärksten und wird anfangs Oktober von den Nachzüglern beschlossen. Sie reisen familienweise ab, sammeln sich aber allmählich in größere Züge und im September wimmelt es an den Küsten des Mittelmeers in allen Feldern von Wachteln, die sich nun zu großen Scharen ansammeln und den Zug übers Mittelmeer gemeinschaftlich unternehmen. Ihre Reisen machen sie bei Nacht, sehr hoch und still, da man ihre feinen Locktöne niemals dabei hört. Wenn der Wind günstig ist, so geht die Reise auch gut und schnell von statten. Ein leichter Wind in ihrer Zugrichtung fördert die Reise. Ein starker Wind oder gar Gegenwind stört oder vereitelt die Reise vollständig. Sind die Vögel schon auf dem Zug über das Meer und es erhebt sich ein Gegensturm, so werden die Wanderer zum Tode ermüdet, suchen Land oder auch nur Klippen zu gewinnen, oder stürzen auf Sandbänke oder auf Deck der Schiffe nieder, wo sie nun ermattet und verwirrt liegen bleiben und selbst mit der Hand aufgenommen werden können. Bei übergroßer Ermüdung sollen sich sogar — nach A. Brehm — ganze Gesellschaften auf den Wellen niederlassen, hier eine Zeitlang ausruhen und dann von neuem weiterfliegen. Viele sollen dann aber auch in den Wellen ihr Grab finden. Die Wachtel ist aber kein schlechter Flieger, wie man fälschlich annimmt, sondern ein guter, das beweisen auch ihre verhältnismäßig großen Flügel. Ueber den Wachtelzug bemerkt Bechstein: „Daß die Wachteln bei Nacht ziehen, weiß man, weil man sie nie am Tage auf ihren Wanderungen bemerkt. Mit welchem Winde sie aber reisen, weiß man daraus, daß sie allemal zu ihrer Wanderzeit im Herbst nach dem Nordwestwinde weg und im Frühjahr nach dem Südostwinde wieder da sind.“ Nach dieser Auffassung ziehen sie mit dem Wind, und nicht gegen den Wind. — In zahlloser Menge lagern sie sich in der Zugzeit auf den Europa gegenüberliegenden Küsten Afrikas, wo sie von den Einwohnern mit Netzen und anderen Fangwerkzeugen ebenso freundlich begrüßt werden, wie von den Süd-Europäern. Kaum aber haben sie sich von ihren Reisestrapatzen erholt, so fliegen oder laufen die glücklich Entkommenen landeinwärts, bis sie schickliche Plätze gefunden haben und führen wieder ein einsames Leben bis zu ihrer Reise nach dem Norden im April, welche sie abermals auf einige Wochen zu Scharen vereinigt. — In diesen Mittelmeer-Ländern sind sie während der Zugzeit im Früh- und Spätjahr eine gemeine Marktware, sodaß der Wachtelfang dort eine ergiebige Erwerbsquelle ist. Auf der Insel Capri im neapolitanischen Meerbusen ist der Wachtelfang so bedeutend, daß er einen Teil des Einkommens des dortigen Bischofs bildet, weshalb dieser denn auch scherzweise der „Wachtelbischof“ genannt wird. — Was nun die unschätzbaren Scharen dieser Wachtelzüge betrifft, welche die Länder ums Mittelmeer, Süd-Europa und Nord-Afrika einige Zeit förmlich überschwemmen, so müssen wir annehmen, daß dies große Kontingent in den geeigneten unermeßlichen Grassteppen West-Sibiriens und Süd-Rußlands erzogen wird, denn das, was unser westlicher Erdteil noch dazu liefert, kann nicht viel in Betracht kommen. Das aber ist gewiß, daß ihre hauptsächlichsten Winterquartiere in Afrika sind. Auch das scheint gewiß, daß die ungeheuern Wachtelzüge, welche die Israeliten nach ihrem Auszuge aus Egypten in der Wüste einen Monat lang mit frischem Fleisch versahen, in diesen großen Länderstrichen erzeugt wurden, und zwar in Scharen, welche

nach Millionen zählen mußten. Siehe 4. Buch Mose, 11. Kap., Vers 31 und 32: „Da fuhr aus der Wind von dem Herrn, und ließ Wachteln kommen vom Meere, und streuete sie über das Lager, und eine Tagreise um das Lager her, 2 Ellen hoch über der Erde. Und an anderer Stelle, 2. Buch Mose, 16, 13: „Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Heer." — Die Rückwege auf die Brutplätze scheinen auch nicht immer dieselben zu sein, wie im Herbst. Dr. Erhardt sah auf den Cykladen nur im Spätjahr Wachteln ziehend, aber nie im Herbst. — Dr. König (Cab. J. 1888, 257) sagt: „In Tunis pflegt nur der Frühjahrszug bedeutend zu sein, während man im Herbst die Zugwachtel kaum kennt." — In Afrika wandern die Wachteln bis tief ins Innere, bis zum Aequator; nach A. Brehm selbst darüber hinaus (bis ans Kap der Guten Hoffnung). Heuglin schreibt: „Sehr häufig im Herbst an der egyptischen Küste, zieht aber über den Winter südlicher. In Abessinien traf ich sie um den Tsana-See von Januar bis März. (Der Tsana, ein herrlicher Alpensee in beinahe 6000 Fuß Höhe, ist 150 □Meilen groß.) Ebenso im November in Kordofan. Im Frühjahr bis Mai in Egypten und Arabien." Das Neueste berichtet Präparator Alfr. Kaiser (Ornis 1890, 523), siehe Fußnote.*)

Die Wachteln bilden kein gemeinschaftliches Familienleben wie die Rebhühner. Die Vereinigung derselben ist nur von kurzer Dauer im Anfange der Brutzeit. Sobald das Weibchen zum Brüten kommt, hört alle Gemeinschaft mit dem Männchen auf, und letzteres beschäftigt sich in keinerlei Weise mit Sorgen um die Brut. Fast könnte man glauben, das Männchen lebe in Polygamie; dem steht aber entgegen, daß die weiblichen Wachteln weit seltener sind als die Männchen. Das Männchen zeigt auch keine Neigung zum Familienleben, sondern treibt sich einsam in der Nachbarschaft herum. — Vor Sommerjohannis (24. Juni) wird man selten ein Wachtelnest finden, sondern erst in der Mitte des Juli oder gar erst zu Ende dieses Monats. Sie nisten am liebsten zwischen Ackergewächsen, besonders in Erbsenäckern, doch auch in Wicken-, Raps- und Weizenfeldern; seltener im Wiesengras und im Sommergetreide. Das Nest ist in einer kleinen Vertiefung, welche kunstlos mit Hälmchen ausgelegt, immer aber gut versteckt ist, und enthält 8—14 Eier, welche nach Verhältnis des Vogels ziemlich groß sind, nämlich 28 + 22 mm. Das Korn ist sehr fein und klein, die Poren ziemlich tief und stets gefärbt, die Form bald etwas birnförmig, bald schön oval, doch die Basis bei den meisten auffallend stumpf, die entgegengesetzte Seite etwas spitz zugerundet. Sie sehen lichtbräunlichgelb, olivengelb oder olivenbraun aus und sind mit schwarzbraunen Flecken bezeichnet, die meistens in größeren Platten aufgetragen, manchmal aber in kleineren Flecken und Punkten dicht oder spärlich verteilt sind. Die braunen Flecken sind nur oberflächlich, wie Leimfarbe, und lassen sich mit heißem Wasser rein abwaschen. Sie variieren sehr in der Form und in der Zeichnung. Die Eier werden ungefähr 19 Tage vom Weibchen allein, und zwar mit so großem Eifer bebrütet, daß es nicht selten von der Sense des Mähers zerschnitten wird.

Die Dunenjungen sind sehr klein und äußerst niedlich; von oben rostfarbig, mit Grau gemischt; mit einem hellen Streifchen auf dem Scheitel, welcher auf beiden Seiten schwarz eingefaßt ist; zwei schwärzlichen Streifen auf dem Oberrücken; einem breitern auf dem Unterrücken und zwei Seitenstrichen; die untern Teile hell ockergelb. Bald brechen jedoch die rechten Federn hervor und verdrängen dieses Dunenkleid. Sie laufen, gleich nachdem sie abgetrocknet sind, mit der Mutter davon, welche sie sorgsam zum Aufsuchen ihrer Nahrung anhält, die Ameisenhaufen aufscharrt, ihnen aufgefundene Larven und kleine Insekten, Käferchen, kleine Heuschrecken

*) Die Wachtel kommt allwinterlich in unzählbaren Scharen an der Küste des Mittelmeeres in das Delta des Nils, und setzt ihre Wanderung längs dieses Thals nach Süden fort. Sobald sie im Delta erscheint, machen Hunderte von arabischen und europäischen Jägern sich auf die Beine, um mit Fang und Schießen sich einen Erwerb oder Vergnügen zu verschaffen. Die Beduinen, die zur Sommerszeit in der Umgebung von Alexandrien, Rahmleh und Rosette ihr Raub- und Diebshandwerk betreiben, verlegen sich nun auf eine gefahrlosere Beschäftigung und kommen als unschuldige Verkäufer mit Tausenden von frisch gefangenen lebenden Wachteln in die Stadt. Die Europäer, die zu bequem, zu furchtsam oder zu ungeschickt sind, sich selbst der Wachteljagd zu widmen, veranstalten nun große Wachtelschießen, und bezahlen in Alexandrien z. B. 20 Pfennig für den Schuß, den sie auf eine — von einem Beduinen in die Höhe geworfene lebende Wachtel abgeben dürfen. Daß bei einem derartigen Verfahren gegen die erschöpften Vögel die Zahl der nach Egypten kommenden Scharen bedeutend verkleinert wird, ist selbstverständlich, und namentlich bei Kairo hat man Gelegenheit zu beobachten, wie die nach Süden ziehenden Wachtelflüge alle Jahre lichter werden. — Verfasser obigen Berichtes wünscht noch die Intervention des internationalen ornithol. Komités, um ein Jagdgesetz zustande zu bringen, wodurch diesem Massenmorden und sportmäßigen Vogelschießen durch Verbot ein Ende gemacht werde. — Dies wäre allerdings sehr zu wünschen! Man denke übrigens nur an das grausame Taubenschießen in unserem eigenen Vaterlande, das ebenfalls vorher abzuschaffen wäre.

u. dgl. vorlegt, sie auch mit ihrem Gefieder bedeckt und erwärmt, wobei sie rasch gedeihen, in der zweiten Woche schon fliegen lernen, und in $1^1/_2$ Monaten völlig flugbar und erwachsen sind. Dann wird die Anhänglichkeit immer lauer, sie vereinzeln sich und treten bald die Reise nach wärmern Ländern an. Hinsichtlich der Familienliebe gleichen sie lange nicht den Rebhühnern; die Mutter lockt zwar die Jungen so lange sie klein sind, zusammen, wenn sie aber etwas erwachsen, geschieht auch dies nicht mehr, auch von den Jungen unter sich nicht, und eine gewaltsame Störung trennt eine solche Familie für immer. Die erste Mauser machen sie in der Fremde.

Die Wachtel hat ein kugelartiges Aussehen, wozu die kurzen, an den Leib gezogenen Füße und das kleine Köpfchen das ihrige beitragen. In aufgeregtem Zustande nimmt sie aber auf kurze Zeit öfters eine aufrechtere Gestalt an, reckt den Hals in die Höhe, tritt auf die Zehenspitzen, sieht sich um, oder schreitet auch wohl in dieser Stellung fort. Ihr Gang ist zierlich und behend, jedes Schrittchen mit einem Kopfnicken begleitet; dabei hat sie außerordentlich viel Muskelkraft in den Füßen, wie alle Hühnerarten, und kann hohe Sprünge machen. Sie fliegt nur ungern, wenn es aber geschieht, schnell, schnurrend, geradeaus, oder im Bogen; auch geht ihr Flug meistens nicht weit, und sie wirft sich wieder schnell auf den Boden. Aengstlich und furchtsam verkriecht sie sich viel lieber, als daß sie einer Gefahr durch Fliegen ausweicht, und drückt sich ganz flach auf den Boden nieder. Wenn sie auf freiem Felde, wo sich keine besondern Verstecke darbieten, aufgeflogen ist und sich wieder niedergeworfen hat, darf man sich nur genau die Stelle merken, wo sie dieses that, und man braucht dann weiter nichts, als behutsam hinzugehen und sie rasch mit einem großbogigen Schmetterlingsgarn zuzudecken. — Im ganzen treibt sie ein sehr verstecktes und verborgenes Leben; nur in der heißen Mittagssonne, wo andere Vögel Siesta halten, wagt sie sich aus ihrem Verstecke ein wenig hervor und badet behaglich im Staube. In der Morgen- und Abenddämmerung ist sie am thätigsten, was man auch bei den im Zimmer gehaltenen bemerkt. Das Männchen ist namentlich im Frühjahr ein sehr kampflustiges Geschöpf, streitet mit seinesgleichen auf Leben und Tod, und sucht aus Eifersucht alle Nebenbuhler aus seinem Gebiet zu vertreiben, weswegen in früheren Zeiten, und teilweise noch jetzt, in den südeuropäischen Städten Wachtelkampfspiele veranstaltet wurden, bei denen oft einer der heftig kämpfenden Fechter auf dem Platze blieb, wie bei den Hahnenkämpfen. Eine Ausnahme machen sie während der Wanderzüge, wo ich schon Dutzende in enger Gemeinschaft zusammen unterhielt, die in guter Eintracht miteinander lebten, ohne jedoch zu rufen, obgleich es lauter Hahnen waren; nur ihr zartes rrrrrrr, brüb brüb ließen sie hören. Erst später, wenn der Geschlechtstrieb erwacht, werden sie händelsüchtig, und dann ist's Zeit, sie zu trennen.

Der Wachtelschlag ist jedem Kinde bekannt; er wird sehr stark und hellgellend, aber in angenehmem und gleichmäßigem Takte vorgetragen. Er klingt: „wackwerwack“ oder „pückwerwück!“ Diesem lauten, weittönenden Ruf gehen einige rauhe, heisere Töne voran, welche man aber nur in der Nähe vernimmt; sie lauten „wauwau“ oder „raurau“. Der ganze Schlag läßt sich also vernehmen: (heiser und leise) „wauwau, wauwau, wauwau“, (helltönend) „pückwerwück, pückwerwück, pückwerwück, pückwerwück!“ Manche Männchen thun zuweilen bis 15 Schläge, dies ist aber selten; 3—5 Schläge sind das gewöhnliche. Während des Schlages schließt die Wachtel die Augen und drückt den Takt dazu kräftig aus mit Kehle und Kopf, den sie nach hinten wirft. Wenn sie auf freiem Felde aufgejagt werden, schreien sie in der Angst: „trü reck reck reck“; ihre zärtlichen Töne lauten: „brübrüb brübrüb“. Wenn das Männchen schlägt, so antwortet das Weibchen auf jedes „pückwerwück“ desselben, genau auf den Takt passend, mit „brübrüb“. Dies benutzt man auch beim Fang, um die Männchen anzulocken. Ihre Unzufriedenheit drücken sie durch ein leises, feines „lülilil, lililil“ aus; dann hört man auch im Zimmer, wenn es ihnen behaglich ist, ein hohes, feines Schnurren, dem der jungen Kätzchen nicht unähnlich, es hört sich wie „grrrü grrrü grrrü“ an. Bald nach ihrer Ankunft im Frühjahr hört man ihren Schlag auf den grünenden Fluren, am meisten an schönen Abenden, dann auch beinahe die ganze Nacht hindurch, und besonders in der Morgendämmerung. Unter tags hört man sie seltener. — Der Wachtelschlag wird mit verschiedenen Worten ausgedrückt; den Faulen bedeutet er: „Bück' den Rück! bück' den Rück!“ Ein Rektor erklärte seinen Schülern, um sie zum Fleiß anzuspornen, sie riefen: „Dic cur hic? dic cur hic!“ (Sag', warum du hier bist). In katholischen Ländern lautet er: „Marie, bitt' für uns!“ Für Schnupfer klingt der Ruf ganz deutlich: „Schnupftaback!“ Und in Schwäbisch Franken bedeutet er den Kindern: „Sechs paar Weck!“ — In einem älteren Volkslied wird der Wachtelschlag noch in verschiedenem Sinn ausgelegt; im schönen Monat Mai schlägt sie: „Lobet Gott, lobet Gott!“ Früh morgens ruft sie: „Guten Tag, guten Tag!“ Bei Regen hört man deutlich: „Werd' ich naß, werd' ich naß!“ Beim Auftauchen eines Sonntagsschützen: „Fürcht' mich nicht, fürcht' mich nicht!“ Aber beim Anblick des

Schnitters wird ihr schwül ums Herz, und sie ruft klagend: „Wehe mir, wehe mir!“ oder: „Tritt mich nicht, tritt mich nicht!“ Nach der Ernte: „Harte Zeit, harte Zeit!“ Und vor dem Abzug: „B'hüt dich Gott, b'hüt dich Gott!“

Ihre Nahrung besteht aus Insekten, aus Getreidekörnern, Sämereien und grünen, zarten Pflänzchen. Sie fressen Weizen, Hafer, Heidekorn, Hanf, Mohn, Reps, die Sämereien von Hirsegras, Hanfnesseln, wildem Mohn, Hühnerdarm, Meierich, Wachtelweizen und noch viele andere; Insekten verzehren sie, so viel sie nur immer finden, nur nicht die gar zu großen, besonders gern Ameiseneier.

Im Zimmer gibt man ein gemischtes Futter von altbackenem Weißbrot, zerriebenem Ochsenherz und gelben Rüben, zu gleichen Teilen und nur wenig angefeuchtet; dies fressen sie gern. Man kann sie aber auch mit Sämereien füttern, als: Weizen, Hirse, Hanf-, Mohn-, Kanarien- und Rübsamen. Bei allen diesen verschiedenen Fütterungsmethoden gibt man zerschnittenes Grünes: Salat, Kohl u. dgl., was sie gerne fressen und was ihnen gesund ist. Will man sie recht zum Schlagen reizen, so gibt man Eier, Herz, Semmel (oder zerriebenes Milchbrot) und darunter fein zerschnittenen Salat gemengt; ein weiterer Zusatz von Ameiseneiern und Mehlwürmern, welche sie sehr lieben, feuert sie noch mehr an. — Die Jungen füttert man mit letztgenanntem Futter, bis sie ziemlich erwachsen sind, und gewöhnt sie allmählich an einfaches. Wenn man sparsamer füttern will, so thuts auch altbackene Semmel und geschälte Hirse, beides mit etwas Wasser erweicht. Hat man ein Weibchen dazu, so führt es die Kleinen, erwärmt sie unter seinen Flügeln, und übt alle Mutterpflichten (wenn es auch eine Stiefmutter ist) mit großer Sorgfalt aus. Eine solche Wachtelfamilie im Zimmer gewährt dem Liebhaber ein großes Vergnügen. Mit etwa 6 Wochen sind sie ausgewachsen und flugfähig. — Frisch gefangenen Wachteln muß man die Schwingen stutzen, weil sie die Gewohnheit haben, heftig in die Höhe zu stoßen und sich dann am Kopf verletzen. Sie benehmen sich anfangs sehr ängstlich und suchen Schutz unter allen Mobilien, endlich aber werden sie zahm und zutraulich, und befinden sich behaglich in der Gefangenschaft. Hält man ein Pärchen, so nisten sie auf einigen Rasenstücken recht gern, bringen es zu Eiern, oft auch zu Jungen, wenn man sie gut füttert und vornämlich Ameiseneier nicht fehlen läßt. — Es sind angenehme, reinliche Zimmervögel, die sich bald beliebt machen, auch zuweilen mit Hunden und Katzen Freundschaft schließen und ihnen die Flöhe aus den Haaren picken. Im gemischten Zimmerflug nehmen sie sich gut aus, nur werden die Männchen im Frühjahr durch ihr verliebtes Gebahren andern Vögeln lästig, wohl gar gegen dieselben bissig; daher ist es besser, wenn man sie paarweise hält, weil sich dann der verliebte Hahn mehr mit seinem Weibchen unterhält, und seine andern Genossen weniger stört. — Der Käfig oder vielmehr das Wachtelhäuschen ist bei den „Käfigen“ in der Einleitung angegeben, ich wiederhole aber hier, daß man oben innerhalb des Häuschens ein Tuch locker ausspannen, und auch den Balkon oben (natürlich aber von innen) mit einem weichen Polster versehen muß, weil sich sonst die Wachtel durch beständiges in die Höhespringen den Kopf verwunden würde. Dieses tolle Hochspringen ist überhaupt eine Schattenseite beim Wachtelhalten. In einem solchen Behälter schlagen sie viel fleißiger, als im Zimmer frei laufend, besonders wenn er im Freien hängt. Sie fangen Ende April oder im Mai an und schlagen bis Ende August; die jung Aufgezogenen fangen auch schon früher an. Man kann sie 8 bis 10 Jahre erhalten, und von Jahr zu Jahr schlagen sie gewöhnlich fleißiger. Das aber möge sich der Liebhaber merken, daß ein Hahn nur wenig schlägt, wenn er eine Henne bei sich hat. Die verliebten Tändeleien lassen ihm hiezu keine Zeit. — Gefangene Wachteln haben von der Aufregung des Zugtriebes viel zu leiden, werden sehr unruhig und fliegen mit solcher Heftigkeit gegen die Decken ihres Käfigs, daß sie oft ganz betäubt zurückfallen, und sich auch die Kopfhaut jämmerlich aufschinden. Man stutze ihnen scharf die 9 vordern Schwingen, lasse sie im Zimmer die Nacht durch ihre Phantasiereisen machen, dann können sie austoben, sich aber nirgends beschädigen, da sie (trotz ihrer Kraft in den gestutzten Flügeln) die Zimmerdecke mit dem Kopf nicht berühren. Bei Tag kann man sie wieder ins Häuschen setzen, das aber — ich wiederhole es nochmals — oben durch ein ausgespanntes Tuch gut geschützt sein muß. — Aber auch jung auferzogene Wachteln, welche nichts von Freiheit wissen, zeigen regelmäßig die größte Unruhe zur Zeit der Wanderungen im April und September, also zweimal des Jahres. So stark ist der Wandertrieb ausgeprägt, daß sie gegen Abend, vor Untergang der Sonne, unruhig hin- und herlaufen und dann so gegen die Decke stoßen, daß sie fast ganz ohnmächtig zurücksinken. Dies treiben sie so mehrere Wochen. Bei Tag sitzen sie dann schläfrig und ermattet in einer Ecke. Auch für diese ist das Mittel zu empfehlen, sie mit gestutzten Schwingen im Zimmer den Wandergeist austoben zu lassen. — „Als besten Käfig empfiehlt Bechstein einen bretternen Kasten, der zwei Oeffnungen hat, wodurch sie den Kopf stecken können, und der oben mit Tuch beschlagen ist, damit sie den Kopf nicht einstoßen. Hierin schlagen die Männchen fleißig.“ — Im Wassersande,

besonders wenn solcher ein wenig feucht ist, wälzen und paddeln sie sich sehr gern, verschlucken auch Sandkörner der Verdauung wegen, daher man immer den Boden ihres Aufenthalts damit bestreuen muß; auch täglich frisches Wasser darf nicht fehlen.

Die alten Wachteln haben jährlich zwei Mausern zu überstehen, eine vollständige im Juli und im August, eine teilweise im Februar. Die jungen Wachteln, welche noch keine Mauser überstanden haben, mausern sich erst im nächsten Frühjahr vollständig, müssen daher während dieser Periode gut gefüttert und warm gehalten werden.

Die Wachteln gehören zur niedern Jagd; man schießt sie vor dem Hühnerhunde im Herausfliegen mit Vogeldunst. Der Liebhaber fängt sie am leichtesten mit dem Stecknetze oder mit dem Tiras. Die beste Zeit des Fangs ist im Frühjahr bald nach ihrer Ankunft, wenn die Saaten noch nicht zu hoch aufgeschossen sind, und im Spätsommer, wenn schon teilweise geerntet ist und sie sich nach einzelnen, noch mit Früchten bestellten Ackerstücken gezogen haben. Der Fang zur letztern Zeit gibt aber nicht nur eine Ausbeute für's Zimmer, sondern liefert auch für die Küche wohlschmeckende Braten, weil er, mit Fleiß betrieben, an gut bevölkerten Plätzen oft recht ergiebig wird.

Die Stecknetze (deren nähere Beschreibung siehe hinten beim „Fang der Vögel") stellt man quer durch die Ackerstücke, sodaß sie eine ununterbrochene Netzwand bilden, sie müssen aber gut auf dem Boden aufsitzen, damit die Wachteln nicht unten durchkriechen können. Nun nehmen zwei Personen eine Schnur, die sogenannte Treibleine. Diese ist einfach zu machen; sie hat in 12 dcm weiter Entfernung auseinander ebenso lange Schnüre, an welche unten kleine Schellen gebunden sind. Auf jeder Seite des Ackerstücks geht eine Person mit dem Ende der Treibleine (Wecker), die Schellen hangen in das Getreide hinein und klappern auf dem Boden; die Wachteln weichen denselben aus, und so kann man sie ganz gemächlich nach den Stecknetzen treiben. Bei denselben angekommen, löst man die Gefangenen aus; so kann man ein Ackerstück ums andere ablesen. Das ist der beste Spätjahrsfang.

Im Frühjahr fängt man sie anders, zwar auch mit dem Stecknetz, braucht aber dazu noch eine Wachtelpfeife. Diese ist aus dem Flügelknochen einer Gans gemacht. Man sägt denselben nach Art kleiner Pfeifchen zurecht, feilt ein Schalloch hinein, und statt eines hölzernen Pfröpfchens drückt man einen Wachskern ein, durch den man mit einer Stricknadel ein Loch sticht. Unten an die Pfeife kommt ein gefalteter Beutel von Corduan, wie ein kleines Blasbälgchen, und dasselbe hat am Ende noch einen kleinen Bindfaden. Wenn man nun die Pfeife mit den Fingern der linken Hand, den Bindfaden des Blasbalgbeutelchens mit der rechten Hand hält, und mit dem Beutel zwei Stöße nach der Pfeife macht, so wird der Lockton des Weibchens mit „brübrüb" hervorgebracht, dieser Ton muß aber sehr genau mit dem natürlichen Ton übereinstimmen, denn von einer guten Wachtelpfeife hängt der ganze Fang ab; wenn sie nicht genau stimmt, so kann man den Ton leicht dadurch abändern, daß man die Oeffnung in dem Wachsknoten verkleinert oder vergrößert. — Mit Wachtelpfeife und Stecknetz versehen, begibt man sich auf das Feld, wo man ein schlagendes Männchen weiß, schleicht sich bis zu 50 Schritten zu demselben und steckt in aller Ruhe sein Netz aus. Nun legt man sich etwa 18 Schritte vom Stecknetze entfernt platt auf den Boden, sodaß sich dieses zwischen dem Fänger und der Wachtel befindet. Jetzt horcht man genau auf den Wachtelruf, merkt sich die Anzahl ihrer „pückwerwück"-Schläge, und sobald sie wieder zu rufen anfängt, antwortet man mit der Pfeife „brübrüb" zwei-, höchstens dreimal; dieses „brübrüb" muß genau auf das „pückwerwück" passen, nicht früher und nicht später darf man es hören lassen, darin besteht die ganze Kunst des Fangs. Macht man hierin Fehler, so merkt die Wachtel den Betrug, wird stutzig, und der Fang ist vereitelt; wenn alles aber gut gehandhabt wird, so kriecht die Wachtel ohne weiteres durch das Stecknetz und ist gefangen. Sollte die Wachtel in der Hitze das Netz überfliegen, so schleicht man behutsam in einem Halbkreise um das Netz herum auf die andere Seite und beginnt von neuem zu locken. Diese Art von Fang ist sehr unterhaltend und kann auf den abendlichen Spaziergängen von einer einzigen Person betrieben werden. — Wer eine Wachtelpfeife nicht selbst zu verfertigen versteht, kann solche von einem Drechsler machen lassen. In Nürnberg werden diese Rufpfeifen sehr schön und billig angefertigt, und auf den Messen verkauft.

Der Fang mit dem Tiras ist noch einfacher; dies ist ein Netz von 4 Meter Länge und 3 Meter Breite. Man breitet dasselbe über das grüne Getreide aus, welches aber noch nicht zu hoch sein darf, und legt sich nahe bei demselben auf die Erde. Wie bei dem Stecknetzfang angegeben ist, so lockt man auch hier die Wachtel unter das Netz, bis man sie mitten unter demselben schlagen hört. Jetzt springt man mit Gepolter und lautem Geschrei auf, die Wachtel, dadurch erschreckt, schießt gerade in die Höhe, nimmt das Netz mit und ist darin verwickelt.

Hat man ein gut lockendes zahmes Wachtelweibchen, so bedarf man keiner Pfeife, und der Fang

ist noch sicherer. In einem kleinen Käfig stellt man dasselbe vor das Stecknetz oder unter den Tiras, und man wird seinen Zweck leicht erreichen.

Zu merken ist noch folgendes beim Fang. Wenn nasse Witterung ist, so läuft die Wachtel nicht gern, sondern fliegt nach den Locktönen; in diesem Falle überfliegt sie die Fangwerkzeuge häufig, und der Fang wird langweilig, weshalb man immer trockenes Wetter dazu wählen muß. — Den Stecknetzen weicht sie aus, wenn sie nicht ordentlich im Getreide versteckt sind; man macht daher lieber beim Aufstellen einige Winkel damit, wodurch sie konfus wird und sich leichter verwickelt. — Da die Wachtel der Richtung genau folgt, woher die Locktöne kommen, so wähle man seinen Stand- oder Liegeplatz zwischen sich und der Wachtel so, daß sie immer in die Mitte der Fangwerkzeuge gelockt wird. — Jägersprache wie beim Rebhuhn.

Vierte Familie: Truthuhn, Gallopavo, *Auctorum*.

Ceuchramus, *Möhr.* 1752.

Für Gallopavo findet man in älteren Werken noch andere Schreibweise: Gallo-pavus, *Gesn.*, *Aldr.*, *Frisch.*

Ehe wir die Abteilung der Wald- und Feldhühner schließen, möge noch einer — in der Neuzeit sehr in den Vordergrund getretenen prächtigen Hühnerart Erwähnung gethan werden, welche in den meisten bekannten Werken eine Gruppe der Phasianidae bildet, aber auch sehr an die Tetraonidae erinnert. Es ist das stattliche Wilde Truthuhn, das durch die — seit etwa einem Jahrzehent (1880) versuchte und nach vorliegenden Berichten auch gelungene — Einbürgerung in unseren Mittelwaldungen (gemischte Waldungen) die Augen der ganzen deutschen Jägerwelt auf sich gezogen hat. Die Grundlage zu dieser Beschreibung bilden die Artikel des Herrn Major Alexander v. Homeyer (in Hugos Jagd-Zeitung, Wien 1888, S. 240 ff.). Urteile hellblickender gebildeter Naturfreunde belehren sicherer, als bücherlange Abhandlungen stubengelehrter Systematiker.

Beim männlichen Truthuhn sind die Läufe mit nicht sehr langen, aber scharfspitzigen starken Sporen bewaffnet (beim Weibchen nur eine warzenartige Andeutung); vorn und hinten getäfelt, seitlich fein genetzt; die mittlere Vorderzehe kräftig, zum Scharren eingerichtet; 28 Schwingen, wovon die 3. die längste; der Schwanz mit 18 breiten Federn, wenig gerundet; Kopf und obere Hälfte des Halses nackt, warzig; diese Warzen nach oben kleiner, runder, nach unten allmählich wulstiger, auf der Gurgel schlaff herabhängend; diese warzigen Teile weiß, himmelblau und blutrot gefärbt, zwischen den Warzen einzelne schwarze Härchen. Ein starker Hühnerschnabel, oben gebogen; von der Basis hängt ein Fleischzapfen herab, welcher sich im Ruhestand und beim Fressen verkleinert und dabei nicht im mindesten stört, in der Aufregung des Balzens aber als hochroter Fleischklunker weit über den Schnabel hinabhängt. Der Kopf ist — verhältnismäßig zum starken Körper — klein; mitten auf der Brust ein Büschel roßhaarartiger schwarzer Borsten, je nach Alter ½—1 Schuh lang, der aus einer warzenartigen Erhöhung entspringt. Dieser Haarbüschel entwickelt sich beim Männchen schon vom 9. Monat an. Das Weibchen hat nur die Warze ohne merkliche Borsten. Sie brauchen zur Ausbildung des Körpers, nach Audubon, 3 Jahre. In höherem Alter werden auch die Weibchen dem Männchen ähnlich, d. h. hahnenfedrig. — Das Gefieder strahlt in prachtvollstem metallischem Glanz, ist knapp anliegend, fast derb, die Federn mit großen Konturen, der Schwanz aufrichtbar wie beim Pfau; der Kopf ist fein, der Hals dünn und lang, zum Durchschlüpfen des dichten Waldgestrüpps eingerichtet; der Schwanz lang, die Beine hoch, wenig geknickt, der Gang elastisch.

Die Heimat des Wildlings ist Nord-Amerika in großer Ausdehnung, vom Norden der gesamten Vereinigten Staaten bis in die Landenge und auf die Antillen, aber nicht darüber hinaus (z. B. in Brasilien nur eingeführt); westwärts bis zu den Felsenbergen (Rocky Mountains) und dem Rio Grande; vermutlich bis Kalifornien. In Kanada waren sie ehedem sehr häufig, sind aber jetzt nahezu vertilgt, wie (mit Prof. Oken zu reden) die Büffel und Indianer. — Die Portugiesen führten sie zuerst nach ihren Besitzungen am Kongo (Afrika). — Von den Holländern wurde das Truthuhn nach Ost-Indien gebracht, namentlich nach der Insel Ceylon, in deren herrlichen Waldungen es ebenso gut wild fortkam, wie in seiner Urheimat. Von diesen Spekulanten wurde es auch später wieder als „Kalekutisches Huhn" (abgekürzt: Kalkun) nach Europa eingeführt. — Die ersten Nachrichten über dieses prächtige Waldhuhn kamen schon 1521 (also gleich nach der ersten Eroberung Mexikos durch Kortez 18. Nov. 1519) nach Spanien; 1524 nach England; etwa um dieselbe Zeit nach Frankreich; einige Jahre später nach Deutschland. Ein halbes Jahrhundert später war der Braten des Puters schon „ein feines Gericht, das die Tafeln der Fürsten zierte". „Unter den mannigfaltigen Geschenken, welche Amerika der

Alten Welt gemacht hat, sagt Oken, ist der Puter keines der geringsten." Die Spanier führten es unter dem Namen: Pavos das Indias, Indisches Huhn, ein; meinten aber nicht Ost-, sondern West-Indien. Daher die nicht entsprechenden Benennungen: Meleager, Turkey, Kalekutischer Hahn u. a. Hier beschrieben: 1 Art (samt Rasse).

Das Wilde Truthuhn. Gallopavo sylvestris**), *Linné.*

Waldputer, Bronceputer, Wilder Puter, Kuter, Dindon, Turkey, Bronce-Turkey, Mammoth, Kalekutischer Hahn, Mexikanischer Puter (Var.). — Gallopavo, *Gesn.*; *Belon*; *Aldr.*; *Jonst.*; *Will. et Ray*; — Meleagris*), *Belon*; *Aldr.*; *Will. et Ray*; — Gallop. sylvestris**), *Ray*; *Albin*; *Briss.*; — Gallop. indicus, *Frisch*; — *L.* 1758—66 sämtliche citiert; — Meleagris*) gallopavo, L. 1746—66; *Gm.*; *Bechst.*; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.*; *Rchw.* 1882; — Gallop. americanus, *Briss.* 1760; *Bartram* 1791; *Oken* 1837; — Mel. fera, *Vieill.* 1807; — Gallop. primus, *Less.* 1831; — Gallop. mexicanus (= Mel. mexicana), mit Neigung zu weißen Federrändern, Var., *Gould* 1857. — *) Diese Benennung gehört dem Perlhuhn, welches den Alten sehr bekannt war, während sie vom Amerikanischen Truthuhn nichts wissen konnten. Von Aristoteles ist es auch sehr deutlich beschrieben; er nannte es Meleagris, wie auch später (nach ihm) Varro, Plinius, Columella u. a. Trotzdem hat der gelehrte Pater Aldrovand seine Zeitgenossen mit vielen weitläufigen Argumenten gequält, um zu beweisen, daß die Truthühner die Meleagridæ der Alten wären, was schon damals niemand glaubte. Deshalb wäre vorzuschlagen, den Namen Meleagris hier zu streichen. — **) Für die Ueberschrift wurde Linnés Citat gewählt.

Der Wilde Truthahn ist einer der schönsten Vögel, die wir kennen. Pfauähnlich, und von unsern Altmeistern sehr bezeichnend „Gallopavo, Hahnenpfau" benannt, schlägt er sein Rad so stolz wie ein Pfau. Unvergleichlich ist der feurige Metallglanz des dunklen Gefieders, schimmernd in dunkel kupferbrauner und feurig kupferroter Farbe, mit glühenden Reflexen von goldrotem, grünem, rot- und blauviolettem Schiller, sodaß es schwer hält, die Grundfarben zu bestimmen.

Kennzeichen. Kopf und die obere Hälfte des Halses nackt, warzig; beim Männchen auf dem Kropf ein Büschel gewundener, pferdehaarähnlicher, dünner Federschäfte. Größe einer Großtrappe.

Beschreibung. Die Pracht dieses metallschimmernden Vogels spottet jeder Beschreibung. Kopf und oberer Teil des Halses weiß, himmelblau mit violetter Neigung und hochroten Warzen und Karunkeln; ein Fleischzapfen über dem Schnabel rot; Oberseite dunkelkupferbraun, mit wechselndem rotem, grünem, violettem Metallglanz, der fast die Augen blendet, nach dem Hinterkörper dunkler; auf dem Bürzel wieder bronzefarbiger; jede einzelne Feder mit einem samtschwarzen Band eingefaßt, welche Bänder an den großen Federn auch breiter werden. Sämtliche Schwungfedern (1. und 2. Ordnung) des zusammengelegten Flügels sind breit schwarzbraun und weiß, scharf gebändert; die Schwingen 2. Ordnung nach der Außenfahne rostbraun gerändert; die Schlußschwingen sind braun, ihre Bänderung nur angedeutet; die 4 Federchen des Afterflügels scharf und fein schwarzweiß gebändert; die Federn des Unterkörpers samt den Schenkelfedern sind kastanienrotbraun, ohne Metallglanz; die Schwanzfedern dunkelkastanienbraun, mit Querbändern und Spritzern von dunklerer Farbe, am Ende mit einem schwarzen Band, das durch ein schmäleres bräunlichrostfarbenes Band abgeschlossen wird. Der Schnabel ist rötlichgelb, nach der Spitze hornfarben; die Iris dunkelbraun; die Füße lackrot. — Das kleinere Weibchen hat ähnliche Färbung, aber in weniger brillanter Anlage. Ihm fehlen auch die Sporen und der Haarbüschel auf der Brust; die Karunkel auf dem Schnabel ist um vieles kleiner, ebenso auch die kahlwarzige Stelle an Kopf und Hals, die Größe und das Gewicht viel geringer. — Die Dunenjungen sind auf lichtbräunlichem Grunde mit vielen dunklen Zeichnungen, besonders in die Quere, geziert, auch ist die Bänderung an den kleinen Schwingen bald deutlich zu ersehen. Sie werden bald flugfähig (schon etwas mit 14 Tagen), weil sich die kleinen Schwingen — wie bei den meisten Hühnerjungen — auffallend rasch entwickeln.

Der Wilde Truthahn ist einer unserer stattlichsten Vögel, was sich auch im Gewicht ausdrückt, einer Trappe oder einem Schwan im Körpermaße vergleichbar. Länge des Männchens 100—120 cm, (Audubon sagt: bis 4 Schuh); Breite 150 cm, Flügellänge 46, Schwanzlänge 40 cm. Länge des viel kleineren Weibchens 85 cm, Breite 120 cm, Flügel 40, Schwanz 30 cm. Das Gewicht (nach Audubon) sehr verschieden. Beim Männchen von 15—20 Pfund, es giebt aber auch welche bis zu 30 Pfund; und gutgefütterte bemooste Häupter bringen es bis zu 40 Pfund; dann ist auch der Bartbüschel auf der Brust fast einen Schuh lang. Das Gewicht der viel kleineren Henne fängt mit 9 Pfund an, im Verlauf jahrelanger Ausbildung kann sich dasselbe um 5—6 Pfund steigern. Im vierten Jahr zeigt sich auch bei ihr ein kleines Borstenbüschelchen auf der Brustwarze.

Das Mexikanische Truthuhn, Gallopavo mexicanus, Meleagris mexicana, *Gould*, ist eine südliche Rasse des Bronzeputers. Seine Heimat ist das westliche Texas, Neu-Mexiko, Arizona und das Hochplateau Mexikos, südwärts bis Orizaba. Diese Rasse ist ebenfalls sehr schön, hat auch den feinen Metallglanz auf dem dunkeln Oberkörper; ist aber etwas kleiner, und unterscheidet sich merklich durch den weißen Endsaum des Schwanzes und durch weißgesäumte

obere und untere Schwanzdeckfedern. Der Haarbüschel auf der Brust ist kürzer und starrer. Man hält diese Rasse allgemein für die Stammform unseres Haus-Puters, weil die erste Einführung hauptsächlich von Mexiko aus geschah, wo dieses Huhn schon damals domestiziert lebte, und weil unser Haus-Puter ebenfalls die charakteristischen weißen Säume an den Deckfedern des Schwanzes und an den großen Schwanzfedern aufweist. Dieser weißgeschuppte Mexiko-Puter kann als sehr schöner Vogel gelten, wenn man den prächtigen Bronzeputer nicht damit vergleichen kann. Die Mexiko-Rasse neigt auch sehr zum Abändern in hellere Farben, während der Bronzeputer dunkle Farbe hält. Der Mexiko-Puter hat auch nicht die wilde Natur des Bronzeputers, eignet sich deshalb auch weniger zum Aussetzen in Wälder, als der wildere und dauerhaftere Bronzeputer, dessen Akklimatisierung hauptsächlich angestrebt wird.

In den letzten Jahren ist es nämlich opferwilligen Großgrundbesitzern gelungen, das Trutwild in freier Wildbahn so einzubürgern, daß dasselbe in den betreffenden Jagdschußlisten bereits eine große Rolle spielt. Laut Wiener Jagd-Ztg. 1889 wurden auf den Graf Breunner'schen Jagden auf Grafenegg bei Tulln an der Donau (Nieder-Oesterreich) im Jahr 1888 rund 140 „Wilde Bronzeputer" erlegt, bei einem Revierbestand von circa 580 Stück. Ausgesetzt wurden diese aus Nord-Amerika importierten echten „Bronzeputer" (nicht Mexikaner) im Jahr 1880. Das bezeichnet einen sehr schönen Erfolg. — Fürst Metternich that desgleichen auf seinen schönen Waldgütern bei Kojetein in Mähren; Baron Washington in Steiermark und Freiherr Friedr. v. Homeyer auf Ranzin in Pommern. — Diese Herren bestellten direkt teils aus Amerika, teils aus den Züchtereien Englands, oder aus Hamburg von Hagenbeck. Aus Amerika kamen echte „Bronzeputer"; aus den Züchtereien Englands der echte „Mexiko-Puter", welchen man in England „Nordfolk-Turkey" nennt. Unter „Dindon sauvage" (gleich Wilder Puter) versteht der Franzose diese Art. Der riesengroße „Cambridge-Puter" (26—35 Pfund schwer) steht in Haltung und Färbung zwischen Bronze- und Mexiko-Puter. — Sie wurden in den hiezu geeigneten Parken ausgesetzt und der Erfolg war günstig, die Tiere vermehrten sich und widerstanden der rauhen Witterung des Winters. — Die Interessenten finden ausführlichere Belehrung in der „Wiener Jagd-Ztg." 1888, S. 240 und 268, von Herrn Major Alexander v. Homeyer; — ebenda 1889, S. 51, 86, 488 (einen längeren wichtigen Artikel von Herrn v. Homeyer-Murchin); — ebenda 1890, S. 524, 693, weiteres hieher gehöriges.

Das Wilde Truthuhn ist — wie aus obigem zu ersehen — ungleich schöner und größer, als seine in Europa erzogene, verweichlichte und degenerierte Nachkommenschaft. Besser noch ist die zahme Zucht in Amerika erhalten, doch im ganzen ebenfalls dem wilden Bronzeputer nachstehend. Doch erzieht man daselbst durch Auffrischung des Blutes mit Wildlingen schöne Puter, welche der Urrasse sehr gleichen und deren Fleisch von feinstem Wohlgeschmack ist. — Im wilden Zustande ist dieser Vogel eine Zierde der großen Waldungen am Wabash, Ohio und Mississippi, und er ist auch in allen jenen Gegenden zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen Max v. Neuwied noch häufig gewesen, als noch nicht zu viele Jagdliebhaber und Jäger existierten. Sie balzen auf den Bäumen vor Sonnenaufgang wie die Auerhähne, aber mit dem bekannten wunderlichen Kollern; nachher fliegen sie auf den Boden, um sich mit den erschienenen Hennen zu paaren, und mit aufgeblähtem Gefieder und aufstreichenden Flügeln herumzustolzieren, wobei auch nicht selten ein Nebenbuhler erscheint, der mit Mut angegriffen wird, bis Flucht oder Tod den Kampf entscheidet. Am Missouri geht er westlich nicht über den White River oder Mönni-Schott-Passahä der Mandan-Indianer hinauf, und am obern Mississippi fand man ihn im Jahre 1834 noch an der Rivière des Moines. In den Waldungen am Wabash, besonders in dem hohen Holze der Inseln desselben, waren diese schönen Vögel 1833 noch sehr zahlreich und lebten in starken Gesellschaften von 6—20 Individuen. Einzelne Jäger, welche in jenen Wäldern als sogenannte Back-Woodmen wohnten, versorgten gewöhnlich wöchentlich ein paarmal das große Dorf New-Harmony mit diesen Vögeln. Sie ritten die Straßen entlang und hatten an ihren Pferden bis zu 20 jener prachtvollen Vögel aufgehängt, welche sie das Stück zu 25 Cents (1/4 Dollar) verkauften. Ein starker, wohlzubereiteter Hahn giebt ein vortreffliches Gericht, welches man auf verschiedene Art herzurichten verstand. Die alten Hähne sind übrigens weit seltener und schüchterner, als die Hühner; sie leben in Polygamie wie der Auerhahn. Ehemals sind in jenen Gegenden die wilden Truthühner so häufig gewesen, daß es einem Paar Schützen nicht viel Mühe machte, 100 Stück derselben zu erlegen. Als der Württemberger Rapp mit seiner Gesellschaft von Separatisten sich am Wabash niederließ und das Dorf Harmony gründete, befreite man zuerst ein Stück Land von seinen Waldungen. Damals trieb man eine der Flußinseln zuvor ab, und es wurden bei dieser Gelegenheit 75 Stück Rotwild (Cervus virginianus) und mehr als 100 wilde Truthühner erlegt. — Jetzt sind diese interessanten Vögel schon sehr schüchtern und vorsichtig geworden und es fällt schwer, sie zu beschleichen, da sie beständig beschossen werden.

Ehemals waren sie dagegen sehr zutraulich. Bemerken sie etwas Fremdartiges, so laufen sie sogleich sehr schnell im dichten Unterholze fort. Sie fliegen alsdann auch vom Boden in dichte hohe Baumkronen auf, wo nur ein sehr geübtes Auge sie aufzufinden vermag. Ihr Flug ist für einen solchen schweren Vogel ein leichter zu nennen. Fliegen sie von einem hohen Baume zu dem andern oder über den hohen Wald in gewisser Höhe hin, so haben sie einen schönen schnellen Flug, den Hals lang ausgestreckt, dabei gerad und stetig. Alsdann fußt dieser stolze Vogel gewöhnlich auf einem hohen Aste der Krone und wendet den Kopf nach allen Richtungen, um sich zu sichern.

Die Nahrung des Wilden Truthuhns besteht in Amerika aus Waldmast, Eicheln, den verschiedenen Walnußarten, Kastanien, den Früchten des Papawbaums (Asimina), allerhand Beeren, unter andern denen der Symphoria, Rosa; ferner Insekten, Raupen und Puppen, Käfern, Wanzen; jungen Zweigen, Blättern und Sprossen, Grashalmen u. s. w., die man in ihrem Magen mit kleinen Kieselsteinen gemischt findet. Der Kropf ist gewöhnlich von allen diesen Dingen hart aufgetrieben. Nach jenen Dingen scharren sie im trockenen Laube des Waldbodens mit ihren starken Füßen, und diese aufgekratzten Stellen geben dem Jäger Nachricht von der frischen Nachbarschaft der beliebten Vögel. Sie ziehen nach dieser Nahrung gesellschaftlich in den Waldungen umher, und „oft haben wir ganze Flüge von ihnen den Wabash oder den breiten Ohio überfliegen gesehen,“ wobei, wie Audubon erzählt, manchmal schwache oder junge Vögel in den Fluß fallen sollen. „Ich*) habe sie rasch und kräftig hinüberstreichen, aber nie einen solchen Vogel in Fluß fallen gesehen,“ berichtet Max Prinz zu Neuwied. Zu ihrem Neste scharrt die Henne eine kleine seichte Erdvertiefung und legt bis circa 15 Eier hinein, die denen unseres Truthuhns ähnlich sind, nämlich auf schmutzig graugelblichweißem Grund mit einzelnen gelb- oder rötlich-grauen Flecken und Fleckchen. Die Maße der Eier einer Wildhenne sind dem Verfasser nicht bekannt. (Beim Dorfputer messen sie 74 + 52 cm). Das Huhn sitzt bekanntlich sehr fest und wird deshalb leicht eine Beute der Raubtiere.

Im Spätherbst und Winter, wenn es kalt wird, nähern sich die wilden Truthühner den menschlichen Ansiedlungen, besonders den Maispflanzungen morgens und abends, und die Jäger stellen ihnen bei dieser Gelegenheit auf mancherlei Art nach. Im November und Dezember erhielt Prinz zu Wied in New-Harmony sehr viele dieser Vögel, aber im Januar und später nur sehr wenige, teils weil ihrer so viele geschossen waren, als auch weil die übrigen sehr vorsichtig wurden. Im Januar ist das Gefieder dieses Vogels schon sehr schön und vollständig und der Hahn beginnt an warmen Tagen im Februar schon zu balzen. Schon mit Sonnenaufgang vernimmt man alsdann das laute Kollern der Hähne. Die alten Hähne sind übrigens sehr vorsichtig und schwer zu schießen. Ihre Schwungfedern werden bald abgenutzt von dem Schleifen der Flügel auf der Erde, wenn der Hahn seine kollernden Töne von sich giebt, das Rad mit seinem Schwanze schlägt, wobei ihm der geschwollene blutrote Nasenzapfen weit über den Schnabel herabhängt und auch der ganze Kopf blutrot erscheint. „Oft haben wir auf unserer Missourireise bei Anbruch des Tages das Kollern der wilden Truthähne vernommen; auch die Stimme des Huhnes, welche gänzlich die der gezähmten Rasse ist.“ — Die Stimme des Hahns ist ein lautet rollendes Kollern wie kurrrekurrrekurre, dumpfer beim Balzen, lauter in Aufregung; bei der Henne oder Jungen ein hohes, fast klägliches put put put oder jaub jaub jaub!

Da der Wilde Truthahn kein scheuer Vogel ist, so steht, bei der Vortrefflichkeit seines Wildbrets, seine Ausrottung in wenigen Jahren, wenigstens in vielen Gegenden, bevor, wenn nicht Gesetze zu seinem Schutze gegeben werden, woran bei der Kraftlosigkeit jener Regierung wohl nicht zu denken ist. Wo wäre auch eine Regierung, welche selbst bei den kräftigsten Gesetzen alle jene Landstreicher kontrollieren könnte, die jene Wildnisse nach allen Richtungen durchstreifen, und welche weit gefährlicher, unmoralischer und unternehmender sind, als selbst die schlimmsten Indianer. — Um den wilden Truthahn zweckmäßig zu jagen, hält man sich jetzt auf diese Vögel abgerichtete starke flüchtige Hunde, die diese Jagd bald lieben lernen. Hat man frische Spuren der Vögel gefunden, so läßt man den Hund suchen, er wird das Volk bald finden, dazwischen fahren, sodaß die Vögel erschreckt auf den hohen benachbarten Bäumen Schutz suchen, wo sie alsdann der Schütze mit geübtem Auge erspäht und mit seiner langen Büchse unfehlbar herabschießt. — Die Indianer gebrauchen die Schwungfedern dieser Vögel zur Befiederung ihrer Pfeile und tragen sie als Ehrenzeichen auf dem Kopfe; die Schwanzfedern dienen als Fächer.

Das Ueberführen der Puter aus der Voliere in unsere Wälder bedarf nicht der Vorsicht wie beim Fasan; es muß durch den Futtermeister geschehen und so, daß die Puter ein kleines Koni-

*) Max, Prinz von Wied zu Neuwied ist der Verfasser dieser zwar alten, aber belehrenden Nachrichten über das wilde Truthuhn. Koblenz 1838—43. Siehe Cabanis, Journal f. Orn., 6. Bd. S. 428.

feren=Dickicht vor sich haben, worin gleichzeitig die Futterhütte ist. Die Futterverhältnisse bei ganz kleinen verwaisten Putern sind ebenfalls wie beim Fasan, d. h. Ameiseneier, Mehlwürmer, Heuschrecken. — Das Zusatz=Futter für Puter auf der Futterhütte ist Hirse, geschälter Hafer, Winterweizen, Mais, und darf nicht gespart werden, wenn sie gedeihen sollen. Im Walde selbst fressen sie Eichel= und Buchmast, die aber nicht alle Jahre gedeiht; sämtliche Waldbeeren, Knospen, feine Triebe von Waldgewächsen, zarte Nadeln, vieles Grünzeug, besonders gern Brennnesseln; Insekten aller Art; Raupen, Puppen, Würmer. — Auf dem Hof füttert man sie wie den Dorfputer mit Gerste, Mais, geschältem Hafer, Kohl, gelben Rüben, Salat, gesottenen Kartoffeln, Zwiebelröhrchen. Die Jungen erhalten erweichte altbackene Semmel stark mit Eiern und Fleisch, feingehackten jungen Nesselblättern oder Schafgarbe vermischt. Später dazu Hirse und Gerste, bis sie das Futter der Alten bekommen. Man lasse die Jungen baldmöglichst ins Freie laufen, sorge aber für ein trockenes Unterkommen bei nassem Wetter, wohin sich die Alten mit den Jungen jederzeit zurückziehen können. Das ist für die Aufzucht wichtig! frisches Wasser unentbehrlich. Ebenso ein Haufen Wassersand mit etwas Kies vermischt. — Petersilie, der Same des roten Fingerhuts und bittere Mandeln sollen Gift für sie sein.

Die Jagd auf Bronzeputer ist nicht so interessant, wie viele glauben. Die Vögel sind schwer zum Fliegen zu bringen, sie bäumen wenig auf, sind außerordentlich scheu und gleich bei der ersten Störung suchen sie ihr Heil in schnellster Flucht. So kommen die Tiere, gern Farnkraut=, Nessel= und Grasdickichte haltend, beim Schützen laufend angestürmt, werden also meistens laufend geschossen, nur selten einer fliegend. Vor dem Hunde bäumen sie gern auf.

Für die Beschreibung des Haus=Puters finden wir leider keinen Raum.

Fünfte Familie: **Sandflughuhn.** Pterocles, *Temminck* 1809.

Oenas, *Vieill.* 1816; — Pteroclurus, *Bp.* 1856.

Der Schnabel meist klein, rundlich, schwach gewölbt, der Oberschnabel sehr wenig übergebogen, kaum länger als der untere; die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel, oberhalb mit einer kurz befiederten Haut zur Hälfte bedeckt, das Auge umgiebt eine kleine nackte Stelle; die Füße nicht hoch, vorn mit kleinen Federchen dicht bekleidet; die 3 Vorderzehen klein, die äußere besonders kurz, alle an der Wurzel durch eine Spannhaut verbunden, die Sohle gerändelt, breit; die Hinterzehe hoch und nach innen gestellt, nur wie ein kleines Wärzchen mit sehr kleinem Nagel; die Zehen unbefiedert; die Flügel lang, spitzig, ganz wie Taubenflügel, nicht muldenförmig; die 1. Schwinge die längste; Schwanz keilförmig, mit 10 bis 12 Federn, welche zugespitzt sind, die beiden mittelsten zuweilen sehr schmal verlängert. Das Gefieder ist derb, kurz, breit, dem der Tauben ähnlich. Die Geschlechter sind verschieden gefärbt. — Die Flughühner, sonst auch Gangas, Steppen= oder Wüstenhühner genannt, stehen, nach Temminck, zwischen den Waldhühnern und Tauben, erinnern in der scheinbar langen Gestalt und den spitzigen Flügeln auch an die Brachschwalben. A. Brehm ist aber der Ansicht, daß man sie mit Hühnern oder Tauben gar nicht vergleichen kann. Der Schnabel, der Bau des Fußes kennzeichnet sie nicht. Ihr hervorragendes Merkmal liegt in der Entwickelung des Gefieders, vor allem in der Ausbildung der Flugwerkzeuge. Es giebt kein Huhn, welches ihnen hierin gleicht, keinen Laufvogel, welcher sie übertrifft. Ihre wunderbare Heimat, die baumlose und pflanzenarme Ebene, verkörpert sich — sozusagen — in diesen Vögeln. Sie verlieh ihnen nicht bloß das Wüstenkleid in seiner Vollendung, sondern gab ihnen auch die fabelhafte Beweglichkeit, welche sie befähigt, in einem so weit ausgedehnten armen Gebiete das Leben zu fristen.

Sie bewohnen die trockenen, öden, unfruchtbaren, sandigen Steppen der warmen und heißen Zone der alten Welt, leben außer der Fortpflanzungszeit gesellig, suchen ihre Nahrung, die in Körnern, Sämereien und Insekten besteht, auf ungeheuern Strecken zusammen, welche sie deswegen in gewandtem Laufe und Fluge durchstreifen, und trinken in langen Absätzen das Wasser einziehend, wie die Tauben. Ihr Flug ist außerordentlich rasch, mit gleichmäßigen schnellen Flügelschlägen schießen sie rauschend durch die Luft; er hat Aehnlichkeit mit dem der Regenpfeifer. Nur wenn sie sich zur Erde herabsenken wollen, gleiten sie schwebend dahin. Sie kommen täglich mehreremale zur Tränke und halten sich auch dieses Bedürfnisses halber in nicht gar zu großen Entfernungen von den zerstreuten Quellen und Bächen auf, welche sie zu gewissen Tageszeiten regelmäßig besuchen; sie sind deshalb dem schmachtenden Reisenden in jener Einöde eine erfreuliche Erscheinung, da er der Richtung des Zuges folgt, welche die fliegenden Scharen vormittags von 9 bis 10 Uhr und abends von 4 bis 6 Uhr nach ihren Wasserplätzen nehmen. Wie die Schneehühner der grimmigsten Kälte und dem tiefsten Schnee durch ihre Organisation zu trotzen vermögen, so die Sandhühner der brennendsten Sonnenhitze und dem feinsten Flug=

sande, der vielen andern Wesen ein Grab bereitet. Ihre breite, noch dazu mit einem Rändchen umgebene Sohle, verbunden mit dem leichten, raschen Gang, verhindert das Einsinken in den beweglichen Sand. Wegen ihres ungemein raschen und leichten Fluges sind sie ein Gegenstand arabischer Dichtung geworden: „Seh' ich der Kata flüchtigen Schwarm, Dann wird mir auch das Herz so warm; — Ist hier nicht eine, die mir leiht — Für heut der Schwingen Schnelligkeit? — So gerne möcht' ich mit euch fliegen — Im reinen Aether, mich zu wiegen; — Zu meiner Lieben möcht' ich eilen! — Doch rastlos eilt ihr und mögt nicht weilen." — Sie gehören unter die Strich- und Zugvögel, leben in Einweiberei und haben gewöhnlich 3, selten 4 gefleckte Eier. Eier und Dunenjunge aller bekannten Arten ähneln sich in hohem Grade. Die Jungen sind bewegliche Geschöpfe wie junge Rebhühner, sind kräftig und munter; die Dunen haben sandgelbe Färbung mit dunkeln Flecken auf Kopf und Rücken, gestreifte Unterseite heller. Das Gefieder alter Vögel trägt Wüstenfarbe, ein rötliches Ockergelb oder Isabellfarbe, welche lichtgelbbräunliche Färbung den Feder- oder Haartieren der Steppen eigentümlich, aber in der Nähe betrachtet sehr angenehm ist, und macht, in Verbindung mit ihrer gefälligen Gestalt, einen sehr guten Eindruck. Gray zählt in seiner Hand-List (1870) 14 Arten, davon kommen für uns in Betracht: 2 Arten.

Das Ringelflughuhn. Pterocles arenarius, *Pallas.*

Sandflughuhn, Steppenhuhn, Ringelhuhn, Ganga; in Spanien Churra. — Tetrao arenarius, *Pall.* 1774; — Perdix arragonica, *Lath.*; — Tetr. fasciatus, *Desfont.* 1787; — Pter. arenarius, *Temm.* 1819; *Br.* 1831; *Naum.* 1833; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Mit kegelförmigem, etwas starkem Schnabel. Der Unterleib und ein Quergürtel über die Brustmitte ist schwarz; auch unter der Kehle ein schwarzes Querband; die untern Flügeldeckfedern sind weiß; über den Flügel zieht ein hochockergelber Querstreif. Der Schwanz reicht nicht über die Flügel hinaus, die beiden mittlern Federn nicht verlängert.

Länge 33,6 cm, Flügelbreite 72 cm, Schwanzlänge 10,8 cm, Schnabellänge 1,2 cm, Höhe des Laufs 3 cm. Beinahe so groß wie die Ringeltaube.

Beschreibung. Der Rücken des Männchens ist ockergelb, bleich rostfarben, aschgrau und schwärzlich gefleckt; Kopf und Hals sind aschgrau, mit rostbräunlichen Fleckchen an den Spitzen der Federn; Kehle und Seiten des Halses sind schön rostbraun; Brust blaß rötlichgrau, über letztere läuft ein breites, schwarzes Band bis an die Schultern; die übrige Brust, Unterleib und Schenkel sind bräunlichschwarz. Rücken und Flügeldeckfedern sind graugelb, rostgelb und schieferfarbig, gefleckt; die großen Flügeldeckfedern sind ockergelb; die Schwanzfedern sind aschgrau mit weißen Spitzen; die beiden mittlern zimtbraun, alle mit schwärzlichen Querstreifen; die untern Schwanzdeckfedern weiß, wurzelwärts schwarz. — Der Schnabel ist kegelförmig, von Farbe aschblau; die Füße sind auf der vordern Hälfte mit Federn bekleidet, rötlichgrau; die Augen dunkelbraun. — Das Weibchen ist bedeutend kleiner; oben und auf der Brust trüb gelblichfleischfarben mit weißen Federenden und braunschwarzen Flecken, Tropfen, Pfeilflecken, Querstrichen und Zickzack übersät; die Kehle ist gelblichweiß und braunschwarz gestrichelt; ein schmaler Querstreif trennt die Kehle von der Gurgel, über die Mitte der Oberbrust geht ein schmales, braunschwarzes Band. Die Flügelfedern ziehen mehr ins Bräunliche, und haben einen trübe orangegelben Querstreifen, der nicht so lebhaft als beim Männchen ist.

Die Heimat dieses Vogels sind die sandigen Wüsten Nord-Afrikas von Marokko bis Tripolis; weiterhin in Asien bis Indien; insbesondere die Steppen Süd-Rußlands zwischen dem Don und der Wolga, am Fuße des Kaukasus, am Schwarzen- und Kaspimeer und Aralsee. In Spanien zählt dieses Huhn zu den Charaktervögeln und kommt in den südlichen Provinzen regelmäßig vor, doch herrscht in einer Provinz immer mehr die eine oder die andere (nachfolgende) Art vor, denn beide Arten leben neben- und nicht untereinander. In andern Ländern Süd-Europas, selbst auch in Deutschland haben wir diese Hühner nur als seltene Wandergäste zu betrachten; als solche, die gern viel und weit fliegen.

Sie nisten in den Wüsten in nicht gar zu großer Entfernung von Quellen; in Europa an ähnlichen Orten in einer kleinen Vertiefung, worin man 3 bis 4 Eier findet, die 46 mm lang und 32 mm breit sind. Das sehr sichtbare Korn besteht aus zweigartigen Zügen der Schmelzmasse, welche einzelne ziemlich tiefe Poren einschließen; der Glanz ist sehr stark. Die Grundfarbe ist rötlichgelbbraun, auf ihr blaß graurötliche, dann gelblichrotbraune, und zu oberst lebhaft braune, kleinere und größere Flecken, welche nur an wenigen Stellen die Grundfarbe frei lassen und das Ei sehr bunt machen. Die erste Bedeckung der Dunenjungen ist sehr merkwürdig; die Dunen sind so zart und weich wie die feinste Seide, mit dem eigentümlichen Ansehen von lang geschorenem und gleichsam zerblättertem Samtgewebe, indem sie aus wirklichen Federchen bestehen,

die an den Spitzen verdickt sind, und hier noch einzelne feine, kurze Haare stehen haben; nach der Wurzel sind diese Dunenfedern langhaarig. Die Färbung ist oben gelbbräunlich, flockenartig schwärzlich gestreift; unten weißgelblich.

Das Sandhuhn läuft zierlich und schnell auf dem Erdboden, fliegt so leicht wie eine Taube, und ist sehr gesellschaftlich. Seine Stimme ist ein lauter Ruf, der nach Brehm: kabba kabba lautet, den man aber nur im Flug hört; wenn das Huhn am Boden herumläuft, hört man sanfte Laute wie: kuk kuk kuk, welche dem Glucken einer Haushenne oder auch dem Ruchsen der Tauben sehr ähnlich sind; sonst hört man von Gefangenen, wenn man sich nähert, ein unwilliges „gurgurgurr“. — Es nährt sich von den Samen verschiedener Tragantarten, zarten Pflanzenblättern, den rundlichen Samen von Schotengewächsen und Hülsefrüchten, wodurch es sich wieder den Tauben nähert, von Getreidekörnern, wo es solche haben kann, und von Insekten. Sie suchen in jenen Wüsteneien immer solche Gegenden auf, wo Wasser in der Nähe ist, weil sie oft und viel trinken; daher sind sie für den durstigen Reisenden eine tröstliche Erscheinung; aber auch der Jäger sucht sie auf ihren Trinkplätzen zu erlegen. Beim Zusammensuchen ihrer Nahrungsmittel kommt ihnen ihr schneller Gang und ihr ungemein rascher Flug sehr gut zu statten, welche es ermöglichen, in kurzer Zeit außerordentlich große Räumlichkeiten abzusuchen. — Bei geeigneter Pflege und guter Behandlung halten sie lange in Gefangenschaft aus, können eine ziemlich starke Kälte ertragen, nicht aber Nässe, gegen die sie sehr empfindlich sind. Aus dem Londoner Tiergarten wird auch von gelungenen Brutversuchen berichtet. — Die Fütterung siehe beim Steppenhuhn.

Das Spießflughuhn. Pterocles alchata, *Linné.*

Taf. 48, Fig. 7.

Arabisches Rebhuhn, Arabisches Steppenhuhn, Feldengel, bei den Arabern: Chata. — Alchata, alte Autoren; — Bonasia pyrenaica, *Briss.*; — Tetrao alchata, *L.* 1766; *Gm.*; — T. caudacutus, *Sam. Gm.* 1777; — T. chata, *Pall.* 1811; — Pter. setarius, *Temm.* 1815; — Pter. alchata, *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die beiden mittlern Schwanzfedern über die Flügel hinaus verlängert, pfriemenspitzig; Unterleib und Unterbrust rostgelblichweiß; über die Mitte der Brust und über die Gurgel 2 schwarze Querbänder, welche eine rostbraune einschließen.

Länge 31,2 cm, Flugbreite 54 cm, Flügellänge 16,8 cm, Schwanzlänge 12 cm. Es ist nur wenig kleiner als das Vorige.

Beschreibung. Stirn und Wangen sind rostbraun; Kehle und Zügel und ein Strich durch das Auge schwarz; Hinterhals und Rücken bräunlichgraugrün mit gelben Flecken; kleine Flügeldecken graulichrot; die Oberdeckfedern vor der Spitze breit rostbraun, dann fein hellgelb und endlich dunkelbraun gebändert; die großen Deckfedern grünlich graugelb, schwarzbraun gesäumt; die Gurgel rötlichfahlgelb; Oberbrust lebhaft zimtbraun, oben und unten durch ein schmales schwarzes Band begrenzt; Bauch weiß, Schwingen grau mit schwarzen Schäften; Schulterfedern grünlichgelbgrau; Schwanzfedern grau und gelb gebändert, auf der Innenfahne grau, an der Spitze weiß; die verlängerten Schwanzfedern haben die Farbe der Schulterdecken, sind aber schwach gebändert. — Das Weibchen zeigt dieselbe Farbenverteilung, unterscheidet sich jedoch sicher durch feine Querbänderung des ganzen Oberkörpers, durch ein doppeltes oberes Halsband, welches ein graugelbes Feld abschließt, und durch weiße Kehle. — Das Auge ist braun; der Schnabel bleigrau; die Füße hellbräunlich.

Dieses Huhn bewohnt Nordwest-Afrika samt Kanaren, Spanien, Süd-Frankreich, beide Sizilien, Cypern, Klein-Asien, den Kaukasus, wo es im Winter auf die Ebenen von Persien und Astrachan übergeht; die Kirgisensteppe. Was über Verbreitung vom Vorigen gesagt ist, gilt auch hier.

Als Nistvogel findet es sich in Europa fast nur in sterilen Flächen Spaniens und des südlichen Frankreichs. Die 3 bis 4 Eier, welche man bei einem Satz findet, sind 44 mm lang und 29 mm breit, die Schale ist ziemlich dünn, das Korn feiner als beim Vorigen, die Poren weniger tief, der Glanz aber gleich stark. Die Grundfarbe ist bräunlich, ins Gelbliche, Rötliche und Gelbgrünliche ziehend; die Schalenflecken sind blaß rötlichgrau, dann kommen rötlichgraubraune und oben grünlich- oder rötlichbraune, größere oder kleinere, sehr unregelmäßige, aber über die ganze Oberfläche gleichmäßig verteilte Flecken, welche oft einen undeutlichen Kranz bilden. Gegen das Licht gehalten, sind sie fast undurchscheinend. Dunenjunge wie beim Ringelhuhn.

Das Spießflughuhn läuft eben so zierlich und fliegt eben so gut als das Vorige. Es soll nach der Meinung verschiedener Forscher des Morgenlandes, besonders Burkhardts, jener Vogel sein, der die Israeliten bei ihrem Zuge durch die Wüste vom Hungertode retten half.

Im Original des alten Testaments heißt er Selaw, und wurde von Luther mit „Wachtel" übersetzt. Nur ist bei dieser Annahme übersehen, daß das gewandte Flughuhn schwerlich in so großer Menge gefangen werden konnte, wie es bei Wanderwachteln der Fall sein kann, um bei der Ernährung der Israeliten bedeutend in die Wagschale gefallen sein zu können. Wir dürfen deshalb mit Bestimmtheit annehmen, daß es unsre Gemeine Wachtel auf der Wanderung war, welche den Israeliten in der Wüste zur Stillung ihres Hungers diente. Mose 2, 16, 3. Siehe auch die Wanderzüge der Wachtel, Seite 925.

Sechste Familie: **Steppenhuhn**, Syrrhaptes, *Illiger* 1811.

Nematura, *J. K. Fischer* 1812; — Heteroclitus, *Vieill.* 1816; — Pterocles, *Temm.* 1809; *Sws.* 1837.

In der Gestalt ähneln sie den Flughühnern sehr, unterscheiden sich aber wesentlich durch ihre eigentümlich verlängerten, in sehr feine Spitzen ausgezogenen ersten Schwingfedern, so daß dieser Teil eher einer Borste als einer Feder gleicht; die mittlern Schwingen sind kürzer als die hintern, wodurch der Flügel in der Mitte ausgeschnitten erscheint; auch die mittlern Schwanzfedern sind verlängert; die Füße sind kurz und bis zur Spitze der Zehen befiedert; der Fuß besteht nur aus 3 Zehen, die Hinterzehe fehlt; die Vorderzehen sehr verbreitert und ihrer ganzen Länge nach durch eine Haut verbunden, so daß das Füßchen von unten gesehen eine einzige gelbliche Sohle bildet, welche mit hornigen Warzen bekleidet ist; die Nägel sind breit und kräftig. Diese Fußbildung ist so merkwürdig, daß jeder, dem dieser — bei uns seltene Vogel — vorkommen sollte, ihn schon daran aufs bestimmteste erkennen kann. Durch die sandgelbliche Farbe ihres Gefieders ähneln sie dem Steppenboden so täuschend, daß sie bei ruhigem Verhalten beinahe nicht von demselben zu unterscheiden sind. Von 2 Arten bei uns zuweilen: 1 Art.

Das Steppenhuhn. Syrrhaptes paradoxus, *Pallas.*

Taf. 48, Fig. 8.

Steppenflughuhn, Steppentaube, Steppenwachtel, Sadscha (russ.), Nüpterin (mongol.)*) — Tetrao paradoxus, *Pall.* 1771; *Gm.* 1788; — Syrr. paradoxus, *Ill.*; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — Syrr. heteroclitus, et tataricus, *Vieill.* 1816; — Pterocles syrrhaptes, *Cab. Journ.* — *) Dem Wunsch E. F. v. Homeyers entsprechend, wollen wir den „unschönen Namen Fausthuhn für das schöne Tierchen" nicht mehr einreihen!

Kennzeichen. Die ersten Schwingfedern in sehr feine Spitzen ausgezogen; die mittlern Schwanzfedern verlängert; die Füße auffallend nieder, dicht bis zur Zehenspitze befiedert; die Fußsohle eine einzige Fläche; die Hinterzehe fehlt. Hauptfarbe aschgrau und lehmgelblich, oben dunkel gesprenkelt.

Länge 36 cm, ohne die verlängerten mittleren Schwanzfederspitzen; Breite 55 cm, ohne die verlängerten Schwingenspitzen; die Flügellänge beträgt 16,8 cm, die Federn des Schwanzes 10,8 cm, die verlängerten Mittelfedern 19,2 cm. Turteltaubengröße, aber viel niedriger auf den Beinen.

Beschreibung. Der Rücken ist auf lehmgelbem Grunde mit dunklern Querstreifen gebändert; Oberkopf, Hals und Kropfgegend aschgrau; die Unterbrust graulich isabellfarben; zwischen Kropf und Unterbrust ein drei- oder vierfaches aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band; Oberbauch braunschwarz; Unterbauch und untere Schwanzdeckfedern licht aschgrau; Kehle, Stirn und ein Streifen über dem Auge lehmgelb; Schwingen aschgrau, die vordern außen schwarz, die hintern innen graulich gesäumt; Schulterfedern bräunlich, gelblich und weiß gesäumt. Die innern Flügeldeckfedern bräunlich mit schwarzbraunen Endtupfen; die Schwanzfedern auf gelbem Grunde dunkel gebändert; die neuen Schwanzspieße haben feine weiße Spitzen, welche sich aber bald abnützen; die Befiederung der Füße ist gelblichweiß. — Das Weibchen ist etwas kleiner, hat kein Brustband und ist matter gefärbt. — Im Dunenkleid crêmefarbig, braun und schwarz gefleckt, das Schnäbelchen bleifarbig, das Auge matt nußbraun; die Sohlen blaß ockergelblich.

Der Name „Steppenhuhn" ist sehr bezeichnend, denn in Asien bewohnt es die Steppen von der Ostgrenze Europas an, die kirgisischen, tatarischen und mongolischen Steppen bis China. Im Westen Asiens geht es selten weiter nordwärts, als bis zum 46. Breitegrad, ostwärts dagegen viel weiter, denn man trifft es dort noch auf den Hochsteppen des südlichen Altai, am obern Laufe der Tschuja, in der Gegend des dortigen chinesischen Vorpostens. Im Jahre 1859, und in noch größerer Anzahl im Jahre 1863 erschien eine Schar dieser Vögel in Europa,

welche sich über die meisten nördlichen Länder unseres Erdteils ausbreiteten, bis nach England und Frankreich, bis in die Schweiz; durch Galizien, Mähren, Böhmen, Schlesien, Westpreußen, Jütland, wo sie als Brutvögel aufgetreten sein sollen; sich namentlich auf Borkum, Helgoland u. a. zeigten, auf Dünen mit schwacher Vegetation umhertrieben und auf denselben dann solche Stellen bevorzugten, wo Schoberia maritima, Lotus corniculatus und andere Pflanzen häufig wuchsen, deren Samen sie gerne verzehrten. Heftige Verfolgungen entleidete den interessanten Wanderern die neue Heimat aber derart, daß sie keine Neigung verspürten, das kultivierte Europa weiter zu besuchen, sondern sich wieder in ihre heimatlichen friedlichen Steppen zurückzogen, denn nur wenige besuchten im Jahre 1864 die ungastlichen Stätten wieder. Ihre Aufenthaltsorte sind baumlose Flächen, dürre Landstriche, ohne Anbau und Bevölkerung, mehr oder weniger mit Meldengewächsen, Artemisien, Pfriemengräsern, Bleiwurzgewächsen, Filzblumen, niederen Königskerzen u. a. bewachsen, mit schwacher Bewässerung, öde und der Wüste verwandt. — Genau 25 Jahre später, im Jahre 1888, erschienen die Steppenhühner aufs neue in großen Scharen in unserem Erdteil, und auch in unserem Vaterlande wurde ihr Auftreten aus allen Teilen (Württemberg und Baden ausgenommen) gemeldet. Größere Berichte darüber haben die Herren Dr. R. Blasius in Liebes Monatsschr. 1888, Nr. 14, und Dr. Reichenow, Cab. J. 1889, S. 1—33, zusammengestellt, denen wir das Folgende entnehmen: „Die wandernden Scharen haben westliche Zugrichtung eingehalten. Die ersten Massen trafen Mitte April an der Ostgrenze Deutschlands ein. Es müssen ungeheure Mengen gewesen sein, welche zum Teil ohne Aufenthalt weiterflogen, denn das Erscheinen wurde gleichzeitig (15. April) aus Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Königreich Sachsen und Bayern gemeldet. Bei der ungeheuren Flugfähigkeit ist eine Ueberfliegung Deutschlands (sogar unseres halben Erdteils) durch diese Hühner eine glaubwürdige Sache, denn man darf — wie bei den Regenpfeifern — 50 deutsche Meilen auf eine Flugstunde rechnen. (Siehe Liebes Monatsschr. 1890, 12, 319). In den meisten Fällen zogen die Vögel in kleineren Völkern von 20—40 Stück; doch wurden auch Gesellschaften von 80 und 100, und sogar große Scharen von 300—400 Stück beobachtet. In der Regel zogen die Wanderer in geringer Höhe über dem Boden, 5—10 m hoch, daher das so ungemein häufige Anfliegen gegen Telegraphenleitungen, welches vielen dieser Vögel den Tod brachte. Nur in selteneren Fällen wurde die Zughöhe bedeutender (auf etwa 30—40 m) geschätzt. Neu dürfte die Beobachtung sein, daß die ziehenden Steppenhühner eine bestimmte Flugordnung annehmen, und zwar ein ausgefülltes Dreieck mit nach vorn gerichteter Spitze bilden. Das Flugbild des einzelnen Huhnes wurde fast allgemein mit dem des Goldregenpfeifers (Pluvialis) verglichen. Im Magen erlegter oder verunglückter Steppenhühner fand sich Gerste, Hafer, Weizen, Roggen, Buchweizen, Grassamen und besonders Kleesamen, welch' letztere die Steppenhühner zu bevorzugen schienen. Das Gewicht beträgt etwa ½ Kilo. — Die Hoffnung, die Steppenhühner an geeigneten Oertlichkeiten Deutschlands zur Brut schreiten zu sehen, oder gar dauernd heimisch zu machen, hat sich — trotz der Schonung, welche ihnen (nach Anweisung des Preuß. Ministers Lucius im Mai 1888) allerorts zu teil wurde — nicht erfüllt, denn es ist kaum ein einziger Fall des Brütens bekannt geworden. Ein solcher Fall des Brütens kam in Großbritannien (auf den Sandhügeln von Moray, Schottland) vor, und wurde durch Professor A. Newton in Cab. J. 1890, 159—165, mitgeteilt. Schon bei der großen Einwanderung 1888 wurden durch einen Jagdaufseher 2 Junge entdeckt und ergriffen, aber zur Schonung wieder in Freiheit gesetzt. Diese gingen verloren. Doch stellten sich auch im nächstfolgenden Jahre, 1889, am gleichen Platz wieder einige Paare Steppenhühner (bei Binsneß, Schottland) ein, von denen dann der Grundherr, Major Chadwick, ein Junges erbeutete und im Interesse der Wissenschaft Prof. Newton zusandte. Dies war Ende Juli 1889. Dieser ließ das Junge zeichnen und ausstopfen. Im Kropfe des Jungen befanden sich Sämereien von 45 Arten, unter anderem von Lolium perenne, Aira caespitosa, Cytisus scoparius, Poa annua, Polygonum persicaria. Besondere Beachtung verdient der späte Termin der Brut.

Das preußische Ministerium für Land- und Forstwirtschaft hat, wie bemerkt, in einem Erlaß Schonung dieses Huhns auf sämtlichen Staatsdomänen und Forsten anbefohlen, auch den Wunsch ausgesprochen, daß diese Schonung auf allen andern Jagden beachtet werde, in der Hoffnung, daß durch mehrjährige Schonung diese Vögel sich fortpflanzen und naturalisieren. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen, denn in dem Jahr 1889 haben sich die Steppenhühner wiederum wenig eingestellt, wie im Jahr 1864. Diese weiten Wanderungen sind also wohl störenden Naturereignissen zuzuschreiben, wie heftigen Stürmen oder anhaltenden Schneewehen, welche die Steppenhühner von ihrer altgewöhnten Flugbahn abtrieben, sodaß sie genötigt waren, in den westwärts gelegenen Ländereien Schutz und Ruhe zu suchen, ohne letztere zu finden. Wir werden daher diese Wanderzüge in unsern Erdteil nur als seltene Vorkommnisse zu notieren haben. — Es sind, wie bemerkt, Zugvögel, welche im Spätjahr nach wärmeren Gegenden ziehen, und im

März und April wieder auf die Brüteplätze kommen; jedoch auch zu andern Zeiten, im Sommer, weit umherschwärmen, wozu sie die ungeheure Ausdehnung der Steppen und ihr ungemein rascher Flug befähigt. — Das Nest ist eine flache Vertiefung, mit einigen wenigen Pflanzen oder auch gar nicht umlegt; die Anzahl der Eier beträgt 3—4, welche denen der Flughühner in der Gestalt, zum Teil auch in Färbung, sehr ähneln. Sie messen 37 + 25 mm, sind elliptisch, an beiden Enden fast gleich abgestumpft, feinkörnig und kaum glänzend. Der Grundton ist ein grünliches Graugelb mit licht graubraunen Schalenflecken und dunkelgraubraunen Deckflecken, welche sich gleichmäßig über die Oberfläche verbreiten oder um das eine Ende kranzartig häufen; dazwischen zeigen sich Kritzel, Schmitzen und einzelne Punkte. Die Brütezeit beginnt in ihrer ursprünglichen Heimat Mitte April und mag 16 Tage währen. Sie machen 2 Bruten.

Das Steppenhuhn zeigt sich vollkommen flughuhnartig, es steht und geht sehr niedrig, mit kugelig aufgelockertem Gefieder, das Köpfchen eingezogen, trippelnd, die Pelzfüßchen etwas einwärts gestellt. Gewöhnlich tragen sie die Flügel parallel mit dem Schwanze, aber etwas unter der Horizontallinie desselben, sodaß die feinen Spitzen der ersten Schwingen mitunter von demselben bedeckt werden, häufiger aber auch so, daß die Spitze frei nach oben liegt. Die mit dem Boden ihres Aufenthalts zusammenstimmende sandgelbliche Färbung ihres Gefieders macht es — wie Droste fand — schon in einer Entfernung von 40 Schritten schwer, diese Sandvögel bei ruhigem Verhalten zu entdecken; in einer Entfernung von 200 Schritten aber war dies fast unmöglich, wenn auch die Truppe aus 50—60 Stücken bestehen sollte. Der Flug ist äußerst rasch, anfangs vernimmt man ein Klatschen, wie von den Tauben, wenn aber einmal im Zuge, geht er mit raschen leichten Flügelschlägen und mit reißender Schnelligkeit von statten, und kann nur mit dem Fluge der flüchtigsten Edelfalken verglichen werden. Die vereinigten Ketten fliegen nicht sehr hoch, höchstens 10 Meter, für gewöhnlich aber noch niedriger, und nur versprengte einzelne Vögel fliegen hoch. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, welches die Mongolen veranlaßte, den Vogel Jüpterjün zu benennen. Man hört einen Locton, der hoch wie „kürr kürr“ klingt, und ein wohltönendes „geluk geluk“, diese letzten Töne jedoch nur leise ausgestoßen; beim Auffliegen lassen sie ein helles, schrilles „tick — ticktick tick — tick — tick — tick“ vernehmen, welches der Vogel mit seiner Entfernung in immer längeren Pausen wiederholt.

Die Nahrung besteht in kleineren Sämereien von Gräsern und Pflanzen ihrer steppenartigen Wohnplätze; auch in zarten grünen Pflanzenteilchen. Beim Aufnehmen der Nahrung machen diese Vögel eine ganz merkwürdige Figur; sie beugen nämlich den Kopf tief nach unten und richten den Schwanz so hoch nach oben, daß es scheint, als wollten sie sich auf den Kopf stellen. Im Zimmer giebt man kleine Sämereien, Hirse, Mohn, Rübsamen, Hanf, kleingeschnittene Salatblättchen, Hühnerdarm, Vogelknöterich; auch kann man Versuche mit ausgedrückter altbackener Semmel und Ameiseneiern machen, denn sie mögen wohl auch kleine Insekten fressen, obwohl hierüber nichts Bestimmtes berichtet wird. Wäre dies der Fall, dann müßte man, um sie zum Brüten zu bringen, geriebenes Herz mit Semmel ihrem Futter beigeben. Den Boden ihres Aufenthalts belegt man mit Wassersand und kurzgrasigem Rasen und reicht täglich frisches Wasser. Das Wasser ziehen sie ein wie die Tauben, aber in kürzeren Zügen.

Siebente Familie: Trappe, Otis, *Linné* 1735.

Tarda, *Klein* 1750; — Tetrax, *Leach* 1816; — Houbara (= Hubara), *Bp.* 1832.

Schnabel so lang oder kürzer als der Kopf, fast kegelförmig, gerade oder an der Wurzel niedergedrückt, vor der Spitze des Oberschnabels hühnerartig gewölbt; ein Einschnitt vor der Spitze des Ober- und Unterkiefers; Nasenlöcher eiförmig mit einer Haut, in welcher die länglich-runde Oeffnung sich nach unten befindet; Füße ziemlich hoch und sehr stark, daher man sie auch schon zu den Stelzern eingereiht hat; die 3 Vorderzehen dagegen sind zur Größe des Vogels kurz zu nennen, mit breiten Sohlen, die an den Seiten etwas vortreten; die äußerste und mittelste Zehe mit einer ganz kurzen Spannhaut; die Läufe vorn grob, hinten feiner genetzt; die Hinterzehe fehlt; die Krallen sind breit, fast wie Nägel mit hohler, scharfrandiger Spitze; die Flügel groß, breit, etwas gewölbt, mit harten Schwingen, von welchen die großen von der Mitte an schnell schmäler werden, sich deshalb beim Fliegen fingerartig spreizen; die 3. und 4. Schwinge am längsten, der 20fedrige Schwanz nicht lang, rund, mit breiten Federn. — Das Gefieder ist derb, der Körper dieser großen Vögel fleischig und schwer. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch bedeutendere Größe und eigentümliche Zieraten an Kopf und Hals. Jährlich einmalige Mauser.

Sie bewohnen große weite Felder, sowohl öder als — noch lieber — angebauter Gegenden,

sind äußerst mißtrauisch und fliehen den Menschen schon in großer Entfernung, sind dagegen unter sich geselliger Natur, leben bei uns aber gewöhnlich nur in kleinern Truppen, welche von einigen Familien gebildet werden. Nach der Brutzeit aber bilden sie im Verein mit erwachsenen Jungen oft Herden, die nach Hunderten zählen und oft monatelang zusammenhalten. Solche große Schwärme findet man freilich nur in Gegenden, welche ihrer Vermehrung besonders günstig sind, wie in den Steppen Süd-Rußlands und Mittel-Asiens. In den warmen Ländern gehört die Trappe zu den Standvögeln, welche aber ein weites Gebiet bewohnen; in kältern Gegenden dagegen reist sie als Strichvogel in zusagende milde Ländereien, übrigens nicht sehr weit. Diese Strichzeit fällt in den September, die Rückkehr auf die Brutplätze in den März, wo sich dann die Paare wieder absondern. Sie können, wenn es not thut, sehr behend laufen. Ihr Flug ist anfangs schwerfällig, wenn sie aber einmal im Zuge sind, so fliegen sie meilenweit in einer Strecke, anhaltender und besser als die meisten Hühnervögel. Ihre Nahrung sind Sämereien, Insekten und grüne Kräuter. — Die Männchen leben teils in Einweiberei, teils auch mit mehreren Hennen, bekümmern sich nichts um Brut und Junge, welche den Weibchen überlassen bleiben. Die Stellungen, welche das Männchen während der Begattung macht, erinnern sehr an das Balzen des Truthahns. — Ueber die anatomischen Verhältnisse bemerkt Prof. Nitzsch: Einige Naturforscher haben die Trappen zu den Hühnern gestellt, andere sie mit den Straußvögeln verbunden; aber die anatomische Untersuchung bestätigt weder die eine noch die andere Ansicht; sie zeigt vielmehr eine in mehreren Punkten eigentümliche Bildung, welche sich jedoch an die Sumpfvögel zunächst anschließt, und unter diesen wieder mit der der Schnepfenvögel etwas mehr Aehnlichkeit als mit andern Abteilungen zu haben scheint. Halswirbel sind es 14; Rippenwirbel, welche unverwachsen sind, 8; Schwanzwirbel 6. Die Zunge ähnelt einer Hühnerzunge und entspricht in Form der Mundhöhle; sie ist weich, vorn etwas gespalten, hinten pfeilförmig geteilt, am Hinterrande gezahnt. Der Vormagen ist ansehnlich groß; der Magen ein sehr dehnbarer sackförmiger Hautmagen, dessen innere Haut lederartig ist; die Milz klein, rundlich; die Leber nicht groß, zweilappig u. s. w. Eine besondere Merkwürdigkeit bei Otis tarda ist ein großer häutiger, unter der Zunge geöffneter Sack längs des Schlundes, der sich aber bloß beim alten Männchen findet und bei diesem ausführlicher besprochen wird. — Von etwa 30 Arten hier beschrieben: 4 Arten.

Die Zwergtrappe. Otis tetrax, *Linné.*

Taf. 46, Fig. 6.

Trappenzwerg, Kleintrappe. — Anas campestris, alte Autoren; — Tetra, *Belon*; *Aldr.*; *L. cit.*; — O. tetrax, *L.* 1758—66; *Gm.*; *Bechst.* 1807; *Br.* 1831; *Naum.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — O. minor, *Briss.*

Kennzeichen. Die Schwingen zweiter Ordnung weiß; der Kropf und untere Teil des Halses nie bläulichgrau; über die Flügel eine weiße Querbinde; 20 Schwanzfedern, von denen die zwei mittleren im Bürzel eingelenkt sind. Oberleib rotgelb, schwärzlich gestrichelt und quer gestreift. Das Männchen mit blaugrauer Kehle und Wange, doppeltem weißem Halsbande und zwei schwarzen Querbinden über den Schwanz. Das Weibchen mit rostgelblichweißer Kehle, ohne Halsbänder, und drei dunklen Zickzackbinden über den Schwanz.

Länge 48,6 cm, Flügelbreite 93,6 cm, Flügel vom Bug zur Spitze 25,8 cm, Schnabel gegen 2,4 cm, Schwanzlänge 14,4 cm, Lauf 7,2 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,8 cm. Die Weibchen sind mehrere Centimeter kleiner. Gewicht 850 Gramm. Größe einer gewöhnlichen Haushenne.

Beschreibung. Als Zierde sind beim alten Männchen die Federn am Hinterkopf etwas verlängert, am Hinterhalse noch länger, schmal, zerschlissen, eine flatternde Mähne bildend, die sich aufsträuben läßt. Die Flaumfedern dieser Vögel sind rosafarbig. — Der Kopf ist hellbräunlich mit schwarzen Fleckchen; Kinn, Kehle und Wangen blaugrau; Hinterhals samt Kragen, Vorderhals und Kropf schwarz, vom Hinterkopf zieht nach dem Vorderhals seitlich ein weißes Bändchen; um den Unterhals eine weiße Binde; über diesem einige weiße Federenden im schwarzen Felde; der Unterkörper weiß. Die oberen Körperteile samt Brustseiten sind auf bräunlichgelbem Grunde mit braunen und schwarzbraunen zahllosen Punkten, Zickzacklinien und Wellen dicht bezeichnet. Der Flügelrand und die großen Deckfedern sind weiß, die großen Schwingen wurzelwärts weiß, nach der Spitze dunkelbraun. Der 20federige Schwanz ist weiß, die mittlern Federn von der Rückenfarbe mit zwei schwarzen Bändern. — Bei jüngern Männchen ist der federartige Kragen weniger ausgebildet, der Mantel gröber schwarzgefleckt und der weiße Mittelflügel hat viele schwarze Flecke. — Die Einjährigen sehen dem Weibchen ähnlich, doch sind die jungen Männchen stets kräftiger gebaut als die Weibchen, und namentlich hat der Hinterhals bedeutend mehr schwarze Federn, als derjenige des Weibchens, es zieht sich gleichsam ein dunkler Streif vom Nacken bis zum Rücken herab, was

beim Weibchen nicht der Fall ist. — Das kleinere Weibchen hat keinen Federkragen, Kopf und Hals sind wie der Rücken, dunkelrostgelb und schwarzgefleckt; nach dem Oberhalse hin mit tropfenartigen weißlichen, schwarz umgebenen Schaftflecken; in den weißen Brustseiten mit einzelnen schwarzbraunen Pfeil- und Mondflecken. Die Flügeldeckfedern weiß mit schwarzen Flecken.

Der Schnabel ähnelt dem von Otis tarda, ist etwas zusammengedrückt mit abgeflachter, kantiger Spitze, die Kanten ein wenig ausgeschnitten; er ist horngrau, nach der Spitze schwarz, an der untern Wurzel schmutzig gelblich; das große Auge hat eine gelbliche Iris; die Füße haben ziemlich große Krallen und sind von Farbe schmutzig ockergelblich.

Die Zwergtrappe ist mehr eine Bewohnerin südlicher Länder, kommt einzeln nordwärts bis England und Schweden, häufiger nach Spanien und ins südliche Frankreich, Ungarn, Oberitalien; ist gemein in Sardinien und Sicilien, in den Ebenen des südlichen Rußlands, um den Kaukasus, in der tatarischen Steppe. In Deutschland ist sie eine Seltenheit, doch gelang es in der Neuzeit durch sorgfältige Schonung, diesen Vogel so heimisch zu machen, daß sich in der Umgegend von Ganglofssömmern (zwischen Erfurt-Greußen in Thüringen) eine Brutkolonie im Oktober 1875 bis auf 34 Stück vermehrte. Pastor Thienemann hat hauptsächlich dazu beigetragen, in der genannten Gegend Schonung für diese harmlosen und hübschen Tiere zu erwirken. Auch in Schlesien wurde diese interessante Art in den letzten Jahren wiederholt bemerkt. (Cab. J. 1876, 38 und 350). — Sie vermeidet alle höheren Gebirge und waldige Gegenden, sucht zu ihrem Aufenthalt nur freie ebene Lagen, sowohl die gut angebauten Fruchtfelder, als die weniger angebauten in dürren, sandigen oder steinigen, weiten Ebenen, in möglichster Entfernung von menschlichen Wohnsitzen. Im Sommer hält sie sich gern im hohen Getreide und in andern Feldgewächsen verborgen. Ihre Strich- und Wanderzeit fällt in Deutschland auf die zweite Hälfte des April und in die Mitte oder auf das Ende des Oktober. Gelegentlich dieser Wanderungen besucht sie die Atlasländer; für Nordost-Afrika ist sie aber von Heuglin nicht verzeichnet.

Im April kommen die Zwergtrappen an ihre Brutörter; hier lassen die Männchen ihre Stimme fleißig hören und kämpfen auf gewissen Plätzen mit ihresgleichen so lange, bis alle verpaart sind. Diese Kampfplätze treten sie durch vieles Herumtummeln oft so fest wie eine Tenne, zum nicht geringen Verdruß der Landwirte, wenn der Kampfboden sich auf der Saat befindet. Aeltere starke Männchen erkämpfen sich mehrere Weibchen, die schwachen müssen mit einem vorlieb nehmen. Das Weibchen scharrt an Stellen, welche durch Feldpflanzenwuchs etwas gedeckt sind, eine flache Vertiefung, und legt etwa im Mai auf den bloßen Boden 3—5 schön grünglänzende, auch schmutzig blaugrüne Eier, welche mit wenig erloschenen, braunen Flecken besetzt sind. — Die Jungen folgen nach dem Ausschlüpfen bald der Mutter, welche sie zum Insektenfang anleitet, wärmt und gegen ebenbürtige Feinde mit Hintansetzung ihrer eigenen Sicherheit zu beschützen sucht. Sie benehmen sich hiebei wie die Rebhühner.

Die Zwergtrappe ist ein gar lieblicher Vogel, zierlich in ihren Bewegungen und ein vorzüglicher Schnellläufer; zum Fluge erhebt sie sich ohne Anlauf mit einem Satz in die Luft und fliegt schnell, anhaltend und leicht; nach dem Niederlassen läuft sie häufig noch mehrere hundert Schritte mit großer Schnelligkeit fort. Sie hat vereinzelt die Gewohnheit, sich bei etwas Verdächtigem flach auf den Boden zu drücken und zu verbergen, und kann so unter Umständen eine leichte Beute des Schützen werden. Wenn aber kleine oder größere Vereine, aus 5, 10, ja 100 Stück bestehend, beisammen sind, sind sie weit scheuer und ergreifen dann frühzeitig fortfliegend die Flucht, ohne sich auf Schußweite nahe kommen zu lassen. Während der Paarungszeit läßt das Männchen oft einen lauten Ruf „prut prut" hören, welchen das Weibchen leiser beantwortet; sonst hört man noch ein seltsam knarrendes „terks terks". Die Jungen piepen.

Im Sommer sind Insekten, Käfer, Grillen und Heuschrecken samt Brut, Ameisen, Larven, Gewürm u. a. die Hauptnahrung; ferner das zarte Grün von Kohl, Getreide, Saat, Rüben, Reps, wilden Pflanzen; grüne und reife Getreidekörner und Sämereien. Junge Zwergtrappen müssen als insektenfressende Vögel behandelt und gefüttert, dabei auch warm gehalten werden. Man sehe hierüber die Fütterung der jungen Kupferfasanen. — In ihrem südlichen Vaterlande werden sie meistens in Fußschlingen mit Pferdehaaren gefangen, welche man auf ihren bekannten Weide- und Tummelplätzen anbringt. In Frankreich lockt man die hitzigen Männchen durch ein ausgestopftes Weibchen und dessen nachgeahmten Ruf hinein. In Sardinien, wo diese Vögel häufig sind, wird die Mutter samt den Jungen im Rebhühnertreibzeug gefangen.

Die Indische Kragentrappe. Otis Macqueenii, *Gray.*

Indische-, Asiatische Kreppentrappe. — O. (marmorata et) Macqueeni, *G. R. Gray* 1849; *Blas. in Naum.* 1860; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886.

Kennzeichen. Die Kopfhaube ist etwas spärlich und besteht aus langen, schmalen und weißen Federn, die meistens an der Spitze schwarz sind. Schwingen zweiter Ordnung braunschwarz; Kehle und ein Teil der Wangen weißlich; Kopf und Hals bis zum Kropfe rostgelb mit schwarzen Punkten; Kropf bläulichgrau; über den Flügel ein braunschwarzes Querband; zwei breite dunkle Binden durch den Schwanz. Die ganze Oberseite auf rostgelbem Grunde fein schwarz bespritzt und wellig besprenkelt, ohne rostgelbe, ungesprenkelte Flecken. Das Auge ist schön gelb; der Schnabel bleifarbig; der Fuß grünlichgelb.

Länge 57,6 cm, Schwanz 17,6 cm, Flügellänge vom Bug bis zur Spitze 37,6 cm, Mundspalte 5,2 cm, Lauf 8,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,9 cm. Größe eines starken Haushahns.

Die Indische Kragentrappe bewohnt die Türkei, Arabien, Syrien, Persien, Turkestan und Indien, kommt aber auf dem Zug als Wandergast zuweilen bis Deutschland, Belgien, Holland, Schweden, wo sie hie und da gesehen und auch erbeutet wird. Näheres über die Lebensweise siehe bei der Hubaratrappe, welcher sie in Gestalt und Wesen sehr ähnlich und mit welcher sie daher sehr häufig verwechselt worden ist.

Die Hubara-Trappe. Otis Hubara, *Gmelin.*

Afrikanische Kragentrappe. — Hubara, *Thom. Shaw* 1743; — Psophia undulata, *Jacq.* 1784; — O. Houbara, *Gm.* (*ex Shaw*) 1788; *Naum.* 1834; — Hubara undulata, *Bp.* 1852; — O. undulata, *A. Br.*; *Rchw.*

Kennzeichen. Die Hubara ist der Kragentrappe sehr ähnlich, aber etwas stärker. An ihr sind die Kragenfedern rein weiß; die Federn der Vorderbrust weitläufig dunkel gewellt; Brust und Bauch weiß; die Schwingen wurzelwärts weiß, die 5 ersten bis weit über die Mitte, und bilden einen weißen Spiegel vor den schwarzen Federenden; die untern Flügeldecken weiß, schwarzbraun geschuppt. Die Schwanzfedern rötlich rostgelb mit breiten weißen Enden; in der Endhälfte 3 deutliche blaugraue, schwarzbegrenzte Querbinden, in der Wurzelhälfte eine 4. unterbrochene Binde; die Schwanzfedern grob bespritzt und gewässert; die äußerste Feder ungefähr 2 cm kürzer.

Länge 60 cm, Schwanz 19,2 cm, Flügel vom Bug zur Spitze 36,8 cm, Mundspalte 3,3 cm, Lauf 8,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 3,9 cm. Die Hubara bewohnt ganz Nord- und Nordwest-Afrika einschließlich der Kanaren, von denen sie — nach Dr. Bolle — aber nur das öde Fuertaventura und die Südküsten von Lanzarote bewohnt. In Nordost-Afrika und Arabien kommt sie, nach Heuglin, nur einzeln vor. Gelegentlich fliegt die Hubara nach Spanien, Süd-Frankreich, Italien, Griechenland, nicht aber weiter nördlich, wie bisweilen die Indische Kragentrappe.

Die Wohnplätze beider Trappen sind die unfruchtbaren, unermeßlichen Länderstrecken, die großen und steinigen Ebenen, wo es viel Gestrüpp von Wüstenpflanzen, besonders von Salzkraut, Salsola, und Vogelkopf, Passerina, giebt; auch Hochebenen, die der Mensch nur notgedrungen in Karawanen durchzieht, wo die Flora zwar ärmlich, doch noch nicht ganz erloschen ist, und wo hie und da eine grünende Oase hervortritt. Die Indischen Kragentrappen, welche sich nach Deutschland verirrten, hat man alle auf dürren sandigen Feldern getroffen.

Das Nest der Hubara wurde schon entdeckt und zwar mitten in der offenen Ebene in einer flachen Vertiefung. Der scheue Brutvogel hat das Nest schon längst verlassen und sich stille zurückgezogen, ehe noch der erfahrenste Araber seine Bewegungen wahrnehmen kann. Es ist daher leicht zu ermessen, wie schwer es hält, in dem endlosen Einerlei der Wüste ein Nest zu entdecken. Dasselbe enthält nur 2 Eier, von 52,5 mm Länge und 40 mm Breite, mit stark ausgeprägtem Korn und graugrünlicher oder grünlicher Farbe, welche mattgrau und olivenbräunlich gefleckt ist und nur wenig glänzt. — Bei der übrigen Aehnlichkeit dieser Vögel mit der Sandfarbe der Wüste, welche diese Vögel fast unsichtbar macht und vor Feindesaugen schützt, ist anzunehmen, daß auch die Eier der Indischen Kragentrappe hiemit übereinstimmen.

Der schöne Federbusch und zweiteilige Federkragen am Halse gereichen diesen Vögeln sehr zur Zierde, und auch die kleinern Weibchen entbehren dieses Schmuckes nicht gänzlich. Der Kragen kann fächerartig ausgebreitet werden, wozu der Hahn in aufgeregtem Zustande mit dem Schwanze ein Rad schlägt und die Flügel etwas herabhängen läßt. Die nach Deutschland in dem Zugesdrange gewanderten Trappen sind nicht sehr wild, vielleicht auch müde, und drücken sich gern auf den Boden, um sich zu verstecken, sind aber eben als Tiere zu betrachten, welche unter den fremden Verhältnissen einigermaßen die Fassung verloren haben; denn in ihrem Vater-

lande sind sowohl die asiatischen als afrikanischen Kragentrappen sehr scheu und lassen sich nicht auf Schußweite nahe kommen. Sie können schnell laufen und gut fliegen. Ihr Ruf klingt „ra ra ra“. — In dem Magen einer bei Flensburg aus einem Trupp von 6 Stück erlegten alten weiblichen O. Macqueenii wurden Käferchen und Kräuter gefunden. — Die Indier und Araber machen auf diese Trappen sehr leidenschaftlich Jagd und zwar mit Hilfe ihrer gutdressierten Habichte oder Jagdfalken. In Tiergärten oder auf den Geflügelhöfen der Herrschaften sieht man zuweilen eine Kragentrappe, denn jung aufgezogen werden sie leidlich zahm, behalten aber doch ein schüchternes Wesen.

Die Große Trappe. Otis tarda, *Linné*.

Taf. 46, Fig. 5.

Der und die Trappe, Gemeine Trappe, Ackertrappe, Trappgans, Trapphahn und Trapphenne. — Otis, et Tarda avis, *Gesn.* und andere alte Autoren; — *L. cit.*; — O. tarda, *L.* 1735; — 1748—66; *Scop.*; *Kram.*; *Georgi*; *Gm.*; *Bechst.* 1807; *Br.*; *Naum.* 1834; *K. & Blas.* 1840; *A. Br.* 1882; *Rchw.* 1882, 1889; *v. Hom.* 1885; *Mev.* 1886; — O. major, *Br.* 1831; — O. barbata, *Dubois* 1835.

Kennzeichen. Die Schwingen zweiter Ordnung braunschwarz mit weißer Wurzel, die drei letzten ganz weiß. Kopf und Hals sind einfarbig licht aschgrau. Oberleib gelblichbraun mit schwarzbrauner wellenförmiger Zeichnung; eine breite, weiße Binde quer durch die Flügel; eine breite, schwarze Binde vor dem weißlichen Schwanzende. Im Schwanz 22 Federn, von denen die beiden mittelsten im Bürzel eingelenkt sind. Das Männchen mit einem Federbart. Das Weibchen ohne solchen und kleiner.

Länge des Männchens: 1 m, Flügelbreite $2^1/_4$ m, Flügel vom Bug zur Spitze 65 cm, Schwanz 27 cm, Schnabel 4,2 cm, Mundspalte 7,5 cm, Lauf 15,6 cm, Mittelzehe samt Kralle 7,6 cm. Gewicht je nach dem Alter, unaufgebrochen, 9—15 Kilo. Größe eines großen Truthahns.

Länge des viel kleinern Weibchens: 82 cm, Breite 24 cm, Schnabel 3,8 cm, Lauf 12 cm. Gewicht 5—$6^1/_2$ Kilo.

Beschreibung. Das alte Männchen hat einen doppelten Federbart, von langen, zarten, schmalen, hellgrauen Federn, wovon auf jeder Seite vom Schnabelwinkel abwärts, längs der Kehle, etwa 30 stehen, die fächerartig ausgebreitet werden können und etwa 15 cm lang sind. Von diesem Bart läuft abwärts auf den Seiten des Halses ein kahler, grauschwarzer Fleck, der nur sparsam mit haarartigen Kielen besetzt ist; auch sind die mittleren Scheitelfedern etwas verlängert. Kopf und Hals, vorn bis auf die Gurgel, sind licht aschgrau; am Hinterhals geht das Grau in Rostgelb über und umschließt denselben unten in einem Kragen. Der ganze Oberkörper samt einem großen Teil der Flügeldeckfedern nebst Schwanzdeckfedern ist schön gelblich rostfarben, an den Federenden heller, mit schmalen, braunschwarzen Querbändern durchzogen, welche an den größten Federn öfter durch einen hellrostfarbigen Streif geteilt, doppelt erscheinen. Die Grundfarbe des Schwanzes ist weiß; die mittelsten Federn wie der Rücken, die nächsten rostgelblich mit weißen Säumen, welche Säume nach der äußersten Feder immer größer werden, bis die letzte ganz weiß ist; vor dem Ende des Schwanzes steht ein weißes Band, das durch ein schwarzes abgegrenzt wird. Brust, Bauch und untere Teile sind weiß; ebenso die mittleren Flügeldeckfedern und der Flügelrand; die an das Rostgelb anschließenden Deckfedern sind lichtaschgrau angeflogen. Die großen Schwingen sind schwarzbraun, nach der Wurzel heller, mit weißen Schäften. — Am einjährigen Männchen ist der Bart sehr kurz, der kahle Halsfleck kaum bemerkbar. Beides wird mit den Jahren immer größer. — Das Weibchen, die Trapphenne, ist, wie oben die Maße zeigen, merklich kleiner, ohne Bart und kahlen Halsstreif, sonst jedoch in der Färbung, die aber etwas matter ist, dem Männchen ähnlich. Nur bei recht alten Weibchen entsteht an der Bartstelle ein kleines Zwickbärtchen. — Demselben gleicht das erste Federkleid der Jungen, doch sind darin die Männchen schon größer und schöner gefärbt. — Das Dunenkleid ist weißbräunlich, oben braunschwarz gefleckt und gestreift, über die Mitte des Kopfes läuft ein breiter Längestreif, über Zügel und Auge ein schmaler Streif; auch die Hals- und Körperseiten sind querstreifig gefleckt; Kehle und Vorderhals mit mehreren Fleckchen; der übrige Unterkörper ungefleckt. Sie haben anfangs dicke Köpfe, große Augen, dicke Fersengelenke und sehr kleine Zehen. Der Schnabel ist rötlichgrau, die Füßchen lichtgrau, die Augen braungrau.

Der Schnabel ist einem Hühnerschnabel nicht unähnlich, stark, zusammengedrückt, die Schneide etwas eingezogen, die Schneide des Oberschnabels hat vor der Spitze einen stumpfen Ausschnitt, und ist unter den durchsichtigen Nasenlöchern stark aufgetrieben, von Farbe hellblaugrau, nach der Spitze schwarz; das Auge ist groß und schön dunkelbraun; die Füße sind stark, stämmig, beinahe plump, ziemlich hoch, die Zehen sind kurz und schwach mit breiten, grobwarzigen Sohlen, von Farbe rötlichgrau; die nägelartigen, breiten Krallen sind schwarz.

In Ost-Sibirien, Daurien, zweigt sich eine Rasse ab, welche den Namen ihres Entdeckers, Otis Dybowsky, führt. Sie ist merklich kleiner, hat einen dünnern, verhältnismäßig längern Schnabel und auch Eigentümlichkeiten in der Befiederung.

Merkwürdig ist beim ältern Männchen ein häutiger Kehlsack oder Beutel, der zwischen der Halshaut und Speiseröhre liegt, oben unter der Zunge eine einzige Oeffnung hat, in die man einige Finger bringen kann, und mit dem untern Ende am Rande des Brustbeins befestigt ist. Er hat eine längliche Eigestalt, ist oben und unten enger, und in der Mitte eingeschnürt wie eine Sanduhr. Bei jungen Hähnen bis zum Alter von zwei Jahren soll er noch nicht existieren. Man nahm deshalb an, er stehe mit dem Geschlechtstrieb in Verbindung, entwickle sich durch das heftige Kollern oder Knurren des Hahns während der Paarungszeit, indem sich die Zellengewebe des Halses durch eingetriebene Luft ausdehnen, mit den Jahren allmählich erweitern, bis schließlich die eingepumpte Luft unter der Zunge sich einen Ausweg bahne. Diese Tasche wurde von Dr. Douglas schon im vorigen Jahrhundert entdeckt und von demselben für einen Wasserbeutel erklärt. (Siehe Buffons Uebersetzung, 4. Bd., 1776, S. 31). Dr. Douglas nahm an, daß der Trappe dies Behältnis mit Wasser anfüllt, um sich dessen im Notfall zu bedienen, wenn er sich mitten auf weitläufigen trockenen Ebenen, wo er sich am liebsten aufhält, befindet. Auch unser berühmter Landsmann, Th. v. Heuglin, behauptet bestimmt, daß dieser Beutel ein Wasserbehälter sei: „Es ist mir nunmehr auch gelungen, den Zweck jener häutigen Röhre oder des Kehlsackes, welchen Otis tarda und O. arabs*) — (nicht aber O. melanogastra, O. nuba und O. Rhaad) längs der Halsmitte haben, genau kennen zu lernen. O. arabs wenigstens füllt diese „Röhre", welche sehr dehnbar ist, mit einem Vorrate von Wasser, wodurch ihr Hals fast den doppelten Umfang erhält." — Einigen Ornithotomen ist es auch mißlungen, diesen Halsbeutel zu finden oder herauszupräparieren (s. Zoolog. Transactions 1853), wodurch einige Zeit die Existenz dieses Organs angezweifelt wurde. Nachdem er aber durch Dr. Rammelsberg mehrfach herausgetrennt, aufgeblasen und sodann getrocknet vorgezeigt wurde, ist die Thatsache bestimmt und anerkannt. Sei es nun ein Stimm- oder ein Wasserbeutel**), oder auch beides zugleich, so müssen wir annehmen, daß die Natur einen Zweck damit verbunden hat, den wir vorläufig noch nicht genau erklären können. Lakonisch sagt Hegel: „Alles, was in der Natur wirklich ist, ist auch vernünftig." — Genau beschrieben ist dieser „Kehlsack" in Naumanns Werk 1833 durch den ersten Ornithotomen seiner Zeit, Prof. Nitzsch zu Halle.

Dieser große Vogel bewohnt die gemäßigte Zone der alten Welt. Er kommt in Europa nordwärts einzeln bis England und im südlichen Schweden vor; seltener in den westlichen Ländern; häufig in Ungarn und manchen Gegenden Italiens, in den Ebenen des wärmeren Rußlands; in Mittel-Asien, besonders in der Großen Tatarei, in Sibirien westlich von der Lena, in der Mongolei, in Persien, Syrien. Von Heuglin ist er für Nordost-Afrika nicht verzeichnet, dagegen für Nordwest-Afrika (Marokko) von A. Brehm. Er ist selten in Spanien, in Holland, in Frankreich, in der Schweiz. In der Mark und in Sachsen in manchen ebenen und fruchtbaren Strichen dagegen ziemlich häufig. In der Mark Brandenburg wurden am 30. April 1874 auf einer Jagd in der Nähe von Lichtenrode 23 Stück erlegt (Cab. J. 1876, 25). In der sächsischen Ebene bei Großenhain wurde Ende November 1878 ein Trupp von 46 Stück, und am 10. Dezember ein solcher von 50 Stück auf einem Repsfelde beobachtet (Orn. Centr. 1881, Nr. 8, 58). — Er bewohnt weite, ebene Flächen lieber als die wellenförmigen und hügeligen, sucht Bäumen und Gebüsch stets auszuweichen, weil er hinter jedem Busch einen versteckten Feind fürchtet; zieht fruchtbaren Boden dem magern oder sandigen vor, und hält sich stets möglichst weit entfernt von menschlichen Wohnungen und deren Verkehr. Er hält sich nur in solchen Lagen auf, wo er weite freie Umschau hat; daher nicht gern in tiefliegenden Gründen, sondern lieber noch auf höher gelegenen Feldern, und sucht besonders Fluren, auf welchen viel Winterreps angebaut ist, wo er sich auch vom Spätjahr bis ins Frühjahr hinein gern aufhält; nachher sucht er die Wintergetreide- und später die Sommerfelder auf, im Spätsommer die Rüben-, Klee- und Kohlfelder, oder wo sonst Futtergewächse angebaut sind. Ihre Nachtruhe halten sie auf den entlegensten Brachfeldern, wobei die jüngern und schwächern Vögel stets in der Mitte, die größern außerhalb des Kreises stehen und so wachsam sind, daß sie sich nicht anschleichen lassen. Früh in der Morgendämmerung erheben sie sich, dehnen sich behaglich, schlagen mit den Flügeln, und fliegen nun nach einer Weile den stets entfernten Futterplätzen zu. Im Winter treibt sie der Hunger schon vor Sonnenaufgang nach diesen, im Sommer warten sie aber erst Sonnenaufgang ab. — Es sind Standvögel, deren Bezirk aber einen sehr großen Umfang hat, daher beziehungsweise auch Strichvögel.

Mit Beginn der bessern Jahreszeit, oft schon im Februar, doch meistens erst vom März an, werden die Trappen lebhafter und unruhiger, schweifen von einem Weideplatze zum andern, und die Hähne fangen an, um die Weibchen zu kämpfen; beide Teile zerstreuen sich, ohne sich

---

*) Otis arabs, *Less.* 1831, Arabische Trappe. Nach Heuglin häufig in Sennaar, Kordofan, Süd-Nubien, um den Weißen Nil und Lobat. Kleiner als die Großtrappe; Oberkopf weißlich, fein dunkel gewellt, jederseits ein schwarzes Band, welche sich auf den verlängerten Federn des Hinterkopfes vereinigen.

**) Eine diesbezügliche Mitteilung von Prof. Alfr. Newton findet sich in Cab., 10. Jahrg., Seite 148—150.

ganz abzulösen, finden sich wieder zusammen, um aufs neue wegzufliegen u. s. f., die Hähne benehmen sich dabei weit dreister als zu andern Zeiten, indem sie oft über die lebhaftesten Dörfer ganz niedrig wegfliegen. Auch stolzieren sie während der Balz mit wichtigem Anstande, fächerartig ausgebreitetem Schwanze, wobei sie ganz wie ein Dorfputer ein Rad schlagen, neben der Henne einher, senken die Flügel bis zur Erde, während sich die hintern Spitzen der Schwingen über dem Rücken kreuzen; der Kehlsack kommt nun zu seiner Bedeutung, er wird jetzt so weit aufgeblasen, daß der Hals noch einmal so dick wird, der Kopf wird so zurückgedrückt, daß er auf dem Nacken aufliegt und von den aufgesträubten Schulterfedern von hinten, von den Bartfedern von vorn fast verdeckt wird; endlich wird der Vorderteil des Körpers so tief nach unten gesenkt, daß er einem großen runden Federballen gleicht. In dieser fieberhaft aufgeregten Stimmung stehen sich die Männchen als Nebenbuhler feindlich gegenüber, stürzen beim Begegnen aufeinander los und bekämpfen sich mit wunderlichen Sprüngen durch Schlagen und Beißen; der Stärkere verfolgt den Zurückweichenden fliegend, und stoßt schließlich, um den Kampf mit dem gehörigen Nachdruck zu beenden, noch mit dem Schnabel nach. Dabei sieht man sie Schwenkungen machen, wie man sie von solchen schwerfälligen Burschen kaum erwarten würde. Wenn nach einigen Wochen die Weibchen erkämpft sind, wird ihr Benehmen wieder ruhig und still. Im April sind alle gepaart. Die nicht brütefähigen Vögel bleiben in kleinen Truppen bis zu 5 Stück für sich. — Der Hahn hat für gewöhnlich nur ein Weibchen, zuweilen deren auch zwei, wenn das angepaarte brütet, und noch ein unverehelichtes vorhanden ist.

Erst wenn sich das Weibchen im jungen Getreide verbergen kann, was in der zweiten Hälfte des Mai der Fall ist, kratzt es eine kleine Vertiefung in die Erde, die manchmal mit einigen dürren Pflanzenteilen belegt wird. Da sich diese meistens in großen Ackerbreiten und mitten darin befindet, so ist das Nest der Einförmigkeit wegen sehr schwer aufzufinden, zumal sich das Weibchen demselben nur unter dem Schutz der Saat unbemerkt anschleicht und so wieder entfernt. Bemerkt es einen Menschen, so behält es ihn unverwandt im Auge, indem es nur den halben Kopf über die Feldgewächse erhebt, sich dann ungesehen fortschleicht und deshalb nicht leicht zum Verräter seines Nestes wird. Oft sieht man so auch beide Gatten zusammen aus dem Getreide hervorlugen. — Im Nest findet man nur 2, sehr selten 3 Eier, von denen aber nie mehr als 2 befruchtet sind. Diese sind für das Volumen des Vogels nicht besonders groß, denn sie erreichen die Größe der Eier von Hausgänsen nicht, mit welchen sie übrigens in der Form einige Aehnlichkeit zeigen. Sie sind meist kurzoval, die größte Wölbung in der Mitte, das eine Ende nur wenig schwächer als das andere. Die Schale ist stark und fest, die Poren grob, ohne Glanz. Die Grundfarbe ist ein sehr bleiches Olivengrün oder mattes Graugrün, die untern Flecke sind mattgrau, die obern dunkelolivenbraun, im ganzen nicht sehr zahlreich und oft verwischt, über die ganze Fläche verbreitet. Sie gleichen den Eiern des Kranichs, sind aber kleiner und kürzer. Die Maße märkischer Eier betragen: 77,88 + 55,9 mm. Eine meist von jungen Weibchen herrührende Abänderung ist kleiner, und auf sehr blassem, trübem, graugrünlichem Grund mit einzelnen großen, olivenbraunen Flecken besetzt. Die Brütezeit dauert 30 Tage; bei einer ernstlichen Störung während der Brütezeit verläßt das Weibchen sehr leicht die Eier für immer. — Kann man einiger Trappeneier habhaft werden, die man zur Aufzucht benutzen will, so legt man sie einer Truthenne unter.

Die Dunenjungen sind anfangs sehr unbeholfen, lernen erst nach einigen Tagen ordentlich laufen, und halten sich samt der Mutter meist im Getreide verborgen. Die erste Nahrung derselben besteht anfangs aus lauter Insekten und Larven, welche das Feld bietet, besonders aus Ameiseneiern; später wird auch zartes Grün denselben beigefügt. In der dritten Woche keimen schon Federn hervor und in der fünften Woche können sie schon etwas fliegen. Um die Brutgeschäfte kümmert sich der Hahn nicht, später kehrt er aber zu seiner Familie zurück als Wächter und teilweiser Beschützer; denn auch das Weibchen verteidigt seine Jungen mit Mut und Kraft gegen ebenbürtige Feinde, während sich jene zu verstecken suchen. Ueberlegene Feinde sucht es, wie das Rebhuhn, durch mattes Fortflattern auf dem Boden auf sich zu lenken, von dem Orte, wo die Jungen sind, abzuleiten, und erst wenn dies gelungen, im Ernste zu entfliehen, um auf Umwegen zu seinen Kindern zurückzukehren. Im Spätjahr vereinigen sie sich mit andern Familien zu kleinen Gesellschaften und endlich zu größeren Scharen.

Die Großtrappe ist ein großer, kräftiger, stattlicher Vogel, zwar etwas schwerfällig, aber nicht plump. Der starke Hals, der Kehlbart, die eigentümlichen, von Kraft und Aufregung zeugenden Stellungen, wenn er balzt, erregen das Interesse jedes Beschauers. Sie leben, außer der Brütezeit, in kleinen geselligen Vereinen von 6—10 Stück, ja im Winter oft in Scharen von 50—100 Stück; sind sehr aufmerksam und vorsichtig, und mit einem außerordentlich scharfen Gesicht und gutem Gehör begabt. Ihr Mißtrauen und ihre Menschenfurcht kennt keine Grenzen, denn schlimme Erfahrungen haben diese Vögel belehrt, daß der Mensch ihr gefährlichster Feind ist. So

außerordentlich scharf ihr Gesicht ist, so wenig scheinen dies ihre Geruchsorgane zu sein. Naumann, dieser vorzügliche Beobachter, dem diese ganze anziehende Schilderung zu danken ist, hat in einer mit Erde überdeckten Grube verborgen, mehrmals bei Tag und Nacht mitten unter ihnen gesessen, um im stande zu sein, genaue Beobachtungen zu machen, wo sie dann ahnungs- und arglos so nahe um sein stilles Versteck herumschlichen, daß er einzelne Trappen hätte greifen können, ohne daß sie ihn gewittert hätten; selbst den Rauch seiner Tabakspfeife schienen sie nicht zu beachten, ob er gleich zuweilen durch die kleinen Schießöffnungen hinausströmte. Dieser Rauch war ihnen durchaus unverdächtig. Im ruhigen Zustande oder in Nahrungsgeschäften gehen sie langsam und gemächlich einher, recken oft den Kopf in die Höhe, um sich umzusehen, sie können aber auch so schnell und dauerhaft rennen, daß ein flüchtiger Hund sie nur mit Mühe einholt. Beim gewöhnlichen Gang treten sie fest auf, was man mit dem Wort trappen zu bezeichnen pflegt, woher sich wohl der Name Trappvogel ableiten läßt. Wenn sie fliegen wollen, so machen sie einige rasche Sprünge vorwärts, erheben sich alsdann und fliegen mit langsamen Flügelschlägen und ohne sonderliche Anstrengung davon, und wenn erst einmal eine gewisse Höhe erreicht ist, so treiben sie sehr rasch dahin, sodaß ein Rabe Mühe hat, der fliegenden Trappe zu folgen. Im Fluge streckt sie Hals und Füße gerade von sich, sodaß sie hierin einer zahmen Gans ähnelt, senkt aber den schweren Hinterkörper etwas nach unten, woran man sie schon von weitem unterscheiden kann. — Einen Laut hört man von diesem Vogel selten. Wenn sich die Begattungszeit nähert, hört man von dem Männchen, aber nicht häufig, einen dumpfen tiefen Ton wie „hu huhu", welches Aehnlichkeit mit dem Ruchsen eines Taubers hat. Außerdem geben die Trappen beiderlei Geschlechts, wenn sie aufgeschreckt werden, einen zischenden Ton von sich, wozu sie den Rachen weit aufsperren. Von den Gefangenen hört man ein eigentümliches leises Schnarren, das sich nicht wohl verdeutlichen läßt. Die Dunenjungen geben ein schnarchendes Piepen von sich.

Sie nähren sich von grünen Pflanzenteilen, Knospen und zarten Blättern: von Apargien, Löwenzahn, Lämmerlattich (Valeriana), Pippau (Crepis), Ferkelkraut, Hasenkohl (Hieracium), Wegerich (Plantago), von jungen Gräsern, Saat, Klee, Kraus-, Kopf- und Weißkohl, Weißen Rüben-, Kohlrüben-, Runkelrüben- und Mohrrübenblättern, Winterreps und Winterrübsen sehr gern. Ferner verzehren sie Getreidekörner aller Art. In frühester Jugend sind es kleine Insekten, im Alter auch die größern, von denen sie sich hauptsächlich im Sommer nähren.

Die jungen Trappen sind von dem Liebhaber, der sie erziehen will, als insektenfressende Vögel zu betrachten, und demnach eben so zu behandeln, wie es bei der Fütterung der Kupferfasanjungen angegeben ist, wobei ein warmes, trockenes Unterkommen nach stattgefundener Fütterung nicht übersehen werden darf. Alle insektenfressenden Vögel sind in diesem Punkte gleich zu halten, das Dunenjunge vom Großtrappen eben so sorgfältig, wie die junge Nachtigall. Im ersten Lebensalter sind beide, obwohl in der Größe so sehr verschiedene Vögel, doch gleich empfindlich gegen geringe, schlecht nährende Futterstoffe, wie gegen Erkältungen. Beide gehen ein, wenn sie in einem oder dem andern vernachlässigt werden. — Es ist freilich eine kostspielige Zumutung, eine junge Trappe mit dem gleichen Futter aufzuziehen wie einen zarten Insektenfresser, aber es geht nun einmal nach ihrer natürlichen Lebensweise in der frühen Jugend nicht anders. Wer daher die Kosten scheut oder zu scheuen hat, der lasse solche Vögel weg. — Wären die Dunenjungen, welche man erziehen will, anfangs zu ängstlich und erschrocken, um selbst zu fressen, so gebe man zur Aufmunterung einige Piephühnchen als Gesellschafter, spreche sie zärtlich an, schmeichle mit dem Finger, und wenn sie auch dann den Mut noch nicht finden, selbst zu fressen, so stopfe man sie behutsam einige Zeit, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Die schon oft genannten Futterstoffe sind in erster Linie: Ameiseneier, zartes Fleisch, hartgekochtes Ei, Käsequark und Eierkuchen. Nach 6 Tagen füge man zartes Grün von Salat, Herzblättchen von Kohl, Schafgarbe, Löwenzahn und jungem Klee hinzu. Als Nebenfutter fressen alle jungen, hühnerartigen Vögel altbackenes Weißbrot in Milch erweicht, sehr gern, so auch die Trappen. Diese nahrhafte Fütterung muß man fortsetzen, bis sie die Dunen verloren und ein Federkleid haben. Dann kann man zu wohlfeilerem Futter schreiten, als Brot, Fleisch, Hirse, Gerste, Weizen, viel Grünes von den obengenannten Gewächsen; will man Erbsen oder Wicken als Futterstoffe verwenden, so quelle man solche einen halben Tag im Wasser auf, um sie verdaulicher zu machen, oder man koche sie weich; so sind sie dann ein nahrhaftes Futter. Im Frühjahr und Sommer, besonders wenn man ein Männchen zum Balzen reizen will, gebe man animalische Kost: Fleisch, Insekten, Ameiseneier, wenigstens zeitweise. — Zum Zweck der Verdauung frißt die Trappe kleine Steinchen, z. B. Kies, bis zur Größe einer Haselnuß; auch verlangt sie in der Gefangenschaft Gelegenheit zu einem Staubbad und frisches Wasser. Die Trappe frißt viel und mistet deshalb stark; deswegen bedarf sie eines geräumigen Platzes, der reinlich gehalten werden muß, wenn sie nicht verkümmern soll. Hat sie freien Lauf in einem wohl umzäunten Hof oder Garten, so

beschneidet man die 9 vordersten Schwingen hart unter ihren Deckfedern, damit sie nicht entweichen kann.

Alte Trappen, welche in Gefangenschaft geraten, sind sehr ängstlich und menschenscheu, müssen deshalb mit freundlicher Zusprache vertraulich gemacht und in einem geräumigen Behälter, oder in einer wohlverwahrten Kammer eingewöhnt werden, in welche man einige aufrechtstehende Bündel Stroh oder Heu stellt, zwischen denen sie sich umhertreiben und verstecken können. Vor allem giebt man einige friedliche Trut- oder Haushühner zur Gesellschaft, um ihre Furcht abzuschwächen. Ihr Futter besteht aus Brot, Gerste, Hirse, Rübsamen, verschiedenen kleinzerschnittenen Rüben, gekochten Kartoffeln, etwas Fleisch, besonders auch aus Kohl, den man in ganzen Köpfen befestigt, welche sie alsdann, mit dem Herz anfangend, bis auf die äußersten Blätter verzehren; ferner aus den grünen Blättern des Winterrübenreps, Brassica Rapa oleifera, aus solchen von Kohlreps, Br. campestris oleifera, aus Gras, Klee u. s. w.; Grünes ist unentbehrlich. Will aber die Trappe aus übergroßer Scheu mehrere, etwa 4—6 Tage, beharrlich nicht fressen, und man befürchtet das Verhungern, so stopft man sie mit Fleischstückchen, erweichter Semmel und zerstückelten Kohlblättern, aber nur so viel, als nötig ist, sie vor Hungerschwäche zu wahren. Während des Stopfens gehe man freundlich schmeichelnd mit dem Vogel um. Etwas Wasser gießt man mit einem Fläschchen in den Schnabel, worauf sie bald ans Futter gehen wird. Ein derartiger Versuch ist wenigstens besser, als sie geradezu dem Hungertod zu überliefern. Es gehören aber zu solchen Versuchen tierfreundliche, gewandte Menschen, welche dem geängstigten Tiere das Los des Gefangenseins möglichst erleichtern und nicht durch rohe Behandlung noch erschweren.

In manchen Gegenden rechnet man die Trappen zur hohen Jagd, in manchen zur niedern. Wegen ihres mißtrauischen, vorsichtigen und äußerst wachsamen Wesens ist ihnen aber schwer beizukommen, und sie stellen die List und Geduld des Jägers auf eine harte Probe. Man schießt sie mit Schroten von den stärksten Nummern oder mit kleinen Posten; dabei ist zu beobachten, daß man nicht von vorne auf die Trappen schießt, sondern von hinten oder von der Seite, weil dann die Ladung besser eindringt. Da sie den Jäger schon aus der Ferne kennen, so muß man allerlei List anwenden, um an sie zu kommen, z. B. in Frauenkleidern, als Bauersmann oder auf einem Ackerwagen mit Stroh oder Heu bedeckt. Auf ihren Weideplätzen gräbt man Löcher von Mannestiefe, zerstreut die herausgeworfene Erde, daß nichts Auffallendes zu sehen ist, und lauert mit größter Behutsamkeit, bis sie auf Schußnähe sind. Auch kann man sie durch eine im Bogen aufgestellte Treiberkette mit Vorsicht nach einer Richtung treiben lassen, wo die Schützen, in Erdlöchern versteckt, ihrer harren und sie im Flug herabschießen. Im Winter, wenn es nachts regnet und am Morgen darauf glatteist, die Trappe also naß geworden und das Gefieder ebenfalls gefroren ist, kann man sie bisweilen zu Pferd und mit flüchtigen Hunden jagen, aber gewöhnlich wird der Vogel bald wieder flugfertig. — Sonst fängt man sie auch noch in starken Schlingen, in gut verdeckten Tellereisen und im Schwanenhalse (Fuchseisen), und steckt als Köder Krauskohlköpfe in die Erde. Diese Fangarten sind aber unsicher.

Größe und Körperkraft schützen die Trappen vor den meisten der bekannten Vogelfeinde, denen sie auch eine ungemessene Vorsicht (oder wenn man will: Scheue), Wachsamkeit und Klugheit entgegensetzen. Alte Trappen werden nur zuweilen von dem Stein- oder Seeadler angegriffen und sind dann freilich verloren. Junge, nicht völlig erwachsene, erliegen manchmal dem Hühnerhabicht oder Taubenfalken. Mehr ist die junge Brut von den Nachtschleichern: Füchsen, Mardern, Wieseln und Katzen gefährdet. Ihr größter Feind ist aber der Mensch, der sie bei aller ihrer List doch immer wieder zu überlisten weiß. — Das Fleisch der alten Trappen hat einen Rabengeschmack und behagt nur wenigen Personen; ihre Jagd wird also mehr als ein Vergnügen von passionierten Jägern ausgeübt, als um des Nutzens willen. Die jungen Trappen sind indessen sehr schmackhaft. Um das Fleisch der Alten genießbarer zu machen, läßt man sie im Winter tüchtig ausfrieren, zieht die Haut ab und beizt das Wildbret, je nach Alter 3—6 Tage, in Essig mit Gewürzen ein. — In der Jägersprache heißen: die Füße = Ständer; eine Herde im Winter = Trupp; eine Familie im Herbst = Kette.

Anleitung zum Aufsuchen und Aufbewahren der Eier.

Bei der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Vogeleier haben sich von jeher Liebhaber gefunden, dieselben zu sammeln und aufzubewahren, und in der Neuzeit ist das Nesterplündern unter dem Vorwand wissenschaftlicher Bestrebungen eine Modeliebhaberei geworden, ohne in den meisten Fällen der Wissenschaft auch nur das mindeste beizusteuern. Leider ist auch bei Vielen das Eiersammeln ein bloßer Erwerbszweig. Das zwecklose Modesammeln möge daher jeder ernste Vogelfreund mit Energie bekämpfen.

Wenn man auf der Nestersuche ist, so gerät man oft in Erstaunen, mit welcher List und Geschicklichkeit die Vögel ihre Brut zu sichern wissen und wie klug sie bei der Wahl der Nestplätze und der Baumaterialien zu werke gehen. So sieht man z. B. an geeigneten Plätzen eine Menge Flußregenpfeifer an den Flußufern auf- und abrennen; vergebens aber sieht sich der damit Unbekannte nach ihren Nestern um. Sie haben keine, weil sie ihre Eier ohne alle Unterlage in eine kleine Vertiefung des reinen Kiesbodens legen, und diese so recht leicht mit dem Kies verwechselt und übersehen werden. In unsern Wäldern hört man eine große Anzahl Laubvögelchen ihre eintönigen Melodieen singen, aber nur selten gelingt es dem Suchenden, eines dieser Nester zu entdecken. Sie stecken in dem Boden zwischen Moos und dem niedern Wuste, und nur eine Oeffnung, nicht größer als ein Mausloch, zeigt an, daß hier Eier zu finden sind. Man hört das ängstliche Jammern der Vögel, man weiß, daß man an dem richtigen Platze ist, man läuft hin und her oder rutscht sich die Kniee wund, bis man endlich das Nest an einem Platze entdeckt, den man schon zehnmal durchsuchte, ohne daß es in die Augen gefallen wäre. — Hält es auf dem Boden schwer, Nester aufzufinden, so giebt es mit dem Aufsuchen auf Bäumen oder in Höhlen noch bedeutendere Schwierigkeiten zu überwinden. Ist man nach langem Umherschauen so glücklich, das Nest entdeckt zu haben, so stellen sich oft beinahe unüberwindliche Hindernisse in den Weg, der darin befindlichen Eier habhaft zu werden. Es steht entweder so hoch, daß kein Mensch ohne Lebensgefahr dazu gelangen kann, oder es steckt in einer Baumhöhle mit so kleinem Eingang, daß man kaum zwei Finger, geschweige denn eine ganze Hand hindurchzwängen kann. — Nicht minder schwierig ist es, über sumpfigem Grunde, im Rohr, Schilf, im Weidicht u. a. Gestrüpp Nester zu finden, weil das Durchsuchen von Schilf und schneidigen Riedgräsern (Seggen) nicht nur beschwerlich, sondern auch sehr gefährlich werden kann. — Am leichtesten sind die Nester derjenigen Vögel zu finden, welche in Hecken und niederem Gebüsch bauen, weshalb die Eier solcher gewöhnlich auch die erste Grundlage einer Sammlung bilden. Je länger man aber das Sammeln fortsetzt, je leidenschaftlicher der Sammler dafür eingenommen wird, desto langsamer geht es mit dem Auffinden neuer Arten, und desto größere Hindernisse stellen sich dabei in den Weg. Man kann seine ganze Lebenszeit damit zubringen, ohne je völlig befriedigt zu sein, und die seltenen muß gewöhnlich der Händler liefern, wobei aber nicht selten ab- oder unabsichtliche Täuschungen vorkommen.

Ich habe für Eiersammler bei Bearbeitung dieses Werkes hauptsächlich alles angeführt, was Bezug auf das leichtere Auffinden der Nester hat, die Zeit angegeben, wann und wo sie zu suchen sind, auch nicht versäumt, das eigentümliche, oft sehr in die Augen fallende Benehmen mancher Vögel zu schildern, wodurch man mit größerer Leichtigkeit in die Nähe ihrer Nester geleitet wird, als wenn man mit solchen Vorkommnissen gar nicht bekannt ist. Die Plätze ihres Aufenthalts sind auch gewöhnlich diejenigen, wo sie nisten; wo daher bei Beschreibung der Brutgeschäfte diese nicht wiederholt sind, mögen jene als Richtschnur dienen. Man darf jedoch nicht glauben, daß die Angaben über die Zeit des Eiersuchens, über Höhe vom Boden in Gebüschen oder auf Bäumen, über Eierzahl u. a. in allen Gegenden und Breitegraden die ganz gleichen seien. Man würde sich sehr täuschen, wollte man an den Küstenstrichen West-Schottlands das Nest des Nebelraben auf hohen Bäumen, wie bei uns, suchen, dort baut er in Felsen; in Holland baut sein schwarzer Vetter auf Moorlandstrecken. Bei uns setzt der schwarzbraune Milan seinen Horst auf die höchsten Waldbäume, in der Dobrudscha, wo es in vielen Distrikten keine Bäume mehr giebt, muß er seinen Horst dem Boden nahe in buschiger Steppe an den Balten unterbringen. Aehnliches findet sich noch bei vielen anderen Vögeln, weil sie sich dem Charakter der Landschaft, welche sie bewohnen, anpassen müssen und es auch thun. — Form und Farbe variieren bei vielen Vogeleiern so bedeutend, daß nicht immer mit Zuverlässigkeit auf Abbildungen und Beschreibungen zu gehen ist; auch habe ich in diesem Buche die Farbenvarietäten nicht ausführlich behandeln können, wozu der Raum zu beschränkt gewesen wäre, sondern die am häufigsten vorkommenden als Grundlage nehmen müssen. Ich empfehle daher jedem Eiersammler um so mehr, das Eiersuchen nicht dem Zufall anheimzustellen, sondern immer vorher die Eltern der Brut, so viel nur möglich, genau zu beachten, um schon vorher sicher zu sein, welchem Vogel die Eier angehören, wodurch viel Irrtümer und Täuschungen vermieden werden.

Die Materialien, woraus die Vögel ihre Nester verfertigen, sind gerade nicht so auffallend von einander abweichend, wie bisweilen die Form der Nester, welche meist halbkugelförmig ist, bald platt, bald tief, leicht gebaut oder gut geflochten, manchmal wie gefilzt; bei manchen Arten auch ganz zugebaut (Zaunkönig), kugelförmig oder oval, mit einem Schlupfloche versehen; sie sind in diesem Werke bald mehr, bald weniger umständlich beschrieben. Wo sich die Nesterbauten durch sehr künstliches Geflechte und hübsche Formen auszeichnen, wie z. B. bei den Finken, Grasmücken, Drosseln, Zaunschlüpfern, Laub- und Rohrsängern, und bei einigen Meisenarten, gehören diese als sehr interessante Zuthaten ebenfalls zu einer

Sammlung und kein wissenschaftlicher Sammler sollte versäumen, solche Nester in geeigneten Fächern aufzustellen, verzeichnet mit Artnamen, Landschaft, Ort, Tag und Jahr des Fundes und Eierzahl.

Die Nester der Raubvögel nennt man Horste. Diese sind meist groß und auffallend flach, nur selten ist die Mulde besser vertieft. Sie bestehen zuunterst aus größeren oder kleineren Aesten, Zweigen, Reisern, nach oben immer feiner, wobei manche die Liebhaberei haben, frische Zweige von Laub- und Nadelbäumen aufzulegen. Selbst Lumpen findet man in den Nestern einiger Arten von Raubvögeln. Zum Aufstellen in Sammlungen eignen sich diese sperrigen Nester zwar weniger, weil solche viel Raum brauchen, doch gehören — der Vollständigkeit wegen — ebenfalls einige aufgestellt, z. B. die besser gebauten Horste der Turmfalken, Sperber; auch wohl der mit Lumpen und Papierfetzen belegte Horst eines Milans; der mit frischen Zweigen gezierte Horst des Habichts u. a.

Obwohl die Eier in Bezug auf ihre Gestalt im allgemeinen sich gleichen, so trifft man doch bei näherer Vergleichung wieder eine große Verschiedenheit; denn manche bilden ein reines Oval; andere sind länglich oval, andere kurz oval, birnförmig, wo der stumpfe und spitze Teil schon stärker ausgezeichnet ist; kreiselförmig, welche Form sich durch ein auffallend stumpfes und durch ein ebenso spitziges Ende darthut. Bei vielen Raubvögeln und den Eulen nähern sich die Eier sehr stark der runden Form, wodurch sie sich leicht von andern unterscheiden lassen. Man findet als Seltenheit bisweilen auch mißgebildete Eier, welche eine verschobene Form haben. Solche, denen die harte Kalkschale ganz oder größerenteils fehlt, heißen Fließeier; die auffallend kleinen ohne Dotter nennt man Spuleier; die auffallend großen sind Doppeleier, oft mit zwei Dottern; solche gelten häufig bei Anfängern für Kukuksеier. Die Größe der Eier richtet sich nicht immer nach dem Vogel, sondern mehr darnach, ob die jungen Vögel nackt oder mit einem dichten Dunenkleide zur Welt kommen. Im letzteren Falle sind die Eier stets größer. Die Schale ist bisweilen dünn, glatt und glänzend, wie mit geplättetem Papier überzogen; bei vielen andern etwas matt oder glanzlos, mit festerer Konsistenz; noch bei andern, namentlich bei den größern, mehr oder minder rauh und grobkörnig. Die obere Lage ist eine Schmelzmasse, die aber stets von Poren durchlöchert ist. Für diese sehr difficilen Unterscheidungen ist aber das bloße Auge nicht immer ausreichend, deshalb nimmt man ein gutes Vergrößerungsglas zu Hilfe.

Was aber wohl am meisten Veranlassung gegeben hat, Eiersammlungen anzulegen, ist die verschiedenartigste Färbung der Eier. Man trifft sie vom reinsten, zartesten Weiß bis zu solchen, welche mit 5 bis 6 Farben auf die manchfaltigste Weise, meist in verschiedener Steigerung der Grundfarbe, gezeichnet sind; wozu noch die vielerlei Varietäten der Eier bei einerlei Vogelarten kommen. Ihre Zahl ist Legion, denn kaum trifft man ein Ei, das dem andern vollkommen ähnlich wäre. — Mit vielem Behagen ruht das Auge des Beschauers auf den anmutigen, gefälligen Formen und Farben einer Eiersammlung, und kann sich kaum satt sehen an dem bunten, lieblichen Gewirre. Es ist nur schade, daß jede Eiersammlung mit Hartherzigkeit gegen die Nistenden erworben wird, und daß die ausgeblasenen Eier mit der Zeit verbleichen und daher viel von ihrer natürlichen Frische verlieren.

Die Zeit des Eiersammelns beginnt im März mit den Eiern frühbrütender Vögel, und kann bis Ende Juli, in einzelnen Fällen bis August, fortgesetzt werden. Wo Kreuzschnäbel nisten, muß die Brut dieser später, selbst in den Wintermonaten gesucht werden.

Außer der nötigen Geduld, Aufmerksamkeit, Ausdauer und den unentbehrlichen Vorkenntnissen braucht man noch folgende Requisiten zum Sammeln, wodurch man sich manche Erleichterung verschaffen kann. Ein Paar starklederne Handschuhe, um die Dornhecken auseinander spreizen und sich in deren Innerem umschauen zu können; Meisel, Feile und kleinen Hammer, um enge Baumhöhlen und Mauerritzen erweitern zu können; eine Art kleinen Löffels an einem langen, biegsamen Drahte, um aus engen Mauer- und Baumlöchern die Eier hervorholen zu können; Fischbein, an welches unten zäher Vogelleim gestrichen ist, leistet bei kleinen Eiern unter ähnlichen Verhältnissen gleiche Dienste; eine Strickleiter, von etwa $3^1|_2$ bis 5 m Länge, um Bäume mit deren Hilfe wenigstens teilweise besteigen zu können. Diese hat an einem Ende einen Strick von etwa gleicher Länge mit der Leiter, und an diesem ein Hundertgrammgewicht, welches man beim Gebrauch über die untern Aeste eines Baumes wirft, herabsinken läßt und eben damit die Leiter in die Höhe zieht; unten wird Strick und Leiter zusammengeknüpft oder eingeschnallt, und beim Auf- und Absteigen der Strick fest in der Hand gehalten, damit die Leiter nicht ausweichen kann. Dadurch wird es möglich, ohne die Kleider zu zerreißen oder seine Glieder auf das Spiel zu setzen, Bäume von ziemlicher Höhe erklettern, und nach deren Nestern sehen zu können. Um die Eier ohne Schaden herabzubringen, bedient man sich eines ledernen Beutels, welcher an einer langen Schnur hängt. Will man Nester von Sumpfvögeln aufsuchen, so braucht man noch tüchtige Wasserstiefel, und, außer den Handschuhen, noch eine Lederkappe mit einem Drahtgeflechte über das Gesicht (wie ein Bienenwärter), um sich vor den scharfschneidenden Blättern des Seggenschilfes zu verwahren. Auch beobachte man in den Sümpfen, besonders an moorigen, brackigen Stellen die nötige Vorsicht, da man leicht bis ans Kinn einsinken, also das Leben riskieren kann; daher ein Stock zur Untersuchung des Grundes sehr ersprießlich wird. Die genannten Gegenstände packt man in eine blecherne Kapsel (sog. Botanisierkapsel), welche noch eine zweite kleinere, mit Baumwolle angefüllte Abteilung hat, worein die aufgefundenen Eier gelegt werden.

Zu Hause angekommen sticht man mit einer Nadel, am besten mit einer solchen, welche eine dreischneidige Spitze hat, zwei Oeffnungen in der Nähe der Pole (nicht aber in die Pole selbst, weil die Haltbarkeit des Eies dadurch gefährdet wird), wovon die bei dem spitzigen Ende viel kleiner als die beim stumpfen Ende sein kann, sticht ferner mit einer noch dünneren Nadel mehrmals in den inneren Raum des Eies, um die Häute des Eiweißes und Dotters zu zerstören, und bläst dann in die kleine Oeffnung behutsam hinein, damit der Inhalt aus der größeren herausgedrängt wird. Die große Oeffnung klebt man, wenn die Schale innerlich ausgetrocknet, mit durch Terpentinöl verdünntem Wachs zu. Ist schon ein

Junges in dem Ei entwickelt, so muß man es mittelst einer scharfschneidigen Nadel, oder einem eigens hiezu eingerichteten Haken mit schneidender Spitze innerhalb der Schale zerteilen und hierauf stückweise herausziehen.

Beim Einbohren in die Eischale muß man darauf sehen, daß der Rand der Löcher recht gleichmäßig werde, und man kann deshalb zuerst mit der Nadelspitze einen Kreis nahe aneinanderstehender kleiner Löcher von dem Umfange machen, welche das Loch haben soll. — Bei allen, den kleinen, größeren und ganz großen dickschaligen Eiern kann man übrigens das Loch mit einem eigens hiezu eingerichteten Kreisbohrer (Eierbohrer) machen, dessen Spitze einem \/ gleicht und am breiten Teil an einem Stiel befestigt und dadurch gehandhabt wird. Die Seiten des \/ Bohrers sind feilenartig leicht eingekerbt und bewirken durch Rechts- und Linksdrehen des unten spitzigen, nach oben zunehmenden runden Instrumentes das allmähliche Abreiben der Schale und ein schönes zirkelrundes Loch. Uebrigens läßt sich die Entfernung des Inhalts ohne sonderliche Mühe auch durch eine Oeffnung bewerkstelligen, welche man mit dem eben beschriebenen Bohrer in die Längsseite macht, und in die man mittels einer in eine feine Spitze ausgezogenen Glasröhre Wasser spritzt und wodurch man den Eistoff hinauswässert. Beschmutzte Eier werden in lauwarmem Wasser gewaschen, ehe man sie der Sammlung einverleibt, aber nur leicht, damit die Farbe nicht abgewaschen wird. Sollten die Eier durch etwas größere Löcher verunstaltet worden sein, so macht man ein kleines Pedal von Kartenpapier, worauf das Ei, die Oeffnung unterwärts, geklebt wird. Die weißen, zartschaligen Eier, welche vom Durchscheinen des Dotters einen rötlichen Schein haben, kann man nach dem Ausblasen innerlich mit blasser Zinnoberfarbe ausschwenken, wodurch jener Schein hergestellt wird. — Zu allen diesen Manipulationen gehört eine stets feinfühlige Hand, um die zarten Schalen nicht zu verletzen. Ohne solches Geschick ist ein Eiersammler nicht denkbar!

Eine leichte Methode, den Inhalt aus größeren Eiern zu entfernen, besonders wenn schon die Embryone entwickelt sind, kann durch die Schmeißfliegen bewirkt werden, welchen man eine Oeffnung in die Eierschale macht, sodaß nachher die erwachsenen Larven auskriechen können. Die Fliege legt in die Oeffnung des riechenden Eies, sei der Inhalt Dotter oder Embryo, einige Eier oder schon lebende Maden hinein, welche den Inhalt rein ausfressen, nachher zur Verpuppung auskriechen und die Schale unverletzt hinterlassen. Noch andere komplizierte Methoden findet der Interessent in den unten angeführten belehrenden Fachschriften.

Das Aufbewahren der Eier geschieht am einfachsten in kleinen Kommoden, welche mehrere Schiebfächer von verschiedener Höhe haben, sodaß auch die großen Eier Platz finden, und deren jedes durch Leisten in viele kleine, viereckige Abteilungen getrennt ist, von welchen jeder Vogelart eine besondere Abteilung angewiesen ist. Auf den Leisten darüber klebt man dann eine Etikette, worauf der Name des Vogels, dem die Eier angehören, sowie Datum und Fundort geschrieben stehen.

Wünscht man eine schönere Ausstattung, so läßt man sich besondere flache Kästchen mit gläsernen Deckeln machen, welche gut schließen (weil anderenfalls die ohnehin zarte Färbung der Eier durch Rauch, Feuchtigkeit, Staub, sowie auch durch die Einwirkungen des Lichtes sehr notleidet), und setzt viereckige, mit schwarzem Papier ausgeklebte Schächtelchen hinein, so viel nur immer Platz haben. Eine weitere, einfache Aufbewahrungsweise von Vogeleiern besteht darin, daß man jedes Gelege (also die in einem Neste gefundenen Eier) in eine einfache, runde, mit Deckel versehene Pappschachtel zwischen zwei Lagen lockerer Baumwolle legt; Art, Name und die entsprechenden Notizen werden auf den Schachteldeckel geschrieben. Diese Methode erschwert zwar das übersichtliche Beschauen der Sammlung, hat aber den großen Vorteil, daß die Eier gegen Zerbrechen und gegen die verderblichen Einflüsse von Licht und Staub trefflich geschützt sind.

Dem verständnisvollen Liebhaber gewährt es großen Genuß, seine Spaziergänge und Mußestunden einem naturwissenschaftlichen Zwecke zuzuwenden, der ebensoviel Unterhaltung darbietet, als er geeignet ist, durch häufige Bewegung die Gesundheit des Körpers zu befestigen. Besonderen Reiz erhält eine derartige Sammlung noch dadurch, daß man ein Tagebuch damit verbindet, und in dieses die Zeit des Auffindens, die Nistplätze mit Landschaft, die Eierzahl, das Benehmen der Vögel und überhaupt alle sonstigen, hieher gehörigen Notizen verzeichnet. Noch in späteren Jahren wird man dadurch in den Stand gesetzt, sich mancherlei interessanter Vorfälle und kleiner Abenteuer, an denen es hiebei nicht fehlt, erinnern zu können.

Eine gediegene „Anweisung zur Anlegung von Eiersammlungen" von Prof. Alfr. Newton, übersetzt von Dr. E. Baldamus, findet sich in Cab. J. 8. Bd. 1860, S. 447—459. — Ferner zu empfehlen: S. Martin: „Die Praxis der Naturgeschichte", 3 Tle., Neueste Aufl. — Eierbohrer, gerippt, von Stahl, in 3 verschiedenen Stärken, nebst Ausblasröhren von Messing und Glas bei W. Schlüter in Halle a. S.

Fang der Vögel.

Mit Abbildungen auf Taf. 49 und 50.

Die beste Zeit, die Vögel zu fangen, ist die Zeit ihres Zuges, Frühjahrs, wenn sie ankommen, oder Spätjahrs, wenn sie uns verlassen. Die Standvögel fängt man im Winter am leichtesten, wo sie sich in kleine Herden zusammenschlagen und so herumstreifen, wobei sie meist ihre bestimmten Futterplätze aufsuchen.

Von den verschiedenen Fangmethoden führe ich hauptsächlich diejenigen auf, welche der Liebhaber benützt, um in den Besitz einiger Zimmervögel zu kommen; weniger die größeren oder kostspieligeren Fang-

arten, welche gewerbsmäßig betrieben werden, da hiezu der Raum mangelt; denn leicht könnte man mit dem Fang der Vögel ein großes Buch anfüllen.

1) Der Fang mit Vogelleim ist einer der gewöhnlichsten, daher vor allen Dingen zu wissen nötig ist, wie man denselben bereitet.

Bereitung des Vogelleims. Man erhitzt eine Quantität gewöhnliches, reines Leinöl in einem geräumigen metallenen Gefäß zum Sieden, nimmt das Oel alsdann vom Feuer und zündet es mit einem Papierstreifen an. Unter beständigem Umrühren mit einem langen, dicken Drahte läßt man es eine Zeitlang fortbrennen, zieht endlich den Stab heraus, erstickt das Feuer in dem Gefäß mit einem passenden Deckel, und läßt das verdickte Oel an dem Stab erkalten. Findet man es dann nicht zähe genug, so wird das Anzünden wiederholt, bis endlich das Leinöl diejenige Zähigkeit erhalten hat, die zu einem guten Vogelleim notwendig ist. — Man kann auch eine Quantität gestoßenes Kolophonium hinzusetzen und in dem heißen Oel auflösen. Will man das Anzünden des Oels unterlassen, so muß man dasselbe so lange sieden, bis es seine gehörige Konsistenz erhalten hat; nur geht es damit nicht so schnell. Gewöhnlich nimmt man die Bereitung des Vogelleims im Freien vor, wegen der Feuersgefahr und weil das siedende Leinöl einen übeln Geruch in den Häusern verbreitet.

Die Mistelbeeren kann man auf folgende Weise zu einem sehr guten Vogelleim benützen. Die reifen Beeren werden im Wasser so lange gekocht, bis sie aufplatzen; dann zerstößt man sie in einem Mörser und reibt sie mit ein wenig Wasser, bis sich die klebrigen Teile von Haut und Kernen abgesondert und im Wasser aufgelöst haben. Dieses Wasser wird nun so lange eingekocht, bis der Leim dick genug ist. Auf 250 Gramm desselben kann man 30 Gramm Terpentinöl zur besseren Aufbewahrung mischen und diese Flüssigkeit nachher mit Leinöl verdünnen oder mit Harz verdicken. Man hält den Leim von Mistelbeeren für besser, weil die Vögel denselben weniger scheuen. Schon bereiteter Mistelbeerenleim, der in Ballen von Illyrien nach Triest und von da nach Salzburg an Spezereihändler geliefert und zum Klebrigwerden mit Leinöl zusammengeschlagen wird, ist der beste.

Schmilzt man 5 Teile Kolophonium mit 2 Teilen Leinöl über einem gelinden Feuer, so erhält man gleichfalls einen brauchbaren Vogelleim.

Mit diesem Vogelleim bestreicht man dünne, spannenlange Rütchen, an welchen die Rinde noch steht, damit der Vogel weniger Anstand nimmt, sich darauf zu setzen. Um die Leimruten aufzubewahren, bedient man sich eines hölzernen Rohres oder einer Blechröhre.

Die Anwendung der Leimruten geschieht auf vielfache Weise.

a) Um Heckenvögel zu fangen, macht man einige kleine Gruben dicht an der Hecke, legt darein einige halbtote Mehlwürmer, und darüber und darum mehrere Leimruten. Auch die hervorstehenden Zweige der Hecke, auf welche die Vögel gerne sitzen, belegt man mit Leimruten. Nun fängt man an, von einer Seite des Hages langsam zu treiben, und so oft ein Vogel an einen Leimrutenfang kommt, hält man ein wenig inne. Dieses Treiben an der Hecke wiederholt man so lange, bis man seinen Zweck erreicht hat.

Will man einen Vogel beim Nest fangen, was aber nur stattfinden kann, wenn sich Junge darin befinden, so belegt man nicht sowohl das Nest selbst (damit die Jungen geschont werden), sondern mehr die Zweigchen um dasselbe herum mit so vielen Leimrütchen, daß der Vogel nicht wohl zu seinem Neste gelangen kann, ohne dieselben zu berühren. Unter dem Nest muß man aber das Strauchwerk abschneiden, damit der herabstürzende Vogel nicht darin hängen bleiben und sich wieder befreien kann. — Bei sehr vorsichtigen Vögeln wendet man statt der gewöhnlichen Leimruten Schweinsborsten an, vor welchen sie weniger stutzen.

Auf Bäumen legt man die Leimruten leicht auf Zweige und hängt Mehlwürmer oder Holunderbeeren dazu. Dieser letzte Fang ist im August bei Schwarzköpfen und Grasmücken ziemlich ergiebig.

b) Lockbüsche. Siehe Taf. 49 Fig. 6. Fast alle Arten der Samenfresser lassen sich mit denselben fangen. Man nimmt einige starke Aeste von Buchen oder Eichen, an denen noch verwelkte oder grüne Blätter stehen, schneidet sie bis auf 3—4½ Dcm. weit oben am Gipfel glatt, ritzt die Zweige auf und steckt in diese Ritzen die Leimruten schief ein. Diese Büschel setzt man auf eine Anhöhe, wo die Vögel ihren Strich haben, hängt unter die Zweige einige Lockvögel: als Zeisige, Hänflinge, Meisen, Buchfinken oder Distelfinken in Käfigen hin, und bedeckt diese oberhalb mit Laub und Zweigen, damit die Vögel darin nicht flattern, auch die Wildfänge keinen Anstoß darin finden, sondern nur die Lockstimmen hören können, und stellt sich in angemessener Entfernung auf. Je besser die Lockvögel locken, desto reicher fällt der Fang aus, daher man lieber gezähmte Wildfänge dazu nimmt, als jung aufgezogene Vögel, welche die Lockstimmen nicht richtig nachahmen.

Einen anderen Lockbusch zum Niederlassen zeigt Fig. 7a; zieht man den eisernen Zapfen Fig. 7b heraus, so kann die ganze Stange auf die hölzerne Gabel 7c niedergelegt und die Vögel bequemer abgenommen werden.

Es verdient hier noch besonders bemerkt zu werden, daß die Vögel auf ihrem Zug so bestimmte Linien haben, die sie passieren, daß man sie einen Büchsenschuß weit davon gar nicht mehr trifft, während sie dort in Menge vorkommen. Diese Plätze müssen ausgekundschaftet werden, und sind in gebirgigen Gegenden da zu suchen, wo diese an Thäler stoßen, über welche die Vögel gerne fliegen.

Wo viele Hänflinge herumstreichen, bindet man ein Büschel Hanfstängel zusammen, belegt und besteckt diese oberhalb mit Leimruten, und stellt die Lockvögel dazu.

c) Wenn sich nach der Ankunft der Schwarzköpfe, Grasmücken und ähnlicher beerenfressender Vögel noch rauhe Witterung einstellt, wodurch sie Mangel an Insekten leiden, so fängt man sie auf folgende Weise: Man nimmt einen Büschel gedörrten, schwarzen Holunder, läßt ihn im Wasser aufquellen, daß er

dem frischen wieder gleich wird, und bestreut ihn mit Zucker. In der Gegend, wo man obige Vögel fangen will, klemmt man diesen Holderbüschel in die oben gemachte Ritze eines 1—1½ m hohen, geraden, ziemlich starken Schößlings, welcher, nachdem alle anderen Zweige entfernt worden sind, eine Spanne unter der Ritze nur noch ein kurzes Zweigchen hat, worauf sich der Vogel setzen kann, um von den Beeren zu fressen. Den Schößling selbst steckt man in die Erde. Sind nach einigen Stunden die Beeren an- oder abgefressen, so hängt man einen frischen Holderbüschel an, schneidet das stehengebliebene Zweiglein ab, klebt statt dessen in eine dahin gemachte Ritze ein Leimrütchen leicht an, und wartet den Fang ab, der bei günstigem Wetter (d. h. bei schlechtem) in der Regel bald vollendet ist. Im Spätsommer kann man solche Vögel auf gleiche Weise mit frischem Holunder fangen, und wurde der Platz gut gewählt, so kann auch der Fang ergiebig werden; es ist dieses überhaupt für Schwarzköpfe und andere Grasmücken der leichteste und sicherste Fang. Siehe Taf. 49, Fig. 8.

d) Der Vogelstich. Siehe Taf. 49, Fig. 11 und Taf. 50, Fig. 11b. Man nimmt einen zahmen, männlichen Vogel, bindet ihm die Flügelspitzen auf dem Rücken zusammen, und in den gleichen Knoten eine kleine Spule (Kiel) von einer Gänse- oder Hühnerfeder. In diese Spule, welche oben geköpft ist, sodaß sie eine offene Röhre bildet, steckt man nun ein wie eine Gabel gestaltetes, mit Vogelleim bestrichenes Rütchen, und läßt im Anfange der Begattungszeit einen so bekleideten Vogel in der Nähe desjenigen Männchens laufen, auf welches man es abgesehen hat. Dieses, von Eifersucht getrieben, wird sogleich auf den vermeinten Nebenbuhler herabfahren, an den Leimrütchen kleben bleiben und so seine Freiheit verlieren. Das Rütchen zieht sich, sobald es anklebt, aus der Scheide, und dadurch verhindert man, daß beide zusammenkleben, und auch, daß der Lockvogel besudelt wird. Es ist daher viel zweckmäßiger, als wenn man, wie gewöhnlich, das Leimrütchen ohne Spule auf dem Vogel festbindet. — Dieser Fang ist bei allen Vögeln anzuwenden, welche im Frühjahr sehr heftig ihresgleichen zu verfolgen und aus ihrem gewählten Standrevier zu verjagen pflegen: z. B. bei Buchfinken, Ackerlerchen, Heidelerchen u. a.

Auch auf folgende Art werden Finken und Lerchen gefangen. Ein Männchen wird wie ein Läufer umgürtet, an den sogenannten Hosenträger wird ein Bindfaden von 30 cm Länge gebunden und an einem Pflöckchen in die Erde befestigt, so daß der Vogel frei um dasselbe herumlaufen kann. Um den Läufer werden rund in einem Kreis, und etwas schief, Leimruten leicht gesteckt, doch so, daß der angebundene Vogel sie nicht berühren kann. Wenn nun der Eifersüchtige herabschießt und sich mit dem Läufer herumbalgen will, bleibt er an den Leimruten kleben. Siehe Taf. 49, Fig. 12; der Hosenträger zum Anbinden Taf. 50, Fig. 12b.

e) Mit dem Steinkauz (Strix noctua) giebt es einen sehr ergiebigen und unterhaltenden Fang. Man trägt ihn aufs Feld, wo sich ziemlich Vögel aufhalten, bindet ihn an einen einbeinigen, in der Erde steckenden Stuhl mit gepolstertem Brett. Darum stellt man einige, oben mit Laub bedeckte Lockvögel in Käfigen, auch mehrere mit Leimruten besteckte Lockbüsche, und bindet dem Käuzchen einen langen Faden an ein Bein, stellt sich gehörig weit weg oder bedeckt sich ganz mit Zweigen, und zieht dann und wann am Faden, damit das Käuzchen aufspringt und seine possierlichen Gebärden macht. Die neugierigen Meisen, Ammern, Bachstelzen, Zaunschlüpfer, Rotschwänzchen, Schwarzköpfe, Laubvögel, und selbst die Sing- und Misteldrosseln kommen herbei und bleiben an den Leimruten hängen. Dieser Fang dauert vom Juli bis zum November.

f) Der Fang mit der Vichtel hat Aehnlichkeit mit dem vorigen. Man wählt sich im Wald einen Baum, der etwa 5—6 Schritte von anderen entfernt, also auf einem kleinen, freien Platze stehen muß. An dem Gipfel bleiben einige Aeste stehen, die anderen haut man weg; von den anderen Aesten aber nur die Zweige, und statt dieser steckt man schiefe Leimruten ein, daß sich kein Vogel aufsetzen kann, ohne sie mit der Brust zu berühren. Unten um den Stamm baut man eine Hütte aus Tannreisern, und auf die Hütte setzt man einen Kauz, der am Fuß mit einem Bindfaden befestigt ist, dessen Ende in die Hütte geht. Sobald eine Anzahl Vögel erscheint, zieht man den Bindfaden etwas an, die abgerichtete Eule, welche dies merkt, fliegt auf, setzt sich aber gleich wieder an ihren Platz. Kaum gewahren dies die kleinen Vögel, so fliegen sie nach der verhaßten Eule, setzen sich auf die Leimruten und sind gefangen.

Um die Vögel noch eher anzulocken, bedient man sich der Vichtelpfeife; siehe Taf. 50, Fig. 21 und 22. Diese wird aus einem Stückchen Holz gemacht, in dessen Mitte eine lange Kerbe geschnitten ist, in welche man ein Stückchen Kirschbaumrinde legt, die man wieder mit einem Stückchen Holz, das genau in die Kerbe paßt, bedeckt. Mit dieser Pfeife kann man den kläglichen Ton der Eule täuschend nachahmen.

g) Wiedehopfe, Pieper, Nachtigallen, Bachstelzen, Lerchen und andere auf dem Erdboden sich herumtreibende Vögel fängt man dadurch, daß man einige spannenlange Leimrütchen senkrecht in schiefer Richtung leicht einsteckt, und an diese oben ein paar Mehlwürmer bindet. Sobald der Vogel an den Würmern zupft, fällt die Leimrute um, berührt ihn, macht ihn zum Flug untauglich und er kann also ergriffen werden.

Das Reinigen der mit Leim beschmierten Vögel geschieht mit Holzasche, welche man zu diesem Zweck in einer Kapsel mit sich führt, denn kleinen oder weichlichen Vögeln muß man sofort zu Hilfe kommen. Hat man keine Asche, so thut es zur Not feine trockene Erde. Zu Haus kann man gründlicher reinigen, wozu man warmes Wasser und Seife verwendet, die Schmiere mittelst Schwämmchens abwäscht und den Vogel im Käfig das weitere besorgen läßt. Empfindliche Vögel, welche im Winter gewaschen werden, müssen in die Nähe des warmen Ofens gesetzt werden, um sich da zu trocknen, sonst gehen sie durch Erkältung leicht zu Grunde.

2) Der Fang mit Sprenkeln. Siehe Taf. 50, Fig. 16, 17, 18, 19, 20. An einer Hasel- oder Weidenrute, kurz an einer elastischen Gerte wird am dicken Ende, siehe 17a und 19, eine Kerbe, wie ein halbes Oval, eingeschnitten und ein kleines Loch 19b durchgestochen. An das dünnere Ende 17c wird

ein doppelt genommener Faden, Fig. 18, von ungebleichtem Zwirn befestigt, am Ende dieses doppelten Fadens etwa eine 15 cm lange Schleife vermittelst eines Knotens gemacht, durch das Loch gezogen und vor das Loch ein Stellhölzchen, Fig. 20, von etwa 7 cm Länge gestellt, das der Knoten im Bindfaden festhält, breitet über dasselbe die Schlinge aus und unterstützt sie mit einem Grashalm. Diesen Sprenkel hängt man auf einem starken Zweige, Fig. 16 d, in einen kleinen Einschnitt, damit er nicht wanken könne, und befestigt vor dem Stellholz in einem senkrecht gestellten Reis, Fig. 16 e, Mehlwürmer, Vogel- und Holunderbeeren. Kommt nun der Vogel, um von der Lockspeise zu naschen, so tritt er das Stellholz weg, die Schleife wird zurückgeschnellt und seine Beine festgehalten. Damit die Schleife oder Schlinge nicht zurückfahren, oder auch die Beine eines Vogels zerschneiden könne, bindet man vorn ein Stückchen Filz hin, siehe Fig. 18 f.

Wer gute Sprenkel zu verfertigen weiß, kann sie überall anwenden, da man hiezu nur grauen Zwirn, ein Messer zum Zurechtschneiden der Rute, und Mehlwürmer als Lockspeise braucht. Beinahe alle Insektenvögel sind damit zu fangen, worunter einige sehr leicht; z. B. Nachtigallen, Braunellen, Rotkehlchen u. dgl. Man kann sie auch auf Bäumen anwenden, nicht allein im niederen Gebüsch.

Am ergiebigsten ist im Spätsommer der Fang in den Ackerstücken und Beeten von samentragenden gelben Rüben, Möhren, auf Bohnenäckern, in Kohlstücken, worin sich viele Vögel gerne aufhalten, weil es hier von Insekten aller Art wimmelt. Solche Beete nahe beim Gebüsch oder bei den Dörfern sind die besuchtesten, und der Fang hier sehr leicht, indem man nur Sprenkel ohne alle Lockspeise zwischen dieselben zu hängen braucht, um vollauf ernten zu können. Pieper, Schmätzer, Laubvögel, Rötlinge, Rohrsänger, Grasmücken und Braunellen halten sich da ungemein gern auf, und geraten in die Sprenkel, so daß der Fang sehr interessant wird. Man kann auf diese Art manchen seltenen Vogel bekommen.

Kohlfelder und Bohnenäcker besteckt man auch in der Mitte des Feldes über die ganze Quere mit Leimruten, Fußschlingen und Sprenkeln, siehe Taf. 49, Fig. 3, 4, 5, welche zwischen den Gewächsen auf etwa 30 cm hohen Stöcken angebracht sind. Dann treibt man von einem Ende des Ackerstückes die Vögel langsam vor sich her, bleibt nun ein wenig stehen, worauf sich einer um den anderen in den gestellten Fallen fangen wird. Man löst die Gefangenen aus, und kann auch von der anderen Seite das Treiben von neuem beginnen.

Zu Leimruten nimmt man einen 1 m langen Stock, welchen man mit Leimruten besteckt. Zu den Schlingen nimmt man Ruten von gleicher Höhe, spaltet sie oben, und bindet in diese Spalte ein reichlich mit Fußschlingen versehenes Querholz, daß es die Form eines Kreuzes bekommt.

Um Kreuzschnäbel zu fangen, hängt man die Sprenkel auf Tannenbäumchen, auf die Art, daß die Stellhölzchen alle nach außen gerichtet sind, also nur diese aus den Zweigen hervorragen und sich als bequeme Aufsitzpunkte darbieten. Innen zwischen die Krone steckt man einen Käfig mit einem Lockvogel. An einem gut gewählten Platz wird dieser Fang manchmal einträglich.

3) Dohnen. Wie mit den Sprenkeln die Vögel an den Beinen gefangen werden, so fängt man sie mit Dohnen am Hals, worin sie sich aber erwürgen. Es ist dies demnach nur ein Fang für die Küche.

Zu den Bügeldohnen, siehe Taf. 50, Fig. 23 a, nimmt man zähe Ruten von Weidenholz, macht Löcher oder Ritzen in die Bäume und steckt sie als ein halbes Oval oder einen Bügel so in dieselben, daß die obere und untere Seite etwa 15 cm lang, und der Zwischenraum 10 cm hoch wird. In die Oberseite dieses Bügels werden 2—3 roßhärene Schlingen angebracht, und in die Spalte des Unterteils steckt man die Holunder- oder Vogelbeeren.

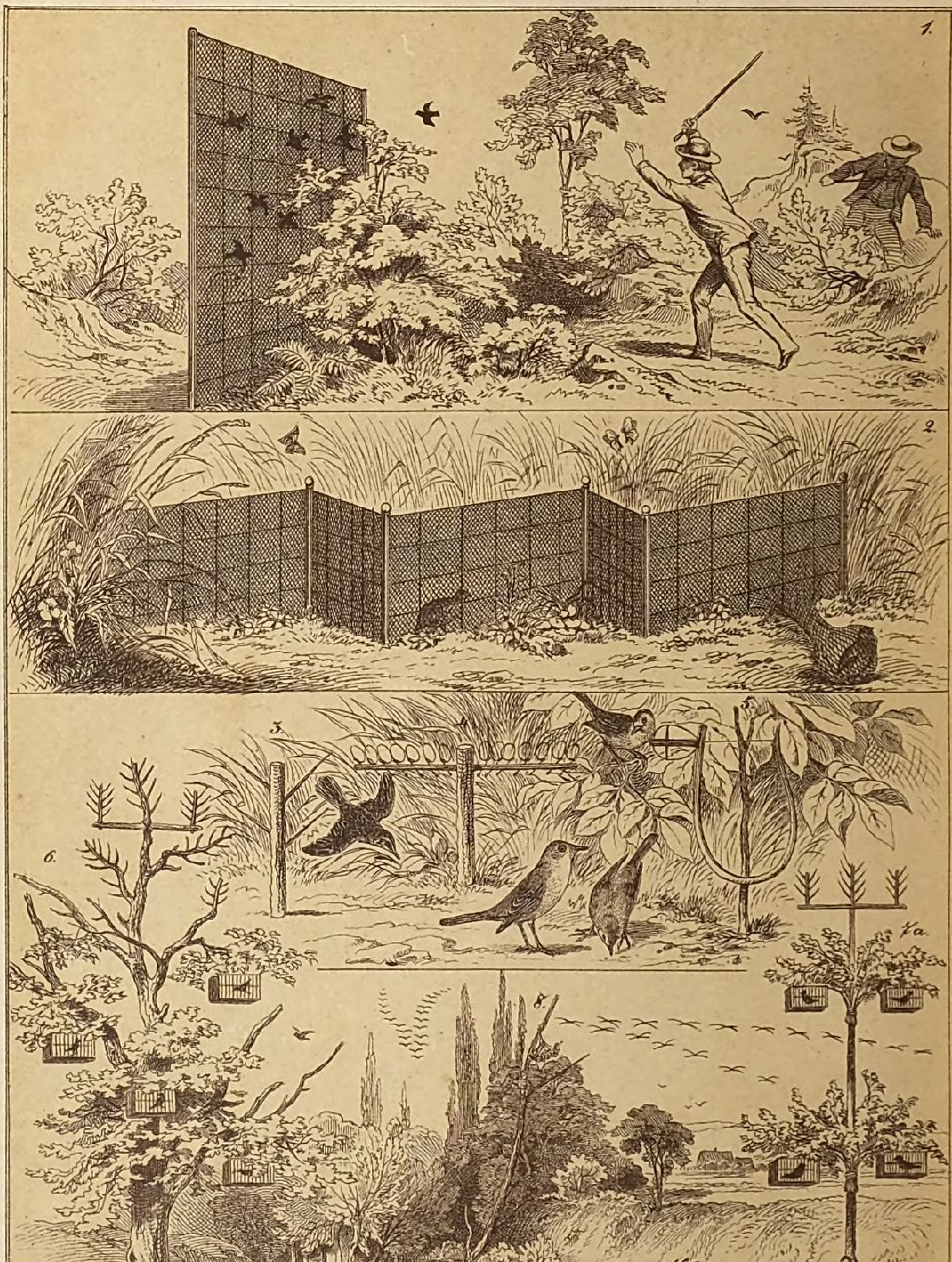
Da aber bei dieser Art von Dohnen die unteren Beeren häufig von den Vögeln im Fluge weggeschnappt werden, ohne daß sie sich fangen, so hat man sie folgendermaßen verbessert.

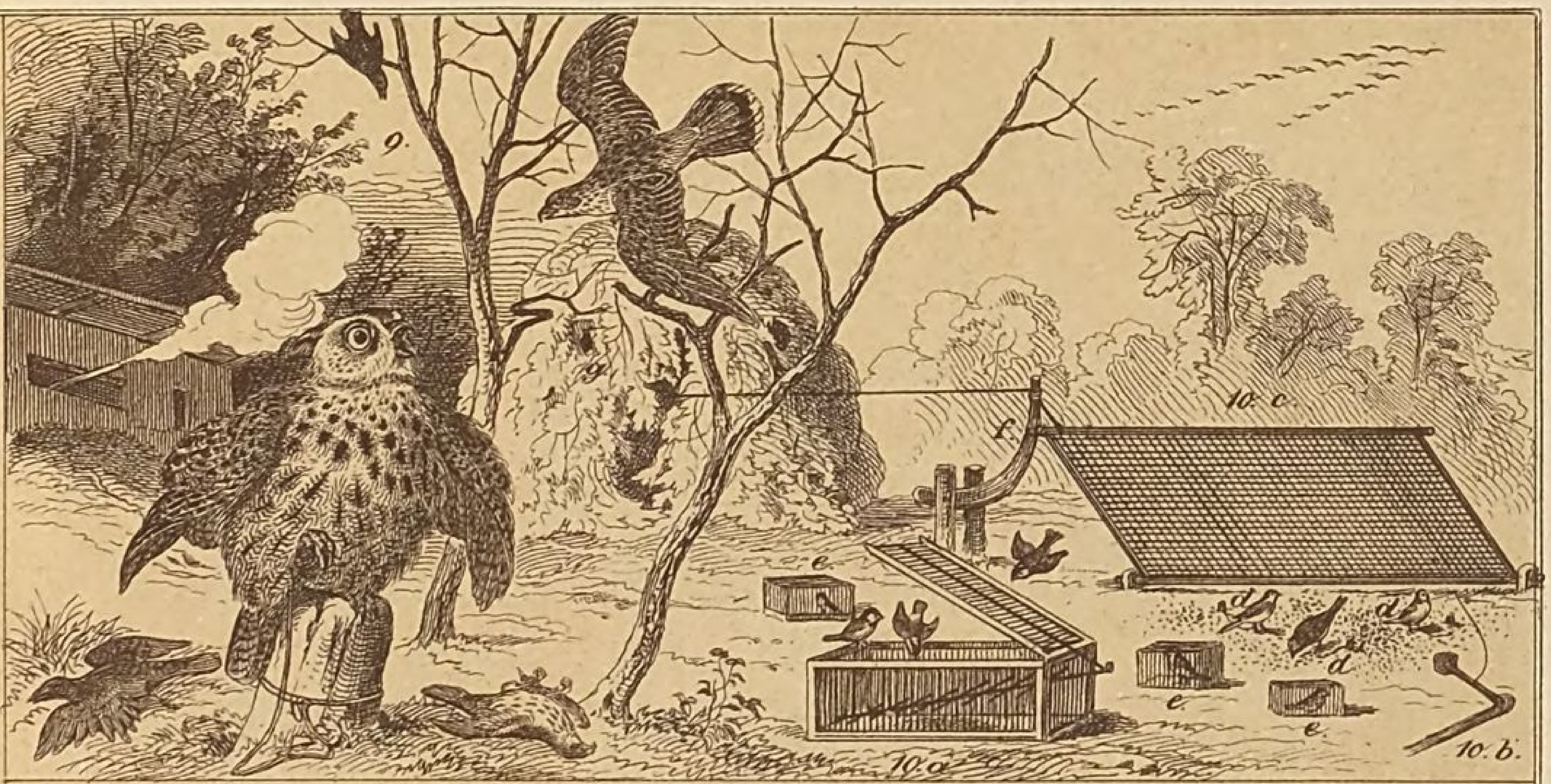
Man nimmt Stöcke von zähen Weiden, welche ungefähr die Stärke eines Fingers haben, knickt sie 20 cm vom dickeren Ende ein, biegt sie vor dem Knie oder aus freier Hand länglich, schneidet das schwache Ende keilförmig und scharf zu, macht 5 cm vom dickeren Ende eine Spalte, steckt jenes hinein und etwas durch. Das Anbringen der Schleifen und der Beeren zeigt am deutlichsten die Fig. 23 b. Man nennt sie ganze Bügeldohnen.

In den Wäldern und Gebüschen fängt man hauptsächlich 2 Wochen vor und 2 Wochen nach Michaelis (29. Sept.) viele eßbare Vögel, namentlich die Drosselarten, mit Dohnen und Sprenkeln, womit man geeignete Plätze, als kleine Waldwege oder nicht zu finster bebuschte Stellen, in mehreren geraden oder geschlängelten Gängen bestellt. Solche Gänge heißt man eine Schneuse, und die Vögel, die darin gefangen werden, Schneusvögel.

Die Laufdohnen werden auf dem Boden angebracht, Fig. 24 ist eine einfache, Fig. 25 eine durch spiegeliges Gemasche verbundene, welche man mehrere Klafter lang machen kann. Man versteckt sie zwischen den Gebüschen oder Gräsern in den Gängen der Vögel, und kann darin Krammetsvögel, Rebhühner, Schnepfen u. a. fangen.

4) Fußschlingen, Taf. 50, Fig. 26 und 27, macht man ebenfalls aus Roßhaaren. Man besteckt etwa 30 cm lange Stöcke mit Schlingen, eine an der anderen, gräbt die Stöcke in den Boden, Fig. 26 b, und bedeckt sie mit Erde, Sand oder Kies, je nachdem der Boden beschaffen ist, sodaß nur noch die Schlingen in die Höhe stehen. Wenn man nun die Gänge der Vögel kennt, z. B. die der Strandläufer am Ufer, der Rohrhühner im Schilf und Rohr, der Schnepfen und Kibitze in den Sümpfen, so stellt man mehrere solcher Stöcke quer über ihren Weg, bringt auch an den beiden Enden der Stöcke etwas dichtes Buschwerk an, damit der zu fangende Vogel sie nicht umgehen kann, sondern gerade über dieselben schreiten muß, und man wird bald im Besitz derjenigen Vögel sein, die man damit zu fangen wünscht. Größere Vögel sind im stande, die Schlingenstöcke aus dem Boden zu reißen und damit zu entkommen; wenn es daher solchen gilt, so befestigt man die Stöcke noch mit Klammern an den Boden, oder biegt die Enden derselben recht-


1.
2.
3.
6.
7a.
8.
7c.
7b.


9.
10. c.
f
e
d
e
e
10. a.
10. b.


Seite 859.
11.
12.


Seite 713.

winklig. Auch müssen die Fußschlingen stärker gemacht werden, etwa aus 3, 6, 8 bis 12 doppelt genommenen Roßhaaren. Die Verfertigung der Schlingen ist einfach; man nimmt ein oder mehrere lange Roßhaare, legt sie von der Mitte aus zusammen, steckt ein Hölzchen dazwischen, damit ein Oehr stehen bleibe, dreht dann die doppelten Teile wie Zwirn, zieht nun das Ende, an welches ein Knoten gemacht wurde, durch das Oehr; dann wird der Knoten durch ein in den Stock gebohrtes Löchelchen oder eine Ritze gezogen, auch stärker geknotet, damit die Schlinge festen Haltpunkt hat, und sie ist fertig. Sind die Roßhaare widerspenstig, und wollen nicht in der gehörigen Form bleiben, so hält man sie in siedendes Wasser. Deutlicher noch giebt das Weitere die Fig. 27. — Die Flußschlingen sind bei allen Arten von Sumpfvögeln, bei vielen Wasservögeln, bei Feld- und Wildhühnern, bei Samenfressern im Winter, sowohl im Freien, wenn man Hafer dazu streut, oder auf Miststätten, wo sie sich von selbst einfinden, mit bestem Erfolg anzuwenden. Gewöhnlich nimmt man für diese Vögel einen Reif von etwa 30 cm im Durchmesser, richtet die Schlingen nach innen und streut Hafer darein.

5) Nachtigallgärnchen mit Schnurkraft. Taf. 50, Fig. 28, 29, 30, 31. Ein sehr einfaches, das jedermann selbst machen kann, will ich zuerst angeben. Man läßt sich vom Schlosser ein fingerdickes Eisen, Fig. 28a, verfertigen und halbmondförmig biegen; durch dessen beide Enden wird je eine Oeffnung d, d, gemacht. Dieses Eisen muß starker elastischer Draht, und darf nicht geschmiedet sein, weil von dessen Stärke die ganze Brauchbarkeit der Falle abhängt. Nun nimmt man eine Schnur e von der Dicke eines starken Rabenkiels, zieht diese doppelt durch beide Löcher des Halbmondes, steckt in die Mitte der Doppelschnur das Gewinde c eines anderen halbmondförmig gebogenen, starken, aber merklich kleineren Drahtes b, dreht dieses Zäpfchen so in der Schnur herum, daß man mit dem Draht immer durch den Halbmond windet, und so lange, bis eine tüchtige Schnellkraft erlangt ist. Um dem Drahtbogen einen festen Haltpunkt an der gedrehten Schnur zu verschaffen, wird er an mehreren Stellen, Fig. 29 f, f, f, f mit einem Bindfaden festgebunden; und damit er nicht überschnellen kann, steckt man ein Hölzchen g zwischen beide Bögen, welches die Kraft hemmt, und das man beim Gebrauche wieder wegnimmt.

Zum Aufstellen der Falle bedient man sich des abgebildeten Stellholzes, Fig. 30, welches seiner Einfachheit wegen keiner Beschreibung bedarf, da es die Figur hinlänglich darstellt; h ist ein Hölzchen, an welches lebendige Mehlwürmer gebunden werden.

Beim Aufrichten, Fig. 29, verfährt man auf folgende Art: Das Garn wird ausgebreitet auf die Erde gelegt, der Halbmond mit einigen hölzernen Klammern Fig. 31 und 29 i, i, in die Erde befestigt, der Drahtbogen, welcher eigentlich die Falle ist, aufgezogen, die eine Kerbe des Stellholzes in den Halbmond, die andere Kerbe in den Drahtbogen recht lose gesetzt, und das Garn ist aufgerichtet. Die betreffenden Figuren werden diesen Fang besser versinnlichen, auch ist der Deutlichkeit wegen das Netz bei der Zeichnung weggelassen. Beim Gebrauch scharrt man von der Erde den Rasen weg, weil alle Vögel gerne nach der frischen Erde fliegen, und bedeckt die Teile des Garnes leicht mit Moos, Gras und Laub, daß nur die Mehlwürmer und vor diesen das entblößte Erdreich sichtbar ist.

Als Nestfalle kann man dieses Schlaggärnchen sehr gut gebrauchen, wenn man ein Loch in den Boden gräbt und in dasselbe ein Nest mit Jungen setzt. Das Hölzchen, an welches sonst die Mehlwürmer gebunden werden, wird dann etwas länger gemacht und schief, ein wenig nach dem Boden hängend, eingesteckt, siehe Fig. 36. Wenn der Vogel herbeifliegt, um seine Jungen zu ätzen, sitzt er auf das über dem Nest stehende Hölzchen, dieses weicht aus den Kerben, die Falle schnappt zu, und er ist gefangen.

Damit das Gewinde, Fig. 28c, sich beim Aufstellen nicht auf dem Boden spanne, wird unter dasselbe ein kleines Loch in die Erde gegraben.

Zum Nachtigallgärnchen mit Federkraft, Taf. 50, Fig. 32, 33, 34, 35, 36, nimmt man ein ovales Brettchen, Fig. 32 und 33, und biegt einen Draht halbmondförmig, daß dessen Bogen genau mit dem Oval des Holzbrettchens übereinstimmt. Die beiden Enden des Drahtes werden eingeknickt, 35a, oder der Länge nach gespalten, 35b, zwischen diesen Enden wird je eine Stahlfeder, Fig. 32 k k, fest geklemmt einigemal aufgewickelt, und dann das andere Ende der Stahlfedern, wodurch vorher einige Löcher geschlagen sind, auf das Brettchen genagelt. Das Ganze wird dann auf der oberen Seite mit einem Netze überflochten, das aber sehr weit und faltenreich sein muß, damit der gefangene Vogel nicht gequetscht wird. — Um die Stahlfedern besser regieren zu können, kann man das Ende, welches man zwischen den Draht einklemmt, vorher ausglühen, ebenso das andere Ende, welches aufgenagelt wird. Die mittleren Teile der Feder, welche ihre Schnellkraft behalten müssen, darf man natürlich nicht ausglühen.

Das Stellholz ist jedoch anders, als bei dem Schlaggärnchen mit Schnurkraft. Von der unteren Seite des Brettchens läuft ein Draht von etwa 6 cm hervor, Fig. 33 und 34 l, l; an diesen ist ein Schnürchen p, p befestigt, in welchem ein zweiter Richtdraht o, o hängt, welcher das Stellholz n, n spannen muß; indes wird er über den aufgezogenen Drahtbogen geschlagen und dessen Ende in eine Kerbe des Stellhölzchens eingesetzt. Am Stellhölzchen selbst sind Mehlwürmer m, m befestigt. Sobald nun ein Vogel an den Würmern zupft, weicht der Spanndraht aus der Kerbe, die Feder tritt wieder in ihre Kraft, schnappt zu und der naschhafte Vogel ist gefangen.

Will man diese Art Gärnchen als Nestfalle anwenden, so wird in das Brettchen ein Loch gesägt, Fig. 32 r, unter dasselbe kommt eine Grube in die Erde, und darein wird das Nest mit den Jungen gesetzt; an das Stellholz n kommt statt der Mehlwürmer ein Draht hin, wie bei Fig. 36 zu ersehen ist, auch wird derselbe nach dem Richten noch mit leichten Reisern belegt, worauf der Vogel beim Aetzen seiner Jungen sitzen muß, das Stellholz herabtritt und so gefangen wird. Das Uebrige des Gärnchens, als Brettchen, Netz, Drähte und Federn, wird mit leichtem Geniste bedeckt, damit der Vogel weniger Scheu hat. In den Draht bei Fig. 36 werden einige Ritzen gefeilt, damit die darauf gelegten Reiser nicht rutschen, sondern einen Anhaltspunkt haben.

Zum Schieben in die Rocktasche kann das Brettchen geteilt und hinten mit Bändern q, q versehen werden, wodurch es sich teilweise zusammenlegen und bequemer tragen läßt.

Ein anderes Gärnchen mit Federkraft, eine gute Nestfalle, zeigt uns Taf. 50, Fig. 37, 38, 39, 40 und 41. Fig. 37a ist ein an beiden Enden etwas platter Eisenbogen, an dessen untere Seite je eine Feder, Fig. 40, befestigt ist; diese Feder kann auch in die Enden eines dünneren, halbmondförmigen Drahtes 37b geklemmt werden, (wie bei Fig. 35a und 35b zu ersehen ist), und wird dann aufgerollt, bis sie die gehörige Schnellkraft erlangt hat. Dann wird in die Mitte des Eisenbogens ein Draht c so befestigt (gebunden oder gelötet), daß 4/5 nach innen, 1/5 nach außen stehen, und sich der Drahtbogen b nicht mehr aufrollen kann, weil er an dem kleineren Ende nach außen einen Anhaltspunkt findet. An dem Bogendraht c ist der Stelldraht d und der Richtdraht e mit Schnürchen befestigt. Fig. 41 zeigt die Stellung der Richtdrähte ohne Umgebung. Beim Nähen des bauchigen Netzes legt man den ganzen Bogen auf die Seite, nach welcher er zufällt.

Soll das Garn als Nestfalle dienen, so gräbt man ein ziemlich tiefes Loch in den Boden, und setzt die Jungen ein. Hierauf zieht man den Bogen b beinahe in einem ganzen Kreise herum und aufwärts, siehe Fig. 38, befestigt den Eisenbogen mit Klammern f, f, f auf den Boden, schlägt den Stelldraht d über, setzt ihn leicht in den Richtdraht e ein und belegt letzteren noch mit Reiserchen und Hälmchen g, g, g, damit der ätzende Vogel seinen Jungen nicht beikommen kann, ohne den Stelldraht abzustoßen, wodurch er, sobald dieses geschieht, sogleich seine Freiheit einbüßt. Zu beobachten hat man bei allen Nestfallen, das Nest so viel als möglich in die Mitte, noch eher nach hinten, zu bringen und an einem Gesträuch aufzustellen, wovon der Vogel gelegentlich in die Falle hüpfen kann.

Fig. 39 zeigt uns eine zugeschnappte Falle, worunter gerade ein gefangener Vogel bei seinen Jungen zappelt.

Wünscht man dieses Garn nicht als Nestfalle zu benützen, so kommt statt des Stelldrahtes e ein gewöhnliches Stellholz hin, wie bei Fig. 34n zu sehen ist.

Derartige Gärnchen verfertigt am besten der Mechanikus; das Netz ist Filetstickerei.

6) Die Meisenkästen oder Meisenschläge sind ziemlich allgemein bekannt. Es sind zwei kleine, an einander hängende Käfige, wovon das eine den Lockvogel beherbergt, das andere aber eine Falle bildet.

Die Falle hat einen aufziehbaren Deckel, welcher nur auf der einen Seite an dem unteren Teil befestigt ist. Dieser Deckel oder vielmehr Fäller wird mit einer Schnur aufgezogen, an deren Ende ein 5 cm langes Hölzchen in der Mitte gebunden ist. Das Hölzchen wird in eine Kerbe des oberen Leistens des Käfigs, und in eine zweite Kerbe eines verlängerten Holzes gespannt, welches auf dem Boden der Falle ruht, nun aber in die Höhe gezogen und durch die Spannung des Stellhölzchens aufrecht erhalten wird. Kommt eine Meise, um die in der Falle liegenden Sonnenblumenkerne, Hanfkörner oder Mehlwürmer zu verzehren, so hüpft sie auf das aufgerichtete Kreuzholz, drückt dieses nieder, das Stellhölzchen weicht und der Deckel fällt zu.

Das sogenannte Kreuzholz ist über die Quere mit mehreren Hölzchen gekreuzt, damit der zu fangende Vogel nicht dazwischen herumhüpfen kann, sondern genötigt ist, darauf zu treten. In diese Querhölzer schlägt man einige feine Drahtstifte, um auf diese die Kerne und Mehlwürmer zu spießen. Damit der Deckel durch größeres Gewicht schneller zufalle, auch von einem starken Vogel nicht mehr aufgestoßen werden könne, befestigt man an die Enden oben auf dem Fäller einige Lot Blei oder Eisen.

Ist der Meisenkasten so gerichtet, daß der Käfig für den Lockvogel unten, der Fäller oben ist, so kann man ihn bequem als eine Nestfalle verwenden; indem man das Nest mit den Jungen in die untere Abteilung setzt, ordentlich mit Buschwerk umgiebt und den Fäller richtet. Bei einer Nestfalle muß aber notwendig der Zwischenraum, welcher die beiden Teile trennt, mit Sprossen und nicht mit einem Brettchen geschieden sein, damit der ätzende Vogel seine unten schreienden Jungen auch sehen könne. Noch einfacher ist es, wenn der Fäller nur eine einfache Abteilung ist, welcher der untere Boden abgenommen ist. So stellt man den Schlag über ein in eine Grube gesetztes Nest voll Jungen, welche man mit einem auf dem Boden gehefteten Netz bedeckt, damit sie nicht herausflattern können, und richtet den Fäller. S. Taf. 49, Fig. 10a. Die Richthölzer ohne Umgebung 10b.

7) Stecknetz, Taf. 49, Fig. 2. Es besteht aus einem sehr langen Doppelnetze, welches durch viele unten zugespitzte und in die Erde festgesteckte Stäbe gespannt wird, daß es, aufgestellt, eine 30 cm hohe, senkrechte Netzwand bildet, in welcher die Rebhühner, welche durchkriechen wollen, stecken bleiben und sich im Garn verwickeln, welches darum doppelt oder vielmehr dreifach sein muß; es hat nämlich zwischen der äußeren, doppelten Spiegelwand (so nennt man das weitmaschige Geflecht), deren Spiegelmaschen so weit sind und fadengleich aufeinanderpassen, daß ein durchkriechendes Rebhuhn bequem hindurch kann, ein enggestricktes, sehr busen- oder faltenreiches Netz (den enggeflochtenen Teil nennt man den Busen), welches das Huhn beim Durchkriechen mit sich nimmt, auf der entgegengesetzten Seite durch den zweiten Teil des Spiegels zieht, so wie in einem Netzbeutel steckt, nicht wieder umkehren kann, sondern sich sogleich darein verwickelt. — Bei einem Stecknetz für Rebhühner sind die Maschen des Spiegels 9 cm weit, die Maschen des Busens 5 cm weit; die Länge des Spiegels kann 20 m betragen, während der lockere Busen 30 m haben, also immer ein Drittel größer sein muß. Die Falten des Busens werden dann, wenn durch die oberen und unteren Saummaschen ein starker Bindfaden gezogen ist, gleichmäßig auf dem Spiegel verteilt, und alles an Stäbe gebunden, welche je 1 m weit auseinanderstehen.

Bei den Wachteln ist das Gemasche beim Spiegelgarn 7 cm weit, beim Busen 3 cm. Wenn man den Busen von grüner Seide strickt, ist es noch besser, als von Hasenzwirn. Das ganze Garn wird entweder grün oder grau gefärbt. Wenn man sich ein Stecknetz für den Wachtelfang allein verfertigt, so ist eine Länge von 8—10 m hinreichend.

Für größere Vögel, als Fasanen u. dergl., müssen dann die Maschen des Spiegels immer, der Größe des Vogels angemessen, vergrößert werden, daß er durch den Spiegel den Körper, durch den Busen aber den Kopf bequem bringt.

Ein Stecknetz stellt man nicht in gerader Linie, sondern mehr im Zickzack auf. Ganz auf das Freie darf man es nicht stellen, weil da die Vögel vor demselben scheuen: sondern mehr zwischen Getreidefelder, mit Gewächsen besetzte Aecker, zwischen Buschwerk, ins Gras, oder zwischen das Geröhricht der Sümpfe. — Wildhühner, Feldhühner, Rohrhühner, Rohrsänger, überhaupt verschiedene Vögel, welche sonst schwierig zu bekommen sind, lassen sich mit Leichtigkeit in Stecknetze treiben.

Hohe Stecknetze stellt man zwischen Hecken und sonstiges Gebüsch und treibt die darin befindlichen Vögel darauf zu, damit sie sich verwickeln. Ist man auf einer Seite fertig, so treibt man von der anderen her. Taf. 49, Fig. 1. Stellt man sie ins Rohr, so kann man Rohrsänger eintreiben.

8) Tiras. Dieses ist ein einfaches, viereckiges Netz, welches man auf grüne Saatfelder ausbreitet, worauf man vermittelst einer Wachtelpfeife ein Wachtelmännchen darunter lockt; sobald dieses in der Mitte des Netzes läuft, macht man ein Geräusch und springt schnell hin. Die Wachtel schießt nach ihrer gewohnten Weise in die Höhe, nimmt das Netz mit sich, und fällt, in dasselbe verwickelt, wieder zu Boden, wo sie nun rasch ergriffen wird.

Wenn ein Hühnerhund ein Rebhuhn oder einen Fasanen gestellt hat, welche man lebendig zu erhalten wünscht, so überziehen zwei Personen mit einem Tiras behutsam den Vogel, indem eine jede die entgegengesetzten Enden trägt, und jagen ihn dann in die Höhe, wo er sich gleichfalls im Netze verwickeln wird. Der Hund wird vorher abgerufen oder festgehalten.

Die Länge und Breite eines Tiras kann verschieden sein, von 4 bis zu 9 m, je nachdem man ihn benützen will. Er muß aber stets ein leichtes Geflechte haben, damit der Vogel im Aufflattern nicht zurückgehalten wird, sondern das Netz willig mitgeht.

Für eine Habichtfalle, möge die Beschreibung von Oberförster G. v. Türke in Reichenbach-Saalfeld, Meiningen, beigesetzt werden. Dieselbe wurde seinerzeit veröffentlicht in Dr. Korths Taubenzeitung, 1858, S. 133. Das Garn besteht aus vier einzelnen Wänden, deren jede aus dünnem, aber festem Bindfaden spiegelartig gestrickt, 7 Fuß hoch und ebenso breit ist. An jeder Seite einer solchen Wand sind 4 messingene Ringe angebracht, durch welche eine Schnur läuft, an welcher das Garn beim Aufstellen emporgezogen wird und beim Niederfallen herabrollt. Man braucht also im ganzen 32 Ringe und 8 Schnuren. Zum Aufstellen bedarf man vier schwache Pfähle oder Stangen von Fichtenholz, welche geschält sind und eine Länge von 9½—10 Fuß haben. Diese Pfähle werden da, wo man das Garn aufstellen will, im Viereck so weit voneinander, als das Garn breit ist, in einer Tiefe von 2 Fuß, damit sie fest stehen, in die Erde getrieben, die Schnuren ihrer Länge nach vertikal an den Stangen unten und oben befestigt, die einzelnen Wände mittels ihrer Ringe an die zu ihnen gehörigen Schnuren aufgezogen und mit ihren Enden in die Kimmen, welche zu diesem Behuf in die oberen Enden der Stangen eingeschnitten sind, eingeklemmt, doch so, daß die busenartig gestellte Garnwand hiedurch nicht allzufest gehalten wird. Bevor man die letzte Wand aufstellt, wird in die Mitte des vom Garn eingeschlossenen Baumes, mittels eines ledernen Gürtels, durch welches die Flügel gesteckt werden, und eines hieran befindlichen Bindfadens eine Taube (am besten eine weiße oder scheckige, bei Schnee eine dunkle) an einem in die Erde gesteckten, mit einem Haken versehenen Pflock angebunden und mit Futter und Wasser versehen — hierauf aber auch die letzte Wand aufgestellt. — Gewahrt nun der Habicht die Taube, so stößt er in schiefer Richtung auf sie zu, prallt an einer der Garnwände an, welche sich hiedurch aus den Kimmen, in welche sie eingeklemmt war, hebt, mittels der Ringe schnell an den Schnuren herabrollt und den Habicht so überdeckt, daß er nicht entkommen kann. Dieser wird hierauf getötet und aus dem Garne gelöst. — Am schnellsten glückt der Fang, wenn man ihn zu der Zeit, wo die Habichte Junge haben und diese von halbwüchsiger Größe sind, vor dem Horste vornimmt und sich zum Köder der jungen Habichte selbst bedient. Man läßt die Jungen durch einen geschickten Steiger ausnehmen, setzt deren zwei in das nahe beim Horst aufgestellte Garn und die Alten fangen sich sehr bald, indem sie den Jungen Futter bringen wollen. Mitunter hängen beide Alten zugleich im Garn, jedoch in verschiedenen Wänden. (Fertige Netze in beliebiger Länge, Breite, Stärke und Maschenweite liefert Heinr. Blum in Feldkirch (Vorarlberg).

Der leichteste Raubvogelfang geschieht mit kleinen Tellereisen, welche man in ganz baumleeren Feldern oben auf starken Pfählen befestigt, und mit Moos und leichtem Geniste belegt. Setzt sich nun der Vogel, um auszuruhen, daselbst nieder, so wird er an den Füßen gefangen.

Mit starken Leimruten sind sie ebenfalls zu fangen. Man macht ein Gestelle von ½ m Breite und ½ m Höhe, einem leicht und weitläufig gepfählten Gartenhäuschen ähnlich, dessen Stäbe aber lauter Leimruten sind. Oben legt man mehrere Leimruten kreuzweise übereinander, daß kein Raubvogel durchstoßen kann, ohne an einigen hängen zu bleiben. Im Inneren dieser Leimrutenhütte läufert man eine weiße Taube mit zusammengebundenen Flügeln so kurz auf, daß sie die Leimruten nicht berühren kann. Die Ruten sind aber so leicht in die Erde eingesteckt, daß sie der Erschütterung, welche der Stoßvogel hervorbringt, nicht widerstehen, sondern zusammenfallen, wodurch er unrettbar verloren ist. Man muß indes schnell bei der Hand sein, sonst läuft der Gefangene samt den Leimruten davon und befreit sich nach und nach wieder. In der Nähe der Ortschaften, wo Milane, Bussarde, Habichte und Weihen das Geflügel rauben, ist dieser Fang mit gutem Erfolge anzuwenden. Den Lockvogel schützt man mit einem Drahtkorb.

Eine sehr sinnreiche Raubvogelfalle findet man in F. Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, Einleitung S. 135, die Abbildung hiezu im dritten Band.

Es giebt nun wohl noch eine große Menge verschiedener Fangarten, die alle aber teils zu den gewerbsmäßigen, teils zu den umständlicheren gehören, daher hier nicht weiter ausgeführt werden können; um aber den Lesern wenigstens einen Begriff davon zu verschaffen, will ich einige in Kürze beschreiben.

Der Vogelherd besteht aus einer oder zwei langen Netzwänden, welche einander gegenüber liegen. Diese Netzwände können zugezogen werden, weshalb sich der Vogelsteller in der Nähe eine Hütte von Laubwerk errichtet hat, in welcher er sich versteckt hält, um den Herd beobachten zu können. Auf dem Herde, zwischen den beiden Schlagwänden sind Lockvögel, teils in Käfigen, teils aufgeläufert, angebracht; auch ist Futter für die Wildfänge herumgestreut. Ist eine Anzahl solcher Wildlinge versammelt, so werden die Netzwände schnell zugezogen, und sind nun sämtlich gefangen. Zeisige, Flachsfinken, Grünlinge, Buchfinken und dergl. kann man öfters 20—30 und noch mehrere Stücke auf einen Zug fangen.

Ist ein solcher Herd an einem kleinen Gewässer angebracht, wo die Vögel zu trinken und zu baden pflegen, so heißt er Tränkherd. — Für die Schnepfenarten errichtet man an Seen oder Sümpfen einen eigenen, den sogenannten Schnepfenherd.

So hat man Tränkherde, wo man fast alle Waldvögel fängt; Finkenherde, wo man Ammern- und Finkenarten fängt, Krammetsvögelherde für Drosseln und Beerenfresser; ferner Ortolanen-, Heidelerchen-, Feldlerchen-, Schwalben- und Starenherde; Herde für die Regenpfeifer, Kibitze, Strand- und Wasserläufer und andere schnepfenartige Vögel, die Schnepfenherde; und endlich Wasserherde für Gänse, Enten und andere Schwimmvögel. Jede Gattung kann nur da häufig gefangen werden, wo sie sich oft und gern aufhält.

Wenn man den Rotfüßigen Wasserläufer (Totanus calidris) auf dem sogenannten Brachvogelherde, der für den Fang des Gold- und Mornell-Regenpfeifers (Charadrius pluvialis und Ch. morinellus) eingerichtet ist, auch fangen will, so zeugt das von wenig Erfahrung. Ebenso selten bekommt man auf dem Wasserschnepfenherde einen Kibitz oder einen Regenpfeifer, weil die Netze hier im seichten Wasser liegen, und diese Vögel während des Herbstzuges, wo die meisten Herde gestellt werden, nicht ins Wasser gehen.

Einen ziemlich einfachen Herd, mit einer Netzwand gestellt, zeigt uns Taf. 49, Fig. 10 c, d, e, f, g. Man bestreut einen großen Platz mit Sämereien, läufert einige gut lockende Samenvögel d, d, d auf; etwa 20 Schritte davon setzt man Lockvögel mit kleinen Käfigen, in Erdgrübchen e, e; das Garn stellt man mittels eines ziemlich dicken Reittels f, der von dem Vogelsteller im Laubhäuschen g mit solcher Gewalt durch eine Schnur zurückgezogen werden kann, daß das Garn überfährt und die eingefallenen Vögel bedeckt. Dieser Fang ist besonders im März, wenn etwas Schnee liegt, für die Hänflinge anwendbar. Statt in einem Laubhäuschen kann sich der Vogelsteller auch in einer mit Reisern bedeckten Erdgrube, hinter einer Hecke oder einem Baum verstecken.

Die Lerchengarne sind senkrecht aufgestellte Netze, worein man die Lerchen abends, während ihrer Früh- und Spätjahrszüge, wo sie sich in Scharen beisammen halten, treibt. Da sie bei solchen abendlichen Treiben nur niedrig über die Felder hinflattern, so bleibt oft eine große Menge in diesen Vogelnetzen hängen, welche man nur abzunehmen braucht. Leider werden mit diesem leichten Fang viele Tausende gefangen, dann abgewürgt und in die Küche geliefert.

Weiß man ihre nächtlichen Lagerplätze, so kann man sie mit großen Netzen überziehen. — Eine eigentümliche Art ist der Lerchenfang mit dem Spiegel, welcher in verschiedenen Gegenden angewendet wird, und von unserem Naumann im 4. Band bei der Feldlerche ausführlich beschrieben ist. — Indessen giebt es noch verschiedene, kostspielige Methoden für den Lerchenfang, welche mehr zum Vergnügen der hohen Herren gehören.

Die Krähenhütte, Schuhuhütte, Taf. 49, Fig. 9. Hiezu baut man eine Hütte aus grünen Reisern, oder gräbt eine Grube, worin einige Personen Platz haben, und belegt sie mit Reisern, bis auf ein paar kleine Schießlöcher. Hart in der Nähe der Hütte stehen zwei Bäume, an welchen die meisten Zweige von den Aesten weggeschnitten sind, sodaß sie ganz kahl oder wie abgestorben aussehen (man nennt sie Hackbäume), und unter diesen Bäumen sitzt auf einem kleinen Erdhügel ein Uhu oder sonst eine große Eule, an einem Bein gefesselt. Sobald dieser nächtliche Räuber von den, ihn bis auf den Tod hassenden Tagvögeln bemerkt wird, kommen sie herbei, umfliegen ihn mit lautem Geschrei, wodurch immer mehr angelockt werden, und setzen sich endlich auf die Hackbäume (sie bäumen auf), wo man sie dann bequem herunterschießen kann. Auf der Krähenhütte werden eine Menge Rabenarten, als: Häher, Elstern, Saat-, Nebel- und gemeine Raben, Kolkraben, Raubvögel u. dergl. weggeschossen, welchen sonst beinahe nicht anzukommen ist. In Ermangelung eines lebenden Uhu kann man auch einen ausgestopften nehmen, den man mit einer Schnur zeitweilig in Bewegung setzt. Für kleine Vögel sind auch kleinere Eulen zu verwenden; letztere werden aber von starken Raubvögeln ohne Umstände abgewürgt, müssen daher geschützt werden.

Luderhütte. Auf derselben werden namentlich alle Vögel, die auf Aas gehen, geschossen. Es ist eine Hütte aus Reisern, Aesten, Zweigen und Rohr errichtet, welches die Vögel am wenigsten scheuen. In einiger Entfernung davon legt man eine Menge halb verwester, tierischer Abfälle, durch welche namentlich die Krähen und verschiedene Raubvögel herbeigelockt werden, die dann geschossen werden können.

Der Meisentanz. Auch zu diesem Fang muß eine Hütte aus Reisern errichtet werden. Vor derselben sind einige 2 m hohe Stangen senkrecht in den Boden gesteckt, und von diesen laufen wieder andere Stecken quer von einer Stange zur anderen, so daß das Ganze ein Gestelle aus Pfählen vorstellt, einem Schuhmacherstande nicht unähnlich, wie man sie bei uns auf den Dorfmärkten sieht. Die Querstecken nun sind mit Sprenkeln und Leimruten dicht behängt und belegt; außen an der Hütte hängen einige Käfige mit Lockmeisen; auf dem freien Plätzchen zwischen der Hütte und dem Gestelle steht ein dünner, 2½ m hoher Stecken, an welchen oben eine tote Meise gebunden ist. Von der Hütte aus geht ein Bindfaden nach der toten Meise, welche die Ruhrmeise genannt wird, und die man durch Anziehen des Bindfadens von Zeit zu Zeit in eine hüpfende oder tanzende Bewegung setzt, woher eigentlich der Name Meisentanz stammt. Dieser Fang ist sehr ergiebig und unterhaltend, wozu hauptsächlich das Benehmen der neu-

gierigen, munteren Meisenarten viel beiträgt; denn so oft man die Ruhrmeise tanzen läßt, fliegen sie mit wildem Geschrei nach derselben und zerfetzen sie mit Schnabelhieben; wobei es nicht fehlen kann, daß sich viele auf die Sprenkel und Leimruten setzen und ihre Freiheit einbüßen. Man hat den Fang noch dadurch verbessert, daß man durch einige Gucklöcher aus der Hütte mehrere Kloben schiebt, welches rund gehobelte, in der Mitte gespaltene Stänglein sind; setzen sich die Meisen auf diese Kloben, so klemmt man ihnen durch eine einfache Vorrichtung die Zehen in den Spalt und zieht sie durch das Guckloch in die Hütte. — Man bringt diesen Fang hauptsächlich während ihrer Herbstzüge in Anwendung, wo er etwa vier Wochen betrieben werden kann. Da er aber Vogelarten betrifft, die man entschieden zu den nützlichsten stellen kann, so dürfte derselbe wohl gänzlich eingehen; denn das kleine Bißchen Fleisch, welches eine Meise liefert, ist kaum in Anschlag zu bringen gegen ihren ökonomischen Nutzen, und zu etwas anderem, als zum Verspeisen, taugen sie, in solcher Menge gefangen, nicht.

Lockvögel nennt man diejenigen, welche beim Fange anderer Vögel in Anwendung gebracht werden; denn es ist eine bewährte Sache, daß alle Vögel lieber nach einem Orte fliegen, wo sie einen ihresgleichen, oder auch nur einen nahen Familienverwandten hören. Die Locker müssen stets Wildlinge, d. h. nicht aufgezogene Vögel sein, damit ihnen alle, in der freien Natur vorkommenden Locktöne bekannt, und sie alle im stande sind, dieselben richtig zu beantworten. Es ist dieses die Sprache der Vögel. — Man hat bei dem Fang mit Lockvögeln das Angenehme, daß man die Vögel bis auf eine gewisse Nähe, soweit nämlich die Lockstimme eines Vogels reicht, herbeilocken kann, statt ihnen oft mit großen Unbequemlichkeiten nachlaufen zu müssen.

Damit aber der Liebhaber, der an diesem wahrhaft anziehenden Fange ein besonderes Vergnügen hat, nicht viel umsonst füttern darf, so will ich hier einige Kennzeichen mitteilen, nach welchen man auf einen guten Locker schließen darf. Wenn der neugefangene Vogel recht hurtig und frisch herumhüpft, wenn ihm die Federn knapp am Leibe anliegen, was ein Zeichen von Gesundheit ist, wenn er sich gegen seine Kameraden feindselig zeigt, wenn er öfters ein Häubchen stellt, oder die jeder Vogelart eigentümlichen Bewegungen zeigt, dann darf man sicher rechnen, einen guten Lockvogel und tüchtigen Sänger erhalten zu haben. Man hängt nun einen solchen, sobald er eingewöhnt ist, öfters von einem Orte an den anderen, und gewöhnt ihn dadurch allenthalben, so auch im Freien, zu singen.

Wie man die Lockvögel anzuwenden hat, ist in den vorigen Abschnitten angegeben. Gelbe Grasmücken, die schwierig zu fangen sind, sogar selbst beim Neste, das sie oft lieber samt den Jungen verlassen, werden auf folgende Weise eine sichere Beute des Liebhabers: Nach der Mitte des April, wenn warme, heitere Tage kommen, bereitet man den Lockvogel vor, im Freien zu singen, indem man ihn öfters mit sich in einem kleinen Transportkäfige ins Grüne nimmt. Ist nun die Zeit zum Fange da (in den ersten Wochen des Mai), so bringt man den Locker an den Platz, wo man eine Gelbe Grasmücke singen gehört, steckt einen mannshohen Pfahl in die Erde, und hängt den Käfig oben daran in einen Nagel; auf den Käfig steckt man 2, höchstens 3 Leimrütchen senkrecht, doch etwas schief und leicht ein, an welche oben mittels eines Fadens oder noch besser eines ganz dünnen Drahtes, Mehlwürmer befestigt sind. Hierauf versteckt man sich. Die beiden Vögel fangen gleich wetteifernd zu singen an, und wenn der Locker nicht nachläßt, so stürzt der Wildfang wie ein Pfeil und singend auf die Leimruten, durch welche er seine Freiheit verliert. Dabei hat man noch den Vorteil, augenblicklich zu wissen, ob man einen guten oder schlechten Sänger bekommen habe.

Hosenträger, Joch, Sillen, Taf. 50, Fig. 12b. Dies ist ein einfaches Band von weichem Leder mit zwei kleinen Ausschnitten, wodurch die Flügel bis unter die Achseln gesteckt werden; unten auf dem Bauch wird dieses Band zusammengenäht, und eine Schnur daran befestigt, an welcher der Vogel angebunden wird. Die so bekleideten Lockvögel nennt man Läufer, und wenn sie an einem Pflöckchen, das in der Erde steckt, angebunden werden, heißt man es: aufläufern.

Schließlich bemerke ich noch zum Vogelfang, daß für den ungeübten Neuling alle Fangmethoden schwierig auszuführen sein werden, teils weil es ihm an der richtigen Anwendung derselben, teils an Geduld, namentlich aber an praktischer Gewandtheit fehlt, welche allein den Meister macht. Hat man sich jedoch nur eine Zeitlang eingeübt, so geht es immer leichter, und zuletzt wird man im stande sein, fast jeden Vogel mit geringer Mühe fangen zu können.

In verschiedenen Ländern ist der Vogelfang verboten, um die Vögel zu schonen; in Württemberg seit dem Jahre 1837, was ein großer Mangel an richtiger Kenntnis der Thatsachen und eine, mit nichts zu rechtfertigende Härte gegen Vogelfreunde ist. Wie mancher unschuldige, reine Genuß wird dadurch der Jugend entzogen, die keine Gelegenheit hat, den in ihr wohnenden Drang zu befriedigen, die schönsten und lieblichsten Geschöpfe Gottes in nächster Umgebung zu halten und zu bewundern. Wie mag man sich wundern, wenn diese der Natur entfremdet, am Ende gleichgiltig und blasiert, die Zuflucht zu unedlen und schädlichen Liebhabereien nimmt, raucht, spielt, trinkt und ihre Gesundheit untergräbt; wie darf man sich über die überhand nehmende Roheit und Herzlosigkeit wundern, die gegenwärtig auf erschreckende Weise zu Tage tritt, wenn der Sinn für reine und wenig kostspielige Naturgenüsse durch die Gesetzgebung gleichsam unterdrückt wird. Welchen häßlichen Eindruck verursacht es, welcher Hohn bemächtigt sich des denkenden Menschen, wenn er die gleichen Vögel, welche ihm das Gesetz lebendig zu halten, verweigert, sage, wenn er dieselben Vögel abgewürgt auf dem Markte um geringes Geld zum Verspeisen erstehen kann; wenn er in Holland und Italien Tische voll toter Vögel hoch aufgetürmt findet, die wir zu unsern edelsten Sängern rechnen, die Tausende von fleißigen Handwerkern als Stubenvögel mit ihren heiteren Liedern erfreuen könnten, wenn die Herren an maßgebender Stelle, wenn die Abgeordneten der betreffenden Staaten die Geneigtheit hätten, diese Angelegenheit mit Herz und Kenntnis zu behandeln, statt gegenteilig auf eine Vogelsteuer zu verfallen. — Eltern, Lehrer, Erzieher, Mitglieder der Tierschutz-

vereine! verweigert es der euch anvertrauten Jugend nie und nimmermehr, wenn bei ihr Drang vorhanden, ein oder einige dieser lieblichen Geschöpfe zu halten; ein Kind, das Gefühl für die Tiere hat, wird es auch in späteren Jahren gegen seine Mitmenschen nicht verleugnen. Lehrt sie vielmehr, wie diese zarten Tiere zu behandeln sind, um sie zu freudiger Heiterkeit zu stimmen und zu lieblichen Hausgenossen zu machen*). Die meisten Tiere sind ursprünglich nicht scheu, sie wurden es erst, durch Jahrtausende hindurch währende Verfolgungen: wo sie freundlich behandelt werden, legen sie ihre Scheu und ihr Mißtrauen sehr bald ab. — Das Verbot gegen den Verkauf von lebendigen Vögeln ist keine Schonung gegen sie; ein einziges Sperberpaar vertilgt jährlich für sich und seine Brut über 2000 Stück kleine Vögel aller Art. Wie viele könnten zu Markt gebracht werden, bis diese Zahl erreicht ist. — Man zahle ein gutes Schußgeld, und sind von den Wald- und Flurschützen 5 alte Sperberpaare eingebracht, so sind mehr als 10000 kleine Vögel gerettet, mit welchen man den Vogelmarkt einer Stadt von 50000 Menschen reichlich versehen kann. — Aber auch unsere auswandernden Vögel sind durch dieses Verbot nicht gesichert, denn in den südlichen Staaten Europas, in Italien, dem südlichen Frankreich, in Dalmatien und auf den Inseln des Mittelmeers werden sie zu vielen Tausenden gefangen und verspeist, wovon unsere vortrefflichen Singvögel, als: Nachtigallen, Grasmücken, Meisen, Drosseln, Schwalben, kurz alle Insektenfresser nicht ausgenommen sind, und die also alle nicht wiederkehren können. Durch dieses Verbot wird manches Menschen Verdienst abgeschnitten, ohne der Sache auch nur das Mindeste zu nützen. Es wäre im Interesse der Humanität, dieses Verbot, wo es existiert, aufzuheben! Es klingt wie Hohn, dem fleißigen Stubenhandwerker zuzurufen: „Genieße die Natur im Freien, es ist weit schöner, den Gesang der Vögel unter Gottes blauem Himmel anzuhören!" ihm, der tausend Armen einem, deren Leben selbst an die Stube gefesselt ist, denen es ohnedies nicht leicht wird, immer heiteren Sinnes und guten Mutes daheim bei ihrer Arbeit zu sitzen. Oder ihm zu sagen: „Du kannst dir einen Kanarienvogel halten, der ist nichts anderes gewöhnt als das Zimmer und thut die Dienste auch." Das sind herzlose Redensarten blasierter Menschen, welche für die Tierwelt kein richtiges Verständnis haben. Der halb kultivierte Zimmervogel kann die angeborene Vorliebe des Menschen nach den in der freien Natur erwachsenen prachtvollen Wildlingen nicht befriedigen. Auch paßt kein anderes Geschöpf, so lieblich, so zutraulich, so genügsam, in die nächste Nähe des Menschen, als die befiederten Sänger der Fluren und Wälder. — Tauben, Hühner zu halten, ist nur dem Bemittelten vergönnt, der sich ohnehin durch „Ausländer" zu entschädigen weiß, und dem um teueres Geld nebenbei auch die „Inländer" trotz aller Gesetze zu Gebote stehen. Es ist eine hohe Pflicht gegenüber der Jugend, ihr Gemütsleben durch warmen Anschluß an die Natur zu kräftigen; ihr Gelegenheit zu geben, das Walten Gottes aus seinen Werken kennen zu lernen, und wie könnte das besser geschehen, als durch diese anmutigen, heiteren, leicht zu verpflegenden Geschöpfe, die mit einigen Spannen Raum im Zimmer vorlieb nehmen.

Darum gebe man den Vogelfang unter gewissen Einschränkungen und Einholung einer obrigkeitlichen Erlaubnis, etwa gegen Entrichtung eines Pachtgeldes frei, wodurch dem Liebhaber die Aussicht eröffnet ist, einen Singvogel zu seinem Vergnügen gegen billigen Ersatz zu erhalten**). — Die Zeit des Schutzes für die brütenden Singvögel ist ungefähr vom 20. April bis letzten August, und über die ganze Dauer dieser Hauptbrütezeit ist ein strenges Verbot gegen den Fang aller nützlichen Vögel zu rechtfertigen. — Die Jagdvögel haben eine andere Hegezeit, deshalb auch andere Schutzgesetze.

Die Jagd der Vögel.

Taf. 50, Fig. 13, 14, 15, Vogelfährten in halber natürlicher Größe.

In Deutschland gehört sie teils zu den Regalien, teils wird sie von den Gemeinden ausgeübt, oder auch in Pacht gegeben, und wird in manchen Staaten in hohe, mittlere und niedere, in anderen in hohe und niedere Jagd geteilt.

Zur hohen Jagd werden gewöhnlich Auer-, Birk- und Haselhühner, Fasanen, Trappen und Schwäne gerechnet; zur niedern Wildgänse, Wildenten, Feldhühner, Schnepfen und alle kleineren Vögel.

Die großen Vögel werden mit der Flinte und grobem Hagel, die größten selbst mit der Kugelbüchse geschossen; die kleineren mit den sogenannten Vogelflinten und feinem Hagel oder Vogeldunst. Windbüchsen werden ebenfalls manchmal angewendet; gute Blasrohr-Schützen können sich bei kleineren Vögeln dieses Mittels mit besserem Erfolge bedienen, als wenn man Sand oder Wasser in die Flinten ladet, welches sehr oft ganz unwirksam oder unanwendbar ist.

Um ein guter Flugschütze zu werden, gehört viel Uebung dazu; denn die Vögel sind sehr scheue Geschöpfe, welche den Jäger bei fortgesetzten Verfolgungen schwer schußmäßig an sich kommen lassen, und daher meistens bloß im Fluge aus der Luft geschossen werden können. Er muß mit Gewandtheit und Kenntnis zu Werke gehen, und ein guter Erfolg hängt trotzdem oft nur von seiner Geschicklichkeit im Schießen ab. Viele Vögel können bloß auf dem Anstande geschossen, und müssen auf mancherlei Weise ungesehen

*) In diesem Buche ist alles enthalten, um auch die seltensten Vögel, wenn auch nur für einige Zeit, durchbringen zu können; den nicht einzugewöhnenden nützlichen Arten kann man bald wieder die Freiheit schenken.

**) Ein beredter Verteidiger des Rechts, Stubenvögel zu halten, war Pastor Chr. L. Brehm. Siehe 6. Bd. Naumannia, 1856, S. 383 bis 386. — Das war auch dessen Sohn Alfred Brehm, was er an verschiedenen Stellen seines berühmten Werkes kräftig ausspricht. — In Cab. J. 1877. 209 ff., lesen wir einen energischen Artikel für das Halten der Stubenvögel von C. Breen, Tanne am Harz. — Und der wärmste Verteidiger dieses Rechts ist auch Dr. C. Ruß in seinem weit verbreiteten geschätzten Fachblatt: „Die Gefiederte Welt." — So auch Prof. Liebe in seiner hochbeliebten Monatsschrift.

belauert und hinterschlichen werden. Man muß deshalb die verschiedenen Plätze kennen, wo sie sich am liebsten aufhalten, damit man mit mehr Sicherheit in einem Hinterhalte sich anstellen und mit Schießgewehr auflauern, oder eine sonstige passende Fangmethode anwenden könne.

Ein vortreffliches Hilfsmittel gewährt die genaue Kenntnis der Fährten oder Fußstapfen (siehe Naumann, I. Bd. S. 133), welche sich, besonders bei den Sumpfvögeln, auf weichem Boden, im Sande oder im Staube abdrücken. Jeder Vogel hat hierin gewisse Abzeichen, welche teils der ganzen Familie, teils auch nur seiner Art eigentümlich sind; z. B. eine Art spreizt beim Auftreten die Zehen weit auseinander, wie der Kibitz (Vanellus cristatus) Taf. 50, Fig. 13. Setzt man in den Ballen dieses Vogels den Mittelpunkt eines Kreises, so läßt sich auf diese Weise der Kreis in fünf gleiche Teile teilen, wovon die Zehen drei Radien bilden. Bei den Schnepfenarten, z. B. bei der Heerschnepfe (Scolopax gallinago) Taf. 50, Fig. 14, welche sich durch eine längere Mittelzehe vor andern auszeichnet, stehen die Zehen ein wenig näher beisammen, und teilen, auf gleiche Weise gemessen, den Kreis in sechs Teile: der Goldregenpfeifer (Charadrius auratus) Taf. 50, Fig. 15, steht in einem siebenteiligen Kreise; der Mornellregenpfeifer hat die Zehen noch näher beisammen, und teilt den Kreis in acht Teile u. s. w. — Der Reiher, der Storch, der Kranich haben in ihren Spuren fast gleiche Größe, teilen durch das Ausbreiten der Zehen auf gleiche Weise den Zirkel in 6 Teile, und sind doch leicht voneinander zu unterscheiden. Der Reiher zeigt die Hinterzehe in ihrer ganzen Länge; beim Storch hinterläßt die etwas höher stehende Hinterzehe schon einen weniger starken Eindruck; und die Fußstapfe des Kranichs zeigt nur die vorderen, langen Zehen, nicht aber die Hinterzehe, weil diese so hoch steht, daß sie den Boden nicht berührt. — Die Fährten des Rebhuhns und der Feldtaube gleichen sich gar sehr; die höher stehende Hinterzehe des ersteren drückt sich aber weit weniger ab, als die tiefer stehende der letzteren. Doch ist zu merken, daß nicht jeder Tritt sich gleich gut abdrückt, daher wählt man zum Ausmessen immer nur die, von deren Gleichheit sich die größte Anzahl vorfindet. — Durch fleißige Uebung in diesem Zweige der Jägerei kann man das Augenmaß so schärfen, daß nicht selten das Gelingen der beabsichtigten Jagd dadurch bewirkt wird; und man kann auf diese Weise manchen seltenen Vogel erlauern, dessen Gegenwart man sonst nicht geahnt hätte.

Während der Brütezeit und solange die jungen Vögel noch nicht erwachsen sind, ist die Jagd auf Federwild in ganz Deutschland verboten; jedoch ist der genaue Termin dieser Schonzeiten in den verschiedenen Ländern und Provinzen nicht ganz übereinstimmend.

Uebrigens ist ein gut dressierter

Hund zur Jagd

sehr vielen Geflügelwildes unentbehrlich, und ich glaube einem Teil der Leser, besonders den städtischen Jagdliebhabern, welche die Hundedressur nicht besonders verstehen und doch einen ferm dressierten Hühnerhund zu besitzen wünschen, einen Dienst zu erweisen, wenn ich einige Anleitung, sowohl nach eigenen, als nach den Erfahrungen tüchtiger Weidmänner, darüber gebe. Ein Hund von guter Rasse wird, sobald er nur recht laufen kann, angewöhnt, daß er, wie die Wasserhunde, alles holt, was man ihm hinwirft, und seinem Herrn zuträgt (apportiert), welches den Hund thätig und geschäftig macht. Wenn er etwa ein Vierteljahr alt wird, lehrt man ihn, daß er in der Stube vor einem Bissen Brot still stehe, oder sich niederlege und es nicht angreife, bis ein gewisses beliebiges Wort ausgesprochen wird, und also sein Herr es ihm zu nehmen erlaubt. Diese Künste werden mit dem Hund täglich getrieben, bis er etwa ein Halbjahr alt ist; und man hat inzwischen für weiter nichts Sorge zu tragen, als daß der Hund sich nicht etwa angewöhne, Gänse und Hühner in den Höfen zu jagen, worüber er stets scharf zu bestrafen ist; wie auch, daß man ihn nicht mit den Kindern oder dem Gesinde auf Straßen und in das Feld laufen lasse, welches den jungen Hunden, die abgerichtet werden sollen, sehr schädlich, aber dadurch leicht zu verhüten ist, wenn man sie anbindet oder einsperrt. Ist nun das halbe Jahr herum, so führt man den Hund das erste Mal ins Feld, läßt daselbst einen lebendigen Vogel mit abgestutzten Flügeln aus, ohne daß er's sieht, und heißt ihn suchen, als ob er ein Holz oder einen Handschuh, so er zu holen pflegt, suchen sollte; wenn er nun durch solches Suchen den Vogel findet, ruft man ihn an und heißt ihn still stehen, wie er zu Haus vor dem Brot still steht oder liegt. Dieses wird er auch alsbald, oder doch, wenn er einmal bestraft wird, willig thun; danach legt man ihn wieder an die Leine, und führt ihn nach Haus; denn ihn ledig laufen zu lassen, ist höchst schädlich, und er muß jederzeit an der Leine hinaus ins Feld und wieder nach Haus geführt werden. Diese Sorgfalt unterlassen viele Hundedressierer aus Bequemlichkeit, wodurch aber die Hunde gänzlich verdorben werden; denn bekanntlich muß diese Führung deshalb geschehen, damit die Hunde hinter ihrem Herrn zu bleiben gewöhnt werden, wozu man sie, so oft sie zu weit hervortreten, durch einen Pfiff und Streich mit der Rute anweist. Wenn dieses nur ungefähr zehnmal, des Tages eine Stunde, und nur zwei Tage in der Woche geschieht, so wird der Hund, wenn man ihn im Feld suchen läßt, dadurch schon begriffen haben, daß er sich hinter seinen Herrn begeben muß, wenn man ihm pfeift und mit der Rute drohend zurückgehen heißt. Damit er dieses wohl fasse, läßt man es ihn auf jedem Gang einigemal thun; man befreit ihn nämlich von der Schnur, heißt ihn suchen, ruft ihn baldigst herbei und bindet ihn wieder an. Thut der Hund dieses, wie er es auch gewiß thut, wenn er auf diese Weise dressiert wird, so ist er schon halb abgerichtet, und man hat nur fortzufahren, ihn allwöchentlich ein paar Mal vor einem gestutzten Vogel im Feld vorstehen zu lassen. Viele Jäger meinen, der Vorlaß müsse durch ein Rebhuhn geschehen, sonst gewöhne sich der Hund, nur kleine Vögel zu suchen; aber das ist nicht der Fall; man lasse den Hund nur sein Alter erreichen, so wird er schon unterscheiden, was Hasen und Rebhühner, und was andere Vögel sind. — Ist der Hund dreiviertel Jahr alt, und obiges mit ihm fleißig geübt worden, so führe man ihn das erste Mal auf Rebhühner, auf im Feld liegende Hasen, oder auf Wachteln, und lasse ihn die Probe ablegen. Er wird sie das erste Mal wohl hinausstoßen; sollte er fehlen,

so darf man ihn anfänglich nicht zu hart strafen. Dabei ist aber noch ferner in acht zu nehmen, daß man ihn nach empfangenen Schlägen ja allezeit wieder an die Leine nehme, und nicht davon befreie, bis man einige hundert Schritt weiter fortgegangen; denn wenn man ihn gleich laufen läßt, geschieht es öfters, daß der Hund nach Haus springt und nicht mehr zu seinem Herrn geht, welche üble Gewohnheit oft nur schwer abzugewöhnen ist; wenn man ihn hingegen etliche hundert Schritte fortführt, hat er die Schläge schon vergessen, worauf man ihn dann wieder ein wenig liebkost und aufs neue suchen heißt.

Daß ein junger Hund, wenn er zu Haus angelegt wird, anfangs nicht an einen Strick, sondern an eine Kette gebunden werden müsse, weil sie sonst die Stricke zerbeißen lernen, ist wohl allen Jagdliebhabern bekannt; aber daß man vor einem jungen, vorstehenden Hund, den man zum Tiras brauchen will, nicht schießen dürfe, das weiß nicht ein jeder, und dadurch werden doch manche Hunde, die sonst zu allem gut geworden wären, vernachlässigt. So oft man vor dem Hund im Flug oder auf der Erde schießen will, soll er abgerufen und hinter seinem Herrn zu bleiben geheißen werden, sonst läßt er sich gar nicht mehr abrufen, und ist zum Treibzeug nicht mehr zu gebrauchen. — Wasserhunde werden im allgemeinen auf gleiche Weise dressiert, nur läßt man sie hauptsächlich aus dem Wasser apportieren. — Windhunde, in ähnlicher Dressur erzogen, kann man, beiläufig gesagt, Hasen im Laufe einholen und apportieren lernen. — Es erfordert zwar viele Geduld und Aufmerksamkeit, vorstehende Hunde mit dreiviertel Jahren vollkommen herzurichten, indessen kommen ihre geistigen Fähigkeiten, namentlich ihr gutes Gedächtnis, womit sie von der Natur ausgerüstet sind, bei der Dressur sehr gut zu statten; man darf es nur weder an der nötigen Strenge, noch auch an Liebkosungen zur rechten Zeit fehlen lassen. — Auch lasse man nie außer acht, für ein warmes, reinliches Nachtlager aus Heu oder Stroh zu sorgen, damit sich der Hund nicht erkälte und den späteren Zahnwechsel (die Sucht) kräftig durchmachen könne.

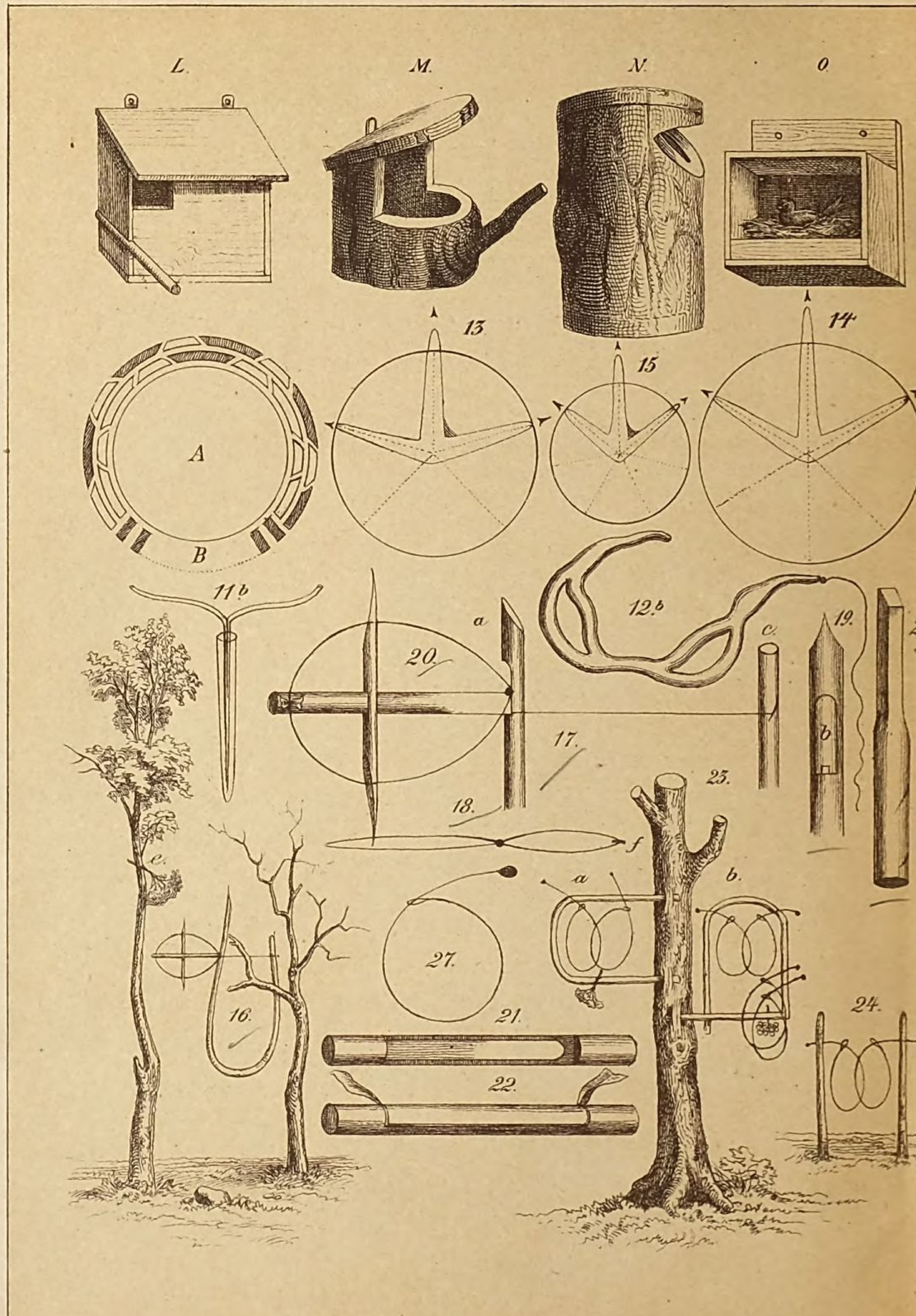
Das Lähmen der Flugkraft.

Taf. 50, Fig. F.

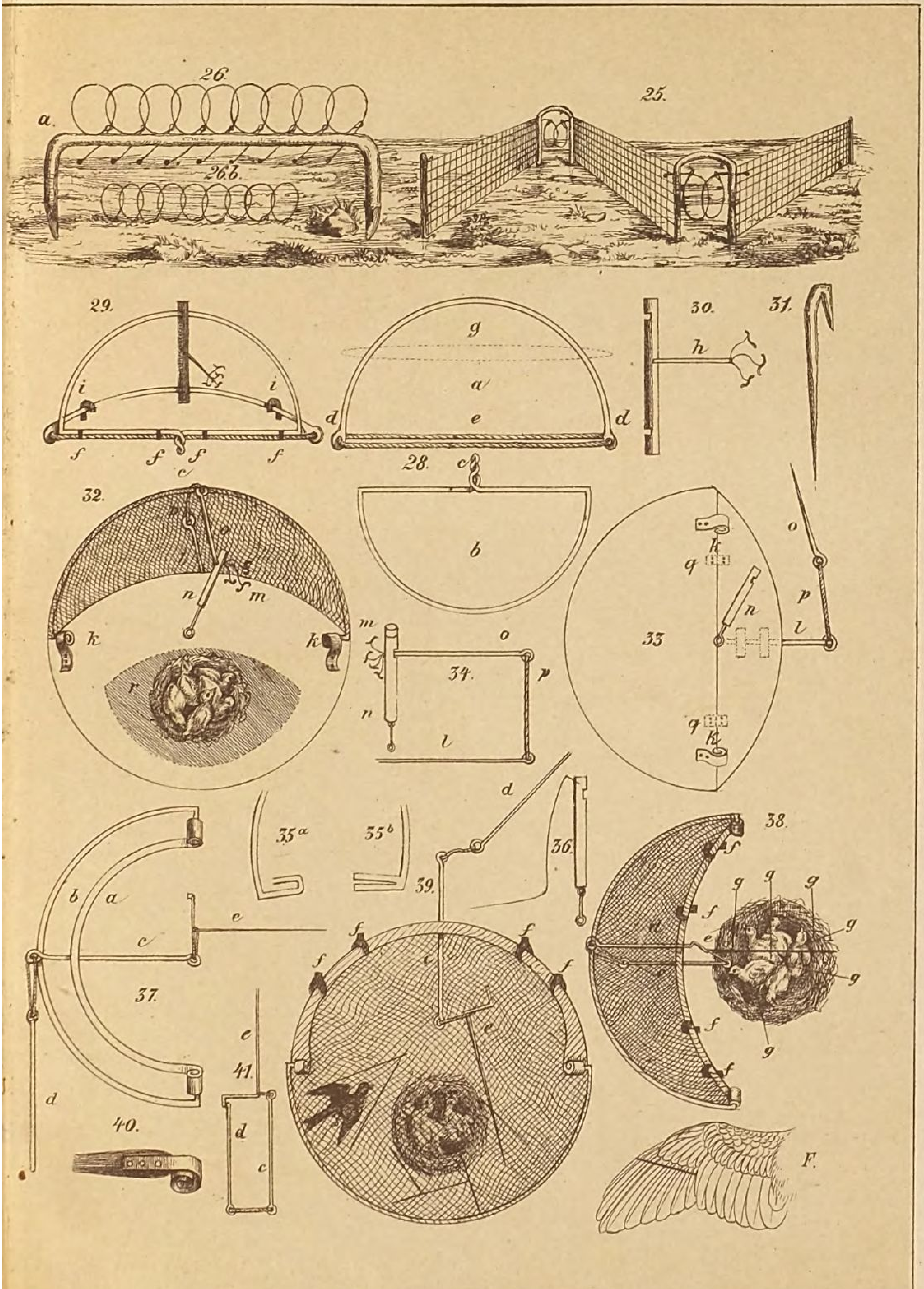
Manche Vögel sind in der ersten Zeit ihres Eingewöhnens mißtrauisch, scheu und stürmisch, flattern heftig im Käfig umher, und schädigen Gefieder und Schnabelwurzel durch fortwährendes Stoßen gegen die Stäbe. Diesem hilft man ab durch Verhüllen des Käfigs, freundliches Anreden, und wo dieses nicht zureichend ist, den Widerstand des Vogels zu überwinden, als Notbehelf durch Binden der Flügelspitzen auf dem Rücken. Es muß dieses auf eine Weise geschehen, daß von jedem Flügel 6 bis 8 Schwingen gleichmäßig mit einem Faden zusammengewunden werden und die Flügel doch dabei ihre natürliche Lage an den Seiten beibehalten, d. h. durch ungleiches Einbinden nicht eine unnatürliche Stellung bekommen. Hat sich der Vogel erst etwas beruhigt, so werden die Flügelspitzen sofort wieder aufgebunden und mit Wasser gewaschen, damit die Spuren des Bindens vergehen. Aber nicht alle Vögel ertragen dieses Zusammenbinden beider Flügelspitzen. Sie werden zuweilen dadurch nur ungebärdiger, machen tolle Sprünge, fallen auf den Rücken und kommen nicht zur Ruhe. Für solche Vögel ist dieses Mittel nicht anzuwenden. — Bei frisch in den Schlag einzugewöhnenden Tauben, für die man keine Absonderung hat, die anderen Tauben aber doch auch nicht wegen eines einzelnen Paares so lange einsperren will, bis diese eingewöhnt sind, ist diese Methode des Flügelbindens sehr anwendbar. Hat man Tauben, denen man das Entweichen zutraut, so kann man die vier vordersten Schwingen jedes einzelnen Flügels zusammenbinden, infolgedessen sie nur notdürftig fliegen können, also nicht in der Lage sind, weit nach ihrem früheren Lokal zu suchen. Auch im Zimmer bei freiem Lauf kann das Binden einige Zeit angewandt werden, bis der Vogel ruhig wird und nicht mehr in die Höhe stößt. Das Binden hat den Zweck, den Vogel nicht zu verstümmeln, sondern demselben die Flugkraft zu wahren, wenn er in die Volière gesetzt wird. Wird das aber nicht beabsichtigt, so kann man die Schwingen beschneiden.

Das Beschneiden der Schwingen geschieht an den 9 vorderen Schwingen, welche man hart unter ihren Deckfedern wegschneidet, so daß letztere noch stehen bleiben, siehe Taf. 50, Fig. F. Der schwarze Strich bedeutet den Schnitt durch die Federn mit einer Schere. Die Flugkraft des Vogels ist dadurch entkräftet und der Flügel nicht entstellt, weil die vorderen Schwingen unter die hinteren gezogen werden, was bei zusammengelegtem Flügel nicht sichtbar ist. Nur am Mangel der verlängerten Spitze ist das Beschneiden zu erkennen, was aber durch die nächstfolgende Methode zu beseitigen ist. — Will man z. B. in einer Volière den Vogel flugunfähig machen und möglichst wenig davon merken lassen, so läßt man die zwei äußersten Schwingen stehen, schneidet von da an eine Lücke von 7 bis 9 Federn aus den Schwingen, und es wird bei zusammengelegtem Flügel kaum etwas zu bemerken sein. — Daß die abgeschnittenen Schwingen in der Hauptmauser, welche im Sommer beginnt, wieder nachwachsen, deshalb unter gleichen Umständen aufs neue beschnitten werden müssen, ist nicht zu übersehen. — Einem Wildfang, dem man mit dem Abschwächen der Flugkraft auch seine Wildheit nehmen, sein polterndes Umherstürmen unmöglich machen will, schneidet man 9 Vorderschwingen, wie oben angegeben, ab, läßt ihn im Zimmer austoben, und wenn er merkt, daß es mit dem Flug ins Weite ein Ende hat, nimmt er meistens ein ruhigeres Benehmen an. Soll der betreffende Vogel für einen Zimmerflug noch etwas Flugkraft behalten, so schneidet man nur 5 Vorderschwingen unter den Deckfedern ab. Ein solches Beschneiden schadet dem Vogel nicht und leistet oft sehr gute Dienste für friedliches Eingewöhnen.

Das Lähmen der Flugkraft (oder das Gelenken) vermittelst einer Operation geschieht auf



L.
M.
N.
O.
13.
14.
15
A
B
11.b
12.b
20.
a
c.
19.
b
17.
23.
18.
f
e.
a
b.
27.
16.
21.
22.
24.


26.
26.b.
25.
29.
28.
30.
31.
32.
33
34.
35a
35b
36.
37.
38.
39.
40.
41.
F.

folgende Weise: Man legt den Vogel auf den Rücken und läßt sich denselben in dieser Lage mit einem ausgespannten Flügel von jemand halten; dann sucht man das vordere Handgelenk, welches fünf Schwingen enthält, setzt einen bereit gehaltenen scharfen Meißel auf, und trennt es mit einem einzigen kräftigen Schlag darauf. Man hat dann nur noch nötig, die etwa anhängende Haut sorgfältig zu trennen. Die Wunde bedarf keines Verbandes und die wenige Blutung stillt man mit gleichen Teilen von arabischem Gummi, pulverisiertem Colophonium und Alaun, oder man überläßt es ganz der Natur. Hierdurch ist der Vogel für immer zum weiten Fliegen untüchtig, weil er bei jedem Versuch auf die gelähmte Seite überkippt. Beide Flügel zu lähmen ist unnütz; man würde damit nur die Schmerzen verdoppeln und auch nicht verhindern, daß solche bei hergestelltem Gleichgewicht wieder etwas, wenn auch nicht hoch und nicht weit, zu fliegen vermöchten. — Die größere Amputation des Flügels betrifft die Ablösung der ganzen Hand vom Vorderarm, womit 9 bis 10 Federn samt dem Afterflügel wegfallen. Diese Operation findet ebenso statt, wie oben beschrieben, man hat sich aber zu hüten, daß vom Knochen des Vorderarmes nichts weggeschnitten werde, weil die Heilung sonst sehr erschwert wird und mancher amputierte Vogel hingeht. Diese Operation besorgt am sichersten ein Tierarzt.

Jeder Vogel, der gelenkt wird, soll vorher schon an das Kunstfutter gewöhnt sein, damit bei etwa eintretendem Wundfieber nach der Operation nicht auch noch Schwäche durch Abneigung gegen das künstliche Futter hinzukomme, weil das leicht den Verlust des Vogels verursachen kann. Es ist nichts Seltenes, daß bei dem Gelenken frisch gefangener Wildenten, die noch nicht eingewöhnt sind, oft mehr als die Hälfte der Schwäche und dem Wundfieber erliegen. Das Stopfen der amputierten Vögel, welche nicht selbst fressen wollen, ist dann so lange nötig, bis die Wunde geheilt ist, was bei ruhigem Verhalten etwa 2—3 Wochen ansteht.

Inhalts-Verzeichnis.

Adressen von Tierhandlungen, Naturalienhandlungen, Fabrikanten von Käfigen, Nistkasten u. a.

Charles Jamrach, Naturalist, Museum 179 and 180 St. Georges St. East in London.
William Rice, Naturalist, 1 Kings Place Commercial Rd. in London.
Mr. Beretta, Rue St. Honorée 202 & Rue de Valois 2 in Paris.
Mr. Bara, Boulevard Beaumarchais 99 in Paris.
Handels-Menagerie Hagenbeck in Hamburg.
Fockelmann, Tierhandlung in Hamburg.
C. Wagner in Oldenburg, Wassergeflügel.
Fr. Hlouscheck in Prag, Singvögel, Sprosser, Nachtigallen, Drosseln, Steinrötel u. a.
Lehrer Neu in Hahnenweiler (Württemberg). Gelernte Dompfaffen (1880).
L. Brunner, Tierhandlung in Wien III, Rudolfsgasse 28. Hirsche, Rehe, Hasen, Frettchen, Reb- und Steinhühner, Fasanen, Enten, Papageien u. a.

Neue Adressen von 1890—91.

G. Hahn, Wien. Naschmarkt Stand 223. Nachtigallen, Sprosser, Schwarzköpfchen u. a. Sänger.
Linnaea, Naturhistorisches Institut in Berlin, Luisenplatz 6. Vogelbälge, Vogeleier, Vogelskelette und Vogelschädel, Glasaugen, sowie alle zum Präparieren von Naturalien nötigen Instrumente u. s. w.
Wilh. Schlüter in Halle a. d. S., Naturalienhandlung und Lehrmittelhandlung; Vogelbälge, Vogeleier, Glasaugen, Gerätschaften zum Präparieren u. s. w.
Gebr. Reiche in Alfeld, Hannover. Mandarin-Enten, Pfauen, Papageien, Prachtfinken, Teju-Eidechsen u. a.
H. Schulze, Zool. Handlg. in Altenburg i. S. Papageien, Prachtfinken, inländische Sänger, Schwäne u. a.
Gust. Voß in Köln. Sonnenvögel (= chinesische Nachtigallen), Kardinale u. a.
Hauth in Potsdam, Weinmeisterstraße 63. Prachtfinken u. a.
G. Schlegel, Vogelhandlung in Hamburg. Neuer Steinweg 15. Papageien, Prachtfinken u. a.
M. Bonvie, Amsterdam, Bloedstraat 7. Feldlerchen, singende Hahnen, 50 St. = 90 M. 6. St. = 6 M.
Aug. Dietz, Burg bei Magdeburg. Inländische Finken, Wachteln à 2 M.
Math. Rausch, Vogelhandlung in Wien, 7. Bez. Schottenfeldgasse Nr. 95. Beste Singvögel.
J. O. Rohleder, Leipzig-Gohlis. Prachtfinken, Wellensittiche, Paar 9 M., kleine Alex. Sittiche, Pr. 11. M.
Gottl. Wanek, Vogelhandlung in Prag, Böhmen. Nachtigallen, Sprosser, Steinrötel, Schwarzplättchen u. a.
C. Klemm, Meerane i. S. Schrödergasse 1. Trute'sche Hohlroller von 10—30 M.
Gust. Reiß, Berlin N.O., Landsbergerstr. 33, Zool. Hdlg. Papageien aller Arten, Prachtfinken, Kardinale, Sonnenvögel, Paar 7,50, fremde Wachteln, Tauben, Mandarin-Enten in Pracht, Paar 30 M.
Geiduscheck II in Pancsowa, Süd-Ungarn, und Belgrad-Serbien. Große Vogel-Handlung. Wasser-, Sumpf-, Raubvögel u. a.
H. Förster, Zool. Hdlg. in Chemnitz. Wellensittiche und andere Fremdvögel.
„Ornis“, Prag 731/II. Nachtigallen, Sprosser, Sumpfsänger u. a. Billige Preise für Kleinhändler.
E. H. Zollikofer, Präparator in St. Gallen. Schweizer Alpentiere, namentlich Vögel; lebend und im Fleisch oder Balg. Auch vorzüglich gestopft.
Die „Zoologischen Gärten“ in Berlin, Frankfurt a. M., Köln, Dresden, Amsterdam, Antwerpen, Hamburg u. a. sind häufig in der Lage, überzählige Tiere (Vögel) abzugeben und hätte man sich deshalb an die Direktoren dieser Institute zu wenden.
H. Daimer, Berlin, Kochstraße 56. Fische, Axolotl, Harzer Roller u. a.
S. J. Bell, The Game Farm, Stiffkey, Wells, Norfolk (England). Frische Fasanen-Eier.
Emil Altmann in Dresden. Lebendes Birkwild.
F. Ziwsa, Tierhandlung in Troppau, Oesterreich. Wilde amerikan. Puter, Birk- und Auerwild, Böhmische Jagdfasanen, Rebhühner, lebende Uhus u. s. w.
B. Dase, Istad, Schweden. Ausgewachsene gesunde Auer- und Birkhühner.
Forstverwaltung Ponienstütz, Post Schonowitz, Oberschlesien. Lebende Fasanenhennen.
H. W. Schaible in Ulm a. D. Lebende Uhus.

Käfige u. a.

Stüdemann, Berlin, Weinmeisterstraße 14. Käfige von verzinktem Draht, vom kleinsten bis zum größten Heck- oder Papageikäfig.
E. Frühauf in Schleusingen, Thüringen. Nistkasten für in- u. ausländische Vögel, Harzer- u. Gimpelbauerchen en gros.
Arth. Hermann, Oschatz. Käfige, groß und klein.
Hartleb und Leibe in Gelze, Thüringer Wald. Nistkastenfabrik.
Theod. Halle Sohn, Braunschweig, Steinweg 5. Nistkasten aus span. Korkeiche, per Stück 80 Pf.
Antonie Weber in Haynau, Prov. Schlesien. Raubtierfallen und sonstige Fangapparate.
Rudolf Weber in Haynau, Schlesien. Klappfallen, Fangapparate für Raubtiere 2c.
E. Grell und Comp. in Haynau, Prov. Schlesien. Raubtierfallen.
R. Wolff, Mechaniker in Delitzsch, Sachsen. Raubtierfallen.
Dr. Karl Ruß, Berlin, Belleallianceestraße 81, III. Der unermüdliche, thätige Beförderer der Vogelpflege und Vogelzucht kann jedem Liebhaber in dieser Richtung durch seine vielen größeren und kleineren Werke mit Rat und That beistehen. Dessen monographische Schriften sind in unserm Autorenverzeichnis speziell angeführt. Die meisten obigen Adressen sind der von Dr. Ruß redigierten Fachschrift „Gefiederte Welt“ entnommen.
Zum Schluß. Der gewaltige Strom der Zeit überflutet Alles. In einigen Jahren werden auch manche dieser Adressen veraltet oder verschwunden sein; in vielen Jahren ihrer viele. Das mögen sich die werten Besitzer unseres Buches merken; und in Jahr und Tag die Adreßverzeichnisse durch neue ergänzen oder die Richtigkeit der alten sicherstellen, um unnütze Schreibereien und Porto zu ersparen.

Verbesserungen und Nachträge.

Einleitung.

Seite 18, Zeile 37 von oben, steht: schuldig sind, setze bei: Linné starb den 10. Jan. 1778.

S. 27, Z. 20 v. u. steht: Wolton, setze: Wotton.

S. 30, Z. 7 v. o. steht: Middendorf u. s. w. Dieses große Werk gehört nicht unter die „Systematischen Verzeichnisse", sondern unter die „Allgemeinen Werke".

S. 30, Bücher für besondere Liebhaberei. Setze bei:

Prütz, G., Mustertauben-Buch. Hamb. 1883—86.

Der Praktische Taubenzüchter v. L. Wright. Aus dem Engl. übers. von Fr. Trefz, Münch. 1880.

Der Praktische Hühnenzüchter. Von demselben.

Book of Poultry by Lewis Wrigth. Ill. by J. W. Ludlow, Cassell, Petter und Galpin, London. Mit prachtvollen Bildern in Farbendruck und schwarz.

Baldamus, A. C. Handbuch der Federviehzucht. 2 Bde. Dresden 1878.

S. 41, Z. 7 v. u. steht: hart hälftig, setze: stark hälftig.

Laufender Text.

S. 2, Z. 3 v. o. steht: 1885, setze: 1855.

S. 2, Z. 20 v. o. steht: Singschwan, setze: Pelekan.

S. 5, Z. 7 v. o. steht: am längsten; setze bei: die 1. Schwinge verkümmert.

S. 5, Z. 26 v. o. steht: *Penn.* 1866, setze: 1766.

S. 6, Z. 2 v. o. steht: uscinia, setze: luscinia.

S. 8, Z. 21 v. o. steht: Waldungen, setze: Waldwege.

S. 22, Z. 18 v. o. steht: *Naum.* 1825, setze: 1822.

S. 32, Z. 3 v. u. steht: Gebiete; setze bei: Es ist diejenige Varietät, welche am meisten in Deutschland brütet.

S. 39, Z. 13 v. o. steht: Bienenmotten, dafür setze: Motten oder Mücken, oder 2c.

S. 56, Z. 1 v. u.: streiche diese ganze Zeile.

S. 65, Z. 23 v. u. steht: Schackrutscher, setze: Schackrutchen.

S. 79, Z. 6 v. o. Diesem Goldhähnchen fehlen die deutschen Synonyme, setze bei: Gelbköpfchen, Safranköpfchen, Goldämmerchen, Goldpiepchen, Tannenmäuslein, Sommerkönig, Haubenkönig, Weidenmeise, Zisbelbertchen.

S. 92, Z. 19 v. u. steht: *L.* 1858, setze: 1758.

S. 93, Z. 17 v. o. steht: auf. Setze bei: (Fruticola und Horticola, Naum. dürften zu einer Art gehören, E. Hartert, Orn. Preußens 1887.)

S. 96, Z. 3 v. u. steht: Rohrschilf, setze: Rohrschirf.

S. 115, Z. 1 v. u. steht: Mitte Mai, setze: Mitte oder Ende des April.

S. 116, Z. 4 v. o. steht: leicht. Setze bei: Sie machen 2 Bruten.

S. 129, Singdrossel, Z. 25 v. u. steht: erzog. Setze bei: Die Singdrossel pflanzt sich in Gefangenschaft leicht fort; die Jungen gedeihen vortrefflich und pflanzen sich wieder fort. Prof. Liebe, ein mustergiltiger Vogelwirt, stellte wiederholt gelungene Versuche an. (Liebe's Monatsschr. 1886, S. 310 ff.) Das Futter für die Jungen waren Ameiseneier mit etwas feuchter Erde vermischt, und darunter etwas zerriebenes Ei. — Steinrötel mischen ihre Aetzbrocken lieber mit Sand als mit Erde: (L. Monatsschr. 1885, S. 15.) Aehnliches wurde bei der Gilbdrossel, Turdus Grayi, Bp., beobachtet. (L. Mon. 1890, Nr. 17, 289.)

S. 132, Z. 22 v. o. Zum Brüten der Rotdrossel setze bei: Uebrigens sind doch einige Fälle ihres Brütens in Deutschland beobachtet und veröffentlicht. Prof. Liebe fand 1868 im Juni ein Nest mit 5 Eiern bei Ronneburg (Ost-Thüringen.) L. Mon. 1886, Nr. 2, 30. Auch Ernst Hartert berichtet über einige Fälle aus den 70er Jahren bei Memel (Ost-Preußen). Siehe „Ornis der Prov. Ost-Preußen von E. Hartert 1887."

S. 158, Z. 1 v. u. setze bei: Die Alpenmeise ist von Konr. v. Baldenstein in der „Neuen Alpina" 2. Bd. 1817, S. 32—36 recht ausführlich beschrieben. Nach Herrn v. Tschusi ist der Lockton dieser Meise ein tiefes langgezogenes kä kä, für ein geübtes Ohr vom Ruf der Sumpfmeise leicht zu unterscheiden. Orn. Jahrbuch von Tschusi 1890, S. 42.

S. 162, Z. 11 v. o. ist die Lasurmeise für Bosnien und für die Herzegowina als Brutvogel aufgeführt. Das ist, nach Herrn Othmar Reiser, Kustos am Landesmuseum in Sarajevo, nicht richtig. Man findet daselbst keine Spur von Lasurmeisen; nur Blaumeisen auf dem Zuge, und auch diese vereinzelt. Dies zur Berichtigung!

S. 171, Spechtmeise, Z. 16 v. u. steht: Sie nisten von 4 bis 20 m vom Boden entfernt. Nach A. Walter ist zu setzen: 1½ bis 20 m über dem Boden (maximum et minimum).

S. 181, Z. 26 v. o. steht: im Juni 5—6 Eier. Setze dafür: findet man von Mitte Mai bis anfangs Juni 5 bis 7 Eier u. s. w. (L. Monatsschr. 1891, S. 95 von G. Clodius.)

S. 190, Z. 12 v. o. steht bei der Ueberschrift: ruspestris, setze rupestris.

S. 203, Z. 21 v. u. steht: Dunen-Jungen, streiche: Dunen.

S. 218, Z. 25 v. o. steht: abliest; setze bei: er frißt aber auch behaarte Raupen. (L. Monatsschr. 1888, S. 116.)

S. 232, Z. 17 v. o. schalte ein: Doppelmauser, wie auch die meisten Vögel.

S. 240, Wiesenpieper, Z. 8 v. u. steht: gefleckt; setze bei: Bürzel und obere Schwanzdeckfedern stets ungefleckt.
S. 389, Buntspecht, Z. 6 v. u. steht: rotem Schnabel, setze: Scheitel.
S. 464, Kuttengeier, Z. 13 v. o. steht: weißes Ei. Setze bei: Noch öfter aber ist das Ei bräunlich gefleckt, nicht in großen, sondern in feinen Fleckchen, so daß das Ei zuweilen einfarbig hellbraun (oder auch dunkler) aussieht. So gefärbte Eier nimmt man lieber in Sammlungen auf als weiße (A. Walter).
S. 580, Z. 9 v. o. steht: Aupeilarus, setze: Clupeilarus.
S. 584, Z. 9 v. o. steht: die vordern weiß mit schwarzen Enden. Streiche diesen Satz.
S. 599, Z. 19 v. u. steht: Blanks-Gmelin, setze: Banks-Gmelin.
S. 608, Albatros, Z. 29 v. o. steht: verzehren. Setze bei: Eine sehr eingehende Beschreibung findet der Interessent in Liebe's Monatsschr. 1890, 187 ff., mitgeteilt durch Dr. H. Schalow.
S. 631, Zwergschwan, Z. 5 v. u. steht: beide Arten sehr nahe. Dies entstellt den Sinn, und muß lauten: Im Skelett stehen sich beide Arten sehr nach!
S. 634, Z. 15 v. o. steht: 9 Arten. Setze: 10 Arten.
S. 634, Z. 23 v. u. steht: nach dem Höcker, setze: nach dem Rücken.
S. 672, Z. 24 v. u. steht: 17 Arten, setze: 16 Arten.
S. 742, Kleine Sumpfralle, Z. 9 v. u. ist ein Citat (aus Liebes Monatsschr. 1890, Nr. 12, 328, von E. Ziemer) beigesetzt, welches eigentlich bei Porzana stehen sollte, was auf den ausdrücklichen Wunsch des Einsenders jenes Artikels bemerkt sei. Die Beobachtung des Herrn Ziemer ist insofern zu beachten, als während des Wandertriebs diese Ralle (Porzana) viel lebhafter und schneller fliegt, als während des Aufenthalts am Brutplatz, wo sie nur „Versteckspielen" und um jeden Preis das Fliegen vermeiden will. — Solche aufmerksame Beobachtungen dürfen nicht ignoriert, sondern müssen hervorgehoben werden, da sich von anderer — selbst von autoritativer — Seite die Ansicht geltend zu machen sucht, daß Rallen ihre Wanderungen „größtenteils zu Fuße zurücklegen", welche Annahme für Vögel jedenfalls keinen richtigen Sinn hat. — Diese Beobachtung des Herrn Ziemer ist daher viel weiter auszudehnen: „Nicht allein die Rallen, sondern alle Vögel sind während des Wandertriebs in erhöhter Potenz, d. h. während dieser Zeit fliegen sie anhaltender und schneller."
S. 747, Z. 12 v. o. steht: 5, setze 7 Familien.
S. 787, Z. 19 v. o. steht: L. 1746—48, setze: 1746—66.
S. 812, Z. 22 v. o. steht: Rind, setze: Ried-
S. 860, Z. 3 v. u. steht: Sumpfvogel, setze: Sumpfgeflügel.
S. 865, Z. 2 v. o. steht: Fig. 5, setze: Fig. 6.
S. 877, Z. 10 v. o. steht: 5, setze: 6 Arten.